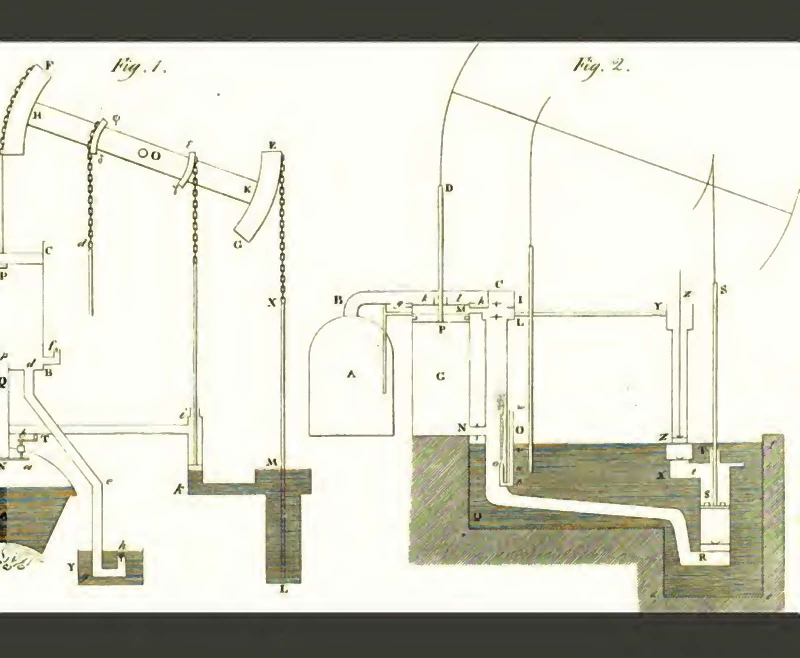
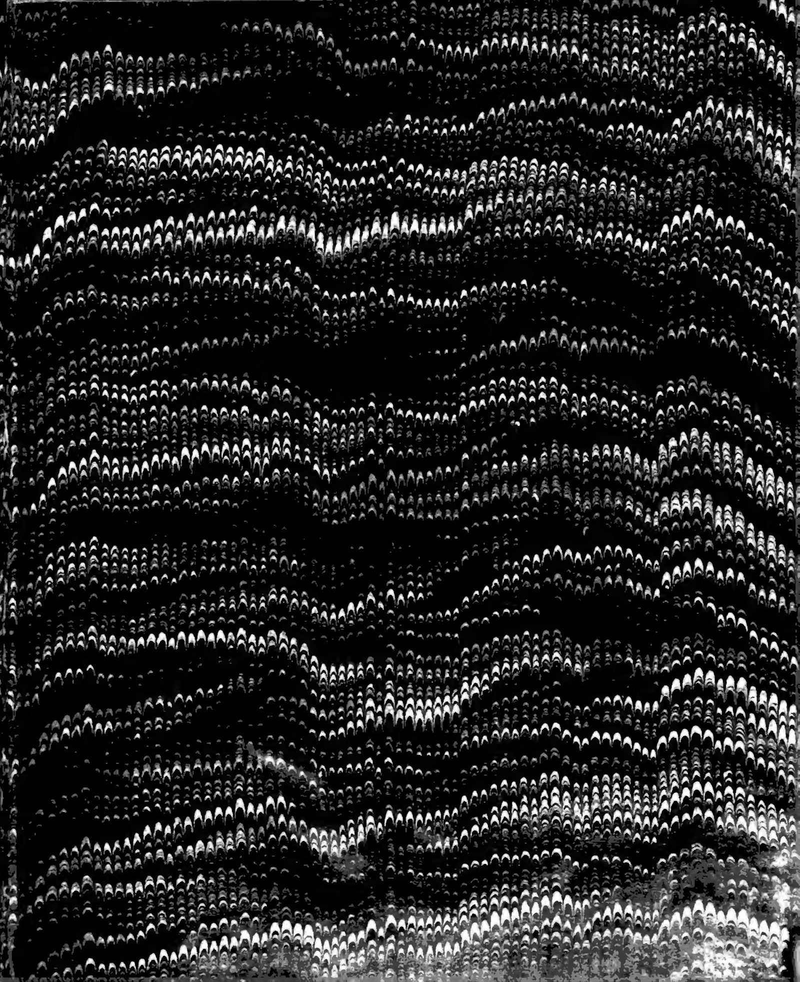


Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste ...



LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
READING
ROOM
LIBRARY
U. S. PATENT OFFICE.
No.
Class
Case 207
Shelf 2



Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

ENCYKLOPÄDIE.

ERSCH & GRUBER.

VOL. XI.

D — Demeter.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Dreiundzwanzigster Theil.

D — DEMETER.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1832.


LIBRARY OF CONGRESS
DUPLICATE
EXCHANGED

D.

D 1) als Sprachlaut. D ist der gelinde Zahnlaut, und kann insofern mit allen gelinden Lauten und mit allen Zahnlauten wechseln. Die letztere Art des Lautwechsels kömt am häufigsten vor; sofern aber *d* zu denjenigen Zahnlauten gehört, bei welchen die Zunge an die Zähne schlägt, so wechselt es auch ebenso häufig mit *r*, wobei die Zunge an den Gaumen schlägt, als mit dem reinen Zungenlaute *l* und dem reinen Zahnlaute *s*. In Verbindung mit diesem Sauselaute erzeugt es das griechische ζ, welches unserm ß oder dem lateinischen *ſs* entspricht, bei dem aber, welcher kein *s* zu sprechen vermag, zu *j* oder einem zum Consonanten erstarrten *i* wird. Weil nun das *j* so leicht wieder in den Zischlaut übergeht, so erklärt sich daraus eben sowol die häufige Verbindung eines Zischlautes mit dem *d*, als der Übergang eines Zahnlautes in den Gaumenlaut, welcher weit häufiger ist, als der Übergang in den Lippenlaut. Wird bei der Vereinigung eines *d* mit dem Sauselaute der Zahnlaut zugleich verhärtet, so entspringt daraus unser z, wie bei der Vereinigung mit dem Zischlaute das *tsch*, und bei dem Übergange in den Gaumenlaut das *ch*. Hieraus erklärt sich der merkwürdige Lautwechsel in den verschiedenen Mundarten der Mixteca-Sprache im Plateau von Mexico, welche, ungeachtet des Mangels fast aller Lippenlaute und des *r*, dennoch in den Lauten also wechseln, daß mehre Dialekte *j* oder *ch* für *d* oder *s* setzen, der Dialekt in Mactlantongo aber *d* und *dz* sehr häufig in *l* verwandelt. So spricht dieser Dialekt *luhu* für *duhu* (ich), wofür andere Mundarten *juhu* oder *chuhu* sagen. Gleich merkwürdig ist die dialektische Verschiedenheit, welche Falkner von der moluckischen oder araukanischen Sprache Südamerika's anführt, der zufolge die Pehuenche und ihre Nachbaren, die Huilliche bis Chiloe, weder *d* noch *r* haben, sondern statt beider *s* setzen; die Picunche dagegen, die kein *s* haben, oft dafür *d* oder *r*, wie *t* statt eines *ch* sprechen, so daß z. B. die Wörter der erstern somo (Frau), vucha (groß), huasanca (tausend), bei den letztern domo, vuta, huaranca lauten. Nicht minder auffallend ist das Lautverhältniß zwischen den maypurischen Dialekten im Mittel von Amerika; denn wo die eigentlichen Maypuren *j* sprechen, setzen die Guipunaven häufig *d*, die Kavèren aber *sc*, und die Avanen auch bald *d*, bald umgekehrt *j*, statt des maypurischen *t*. Weit einfacher ist die Lautverschiebung, welche Grimm (teutsche Grammatik. 1. Thl. S. 584.) in unserer Sprache nachgewiesen hat, und der die Lautverschiebung zwischen den Lippen- und Gaumenlauten analog auf folgende Weise bestimt:

Griechisch:	Gothisch:	Althochteutsch:
D.	*T.*	*Z.*
Th.	*D.*	*T.*
T.	*Th.*	*D.*

oder

Griechisch:	*D.*	*Th.*	*T.*
Gothisch:	*T.*	*D.*	*Th.*
Althochteutsch:	*Z.*	*T.*	*D.*

Als Beispiele jener Lautverschiebung mögen θυγάτηρ, gothisch dauhtar (spr. dochtar), althochteutsch tohtar, und dens, ὀδούς (sanskritisch danta), gothisch tunthus, althochteutsch zand, im Plural dentes, ὀδόντες, gothisch tunthjus, althochteutsch zendi, mittelhochteutsch zende, dienen. Wenn in dem ersten Beispiele die Lautverschiebung nur zu Anfange des Wortes Statt findet, so geschieht das wegen des vor dem zweiten *t* im Teutschen vorangehenden starken Hauchlauts: und ebenso wurde das althochteutsche zand, weil am Ende eines Wortes das d sich zu verhärten pflegt, eigentlich zant geschrieben. Schon früh schrieb man aber bloß zân, und im Plural zêni, welche Apokope des Zahnlautes nach n Grimm für das einzige Beispiel im Althochteutschen erklärt, da hingegen in den neuhochteutschen Verben, das einzige sind ausgenommen, das ursprüngliche *unt* oder *ent* in der dritten Person des Plurals durchaus nur noch *en* lautet, sowie auch wol der Infinitiv der Future eigentlich das Particip ist, wenn man das mit werde gebildete Passiv, und ist zu lieben mit dem zu liebenden vergleicht. Dieses letzte Beispiel lehrt zugleich, wie gern der Teutsche dem *n* noch ein *d* anhängt, was man auch im Lateinischen *tendo* für τείνω bemerkt, statt dessen in *scindo* für σχίζω das *n*, in *cando* für καίω aber *n* und *d* zugleich eingeschoben ist, wie in stand von stehen. So schrieb man im Mittelhochteutschen *vâsant*, *vâsandes* für das französische *faisan* oder *faisand* (phasianus), und *tristant*, *tristandes*, oder *tristrandes* für *tristram*; und im Neuhochteutschen haben wir noch Niemand, Mond, Jahrzehend und unzählige andere Wörter, in welchen nicht nur nach *n*, wie in minder, sondern auch nach *r*, wie in vorder, und nach andern Lauten das *d* eingeschoben scheint, welches nach *s* sich zu *t* verhärtet. Daß eben dahin die Namen der Weltgegenden Ost, Süd, West und Nord, oder wie man ehemals sagte: Ostern, Südern, Western, Nordern, gehören, erhellet aus *Essex*, *Sussex*, *Wessex*, *Norwegen* mit den Normannen, Wisigothen und Sygambern für Südgambern. Die Griechen vermittelten durch *d* das *n* und *r*, wie in ἄνδρες; die Lateiner zwei zusammen-

fließende Vocale, wie in *redeo*, *prodeo*, wogegen sie es nach *x* auch abwarfen, wie in *exuo*, im Gegensatze von *induo*. Die ältern Lateiner hängten überhaupt gern den Vocalen ein *d* an, woraus sich noch *id*, *quod*, *illud*, *aliud* u. dergl. erhalten haben, und unterschieden sich dadurch sehr von ihren Stammverwandten, den Umbriern und Osken, welche in das tuskische Alphabet, das gar keine weichen Laute kante, zwar ein besonderes *b*, aber kein *d* einschoben. Statt daß die Lateiner *ad* aus *a*, *apud* aus ἀπό bildeten, schufen die Griechen εἰς aus ἐν für ἐνς und ἄλλοσε aus ἄλλο; dennoch ließen sie in den Verben auch δ statt σ zwischen zwei Vocale treten, wie ἐῤῥάδαται von ἐῤῥασμαι. Daß nicht blos die europäischen Sprachen zwischen Vocalen ein *d* einschieben, oder dem *d* noch ein *n* vorsetzen, beweisen die Zusammensetzungen *kepèdare* (unser Vater) bei den Waikuren in Californien, und *dzutundoo* (Vater unser) von *dzutu* (Vater) und *doo* (unser) in der Mixteca-Sprache. Die Teutschen lieben aber das *d*, oder auch, was wegen der obenerwähnten Lautverschiebung gleich gilt, das *t* und *th* in der Wortbildung so sehr, daß man sich billig wundern muß, wenn der Plattteutsche, dem ganz entgegen, in der Mitte der Wörter die Zahnlaute so oft abwirft, gleich dem engländischen *or* für *oder*.

Fast alle Demonstrative werden im Teutschen durch *d* gebildet, wie im Lateinischen und Griechischen durch *t*, im Engländischen durch *th*. Dahin gehört auch der Artikel der als Antwort auf die Frage wer? durch dessen Vorsatz vor das zendische *bee* das Zahlwort zwei, gothisch *twai* (spr. *twä*), wie durch den Nachsatz desselben beide, oberteutsch *beede*, entstand, indem die Oberteutschen *beede*, *bode*, *beide* in der Mitte, wie *zween*, *zwo*, *zwei* am Ende flectiren, wodurch sich auch das engländische *both* neben *two* erklärt, statt daß das lateinische *bis*, wie *viginti* zeigt, gleich dem griechischen δίς, aus *duis* oder δυίς entsprang, sowie die Lateiner auch aus dem griechischen ζ für δι erst *dj*, dann *j* bildeten, z. B. *Ζεύς*, *Διός*, *Jovis*, welches man fälschlich mit *deus* für θεός in Verbindung zu bringen pflegt. Wie ward aus war hervorging, so reden aus reihen; und wie sich die Würde zum Werthe für Währung verhält, so die Rede zum Rathe: man muß daher auch das Schluß-t so vieler teutscher Substantive, wie That, Haft, Schaft, nicht als eine Abkürzung aus heit betrachten; sondern es ward dadurch nur das Wort gekräftigt, wie in den Adverbien einst, sonst, selbst, die, wie einsmals beweiset, aus der Genitivform hervorgingen. In den zeitbestimmenden Adverbien liebte man eine solche Kräftigung des Lautes so sehr, daß man aus der Genitivform *its* für id temporis erst itzt, und dann noch provinciell aus itzo mit vorgeschobenem n ein itzund oder itzunder bildete: ja! wie der Engländer *whilst* für *while* oder *whiles* spricht, so sagt der Rheinländer sogar wennst du für wenn du. So darf man dann auch Formen, wie wesentlich, nicht aus wesenheitlich, verkürzt glauben; sondern das *t* soll, wie in ordentlich, wissentlich, erkentlich, das n nur kräftigen, weshalb auch für meinetwegen eigentlich meintswegen geschrieben werden sollte, obwol man von diesem auch ein unsertwegen, euertwegen, ihrertwegen ohne ein vorangehendes n nachgebildet hat. Daß das st der Superlative aus dem griechischen τατος hervorging, beweisen die blos auf te ausgehenden Ordnungszahlen; wenn aber der Teutsche den griechischen Comparativ auf τερος, gothisch *za*, mit *er* vertauscht hat, so bildet er dafür die Verbalendungen neben n durch den Zahnlaut ganz allein; der Plattteutsche läßt sogar alle Pluralpersonen des Präsens, welche im Engländischen alle Endungen abgeworfen haben, auf ein *d* oder *t* ausgehen. Der Zahnlaut spielt überhaupt in allen mit der unserigen verwandten Sprachen eine so große Rolle, daß man wohl behaupten darf, kein anderer Laut habe so vielen Wörtern ihren Ursprung gegeben. Man erwäge nur in der griechischen Sprache, der mit τ, θ, σ, ζ beginnenden Formen nicht zu gedenken, die Stammformen δάω, δέω, δίω, δόω, δύω, um sich von dem weiten Umfange des Zahnlautes zu überzeugen. Daß überhaupt *da* einer der ersten Laute in der Sprache sei, erkent man aus der Sprache der Mandschu, in welcher dadurch unter anderm der Anfang, Ursprung, die Wurzel und das Oberhaupt bezeichnet wird. Im Lateinischen bildet dieser Laut auch das einzige Verbum, welches durch alle Vocale umlautet: do, dedi, datum, duim für dem. Schon die russische Kaiserin Catharina machte, als sie das Petersburger Vergleichungs-Wörterbuch über europäische und asiatische Sprachen entwerfen ließ, die Bemerkung, daß *Daedae* oder *Taetae*, womit die russischen Kinder alle Personen benennen, denen sie Liebe und Achtung bezeugen wollen, bei einer großen Zahl von Völkern die vertraulichen Benennungen für Vater, Großvater, Erzieher und Wohlthäter bilden. Grimm ist selbst geneigt, den Namen der Teutschen vom gothischen *thiuth* (gut) abzuleiten, obwol deutsch nur eine adjectivische Nebenform für deutlich oder verständlich ist.

So mannigfaltig auch der Gebrauch des D-lautes in den Sprachen der gemäßigten Zone unserer Halbkugel ist; so fehlt er doch nicht nur den Sprachen aller Völker, welche, wie die alten Etrusker, nur an eine harte Aussprache gewöhnt sind, sondern sogar manchen Völkern, die andere weiche Laute sowol als Zahnlaute haben. Vorzüglich neigen sich zwar die Völker des äußersten Nordens, wie die Finnen und Lappen, bei welchen sich wenigstens die weichen Buchstaben von den harten kaum unterscheiden lassen, zur harten Aussprache hin; aber in Amerika herrscht diese nicht bloß im Plateau von Mexico, sondern auch in der Quichua-Sprache in Peru und in andern Sprachen Mittelamerika's. Während die Huronen, denen, weil sie den Mund beim Sprechen nicht schließen, alle Lippenlaute fehlen, und bei denen außer dem *n* auch die fließenden Laute selten sind, von allen weichen Consonanten nur *d* zu sprechen vermögen; fehlen der Moxa-Sprache im Osten von Peru, so sanft und angenehm übrigens ihre Aussprache seyn soll, außer *f*, auch die Buchstaben *d* und *l*, deren Mangel in der Muysca-Sprache weniger auffällt, weil sie sehr guttural ist, und in dieser Hinsicht einige unsern Sprachen fremde Laute hat. Wenn die Einwohner des von la Perouse unter 58° 39′ gefundenen Port des François, die, außer vielen andern Lauten

welche die Franzosen nicht zu schreiben wußten, auch einen aus *k, h, l, r, l* zusammengesetzten Laut hatten, wie in der Benennung des Haars *khlrleies*, aller Mühe und Geschicklichkeit im Nachahmen ungeachtet, die französischen Laute eines *d, l, x, j, g* nicht auszusprechen vermochten, wie sie auch weder *p*, noch *f*, noch *v* gebrauchten; so fällt dieses weniger auf, als daß die Tarahumara in Neu-Biscaya zwar oft *b* statt *p* setzen, aber, gleich den Grönländern, doch kein *d* haben. Bei solcher Verschiedenheit der Sprachen im Gebrauche einzelner Laute kann es denn auch nicht befremden, wenn die Benennung der **Zähne**, wozu man vorzugsweise die Zahnlaute wählte, dennoch in verschiedenen Sprachen so verschieden lautet. Weil man aber aus keinem Beispiele die Lautverhältnisse verschiedener Sprachen in Bezug auf den D-laut so gut erkennen kann, als aus der Benennung der **Zähne** (denn die **Zunge**, zu deren Benennung unsere Sprache ebenfalls den Zahnlaut gebraucht, wird in den meisten Sprachen, andere Laute abgerechnet, durch ein *l* zu Anfange oder in der Mitte des Wortes bezeichnet); so scheint eine kurze Übersicht derselben hier nicht überflüssig zu seyn. Die einfachste Benennung für die Zähne hat die vokalenreiche Sprache der Nadowessier in Nordamerika, welcher, des diesem Volke gegebenen Namens ungeachtet, nach den bekant gewordenen Sprachproben, das *d* gänzlich fehlt: denn sie nent den Zahn, wie sie überhaupt sich durch die Aussprache vermittelst der Kehle auszeichnet, blos *i*, dem andere benachbarte Völker noch den Hauchlaut zum Theil blos vor, zum Theil auch nachsetzen. Die Lamuten in Sibirien verbinden damit den Zahnlaut am Ende, und sagen *it*, wie die Woguien *wit*. Wie man hiemit die Benennungen *issii* auf den Sundainseln, *wessi* in Australien, *oos* bei den Tschikitos in Südamerika, und *ods* in der Atacapa-Sprache in Nordamerika vergleichen kann; so mit dem tungusischen *itto, ikto, ikta* oder *iktal* die südamerikanischen Benennungen *aïtsche* und *eïtsche*, womit das einzeln stehende und vielleicht nur durch das keltische *izgitr* zu vermittelnde *aguin* der Basken nur eine entfernte Ähnlichkeit zeigt, und mit dem mantschurischen *weiche*, wo nicht das irländische *fiacul* und virginische *wippit* im ehemaligen Neu-Schweden, doch *wadya* und *woï* auf den Sundainseln, und *watig* auf Formosa.

Die Jakuten in Sibirien setzen den Zahnlaut dem *i* zugleich vor und nach, und sagen *tit, tis* oder *tiss*, wie die Kirgisen, das bei den Uiguren, Tataren und Türken in Asien und Europa *tisch, tysch, tjesch* oder *disch*, bei den Jukegiren *tody*, bei den Totokaka in Nordamerika *tatzan*, bei den Tschuwaschen aber *schit* lautet. Sowie sich nun mit jenem das sanskritische *daschana* und hindostanische *dessen* vergleichen läßt; so mit diesem *ſsila, tsiul, tsulwe, solwot* bei einigen Lesghi-Stämmen am Kaukasus, womit *tsoisla* in der Mobimah-Sprache Südamerika's eine entfernte Ähnlichkeit hat. Da nun andere Lesghi-Stämme theils *ſsuda*, theils *kizu* und *kertschi*, die Awaren mit ihren Nachbaren *sibi, zähbi, zawi* oder *ſsiw* sagen; so lassen sich mit dem ersten das kalmückische *schüdün* oder *schüden*, und das mongolische *schidu* vergleichen, wie mit dem zweiten das kamtschadalische *kytshöp* und grönländische *kigut* einerseits, das armenische *kérik* oder *agorik* andererseits, dem wieder einige südamerikanische Benennungen *khéri, kero, kiru* ähnlich lauten, sowie *tirsſä* in der Argúbba-Sprache Abessiniens, *tirszehd* in der Sprache von Tigrey in der afrikanischen Stadt Hámasa, wofür in der Sprache von Szavanne *tekorëh*, im Reiche Burnu *szarên kó* gesagt wird, mit den kaukasischen Benennungen *tzerka* bei den Tuschi, *tzergisch* bei den Juguschen, und *tzargisch* oder *tseriksch* bei den Tschetschenzen zusammenstimmen; mit dem dritten endlich das slawische *sub*, das liwische und lettische *sobs*. Der Grundlaut aller dieser Formen ist theils das tibetische *ſso* in Tongut, das in Awa *sua*, in Pégu *schua*, in Birman *sua* oder *swa* lautet; theils das chinesische *si* oder *tschi* in Indien, oder das tscherkassische *dze, dza* am Kaukasus, womit *dschu* in der Kongo-Sprache des südlichen Afrika's ebenso zusammenstimt, wie *dschi* im großen Ocean, *tsi* im mittlern, und *dza* im südlichen Amerika. In **Awa** und **Birman** findet man aber auch die Benennung *tabu*, welche vermittelst des ostiakischen *tewu* oder *tiwu* mit dem samojedischen *tiú, tibe* oder *tibie* zusammenhängt, womit wieder *tibit* der Algonkins in Nordamerika zusammenstimt. Da nun andere Samojeden auch *timia* oder *temja* sagen, die Karasinski am Jmisei sogar *dinyda*, die Koibalen im Krasnojerschen Gebiete aber *temae* oder *tyme*, wie die Albanier zugleich die Benennungen *dem, dambe* und *deiba* haben; so läßt sich damit nicht nur das armenische *adamn* oder *atamunk* vergleichen, sondern auch *timmi* im afrikanischen Burnu nebst dem äthiopischen *ten*, und *temati* in der Kora-Sprache des mittlern Amerika, nebst *domo* im Araukanischen, *tanha* im Brasilischen, *taï* bei den Guarany, und *daï* oder *saï* in der Homagua-Sprache. Obgleich nun dieses schon sich sehr den Bezeichnungen der gebildetern europäischen Sprachen nähert, so müssen wir doch erst die Benennungen roherer Sprachen aufzählen, welche den Zahnlaut mit einem Gaumen- oder Lippenlaut vertauschten. So führt uns das esthnische *hammaſs*, kareilische *chammasch* und finnische *hammoſs, hampa* oder *ampat*, theils auf *himak* oder *imak* der Kurilen, theils auf den gutturalen Grundlaut *a, ja, ga, je, ge, ka* in den verschiedenen Mundarten der Chinesen, der im Afghanischen *chach* oder *chak*, im Japanischen aber *kiba* lautet. An jene Form reihet sich das pehlwische *kaka*, chaldäische *keke*, assyrische *kika*, malayische *gigi* und barfursche *kagth*, welches in der Sprache von Möbba *szattíh* lautet; an die leztere aber *kob* im mittlern Amerika und *kibri* bei den Lazi am Kaukasus, *kibiri* in Mingrelien und *kbili* in Georgien.

Sowie nun die Chinesen dem Grundlaute *ga* auch ein *n* vorschlagen, so haben mehre Völker fremder Erdtheile dem *i* ein *n, gn* oder *ng* vorgesetzt, wie auf den Carolinen, der Halbinsel Korea, und in Bambarra des westlichen Afrika, sowie sich ferner an *nihi* auf den Sundainseln und *nio* in Neu-Seeland, *nif* in Madagascar, *nifo* auf den Freundschaftsinseln, *nifine* auf den Marianen, *nipun* oder *ngipun* auf den Philippinen reihet; so an *ning* der Mandingo-Neger, *nhierre* bei

den Fulah, *nengoï* oder *noinge* bei den Yolofs, *nápinjá* oder *nganah* in Begirma des mittlern Afrika: und sowie sich mit dem koptischen *nagi* die südamerikanischen Benennungen *nogué* in Mbaya, *nawé* bei den Abiponen, *nuoi* in der Mossa-Sprache und *noho* in der Mixteca vergleichen lassen; so mit dem berberischen *nita* und bungalischen *nelk*, das mappurische *nati* und caraibische *nari*. Statt des *n* haben die Tunkiresen in Anom das *r* zum Grunde gelegt, indem sie den Zahn *ran* nach französischer Aussprache nennen. Durch das sanskritische *rad* oder *radana* und das hindostanische *reden* wird dieses mit *ritti* bei den wandernden Tschuktschen in Verbindung gebracht; indem aber die Rennthier-Tschuktschen *ryttyntae* sagen, welches bei den Tschuktschen am Anadyr *Wuttinka* lautet, so gehört auch *gutyk* am Tschuktschen-Vorgebirge hieher. Wohin aber *wannalgyn* bei den Korjäken zu zählen sei, läßt sich eben so wenig bestimmen, als *canablec* in der Huasteca-Sprache in der Nähe von Mexico, wenn man nicht etwa das gleich folgende *pandlu* damit vergleichen will. Das caffersche *sinyu* stimt zum chaldäischen *schinu*, hebräisch *schen*, arabisch *sinn*; das telugische *pandlu* im südlichen Asien aber und *foni* der Alfurier auf den moluckischen Inseln zum siamesischen *pfün* oder *fan*, dessen Grundlaut in Japan *ha, fa* oder *pha* lautet. Mit *ha* läßt sich nur noch das siamesische *hieu* nebst *t'hey* der Buschmänner im südlichen Afrika; aber mit *fa* das ungarische *fog*, *pegi* auf Van Diemensland, *pits* bei den Abassen am Kaukasus, *paei* bei den Morduinen, *péi* bei den Mokscha, *pü* oder *püi* bei den Tschermissen, *pin* bei den Permiern, *ping* oder *pankt*, nebst *tusspanga*, *schöppang*, *tosskwor* und *onssor*, bei den Wogulen, *pek*, *penk*, *ponk*, *ippjunk* bei den Ostiaken, *pane*, *padne* oder *pande* bei den Lappländern, *pind* bei den Esthen. Statt dieses Lippenlautes haben die gebildetern Sprachen den Zahnlaut gewählt, deren Reihe das Sanskrit mit den Formen *danta*, *denta* und *dut* eröffnet, das im Hindostanischen *dant*, *dent* oder *dat*, im Zigeunerischen *dand* lautet. Mit dem Plural *dendan* stimt das zendische *dentânô*, pehlwische *dandân*, malabarische *dandam*, tamulische *dendam*, neupersische *dendân*, *dindan* oder *dandan*; mit dem kurdischen *danan* oder *tendasch* das ossetische *dandak* oder *dendag* und *dangeta* auf den Sundainseln. Das griechische ὀδοὺς muß nach dem neugriechischen *dondia*, und das lateinische *dens* nach dem provençalen *dente* beurtheilt werden: zu jenem stimt das lithauische *duntis* und altpreußische *dandes*; zu diesem das walachische *dinte* und keltische *dant*, welches im Bretonischen wie im Französischen *dent*, in Cornouaille *dans* lautet. In der teutschen Sprache herrscht zufolge der oben angegebenen Lautverschiebung das *t*, welches im Hochteutschen, wie im Namen der Zunge zu z wurde. Mit dem gothischen *tunthus* stimt das isländische *tonn*, schwedische und dänische *tand*, friesische *tan*, holländische *tand*, angelsächsische *toth*, engländische *tooth*, im Plural *teeth*, wozu man noch die Benennung eines Hauers *tusk*, altfriesisch *tuske* oder *tosken*, angelsächsisch *tyxaf* fügen kann. Merkwürdig ist es, daß auch in sehr vielen Sprachen die Zehenzahl mit ähnlichen, obwol dennoch verschiedenen Lauten, wie die Zähne, bezeichnet wird.

2) Als Schrift- und Kürzungszeichen. D ist der vierte Buchstabe des phönikischen Alphabetes, aus welchem alle europäische Alphabete hervorgegangen sind, und scheint daher auch unserm Zahlzeichen 4 den Ursprung gegeben zu haben: wenigstens ist die Gestalt eines phönikischen D nach Büttner's Vergleichungstafeln nicht sehr verschieden von der, welche das Zahlzeichen 4 theils noch hat, theils gehabt hat. Seine ursprüngliche Gestalt muß jedoch, wenn sie mit dem Namen *Daleth* oder *Delta*, welcher eine Thür bezeichnet, zusammenstimmen soll, mehr derjenigen ähnlich gewesen seyn, welche Kopp im zweiten Bande der Bilder und Schriften der Vorzeit dem samaritanischen oder althebräischen Daleth gibt: denn wenn Gesenius die Quadratfigur des Neuhebräischen als Zeichen einer Thür erkent, so kann der dieser fehlende schräge Strich den Umriß des aufgeschlagenen Vorhanges andeuten, mit welchem man eine Thür zu verschließen pflegte. Hug's Hypothese, welche die Erfindung der Schreibkunst durch einen Phöniken in Ägypten voraussetzt, daß das griechische Δ ein pyramidalisches Haus bezeichne, verträgt sich weder mit dem Namen, noch mit der ursprünglichen Gestalt des Buchstabens. Auch ist man noch nicht einmal gewiß, ob die Ägyptier ein *D* in ihrer Schrift hatten, da weder die gemeine noch hieroglyphische Schrift ein D vom T unterscheidet. Auch im koptischen Alphabete wird das *Tau* wie *Dau* ausgesprochen, und das *Dalda* ist nur als ein fremder Buchstabe aufgenommen, obwol das ägyptische wie *dsh* zu sprechende Zeichen *Genga* demselben ähnlich sieht. Was für verschiedene Gestalten das D in den orientalischen Schriften erhalten hat, findet man in Kopp's oben erwähnter Schrift ausgeführt; merkwürdig ist es aber, wie verschieden sich das D in den europäischen Schriften vom R gestaltet hat, von welchem es sich in den altorientalischen Schriften kaum merklich unterscheidet. Auch die alten Griechen schrieben zum Theil sowol D als R in der runden oder dreieckigen Gestalt des altlateinischen *D*, obwol das *R* gewöhnlich einen Fuß gleich dem lateinischen *P* bekam, von welchem die Lateiner das *R* noch durch einen schrägen Strich unterschieden, welcher die ganz verschiedene Gestalt unsers R veranlaßt hat. Die Etrusker, welche gar kein D hatten, sowie auch die älteste Runenschrift desselben entbehrte, gebrauchten die Gestalten eines lateinischen *D* und griechischen *P* ohne Unterschied für R: die umbrische Schrift der Eugubirischen Tafeln unterscheidet zwar beide Zeichen nicht nur, sondern hat auch noch ein Zeichen in der Gestalt eines lateinischen *b*, oder weil sie, wie die tuskische Schrift, von der Rechten zur Linken schreibt, eines *d*; aber keines dieser Zeichen ist ein D. Dagegen hat die Keilschrift, wie der Name des Darius zeigt, D und R durchaus sehr verschieden geschrieben, und auch im phönikischen Alphabete kann die Gestalt der beiden Buchstaben ursprünglich nicht gleich gewesen seyn, sofern der Name des einen eine Thür, der Name des andern einen Kopf bezeichnet. Der Name der angelsächsischen Rune *daeg* (Tag) und des russischen *dobro* (gut) haben mit dem Zeichen nichts gemein, und bedür-

fen daher hier keiner Erklärung; aber die griechische Benennung einer Schreibtafel *δέλτος* scheint von der dreieckigen Form der ältesten Schreibtafeln hergenommen zu seyn. Durch *Delta* bezeichneten überhaupt die Griechen, was eben dafür spricht, daß die Phöniker die Thür nicht, wie die neuhebräische Quadratschrift durch ein offenes, sondern wie die samaritanische oder althebräische Schrift durch ein geschlossenes D in der Gestalt eines Dreiecks bezeichneten, jede dreieckige Gestalt, weshalb sie diesen Namen auch auf die fruchtbare Nilinsel in Unterägypten, wie später die Römer auf die von den Alpen und dem Poflusse eingeschlossene Gegend Oberitaliens, übertrugen. *Δελτωτόν* heißt daher auch das Gestirn des Triangels zwischen dem Fußsterne der Andromeda und dem Widder, von dessen Gestalt man auch die Figur des phönikischen *Delta* ableiten könte, wenn man das Zeichen des *Alpha* vom Stierkopfe, und *Beta* vom Zeichen des Widders im Thierkreise ableitet. Wenigstens hat Hermann im dritten Bande seines Handbuches der Mythologie wol nicht Unrecht, wenn er unter dem Hermes, dem Ordner der Gestirne, welcher nach Eratosthenes den ersten Buchstaben des *Δις* im Triangel darstellte, vergl. Hygin. P. A. II, 19. den ägyptischen *Thoyth* oder phönikischen *Taaut* versteht. Unsere Mathematiker bezeichnen noch jedes Dreieck mit dem griechischen *Δ*.

Bei denjenigen Völkern, welche die Zahlen nach der Folge der Buchstaben im Alphabete bezeichneten, hatte das D den Werth von 4; die Griechen begannen aber schon früh die Zeichen ihres Zahlensystemes, das dem römischen oder etruskischen gleich, von den Anfangsbuchstaben ihrer Zahlwörter herzunehmen, da denn *Δ* wegen des Wortes *δέκα* den Werth von 10 erhielt. Die Römer, welche, wie die Etrusker, die Zahlen ihres Systemes durch geometrische Figuren darstellten, und für die Zahl 500 das Zeichen eines Quadrates wählten, schufen dieses durch Abrundung der einen Seite in *D* um, dessen gegenseitige Verdoppelung in der Figur CIↃ den Werth von 1000 bekam; und sowie der Werth dieses letztern Zeichens durch jedes zu beiden Seiten hinzugefügte C einen zehnfach höhern Werth erhält, so steigt auch der Werth des D in der Figur IↃ mit jedem zugesetzten Ↄ um einen zehnfach höhern Werth. Weil aber die Römer eigentlich nur für die Zahlen von 1—1000 besondere Zeichen hatten, so pflegten sie bei Geldberechnungen nach Sesterzien, im Werthe eines 5 Kreuzerstückes oder 2 Mgr., für Tausende von Sesterzmünzen, die sie mit dem Namen *Sestertium (pondo)* oder HS Sesterzien bezeichneten, dieselben Zeichen mit einem Querstriche darüber zu gebrauchen, und D̄ für 500,000 zu schreiben: und weil man die Bezeichnung einer Million durch *millies mille* scheute, so ließ man die Sesterzpfunde nur bis 100,000 aufsteigen, und wählte zur Bezeichnung einer Million die Redensart *decies sestertium*, in welchem Falle *sestertium* den Werth von 100,000 hatte, und durch zwei Querstriche bezeichnet wurde, so daß *D* mit zwei Querstrichen darüber nun 50 Millionen galt. In den Vornamen der Römer dagegen, welche man mit den bloßen Anfangsbuchstaben zu schreiben pflegte, bezeichnete *D* den Namen *Decimus*, welcher nicht mit dem Geschlechtsnamen *Decius* verwechselt werden darf: eben diese Bezeichnung wurde dann in spätern Inschriften auch auf *decuria* und *decurio* übertragen. Einen *Denarius*, welchen die alten Römer mit einem durchstrichenen X bezeichneten, wie einen *Sestertius* oder dritthalb Aß mit HS, deuteten aber erst die Neuern durch ein geschwänztes kleines *d* oder *S* an, welche Bezeichnung dem französischen *denier* analog zuletzt bis zum Werthe eines Pfennigs oder Hellers herabsank. Hieraus erklärt sich nun leicht die gleiche Bezeichnung des den bei einem Datum durch S, welchem übrigens die Correctoren auch die Bezeichnung für *deleatur* oft ähnlich schreiben, die, wie *dl* gestaltet, im Engländischen *dollar* oder Thaler bedeuten kann. Wird ein Datum lateinisch angegeben, so bezeichnet *d. die*, wofür jedoch die alten Römer lieber *a. d. ante diem* schrieben; und wird diesem *a. d.* in Unterschriften römischer Briefe noch ein *D.* vorgesetzt, so ist dieses durch *Datum*, oder, nach römischem Briefstyle, durch *dabam* zu erklären. Bei Bezahlungen pflegen wir *dedit* durch *ddt* zu bezeichnen; in römischen Inschriften wird aber dafür blos *D.* geschrieben, da dann die Verdoppelung den Plural *dederunt* ausdrückt, obwol diese auch für *dedicavit* und *dedicarunt* stehen kann, woher bei unsern Dedicationen die Bezeichnung D. D. D. für *dat, donat, dedicat,* aufgekommen ist. Auch wird D. D. durch *dono dedit* erklärt, welches in Inschriften der spätern Römer aber auch *decurionum decreto* bedeuten kann, wie D. D. D. *datum decurionum decreto*, oder D. D. D. D. *dono datum decurionum decreto*. Wenn die Erklärer römischer Abkürzungen bei Gothofredus und Putschius von D. D. D. D. auch die Bedeutung *dignum Deo donum dicavit* angeben, so darf man nicht übersehen, daß diese nach vieler Willkür verfuhren, und keinen unbedingten Glauben verdienen. Übrigens hat *D* als Abkürzung so vielerlei Bedeutungen, daß sie sich fast nur nach den Umständen, unter welchen sie gebraucht werden, vollständig erklären lassen. Die üblichsten außer den schon angegebenen möchten folgende seyn.

D. für *Deus* oder *Dea*, als dessen Plural jene Erklärer ohne Grund *DD.* angeben, findet man vorzüglich in Votiv-Inschriften, wie D. I. M. für *Deae Isidi Magnae* oder auch *Deo Invicto Mithrae*, und D. M. M. I. für *Deae Magnae Matri Isidi* oder *Idaeae*, dem gemäß auch unsere Kirchen- und Dom-Inschriften D. O. M. für *Deo Optimo Maximo* zu schreiben pflegen. D. J., welches am Ende der Votiv-Inschriften *dari jussit* heißt, wird, oben angestellt, auch durch *Diis immortalibus* erklärt, wie D. D. Q., was auch *dedit donavitque* heißen kann, durch *Diis deabusque*, in welchem Falle D. D. Q. S. für *diis deabusque sacrum* deutlicher ist. D. B. J. für *diis bene juvantibus* oder *Deo bene juvante*, und D. V. für *diis volentibus* oder *Deo volente*, welches in römischen Grab-Inschriften vielmehr *dies quinque* bezeichnen kann, wie D. P. M. V. für *dies plus minus quinque*, ist aus neuerer Zeit; für D. I. *Diis Inferis*, ist aber in Grabschriften D. M. *Diis Manibus* oder D. M. S. *Diis Manibus sacrum* üblich, wovon sich die Recepten-Signatur unserer Ärzte M. D. S. für *misceatur, detur signetur*, oder D S *detur*.

signetur, durch die Buchstaben-Ordnung unterscheidet. Weit häufiger ist D. für *Divus*, wie D. C. für *Divus Caesar*, D. C. A. für *Divus Caesar Augustus*, D. A. S. für *Divo Augusto sacrum*, weshalb auch D. F., welches zu Ende der Votivinschriften für *donum fecit* steht, ebensowol *Divi filius*, als *Decimi filius*, bedeuten kann. Fl. D. heißt dagegen *Flamen Dialis*, und die Überschrift aller Widmungen in der spätern Kaiserzeit *In* H. D. D. *in honorem divinae domus*, oder zur Ehre des kaiserlichen Hauses. Hinter Namen militärischer Personen bedeutet *D* in alten Inschriften auch *domo* für zu Hause oder gebürtig; hinter Kaisernamen aber *Dominus*, wofür auch D N. oder D. N. *Dominus Noster* geschrieben wird, da dann zwei Kaiser durch DD. NN., drei durch DDD. NNN. bezeichnet werden. So wurden im Mittelalter die Jahre nach Christi Geburt durch A. D. *anno Domini* angedeutet. Die Ergebenheit gegen die Kaiser späterer Zeit bezeichneten die römischen Krieger durch D. N. M. Q. E. *devotus numini majestatique ejus*; in Grabschriften konte aber D. *depositus* bezeichnen, wie Christen zu schreiben pflegten DEP. E. I. P. für *depositus est in pace*. Wir bezeichnen in Grabschriften die Sterbezeit durch den. *denatus* oder def. *defunctus*; wie die alten Römer die Vorbestimmung zu einem Statsamte durch DES. *designatus* bezeichneten. D. für *Dux* oder *Ducatus* geht blos unsere Herzoge an, wie D. F. für *Defensor fidei*, das britische Königshaus, und D. oder Dr. für *Doctor*, z. B. M. D. *Medicinae Doctor*, J. V. D. *Juris utriusque Doctor*, unsere Gelehrten, für welche man auch V. D. *Vir doctus*, und im Plural VV. DD. *Viri docti* schreibt. Auch D. S. A. für *diversae scholae auctores* ist eine neuere, obwol nicht mehr übliche, Bezeichnung, wie bei den Mathematikern die Formel i. q. e. d. für *id quod erat demonstrandum*. In römischen Senatsbeschlüssen findet man die Bezeichnungen D. C. S. *de consilii sententia*, D. Q. R. *de qua re*, und D. E. R. I. S. C. *de ea re ita senatus censuit*. Auf diese Weise wird auch sonst oft D. für *de* geschrieben; z. B. D. F. HS. C. für *de fisco sestertia centum*, D. S. F. für *de suo fecit* und D. S. P. *de suo posuit* oder *de sua pecunia*, wie D. S. I. für *de sua impensa*. B. D. S. M. heißt *bene de se merenti*, aber D. B. M. *dedit bene merenti*, wie D. D. M. *dono dedit monimentum*, D. Q. S. kann *de quo supra* oder *die quo supra* bedeuten, wie D. M. *dolo malo* oder *dies malus*, z. B. in den Formeln D. M. A. für *dolus malus abesto*, D. M. S. C. *dies malus sequitur cras*. D. C. heißt *dicis causa*, und D. E. *damnas esto*, wie D. D. E. *dare damnas esto*. Wie der Römer in Briefüberschriften S. D. für *salutem dicit* und S. P. D. für *salutem plurimam dicit* schrieb, so setzen wir auch wol zu Ende der Reden D. für *Dixi*.

In Büchercitaten pflegt man *de* als kurzes Wort entweder ganz auszuschreiben, wie Cic. de Orat. für *Cicero de Oratore*, oder auch, wenn es nicht zur Unterscheidung von einer andern Schrift nothwendig ist, es ganz wegzulassen, wie Cic. N. D. für *Cicero de natura Deorum*. Wollte man aber alles aufzählen, was D. in neuern Schriften bezeichnen kann; so würde dieses eine unnütze Weitschweifigkeit seyn, weil jeder leicht von selbst erkent, daß z. B. in der Aufzählung der Casus *D.* einen Dativ, in der Aufzählung der Numeri einen Dual, in der Aufzählung der Verbarten ein Deponens, wie in der Aufzählung der Wochentage im Kalender einen Dienstag und Donnerstag bezeichnet. Dergleichen mag hier eben sowol übergangen werden, als die Münzzeichen; nur über den Gebrauch des D in der Syllogistik muß noch etwas bemerkt werden. Es ist schon im Artikel *C* bemerkt, daß man in der Lehre von den Vernunftschlüssen den dritten Fall der ersten Schlußfigur, in welchem aus einem allgemein bejahenden Obersatze, vermittelst eines besonders bejahenden Untersatzes, ein besonders bejahender Schlußsatz abgeleitet wird, durch D als dritten Consonanten des Alphabetes bezeichnet, und nach den im Artikel *A* angeführten Versen über den logischen Gebrauch der Vocale a, e, i, o, das Wort *Darii* gewählt hat, um damit diejenige Schlußart anzudeuten, auf welche sich alle Schlüsse der übrigen Figuren, deren Bezeichnung mit einem D begint, zurückführen lassen. Dergleichen Schlüsse finden sich vorzüglich in der dritten Figur, deren Schlußsatz stets particulär ist, unter den Namen *Darapti*, *Datisi* und *Disamis*, wozu noch *Dimatis* in der vierten Figur komt, weil von dieser nur die allgemein bejahenden Schlußsätze ausgeschlossen sind, statt daß man in der zweiten Figur nur verneinend schließen kann. (*Grotefend.*)

D ist in der Musik die große zweite Stufe, oder die große Secunde von C, welches C in neuern Zeiten als der erste Hauptton des ganzen Notensystems angenommen worden ist. Daß man die leitereignen Töne durch die Octave auch die natürlichen Töne nent, obwol unpassend, ist Jedem bekant; nicht minder, daß unsere jetzigen Tonarten und Tonleitern in Dur und Moll eingetheilt werden. Auch in dieser Hinsicht wird C als Normalton betrachtet, nach welchem sich die übrigen Töne in gleichmäßig nachgebildeter Fortschreitung richten. Man nent alle andern Tonleitern und Tonarten deshalb transponirte, worunter also natürlich auch D gehört. Es erhält folglich, um gleiche Verhältnisse mit der Normaltonart zu gewinnen, als Dur-Tonleiter zwei Kreuze, fis und cis vorgezeichnet; Dmoll pflegt noch immer nur mit der Vorzeichnung b angedeutet zu werden. Wird D durch ein Kreuz ♯ chromatisch, oder um einen sogenanten halben Ton erhöht, heißt es Dis; mit einem Doppelkreuz (+) Disis; wird es durch ein b erniedrigt, wird es Des genant, und mit bb Deses. Jede Erniedrigung und Erhöhung beträgt einen chromatischen oder halben Ton. (*G. W. Fink.*)

Dabaritta s. Daberath.

DABBUSIE, eine kleine Stadt in Mawarannahr (Transoxanien), am Flusse des paradiesischen Thales Soghd, zwischen Bochâra und Samarkand, doch näher dem letztern. Aus ihr stammte der arabische Rechtsgelehrte Obeidallah ben Omar, welcher daher den Beinamen Dabbusi führt. Er starb im J. 432 der Hedschra, und hinterließ einige Schriften. S. D'Herbelot, orient. Biblioth. Art. Daboussi. (*E. Rödiger.*)

DABELOW, Christian Christoph von, der älteste Sohn des mecklenburg-schwerinschen Justizrathes Dabelow, wurde geboren den 19. Juli 1768 in Neu-Buckow bei Schwerin. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Rostock, besuchte er die Universität Jena, wo er Jurisprudenz studirte. Nach geendigten Studien advocirte er bis 1789, in welchem Jahre er auf der damaligen Universität Bützow durch Vertheidigung einer Inaugural-Dissertation: *Natus ex sponsa successionis in feudo expers. Bützow* 1789, die juristische Doctorwürde erlangte. Dies weckte in ihm die Idee, eine akademische Laufbahn zu betreten, und er begab sich deshalb nach Halle, wo er mit Beifall zu lesen anfing. Als 23jähriger Jüngling erlangte er dort 1791 eine außerordentliche Professur, und schon im J. 1793 wurde er ordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer des Spruch-Collegiums daselbst, nachdem er mehre, nicht ohne Beifall aufgenommene, Schriften über das römische und teutsche Recht geschrieben. Als ordentlicher Professor setzte er diese seine schriftstellerischen Arbeiten fort, schrieb eine allgemeine Einleitung in das positive Recht der Teutschen, eine Encyclopädie und Methodologie des Rechts, ein System des gesamten heutigen Civilrechts, ein Lehrbuch des Stats- und Völkerrechts der Teutschen, eine Entwickelung der Lehre vom Concurs, welche im J. 1801 völlig umgearbeitet wieder erschien, über die Verjährung, ein Lehrbuch des teutschen peinlichen Rechts und mehre andere Werke. — Als nach der Schlacht bei Jena die Universität Halle 1806 von Napoleon suspendirt wurde, machte er eine Reise nach Italien und Frankreich 1806 u. 1807. Nach der Wiederherstellung der Universität Halle kam er zwar zurück, verließ aber den westphälischen Statsdienst, weil er keine Professur in Göttingen erhalten konte. In dieser Periode verfaßte er mehre Schriften über das französische Recht, namentlich über den Code Napoléon und den Code de procedure civile. Er lebte 2 Jahre zu Leipzig als Privatgelehrter, schrieb wieder mehre Schriften über das französische Recht und Frankreichs damalige Lage, und wurde dann 1811 vom damaligen Herzoge von Köthen als wirklicher Geheimer-Rath zur neuen Einrichtung seines Ländchens berufen, und von diesem seinem neuen Oberherrn, der ihm ein glänzendes Loos bereitete, zum Freiherrn ernant. — Zu Unterhandlungen mit dem Großherzoge von Hessen-Darmstadt gebraucht, erwarb er sich auch dessen Achtung in einem solchen Grade, daß dieser ihm das Commandeurkreuz des hessischen Hausordens ertheilte. Nach dem Tode des Herzogs von Köthen legte er seine Stelle nieder, begab sich nach Heidelberg und Göttingen, um die Bibliotheken zu benutzen, und ging dann 1814 wieder nach Halle, wo er als Privatdocent seine Vorlesungen wieder eröffnete und 5 Jahre lang verweilte. Im J. 1817 erhielt er einen Ruf nach Dorpat, und nahm ihn an. — Während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Teutschland schrieb er auch mehre Schriften politischen Inhalts, namentlich „Gedanken über den durch den pariser Frieden vom J. 1814 verheißenen teutschen Statenbund," dann „über den 13. Artikel der teutschen Bundesakte, die landständischen Verfassungen betreffend," und „über Souverainität, Statsverfassung, Repräsentation mit Berücksichtigung der Ancillonschen Grundsätze und mit Anwendung auf Teutschland." Doch verfaßte er um diese Zeit auch noch ein Handbuch des Pandectenrechtes, einen Institutionen-Conspect und einen Grundriß der römischen Stats- und Rechtsgeschichte. — In Dorpat, wo er im April 1819 ankam, eröffnete er seine Vorlesungen mit großem Beifall. Die Studirenden hatten ein besonderes Vertrauen und eine große Hochachtung gegen ihn, indem er nicht nur in den öffentlichen Vorträgen ihnen nutzte, sondern sich auch durch Herausgabe neuer Schriften, über das römische und nun auch über das livländische Privatrecht, und durch Privatanleitungen bei ihren Studien um sie verdient machte. Er beabsichtigte eine neue Ausgabe des Textes des Corpus juris, und schon hatte die kaiserlich-russische Regirung mit wahrer kaiserlicher Freigebigkeit 20,000 Rubel zur Unterstützung ihm dabei bewilligt, als mit einem Male drei andere kleinere und zum Handgebrauche bequemere Ausgaben des Corpus juris angekündigt wurden, worauf er von diesem Unternehmen abstand. Seit dem Jahre 1828 litt er an einzelnem Blutauswurfe. Bei einem solchen wiederholten Blutsturze starb er 1830 in der Nacht vom 27. zum 28. April a. St. *(H.)*

DABER, auch Dober, Stadt im Kreise Naugard des pommer. Reg. Bezirks Stettin. Das Jahr ihrer Erbauung ist unbekant. Früher gehörte sie zum Bisthum Kammin und Tempelherren residirten hier. Später [1]) war sie im Besitz der Herren von Dewitz, die auch mit wenigen Unterbrechungen in demselben bis auf die neueste Zeit geblieben sind. — Die Stadt liegt [2]) zwischen den unbedeutenden [3]) Seen Daber und Teetz in einer wiesenreichen Gegend. Ihr Haupterwerb ist Ackerbau und Viehzucht. Das hiesige Schloß, dessen neuerer Theil 1588 von dem bekanten fürstlich-pommerschen Statthalter und Hauptmann auf Wolgast, Jost von Dewitz [4]), erbauet ward, ist verfallen. — Daber hat 1 Kirche, 1 Hospital zum heil. Geist und im J. 1782: 130 Privat-Wohnhäuser ohne 70 Scheunen und 649 Einwohner; im J. 1825: 183 Priv.-Wohnhäuser ohne 81 Scheunen und 1194 Einwohner [5]).

(C. D. Gustav v. d. Lancken.)

DABER-NAUGARD - und DEWITZSCHE KREIS, (der) in Hinterpommern, enthielt vor der neuen Kreis-Eintheilung vom J. 1817 größtentheils die Ortschaf-

1) Der sämtlichen Herren v. Dewitz Confirmation des Privilegii oder Fundations-Briefes der Stadt Daber v. J. 1461, confirmirt den 15. Sept. 1499 von Franz von Dewitz — findet man in Dähnert's Pomm. Bibliothek, II. Band, Seite 548. — 2) Wutstrack, S. 531, gibt ihre Lage so an: Länge 30° 10′; Breite 53° 34′, welches inzwischen keineswegs genau richtig ist. 3) d. h. kleiner als 300 Morgen. 4) Kantzow's Pomerania, I. Bd., S. 380, und II. Bd., S. 461. — 5) Vergleiche: Fr. von Restorff's topographische Beschreibun der Provinz Pommern. Berlin u. Stettin 1827. S. 182.

ten des jetzigen naugardschen Kreises. S. Naugard. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DABERATH (דָּבְרַת) oder nach anderer Aussprache Dobrath, in der Vulgata Dabereth, eine Stadt in Palästina auf der Grenze der Stämme Isaschar und Sebulon (Jos. 19, 12), doch zu Isaschar gehörig und Levitenstadt (Jos. 21, 28. 1 Chron. 6, 57). Schon aus diesen Bibelstellen und aus dem Zusammenhange, in welchem die Stadt hier genant wird, geht deutlich hervor, daß sie ganz in der Nähe des Berges Tabor lag. Es ist aber ohne Zweifel derselbe Ort, welchen Maundrell (Reise, S. 115 der 6. Ausg.) am westlichen Fuße des Tabor unter dem Namen Dabora kennen lernte, also in kleiner Entfernung südöstlich von Nazareth. Maundrell nent ihn nur noch ein kleines Dörfchen, das bei Burckhardt Dabury heißt (Reisen in Syrien, S. 579 der teutschen Übers.). Auch Buckingham u. A. erwähnen dasselbe. Eusebius im Onomasticon führt es unter dem Namen Dabira (*Δάβειρα*) auf als einen Flecken am Berge Tabor, in der Gegend von Diocäsarea. Verschieden davon ist der von Josephus erwähnte Flecken Dabaritta (*Δαβάριττα*), an den äußersten Grenzen Galiläa's in einer großen Ebene. (S. Josephus von s. Leben §. 62; jüd. Krieg 2, 21, 3.) (*E. Rödiger.*)

DABERSTADT, ein ehemaliges katholisches Küchendorf im erfurter Stadtamte, ¼ Stunde von Erfurt, mit 29 Wohnhäusern, 130 Selen, 1 Kirche, 1 Schule, 775 Äck. Artl., 14 Äck. Weinberg. Es heißt Küchendorf, weil es in frühern Zeiten für die Küche des Erzbischofs von Mainz, wenn er sich in Erfurt aufhielt, sorgen mußte, wofür es einige Erleichterung in seinen Abgaben genoß. In ältern Urkunden wird es auch Dagobertsstadt (Pagus S. Dagoberti), Tapferstadt, Daberstedte genant, und da es in dem (verfälschten) Dotationsbriefe des aufgehobenen Peterklosters zu Erfurt aufgeführt wurde, so hat man es für ein Kammergut Dagoberts I. oder II., sogar für eine Stadt (statt Ställe) erklärt. Im 30jährigen Kriege hatte der schwedische General Stallhaus bei der Belagerung der Stadt sein Hauptquartier im Dorfe; es litt sehr, aber der Name blieb doch, und es erholte sich durch die Nähe der Stadt und durch schöne Anlagen, die im Umfange gemacht worden. Den 20, 21. und 28. Oct. 1813. von den Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig ausgeplündert, ward es den 29. October auf Befehl des franz. Gouverneurs, Freih. von D'Alton, oder vielmehr auf Veranlassung des Genie-Commandanten Emy gänzlich abgebrant. Auf den verschütteten Häusern wächst Gras, und nur an den Trümmern erkent man sein Daseyn, das auch wol für immer erloschen bleibt, weil es nicht wieder aufgebauet werden darf. (*Dominicus.*)

Dabir s. Debir.

DA CAPO, oder abgekürzt D.C., heißt vom Anfange. Der musikalische Satz (meist eine Arie oder Menuett) soll von vorn wieder angehen; 2) bis zu dem Worte Fine (Ende) gespielt werden, was auch durch das Zeichen 𝄐 ausgedrückt wird. (*G. W. Fink.*)

DACELO *Leach* (Ornithologie), Gattung aus der Familie der Halkyoniden, über deren Begrenzung unter den Neueren keine Übereinstimmung statt findet. Gemeiniglich begreift man unter diesem Namen die den Eisvögeln ähnlichen Vögel, welche nicht, wie diese, am Wasser, sondern in feuchten Wäldern und von Insektenlarven leben, zu denen sie durch Einbohren ihres Schnabels in die Erde gelangen. Als Kennzeichen derselben werden angegeben: ein dicker, starker, schneidender, an den Seiten aufgetriebener Schnabel; dessen oberer Rücken erweitert, gefurcht, gewölbt, dann plötzlich eingedrückt und an der Spitze gekrümmt, während die untere Hälfte breit, kürzer als die obere und zugespitzt ist; schräge, seitliche Nasenlöcher, die zur Hälfte durch eine befiederte Haut verschlossen sind; Flügel, an denen die zweite und dritte Schwungfeder die längsten sind.

Die Arten sind in Neuholland, Neuguinea und auf dem östlichen Archipelagus einheimisch, von beträchtlicher Größe und haben ein weiches, nicht dicht anschließendes Gefieder. Hieher:

1) Alcedo gigantea Lath. Leach miscell. 2. pl. 106. Mit langem Schwanze und ziemlich langen Federbusche. Oberleib olivenbraun; Unterleib weißlich, mit dunkelbraunen Querlinien; auf der Mitte der Flügeldeckfedern ein hellbläulich grüner Fleck. Schwanz weißroth. Länge 18 Zoll.

Dieser Vogel bewohnt den Fish-river in Neuholland und die denselben einfassenden Encalyptus-Gebüsche in beträchtlicher Anzahl und truppenweise; lebt von Insekten, die er aus dem Schlamme hervorsucht, und erhebt besonders Abends ein betäubendes Geschrei.

2) Dacelo Leachic Lath. Linnean. transact. T. XV. p. 205. Weißlich, Kopf gelbbraun gestrichelt, Nacken, Oberrücken und Flügel gelbbraun, letztere mit azurblauen Abzeichen; Steiß blau, Schwanz azurblau mit weißer Spitze. Von der Südküste von Neuholland. Länge 20 Zoll.

3) Dacelo macrorhynus Lesson (Voyage de la Coquille, zoologie pl. 31 bis. Mit sonderbar gestaltetem Schnabel, dessen obere Hälfte schwarz und die untere weiß ist. Oberkopf braun, graulich-gelb gestrichelt, von den Augen laufen 2 braune ultramarinblau eingefaßte Streifen aus, und umgeben den Hinterkopf. Flügel gelblich-braun. Von der untern Kinnlade laufen zwei schwärzliche Striche aus. Um den Hals ein weißes Band. Obere Theile bräunlich, heller gerändert, Schwanzfedern braun mit gelbbrauner Einfassung der äußern Fahnen. Ruderfedern schwarzbraun. Untere Theile weißlich, Brust und Seiten rothbraun gestrichelt. Länge 9 Zoll 6 Linien. Aus den Wäldern am Hafen Dorery auf Neu-Guinea.

Annoch hieher gezählte Arten sind: Dacelo cyanotis Temm. col. 262, Dacelo pulchella Horss. col. 277., Dacelo concreta col. 346. Alle von Sumatra.

Die Nothwendigkeit, diese Gruppe von dem europäischen Eisvogel und den diesen ähnlichen Arten zu trennen, entging schon dem Scharfblicke Le Vaillants nicht. In Betracht des Weiteren verweisen wir auf den Artikel Halkyonidae Vigors. (*Boie.*)

DACH, heißt derjenige integrirende Theil eines Gebäudes, der den innern Raum desselben gegen Regen und Schnee, sowie gegen die heißen Sonnenstrahlen schützt. In ihrer ursprünglichen Form bestanden die Wohnungen der Menschen nur aus dem Dache allein (die Seitenwände wurden erst später zur Bequemlichkeit hinzugefügt), das zu beiden Seiten bis auf den Erdboden herunterreichte, und den Zelten oder Bivouachütten der Kriegsleute ähnlich war. Als jedoch die Wohnungen sich in weitläufigere Bauwerke verwandelten, von hohen und starken Mauern umschlossen, auf deren oberem Gipfel nun das Dach ruhete, ward auch dadurch die Form des letztern auf mancherlei Weise verändert, die sich gegenwärtig nach ihrer Gestalt und Höhe von einander unterscheiden.

a) Das einfachste unter allen ist das Pultdach (auch Taschen- oder Halb-Dach, von Vitruv Deliciata genant), das nur aus einer Dachfläche besteht, und sich schräg von der niedrigern Vorderwand zu der, bis an den Gipfel (Firsten) des Daches reichenden Hinterwand erhebt. Es wird gewöhnlich zu Seitengebäuden, Schuppen und Ställen angewendet.

b) Ein Sattel- oder Giebel-Dach hat zwei Dachflächen, die oben in dem Firsten zusammenstoßen und zwischen den beiden Giebelmauern liegen. Weil diese Art sich häufig in den alten Städten Teutschlands findet, den einen Giebel — mit mancherlei Schnörkeln, auch wol mit kleinen Bildsäulen verziert — vorn, werden sie auch teutsche Dächer genant, wo aus Liebe zu den Giebeln selbst ein solcher bisweilen in der Mitte der Seitenfläche angebracht ist, wenn das Haus der Länge nach in der Gasse steht. Andere Giebel aus dem Mittelalter haben die Gestalt von Thürmen mit Zinnen und darunter runden Schießlöchern durchbrochen, wie man mehre in Thorn findet. Ja, in Halle a. d. Saale ist sogar das ganze Dach der Domkirche durch mehre, neben einander aufgeführte Giebel umgeben und versteckt, daß es von unten gar nicht wahrgenommen werden kann.

c) Liegen auch Dachflächen auf den beiden Giebelmauern, die entweder mit den Hauptmauern in gleicher Höhe abgeschnitten, oder noch $\frac{1}{3}$ der Breite des Gebäudes über jene hinaufgeführt sind, heißen die dadurch entstehenden Flächen Walme oder halbe Walme (Krüppel, Kühlenden oder welsche Hauben), und das Ganze bekomt den Namen eines Walmendaches, das sich gewöhnlich auf frei stehenden Häusern, oder in den Städten an den Straßenecken befindet.

d) Eine Untergattung der Walmdächer sind die Zeltdächer (Pavillons), welche flache Pyramiden auf einer regelmäßigen quadratischen Grundfläche bilden; ihre — in einer Spitze zusammenstoßenden — Dachflächen sind daher von einerlei Größe. Sie haben bisweilen, sowie auch die folgenden,

e) Kuppeln — die sich oben theils halbkugel-, theils eiförmig schließen — ein kleines Thürmchen (die Laterne) auf ihrem obern Schluß, das $\frac{1}{4}$ bis höchstens $\frac{1}{3}$ des Halbmessers der Kuppel hoch ist.

f) Die Helmdächer oder Chorhauben, die sich zugleich ein- und auswärts biegen, und nur allein an alten Kirchthürmen gefunden werden.

Alle diese Dächer, mit Ausnahme der beiden letztern, unterscheiden sich nach Verschiedenheit ihrer Höhe wieder: 1) in ganz flach liegende, platte oder Altan-Dächer, auf denen man bequem herumgehen kann, und die in der Mitte oder an einer Seite nur so viel erhaben sind, daß der Regen abfließen kann. Sie werden mit Steinplatten, verzinntem Blech, Kupfer oder Zink bedeckt, von denen die erstern in wasserdichten Cement-Mörtel gesetzt werden müssen, damit das Regenwasser nicht in die Fugen eindringen und das Gebälke verderben kann. Auch 2) die griechischen Dächer, die unter $\frac{1}{4}$ ihrer Tiefe (Breite) zur Höhe haben, erfodern eine Bedeckung von Metall, weil die Dachsteine keine gute Auflage haben, sondern leicht vom Winde gehoben und herabgeworfen werden. Erst bei 3) den italienischen Dächern, deren Höhe $\frac{1}{3}$ der Tiefe beträgt, und die gegenwärtig auch in Teutschland häufig angewendet werden, findet eine Bedeckung von Schiefer oder Dachziegeln statt. Bei ihnen haben die Sparren 0,6009 der Tiefe zur Länge, und eine Neigung von 33° 41′; der frisch gefallene Schnee rollt nicht von selbst herab, sondern muß mit der Schaufel herunter geworfen werden, wenn man das zu lange Verweilen desselben auf dem Dache für zu nachtheilig hält. 4) Die seit etwas über ein Jahrhundert in Teutschland beinahe allgemein üblichen Winkeldächer, deren Sparren oben unter einem rechten Winkel zusammenstoßen, und daher unten eine Neigung von 45° haben. Ihre Länge beträgt 0,7071 der Tiefe des Gebäudes. 5) Früher als jene sind die neufranzösischen oder Mansarden-Dächer in Gebrauch gekommen, die gleichsam aus zwei besondern, auf einander gesetzten Dächern bestehen, einem steilen untern und einem flachen obern. Sie haben ihren Namen von dem französischen Baumeister Franz Mansard (geb. 1598), der mehre Kirchen und Hotels in Paris erbaute und die — von dem alten Louvre nachgeahmt — gebrochenen Dächer dabei anbrachte. Schübler (Zimmermanns-Kunst. Nürnberg. fol. 1731.) giebt eine leichte Construction derselben, vermittelst eines, mit der halben Tiefe des Gebäudes gezogenen Halbkreises, aus dessen Mittelpunkte zu beiden Seiten unter einem Winkel von 45° Radien gezogen werden, welche den Halbkreis durchschneiden, und dadurch das Zusammenstoßen der beiden Dachflächen bestimmen, deren Firsten ebenfalls in dem Kreise liegt. Man hat diese Dachform lange nachgeahmt, theils um einen bessern Bodenraum zu erhalten, theils um dem Gebäude ein gefälligeres Ansehen zu geben; sie wird jedoch von neuern Baumeistern verworfen, weil weder mehr Bequemlichkeit erlangt, noch die Feuergefährlichkeit verringert, wol aber Arbeit und Kosten vermehrt werden, da im Gegentheil eine gerade aufgesetzte Fachwerkswand anstatt des steilen, untern Daches, eine Ersparniß von beinahe $\frac{1}{3}$ des nöthigen Bauholzes gibt. 6) Die altfranzösischen Dächer, die vor den Mansarden gewöhnlich waren, haben 0,559 der Haustiefe zur Höhe, und $\frac{1}{3}$ von jener zur Länge der Bal-

ken; diese aber eine Neigung von 48° 12′. 7) Die altteutschen Dächer machen ein gleichseitiges Dreieck, denn die Länge ihrer Sparren ist der Balkenlänge gleich; ihr Neigungswinkel ist 60° und ihre Höhe 0,866 der Breite. 8) Bei den gothischen Kirchendächern endlich ist die Höhe der Tiefe gleich; folglich die Länge der Sparren 1,118 der Tiefe des Gebäudes, und der Neigungswinkel 63° 26′.

Die so sehr veränderliche Höhe der Dächer muß nothwendig auf die Frage führen, ob die größere oder die geringere Höhe vorzuziehen sey? Man hat die Entscheidung darüber bisher der Gewohnheit und dem Vorurtheile überlassen, in dem jene öfters nur allein begründet ist. So hat man lange in dem Wahne gestanden, daß eine nördlichere Breite höhere Dächer erfodere; während in den höchsten Nordländern, wie Norwegen und Island, die Häuser der Landleute ganz flache Dächer haben, auf denen der Schnee den ganzen Winter hindurch als eine wärmende Decke liegen bleibt, und die im Sommer den heftigen Stürmen ungleich weniger ausgesetzt sind, als die höhern, noch an vielen Orten in Teutschland üblichen Dächer. Nur solche Gebäude, die eines größern Bodenraumes bedürfen, bedingen eine höhere Bedachung, welche als das Maximum die Hälfte ihrer Breite zur Höhe haben; bei andern Häusern hingegen kann man die letztere bis auf ⅓ oder ¼ verringern, wenn man anders Freiheit hat, die Materie der Bedachung zu wählen, weil Dachziegel alsdann nicht mehr anwendbar sind.

Jedes Dach im Allgemeinen besteht aus zwei besondern Haupttheilen: A) dem Gesparre oder Dachstuhl, und B) der auf demselben ruhenden Bedekkung. Zu jenem gehören 1) die Dachbalken, die nach ihrer verschiedenen Stelle unter dem obern Boden auch besondere Benennungen erhalten: α) Giebelbalken, welche bei Giebeln aus Fachwerk als Schwelle unmittelbar auf die untere Mauer, bei ganz massiv aufgemauerten Giebeln aber innerhalb und neben dieselbe gelegt werden. β) Die Bund- oder Wandbalken, je nachdem sie auf den Stielen einer hölzernen Querwand verzapft sind, oder auf einer Scheidemauer liegen, die sich im obern Stocke endigt und nicht bis auf den Dachboden hinaufreicht. γ) Die Dachbinder-Balken in demjenigen Punkte, wo der Walm des Daches eintrifft. Dieser ist gewöhnlich so weit von der Giebelwand entfernt, als die halbe Breite des Gebäudes beträgt, damit der Walm mit dem Dache einen gleichen Neigungswinkel bekomt. Man sieht, daß alle die hier aufgeführten Balken ihre bestimten Stellen haben; zwischen ihnen werden daher δ) die übrigen ledigen Balken dergestalt eingetheilt, daß sie bei 10—12 Zoll Breite und 14—16⅘ Zoll Höhe, 3½ bis 4 Fuß aus einander liegen. Bei einer sehr schweren Bedachung aber, deren Last von den Latten nicht zwischen den Sparren getragen werden könte, ohne sich zu biegen, werden zu Ersparung der Kosten schwächere Balken, 7 Zoll breit, 8—9 Zoll hoch, 16—18 Fuß frei liegend, 2½ Fuß mit ihrer Mitte von einander gelegt. Über die erfoderliche Stärke der Balken geben die Baumeister folgende Vorschrift:

Entfernung der Balken mit ihrer Mitte.	Länge des frei liegenden Balken.	Breite desselben.	Höhe desselben.
Fuß.	Fuß.	Zoll.	Zoll.
2½	20,1	11	15,4
	27,2	10	14
	21	9	12,6
	24,2	8	11,2
	17,7	7	9,8
	14,4	6	8,4
	11,3	5	7
3	28,6	11	15,4
	25,8	10	14
	22,6	9	12,6
	20	8	11,2
	16,5	7	9,8
	13,4	6	8,4
3½	27	11	15,4
	23,6	10	14
	21,6	9	12,6
	18,4	8	11,2
	15,6	7	9,8
4	28,8	12	16,8
	25,9	11	15,4
	23,2	10	14
	20,4	9	12,6
	17,5	8	11,2

Man könte zwar 14″ hohe, 10″ breite Balken, bei 21,6′ Spannung im Lichten, bis 5 Fuß mit ihrer Mitte aus einander legen; allein nach der Erfahrung können 1½ Zoll starke Dielen nicht über 4″ frei liegen, wenn sie jede Last tragen sollen, wodurch nothwendig die Entfernung der Balken von einander auf das bestimte Maaß von 4 Fuß, als das Maximum, beschränkt wird.

Man findet übrigens sehr häufig die Balken bei Gebäuden nicht nach ihrer Höhe, sondern nach der Breite gelegt; wodurch nothwendig ihre Tragekraft verringert und ein Beweis von der Unwissenheit oder Nachlässigkeit der Bauleute gegeben wird. Es ist auch wol vorgeschlagen worden, die Balken sowol nach der Höhe als Breite, am Stammende zunehmend zu beschlagen, auf das schwächere Gipfelende aber keilförmig geschnittene Futtersätze aufzulegen, um so zugleich eine ebene Deckenfläche und wagerechten Boden zu bekommen. Bei den Dachbalken hat jedoch das Abbinden und Einzapfen der Sparren besondere Schwierigkeiten, die, verbunden mit dem vermehrten Arbeitslohne, für das Zurichten, Auflegen und Abgleichen der Futterhölzer und mit dem Preise derselben und der Nägel sich dieser Aushilfe entgegensetzen, und den dabei gehofften Gewinn aufheben. Es ist jedoch dabei zu bemerken, daß ein durchaus gleich beschlagener Balken in der Mitte 10 Zoll Höhe, hingegen 12 Zoll, wenn er nach seiner wachsenden Dicke beschlagen wird. Er würde demnach im erstern Falle nur 100 Centner, im letztern aber 140 Centner tragen, und beide sich bei gleicher Breite in Hinsicht ihres Widerstandes wie 5:7 verhalten.

Sind nicht alle Balken bei der gehörigen Stärke auch von genugsamer Länge zu bekommen, müssen sie gestückt, d. h. an einander gestoßen werden. Dieses kann auf verschiedene Weise geschehen, indem man die

beiden Enden der Balken auf die Länge ihrer 4—8fachen Höhe zur Hälfte einschneidet, und diese genau in einander passenden Ausschnitte durch eiserne Bolzen und Bänder zusammenhält, welches eine Verblattung genant wird. Dachbalken, deren Länge, ohne Auflegen, 18 Fuß übersteigt, müssen durch Unterzüge oder Überzüge, auch wol durch Sprengwerke und Hängewerke verstärkt werden und die nöthige Sicherheit gegen das Zerbrechen erhalten, wie man weiter unten sehen wird.

ε) Der Kehlbalken ist derjenige, welcher in dem eingehenden Winkel eines Gebäudes, das eine Wiederkehr macht, dem Kehlsparren zur Unterlage dient, und ganz oder zum Theil unter dem Dachboden hindurch geht. Im letztern Falle ist er als ζ) Stichbalken mit dem andern, nicht auf der Umfangsmauer ruhenden Ende, in einem andern durchgehenden Balken eingezapft. Dies ist nämlich die Benennung aller Balkenstücke, die den Fuß eines Walmdaches machen, und bei denen die eben erwähnte Bedingung statt findet. Jeder schräge Stichbalken aber auf den Ecken des Gebäudes, in den die Gradsparren gesetzt werden, heißt η) ein Grad-Stichbalken. Die einen wie die andern sind auf dem ihnen zunächst liegenden, auch wol abwechselnd auf dem ersten und dritten oder vierten Balken, mit einem schwalbenschwanzförmigen Zapfen eingelassen, mit dem andern Ende aber, gleich allen andern Dachbalken, auf die Mauerlatte oder Sohle aufgekämt. Es ist dieses eine 5—6 Zoll breite, 4 Zoll hohe Schwelle, welche auf die Oberfläche der Mauer gelegt wird, um den Balken und Sparren eine gleichförmigere und richtigere Lage zu verschaffen. Sie erscheint dadurch bei den Dachbalken als nützlich, bei den Balken der andern Stockwerke aber als durchaus überflüssig und entbehrlich.

Die Sparren, der zweite Theil einer jeden Bedachung, tragen die auf sie genagelten Dachlatten, die der eigentlichen Bedeckung als Unterlage dienen. Sie stehen unten mit ihren 2″ starken, 3″ langen Zapfen in den Balken, und streben oben mit ihren verschornen (d. h. mit dem Zapfen und der Scheere zusammen verbundenen) Spitzen unter einem Winkel gegen einander, der durch die Höhe des Daches bedingt ist, wie schon oben gesagt worden. Um ihnen aber gegen die Last der Bedachung eine Unterstützung zu gewähren, werden sie um die Hälfte ihrer Länge durch ein horizontales, mit seinen beiden Enden in die zusammen gehörigen Sparren verzapftes, Querstück, den Kehlbalken, verbunden, der seinerseits auf ein oder zwei, nach der Länge des Daches laufende Rähmenstücke eingekämmt ist, je nachdem das Gebäude weniger oder mehr als 24—30 Fuß Tiefe hat, um letzteres dadurch in eine zusammenhängende und feste Verbindung zu bringen, die bei dem Kehlbalken für sich allein nicht statt findet. Die Rähmenstücke oder Pfetten ihrerseits werden von 1.. zu 16 Fuß durch Stuhlsäulen (Stützpfosten) getragen, die senkrecht unter ihnen auf den Balken — auch wol bei tiefen Gebäuden auf einer, nach der Länge liegenden Schwelle — stehen, und gewöhnlich oben noch von schrägen Bändern gehalten werden. Eine solche Vorrichtung von einem Rähmen mit den Säulen und Bändern heißt eine Stuhlwand, oder ein stehender einfacher Dachstuhl; und wenn die Kehlbalken von 2 oder 3 Stuhlwänden unterstützt werden, ein doppelter oder dreifacher Dachstuhl. Jedes Paar von der Stuhlwand unterstützter Sparren wird ein Gebind genant, und zwar ein Gradgebind, wenn es diagonal über den Winkelbruch eines Gebäudes hinweg geht. Insbesondere heißen diejenigen Sparren, unter denen Stuhlsäulen stehen, Dachbinder, die andern hingegen, wo dies nicht der Fall ist, Leergespärre. Die Länge und Stärke der Sparren hängt von der Breite und Höhe des Daches ab, und ist nach der vom Herrn Wolfram angestellten Berechnung für ein doppelt eingedecktes Dach von Breitziegeln oder Biberschwänzen.

Tiefe oder Breite des Gebäudes.	Höhe des Daches, die Tiefe = 1.	Länge der Sparren.	Entfernung von Mitte zu Mitte.	Die Sparren sind: breit	hoch
22′ 6″	[illegible]	16′ —″	2½′	4″	6″
24 4½	[illegible]	14 7	2½	4	6
20 6	[illegible]	14 6	3	4	6
22 6	[illegible]	13 6	3	4	6
19 5	[illegible]	13 8	3½	4	6
21 1	[illegible]	12 7	3½	4	6
28 8	[illegible]	20 4	2½	5	7
30 8	[illegible]	18 5	2½	5	7
26 6	[illegible]	18 8	3	5	7
28 7½	[illegible]	17 3	3	5	7
24 10	[illegible]	17 6	3½	5	7
27 —	[illegible]	16 2	3½	5	7
34 6	[illegible]	24 5	2½	6	8
37 6	[illegible]	22 6	2½	6	8
32 2	[illegible]	22 8	3	6	8
35 —	[illegible]	21 —	3	6	8
30 2	[illegible]	21 4	3½	6	8
32 8	[illegible]	19 7	3½	6	8
29 6	[illegible]	20 10	3	5½	7½
31 9	[illegible]	19 2	3	5½	7½
23 8	[illegible]	16 9	3	4½	6½
25 8	[illegible]	15 5	3	4½	6½
37 9	[illegible]	26 8	3	7	9
41 —	[illegible]	24 6	3	7	9

Das Resultat dieser Tafel setzt voraus, daß die Sparren zwischen ihren Enden ohne Unterstützung — wofür jedoch die vorhandenen Kehlbalken nicht anzusehen sind — frei liegen; sind Dachstühle angebracht, so ist hier die Länge zwischen ihnen, als den Unterstützungspunkten, anzunehmen. Der Würfelfuß Holz ist zu 40 Pfd. angesetzt, und das Gewicht eines Quadratfußes Doppeldach von Biberschwänzen zu 16½ Pfd. Nach der Formel

$$L = \sqrt{B^2 + 4\beta^2 B^2} = B\sqrt{1 + 4\beta^2};\ \text{wird}$$

$$B^2\sqrt{1+4\beta^2}.(G+g) = 60\,b\,h^2,\ \text{daher}$$

$$\frac{B^2\sqrt{1+4\beta^2}.(G+g)}{60\,h^2} = b;\ \sqrt{\frac{B^2\sqrt{1+4\beta^2}.(G+g)}{60\,b}} = h$$

wo B die halbe Tiefe des Gebäudes ist, L die frei liegende Länge des Dachsparren im Fußmaaße, g das Gewicht eines laufenden Fußes desselben, G das Gewicht eines Quadratfußes der darauf liegenden Bedeckung, β das Verhältniß der Höhe des Daches zur Tiefe des Gebäudes, b die Breite des Sparren, und h die Höhe desselben in Zollen. Bei andern Dachbedeckungen muß man G veränderlich machen, und

= 22 Pfd. bei einem Lehmschindeldache,
= 16 „ — — Schieferdache,
= $8\frac{1}{2}$ „ — — einfachen Breitziegeldache,
= 8 „ — — Hohlziegel- und Strohdache,
= $10\frac{1}{2}$ „ — — Rollbleidache,
= 5 „ — — Kupfer- oder Schwarzblechdache,
= $4\frac{1}{2}$ „ — — Weißblechdache setzen.

In dem Falle, wo es aus besondern Gründen für nöthig gefunden wird, den Bodenraum ganz frei zu haben, wird eine Schwelle unten längs der Sparren auf die obern Balken gelegt, und die Stuhlsäule in dieselbe eingezapft, so daß sie dicht an den Sparren anliegt, und den auf ihr ruhenden Rähmen trägt. Oben ist der Spannriegel in sie verzapft, und wird von Strebe- oder Jagdbändern gehalten, um das Richten des Daches und das Auflegen der Kehlbalken zu erleichtern, weil er bis dahin die Stuhlwand in ihrer unverrückten Lage erhält. Bei sehr tiefen Gebäuden, wo daher die Kehlbalken eine bedeutende Länge haben, will Gilly (Landbaukunst, 2. Theil) noch einen oder mehre Träger zwischen ihnen und den Spannriegeln anbringen, die aber Wolfram (Handbuch für Baumeister, 3. Theil), nicht ohne Grund, für überflüssig erklärt, weil die sehr schrägen Jagdbänder keine Sicherheit gewähren; wogegen er bei zu langen Kehlbalken entweder neben dem hier beschriebenen liegenden Stuhle in der Mitte eine stehende Stuhlwand nach der Länge, oder eine Verstrebung über dem Kehlbalken empfiehlt. Überhaupt aber tadeln die Baumeister den Gebrauch dieser, unter dem Namen des liegenden Dachstuhles bekanten Vorrichtung, weil mehr und stärkere Hölzer dazu nöthig sind, als zu dem stehenden Dachstuhle, die sich wie $154\frac{3}{4}$ W. F. zu $35\frac{1}{4}$ W. F. verhalten, wodurch der Preis des Materials und des Arbeitslohnes erhöhet wird, während der liegende Dachstuhl auch kein niedrigeres, als ein rechtwinkliches Dach zuläßt. Leideritz (Ausführliche Anleitung zur Zimmerkunst) hat eine Verbesserung des liegenden Dachstuhles angegeben, indem er die liegenden Stuhlsäulen so weit von den Sparren abrückt, daß der Zapfen unten im Balken einen festen Stand hat und die Schwelle dadurch entbehrlich wird. Jene sind oben unmittelbar in dem Kehlbalken eingezapft, und mit demselben durch das in ihn versetzte Jagdband verbunden. Sie tragen ihn auf ihrem Rähmen, ohne Spannriegel, dessen Stelle bei dem Richten des Dachstuhles durch Hilfshölzer vertreten wird, so daß nur ebenso viel — obgleich etwas stärkere — Holzstücke erfodert werden, als bei dem stehenden Dachstuhle, und sich die Vorrichtung zu diesem verhält, wie $79\frac{1}{4}:35\frac{1}{4}$ W. F. Der liegende Dachstuhl wird am gewöhnlichsten bei dem gebrochnen (Mansarde-) Dache angewendet, dessen schon oben erwähnt worden ist; und vertreten dabei die Dachstuhlsäulen, die unten nicht auf dem Balken, sondern auf den Schwellen stehen, die Stelle der Sparren. Man gewinnt dadurch mehr Freiheit zu Eintheilung der Dachfenster, wobei außerdem die Lage der Dachbalken öfters hinderlich und unbequem ist.

Weil auf letzteren die Sparren nicht immer vorn an der Spitze stehen, muß ein oben schräg zugeschnittenes Holzstück auf jene gelegt werden (ein Aufschiebling oder Leisten), um unten den Raum auszufüllen und die Dachbedeckung bis herunter legen zu können, ohne daß hier ein Einbug entsteht, der Gelegenheit zum Eindringen des Regenwassers und zum Faulen der Balken geben würde. Mehre gute Baumeister verwerfen jedoch diese Construction ganz, und fodern dagegen das Herausrücken des Sparren bis an das Ende des schräge abwärts (dachrecht) geschnittenen Balkens.

Um eine Holzersparniß zu erzeugen, und größere Räume ohne kostbare Constructionen zu bedachen, erfand schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Franzose Philipert de l'Orme die sogenanten Bohlendächer, die zuerst von Gilly 1797 in Teutschland bekant gemacht, und nachher von mehren Baumeistern, besonders in den preußischen und sächsischen Staten, häufig angewandt wurden. Sie bestehen anstatt der gewöhnlichen Sparren aus krumm geschnittenen, zwei- oder dreifach über einander genagelten und dergestalt zusammen gestoßenen Bohlenstücken, daß die eine Lage die Fuge der andern deckt, und das Ganze durch eiserne oder hölzerne Nägel eine feste und dauerhafte Verbindung und das Dach das äußere Ansehen eines spitzen oder gothischen Gewölbes erhält (Gilly Landbauk. II. Thl. S. 201). Als Vortheile dieser Dächer wird angeführt: a) vor allem die bedeutende Holzersparniß, weil bloße Bretstücke und Abgänge von höchstens 6 Fuß Länge dazu nöthig sind, die selbst aus schadhaften und krummen Bäumen geschnitten werden können. Dennoch haben die Bohlensparren, weil die Bretter auf ihrer hohen Kante stehen, weil sie einen Bogen bilden, und weil ihre Spannung durch die Lage der aus einem Mittelpunkte gezogenen Fugenschnitte verstärkt wird, einen großen Widerstand gegen jede auf sie drückende Kraft. b) Die Bohlensparren üben einen weit geringern Seitenschub aus, als die schrägen Sparren eines gewöhnlichen Daches; sie können deshalb mit größerer Sicherheit auf die Rähmen und abgetrumpften Balken gestellt werden. c) Weil die Schornsteine unter dem Dache kein Holz berühren, sind diese Dächer weit weniger feuergefährlich, als andere, und auch wegen des wenigen, in ihnen enthaltenen Holzes minder geschickt, den in ihnen entstandenen Brand zu verbreiten. d) Gewährt das Bohlendach einen freien Bodenraum, weil hier Dachstuhl, Schwelle ꝛc. wegfallen, und man den vollen Raum ungehindert benutzen kann. Dem soll jedoch die Erfahrung entgegen stehen, daß die Bohlensparren öfters im untern Drittheile ihrer Länge auf der äußeren Seite zerbrechen, weil sie zu schwach sind, dem vereinten Drucke ihrer eigenen Schwere, der Belattung und der Dachziegel zu wi-

derstehen, den man beiläufig auf 4840 Pfd. setzen kann, wenn die beiden Sparren 1363 Pfd., die 122 Latten 694 Pfd., 732 Dachsteine aber 2928 Pfd. betragen. Der Druck wirkt im Scheitel des Bogens nach 2 Richtungen, welche aus dem Durchschnittspunkte der äußern Linien nach dem Fußpunkte der beiden innern Linien laufen. Diese Richtungen machen auf dem Horizonte einen Winkel, dessen Tangente $\frac{26,03527}{25}$, der daher 46° 9′ 44″ ist; folglich wird der Druck auf jeder Seite = 2420 : sin. 46° 9′ 44″ oder 3355 Pfd. Da nun aber für Kiefernholz, das Moment des Gewichtes, von dem ein solcher Bogen im ersten Momente des Druckes zerbrochen würde, $2878 . 2 . 1\frac{1}{2} . 12 . 12 = 1242096$ ist; da ferner die vorerwähnte Kraft in dem von ihrer Richtung am weitesten entfernten Punkte das Zerbrechen der Sparren bewirkt, so kann man die Länge des Hebelarmes hier zu $4\frac{1}{3}$ Fuß, und daher das Moment der Kraft zu $4\frac{1}{3} . 12 . 3355 = 174460$ annehmen, das $\frac{1}{7}$ des vorerwähnten ist, und folglich keine genugsame Sicherheit gegen das Zerbrechen des Sparren gewährt. Es dürfen aber oben nur 2 Bretstücke in Rechnung kommen, weil ein Stoß in der dritten Lage dicht am Brechpunkte liegt. Sobald aber stärkere Bohlensparren angewendet werden sollen, verschwindet die Ersparniß ganz; sie findet blos bei Kirchen und ähnlichen tiefen Gebäuden statt, die weitläufige und große Dachstühle, oder wol gar kostbare Hängewerke und schwere Gebälke erfodern. Die Bohlenbogen können Halbkreise oder gothische Spitzbögen bilden, die in Hinsicht der Festigkeit und Dauer jenen vorgehen; denn die Last drückt den Bogen im Gipfel niederwärts, wodurch das Ausweichen seiner Schenkel verursacht wird, sobald ihr Fuß auf der Mauerlatte fest stehet. Es wird daher unter jedem Dachsparren — die über dem Bogen liegen — eine oder mehre Stützen angebracht, um durch die Last des Daches das erwähnte Ausweichen zu verhindern, zugleich aber auch das Emportreiben des Gipfels durch zu starken Druck auf die Schenkel zu hindern. Bei den Spitzbögen ist nun der Druck auf den Gipfel, und folglich die Neigung der Schenkel zum Ausweichen in der Mitte geringer; zugleich ist auch der horizontale Seitenschub auf die Umfangsmauern schwächer.

Dieser Seitenschub muß bei dem Bau mit Bohlensparren ganz besonders in Betracht gezogen werden, weil er auf die Festigkeit des Daches und folglich des ganzen Gebäudes Einfluß hat. Die Umfangsmauern müssen nämlich hinreichend stark — nicht unter $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß — oder wenigstens durch eiserne Anker verstärkt seyn. Die Bohlensparren des ersten, merkwürdigen Gebäudes dieser Art, der 120 Fuß weiten, 100 Fuß hohen Kornhalle in Paris, lehnten sich an eine, um die ganze Kuppel herumlaufende Bogenstellung; andere Gebäude, auf diese Weise bedacht, haben sich gut und dauerhaft erwiesen, sobald nur die Mauern im Stande waren, dem Seitenschube das Gleichgewicht zu halten; bei zwei rechteckigen, 44 Fuß weiten Kirchen mit Bohlendecke hingegen, deren Mauern vom Sockel bis zur Mauerschwelle 28 Fuß hoch und 3 Fuß dick waren, dann aber vollends 2 Fuß stark bis an die 11 Fuß höher liegenden Stichbalken gingen, zeigte sich nach einiger Zeit ein nachtheiliger Schub gegen die Mauern, und bewog zu einer Veränderung der Bedachung in ein Hängewerk; eine dritte aber blieb, mit denselben Dimensionen unverändert.

Sehr große Gebäude wurden vor Einführung der Bohlenbögen, und werden auch noch häufig jetzt durch aufgesetzte Spreng- und Hängewerke bedacht, wo die Dachbalken — wenn sie aus Gründen unterhalb zwischen ihren beiden Enden keine Auflage oder Unterstützung finden, — entweder durch angebrachte Streben gestützt und getragen, oder aber von einer, über ihnen stehenden Hängesäule gehalten werden.

Die Streben kommen in einem Sprengwerke gewöhnlich in der Mitte des Dachbalkens zusammen, und stützen einander zugleich mit jenem wechselseitig; oder sie haben einen Spannriegel zwischen sich, der unter der Fläche des Dachbalkens liegt und ihm zur Unterstützung dient.

Die Hängewerke unterscheiden sich 1) nach der Zahl der Hängesäulen, die aufrecht über dem Balken stehen; 2) nach ihrer Stellung auf dem Träger, auf dem zugleich die Deckenbalken liegen, oder unter dem sie in winkelrechter Richtung mit Schraubenbolzen hängen; oder auf einem Deckbalken, auf oder unter dem sich der Träger für die übrigen Balken befindet. Es finden sich demnach a) Hängewerke mit einer Hängesäule, die auf der Mitte des Balken steht, und durch die, mit Zapfen und Versetzung in denselben, befestigten Streben getragen wird, während sie ihn unten mit dem Hängeeisen faßt und trägt. Weil die Streben um so kräftiger tragen, je mehr ihre Stellung sich der senkrechten nähert, werden b) bei noch tieferen Gebäuden von 40—54 Fuß, zwei Hängesäulen angebracht, durch einen Spannriegel verbunden. Bei niedrigen Dächern kann man sich hier anstatt der Hängesäule auch eines starken Bolzens (Hängeeisens) bedienen. c) Steigt endlich die Weite des Gebäudes bis auf 60 und mehr Fuß, können auf dieselbe Weise 3, 4 bis 5 Hängesäulen angebracht, durch Spannriegel vereinigt, und jedes Paar, deren Höhe von beiden Seiten gegen die Mitte hin wächst, durch Streben gestützt werden. Die Zimmerkunst hat auf solche Art hie und da bei Kirchen, Schauspiel- und Exerzirhäusern Großes geleistet, wo vorzüglich Paris, Berlin, Potsdam und Darmstadt anzuführen sind; das Exerzirhaus in letzterer Stadt ist 319 Fuß lang und 151 Fuß breit, und wird von Gilly (Landbaukunst, 2r Thl.) als ein Muster guter Construction empfohlen. Die Anwendung der Hänge- und Sprengwerke bei Brücken ist schon oben (Art. Brücken) gezeigt worden, deren Einrichtung besonders Reiser in seiner Zimmerkunst praktisch zeigt.

Wenn bei den Dachwalmen die kürzeren Sparren sich auf den Ecken an die längeren legen, müssen sie zu dem Ende an ihren Spitzen schräge zugeschnitten werden, damit sie bei dem Aufrichten des Daches sogleich an dieselben passen. Die Bestimmung dieses schrägen Zuschnittes sowol, als der angemessenen Länge der kürzern

Sparren wird das Schiften, und die letztern werden Schiftsparren genant. Von dem Verfahren selbst findet sich in Gilly und Wolfram a. a. O. deutliche Anweisung.

Die Dachfenster, um den obern Räumen Licht und Luft zu verschaffen, sind nach Verschiedenheit der Dächer und Gebäude auch von verschiedener Art: 1) die gewöhnlichen, welche aus einer, auf die Sparren aufgekämmten Unterschwelle, auf der in gehöriger Entfernung zwei Stiele stehen und einen Rähmen tragen, auf welchem die Dachfenstersparren ruhen, und hinten unter einem möglichst spitzen Winkel an die Dachsparren stoßen, wenn sie nicht unmittelbar bis zum Firsten hinauf laufen. Es wird auch wol ein niedriges Dach mit einem Rücken in der Mitte über die Fenster gemacht, das eine flache Rundung bekommt, wenn es mit Blech eingedeckt werden soll. 2) Die runden oder ovalen Ochsenaugen (oeil de boeuf) finden sich gewöhnlich an den bessern Häusern in Städten, haben aber mit jenen den Fehler gemein, daß sich da, wo ihre Bedeckung mit dem Dache zusammenstößt, das Regenwasser leicht einzieht, und die Fäulniß der Sparren und Latten herbeiführt. Um diesem Übelstande zu begegnen, hat man 3) die Fledermäuse eingeführt, die sich von jenen dadurch unterscheiden, daß ihre Bedeckung zu beiden Seiten sich in das Dach verläuft. Sie gewähren noch außerdem den Vortheil, daß ihre Stellung keinen Einfluß auf die Lage der Dachsparren hat, und diese weder ausgeschnitten, noch durch eingesetzte Hilfssparren vermehrt werden dürfen, um die Seitenwände der Fenster ausmauern zu können. 4) Eine neuere, nur wenig gebräuchliche Construction sind die mit der Fläche des Daches gleich liegenden Fenster, die zwar das meiste Licht gewähren, dagegen aber nur schwer gegen das Eindringen des Regens zu verwahren sind, und leicht durch den Hagel bei Gewittern zerschlagen werden. 5) Die letzte Art sind die auf den Kuppeln runder Gebäude stehenden Laternen, die gewöhnlich rings herum mit eingesetzten Scheiben versehen, und blos oben mit Blech, Kupfer oder Zink bedeckt sind. Neuere Baumeister verwerfen übrigens alle Arten Dachfenster, und wollen die Beleuchtung des Bodenraums in frei stehenden Häusern blos durch Fenster in den Giebeln, oder aber durch eine, als Halbgeschoß auf die Dachbalken gesetzte senkrechte Wand bewirken.

B) Die Dachbedeckung mit irgend einer dauerhaften, dem Regen- und Schneewasser genugsam widerstehenden Materie: Holz, Stroh, Rohr, Steine oder Metallbleche, welche über die, auf die Sparren genagelten Latten gelegt wird, vollendet das Dach. Am gewöhnlichsten sind die aus Thon geformten und gebranten Dachsteine oder Ziegel, die mit den vorerwähnten Eigenschaften noch die der möglichsten Feuersicherheit verbinden. Sie unterscheiden sich nach Form und Größe a) in Kehlziegel, als flache Rinnen gestaltet, um die Kehlen in Dächern und an den Dachfenstern damit zu bedecken; was aber gegenwärtig mit irgend einer Art Metallblech geschieht. b) Hohl- oder Firstenziegel, eben so geformt, sind zu Bedeckung sowol der obern als der Seitenkanten des Daches bestimt, auf den sie in Kalk gelegt, und — besonders an den Meeresküsten — zu mehrer Festigkeit angenagelt werden. c) Die Dachpfannen, entweder als ein liegendes *S*, oder auch wie die vorhergehenden gestaltet, nur etwas kleiner (12″ lang 8″ breit), finden sich an den Küsten der Nord- und Ostsee, in Preußen, am Fichtelgebirge, auf der hohen Rhön u. s. w. Sie werden dergestalt auf die Latten gelegt, daß bei der erstern Gattung die Krümmungen in einander greifen; bei der zweiten aber die untern Reihen mit der hohlen Seite oben, mit den Rändern aber dicht an einander liegen, damit die obern Steine darüber gestürzt werden können. Die untern werden dann Nonnen und die obern Mönche genant. Obgleich sie beim Sturme fester liegen, und nicht so leicht herabgeworfen werden, lassen sie doch bei Schlagwetter den Regen durch, wenn sie nicht eine Verschalung der Sparren mit Bretern unter sich haben, stehen überdies höher im Preise als d) die sogenanten Biberschwänze oder Breitziegel (auch wol Ochsenzungen), die an ihrer untern Seite abgerundet, an der obern aber mit einer hervorstehenden Nase versehen sind, um sie an den über die Sparren geschlagenen Latten aufhängen zu können. Sie werden gegenwärtig beinahe ausschließend zu Bedekkung der Dächer angewendet, sind 15 Zoll lang, 6″ breit, ½″ stark, und müssen aus gutem Thone hart gebrant seyn, einen glatten, glänzenden Bruch haben und nicht springen, wenn sie glühend mit kaltem Wasser begossen werden. (S. Baumaterialien und Ziegel.) Man pflegt in Holland und England häufig die Dachsteine bei dem Brennen mit Bleiglätte (7 Thle. u. 1 Thl. Braunstein), mit Kochsalz, Klauen von Thieren, Steinkohlengrus oder grünem Laubholz zu glasiren, damit sie weniger Feuchtigkeit aufnehmen. Nicht minder hat man versucht, aus den frisch gestrichenen Steinen vor dem Trocknen das überflüssige Wasser auszupressen, wodurch sie beträchtlich leichter werden und das Dach weniger beschweren, dagegen aber von jedem heftigen Winde aufgehoben und hinweggeführt werden können, wenn sie nicht einzeln gut in Kalk eingelegt sind. Endlich ist auch wol ein Firnißanstrich für die Dachsteine vorgeschlagen worden, der jedoch theils die Kosten der Bedachung sehr erhöhet, theils zu umständlich ist.

Es gibt dreierlei Arten, die breiten Dachziegel (Biberschwänze) bei dem Dachdecken anzuwenden. 1) Zu dem einfachen oder Spließdache sind die Latten 7½ bis 8 Zoll von einander auf die Sparren genagelt, und die Fugen der über einander greifenden Ziegel werden mit Dachspähnen (Spließen oder Splitten) unterlegt, wovon es auch seinen Namen hat. 2) Bei dem Kronen- oder Ritterdache ist die Entfernung der Latten von einander 4 Zoll weniger als die Länge der Ziegel, deren Reihen (Schaare) alle doppelt über einander liegen, aber keine Spließe unter sich haben. Dasselbe ist auch der Fall 3) mit dem eigentlichen Doppeldache, wo die Entfernung der Latten 2″ weniger ist, als die halbe Länge des Ziegels, und der erste Stein noch 4″ über den dritten hinweg reicht. Spließe finden auch hier nicht statt; die obere und un-

tere Reihe wird hier, wie bei dem einfachen Dache, doppelt belegt, und der Firsten, sowie die Kanten des Walmdaches mit Hohlziegeln bedeckt. e) Die Geviertziegel, von gleicher Länge und Breite, werden nach der Diagonale auf die Latten gehangen. weshalb sich die Nase in einer Ecke befindet. f) Die römischen Ziegel sind mit ihren beiden Seitenrändern in die Höhe gebogen, worauf bei dem Eindecken halb runde Hohlziegel gedeckt werden.

Die zweite nicht minder gewöhnliche Art der Bedeckung ist der Schiefer, der an mehren Orten häufig in der Erde gefunden, und wegen seiner langen Dauer besonders zu Kirchthürmen und öffentlichen Gebäuden in Frankreich und einigen Gegenden von Teutschland, aber auch zu den Dächern gewöhnlicher Häuser angewendet wird. Ja, in den Nassauischen Gebirgsstädten sind selbst die Umfangswände bis zur Erde herunter mit Schiefer belegt. Dieser wird in Tafeln gespalten, die von 5″ bis 2 Fuß breit und lang sind, und mit 2 oder 3 Nägeln auf die Verschalungsbretter der Dachsparren genagelt werden. 1 Zentner Schiefer gibt 6 Quadratfuß Dach, und zu einem Thurmdache von von 860 Quadratfuß werden 143 Zentner Schiefer und 216 Schock Schiefernägel erfodert.

Sehr flache Dächer und Altane werden mit Metallblechen gedeckt, worunter das Blei, zu 8 Fuß langen, 2—3 Linien starken Tafeln gewalzt, das wohlfeilste aber auch das schlechteste ist, denn selbst ein Anstrich mit Ölfarbe vermag das Oxydiren desselben durch die feuchte Luft nicht zu hindern; es beschwert die Dächer außerordentlich, auch schmilzt es leicht bei entstehendem Feuer, und fließt auf die zum Löschen Herbeikommenden herab. Es wird daher auch in Teutschland nicht mehr angewendet, nur im Auslande waren hie und da Paläste und Arsenale damit bedeckt, wie der Palast der Signoria zu Venedig.

Gewöhnlicher sind verzinntes Blech und Kupfer, von denen das letztere zwar den Vorzug der größern Dauer hat, aber auch die Kosten um mehr als das Doppelte erhöhet. Sowol bei dem Kupfer als Eisenblech wird das Dach auf den Sparren mit Bretern verschalet, auf diese aber jenes — in lange Streifen, die auf dem Dache von oben bis unten reichen, zusammengefalzt und mit Zinn verlöthet — mit eisernen Nägeln befestigt, die aber nicht durch die Blechtafeln selbst, sondern durch besonders angelöthete schmale Streifen geschlagen werden. Die schon zubereiteten Falzen der senkrechten Bänder werden hierauf ebenfalls umgebogen und nachher verlöthet, damit das ganze Dach einen ununterbrochenen, zusammenhängenden Überzug bekomt, der auf beiden Seiten mit irgend einer beliebigen Firnißfarbe angestrichen wird. Obgleich hier schwarz sich als dauerhaft und wohlfeil vorzüglich empfiehlt, ist doch roth, blau oder grau häufiger. So sind in Moskau nicht allein alle Kirchen und Paläste, sondern auch viele Privathäuser mit Kupfer oder Blech bedeckt und gemalt, die Hauben der Kirchthürme aber vergoldet, was bei Sonnenschein einen prachtvollen Anblick gewährt. Das zu dem Dachdecken anwendbare Blech ist, verzinnt, 12¼″ lang, 9½″ breit, daher jede Tafel, nach Abzug des Falzes, 86⅞ Quadratzoll bedeckt; es sind daher auf 50 Quadratfuß Dach, mit Einschluß der Heftstreifen, 87 Blechtafeln und 130 Rohr- oder Blechnägel nöthig. Das schwarze, nicht verzinnte Blech und das Kupfer werden in 2 Fuß großen Tafeln angewendet, wovon jede 462 Quadratzoll deckt, so daß zu 50 Quadratfuß 17 Tafeln erfodert werden. Das gewalzte Kupfer wird auch öfter in Tafeln von 20′ Länge und 1½′ Breite angewendet.

In neuerer Zeit ist auch der Zink als ein neues Bedeckungsmaterial hinzugetreten, wozu er in Bleche von 2 Fuß Breite und 2′ 9″ Länge ausgewalzt, und gleich dem Kupfer und Blech zusammengefalzt und auf das verschalte Dach genagelt wird. Diese Bedachungsart findet sich besonders häufig in Berlin, wo das Zinkblech auf dem 7 Meilen davon entfernten Hüttenwerke Stegermühle bereitet wird. Die in Sachsen gemachten Erfahrungen haben jedoch minder günstig für den Zink gesprochen; nach ihnen scheint es, daß sich derselbe sehr bald um die eisernen Nägel herum oxydirt, wodurch sich die Nagellöcher erweitern und Gelegenheit zu dem Eindringen des Regenwassers geben. Man bedient sich daher des Zinkes dort weniger häufig zu Dächern, als in den preußischen Staten.

Schon 1785 ist von Hrn. Arvad Faxe sogenannte Steinpappe — aus 2 Theilen gewöhnlicher Papiermasse, 1 Theil Kalk und 1 Theil eisenhaltiger Erde — erfunden worden, die in Tafeln von 2 Fuß Länge und 1 Fuß Breite zu Bedeckung der Dächer angewendet, Feuersicherheit und Dauer im Regen und Schnee zeigt, während in Hinsicht der Kosten gegen die Ziegelbedachung 40 bis 50 Procent gewonnen werden. Diese Erfindung ward entweder gleichzeitig in Schlesien von Herrn F. Herzberg gemacht, oder nachgeahmt, und hat bei dem Gebrauche zu Bedachung einiger Gebäude sich ebenso vortheilhaft erwiesen; dennoch scheint die Steinpappe noch immer keine allgemeine Anwendung gefunden zu haben; vielleicht aus Vorurtheil der Baumeister, das öfters vielem Guten entgegen strebt; oder wegen Schwierigkeit der Verfertigung, wodurch es unmöglich wird, dem täglich steigenden Bedürfnisse zu genügen; oder endlich, weil sich andere Mängel gefunden haben, welche die Vortheile dieser Bedeckungsart wieder aufheben, wenigstens verringern.

Geringere Wohnungen der Armen und Landleute werden, nach Verschiedenheit der Länder, mit wohlfeileren, wenn auch weniger dauerhaften und brennbaren Materien, als Holz, Stroh oder Rohr bedacht. Das Holz ist für diesen Behuf entweder in Breter geschnitten, wohin auch die sogenanten Schwarten, oder äußeren, halb runden Abschnitte der Bretklötzer gehören, die auch wol Schalen, Schmalbreter, oder Zaundielen heißen; oder es wird in Schindeln oder Spließen gespalten, und nachher gleich dem Schiefer auf die Dachlatten genagelt. Diese Schindeln sind 18—24 Zoll lang, 5 Zoll breit, ½″

dick, auf der einen langen Seite zugeschärft, auf der andern aber mit einer ½" breiten, 1" tiefen Nuth ausgestoßen, damit die Schärfe der andern Schindel in diese paßt und kein Regenwasser hindurch dringen kann. Aus Eichenholz dauern dergleichen Schindeln über 50 Jahre, aus Kienenholz gegen 30, aus Tannen- oder Fichtenholz aber nur etwa 20 Jahre. Die Schindeln werden auch in den teutschen Gebirgsgegenden hie und da ohne Falz und Abschärfung verfertigt, daß sie die Form der Breitziegel haben, und ebenso, wie diese, auf die Dachlatten gelegt und mit Nägeln befestigt werden. Sie sind jedoch in mehren Ländern, wegen der Feuergefährlichkeit und Holzverschwendung, gänzlich verboten, und sollen alle neue Gebäude Ziegeldächer bekommen. Ebenso verhält sichs mit den Dächern von Bretern, die theils bei Schuppen, Buden ꝛc., theils zu Gartenhäusern gebraucht werden. Sie werden gewöhnlich unmittelbar auf die Sparren genagelt, daß sie einander 2 Zoll überdecken; oder sie werden — wie vorhin bei den Schindeln gesagt — mit Nuthen versehen, und bei dem Aufnageln auf die Dachlatten in einander geschoben. Man bedeckt auch oft die Fugen mit darüber genagelten Latten, oder man überzieht das ganze Dach mit grober Leinwand, die einen Anstrich von Theer mit darauf gestreuetem Hammerschlag oder feinerm Sande bekomt. Für diesen Behuf wird vorzüglich das in England verfertigte Steinkohlen-Theer und die, mit demselben zubereiteten Körperfarben empfohlen.

Hieher sind auch die in Rußland üblichen Bedachungen der Bauernhäuser mit birkener Rinde zu rechnen, die entweder auf die Latten mit hölzernen Nägeln geheftet, oder wol nur durch übergelegte, mit weidenen Ruthen befestigte, Stangen gehalten werden.

Auf diese folgen die mit Schilfrohr und Stroh gedeckten Dächer, von denen man die erstern in den Marken und Pommern, dem Mecklenburgischen, überhaupt in der Nähe großer Landseen und in sumpfigen Gegenden findet, die eine hinreichende Menge Schilf als Bedeckungsmaterial liefern. Das Rohr wird gewöhnlich im Winter auf dem Eise, oder auch im Herbste mit Sicheln abgeschnitten, das längste und beste zu dem Berohren der Gypsdecken und Wände bestimt, das geringere, nur etwa 3—4' lang, aber zu Bedeckung der Dächer verwendet, deren Latten hiezu 14—15 Zoll auf den Sparren aus einander genagelt sind, und auf beiden Giebelseiten mit ihren Enden an die Windbreter stoßen, die zu verhindern bestimt sind, daß bei heftigen Stürmen die Bedeckung nicht aufgehoben und von dem Dache herabgeworfen wird. Die unterste Lage der Schoben oder Gebunde ist von Stroh, weil dieses sich fester zusammen binden läßt, als das Rohr, dessen Halme leichter einzeln herausfahren. Über diese kommen alsdann die Rohrschöben zu liegen, von denen, ebenso wie bei dem Strohdache, jede Lage durch 5 bis 6 Fuß lange Bandstöcke (aus kienenem Scheitholz gespalten) befestigt wird, indem man diese auf den darunter hinlaufenden Latten an den Enden und in der Mitte mit Weidenruthen fest bindet. Auf den Firsten (die obere Kante des Daches) kommt wieder eine Lage Strohschoben zu liegen, die über den Firsten hinweggebogen und auf der andern Seite unter die Dachlatte gesteckt wird. Zu besserem Halt gegen Nässe und Wind wird zuletzt der Firsten mit Lehm oder auch nur mit festgeschlagener Erde belegt. Andere hängen oben am Firsten 4 oder 5 Reihen Breitziegel ein, und bedecken sie — wie bei gewöhnlichen Ziegeldächern — oben mit Hohlpfannen, die in Kalk eingelegt, den obern Theil des Daches am besten sichern, obgleich sie sowol anfangs als bei vorkommenden Reparaturen in entfernteren Gegenden, wegen Mangel an Ziegeln, mehr Schwierigkeit und Kosten verursachen. In den nördlichern Gegenden gegen die Ostsee hin, sucht man das Herabwerfen der Bedeckung durch, an Strohseilen über den Firsten gehangene starke Holzkloben (Windklötze) zu sichern, das aber in den Marken, Pommern und Preußen, wegen der Holzverschwendung, untersagt worden.

Das Eindecken mit Stroh unterscheidet sich von dem Rohre so gut als gar nicht, die Latten aber liegen hier nur 12 Zoll aus einander auf den Sparren, so daß jeder Schoben drei Mal angebunden werden kann. Letzteres geschieht entweder vermittelst der vorerwähnten Band- oder Dachstöcke, oder ohne dieselben, indem man die gebundenen Schoben in der Hälfte ihrer Stärke theilt, um dadurch das Band fester anziehen und nun die ganze Lage vermittelst eines Strohseiles an die abgerundeten Latten binden zu können.

Die Rohr- und Strohdächer sind zwar für den Landmann die wohlfeilsten, deren Reparatur ihm fast gar keinen Aufwand verursacht, während sie auch in den nördlichen Gegenden die Winterkälte am besten abhalten; sie haben jedoch mit den hölzernen Dächern den großen Nachtheil gemein, leicht Feuer zu fangen, und dadurch bei einem entstandenen Brande gewöhnlich die Einäscherung ganzer Dörfer herbeizuführen, weshalb auch die Regirungen mehrentheils darauf bedacht sind, sie aus dem Gebrauch zu setzen. Localverhältnisse machen dies jedoch an vielen Orten unausführbar, und mehre Baumeister haben als Auskunft die Lehmschindeln vorgeschlagen, die aus dünne ausgebreitetem und auf einer oder auch wol auf beiden Seiten mit Lehm bestrichenem Stroh bestehen, und auf diese Art zum Dachdecken angewendet werden. Der größern Schwere wegen werden bei einem solchen Dache von Lehmschindeln die Sparren von Mitte zu Mitte 4 Fuß gesetzt und mit 1 Fuß Zwischenraum belattet. Um aber die Lehmschindeln mit schwachen Weidenruthen an die Latten binden zu können, wird in jede der erstern ein, auf jeder Seite 3 Zoll über die Schindel hervorragender Stock von 1" Stärke, mit dem umgeschlagenen Stroh oben eingebunden und durch aufgestrichenen Lehm befestigt. Die Lehmschindeln selbst sind von verschiedener Größe 2—3 Fuß breit, 8½ — 12 Fuß lang, und vorzüglich in Preußen gewöhnlich, wo sie um Marienwerder so groß gemacht werden, daß sie große Tafeln bilden, und drei Reihen derselben das ganze Dach bedecken; allein sie sind sehr unbequem auf das Dach zu bringen und müssen an Seilen hinaufgezogen werden.

Werden die Lehmschindeln aus Stroh und Rohr 4 Zoll dick verfertigt, so daß sie durch übergestrichenen Lehm auf dem Dache eine Dicke von 12 Zoll, bei 6½ Fuß Länge und 3' Breite bekommen; so heißen sie Speckseiten, und die aus ihnen verfertigten Dächer werden Speckdächer genannt, die eine 50jährige Dauer haben, ehe sie einer Ausbesserung bedürfen, dem Feuer aber ganz unzugänglich sind. Man findet sie häufig in den Marken, besonders im Oderbruch, nur steht das bei ihnen nöthige, etwas stärkere Dachgespärre ihrem Gebrauche einigermaßen entgegen. *(v. Hoyer.)*

DACH, Simon, wurde am 29. Juli 1605 zu Memel in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Dolmetscher der lithauischen Sprache war. Er besuchte anfänglich die öffentliche Schule seiner Vaterstadt, zeichnete sich frühzeitig durch Talente aus, und erlernte insbesondere die Musik fast ohne allen mündlichen Unterricht. Seit seinem vierzehnten Jahre bildete er sich auf auswärtigen Schulen, zuerst in Königsberg, von wo ihn im Jahre 1620 die Pest auf einige Zeit vertrieb, dann zu Wittenberg, und zuletzt auf der Domschule zu Magdeburg, wo er eine Dissertation in griechischer Sprache schrieb und vertheidigte, im J. 1626 aber wiederum durch Pest und Kriegsunruhen zum Abgange bewogen wurde. Er kehrte über Hamburg und Danzig nach Königsberg zurück, studirte hier mit Eifer die Theologie und Philosophie, und übte sich fleißig im Predigen und Disputiren. Im J. 1633 wurde er Collaborator, und im J. 1636 Conrector an der Domschule zu Königsberg. Seine Gesundheit war schon damals durch allzu angestrengte Arbeit geschwächt. Er widmete sich nun ganz der Dichtkunst, vornehmlich auf Anrathen seines Freundes, des Regierungssecretärs Roberthin, der, durch weite Reisen gebildet, sich selbst als Dichter einen Namen erworben hat und mit Opitz in freundschaftlicher Verbindung stand. Als Letzterer im J. 1638 zum Besuch seines Freundes nach Königsberg kam, wurde er von den Verehrern seiner Muse mit einer öffentlichen Abendmusik und einem Gedicht begrüßt, dessen Urheber Dach war, und welches Lindner in seine Lebensbeschreibung Opitzens aufgenommen hat. Entscheidender für Dachs Schicksal war ein poetischer Glückwunsch, welchen er in demselben Jahre 1638 dem Kurfürsten von Brandenburg *) bei dessen Anwesenheit zu Königsberg widmete. Er wurde so wohl aufgenommen, daß Dach die im J. 1639 erledigte Professur der Dichtkunst zu Königsberg auf der Stelle erhielt. Er trat sie 1640 mit einer öffentlichen Disputation an, worin er folgende drei Sätze vertheidigte: daß die Fabeln der Poeten keine Lügen sind; daß ein Trauerspiel auch einen fröhlichen Ausgang haben könne; daß Urheber unzüchtiger Verse nicht den Ruhm von Poeten verdienen. Bei dem brandenburgischen Hofe stand er fortwährend in großer Gunst, und als er einst dem Kurfürsten in Versen um etwas Acker bat, schenkte ihm dieser das Gut Curheim. Im J. 1641 trat er in den Ehestand. Überhäufte Arbeiten erschöpften seine Kräfte; er verfiel in Hypochondrie und zuletzt in Schwindsucht. Nach einem zwölfmonatlichen Krankenlager starb er endlich am 15ten April 1659 im 54. Lebensjahre, nachdem er fünf Mal Decanus der philosophischen Facultät und im J. 1656 Rector magnificus der Universität Königsberg gewesen war. Er hinterließ eine große Anzahl lateinischer und teutscher Gedichte, geistlichen und weltlichen Inhalts, die er nie gesammelt herausgab, und von denen man auch jetzt noch keine vollständige Ausgabe besitzt. Einige derselben wurden von seiner Witwe und Erben nach seinem Tode herausgegeben, unter dem Titel: Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Scepter, von Simon Dachen poetisch besungen. Königsberg (ohne Druckjahr). 4. (1 Alphabet 10½ Bogen). Diese Ausgabe ist jetzt äußerst selten. Viele von seinen Gedichten wurden als Gelegenheitsgedichte einzeln in verschiedenem Format gedruckt. Eine Samlung derselben besaß Gottsched, und eine andere, ziemlich vollständige, der im J. 1784 verstorbene breslausche Professor, Johann Caspar Arlet. Beide hatten die Absicht, eine Ausgabe der Dachschen Gedichte zu veranstalten, gelangten aber nicht zur Ausführung derselben. Die aus sechs Bänden bestehende Arletsche Samlung befindet sich jetzt auf der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau. Ein Theil der lyrischen Gedichte Dach's findet sich, in Musik gesetzt, in den Samlungen musikalischer Compositionen, die sein Zeitgenosse, der Organist Heinrich Albert, zu Königsberg herausgab, besonders in dessen Arien zum Singen und Spielen, wovon seit 1648 acht Theile erschienen sind. Hier nennt sich Dach durch Versetzung seiner Namensbuchstaben mehrmals Chasmindo oder Sichamond, zuweilen hat er S. D., zuweilen seinen wahren Namen unterzeichnet. Auch in Gabriel Voigtländers Oden und Liedern mit Melodien (Lübeck 1650), finden sich Gedichte von Dach, desgleichen in einigen ältern nicht musikalischen Samlungen. In neuern Zeiten haben besonders Herder in seinen Volksliedern, und Matthisson in der lyrischen Anthologie, desgleichen Gramberg u. a. Bearbeitungen Dachscher Gedichte geliefert. Die neueste Auswahl derselben ist in der Bibliothek teutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Wilhelm Müller, Bd. 5. (Leipzig 1824.) enthalten. Dach gehört als lyrischer Dichter zu den bedeutendsten und glücklichsten Nachfolgern Opitzens, obwol er nicht frei von Auswüchsen, nicht im höhern Grade originell und schwungreich ist. Seine geistlichen Lieder sind fromm und herzlich, die erotischen natürlich und meist heiter. Unter jenen sind die beiden in viele ältere Gesangbücher aufgenommenen Lieder: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht" (von ihm auf Veranlassung des 1648 erfolgten Todes seines Freundes Roberthin gedichtet), und: „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen," am bekanntesten; sie erreichen die Musterlieder von Paul Gerhard aber nicht ganz. Das durch Herders Erneuerung in den Volksliedern sehr bekannt und beliebt gewordene „Ännchen von Tharau" sang er in der preußischen plattteutschen Mundart; das Lied galt einer Geliebten, die ihm durch einen Andern entrissen wurde. In seinen Gelegenheitsgedichten zeigte er den wärmsten Patriotismus und die reinste Bewunderung seines Lan-

*) Einige der von uns gebrauchten Quellen nennen diesen Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Großen. Allein im J. 1638 regirte noch dessen Vater, Georg Wilhelm.

desherrn, des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Seine Sprache ist meist einfach und rein; sein Versbau wohllautend. Seine wenigen dramatischen Versuche, namentlich das Schäferspiel Sorbuisa, welches er 1644 auf die erste Jubelfeier der Universität Königsberg dichtete, haben geringen Werth **). (*Rese.*)

DACHAU, baiersches Landgericht im Isarkreise, welches auf 12,20 Quadratmeil. 21556 Einw. in 2 Marktflecken, 38 Hofmarken und Edelsitzen, 142 Dörfern, 84 Weilern und 4399 Feuerstellen enthält. Es ist wellenförmig eben und von der Glon und Amber, welche hier die Maisach aufnimt, durchschnitten; im O. zieht sich auf der rechten Seite der Amber das große Dachauer Moos hin, ein mit Schilf- oder Riedgras bewachsener 5 Meilen langer und 1 Meile breiter Morast, auf dem seit 1802 die Kolonien Augustenfeld, Karlsfeld und Ludwigsfeld entstanden sind; der übrige Theil des Landgerichts ist ziemlich fruchtbar. Die Einwohner betreiben Getreide- und Flachsbau, Viehzucht und Bierbrauerei. — Der Sitz des Landgerichts und Rentamts ist der Marktflecken Dachau, auf einer Höhe an der Amber, aus welcher ein Kanal nach dem Lustschlosse Schleisheim führt, mit 1 Schlosse, 1 Pfarrkirche, 1 Almosenhause, 1 Fournirschneidemühle, 166 Häusern und 950 Einwohnern. — Die alten Grafen von Dachau, welche hier ihren Sitz hatten, sind 1175 ausgestorben, ihre Herrschaft aber schon früher von Uchtild, Gemahlin des Grafen Konrad von Dachau, an Herzog Otto I. verkauft. In den J. 1633 und 1648 wurde Dachau von den Schweden nach langem Widerstande erobert. (*Leonhardi.*)

DACHERÖDEN, Dachröden, Ernst Ludwig Wilhelm, Freiherr von, aus dem freiherrlich von Dacherödischen Hause Talebra abstammend, und den 11. November 1764 zu Minden in Westphalen geboren, wo sein Vater, Karl Friedrich, königl. preußischer Kammerpräsident war, der aber seit 1774 zu Erfurt privatisirte, und daselbst den 20. November 1809 als Director der kurmainzischen Akademie der Wissenschaften in seinem 78sten Jahre starb. In den Akten dieser Akademie stehen Abhandlungen von ihm, auch ist er Herausgeber und größtentheils Verfasser eines anonym erschienenen Magazins der Regirungskunst, der Stats- und Landwirthschaft. Leipz. 3. St. 1775—79. 8. — Der Sohn studirte, nachdem er zu Erfurt Privatunterricht genossen und einige Vorlesungen besucht hatte, zu Göttingen und Leipzig, und machte 1787 eine Reise nach Paris. Nach seiner Rückkunft wurde er kurmainzischer Kammerherr und Regirungsrath zu Erfurt, mit Sitz und Stimme in der Regirung. Die Verbesserung der Landwirthschaft und des Schulunterrichts, Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebung waren die Gegenstände, für die er mit Einsicht und Erfolg wirkte, und viele Anstalten, die zum Theil nach veränderter Verfassung noch fortdauern, erhalten sein Andenken. Als Mitglied der Universitäts-Commission arbeitete er mit rastloser Thätigkeit an Verbesserung der Lehranstalten und der Besoldungen der Lehrer, und die Akademie der Wissenschaften zählte ihn unter ihre thätigsten Mitglieder. Er war seit 1789 Domherr zu Naumburg, ging 1793 als Stifts- und Consistorialrath nach Zeitz, wurde 1802 Domdechant zu Naumburg, und starb zu Zeitz den 30. Januar 1806. Seine Religiosität, Anspruchlosigkeit und die sittliche Würde seines Charakters erhöheten die Achtung, die seinen Verdiensten und nützlichen Leistungen gebührte. Er schrieb einen Versuch eines Statsrechts, Geschichte und Statistik der freien Reichsdörfer in Teutschland. Leipz. 1785. (Th. 8.), der ihm als jugendlicher Versuch um so mehr Ehre machte, als er darin viel Belesenheit und Kenntnisse zeigte, und einen nützlichen Beitrag für eine Lücke in der Literatur dieses Faches lieferte. Bei seiner Aufnahme in die erfurter Akademie schrieb er eine, in den Akten derselben, und auch einzeln (Erf. 1786. 4.) gedruckte „Untersuchung der Frage: wer für den eigentlichen Verfasser der goldenen Bulle zu halten sei?" Er trit der Meinung derer bei, welche Kaiser Karl IV. selbst dafür halten. In einer andern Abhandlung erörtert er die Verdienste der Römer um die Erdkunde. Frankfurt 1789. 4. *). (*Baur.*)

Dachs s. Taxus.

DACHSBACH (Markt), ein Marktflecken im königl. baierschen Landgerichtsbezirk Neustadt an der Aisch vom Rezatkreise, an der Aisch liegend, mit 91 Feuerstellen und 80 Familien. Früherhin war hier der Sitz eines Justizamtes. (S. Thl. IV. dieser Encyclopädie. S. 210. N. 5.). (*Fenkohl.*)

Dachsburg s. Dagsburg und Leiningen.

Dachschiefer s. Schiefer und Thonschiefer.

Dachsfelden s. Tavannes.

Dachslanden s. Daxlanden.

DACHSTEIN. 1) Eine der höchsten Spitzen der norischen Alpen bei Hallstadt im östreichschen Traunkreise, 9285,83 W. Fuß über dem Meere. — 2) Dachstein, früher Dagstein, Dagobertstein, Dabichenstein, Stadt an der Breusch, in einer schönen Ebene im Bezirk Strasburg, des franz. Depart. Niederrhein, mit 350 Einwohnern. Sie hatte ehemals ein festes Schloß, welches 1675 von den Franzosen zerstört wurde. (*Leonhardi.*)

DACHSTUHL, Herrschaft und Schloß im vormaligen oberrheinischen Kreise des teutschen Reichs, unweit Birkenfeld an der Saar, gehörte früher einer gleichnamigen adeligen Familie, nach deren Abgang der von Rollingen und seit 1389 den Freiherren von Fleckenstein, von welchen sie 1644 Kurfürst Philipp Christoph von Trier, aus dem Hause Sötern, für seine Familie erkaufte. Des Grafen Philipp Franz von Sötern Erbtochter, Marie Sidonie, Gemahlin des Grafen Notgen Wilhelm von

---

**) S. über ihn besonders: Wittens Memoriae Philosophorum. Dec. VII. pag. 330 sqq. (Küttners) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. S. 140 fg. Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten von Jördens. Bd. 1. und 6. (mit reichhaltigen literar. Nachweisungen). Wachlers Vorlesungen über die Geschichte der teutschen National-Literatur. Thl. 2. S. 39.

*) Meusels gel. Teutschl. Allgem. Literaturzeitung 1806. Intelligenzbl. Nr. 66. Sein Bildniß findet man vor dem 44sten Bde der Krünitzschen Encyclop., und in Knötzschers jun. Alman. 1794.

Öttingen-Baldern, brachte diese Herrschaft an die Fürsten von Öttingen-Wallerstein, welche davon Sitz und Stimme auf der oberrhein. Grafenbank und geben 50,000 Fl. jährliche Einkünfte hatten. Durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 kam sie an Frankreich (Saardepart.), und im J. 1815 mit dem Fürstenthum Birkenfeld an Oldenburg. (*Leonhardi.*)

DACHWICH, ein evang. Pfarrdorf im erfurtschen Amte Gispersleben mit 600 Selen, 5812 Äck. Artb. 298 Äck. Wiesen, 172 Wohnhäuser, 2 Mühlen, 1 Gut, 1 Schenke, 1 Kirche, 1 Schule, 60 Pferde, 194 Ochsen und Kühe, 500 Schafe. Geschichtlich ist das Dorf unter dem Namen Tachebeche, Dachebegi, Tagwich bekannt, und ein Grundstück, das noch den Namen Sorbeler Grund trägt, beweist, wie seine eigene Benennung, den wendischen Ursprung. Man folgert zu viel, wenn man nach der noch gebräuchlichen Vehme das westphälische Vehmgericht bis hieher erstrecken will; Vehme war auch eine Gutsgerichtsbarkeit, und als solche kommt sie im Erfurtschen häufig vor. Das Dorf ward stückweise durch den erfurter Rath von dem Landgraf Albert dem Unartigen erworben. Die Reformation war schon 1578 hier verbreitet. — Von dem alten Geschlechte der Herren von Dachwich findet man wol im 12ten, aber keine Spur mehr im 16. Jahrhundert. (*Dominicus.*)

Dacia und Dacische Kriege s. am Ende des Bandes.

Dacier (Biogr.) s. am Ende des Bandes.

Dacne s. Engis.

DACNIS *Curier* (Ornithologie), nicht umständlich charakterisirte Gattung, von dessen Familie der Kegelschnäbler, welche die Gattung Icterus der Neueren mit den Sängern verbinden soll. Als Kennzeichen derselben wird ein konischer, harter und zugespitzter Schnabel angegeben. Typus ist die zuerst von Buffon beschriebene Motacilla cayana Gml. enl. 669. von azurblauer und schwarzer Farbe, welche über den größten Theil von Südamerika verbreitet ist. (*Boie.*)

Dacqx s. Ax (Thl. VI. S. 511.).

DACRYDIUM. Eine von Solander gestiftete Pflanzengattung aus der Gruppe der Taxeen, der natürlichen Familie der Zapfenbäume (Coniferae) und aus der vorletzten Ordnung der 22sten Linnéschen Klasse. Char. Diöcische Blüthen: die männlichen Kätzchen tragen auf der untern Seite ihrer Schüppchen je zwei ungestielte Antheren; die weiblichen Blümchen, welche von einer einblätterigen, becherförmig-kugeligen Hülle eingeschlossen werden, sind nach dem Stiele des kahnförmigen Blattes, auf dessen Mitte sie sitzen, knieförmig eingebogen. Die Frucht, ein eichelförmiges Nüßchen, wird an der Basis von einer fleischigen, becherförmigen Hülle umgeben. Die einzige bekante Art, D. cupressinum Soland. (in Forst. plant. esc. p. 80. und Prodr. p. 92. Thalamia cupressina Spr.) wächst als ein sehr hoher, ästiger Baum mit hängenden Zweigen, an deren Enden die Blüthen sitzen, und kleinen, kreuzförmig gegenüber stehenden, drehrunden, spitzen Nadeln, in dichten Wäldern auf der südöstlichen Küste von Neuseeland. Aus den jungen Trieben dieses schönen Baumes, welcher einen harzigen, bittern Stoff enthält, ließ Cook, als er an der neuseeländischen Küste vor Anker lag, ein Biersurrogat nach Art des spruce-beers (aus Pinus canadensis) bereiten, welches zwar gegen den Scharbock gute Dienste that, aber, nüchtern genossen, Übelkeit und Schwindel erregte. Abb. Lambert pin. t. 41., Richard conifer. t. 2. f. 2. (*A. Sprengel.*)

DACRYOMYCES Nees. Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze, und aus der letzten Ordnung der 24sten Linné'schen Klasse. Die hieher gehörigen Gewächse sind gallertartige, scheiben- oder kugelförmige, mit Flocken und nackten eingestreuten Sporidien gefüllte Pilze. Die sieben bekanten Arten: D. fragiformis Nees (Pers. ic. pict. t. 10. f. 1.), D. moriformis Fries (Engl. bot. t. 2446.), D. violaceus Fries, D. virescens Fries (Fl. dan. t. 1857. f. 1.), D. stillatus Nees (Syst. S. 89. Fig. 90., Grevill. crypt. scot. t. 159.), D. Syringae Fries (Fl. dan. t. 1857. f. 3.) und D. giganteus Spr. (Botrytis spongiosa Schweinitz.), von denen die meisten bei früheren Schriftstellern zu Tremella (einer Bauchpilz-Gattung) gerechnet wurden, kommen auf dürren Zweigen und faulendem Holze nicht selten vor; die zuletzt genante Art hat Schweinitz in Carolina auf Buchenstämmen gefunden. (*A. Sprengel.*)

(Andere mit Dacr. beginnende Artikel s. unter Dakr.)

DACSÓ (Datschó) Thomas, Commandant des dem Rebellen Meinhard Balassa gehörigen Schlosses Léva oder Lewenz, als dieser vor dem sich nähernden Heere des Königs Ferdinands I., unter dem tapfern Heerführer Nikolaus Grafen Salm, im J. 1549 nach Siebenbürgen floh. Dacsó hielt die Belagerung durch den Grafen Salm lange standhaft und tapfer aus. Als die Mauern bereits ziemlich durchschossen waren, bot der Graf Salm den Belagerten freien Abzug an. Dacsó bat um einen einmonatlichen Waffenstillstand. Der Graf willigte nicht ein, sondern befahl seinen ungrischen und teutschen Truppen durch die Breschen einzudringen. Seine Truppen wurden zwar von den Belagerten eine Zeit lang tapfer zurückgeschlagen, drangen aber endlich dennoch in das Schloß ein und pflanzten ihre Fahnen auf den Mauern auf. Als Dacsó die Fahnen wehen sah, sprang er in einen bei dem Schlosse befindlichen Teich, und ließ nur seinen Kopf hervorragen. Dennoch wurde er entdeckt und gefangen. Es glückte ihm, aus der Gefangenschaft zu entweichen, und er ging zu Balassa und zur Witwe des Gegenkönigs Johann Zápolya, Isabella, nach Siebenbürgen. Im J. 1558 sandte Balassa ihn und den Caspar Perusics nach Gyulafejérvár (Karlsburg), um den Franz Bebék aus dem Wege zu räumen. Im J. 1563 zog er mit Ladislaus Radák gegen den moldauischen Woywoden Jakob aus. (*Rumy.*)

Dactylanthis Haw. s. Euphorbia.

Dactyli Idaei s. unter Dak.

DACTYLIFORMES (*Radiar. foss.*), Meerdatteln, Meerfinger, wurden von den ältern Oryktographen fingerförmige fossile Echinitenstacheln genannt. (*D. Thon.*)

DACTYLIS L., Knaulgras. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Klasse. Char. Der Kelch vielblumig, zweispelzig mit gekielten Spelzen, deren eine breit, convex und halbeiförmig, deren andere schmal und concav ist; die Corolle zweispelzig. Der einzige Unterschied dieser Gattung von der Gattung Festuca liegt an der Form der Kelchspelzen, welche bei Festuca gleichmäßig gebildet und lang zugespitzt sind. Da dieser Unterschied sehr unbedeutend ist, so vereinigte schon Allioni beide Gattungen. Einige Arten der Gattung Dactylis (D. maritima Willd., repens und pungens Desfont.) gehören zu der Gattung Calotheca von Palisot-Beauvois, welche sich durch den Blüthenstand (hier eine Ähre, bei Dactylis und Festuca eine Rispe), dadurch, daß die Kelchspelzen kürzer sind, als die Corollen, und dadurch, daß die äußere Corollenspelze nur einen kurzen Stachel hat, unterscheidet. Die bekannteste Art der Gattung Dactylis, D. glomerata L. (Festuca glomerata Allion.) ist ein perennirendes Gras mit scharf anzufühlenden, fast gekielten Blättern, hohem Halme und einseitiger, knaulförmiger Rispe. Es findet sich durch ganz Europa auf Wiesen und in Gärten, und gibt ein mittelmäßiges Heu. Abb. Flor. dan. 743., Engl. bot. 335., Sturm Teutschl. Fl. I, 6. Abarten dieses Grases sind: Dact. glauca Willd., villosa Tenor., glauca und hispanica Roth. (*A. Sprengel.*)

DACTYLITES (Radiar. Moll. foss. Carpol.), versteinerte Datteln, nannte man theils diejenigen dicken Echinitenstacheln, deren unteres Ende abgebrochen, theils eine fossile Frucht aus den Braunkohlenlagern (Carpolithes amygdalaeformis, *Schlotheim's*). Auch erhielten Orthoceratiten fossile Dentolien und Solen-Arten mitunter diesen Namen. (*D. Thon.*)

DACTYLIUM Nees. Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze, und aus der letzten Ordnung der 24sten Linné'schen Klasse. Nees (Syst. S. 58. Fig. 58.) charakterisirt diese Gattung folgendermaßen: einfache, aufrechte Fäden mit drei bis vier auf der Spitze aufsitzenden, kurzgliedrigen, länglich-keulenförmigen Sporen. Da die Gattung Helmisporium Link. sich nur durch zerstreut an den Fäden hängende Sporen unterscheidet, so kann Dactylium füglich mit der ältern Gattung Helmisporium vereinigt werden. D. candidum Nees (Helmisporium cand. Spr. syst. IV. p. 554.) ist ein sehr kleiner, weißer, geselliger Pilz, den Nees auf der innern Fläche abgesprungener Eichenrinde fand. (*A. Sprengel.*)

DACTYLOCERUS, *Latreille* (Crustacea), gleichbedeutend mit Phrosine, welcher Name, als älterer, den Vorzug hat. (S. d. Art.) (*D. Thon.*)

Dactyloctenium Willd. s. Eleusine Gärtn.

DACTYLOPORA (Zoophyt.). Lamarck hat in seiner Hist. des animaux sans vertebres mit diesem Namen unnöthig Reteporites belegt. (*D. Thon.*)

DACTYLUS, *Schumacher* (Mollusc.). Unter diesem Namen hat Schumacher in seinem Essai d'un nouveau système des habitations des vers testacés, Copenhag. 1817. p. 234. eine Conchyliengattung mit folgenden Kennzeichen aufgestellt. Die Schnecke (Schale) ist eiförmig, die Mündung ist länglich, nach vorn erweitert, hinten verengt; die äußere Lippe ist dünn, scharf; die innere, ganz schwach, ist aufgewachsen; die Spindel ist vorn mit schiefen Falten besetzt, von welchen eine in die äußere Lippe fortsetzt. Als Typus der Gattung ist angeführt: D. punctatus (franz. Datte ponctuée, Bulla solidula, *Linn.* Voluta solidula, *Chemnitz.* Conchyl. Kab. X. t. 149. f. 1405. Auricula punctata, *Martini.* ib. II. t. 43. f. 440. 441.) (*D. Thon.*)

Dacus s. Tephritis.

DACZICZE, Datschitz, gräfl. Osteinsche Stadt an der Taya, im Iglauer Kreise Mährens, mit 1 Schlosse, 1 Dechantkirche, 1 Franziskanerkloster, 258 Häuser und 1575 Einwohner. (*Leonhardi.*)

Dadan s. Dedan.

DADASTANA, Stadt in Bithynien auf der Grenze von Galatien, in welcher im J. 364 der Kaiser Jovianus starb. (*Amm. Marc.* 25, 10.) (*H.*)

DADDAJA, Hafen auf der Nordseite der spanischen Insel Minorca, vor dem die gleichnamige Insel liegt. (*H.*)

Daden s. Dedan.

Dades s. Kypros.

Dad-gah s. Derimher.

DADIAN, ist der Titel des seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts von der karthuelischen oder georgischen Oberherrschaft befreiten, jetzt unter russischer Hoheit stehenden Mingrelischen Fürsten, dessen Land (s. Mingrelien) daher auch Sa-Dadiano genant wurde. (*Rommel.*)

Dadres s. Messalianer.

DADUCHEN (δᾳδοῦχοι). Sie gehören zu dem Personal der Eleusinischen Mysterienfeier, und ihre Verrichtung ist im Allgemeinen durch den Namen selbst (Fackelhalter) bestimmt. Sie sind aber sogleich abzusondern von den πυρφόροι, λαμπαδοφόροι und ähnlichen; denn während diese letztern dem vielfach getheilten niedern Officiantenpersonal [1]) angehören, bildet die Daduchie (δᾳδουχία) eine der obern Würden in der eleusinischen Cultusordnung. Und zwar ist die Stellung des Daduchen die, daß er zwischen dem eigentlichen Hohenpriester, dem Hierophanten, und dem Hierokeryx in der Mitte steht [2]), während ein Altarpriester (ὁ ἐπὶ βωμῷ) die ganze Oberpriesterschaft als viertes und unterstes Glied abschließt. Es ist nun in geschichtlicher Hinsicht das Charakteristische jener Würden, daß sie an bestimmte Familien oder vielmehr Geschlechter (γένη) geknüpft waren, und in diesen — vielleicht immer auf den Ältesten — fort-

1) Davon Creuzer Symb. und Myth. Th. IV. S. 485 f. 2. Ausg. nach Sainte-Croix I. S. 237 rc. des Origin. 2te Ausg. (S. 144 ff. Lenz.) 2) Anders zu stellen ist O. Müller geneigt, Minerv. Pol. p. 11. not. 3, und wieder eine verschiedene Ordnung scheint aus Inschriften hervorzugehen, von denen Böckh Corp. inscr. p. 325. Die hiesige Folge (nach Sainte-Croix S. 132. Lenz.) scheint die bewährteste.

erbten. Dieses einfache Sachverhältniß hat das nothwendige Resultat zur Folge, daß die Würden lebenslänglich waren, was, schon von Jean de Meurs, van Dale und Bougainville behauptet, mit Unrecht bezweifelt worden [3]. Die für die genannten Würden (wenigstens die drei ersten) in Betracht kommenden attischen Geschlechter sind zunächst die der **Eumolpiden** und **Keryken**, welche neben anderweitigen, mehr oder weniger namhaften, die hauptsächliche Veranlassung gegeben haben zu der vor den neuern Forschungen immer mehr zurücktretenden Annahme eines berechtigten Priesterstandes und fortgepflanzter Priester-Disciplin in der Vorzeit Griechenlands [4]; da doch vielmehr ursprüngliche Gentil-Sacra, erst im Verfolg zum Statscultus erhoben, die Vorberechtigung einzelner Geschlechter bedingen mußten. Wird nun gleich das Geschlecht der Keryken selbst wieder von den Eumolpiden abgeleitet [5], so widersprach doch schon die Tradition der Keryken selbst, die sich auf den Keryx, Sohn des Hermes, als Ahnherrn zurückführten [6]; und jedenfalls standen beide in der geschichtlichen Zeit als entschieden getrennte Geschlechter neben einander, wie sich dies an den eleusinischen Amtsverhältnissen sicher bewährt. Von den vier Epimeleten der Mysterienfeier waren immer zwei je aus den Eumolpiden und den Keryken gewählt, zwei aus allen übrigen, wovon die Ausführung nicht weiter hieher gehört [7]. — So war nun die Hierophantenwürde das Erbamt (obgleich keine ἀρχή in griechischem Sinne) der Eumolpiden, die Daduchie das der Keryken. Das Kerykengeschlecht theilte sich indeß selbst wieder in mehre Linien, deren **vier** gezählt werden [8]. Von ihnen war aber nur eine die für die Eleusinienfeier bevorrechtete, *τὸ γένος τῶν Κηρύκων τὸ τῆς μυστηριώτιδος* bei Athenaeus VI, p. 234. E., während die drei andern zu anderweitigen Verrichtungen bei Wettkämpfen, Festzügen u. s. w. qualificirt waren; s. Pollux VIII, §. 103. — In der geschichtlichen Zeit nun finden wir als Inhaber der Daduchie zunächst die durch Ansehen und Reichthum ausgezeichnete Familie der Hipponikos und Kallias, deren Mitglieder, auch in Beziehung auf die Fackelträgerwürde, nach Palmerius, Perizonius, Heindorf u. a. ausführlich nachgewiesen worden sind in **Böckhs** Statshaush. II, 15 ff. [9]. Nach ihrem Aussterben erscheinen durch einen langen Zeitraum hindurch, als mit der Daduchie bekleidet, die Lykomeden [10], die sich als solche bis mindestens zu einem Alter von 200 J. vor Christus (Ol. 145) nachweisen lassen, in den Nachkommen des Themistokles (des berühmten), der eben selbst jener Familie angehört [11]. Noch Pausanias kennt die Lykomeden als Daduchen, wie aus IX, 27. §. 2 zu schließen ist. In später Zeit finden sich Fabier als Daduchenfamilie, die, wie **Böckh** [12]) wahrscheinlich gemacht, ebenfalls Lykomeden waren. — Daß aber der Daduchenwürde Glanz und Ehre in hohem Maße zukam, bezeugt der Umstand, daß die Kallias und Hipponikos zugleich Feldherren, Gesandte, Statsmänner waren; wenn nicht schon die Heiligkeit des religiösen Amtes selbst genügte, dessen Übernahme selbst durch eine vorgängige Prüfung bedingt war [13]. Dafür spricht ferner die Ehre der Aïsitie, der regelmäßigen öffentlichen Speisung, welche der Daduch nebst dem Hierophanten, dem Hierokeryx und dem Altarpriester (vereinzelt auch dem Pyrphoros) als sogenannte Parasiten der Prytanen genossen; worüber die Belege am vollständigsten im Corp. Inscr. zu Nr. 190. — Der Fackelträger Kallias II. hielt sein Priesterthum so hoch, daß er selbst im priesterlichen Festschmuck die Marathonschlacht mitkämpfte, wo er durch Haupthaar und Kopfbinde (Diadem) einem um Gnade flehenden Perser als ein König erschien [14]. Außerdem kam ihm gemeinschaftlich mit dem Hierophanten und auch wol den übrigen Würdenträgern höherer Ordnung der Schmuck des Myrtenkranzes und des Purpurgewandes zu [15]. — Was nun die eigentlichen Amtsverrichtungen betrifft, die mit der Daduchie verknüpft waren, so sind wir darüber im Einzelnen nicht vollständiger unterrichtet, als bei dem übrigen Mysterienpersonal. Mit dem Hierophanten theilte der Daduchos die Leitung des hymnodischen Cultusgesanges [16]. Vereinzelt erscheint auch seine Mitwirkung bei den Reinigungsceremonien, die der Aufnahme in die **kleinen** Mysterien vorhergingen, wovon das Nähere bei Sainte-Croix S. 179. Lenz. Dergleichen Verrichtungen sind untergeordneter Art; den eigentlichen Glanz- und Lichtpunkt der Daduchie gewährte die Feier der **großen** Mysterien, und zwar der fünfte Tag der Feier (der 19te des Boedromion). Es war dieses der sogenannte Fackeltag, *λαμπάδων ἡμέρα*, an welchem die Eingeweihten mit Fackeln, die man in der Luft schwang,

3) S. Sainte-Croix, Silvestre de Sacy, Larcher, nachgewiesen b. Creuz., S. 359 u. 483. 84. Anm. 292. Es geht aus den historisch bekannten Daduchenfamilien, folglich allerdings auch aus Pausan. I, 37. §. 1. hervor. Die Data bei Sainte-Croix, S. 138. 139. Lenz., lassen sich ohne Schwierigkeit berichtigen und zurechtstellen. 4) S. die Namen bei Tittmann, Darstell. der griech. Statsverfass. S. 605 ff. — **Gegen** Priesterthum und Kastensystem. O. Müller Prolegom. zu einer wissenschaftl. Mythologie. S. 249 ff.; de Minerv. Pol. u. a. Vergl. K. F. Hermann, Lehrb. der griech. Statsalterth. S. 12—14. 5) Porphyr. ap. Procl. ad Plat. Tim. p. 51. und die Genealogie des Pausan. I, 38. §. 3. Vergl. Creuz. IV, 356 f. 6) Die Stellen bei Schweighäus. ad Athen. XIV, p. 660. A. 7) S. Creuz. IV, 359 in zu kärglichen Andeutungen, oder Sainte-Croix, S. 131. Lenz. 8) Schol. Aeschin. ap. Creuz. Symb. II, p. 753. Nach O. Müll. Min. Pol. p. 10. not 5. Tittm. griech. Statsverf. S. 607. S. vor Allen Böckh im Corp. Inscr. n. 397. 399, zugleich für das Folgende. 9) Vergl. Meinek. Quaest. scen. I. p. 51 seq.

10) *Λυκομίδαι* in Inschriften: Boeckh. Corp. Inscr. p. 441. nach dessen Annahme sie später auch in die Würde der Hierophanten und der *ἐπὶ βωμῷ* einrückten. 11) O. Müller Min. Pol. p. 44 seq. Prolegom. z. Mythol. p. 252. dessen Genealogien weiter verfolgt hat Böckh zur 385. Inschrift im C. I. — Über die Dauer der Daduchie bis nach Constantin d. Gr. s. Sainte-Croix, S. 139. Lenz. 12) Corp. Inscr. n. 488. p. 473. Über die Daduchennamen Pompejus und Älius ebenda S. 525; sowie zugleich über das angebliche Namensgeheimniß, die Umtaufung und dahin bezügliche Verbote, wovon früher Sainte-Croix S. 141—144. Lenz. Hauptstelle Lucian Lexiph. c. 10. (*ἱερώνυμοι*). — 13) Schol. Aphthon. ebendaselbst S. 137. Nr. 5. — Von einer **Rechenschaftspflichtigkeit** der Eumolpiden und Keryken überhaupt Aeschin. c. Ctes. p. 405. — 14) Plutarch. Aristid. p. 321. D. 15) Schol. Soph. Oed. Col. 673. — Lysias und Plutarch b. St. Croix, S. 141. Nr. 2. Lenz. 16) Suid. v. *Δᾳδουχεῖ*.

und von Hand zu Hand reichte, und in deren Flamme und Dampf man göttliche Reinigungskraft fand, paarweise in schweigender Stille zum Tempel der Demeter in Eleusis zogen. Diese feierliche Procession nun führte der Daduchos in vollem Cultusornate an, selbst eine große brennende Fackel in den Händen tragend [17]). Dies ist das in Erwähnungen und Andeutungen des Alterthums häufig wiederkehrende Feuer der Demeter, *δᾳδοῦχον πῦρ* u. s. w., dessen Beziehung auf die Irren der Göttin, welche mit Fackeln die verlorene Tochter sucht, einer Darstellung der eleusinischen Mysterien anheimfällt. Eben dahin gehört die Erörterung der richterlichen Eigenschaft der Eumolpiden- und Kerykengeschlechter, die eine Art Rath, Synedrium bildeten, an welchem den Daduchen ein gewisser Antheil zukam. S. im Allgemeinen Tittmanns Darstellung der griech. Statsverfass. S. 606. 607. O. Müllers Prolegom. zu einer wissenschaftl. Mythol. S. 252. *(Fr. Ritschl.)*

DÄDALA. DÄDALOS. Wer sich nur etwas mit dem Studium der griechischen Mythologie beschäftigt, der fühlt es bald, daß es nirgends so sehr, als bei diesem, der leitenden Ideen bedarf, um nur einiges Licht in dem unendlichen Gewirre der Sagen zu gewinnen. Ich will hier nichts von dem Wege erwähnen, den man einschlagen muß, um die Mythe in ihrer ersten Gestalt, und so die Uridee zu finden, welche durch sie bezeichnet ward. Darüber sind ja die Mythenforscher bis hiezu noch in ihren Meinungen getheilt, obwol bei weitem die meisten sich jetzt zu der Ansicht hinneigen, daß der Ursprung des größten Theils der griechischen Mythen im Orient gesucht werden müsse. Demnach wäre der historisch-kritische Weg der einzig richtige, welcher zum Ziele führt; aber auch der mühsamste von allen, den wenige mit Genauigkeit zu verfolgen Hilfsmittel, Geduld und Ausdauer genug besitzen. Denn es genügt hier nicht, bis zur Quelle der Mythe hinauf zu dringen, und die Idee zu ergründen, welche der symbolisirende Orient damit bekleidete; man muß auch die Wege nachweisen, auf welchen sie in Griechenland einwanderte; nachweisen, in welcher Gestalt sie hier eintrat, wie sie im Laufe der Zeit allmälig bei den Hellenen von Dichtern, Künstlern u. a. unverschmolzen, oder, was gewöhnlich geschah, verschmolzen mit einheimischen Mythen, umgestaltet und ausgebildet ward, wobei selbst den Gründen, die sie zu dieser Umgestaltung wahrscheinlich bestimmten, möglichst nachzuspüren ist; und wie Historiker, Philosophen und Grammatiker sie anwandten und deuteten, Anwendungen und Deutungen, die von den Urideen oft himmelweit verschieden sind. Nur dies will ich hier bemerken: daß man selbst bei der strengen Verfolgung dieses historisch-kritischen Weges der leitenden Ideen bedarf, um in seinen Ansichten nicht irre zu werden. Dahin gehört z. B., daß Wanderungen eines Götterwesens, Verbreitung seines Cultus, Bezwingung der Völker, zu denen es kommt, oft nach blutigem Kampf gewaltsame Einführung des Cultus und Unterdrückung einheimischer Priesterschaften durch eingewanderte Priesterschaften mit fremden Göttersymbolen, die Geburt eines Götterwesens an verschiedenen Orten, Aufkommen seines Cultus daselbst, Vermählung von Götterwesen manchmal Verschmelzung ihres Cultus bezeichnet; daß manche Namen Collectivnamen sind, die ganze Stämme, wie z. B. Dardanos die Wanderungen der Dardaner und mit ihnen die Verbreitung des Cultus der großen Göttermutter, oder ganze Klassen von Einzelwesen bedeuten, wie Olen, Orpheus, Musaios, Homeros u. a. Sowie man unter diesen Namen sich einzelne Sängerschulen zu denken hat; so ist auch

Dädalos unstreitig alter Collectivname einer ganzen Gattung von Künstlern, die von den besondern Schnitzbildern, welche sie verfertigten, diesen Namen erhielten. Diese einzig richtige Ansicht, die man um die abweichenden Mythen der Griechen von diesem angeblichen Künstler sich nur einiger Maßen zu erklären, nicht aus dem Auge verlieren darf, hat Sickler, ein sehr verdienter und höchst scharfsinniger Forscher, in den „Hieroglyphen im Mythus des Asculapius, nebst zwei Abhandlungen über den Dädalus und die Plastik unter den Chananäern." Meiningen 1819. S. 34 u. f., von Paus. X, 2 u. 3, und der höchstwahrscheinlich uralten Verbindung der Hellenen mit semitischen Stämmen ausgehend, mit Hilfe sprachlicher Erklärung der in jener Stelle vorkommenden bedeutenden Namen begründet. Hier zuerst die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen, ehe ich einen Blick auf die abweichenden Mythen der Hellenen von diesem Künstler werfe.

Nach der von Pausanias (l. c.) aufbewahrten Sage entwich einst Hera, aus einer unbekannten Ursache über Zeus erzürnt, nach Euböa; und, da Zeus sie nicht wieder zu besänftigen vermochte, wandte er sich an Kithäron, den klugen Beherrscher von Platäa, und verfertigte auf dessen Rath ein hölzernes Bild, das angekleidet und verhüllt auf einen mit Rindern bespannten Wagen gesetzt wurde, vorher das Gerüch ausgesprengt: es sei die Platäa, die Tochter des Asopos, die Zeus als Gemahlin heimführe. Als Her dies hörte, eilte sie schnell zu dem Wagen, riß di Hülle von der Bildsäule weg, und söhnte sich, al sie sich betrogen sah, mit Zeus wieder aus. „Zum Andenken daran," sagt Pausanias, „feiert man nu ein Fest, die Dädala, weil man schon in de Vorzeit die hölzernen Bildsäulen Dädal nannte. Man nannte sie aber früher so, eh Dädalos, des Palamäon Sohn, zu Athe geboren war, und ich glaube vielmehr, da er diesen Namen eben davon nur als Bei namen, nicht als Geburtsnamen, erhalte habe. Wie mir der Erklärer der Alterthümer in die ser Gegend berichtete, feiern die Platäer dieses Dä dalenfest alle sieben Jahre; in einem kürzer Zeitraum; denn wenn man die Entfernun von einem Dädalenfeste zum andern gena

17) Die betreffenden Zeugnisse der Alten s. bei St. Croix S. 191 der Übersetz., den Creuzer wiederholt Symb. IV, S. 527. Zu wesentlicher Ergänzung dient eine von Spon und Wheler aufgefundene Relief-Darstellung dieses eleusinischen Fackelzuges.

berechnet, so kommt dieser Zeitraum nicht heraus. Das Fest aber wird auf folgende Weise begangen. Unweit Alalkomenä in Böotien befindet sich ein großer Eichwald mit starken Eichstämmen. Zu diesem kommen die Platäer, und stellen darin kleingeschnittene Stücke von gekochtem Fleisch aus. Hier haben sie nun weniger auf die übrigen Vögel, als auf die Menge der heranfliegenden Raben ihre Aufmerksamkeit gerichtet, und suchen diese davon abzuhalten. Hat aber einer davon ein Stück Fleisch entführt, so geben sie genau Acht, auf welchen Baum er sich setze, und diesen Baum hauen sie um, und verfertigen daraus das Dädalon, das sie auch Xoanon (Holzbild) nennen. Dieses Fest ist nun ein besonderes Fest der Platäer, und wird das kleine Dädalenfest genannt. Nur das größere Dädalenfest feiern alle Böotier mit ihnen zugleich, jedes Mal alle sechzig Jahre, indem, wie sie sagen, eine so lange Zeit einst das Fest wegen der Flucht der Platäer unterlassen war." — Ein Grund, der, wie Hr. Sickler nicht bemerkt, historisch unrichtig ist und daher in sich zusammenfällt. Denn das erste Mal waren sie nur von Ol. 88, 1—98, 2. also 41, und das zweite Mal von 101, 4—110, 2. also 35 Jahre vertrieben gewesen. — „Von den in jedem Jahre der kleinern Dädalenfeste verfertigten Holzbildern besitzen sie vierzehn vorräthig. Diese werden durch das Loos unter die Platäer, Koronäer, Thespier, Tanagräer, Chäroneier, Orchomenier, Lebadeier und Thebäer vertheilt: denn auch diese würdigten die Platäer der Aufnahme in den Bund und der Theilnahme an dem Dädalenfeste, nachdem Kassandros, Antipaters Sohn, Thebä wieder hergestellt hatte. Die Städte also (die sieben), die von geringerer Bedeutung sind, thun sich nun zusammen, schmücken an dem Flusse Asopos eine Bildsäule aus, und setzen sie neben einer Braut in einen Wagen. Dann losen sie über die Ordnung des Festzuges, wie er vor sich gehen soll, und sonach fahren sie die Wagen von dem Flusse aus bis zur Spitze des theb. Berges Kithäron. Daselbst steht für sie auf des Berges Gipfes ein Altar bereit, den sie folgendermaßen zugerichtet haben. Sie schichten viereckige Scheiter genau zusammen, als ob sie einen Wall von Steinen bauen wollten, und darauf häufen sie Reißholz hoch auf. Eine jede der Städte opfert dann der Hera Telela mit einer Kuh, dem Zeus mit einem Stier, dann bedecken sie das Opferthier mit Wein und Weihrauch, und stellen die Holzbilder zugleich mit auf den Altar."

Also die Schnitzbilder sowol, als die Feste hießen Dädala, und der angebliche alte Bildschnitzer Dädalos aus Athen hatte von diesen, und nicht diese von ihm den Namen. Auch gab es der Schnitzbilder, ehe die Geschichte eines wirklichen Dädalos gedenkt. Mag also der Grieche von dem Künstler, den er sich unter Dädalos dachte, sein δαιδάλλειν, künstlich arbeiten, schmücken gebildet und alles Künstliche dädalisch benannt haben; der Name Dädalon oder Dädala ist damit nicht erklärt. Sickler findet ihn in dem semitischen Dedah-allôn, die Eiche wandelt, von dadah, im Talmud und bei Rabbinen dedah, langsam im Festzuge einherwandeln, und allah oder allôn Eiche. Die Dädala sind demnach eichene Processionsbilder und Processionsfeste mit Eichbildern zur Erinnerung an den Vorfall, wo die Hera statt der Nymphe Platäa ein Eichbild in dem Wagen entdeckte. Beide Dädala, die großen wie die kleinen, waren unstreitig nichts anders, als regulative Zeitfeste der alten, von dem Phöniker Kadmos belehrten Böotier, wodurch die Annäherung des Mondenjahres (Hera) mit dem Sonnenjahre (Zeus) — vergl. Creuzers Symbolik, Th. II. S. 383 — nachdem jenes vom letztern abgewichen, allmälig nach bestimter Ausrechnung angegeben ward. Jedes Mal im fast vollendeten siebenten Sonnenjahre ward das schon ganz vollendete siebente Mondenjahr oder das Fest der sich nahenden Hera Telela — die kleineren Dädala — gefeiert; jedes Mal im völlig vollendeten sechs und fünfzigsten Sonnenjahre, wenn die kleinen Dädala zum achten Mal wiedergekehrt waren, und zugleich im sechzigsten Mondenjahre wurden die großen Dädala begangen, und der Hera Teleia Beilager als Mond mit Zeus als Sonne auf dem Berge Kithäron im Beiseyn des ganzen böotischen Volkes unter feierlichen Opfern vollzogen.

Alle semitischen Völker hatten ein vollkommenes Mondenjahr von 12 Monaten, jeden anfangs nur von 28 Tagen = 336 Tagen; aber bald ein 12monatliches Sonnenjahr, jeden Monat von 30 Tagen = 360 Tagen daneben, wodurch einigermaßen eine Annäherung an die wahre Zeit erfolgte. Sieben völlig abgelaufene Mondenjahre trafen mit dem letzten Viertel des siebenten Sonnenjahres zusammen. Daher sagt Pausanias, daß die (kleinen) Dädala nicht völlig am Ende jedes siebenten (Sonnen-) Jahres gefeiert wurden. Indeß war diese Annäherung doch nur unvollkommen und blos die erste Nothhilfe zur Berichtigung der Zeit. Die vollkommenste Annäherung, wobei jedoch Einschaltungen nöthig gewesen seyn mögen, fand bei der Feier der großen Dädala, nach der achten Wiederkehr der kleinen, im 60sten Mondenjahr und im 56sten Sonnenjahr statt. Denn 7 Dädala mit 8 multiplicirt, geben 56 Sonnenjahre, und diese mit 360 multiplicirt, geben 20160 Tage, und dieselbe Summe von Tagen geben 60 Mondenjahre, jedes von 336 Tagen. Alle Namen sind übrigens in der von Pausanias überlieferten Mythe bedeutend. 1) Die Nymphe Platäa von palat, abweichen, benannt, spricht den abgewichenen Mondcyclus aus. 2) Das Eichbild Allon oder Allah wird dem Zeus, der als Sonnengott El, Eljon, Aelah oder Alah der Höchste und Stärkste heißt, von il stark, kräftig seyn, und alah hoch, erhaben seyn, als seine Hieroglyphe geweiht. 3) Der Asopos ist der Strom der Versamlung, von dem der Festzug des Volkes ausgeht, von asaph, versammeln. 4) Der Kithäron, auf dessen Spitze der Zug sich endet, und alle 7, und alle 60 Jahre das große Opfer verbrant wird, ist der Rauchopferberg, von kithèr, räuchern, Opfer anzünden. 5) Die

vierzehn Dädala oder Eichbilder, die mit 14 Rindern, welche ursprünglich die 7 böotischen Städte gaben, in dem Rinderlande Böotien auf dem Kithäron verbrant wurden, scheinen auf die 28 Tage des Mondenmonats anzuspielen.

Sonach wäre Sinn und Bedeutung der Dädalenfeste und der Künstlername Dädalos als Träger einer eignen Gattung von Bildschnitzern befriedigend erklärt. Es fragt sich nun: ob die übrigen Mythen der Hellenen von Dädalos dieser Ansicht zusagen?

Sehen wir auf die uralten Kunstwerke, die dem fabelhaften Dädalos zugeschrieben werden, so finden wir: daß es Holzbilder waren, und besonders Darstellungen des phönikischen Heros Herakles. Ein solcher hölzerner Herakles fand sich von ihm in dem Tempel der Chalinitis zu Korinth, Paus. 11, 4, 5, im Hermäon unweit Phädria, an der Grenze zwischen den Messeniern und Megalopolitern, Id. VIII, 35, 2, zu Thebä in dem hölzernen Tempel des Heros, Id. IX, 11, 2 und 3, und zu Erythrä in Jonien, Chios vorüber, welches Bild, der Sage nach, auf einem Floß von Tyros angekommen seyn sollte, und in einem Style gearbeitet war, den man weder mit dem äginetischen, noch mit dem attischen vergleichen konnte, Id. VII, 5, 3. Außer diesen galten noch für seine Werke eine Britomartis und Athene auf dem von Phönikern angebauten Kreta, eine Aphrodite auf Delos, und ein Trophonios in Lebadeia, Id. IX, 40, 2. Dies, sowie das, was von seinen Reisen nach Kreta, Opike, Tyrrhenien und dem alten Trinakrien bei Pausanias an verschiedenen Orten und Diodor IV, 77 und 78 erzählt wird, scheint nichts anders, als eine Verbreitung altphönikischer Kunst, durch Griechenland, Kleinasien und die erwähnten Länder mittelst Kolonien zu bezeichnen, und mit dem athenäischen Dädalos, den man zwischen 1200 und 1500 v. Chr. setzt, nicht in Verbindung gebracht werden zu können.

Allein die Griechen faßten die Einkleidung dieser Idee nicht; sondern nahmen den Collectivnamen für den individuellen Namen eines wirklichen Dädalos, den sie bei sich suchten. Aber auch der athenäische Dädalos ist offenbar Collectivname, welcher die Anfänge der Kunst bei den Athenäern, und die Erfindungen und Werke mehrer Meister befaßt, vorzüglich eines sikyonischen Künstlers dieses Namens; vergl. Biester zu Anacharsis Reisen, Bd. 3. S. 428. Dies ist unstreitig der Grund der abweichenden Sagen von diesem Künstler, sowie der großen Verschiedenheit in Hinsicht der Zeit, in welche man ihn setzt. Denn, wenn ihn die fabelnde Sage zum Zeitgenossen des Theseus und älteren Minos macht, also drei Menschenalter über den trojanischen Krieg hinaufrückt, so drückt ihn der sorgfältige Plinius dagegen XXIV, 4, bis zum Anfange der Olympiaden 776 v. Chr. hinab — vergl. Böttigers Ideen zur Archäologie der Malerei, Thl. I, S. 27 u. f. Daher ist man auch in Ansehung seines Vaters nicht einig; obwol man diesen immer hoch genug in der Geschichte hinaufrückt. Denn man macht ihn zum Sohne des Metion und der Iphinoe, und zum Enkel des Eupalamos, Diod. IV, 76. Pherecyd. Fragm. ed. Sturz. p. 210; und umgekehrt zum Sohn des Eupalamos und Enkel des Metion und der Alkippe, also zum Abkömmling des Erechtheus, Apollod. III, 15, 8; ferner des Palamaon, Paus. XX, 3, 2, vielleicht eine Verwechselung mit Eupalamos, da er ihn VII, 4, 5, auch königlichen Stammes nennt, und des Euphemus Hyg. F. 39, wo jedoch wahrscheinlich auch Eupalami zu lesen ist.

Das Alterthum schildert ihn als einen ausgezeichneten Künstler in der Bildschnitzerei, Bildhauerei, Baukunst und Mechanik, den die Pallas selbst unterrichtet hat, Hyg. l. c. Er wird besonders als derjenige Künstler gepriesen, der zuerst aus den rohen Hermen eigentliche Bildsäulen mit geöffneten Augen, mit freien Armen und Beinen in scheinbarer Bewegung hervorarbeitete und ihnen Leben und Ausdruck gab, weshalb man sagte: er habe wandelnde und beseelte Bildsäulen verfertigt; Schol. in Eurip. Hec. 848; Diod. IV, 76; Palaeph. 23, vergl. Exc. II. in Plat. Men. cur. *Biester*.

Ja man erzählte sogar: er habe eine Bildsäule der Aphrodite verfertigt, und durch hineingegossenes Quecksilber bewirkt, daß sie sich wirklich bewegte, Arist. de anim. I, 3, ein Fortschrit der Kunst, der gewiß nicht von den Zeiten, in die man den Dädalos setzt, zu erwarten ist. Die Erfindung der Axt, Richtwage und anderer Werkzeuge, Plin. VII, 56, der Mastbäume mit Segel, Paus. IX, 11, schreibt man ihm zu. Neidisch auf seinen Lehrling, seinen Schwestersohn, Talos, der Töpferscheibe, Dreheisen und Säge erfand, meldet die Sage, die hier eine Thatsache vor sich zu haben scheint, stürzte er diesen von der Akropolis hinab (Diod. l. c. Apollod. III, 15, 8), ward vom Areiopag zum Tode verurtheilt (Schol. in Eurip. Hec. 1648), und rettete sich durch die Flucht zu Minos von Kreta, bei dem er zu Gnossos freundliche Aufnahme fand, der Ariadne eine Gruppe von Tänzern und Tänzerinnen aus weißem Stein bildete, (Il. XVII, 591 u. f. Paus. IX, 40), die hölzerne Kuh zur Befriedigung der unnatürlichen Liebe der Pasiphaë — Dädalos Schande Suid. ed. *Küster* I. p. 752, *Zenob.* Prov. IV, 6 — verfertigte (Apollod. III, 1, 3, u. f. und 15, 9; Diod. IV, 77; Hyg. F. 40, vergl. *Winckelmann* Monum. ined. T. 93, 94) und das berühmte Labyrinth anlegte (Diod. I, 61; IV, 77. Plin. XXXVI, 16), wahrscheinlich jedoch ein späteres Gebäude, wozu man natürliche Höhlen oder Bergwerksstollen nutzte, (Eustath. in Odyss. XI, p. 16, 88; Etym. M. *Λαβυρινθ*. Bei Minos in Ungnade gefallen, entweder wegen des Dienstes, den er der Pasiphaë geleistet, oder wegen des Fadens, den er der Ariadne für Theseus gegeben hatte ward er selbst mit seinem Sohne Ikaros ins Labyrinth gesperrt, und entkam, indem er sich mit seinem Sohn Flügel von Wachs und Leinwand verfertigte, — wie er diese dem Sohne ansetzt, wird häufig auf Gemmen (*Beger*, Specil. antiq. p. 64; *Wilde*, Gemm. sel. nr 161; *Maffei* III, T. 88; *Lippert*. Dactyl. II, 12 u. f. und in Basrelief (*Winckelmann* Monum. ined. 95) vorgestellt — glücklich aus demselben, nur daß der Sohn ins Meer stürzte. (Diod. IV, 79; Metam. VIII, 18 u. f.; Schol. in Il. II, 145; Zenob. IV, 92.) Nach Serv. in Aen. IV, 14, kam er zuerst nach Sardinien dann nach Kymä, und endlich zum Kokalos auf Sicilien

Nach Diodor l. c. kam er unmittelbar zum Kokalos, und fand bei ihm Aufnahme, Minos aber setzte ihm nach und foderte seine Auslieferung, ward aber von der Tochter des Kokalos im Bade erstickt. Diod. IV, 77 und 79; Paus. VII, 4, 6. Dankbar für Aufnahme und Schutz bauete er auf Sicilien dem Kokalos eine unüberwindliche Bergfestung, legte ein Bassin, Kolymbethra genannt, an, durch welches sich der Alabo ins Meer stürzte, und eine Schwitzgrotte durch heiße Erddünste, ebnete den Platz um den Tempel der Aphrodite von Eryx, und bildete der Göttin selbst eine goldene Honigwabe treu nach der Natur, Diod. IV, 78. Eine andere Sage läßt ihn nach Memphis in Ägypten kommen, und dort durch seine Werke sogar Vergötterung gewinnen. Diod. I, 97. Man läßt ihn mit der Kreterin Japyx oder Naukrate den Ikaros, und mit der Tochter eines gewissen Gortys die berühmten Bildhauer Skyllis und Dipoinos erzeugen, die andere seine Schüler nennen (Paus. II, 15), aber nach Plin. XXXVI, 4, in eine weit spätere Zeit fallen.

Wie will man doch alle diese so verschiedenen Sagen zusammen reimen, wenn man sie alle auf die Person eines einzelnen Künstlers bezieht? Nur, wenn man annimt, daß die Bestrebungen mehrer Künstler an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, vermischt mit ins Wunderbare hinüber geleiteten Thatsachen aus dem Leben einzelner Personen, unter diesem Namen befaßt wurden, ist ihr Entstehen begreiflich. Aber dies Chaos zu entwirren, und jeder Person Ort und Zeit und einzelne Thatsachen anzuweisen — wie sollte dies bei dem Mangel an hinlänglichen Nachrichten der späten Nachwelt noch möglich seyn, da es die Alten selbst nicht mehr vermochten?

(*Ricklefs.*)

DÄDALA. 1) Ort in Karien an der Grenze von Lykien, in welchem Dädalos am Schlangenbiß gestorben seyn soll. (Strabo 14, p. 448.) — 2) Indische Stadt in der Landschaft Kaspiria. (*H.*)

DAEDALEA Pers., Labyrinthschwamm. Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Schwämme der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24sten Linnéschen Klasse. Char. Ein kork- oder lederartiger Hut, welcher gewöhnlich ohne Strunk seitlich an Baumstämmen aufsitzt und eine buchtig-netzförmige Schlauchschicht hat. Von den 17 bekannten Arten wird D. quercina Pers. (Syn. fung. 500. 1., Agaricus quercinus L., labyrinthiformis Bulliard), ein ziemlich großer, korkartig-holziger, weißlicher Schwamm mit krumm-buchtiger Schlauchschicht, häufig auf Baumstämmen, besonders auf Eichen gefunden und zum Blutstillen, wie auch als Zunder benutzt. Abb. Nees Syst. Fig. 227.

(*A. Sprengel.*)

DÄDALEAE INSULAE, zwei kleine Inseln an der Küste Kariens, nach dem Orte Dädala benannt. (*H.*)

DÄDALION, Sohn des Phosphoros, Bruder des Keyx, Vater der Chione, die, weil sie sich für schöner gepriesen hatte, als Artemis, den Pfeilen derselben erlag. Aus Gram hierüber stürzte Dädalion sich vom Parnaß herab, wurde aber von Apollon in einen Habicht verwandelt. (*Ovid. Met.* 11, 295.) (*H.*)

DÄHNERT, Johann Karl, schwedischer Kanzleirath und Professor zu Greifswald, Sohn eines Kaufmanns zu Stralsund, wo er den 19. Nov. 1719 geboren war. Von dem Gymnasium seiner Vaterstadt kam er 1738 auf die hohe Schule zu Greifswald, studirte die Theologie, predigte fleißig, und lernte meist ohne mündlichen Unterricht die französische, italienische, engländische und schwedische Sprache. Er wurde 1748 Bibliothekar und Professor der Philosophie, erhielt 1758 das Lehramt des schwedischen Statsrechts, 1775 den Charakter eines schwedischen Kanzleiraths, und den 5. Julius 1785 starb er. Mit seltener Leichtigkeit ging er von einer Arbeit zur andern über, wirkte nach verschiedenen Seiten zugleich hin, war ein ebenso geschickter Geschäftsmann als Literator, und machte sich als Schriftsteller rühmlich bekant. In der pommerschen und schwedischen Geschichte besaß er ausgebreitete Kentnisse, und um die erstere besonders machte er sich als fleißiger Samler ihrer öffentlichen Urkunden und Verfassungs-Grundgesetze verdient: Samlung gemeiner und besonderer pommerscher und rügischer Landesurkunden, Gesetze ꝛc. Stralsund 1765 — 69. 3 Bde. fol. Supplemente, Greifswald 1782 — 86. 2 Bde. fol. Historische Einleitung in das pommersche Diplomawesen mittlerer Zeiten. Ebd. 1786. 4. Allgemeines pommersches Gesetz-Repertorium. Stralf. 1770. fol. u. a. m. Einige erhebliche Geschichtswerke, die er ins Teutsche übersetzte, waren dem Geschichtsstudium förderlich: Dalins Geschichte des Reiches Schweden, aus dem Schwedischen übers. (gemeinschaftlich mit J. J. Benzelstjerna), Greifsw. 1756—62. 4 Thl. 8. Deguignes Geschichte der Hunnen und Türken, aus dem Franz. übersetzt. Ebd. 1768—71. 4 Bde. Genealogisch-chronologische Einleitung. Eb. 1770. 4. *). Die Frucht eines langen verdienstlichen Fleißes war die von ihm herausgegebene Academiae Grypeswaldensis bibliotheca; catalogo auctorum et repertorio reali universali descripta. Grypesw. Vol. III. 1775. 4.; merkwürdig in der Geschichte der Bibliothekwissenschaft wegen des angefügten Standortes-Repertoriums, welches später die Basis von A. C. Kaysers System wurde, das jedoch keine wesentlichen Vortheile gewährte. Mit Sprachforschungen beschäftigte sich Dähnert von frühen Jahren an, gab schon 1748 ein Liber memorialis germanico-latino-suecicus heraus, und seine letzten Arbeiten waren: Plattteutsches Wörterbuch, nach der alten und neuen pommerschen und rügischen Mundart. Greifsw. 1781. 4., und ein kurzgefaßtes teutsch-schwedisches und schwedisch-teutsches Handlexikon. Stockh. 1784. 4. Dieses mit Fleiß bearbeitete Wörterbuch enthält 1) ein teutsch-schwedisch-französisches alphabet. Wörterbuch; 2) ein schwedisch-teutsches; 3) ein Register der französischen Wörter, mit beigefügten Seiten, wo sie zu finden sind. Unter seiner thätigsten Theilnahme erschienen die Pommerschen Nach-

*) Bei dieser Übersetzung befinden sich noch beträchtliche Zugaben anderer französischer Schriften verwandten Inhalts. Was davon vor dem 2. u. 3. Bde der Übersetzung des Deguignischen Werks, aus dem Journal des Savants entlehnt, steht, kam besonders heraus unter dem Titel: Gesammelte Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande des chinesischen Reichs. Greifsw. 1769. 8.

richten von gel. Sachen. 4 Bde. 1743—46. 8. und deren Fortsetzung: Kritische Nachrichten. 5 Bde. 1750—54. 4., und die Pommersche Bibliothek, 5 Bde. 1750—56. 4.; ein schwedisches ökonom. Wochenblatt, 4 Thl. 1765. 8. Zum Druck beförderte er: J. Erichson's Bibliotheca Runica. Upsala 1766. 4. **). (*Baur.*)

Daeira s. Daduchen.

DAELE, Johann van, ein niederländischer Maler, der sich vorzüglich in Landschaften und Darstellung der Felsen auszeichnete; vielleicht derselbe Johann van Daelen, welcher das Altargemälde in der Kirche Nôtre Dame zu Brüssel, die heilige Dorothea, ausführte. Er lebte um 1560. (Descamps Thl. 1. S. 148; dessen Reise durch Flandern und Brabant. S. 50.) (*A. Weise.*)

Dämme s. Orgel.

DÄMMERUNG, heißt die Helligkeit, welche wir noch einige Zeit nach dem Untergange, oder einige Zeit vor dem Aufgange der Sonne in der Atmosphäre wahrnehmen, und man unterscheidet hiernach Abend- und Morgendämmerung. Befindet sich die Sonne unter dem Horizonte, so werden die obern Regionen der Atmosphäre noch von direkten Lichtstrahlen getroffen, diese von den Luft- und Dampftheilchen reflectirt und zerstreut; sowie die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte größer wird, nimt die Zahl der Lichtstrahlen, welche nach den obern Regionen gehen, ab, und es findet auf diese Art ein allmähliger Übergang von der Helle des Tages zur Dunkelheit der Nacht statt.

Achten wir in unsern Gegenden an einem heitern, wolkenlosen Tage auf den Verlauf der Dämmerung, so ist dieser folgender. Sowie sich die Sonne dem Horizonte nähert, wird das Blau im Zenith immer heller, das in dem der Sonne gegenüber liegenden Punkte des Himmels geht immer mehr in Weiß über, während die Region in der Nähe der Sonne ein gelbliches oder röthliches Ansehen hat. Wenn die Sonne den Horizont berührt, so behält das Zenith die blaue Farbe, dagegen ist der westliche Theil des Himmels je nach den Umständen roth oder gelb gefärbt. Dieser Lichtschimmer, welchen wir mit dem Namen Abendröthe bezeichnen, ist in der Nähe der Sonne am lebhaftesten, und von hier nimt die Lichtstärke immer mehr ab. Gleichzeitig bemerkt man an dem der Sonne gegenüber liegenden Theile des Himmels eine eben solche Röthe, welche jedoch meistens intensiver Roth gefärbt ist, als der westliche Theil. Ist die Sonne unter dem Horizonte, so bemerkt man am östlichen Horizonte, der Sonne gegenüber, einen bogenförmig begrenzten dunkelblauen Raum, über welchem diese dunkle Röthe noch fortdauert. Die größte Höhe des Bogens liegt der Sonne gegenüber, und dieser befindet sich ebenso viel über dem Horizonte, als die Sonne unter diesem. Wenn die Umstände günstig sind, so kann man zwischen diesem dunkelblauen Segmente und dem rothen Lichte einen weißen und gelben Rand unterscheiden, meistens ist dieser aber nicht zu erkennen [1]. Das Roth über diesem blauen Segmente wird gegen das Zenith hin matter, geht in Weiß über, während das Zenith noch seine blaue Farbe behält. Nach und nach steigt das blaue Segment höher, größere Sterne erscheinen am östlichen Himmel; erreicht das Segment das Zenith, so sind seine Grenzen nur mit Mühe zu erkennen; das rothe Segment am westlichen Himmel wird dabei immer niedriger, man unterscheidet über ihm einen weißen bogenförmigen Raum, welchen man, nach Brandes, Dämmerungsschein nennen kann [2]. Die Zahl der sichtbaren Sterne wird immer größer, die Helligkeit immer geringer, endlich kann man alle, auch die kleinsten Sterne sehen, und nun hat die astronomische Dämmerung ein Ende.

Dieser Vorgang, welcher sich bei der Morgendämmerung in umgekehrter Ordnung zeigt, läßt sich im Allgemeinen einfach erklären. Wäre die Luft vollkommen durchsichtig, so würde sogleich nach dem Untergange der Sonne völlige Finsterniß entstehen; so aber wird ein großer Theil der auffallenden Strahlen reflectirt, und unter diesen werden vorzüglich die blauen reflectirt, während die rothen hindurchgehen; dieser Umstand, welcher, wie ich im Artikel Himmel gezeigt habe, die Ursache der blauen Farbe des Himmels ist, wird immer wirksamer, je tiefer die Sonne sinkt. Ist diese dem Horizonte nahe, so müssen die in unser Auge gelangenden Strahlen einen weiten Weg durch die Atmospähre nehmen; jedes Lufttheilchen absorbirt einen Theil der Strahlen, unter diesen besonders die auf der blauen Seite des Spectrums liegenden, daher ist in ihnen das Roth überwiegend, wie sich Hassenfratz durch directe Messungen der einzelnen Theile des Spectrums überzeugt hat (s. Himmel). Eben dieses gilt von dem Lichte, welches uns von den Lichttheilchen in der Nähe der Sonne reflectirt wird. Je tiefer die Sonne sinkt, desto mehr nimt diese Röthe an Dunkelheit zu. Diejenigen Strahlen, welche durch die ganze Atmosphäre nach dem östlichen Theile des Himmels gegangen sind, verlieren offenbar noch mehr Blau, als die in unser Auge gelangten, und daher ist das Roth am östlichen Horizonte meistens dunkler, um so mehr, da diese Strahlen, welche durch Reflexion von den Lufttheilchen in unser Auge gelangen, auch auf diesem Wege einen Theil ihres Blau verlieren. Ist die Sonne untergegangen, so erscheint jenes blaue Segment, welches Mairan [3]) Gegendämmerung nannte. Es ist dieses weiter nichts, als der auf die Atmosphäre projicirte Erdschatten, welcher von dem zerstreuten Lichte der Atmosphäre beschienen wird, in welchem viel Blau vorherrscht.

Wäre uns die Höhe der Luftschichten genau bekannt, welche noch im Stande sind, eine hinreichende Menge Licht zu reflectiren, und ließe sich die Menge des von ihnen reflectirten Lichtes mit Schärfe angeben, dann ließe sich auch die Dauer der Dämmerung, d. h., die Zeit zwischen dem Untergange der Sonne und dem Anfange der Nacht, leicht berechnen. Es sei nämlich (Fig. 1.) ABC die Oberfläche der Erde, EFG die Grenze der

**) Pipers Gedächtnißrede auf ihn. Greifsw. 1786. 8. Neueste krit. Nachr. 1785. S. 424. Weidlichs biogr. Nachr. 4. Thl. 42. Meusels Lexik. der verstorb. Schriftst. 2. Bd.

1) Bergmann physch. Beschr. der Erdk. 1825. Bd. II. S. 63. 2) Gehlers Wörterbuch, N. A. II, 271. 3) *Mairan* Traité de l'aurore boréale. Ed. 2. p. 79.

Luftschicht, welche noch im Stande ist, Licht zu reflectiren. Einem in A befindlichen Beobachter gehe die Sonne eben unter, so geht der direct von der Sonne kommende Strahl bis E, und der Theil der Atmosphäre EAD wird noch von der Sonne direct erleuchtet. Aber der Lichtstrahl DE wird nach EF reflectirt, und eben dieses gilt von allen auf DE fallenden Strahlen. So wird also das Segment EF von reflectirten Strahlen erleuchtet, und ein in B befindlicher Beobachter sieht die Grenze des Dämmerungsscheines in E. Ganz auf dieselbe Art können die nach EF reflectirten Strahlen nach FG reflectirt werden. Auf diese Art können wir theoretisch wenigstens eine Hauptdämmerung (crep. primarium) von einer zweiten Dämmerung (crep. secundarium) unterscheiden [4].

Da es uns aber an der Kenntniß der wichtigsten Bedingungen zur Lösung dieser Aufgabe fehlt, so müssen wir uns nach einem andern Mittel umsehen, die Grenze der Dämmerung zu bestimmen. Im gemeinen Leben nimt man das Ende der Dämmerung da an, wo die meisten Arbeiten im Freien aufhören müssen, und wo die Helligkeit sehr schnell abnimt. Man bezeichnet diese mit dem Namen der bürgerlichen Dämmerung, und ihr Ende trit dann ein, wenn die Sonne eine Tiefe von 6° 30′ unter dem Horizonte hat [5]. Die Grenze der eigentlichen astronomischen Dämmerung wird gewöhnlich dann angenommen, wenn die Sterne sechster Größe in der Nähe des Zenithes erscheinen. Die Tiefe aber, welche alsdann die Sonne haben muß, wird sehr einfach angegeben. Folgende sind einige der wichtigsten Bestimmungen:

Strabo [6]	17°	30′
Alhazen [7] und Vitellio [8]	19	0
Nonius [9]	16	0
Joseph Blancarus [10] und Gassendi [11], denen auch die meisten Physiker und Astronomen beistimmen	18	0
Tycho de Brahe [12] und Cassini [13]	17	0
Rothmann [14]	24	0
Riccioli [15] nach eigenen Beobachtungen zu Bologna bei der Nachtgleiche		
für die Morgendämmerung	16	0
für die Abenddämmerung	20	30
beim Sommersolstitium, Morgendämmerung	21	50
beim Wintersolstitium, Morgendämmerung	17	25

Gewöhnlich wird angenommen, daß die Tiefe der Sonne bei dem Ende der Dämmerung 18° betrage, und wenn wir dieses annehmen, so läßt sich die Dauer für jeden Ort der Erde und für jeden Tag leicht berechnen.

4) *Brandes* l. l. p. 272. *Lambert* photometria 8. Aug. Vindel. 1760. p. 444. 5) *Lambert* photometria. p. 454. 6) Geogr. Paris 1620. p. 155. 7) Er lebte in Spanien. De Crepusculis in Risneri thesaurus. p. 8) In Risneris thesaurus lib. X. prop. 6. 9) De Crepusculis prop. XVI. nach eigenen Beobachtungen in Portugal. 10) Sphaera mundi lib. VI. c. 5. l. X. c. 16. 11) Inst. Astron. Paris 1647. p. 52. 12) Epist astron Lib. I. p. 129. 13) *Gregorii* Astron. geom. et phys. ed. 2. T. I. p. 188. 14) Bei Tycho l. l. 15) Almagest. nov. T. I. p. 39. [illegible] daselbst eine ausführliche Literatur.

Der Portugise Pedro Nunnez (Petrus Nonius) löste in der genannten Schrift dieses Problem zuerst für den Kardinal Heinrich, indem es den Portugisen bei ihren ersten Reisen sehr auffallend war, daß die Dämmerung in niederen Breiten nur so kurze Zeit dauerte, und in der Folge haben sich viele Astronomen mit derselben Aufgabe beschäftigt. Betrachten wir diesen Gegenstand unter dem obigen Gesichtspunkte, wonach die Sonne am Ende der Dämmerung eine Tiefe von 18° unter dem Horizonte, also einen Zenithabstand von 108° hat, so hat die Aufgabe gar keine Schwierigkeit. Bezeichnet nämlich z die Zenithdistanz, φ die Polhöhe des Ortes, δ die Declination der Sonne, und s der Stundenwinkel der Sonne, so ist bekantlich

$$\cos. s = \frac{\cos.\ z}{\cos.\ \delta.\ \cos.\ \varphi} - \text{tang}\ \delta\ \text{tang}\ \varphi,$$

also wird der Stundenwinkel am Ende der Dämmerung bestimmt durch die Gleichung

$$\cos s = \frac{\cos.\ 108^\circ}{\cos\ \delta.\ \cos\ \varphi} - \text{tang}\ \delta\ \text{tang}\ \varphi.$$

Beim Anfange der Dämmerung, wo die Sonne unter dem Horizonte verschwindet, beträgt ihr Zenithabstand 90°, der Stundenwinkel s′ in diesem Falle ergibt sich aus dem Ausdrucke

$$\cos. s' = -\ \text{tang}\ \delta\ \text{tang}\ \varphi.$$

Die ganze Dauer der Dämmerung in Zeit ausgedrückt, wird dann $\frac{s - s'}{15}$ Stunden. Wenn also δ und φ bekannt sind, so läßt sich auch die Dauer der Dämmerung leicht berechnen.

Wenn man dieses thut, so ergibt sich, daß bei derselben Declination der Sonne die Dauer der Dämmerung nicht allenthalben gleich ist; so dauert sie am Äquator zur Zeit des Wintersolstitiums 1 Stunde 18 Minuten, in der Breite von 50° aber 2 Stunden 4 Minuten. Ebenso überzeugt man sich, daß an demselben Orte der Erde die Dämmerung nicht gleich lange dauert; sie erreicht zwei Mal im Jahre ein Minimum. Die allgemeine Bestimmung der Tage, an welchen die Dämmerung am kleinsten ist, hat die Astronomen vielfach beschäftigt. Namentlich waren es die Brüder Jacob und Johann Bernoulli, welche länger als fünf Jahre bemüht waren, das Problem allgemein zu lösen [16]. Ohne bei der Herleitung der Formel zu verweilen [17], genüge es, das Endresultat anzugeben. Die Dämmerung ist an dem Tage am kürzesten, an welchem die Declination der Sonne δ bestimmt wird durch den Ausdruck

$$\sin \delta = \sin \varphi\ \text{tang.}\ 9^\circ,$$

indem 18° die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte am Ende der Dämmerung ist. Hätten wir für diese Tiefe einen beliebigen Winkel x angenommen, so hätten wir erhalten

$$\sin \delta = -\sin \varphi\ \text{tang}\ \frac{x}{2}.$$

Für den Äquator ist also die Dämmerung am kürzesten am Tage der Äquinoctien, wo $\delta = 0$; dann dauert die-

16) *Joh. Bernoulli* Opera omnia. 4. Lausan. 1742. I, 64. *Jac. Bernoulli* Opera. 4. Genf 1744. I, 516. II, 1075. 17) Brandes in Gehler's Wörterb. N. A. II, 268. Schmidt mathem. u. phys. Geogr. I, 72, §. 102.

selbe 1 Stunde 12 Minuten in der Breite von Halle, also 51½° ist sie am kleinsten am 2. März und 11. October, und dauert dann 1 Stunde 57 Minuten.

So groß auch die Zahl der Astronomen ist, welche sich mit dieser Untersuchung beschäftigt haben, und so hohe Auctoritäten wir auch darunter finden, so halte ich doch alle jene Arbeiten, deren Resultate ich in der Kürze angegeben habe, für völlig nutzlos; indem die Geometer die Aufgabe zu lösen bemüht waren, behielten sie nur den mathematischen Theil des Problemas vor Augen, und übersahen dabei ganz den physikalischen. Alle suchten den Moment auf, wo die Sonne eine Tiefe von etwa 18° unter dem Horizonte hatte, vergaßen aber ganz zu fragen, ob denn dieses wirklich allenthalben auf der Erde die Zeit sei, wo die Dämmerung ein Ende erreiche. Diese Frage muß aber mit Nein beantwortet werden, und wir sind in der Bestimmung der Dauer der Dämmerung unter verschiedenen Breiten und in derselben Breite zu verschiedenen Jahreszeiten noch um keinen Schritt weiter, als zu der Zeit, wo Nonius von dem Kardinal Heinrich zu dieser Untersuchung aufgefodert wurde. Einige Bemerkungen mögen zum Beweis dieses hart scheinenden Ausspruches genügen.

Unter dem Ende der Dämmerung verstehen wir nach dem oben Gesagten den Moment, wo die Dunkelheit der Nacht eine bestimmte Größe erreicht; ältere Astronomen haben in dieser Hinsicht die Regel gegeben, daß Sterne der sechsten Größe in der Nähe des Zenithes erscheinen müßten. Aber die Zeit, wo diese Sterne erscheinen, wird von zwei Ursachen bedingt, von der Schwächung der vom Sterne kommenden Strahlen in der Atmosphäre, sodann von der Menge des in der Atmosphäre durch vielfache Reflexionen zerstreuten Sonnenlichtes, welches bei einer gewissen Stärke verhindert, daß das Licht von einem kleinen Punkte einen hinreichenden Eindruck aufs Auge macht. Diese beiden Ursachen aber hängen selbst innig zusammen. Wird das Licht in der Atmosphäre sehr geschwächt, so findet eine Menge partieller Reflexionen statt, wodurch das zerstreute Licht eine weit größere Intensität erhält. Versuche, welche Leslie mit seinem Photomaten anstellte, und welche ich bei demselben Instrumente häufig bestätigt fand, zeigen, daß das zerstreute Himmelslicht an solchen Tagen am hellesten war, wo die Sonne bei weißlichem Himmel (feine Cirrostrati) nur sehr matt schien, und die Schatten irdischer Gegenstände schlecht begrenzt waren. Das Licht in der Atmosphäre wird aber vorzüglich durch niedergeschlagene Dünste geschwächt und zerstreut. In Gegenden also, wo nur wenig oder gar keine niedergeschlagenen Dünste vorhanden sind, wo der Himmel mit tiefer blauer Farbe erscheint, wird das ankommende Sternenlicht nur wenig von seiner Stärke verlieren; das mehrfach reflectirte Licht der untergegangenen Sonne nur eine geringe Intensität haben, und die Dämmerung dauert hier nur kurze Zeit. Im Innern Afrika's, wo Bruce in Sennaar die Venus am Tage mit bloßen Augen sah, folgt die Nacht kurz nach dem Untergange der Sonne. Auch in am Meere gelegenen Gegenden zwischen den Wendekreisen dauert die Dämmerung in der trockenen Jahreszeit nur kurze Zeit; so nach Acosta in Chile eine Viertelstunde [18]); in Cumana, nach Humboldt, nur wenige Minuten [19]); ebenso nach den Berichten von Adanson an den Mündungen des Senegal, und nach Winterbottom an der Sierra-Leone-küste, wie dieses auch Cunningham von Paramatta (Neu-Süd-Wales) bemerkt [20]). Dieses sind freilich Angaben für die Dauer der Dämmerung, welche von der oben durch Berechnung gefundenen kleinsten Dauer von 1 Stunde 12 Minuten bedeutend abweichen. Wir müssen daher nothwendig annehmen, daß in jenen Gegenden die Tiefe der Sonne am Ende der Dämmerung geringer sei, als in höhern Breiten; wie groß dieselbe aber in verschiedenen Gegenden sei, das muß durch künftige Beobachtungen von Reisenden und Astronomen näher bestimmt werden.

Auffallend ist es schon in der obigen Tafel, daß Nonius, welcher seine Beobachtungen bei dem heiteren Himmel Portugals anstellte, die Tiefe nur zu 16° bestimmt, während Rothmann in einer höhern Breite diese Tiefe bis zu 24° wachsen läßt. So gering die Zahl von Beobachtungen über Durchsichtigkeit und Farbe der Atmosphäre ist, so geht doch aus den Messungen, namentlich von Humboldt, und den beiläufigen Schätzungen der Reisenden hervor, daß der Himmel ein immer weißeres Ansehen erhält, je weiter wir, unter übrigens gleichen Umständen, nach Norden gehen. Indem hier also das von den Sternen kommende Licht durch die größere Menge niedergeschlagener Dünste mehr geschwächt wird, während die Menge des mehrfach reflectirten Lichtes zunimt, so muß die Sonne eine größere Tiefe unter dem Horizonte haben, wenn die Sterne sichtbar werden sollen, als in niedern Breiten; daher diese Differenz zwischen den Angaben von Nonius und Rothmann, und daraus lassen sich die so lange dauernden Dämmerungen im hohen Norden ableiten [21]), indem hier die Sonne vielleicht eine Tiefe von fast 30° haben mag.

Da hiebei niedergeschlagene Dämpfe eine so bedeutende Rolle spielen, so folgt, daß die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte nicht einmal an demselben Orte zu allen Zeiten gleich ist. Es wird durch mehre Umstände sehr wahrscheinlich, daß diese Dämpfe im Sommer weit höher steigen, als im Winter [22]), daher dauert die Dämmerung im Sommer nach den Erfahrungen Riccioli's länger als im Winter. Eben jene Dämpfe senken sich während der Nacht herab, sie verschwinden in den höhern Regionen [23]), und da hiedurch die Luft durchsichtiger wird, so ist die Tiefe der Sonne an demselben Tage bei dem Anfange der Morgendämmerung kleiner, als am Ende der Abenddämmerung.

---

18) *Riccioli* Almagest. nov. I. 38. und Bergmann in den Schwed. Abh. 1760. S. 241. 19) *Humboldt* Voyage XI, 17. 20) Cunningham, zwei Jahre in Neu-Süd-wales, S. 112. Es ließen sich noch viele ähnliche Beispiele anführen; die obigen mögen genügen, da fast jeder Reisende nach den Äquatorialgegenden hievon spricht. 21) *Gorfäi* descriptio Grönlandica c. XIV.; *la Peyrere* Voyage au Nord, 126 und andere. 22) S. mein Lehrb. d. Meteorologie, I 23) Das. I.

Die Dämmerung ist dazu benutzt worden, um die Höhe der Atmosphäre zu bestimmen. Schon Alhazen und Vitellio führten diese Auflösung aus, ohne dabei auf die Strahlenbrechung Rücksicht zu nehmen. In der Folge beschäftigten sich Halley[24]), Smith und Kästner[25]), Lambert[26]), Brandes[27]) und Andere mit demselben Gegenstande. Befindet sich nämlich ein Beobachter in H, und sieht dieser in E die Grenze der Hauptdämmerung in dem Verticalkreise, in welchem sich die Sonne befindet, so ist E der höchste Punkt der Atmosphäre, welcher noch im Stande ist, Licht zu reflectiren. Der Winkel, welchen EH mit dem Horizonte des Beobachters macht, gibt die Höhe des hellen Bogens, welchen die Hauptdämmerung darstellen würde, sobald sich keine zweite Dämmerung damit mischte. Ist also A derjenige Punkt der Erde, an welchem die Sonne scheinbar untergeht, so sind in dem Vierecke KAEH alle Winkel und die beiden Seiten KH = KA (Halbmesser der Erde) gegeben, und es läßt sich also KE berechnen. Es ist nämlich der Winkel HKA gleich der Tiefe der Sonne unter dem Horizonte, minus der Horizontalrefraction, und daher läßt sich HA in Theilen des Erdradius angeben. Wir haben mithin im Dreiecke EHA die Seite HA, den Winkel $EAH = 90° -$ Horiz. Refr. $- HAK$; aber $< HAK = 90° - \frac{1}{2} HKA$, also $EAH = \frac{1}{2} HKA$ — Horiz. Refr. Eben so ist $< EHA = 180° - ZHE - AHK$, wo ZHE der wegen der Refraction verbesserte Zenithabstand des höchsten Punktes der Hauptdämmerung ist. Wir können daher in dem Dreiecke EAH die Seite EH berechnen. In dem Dreiecke EHK sind also EH, HK und $< EHK$ gegeben, folglich ist EK bekannt und die Höhe der Atmosphäre wird $EK - HK$.

Lambert (l. l.) ist der einzige mir bekannte Beobachter, welcher den Gang der Dämmerung genauer verfolgte. Am 19. Nov. 1759 zeichnete er die Höhe des hellen Segmentes am westlichen Horizonte auf, und leitete aus dem Gange der Uhr die Tiefe der Sonne her. Betrug die Tiefe der Sonne, so war die Höhe des hellen Segmentes

8° 3′	—	—	—	8° 30′
9 35	—	—	—	7 0
15 5	—	—	—	3 15

Lambert nimt für die Horizontalrefraction 0° 33′, den neueren Untersuchungen zufolge scheint 0° 31′ 41″ der Wahrheit näher zu kommen. Wird diese Größe angewendet, so gibt die

Beobachtung 1	Höhe der Atmosphäre	3,95	geogr. Meilen
— 2	— —	5,1	— —
— 3	— —	9,29	— —

Jede spätere Beobachtung gibt also eine größere Höhe, und eben dieses zeigen auch die übrigen hier nicht mitgetheilten Messungen Lamberts. Die Angaben anderer Mathematiker kommen der zuletzt gefundenen Größe sehr nahe, aber die meisten derselben hatten sich damit begnügt, den höchsten Punkt des Dämmerungsscheines in den Horizont zu legen, wenn die Sonne eine Tiefe von 18° hätte.

24) Phil. Trans. No. 181. 25) Kästner, vollständ. Lehrbegriff der Optik nach Smith. S. 4.8. 26) Photometria p. 444. 27) Gehlers Wörterb. n. A. II, 273.

Auf diesem so oft empfohlenen Wege erfahren wir also gar nichts über die Höhe der Atmosphäre, wovon Brandes die Gründe genügend entwickelt hat. Während nämlich die Sonne in dem Orte A untergeht, wollen wir uns drei verschiedene Beobachter in a, b und H denken, die alle drei ihre Augen nach dem Punkte E, der in unserer Figur gegebenen Grenze der Hauptdämmerung, richten; a sieht diese Grenze nahe am östlichen Horizonte, und wenn er nach dem Punkte e sieht, so geht fast die ganze Gesichtslinie durch Luft, die von der Sonne erleuchtet ist. Die nicht weit davon entfernte Gesichtslinie af liegt ganz im Schatten der Erde; da nun die Luft um so heller erscheint, je länger die in der erleuchteten Luft fortlaufende Gesichtslinie ist, so sieht der Beobachter in a im Punkte e noch lebhafte Helligkeit, in f relatives Dunkel, und die Grenze E läßt sich ziemlich scharf erkennen. Der zweite Beobachter b hat die Grenze der Hauptdämmerung im Zenith, sieht er nach e, so geht freilich seine Gesichtslinie noch durch einen kleinen Theil der bei e von der Sonne beschienenen Luft, aber die Länge dieses Theiles der Gesichtslinie ist klein, und überdies gelangt nach e nur Licht, welches auf dem weiten Wege De sehr geschwächt ist; der Beobachter b kann daher die durch sein Zenith gehende Grenze der Dämmerung nicht genau erkennen. Noch mehr gilt dieses von dem in H befindlichen Beobachter, dessen Gesichtslinie durch einen großen Theil der von der zweiten Dämmerung erleuchteten Luft geht. Je tiefer also der Dämmerungsbogen sinkt, desto unsicherer wird diese Bestimmung.

Ganz dasselbe, was von der Unsicherheit dieser Höhe gesagt wurde, gilt auch von Lamberts Berechnung der Lichtstärke der Dämmerung bei verschiedener Tiefe der Sonne[28]). Wäre nur die Hauptdämmerung wirksam, und hätte das Segment allenthalben gleiche Lichtstärke, dann wäre die Erleuchtung proportional mit der Größe dieser hellen Fläche. Sehen wir daher die letztere als von einem größten Kreise begrenzt an, und bezeichnen die Lichtstärke in dem Momente, wo die Grenze des Dämmerungsscheines sich im Zenith befindet, mit 1, so ist die Größe der Erleuchtung gleich $1 \pm \cos a$, wo a die Höhe des Dämmerungsscheines ist, und das obere oder untere Zeichen gewonnen wird, je nachdem sich die Grenze des letztern östlich oder westlich vom Zenith befindet. Lambert gibt eine Tafel, welche die Abnahme der Erleuchtung für verschiedene Tiefen der Sonne gibt, und wenn sich diese auch wegen der zweiten Dämmerung sehr bedeutend von der Wahrheit entfernen dürfte, so zeigt sie doch, der Erfahrung gemäß, die schnelle Abnahme des Lichtes bei einer Tiefe der Sonne von etwa 6°. Beträgt letztere nämlich

6° 5′,	so ist die Lichtstärke			1,749
6 14	—	—	—	1,500
6 23	—	—	—	1,000
6 32	—	—	—	0,500
6 41	—	—	—	0,251

Obgleich der Artikel Abendroth, Thl. I. S. 79. auf Tageszeiten verwiesen ist, so hängt derselbe doch so innig

28) Photometria §. 1024.

mit dem hier behandelten Gegenstande zusammen, daß ich ihn hier sogleich mitnehmen will. Es entsteht dieses Roth, wie oben bemerkt wurde, daher, daß die rothen Strahlen mit größerer Leichtigkeit durch die Atmosphäre hindurch gehen, als die blauen, und daß daher das durch eine große Luftmasse gegangene weiße Sonnenlicht durch das Vorherrschen rother Strahlen röthlich erscheint, was auch von dem Lichte gilt, welches von den in der Nähe der Sonne befindlichen Lichttheilchen reflectirt wird. Daß diese Erklärung die richtige sei, und daß diese rothe Farbe des Horizontes mit der blauen Farbe des Himmels (s. Himmel) innig zusammenhängt, geht besonders daraus hervor, daß wir im Stande sind, das Ansehen der Abendröthe aus der Färbung des Himmels am Tage zu bestimmen. Ist der Himmel während des Tages tief blau gefärbt, so ist die Menge absorbirter Strahlen sehr klein, die Sonne erscheint dann noch in der Nähe des Horizontes sehr hell, und die Abendröthe erscheint dann mehr oder weniger gelb. Wenn dagegen die Menge niedergeschlagener Dämpfe sehr groß ist, der Himmel ein mattes Ansehen hat, so wird ein großer Theil der vorkommenden Strahlen absorbirt, und der westliche Himmel erscheint dann mehr oder weniger dunkelroth. Da diese Farbe des Himmels von der Menge niedergeschlagener Dämpfe herrührt, so ist auch die Morgenröthe im Durchschnitte weniger dunkel, als die Abendröthe, weil ein Theil der Dämpfe während der Nacht aus den obern Regionen in die Tiefe gesunken ist.

Befinden sich am westlichen Himmel tief geröthete Wolken, so erscheint der heitere Himmel zwischen diesen meistens schön meergrün, wie dieses Frézier, J. R. Forster, Pleischl, Vieth, Muncke, Brandes und andere gesehen haben. Dasselbe Phänomen bemerkt man noch an stark gerötheten Gletschern, oder über den Eisfeldern der Polargegenden. Es ist dieses Grün die complementäre Farbe zum Roth und subjectiv; die rothen Strahlen der Wolken haben das Auge ermüdet, daher macht das Roth, welches in den meisten Strahlen des hellen Himmelsraumes zum Auge gelangt, auf dieses keinen Eindruck, und der Raum erscheint mithin grün (s. Farben, subjective).

Das Ansehen der Abend- und Morgenröthe ist häufig dazu benutzt worden, die Beschaffenheit des Wetters am folgenden Tage vorauszusagen. Wenn bei heiterm Wetter die Sonne in der Nähe des Horizontes sehr hell erscheint, der Himmel ein gelblich-röthliches Ansehen hat, die Helligkeit sich nicht sehr weit erstreckt, und nur einzelne feine Wolken geröthet sind, so dürfen wir noch auf die Fortdauer der guten Witterung rechnen [29]). Ja selbst nach Regenwetter deuten einzelne geröthete Wolken, die sehr hell erleuchtet sind, häufig auf die Wiederkehr besseren Wetters [30]). Wenn aber diese Wolken tief geröthet sind, so folgt nicht selten neuer Regen oder Wind. Ist die Abendröthe weißlich-gelb, erscheint die Sonne matt, dann dürfen wir nicht sicher auf heiteres Wetter rechnen. War der Himmel am Tage sehr weißlich, so erscheint die untergehende Sonne meistens dunkelroth, die Abendröthe hat entweder dieselbe Farbe, oder der Himmel erscheint grau, abwechselnd mit blutrothen Stellen. Hier folgt meistens Regen [31]); unter den Cirrostratis, welche den ganzen Himmel bedecken, bilden sich bald Cumuli, und es findet eine Bildung von Regenwolken statt.

Erscheint die Morgenröthe sehr dunkel, so folgt meistens Regen; ist schon beim Sonnenaufgange die Zahl niedergeschlagener Dämpfe sehr groß, so wird dieselbe am Tage noch weit mehr zunehmen und Niederschlag folgen. Dagegen bedeutet eine ins Graue spielende Morgenröthe meistens gutes Wetter [32]), indem die graue Färbung wahrscheinlich von der in der Nacht in niederen Regionen gebildeten Nebelschicht herrührt, wobei die höheren Schichten der Atmosphäre einen Theil ihrer Dämpfe verloren haben. (*L. F. Kämtz.*)

DÄMONOLOGIE. Sind gleich die Nachrichten über die Gottheiten der morgenländischen Völker ebenso gering, als unbefriedigend und entstellt, so blickt doch aus dem Dunkel, in welches sie gehüllt sind, ihr Grundcharakter deutlich durch. Es sind Himmelskörper und Sterngötter. Vorzüglich hing ihr Götterglaube an den sich bewegenden Sternen, Sonne, Mond und fünf Planeten, die sie als Götter und Lenker der menschlichen Schicksale sich dachten. Man beobachtete sorgfältig diese Himmelskörper, ihre Bewegungen, ihren Stand gegen einander, und deutete diese Verhältnisse auf die Schicksale der unter dieser Constellation Gebornen. Astrognosie und Astrologie waren verbunden. In der heiligen Sage des Zendvolkes genießen die 12 Sternbilder des Thierkreises, als Diener des Ormuzd bei der Weltschöpfung und als Wächter der Welt, große Verehrung, welche auch in der Religion der abgöttischen Hebräer nicht zu verkennen ist [1]). In enger Verbindung stehen bei den Ägyptern Religion und Sterndienst. Ohne hier das große System von Stufen und Unterordnungen der Götter, und am Ende alle in einer großen Pyramide darzustellen, darf ich nur an die 6 verschiedenen Ordnungen der Dämonen (Genien) erinnern, von denen die dritte den göttlichen Selen die Schöpferkraft mittheilt, und die höhern Einflüsse auf sie herableitet. Sie gehen in den Ort der Geburt, um Wohlthäter der geringern Selen zu werden. Sie stellen die aufs Gute gerichtete Vorsehung der Götter dar [2]). — Einen besondern Einfluß auf das Glück und Schicksal der Menschen schrieben die abgöttischen Juden den Gottheiten oder Gestirngenien Gad und Meni zu [3]), welche sie durch

---

29) Brandes in Gehlers Wörterbuch I, 13. *Arati* Diosemeia 98. 30) *Arati* Diosemeia 126.

31) *Brandes* l. l. *Humboldt* Voyage II, 129. 32) Th. Forster, Wolken. S. 141.

1) Gesenius Commentar zu Jesaia; Beilage 2. am Ende des 5ten Theiles, S. 329. 2) Creuzer Myth. u. Symb. Thl. 1. S. 392. 2te Aufl. 3) *David Millius* de Gad et Meni in den Dissertat. select. Traject. ad Rhen. 1724. 4. Nr. 4. nimt sie für zwei Bezeichnungen des Mondes: Lakemacher in Observatt. philol. IV. p. 18. für Hekate und Mona; Huetius in Origenianis. T. II, p. 109; Jurieu in Origine de cult. p. 701. Vitringa und Rosenmüller zu Jes. 65, 12 für Sonne und Mond; höchst unwahrscheinlich aber J. G. Koch de mensa Gad et libamine Meni. Jena 1650. 4., und G. G. Zeltner, der letztere für Götter großer Fruchtbarkeit und namentlich der Geldgier der heutigen Juden.

die Babylonier kennen lernten. Wunderliche Ansichten von beiden haben die Gelehrten verbreitet. Offenbar sind es zwei sehr genau mit einander verwandte himmlische Gestirngenien den verständigeren Juden; wenn auch Gad den Babyloniern in ihrem Hauptnationalgott Bel, Belus, den Arabern in dem glänzendsten der Sterne, dem Jupiter, und Meni in der Venus unter einem andern Namen erscheint; denn sie genießen gleiche Verehrung. Man brachte ihnen gemeinschaftlich ein Lectisternium, was im morgenländischen Cultus gewöhnlich war, und wahrscheinlich in den abendländischen überging [4]. — Daß neben den guten, hilfreichen Genien auch böse, schadenfrohe standen, und die letztern gefürchtet wurden, läßt sich erwarten; daher neben den Amschaspands, Izeds und Feruers der Perser Ahriman und sein Gefolge, und in Ägypten Typhon, der Böse, und seine Geister. Aus dem Glauben und dem Cultus dieser Völker wanderte sicher die Dämonologie zu den Israeliten und Hebräern. Die auf Welt und Menschen einwirkenden Kräfte des Sternenhimmels empfingen durch die Bildung eines bestimmteren Begriffs von Gott, als Schöpfer und Regenten der Welt, mit dem ihnen angewiesenen engern Wirkungskreise auch eine beschränktere Bedeutung. Die Keime der Dämonologie liegen in den Kinderbegriffen der Völker, und so auch der Hebräer. Nicht erst während und nach dem Exil bildete sich ihr Engelsystem; schon in der Schöpfungsgeschichte jauchzen die Göttersöhne und die Morgensterne — Anklang des Ursprungs der Engel — die nach dem Glauben der Chaldäer von ihnen bewohnt waren [5]. Sie erscheinen später, nachdem der Polytheismus sank, als Diener und Boten Gottes. Daher ihr Name. In der Ansicht der Hebräer sind sie höhere, von Gott geschaffene, aber keineswegs fehlerfreie [6] Wesen, die, wie himmlische Räthe, den Thron Jehovah's umgeben [7], und von diesem in außerordentlichen Fällen als Verkündiger und Vollstrecker seines, wenn auch den Menschen Unheil bringenden, Willens auf die Erde gesandt werden [8]. — In den ältesten Büchern des A. T. kommen sie am häufigsten, oft in menschlicher Gestalt, vor [9]. Durch den Einfluß der chaldäisch-zoroastrischen Philosophie gestaltete sich die Genienlehre bedeutend um [10]. Die Genien wurden in besondere Ordnungen getheilt, ihnen besondere Ämter anvertrauet und besondere Namen gegeben. Schutzengel für Länder und Städte (von diesen weiter unten) und für gute Menschen werden angeführt. Jakob begegnen Heere von Engeln [11]; bei Daniel stehen tausend mal tausend und zehn tausend vor Jehovah [12]. Sie sind starke Helden [13], behüten den Frommen auf allen seinen Wegen, daß er in keine Gefahr gerathe [14]; vertreten den Menschen bei Gott, thun seine Frömmigkeit kund, daß er sich seiner erbarme und ihm das Leben friste [15]. Raphael wird gesandt, die Tugend des alten Tobias zu belohnen [16], begleitet den jungen Tobias auf seiner Reise, rettet ihn, daß er nicht von dem Fische verschlungen wurde, und gibt die Mittel an, wie man den bösen Geist Asmodi vertreiben könne. Auch die Kinder haben ihre Engel vor Gott [17]. Besonders ausgebildet ist die Dämonologie in der Offenbarung des Johannes.

Unterschieden werden, wie im Parsismus, die bösen Engel von den guten. Man nante einen bösen Engel הַשָּׂטָן, Satan, Widersacher, und dachte ihn als Feind des Guten unter Gottes Leitung und auf seinen Wink [18]. Es erscheinen aber auch böse Geister in der Mehrzahl, *δαιμόνια* [19], die an wüsten Orten wohnen [20] und Götzen der Heiden sind [21]. Zu ihnen gehört Asmodi [22]. Andere böse Geister meinten die Juden in den schreienden Unglücksvögeln, dem Uhu, der Eule [23] und in den tanzenden Waldteufeln [24] in der Wüste, fabelhaften Bocksgestalten, Waldmenschen, Satyrn und in einem weiblichen Wesen, Lilith, nocturna, genannt, zu sehen [25]. Das weibliche Nachtgespenst hat im hebräischen Volksglauben die Gestalt eines schön geputzten Weibes, stellt vorzüglich den Kindern nach und tödtet sie. Dieser Aberglaube ist alt und allgemein. Die spätern Rabbinen fabeln Lilith zu einem Weibe Adams, mit welchem er viele Dämonen gezeugt, die die Macht hätten, überall umher zu schweifen, Männer zu beschlafen und Kinder zu tödten, welche durch Amulette nicht geschützt sind. Man fürchtete Morgens, Mittags und Nachts böse Geister [26].

Über den Ursprung der Dämonenlehre in Griechenland entscheiden die Alten nicht genau. Sie reden von Dämonen als Mittelwesen, die den Menschen den Göttern nahe bringen, die Menschen mit ihnen vereinigen, und leiten sie bald von Orpheus aus Thracien, bald aus Ägypten [27] und Phrygien her [28]. „Der alte Magismus", urtheilt Creuzer [29], „ist ganz gewiß eine Hauptquelle dieser so äußerst wichtigen Lehre." In welchem Zweige desselben, und an welchem Orte dieser fruchtbare Satz zuerst gekeimt sei, ob in Bactriana, Medien oder Babylon, möchte wol jetzt noch schwer zu beantworten seyn.

---

4) Hinc antiqui lectum splendidum, schreibt Burtorf im Lex. talmud. et chald. p. 307, singuli in aedibus stratum habebant, nec ulli serviebat, nisi לשר הבית principi vel angelo domus, sive למזל sideri, constellationi, fortunae, ut ea benignior esset. Hic ערסא דגרא lectus bonae fortunae vocabatur, ut videre est in Nedarim fol. 56, 1. et in Sanhedrin fol. 20, 1. 5) Korrodi krit. Geschichte des Chiliasmus. Thl. 1. S. 30. 6) Hiob 4, 38. 7) 1 Kön. 22, 19. 8) 2 Sam. 24, 16. — Jes. 37, 36. 9) 1 Mos. 18, 8. — Richt. 13, 6. 10) Heeren Ideen. Thl. 1. S. 437. 3te Aufl. 11) 1 Mos. 32, 1. 2. 12) Dan. 7, 10.

13) Psalm 103, 20. 14) Psalm 34, 8. 94, 11 ff. 15) Hiob 33, 23—28. מַלְאָךְ מֵלִיץ Rosenmüller Schol. Part. V. Vol. II. p. 793, wo die Meinungen der meisten Ausleger angeführt und beurtheilt sind. 16) Tob. 3, 25. 17) Matth. 18, 10. Dagegen spricht Paulus in s. Comment. Thl. 2. S. 700, und findet nur Schutzgeister der Völker und Länder. 18) 1 Chron. 21, 1—2. — Sam. 24, 1. — Zach. 3, 1. — Hiob 1, 7. 2, 2. Gegen die Ansicht Herders, Ilgens, Eichhorns, welche in ihm einen indifferenten Reichsfiscal sehen. 19) Tob. 6, 7. 20) Baruch 4, 35. 21) Baruch 4, 7. 22) *πειράζων*. Tob. 3, 8. 23) אֹחִים Jes. 23, 21. 24) שְׂעִירִים Jes. 23, 21. 25) Jes. 34, 14. 26) Psalm 121, 6. — 90, 6. Vergl. Gesenius Comment. Thl. 2. S. 916. 27) Herodot 11, 50 widerspricht: *νομίζουσι δ' ὦν Αἰγύπτιοι οὐδ' ἥρωσι οὐδέν.* 28) Plutarch. de def. orac. p. 699. ed. Wyttenb. 29) Symbol. u. Mythol. Thl. III, S. 58.

Die Griechen, deren Religion der Kunst Idealität, und diese wieder der Religion neue Wesen schuf, suchten ihre Götter unter einander und mit den Menschen stets verbunden darzustellen, und konnten jene geisterhaften, gestaltlosen Mittelwesen, wie man die Dämonen sich dachte [30]), in ihren Glauben und Cultus nicht aufnehmen. Homer und andere Dichter vom Äschylus bis zu den Alexandrinern gebrauchen δαίμων immer in der Bedeutung: Gott, und δαιμόνιον das Göttliche, und knüpfen bisweilen, wie in der Odyssee, Nebenbegriffe von Glück und Unglück daran [31]). Man dachte dabei an die höhere, dunkle Macht, die ohne der Menschen Zuthun ihre Schicksale lenkt, jedes göttliche Wesen überhaupt, dessen Kraft das Maß menschlicher Kräfte übersteigt. Ausgebildeter erscheint die Dämonenlehre schon bei Hesiod, welcher mehre Ordnungen derselben nennt und näher bezeichnet. Von den Menschen des goldenen Zeitalters nach ihrem Tode singt er [32]):

> Werden sie fromme Dämonen der obern Erde genennet,
> Gute, des Weh's Abwehrer, der sterblichen Menschen Behüter,
> Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
> Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
> Geber des Wohls; dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt.

Solcher Unsterblichen nennt er drei Miriaden, 30000 [33]). Sie sind die Menschen der seligsten, frühesten Vorzeit, und treten in einer Würde auf, die der göttlichen zunächst steht. Sie sind Mittler zwischen Göttern und Menschen, unsichtbare Aufseher über der Menschen Thun, Handhaber der Gerechtigkeit. Ihnen ist das Reich der Freiheit, wie das der Natur angewiesen. Hier geben oder nehmen sie die Güter der Erde und die guten Gaben, dort lohnen oder strafen sie; beides nach sittlichen Begriffen. Eine zweite Ordnung, die Menschen des silbernen Zeitalters, bezeichnet Hesiod mit folgenden Worten [34]):

> Aber nachdem auch dieses Geschlecht einhüllte die Erde,
> Werden sie sterbliche Götter der obern Erde genennet,
> Als die Zweiten; jedoch ward ihnen auch Ehre zu Antheil.

Diese sind bestimmt sterblich; sie leben nur 9720 Jahre [35]). Das Nebelhafte, Schwimmende, Charakterlose ist der Charakter dieser geisterhaften Sphäre. Darum scheint Homer sie nicht näher gezeichnet zu haben, dessen helles Epos bestimmte Umrisse foderte. Noch gedenkt Hesiod der Heroen aus dem vierten Weltalter [36]):

> Jener Heroen Geschlecht, das göttliche, welche die Vorwelt,
> Einst Halbgötter genannt, in der Erd' unendlichen Räumen.

Er meinte die vor Troja und Theben gefallenen H[...] den, welche nach Zeus Rathschluß am Rande der We[...] alls in den seligen Inseln des Oceanus ein seliges Leb[...] führen.

Vorausgesetzt, daß Hesiod die Glaubenssätze sein[...] Schule treu aufbewahrt [37]), so finden wir in der nächst[...] Vorzeit Heroen, und in der fernsten dunkeln Vorzeit zu[...] Dämonengeschlechter, die sich selbst bedeutsam untersch[...] den. Durch dieses Sondern und näheres Bezeichne[...] wie durch das Schwankende in Begriffen, tritt Hesio[...] als der Erste, welcher über die Dämonen Aufschluß gi[...] in die Mitte zwischen den Glauben der Priester und d[...] Volkes [38]). Der Begriffsbestimmung wegen muß hi[...] über δαίμων und ἥρως ein Wort eingeschaltet werde[...] Bisweilen werden von einem und demselben Wesen bei[...] Wörter von den Alten gebraucht, aber immer mit Unt[...] scheidung der besondern Bezeichnung. Der Heros v[...] Temessa hieß auch δαίμων [39]). — Unter Heros dach[...] man sich den ganzen natürlichen Menschen, wie er du[...] Geistes- und Körperkräfte vor andern ausgezeichnet a[...] Held hervortrit, einen körperlich-starken, über Ande[...] hervorragenden Menschen der Vorzeit in seinem gan[...] Seyn und Handeln; unter δαίμων aber den vom Lei[...] getrennten Geist, Personification einer wohlthätig o[...] schädlich wirkenden Kraft, einen bösen oder guten Ge[...] und zwar den Elementen, Vegetabilien oder Mensch[...] inwohnend. Jede Kraft, mit welcher eine große, a[...] gezeichnete That verrichtet wird, heißt eine dämonisch[...] der Geist aber, der zu der That treibt und sie in die Wi[...] lichkeit ruft, der Thatendurst, heißt δαίμων oder Geni[...] Indem man diesen Geist personificirte, trat er als sol[...] in die Mysterien ein; daher in denselben so häufig G[...] nien, durch welche der menschlich gedachte Gott, z. [...] Bacchus, bald freundlich, bald zürnend erscheint [...] Aus dieser alles personificirenden Volkspriesterlehre e[...] stand später die Sitte der Vergötterung, Apotheose. Woher auch die Dämonenlehre stammen mag; soviel[...] gewiß, durch Einführung der geheimnißvollen Weis[...] kam sie zu den Griechen, und in den Schulen der al[...] Philosophen erhielt sie eine tiefere, wissenschaftliche [...] gründung. Thales soll zuerst den Unterschied der Göt[...] Dämonen und Heroen genauer vorgetragen haben [...] Nach ihm treten die Dämonen als psychische Wesen, Heroen als vom Leibe getrennte Menschenselen hervor. [...] Luft ist nach Pythagoras von ihnen erfüllt, sie sen[...] Träume und geben Menschen und Thieren Heilmittel

30) Nach den verschiedenen, von den griech. Philosophen aufgefaßten Ansichten von den Mittelwesen richtete sich auch die Ableitung des Wortes δαίμων und dessen Bedeutung. Nimt man als Grundwort δαίω, so ist δαήμων einsichtvoll; Interpret. graec. ad Hom. Il. p. 222. Nimt man δαίω oder δαίω, eintheilen, so gibt δαίμων oder δαήμων (Schol in Plat Cratyl. p. 52. Heind.) den Eintheiler, Austheiler, Ordner, Lennep Etymol. l. graec. p. 167. Insofern nun nach dem Glauben der Griechen die Götter Geber der menschlichen Freude und des menschlichen Weh's waren, dachten sie bei ihren Dämonen an Götter nur. So wird das Wort von Homer Il. VII, 291. XVII, 98. XIX, 188, in der Odyssee aber stets mit einem Nebenbegriffe gebraucht, auch wenn es Gott bedeutet. Creuzer M. u. S. Thl. III. S. 4 ff. Baur Symbolik u. Mythologie, Thl. II. 2te Aufl. S. 274 ff. Diese Bedeutung führt am sichersten zu dem Begriff von Genius, der weiter unten entwickelt wird. 31) Barth Advers. XXXV, 17. 32) Ἔργ. κ. Ἡμερ. 122 ff. 33) Ibid. 234. 34 Ibid. 140. 35) Plutarch. de def Orac. p. 700. ed. Wyttenb 36) Ἔργ. κ. Ἡμερ. 142—144.

37) Wir verweisen der Kürze wegen auf Völckers My[...] des Japet. Geschlechts: Gießen 1824. S. 264 ff. 38) C[...] zer, über das Verhältniß Homers und Hesiods zur Religion [...] Altväter und zu der ihrer Zeitgenossen. Myth. u. Symb. Thl. [...] S. 442 ff. — Buttmann, Abhandl. der Berl. Akademie. 181[...] 1815. Über den Mythos von den ältesten Menschengeschlecht[...] S. 141—162. 39) Pausan VI, 6, 3. 40) Bött[...] Vasengemälde. Bd. I. Heft 1. S. 157, welcher das ganze [...] nienwesen der Etrusker von den Genienknaben, Camillis, in [...] Mysterien ableitet. 41) Athenagoras Legat. pr. Ch[...] p. 28.

Krankheiten an [42]). Er kennt drei Ordnungen: Götter, θεοί; Dämonen und Heroen, τὸ μέσον αἰθέριον; und Menschen, χθόνιοι. Dieser Pneumatologie huldigte auch Empedokles, welcher die Selen (δαίμονες) von den Göttern abstammen läßt und in die Körper der Menschen gleichsam verbannt denkt, damit sie, während sie von den Göttern entfernt sind, sich reinigen [43]). Heraklit denkt sich alles mit Selen und Dämonen angefüllt, und an den verborgensten Orten Götter [44]). Am meisten verdient machte sich Platon um die Dämonologie der Alten, wiewol er sie von mehren Standpunkten aus betrachtet. Die Menschenselen schafft Gott und weiset ihnen vor ihrer Verbindung mit ihrem sterblichen Körper die Sterne als Wohnung an. Die Dämonen gleichen göttlichen Hirten, νομεῖς θεῖοι [45]), die lebende Wesen nach ihren verschiedenen Gattungen hüten. Anderwärts [46]) nennt er die Dämonen heilige Thiere, ζῶα, welche in zusammenhängender Stufenfolge den Himmel bewohnen. Sichtbar sind die Götter in den Sternen, Dämonen aber nicht. So nahe auch die Dämonen um uns sind, sie erscheinen uns doch nicht offenbar. Aber mit bewundernswürdiger Einsicht, mit hellem, scharfem Geist begabt, durchschauen sie alle unsere Gedanken. Den trefflichen, edeln Menschen lieben sie außerordentlich, den bösen hassen sie; denn diese Wesen sind nun schon durch Schmerz und Freude rührbar; — Empfindungen, die der vollendete Gott nicht kennt. Zwischen den höhern Göttern und der Erde herrscht ein beständiger Verkehr. Die Dämonen können sich mit leichtem Fluge herablassen, sowie sich zum Himmel erheben. Deutlicher an den Zusammenhang der Dämonologie mit den Mysterien erinnert Platon im Gastmahl [47]). Vollkommen entspricht dieser Begriffsbestimmung von Dämonen die von Menander herrührende Bezeichnung derselben, als eines μυσταγωγὸς τοῦ βίου [48]), welcher jedem Menschen beigegeben sei. Dieser Ansicht traten die meisten der spätern Philosophen bei. Die Menschen zu veredeln, war der Dämonen Aufgabe und Zweck, und so konnten auch, wie schon Platon andeutet, furchtbar züchtigende, δαίμων ἀλάστωρ, durch Blut und Tod rächende Genien, δαίμονες προστρόπαιοι, παλαμναῖοι, nicht fehlen. Unter den guten nennt Pollux [49]) lösende, λύσιοι, abwehrende, ἀποτρόπαιοι, die Übel abwendende, ἀλεξίκακοι. Unverkennbar wandelte sich unter den Seleuciden und Ptolemäern durch den Verkehr der Juden mit dem Orient und den Griechen der Begriff von δαίμων und δαιμόνιον in den eines bösen, plagenden Geistes, und bildete eine eigene Geisterlehre, die aus pythagorischen, orphischen und platonischen Sätzen bestand.

Bevor wir das ganz ausgebildete römische Genienwesen beleuchten, wird, was wir von einzelnen guten und bösen Dämonen der Griechen wissen, hier am rechten Orte stehen. Sokrates Genius leuchtet vor allen andern und repräsentirt den Genius in seinem ganzen Umfange, nämlich die personificirte Individualität, den Geist jedes Einzelnen, sofern er objectiv über ihm steht, und subjectiv wieder er selbst ist, mit Beziehung auf die eigenthümliche Mischung des Angenehmen und Unangenehmen, die den Inhalt jedes Menschenlebens ausmacht, das Lebensschicksal und die Lebensansicht.

Mag man die Kraft seines gebildeten Geistes, die Reinheit seiner edeln Gesinnung, den Inhalt seiner vortrefflichen Belehrungen, den Umfang seines nützlichen Wirkens, oder das Ende seines göttlich geführten Lebens betrachten, so giebt uns Alles das sicherste Unterpfand, daß er sich unter dem besondern Einfluß eines höhern Wesens fühlte, wenn wir auch die Art seines Einflusses nicht erklären können. In den Unterredungen mit seinen Schülern sprach er oft von einem Genius, welcher ihn von Jugend an begleite, dessen Eingaben ihn zwar nie etwas zu unternehmen antrieben, wol aber ihn oft abhielten, wenn er etwas unternehmen wolle. — Er wird als Gotteslengner angeklagt, und vertheidigt seinen Glauben an Dämonen, und, wenn er an diese glaube, auch an Götter. Er schreibt nur allein dem leitenden Genius zu, daß er als Lehrer unter seinen Landsleuten stehe. Nicht gewöhnliche Beweggründe, sondern eine göttliche, übermenschliche Stimme rufe ihn zu seinen Handlungen. Er behauptet, durch Göttersprüche, Träume und alle Weisen, wodurch Götter ihren Willen zu erkennen geben, in seinen Wirkungskreis gerufen zu seyn. Aus dem Stillschweigen der innern Stimme schließt er, daß seine Reden und Handlungen dem Willen der Gottheit entsprechen. Wie Platon sich über des Sokrates Genius in den bekannten Stellen seiner Schriften erklärt, so auch Xenophon und Plutarch. Der spätere Apulejus de Genio Socratis zählt den sokratischen Genius wirklich zu den Genien, weil er immer von einer Stimme, σημεῖον, rede. Wir wollten nur, was uns hierher zu gehören schien, berühren, und verweisen auf Sokrates und die diesen Gegenstand behandelnden Schriften, namentlich auf Meiners [50]). — Sokrates glaubte an die Offenbarung des göttlichen Wesens durch allerlei Erscheinungen der sinnlichen Erfahrung. Ihm selbst that sie sich durch ein ihn stets begleitendes δαιμόνιον kund, welches ihn warne und von diesem und jenem abrathe. — Vergeblich ist es, wie überall, so auch hier, die Überzeugung eines das Göttliche unmittelbar vernehmenden Selbstbewußtseins auf einen Erfahrungsbegriff zurückführen zu wollen. Muß nicht jeder höhere Geist das unmittelbare Ergreifen der Wahrheit von einer Wirkung der Gottheit ableiten? Vernünftele, oder besser, deutele an dieser Vorstellung, wer da will, nur taste er nicht mit seinem beschränkten Verstande das an, was das reinste Urbewußtseyn der das Ideale und Übersinnliche vernehmenden und schauenden Vernunft als gewiß durch sich selbst vernimt.

42) Diogen. Laert. VIII, 32. Ganz ähnlich den Sonambülen unserer Zeit, welche den ihrer Leitung anvertraueten Kranken die wirksamsten Heilmittel verordnen sollen. 43) Plutarch. de exil. p. 607. C. — Stobaei Serm. 38. p. 230. ed. Gesner. 3te Aufl. — Sturz Empedocl. p. 448 sqq. 44) Diogen. Laert. IX, 7. — Aristoteles de part. anim. 1, 5. 45) Polit. p. 277. ed. Becker. 46) Epinom. c. 8. p. 984 sqq. p. 510 sqq. Ast. 47) Cap. 28. p. 202. der Schleiermacherschen Übersetzung, welche Creuzer S. u. M. Thl. III, S. 66 anführt. 48) Ammian. Marcell. XXI, 14. wo die Interpret. in der Wagner-Erfurdt. Ausgabe Tom. II, p. 421. nachzulesen. 49) Onomastic. V, 26. 131.

50) Vermischte philos. Schriften. Thl. 3. S. 5—49.

Wie die Griechen die Ansicht von den guten Dämonen läuterten, und einen reinern Begriff, eine geistigere Thätigkeit von ihnen lehrten, als die Ägypter und andere Völker, so duldeten sie auch nicht jene geisterhaften Wesen in ihrem Glauben, wie sie das Morgenland hegte. Nur dem Volksglauben war noch eine Scheu vor bösen, unsichtbaren Mächten beigemischt, wie sie sich in der Natur des rohen, unverdorbenen Gemüths vorfindet. Man fürchtete in Griechenland ebenfalls auch in der Mittags- und Mitternachtsstunde erscheinende Götter und Gespenster, gern mieden, wenn sie konnten, die Hirten in Pallene den Ort, wo die Poltergeister der Giganten auflebten [51]). Auch den Griechen war, wie den Juden Lilith, Empusa [52]) als böser Geist furchtbar [53]). Mit Blut war sie überall gefärbt, ihr Gesicht glänzte wie Feuer [54]). Einige geben ihr nur einen Fuß, daher ihr Name; Andere zwei, nämlich neben einem menschlichen einen eisernen oder Eselsfuß [55]). Unter den verschiedensten Gestalten erscheint sie als Rind, als Esel, als schöne Dame, als Natter, als Brummfliege, überhaupt als Scheusal [56]). Daher bei Erasmus das Sprichwort: Embusa mutabilior. Die Reisenden pflegte sie vorzüglich zu necken, diese sie aber durch Schimpfen und Schreien zu verjagen [57]). — Von Böttiger wird Empusa als eine Carricatur auf die Furien in der alten Komödie angesehen, zu welcher der springende, mit einem Satz die Beute erhaschende Gang der Furien — daher ἔμπουσα, die Einfüßige, der andere ein Eselsfuß, ὀνοσκελίς, erinnernd an des Teufels Pferdefuß — Veranlassung gegeben [58]). Es verräth die so verschiedene Verwandlung optische Täuschung, und des Angesichtes Feuerglanz, wie die Gewohnheit der Reisenden, welche sie durch Schreien und Schimpfen, durch Aushauchen des Odems verjagen, deuten auf ein Irrlicht, welches Reisende immer auch in sumpfigen Gegenden als irreführenden Geist fürchten, und durch Fluchen und Verwünschen von sich entfernen.

Verwandt dem Geschlechte und der Natur der Empusa waren die Lamiae [59]), die sich in allerlei Gestalten zeigenden, Jünglinge an sich lockenden und an ihrem Blute sich labenden — Vampyrs — mit Blut roth gefärbten weiblichen Scheusale, gleich den häßlichen Gorgonenmasken mit weit aus dem Munde gestreckten Zungen, μορμολύκεια, und die Striges, welche Kindern in der Wiege das Blut aussaugen [60]). Nach Philostrat [61]) sind es Feen, welche junge Leute verführen, und durch Schmähen und Schelten entfernt werden. Unter ihnen ist Sybaris merkwürdig durch ihre Furcht erregende Größe und ihre Grausamkeit. Sie hausete bei Krissa am Fuße des Parnaß, und mancher schöne Jüngling fiel ihr als Opfer bis Eurybates, des Euphemus (des guten Wunsches) Sohn, sie vom Felsen herabstürzte. Aus dem Steine an welchem ihr Kopf zerschmettert wurde, sprang ein Quell, der Sybaris, wie nachher die Stadt der Locrier in Italien, genannt wurde [62]). Gesetzgeber und Statenordner, wie Charondas zu Rhegium, und Zaleukus unter den Locriern, gründeten auf diesen Volksglauben das Gebot des Gehorsams der Unterthanen gegen ihre Gesetze. Die Übertreter derselben ereile, sagten sie, die Strafe der den Altar im Prytaneum bewachenden Dämonen, ἐπιοῦχοι.

Wir übergehen Hypnos, Oneiros und Thanatos welche Mehre noch zu den Genien der Griechen zählen aber zweckmäßiger in besondern Artikeln behandelt werden, um das römische, vollkommener ausgebildete Genienwesen kennen zu lernen.

Durch Fortpflanzung samothrazischer Lehre und Cultus nach Etrurien, welches mit dem Orient geistig verkehrte, kam auch das vollkommenere System von Wesen die in herabsteigender Ordnung die höheren Götter mit den niederen, und die Götter mit den Menschen verbanden nach Alt-Italien. Jeder Gott, jeder Mensch, jedes Haus, jede Stadt hatte ihren Genius. Nigidius [63]) theilt die Genien in vier Klassen: Genien des Tina (Juppiter), des Neptunus, der unterirdischen Götter und der Menschen. Sie bilden sämtlich eine große Pyramide, deren Fuß auf allen vier Weltgegenden ruht, und auf deren Höhe Tina thront, als Weltregent. Jeder individuellen Personalität, dem Charakter und Sinne jedes Menschenlebens steht als Regirer ein Genienpaar vor von denen der eine sorgsam und freundlich über die ihm anvertrauete Sele waltet, der andere finster und drohend ihren Ausflug hemmt. In diesen Ansichten liegt der Grund der römischen Genienlehre geborgen. Der römische Genius [64]) führt den Menschen ins Leben, leitet ihn wohlwollend und sanft durch dasselbe, und genießt, als treuer Gefährte, was dem seiner Pflege Anvertraueten zu Theil wird. Er hängt ganz an und von dem Menschen ab. Sein Loos ist Sterblichkeit, memor brevis aevi [65]) und, wie er sich dessen erinnert, mahnt er auch seinen Liebling daran [66]). Doch scheint dies nicht allgemein angenommen zu seyn [67]). Dem Frohsinne und der Freude sein Herz nicht verschließen, heißt: dem Genius huldigen

51) Philostrat. Her. 1, 4. Voß zu Virgil Georg. IV, 401. 4ter Thl. S. 869. 52) Man dachte sich unter ihr Hekate. Kanne in den ersten Urkunden Bd. 1. S. 138 leitet es aus dem koptischen, wo embon, umbon, ira furere bedeutet, und der Grieche durch ουσα den Namen weiblich machte. 53) Schol. Aristoph. Ran. 295. 54) Aristoph. Ecclesiaz. 1049. 55) Aristoph. Ran. 295. 56) Ibid. 290. 57) Philostrat. Vit. Apoll. II, 4. 58) Die Furienmaske, S. 61. 59) Von λᾶμος, λάμος, deren Wurzel λάω, aushöhlen, ausgraben; daher die in Höhlen Wohnenden. Schwenck etymol.-mythol. Andeutungen. S. 174 u. 357. 60) Ovid. Fast. VI, 139, und daselbst Gierig. 61) Philostrat. Vit. Apoll. IV, 25.

62) Antonin. Lib. 8. 63) Rerum divinar. lib. XVI apud Arnobium adv. gent. III, 40. p. 132. ed. Orell. und Appendix ad Arnob. p. 44 seqq. 64) Wir bemerken neben der weiter unten genannten Monographie Manso's folgende Schriften Wunna de Geniu, zuerst Jenae 1663, später in Syntagmat. II Dissertatt. philolog. 1700. — Caspar Barth ad Rutil. v. 328 Gyrald in Syntagm. 15. und Passeri de Deo domestico. — Censorinus de die natali. c. 3. Genius est Deus, cuius in tutela, ut quisque natus est, vivit. Hic, sive quod, ut genamur, curat, sive, quod una genitur nobiscum, sive etiam quod nos genitos suscipit ac tuetur: certe a genendo Genius appellatur. 65) Epp II, 1, 144. 66) Ibid. II 2, 188. 67) Virgil. Aen. V, 95. Famulus parentis (Anchisae) ist der Genius zu verstehen. Vid. Passeri de Deo dom. P. III. — Burmann ad Valer. Flacc. IV, 520., wo unter *famuli* und *famulae deorum* dii seu deae minores vel aliae naturae, quarum ministerio utuntur, verstanden werden.

indulgere Genio [68]), sich die darbietenden Freuden versagen, heißt ihn täuschen, ihm seine Rechte verkümmern, defraudare Genium [69]). Diese Ansicht des menschlichen Lebens, seine Licht- und Schattenseite, sowie die Stimmung des menschlichen Gemüths, bald heiter, bald trübe, gab der Phantasie einen doppelten, ebenso veränderlichen, einen holden und abholden, einen weißen und schwarzen Genius, Genius mutabilis, albus et ater [70]). Nur in dieser Rücksicht glaubte der Römer an einen schwarzen Genius, wenn auch die Religion der Alten an feste Begriffe nicht band, und ihre Meinungen willkürlich hin und her schwankten. Genius bona vult, ist Hauptansicht [71]). Dies leitet natürlich auf das Verhältniß, in welchem der Mensch zum Genius stand. Er übt keine Zwangherrschaft über den Menschen, sondern trit freundlich ihm nahe und merkt ihm ab, ob er seinen sanften Warnungen Gehör leiht. Denn nur Gutes, nur das Beste will er für den Menschen und durch ihn wirken. Versagt man ihm den Gehorsam, so wird er zornig, und er muß versöhnt werden; er wirft seine liebliche Gestalt ab, und trit in furchtbarer, ater, zu ihm. Die Beweise für diese Behauptung giebt Horatius [72]):

> Woher das kemt, — warum von zweien Brüdern
> der eine seinen lieben Müßiggang,
> sein unter allerlei alltäglichen
> Vergnügungen sanft hingetändelt Leben
> nicht um HerodesPalmenthäler tauschte;
> der andere reich, doch niemals satt und froh,
> vom Morgen in die Nacht sich härmt und plagt,
> um wohlfeil angekaufte dürre Lehden
> mit Feu'r und Eisen zu bezwingen, und
> in reiche Korngefilde umzuschaffen:
> das mag der Genius von beiden wissen,
> der Gott der menschlichen Natur, der mit uns
> geboren wird und stirbt, veränderlich
> von Angesicht und Laune, weiß und schwarz.

und Appian [73]). Ein ägyptischer Geisterseher antwortet dort Antonius: „Dein Genius ist edel und hohen Sinnes; allein vor dem Genius deines Schwagers Octavius besteht er nicht, sondern wird klein und muthlos.“ — Hieraus erklärt sich auch der Ursprung der Idee. Nicht Wieland [74]), welcher sie als Folge der Vorstellungsart von dem allgemeinen sich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geiste ansieht, und in ihr das findet, was jedem Dinge Bestandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Sele giebt, was einen jeden zum individuellen Menschen macht, seine Persönlichkeit, hat richtig gefolgert, sondern vielmehr Manso [75]), welcher sich so erklärt: den mit sich und den Wirkungen seiner Sele bekanten Menschen befremden immer mehre Abweichungen und Erscheinungen: Woher die Verschiedenheit der Temperamente und Neigungen bei aller Gleichheit der Organisation? Woher in dem Einen die Trägheit und Unempfindlichkeit, die hervorstechende Anlage und Thätigkeit in dem Andern? Woher hier die unüberwindliche Apathie, dort die sanfte Hinneigung der Herzen? Woher in dem Einen die Unempfänglichkeit für die Freuden des Lebens, und in dem Andern der verderbliche, gefahrvolle Hang dazu? Man konnte sich das Alles nicht erklären, und schuf — einen Genius. Alles, was der Mensch ist und wird, ist und wird er durch Gott. In diesem Glauben riefen die Dichter ihren Gott an beim Beginn ihrer Werke. Nicht er schafft das Werk, aber er befeuert, begeistert dazu. Nicht die Sele, das belebende, thätige Prinzip ist er, sondern die Kraft personificirt, durch welche die Fähigkeiten und Anlagen der Sele sich entwickelten, ihre Empfindungen sich läuterten, ihr ganzes Wesen sich ausbildete.

Wie man den Genius bildete in Etrurien und Rom, zeigen noch vorhandene Denkmäler jener Zeiten. Die sinnvollen Etrusker, im Geiste ihrer Religion bedeutsam bildend, und mehr dem Glauben der Altväter, als den Foderungen der Sinne huldigend, stellten auf einer alabasternen Urne, gefunden unter den Trümmern altetruskischer Städte [76]), den bösen Genius von fürchterlichem Ansehen, mit einem Hammer bewaffnet, vor, wie er einer auf einem Pferde sitzenden verschleierten weiblichen Figur vorangeht und sie durchs Leben geleitet. Eine schöne jugendliche Figur, die ihr folgt, will sie schützen. Es ist der gute Genius. — Aus den Grotten bei Corneto (dem alten Tarquinii), liefert Creuzer [77]) ein Gemälde, auf welchem eine verschleierte weibliche Figur auf einem Wagen von einem weißen und schwarzen Genius gezogen wird, dem zwei schwarze geflügelte und mit Hämmern versehene Genien folgen. Einer derselben bleibt am Eingange in ein Thor stehen, und unterhält sich mit dem guten Genius. Freundlicher ist sein Bild in Griechenland und Rom. In der lieblichen Gestalt des Knaben und Jünglings in einem sternschimmernden und mit Blumen besäumten Gewande, fast nackt und geflügelt, bisweilen auch symbolisch in der Gestalt einer sich um den Hausaltar windenden Schlange. Noch sind uns treffliche Geniengestalten übrig. Der älteste sogenante Barberinische von Bronce, vielleicht aus dem Zeitalter des Rhöcus und Theodor, hat zwar breite Schultern, eine platt geformte und stark hervortretende Brust, Gesichtszüge, die nicht ganz lieblich und roh alterthümlich sind; aber die Schenkel zeugen von des Künstlers Geschicklichkeit und dessen Streben nach Wohlgestalt [78]). Als Knabe von 12 Jahren ist auf der Seitengalerie des Vatican-Palastes ein Genius, halber Leib ohne Arme, aber unvergleichlich schön. Ein im Stehen schlafender befindet sich im Vati-

68) Horat. Epp. I, 1, 144. 69) Terent. Phorm. I, 1, 10. Belligerare cum Geniis suis. Plaut. Trucul. I, 2, 81. 70) Horat. Epp. II, 2, 189. ater. Pers. Sat. IV, 27. 71) Servius ad Aen. IX, 184. Primo dixerunt (Philosophi), mentes humanas moveri sua sponte; deprehenderunt tamen, ad omnia honesta impelli nos Genio, et numine quodam familiari, quod nobis nascentibus datur; prava vero nostra mente nos cupere et desiderare. Nec enim potest fieri, ut prava numinum voluntate cupiamus, quibus nil malum constat placere. 72) Epp. II, 2, 283—289. 73) In bell. Parth. 74) Anmerk. zu Horaz Briefen. 2r Thl. S. 181. 2te Aufl. 75) Manso, über den Genius der Alten und seine Verbindung mit den Menschen. In den Versuchen über einige Gegenstände. S. 464—490.

76) Micali Italia avanti il dominio dei Romani. Con. 61. tav. Firenz. 1810. Nr. 10. 77) Abbildungen Taf. LIX. Inghiramis Osservazioni sopra i monumenti antichi uniti etc. p. 133—140. 78) Meyer, Geschichte der bild. Künste. Thl. 1. S. 33. Thl. 2. S. 32.

can-Palaste im Zimmer der Musen, und ein anderer Geniuskopf in der Villa Pamfili zu Rom, Antinous genannt. Ganz vorzüglich aber ist der geflügelte Genius in der Villa Borghese, jetzt in Paris, von welchem Winckelmann [79]) schreibt: „Hier wünschte ich eine Schönheit beschreiben zu können, dergleichen schwerlich aus menschlichem Geblüte erzeugt worden; es ist ein geflügelter Genius in der Villa Borghese, in der Größe eines wohlgemachten Jünglings. Wenn die Einbildung mit dem einzelnen Schönen in der Natur angefüllet und mit Betrachtung der von Gott ausfließenden und zu Gott führenden Schönheit beschäftigt sich im Schlafe die Erscheinung eines Engels bildete, dessen Angesicht von göttlichem Lichte erleuchtet wäre, mit einer Bildung, die ein Ausfluß der Quelle der höchsten Übereinstimmung schien; in solcher Gestalt stelle sich der Leser dieses schöne Bild vor. Man könnte sagen, die Natur habe diese Schönheit mit Genehmhaltung Gottes nach der Schönheit der Engel gebildet." Doch wollen die Herausgeber das Bild nicht für einen Genius, sondern für eine Copie des berühmten thespischen Amors von Praxiteles [80]) halten, denen Hirt [81]) beistimmt, und eine Copie desselben in der königl. preuß. Samlung, besonders den Bauch und die Hüften noch schöner, als an jenem, findet. Sein Bild siehe bei Hirt [82]).

Wie und wann ehrte man den Genius? Tempel und Altäre foderte er nicht, nur Beweise inniger Zuneigung. In seinem Haare eine Blume, um seine Schläfe Platanenzweige, eine Weihrauchschale, ein Becher mit Wein sind ihm lieb.

> Der Genius sei selbst zugegen und seiner Verehrung Zeuge!
> Mit Blumen sei sein heiliges Haar umkränzt;
> Von köstlichem Balsam träufeln seine Schläfe;
> Er sei von Kuchen gesättigt und von Wein berauscht [83])!

Hatte man dem Genius geopfert, so bewirthete man sich gastlich unter einander, und auch diese Bewirthung war Fortsetzung der Verehrung einer Gottheit, welche dem Leben Frohsinn und Heiterkeit leihet. Reiner Wein und ein zweijähriges Schwein waren die Gerichte [84]). Ein oder zwei Mal jährlich, vorzüglich am Geburtstage, nahm er mit Freuden den Zoll der Verehrung [85]); und am Erntefeste, welches Horatius [86]) so trefflich darstellt und Wieland nachahmt:

> Wenn unsre alten, biederherzigen,
> mit Wenigem vergnügten Ackerleute,
> nachdem sie ihres Schweißes Frucht: in die Scheunen
> gebracht, am Erntefest mit ihren Kindern
> und treuem Weibe, den Gehilfen ihrer Arbeit,
> an Leib und Sele (denn auch diese trug
> in Hoffnung dieses Tages, ihren Antheil
> der Last des langen Jahres) sich gütlich thun
> und pflegen, und zur künft'gen Arbeit wieder
> erfrischen wollten — machten sie vorerst
> mit Opf'rung eines Mutterschweins die Erde,
> mit Milch den Waldgott, und mit Wein und Blumen
> den Genius des Lebens sich gewogen.

Wohl kanten die Alten die Zeit fröhlicher Lust und weiheten sie dem Genius. Virgil singt [87]):

> Nackend gepflügt und nackend gesä't; im Winter gefeiert.
> Während der Kälte geneußt des Erworbenen gerne der Landmann
> Froh mit der Nachbarschaft umgebende Schmäuse besorgend.
> Festlich (genialis) ruft der Winter zur Lust, und zerstreuet die Sorgen.

Daher wurde auch der Monat December von Dichtern „dem Genius willkommen," acceptus geniis [88]), genant, weil die Larentalien, ein fröhliches Volksfest am 28sten desselben gefeiert wurden [89]).

Wir finden es nicht zweckmäßig, die Genien der Länder, Völker, Städte u. s. w. hier besonders anzuführen da wir bei den Lares und Penates ihnen einen schicklichern Platz anzuweisen gedenken. (Übrigens vergleiche man auch den Art. Pneumatologie.) (*D. Schincke.*)

DÄNEMARK, Daennemark, Dannamark, Danmark *) das kleinste der Nordischen Reiche, welches theils durch seine Lage, theils durch seine Nähe und Verbindung mit dem Germanischen Statenvereine, von jeher eine wichtige Rolle in der Nordischen Geschichte und Politik gespielt hat. Die

I. Geschichte Dänemarks ist, wie die des scandinavischen Nordens überhaupt, bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts n. Ch. in ein tiefes Dunkel gehüllt, das selbst die gründlichsten Forschungen bis jetzt nicht aufzuklären vermochten. Für die ältesten Zeiten auf die nordischen Sagensamlungen als Quellen **) beschränkt, ist die Literatur der dänischen Geschichte zwar reich an Versuchen, die Sagen der Heldengedichte zu historischen Wahrheit zu erheben, indeß erst für die Geschichte der mittleren und neueren Zeit bieten sich uns Quellen dar, welche diese gewähren ***).

---

79) Werke. Thl. 4. S. 81. Dresdn. Ausgabe. 80) Ebendaselbst. S. 297. 81) Archäol. Bilderbuch. S. 218. 82) Taf. XXX, Nr. 4. 83) Tibull. Eleg. II, 2, 5. und I, 7, 49. 84) Horat. Od. III, 17, 15. und dazu Jani. 85) Censorinus c. :. 86) Epp. II, 1. 139 sqq.

87) Georg. I. 299 sqq. 88) Ovid. Fast. III, 58. 89) Ovid. Fast. III, 57.

*) *Dania*, *Danonia* — durch Misverständniß der Schriftsteller des Mittelalters *Dacia* (Bert. Germ. II, 15.) — die Mark oder das Land der Dänen, deren Name — von der „großen Ebene" welche sie bewohnten (Chersonesus Cimbrica) oder von der Dina (j. Eider) zuerst im 6. Jahrhund. n. Chr. von Gregorius Turon. und zu Anfang des 7. Jahrh. von Venantius Fort. (X, 7, 50.) erwähnt wird. **) Unter diesen besonders die Edda, weche indeß vor dem 11. Jahrh. wol nicht aufgeschrieben ist (s. Edda). Von den übrigen nordischen Sagen sind eine Menge von den dänischen Gelehrten Wedel und Peter Sy[v] gesammelt, welche jetzt von Rabeck, Nyerup und Abrahamson herausgeg. werden. Vgl. Erasmus Müller über Ursprung und Verfall, der isländischen Historiographie ꝛc. Kopenh. 1813. ***) Als Quellen verdienen genannt zu werden: Sibbern Bibliotheca historiae Dano-Norwegicae. Hamb. et Lips. 1716 8. G. L. Baden: Dänisch-Norw. Bibliothek. Odensee 1815. 8. Engelstorf und Müller: histor. Kalender für 1815. 16. 1[7]. Raske: isländisches Lexikon, Vorrede dazu. Quistgaard index chronologicus sistens foedera pacis, defensionis etc a Regibus Daniae et Norv. et comitibus Holsatiae conclusa Göttingen 1792. 8. (geht von 1200—1719.) — Älteste Geschichtschreiber: Adamus Bremensis in seiner Historia ecclesiastica Bremensis und in seinem Tractat de situ Daniae. — Sveno Agonis oder Swen Agessen in einem kleinen Tractat, der im Langenbeck abgedruckt und Glauben verdient. — Saxo Grammaticus in seiner Historia Danorum Regum heroumque. Paris 1514 seq. — Ar[i] schedae seu libellus de Islandia ein treffliches kleines We[rk]

Nach einem, aus der Entwickelung und Ausbildung des dänischen Volks und aus den Schicksalen und Veränderungen des dänischen Statskörpers hervorgehenden innern Princip zerfällt die Geschichte Dänemarks in vier Perioden: 1) von den ältesten Zeiten bis auf Harald Blauzahn 972. oder bis zur Einführung des christlichen Glaubens. 2) Von da bis auf das Oldenburgsche Haus 1448. 3) Von da bis zur Einführung der Souveränetät und Erblichkeit der Krone 1660. 4) Von da bis auf die neueste Zeit. —

Aus der ältern Sagengeschichte heben wir nur die Auswanderung der Angelsachsen unter Hengist und Horsa 449 n. Ch. hervor, durch welche wahrscheinlich die Cimbrische Halbinsel sehr entvölkert ward; nur ein kleiner Theil trägt noch den Namen Angeln. — An unsere Geschichte knüpft sich an der Krieg des jütischen Königs Gottfried oder Goderik mit Karl d. Gr. (808—810). Gottfried unterstützte lange die Sachsen in ihrem Widerstande gegen Karl, errichtete den Dannewerk (Dänenwall) und drohte mit einem Überfall in Achen. Seine Söhne vertrieben einen andern jütischen König Harald, der sich am Hofe Ludwig des Frommen mit den Seinigen taufen ließ; Ludwig setzte ihn wieder ein, und schickte den h. Ansgar und Audibert, Äbte aus Corwey, zur Bekehrung der Heiden nach Dänemark; sie gründeten die ersten christlichen Kirchen zu Haddeby und Ripen. In Hamburg ward ein Erzbisthum errichtet (831). Indeß machte die

von Are Frode. — Snorro Sturleson †1241; sein Werk, nach dem Anfang Heims-Kringla, der Erdkreis, genannt, gehört zu den schätzenswerthesten, die vollständige Ausgabe ist von Schöning. Kopenhagen 1771—1813. 4 Vol. 4. — Quellensamlungen: Lindenbrogii script. rerum Germanicarum septentrionalium. Francof. ad M. 1609 und 1706. — a Westphalen monumenta inedita rerum Germanicarum; Lips. 1739—45. 4 Vol. f. — J. Langenbeck: scriptores rerum Danicarum medii aevi. Havniae 1772—92. 7 Vol. f. — Thorkelin: diplomatarium Arna-Magnaeanum. Havniae 1784. entstanden aus der Urkundensamlung des bekannten Isländers Arnas Magnäus. — Langenbeck Danske Magazin; 1752. 6 Vol. 4. — Suhm und andere: nye danske Magazin. — Zusammenstellungen: Albert Cranz regnorum Aquilonarium — — chronicon. Argentini 1546. — Arild Hvitfeld, Reichskanzler von Dännemark: Danmarkis Rigis Krönike; Kiebh. 1650 f. ein noch unentbehrliches Werk. — Joh. Isaac Pontanus rerum Danicarum historia et chorographica Daniae descriptio Amstel. 1631. 4. — Ejusd. historia rerum Danicarum sub Regibus Christiano I., Johanne, Christiano II., Friderico I., Christiano III. et Friderico II. — Joh. Meursius historiae Daniae libr. XIII. Amstel. geht bis auf Friedrich I. — L. Freih. v. Holberg dänische Reichshistorie; teutsch von Reichard. Altona 1743. — Desroches de Parthenay histoire de Dannemark. Amsterd. 1740. 7 Vol. — Mallet histoire de Dannemark. Génève 1763. 4 Vol. 8. (gut in Bezug auf Sitten). — J. H. Schlegel Geschichte der Könige von Dännemark aus dem Oldenburger Stamm 1771. — Gebhardi Geschichte von Dännemark und Norwegen; Halle 1770. 2 Vol. 4. ein mühsames Werk. — P. F. Suhm Historie af Danmark 1782—1812. 11 Vol. 4. ist das Hauptwerk. — Handbücher von Hoyer, Spittler, Hüllmann; auch ist nachzusehen: Hoffman portraits historiques des hommes illustres de Dannemark Koppenh. 1771—79. — Kirchengeschichte: Erici Pontopidani annal. eccles. Dan. 4 Vol. 4. Havn. 1741. — F. Munter danske Reformationshistorie. Kopenh. 1822. — Statistik: Pontoppidan den danske Atlas. 1763—81. 3 Vol. 4. — Nyerup Historiske-Statistiske Skilderie 1803—6. — Thaarup Statistik der dänischen Monarchie 1795. —

Bekehrung keine schnellen Fortschritte, denn die Abhängigkeit der Sachsen von dem erzbischöflichen Stuhle schreckte die Dänen vom Christenthume ab. Harald ward vertrieben, Hamburg verbrannt, und der Sitz des Erzbischofs nach Bremen verlegt 845. — Die Züge der Normannen, an welchen die Dänen unter ihren Seekönigen (Königlichen Prinzen, die anstatt Land und Leute, eine Flotte erhielten), vielfach Theil nahmen, werden andern Orts behandelt; hier ist nur zu bemerken, daß sie keineswegs immer als Seeräuberzüge zu betrachten sind, vielmehr als politische Maßregeln gegen Unzufriedenheit der jüngern Prinzen. Am bedeutendsten waren die Züge der Dänen nach England, wo sie mit wechselndem Glücke sich ansiedelten, und an die Züge nach Friesland erinnert noch heute der Name Dännemark, den eine Gegend auf der Insel Walchern trägt. Unter den Königen der damaligen Zeit ist Gorm der Alte zu nennen, der ein Feind des Christenthums, aber ein mächtiger Herr war; er vereinigte alle kleinen Königreiche und beunruhigte die Nachbarländer, bis er von Heinrich dem Vogler besiegt und, wie behauptet wird, seine Krone vom teutschen Kaiser als Lehn anzunehmen gezwungen ward. — Die innere Verfassung Dänemarks war der alten teutschen ziemlich ähnlich. Der König ward auf den Thingsversamlungen gewählt, doch hielt man sich an die Familie, und gab dem ältesten Sohne den Vorzug. Der Thing war zugleich Gericht, und bestand aus einer Versamlung der Jarle, der Priester und der Freien des Volkes unter dem Vorsitz des Königs. Thingstäten waren zu Leire (jetzt Lethraborg), Lund und Viborg, kenntlich durch einen Kreis großer Feldsteine. Die kleinen Nebenkönige waren Dynasten, deren Abhängigkeit von dem Oberkönig sich nach der Fähigkeit desselben richtete. Die Jarle waren große Kronbeamten, Statthalter, gleich den teutschen Grafen; ihr Amt ward leicht erblich und bildete den Anfang zum Lehnwesen. Die Abgaben bestanden hauptsächlich in Naturalien und, wie es scheint, auch damals schon in einem Kopfgelde, der ältesten Steuer im Norden. — Der Sohn und Nachfolger Gorms des Alten, Harald Blauzahn, ward durch einen kölnischen Geistlichen zum Christenthume bekehrt, verließ den alten heiligen Königssitz Leire und zog nach Roeskilde, wo er eine Kirche baute, sowie in Aarhus; die in Haddeby und Ripen ließ er wieder herstellen. Mit den Ottonen gerieth er über die, von denselben in Anspruch genommene Lehnsherrlichkeit in blutige Kriege [2]). —

Nachdem Harald Norwegen erobert hatte, fiel er 989 in einer blutigen Schlacht gegen Palnatoke, einen beleidigten Großen, dessen Geschichte merkwürdig mit der des Wilhelm Tell übereinstimmt. Sein Nachfolger Sven Doppelbart, ein Verfolger des Christenthums, war gleichfalls glücklich in Norwegen und bezwang England gänzlich, welches er angegriffen

2) Über die angebliche Lehnspflicht Dännemarks, s. C. L. Scheidii demonstratio quod Dania Imperio Germanico nexu feudali nunquam fuerit subjecta, in script. Societ. Havn — D. a Reventlow: Diss. de nexu feudorum inter Imp Rom.

hatte, um die Ermordung der dort ansässig gewesenen Dänen zu rächen. Er starb 1014 und hinterließ seine Kronen seinen Söhnen **Kanut** und **Harald**, welcher letzterer aber schon im folgenden Jahre starb. **Kanut der Große** befestigte seine Herrschaft in allen drei Reichen, indem er in England die sächsische Königsfamilie zerstreute. Er vermählte seine Tochter Kaiser **Heinrich** III. und that einen Pilgrimszug nach Rom. Verdient machte er sich durch seine Sorge um Gesetzgebung und um Kirche; er stiftete die Bisthümer zu Odensee und Röskilde, und errichtete eine Adelsgarde, **Thinglieth**, für welche er Kriegsartikel, **Witterlag** genannt, gab, die uns in einer lateinischen Übersetzung als Leges castrenses erhalten sind (s. **Langenbek** script. tom. 3.). Über die darin festgesetzten Strafen sollte ein eignes Hofgericht der Huskarle (Hausleute) erkennen. Dadurch bildete sich nach und nach ein privilegirter Gerichtsstand, der die Formirung des Lehnswesens begünstigte. Kanut starb 1035. In England folgte ihm **Harald**, in Dännemark **Harde Knut**, in Norwegen **Sven**. Sven ward vertrieben und Harde Knut ging mit dem Norwegischen Könige **Magnus** dem Guten einen Erbvergleich ein, durch welchen Magnus nach Harde Knuts Tode 1042, Dännemark mit Norwegen vereinte. Die engländische Krone ward nach seinem Tode von den Großen des Reichs **Eduard** dem Bekenner übertragen, und war seitdem für Dännemark verloren. **Magnus** hatte während seiner ganzen Regirung mit Empörern zu kämpfen, und starb 1047. Ihm folgte **Sven Estritson**, Schwestersohn Kanut des Großen. Seine Absichten auf Norwegen verwickelten ihn in blutige Kriege, durch welche er aber seinen Zweck nicht erreichte. Anfangs mit der Geistlichkeit zerfallen, wußte er sich dieselbe nachher zu befreunden und den Ruf eines wissenschaftlichen Mannes zu erwerben. Sein Zug zu Gunsten **Heinrich** IV. blieb erfolglos; er starb 1076 zu Apenrade. Sein Sohn **Harald**, der manches für die Milderung der Sitten und Urbarmachung des Landes that, starb 1080. Sein Bruder **Knut der Heilige** beabsichtigte einen Zug gegen **Wilhelm** den Eroberer, und hatte bereits eine große Flotte im Limfiord versammelt, welche er aber durch einen Einbruch der Wenden zu verlassen gezwungen ward. Da sie vor seiner Rückkehr auseinander gegangen war, legte er dem ganzen Volke ein Bußgeld auf, welches eine Empörung herbeiführte, in welcher er nach mannigfachen Irrsalen in der Kirche zu Odensee 1086 ermordet ward. Die Krone ging auf seinen nächsten Brüder **Oluf Hunger** über, der sich in Flandern in Gefangenschaft befand, aus welcher er nunmehr gegen ein schweres Lösegeld befreit werden mußte. Seine Regirung ist durch nichts ausgezeichnet als durch eine furchtbare Hungersnoth, über welche im Gram er sein Leben 1095 endete. Ihm folgte sein Bruder **Erich Eingod**, ein tapferer und gebildeter und überall fähiger Regent. Er war glücklich gegen das neu entstandene Wendische Reich an den Ostseeküsten, machte eine Reise nach Rom und errichtete zu Piacenza ein Hospital, zu Lucca eine Herberge für seine Landsleute, und erhielt vom Papste die Erhebung Lunds zum Erzbisthum. Endlich führte er ein Heer von Kreuzfahrern durch Rußland und Griechenland, wo er den **Alexander Comnenus** begrüßte, nach Palästina und starb auf Cypern 1103. Da Eriks Sohn Harald sich verhaßt gemacht hatte, so ward sein Bruder **Nils** zum König erwählt. Mit den Wenden schloß er durch Vermittelung von Knut Lawar einen vortheilhaften Vergleich, welcher dem Reiche lange Ruhe verschaffte. **Knut Lawar**, ein Sohn des vorigen Königs, hatte sich bei den Wenden so beliebt gemacht, daß er zum Nachfolger ihres dermaligen Königs ernannt ward, auch wirklich zum Wendischen Throne gelangte und als Wendischer König dem Kaiser huldigte; zugleich blieb er indeß als Herzog von Jütland dänischer Vasall. Nils und sein Sohn **Magnus**, der den Titel eines Königs von Südgothland angenommen hatte, beneideten Knuten seine Macht und das Ansehen welches er genoß. Sie beschlossen seinen Untergang und Magnus ermordete ihn bei den Freuden des Julfestes. Knut Lawar war ein gebildeter Fürst, er hatte viele Teutsche ins Land gezogen, teutsche Sitte und Tracht eingeführt, und zugleich die Liebe des Volkes zu erringen gewußt. Seine Ermordung empörte das Volk, und man wählte seinen Bruder **Erik** zum König, der von Kaiser **Lothar** II. unterstützt ward. Magnus wußte zwar den Lothar durch ein bedeutendes Bußgeld und durch das Versprechen, daß keiner die dänische Krone ohne kaiserliche Bewilligung tragen sollte, zu besänftigen, verlor aber in einer blutigen Schlacht sein Leben, und Nils ward, landflüchtig, 1134 erschlagen. **Erik Emund** konnte sich nicht eines ruhigen Besitzes der erkämpften Krone erfreuen, denn er lag fortwährend mit den Wenden in Fehde, die er zwar mehrmals kräftig schlug, ohne sie jedoch demüthigen zu können; er fiel endlich durch die Hand eines Mörders, dessen Vater er wegen freier Rede auf dem Thing am Leben gestraft hatte. Sein Schwestersohn **Erik Lam** folgte ihm 1137, zog sich aber schon 1147 in ein Kloster nach Odensee zurück. Drei Prinzen **Swen Grate**, ein Sohn Erik Emunds, **Knut** ein Sohn von Magnus, und **Waldemar** ein Sohn von Knut Lawar stritten um die Krone; Knut entfloh, da er sich nicht halten konnte, nach Teutschland, und **Friedrich Barbarossa** entbot die beiden andern zu sich nach Merseburg, wo er Swen zwang, die kaiserliche Lehnsherrlichkeit anzuerkennen, ihm dagegen Knut und Waldemar als Lehnsleute unterordnete. **Swen** erwarb sich große Verdienste um Bekämpfung der Wenden, in welcher ihn besonders die Rothschilder Brüder (Wetemann), eine religiöse politische Gesellschaft, unterstützten. Knut und Waldemar hatten sich indeß verständigt, überfielen Swen auf einem Rückzuge aus Schweden und schlugen ihn in die Flucht

---

et regn. Dan. Lips. 1735. 4. — G. A. Detharding de Dania Germaniae nunquam subjecta. Hamb. 1744. 4. — J. J. Mascovii obs. de Ottonis M. bello adversos Danos etc. v. ejus Comm. de rebus. Imp. R. — J. A. Matthiessen diss. de ficto quodam marchionatu Slesvicensi. . . . Helmst. 1766. 4. — J. H. F. Freih. von Krohne Dännemarks beständige Unabhängigkeit. . . . Hamb. 1777. 8. — L. v. Heß: Historischer und statistischer Beweis, daß Dännemark dem teutschen Reich lehnpflichtig gewesen sei. Frankf. 1777. — W. E. Christiani Dännemarks stets freie Königskrone. . . . Flensb. 1780. 8. —

Swen ließ auf einer zu Roeskilde veranstalteten Zusammenkunft beide überfallen, Knut ward ermordet, Waldemar entkam nach Jütland, kehrte mit einem Heere zurück, gegen welches Swen Krone und Leben verlor. Waldemar I. oder der Große trat 1157 die Regirung unter großen Schwierigkeiten an; zuerst wandte er sich mit Heinrich dem Löwen gegen die Wenden, erstürmte 1168 die Veste Arcona, ließ das alte Götzenbild, Svantewiet, vor den Augen der bestürzten Heiden verbrennen, zwang sie zur Taufe, unterwarf Rügen der dänischen Krone, und legte es zum Bisthume Roeskilde. (S. Pommerania von Thomas Kantzow († 1542) herausg. v. Kosegarten, Greifswalde 1816.) Bald darauf kam Waldemar auch in Besitz des südlichen Norwegens. Mit Friedrich Barbarossa befreundet, erkannte er dessen Lehnsherrlichkeit zwar an, doch ist es zweifelhaft, ob blos für die Wendischen Länder oder auch für Dännemark selbst. Waldemars treuester Freund, trefflichster Rath und muthigster Feldherr war Bischof Absalon von Roeskilde, er gründete das Kloster Sorö, baute Axelhuus und Axelstadt (das nachmalige Kopenhagen) und begleitete den König auf allen seinen Zügen; 1178 ward er Erzbischof von Lund. Waldemar begünstigte den Adel und die Geistlichkeit, that viel für die innere Ausbildung des Reiches, wie für die äußere Sicherheit, und starb, des Nachruhmes gewiß, zu Wordinborg 1182. Die Regirung seines Sohnes Knut VI. begann mit einer Empörung der Bauern gegen Adel und Geistlichkeit, in welcher die Bauern unterlagen. Kaiser Friedrich verlangte auf's Neue die Anerkennung der Lehnsherrlichkeit, und, da Knut diese verweigerte, schickte er seine Gemahlin, eine Schwester Knuts zurück; nicht besser erging es Knuts Mutter, die dem Landgrafen Ludwig von Thüringen verlobt war; und ebenso wollte Philipp August von Frankreich seine Gemahlin Ingeborg, Knuts jüngere Schwester, verstoßen, ward aber von Innocenz III. genöthigt, sie wieder aufzunehmen. Übrigens war Knut in seinen Unternehmungen glücklich; er zwang den Pommerschen Herzog Bugislaw, sein Lehnsmann zu werden, bekriegte mit Erfolg die Esthländer, eroberte ganz Holstein, wo er sich um 1200 huldigen ließ, ernannte seinen Schwestersohn Grafen Albert von Orlamünde zum Statthalter von Lauenburg und Transalbingien, und seinen Bruder Waldemar zum Herzog von Schleswig. Er starb 1202. — Unter ihm schrieben Saxo Grammaticus und Sveno Agonis, auch die Knutlinga Saga endigt mit ihm. — Waldemar II., der Sieger, gründete ein Baltisches Reich, welches Dännemark, Gothland, die Herzogthümer Meklenburg, Pommern, Danzig und Esthland umfaßte. Seine Kriegsmacht bestand nach einer alten Urkunde in 160,000 Mann, seine Flotte zählte 1200 Schiffe, täglich wurden ihm 60 Last Korn und 70 Schiffspfund Butter geliefert. Sein Reich stürzte endlich zusammen, da ein kleiner Vasall Graf Heinrich von Schwerin, ihn und seinen Sohn auf einer Jagd gefangen nahm. Der Kaiser freute sich der Gelegenheit, die teutschen Lande zurück zu erhalten, und nur der Papst nahm sich des Gefangenen an. Der Reichsverweser Graf Albert von Orlamünde verlor eine Schlacht gegen die Verbündeten, und gerieth ebenfalls in Gefangenschaft. Endlich 1225 kam es zu einem Vergleich, nach welchem Waldemar ein Lösegeld von 45,000 Mark Silber zahlen, die Reichskleinodien abgeben, und alle von ihm, seinem Vater und seinem Bruder erworbenen Länder abtreten sollte. Umsonst versuchte Waldemar, durch den Papst von seinem Eide entbunden, sein Reich wieder herzustellen, er ward bei Bornhöft gänzlich geschlagen, und gab, nachdem bald darauf sein hoffnungsvoller Sohn Waldemar gestorben war, seine Kriegspläne gänzlich auf, verglich sich mit den teutschen Rittern über die Grenzen der östlichen Provinzen, stiftete das Bisthum Reval und Kurland und schloß, nachdem er seinen Sohn Erik zum Thronerben, Knut für die schwedischen Provinzen, und Abel für Schleswig eingesetzt hatte, sein thatenreiches Leben 1241. — Die Regirung der letzten Könige hatte auf die innere Ausbildung mannigfach gewirkt, Lehnsadel und Geistlichkeit hatten ihren Einfluß erweitert, an die Stelle der alten Thingversamlungen, auf welchen jeder freie Mann erschien, traten die Herredage, Provinzialversamlungen für die hohe Geistlichkeit, die Prinzen, Jarle und Herre (Herremon); für die Gesetzgebung war viel geschehen, Schleswig hatte durch Sven Grate sein Stadtrecht, Schonen und Seeland durch Waldemar I. ein Land- und Kirchenrecht erhalten, Waldemar II. gab das Jütske Low, welches bis heute im Schleswigschen Giltigkeit hat. Die Einnahmen der Krone waren durch mehre Steuern bedeutend vermehrt. — Erik Plogpenning gerieth mit seinen Brüdern über die Lehnfolge in Streit und machte sich durch Auflagen, welche ihm seinen Beinamen gaben, bei dem Volke verhaßt, in seinen Kriegsunternehmungen war er unglücklich, und ward auf Anstiften seines Bruders Abel 1250 ermordet. Abel ward noch in demselben Jahr zu Roeskilde gekrönt, wobei zuerst Deputirte der verschiedenen Stände gegenwärtig waren; er verlor aber auf einem Zuge gegen die Friesen 1252 sein Leben. Nachfolger ward sein Bruder Christoph, dessen Regirung durch eine Empörung der hohen Geistlichkeit, durch fortwährende Fehden mit dem Erzbischof von Lund, welcher auf einer Synode zu Weile eine Constitution zur Sicherung der Hierarchie veranlaßte, und endlich durch ein päpstliches Interdikt beunruhigt war; Christoph starb, wahrscheinlich an Gift, 1258. — Durch die Thätigkeit Margarethens, der Witwe Christophs, gelangte ihr unmündiger Sohn Erik Glipping zur Krone. Auch dieser hatte mit der Geistlichkeit zu kämpfen, brachte zwar ein großes Heer gegen sie auf, gerieth aber in einer Schlacht bei Schleswig mit seiner Mutter in Gefangenschaft; das Land ward vom Papste mit dem Banne belegt, der König zu einem bedeutenden Bußgelde und Entsagung auf das Bestätigungsrecht der Bischöfe gezwungen. Durch die Handveste, welche er den Großen hatte ausstellen müssen, war ohnehin die königliche Macht geschwächt. Er ward 1286 ermordet. Unter seinem Sohne Erik Menve dauerte dieser traurige Zustand des Landes fort; er starb 1319. — Sein Bruder Christoph mußte eine harte Capitulation unterzeichnen, und da er sie nicht halten konnte, das Land

verlassen, der Reichstag setzte ihn ab, ernannte den unmündigen Herzog Waldemar 1326 zum König und Graf Gerhard den Großen von Holstein zum Reichsverweser und Herzog von Schleswig. Gerhards Regirung gefiel indeß nicht, Christoph ward zurückgerufen, und Waldemar legte seine Krone nieder. Jedoch bald gerieth Christoph mit dem Grafen Gerhard auf's Neue in Fehde und ward in einer blutigen Schlacht auf der Lohhaide so geschlagen, daß er in eine Theilung des Reichs zwischen sich, dem Herzog Waldemar, und den Grafen Johann und Gerhard von Holstein, willigen mußte. Er starb 1331, nachdem die Provinzen Schonen und Halland, in welchen Graf Johann von Holstein sich verhaßt gemacht hatte, durch einen Aufstand der Bauern an die schwedische Krone gebracht und von Dännemark auf immer getrennt worden waren. Neun Jahre lang blieb Dännemark jetzt ohne König, bis Graf Gerhard in Jütland erschlagen ward, und die allgemeine Sehnsucht nach Ruhe den jüngern Sohn Christophs, Waldemar IV., Atterdag 1340 auf den Thron rief; seiner Thätigkeit gelang es, die verpfändeten Länder und festen Plätze wieder zu erobern oder einzulösen, was ihn zur Strenge bei Eintreibung der Steuern nöthigte. Um Ruhe zu gewinnen, bestätigte er die Abtretung der Übersundischen Provinzen, verkaufte Esthland, welches er doch mit der Zeit verloren glaubte, an den teutschen Orden, machte eine unglaublich schnelle Reise nach Jerusalem, stand darauf dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg gegen den falschen Waldemar und Karl IV. bei, und ward zum Schiedsrichter unter den streitenden Parteien erwählt. Seine Thätigkeit und Strenge hatten ihm manche Feinde gemacht, die, unterstützt von den Holsteinschen Grafen, in Jütland ein Heer von Rebellen zusammenbrachten, welches er aber glücklich nach einer entscheidenden Schlacht bei Glamborg vernichtete. Er machte mehre Züge nach Schweden, eroberte Wisby, und nahm seitdem den Titel eines Königs der Gothen an. Er machte eine Reise nach Polen, Teutschland und Avignon, und starb 1375, nachdem eine kurz vor seinem Ende ausgebrochene Revolution ihn genöthigt hatte, das Reich zu verlassen und die Rückkehr sich dadurch zu bahnen, daß er den Hanseaten den Besitz von Schonen auf 15 Jahre überließ und ihre Rechte bestätigte. Waldemar war ein kluger und gebildeter Fürst. Er hatte das Schießpulver eingeführt, und eine Runenschrift erfunden, welche seinen Namen trägt. Mit ihm starb der Mannsstamm des Königshauses aus; er hinterließ nur zwei Töchter Ingeborg und Margarethe. Die erste, vermählt mit Herzog Heinrich von Meklenburg, hatte einen Sohn Albert und eine Tochter Maria, vermählt mit dem Herzog von Pommern zu Stolpe, dem sie einen Sohn, Erik, gebar. Die zweite, Margarethe, war mit König Hakon von Norwegen vermählt, von dem sie einen Sohn Olaf hatte. Beide Prinzen machten Ansprüche auf die Krone; Olaf erhielt sie, und erbte die Norwegische hinzu, Margarethe machte sich als Vormünderin höchst verdient, die Hansestädte mußten Schonen wieder herausgeben; und als beide Kronprätendenten starben, ward Margarethe zur Reichsverweserin ernannt. Im Jahr 1388 erwählten die Norwegischen Stände Prinz Eri von Pommern-Stolpe zum König von Norwegen, unter Margarethens Vormundschaft. Die Schweden waren dazumal mit ihrem Könige Albert, einem Meklenburgischen Prinzen höchst unzufrieden; Margarethe erklärte ihm den Krieg, eroberte Schweden, ließ darau dem jungen Erik auch dort und in Dännemark huldigen und ihn 1397 zu Calmar als König der drei vereinigte Reiche krönen. Sie starb 1412, nachdem sie Erik mi einer ausgezeichneten Prinzessin Philippa von England und Eriks Schwester Katharina mit dem Pfalzgrafen Johann, viertem Sohne des Kaisers Ruprecht vermählt, un dadurch dem Reiche mächtige Verbündete verschafft hatte [3]. — König Erik war der schweren Aufgabe, die Reich zu regiren, nicht gewachsen, besonders machten ihm d Holsteinschen Grafen und die Hansestädte zu thun. Seine treffliche Gemahlin, welche während einer Reise, di er nach Jerusalem machte, gedeihlich regirt hatte, war von ihm so mishandelt, daß sie in ein Kloster ging. Karlskrona und Hölsingör sind von ihr gegründet. Obwol man in allen Reichen mit Eriks Regirung sehr unzufrieden war, vereinigte man sich doch zu seinen Gunste noch einmal in der zweiten Unionsacte 1436; als er abe die Bestimmungen derselben nicht hielt, beschloß der dänische Reichsrath zuerst, ihn des Thrones zu entsetzen und erwählte darauf 1440 Christoph, den Sohn de Pfalzgrafen Johann, zum König, als welcher er auch i den andern beiden Reichen, alsbald anerkannt wurde. C residirte zuerst in Kopenhagen, gab ein dänisches Stadrecht, und schaffte das Tragen der Waffen ab. Er star 1448. Die Schweden verwarfen die Union und wählte Karl Knutson zum Könige; in Dännemark wählt man Herzog Adolf VIII. von Holstein, der aber d Krone seinem Vetter Christian von Oldenburg zuwandte, der von mütterlicher Seite von Erik Lipping abstammte. —

Christian I. ward bald auch in Schweden un Norwegen anerkannt, nachdem Karl Knutson vertrieb war; er beerbte gedachten Adolf VIII. von Holste 1460, und stiftete eine geistliche Brüderschaft, deren A zeichen eine Kette mit einem Gnadenbild und einem El phanten war. (Anfang des Elephantenordens). Schw den verlor er wieder an Sven Sture, den Nachfolg Karls. Er machte eine Reise nach Rom; ließ sich v Friedrich III. mit Holstein und Dithmarschen belehne gründete 1479 die Kopenhagener Universität, und sta 1481. Ihm folgte sein Sohn Johann, der aber e 1483 in Schweden und Norwegen anerkannt ward. Se ne Regirung ist durch nichts ausgezeichnet, als dur fortwährende Empörungen, der Schweden unter d Stures, und durch eine unglückliche Unternehmu gegen die Dithmarschen, er starb 1513. Sein So Christian II. erhielt die Anerkennung in allen drei R chen. Er war vermählt mit einer Schwester Karls V

3) F. C. Münchberg historia pragmatica pacti Caln riensis. Havn. 1749. 4. — Historisches Portefeuille 1784. St. S. 647. Gedanken über die in den Nordischen Reichen so berühn Calmarische Union. — Berl. Monatsschrift 1792. Jan. S. 36.

stand aber unter dem Einfluß der schönen Holländerin Düveke. Durch diese geschah viel für die untern Stände, namentlich wirkte eine durch sie hereingezogene Colonie. Nach der Düveke Tode begann Christians Härte, die ihm viele Feinde machte, namentlich in Schweden, wo er endlich die Stures besiegte, und 1520 seinen Einzug in Stockholm hielt, wo er sich als erblicher König krönen ließ und die Festlichkeiten mit der Hinrichtung zweier Bischöfe, einer Menge Adeliger, und der Ausrottung ganzer Familien beschloß. Nach diesen Gräueln wollte er die Reformation einführen, wagte aber nicht der Sache Nachdruck zu geben, aus Achtung vor Karl V., den er in Holland besuchte, wo er häufige Zusammenkünfte mit Erasmus hatte. Indeß war die Unzufriedenheit in Schweden auf's Höchste gestiegen, so daß Gustav Wasa, als er sich unterstützt von der Hanse zum Befreier anbot, freudig begrüßt und zum König ernannt ward. In Dännemark versagten ihm die Stände ebenfalls den Gehorsam und trugen seinem Oheim Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein die Krone an. Vergebens wandte Christian sich an seinen Schwager Karl V. Von 1522 an ist Friedrich I. als König zu betrachten. Christian hatte übrigens um die Verbesserung der Verwaltung unleugbare Verdienste; er gab eine Polizei- und Handlungs-Verordnung, ein Strandrecht, und setzte ein Kammergericht ein, dem die Thinggerichte untergeordnet wurden; namentlich der Zustand der untern Stände war wesentlich von ihm verbessert, und da die Revolution nur von Adel und Geistlichkeit ausging, ward Friedrich gezwungen, eine harte Capitulation zu unterzeichnen. Friedrich suchte sich zuvörderst nach außen zu sichern, indem er Gustav als König von Schweden anerkannte. Im J. 1526 ging er zur lutherischen Kirche über, und die Reformation machte reißende Fortschritte. Christian, der indessen zum Katholicismus zurückgekehrt war, ging, von Kaiser und Papst unterstützt, nach Norwegen, ward aber bei einer Zusammenkunft mit Friedrich von diesem festgehalten und nach Sonderburg gebracht, wo er zwölf Jahre gefangen saß. Norwegen unterwarf sich darauf für immer der dänischen Dynastie. Friedrich starb 1583. Da die katholischen Stände einen katholischen Fürsten wünschten, hatte sein ältester Sohn wenig Hoffnung zur Nachfolge; als aber Graf Christian von Oldenburg, unterstützt von der Hanse, die sogenannte Grafenfehde gegen Dännemark begann, erwählte der Reichsrath 1534 Christian III. zum König, dieser züchtigte zuerst Lübeck, dann durch Rangau Jütland; Kopenhagen mußte sich ergeben, und auf einem daselbst 1536 gehaltenen Reichstage, schaffte er die bischöfliche Gewalt ab, hob die Klöster auf, zog ihre Güter ein, und übertrug die weltliche Gewalt dem adeligen Reichsrath. Darauf rief er Bugenhagen in's Land, und ließ von ihm eine Kirchenordnung ausarbeiten, welche auf einem spätern Herrentag zu Odensee revidirt ward; auch die Kopenhagener Universität erhielt eine neue Fundation. Karl V. und der Pfalzgraf Friedrich machten mehre Versuche, Christian II. zu befreien. Endlich kam es 1541 zum Frieden, in Folge dessen Christian eine mildere Haft erhielt. Kurz vor seinem Ende gab der König eine Deichordnung und den Koldingschen Receß, ein Gesetzbuch über mehre Gegenstände (Westphal. mon. ined. Tom. 4.). Er starb allgemein betrauert 1559. Friedrichs II. Regirung begann mit der endlich glücklichen Unterwerfung der Dithmarsen, besonders durch Adolf von Holstein und Johann von Rangau ausgeführt. In Norwegen ward die königliche Gewalt, durch die Beschränkung der Hanseatischen Colonisten in Bergen befestigt; ein neues Hof- und Burgrecht milderte die Sitten des Adels; der Handel ward durch ein allgemeines Seerecht begünstigt. Mit Schweden gerieth der König in einen siebenjährigen Krieg, der beide Länder entkräftete, und 1570 durch den Stettiner Frieden beendigt ward. In diesem Kriege hatte Daniel Rangau sich ausgezeichnet; um die innere Verwaltung machte sich der Oberhofmeister Peter Oxe verdient. Er verminderte die Ausgaben, vermehrte die Einkünfte der Krone, wirkte für die Verbesserung der Landwirthschaft und die öffentliche Bildung, berief den berühmten Tycho Brahe und andere Gelehrte. Für den jüngern Bruder des Königs Magnus waren die Provinzen Esthland und Kurland gekauft. Dieser hatte sich dort als König von Liefland proclamirt, und als solcher dem Russischen Czaren gehuldigt, mußte aber hernach, da er bei diesem in Ungnade fiel, sein Land verlassen und den Königstitel ablegen. Friedrich starb 1588 und nahm die Verehrung seiner Unterthanen mit in's Grab. Von seinen Einrichtungen ist die Eintheilung des Reiches in Stiftsämter geblieben, und die Schlösser Frederiksborg und Kronenborg sind seiner würdige Denkmale. Da sein Sohn Christian IV. erst 11 Jahre alt war, so mußte eine Regirung ernannt werden. Diese verwaltete ihr Geschäft sehr gut. In den Herzogthümern trat Christian 1593, im Königreich 1596 die Regirung an. Er machte eine Reise nach Teutschland, und vermählte sich mit einer Prinzessin von Brandenburg. Einen Krieg mit Schweden führte er mit wechselndem Glück; in die Reichshändel und den 30jährigen Krieg ward er durch seine Verhältnisse mit den protestantischen Fürsten, durch die Verwandtschaft mit Friedrich von der Pfalz, und durch die Aussicht der Prinzen von Dännemark auf das Erzbisthum Bremen verwickelt. Er ward 1625 Kreisoberster von Niedersachsen, und rückte dem Grafen Tilly mit 25,000 M. entgegen; er ward aber gänzlich geschlagen, und da die kaiserlichen Heere seine Staten überschwemmten, genöthigt, in dem Frieden von Lübeck 1629 sein Unternehmen aufzugeben. Neidisch sah er die Schweden ausführen, was ihm mislungen war; er fürchtete ihre wachsende Macht, und war daher bei den Friedensunterhandlungen ihr steter Gegner. Dies veranlaßte den Zug Torstensohns nach Jütland, durch welchen das Land unsäglich litt. Zugleich brach Horn über die Schwedische Grenze und Wrangel schlug die Dänische Flotte bei Laaland. So ward Christian, da der Reichsrath fernere Kriegsgelder versagte, gezwungen, 1646 den Frieden von Brömsebö zu schließen, durch welchen Schweden die Zollfreiheit in den Dänischen Gewässern, und die Abtretung von Herredalen, Hjemteland, Goth-

land und Ösel, so wie Halland auf 25 Jahre als Unterpfand erhielt. Zugleich verzichtete der König für seinen Sohn auf Bremen und Verden. Christian starb 1648. Seine Regirung war durch Thätigkeit ausgezeichnet; ein stehendes Heer von Landtruppen und Matrosen ward eingeführt, die ostindische Compagnie und die Kolonie in Trankebar wurden gegründet, eine Menge Städte, als Christiania, Christianssand, Christiansgries und Glückstadt erbaut, die Wissenschaften und der Handel begünstigt. — Meursius, Cragius, Pontanus, Stephanius, Wedel, Arnim Jonas, Olans Wormius, Caspar Bartolinus; Umschiffung der Nordküsten Amerika's durch Admiral Munk. — Nach dem Tode der Königin, war Christian in Morganatischer Ehe mit Christina Munk verheirathet. Sein Sohn Friedrich III. mußte bei seiner Thronbesteigung eine noch härtere Capitulation unterzeichnen, als seine Vorgänger. Bald nach seinem Regirungsantritt, brach ein höchst verderblicher Krieg mit Schweden aus. Karl Gustav stand, nach einem glücklichen Kriege in Polen, vor Danzig, als er die Dänische Kriegserklärung bekam. Nach Schweden zurückgeeilt, ging er mit einem Heer über das Eis, und erzwang den Frieden von Röskilde 1658, durch welchen Halland, Schonen, Bleckingen, Bornholm, Barhuus und Drontheim an Schweden, die Souverainität in Schleswig und Holstein-Gottorp abgetreten ward. Der Krieg brach noch in demselben Jahre über die Insel Hven wieder aus. Gustav erschien von Neuem in Seeland, und wagte einen jedoch vergeblichen Sturm auf Kopenhagen, und starb während der Belag.rung desselben. Sterbend hatte er znm Frieden gerathen, und dieser kam 1660 in Kopenhagen so zu Stande, daß Schweden, Drontheim und Bornholm wieder abtrat. In demselben Jahre ward das Wahlreich in eine erbliche Alleinherrschaft verwandelt. Der König hatte nämlich, zur Wiederherstellung der Finanzen, einen Reichstag berufen, und zu demselben auch Geistlichkeit und Bürgerstand zugezogen; diese beiden Stände beschlossen, da der Adel rücksichtslos sein Privatinteresse verfolgte, die Capitulation zu vernichten und die Krone erblich zu machen. Der Adel ward durch die Thätigkeit des Bischofs Svane und des Bürgermeisters Nansen gezwungen, die Erblichkeit auch für die Weiberstämme anzuerkennen. Da eine zur Umarbeitung der Verfassung niedergesetzte Commission nicht einig werden konnte, so stellte man alles dem König anheim. Dieser nahm feierlich die Erbhuldigung an, setzte die fremden Höfe davon in Kenntniß, und proclamirte am 10ten Januar 1661 die Acte über die absolute Erbherrschaft. Die großen Reichsämter und der Reichsrath wurden aufgehoben, und an deren Stelle traten fünf Collegien: 1) das Oberhof- und Statscollegium, für die allgemeine Gesetzgebung; 2) die Kanzelei für Justiz und Verwaltung des Innern; 3) die Rentekammer für die Finanzen; 4) das Kriegscollegium; 5) die Admiralität; die Dirigenten bildeten einen engern, diese und die Mitglieder den größern Statsrath; auch ward das höchste Gericht und das Consistorium installirt. Vom 5ten November 1665 ist das Königsgesetz, welches aber der König nicht während seines Lebens zu publiciren wagte. Es ist darin die unumschränkte Gewalt des Königs festgesetzt, der König an nichts als an das Lutherische Glaubensbekenntniß und Unveräußerlichkeit der Gebiete gebunden, die Succession ausführlich angeordnet, und auch der Fall der Minderjährigkeit eines Königs bedacht. Verfasser des Gesetzes war Peter Schumacher, nachmaliger Graf von Griffenfeld. Friedrich III. starb 1670. — (Über die Revolution s. Hämerlin umständliche Nachricht von der Einführung der Souverainität in Dänemark, Wolfenbüttel 1760. 4. — Spittlers Geschichte der dänischen Revolution. Berlin 1796. 8. — Das Königsgesetz ist herausgegeben von Jüge Rothe 1756.) —

Friedrichs Sohn, Christian V., wünschte die teutschen Herzogthümer mit der Krone zu vereinigen und die verlornen Übersundischen Provinzen wiederzugewinnen, und daraus ging sein Bündniß, mit dem Kaiser, den Generalstaten und Brandenburg gegen Frankreich und Schweden hervor. Er zwang den Herzog von Holstein zu dem Rendsburger Receß, durch welchen derselbe auf die Souverainität verzichtete, und seine Festungen und das Steuerungsrecht abtrat. Als der Herzog später gegen den Receß, als erzwungen, protestirte, wurden seine Länder sequestrirt. Gegen Schweden ward der Krieg, besonders zu Anfang durch die klugen Rathschläge des Grafen Griffenfeld und den kräftigen Beistand des großen Kurfürsten glücklich geführt; zur See erhielten der Niederländische Admiral Trong und der Dänische Admiral Juul, das Übergewicht der Dänischen Flagge; doch war in Ganzen der Erfolg des Krieges nur eine allgemeine Erschlaffung, und in den Frieden zu Tenneblaa und Lund 1679 mußte Dännemark alles Gewonnene wieder herausgegeben. Die Streitigkeiten mit dem Hause Holstein-Gottorp dauerten indeß fort, da dieses in Schweden immer Unterstützung fand. Christian hatte viel für die Sicherung des Handels, Ruhe und Ordnung im Innern und den Glanz der Krone gethan; er führte die großen Lehnsgrafschaften und Lehnsbaronien ein, und errichtete den Danebrogsorden. Nach seinem Tode im J. 169 verbündete sich Friedrich IV. mit Schwedens Feind Peter dem Großen, ward aber durch eine Landung Karls XII. auf Seeland gezwungen, in dem Travendahler Frieden jenem Bündnisse zu entsagen, und sich mit dem Gottorpschen Hause zu vergleichen. Auf einer Reise nach Italien verband er sich auf's Neue mit dem Czar und dem König von Sachsen gegen Schweden. Dieser Krieg endigte erst nach Karls Tode mit dem Frieden von Frederiksborg 1720, durch welchen Schweden die Freiheit vom Sundzoll, und das Holsteinsche Haus seinen Schleswigschen Antheil verlor. Friedrich schaffte die Leibeigenschaft ab, und errichtete zur Verstärkung seiner Heere eine Landmiliz. Er zog die Reichsgrafschaft Ranzau, und das Amt Norborg nach dem Aussterben der davon benannten Königlichen Linie ein. Er war in zweiter Ehe vermählt mit Anna Sophie Reventlow, und starb 1730, nachdem kurz vor seinem Tode, die Residenz von einer Feuersbrunst eingeäschert war. Christian VI. verschwendete den ihm von seinem Vater hinterlassenen Schatz durch seine Prachtliebe. Er baute das prächti

Schloß Christiansborg, verstärkte die Flotte, hinterließ aber eine Schuldenmasse von mehren Millionen. Die politische Lage Dännemarks verschlimmerte sich ohne seine Schuld ungemein, indem zwei Prinzen des Gottorpschen Hauses die Kronen von Rußland und Schweden erwarben. Er starb 1746. Friedrichs V. Regirung ist besonders wichtig durch die große Fürsorge, welche der König selbst und seine trefflichen Minister, die Grafen Bernstorf und Moltke, für die innere Wohlfahrt und für das Aufblühen der Künste und Wissenschaften hegten, und welches vorzüglich Klopstock verewigt hat. In dem 7jährigen Kriege vermittelte Dännemark die Convention von Kloster Zeven; die Misverständnisse mit dem Gottorpschen Hause wurden drohender, da Plön durch Erbschaft an Dännemark fiel. Kaiser Peter III. beschloß den Krieg, und schon stand sein Heer in Meklenburg, als er abzudanken gezwungen, das Heer zurückberufen und eine friedliche Unterhandlung von dem Großfürstlichen Hause angeknüpft wurde. Friedrich starb 1766, allgemein geliebt und betrauert, nachdem er auf seinem Todtenbett dem Kronprinzen eine rührende Ermahnung ertheilt hatte. — Christians VII. Regirung fing glänzend an. Er machte eine Reise durch Frankreich, Teutschland und England, und ließ seiner Liebenswürdigkeit huldigen. Die Reichsfreiheit Hamburgs ward in Übereinstimmung mit dem Gottorpschen Hause anerkannt; Graf Struensee machte im Innern eine Menge leider übereilter Verbesserungen, ward aber von der Königin Juliane und dem misvergnügten Adel gestürzt und, wegen angeblich verbotenen Verhältnisses mit der Königin Mathilde, nebst seinem Freunde Brandt auf's Schaffot gebracht. (Authentische und höchst merkwürdige Aufklärungen über die Geschichte der Grafen Struensee und Brandt, aus dem Manuscript eines hohen Ungenannten. Germanien 1788. — Marquis D'Yves geheime Hof- und Statsgeschichte des Königreichs Dännemark. Germanien 1790.) — Die Streitigkeiten mit dem Gottorpschen Hause, wurden 1773 für immer dahin abgethan, daß Dännemark der jüngern Linie die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst und die Anwartschaft des Prinzen Friedrich auf das Bisthum Lübeck abtrat, dafür aber den ganzen Gottorpschen Antheil der Herzogthümer erhielt. Da Dännemark 1780 der bewaffneten Neutralität beigetreten war, ward es in einen Krieg mit England verwickelt, der 1801 mit einer mörderischen Seeschlacht bei Kopenhagen und mit dem Beitritte Dännemarks zu der Russisch-Engländischen Convention endigte. Die Begebenheiten in Frankreich, das Umsichgreifen Napoleons, veranlaßten England, sich der Dänischen Flotte zu versichern; sie ward ohne vorgängige Kriegserklärung 1807 erobert, nachdem Kopenhagen bombardirt worden war. Dies nöthigte das Dänische Cabinet, sich Frankreich anzuschließen. Im J. 1808 starb Christian, nachdem in den letzten Jahren der Kronprinz die Regirung geführt hatte. Eine Menge innerer Verbesserungen waren gemacht worden, die man besonders den beiden Bernstorfs zu danken hatte; der Sclavenhandel und die Leibeigenschaft waren abgeschafft, Preßfreiheit eingeführt; der Schleswig-Holsteinsche Kanal setzte die Nord- und Ostsee in Verbindung. — Friedrich VI. begann seine Regirung in einer unglücklichen Zeit; das Continentalsystem hatte den Handel und Verkehr Dännemarks gelähmt, der Wohlstand war zerrüttet und aller Muth zu merkantilischen Unternehmungen gesunken. Die Verbindung mit Napoleon führte den traurigen Krieg mit Schweden und den Verbündeten herbei, der mit dem Frieden zu Kiel (14. Jan. 1814) und mit der Abtretung von ganz Norwegen, an Schweden, und der Insel Helgoland, an Großbritannien, endete. Dänemark erhielt dafür Schwedisch-Pommern, welches dasselbe unterm 4. Jun. 1815 an Preußen, gegen das Herzogthum Lauenburg und eine Geldentschädigung, vertauschte. Seitdem ist die Bedeutsamkeit dieses einst ansehnlichen States sehr vermindert, und die Thätigkeit der Regirung auf die innern Verhältnisse beschränkt. (*Magnus Graf v. Moltke.*)

II. Geographie und Statistik. Östlich von der Ausmündung der Elbe zieht sich ein langer Erdstrich in das Nordmeer hin, der, nordöstlich in eine sandige Landspitze (Skagen) ausläuft und g. S. in seiner ganzen Breite durch die Eider und den Kieler Kanal begrenzt wird. Diese Halbinsel — Chersonesus cimbrica der Alten, das heutige Jütland —, bildet mit dem unmittelbar daran stoßenden, zwischen der Nordsee (g. W.), der Elbe (g. SW.) und der Ostsee (g. N.) gelegenen Erdstrich — Holstein und Lauenburg —, das dänische Festland und mit den Inselgruppen zwischen dem Kattegat (Sinus codanus) und der Ostsee, welche, schon in früher Zeit von der Ostküste der Halbinsel losgerissen, durch die beiden Belte und den Sund vom Festland und von einander geschieden werden, sowie dem in der Ostsee gelegenen Bornholm, der Farörgruppe und Island im Nordmeer, das europäische Statsgebiet des dänischen Königreichs. Dieses umfaßt ein Areal von 2845 QM. mit über 2 Mill. Einw. [4]) und besteht aus: a) dem (eigentlichen) Königreich Dänemark mit dem Herzogthum Schleswig; b) der nach der dänischen Kanzleipraxis als Nebenländer betrachteten Farörgruppe (24 QM. mit 5900 Einw.) und Island (1800 QM. mit 50000 E.); und c) den zu dem teutschen Statenbunde gehörigen Herzogthümern Holstein und Lauenburg (170 QM. mit 450000 E.) — Außerdem besitzt Dänemark 1) in Asien: die Stadt Trankebar auf der Küste Koromandel (20 QM. mit 50000 E.) und die Factoreien zu Portonoro, Kalikut, Friedrichsnagor, Balsora und Patna, von denen einige gegenwärtig verlassen sind; 2) in Afrika: die Forts Christiansburg, Friedensburg und Prinzenstein und die Factoreien Afflahur und Lille Poppo auf der Küste von Guinea (11 QM. mit 3000 E.); 3) in Nordamerika: einen Flächenraum von 300 QM. mit 6000 E. auf der Westküste von Grönland, und 4) in Westindien: die Jungferninseln S. Thomas, S. Croix, S. Jean mit einem Antheile an der Krabbeninsel, zusammen 8½ QM. mit 42787 Einwohnern [5]).

Das eigentliche Dänemark, auf dem nördlichen

4) Volger Handbuch d. Geographie. 2. Aufl. S. 513. Nach Hassel im Weimar. Handb. Bd. 10. S. 6 nur 246,097 Q.M. mit 1,714,000 E. 5) Hassel a. a. O. S. 60 f.

Saume der gemäßigten Zone, zwischen 25° 37′ bis 32° 52′ ö. L. und 54° 12′ bis 57° 44′ 10″ n. B. gelegen, besteht aus den Inseln Seeland, Samsöe, Möen, Falster, Laaland, Fünen, Langeland, Arröe, Alsen, Femern, Bornholm, Anholt, Fanöe, Röm, Sylt, Föhr, Amrom, Pellworm u. m. a. kleinern Inseln in der Ostsee, dem Kattegat und der Nordsee — zusammen gegen 235 □M. mit 500000 E. —, und der Halbinsel Jütland, welche das eigentliche (Nord-)Jütland und das Herzogthum Schleswig (Süd-Jütland), mit ungefähr 900000 E. auf 600 □M., umfaßt *). Der Flächeninhalt des ganzen Landes (mit Ausschluß Islands und der Faröer) beträgt, nach Volger 851 □M., die Volksmenge 1,564100; nach Hassel 6) 847,21 □M. und 1,521278 E. — Von der Ostsee und Nordsee (hier Westsee genannt) umschlossen, steht es nur in S. mit Teutschland in Verbindung und trägt den Charakter des nordteutschen Flachlandes.

Die Oberfläche der Halbinsel, wie der Inselgruppen ist größtentheils eben, durch zum Theil schroffe, besonders nach dem baltischen Meere hin, zum Theil sandige Küsten geschlossen; und nur ein schmaler Landrücken ziehet sich auf der Halbinsel von der Mündung der Steckenitz fast in der Mitte durch das ganze Land, und endet mit dem Vorgebirge Skagen. Dieser Landrücken, dessen höchster Punkt der Himmelsberg (27° 25′ ö. L. 56° 5′ n. B.) 1200 Fuß über d. M., ist eine Fortsetzung des teutschen ebenso niedrigen Höhenzuges, welcher von der Lausitz aus das Flußgebiet der Elbe von dem der Oder und der Küstenflüsse der Ostsee scheidet. Er bildet die Wasserscheide zwischen der Nordsee, dem Kattegat und der Ostsee, im Ganzen aber neigt sich das Land mehr nach der Nordsee hin.

Das ganze Land hat angeschwemmten Boden, dessen Grundlage Kalk- und Gypsfelsen sind, welche größtentheils die Ostküste der Halbinsel und die steilen Uferwände einiger Inseln bilden; im W. hat die Halbinsel größtentheils dürren Sandboden, im O. mehr Lehm und daher ein oft sehr ergiebiges Erdreich; in dem S.Theile der Westküste beginnt die herrliche Marsch, die sich längs der Nordsee bis Holland hinzieht. Die Inseln haben einen fruchtbarern Boden und, wie in den östlichen Gegenden der Halbinsel, zum Theil sehr reizende Landschaften, deren herrliche Fluren durch waldreiche Hügel und liebliche Landseen verschönert werden.

Die beiden großen Meere, das teutsche Meer oder die Nordsee, und das baltische Meer oder die Ostsee, umkreisen und durchschneiden die verschiedenen Ländertheile. Die erste bildet zwischen Jütland und Norwegen den großen Meerbusen Kattegat (Skager-Rak), der durch die drei Meerengen: den kleinen Belt, den großen Belt und den Sund (Oresund) mit dem baltischen Meere in Verbindung steht. Eine Menge größerer und kleinerer Busen (Fiords) haben sich von allen Seiten in das Land eingespühlt, unter welchen der ausgebreitete Lymfiord — der seit 1825 die nördlichste Spitze Jütlands vom Festlande trennt, — der Stavningfiord, der Apenrader-Fiord, das Eckernförder-Wyk und der Schley auf Jütland, sowie auf Seeland der Isefiord, welcher rechts mit dem Röskilderfiord und links mit dem Lammefiord zusammenhängt, die wichtigsten sind. Unter den Landseen sind die bemerkenswerthesten der Viborg-, Lange- und Garboelsee auf Jütland; der Arresee, Esromsee, Stålsee, Füresee und Tiissee auf Seeland; der Arreskov- und Brendegaardsee auf Fünen und der Marienboersee auf Laaland. — Die Flüsse der Halbinsel sind vermöge der Formation des Landes größtentheils unbedeutend, die der Inseln nur Bäche; auf Jütland, wo sie den allgemeinen Namen Aa führen, sind die vornehmsten: die Gudensaa, welche aus den Morästen von Rype, im Stifte Aarhuus, kommt und sich in den Kattegat ergießt; die Skierneaa, welche in den Stavningfiord geht; die Ripsaa, welche bei Ribe in die Nordsee mündet, wohin auch die Bredeaa, Widaa und die Scholmaa ihren Weg nehmen; endlich die in einem kleinen See bei Bördesholm entspringende Eider, der alte Grenzfluß Teutschlands, welche rechts die Sorge und Trenne aufnimt, bei Rendsburg schiffbar wird und unterhalb Tönningen das teutsche Meer erreicht. Sie hat flache, zum Theil sumpfige und eingedeichte Ufer (die Eiderbrüche), und verbindet mittels des Schleswig-Holsteiner- oder sogenannten Kieler-Kanals das teutsche mit dem baltischen Meere. Dieser Kanal erstreckt sich von der Kieler Föhrde, unweit Friedrichsort, bis zur Obereider bei Forth (6852 Ruthen oder beinahe 4½ M. lang), ist 100 Fuß breit, 10 Fuß tief, hat 6 Schleußen und trägt Schiffe von 100 Fuß Länge, 26 Fuß Breite und 9 Fuß Tiefe. — Der vom Grafen Danneskiöld projectirte Kanal, welcher die korn- und waldreichen Gegenden Seelands mit der Küste vereinigen soll, ist noch unvollendet.

Mineralwasser finden sich nur bei Glücksburg in Schleswig, doch nicht von großem Rufe.

Dänemarks Klima ist gemäßigt, besonders auf den größern Inseln, doch überall rauher als in Teutschland; die Temperatur veränderlich, häufig Nebel, Regen, Stürme, ein ewiger klimatischer Wechsel und eine feuchte Atmosphäre, die beide wohlthätig auf die Fruchtbarkeit wirken. Die Naturerzeugnisse des Thierreichs bestehen in guten Pferden, schönem Rindviehe, Schafen und Schweinen, einer dem Lande eigenthümlichen guten Hunderace, Katzen mit geflammten Pelzen und Federvieh; wenig Wildpret, aber viel wildes Geflügel, besonders Strandvögel und darunter Eidergänse auf Bornholm und Sylt; auf den Küsten, vorzüglich auf Anholt, werden Seehunde gefangen. Das größte Raubthier ist der Fuchs. Fische sind im Überfluß, auch Austern und Hummern liefert das Meer; Bienen. Das Pflanzenreich liefert viel Getraide aller Art: Buchwaizen, Gartengewächse und Hülsenfrüchte, Rübsamen, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Senf, Kümmel, Färberröthe und Obst. Holz ist in einigen großen Waldungen, aber nicht hinreichend, dagegen Torf im Überfluß vorhanden und Seetang seit einigen Jahren Handelsartikel. Das Mineralreich ist arm und gewährt nur etwas Eisen in Jütland aus Sümpfen, gute Mahl- und Bausteine, Thonerde, Töpfer- und Alaunthon, Kreide, Kalk, Marmor, Gyps, Wal-

*) Über diese Bestandtheile D.'s vergl. die besond. Art.

6) Gen.-hist.-stat. Almanach für 1831. S. 412.

fererde, Salz, Salpeter, Vitriol, Steinkohlen, Bernstein und vorzüglichen Cement auf Bornholm *).

Die Bewohner des Landes sind ein schöner Menschenschlag, von starkem, kräftigem Bau, der sich in dem weiblichen Geschlechte zu dem sanftesten Reize veredelt. Zwar haben sie nicht die Lebhaftigkeit der Bewohner des westlichen und südlichen Europa, vielmehr geben ihnen Klima und Lebensart eine gewisse Langsamkeit; aber sie sind standhaft, ausdauernd, von mannhaftem Muthe beseelt, ein edles, hochachtbares, gebildetes Volk, das in Gestalt, Sitte und Sprache seine Abkunft von dem großen germanischen Urstamme verräth. Das Gros der Nation bilden die Dänen (1,320000 Selen), welche auf den Inseln, in Jütland und einem Theile von Schleswig einheimisch sind, das größtentheils von eigentlichen Teutschen bewohnt wird. Die Westküste von Jütland und die kleinen Eilande des teutschen Meeres bewohnen die Friesen (gegen 40000 Köpfe), aber nur noch in dem Amte Tondern, in Bredestedt und auf einigen Inseln unvermischt mit reinem Friesendialekt; das Land zwischen der Flensburger Bucht und dem Schley am baltischen Meere, die Angeln (etwa 30000 Köpfe), welche besonders wegen ihres kräftigen Körperbaues und ihrer Sittlichkeit bekannt sind. — Mit Ausnahme von etwa 4000 Juden und 2000 Katholiken und Reformirten, bekennen sich sämtliche Einwohner zur evangelisch-lutherischen Kirche.

Dänemark ist ein völlig ackerbautreibender Stat, doch wird der Ackerbau im Ganzen nicht mit gehöriger Thätigkeit betrieben; der Grund hievon liegt aber weniger am Klima und in der Kargheit des Bodens, als in dem Mangel an Betriebscapital und den, ungeachtet der Aufhebung der Leibeigenschaft, ungünstigen Verhältnissen der Bauern; gleichwol übersteigt die Production an Getraide und Rübsamen den Bedarf der Bevölkerung *), den der Ertrag des Gemüse- und Obstbaues erreicht. Viehzucht, besonders Pferde- und Rindviehzucht, wird mit Vorliebe betrieben; dagegen steht die Schafzucht, obschon es bedeutende Heerden im Lande gibt, im Wollertrag gegen Teutschland weit zurück, und die Bienenzucht ist nur in Falster, Fyen und Bornholm von einiger Bedeutung. — Die Lage des Landes, von so langen Küsten und zahlreichen Buchten eingeschlossen, begünstigt die Fischerei außerordentlich; besonders betrieben wird der Häringsfang im Lymfiörden, der Schollen- und Stockfischfang bei Skaae und Fladstrand, die Lachsfischerei in den Busen von Mariager und Randers; am Strande von Eiderstedt schlägt man Robben und Seehunde, in der Eider erlegt man Meerschweine, und in vielen andern Buchten und Baien treibt man auf Aale, Flindern, Makrelen, Steinbutten, Rochen, Hummern, Austern und Muscheln. — Bei dem Mangel an Waldungen ist die Jagd von geringem Belang, und hauptsächlich nur auf Strandvögel beschränkt. Ebenso unbedeutend ist auch die Gewinnung von Bergbauprodukten, und nur auf der Hitze, an der Westküste Jütlands, wird einiger Bernstein gesammelt.

Der Kunstfleiß der Einwohner beschränkt sich zunächst auf die Fertigung eines groben wollenen Zeuges, Wadmel genannt, des Itvergarns aus Leinen und Wolle und verschiedener Arten von Hanf- und Flachsleinwand. Die Spitzenklöppelei beschäftigt bei Tondern gegen 10000 Personen, welche damit 500000 Guld., sowie die 4400 Holzschuhmacher von Jütland jährlich 400000 Gulden verdienen. Baumwollenfabriken sind zu Kopenhagen und Fridericia; Ledergärbereien in mehren Städten Jütlands, eine der wichtigsten in Kopenhagen; berühmt sind die dänischen Handschuhe von Randers und Odensee. Zuckersiedereien gibt es mehre, vorzüglich in der Hauptstadt, sowie Fabriken für Gegenstände des Luxus; eine Menge von Tabaksfabriken, Seifensiedereien und (über 3000) Brantweinbrennereien; ferner eine Porzellanfabrik, 16 Kupfer- und Messinghämmer, die Gewehrfabrik Hammersmöllen zu Hellebeck (4000 Stück), 1 Kanonengießerei, Pulvermühlen, Salpeterfabrik, Eisen- und Kupferhammer und Eisengießerei zu Friedrichswerk. Außerdem ist noch der Schiffsbau zu bemerken, der an mehren Orten große Thätigkeit erweckt. — Die Regirung hat von jeher sehr viel für die Aufnahme des Fabrikwesens gethan, zu welchem Zweck ein besonderer Commerz- und Industriefonds besteht, ohne jedoch die Industrie im Allgemeinen über das Mittelmäßige und zu der Bedeutsamkeit des Handels erheben zu können. Für diesen ist die Lage des Landes zwischen zwei stark befahrenen Meeren sehr vortheilhaft, wenn auch die Schifffahrt im Kattegat vier Monate im Jahre unterbrochen ist. Die Freiheit, Handel zu treiben, Magazine und Kramladen zu errichten, und Jahrmärkte zu halten, ist nur mit der Stadtgerechtigkeit eines Orts verbunden und wird nur von den Städten am Meere und den Fiorden gehörig benutzt. Der Binnenhandel, welcher meistens auf den Seeplätzen durch Küstenschiffe unterhalten wird, erstreckt sich blos auf Umtausch von Landesproducten und Fabrikartikeln; der auswärtige Handel dehnt sich aber auf alle europäische Nationen, Amerika, Afrika, China und Ostindien aus. Das ganze Handelscapital schlägt Oluffen *) auf 25 Mill., den Gewinn auf 2,600000 Gulden an. Ausgeführt wird vorzüglich: Getraide, Malz, Brantwein, Pferde, Ochsen, eingesalzenes Fleisch, Butter, Käse, Fische, besonders Häringe, Austern, Gartenfrüchte, Häute, Talg, Leinwand, Spitzen und Handschuhe; dagegen führt man ein: Colonialwaren, Wein, Brantwein, Tabak, Salz, edle Früchte, engl. baumwollene Zeuge, Droguerien, Gold, Silber, Galanterie-, Mode-, Glas- und Metallwaren, Glastafeln und Mineralien **). Die wichtigsten Handelsplätze sind Kopenhagen, Flensburg, Aalborg, Rendsburg, Randers, Aarhuus, Korsöer, Fridericia, Kallundborg, Horsens, Apenrade, Hadersleben, Tondern und Schleswig; die vorzüglichsten Häfen sind auf den Inseln und nächst diesen die von Eckernförde, Flensburg, Horsens, Aarhuus, Aalborg und Fridericia an der Ostküste der Halbinsel; die vier Häfen an der Westküste: Rin-

*) Vergl. v. Schlieben Geogr. 2. Bd. 2. Abth. S. 268 f.
**) G. u. St. Ephemeriden. 28. Bd. Weimar 1829. S. 255. 480. Malchus Statistik u. Statenkunde. S. 110 f.

*) Beitr. zu einer Übers. d. Nationalindustrie in D., übers. v. Olsemann. Altona 1820. 8. **) G. u. St. Ephem. 25. Bd. S. 352.

köping, Hoyer, Husum und Tönningen sind nur für kleinere Schiffe fahrbar*). Zur Beförderung des Handels dienen außerdem, der durch weise Handelsgesetze erleichterte Verkehr, Handelsgesellschaften (die königl. asiatische, von 1812 auf 30 Jahre oktroyirt, die Kopenhag. Häringsgesellschaft und eine Seeassekuranzgesellschaft) und seit 1813 die Reichsbank, welche am 1. Aug. 1827 2,250947 Rthlr. 85 Sch. Silber und 2,020241 Rthlr. 79 Sch. in Zetteln besaß. (G. u. stat. Ephem. 25. Bd. S. 61.)

In Dänemark kursirt gemünztes und Papiergeld; die Mark fein wird in Kopenhagen zu 68 Mark dänisch oder 17 Gulden ausgeprägt, Buch und Rechnung aber nach Reichsbankthalern zu 6 Mark, die Mark zu 16 Schillingen, der Schilling zu 12 Pf. geführt. 1 Reichsthaler = 1 Gulden 45¾ Kr.; vom Papiergelde rechnet man 35 Arten, deren Nominalwerth zusammen 160 Mill. Gulden übersteigt; im J. 1816 waren blos an Reichsbankozetteln 33,682652 Reichsthaler im Umlaufe, und der Kurs ist ungemein schwankend. — Der dänische Fuß ist dem rheinischen gleich, 2 Fuß machen eine Elle, 5 Ellen eine Ruthe, und 12000 Ellen eine Meile. — Das Flächenmaß wird nach Tonnen Hartkorn = 210280 Par. Fuß, nach Tonnen Saatkorn = 52570, und nach Q.Ruthen = 93⅓ Q.Fuß berechnet. — Ein Last Korn hat 12 Tonnen, 1 Tonne 8 Scheffel, und 1 Scheffel 4 Viertel = eine Tonne = 7,013 Cubibzoll. — Ein Fuder Wein hat 6 Ohm, 24 Anker, 240 Stübchen, 465 Kannen, 930 Pott und 3720 Putte; ein Ohm = 7548, eine Tonne Bier oder Öl aber 6624 Par. Cubikzoll. — Handelsgewicht: 1 Schiffpfund hat 20 Liespfunde, 1 Liespfund 16 Cntr., 1 Cntr. 100 Pfunde, 1 Wog 3 Bismerpfund, das Bismerpfund 12 Pfund, letzteres = 10,397 Holl. Asen [7]).

Wie Dänemark der Ruhm gebührt, unter allen seefahrenden europäischen Staten zuerst (1803) dem schändlichen Sklavenhandel entsagt zu haben, ebenso verdient auch die Sorgfalt für Beförderung der **Volksbildung** gepriesen zu werden. Jede Commune hat ihre eigene aus dem Pfarrer des Orts und vier achtbaren Einwohnern bestehende Unterrichtscommission, welche den regelmäßigen Schulbesuch ebenso, wie die Verwaltung der Fonds und das Verhalten der Lehrer beaufsichtigt. Alle Eltern sind gesetzlich verpflichtet, ihre Kinder — in den Städten vom 6., auf dem Lande vom 7. Jahre an — in die öffentlichen Schulen zu schicken oder sie durch Hauslehrer unterrichten zu lassen, welche dann ebenfalls von der Commission controlirt werden. Alle Wochen muß der Pfarrer eine Schulinspection vornehmen, wobei er zugleich die Fähigkeit der 14 Jahre alten Zöglinge rücksichtlich der Zulassung zu dem gesetzlich angeordneten besondern Unterricht zur Vorbereitung auf die Confirmation zu prüfen hat. Jede Propstei hat wieder eine, aus dem Propste und vornehmsten Ortsvorstande bestehende Oberschulcommission, durch welche die meisten Landschullehrerstellen besetzt und Schulangelegenheiten zur Entscheidung in letzter Instanz an die königl. Kanzlei gebracht werden. Jede Schule besteht aus zwei Klassen; in der untern wird Lesen, Schreiben, Rechnen, besonders Kopfrechnen, Geographie, Religion und in mehren auch Zeichnen nach der Methode des wechselseitigen Unterrichts gelehrt; in der obern Klasse, in welcher Simultanunterricht Statt findet, außerdem die Elemente der Grammatik und Naturgeschichte, in beiden Klassen aber gymnastische Übungen betrieben [8]). — Außer diesen bestehen auch noch in Kopenhagen und andern Städten Sonntagsschulen. — Für tüchtige Schullehrer sorgen die Seminarien zu Tondern in Schleswig, Borris in Jütland, Brahe-Trolleborg und Skaarup auf Fyen, Westerborg auf Laaland ꝛc. — Auch hinsichtlich der **wissenschaftlichen Cultur** steht Dänemark auf einer nicht unbedeutenden Stufe und besonders seit der Wiederherstellung der, schon von Christian VII. im J. 1770 gewährten Preßfreiheit, unter der gegenwärtigen Regirung sind bedeutende Fortschritte gemacht worden [9]). Für die gelehrte Bildung bestehen 1) die Gymnasien zu Kopenhagen, Röskild, Helsingör, Friedrichsborg, Slagelse und Herlufsholm auf Seeland, zu Odensee und Nyborg auf Fünen, zu Naskow und Nykiöbing auf Laaland und Falster, zu Aalborg, Wiborg, Aarhuus, Randers, Horsens, Ribe, Kolding und Fridericia auf Jütland und zu Schleswig, Hadersleben, Husum und Flensburg in Schleswig, und 2 gelehrte Mittelschulen zu Wordingborg und Rönne; — 2) die im J. 1478 gestiftete Universität zu Kopenhagen, unter einem Rector aus vier Fakultäten bestehend, mit einer ansehnlichen Bibliothek, botanischem Garten (G.-Examinat.-Commission), Museum, Sternwarte (Längenbüreau) u. a. dahin gehörigen Anstalten; 3) das Seminar für die gelehrten Schulen und das theologische Seminar zu Kopenhagen. — Besondere Lehranstalten sind: die königl. chirurgische Akademie und das chirurgische akademische Collegium, so wie die Veterinärschule zu Kopenhagen; die Ritterakademie zu Sorõe, das Land- und Seekadetteninstitut zu Kopenhagen, die Taubstummen- und Blindenanstalten zu Kopenhagen und Schleswig u. a. m. — Unter den gelehrten Gesellschaften steht die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen an der Spitze; sie ist 1743 gestiftet und hat insbesondere die geogr. Landesvermessung und das Chartenwesen unter sich, besorgt auch die Herausgabe eines dänischen Wörterbuchs. Außer dieser bestehen die Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks seit 1763, die Skandinavische Literaturgesellsch. seit 1797, die Clasensche Literaturges. seit 1809, die Gesellsch. für vaterländ. Geschichte und Sprache seit 1810, die medizinische Gesellsch. seit 1772, die Landhaushaltungsges. seit 1769, die Ges. zur Beförderung der Veterinärwissenschaften seit 1807, die Ges. zur Beförderung des inländischen Fleißes seit 1808, und die Isländische Landaufklärungsges. seit 1794 in Kopenhagen, sowie die Schleswig-Holsteinsche patriotische Gesellschaft seit 1812. — Außer den bereits angeführten Hilfsanstalten für die gelehrte

*) Im J. 1828 hat D. 1416 Handelsschiffe von 29611, die Herzogthümer 1750 von 28985 Last. G. u. stat. Eph. 29. Bd. S. 384. 7) Hassel Statistik S. 427. Vergl. Riemann Handb. d. Münzen ꝛc. Quedlinb. 1830. 8.

8) Blätter f. lit. Unterhalt. Lpzg. 1830. S. 404. 9) Weim. Handb. 10. Bd. S. 33 f. Blätter f. lit. Unterhalt. Lpzg. 1830. S. 600 u. 696. Vergl. d. Art.: Dän. Sprache u. Literatur.

Bildung bemerken wir noch: 1) die von Friedrich III. gegründete königl. Bibliothek zu Kopenhagen mit 400,000 Bänden, die dasige Universitätsbibliothek mit 100,000 Bänden und die von J. F. Clasen und seinem Bruder im J. 1792 gegründete Bibliothek mit 30,000 Bänden ebendaselbst [10]), die Stiftsbibliotheken zu Aalborg (10,000 Bde.) und Odensee (6000 Bde.), die Schulbibl. zu Husum (4000 Bde.) und die der Ritterakademie zu Soröe (3000 Bde). — Zur Beförderung der schönen Künste besteht seit 1734 die königl. Akademie zu Kopenhagen, welcher Thorwaldsen seine frühere Bildung verdankt und die königl. Gemäldegalerie zu Kopenhagen, die beste des Reichs.

Die Halbinsel und die Inseln, samt dem südlich der Eider gelegenen Holstein und Lauenburg, und Island und die Faröer, bilden eine uneingeschränkte in männlicher und weiblicher Linie erbliche Monarchie, deren drei Fundamentalgesetze die Souverainitäts- und Erbgerechtigkeitsacte von 1661, das Königsgesetz von 1665 und die Indigenatsacte von 1776 sind. Der Titel des Monarchen ist „König von Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu Lauenburg wie auch zu Oldenburg." Der präsumtive Thronfolger heißt Kronprinz, die übrigen Kinder Prinzen und Prinzessinnen von Dänemark. Die Residenz des Königs — seit 1808 Friedrich VI. — ist Kopenhagen; Lustschlösser sind Frederiksborg, Fredensborg, Hirschholm und Charlottenlund; der Hofstat ist sehr einfach und kostet wenig über 100,000 Rthlr. — Das Wapen des Reichs besteht in einem durch das Danebrogskreuz quadrirten Hauptschild mit den Wapen von Dänemark, Schleswig, Jütland, Lauenburg &c. und einem Mittel- und Herzschilde, welche die Familienwapen enthalten. Um den von einer offenen Königskrone bedeckten Schild, den zwei wilde Männer mit Keulen halten, hängt die Kette oder das blaue Band des Elephantenordens. — Den Glanz der Krone erhöhen 1) der von Christian II. 1458 gestiftete oder erneuerte Elephantenorden; 2) der von Waldemar II. 1219 gestiftete Danebrogorden und 3) der von der Gemahlin Christian VI., Sophie Magdalene, 1732 gestiftete Orden de l'Union parfaite.

Die Staatsbürger theilen sich in drei Klassen: 1) Adel mit großen Vorrechten und bedeutendem Grundbesitz, aus dem hohen (Freiherren, Grafen und, seit 1818, einem Herzog) und niedern Adel bestehend; 2) Bürger, ebenfalls mit besondern Vorrechten; aber blos die Bürger von Kopenhagen haben das Vorrecht, adelige Güter zu besitzen; 3) Bauern, sämtlich frei, nachdem 1788 die Hofhörigkeit und 1800 die Leibeigenschaft aufgehoben ist; doch ist die Zahl der freien Eigenthümer noch sehr gering und die meisten Landleute sind nur Erbpächter und Fästebauern, bloße Zeitpächter und Frohnebauern, welche letzten den Gutsherren und dem Staate zugleich frohnden müssen. Überdem lastet auf dem Bauer der größere Theil der Steuern, und aus seinem und dem Bürgerstande wird allein die Land- und Seemacht ergänzt. Besondere Vorrechte haben die Landleute auf Amack und in den Schleswigschen Kögen. — Nach Hassel (statist. Umriß II. S. 162. 164.) bewohnte im J. 1823 die gesamte Volksmenge des eigentlichen Dänemarks und Schleswigs 81 Städte, 22 Marktfl., 1744 Kirchspiele, 4359 Dörfer und Weiler, 8685 einzelne Höfe und 273950 Häuser *).

Die höchste Reichsbehörde ist der seit 1660 angeordnete und 1814 neu eingerichtete, aus sechs Statsministern bestehende Statsrath, in welchem — mit Ausnahme der auswärtigen Angelegenheiten — alle Verwaltungs-Angelegenheiten collegialisch berathen und beschlossen werden. Die speciellere Leitung der verschiedenen Hauptzweige ist, jeder unter der obern Direction eines der Mitglieder des Statsrathes, besonderen Central-Collegien übertragen, nämlich die Angelegenheiten im Ressort der Justiz, des Innern und des Cultus, der Dänischen und der Schleswig-Holstein-Lauenburgschen Kanzlei; 2) jene der Finanzen, der Finanzdeputation und der Statsschuldendirection; 3) des Commerzwesens, der Rentkammer, Generalzollkammer und dem Commerzcollegium. -- Die Marineangelegenheiten werden durch das Admiralitätscollegium und die Militärangelegenheiten durch das Generalcommissariatscollegium verwaltet [11]).

Rücksichtlich der Provinzialverwaltung ist das eigentliche Dänemark in 7 Stiftsämter von ungleicher Größe getheilt, deren jedes eine Anzahl Ämter in sich begreift, die selbst wieder in Herreder oder Harden (Bezirke) zerfallen. An der Spitze eines jeden Stifts steht ein Stiftsamtmann für die Aufsicht und Leitung der Verwaltung im Allgemeinen, insbesondere aber jener der Städte, der allgemeinen Landespolizei &c., überhaupt als Mittelbehörde zwischen den höheren und den ihm untergeordneten untern Behörden — Amtleute und Voigte; Bürgermeister und Rath in großern und Stadtvoigte in kleinern Städten. — Das Herzogthum Schleswig ist in Ämter, und diese in Harden und Kirchspielgerichte eingetheilt und steht mit Holstein unter einem gemeinschaftlichen Statthalter, welcher zugleich Präsident der Obergerichte zu Gottorp (für Schleswig) und Glückstadt (für Holstein und Lauenburg) ist. — Die Polizeipflege auf dem Lande und in den Städten ist gewöhnlich mit den Ämtern und Magistraten verknüpft und nur in größern Städten bestehen eigene Polizeiämter und Polizeidirectionen, zu Kopenhagen auch ein Polizeigericht. Sie ist in mehren Zweigen musterhaft und für einige Zweige der Statspolizei vortrefflich gesorgt [12]).

10) Blätter f. lit. Unterhalt. Lpzg. 1830. S. 32. Abweichende Angaben s. bei Malchus Statistik S. 584. — Der auf Befehl des Königs im J. 1817 angefangene Generalkatalog über die königl. Bibliothek, wurde nach Moldenhauer's Tode (1823) durch seinen Nachfolger, den Oberbibliothekar Werlauff vollendet. Bl. f. lit. Unterh. 1830. S. 1460.

*) Vergl. Malchus Stat. S. 201 f.

11) Malchus Statistik S. 510. Hassel Stats- u. Addr.-Handb. 1816. 2. Bd. S. 46 f. u. d. 2. Abth. S. 3 f.

12) Die Anstalten zur genauern Kenntniß des Stats gehen in das kleinste Detail. Jährlich werden Volks-, Ehe-, Geburts- und Sterbelisten, in gewissen Perioden Vieh-,

Die kirchlichen und Schulangelegenheiten verwaltet als Mittelbehörde in jedem Stiftsamte ein Bischof, unter seiner Leitung in jedem Amte ein Propst, welche, unter dem Vorsitze des ersteren vereint, das Landesconsilium des Stifts bilden [13]. — Die Zahl der Geistlichen beträgt 1063. — In Schleswig besteht ein Oberconsistorium zu Gottorp, in welchem der Kanzler den Vorsitz hat, und an der Spitze der Geistlichkeit steht der General-Superintendent zu Schleswig, dem 10 Pröpste und 213 Prediger untergeordnet sind [14]. — Stifter und Klöster sind zu Walloe, Wemmetofte, Röskild, Odensee, Gisselfeldt, Stöwringgaard, Estvadgaard, Schleswig und das Harbösche Witwenkloster in Kopenhagen, wo auch eine Hauptbibelgesellschaft und seit 1714 ein evangel. Missions-Collegium besteht.

Die oberste Instanz in Justizsachen ist das höchste Gericht in Dänemark zu Kopenhagen, welches alljährlich vom König selbst im Anfange des März mit besondern Feierlichkeiten eröffnet wird. Unter diesem stehen die Landesobergerichte zu Kopenhagen und Wiborg und das Hof- und Stadtgericht zu Kopenhagen, als Gerichte zweiter Instanz. Die Untergerichte sind entweder königl. Thinggerichte in jedem Herred, oder Patrimonialgerichte, wohin die Birketinge des Adels und die Stadtrichter gehören. In Schleswig steht die niedere Gerichtsbarkeit bei den Stadtmagistraten, Patrimonialgerichten und königl. Ämtern. Der Prozeßgang ist einfach und kurz, die Zahl der Prozesse selbst aber, seit Einführung angeordneter Vergleichscommissionen (Friedensrichter) im J. 1795, verhältnißmäßig sehr gering [15].

Das Statseinkommen beträgt über 10½ Mill. Guld. C. M. [16]. Es fließt aus Domainen, die jedoch nicht mehr beträchtlich sind, aus einigen Regalien, aus dem Sundzoll, aus der Rangsteuer nach neun Klassen, aus einer Besoldungssteuer, aus der Stämpel- und Hypothekensteuer, aus den Abgaben vom platten Lande, die unter sieben, und aus jenen von den Städten, die unter neun Rubriken erhoben werden. Die Statsausgaben übersteigen, bis auf die neueste Zeit, fast jedes Jahr die Einkünfte (1786 schwankte die Bilanz mit 944,250 G.); jetzt aber soll das Gleichgewicht völlig hergestellt seyn. Die Statsschuld mag sich mit der neuen Anleihe von 1822 zu 30 Mill. Guld., wofür Sundzoll und Colonien zum Unterpfande gesetzt sind, wol auf 120 Mill. Gulden belaufen, wovon der Stat etwa 45 Mill. dem Auslande, den Überrest aber seinen eignen Unterthanen schuldig ist, und meistens Papiergeld circulirt, dessen Realwerth freilich tief unter dem Nennwerthe steht. Im J. 1777 hatte der Stat erst 17,190,94[illegible] Rthlr. Schulden, wovon das Ausland 7,139,762 Rthlr. zu fodern hatte; dabei betrugen die ausstehenden Kapitalien 8,469,718 Rthlr. Es besteht seit 1785 ein Tilgungsfond, der seit 1816 außerordentliche Zuschüsse erhalten hat [17].

Dänemark hat sein starkes Landheer, das bis 1809 noch gegen 108,000 M. betrug und wol das Meiste zu seinem Verfalle beigetragen hat, seit 1815 auf 38,81[illegible] M. herabgesetzt, nämlich 31,026 Mann Infanterie, 330[illegible] Cavalerie, 4[illegible]21 Artillerie, 21 Genie und 47 Generalstab, eingetheilt in 1 Leibgarde, 13 Regimenter Inf. 9 R. Cav., 16 Comp. Jäger, 18 C. Art., 1 Raketenbatterie, 1 Genie- und 1 Cadettencorps, deren Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung gut, der Sold aber sehr gering ist. Vorzüglich gut ist die Cavalerie beritten und eingeübt und der Artillerie fehlt nichts zu ihrer Zweckerfüllung [18]. — Der Stat hat 7 Festungen: Kopenhagen und Kronburg auf Seeland, Nyeborg auf Fünen, Fridericia in Jütland, Frederiksort in Schleswig, Rendsburg und Glückstadt in Holstein. — Die Seemacht (1807 fast ganz von den Briten weggenommen) besteht gegenwärtig aus 4 Linienschiffen (2 zu 80, 1 zu 74 und 1 zu 64 Kanonen), 8 Fregatten (4 zu 43 und

---

Aussaat-, Ernte-, Consumtions- und Handelstabellen eingereicht und von dem Tabellencomtoir in Kopenhagen geordnet; man hat ziemlich genaue Steuerkataster und Lagerbücher. Die Medizinalanstalten sind vortrefflich; sie stehen unter dem königl. mediz. Gesundheitscollegium zu Kopenhagen. In den meisten größern Städten sind gut eingerichtete Kranken-, Gebär- und Findelhäuser; Quarantaineanstalten zu Kopenhagen, Helsingör, Odense, Naskov, Aalborg ꝛc. In der Hauptstadt befindet sich die allg. Witwen- und Waisenversorgungsanstalt, 3 Tontinen- und Leibrentengesellschaften, eine Rettungsgesellschaft für Verunglückte und hier, wie in andern großen Städten, ausgezeichnete Armenanstalten. Die Anstalten gegen Feuersgefahr und das Brandversicherungswesen, das Deichwesen und die Einrichtung des Postwesens sind gut, dagegen läßt der Zustand der Landstraßen noch viel zu wünschen übrig, obschon seit 1809 ein eigenes Wegecorps (Allg. Militärzeitung 1829. S. 279.) besteht. Überall herrscht vollkommene Sicherheit und die Straf- und Besserungsanstalten in Kopenhagen, auf Mön, zu Odensee, Wiborg ꝛc. sind musterhaft eingerichtet. 13) Malchus Stat. S. 523. 14) Nach einer Verordnung vom 1. December 1816 sollen für die mosaischen Gemeinden außerhalb Kopenhagen (wo schon seit dem 17. Juli n. J. diese Einrichtung getroffen war), zu Odensee auf Fünen, Naskov auf Laaland, Aalborg und Fridericia in Jütland, 4 eigene Prediger oder Katecheten angestellt werden, die zugleich Schullehrer sind, von der Civilobrigkeit streng geprüft und von ihren Gemeinden unterhalten werden. Stein Lex. 1, 931.
15) Die Gesetze, wornach in Dänemark Recht gesprochen wird, sind: 1) Das Danske Lov von K. Christian V., welches 1683 eingeführt ist; 2) das Kirkeritualet oder die Kirchenordnung; 3) der Artikelsbrief und die Kriegsgerichtsinstruction K. Christian V., für das Heer verbindlich; 4) der Soekriegs-Artikels-brev K. Friedrich V. für die Marinetruppen; 5) die königl. Verordnungen, welche zur Ergänzung des Gesetzbuchs gegeben sind und gegen 40 Bände ausmachen; 6) die königl. Privilegien, Statuten u. s. für einzelne Stände und Städte. — In dem Herzogthume Schleswig gelten das alte Schleswig-Jütische Gesetzbuch Waldemar von 1240, die Landesordnung von 1636, die Polizeiordnung v[illegible] demselben Jahre, die Schleswig-Holsteinsche Kirchenordnung u[illegible] für einige Distrikte das Nordfriesische Landrecht von 1559. [illegible] Weimar. Handb. X. Bd. S. 47. 16) Malchus St[illegible] S. 366. Nach Hassel (Umriß II. S. 161) 10,200,000 Gu[illegible] C. M., wovon auf das eigentliche Dänemark 5,580,000, [illegible] Schleswig und Holstein 3,200,000, auf Lauenburg 120,000, [illegible] Westindien 500,000 und auf den Sundzoll 800,000 Guld. komm[illegible] Nach Stein (Lex. I. S. 938) 11 Mill. G., wozu Dänem[illegible] 4,800,000, die Herzogthümer 2,650,000, Westindien 900,[illegible] und der Sundzoll 300,000 G. beitragen. Nach Crome (Üb[illegible] sicht S. 533) 13 Mill. G., wovon auf D. 7,850,000, auf [illegible] Herzogth. 4,620,000 und auf den Sundzoll 4 bis 600,000 (ehem[illegible] 900,000) G. kommen. 17) Hassel Statistik S. 4[illegible] 18) Meinecke Lehrb. d. Geogr. 2. Aufl. II. 269. Die Krie[illegible] reserve beträgt 27,450 M. Stein Lex. II. Nachtr. S. 27.

4 zu 36 K.), 4 Corvetten, 3 Briggs, 10 Kutter und Schooner und 86 Kanonenbooten. Auf den Werften befinden sich 2 Linienschiffe zu 80 K. und 1 Corvette [19]).

Dänemark gehört gegenwärtig zu den europäischen Staten dritten Ranges und steht durch seine beiden Herzogthümer Holstein und Lauenburg im engen Vereine mit dem teutschen Bunde, in dessen Areopage es die zehnte Stelle einnimt, in der Plenarversamlung drei Stimmen führt, 3600 M. zum zehnten Heerhaufen stellt und 2000 G. zur Bundeskanzlei zahlt [20]).

Das (eigentliche) Königreich Dänemark wird eingetheilt in die sieben Stifter: 1) Seeland oder Siälland, mit der Hauptstadt des Stifts und Königreichs Kopenhagen (Kiöbenhavn); 2) Fünen oder Fyen, mit der Hptst. Odensee; 3) Laaland oder Lolland, mit der Hptst. Marieböe; — diese drei Stifter umfassen die dänischen Inseln. — 4) Aalborg mit der Hptstadt gl. N., die nördlichste Spitze der Halbinsel; 5) Wiborg mit der Hptst. gl. N. in der Mitte Jütlands; 6) Aarhuus mit der Hptst. gl. N., der südöstliche Theil der Halbinsel; und 7) Ribe oder Ripen, mit der Hptst. gl. N., der südwestliche Theil Jütlands. (S. diese Art.). — 8) Das Herzogthum Schleswig (oder Südjütland) mit d. Hptst. gl. N. (s. d. Art.). (*Leonhardi.*)

Dänische Sprache und Literatur s. am Ende d. Bds.

DÄNHOLM, früher Strela auch Strale, eine kleine zu 1 Hufe 19 Morgen und 40 Quadratruthen steuerbare [1]), der Stadt Stralsund [2]) zugehörige Insel, ganz nahe bei dieser Stadt, ihr im Südost gelegen, mit einem Ackerhofe. Kantzow [3]) erzählt, daß in oder nach dem Jahr 1326 die Dänen Nachts von dieser Insel aus Stralsund überfallen wollten, aber von den Bürgern nach hartem Kampfe gänzlich überwunden wären, und schließt so: „vnd sider hat der Holm von jnen Denholm geheißen." Bei allen Belagerungen Stralsunds hat man um den Besitz der Insel gestritten, die daher auch immer mit einer Schanze versehen war. In Friedenszeiten diente sie schon lange den Stralsundern zum Belustigungsort.
(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DÄNISCHERWALD, Distrikt an der Nordseite des Herzogthums Schleswig, eingeschlossen von der Ostsee, dem Lande Schwansen, der Eider und dem Schlesw. Holst. Kanal, jetzt nur als ein in zwei Hälften getheilter Landstrich von 37 darin liegenden adeligen Gütern bekannt; ursprünglich eine waldreiche Gegend, wahrscheinlich im Gegensatze des an der Grenze Holsteins im Lauenburgischen liegenden Sachsenwaldes also genannt.
(*Dörfer.*)

19) Ausland 1830. S. 1268. Vergl. Bisinger Darstellung der Grundmacht rc. S. 393. 20) Hassel Stat. S. 434 f.

1) Dähnert's Landes-Urkunden II. Suppl. Band, S. 697. 2) Eigentlich der Marien-Kirche daselbst. 3) 1. Bd S. 324. Die Urkunde Wizlafs's IV. vom J. 1314 [Dähnert's Landes-Urkunden. II. Bd. S. 6] erwähnt bei Bestimmung der Fischerie-Scheiden eines Deneholmes, den ich für diesen, jetzigen Dänholm halte, wonach die von Kantzow erzählte Begebenheit früher sich zugetragen haben müßte. Fr. v. Restorff's Beschreibung Pommerns, S. 329 Z. 16 von unten muß hienach berichtigt werden.

DÄSIOS, der Name eines Monats im makedonischen Kalender, entsprechend dem Anthesterion im athenischen Kalender. Nachdem Philipp, Alexanders Vater, die metonischen Monate eingeführt hatte, begann mit dem Däsios das Jahr, in unserm Februar. (*H.*)

DÄTZINGEN, ein katholisches Pfarrdorf im Oberamte Böblingen und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg, das früher dem Johanniter-Orden gehörte, mit 490 Einwohnern und einem schönen, dem Grafen v. Dillen gehörigen Schloßgute. (*Memminger.*)

DAFAR, arabische Stadt an der Küste der Provinz Hadramaut, mit einem Hafen, hat den besten arabischen Weihrauch, womit sie Handel treibt. (*H.*)

Daganus s. Magdeburg: Bischöfe.

DAGEN oder DAGDEN (schwedisch Dagö), eine Insel im baltischen Meere, zwischen dem 58 und 59° der Breite und 40—41° der Länge, zur Statthalterschaft Ehstland gehörig, ungefähr 12 Quadratmeilen groß, durch eine schmale, kaum 1 teutsche Meile breite Meerenge von der Insel Oesel getrennt, 5 Meilen von Habsal und vom festen Lande entfernt, 2 Meilen von der Insel Worms, über welche man gemeiniglich den Weg dahin nimt. Sie enthält 3 Kirchspiele, Kainis, Röðks und Pühhalep, und gehört den beiden Familien von Stakelberg und von Ungern-Sternberg. Sie würde beinahe ein Dreieck bilden, hätte sie nicht einige weit in die See hinein sich erstreckende Landspitzen, darunter die Sarerische, die Takkonasche und die Köpposche die größten sind. Auf der letzteren, als der westlichen Spitze, steht bei Dagerort ein Leuchtthurm, den man ganz deutlich sieht, wenn man von Lübeck nach Reval fährt, welcher auf Kosten der Krone vom Oktober bis in den März mit Feuerung unterhalten wird. Bei dem Dorfe Paden hat die Insel einen kleinen Hafen, dahin bisweilen ein Schiff kommt, das Landesprodukte ladet. So sicher sonst die Ueberfahrt vom festen Lande auf Böten ist, welche von 3—4 Bauern gerudert werden, so gefährlich ist die Schifffahrt wegen der vielen Untiefen, Sandbänke und kleinen Inseln in der Nähe; so daß hier nicht selten Schiffe stranden. Besonders war dies der Fall im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, als ein adeliger Seeräuber, der Baron von Ungern-Sternberg, an mehren Stellen der Insel, wo das Meer durch Klippen und Sandbänke sehr unsicher ist, falsche Leuchten und Blendwerke, dazu einer seiner Pavillons besonders eingerichtet war, hatte anlegen lassen, wodurch mehre Schiffe, die sich dadurch leiten ließen, in die Untiefen geriethen, scheiterten und in seine Gewalt fielen. Die Bevölkerung der Insel ist beträchtlich, daher auch hier, wie auf der Nachbarinsel Oesel, manche Gutsherren — sonderbar genug! — ihre Menschen nicht zu benutzen wissen. Den Sommer hindurch gehen deswegen viele nach dem festen Lande, wo sie durch allerlei Handarbeit, Grabenstechen, Maurerei, Ziegelstreichen, Kalkbrennen u. dergl. ihren Unterhalt verdienen. Ehedem wurden hier bisweilen ganze Bauernfamilien verkauft, welcher grausame Mißbrauch erbherrlicher

Gewalt jedoch in den neuesten Zeiten nachgelassen hat und durch den Kaiser Alexander I., nach Aufhebung der Leibeigenschaft, ganz verboten ist. Die Insel bringt nicht so viel hervor, als zu dem Unterhalte ihrer Bewohner erfodert wird, daher legen sich viele derselben auf allerlei Künste und Handwerke, und bringen es in einigen sehr weit. Man findet unter ihnen geschickte Tischler, Schlosser, Maurer, Zimmerleute, Büchsen- und andere Schmiede, ja selbst Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Ebenisten u. s. w. Sie sind meistens Ehsten, doch findet man auch viele schwedische Bauern unter ihnen, die ihre Sitten und Sprache beibehalten haben, dabei aber auch esthnisch reden. Der Boden der Insel ist mehrentheils schlecht und nicht sehr fruchtbar und bestehet aus Sand, Kies, Lehm, Fels- und Kalksteinen, mit Ausnahme nur weniger Gegenden, daher auch nicht alle Feld- und Gartenfrüchte wohl gedeihen. Wiesen, Weide und Viehzucht sind gut, aber das Vieh ist klein. Die Höfe, Kirchen und Dörfer liegen meistens nach dem Strande zu; die Mitte der Insel besteht aus Wiesen, Waldung, Morästen, Weideplätzen und unfeuchtbaren Sandhaiden. Die Ufer sind ziemlich hoch, sandig, lehmig und steinig. An manchen Stellen des Strandes wächst wegen des tiefen Sandes kein Gras. In der Mitte gibt es ganze Striche, wo man nichts als kahlen Sand findet, besonders da, wo die Wälder ausgebrannt sind. Kein Wunder also, daß die Felder sehr eingeschränkt sind und mancher Hof seine Bauern nicht hinlänglich beschäftigen kann. Die meiste Nahrung der Einwohner bestehet daher in Viehzucht, Fischfang (der besonders im Frühjahr und Herbste sehr ergiebig ist), zur Winterszeit in Beefertigung allerlei hölzerner Geräthschaften, auch sonst in allerhand Handarbeit für Tagelohn auf Oesel und dem festen Lande. Weil die Volksmenge auf dieser Insel so beträchtlich ist (welches daher rührt, daß die Pest im Jahre 1710 nicht hieher gedrungen ist), so sind die Fälle nicht selten, daß 5—6 Familien in einer Hütte friedlich bei einander wohnen, wie denn überhaupt die hiesigen Ehsten viel verträglicher sind, als ihre Brüder auf dem festen Lande, daher man an einem Tische oft 20 und mehrere Personen ganz zufrieden mit einander essen siehet, welches unter andern ehstnischen Stämmen etwas Ungewöhnliches ist. — Die Wälder sind voll des herrlichsten Wildes, als Auerhühner, Birk-, Hasel-, Schnee- und andere Hühner, Schnepfen u. s. w., auch gibt es viele Hasen. Von Raubthieren findet man nur Wölfe und Füchse, die im Winter über das Eis herüber kommen. Im Frühlinge, wenn das Eis anfängt aufzugehen, ist ein guter Seehundsfang, wobei die Leute so verwegen sind, daß mancher seinen Tod im Wasser findet. Die 2—3 adeligen Familien der Insel halten sich den größten Theil des Jahres über auf dem festen Lande auf, daher man außer den dasigen 3 Peedigern wenig Gelegenheit zu einem angenehmen Umgange hat. Um Dagen herum liegen mehre größere und kleinere Inseln, z. B. Kassar, auf welcher 2 Güter und eine Filialkirche sind, und dahin man bei seichtem Wasser (wenn der Wind nicht aus der See her kommt) mit einem Wagen fahren kann. Zwischen Dagden und Woems liegt mitten im Fahrwasser der große Steinriff Erik, den man wegen seiner Höhe weit sehen kann. (*Petri.*)

DAGERSHEIM, ein evang. Pfaerdorf im Oberamt Böblingen und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg mit 1020 Einwohnern, welche sich viel mit Wollenspinnerei und Wollenweberei beschäftigen. (*Memminger.*)

DAGHESTAN, d. h. auf tatarisch Bergland, ist der allgemeine geographische Name des östlichen Abhanges des Kaukasus bis zum Ufer des kaspischen Meeres. In dem westlichen und höchsten Theile dieses bei Strabo (B. 11.) unter dem Namen Albanien (d. i. Bergland) begriffenen Landes *) wohnen die zahleeichen Stämme der Lesghee (s. Lesghistan), deren Bezirk von einigen Geographen geschieden, von andern hier untergeordnet wird. Zu Daghestan im engeren Sinne rechnet man vom Terek an das Gefilde der Kumuken, das Gebiet des Schamchal von Tarku, Buinaki, Dschengutai, das Gebiet des Uzmey dee Kaitaken, den Distrikt von Derbent von Thabasseran, das Gebiet des Kyra-Chamutay, weiter südlich nach der Grenze von Schirwan, welches di Alten ebenfalls unter Albanien begriffen, das von Kub und von Musch-Kud **). Die Daghestaner sind, mi Ausschluß der lesghischen Stämme, Tataren (Kumuke und Truchmenen, mit denen auch die hier wohnende Nogaier zu einem Hauptstamm gehören), Araber un Juden. — 1) Tataren. Die Kumuken leben in Nordosten des Kaukasus, in Gesellschaft georgischer un armenischer Kaufleute, in einer fruchtbaren Niederung in leichten geflochtenen Weidenhütten, theils vom Acke bau, der ihnen Weizen, Gerste, Hafee, Hirse, und vo züglich Reis verschafft, theils von Fischerei und Vie zucht. Auch bereiten sie Baumwolle und Seide. Es sin ihree 1200 Familien (ohne Tarku), welche unter Bey stehen. Unter und zwischen ihnen wohnen unter Zelte etwa 1000 Familien von Nogaiern, Nomaden von mo golischer Gesichtsbildung, aber einer tatarischen mit de Kumukischen und Truchmenischen veewandten Sprach hier weniger räuberisch als am Kuban. Die Truchm nen oder Terechmenen, welche den türkischen Dialekt d tatarischen Sprache reden, haben die meisten ost-kauka schen Distrikte unter Kuba eingenommen (s. Schirwan Alle diese Tataren Daghestan's tragen die Spuren arab schee Vermischung, sind hager, blaß, stolz, träge. we gleich gewandt und stark, und ächte Moslemen. Sie tr gen entweder hohe und weite Mützen von Lämmerfell oder anderem Pelz mit einem großen umgestülpten Ran (wie die Truchmenen) oder eine halbkugelförmig in d Länge gefurchte tscherkessische Mütze (wie die Kumuke 2) Die daghestanischen Aeaber, welche eine gemisch tatarisch-aeabische Speache reden, stammen von den Co nien des 7. und 8. Jahrhunderts ab. (Vergl. die Auszü des Derbend-Nameh in Reinegas Beschreibung d Kaukasus und in Klaproth's: Rußlands Vergröß rung im Süden. 1815.) Sie wohnen je zu 100 Hütten od

---

*) Vergl. meine Strabon. Caucas. reg. et gentium scriptio. Lips. 1804. p. 44. **) S. hierüber die einzeln Artikel.

Zelten, die mit Filzdecken und Schilfmatten bedeckt, auf Ochsen oder Kameelen transportirt werden können, Familienweise unter selbstgewählten Hundertmännern (Jusbaschen), im Sommer wegen des Wassermangels in den Gebirgen, wo ihre Brunnen sind und wo sie den Grundherren eine Abgabe zahlen (Jeilak), im Winter in den Ebenen, an Flüssen und Seen, wo sie den Weidezoll entrichten müssen (Kischlak). Sie sind friedliebende Muhammedaner, denn ihr Feuergewehr, Bogen und Pfeile brauchen sie mehr zur Vertheidigung als zum Angriff. 5) Die Juden haben sich in Daghestan und Schirwan in einer reinen und schönen Rasse erhalten, sie mögen nun Ureinwohner seyn oder von jenen Israeliten abstammen, welche aus der alten assyrisch-medischen Gefangenschaft, in späteren Jahrhunderten gedrängt durch die Perser, hieher wanderten und, zum Ersatz für Samaria, in Schirwan Alt-Schamachi (unter Schach Nadir zerstört) erbauten. Von den Moslemen selten gedrückt zahlen sie allenthalben das Kopfgeld (Karadsch), leben in ihren Dörfern von Ackerbau und Viehzucht ziemlich unabhängig unter Ältesten und Rabbinern, sprechen neben ihrer Muttersprache das Tatarische nach dem Dialekt ihres Distrikts, und bedienen sich der zu Constantinopel oder Amsterdam gedruckten Ausgaben des Pentateuch's. — In Daghestan wird selbst an den steilsten Gebirgen Getreide gebaut, Weizen zur Sommersaat, Gerste zur Wintersaat, auch Hirse, und besonders in den durch Kanäle bewässerten Ebenen Reis; Wein in Betracht des dazu so tauglichen Bodens viel zu wenig und zu schlecht, welches mit einer Bemerkung Strabo's über Albanien übereinkommt; (denn ungeachtet die daghestanischen Reben schon im zweiten Jahre Früchte tragen, so werden sie doch hier wie in Schirwan in der Regel nur alle fünf Jahre beschnitten). Der Safran von Baku und Derbent (vergl. beide Artikel) wird bis nach Persien verführt. Der Seidenbau dieser Gegenden ist durch die russische Generaldirection schon vor der neuesten Vergrößerung Rußlands mehr in Aufnahme gekommen, welches man besonders den Verdiensten des Herrn von Bieberstein zuschreiben muß. (Vergl. überhaupt, außer Güldenstädt, Gmelin, Klaproth's Reise in den Kaukasus B. II. am Ende: tatarische Sprachen. v. Bieberstein's Beschreibung der Länder zwischen den Flüssen Terek und Kur am kaspischen Meere. 1800.) (*Rommel.*)

Daghöe s. Dagen.

DAGOBERT I. war der Sohn König Chlotars II., welcher im Jahre 613 die bisher getrennten und entzweiten Theile des fränkischen Reiches wieder unter seinem Zepter vereinigt hatte. Zu dem Besitze von Austrasien war er aber nicht durch die Waffen, sondern durch Verrath und Abfall der Großen gelangt; er mußte daher allen, welche ihm behilflich gewesen waren, reichliche Belohnungen ertheilen, Niemanden aber reichlicher, als den beiden Männern, welche die ganze Verschwörung angezettelt und geleitet hatten, dem Bischof Arnulf von Metz und dem mit diesem innig verbundenen Pippin von Landen. Pippin wurde Majordomus von Austrasien und regierte in Gemeinschaft mit Arnulf in Chlotars Namen das *austrasische* Franken. Zwischen diesem und dem neustrischen Franken hatte sich aber die Nationaltrennung und Nationaleifersucht schon so stark ausgebildet, daß sich voraussehen ließ, beide würden nicht lange unter einem Zepter bleiben können; es erhoben sich auch bald Stimmen in Austrasien, welche einen eigenen König verlangten, und Pippin und Arnulf unterstützten diese Foderung, um im Namen eines unmündigen Sohnes von Chlotar noch selbständiger regiren zu können, als im Namen Chlotars selbst. Wenn dieser Austrasien nicht wieder verlieren wollte, so mußte er nachgeben; im Jahre 622 wurde also sein ältester Sohn, Dagobert I., zum König von Austrasien erklärt, d. h. er wurde, wie sich eine Chronik ausdrückt, dem ehrwürdigen und heiligen Bischof Arnulf übergeben, damit dieser ihn nach seiner Weisheit erziehen und sein Aufseher und Hofmeister seyn solle [1]). So lange sich Dagobert dem Einflusse Arnulfs und Pippins fügte, kann der unter dem Namen Fredegarius bekannte Chronist, der im Interesse derselben schreibt, von ihm nicht Rühmliches genug sagen; wo er hingekommen sei, hätten die Mächtigen gezittert und die Armen sich gefreut; denn er habe gerichtet ohne Ansehen der Person; ja es sei kein Schlaf in seine Augen und kein Bissen in seinen Mund gekommen, als bis er allen ihr Recht verschafft habe. Der Chronist legt ein Lob, das den Ministern des Königs gebührt, diesem selbst bei. Auf einmal aber ändert sich der Ton in Fredegars Chronik; der nämliche König, dessen Gerechtigkeit so eben bis in den Himmel erhoben worden ist, verliert auf einmal alle Neigung zur Gerechtigkeit; sein Herz, seufzt Fredegar, sei wie das des Königs Salomo durch Weiber verkehrt worden, er habe nun nach den Gütern der Kirche und des Landes gegriffen, und alle Welt habe sich nun ebenso über seine Bösartigkeit betrübt, als vorher über seine Tugend gefreut [2]). Diese Veränderung in dem Urtheile eines der pippinischen Familie ergebenen Geschichtschreibers hängt so zusammen: Chlotar II. starb im Jahre 628, und Dagobert wurde nun auch König von Neustrien, von welchem er seinem Bruder Charibert nur einen kleinen Theil, das Herzogthum Aquitanien, abtrat. Er machte eine Reise durch Neustrien, und es kam ihm vor, als ob er einem Käfig entronnen sei, so drückend war ihm das Gefühl der Abhängigkeit geworden, in welcher ihn der Bischof Arnulf und der Majordomus Pippin gehalten hatten. Während er auf dieser Reise war, starb der Bischof Arnulf, und der König beschloß nun, das Gängelband, an dem er bisher geleitet worden war, ganz zu zerreißen; er kehrte nicht mehr nach Austrasien zurück, sondern schlug seinen Sitz in Paris auf. Pippin eilte zwar nach Paris, um seinen alten Einfluß über den König geltend zu machen, allein er fand schon einen andern in des Königs Vertrauen, den neustrischen Majordomus Auga; Dagobert, der Pippins Ansehen bei den Austrasiern kannte und von dem gekränkten Ehrgeize desselben gefährliche Folgen fürchtete, ließ ihn nicht wieder nach Austrasien zurückkehren, sondern behielt ihn in einer Art ehrenvoller Gefangenschaft an seinem Hofe [3]).

1) Vita Dagoberti Regis ap. du Chesne. T. I. p. 574.
2) Fredegar. Chron. cap. 58. u. cap. 60. 3) Dies grün-

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Paris ließ sich Dagobert von seiner Gemahlin Gomatrud scheiden, um ein bisheriges Hoffräulein derselben, Nantechild, zu heirathen; nicht lange darauf nahm er noch eine zweite Gemahlin, Ragnetruda, die ihn noch in demselben Jahre (629) mit einem Sohne, Siegbert, beschenkte. Während sich aber Dagobert in Neustrien aufhielt, ging in Austrasien eine Veränderung vor. Die Unruhen nämlich, welche Dagobert von Pippin fürchtete, ließen sich erregen, ohne daß dieser persönlich nach Austrasien zurückkehrte; war ja doch Pippins Sohn Grimoald, sein Schwiegersohn Ansigis und sein Vetter, der Bischof Kunibert von Cöln, in Austrasien, so daß es nur eines Winkes bedurfte, um durch diese alles auszuführen, was Pippin haben wollte. Die Machinationen der pippinischen Familie und des pippinischen Anhangs sind also von nun an darauf gerichtet, die Austrasier mit Unzufriedenheit über des Königs Entfernung nach Neustrien zu erfüllen; sie stellen die Verlegung der Residenz nach Paris als den Anfang einer schmählichen Abhängigkeit von den verhaßten und verachteten Neustriern dar; sie suchen fortwährend dahin zu wirken, daß der König gezwungen werde, entweder selbst seinen Sitz wieder in Austrasien zu nehmen, oder, was sie noch lieber sehen würden, ihnen seinen unmündigen Sohn Siegbert zum Könige zu geben. Ein Mittel, um schnell und glücklich zu ihrem Zwecke zu gelangen, bot sich ihnen bald dar. Seit der Völkerwanderung waren nämlich Böhmen, Meißen, die Oberpfalz und Kärnthen von slavischen Völkern besetzt worden, die von den Franken unter dem allgemeinen Namen Winidi zusammengefaßt werden. Ein Theil dieser Wenden hatte sich aber den Avaren unterwerfen müssen; sie wurden von diesem rohen Volke aufs ärgste mißhandelt; avarische Kriegsleute legten sich zu ihnen ins Haus und zu ihren Weibern und Töchtern ins Bett. Dies alles reizte die Wenden zur Rebellion; ein Franke, Namens Samo, stellte sich an ihre Spitze und lehrte sie ihre Kräfte kennen und so gut gebrauchen, daß er ihnen die Unabhängigkeit erkämpfte; aus Dankbarkeit dafür wurde Samo von ihnen zum Könige gewählt. Die Handelsverbindung, welche schon vorher zwischen den Franken und diesen Slaven Statt gefunden hatte, wurde natürlich noch lebhafter, seitdem ein Franke König der letzteren geworden war; sie wurde aber im Jahre 630 durch die Beraubung und Ermordung einiger fränkischen Kaufleute unterbrochen. Denn als Samo die dafür verlangte Genugthuung verweigerte, befahl der König Dagobert den Austrasiern, die Slaven anzugreifen; zugleich bewog er die Langobarden von Italien aus zu einem Einfalle in das slavische Gebiet. Hier war nun den austrasischen Optimaten eine Gelegenheit gegeben, die Nothwendigkeit eines eigenen Königs zu beweisen; sie zogen nämlich auf des Königs Befehl zwar ins Feld, allein sie ließen sich von den Slaven schlagen und von denselben Austrasien weit und breit verheeren, blos damit alle in den Wunsch einstimmen möchten, einen eigenen König zu erhalten [4]). Auf eine ächt aristokratische Weise opferte also der pippinische Anhang das Volk und dessen Interessen auf, um seine Unabhängigkeit und das verlorene Regiment zurückzubekommen. Das Mittel schlug gut an; denn dem Volke, das jährlich von den Einfällen der Slaven zu leiden hatte, sagten die Optimaten, diesem Übel wäre nicht anders abzuhelfen, als durch einen eigenen König. Das Volk verlangte also einstimmig Dagoberts vierjährigen Sohn Siegbert zum Könige, und Dagobert mußte im Jahre 633 dies Verlangen erfüllen. Von diesem Augenblicke an hört man nichts weiter von verheerenden Einfällen der Slaven; muthvoll und glücklich vertheidigten die Austrasier selbst ihre Gränzen, eine Veränderung, welche natürlich nicht durch den unmündigen König Siegbert bewirkt wurde, sondern dadurch, daß nun die Ursache wegfiel, um derentwillen die Optimaten eine Zeitlang ihre militärische Ehre und das Wohl des Landes Preis gegeben hatten.

Im Jahre 634 wurde dem König Dagobert von seiner ersten Gemahlin Nantechild ein Sohn Chlodwig geboren. Die Neustrier, welche auf ihre Unabhängigkeit ebenso eifersüchtig waren, als die Austrasier, ließen sich sogleich diesen neugebornen Prinzen als ihren künftigen König designiren, und damit dies um so unverbrüchlicher gehalten würde, mußten die austrasischen Großen feierlich schwören, daß sie Chlodwig als König von Neustrien anerkennen und unangefochten lassen wollten. Nachdem Dagobert auf diese Weise die künftige Nachfolge geordnet hatte, bekümmerte er sich nicht mehr um Austrasien, sondern wendete alle seine Aufmerksamkeit und Sorge auf Neustrien. Er vergrößerte dasselbe durch Aquitanien, welches er nach seines Bruders Chariberts und dessen Sohnes Tode wieder mit seinem Reiche vereinigte; auch bekämpfte er die Basken mit Glück, und nöthigte den Herzog von Bretagne zur Unterwerfung. Als er seinen Tod nahe fühlte, übergab er dem Majordomus Aiga seinen Sohn Chlodwig und dessen Mutter Nantechild zur Beschützung; er starb im Jahre 638 und wurde in der von ihm besonders begünstigten und bereicherten Kirche des Klosters St. Denys begraben. Dagobert I. war der letzte unter den merovingischen Königen, der noch mit Selbständigkeit und Kraft regierte, obgleich auch er schon fühlen mußte, daß die Optimaten in Austrasien der königlichen Gewalt über den Kopf hinausgewachsen waren.

(*Fr. Lorentz.*)

DAGOBERT II. wurde geboren, als die unter seinem Großvater Dagobert I. noch selbständige und kräftige Königsgewalt schon gänzlich zu Boden getreten war. Sein Vater Siegbert war als Kind auf den austrasischen Thron gekommen, nicht um selbst zu herrschen, sondern um als Puppe zu dienen, unter deren Namen und Auctorität die Großen die Zügel der Regirung führen konnten

det sich auf eine Stelle Fredegars, wo es heißt, daß der Majordomus Pippin und die übrigen austrasischen Optimaten, qui usque in transitu Dagoberti suae fuerant ditioni retenti, erst nach Dagoberts Tode wieder nach Austrasien zurückgekehrt seien. Vergl. Vales. rer. Francicarum lib. XIX. p. 114.

4) Fredegar. Chron. cap. 68: Istam victoriam, quam Winidi contra Francos meruerunt, non tantum Sclavinorum fortitudo obtinuit, quantum dementatio Austrasiorum, dum se cernebant cum Dagoberto odium incurrisse, et assidue exspoliarentur.

Die pippinische Familie hatte in Austrasien das größte Ansehen; viele Bischofsstellen waren mit ihren Anhängern besetzt, viele Beneficien an ihre Creaturen vertheilt, der Schatz war in ihren Händen und der König Siegbert in ihrer Gewalt. Pippins Sohn Grimoald glaubte daher, daß es nicht schwer seyn würde, die königliche Würde von dem merovingischen Hause auf das seinige zu übertragen. Sobald also Siegbert im Jahr 656 gestorben war, schickte Grimoald den Sohn desselben, Dagobert II., nach Irland in ein Kloster; er trat sodann mit der Bekanntmachung hervor, der kleine Dagobert wäre gestorben, sein eigener Sohn Childebert aber wäre von Siegbert an Kindesstatt angenommen und zum Thronerben eingesetzt worden. Dieser Versuch war jedoch unzeitig; nicht blos alle über die pippinische Familie Mißvergnügte, sondern selbst viele Anhänger derselben, erhoben sich gegen diese Usurpation. Noch betrachteten die Großen die Karolinger zu sehr als ihres Gleichen, um ihnen schon jetzt einen solchen Vorrang zu gönnen; ihr Neid gegen die Karolinger ließ sie ihre Abneigung gegen die Neustrier vergessen; sie riefen den neustrischen König Chlodwig herbei, und ohne Mühe wurde Grimoald nebst seinem Sohne gefangen genommen und dem Merovinger zur Bestrafung ausgeliefert.

Der austrasische Thron war also jetzt wieder für den rechtmäßigen Erben Dagobert II. offen, aber da Niemand wußte, daß und wo derselbe lebe, so bestieg ihn Chlodwig selbst, und nach dessen Tode sein zweiter Sohn Childerich. Unterdessen war Dagobert in Irland herangewachsen, und hatte sich, nachdem er über seine Abkunft und seine Rechte auf irgend eine Art Nachricht erhalten, von Irland nach England begeben, wo er bei dem Erzbischof Wilfried von York eine ehrenvolle Aufnahme fand. Von hier aus erhielten die Austrasier Kunde von seinem Leben, und gerade in dem Augenblicke, als ihr König Childerich im Jahr 673 ermordet worden war. Ein Theil der austrasischen Großen ließ ihn daher zur Rückkehr auf den Thron seiner Väter einladen, und Dagobert folgte dieser Einladung; sein Anhang war mächtig genug, um ihn auf den Thron zu setzen, aber nicht, um ihn darauf zu erhalten. Er wurde nämlich im Jahr 678 ermordet, wahrscheinlich eben so sehr auf Anstiften des neustrischen Majordomus Ebwin, als zur Freude der karolingischen Familie, welche jetzt wieder aus ihrer Zurückgezogenheit hervortritt, um die Leitung der austrasischen Angelegenheiten für immer in ihre Hände zu bringen *).

(*Fr. Lorentz.*)

DAGOBERT III. stellt ein Bild von der letzten und tiefsten Erniedrigung der merovingischen Königswürde dar. Das Übergewicht der Großen, welches sich unter Dagobert I. geltend zu machen anfing und unter Dagobert II. schon so weit gediehen war, daß die karolingische Familie nach der Krone selbst zu greifen wagte, hatte sich in der Zeit, in welcher Dagobert III. geboren wurde, schon völlig ausgebildet, und neben dem von dem Majordomus ausgeübten Principat erschien die königliche Gewalt als ein bloßes Schattenbild. Der Majordomus stand an der Spitze des Heeres und der Reichsgeschäfte, während der König in seinem Palaste blieb, mit nichts beschäftigt, als mit der Fortpflanzung seines Geschlechts; man ließ ihn alt genug werden, um Kinder erzeugen zu können, und sobald er einen Sohn hatte, verschwand er; er hörte auf zu leben, sagen die Chronisten, nicht zu regiren; denn an eine Regirung von seiner Seite ist nicht zu denken. Der König war indessen selbst in dieser herabgewürdigten Gestalt ein so wesentliches Element des fränkischen Staatswesens, daß ihn der karolingische Princeps nicht zu beseitigen wagte. Einmal im Jahre erschien er vor dem versammelten und in militärischer Ordnung aufgestellten Volke; er fuhr auf einem saubern mit Ochsen bespannten Wagen zu dieser Versamlung und wurde mit lebhaften Ehrfurchtsbezeigungen aufgenommen. Vor den Augen des Volkes bestieg er alsdann einen Thron, und der karolingische Princeps, der sonst alle Gewalt in seinen Händen hatte und der den König den ganzen übrigen Theil des Jahres in einer Art von Gefangenschaft hielt, durfte es sich nicht herausnehmen, hier anders, als in derselben Subordination, wie die übrigen Optimaten, zu erscheinen. Dem Könige wurden die fremden Gesandten vorgeführt, und der Princeps ertheilte denselben auf Befehl des Königs laut und öffentlich Bescheid; alle neue Gesetze wurden, nach erhaltener Zustimmung der Optimaten, im Namen des Königs bekannt gemacht und den anwesenden geistlichen und weltlichen Beamten mitgetheilt, um sie in ihren Districten auszuführen. Waren die Regirungsgeschäfte beendigt, so fuhr der König unter den Abschiedsgrüßen des Volkes auf dieselbe Art, wie er gekommen war, nach seinem Landsitze zurück, und hier lebte er von spärlichen Einkünften und mit einer kleinen Dienerschaft, bis ihn das nächste Jahr wieder zu einer öffentlichen Figuration rief. Von Dagobert III. läßt sich nun nichts weiter sagen, als daß er eine solche Figurantenrolle gespielt habe. Er war der Sohn Childeberts III. und folgte diesem im Jahre 711 auf dem Schattenthrone. Er erlebte zwar den Tod des karolingischen Princeps, Pippin von Herstal, und die auf denselben folgenden Unruhen, allein ohne in diesen eine Rolle zu übernehmen; er starb vielmehr im Jahre 715, gerade als die Neustrier sich gegen die Herrschaft des karolingischen Hauses erhoben und einen eigenen Majordomus mit einem von den Karolingern unabhängigen König aufzustellen suchten.

(*Fr. Lorentz.*)

Dagoe, Dagö s. Dagen.

DAGON (דָּגוֹן), eine von den Philistäern verehrte Gottheit. Unter dem Richter Eli verloren die Israeliten gegen die Philister die Schlacht bei Aphek. Sie beschlossen darauf, die heilige Bundeslade zu sich ins Lager zu nehmen, um so unter dem unmittelbaren Schutze Jehova's zu kämpfen. Dies geschah; aber sie wurden von

---

*) Weder von dem Verfasser der gesta regum Francorum, noch von allen denen, die ihm nachgeschrieben, wird Dagobert II. nach seiner Entfernung nach Irland wieder erwähnt, und lange Zeit ward seiner als eines Königs von Austrasien in der Geschichte nicht gedacht, bis Valesius zuerst darauf aufmerksam machte und bewies, daß Dagobert nach Childerichs Ermordung in sein väterliches Reich zurückgekehrt sei. Die Hauptquelle dafür ist des Eddius vita S. Wilfridi. Vergl. *Hadriani Valesii* Epistola de Dagoberto, Sigiberti filio, ap. Bouquet Recueil. T. II. p. 727 sq.

neuem geschlagen und selbst die Bundeslade kam in die Gewalt der Philister. Indeß gereichte das den Siegern nur zum Verderben; denn überall, wohin auch die heilige Lade gebracht wurde, richtete sie Unheil an unter dem unbeschnittenen Volke, sie wurde von einem Orte zum andern transportirt und endlich den Israeliten mit einem Sühngeschenke zurückgesandt. Auf diesen Wanderungen kam sie u. a. nach Asdod oder Azotus. Sie wurde in dem dasigen Tempel des Dagon niedergesetzt. Als man am andern Morgen den Tempel besuchte, war über Nacht das Bild des Dagon auf den Boden gefallen, als habe es sich vor dem Heiligthume des höheren Gottes demüthigen wollen. Man stellt es wieder auf, findet aber am zweiten Morgen alles ebenso: „Und das Haupt des Dagon, heißt es 1 Sam. 5, 4, und die beiden Hände lagen abgebrochen auf der Schwelle, nur Dagon (d. i. der bloße Fischrumpf) war noch an ihm übrig (Luther: daß der Strumpf allein darauf lag)." Hieran knüpft der Verfasser des biblischen Buchs die Notiz: „Darum treten die Priester Dagon's und alle, die zum Hause Dagon's kommen, nicht auf die Schwelle des Hauses Dagons zu Asdod, bis auf diesen Tag;" (der griechische Übersetzer fügt hinzu: „sondern sie schreiten darüber hinweg)" [1]). Dies ist die Hauptstelle der Bibel über den philistäischen Gott. Außerdem finden sich noch folgende Nachrichten. Simson war von den Philistern zu Gaza ins Gefängniß gelegt. Sie feierten ihrem Gotte Dagon ein Opfer- und Freudenfest, und ließen zu ihrer Belustigung den geblendeten Simson herbeiführen, welcher nun die letzte Rache an seinen Feinden nahm, indem er sich mit vielen der versammelten Philister unter den Trümmern des Dagon-Tempels begrub. Richt. 16. Nach 1 Chron. 10, 10 ferner legten die Philister die Rüstung des erschlagenen Saul, sowie sein Haupt, im Tempel ihres Gottes Dagon als Spolien nieder. Endlich nach 1 Makkab. 10, 83, vgl. 11, 4 wurde die Stadt Asdod samt ihrem Dagon-Tempel von Jonathan dem Makkabäer eingeäschert. — Nach dem allen scheint der Hauptsitz des Dagoncultus zu Asdod gewesen zu seyn. Aber er hatte auch zu Gaza seinen Tempel, und die weitere Verbreitung dieses Cultus auf der syrischen Küste kann man daraus folgern, daß nicht nur in der Nähe des Philisterlandes in der sogenannten Niederung (Sephela), sondern auch weiter nördlich, im südlichen Theile des Stammgebietes Ascher, Ortschaften des Namens Beth-Dagon, d. i. Dagonhaus, vorkommen. S. Jos. 15, 41 u. 19, 27. Aus der Etymologie des Namens, zusammengehalten mit jener ersten Bibelstelle, läßt sich auch auf die Gestalt des Götzen schließen. Der Name bedeutet ohne Zweifel großer Fisch; man hat sich daher einen Fischrumpf mit menschlichem Haupt, Armen und Händen zu denken. (Ob auch mit Füßen, wie einige Handschriften der griechischen Übersetzung einschwärzen, und wie manche Rabbinen glauben, bleibt unentschieden). Die Verehrung eines Götzen in Fischgestalt kann bei dem Küstenvolke, das noch dazu über Caphtor (d. i. vermuthlich Creta) aus Ägypten eingewandert, wo die Ichthyolatrie ebenfalls zu Hause war (Herodot II, 72), gewiß nicht auffallen [2]). Dem Dagonsdienste völlig analog war die Verehrung der Derketo oder Atergatis, einer weiblichen Gottheit ebenfalls in Fischgestalt, die nach Herodot und Diodor zu Askalon verehrt wurde. (S. den Art. Derketo). Manche haben daher beide Gottheiten für ein und dieselbe halten wollen, wie z. B. Jahn; Andere vermengen noch den babylonischen Dannes, oder die phönicische Astarte damit [3]). Der Grundtext der Bibel, wie auch die griechisch-alexandrinische Übersetzung bezeichnen Dagon ganz deutlich als eine männliche Gottheit, welcher immerhin die Derketo zur Seite stehen mochte, wie dem phönicischen Baal die Astarte. Als höchst unsicher ist endlich noch die Meinung zu bezeichnen, daß Dagon insbesondere Schutzgott (oder Göttin) der Saaten gewesen, was man daraus geschlossen hat, daß die Philister den Israeliten mit der Bundeslade als Weihgeschenk fünf Mäuse, aus Gold gearbeitet, übersandten, weil solche Thiere in jener Zeit das Land verwüsteten (1 Sam. 6, 4. 5). Die Art, wie dies erzählt wird, macht eine solche Folgerung durchaus nicht wahrscheinlich, und noch mislicher ist es, wenn man sich dabei auf die Etymologie des Namens stützt, sofern man diesen mit דָּגָן (dagan) Getreide combinirt. Freilich ist jene Meinung schon alt, bereits Philo Byblius [4]) deutet sie an, wenn er sagt, daß Dagon soviel als Σίτων bedeute, daß er das Getreide und den Pflug erfunden, und daher ein Ζεὺς ἀρότριος sei. Sie hat aber darum nicht mehr Gewicht, als manche andere schiefe Parallele, die dieser Phönicogräcus gezogen.

(*E. Rödiger.*)

DAGONAU, Jean, Sieur de Vaux, aus Charollois, war Richter (nach Andern Pachter) der Abtei Cluni, und starb 1580. Als Protestant wurde er nach der Bartholomäusnacht unter einem nichtigen Vorwande mit seinen beiden Brüdern verhaftet, und mußte sich mit einer ansehnlichen Summe loskaufen. Er ist der wahre Verfasser der Legende de St. Nicaise. 1574. 8.; bekannter unter dem Titel: Legende de Dom Claude de Guise, abbé de Cluni. 1581. 8., und (von Lenglet zum Druck befördert) in dem Suppl. aux mém. de Condé. Londr. (Par.) 1743. 4.; es ist eine bittere Satire auf den Herzog Cl. de Guise. Irrig wurde Gilbert Regnault für den Verfasser gehalten *).

(*Baur.*)

Dagoty s. d'Agoty.

DAGOUMER, Guillaume, aus Pontaudemer, Professor der Philosophie, Principal des Collegiums von Harcourt, und endlich Rector der Hochschule zu Paris, starb 1745 zu Courbevoie. Man hat von ihm eine, nach der Methode der Scholastiker geschriebene: Philosophia ad usum scholae accommodata. 1701. Vol. III; 1746.

---

1) Auf diese Sitte, als eine abgöttische, beziehen manche Ausleger auch Zeph. 1, 9; doch läßt sich die Stelle anders erklären.

2) Vergl. überhaupt *J. L. Götze*, diss. de *ἰχθυολατρείᾳ*. Lips. 1723. 4. 3) S. Jahn's bibl. Archäologie. Th. 3. S. 518 ff. *Selden*, de dis Syris syntagm. II. cap. 3. 4) S. dessen Worte bei Euseb. praepar. evang. 1, 10. in den Fragm. Sanchoniathon's S. 26 u. 32 der Ausg. von Orelli.

*) Thuani hist. sui tempor. ed. Genev. lib. 41. tom. 2 p. 445. Le Long et Fontette bibl. hist. de la Fr. T. II. 269. Biogr. univ. T. X. (von Weiß).

Vol. IV. 12; und eine bemerkenswerthe Requête de l'univ. de Paris contre les Jesuites. 1724. fol., wieder abgedruckt in den Requêtes au roi etc. 1761. Vol. II. 12. — Wegen mancher Seltsamkeiten, durch die sich Dagoumer auszeichnete, hat ihn le Sage im Gilblas unter dem Namen Guyomar (Buch 4. Kap. 6.) lächerlich gemacht *). (*Baur.*)

Dagsburg, Dachsburg, ehemal. Grafschaft im Unter-Elsaß, s. Leiningen. (*H.*)

DAGSNÄS, ein anmuthiger Landsitz in der schwedischen Provinz Westgothland, 1¼ Meile südlich von der Stadt Skara, berühmt durch seinen im J. 1620 verstorbenen Besitzer, den Hofintendanten Tham, einen der eifrigsten Freunde und Forscher vaterländischen Alterthums, der auf seine Kosten diejenigen Landschaften Schwedens, in welchen sich die meisten Antiquitäten finden, namentlich Westgothland, Bohus und Gottland, durchreisen ließ. In Dagsnäs schuf er aus Sümpfen liebliche Anlagen aller Art, und vereinigte dort eine zahlreiche, auserlesene Bibliothek mit trefflichen Samlungen von Ölgemälden schwedischer Meister, Kupferstichen, Petrefacten, Runenstäben und allerlei Alterthümern aus schwedischer Vorzeit, Münzen, Kannen, Holzarten in geschnittenen Tafeln, Büsten von Sergell. (S. Reise durch Schweden rc. Bd. 3. S. 278. 279.) (*v. Schubert.*)

DAGWUMBA (Degombah bei ältern Reisenden), ehemals ein mächtiges Reich im Innern Afrika's, welches aber in neuern Zeiten dem Könige der Ashantees unterworfen ist. Es liegt auf der großen Handelsstraße von Coomassie, der Hauptstadt der Ashantees, nach dem Niger, und wird im S. O. von Dahomey, im S. W. von Inta begrenzt, während im Norden das unbekannte Plateau der Kong-Gebirge liegt. Die Hauptstadt Yahndi verlegt Bowdich nach 8° 38′ N. und 55′ O. [Greenwich] 1). Schon seit alten Zeiten war diese Stadt, welche so weitläufig ist, daß man sich in den Straßen verirren kann, ein wichtiges Emporium, in welchem die Kaufleute aus allen Gegenden des Innern zusammentrafen. Obgleich das Land kein Gold enthält 2), wurden die Bewohner durch den Handel reich, verloren aber dabei ihren kriegerischen Muth. Als daher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der König der Ashantees vom Könige von Dagwumba Tribut forderte, dieser ihn verweigerte, wurde das muthlose Volk von Dagwumba geschlagen; in dem darauf geschlossenen Vertrage wurde Dagwumba ein Vasallenstat der Ashantees 3). Wenn der König der Ashantees einen Krieg führt, so fodert er Dagwumba nicht auf, ihm Hilfstruppen zu geben, weil die Truppen, seiner Aussage zufolge, zu schlecht sind, als daß er sie gebrauchen könnte 4). — Noch jetzt zeichnen sich die Bewohner von Dagwumba durch ihren Kunstfleiß aus, sie sind weit bessere Goldarbeiter, als die Ashantees; ebenso verstehen sie es, das Eisen zu bearbeiten, jedoch gibt man zu bessern Arbeiten dem europäischen Eisen den Vorzug; das Leder wird gut von ihnen gegärbt 5); sie sind das einzige Negervolk, welches die Wolle der Schafe benutzt, indem sie grobe Decken daraus verfertigen 6); auch ihre seidenen Zeuge werden von den Ashantees gerühmt. Lucas hörte von dem Sheriff Imhammed, daß die Bewohner sich damit beschäftigten, Elephanten zu zähmen 7), jedoch läugnet Bowdich diese Thatsache 8). Seit langer Zeit sind die Bewohner Muhamedaner. (*L. F. Kämtz.*)

Dahab s. Deheb.

DAHALAK (Dalaca, Dohalack, Doheleck), Insel im rothen Meere, in der Nähe der afrikanischen Küste Samhara, deren nördliches Cap nach Bruce in 15° 54′ 30″ liegt. Alvarez, welcher sich hier im J. 1520 aufhielt, rühmt die gesunde Luft, das heiße Wasser und die großen Heerden von Ziegen, Kameelen und Ochsen, welche auf den trefflichen Weiden grasen, jedoch fand er keine Bäume. Bruce, der hier im J. 1769 landete, erwähnt Pflanzungen von Akazien und Cocosnüssen, keine vierfüßigen Thiere, außer Ziegen von einer schönen Art, Esel, wenige, halb verhungerte, Kameele und eine große Menge Antelopen, die sich von Binsen nähren. Das Wasser ist Regenwasser, welches in Cisternen gesammelt wird; da aber diese nie gereinigt werden, so hat das Wasser, nach Bruce, einen ekelhaften Geruch und Geschmack. Zu Alvarez Zeit konnte der Beherrscher der Insel 500 Mann ins Feld stellen, die aber schlecht bewaffnet waren; Bruce hielt die Einwohner für ein einfältiges, furchtsames und unschädliches Volk, keiner trug Waffen. Die Insel wurde zu Bruce's Zeiten von einem Statthalter regirt, der von Masuah abhängt. Seine Einkünfte bestehen in einer Ziege, die ihm monatlich von den zwölf Dörfern auf der Insel geliefert wird, und einem geringen Geschenke, welches er von den landenden Schiffen erhält. Zu Alvarez Zeit wurden in der Nähe dieser Insel viele Perlen gesammelt, und den Gewinn davon hat der Beherrscher; zu Bruce's Zeit war die Perlenfischerei, die noch zu Poncet's Zeit auf Rechnung des Großsultans, an dessen Pascha sie verpachtet war, lebhaft betrieben wurde, ganz eingegangen, hauptsächlich durch die Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen der Türken. Die Hälfte der Bewohner geht abwechselnd nach der Wüste Arabiens, um dort als Tagelöhner zu arbeiten, und sich von da aus mit Getreide (Durrha) zu versorgen. Die Armen leben von Schmalthieren und Fischen. Die Weiber sind beherzte und erfahrene Fischerinnen. (Nach Bruns Afrika II, 191). (*L. F. Kämtz.*)

Dahchour s. Dajior.

DAHHÂN oder Ibn Dahhân (ابن الدهّان d. i. der Sohn des Öl- oder Salbenhändlers), ein arabischer Grammatiker und Dichter des 6. Jahrhunderts der Hidschra. Sein ganzer Name ist Wedschih-ed-dîn Abubekr el-Mobârek ben Abi-taleb el-Mobarek el-

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. X. (von Beuchot).

1) Bowdich Reise zu den Ashantees in der Weimar. Neuen Bibl. der Reisebeschr. XXI, 259. 2) Lucas erzählt, es besitze Gold in Menge, aber Bowdich läugnet diese Thatsache S. 426 u. 438. 3) Bowdich S. 316. 4) Bowdich S. 421.

5) Bowdich S. 415. 6) Bowdich S. 440. 7) Bruns Africa V, 241. 8) Bowdich S. 280.

dahhân [1]), oder, wie ihn Abulfeda [2]) angibt, El-wedschih el-Mobarek ibn Abi-'l-esher (ازهر) Saîd ibn el-dahhân. Er war geboren zu Wâsit am Tigris im J. 532, und starb zu Bagdad 612 der H. Er war ein Schüler des berühmten Ibn el-Enbâri, und er selbst, obgleich frühzeitig erblindet, hatte doch viele Schüler. Er hat mehre Werke über grammatische Gegenstände, sowie einige Proben seiner Poesie hinterlassen. Von letztern gibt Reiske ein paar Verse bei D'Herbelot u. d. Art. (*E. Rödiger.*)

DAHL, Michael, geb. zu Stockholm im J. 1656, wurde von seinem Landsmann Ernstraen Klocke unterrichtet, und reiste in seinem 22sten Jahre nach London, dann nach Paris und Rom, wo er das Bildniß der Königin Christine von Schweden malte, und kehrte 1688 nach England zurück. Obgleich Kneller durch seine Bildnißmalerei in London in großem Ansehen stand, so scheuete sich Dahl doch nicht, neben ihm aufzutreten, ja er übertraf denselben durch Treue der Natur, fleißigere Ausführung in allen Theilen und ein lieblicheres Colorit. Zu seinen wichtigsten Gemälden gehören Karl XI. von Schweden, zu Pferde, im Palast zu Windsor, und einige Bildnisse in der Galerie der Admirale zu Hamptoncourt u. a. (*A. Weise.*)

DAHL, Johann Christian Wilhelm, Professor der Theologie zu Rostock, von Eltern aus dem Handwerksstande daselbst den 1. Sept. 1771 geboren. Vorzügliche Talente und ungemeiner Fleiß förderten seine Fortschritte auf der Schule seiner Vaterstadt und in den akademischen Hörsälen derselben, die er seit Michaelis 1785 besuchte. Ostern 1792 begab er sich nach Jena, Michaelis 1793 nach Göttingen, und nach der Rückkehr in sein Vaterland war er bis 1797 Hofmeister in einem angesehenen Hause zu Güstrow. Nach Rostock zurückgekehrt, hielt er daselbst biblisch- und altklassisch-philologische Vorlesungen, wurde 1802 ordentlicher Professor der griechischen Literatur, und ging 1804 zu einer ordentlichen theologischen Lehrstelle über. Außer seinen Vorlesungen, die er mit der größten Sorgfalt ausarbeitete und mit unermüdeter Treue hielt, besorgte er auch die Leitung des theologisch-pädagogischen Seminariums, war seit 1807 zugleich Assessor des großherzoglichen Consistoriums; allein die allzu große Anstrengung erschöpfte seine Kräfte, und er starb am 15. April 1810. Als klassischer und biblischer Philolog, geschmackvoller Exeget, scharfsinniger Kritiker und selbstdenkender, freisinniger Theolog hat er sich durch mehre gelehrte Arbeiten rühmlich bekannt gemacht. Schon durch seinen Amos, neu übersetzt und erläutert Gött. 1795. 8., den er als Kandidat der Theologie schrieb, kündigte er sich vortheilhaft an. Die metrische Übersetzung in einem freien jambischen Sylbenmaße ist wohlklingend, und die sehr ausführlichen erläuternden Anmerkungen liefern sowol eine genaue fortgehende Interpretation, als auch besonders eine kritische Benutzung und Prüfung der alten Versionen. — Zu den gelungensten Bearbeitungen der Klaglieder des Jeremias gehört seine Übersetzung derselben im 2ten Bande von Justi's Blumenlese, und in seinen Observatt. philolog. atque crit. ad quaedam prophetarum minorum loca, subjuncta vernacula Chabacuci interpretatione. Neustrel. 1798. 8. zeigt er nicht blos kritischen Scharfsinn, sondern auch eine glückliche Divinationsgabe in der Wiederherstellung des echten Textes, gegründet auf eine solide Sprachkenntniß und auf ein feines Gefühl des echten Genius der hebräischen Sprache. In seiner Commentatio exegetico-crit. de *αὐθεντία* epistolarum Petrinae posterioris atque Judae. Rost. 1807. 4. vertheidigt er die Echtheit des zweiten Briefes des Petrus, und zeigt, daß der Brief Judä aus 2 Petr. 2 entlehnt und mit einigen Zusätzen überarbeitet sei, und keinen Apostel, sondern den Presbyter Judas zum Verfasser habe. Eine verdienstliche Arbeit, die einem schon von Ernesti, und seitdem vielfach geäußerten Wunsche entspricht, ist seine Chrestomathia Philoniana. Hamb. 1800. Vol. II. 8., die durch eine verständige Auswahl, zahlreiche philologische und besonders historische Anmerkungen, einige Exkurse, einen philologischen Index der schwersten Wörter, und überdies einen bessern Text, als man in irgend einer Ausgabe findet, ihre Zweckmäßigkeit beurkundet. Ähnliche Vorzüge empfehlen auch seine zur Profan-Philologie gehörigen Schriften: Sallusts Catilina. Braunschw. 1800. 8. Erklärende Anmerkungen zu demselben. Eb. 1800. 8. Theocriti carmina, rec. et annotatt. instr. Lips. 1804. 8. Animadversiones crit. in Taciti Agricolam. Rost. 1802. 4. u. e. a., auch Aufsätze in Zeitschriften, Beiträge zu Gablers theol. Journal und Recensionen in der neuen allg. teutsch. Bibl., der halleschen u. jen. allg. Literaturzeitung. Seine letzte Arbeit war ein in vieler Rücksicht schätzbares Lehrbuch der Homiletik Rost. 1811. 8., dessen Abdruck er nicht erlebte *). (*Baur.*)

DAHLBERG, Erich, schwedischer Graf, Feldmarschall und General-Gouverneur über Liefland, ist zu Stockholm den 10. Okt. 1625 geboren, und ebendaselbst den 16. Jan. 1703 gestorben. Die ausgezeichneten Verdienste, die er sich um das Fortifikationswesen von ganz Schweden erwarb, gereichen ihm zu desto größerem Ruhme, da er alles, was er war, durch sich selbst geworden war, und da er seine seltenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten nicht etwa glücklichen Familienverhältnissen, sondern allein seiner eigenen Anstrengung und einer weisen Benutzung vielfältiger Erfahrungen zu verdanken hatte. Nach dem frühen Verluste seines Vaters, des Landkämmerers über Westmannland, Jöns Erichsön Dahlberg, der 1629 starb, genoß er in verschiedenen Orten Unterricht, bis ihn seines Vaters Bruder erst nach Lübeck, dann nach Ham-

---

1) S. de Sacy zu Abdallatif S. 479. 2) Abulfeda's Annalen Th. IV. S. 256. D'Herbelot spricht offenbar von demselben Gelehrten unter d. Art. Dahhan, ob er gleich in der Angabe des Namens sowol als des Geburts- und Sterbejahres differirt. Er wurde nach ihm geboren im J. 494 und zwar zu Bagdad (was ein Mißverständniß: Bagdadi heißt er, weil er dort gelebt); als Todesjahr giebt D'Herbelot in Übereinstimmung mit Hadschi Chalfa das Jahr 569 an.

*) Sein Leben in Zieglers Progr. de sensu nominis etc. 1807. vor der Homiletik vom Prediger Krey, und in dessen Andenken an die Rostock. Gel. 8. S. 55—59. Leipz. Litztg. Intbl. 1810. St. 18. S. 280.

burg schickte, wo er in den Schreibschulen die schöne Handschrift lernte, die ihm nachher bei seinen Übungen im Zeichnen und in anderem Betrachte so große Vortheile gewährte. Vom J. 1641 an hielt er sich beim schwedischen Generalkämmerer Renskjöld auf, der ihn während des damaligen Krieges zu verschiedenen geheimen und wichtigen Kriegsverrichtungen mit bestem Erfolge gebrauchte. Im J. 1646 übernahm Dahlberg, der inzwischen zum Kammerschreiber bei der pommerschen Kammer war ernannt worden, das schwierige Geschäft, eine Anzahl von 86 in den teutschen Seestädten mit Provision befrachteten Fahrzeugen zusammen zu bringen und sie zum Succurs der schwedischen Armee, die dessen sehr bedurfte, von Rügen aus nach Kalmar überzuführen; und es gelang ihm zur vollkommenen Zufriedenheit der Königin Christine. Im J. 1647 fand ihn der berühmte Feldmarschall Marsefeld tüchtig, den Zustand sämtlicher schwedischer Festungen in Pommern, der Mark Brandenburg, Mecklenburg, Bremen und Westphalen zu untersuchen und sich die nothwendigsten Ausbesserungen derselben von ihm angeben zu lassen; hiedurch bahnte Dahlberg sich den Weg zu einer Ingenieurstelle unter dem Generalissimus der schwedischen Armee, dem nachmaligen Könige Karl Gustav. Einen dreijährigen Aufenthalt zu Frankfurt a. M., wo Dahlberg eine Summe von 120,000 Spec. Thlr. sogenannter Satisfactionsgelder für die Krone Schweden von verschiedenen teutschen Kreisen einzukassiren hatte, benutzte er dazu, um sich in der Mathematik, der Fortifikation, der Zeichnenkunst und anderen, einem Militair nothwendigen Wissenschaften und Künsten zu vervollkommenen. An der Vollendung einer Reise, die er 1654 von Wien aus mit einem jungen Franzosen de la Hay nach Konstantinopel und weiter zu machen die größeste Begierde hatte, wurde er eben sowol, wie an einer andern, die er 1655 als Führer der schwedischen Freiherren Kronstjerna nach Jerusalem zu machen gedachte, durch die Kriegsumstände gehindert; er kam auf jener Reise nur bis Gomera und Gran, auf dieser nicht viel weiter, als bis nach Venedig. Ein wiederholter Versuch, Jerusalem zu sehen, wurde durch den fortdauernden Türkenkrieg vereitelt; schon von Palermo aus folgte er dem an ihn ergangenen Rufe, wieder in schwedische Dienste zu treten, und er erhielt die Stelle eines Generalquartiermeister-Lieutenants bei der Hauptarmee. Die Pest, welche ihn um diese Zeit unweit Tolfernit ergriff, setzte ihn 3 Wochen lang der augenscheinlichsten Lebensgefahr aus; aber er überwand sie glücklich, und war bald wieder im Stande, den von seinem Könige erhaltenen Befehl, bei Thorn neue Festungswerke anzulegen, auszurichten. Bei allen den großen Unternehmungen, wodurch Karl Gustav in dem damaligen polnischen Kriege sich auszeichnete, war Dahlberg zugegen, und erwarb sich als Stellvertreter des verstorbenen Generalquartiermeisters durch seine Gewandtheit, Treue und Eifer im Dienste, des Königs vorzügliches Vertrauen. Nicht geringere Dienste leistete er ihm in derselben Eigenschaft während des nachherigen Krieges mit Dänemark, wo unter andern auch die Festung Kronenburg bei Helsingör durch ihn große Verbesserungen erhielt. Nach des Königs 1660 erfolgtem Tode wurde Dahlberg zum Obristlieutenant ernannt, und zugleich in den Adelstand erhoben. Auch unter Karl Gustavs Thronfolger leistete Dahlberg als Commandant von Malmöe und Direktor der Festungen in Schonen und Halland, nachher als Generalquartiermeister und Direktor sämtlicher Festungen in Schweden, und besonders während des Krieges mit Dänemark von 1675 an, solche große Dienste, daß ihm die Commandantenstelle erst über die Festung Christianstadt und dann über die neu angelegte wichtige Festung zu Landskrona anvertraut wurde. Zur Belohnung der Geschicklichkeit und Treue, welche Dahlberg späterhin in dem Verbesserungsgeschäfte sämtlicher Reichsfestungen, in dem Grenzberichtigungswerke zwischen Schweden und Dänemark, und in der Milizeintheilung im Jönköpinger Lehn bewies, wurde er 1687 zur Würde eines Landhauptmanns über das Lehn Jönköping, mit Generalmajors Rang, 1688 in den freiherrlichen Stand, 1692 zum Generalfeldzeugmeister, 1693 zum königlichen Kriegsrath und zugleich zum schwedischen Reichsgrafen, Feldmarschall und Generalgouverneur über die Herzogthümer Bremen und Verden, und 1696 über Liefland erhoben. Noch als 75jähriger Greis diente er unter Karl XII., und vereitelte Flemmings Anschlag auf Riga durch Verbrennung der Vorstädte dieser Stadt — weshalb er sich jedoch durch eine besondere Schrift bei seinem Könige zu rechtfertigen genöthigt war. — Obgleich Dahlberg in seiner Ehe mit Marie Eleonore geb. Drakenhjelm vier Söhne gezeugt hatte, so hinterließ er doch bei seinem Tode keine männlichen Erben und sein Name starb mit ihm aus. Übrigens waren seine Verdienste um die schwedischen Festungen, die er alle theils neu angelegt, theils vom Grund aus verbessert hatte, so groß, daß man ihn den Vauban und Coehorn der Schweden nannte. Sein prachtvolles Werk: *Suecia antiqua et hodierna*, enthält die unverwerflichsten Zeugnisse von seiner seltenen Einsicht und Geschicklichkeit, Städte, Festungen mit ihren Umgebungen, Schlachten und Belagerungen zu zeichnen; auch in Pufendorfs Geschichte des Königs Karl Gustav sind fast alle Kupferstiche von seinem Griffel. (Siehe A. L. Schlözers schwed. Biographie rc. Th. 1. S. 524 ff.)

(v. Gehren.)

DAHLEN 1) Gräfl. Bünausche Stadt im meißnischen Amte Oschatz des Königr. Sachsen, mit einem Schlosse, einer Kirche, 236 Häusern und gegen 1300 Einwohnern, deren Hauptnahrungszweig Leinen- und Barchentweberei, Torfgräberei und Krappbau ist. Unweit der Stadt befindet sich ein ziemlich reichhaltiger Salzquell, der in älteren Zeiten gefaßt gewesen, jetzt aber verfallen ist. Die Stadt ist von Sorbenwenden erbauet und soll nach der Stadt Dalen in Dalmatien (s. Dalemenci) benannt seyn. — 2) Preußische Stadt im Kreise Gladbach, des Regirungsbezirks Düsseldorf, mit 844 Häusern, zwei katholischen Kirchen und 4478 Einwohnern (mit Inbegriff des Militairs), deren Hauptgewerbe in Seiden- und

Sammetfabriken, Leinwand- und Damastwebereien, Flachsbau und Leinhandel besteht. — (*H.*)

3) Dahlen oder Dahlholm, ein Kirchspiel des Rigaschen Kreises im Herzogthum Liefland oder der Rigaschen Statthalterschaft, mit einem sandigen und morastigen Kornboden, der starke Kultur erfodert, wenn er tragbar seyn soll. Es besteht aus 3 Theilen: 1) aus einem in der Düna liegenden Holm (Insel), 1¼ Meile lang und ½ Meile breit. Dieser Holm hat zu dem Namen Dahlholm Veranlassung gegeben, nach welchem oft, aber fälschlich das ganze Kirchspiel, das Dahlholmsche, und das in demselben liegende Gut Dahlen, zuweilen Dahlholm genannt wird. Auf diesem Holm befinden sich: das Gut und der Hof Dahlen; ersteres größtentheils auf dem festen Lande mit 3 Ziegelöfen, 1 Kalkofen (die in Riga hinlänglich Absatz finden), und 1 Windmühle. Das ehemalige Schloß zu Dahlen war eins der ersten in Liefland, von dem noch bis jetzt einige Trümmern übrig sind; ferner das Pastorat, ein paar Schenken (Krüge) und 50 Bauernfamilien, die theils zum Hofe, theils zum Pastorate gehören; — 2) aus Rolperholm, ebenfalls einer in der Düna liegenden Insel, auf der sich aber nur eine Bauernwohnung befindet; — 3) aus festem Lande, auf welchem die übrigen Güter des Kirchspiels liegen, als Kirchholm, Pullkern, Bersenmünde ꝛc. (*Petri.*)

DAHLIA. So nannte Cavanilles eine Pflanzengattung zu Ehren des Schweden Andreas Dahl, welcher Bemerkungen zum Linnéschen System, verbunden mit einer Vertheidigung des jüngern Linné gegen die Angriffe eines Rec. in den Leip. Commentarien, als Inaugural-Dissertation herausgab (Observationes botanicae circa Systema vegetabilium divi a Linné, quibus accedit justae in manes Linnaeanos pietatis specimen; Hafn. 1787). Dieser Gattungsname ward von Willdenow in *Georgina* umgewandelt, da schon früher Thunberg eine ganz andere Pflanzengattung mit dem Namen Dahlia belegt hatte. Aber auch diese Thunbergsche Gattung wurde von Persoon umgetauft: er nannte sie *Trichocladus*. So führt denn eigentlich keine Pflanzengattung mehr den Namen Dahlia, welcher überdies dem Namen Dalea (den eine Leguminosen-Gattung trägt) zu ähnlich klingt. (*A. Sprengel.*)

DAHLIA pinnata *) enthält 1) in ihren Wurzelknollen, die als sehr nährend angepriesen werden, nach Payen **) folgende Bestandtheile: Wasser 76, Dahlin (s. unten) 10, apfelsauren und citronensauren Kalk und Ammonium, Holzfaser, phosphors. Kalk, Kieselerde, Eiweisstoff, ätherisches Öl, fettes Öl, bittere, gewürzhafte Substanz; salpetersaures Kali, salzsauren Kalk, Citronensäure, dem Osmazom ähnliche Stickstoff hältige Materie; schwefelsauren Kalk und Farbstoff. Die Oberhaut der Knollen gibt mehr Farb- und Gewürzstoff, als diese selbst, und riecht hervorstechend Vanille ähnlich; auch enthält sie mehr Kieselerde, Salpeter und phosphorsauren Kalk. Ihr flüchtiges Öl erscheint in gelben, undurchsichtigen concreten Fäden, und riecht, wie das aus den Knollen gewonnene, welches leichter als Wasser und schwerer, als 28gradiger Alkohol ist, sehr stark schmeckt aber wenig scharf. Aus seiner Auflösung in 36gradigem Alkohol scheidet es sich beim Verdampfen in Form ambragelber Tropfen aus, und wird mit der Zei[t] zu einer harzigen, braunrothen Materie. Das fett[e] Knollenöl sieht braun aus, schmeckt mild und etwas wür[z]ig, wird ranzig, ohne bitter zu schmecken, und ist ve[r] leichter, als Wasser. — Über Bereitung des Dahlien knollenmehls und des Zuckers daraus s. Dingler's polytechn. Journ. ꝛc. 1830. XXXVII. 4. S. 289. — 2) Die verschiedentlich gefärbten Blumenblätte[r] der Dahlien geben, nach Payen (a. a. O. S. 429, un[d] bei Schweigger a. a. O. S. 345 ꝛc.; vergl. Stoltze's Berl. Jahrb. der Pharm. XXVI. 1. S. 197 ꝛc.), au[f] weisses Papier mancherlei Farben-Nüancen, die von seh[r] verdünnten kalischen und sauren Auflösungen abweichen[d] verändert werden; am bestimmtesten geschieht dies bei de[r] Tinktur der violetten Blätter. So wird das violette Dah[l]iapapier durch eine, auch doppelt mit Wasser verdünnt[e] Kalilösung, die auf Curcumapapier und geröthetes Lack[]muspapier nicht einwirkt, sehr deutlich bläulich-grün[.] Ein gleiches Verhalten findet bei Anwendung sehr ver[]dünnter Säuren Statt, nur daß die dadurch geröthet[e] Farbe des Dahliapapiers nach einigen Minuten blaßgrü[n] wird. — Die violette Farbe der Tinctur aus violette[n] Blumenblättern wird durch starke Kalilaugen mehr gelb[] lichgrün, durch verdünnte mehr blaugrün. Diese Tinctu[r] gehört also unter die empfindlichsten Prüfungsmittel au[f] Säuren und auf Kalien. (*Th. Schreger.*)

DAHLIENÖL wird erhalten durch Destillation be[i] zu feinem Brei geschabten Wurzelknollen der *Dahlia pinnata* L. mit Wasser in schönen ambragelben Tropfen[,] welche fast den sehr starken Geruch der Knollen besitzen[,] wenig scharf sind, leichter als Wasser, schwerer als Al[]kohol von 28° B., und mit erstem eine bleibende trüb[e] Emulsion bilden. Mit der Zeit wird das Öl zu einer har[]zigen, braunrothen Materie. Wenn es zu 20° C. er[]wärmt, und dann langsam abgekühlt wird, so schieße[n] Krystalle darin an, welche Benzoësäure zu seyn scheinen[.] (S. *Payen* im Journ. de Pharm. X. 239; verg[l.] Schweigger's Journ. d. Ch. ꝛc. Neue Reihe. IX 339). (*Th. Schreger.*)

DAHLIN, (Dahline), Dahlinium nennt Payen * eine eigene, aber in allen Stücken mit Rose's Inuli[n] (s. unten *Inulin*) übereinkommende und, nach Bra[]connot, dem Salzmehl der Wurzelknollen von *Helianthus tuberosus* analoge Substanz, die aus den Zwiebel[]knollen der Dahlien folgender Maßen entwickelt wird[:] man stößt die gewaschenen Knollen zu feinem Brei, wäsch[t] diesen auf Leinwand öfters mit wenigem Wasser aus[,] kocht ihn ½ Stunde mit doppelt so vielem Wasser, we[...]

*) Die Dahlia pinnata bei Cavanilles ist Willdenows Georgina purpurea. **) Im Journ. de Pharm. Nr. 7. u. 8. 1823. Im Auszug in Schweiggers Journ. d. Ch. u. Ph. 1823. IX. 3. S. 338 ꝛc.

*) Im Journ. de Pharm. Nr. 7 u. 8. Juillet et Aug. 182[3] im Auszuge bei Schweigger in dessen Journ. f. Ch. u. P[h.] 1823. IX. 3. S. 338 ꝛc.; vergl. Stoltze Berlin. Jahrb. f. [d.] Pharm. XXVI. 1. S. 165 ꝛc. und S. Stratingh in d. Algem. Konst- et Letterbode. 1824. Nr. 25. etc., teutsch in Buchner's Repertor. f. d. Pharm. 1825. XXI. 3. S. 419 ꝛc.

chem 0,05 Kreide zugesetzt ist, bringt das Ganze auf ein linnenes Filter, und zieht den Rückstand nochmals mit Wasser aus; die vereinigten Auszüge verdampft man nun bis auf ¼ ihres Volums, setzt erst 0,04, dann noch die Hälfte Thierkohle nebst Eischaum hinzu und kocht das Ganze, welches, gehörig abgeklärt, filtrirt und bis zum Häutchen abgeraucht wird. Nach dem Erkalten fällt das Dahlin zu Boden, und wird mit kaltem Wasser abgewaschen. Aus den Abwaschwassern läßt sich durch Kreide und etwas mehr Kohle noch Dahlin abscheiden, und so in Allem wenigstens $\frac{1}{10}$ davon gewinnen.

Es ist ein weißes, geruch- und geschmackloses, äußerst zähes Pulver, von 1,355 spec. Gewicht, auflöslich im Wasser, doch mehr im warmen, als im kalten; die bis zum Häutchen verdampfte Auflösung gesteht beim Erkalten zu einer körnigen Masse, und bildet ein durchsichtiges Hydrat, das, auf ein Filter gebracht, etwas Flüssigkeit abtröpfeln läßt. Ein Theil des Dahlin verbindet sich mit der Faser des Papiers, und macht es nach dem Trocknen halb durchscheinend, während das trockne Dahlin selbst halb durchsichtig, wie Horn erscheint. Es ist fest, spröd, bricht leichter als trockene Gallerte, wird durch schnelle Aufnahme eines Theils kalten Wassers undurchsichtig, und zergeht darin, doch löst das Wasser bei 0 Grad nur 0,002 Dahlin auf. Absoluter Alkohol wirkt nicht darauf, sondern schlägt es aus der wässerigen Auflösung als ein unfühlbares Pulver nieder. Kali löst es in der Kälte vollständig auf, und bildet eine farblose, durchsichtige Auflösung. Mit Hefe gährt das in Wasser vertheilte Dahlin, und gibt Alkohol, Kohlensäure nebst Spuren von Ammonium. Barytwasser bildet in einer wässerigen Dahlin-Auflösung einen weißen Niederschlag, der nur bei Überschuß von Baryt, durch Salpeter- und Essigsäure, ohne Gasentwickelung, wieder aufgelöst wird. Die wässerige Dahlinauflösung wird durch salzsauren Baryt nicht gefället, außer nach einem Zusatz von einigen Tropfen Kali. Öfters mit warmen Wasser behandeltes Dahlin wird etwas verändert, und löslicher im kalten Wasser und Alkohol. Baryt macht in diesen Auflösungen häufige Niederschläge. Bei 75° wird das Dahlin von 0,02 Schwefelsäure in Zucker verwandelt, der weiß, nicht krystallisirbar, gährungsfähig und süßer, als Stärkmehlzucker ist. Der durch Essigsäure daraus gebildete Zucker fällt weniger süß aus, am süßesten aber der mit verdünnter Phosphorsäure erhaltene, welcher in 40gradigem Alkohol auflöslich ist, und durch Gährung gänzlich in Alkohol, Kohlensäure und Spuren von Ammonium zerlegt wird. Mit Wasser gekocht färbt er sich gelb. Jod und andere Reagentien wirken nicht auf die Dahlinauflösungen, außer Galläpfeltinktur, die darin einen leichten, schuppigen, bei 50° auflöslichen Niederschlag bildet.

Nach allen diesen dürfte das Dahlin als ein nahrhaftes Mittel selbst in manchen Krankheiten anwendbar seyn, und durch seine Auflöslichkeit als Zusatz zu den meisten Getränken sich noch mehr empfehlen. (Vergl. *Braconnot* in d. *Ann. de chimie et de phys.* T. XXV. p. 358; teutsch in Hänle's Magaz. f. d. n. Erfahr., Entdeck. u. Berichtigungen im Gebiete der Pharmacie. VI. Junisheft. *Gay-Lussac* in d. Journ. de Pharm. 1824. S. 408.) (*Th. Schreger.*)

DAHLMANN, Karl und Laurens, gelehrte Schweden, die sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch mehre nützliche landwirthschaftliche Schriften bekannt machten, in welchen sie mancherlei anwendbare Vorschläge zur Verbesserung der Landwirthschaft und des Gartenbaues thaten. Von Karl hat man: Svenska hushallsroen. Stockh. 1746—50. Vol. III. 8. und Enledning til swenska humlegards skogs ock angs skoetsel. Ib. 1748. 8. Laurens schrieb: De conservatione sylvarum in patria. Lips. 1741. 4. Eskilsons, swenska landhushaeldning. Stockh. 1745—50. Vol. III. 8. Haste botare. Ib. 1749. 8. Om Akerbruket. Ib. 1752. 8. Humle-Skoys-angs-skiötsel. Ib. 1760 *). (*Baur.*)

DAHLMANN, Peter, ein teutscher Gelehrter, der um 1709 zu Halle lebte, bekannt als Verfasser zweier ziemlich mangelhafter, doch nicht werthloser Kompilationen, unter dem Titel: Schauplatz der maskirten und demaskirten Gelehrten. Leipz. 1710. 8. Historischer Schauplatz vornehmer und berühmter Stats- und Rechtsgelehrten. Erfurt und Leipz. (Berlin) 1710—15. 2 Th. 8. — Das erste Buch ist eigentlich ein Auszug aus Placcii theatro anonymorum et pseudon., und das zweite legen einige auch einem gewissen Rühlmann bei †). (*Baur.*)

Dahman s. Parsismus.

DAHME, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, im Kreise Jüterbock des Regirungsbez. Potsdam, an dem Flüßchen Dahme gelegen, mit 354 Häusern, 1 Schloß, 2 Kirchen, 2882 Einwohnern, deren Hauptnahrungszweige in Tuch- und Wollzeug-, Leinwand- und Tabaksfabriken bestehen. Der Ort ist mit Mauern und Gräben umschlossen und hat ein Stadt- und Landgericht, ein Domänen- und ein Postamt. (*H.*)

DAHOMEY (Dahomy, Dahome, Dahomet), einst ein mächtiges Reich an der Guineaküste auf den südlichen und östlichen Terrassen des Plateaus, auf welchem der Niger, Gambia und andere größere Flüsse entspringen. Das Reich wurde erst im Anfange des 17ten Jahrhunderts bekannter; um das Jahr 1708 zeichnete sich das Volk unter dem Könige Guadscha Prudo durch Kriegsthaten aus, und mehre benachbarte Reiche, wie Whydah, Ardrah und andere wurden von ihm erobert. Dalzel [1]) und Norris [2]) haben uns die einzigen vollständigeren Nachrichten geliefert; an neueren Thatsachen fehlt es aber ganz, so daß sich wenig über den jetzigen Zustand des Reichs sagen läßt. — Der König ist unumschränkter Despot, alle Unterthanen erkennen sich als seine Sklaven an, alle sind darin einverstanden, daß der König das Recht habe, uber ihr Eigenthum und Leben nach Gutdünken zu schal-

---

*) Boehmeri bibl. scriptor. hist. nat. Registr. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars).

†) Jugleri bibl. hist. lit. T. II. 1317. Adelungs Zus. z. Jöcher.

1) History of Dahomey, an inland Kingdom of Africa. London 1795. 2) Magazin von Reisebeschreibungen. Berlin 1791. Bd. V.

Sammetfabriken, Leinwand- und Damastwebereien, Flachsbau und Leinhandel besteht. — *(H.)*

3) Dahlen oder Dahlholm, ein Kirchspiel des Rigaschen Kreises im Herzogthum Liefland oder der Rigaschen Statthalterschaft, mit einem sandigen und morastigen Kornboden, der starke Kultur erfodert, wenn er tragbar seyn soll. Es besteht aus 3 Theilen: 1) aus einem in der Düna liegenden Holm (Insel), 1½ Meile lang und ½ Meile breit. Dieser Holm hat zu dem Namen Dahlholm Veranlassung gegeben, nach welchem oft, aber fälschlich das ganze Kirchspiel, das Dahlholmsche, und das in demselben liegende Gut Dahlen, zuweilen Dahlholm genannt wird. Auf diesem Holm befinden sich: das Gut und der Hof Dahlen; ersteres größtentheils auf dem festen Lande mit 3 Ziegelöfen, 1 Kalkofen (die in Riga hinlänglich Absatz finden), und 1 Windmühle. Das ehemalige Schloß zu Dahlen war eins der ersten in Liefland, von dem noch bis jetzt einige Trümmern übrig sind; ferner das Pastorat, ein paar Schenken (Krüge) und 50 Bauernfamilien, die theils zum Hofe, theils zum Pastorate gehören; — 2) aus Rolperholm, ebenfalls einer in der Düna liegenden Insel, auf der sich aber nur eine Bauernwohnung befindet; — 3) aus festem Lande, auf welchem die übrigen Güter des Kirchspiels liegen, als Kirchholm, Pullkern, Bersenmünde ꝛc. *(Petri.)*

DAHLIA. So nannte Cavanilles eine Pflanzengattung zu Ehren des Schweden Andreas Dahl, welcher Bemerkungen zum Linnéschen System, verbunden mit einer Vertheidigung des jüngern Linné gegen die Angriffe eines Rec. in den Leip. Commentarien, als Inaugural-Dissertation herausgab (Observationes botanicae circa Systema vegetabilium divi a Linné, quibus accedit justae in manes Linnaeanos pietatis specimen; Hafn. 1787). Dieser Gattungsname ward von Willdenow in *Georgina* umgewandelt, da schon früher Thunberg eine ganz andere Pflanzengattung mit dem Namen Dahlia belegt hatte. Aber auch diese Thunbergsche Gattung wurde von Persoon umgetauft: er nannte sie *Trichocladus*. So führt denn eigentlich keine Pflanzengattung mehr den Namen Dahlia, welcher überdies dem Namen Dalea (den eine Leguminosen-Gattung trägt) zu ähnlich klingt. *(A. Sprengel.)*

DAHLIA pinnata *) enthält 1) in ihren Wurzelknollen, die als sehr nährend angepriesen werden, nach Payen **) folgende Bestandtheile: Wasser 76, Dahlin (s. unten) 10, apfelsauren und citronensauren Kalk und Ammonium, Holzfaser, phosphors. Kalk, Kieselerde, Eiweisstoff, ätherisches Öl, fettes Öl, bittere, gewürzhafte Substanz; salpetersaures Kali, salzsauren Kalk, Citronensäure, dem Osmazom ähnliche Stickstoff hältige Materie; schwefelsauren Kalk und Farbstoff. Die Oberhaut der Knollen gibt mehr Farb- und Gewürzstoff, als diese selbst, und riecht hervorstechend Vanille ähnlich; auch enthält sie mehr Kieselerde, Salpeter und phosphorsauren Kalk. Ihr flüchtiges Öl erscheint in gelben, undurchsichtigen concreten Fäden, und riecht, wie das aus den Knollen gewonnene, welches leichter als Wasser, und schwerer, als 28gradiger Alkohol ist, sehr stark, schmeckt aber wenig scharf. Aus seiner Auflösung in 36gradigem Alkohol scheidet es sich beim Verdampfen in Form ambragelber Tropfen aus, und wird mit der Zeit zu einer harzigen, braunrothen Materie. Das fette Knollenöl sieht braun aus, schmeckt mild und etwas würzig, wird ranzig, ohne bitter zu schmecken, und ist viel leichter, als Wasser. — Über Bereitung des Dahlienknollenmehls und des Zuckers daraus s. Dingler's polytechn. Journ. ꝛc. 1830. XXXVII. 4. S. 289. — 2) Die verschiedentlich gefärbten Blumenblätter der Dahlien geben, nach Payen (a. a. O. S. 429, und bei Schweigger a. a. O. S. 345 ꝛc.; vergl. Stoltze's Berl. Jahrb. der Pharm. XXVI. 1. S. 197 ꝛc.), auf weißes Papier mancherlei Farben-Nüancen, die von sehr verdünnten kalischen und sauren Auflösungen abweichend verändert werden; am bestimmtesten geschieht dies bei der Tinktur der violetten Blätter. So wird das violette Dahliapapier durch eine, auch doppelt mit Wasser verdünnte Kalilösung, die auf Curcumapapier und geröthetes Lackmuspapier nicht einwirkt, sehr deutlich bläulich-grün. Ein gleiches Verhalten findet bei Anwendung sehr verdünnter Säuren Statt, nur daß die dadurch geröthete Farbe des Dahliapapiers nach einigen Minuten blaßgrün wird. — Die violette Farbe der Tinctur aus violetten Blumenblättern wird durch starke Kalilaugen mehr gelblichgrün, durch verdünnte mehr blaugrün. Diese Tinctur gehört also unter die empfindlichsten Prüfungsmittel auf Säuren und auf Kalien. *(Th. Schreger.)*

DAHLIENÖL wird erhalten durch Destillation der zu feinem Brei geschabten Wurzelknollen der *Dahlia pinnata* L. mit Wasser in schönen ambragelben Tropfen, welche fast den sehr starken Geruch der Knollen besitzen, wenig scharf sind, leichter als Wasser, schwerer als Alkohol von 28° B., und mit erstem eine bleibende trübe Emulsion bilden. Mit der Zeit wird das Öl zu einer harzigen, braunrothen Materie. Wenn es zu 20° C. erwärmt, und dann langsam abgekühlt wird, so schießen Krystalle darin an, welche Benzoësäure zu seyn scheinen (S. *Payen* im Journ. de Pharm. X. 239; vergl. Schweigger's Journ. d. Ch. ꝛc. Neue Reihe. IX. 339). *(Th. Schreger.)*

DAHLIN, (Dahline), Dahlinium nennt Payen *) eine eigene, aber in allen Stücken mit Rose's Inulin (s. unten *Inulin*) übereinkommende und, nach Braconnot, dem Salzmehl der Wurzelknollen von *Helianthus tuberosus* analoge Substanz, die aus den Zwiebelknollen der Dahlien folgender Maßen entwickelt wird: man stößt die gewaschenen Knollen zu feinem Brei, wäscht diesen auf Leinwand öfters mit wenigem Wasser aus, kocht ihn ¼ Stunde mit doppelt so vielem Wasser, we

*) Die Dahlia pinnata bei Cavanilles ist Willdenows Georgina purpurea. **) Im Journ. de Pharm. Nr. 7. u. 8. 1823. Im Auszug in Schweiggers Journ. d. Ch. u. Ph. 1823. IX. 3. S. 338 ꝛc.

*) Im Journ. de Pharm. Nr. 7 u. 8. Juillet et Aug. 1823; im Auszuge bei Schweigger in dessen Journ. f. Ch. u. Ph. 1823. IX. 3. S. 338 ꝛc.; vergl. Stoltze Berlin. Jahrb. f. Pharm. XXVI. 1. S. 165 ꝛc. und S. Stratingh in d. Algem. Konst- en Letterbode. 1824. Nr. 25. etc., teutsch in Buchner's Repertor. f. d. Pharm. 1825. XXI. 3. S. 419 ꝛc.

chem 0,05 Kreide zugesetzt ist, bringt das Ganze auf ein linnenes Filter, und zieht den Rückstand nochmals mit Wasser aus; die vereinigten Auszüge verdampft man nun bis auf ½ ihres Volums, setzt erst 0,04, dann noch die Hälfte Thierkohle nebst Eischaum hinzu und kocht das Ganze, welches, gehörig abgeklärt, filtrirt und bis zum Häutchen abgeraucht wird. Nach dem Erkalten fällt das Dahlin zu Boden, und wird mit kaltem Wasser abgewaschen. Aus den Abwaschwassern läßt sich durch Kreide und etwas mehr Kohle noch Dahlin abscheiden, und so in Allem wenigstens $\frac{1}{10}$ davon gewinnen.

Es ist ein weißes, geruch- und geschmackloses, äußerst zähes Pulver, von 1,355 spec. Gewicht, auflöslich im Wasser, doch mehr im warmen, als im kalten; die bis zum Häutchen verdampfte Auflösung gesteht beim Erkalten zu einer körnigen Masse, und bildet ein durchsichtiges Hydrat, das, auf ein Filter gebracht, etwas Flüssigkeit abtröpfeln läßt. Ein Theil des Dahlin verbindet sich mit der Faser des Papiers, und macht es nach dem Trocknen halb durchscheinend, während das trockne Dahlin selbst halb durchsichtig, wie Horn erscheint. Es ist fest, spröd, bricht leichter als trockene Gallerte, wird durch schnelle Aufnahme eines Theils kalten Wassers undurchsichtig, und zergeht darin, doch löst das Wasser bei 0 Grad nur 0,002 Dahlin auf. Absoluter Alkohol wirkt nicht darauf, sondern schlägt es aus der wässerigen Auflösung als ein unfühlbares Pulver nieder. Kali löst es in der Kälte vollständig auf, und bildet eine farblose, durchsichtige Auflösung. Mit Hefe gährt das in Wasser vertheilte Dahlin, und gibt Alkohol, Kohlensäure nebst Spuren von Ammonium. Barytwasser bildet in einer wässerigen Dahlin-Auflösung einen weißen Niederschlag, der nur bei Überschuß von Baryt, durch Salpeter- und Essigsäure, ohne Gasentwickelung, wieder aufgelöst wird. Die wässerige Dahlinauflösung wird durch salzsauren Baryt nicht gefället, außer nach einem Zusatz von einigen Tropfen Kali. Öfters mit warmen Wasser behandeltes Dahlin wird etwas verändert, und löslicher im kalten Wasser und Alkohol. Baryt macht in diesen Auflösungen häufige Niederschläge. Bei 75° wird das Dahlin von 0,02 Schwefelsäure in Zucker verwandelt, der weiß, nicht krystallisirbar, gährungsfähig und süßer, als Stärkmehlzucker ist. Der durch Essigsäure daraus gebildete Zucker fällt weniger süß aus, am süßesten aber der mit verdünnter Phosphorsäure erhaltene, welcher in 40gradigem Alkohol auflöslich ist, und durch Gährung gänzlich in Alkohol, Kohlensäure und Spuren von Ammonium zerlegt wird. Mit Wasser gekocht färbt er sich gelb. Jod und andere Reagentien wirken nicht auf die Dahlinauflösungen, außer Galläpfeltinktur, die darin einen leichten, schuppigen, bei 50° auflöslichen Niederschlag bildet.

Nach allen diesen dürfte das Dahlin als ein nahrhaftes Mittel selbst in manchen Krankheiten anwendbar seyn, und durch seine Auflöslichkeit als Zusatz zu den meisten Getränken sich noch mehr empfehlen. (Vergl. *Braconnot* in d. *Ann. de chimie et de phys.* T. XXV. p. 358; teutsch in Hänle's Magaz. f. d. n. Erfahr., Entdeck. u. Berichtigungen im Gebiete der Pharmacie. VI. Junis heft. *Gay-Lussac* in d. Journ. de Pharm. 1824. S. 408.) (*Th. Schreger.*)

DAHLMANN, Karl und Laurens, gelehrte Schweden, die sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch mehre nützliche landwirthschaftliche Schriften bekannt machten, in welchen sie mancherlei anwendbare Vorschläge zur Verbesserung der Landwirthschaft und des Gartenbaues thaten. Von Karl hat man: Svenska hushallsroen. Stockh. 1746—50. Vol. III. 8. und Enledning til swenska humlegards skogs ock angs skoetsel. Ib. 1748. 8. Laurens schrieb: De conservatione sylvarum in patria. Lips. 1741. 4. Eskilsons, swenska landhushaeldning. Stockh. 1745—50. Vol. III. 8. Haste botare. Ib. 1749. 8. Om Akerbruket. Ib. 1752. 8. Humle-Skoys-angs-skiötsel. Ib. 1760 *). (*Baur.*)

DAHLMANN, Peter, ein teutscher Gelehrter, der um 1709 zu Halle lebte, bekannt als Verfasser zweier ziemlich mangelhafter, doch nicht werthloser Kompilationen, unter dem Titel: Schauplatz der maskirten und demaskirten Gelehrten. Leipz. 1710. 8. Historischer Schauplatz vornehmer und berühmter Stats- und Rechtsgelehrten. Erfurt und Leipz. (Berlin) 1710—15. 2 Th. 8. — Das erste Buch ist eigentlich ein Auszug aus Placcii theatro anonymorum et pseudon., und das zweite legen einige auch einem gewissen Rühlmann bei †). (*Baur.*)

Dahman s. Parsismus.

DAHME, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, im Kreise Jüterbock des Regirungsbez. Potsdam, an dem Flüßchen Dahme gelegen, mit 354 Häusern, 1 Schloß, 2 Kirchen, 2882 Einwohnern, deren Hauptnahrungszweige in Tuch- und Wollzeug-, Leinwand- und Tabaksfabriken bestehen. Der Ort ist mit Mauern und Gräben umschlossen und hat ein Stadt- und Landgericht, ein Domänen- und ein Postamt. (*H.*)

DAHOMEY (Dahomy, Dahome, Dahomet), einst ein mächtiges Reich an der Guineaküste auf den südlichen und östlichen Terrassen des Plateaus, auf welchem der Niger, Gambia und andere größere Flüsse entspringen. Das Reich wurde erst im Anfange des 17ten Jahrhunderts bekannter; um das Jahr 1708 zeichnete sich das Volk unter dem Könige Guadscha Prudo durch Kriegsthaten aus, und mehre benachbarte Reiche, wie Whydah, Ardrah und andere wurden von ihm erobert. Dalzel [1]) und Norris [2]) haben uns die einzigen vollständigeren Nachrichten geliefert; an neueren Thatsachen fehlt es aber ganz, so daß sich wenig über den jetzigen Zustand des Reichs sagen läßt. — Der König ist unumschränkter Despot, alle Unterthanen erkennen sich als seine Sklaven an, alle sind darin einverstanden, daß der König das Recht habe, uber ihr Eigenthum und Leben nach Gutdünken zu schal-

*) Boehmeri bibl. scriptor. hist. nat. Register. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars).

†) Jugleri bibl. hist. lit. T. II. 1317. Adelungs Zus. z. Jöcher.

1) History of Dahomey, an inland Kingdom of Africa. London 1795. 2) Magazin von Reisebeschreibungen. Berlin 1791. Bd. V.

ten; nur der erste Minister ist der einzige im Reiche, welchem der König nicht nach Belieben den Kopf darf abschlagen lassen. Es giebt bei dem Volke keine Feierlichkeit, bei welcher nicht Menschenblut vergossen wird. Auf Pfählen gespießte Köpfe, an den Füßen aufgehängte Leichname, die von Raubthieren verzehrt und sogleich darauf durch andere ersetzt werden, an den Eingang des königlichen Palastes hingeworfene Hirnschädel, werden als Zeichen der königlichen Größe angesehen. An dem Feste der jährlichen Zollentrichtung tränkt der König die Gräber seiner Vorfahren mit dem Blute von Hingerichteten. Vierzig bis funfzig Sklaven werden auf Befehl des Königs hingerichtet, ihm das Blut gereicht und darauf steckt er den Finger hinein, von welchem er das Blut ableckt. Die Körper werden um das königliche Begräbniß geworfen und die Köpfe auf Stangen gesteckt. Der Ruhm des Königs ist, wenn das Volk sagt: „der König geht in Blut von seinem Throne bis zu seinem Grabe, und bewässert jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut." Das Volk glaubt, daß der König nicht esse; er speiset auch nie öffentlich, scheut sich aber nicht, öffentlich zu trinken. Die Meisten, welche ihn besuchen, werden sehr gastfrei aufgenommen. In den Städten sind öffentliche Gebäude zur Aufnahme von Reisenden. Gesandte, aus welchem Lande sie auch kommen mögen, sind nicht genöthigt, das Ceremoniell des Hofes zu beobachten, sondern sie begrüßen den König nach der in ihrem Lande üblichen Sitte. Europäische Gouverneurs sitzen mit bedecktem Haupte auf Stühlen. Ist der Monarch sehr gnädig, so nimt er den Fremden bei der Hand. Den Weißen wird ein Glas, von dem Könige selbst mit geistigem Getränke gefüllt, überreicht; es würde Beleidigung seyn, dieses auszuschlagen. Die Unterthanen sind sehr begierig nach dieser Ehre; derjenige, welchem sie widerfährt, legt sich rücklings auf die Erde, wenn der König mit eigener Hand ihm die Flasche an den Mund setzt, und darf nicht eher mit Trinken aufhören, als bis der König die Flasche fortnimt, oder bis sie ausgeleert ist. Der König hat das Monopol, die Frauen zu verkaufen. Nur wer 20,000 Kowries bringt und sich vor dem Thor des Palastes in den Staub wirft, erhält eine Frau. — Bei feierlichen Gelegenheiten wird von den Hofsängern die ganze Geschichte des Landes vor der Thür des königlichen Palastes gesungen. Die Erzählung dauert einige Tage, und die Jünglinge bemühen sich, diese Gesänge auswendig zu lernen, um einst die Stelle der Sänger zu erlangen.

Das Volk führt einen lebhaften Handel mit dem State Inta [3]), auch hat der König von Dahomey neuerdings den Wunsch geäußert, mit den Engländern aufs Neue Handelsverbindungen anzuknüpfen [4]).

(*Kämtz.*)

Dajabon s. Daxabon.

DAIGNAN oder d'Aignan (Guillaume), Arzt, zu Lille 1734 geboren, erhielt zu Montpellier, wo er studirte, die medizinische Doctorwürde und übte seit seinem 25. Jahre die Kunst in den französischen Militärhospitälern. Nachdem er diese als Oberarzt verlassen hatte, kaufte er zu Paris den Charakter eines ordentlichen Arztes des Königs, verlor ihn aber zur Zeit der Revolution, wurde Mitglied des militärischen Gesundheitsrathes, in der Folge als erster Armeearzt in Ruhestand versetzt, und starb zu Paris den 16. März 1812. In seinen zahlreichen Schriften findet man, neben vielen längst bekannten, doch auch manche eigene gute Beobachtung, aber auch mancherlei Vorschläge und Plane, die mehr gutgemeint und menschenfreundlich, als ausführbar sind: Maladies traduites du lat. de Bagliri. Par. 1757. 12. mit lehrreichen Anmerkungen. Mémoires sur les effets salutaires de l'eau de vie de genièvre dans les pays-bas et marécageux. St. Omer 1777. 4.; Dunkerk. 1778. 8. Réflexions sur la Hollande. Par. 1778. 12.; 1812. 8. Topographie médicale du Calaisis. 1778. 8. Remarques et observat. sur l'hydropisie. Par. 1778. 8.; schätzbare Anmerkungen. Adnotationes breves de febribus (zugl. franz.). Par. 1783. 8. Ordre du service des hospitaux militaires. Ib. 1785. 8. Tableau des varietés de la vie humaine. Ib. 1786. 8.; zweimal verteutscht: Leipz. 1788; Gera 1789. 8.; bekannte Lehren, angenehm und unterhaltend vorgetragen, nur bisweilen nicht bestimmt genug. Gymnastique des enfants convalescents, infirmes, faibles et delicats. Par. 1787. 8. Gymnastique militaire. Besanç. 1790. 8. Conservatoire de santé. Par. 1802. 8., Suppl. Ib. 1801. 8. Plan général pour remedier aux principales causes, qui nuisent à la constitution de l'homme. Ib. 1802. 8. Rélation d'un voyage en Normandie et dans les pays-bas. Ib. 1806. 8. Echelle de la vie humaine. Ib. 1811. 8. u. e. a. *).

(*Baur.*)

Daikoku s. Japan.

DAILLÉ, lat. Dallaeus (Jean), reformirter Prediger zu Charenton, geb. den 6. Jan. 1594 zu Chatellerault, aber erzogen zu Poitiers, wo sein Vater Einnehmer war. Seine Bildung zum gelehrten Theologen erhielt er zu Saumur. Hier kam er in das Haus des geistreichen und freisinnigen, dem protestantischen Glauben mit Enthusiasmus ergebenen, und als gelehrten Vertheidiger desselben rühmlich bekannten Statthalters Duplessis-Mornay, und der Umgang mit demselben wirkte vortheilhaft auf den jungen Wahrheitsforscher. Sieben Jahre lang war er Erzieher der beiden Enkel desselben, und begleitete sie 1619 auf einer Reise nach Italien. Als er einen von ihnen zu Padua durch den Tod verlor, sandte er dessen Leichnam, um den Neckereien der Inquisition zu entgehen, als einen Ballen Bücher eingepackt, mit 2 Bedienten nach Frankreich, damit er in seinem Familienbegräbnisse beigesetzt werden konnte. Mit dem andern setzte er die Reise durch die Schweiz, Teutschland, Holland und England fort, und nach seiner Rückkunft wurde er 1623 Prediger zu Forest, einem dem Dupless-

3) Bowdich Reise zu den Aschantees (Weimar. Übers.) S. 255. 4) Ebend. S. 448 Anm.

*) Ersch gel. Frankr. Biogr. univ. T. X. (von Renauldin).

lis-Mornay gehörigen Schlosse an der Sevre in Nieder-Poitou, 1625 aber zu Saumur. Schon im folgenden Jahre wurde er als Vorsteher der reformirten Gemeinde zu Charenton nach Paris berufen, und dieses Amt verwaltete er, bis er den 13. April 1670 starb. Unter den reformirten Theologen Frankreichs war Daillé einer der berühmtesten und gelehrtesten, ein gründlicher Forscher, mit den kirchlichen Alterthümern sehr vertraut, ein Mann hellen Geistes, beredt, in der Entwicklung seiner Meinungen klar und faßlich, und ohne seine Ueberzeugungen irgend zu verheimlichen, so tolerant und gemäßigt, daß selbst die katholischen Theologen, deren Lehren und Behauptungen er bestritt, ihm ihre Achtung nicht versagen konnten. Seine sittlichen Eigenschaften erhöheten die Achtung, die seine gelehrten Verdienste einflößten. Er war redlich, menschenfreundlich, offen, immer heiter, im Umgange angenehm und lehrreich. Die tiefsinnigsten Forschungen vermochten seine natürliche gute Laune nicht zu stören, daher liebten auch Personen jedes Standes seinen Umgang, und Allen wußte er sich gefällig zu machen. Die Waffen, mit denen er die Lehren und Gebräuche der römischen Kirche bekämpfte, nahm er hauptsächlich aus der Geschichte, und erschütterte durch seine grundgelehrte und freimüthige Darstellung des christlichen Alterthums die katholischen Lehren von der Verehrung der Heiligen, der Reliquien, der Bilder und Kreuze, von Pönitenzen und Satisfactionen, von der Firmung und letzten Ölung, vom Fasten und der Ohrenbeichte, indem er zeigte, daß die Lehre wie die Praxis der älteren Jahrhunderte in diesen Stücken ganz von der neueren verschieden sei. In dieser Beziehung haben seine historisch-polemischen Schriften ihren Werth nicht verloren, indem sie dem Forscher lehrreiche Aufschlüsse über den Ursprung und die allmähliche Einführung der wichtigsten Dogmen und Gebräuche in der katholischen Kirche geben. Eine der wichtigsten in dieser Beziehung ist seine Disputatio adversus Latinorum de cultus religiosi objecto traditionem, qua demonstratur, vetustissimis ad a. D. 300 Christianis ignotos et inusitatos fuisse eos cultus, quos nunc in romana communione solent Eucharistiae, Sanctis, Reliquiis, Imaginibus et Crucibus, deferre. Gen. 1664. 4. Dieselbe Tendenz haben folgende von seinen Schriften: De cultibus religionis Latinorum lib. IX. Ib. 1671. 4. De poenis et satisfactionibus humanis lib. VII. Amst. 1649. 4. De jejuniis et quadragesima. Devent. 1654. 8. De confirmatione et extrema unctione. Gen. 1669. 4. De sacramentali sive auriculari Latinorum confessione. Gen. 1661. 4. De pseudographis apostolicis. Harderw. 1653. 8. De scriptis quae sub Dionysii Areopagitae, et sancti Ignatii Antiocheni nominibus circumferuntur. Gen. 1666. 4. Das größte Aufsehen aber und den heftigsten Widerspruch erregte sein Traité de l'employ des SS. Peres, pour le jugement des differents de la religion. Gen. 1632. 4.; ins Lateinische übersetzt von Mettayer: De usu Patrum ad ea definienda religionis capita, quae sunt hodie controversa. Ib. 1656 und 1686. 4. Englisch von Th. Smith. Lond. 1651 oder 1675. 4. Daillé setzt darin das Ansehen der Kirchenväter sehr tief herab, indem er zeigt, daß sie in den Religionsstreitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken keine Richter seyn könnten, weil man ihre eigentliche Meinung über ihnen unbekannte Fragen nicht wissen könne, hauptsächlich aber, weil sie nicht untrüglich, sondern wie alle Menschen dem Irrthume unterworfen gewesen seien. Unter seinen Gegnern war der heftigste Matth. Scrivener, der eine Apologia pro S. ecclesiae patribus adversus Dallaeum. Lond. 1672. 4. herausgab, aber er wurde widerlegt von Ittig in seiner Orat. pro Dallaeo. Lips. 1697. 4., von Whitby in seiner Diss. de sacrar. script. interpret. secundum Patrum commentarios. Lond. 1714. 4. u. A. — Von Daillé's übrigen Schriften bemerken wir: Apologie des églises reformées. 1633. 8.; von ihm selbst lat. Amst. 8. u. engl. von Th. Smith. Lond. 1653. La foi fondée sur les saintes écritures. Charent. 1634. 8.; von ihm selbst lat. Genf 1660. 8. De la créance des Pères sur le fait des images. Gen. 1641. 8.; von ihm selbst lat. Leiden 1642. 8. Oeuvres diverses. Par. 1634. Vol. VI. 8. Opera theol. Antw. 1700. fol. Von seinen sehr geschätzten Predigten wurden 724 gedruckt: Sermons sur le Catechisme des églises. ref. Gen. 1701. Vol. III. 8. Sermons etc. Ib. 1701. Vol. XVII. 8. — Er hinterließ einen einzigen Sohn, Adrian Daillé, geboren zu Paris 1628, Prediger zu Rochelle 1653, gestorben zu Zürich 1690; von ihm hat man eine anziehend geschriebene Biographie seines Vaters *). (*Baur.*)

DAIMBACH, Dainbach, evangelisches (lutherisches) Pfarrdorf im standesherrlichen Fürstenthume Leiningen, dem großherzogl. badenschen Bezirksamte Borberg zugetheilt, ⅔ teutsche Meilen fast ostnördlich von der Amtsstadt, mit 410 Einw., wovon über 80 katholisch sind, 1 Kirche, 2 Schulen, 1 Getreidemühle und Trümmern eines alten Bergschlosses, ehemals mit dem Orte, der sonst ein freier Flecken war, ein freies Besitzthum der Dynasten von Rosenberg, welche es aber kraft eines Vergleiches vom J. 1561 von Kurpfalz zu Lehen empfangen mußten. Nach Erlöschung des Rosenbergschen Geschlechts im J. 1632 wurde das Lehen eingezogen und Burg und Ort mit dem ehemaligen kurpfälzischen Oberamte Borberg auf immer vereinigt.

(*Th. A. Leger.*)

DAINTS nennen frühere französische Reisende nach verdorbener Aussprache die Daitjâs (s. diesen Art.). So z. B. noch Polier, Mythologie des Indous, wo im 2. Th. Cap. 12 u. 13 von diesen Daints gehandelt wird, aber nach sehr getrübten und unsichern Quellen.

(*E. Rödiger.*)

DAIRA *Edwards* (Crustacea). Diese von Milne Edwards (Annales des Sciences naturelles XX. p. 392.) aufgestellte Gattung wird von ihm zur Familie

---

*) Adr. Daillé abregé de la vie de Jean Daillé, avec un catalogue de ses oeuvr. Gén. 1671. 8. Bayle dict. Mém. de Niceron. T. III. 66. Teutsch 3. Th. 154. Koenig bibl. vet. et nov. voc. Pope-Blount censur 1017. Baillet jugem. T. II. 90. Crenii animadv. philol. P. XIX. 40. Fabricii hist bibl. P. III. 450; VI. 511. Schröckhs Kirchengesch. seit d. Ref. 5 Bd. 85. Stäudlins Gesch. d. theol. Wiss. 2. Bd. 56. 176.

Hypérines und der Tribus Sauteurs in der Ordnung Amphipoda gerechnet. Es werden von derselben a. a. O. folgende Kennzeichen angegeben: Der Kopf dick und aufgeschwollen; die Fühler nur rudimentar, griffelförmig; Thorax kegelförmig, hinten sehr schmal, das erste Segment desselben sehr kurz; die zwei ersten Fußpaare haben eine unvollständige, zweifingerige Hand, deren beweglicher Finger durch die beiden letzten Glieder gebildet wird; am Hinterleib stehen sechs Paar falscher Füße. Die einzige angeführte Art D. Gaberüi ist nicht näher charakterisirt. (*D. Thon.*)

DAIRE, Louis François, Mitglied der Akademie zu Rouen, war den 22. Juli 1713 zu Amiens geboren. Er trat in seinem 19. Jahre in den Cölestiner-Orden, bekleidete in demselben verschiedene Aemter, und wurde endlich Bibliothekar der Cölestiner zu Paris. Als die Nationalversamlung die geistlichen Orden aufhob, begab er sich nach Amiens, dann nach Chartres, und starb daselbst den 18. März 1792. Ein fleißiger und genauer Forscher, der besonders über die Geschichte seiner Vaterstadt und der Pikardie aus unbenutzten Quellen mancherlei schätzbare Nachrichten bekannt machte, die aber in Hinsicht auf Composition und Styl nicht befriedigen: Histoire civile et ecclésiast. de la ville d'Amiens. 1757. Vol. II. 4. Hist. liter. de la ville d'Amiens. 1782. 4. Tableau hist. des sciences, des belles lettres et des arts dans la province de Picardie, depuis les prémiers temps jusqu' aujourdhui. 1769. 12. Specialgeschichten von Montdidier, Doullens, Encre, Grainvilliers, und außerdem: Tableau de la bataille donnée près de Mastricht. 1747; 1756. 12. Dictionnaire des épithétes franç. Lyon 1758. 12. Vie de Gresset. 1779. 12. Mehre Jahre schrieb er den Almanach de Picardie *). (*Baur.*)

Dairi s. Japan.

DAÏS L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Thymeläen und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse. Char. Knopfförmige, mit einer Hülle versehene Blüthen; der Kelch röhrig, an der Basis bauchig, mit fast fünfspaltigem Saume; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt; die Beere einsamig. Die drei bekannten Arten sind Sträucher. 1) D. cotinifolia L. (Sp. pl., Lam. ill. t. 368. f. 1.; D. laurifolia Jacqu. ic. rar. I. t. 77.) mit umgekehrt eiförmigen, ablangen Blättern und fünfspaltiger Corolle. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) D. octandra n. L. Burm. (ind. t. 32. f. 2.) mit eiförmig-lanzettförmigen, aderigen, spitzen Blättern und vierspaltiger Corolle. In Ostindien. 3) D. disperma Forst. (Prodr. n. 192.) mit eiförmig-lanzettförmigen, ungeaderten Blättern und vier- oder fünfspaltiger Corolle. Auf den Freundschaftsinseln. — D. madagascarensis und linifolia Lam. (Enc., ill. t. 368. f. 2. 3.) gehören nach Willdenow als Varietäten zu Gnidia daphnefolia L. fil. (*A. Sprengel.*)

DAISBACH, evangelisches (lutherisches) Pfarrdorf im großherzogl. badenschen Bezirksamte Sinsheim, ½ teutsche Meile nördlich von der Amtsstadt, dem Hause der Freiherren Göler von Ravensburg, als Grundherrn und ehemaligem Vogtsjunker, zuständig, mit bedeutenden Waldungen und 550 Einw., worunter über 40 katholische, nach Zutzenhausen eingepfarrt, und 20 Menonisten gezählt werden. — Der Anfang des Ortes war das ehemalige Lobenfelder Nonnengut, zum erstenmale aus dem J. 1211 unter dem Namen Dagesbach und unter der Advocatie des uralten Dynastengeschlechtes von Schauenburg bekannt [1]). Der Ort gehörte zum alten rheinfränkischen Eisenzgaue [2]). In dem Dorfe liegt die alte Ritterburg Daisbach, noch wohl erhalten und mit Wassergräben umfangen, schon in älteren Zeiten ein Reichsleben, das verschiedene adelige Geschlechter im Besitze hatten. Konz von Benningen bekam es um die Mitte des 14. Jahrh. von seinem Vater Seifried, dem alten Ritter, und stiftete dadurch eine besondere Linie dieses Hauses, Benningen-Daisbach genannt. Kaiser Rupprecht verlieh im J. 1401 „Kuntzen von Venygen das Burglin mit dem Dorfe zu Daspach" mit der besonderen Gnade, daß, wenn er ohne Leibes-Lehenerben abgehen würde, das Lehen an seine Tochter kommen sollte [3]). Daher fiel es auch durch Verheirathung Benningischer Töchter nach und nach ganz an das alte Rittergeschlecht der Rammungen, und als im Anfange des 16. Jahrh. Johann von Rammungen mit Tode abgegangen war, kam es an dessen Tochter Katharina, die sich an Albrecht Göler von Ravensburg verehlichte [4]), bei dessen Geschlecht Schloß und Dorf bis auf den heutigen Tag verblieben ist. Die oberlandesherrlichen Rechte hatte aber von jeher Kurpfalz ausgeübt [5]), unter dessen Regierung es zur Meckesheimer Cent des alten Oberamtes Heidelberg gezogen war. — Die alte Kirche, zur Ehre der Himmelfahrt Mariä eingeweiht, sonst ein Filial von Neidenstein, wurde im J. 1501 durch den Ortsherrn und die Gemeinde mit Hilfe einer Collecte neu aufgebaut und zu einer Mutterkirche erhoben, worüber die Gemeinde anfangs in den Kirchenbann kam, bis die Sache mit dem Bischofe von Worms abgeglichen wurde [6]). (*Th. A. Leger.*)

DAITJAS oder Daitejâs oder Ditjâs sind die Titanen der indischen Mythologie. Sie heißen so als Kinder der Ditis, die eine Tochter des Dakscha war (s. d. Art.) und jene dämonische Riesenbrut dem Kasjapa gebar, so wie derselbe durch eine andere seiner Frauen, die Aditi, der Vater der guten Geister oder der (untern) Götter überhaupt war. Letztere heißen von ihrer Mutter Aditjas oder auch Suras im Gegensatz der Asuras, wie die Kinder der Ditis auch genannt werden [1]). Ein anderer Name der Ditis ist Danu, und nach diesem heißen ihre Kinder auch Dânawâs. Die beiden Brü-

*) Ersch gel. Frankr. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. XX.

1) *Gerhardus de Schowenburg* in Transact. publ. Act. anno gratie MCCXI. etc. in Cod. diplom. monast. Schoenaug. No. XXXIII. 2) *Act. Acad. Palatin.* Tom. VI. histor. pag. 98. 3) Urkundliche Nachrichten bei Widder in geogr. histor. Beschreib. d. Kurpfalz. I., 398. 4) Widder a. a. O. S. 399. 5) *Alef* in Tractat. exeget. über den Cent-Vertrag. S. 11. 6) *Schannat* Histor. Episcopat. Wormat. pag. 43.

1) Über die Entstehung des letztern Namens ist zu vergleichen Ramajana I, 45. Sl. 36—38 der Ausg. v. Schlegel.

tergeschlechter liegen in ewigem Streite mit einander, wovon u. a. folgende Stelle aus den Puranas Zeugniß giebt [2]: „Wie die Asuren fort und fort die Götter höhnen, so höhnst du, o Thor, mich; drum werde du ein Asur." Einen langen und heftigen Kampf kämpften sie schon um das Amritam oder die Ambrosia, bei deren Bereitung durch das Buttern des Oceans alle Suren und Asuren thätig waren [3]). Die Dichter gedenken zahlreicher Kämpfe, die die Götter, vorzüglich unter Indra's Anführung mit den Daitjás bestanden. Es wurden da häufig nicht Tausende, sondern Millionen und Billionen solcher böser Geister getödtet [4]). Außer jenem Streite um die Götterspeise werden als einzelne Kämpfe angeführt: 1) der, welcher durch Erlegung des Daitja Sambaras endigte, 2) ein anderer, in welchem Indras den Writras tödtete, 3) der mit Balas, 4) der mit Sundas und Upasundas und noch andere [5]). Glänzend ist die Beschreibung des Streites gegen die Dämonen, zu dessen Führung Indras den Ardschunas aussendet; sie findet sich im Mahabharata [6]). Mit Indras Waffen, selbst mit dem Donnerkeil ausgerüstet und auf dem Prachtwagen des Gottes fahrend, zog Ardschunas über's Meer und traf jenseits auf die wundersame Daitja-Stadt. Nachdem die Bewohner derselben den ersten Schrecken überwunden, beginnt erst ein offener Kampf mit unaufhörlichem Pfeilregen. Darauf nehmen die Asuren ihre Zuflucht zum Zauber. Sie erregen mittelst desselben einen Steinregen, Wassermassen stürzen aus der Luft, ein wüthender Orkan hüllt alles in schwarze Nacht. Endlich machen sie sich unsichtbar und thürmen hohe Berge um und über ihren Feind. Alle diese Zauber weiß Ardschunas durch seine Götterwaffen zu vernichten und als Sieger zieht er in die herrliche Stadt ein, in welcher jetzt nur noch die Daitja-Frauen klagend umherirren. Hierauf bezwingt er in ähnlicher Weise noch eine zweite zauberhafte Stadt der Daitjás, und kehrt zum Indras zurück. — Die Gewalt dieser bösen Geister der indischen Mythe ist groß. Sie waren den Göttern zweiten Ranges nicht selten überlegen, vertrieben sie wol aus einem Wohnsitze, den sie inne gehabt, und befestigten sich in ihrer Übermacht zu wiederholten Malen durch lange und ernstliche Bußübungen, nach deren Vollbringung das höchste Wesen Brahma ihren Bitten um Sieg und Gewalt nicht widerstehen konnte [7]). Doch erscheint dieser Gegensatz von guten und bösen Geistern in der indischen Religionslehre überhaupt bei weitem untergeordneter als in der verwandten Parsenlehre, in welcher sich der Dualismus viel schärfer ausgebildet hat. *(E. Rödiger.)*

DAITU ist der mongolische Name für Peking oder doch für einen Theil dieser Stadt. Ihre erste Anlage erhielt sie in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. durch den mongolischen Fürsten Setsen Chaghan. (S. Schmidt's Geschichte der Ostmongolen S. 112. 136. 395. *Gaubil* Hist. des Mongols p. 146. *(E. Rödiger.)*

Dakel s. Oase, Sect. III. Thl. I. S. 12.

DAKKE, Decke, Dukkey, el Guaren, vielleicht das alte Pselcis, Ort in Nubien auf dem linken Ufer des Nils, dem jetzigen Kobban gegenüber, welches Burckhardt für das Contra-Pselcis der Alten hält [1]). Es befinden sich hier die Ruinen eines Tempels, von welchem Norden [2]) und Belzoni [3]) Ansichten, und Burckhardt (a. a. O.) einen Grundriß gegeben haben und welchen der zuletzt gedachte Reisende für einen der besten Ueberreste des Alterthums hält, die wir im Nilthale antreffen; Legh [4]) bemerkt, daß es die am besten erhaltenen Ruinen südlich von Assuan sind. Die Berge am linken Ufer des Nils entfernen sich hier weit von dem Flusse und lassen eine weite Ebene übrig, welche einst sehr bebaut seyn mochte, jetzt aber nur ein arabisches Dorf enthält und so wenig cultivirt ist, daß über dem Nilschlamm eine drei Fuß hohe Sandschicht liegt [5]). Der Tempel steht etwa 100 Ellen vom Ufer. Vor demselben steht ein großes Propylon 30 Schritt (nach Burckhardt, 75 Fuß nach Light) lang, an 50 Fuß hoch und 40 Fuß breit, in dessen Mitte sich ein Thor befindet. Vor diesem liegen Stücke einer Sphinx. Auf den Wänden des Propylons sind weder Hieroglyphen noch andere Figuren; in beiden Flügeln sind sehr viele Gemächer über einander. Auf der Seite des Propylons, welche gegen den Tempel gerichtet ist und im Innern des Thores sind Sculpturen. 16 Schritte (nach Burckhardt, 48 Fuß nach Belzoni) vom Propylon befindet sich der Eingang in den Pronaos zwischen zwei Säulen mit Sculpturen. Der Pronaos ist 10 Schritt lang und 7 breit; sein Dach ist mit Steinen von wenigstens 15 Fuß Länge bedeckt. Durch ein nur 4 Schritt breites Gemach führt eine reich verzierte Thür in das Adytum. Auf einer Seite von diesem befindet sich eine kleine dunkle Kammer, in welcher sich ein tiefes Grab befindet mit einem großen Löwen in der Wand; auf der andern Seite befindet sich eine Treppe, die nach oben führt. Das Adytum hat etwa 6 Schritt im Quadrat. Hinter ihm liegt noch ein größeres Gemach, das durch eine kleine Thür mit einem engen Gange communicirt, der durch eine Steinmauer gebildet wird, die den Tempel auf drei Seiten umgab. An dem Fuße der Wände sind Lotosblumen in Blüthe, denen Opfer vorgesetzt sind. — In keinem Theile des Tempels finden sich historische Sculpturen, aber die äußern Wände so wie das Innere der Gemächer ist dick mit Figuren bekleidet, welche religiöse Handlungen darstellen [6]); alle Figuren sind schön ausgeführt; in kei-

2) S. Brahma-Vaivarta-Purana in dem Specimen, das von Stenzler edirt ist (Berlin 1829.) II. Sl. 99. 3) Diese phantastische Butterung des Oceans wird im Mahabharat erzählt, s. Wilkins Anmerk. zu Bhagavad-Gita und im Ramajana I, 45. 4) S. z. B. Ardschunas Rückkehr V, 21. 5) Ebend. V, 20. VIII, 17—20. Devimahâtmjam Abschn. 2 u. 3. Ardschunas Himmelsreise S. 65 ff. Ausg. v. Bopp. 6) Ardschunas Rückkehr. Gesang V—X. 7) Ebend. IX, [illegible] X, 7 ff.

1) *Burckhardt* travels in Nubia. 4. London 1819. p. 106. 2) Voyage d'Egypte et de Nubie ed. Langlès. T. III. Tab. CLIV. 3) *Belzoni* Narrative of the operations and recent discoveries in Egypt and Nubia. 4. London 1820. Atlas Tab. 21. 4) Bei Ritter Erdkunde I, 641. 5) *Belzoni* Narrative p. 72. 6) C. Ritter, Erdkunde S. 642, sagt: „Im Innern des Tempels sind keine historische Sculpturen, aber das Äußere ist ganz damit überdeckt; sie stellen vorzüglich religiöse Ceremonien dar." Die Worte bei Burckhardt (S. 106), dem ich gefolgt bin, lauten: There are no histori-

nem ägyptischen Tempel traf Burckhardt eine so correcte Zeichnung und Grazie des Umrisses; einige der Figuren würden in griechischen Tempeln eine Zierde gewesen seyn. Er glaubt, daß der Tempel nach dem Muster dessen auf der Insel Philä erbaut sei; der Maßstab ist kleiner, aber die Ausführung sorgfältiger als beim Originale. Nach einer Bemerkung Niebuhr's [7]) zu urtheilen, die sich wol auf eine Inschrift gründen mag, die wir bis jetzt nicht kennen, ward dieser Tempel von Schiffern dem Ptolemäus Evergetes und der Cleopatra zu Ehren erbaut. — Die griechischen Christen bedienten sich desselben in der Folge bei ihrem Gottesdienste, und auf den Wänden befinden sich noch verschiedene Abbildungen von Heiligen. (*L. F. Kämtz.*)

DAKRYOLITHEN (Thränendrüsensteine) nennt P. v. Walther jene seltenen harnsauren Kalksteinkerne, die sich aus der Thränenfeuchtigkeit krankhaft bilden, und, aus dem Auge täglich genommen, sich leicht wieder bilden; (s. dessen und v. Gräfe's Journ. d. Chir. und Augenheilk. 1820. I, 1.). Die krystallinischen Eiterabsätze von Hanfsamenkorngröße aus dem Augenwinkel hielt Lentilius für Alaun; allein man muß aus seinen Versuchen und den daraus erhaltenen Resultaten schließen, daß sie aus Natron, schleimiger Materie, phosphorsauren Salzen und Spuren von Eisenoxyd (?) zusammengesetzt waren; (s. Abhandl. d. kais. Akad. d. Naturforsch. zu Petersb. 1777. S. 418, vergl. v. Crell's chem. Arch. II. S. 54 rc.). Haller gedenkt eines Steinconcrements, welches im Menschenauge mit der Markhaut verwachsen war (s. dessen Opp. pathol. Lausanne 1755. p. 136.). Mohrenheim u. A. fanden dergleichen in den Augenbraunen, Wimpern und in der Krystalllinse (s. Wiener Beitr. z. prakt. AK., WAK. u. GH. I. rc.), ja Heister (in dessen Wahrnehm. II.), sah den ganzen Krystallkörper, und Petit die Thränendrüsen durchaus versteint. Fourcroy (s. dessen Syst. des connaissances chim. X. p. 314, und d. Mém. de l'inst. IV. a. IX.), erhielt aus ein Paar Thränensteinen phosphorsauren Kalk, und Thierleim, als Bindemittel. Nach dem Bericht älterer Autoren: eines Gartias ab Horto, Benette, Wittich u. A. soll sich auch in den Augenwinkeln der Hirsche eine wallnußgroße steinige Concretion bilden, eine Art indischen Bezoards, welche vormals gegen den Genuß giftiger Dinge angepriesen wurde. (*Th. Schreger.*)

DAKSCHAS war nach der indischen Mythe einer der sieben Brahmadikas oder Brahmagebornen. Er entstand aus dem Daum der rechten Hand Brahma's; zuweilen wird er auch als ein Avatâram oder eine Vermenschlichung des Brahma selbst betrachtet. Seine Bestimmung war, zur Bevölkerung der Welt beizutragen. Zugleich erscheint er als der personificirte Horizont, der den Himmel trägt, gleichsam der indische Atlas. Er hatte 60 Töchter, von denen 27 an den Tschandras (Mond) verheirathet sind und den Mondsasterismen vorstehen. Die eine derselben, Rohini mit Namen (die vierte Station im Sternbilde des Stier), wurde von Tschandras so sehr begünstigt, daß er die andern darüber vernachlässigte. Diese beklagten sich deshalb bei ihrem Vater Dakschas, welcher, nach fruchtlosen Ermahnungen, seinen Schwiegersohn mit einem Fluche belegte, kraft dessen dieser kinderlos blieb und an der Auszehrung litt. Auf Verwendung der Weiber milderte Dakschas seinen Fluch dahin, daß er festsetzte, die Abzehrung solle nur periodisch seyn und in dieser Weise mit Herstellung abwechseln. Daher schreibt sich, wie in den Puranas erzählt wird [1]), das Ab- und Zunehmen des Mondes. — Dreizehn andere von Dakschas Töchtern waren an Kasjapa verheirathet, unter diesen die Ditis und die Aditis. Von ersterer stammen die Daitjas (s. d. Art.), von letzterer die guten Geister oder Götter insgemein, insbesondere aber die Aditjas, welche den Stationen der Sonne in den zwölf Bildern des Thierkreises vorgesetzt sind. Endlich ist auch Sati oder Durga (s. d. Art.), das Weib des Sivas, eine Tochter Dakschas. Als letzterer einst ein großes Opfer veranstaltete, lud er dazu alle Weisen und Götter ein, jedoch mit Uebergehung seines Schwiegersohnes Siva und dessen Gattin. Um sich an Dakschas zu rächen, schickte Sivas seine dienstbaren Geister aus, das Fest zu stören, was sie denn auch in solchem Maße thaten, daß selbst die Götter gemißhandelt und Dakschas geköpft wurde. So ungefähr wird die Sage im Mahabbarata erzählt. Später erhielt sie einige Zusätze und Modificationen. Namentlich wird hinzugefügt, daß Sati selbst bei der Feier erschienen und daß dieselbe, als sie ihrem Vater keine Achtung für Sivas einflößen konnte, sich in die Opferflamme gestürzt und verbrannt habe. Dakschas sowohl als Sati wurden später ins Leben zurückgerufen; jener erhielt jedoch bei dieser Wiederbelebung einen Widderkopf, und Sati wurde als Tochter des (Berges) Himâlaja wiedergeboren und von neuem an Sivas vermählt. Sie hieß jetzt Parvati das Bergmädchen, oder Giridscha die Bergerzeugte. In den Höhlentempeln von Elephanta und Ellora finden sich Abbildungen der Hauptmomente dieser Legende. Auch ist sie in der neuesten Zeit als Stoff zu einem Drama benutzt worden, von welchem Wilson im Theater der Hindus Nachricht gegeben [2]). (*E. Rödiger.*)

Daktyliomanteia s. Ring.

Daktyliothek s. am Ende.

Daktylische Versarten s. am Ende.

DAKTYLONOMIE oder Cheironomia nennt man die jetzt veraltete Kunst, durch verschiedene Haltungen der Finger und Hände Zahlen zu bezeichnen. Da diese Art von Zeichen rein conventionel sind, so lassen sich so viele verschiedene Systeme davon bilden als man will. Einige solche Systeme, die von Beda, Aventin, Ign. Belwer und Pet. Apian herrühren, findet man be-

cal sculptures in any part of this temple, but the exterior wales, as well as all the apartments within, are thickly covered with figures representing religious subjets.

7) *Niebuhr* Inscript. Nubiens. p. 16. bei Ritter Erdkunde I, 6+8.

1) Man s. Wilsons Theater der Hindus Th. I. S. 338 f. der teutschen Übers. (Weimar 1828). 2) S. das. II, 286. der teutschen Übers.

schrieben und abgebildet in Leupold's Theatrum arithmetico-geometricum §. 3—6. und Tab. I—III. (*Gartz.*)

DAKUKA [دقوقا [1])]. Jakut im Moschtarek führt zwei Örter dieses Namens an. Der eine ist ein unbedeutender Flecken in Bahrain. Bekannter ist der andere, welchen Abulfeda zu Mesopotamien rechnet. Dieses letztere Dakuka liegt östlich vom Tigris und, wie Jakut die Lage bestimmt, zwischen Bagdad und Irbil (Arbela), von letzterer Stadt ungefähr 5 Tagereisen entfernt, nach Abulfeda, was genau mit Niebuhrs Nachrichten übereinstimmt. Der Ort liegt an einem kleinen Flusse (Niebuhrs Reisebeschr. Bd. II. S. 337), der von der benachbarten Bergkette Hamrin herabkommt, in einer fruchtbaren Gegend. Ehedem war hier der Sitz eines Bischofs [2]). Die Stadt selbst war durch ein Castell befestigt (nach Jakut), und die Überreste aus älterer Zeit, welche noch Niebuhr sah, zeugen von ehemaliger Wichtigkeit. Gegenwärtig ist der Ort unter dem Namen Tauk [3]) nur ein großes Dorf, meistens aus Erdhütten bestehend. Es dient zur Station auf der östlichen Straße von Mosul nach Bagdad [4]). In der Nähe finden sich zwei Gräber von muhamedanischen Heiligen, denen der fromme Volksglaube eine Universalheilkraft beilegt, und welche deshalb jährlich eine große Anzahl andächtiger Muhamedaner bei diesem Dorfe versammeln (Niebuhr). (*Tuch.*)

DAL oder Dalsland (Thalland), eine Provinz des mittleren Schwedens, 9 Meilen lang und 5 Meilen breit; im Norden grenzt sie an Wermeland, im Westen an Norwegen und Bohuslän, im Süden an Westgothland, im Osten wird sie durch den großen Landsee Wenern bespült. In politischer Hinsicht gehört sie zum Län Elfsborg (Wenersborg); in kirchlicher zum Stifte Carlstad, mit 3 Propsteien (Nord-, Süd- und West-Dal), 12 Pastoraten, 42 Kirchen und, im J. 1815, 40,862 Selen auf 40 Q. Meilen. Die Provinz hat nur Eine Stadt, Åmål, im J. 1815 mit 1093 Selen (s. Åmål); Berge, zum Theil mit Tropfsteinhöhlen von ansehnlicher Länge, aber auch schöne und fruchtbare Thäler füllen das Land aus; die nördliche Hälfte, Wermelands-Dal, ist bergig; die südliche Hälfte, Westgötha-Dal, ist ebener. Das Getreide gedeihet gut, falls nicht frühe Nachtfröste, Wirkungen der vielen Brüche und Sümpfe, schaden; der Roggen gibt das 12te, Erbsen das 14te, Kartoffeln, die viel gepflanzt werden, das 10te Korn. Auch Flachs und Hopfen wird gebauet. Im Waldlande wird geschwendet, man verbrennt aber nur die Zweige, und säet den Roggen in die noch heiße Asche, was am vortheilhaftesten ist. Die Heuwerbung ist geringe, der Wiesenbau schlecht. Seit an den Küsten von Bohus der Häringsfang abgenommen hat, ist auch der Absatz an Holz für die Thrankochereien vermindert worden. Der Wald besteht aus Laub- und noch mehr Nadelholz; Eichen finden sich. Hüttenwerke sind vorhanden. Kohlen- und Theerbrennen, Verkauf von Zimmerholz und Brettern, Hopfen, Butter, Käse und Talg gewähren einen nicht ganz unbedeutenden Ertrag. In den Kirchspielen Färglanda, Ödeborg und Ertemark hat man neuerdings Tropfsteinbrüche entdeckt. Auch Mühlenstein- und Schieferbrüche trifft man. Die für Elfsborgs-Län zu Wenersborg bestehende Landhaushaltungsgesellschaft wirkte bereits auch auf Dalsland ein. — Die Einwohner sind abgehärtet, einfach und mäßig, aber unreinlich; übrigens dienstfertig und arbeitsam, von kräftiger und schöner Körperbildung. Durch den Drang der Zeiten hat die ländliche Industrie sehr zugenommen, und der Luxus, der auch schon hier sich verbreitete, nimt wieder ab. Im J. 1824 ließen sich 10 oder 11, zum Theil sehr angesehene und wohlhabende Familien aus Stockholm in dem rauhen Waldlande der Provinz, zwischen der norwegischen Gränze und dem Wenern, in der Einsamkeit nieder, um die alte schwedische Einfachheit zurückzuführen; sie leben, abgeschieden, von ihrer Hände Arbeit in Häusern nach altgothischem Geschmack. — In juridischer Hinsicht gehört Dalsland unter das gothische Hofgericht zu Jönköping und Westgötha och Dals Lagmansdöme (Provinzialgericht), und zerfällt in 5 Häreder (Kreisgerichtsbezirke). In bergmännischer Hinsicht gehört Dalsland zu Wermelands Bergslag. (*v. Schubert.*)

DAL, Nicolaus, dänischer Missionar zu Tranquebar, im April 1690 in dem schleswigschen Dorfe Anolet geboren, studirte zu Jena und Halle, ging 1718 als Missionar nach Ostindien, und starb den 5. Mai 1747. Zum Behuf seines Missions-Geschäfts hat er viele Bücher in portugisischer Sprache herausgegeben *). (*Baur.*)

DALABORG oder Dalahus, Ruinen einer Schloßfeste, welche im J. 1304 durch die schwedischen Herzoge Erich und Waldemar gegen ihren Bruder, den schwedischen König Birger Månsson errichtet wurde; erstere beide überfielen 1306 mit gewohnter Treulosigkeit letzteren, und machten ihn bei einem freundschaftlichen Besuche zu Håterna zu ihrem Gefangenen; nur die Dazwischenkunft von Birgers Schwager, des Königs Erik Menved von Dänemark, mitteist eines Heeres, stiftete den Frieden zu Helsingborg; 1317 ladete Birger seine beiden Brüder zu sich nach Nyköping ein, wo er sie, nach freundschaftlichen Mahlen, gefangen nehmen und 1318 den 16. Febr. ermorden ließ; worauf aber dieser scheußliche Bruder aus dem Reiche fliehen mußte. Das Schloß Dalaborg ward im J. 1434 auf Befehl des Feldherrn Engelbrecht, der die Dalekarlier gegen den treulosen König Erich XIII. von Pommern anführte, durch Peder Ulfsson zerstört. (*v. Schubert.*)

Dalai-Lama s. Lamaismus.

---

1) Ursprünglich دقوقي nach Jakut. 2) S. *Assemani*, Bibl. orient. Bd. 4. S. 741. Vergl. Bd. 2. S. 432. 3) Der neuere Name Taûk bedeutet im Türkischen eine Henne. Er entspricht auch sonst dem osttürkischen داقوق. Ulug Beigi epochae celebriores ed. Gravius p. 5. und Herbelot Or. Bibl. Bd. II. S. 192. der teutsch. Übers. Niebuhr u. a. hörten als den alten Namen ausdrücklich Dakuk angeben. 4) S. Buckingham's Reisen in Mesopotamien. S. 384 der teutsch. Übers. Berl. Ausg.

*) Missions-Nachr. 67. Centur. S. 1206. Beitr. zu den Act. hist. eccles. 2. Bd. 657.

DALARNE (Dalekarlien), d. i. auf teutsch die Thäler, eine Provinz des nordwestlichen Schwedens, fast ganz aus Bergen und Thälern bestehend; die Einwohner nennen sich Dalkarlar, d. i. die Männer des Thals; daher die Teutschen das Land selbst oft Dalekarlien nennen, welcher Name bei den Einwohnern unbekannt ist, die hingegen ihr Land Dalarne, auch Stora-Dalarne (die großen Thäler) oder Siljans-Dalarne (vom See Siljan), zum Unterschiede von der Provinz Herjeådalen, die auch Dalarne heißt, nennen. Die Länge des Landes schätzt Tuneld (Geographie öfver Sverige, 8te Aufl. 1793. B. 1. S. 316.) auf 40, die Breite auf 26 Meilen; welche Angabe durch die genaue Karte Hermelin's bestätigt wird (Charte öfver Dalarne. 1800.); die Angabe in Rühs Schweden. 1807. (20 M. lang, 15 M. breit) ist zu geringe. Der Flächeninhalt beträgt 288 Q. M., im J. 1819 mit nur 122,729 Seelen, des vielen unwirthbaren Landes wegen, wiewol volkreiche Dörfer die Thäler ausfüllen, und die Bevölkerung durch vielfache Theilungen der Familiengrundstücke (Hemmansklyfning) gleichzeitig mit der Armuth gewachsen ist. Zwischen 59° 50′ u. 62° 50′ der Br. (nach Tuneld) und unter 29° 20′ der Länge, grenzt es im Norden an Herjeådalen, im Osten an Helsingland und Gestrikland, im Süden an Westmanland, im Westen an Norwegen und Wermeland; nur mit Westmanland und Gestrikland war es bisher durch Fahrwege verbunden; jüngst ist ein Fahrweg auch nach Helsingland angelegt worden, wie an einem Fahrwege nach Wermeland im J. 1817 gearbeitet wurde; nach Norwegen und Herjeådalen gibt es keine Fahrwege, wie denn auch hier an vielen Stellen ungeheure Alpen, für deren höchste man die sich über den nahen norwegischen See Fämund auf 2000 Ellen erhebende Alpe Synduflöt hält, die Grenze bilden; gegen diese Alpen hin erhöhet sich das Land; doch kommen hohe Berge auch im Innern vor, welches überall von Bergketten, Seenzügen, Sümpfen und Flüssen durchschnitten ist. Ansehnliche Erzlager sind vorhanden: man gewinnt auch Gold (2- bis 300 Dukaten; die Kosten übersteigen den Werth); Silber (4- bis 800 Mark), Kupfer und Eisen; der Bau auf Kupfer ist der bedeutendste: man gewinnt hier mehr Kupfer, als in irgend einer andern schwedischen Provinz; überhaupt berechnet man, daß sämtliche Bergwerke jährlich einen Werth von 1½ Millionen Bankthalern an ausführbaren Metallen produciren; das zu Fahlun, wo die große Kupfergrube ist, gewonnene Roh- oder Schwarzkupfer wird zu Avesta durch eine neue Umschmelzung und einen besondern Prozeß, das Garmachen (garning), nochmals gereinigt, und ist nun erst Handelswaare. Der Ackerbau gewährt, zumal in der rauhen nördlichen Hälfte, nicht das Nothwendige; durch Industrie, Auswanderungen und große Sparsamkeit wird das Fehlende ersetzt; die Viehzucht, insbesondere auf den Alpen, ist vorzüglich. Wald trifft man viel, am meisten Nadelwald. Der ansehnlichste der vielen Seen ist der Siljan, in der Mitte des Landes, 5 Meil. lang, 3 M. breit; der ansehnlichste der Flüsse ist der Dalelf, welcher mittelst zweier Arme das Land in zwei Hälften, Österdalarne und Westerdalarne, scheidet; der eine Arm, der westliche Dalelf, entsteht im Bezirk der zum Pastorat Lima gehörigen Kapellgemeinde Transtrand, durch Vereinigung der aus dem Bezirke der zwischen Herjeådalen und Norwegen mitten inne liegenden Kapellgemeinde (der nördlichsten in Dalarne) Idre, Pastorats Särna, herabkommenden Flüsse des Löra, der in 3 Armen an der norwegischen Grenze, und des Fulu, der etwa zwei Meilen westlich von der Kapelle Idre, aus den Fuluseen entspringt; der zweite Arm, der östliche Dalelf, entspringt im Bezirk der genannten Kapelle Idre, an der norwegischen Grenze, in mehren Armen aus der Alpe Salfjället, dem See Grösvelsjö und andern Seen. Nachdem der Österdalelf den See Siljan durchströmt, vereinigt er sich bei Djursås, im Pastorate Gagnef, mit dem breiten und reißenden Wästerdalelf; der vereinigte Strom erhält nun den Namen Dalelf, und fließt durch das südwestliche Dalarne und längs der Grenze von Gestrikland, Westmanland und Upland dem Meere zu, in welches er sich bei Elfkarleby in Upland, an der Grenze von Gestrikland, 2½ M. unterhalb Gefle, nachdem er einen majestätischen Wasserfall gebildet (v. Schubert Reise durch Schweden rc. Bd. 2. S. 8 u. 9.), ergießt.

In politischer Hinsicht bildet Dalarne die Landshauptmannschaft (Höfdingedöme) Stora-Kopparbergs-Län, mit 7 Vogteien, aus 6 Theilen bestehend: 1) dem eigentlichen Kopparberg's-Län mit der Hauptstadt Fahlun; 2) Säthers-Län mit der Stadt Säther; 3) Näsgårds-Län mit der Stadt Hedemora; 4) Österdalarne, ohne Stadt; 5) Wester-Bergslagen (die westlichen Bergwerksdistrikte), ohne Stadt. 6) Westerdalarne, ohne Stadt. In ältester Zeit hatte das Land eigene Könige; auch ein eigenes Gesetz, Dala-Lag, wie es überhaupt in Schweden viele Provinzialgesetze gab; jetzt bildet es mit Westmanland ein Lagmansdöme (Sprengel eines Lagman, d. i. Provinzialrichters) unter dem Svea-Hofgericht zu Stockholm. Es stellt ein Regiment Infanterie. Der Bergwerksstat besteht aus 2 Distrikten: 1) Stora-Kopparbergs-Bergslag und 2) Öster- och Wester-Bergslagen.

In kirchlicher Hinsicht ist Dalarne Theil des Bisthums (Stift) Wästerås, und enthält 7 Propsteien:

1) Norrbärke,	mit 4	Pastoraten	und 6	Kirchen;	
2) Westerdal,	— 4	—	— 9	—	
3) Leksand,	— 4	—	— 6	—	
4) Rättvik,	— 3	—	— 5	—	und 1 Bethause;
5) Mora,	— 5	—	— 8	—	und 2 Bethäusern;
6) Stora Tuna,	— 9	—	— 14	—	
7) Hedemora,	— 6	—	— 8	—	
	35	Pastoraten	und 56	Kirchen	und 3 Bethäusern.

Die Dalekarlier (Dalkarlar) sind ein kräftiger Menschenschlag, hager, aber von starkem Knochenbau; sie haben eine hochgewölbte Stirne mit großen, mächtig hervorblitzenden Augen, und blonde, oder schwarze, bis auf

die Schultern herabhängende Haare; in ihren Blicken spricht sich Offenheit und Heiterkeit neben Ernst und Einnigkeit aus; sie sind dienstfertig und höflich; ihre unerschütterliche Treue gegen König und Vaterland ist einer der leuchtendsten Punkte in der älteren, wie in der neueren Geschichte des Nordens, wobei es freilich nicht verkannt werden kann, daß bei den Männern das Lob, welches man zu reichlich dem Volke der Dalekarlier spendete, ein übertriebenes Selbstgefühl, Eigendünkel und Eigensinn erzeugt hat, auch bei ihnen viel Eigennutz gefunden wird, während bei dem weiblichen Geschlechte alte Einfachheit, Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit, eine thätige Gottesfurcht noch immer im hohen Grade vorherrscht; dies alles gilt vom nördlichen (oberen) Dalekarlien; im südlichen (niederen) Dalekarlien trifft man, bei Männern wie bei Weibern, nur wenige Spuren alter Einfalt und Unschuld; vielmehr zeigen sich unterhalb Fahlun Eigennutz und Sittenverderbniß in hohen Graden. Die alte Sitte, jedermann, auch Vorgesetzte, selbst den König, mit Du anzureden, findet man jetzt nur noch im Pastorate Mora (im nördlichen Dalekarlien), wo, nebst Orsa und Elfdal, auch vorzugsweise die uralte, dem Gothischen nahekommende dalekarlische Sprache in vielen Modifikationen an den verschiedenen Orten sich erhalten hat *); daneben versteht man Rein-schwedisch, was man mit Fremden redet. Manche eigenthümliche Gebräuche, besonders bei den Hochzeiten, haben sich in Dalekarlien erhalten; in den Pastoraten Mora und Orsa werden in mehren Bauernhäusern noch Runenstäbe, als immerwährender Kalender, gebraucht. Neben den meistens sehr großen Dörfern trifft man Johannisstangen, geschmückt mit Kränzen, Vögeln, Dalpfeiler (zum Gedächtniß des siegreichen Kampfes der Dalekarlier fürs Vaterland gegen den tyrannischen König Christian ꝛc.), um welche man am Abende des Johannisfestes, auch wol am Vorabende, tanzt. Da das Land zu arm und zu bevölkert ist, um, auch bei größter Sparsamkeit, die den Dalekarliern, insbesondere im Norden, eigen ist, alle Einwohner zu ernähren, wandern (wie oben bemerkt) seit alter Zeit Tausende von Männern und Weibern in die Provinzen des mittleren Schwedens, insbesondere nach Stockholm, aus, Arbeit zu suchen; wobei ihnen das sogenannte Präftbetyg, oder das vom Selsorger ausgestellte Zeugniß über Alter, Theilnahme am heiligen Abendmahle, christliche Erkenntniß, sittliches Betragen — zugleich als Paß dient; theils arbeiten diese Dalekarlier auf Tagelohn vorzugsweise bei großen und schweren Arbeiten, z. B. Erbauung steinerner Brücken in reißenden Gewässern, Urbarmachungen ꝛc., theils verkaufen sie allerlei Produkte dalekarlischer Industrie, als Webekämme, Wanduhren, gemalte Schränke und andere hölzerne Geräthe; — in Stockholm versammeln sie sich sonntäglich auf gewissen öffentlichen Plätzen, um einander zu sprechen, die gemeinsamen Angelegenheiten zu ordnen ꝛc.; ihre Briefe fassen sie gemeinschaftlich auf einem Blatte hinter einander ab, und ebenso erhalten sie die Antworten. Viele dalekarlische Mädchen vermiethen sich auch im obern Schweden, insbesondere in Helsingland, als Hirtinnen. Alle wandernden Dalekarlier kehren in der Regel ebenso rein und sittlich in ihr Vaterland zurück, wie sie dasselbe verließen.

Im obern Dalekarlien herrscht in der Kleidung viel alterthümliche Einfachheit; die Männer tragen kurze, oft weiße Überröcke, blaue Strümpfe und Schuhe; die Frauen und Mädchen weiße Jacken und Mützen, weiße stehende Halskragen, farbige wollene Schürzen und rothe wollene Strümpfe, alles eigen gewebt und gefertigt. Die Männer tragen den Dalkarshut, einen niedrigen runden Hut, mit etwa 2 Hände breitem Rande und hübsch ausgenäheter Litze, einer Bräutigamsgabe. Die Schuhe der Weiber, zum Theil mit Sohlen von Birkenrinde, haben, ein wenig vom hintern Ende entfernt, hohe Absätze. Man trägt auch Pelze, an welchen das Rauche nach innen gewandt wird; alltäglich bei der Arbeit tragen Männer und Weiber lederne Schürzen, auf welchen erstere zugleich rechnen, mit Kreide, die sie immer mit sich zu führen pflegen. Überall herrscht in der Sonn- und Alltagstracht große Reinlichkeit. Ganz, wie im angrenzenden Helsingland, hat jeder Hof ein eigenes Zimmer zur Aufbewahrung der Kleidung, die, bis zu den Strümpfen und Handschuhen herab, hier an den Wänden und mitten im Zimmer in größter Ordnung nebeneinander hängt. Die Weiber haben häufig auch die Äcker zu bestellen und zu dreschen. Die Viehzucht wird im obern Dalekarlien als Sennenwirthschaft durch Mädchen betrieben; zu den Sennhütten gehören gewöhnlich auch Äcker und Wiesen; daher sie oft ebenso vollständig, als der Wohnhof eingerichtet sind, und in der Heuernte und im Herbste von der ganzen Familie bewohnt werden. Im ärmsten Pastorate Dalekarliens, Särna (12 M. lang, 6 M. breit, mit 677 Seelen im J. 1815) an der norwegischen Grenze (1644 durch die muthigen Dalekarlier unter Anführung des von ihnen erbetenen Heerführers, eines Geistlichen, des damaligen Kaplans in Elfdalen, Daniel Joh. Buschovius — † 1677 als Pastor zu Kumla in Westmanland — von Norwegen, ohne Blutvergießen erobert), war einst die Sitte, wenn man aus den Dörfern zu den Sennhütten zog, einen Span zurückzulassen, auf welchem der Fremde lesen konnte, wo er den Schlüssel zum Vorrathshause (neben den Wohnhäusern auf Pfählen, wie in ganz Nordschweden), zu suchen habe. Noch heute ist die schwedische Gastfreiheit den Dalekarliern in hohem Grade eigen. — Den eigentlichen Daltanz, mehr Promenade, als Tanz, doch verschieden von der Polonaise, tanzt jedes Geschlecht für sich. — Im niederen Dalekarlien herrscht viel Kleiderluxus, und das Alterthümliche ist geschwunden.

In acht Pastoraten, nämlich den Pastoraten Mora, Rättwik, Orsa, Svärdsjö (im östlichen), Näs (im südwestlichen), Grangärde, Norrbärke und Söderbärke (im südlichen Dalekarlien) wohnen Finnen; sie verstehen Schwedisch, sprechen aber unter einander Finnisch, we-

*) Das Eigenthümliche besteht theils in Verwechselung einzelner Buchstaben, theils in abweichender Beugung, theils in erhaltenen altgothischen Wörtern. Vergl. *Näsman* historiola linguae Dalecarlicae. Upsal. 1733. *Arborelius* conspectus lexici linguae Dalecarlicae. Upsal. 1813. *Arborelius* conspectus grammatices linguae Dalecarlicae. Upsal. 1816.

nigstens in Orsa, Svärdsjö und Grangärde. Wann sie ins Land gekommen, ob, wie man vermuthet, im 16ten Jahrhunderte, ist ungewiß; sie wohnen insbesondere in entlegenen Walddistrikten, wo Fischerei und Jagd ihre Hauptnahrungszweige bilden; weniger bedeutend ist die Viehzucht der Finnen; für den geringen Ackerbau wird viel Wald geschwendet (niedergebrannt); Kartoffeln werden viel gebauet; die Finnen sind still, ernst, sinnig, offen und ungekünstelt, gottesfürchtig und streng sittlich im Lebenswandel, lieben sehr die Reinlichkeit, und haben, wenigstens in Mora und Orsa Finmark (Finnendistrikt), viel Sinn für Musik. (*v. Schubert.*)

DALARÖ, ein vorzüglicher Hafen, stadtähnlich mit mehr denn 100 Häusern, mit Postcomptoir und Zollstätte, an der Küste der schwedischen Provinz Södermanland (Kirchspiels Tyresjö), am großen Fahrwasser nach Stockholm, wohin der Seeweg für große Schiffe 10, für Jachten und Boote 5 Meilen, der Landweg aber nur 4½ Meile beträgt. Der Ort ist meist von Lootsen bewohnt; es wird viel Fischerei, besonders Strömlingsfang, getrieben. Der Einlauf ist 10 bis 12 Faden tief. Kahle Berge umgeben den Ort. — ¼ Meile südlich von hier liegt die Schanze Dalarö auf einer kleinen Insel. (Nach Tuneld.) (*v. Schubert.*)

DALBERG, Freiherren von, Kämmerer von Worms. Eines der verdienstvollsten, vorzüglichsten, ältesten, edlen teutschen Geschlechter. In den älteren Urkunden schrieben sie sich (Dalburg bisweilen) Kämmerer von Worms, genannt Dalberg; die neuere Zeit schreibt sie öfterer: Freiherren von Dalberg, Kämmerer von Worms. Den Namen: Kämmerer von Worms, führen sie von dem Erb-Kämmerer-Amt des Hochstifts Worms, welches sie seit undenklichen Zeiten bekleideten; den Namen Dalberg soll zuerst Gerhard, Kämmerer von Worms, der Gemahl Gretens, Tochter des letzten Herrn von Dalberg, zugleich mit dem Erbe der Burg und Herrschaft Dalberg, ungefähr im J. 1330 auf das ganze Geschlecht der Kämmerer von Worms übertragen haben.

Dieses herrliche, in den neuesten Zeiten auch herzogliche und gräfliche Geschlecht, fand für das lobenswerthe Streben, seinen Ruhm in den spätesten Nachkommen zu verewigen, die dankbarste Anerkennung durch die ihm von jeher gewordene Verleihung der angesehensten Würden im State und in der Kirche; sowie es als das Geschlecht der ersten Erbritter des heil. röm. Reichs bis zum Erlöschen der teutschen Kaiserwürde der Ehre genoß, daß bei den Kaiserkrönungen nach dreimaligem Ausrufen des kaiserlichen Herolds: „Ist kein Dalberg da?" ein Sprößling desselben in vollständiger Rüstung hervortrat, und von dem gekrönten Kaiser feierlichst den ersten Ritterschlag erhielt. Aber auch nachher erinnerte sich Napoleon an dieses Herkommen, indem er festsetzte, daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der französischen Kaiserwürde seyn und vor Frankreichs Throne derselbe feierliche Akt Statt finden solle. Von Kaiser Karl V. erhielt es das Pri-
[illegible] exemtionis et de non evocando subditos.
[illegible] ger als 200 Jahren führt es den freiherrlichen Charakter. Es gehörte sonst zur rheinischen Ritterschaft, indem es bei der unmittelbaren Reichsritterschaft am Oberrhein viele Güter besaß, war aber auch bei den fränkischen Kantonen Rhönwerra und Baunach immatrikulirt und begütert.

Nach dem allmäligen Erlöschen der verschiedenen Zweige, in welchen dieses Geschlecht viele Jahrhunderte hindurch geblüht hatte, beruhte sein Mannsstamm im J. 1722 allein noch auf der Nachkommenschaft des kaiserl. wirkl. Geh.-Raths und Kammer-Gerichts-Präsidenten zu Speier, Philipp Franz Eberhard K. v. W. Freiherrn v. Dalberg, welche sich von zweien seiner Söhne, Franz Eckenbert und Wolfgang Eberhard aufs Neue bis nach Anfang des 19. Jahrh. in zwei Hauptlinien, in 1) die ältere Mainzer oder Dalberg-Dalbergische, und in 2) die jüngere Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie abtheilte, bei Gelegenheit aber, als im April 1807 nach Erlöschen des Freiherrl. von Erthalischen Mannsstammes der Fürstprimas Karl Theodor v. Dalberg das erledigte Mannslehn zu Rodenbach im Spessart dem Gesamtgeschlechte der Freiherren von Dalberg verlieh, theilte er die Familie in 4 Linien nach folgender Ordnung:

1) die des verstorbenen Badenschen Statsministers und Oberhofmeisters, Wolfgang Heribert, Freiherrn von Dalberg;

2) die des Fürstlich-Primatischen Geh. Raths und Ritter-Hauptmanns, Friedrich Franz Karl, Freiherrn von Dalberg;

3) die des Fürstl. Primatischen Kammerherrn, Karl Alexander, Freiherrn von Dalberg, und

4) die des Großherzogl. Badenschen Kammerherrn, Emich, Freiherrn v. Dalberg und dessen Bruders, Philipp Karl, Freiherrn v. Dalberg, damaligen Großherzogl. Badenschen Ober-Lieutenants.

Von diesen vier Linien gehören die erste allein zur jüngern, und die drei letztern zusammen zur ältern jener zwei Hauptlinien.

In den ältesten Zeiten ist vorzüglich bekannt Heribert, Kämmerer von Worms. Er ward im J. 990 zum Erzbischof von Cöln erwählt und bestätigt, krönte im J. 1002 Kaiser Heinrich II., den Heiligen, und starb nach 30jähriger Regirung den 16. März 1021 und wurde unter die Zahl der Heiligen versetzt *). Weiterhin zeichnen sich in den Turnieren zu Worms im J. 1209 Friedrich, zu Würzburg im J. 1235 Hans, zu Schafhausen im J. 1392 Diether und zu Darmstadt im J. 1403 Wolff von diesem vortrefflichen Geschlechte aus. Zu Zeiten der Fehde-Kriege waren die Kämmerer von Worms bisweilen fürchterlicher als der berühmte Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, denn sie besaßen nicht nur viele Bergfestungen, sondern stellten auch öfters ein ansehnliches Kriegsvolk von Reisigen zu Pferd und zu Fuß.

*) Sein Leben und seine Wunderwerke hat Matthäus Agricius in lateinischen Versen beschrieben, und zu Cöln im J. 1572 in Druck gegeben.

In ununterbrochenem Zusammenhange stellt Humbracht in seinem Werke: die höchste Zierde Teutschlands benannt, auf der 13ten bis 16ten Stammtafel, die Geschlechtsreihen dieses Hauses von dem Ritter Conrad, Kämmerer von Worms, herab dar. Dieser lebte im J. 969, soll nach dem Berichte der ältern Schriftsteller von Cajus Marcellus, welchen Quintilius Varus nach Wiedererbauung der Stadt Worms als Befehlshaber der römischen Besatzung anstellte, abstammen und mit der Tochter eines edlen Herrn im Wormsgau, außer den obengenannten Erzbischof Heribert von Cöln, den Vater; 1) des Ritters Rugemar, Kämmerers des Bischofs zu Worms, und 2) Erhard's, Kämmerers von Worms, welcher im J. 1079 lebte, gezeugt haben. Von diesen zeugte Ersterer: Eckenbert, welcher im J. 1132 als Stifter und zweiter Propst des Klosters Frankenthal starb und selig gesprochen wurde. Eckenbert zeugte: 1) Wolffram, Kämmerer von Worms und 2) Cuno, K. v. W. den Vater: a) Burckhards, b) Atzo und c) Rugila, welche im J. 1180 auf dem Reichstage zu Regensburg erschienen. Wolfframs Sohn Friedrich, K. v. W., Ritter, wohnte im J. 1165 dem Turniere zu Zürich bei und ist der Vater folgender 3 Söhne: 1) Gerhards, K. v. W., Ritters, um das Jahr 1200, dessen Nachkommenschaft den Stamm erhielt und gleich folgen wird; 2) Wolfgang's, K. v. W., lebte 1209, dessen Nachkommen in der 7ten Generation mit Peter V., K. v. W., um die Mitte des 15. Jahrh. erloschen; und 3) des oben erwähnten Friedrichs, K. v. W., welcher sich im J. 1209 auf dem Turniere zu Worms befand, dessen Urenkel gleichen Namens gegen Ende des 13. Jahrh. seine Linie beschloß.

Der gleicherwähnte Gerhard, K. v. W., Friedrichs Sohn, zeugte Gerhard, K. v. W., den Großen, Ritter zu Ehrenberg. Er lebte im J. 1239, Vater von 4 Söhnen: 1) Ulrich, K. v. W., starb ohne Erben im J. 1250. 2) Heinrich, K. v. W., Ritter, gest. 1301, dessen Nachkommenschaft in der 5ten Generation um die Mitte des 15. Jahrhunderts erlosch; 3) Gerhard, K. v. W., den Jüngern, dessen Nachkommenschaft sich allein dauerhaft erhielt und gleich nachher weiter ausgeführt werden wird; 4) Emerich, K. v. W., dessen Stammlinie sich in seinen Urenkeln endete. Ritter Gerhard, K. v. W., der Jüngere, der eben angeführte dritte Sohn Gerhards des Großen, lebte 1251 und pflanzte sein Geschlecht durch 2 Söhne fort. Die Linie des jüngern Sohnes, Emerich, erlosch in dessen Urenkel, Friedrich, im ersten Viertel des 15. Jahrh. Der ältere Sohn Gerhards des Jüngern gleichen Namens, auch Erhard genannt, K. v. W., Ritter, starb den 8. Jan. 1297. Dessen Sohn, Johann, K. v. W., Ritter, erhielt durch seiner Gemahlin Schwester Sohn, Anton v. Dalberg, die Mitbelehnschaft auf einen Antheil an Dalberg, starb 1350 und hinterließ 3 Söhne, welche insgesamt männlicher Nachkommen sich erfreuten: 1) Diether, K. v. W., Ritter, starb 1371, dessen Nachkomme im vierten Grade, Adam, K. v. W., nach dem Jahre 1550 diese ältere Linie, welche sich wieder in mehre Zweige verbreitet hatte, beschloß; 2) Winand, K. v. W., pflanzte das Geschlecht dauerhaft fort, dessen weitere Ausführung bald folgen wird; 3) Gerhard, K. v. W., Ritter, gestorben den 21. Jan. 1353. Dieser vermählte sich mit Greta von Dalberg, der Letzten ihres alten Geschlechts, wodurch er bewogen ward, außer den bedeutenden Gütern auch den Namen desselben seinem eignen Geschlechte zu übereignen. Zu Worms finden sich beider Gatten Grabsteine, auf welchen ihre Abbildung befindlich ist *). Ihr Sohn, Heinrich, K. v. W., zu Dalberg, Schultheis zu Hagenau, setzte, da er von seiner Gemahlin, Hedwig Boos von Waldeck, keine Kinder hatte, seinen Vetter, Johann, K. v. W., zum Erben ein.

Winand, K. v. W., Johanns mittelster Sohn, Ritter, starb 1365. Von seinen 5 Söhnen: 1) Johann, K. v. W.; 2) Cuno, K. v. W., Ritter 1388, gest. 1406; 3) Joos, K. v. W.; 4) Peter, K. v. W., Ritter des teutschen Ordens; 5) Johann, K. v. W., Kurpfälzischer Hofmeister und Rath, war allein dieser Letzte verheirathet. Er wurde seines Vetters, Heinrichs, Erbe, nannte sich von Dalberg, starb den 9. Oct. 1415, und hinterließ von seiner Gemahlin, Anna, Freiin von Bickenbach, einen Sohn: Hans, K. v. W., genannt von Dalberg, geb. 1390, Ritter 1420, gest. 1441. Dieser zeugte mit Anna von Helmstatt zwei Söhne: 1) Wolfgang, von welchem das Nähere gleich nachher, und 2) Philipp, K. v. W., genannt v. Dalberg, Ritter 1465, gest. 1492, welcher eine eigene Linie stiftete, die sich durch zwei seiner Söhne: Wolfgang, K. v. W., genannt von Dalberg, den Schwarzen, und Hans, K. v. W., genannt von Dalberg, bereits zweimal verzweigte; aber sie erlosch schon mit des ältesten Sohn, Eberhard, K. v. W., genannt von Dalberg, am 25. September 1559, nachdem diesem der einzige Sohn, Philipp, den 6. Sept. n. J. im Tode vorangegangen war.

Wolfgang, K. v. W., gen. v. Dalberg, Hansens älterer Sohn, wurde bei einem feierlichen Ritterschlage zu Rom 1446 und zwar in Folge des der Familie Dalberg zustehenden alten kaiserl. Privilegiums mit Behauptung des Vorgangs vor allen andern, selbst höheren Standespersonen bei dergl. Solennität, zuerst zum Ritter geschlagen; er starb 1476, nachdem er mit seiner Gemahlin, Gertraud Greiffenklau von Vollraths, 16 Kinder gezeugt hatte, von welchen folgende 5 Söhne bemerkenswerth sind: 1) Johann, K. v. W., genannt v. Dalberg, geb. 1445, ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit (s. über ihn den besondern Artikel); 2) Diether, K. v. W., gen. v. D., diente Kaiser Maximilian I. im Felde und starb 1507 unvermählt; 3) Friedrich, K. v. W., gen. v. D., Ritter, starb 1506, der Stammvater der nach ihm genannten ältern Friedrichschen Hauptlinie, welche sich durch zwei seiner Söhne, Wolfgang und Philipp, in zwei Äste verbreitete und mit des Letztern Enkel, Eberhard, K. v. W., gen. v. D. zu Herrnheim, im J. 1614 wieder erlosch; 4) Dietrich, K. v. W., gen. v. D., der glückliche Fortpflanzer des Geschlechts, dessen gleich nachher mehr Erwähnung gesche-

*) S. Rheinische Geschichte u. Sagen von Niclas Vogt, Bd. II. u. Nürnberg. Correspondent v. 1817. No. 352.

nigstens in Orsa, Svärdsjö und Grangärde. Wann sie ins Land gekommen, ob, wie man vermuthet, im 16ten Jahrhunderte, ist ungewiß; sie wohnen insbesondere in entlegenen Walddistrikten, wo Fischerei und Jagd ihre Hauptnahrungszweige bilden; weniger bedeutend ist die Viehzucht der Finnen; für den geringen Ackerbau wird viel Wald geschwendet (niedergebrannt); Kartoffeln werden viel gebauet; die Finnen sind still, ernst, sinnig, offen und ungekünstelt, gottesfürchtig und streng sittlich im Lebenswandel, lieben sehr die Reinlichkeit, und haben, wenigstens in Mora und Orsa Finmark (Finnendistrikt), viel Sinn für Musik. (*v. Schubert.*)

DALARÖ, ein vorzüglicher Hafen, stadtähnlich mit mehr denn 100 Häusern, mit Postcomptoir und Zollstätte, an der Küste der schwedischen Provinz Södermanland (Kirchspiels Toresjö), am großen Fahrwasser nach Stockholm, wohin der Seeweg für große Schiffe 10, für Jachten und Boote 5 Meilen, der Landweg aber nur 4½ Meile beträgt. Der Ort ist meist von Lootsen bewohnt; es wird viel Fischerei, besonders Strömlingsfang, getrieben. Der Einlauf ist 10 bis 12 Faden tief. Kahle Berge umgeben den Ort. — ¼ Meile südlich von hier liegt die Schanze Dalarö auf einer kleinen Insel. (Nach Tuneld.) (*v. Schubert.*)

DALBERG, Freiherren von, Kämmerer von Worms. Eines der verdienstvollsten, vorzüglichsten, ältesten, edlen teutschen Geschlechter. In den älteren Urkunden schrieben sie sich (Dalburg bisweilen) Kämmerer von Worms, genannt Dalberg; die neuere Zeit schreibt sie öfterer: Freiherren von Dalberg, Kämmerer von Worms. Den Namen: Kämmerer von Worms, führen sie von dem Erb-Kämmerer-Amt des Hochstifts Worms, welches sie seit undenklichen Zeiten bekleideten; den Namen Dalberg soll zuerst Gerhard, Kämmerer von Worms, der Gemahl Gretens, Tochter des letzten Herrn von Dalberg, zugleich mit dem Erbe der Burg und Herrschaft Dalberg, ungefähr im J. 1330 auf das ganze Geschlecht der Kämmerer von Worms übertragen haben.

Dieses herrliche, in den neuesten Zeiten auch herzogliche und gräfliche Geschlecht, fand für das lobenswerthe Streben, seinen Ruhm in den spätesten Nachkommen zu verewigen, die dankbarste Anerkennung durch die ihm von jeher gewordene Verleihung der angesehensten Würden im State und in der Kirche; sowie es als das Geschlecht der ersten Erbritter des heil. röm. Reichs bis zum Erlöschen der teutschen Kaiserwürde der Ehre genoß, daß bei den Kaiserkrönungen nach dreimaligem Ausrufen des kaiserlichen Herolds: „Ist kein Dalberg da?" ein Sprößling desselben in vollständiger Rüstung hervortrat, und von dem gekrönten Kaiser feierlichst den ersten Ritterschlag erhielt. Aber auch nachher erinnerte sich Napoleon an dieses Herkommen, indem er festsetzte, daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der französischen Kaiserwürde seyn und vor Frankreichs Throne derselbe feierliche Akt Statt finden solle. Von Kaiser Karl V. erhielt es das Privilegium exemtionis et de non evocando subditos. Seit länger als 200 Jahren führt es den freiherrlichen Charakter. Es gehörte sonst zur rheinischen Ritterschaft, indem es bei der unmittelbaren Reichsritterschaft am Oberrhein viele Güter besaß, war aber auch bei den fränkischen Kantonen Rhönwerra und Baunach immatrikulirt und begütert.

Nach dem allmäligen Erlöschen der verschiedenen Zweige, in welchen dieses Geschlecht viele Jahrhunderte hindurch geblüht hatte, beruhte sein Mannsstamm im J. 1722 allein noch auf der Nachkommenschaft des kaiserl. wirkl. Geh.-Raths und Kammer-Gerichts-Präsidenten zu Speier, Philipp Franz Eberhard K. v. W. Freiherrn v. Dalberg, welche sich von zweien seiner Söhne, Franz Eckenbert und Wolfgang Eberhard aufs Neue bis nach Anfang des 19. Jahrh. in zwei Hauptlinien, in 1) die ältere Mainzer oder Dalberg-Dalbergische, und in 2) die jüngere Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie abtheilte, bei Gelegenheit aber, als im April 1807 nach Erlöschen des Freiherrl. von Erthalischen Mannsstammes der Fürstprimas Karl Theodor v. Dalberg das erledigte Mannslehn zu Rodenbach im Spessart dem Gesamtgeschlechte der Freiherren von Dalberg verlieh, theilte er die Familie in 4 Linien nach folgender Ordnung:

1) die des verstorbenen Badenschen Statsministers und Oberhofmeisters, Wolfgang Herlbert, Freiherrn von Dalberg;

2) die des Fürstlich-Primatischen Geh. Raths und Ritter-Hauptmanns, Friedrich Franz Karl, Freiherrn von Dalberg;

3) die des Fürstl. Primatischen Kammerherrn, Karl Alexander, Freiherrn von Dalberg, und

4) die des Großherzogl. Badenschen Kammerherrn, Emich, Freiherrn v. Dalberg und dessen Bruders, Philipp Karl, Freiherrn v. Dalberg, damaligen Großherzogl. Badenschen Ober-Lieutenants.

Von diesen vier Linien gehören die erste allein zur jüngern, und die drei letztern zusammen zur ältern jener zwei Hauptlinien.

In den ältesten Zeiten ist vorzüglich bekannt Heribert, Kämmerer von Worms. Er ward im J. 990 zum Erzbischof von Cöln erwählt und bestätigt, krönte im J. 1002 Kaiser Heinrich II., den Heiligen, und starb nach 30jähriger Regirung den 16. März 1021 und wurde unter die Zahl der Heiligen versetzt *). Weiterhin zeichnen sich in den Turnieren zu Worms im J. 1209 Friedrich, zu Würzburg im J. 1235 Hans, zu Schafhausen im J. 1392 Diether und zu Darmstadt im J. 1403 Wolff von diesem vortrefflichen Geschlechte aus. Zu Zeiten der Fehde-Kriege waren die Kämmerer von Worms bisweilen fürchterlicher als der berühmte Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, denn sie besaßen nicht nur viele Bergfestungen, sondern stellten auch öfters ein ansehnliches Kriegsvolk von Reisigen zu Pferd und zu Fuß.

---

*) Sein Leben und seine Wunderwerke hat Matthäus Agricius in lateinischen Versen beschrieben, und zu Cöln im J. 1572 in Druck gegeben.

In ununterbrochenem Zusammenhange stellt Humbracht in seinem Werke: die höchste Zierde Teutschlands benannt, auf der 13ten bis 16ten Stammtafel, die Geschlechtsreihen dieses Hauses von dem Ritter Conrad, Kämmerer von Worms, herab dar. Dieser lebte im J. 969, soll nach dem Berichte der ältern Schriftsteller von Cajus Marcellus, welchen Quintilius Varus nach Wiedererbauung der Stadt Worms als Befehlshaber der römischen Besatzung anstellte, abstammen und mit der Tochter eines edlen Herrn im Wormsgau, außer den obengenannten Erzbischof Heribert von Cöln, den Vater: 1) des Ritters Rugemar, Kämmerers des Bischofs zu Worms, und 2) Erhard's, Kämmerers von Worms, welcher im J. 1079 lebte, gezeugt haben. Von diesen zeugte Ersterer: Eckenbert, welcher im J. 1132 als Stifter und zweiter Propst des Klosters Frankenthal starb und selig gesprochen wurde. Eckenbert zeugte: 1) Wolffram, Kämmerer von Worms und 2) Cuno, K. v. W. den Vater: a) Burckhards, b) Atzo und c) Rugila, welche im J. 1180 auf dem Reichstage zu Regensburg erschienen. Wolfframs Sohn Friedrich, K. v. W., Ritter, wohnte im J. 1165 dem Turniere zu Zürich bei und ist der Vater folgender 3 Söhne: 1) Gerhards, K. v. W., Ritters, um das Jahr 1200, dessen Nachkommenschaft den Stamm erhielt und gleich folgen wird; 2) Wolfgang's, K. v. W., lebte 1209, dessen Nachkommen in der 7ten Generation mit Peter V., K. v. W., um die Mitte des 15. Jahrh. erloschen; und 3) des oben erwähnten Friedrichs, K. v. W., welcher sich im J. 1209 auf dem Turniere zu Worms befand, dessen Urenkel gleichen Namens gegen Ende des 13. Jahrh. seine Linie beschloß.

Der gleicherwähnte Gerhard, K. v. W., Friedrichs Sohn, zeugte Gerhard, K. v. W., den Großen, Ritter zu Ehrenberg. Er lebte im J. 1239, Vater von 4 Söhnen: 1) Ulrich, K. v. W., starb ohne Erben im J. 1250. 2) Heinrich, K. v. W., Ritter, gest. 1301, dessen Nachkommenschaft in der 5ten Generation um die Mitte des 15. Jahrhunderts erlosch; 3) Gerhard, K. v. W., den Jüngern, dessen Nachkommenschaft sich allein dauerhaft erhielt und gleich nachher weiter ausgeführt werden wird; 4) Emerich, K. v. W., dessen Stammlinie sich in seinen Urenkeln endete. Ritter Gerhard, K. v. W., der Jüngere, der eben angeführte dritte Sohn Gerhards des Großen, lebte 1251 und pflanzte sein Geschlecht durch 2 Söhne fort. Die Linie des jüngern Sohnes, Emerich, erlosch in dessen Urenkel, Friedrich, im ersten Viertel des 15. Jahrh. Der ältere Sohn Gerhards des Jüngern gleichen Namens, auch Erhard genannt, K. v. W., Ritter, starb den 8. Jan. 1297. Dessen Sohn, Johann, K. v. W., Ritter, erhielt durch seiner Gemahlin Schwester Sohn, Anton v. Dalberg, die Mitbelehnschaft auf einen Antheil an Dalberg, starb 1350 und hinterließ 3 Söhne, welche insgesamt männlicher Nachkommen sich erfreuten: 1) Diether, K. v. W., Ritter, starb 1371, dessen Nachkomme im vierten Grade, Adam, K. v. W., nach dem Jahre 1550 diese ältere Linie, welche sich wieder in mehre Zweige verbreitet hatte, beschloß; 2) Winand, K. v. W., pflanzte das Geschlecht dauerhaft fort, dessen weitere Ausführung bald folgen wird; 3) Gerhard, K. v. W., Ritter, gestorben den 21. Jan. 1353. Dieser vermählte sich mit Greta von Dalberg, der Letzten ihres alten Geschlechts, wodurch er bewogen ward, außer den bedeutenden Gütern auch den Namen desselben seinem eignen Geschlechte zu übereignen. Zu Worms finden sich beider Gatten Grabsteine, auf welchen ihre Abbildung befindlich ist *). Ihr Sohn, Heinrich, K. v. W., zu Dalberg, Schultheis zu Hagenau, setzte, da er von seiner Gemahlin, Hedwig Boos von Waldeck, keine Kinder hatte, seinen Vetter, Johann, K. v. W., zum Erben ein.

Winand, K. v. W., Johanns mittelster Sohn, Ritter, starb 1365. Von seinen 5 Söhnen: 1) Johann, K. v. W.; 2) Cuno, K. v. W., Ritter 1388, gest. 1406; 3) Joos, K. v. W.; 4) Peter, K. v. W., Ritter des teutschen Ordens; 5) Johann, K. v. W., Kurpfälzischer Hofmeister und Rath, war allein dieser Letzte verheirathet. Er wurde seines Vetters, Heinrichs, Erbe, nannte sich von Dalberg, starb den 9. Oct. 1415, und hinterließ von seiner Gemahlin, Anna, Freiin von Bickenbach, einen Sohn: Hans, K. v. W., genannt von Dalberg, geb. 1390, Ritter 1420, gest. 1441. Dieser zeugte mit Anna von Helmstatt zwei Söhne: 1) Wolfgang, von welchem das Nähere gleich nachher, und 2) Philipp, K. v. W., genannt v. Dalberg, Ritter 1465, gest. 1492, welcher eine eigene Linie stiftete, die sich durch zwei seiner Söhne: Wolfgang, K. v. W., genannt von Dalberg, den Schwarzen, und Hans, K. v. W., genannt von Dalberg, bereits zweimal verzweigte; aber sie erlosch schon mit des ältesten Sohn, Eberhard, K. v. W., genannt von Dalberg, am 25. September 1559, nachdem diesem der einzige Sohn, Philipp, den 6. Sept. n. J. im Tode vorangegangen war.

Wolfgang, K. v. W., gen. v. Dalberg, Hansens älterer Sohn, wurde bei einem feierlichen Ritterschlage zu Rom 1446 und zwar in Folge des der Familie Dalberg zustehenden alten kaiserl. Privilegiums mit Behauptung des Vorgangs vor allen andern, selbst höheren Standespersonen bei dergl. Solennität, zuerst zum Ritter geschlagen; er starb 1476, nachdem er mit seiner Gemahlin, Gertraud Greiffenklau von Vollraths, 16 Kinder gezeugt hatte, von welchen folgende 5 Söhne bemerkenswerth sind: 1) Johann, K. v. W., genannt v. Dalberg, geb. 1445, ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit (s. über ihn den besondern Artikel); 2) Diether, K. v. W., gen. v. D., diente Kaiser Maximilian I. im Felde und starb 1507 unvermählt; 3) Friedrich, K. v. W., gen. v. D., Ritter, starb 1506, der Stammvater der nach ihm genannten ältern Friedrichschen Hauptlinie, welche sich durch zwei seiner Söhne, Wolfgang und Philipp, in zwei Äste verbreitete und mit des Letztern Enkel, Eberhard, K. v. W., gen. v. D. zu Herrnheim, im J. 1614 wieder erlosch; 4) Dietrich, K. v. W., gen. v. D., der glückliche Fortpflanzer des Geschlechts, dessen gleich nachher mehr Erwähnung geschehen

*) S. Rheinische Geschichte u. Sagen von Niclas Vogt, Bd. II. u. Nürnberg. Correspondent v. 1817. No. 352.

hen wird; 5) Wolfgang, K. v. W., gen. v. D., Ritter, mit dem Beinamen des Langen, starb 1522 und war der Stifter der nach ihm sogenannten Wolfgangischen Hauptlinie, deren männliche Nachkommenschaft im J. 1616 mit seinem Enkel Wolfgang, K. v. W., gen. v. D., völlig ausging.

Der nur erwähnte Dietrich, K. v. W., gen. v. D., Ritter, Wolfgangs Sohn, starb im J. 1530 und hinterließ von Anna von Helmstatt: Friedrich, K. v. W., gen. v. D., Kurpfälz. Oberamtmann zu Oppenheim, welcher am 21. Febr. 1574 mit Tode abging. Mit seiner Gemahlin, Anna von Fleckenstein, zeugte Friedrich 10 Söhne und 4 Töchter. Von Ersteren sind folgende sechs bemerkenswerth: 1) Ludwig, K. v. W., gen. v. D., zu Wachenheim, vermählte sich mit Marie Jacobe Eckbrecht von Dürckheim, starb aber kinderlos; 2) Hans, K. v. W., gen. v. D., Stammvater der nach ihm genannten Johannischen Hauptlinie, welche gleich nachher abgehandelt werden wird; 3) Dietrich, K. v. W., Hr. v. D., starb 1585, ohne von seiner Gemahlin, Elisabeth v. Hirschhorn, Kinder erhalten zu haben; 4) Damian, K. v. W., Hr. v. D., Kurpfälz. Fauth zu Germersheim, starb 1598, stiftete die nach ihm genannte Damianische Linie, deren männliche Nachkommenschaft mit des Stifters Urenkels, Friedrich Anton, K. v. W., Freih. v. D., Domherrn zu Mainz, Kurfürstl. Mainzisch. geh. Raths und Hofraths-Präsidenten, Absterben sich im J. 1705 endigte. 5) Wolfgang, K. v. W., Hr. v. D., war erst Domherr zu Mainz und Speier, ward 1582 als Erzbischof und Kurfürst von Mainz erwählt und starb nach neunzehnjähriger stiller und friedlicher Regirung am 5. April 1601. 6) Friedrich, K. v. W., Hr. v. D., zu Krobsberg, dessen Nachkommenschaft sich allein bis auf den heutigen Tag dauerhaft erhalten hat und weiter unten ausgeführt werden wird.

Hans, K. v. W., Hr. v. Dalberg, Friedrichs II. Sohn, Stifter der Johannischen Hauptlinie, Kurfürstl. Mainzischer Rath und Oberamtmann zu Lohnstein, starb den 29. Juli 1607 und hinterließ von seiner ersten Gemahlin, Katharine Waldpott von Bassenheim: Wolf Dietrich, K. v. W., Hr. v. Dalberg, Kurfürstl. Mainzisch. Oberamtmann der Grafschaft Rheineck, welcher den 18. Juli 1618 starb, nachdem er mit seiner ersten Gemahlin, Magdalene von Kronberg, außer noch 3 andern Söhnen und 3 Töchtern, gezeugt hatte: Wolfgang Hartmann, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Herrn zu Bucholt, Kurfürstl. Mainzisch. Rath und Oberamtmann zu Höchst. Er führte zuerst den Freiherrl. Character, welchen Kaiser Ferdinand III. in einem eigenen Diplom unterm 6. April 1654 bestätigte, und starb in demselben Jahre. In der Ehe mit Maria, Freiin Echter von Mespelbrunn, zeugte Wolfgang Hartmann 2 Söhne und 3 Töchter, von welchen der älteste Sohn: Friedrich Dietrich, K. v. W., Freih. v. Dalb., Ritter, die Stellen als Kaiserl. wirkl. Rath, Kurfürstl. Mainzisch. geh. Rath und Vitzthum zu Mainz und Director der unmittelbaren Reichsritterschaft am Rheine bekleidete und im J. 1712 starb, nachdem er mit Maria Klara, Freiin von Schönborn, 5 Söhne und ebenso viel Töchter gezeugt hatte. Von diesen 5 Söhnen ist besonders zu bemerken: Johann Friedrich Eckenbert, K. v. W., Freih. v. Dalb., erst Domherr zu Mainz und Würzburg, und nach geschehener Resignation dieser Stellen Kurfürstl. Mainzisch. geh. Rath und Oberamtmann zu Lohr, wurde 1711 bei der Kaiserl. Krönung zum Ritter geschlagen. Da derselbe mit seiner ersten Gemahlin, Marie Katharine Ernestine, K. v. W., Freiin von Dalberg, keine Kinder und mit der zweiten, Marie Susanne Lucretia, Freiin Kottwitz von Aulenbach, nur eine Tochter, Marie Klara Philippine, vermählt an den Kaiserl. u. Kurfürstl. Mainzisch. wirkl. geh. Rath und Obermarschall, Grafen Joh. Philipp von Ingelheim, genannt Echter von und zu Mespelbrunn, gezeugt hatte, so erlosch bei seinem im J. 1722 erfolgten Tode mit ihm die Johannische Hauptlinie.

Friedrich, K. v. W., Herr von und zu Dalberg, zu Krobsberg, der oben erwähnte Sohn Friedrichs, stiftete die jüngere Friedrichsche Hauptlinie, und hinterließ von seiner Gemahlin, Barbara von Rosenberg, folgende 3 Kinder: 1) Wolfgang Friedrich, dessen gleich weiter gedacht werden wird; 2) Anna, vermählt an Jobst Philipp von Bicken; 3) Balthasar, K. v. W., Freih. v. Dalb., Kurfürstl. Mainzisch. Rath und Amtmann zu Miltenberg, vermählte sich 1599 mit Anna Margarethe von Kronberg, starb aber, ohne von derselben Kinder gesehen zu haben, den 7. Dec. 1667.

Wolfgang Friedrich, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Friedrichs ältester Sohn, Kurfürstl. Mainzisch. Rath und Oberamtmann zu Nieder-Ulm und Algesheim im J. 1598, starb 1629. In erster Ehe lebte er seit 1595 mit Ursula von Kerpen, gest. 1611, in zweiter seit 1012 mit Margarethe Kunigunde Löwin v. Steinfurt, gest. 1626. Die mit der Ersten gezeugten 2 Söhne und 5 Töchter und die einzige Tochter der Letzten waren folgende: 1) Wolf Johann, K. v. W., Freih. v. Dalb., geb. 1596, gest. 1632, dessen mit Marie Agnes Katharine von Hoheneck erzeugten 3 Kinder: Johann Philipp Franz, Marie Ursula und Marie Katharine, frühzeitig mit Tode abgingen; 2) Philipp Balthasar, K. v. W., Freih. v. D., dessen und seiner glücklichen Nachkommenschaft gleich nachher weitere Erwähnung geschehen wird; 3) Anne Margarethe, geb. 1599, vermählt an Hans Gernand Ulner von Diepurg; 4) Anna Katharine, geb. 1600, vermählt zum ersten Mal an Diether Echter von Mespelbrunn, zum zweiten Mal an Georg Christoph, Freih. v. Haßlang; 5) Ursula, geb. 1602, verm. 1619 an den Kur-Mainzisch. Rath und Oberamtmann zu Bischofsheim, Hans Schweickard v. Sickingen; 6) Marie Barbara, geb. 1603, verm. 1630 an den Kur-Mainzisch. geh. Rath und Vitzthum zu Aschaffenburg, Johann Philipp, Freih. v. Hoheneck; 7) Anna Magdalene, geb. 1610 und gest. 1611; 8) Marie Eva, die einzige Tochter aus der zweiten Ehe, verm. an den hochfürstl. Speiersschen Hofmarschall, Wolf Eberhard, K. v. W., Freih. v. Dalberg.

Philipp Balthasar, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Wolfgang Friedrichs jüngerer Sohn, geb. 1597, gest. den 10. April 1639, war seit 1621 mit Magdalene von

Watsberg, gest. 1647, vermählt, mit welcher er nachfolgende Tochter und 4 Söhne zeugte: 1) Marie Margarethe, gest. 1671, verm. 1655 an Jacob Friedrich, Herrn zu Eltz; 2) Philipp Christoph, 3) Georg Samson, starben beide 1629 als Kinder; 4) Wolf Friedrich, starb ebenfalls in der Kindheit 1635; 5) Philipp Franz Eberhard, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Ritter, geb. den 15. März 1635. Der gemeinschaftliche Stammvater aller jetzt blühenden Zweige dieses herrlichen Geschlechts, Herr in Herrnsheim, Eßingen und Krobsberg, war Kaiserl. wirkl. geh. Rath und Kammergerichts-Präsident zu Speier und Wetzlar, und nach dem Tode seiner Gemahlin, Dompropst zu Worms. Er starb den 26. Decemb. 1696. In der Ehe lebte er seit 1662 mit Anna Katharine Franziske, K. v. W., Freiin v. Dalberg, geb. den 4. Dec. 1644, gest. in Kindesnöthen den 31. Juli 1693. Mit derselben zeugte er folgende 13 Kinder: 1) Johann Karl, geb. und gest. 1663; 2) Damian Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 11. Juni 1665, gelangte 1676 nach Resignation Franz Emerich Wilh. v. Bubenheim auf das hohe Domstift zu Würzburg und ging den 26. Nov. 1692 zu Kapitel; wurde 1696 Domküster und 1721 Jubiläus. Dabei war er auch Kapitular zu Mainz und zu Trier und wurde den 20. Sept. 1700 als Priester geweiht. Er starb zu Mainz den 28. Dec. 1725; 3) Johann Franz Eckenbert, geb. 1666 u. gest. 1668; 4) Johann Heribert, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 20. Aug. 1667, besetzte 1683 im hohen Domstifte zu Würzburg die Präbende des verstorbenen Franz v. Riedheim und ward als Domherr aufgenommen den 8. März 1695, starb zu Würzburg den 29. Dec. 1712 und liegt daselbst im Kapitelhause begraben; 5) Friedrich Eckenbert, geb. 1668 und gest. 1669; 6) Franz Anton, K. v. W., Freih. v. D., fürstbischöfl. Würzburg. geh. Rath, Generalfeldmarschall-Lieutenant, Oberster über ein Regiment zu Fuß, auch Commandant und Oberamtmann der Stadt und Festung Königshofen, geb. 1669, starb den 24. Febr. 1725; 7) Philipp Wilhelm, K. v. W., Freih. v. D., Domherr zu Worms und Kanonicus des Ritterstifts bei St. Alban zu Mainz und zu Bleidenstadt, geb. 1671, starb 1721; 8) Hugo Ferdinand, geb. 1673 und gest. 1674; 9) Franz Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., Stifter der noch jetzt blühenden ältern Mainzer oder Dalberg-Dalbergischen Linie, welche nach den 1807 geschlossenen Verträgen in drei verschiedenen Ästen blüht. Ihre genauere Darstellung wird gleich folgen; 10) Daman Casimir, K. v. W., Freih. v. D., des hohen teutschen Ordens Comthur zu Aachen, Oberster und Commandant des hochteutschmeisterischen Regiments und Kaiserl. Generalfeldwachtmeister, geb. d. 11. Nov. 1675, blieb 1717 vor Belgrad; 11) Marie Katharine Ernestine, geb. 1676, starb 1704 als die erste Gemahlin ihres Cousins, Joh. Friedrich Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., Kurmainzisch. geh. Raths und Oberamtmann zu Lohr, des Letzten der Johannischen Linie; 12) Adolph, K. v. W., Freih. v. D., des heil. röm. Reichs Fürst und Abt zu Fulda, der römischen Kaiserin Erzkanzler, durch Germanien und Gallien Primas, geb. den 29. Mai 1678, war Anfangs Propst zu Zelle, bis er den 8. April 1726 zum Fürst-Abt zu Fulda erwählt ward. Hier setzte er den unter der Regirung seines Vorgängers bereits angefangenen Prozeß mit den Herzogl. Sächs. Häusern Eisenach und Meiningen, wegen Einlösung der vormals vom Stifte verpfändeten Ämter Salzungen und Lichtenberg, mit Eifer fort. Den größten Ruhm erwarb er sich durch die von ihm zu Fulda angelegte röm.-kathol. Universität, welche den 19. Aug. 1734 mit großen Solennitäten eingeweiht und bei allen 4 Fakultäten Promotionen vorgenommen wurden. Er starb den 3. Nov. 1737 nach eilfjähriger Regirung in der kleinen Fulda'schen Stadt Hamelburg an der fränkischen Saale. 13) Wolfgang Eberhard, K. v. W., Freih. v. D., Stifter der noch jetzt blühenden jüngern Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie, welche zur Zeit vom Herzoge von Dalberg erhalten wird. Ihre ausführliche Beschreibung wird weiter unten vorkommen.

1. Die ältere Mainzer oder Dalberg-Dalbergische Linie.

Franz Eckenbert, K. v. W., Freiherr von Dalberg, geb. den 28. Febr. 1674, Herr zu Eßingen, Krobsberg, Eßall, Ruppersberg, Heßloch, Gabsheim rc., Kaiserl. wirkl. geh. und Reichshofrath, Kurfürstl. Mainz. und Trierscher, wie auch Fürstl. Würzburgscher geh. Rath, Vitzthum zu Mainz, Oberamtmann zu Kirweiler und Deudesheim im Bisthum Speier und erbetener Ritterhauptmann der unmittelbaren oberrheinischen reichsfreien Ritterschaft und im J. 1736 Geschlechtsältester. Er vermählte sich im J. 1701 zum ersten Mal mit Johanne Franziske, Freiin Fuchs v. Dornheim, geb. 1679, gest. 1706, welche ihm 2 Söhne gebar, und zum zweiten Mal mit Anna Louise, K. v. W., Freiin v. Dalberg, des Kaiserl. wirkl. Raths, Friedrich Dietrich, K. v. W., Tochter, Mutter von 3 Söhnen und 4 Töchtern. Sämtliche 9 Kinder sind folgende: 1) Hugo Philipp Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., geb. 1702, dessen Nachkommen in zwei besondere Branchen getheilt sind, deren gleich ausführlicher gedacht werden wird; 2) Lothar Friedrich Heribert, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 12. Juli 1703, Domherr zu Trier, Würzburg und Speier, starb den 17. April 1720 zu Würzburg und ruht daselbst im Kapitelhause; 3) Friedrich Anton Christoph, K. v. W., Freih. v. D., geb. 1709, dessen Nachkommen in einer besondern Branche blühen und bald näher berührt werden sollen; 4) Klara Josephe Amalie, starb als Kind; 5) Marie Magdalene Lucretia, vermählt den 23. Juli 1730 an Franz Alexander Casimir, Freih. v. Dehren; sie starb 1733; 6) Anna Sophie, starb in der Kindheit; 7) Marie Anne Henriette Gabriele Constantia, geb. den 21. Oct. 1715, verm. den 9. Jan. 1735 an Johann Heinrich, Freih. v. Zievel, Herrn zu Bettenburg, Itteren und Merzenhofen, Oberamtmann zu Luxemburg; 8) Karl Adalbert, starb als Kind; 9) Franz Karl Anton Eberhard, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 27. Aug. 1717, Kapitular des Erzstifts Mainz, Dompropst zu Trier und Domherr zu Worms, auch Kurtrierscher und Kurpfälzisch. wirkl. geh. Rath, Ritter des Kurpfälzisch. Löwenordens, starb 1781.

Hugo Philipp Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D.,

fürstl. Würzburg. Hof- und fürstl. Fuldascher geh. Rath und Oberamtmann zu Hamelburg, der älteste Sohn Franz Eckenberts, geb. den 29. März 1702, gest. 1754, verm. sich den 4. Oct. 1729 mit Marie Anna Josephe Sophie, Freiin Zobel von Giebelstadt, geb. 1713, welche sich nach seinem Tode zum zweiten Mal mit einem Freiherrn v. Münster vermählte und den 18. Juni 1774 starb. Ihre neun Kinder sind: 1) Adolf Franz Wolfgang Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., Kapitularherr zu Bamberg und Minden, Kurfürstl. Triersch. und fürstl. Augsburgscher geh. Rath, geb. den 14. Oct. 1730, starb 1794; 2) Marie Anna Josephe Franziska Sophie, geb. den 18. Sept. 1731, wurde 1736 Stiftsdame zu St. Mergen in Cöln, vermählte sich mit einem Freih. von Eberstein, und starb als Witwe und Sternkreuzordens-Dame den 21. Jan. 1798 zu Mannheim; 3) Karl Friedrich Valentin Anton Bonifacius Peter von Alcantara, geb. 1732, gest. 1736; 4) Lothar Gottfried Joh. Heribert, geb. 1733, gest. 1734; 5) Marie Magdalene Josephe Philippine, geb. 1735, starb jung; 6) Marie Anna Antoinette Therese, geb. den 28. Aug. 1738, war vermählt an einen Herrn von Radenhausen; 7) Gottlob Amand Leopold Augustin Benedict, K. v. W., Freih. v. D., Herr zu Essingen ɪc., geb. den 30. Oct. 1739, fürstl. Speierscher wirkl. geh. Rath, ist seit vielen Jahren todt. Er war mit Sophie, Freiin von Kruß, genannt v. Haberkorn, vermählt, aus welcher Ehe folgende 2 Töchter und 2 Söhne entsprossen sind: a) Franziske, geb. den 26. Nov. 1776; b) Karoline, geb. den 20. Jan. 1779. Die Söhne constituiren zufolge der im J. 1807 vom verstorbenen Fürsten-Primas, Karl Theodor, festgesetzten Ordnung eine besondere:

Die Linie Emich und Philipp Karl Dalberg.

c) Emich Karl, K. v. W., Freih. v. Dalberg, großherzogl. Badenscher Kammerherr, geb. den 10. März 1781 und d) Philipp Karl, K. v. W., Freiherr v. Dalberg, (im J. 1820) großherzogl. Badenscher Major, geb. den 10. Mai 1782.

8) Franz Karl, K. v. W., Freih. v. Dalberg, auf Wallhausen bei Kreutzenach, fürstl. Fuldascher Kammerjunker, geb. den 18. Juli 1746, starb, nachdem er mit seiner Gemahlin, Auguste, Johann Phil. von Guttenberg zu Sternberg Tochter, einen Sohn, welcher nach der 1807 festgesetzten Ordnung:

Die Linie Karl Alexander Dalberg,

gründete, gezeugt hatte. Es ist: Karl Alexander Heribert, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 4. Febr. 1775. Anfangs fürstl. Fuldascher Oberamtmann zu Geiß, dann großherzogl. Frankfurt. und fürstl. primatischer und seit 1814 königl. Baierscher Kammerherr. Er ist Geschlechtsältester und wohnt zu Aschaffenburg. Im J. 1806 vermählte er sich mit Johanne, Freiin von Sturmfeder.

9) Theresia, geb. 1749, vermählt an einen Baron Köth von Wanscheid.

Friedrich Anton Christoph, K. v. W., Freiherr v. Dalberg, Franz Eckenberts dritter Sohn, Herr zu Heßloch, Gabsheim, Mommernheim und Bechtolsheim, des heil. röm. Reichs erster Erbritter, kaiserl. wirkl. Rath, Kurmainzisch. geh. Rath, Vice-Hofkammerpräsident und Intendant von der Musik, Kurpfälz. Oberamtm. zu Veldenz und Lauterek, erbetener Hauptmann der oberrheinischen Reichsritterschaft, Comthur des kaiserl. St. Josephordens, geb. den 28. April 1709, gründete die vormals von seinem Hauptgute sogenannte Heßlocher Linie, und starb zu Mainz den 15. Juli 1775. Seine mit Sophie Elisabeth Xaverie, Freiin Wambold von Umstadt, mit welcher er sich den 17. Nov. 1738 vermählt hatte, erzeugten 3 Kinder sind: 1) Marie Anna Louise Sophie Walpurgis Charlotte, geb. den 8. Aug. 1739, Sternkreuzordens-Dame, starb den 20. März 1805, verm. seit den 23. Jan. 1759 an Graf Joh. Friedr. Karl Maximilian v. Ostein, regir. Grafen der freien Reichsherrschaft Buxheim ɪc., Herrn zu Maleschau in Böhmen, Datschitz und Markwaretz in Mähren, K. K. geh. Rath und Kämmerer. Er starb als der Letzte seines alten gräfl. Hauses im J. 1809, da ihm diese seine Gemahlin nur eine einzige, jung verstorbene Tochter, geboren hatte. 2) Franz Friedrich Christoph Ernst, geb. den 20. Dec. 1740, starb jung. Der jüngste Sohn stiftete nach der im J. 1807 gemachten Eintheilung:

Die Linie Friedrich Franz Karl Dalberg.

Es war: 3) Friedrich Franz Karl, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 21. März 1751, war erst Kurmainzischer Oberamtmann zu Miltenberg, weltlicher Statthalter zu Worms, Vice-Ritterhauptmann der unmittelbaren Reichsritterschaft bei dem Canton Oberrhein, Ritter des St. Josephordens; später großherzogl. Frankfurt. und fürstl. primatischer geh. Rath und Ältester seines Geschlechts. Im J. 1792 bei der Kaiser-Krönung Franz II. zu Frankfurt, wurde er von diesem Monarchen zum ersten Reichsritter geschlagen. Bei seinem den 8. März 1811 erfolgten Ableben hinterließ er von seiner Gemahlin, Marie Anna, Freiin von Greiffenklau zu Volbraths, mit welcher er sich den 12. Aug. 1776 verbunden hatte, 2 Söhne und 2 Töchter: 1) Marie Sophie, geb. den 16. Jan. 1785; 2) Friedrich Karl Anton, K. v. W., Freih. von und zu D., geb. den 8. Oct. 1787. Von seinem Oheim, dem letzten Grafen von Ostein, zum Erben eingesetzt, wurde er vom Kaiser von Östreich im J. 1810 in den Grafenstand erhoben und nahm den Namen: Graf von Ostein-Dalberg, an. 3) Marie Ludovike, geb. den 23. Nov. 1790; 4) Karl Anton Maximilian, K. v. W., Freih. von und zu Dalberg, geb. den 3. Mai 1792, lebt zu Aschaffenburg, war früher großherzogl. Frankf. u. fürstl. primat. Kammerherr, jetzt K. K. Östreich. Kämmerer.

II. Die jüngere Mannheimer oder Dalbergs-Hernsheimer Linie.

Wolfgang Eberhard, K. v. W., Freih. v. Dalb., Stifter der zur Zeit noch in dem Herzoge von Dalberg blühenden jüngern Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie, der jüngste Sohn Philipp Franz Eberhards, Herr zu Hernsheim und Abenheim, Kaiserl. wirkl. geh. Rath, Kurpfälzisch. geh. Rath, Kammerpräsident und Oberamtmann zu Oppenheim, des St. Hubertusordens Ritter und Kanzler, starb den 9. Dec. 1737. Er und sein Bruder, Franz Eckenbert, zeichneten

sich als große Kenner und Beförderer der Künste und Wissenschaften aus. Im J. 1713 vermählte er sich mit Marie Anna, Freiin Greiffenklau von Vollraths, aus welcher Ehe folgende 4 Söhne und 2 Töchter entsprossen sind: 1) Johann Philipp, geb. 1714, gest. 1723; 2) Franz Heinrich, K. v. W., Freih. v. D., dessen und seiner Nachkommen gleich mehr Erwähnung geschehen wird; 3) Karl Philipp Damian Joseph Ferdinand, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 10. Oct. 1717, Jubilarius und Domdechant zu Mainz, auch wirkl. geh. Rath und Statthalter zu Mainz, Chorbischof zu Trier, Dompropst zu Worms, Kurtrierscher geh. Rath und des adel. St. Michaelisordens Großkreuz, starb 1778; 4) Auguste Philippine, geb. 1718, gest. 1719; 5) Marie Therese, geb. 1721, vermählte sich im Nov. 1739 an Joh. Wilhelm Ulner von Diepurg, Kurpfälz. Kammerherrn und Regirungsrath, starb aber schon im Nov. des folgenden Jahres 1740 im Wochenbette; 6) Wolfgang Wilhelm, geb. 1723, starb jung.

Franz Heinrich, K. v. W., Freih. v. D., Wolfgang Eberhards zweiter Sohn, geb. den 8. Febr. 1716, des heil. röm. Reichs Burggraf zu Friedberg, Herr zu Hernsheim, Abenheim und Gerolsheim 2c., des Kaiserl. St. Josephordens Großprior, Kaiserl. Kammerherr, Kurmainz. und Triersch. geh. Rath, weltlicher Statthalter zu Worms, Kurpfälz. Oberamtmann zu Oppenheim und erbetener Oberrhein. Reichsritterschafts-Deputirter, starb den 9. Dec. 1776. Mit Marie Sophie Anne, Graf Karl Anton Erhards von Elz-Kempenich, Kaiserl. und Kurmainz. geh. Raths und Kurtrierschen Land-Hofmeisters Tochter, geb. den 5. Oct. 1722, vermählt den 19. März 1743, gest. zu Mainz den 30. Nov. 1763, zeugte er folgende 3 Söhne und 2 Töchter: 1) Karl Theodor Anton Maria, K. v. W., Freiherr v. Dalberg, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, späterhin Fürstprimas der rheinischen Conföderation und Großherzog von Frankfurt, geb. auf dem Stammschlosse Hernsheim bei Worms den 8. Febr. 1744, zum Coadjutor und Nachfolger im Kurfürstenth. Mainz erwählt den 5. Juni 1787, zu Worms den 18. desselb. Mon. und zu Constanz den 18. Juni 1788, wird zu Bamberg den 31. Aug. 1788 als Erzbischof von Tarsus consecrirt, succedirt als Fürstbischof zu Constanz den 17. Jan. 1800 und als Kurfürst zu Mainz und Bischof zu Worms den 25. Juli 1802, erhält vom Papste das Pallium den 11. Oct. desselb. Jahres, wird als Fürst zu Regensburg gehuldigt den 23. April 1804, vom Papste als Erzbischof zu Regensburg bestätigt den 2. Febr. 1805, trit zuerst der rheinischen Conföderation bei den 12. Juli 1806, als souverainer Fürst zu Frankfurt gehuldigt den 2. Jan. 1807, vom Kaiser von Frankreich zum Großherzog ernannt den 1. März 1810 und in Folge des mit demselben unterm 16. Febr. desselben Jahres geschlossenen Tractats in den Besitz gesetzt: von Hanau den 16. und von Fulda den 19. Mai, entsagt zu Gunsten seines Regirungsnachfolgers, des Prinzen Eugen, Vicekönigs von Italien, der Regirung im Nov. 1813 und zieht sich als Erzbischof von Regensburg in den Privatstand zu dem Sitze seiner hohen Kathedralkirche zurück. Er starb zu Regensburg den 10. Febr. 1817. Sein Leichnam ruht in der Domkirche zu Regensburg, sein Herz in dem Familienbegräbnisse zu Aschaffenburg. (Über diesen höchst merkwürdigen Fürsten s. den besondern Art.) 2) Marie Anne Helene, geb. den 21. März 1745, verm. sich den 16. Sept. 1765 mit Franz Karl, reg. Grafen von und zu der Leyen und Hohengeroldsegg, K. K. wirkl. geh. Rath und Kämmerer, Witwe den 26. Sept. 1775, seit welcher Zeit sie Obervormünderin und Landesregentin bis 1791 zum Regirungsantrit ihres Sohnes, des nachmaligen Fürsten von der Leyen, war. Sie war Sternkreuzordens-Dame, auch Ehrenmitglied der physikalisch-ökonom. Gesellsch. zu Mannheim, und starb zu Frankfurt am Main den 10. Juli 1804; 3) Wolfgang Heribert, K. v. W., Freih. v. D., geb. 1750, von welchem das Nähere gleich folgen wird; 4) Antoinette Marie, Freifrau von Dalberg, geb. den 11. Jan. 1757, Stiftsdame zu St. Maria im Kapitel zu Cöln, lebte gemeinschaftlich mit ihrem jüngsten Bruder zu Aschaffenburg, und befindet sich wahrscheinlich noch daselbst am Leben; 5) Johann Friedrich Hugo, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 16. Mai 1760, Kurtrierscher geh. Rath, auch gewesener Domkapitular von Trier, Worms und Speier, lebte theils bei seinem Bruder, Karl Theodor (damals Statthalter zu Erfurt), theils bei seiner Schwester, Antoinette, zu Aschaffenburg. Er war, wiewol körperlich etwas mißgebildet, ein höchst ausgezeichneter geistvoller Mann, ein tiefer Kenner der Tonkunst, die er meisterhaft ausübte. Seine Forschungen über die Ästhetik und Archäologie der Musik bleiben allen Verehrern der Tonkunst stets klassisch. In seinem Privatleben war er einfach, bescheiden, gefällig, zuvorkommend, und von vielen Seiten höchst verehrungswürdig. In der Pflege der Musen und im Umgange mit seinen edeln Geschwistern, besonders mit seiner Schwester Antoinette, fand er seinen Himmel auf dieser Erde. Er starb Ende Juli 1812 zu Aschaffenburg. Seine gelehrten Forschungen finden sich größtentheils bei Meusel, im gelehrten Teutschland, Bd. 2. S. 9 verzeichnet.

Die Nachkommenschaft des vorhin erwähnten zweiten Sohns Franz Heinrichs, Wolfgang Heriberts, gründete nach den im J. 1807 gemachten Bestimmungen eine eigene Linie. Es würde einer besondern Benennung dieser Linie nicht bedürfen, da sie selbst einzig und allein die jüngere Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Hauptlinie ausmacht; allein der Analogie in den Benennungen der 3 Branchen der ältern Hauptlinie angemessen, nennen wir sie hier:

Die Linie Wolfgang-Heribert-Dalberg.

Wolfgang Heribert, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 18. Nov. 1750, war erst Kurpfalzbaiersch. geh. Rath und Oberappellationsgerichtspräsident zu Mannheim, dann seit 1803 nach dem Übergang der Rheinpfalz an das Kurfürstenth. Baden, Badenscher Statsminister und Obersthofmeister, Ritter des K. Baier. St. Hubertus-, des Östr. St. Josephs- und des Johanniter-Maltheserordens, starb zu Mannheim den 28. Sept. 1806. Von Kaiser Leopold II. wurde er 1790 bei der Krönung zu Frankfurt zum ersten Reichsritter geschla-

gen. Er war ein großer Gönner und Beschützer der Wissenschaften und Künste. Mannheim verdankt ihm sehr viel. Die dortige teutsche Gesellschaft erhielt durch ihn neues Leben und lange Zeit war er ihr Präsident. Das Mannheimer Theater brachte er durch seine Thätigkeit und seine einsichtsvolle Leitung auf eine so hohe Stufe der Kunst, daß es lange Jahre als die erste Pflanzschule Teutschlands für die dramatische Kunst anerkannt wurde. Seine vielen Schriften sind von Meusel, im gel. Teutschl. im 2. Bd. S. 11 u. f. verzeichnet. Er hatte sich 1771 mit Marie Elisabeth Auguste, des Freiherrn Johann Ullner von Dieburg Tochter, vermählt, welche er als Witwe hinterließ. Sie ist seit 1781 Dame des Pfälz. Elisabethordens. Wolfgang Heribert zeugte mit ihr folgende 3 Kinder: 1) Emmerich Joseph, K. v. W., Herzog von Dalberg, geb. den 30. Mai 1773. Im Laufe seiner ersten Erziehung im väterlichen Hause zu Mannheim, wirkten die öftern Versamlungen ausgezeichneter gebildeter Männer sehr vortheilhaft für die Entwickelung seiner glänzenden Geistesfähigkeiten. Nach zurückgelegter akademischer Laufbahn zu Göttingen, reiste er nach Erfurt, Wien, Regensburg ꝛc. Er trat in großherzogl. Badensche Dienste als geheimer Rath und Gesandter am Kaiserl. französ. Hofe. Hier wurde er von Napoleon den 14. Octob. 1810 zum Herzog des französ. Reichs erhoben, nachdem er bereits früher die Badenschen Dienste verlassen und wegen seiner elterlichen Stammgüter, die auf dem linken Rheinufer, mithin in dem damaligen Frankreich, lagen, das teutsche Statsbürgerrecht mit dem französischen vertauscht hatte. Bei dem Einzuge der alliirten Monarchen zu Paris war er ein Mitglied der, von dem französ. Senat am 1. April 1814 aufgestellten provisorischen Regirung, ging hierauf als zweiter Königl. französ. Gesandter zu dem Congresse nach Wien, und war vom J. 1816 bis 1820 als französ. Ambassadeur bei dem Königl. sardinischen Hofe zu Turin angestellt. Er ist ein Statsmann von großen ausgezeichneten Eigenschaften und ein würdiger Abkömmling des berühmten Dalbergischen Geschlechts. König Ludwig XVIII. ließ ihm zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste zur Zeit der Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge beim Wiener Congresse ein neues Herzogspatent zustellen. Er vermählte sich im J. 1810 mit Pelina, Marquise de Brignole aus Genua, Dame du Palais der französ. Kaiserin Louise, doch gehen uns die weitern Nachrichten ab, ob aus dieser Ehe Kinder erfolgt sind. 2) Franziske, geb. den 7. Juni 1777, Gemahlin des Königl. Baier. Statsministers, Maximilian, Freiherrn von Lerchenfeld; 3) Marie Anna, geb. den 27. Sept. 1778, Gemahlin des Großherzogl. Badenschen Oberst-Silber-Kämmerers, Fr. Anton, Freih. von Venningen.

Beschreibung des Dalbergischen Wapens.

Das alte Wapen der Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, besteht in einem blauen Felde, dessen Obertheil in drei kleine Spitzen ausgehend, ein vom Felde noch besonders abgetheiltes, goldnes kleines Schildeshaupt bildet. Im blauen Felde stehen sechs silberne Lilien in dieser Ordnung: oben 3, darunter 2 und zu unterst 1. Auf dem gekrönten adeligen Turniershelm: einen blauen geschlossenen, die Sachsen rechtskehrenden Adlersflug mit dem so eben beschriebenen Schilde belegt. Die Helmdecken sind silbern und blau. Die Beschreibung eben dieses alten Wapens ist zu finden bei v. Meding, in den Nachrichten von adel. Wapen, Bd. I. S. 108. Die Abbildung in Siebmachers großem Nürnberg. Wapenbuche, Thl. I. Tafel 122. No. 2. Hattard v. und zu Hattstein Hoh. des teutsch. Reichsadels, Thl. I. S. 66.

Das später vermehrte Wapen der Kämmerer von Worms, Freiherren von Dalberg, besteht in einem in vier Felder abgetheilten Schilde, in dessen erstem und viertem Felde das eben beschriebene alte adel. Dalbergische Wapenschild aufgenommen ist; im zweiten und dritten goldnen Felde ein schwarzes Ankerkreuz. Es ruhen darauf zwei (nach Hattstein ungekrönte, nach Humbracht, Weigel und Köhler mit adeligen, nach Tyrof mit Freiherren-Kronen gezierte) Helme; auf dem zur Rechten ein die Sachsen linkskehrender geschlossener blauer Adlersflug mit dem alten Dalbergischen Lilienschilde belegt, auf dem zur Linken ein offener goldener Adlersflug, dessen beide Flügel mit dem schwarzen Ankerkreuze belegt sind. Die Helmdecken rechts blau und golden, links schwarz und golden. Die vom Herrn v. Meding erwähnten und von Hattstein und Tyrof abgebildeten fünf Straußfedern am geschlossenen Adlersflug zur Rechten, sowie die von Köhler an ebendemselben Adlersfluge dargestellten goldenen Federn scheinen ein Phantasieerzeugniß der Wapenmaler zu seyn. Die Beschreibung dieses vermehrten Dalbergischen Wapens findet sich bei v. Meding, a. a. O. Bd. I. S. 108 u. f. und bei Siebenkees, in den Geschlechts- und Wapenbeschreibungen zu dem Tyrofschen neuen adel. Wapenwerk, Bd. I. Abschn. I. S. 303 u. f. Die Abbildung bei Humbracht, die höchste Zierde Teutschl. u. Vortrefflichk. des teutsch. Adels, auf der 13. Stammtafel; bei v. Hattstein, a. a. O. Thl. I. S. 69; im 2. Supplementbde des großen Nürnb. Wapenb. Taf. 13; in Köhlers Geschichts-, Geschlechts- und Wapenkalender a. d. J. 1735, fürstl. Fuldaisches Wapen zur 25. Stammtaf. des Abts v. Fulda, Adolfs, K. v. W., Freih. v. Dalberg gehörig; in Tyrof's adel. Wapenwerke, 38. Ausgabe. Das Wapen des Herzogs von Dalberg befindet sich auf der 12. Tafel des Armorial général de l'empire françois par *Sicmon*. Das Wapen Sr. königl. Hoh., Karl Theodors von Dalberg, Großherzogs von Frankfurt, im Stats- und Addreß-Handbuch der Staten des rheinischen Bundes f. d. J. 1812, von Dr. Heinrich Schorch, S. 88. Das Herzschild dieses Wapens stellt das Dalbergische Familienwapen dar. Die Beschreibung ist S. 91 beigefügt *).

(*Ludw. Heinr. Kabisch, Freiherr v. Lindenthal.*)

---

*) Die Schriftsteller, welche das Dalbergische Geschlecht beschrieben haben, führt Herr von Hellbach im Adelslexicon, Bd. 1. S. 258 u. f. auf. Fast durchgängig, mehr oder weniger nach Verhältniß ihrer Zuverlässigkeit, sind die Schriften derselben hier benutzt worden. Es sind folgende: *Bucelini* Germania topo-chronostemmatographica, P. II. in den Geschlechtsreichr unter Dallburg, und unter den Ahnentaf. S. 103 und P. III. S. 256

DALBERG, Johann von, Bischof zu Worms, war einer der thätigsten Beförderer der wiederauflebenden Wissenschaften in Teutschland. Seine Jugendgeschichte ist zwar ganz unbekannt, doch gehet aus seinem nachherigen Leben hinlänglich hervor, daß er eine, für damalige Zeiten vortreffliche Erziehung genossen haben muß. Im 21. Jahre seines Alters bezog er, was noch kein früherer Schriftsteller angemerkt hat, die Universität Erfurt, in deren Matrikel er 1466 unter dem Rector Jodocus Sartoris von Herborn, eingeschrieben steht, auch nahm er 1470 in der Fasten hier die Würde eines Baccalaureus der Philosophie an. Da sich um dieselbe Zeit der gelehrte Florentiner Jacob Publicius hier als Lehrer der schönen Wissenschaften aufhielt, so ist es wol kaum zu bezweifeln, daß Dalbergs Liebe zu diesem Fache hier geweckt oder genährt wurde. Nachher scheint er sich auch auf der Universität Heidelberg aufgehalten zu haben, wiewol die eigentliche Zeit und Dauer dieses Aufenthaltes nicht bekannt ist. Gewiß ist es aber, daß er bald darauf eine wissenschaftliche Reise nach Italien machte, wo damals die alte Literatur von neuem aufzublühen anfing. Hier besuchte er die berühmtesten Universitäten, und machte die Bekanntschaft sehr ausgezeichneter Männer, z. B. Rudolf Agricola's, besonders legte er sich auch auf das Studium der Rechte, und erhielt in demselben die Doctorwürde, wahrscheinlich zu Ferrara, wo er sich 1476 befand. Nach seiner Rückkehr aus Italien besuchte er 1478 erst noch die Universität Ingolstadt, doch nur auf kurze Zeit. Bald nachher berief ihn der Kurfürst Philipp von der Pfalz an seinen Hof, und ernannte ihn zum Kanzler. Von nun an widmete er seine Thätigkeit vorzüglich der Universität Heidelberg, die unter ihm den Zeitpunkt ihrer höchsten Blüthe erreichte. Inzwischen hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet, und war schon Dompropst zu Worms, als am 12. August 1482 der dasige Bischof, Reinhard von Sickingen, starb, worauf ohne lange Zögerung Dalberg unter dem Namen Johanns III. zum Bischof von Worms erwählt wurde; doch mußte er erst durch eine päpstliche Bulle für fähig dazu erklärt werden, weil er das gesetzmäßige Alter von 40 Jahren noch nicht erreicht hatte. Die neuen Geschäfte, die ihm mit dieser bischöflichen Würde zu Theil wurden, und die Streitigkeiten, in die er mit der Stadt Worms kam, die ihn sogar 1499 nöthigten, bei einem Volksaufstande mit allen Geistlichen aus Worms nach Ladenburg zu fliehen, hielten ihn doch nicht ab, sich auch der Wissenschaften und der Universität Heidelberg noch mit Eifer anzunehmen. Die letztere suchte er mit den vorzüglichsten Lehrern zu versorgen und machte selbst aus seinen eignen Mitteln zu ihrem Besten einen großen Aufwand. Einer der vorzüglichsten Männer, die durch ihn nach Heidelberg berufen wurden, war Rudolf Agricola. Auch die Heidelberger Universitätsbibliothek verdankt ihm ihre Gründung. Im J. 1498 errichtete Kurfürst Philipp zu Heidelberg ein besonderes Collegium für Juristen, unter dem Namen der neuen Burse, dessen Absicht die Beförderung des Studiums der bürgerlichen Rechte war. Dalberg war der Urheber desselben und mußte auch als Bischof die neue Anstalt bestätigen und einweihen. Seine Liebe zu den Wissenschaften war so groß, daß er zur vollkommeneren Befriedigung derselben sich nicht scheute, noch als Bischof sich von Rudolf Agricola in der griechischen, und von Johann Reuchlin in der hebräischen Sprache unterrichten zu lassen. Besonders aber wird sein Eifer für die Ausbildung der teutschen Sprache gerühmt. Fast alle Gelehrten Teutschlands bemühten sich um seine Bekanntschaft, und eigneten ihm ihre Werke zu; viele wurden auch durch ihn zu schätzbaren Werken veranlaßt; die ausgezeichnetsten, ein Trithemius, Eitelwolff vom Stein, Reuchlin, Celtes u. a. m. standen mit ihm in beständigem Briefwechsel, und die rheinische gelehrte Gesellschaft, die Conrad Celtes gegen das Ende des 15. Jahrh. stiftete, wählte ihn zu ihrem Präsidenten. Trithemius, der ebenfalls Mitglied dieser Gesellschaft war, aber auch außerdem mit Dalberg in genauer Verbindung stand, ertheilt ihm das Lob, er sei unter den Doctoren der gelehrteste, unter den Rednern der beredteste, unter den Philosophen ein Plato, unter den Musikern ein Timotheus, unter den Rednern ein Demosthenes, unter den Astronomen ein Firmicus, unter den Arithmetikern ein Archimedes, unter den Dichtern ein Virgil, unter den Geographen ein Strabo, unter den Geistlichen ein Augustin, und unter den Verehrern der Gottesfurcht ein Numa gewesen. Andere Nachrichten lassen schließen, daß er besonders ein Beförderer der Münzkunde und der historischen Wissenschaften überhaupt war. Als Redner hatte er besondere Gelegenheit sich hervorzuthun, da er 1485 im Namen des Kurfürsten von der Pfalz nach Rom reiste, um dem neuen Papst Innocenz III. Glück zu wünschen. Wenn also Dalberg auch nicht selbst als Lehrer und Schriftsteller sich eigne Verdienste um die Wissenschaften erwarb, so muß man ihm doch Verdienste genug als einem der größten Kenner und Beförderer derselben zuschreiben, der sowol durch sein Beispiel, als durch Aufmunterung und Unterstützung anderer Gelehrten

u. f.; der gleich im Anfange genannte Humbracht, auf der 13. bis 16. Stammtafel. v. Hattstein, Hoheit des teutsch. Reichsadels, Thl. 1. S. 66 bis 94 *Schannat*, Clientela Fuldensis, S. 69. Gauhe, geneal. histor. Adelslexicon, Thl. 1. S. 230 bis 232. Biedermann, Geschlechtsregister der Reichsfrei-unmittelbaren fränkisch. Rittersch. löbl. Orts Rhön und Werra, Tab. 245 bis 258. Salver, Proben des hoh. teutsch. Reichsadels, S. 637. 644. 649. 671. 686. 715 und 734. Schumann, Geneal. Handbuch a. d. J. 1737. S. 166 bis 168. Albrecht, Geneal. Handbuch a. d. J. 1776. Thl. 1. S. 29 bis 32; a. d. J. 1777. S. 49 bis 53; a. d. J. 1778. S. 48 bis 51 und Nachtrag im J. 1780. S. 21 u. f. Allgem. Geneal. u. Stats-Handbuch a. d. J. 1811. S. 89 bis 91. Außer diesen angeführten sind noch benutzt worden: Das Zedler'sche Universal-Lexic. Bd. 5. S. 78 u. f. und Supplementbd. 4. S. 1212 bis 1215. Allgem. histor. Lexicon. Thl. 1. S. 739. Die allgemeine teutsche Real-Encyclopädie (6. Aufl. Lpzg. b. Brockhaus, 1824.) Bd. 3. S. 8 u. f. Supplement zu Ritter v. Lang's Adelsbuch des Königr. Baiern, S. 37 u. f. August Krämer, Lebensbeschreib. Karl Theodors v. Dalberg, Fürstprimas des rheinischen Bundes und Großherzogs zu Frankfurt (in den Zeitgenossen 6. Bds. 3. Abtheil.) von Seite 85 bis 90 und einige geneal. Manuscripte. — Klassisch für die Geschichte des Dalbergischen Geschlechts ist folgendes Werk: Genealogische und historische Beschreibung der Herren Kämmerer von Worms, Herren von Dalberg, von Nikolao Bickard, des hohen Domstiftes zu Mainz Genealogisten. Mainz. Fol.

nicht wenig zu der Wiederherstellung der Wissenschaften beitrug. Zu früh und allgemein betrauert, starb er am 28. Juli 1503. Von seinen Schriften ist wenig auf uns gekommen. Außer der Rede an den Papst und einigen Briefen an Reuchlin, scheint gar nichts von ihm gedruckt zu sein; doch führen andere gleichzeitige, oder bald nach ihm lebende Schriftsteller, z. B. Conrad Gesner in seiner Bibliotheca universalis (Tigur. 1545. fol.) S. 396 b. noch folgendes von ihm an: 1) Carmina et orationes variae. 2) De morte Rudolphi Agricolae liber. 3) De moneta liber. 4) Collectio aliquot millium graecorum et teutonicorum vocabulorum, quae utraque lingua idem significant. — Diese Schriften liegen wahrscheinlich noch hier und da in Bibliotheken verborgen *). (*G. A. Erhard.*)

DALBERG, Reichsfreiherr von, (Karl Theodor Anton Maria), letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, später Fürstprimas des rheinischen Bundes und Großherzog von Frankfurt, wurde geboren auf dem Stammschlosse Hernsheim bei Worms den 8. Febr. 1744, und genoß zu Mainz einer vortrefflichen Erziehung unter der Leitung seines kenntnißreichen und weisen Vaters, des Kurfürstl. Mainzisch. geh. Raths, Franz Heinrich, Freiherrn von Dalberg. Bei frühzeitiger Entwickelung seiner Anlagen, bezog er schon im 15. Jahre die Universität Göttingen und vollendete die hier angefangenen akademischen Studien zu Heidelberg, wo er im J. 1761 vor seinem Abgange die Würde eines Doctors der Rechte erlangte. Auf den hierauf in verschiedenen Gegenden Teutschlands angestellten Reisen besuchte er mehre teutsche Höfe, wo er manche ihm für das spätere Leben sehr nützliche Erfahrungen einsammelte, und sich jene Feinheit des Benehmens erwarb, welche seinen persönlichen Umgang so liebenswürdig und angenehm machte. Nach seiner eigenen Bestimmung, vorzüglich aber nach dem Wunsche seines Vaters, hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet. Die ausgezeichneten Eigenschaften des Sohnes belebten hierin die Hoffnung des Vaters, den Glanz des Hauses Dalberg durch ihn nur noch mehr befördert zu sehen. Er beschäftigte sich daher nach der Rückkehr von der Universität besonders mit dem Studium des kanonischen Rechts und vollendete zu Worms, Mannheim und Mainz den theologischen Cursus. Die Kenntniß der verschiedenen Zweige der Statsverwaltung verdankte er den um den Kurstat Mainz so verdienten Statsmännern Groschlag und Benzel und dem östreich. Statsminister, Grafen Firmian; er übte sie praktisch als Mitarbeiter im kurfürstl. Ministerium. Sehr bald aber wurde er Domicellar bei dem Erzstifte Mainz und den Hochstiftern Würzburg und Worms, späterhin in dem erstern Kapitularherr und in den beiden andern Domherr. Die bedeutenden Einkünfte von diesen Stellen verwendete er seiner Neigung zum Wohlthun, dem vorherrschenden Zuge seines edlen Charakters, gemäß fast ganz zu den Zwecken stiller Wohlthätigkeit.

Der damalige Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, überzeugt von den trefflichen Eigenschaften und Geistesfähigkeiten Dalbergs, suchte ihn auszuzeichnen, und ernannte ihn im J. 1772 zum wirkl. geh. Rath und Statthalter zu Erfurt. Als bedeutender Statsmann jetzt in die Geschäftswelt eingeführt, beginnt von dieser Zeit an die glänzendste Periode seines gemeinnützigen, segensreichen Lebens. Mit musterhafter Treue, Ordnung und Genauigkeit seinem Berufe lebend, faßte er in allen seinen Geschäften immer das allgemeine Beste, Wahrheit und Recht, ins Auge. Er gab Gesetze, welche alle von seiner aufgeklärten, liberalen und menschenfreundlichen Denkungsweise zeugten, hielt auf strenge Handhabung des Rechts, beförderte den Handel, die Gewerbe, Landwirthschaft, den Gartenbau und jede Art nützlicher Betriebsamkeit. Die lange Zeit zwistig gewesenen katholischen und lutherischen Landesbewohner versöhnte er. Der Kirchen und Schulen beider Confessionen nahm er sich gleich liebevoll aufs thätigste an. Und so stand die von ihm in seiner trefflichen und klassischen Schrift: Betrachtungen über das Universum (erste Aufl. 1777, sechste 1819) ausgesprochene Maxime: „Willst du deine Unterthanen glücklich machen, so strebe nach drei Dingen, daß Keiner hungere, daß Jeder beschäftigt sei, daß Alle gerecht und wo möglich liebend seyen," mit seiner Handlungsweise immer in größter Übereinstimmung.

Eben so wurde er der damals sehr gesunkenen Erfurter Universität eine neue Stütze und der daselbst bestehenden Akademie nützlicher Wissenschaften wahre Zierde. Die von ihm für diese Gesellschaft geschriebenen Abhandlungen gehörten mit zu den gelungensten. Sein Haus war stets der Sitz gelehrter, geistreicher und belebender Unterhaltung. In dem nachbarlichen Weimar stand er mit den Heroen der schönen Literatur, mit Wieland, Herder, Göthe und Schiller in den vertrautesten Verhältnissen; häufig besuchte er auch das Hoflager des geistvollen Herzogs Ernst zu Gotha, so wie er mit Letzterem, dem Herzoge von Sachsen-Weimar und dem Fürsten von Schwarzburg als Grenznachbar des kleinen States Erfurt das freundlichste Vernehmen herzustellen und zu erhalten wußte.

Durch diese ehrenvolle Wirksamkeit zog Dalberg bald die Aufmerksamkeit Kaiser Josephs und König Friedrichs des Großen auf sich, und deren Wohlwollen und den Bemühungen beider Höfe verdankte er es vorzüglich, daß er am 5. Juni 1787 beinahe einstimmig zum Coadjutor und Nachfolger im Kurfürstenthum Mainz erwählt ward, indem der damals regirende Kurfürst, Friedrich Karl Joseph, aus dem freiherrl. Geschlechte v. Erthal, anfangs den damaligen Domherrn, Freiherrn von Dienheim, Kurmainz. geh. Rath und Hof-Kammerpräsidenten, begünstigte. Am 18. desselben Monats wurde er auch zum Coadjutor im Hochstifte Worms erwählt und proclamirt. Am 3. Febr. 1788 erfolgte zu Mainz seine feierliche Einsetzung ins Priesteramt. Am 18. Juni desselben Jahres wurde er zum Coadjutor und Nachfolger des Fürstbischofs zu Constanz, Maximilian Christoph, Freiherrn von Rodt,

---

*) G. W. Zapf, über das Leben und die Verdienste Johann von Dalbergs. Augsb. 1789. 8. war vorzüglich mein Führer; doch habe ich manche der obigen Nachrichten auch aus gleichzeitigen Schriftstellern, Dalbergs Aufenthalt in Erfurt besonders aus der dortigen Universitätsmatrikel geschöpft.

erwählt, worauf am 31. August desselben Jahres vom Kurfürsten von Mainz zu Aschaffenburg die Weihung zum Erzbischof von Tarsus erfolgte. Auch traf ihn am 15. Oct. 1797 die Wahl zum Propste des Domkapitels zu Würzburg und Celle mit 30,000 Fl. jährl. Einkünfte. Noch immer aber führte er jetzt als Coadjutor die Statthalterschaft zu Erfurt fort.

Aber gerade seit jener Zeit, wo ihn ein günstiges Geschick auf eine so überaus glänzende Laufbahn leitete, seit dem Jahre 1797, stellte sich auch ein anderes ungünstiges ihm entgegen, das oft seine schönsten Unternehmungen hemmte. So blieb das blos Ideal, was sein mit dem unvergeßlichen Kaiser Joseph im J. 1787 geführter Briefwechsel zum Zwecke hatte, das so vielseitig getheilte Interesse der teutschen Fürsten in einen Brennpunkt zu vereinigen und dadurch die Kraft und Würde der teutschen Nation zu erheben und zu befestigen. Beiden vortrefflichen Fürsten waren härtere Prüfungen vorbehalten. Joseph unterlag im Kampfe mit seinen eigenen Unterthanen als Opfer; auch Dalberg unterlag als Opfer einer fremden Politik, welche ihn, der stets das Gute bezweckte, tausendfach umstrickend, in einer sturmbewegten, gefahrvollen Periode, zu Maßregeln verleitete, die nicht immer die gerechte Anerkennung fanden.

Im J. 1789 brach die französ. Revolution aus, ein fürchterliches Verhängniß bedrohte Teutschland; mit Energie trat Dalberg am 22. März 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg auf gegen Frankreich, den riesenhaften Nachbar, und indem er in dem Erzherzog Karl von Östreich den Retter Teutschlands ersah, erklärte er öffentlich: „In der Gefahr eines nahe bevorstehenden Umsturzes ist der Beifall wahrer teutscher Patrioten und die stillschweigende Billigung rechtschaffener Männer hinreichend, um diejenigen Mittel als rechtmäßig zu gebrauchen, welche allein die öffentliche Sache retten können, und, wenn es nicht anders seyn kann, so biete der Erzherzog die Mannschaft in Masse auf, und taub bei den Klagen einiger Übelgesinnten und den furchtsamen Bedenklichkeiten einiger Kurzsichtigen, ergreife er das Ruder, um das Schiff aus dem Schiffbruche zu retten. Wenn Mack in Italien und Erzherzog Karl in Teutschland diese Energie nicht entfalten, so ist zu befürchten, daß die Franzosen im Laufe dieses Jahres dem Statssystem von ganz Europa den Todesstoß versetzen werden." Aber Dalberg sah seine schönsten Wünsche nicht befriedigt, Teutschlands Energie war gesunken, Einzelne entzogen sich der gemeinschaftlichen Sache, Frankreichs Übermacht gebot, es hatte seine Grenzen bis zum Rheine ausgedehnt; mit blutendem Herzen sah er noch als Coadjutor, wie seine berühmte Stadt Mainz, der Sitz seines hohen Domkapitels und der kurfürstl. Regirung, mit dem ganzen jenseitigen Bezirke des Kurstates an Frankreich abgetreten werden mußte. Am 17. Januar 1800 folgte er dem Fürstbischof Maximilian Christoph in dem Bisthume Constanz, und am 25. Juli 1802 dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph, Erzbischof von Mainz und Bischof von Worms, aber nur in dem Überreste des Kurstates: dem Fürstenthume Aschaffenburg, dem Gebiete Erfurt und dem Eichsfelde. Die Besitzungen aller geistlichen Staten diesseit des Rheins wurden gerade zu jener Zeit säcularisirt und als Entschädigung für die überrheinischen Verluste den weltlichen Fürsten zugetheilt. Nur der Kurfürst von Mainz, dessen Functionen zu fest in die Reichsverfassung eingriffen, Karl Theodor, der groß durch persönliche Eigenschaften, der neuen Verfassung Teutschlands Geist und Haltung geben konnte, blieb der erste und einzige geistliche Fürst des Reichs, dem der Reichsdeputations-Hauptschluß einen Stat aus dem Fürstenthum Regensburg, Aschaffenburg und der Grafschaft Wetzlar bildete. Die sonstige Entschädigung, an einer Million Gulden Revenüen im Ganzen, wurde ihm auf die Rheinzölle angewiesen. Der Stuhl zu Mainz wurde auf die Domkirche zu Regensburg übergetragen, und die Würde eines Kurfürsten nebst den damit verbundenen Vorrechten blieben damit vereinigt. Er wurde zu Regensburg am 23. April 1804 als Fürst gehuldigt. Die päpstl. Bestätigung als Erzbischof zu Regensburg erfolgte später am 2. Febr. 1805. So unverhältnißmäßig diese Entschädigung war, entsagte doch Dalberg gern seinem eigenen Vortheile, wenn es das Wohl des Ganzen erheischte. Die französische Kaiserkrönung bestimmte ihn zu Ende des Jahres 1804, eine Reise nach Paris zu unternehmen, hauptsächlich in der Absicht, mit Papst Pius VII. über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Teutschland und mit Napoleon über verschiedene obwaltende Irrungen zwischen Frankreich und Teutschland sich zu besprechen. Seit jener Zeit wurde Dalberg immer mehr eines Einverständnisses mit Frankreich beschuldigt. Indessen müssen ihn sein beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Östreich den 8. November 1805 an alle Stände des Reichs erlassener Aufruf, wo er mit reiner teutscher Vaterlandsliebe die Gefahren der französ. Invasion auf das freimüthigste und lebhafteste schildert, und die Verantwortung hierüber, zu welcher er kurz hierauf zu München von Napoleon gezogen ward, bei jedem unbefangen Urtheilenden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit gebeugtem Herzen über den künftig unvermeidlichen Untergang des teutschen Statenbundes kehrte Dalberg von München nach Regensburg zurück. Daher konnte sein kurz hierauf gethaner, sehr getadelter Schritt, daß er den Cardinal Fesch zu seinem Regirungsnachfolger ernannte, blos in der Absicht geschehen seyn, seine jetzt von allem Schutze des Reichs entblößten Länder dem des groß- und übermächtigen Kaisers zu empfehlen. Um so mehr fand, als kurz darauf Napoleon den Rheinbund stiftete, die Meinung Eingang, Dalberg habe hierzu die erste Veranlassung gegeben. Allein auch hier traf ihn ein neuer falscher Verdacht. Nichts wußte er von dem großen Project des Kaisers; geschäftig für die Sorge der Erhaltung des teutschen Statenbundes lebte er eben auf seinem Stammschlosse Wörth unweit Regensburg, als die Bildung des Rheinbundes bereits in Paris decretirt war. Er versagte anfangs dem Benehmen seines Gesandten zu Paris, des Grafen von Beust, welcher die Rheinbundsakte in der Nacht zum 12. Juli 1806 ganz unvorbereitet unterschrieben hatte, seine Zustimmung; von Schmerz ergriffen rief er aus: „Was wird Teutschland, was wird die Welt von mir sagen, wenn ich als Kurerzkanzler

nicht wenig zu der Wiederherstellung der Wissenschaften beitrug. Zu früh und allgemein betrauert, starb er am 28. Juli 1503. Von seinen Schriften ist wenig auf uns gekommen. Außer der Rede an den Papst und einigen Briefen an Reuchlin, scheint gar nichts von ihm gedruckt zu sein; doch führen andere gleichzeitige, oder bald nach ihm lebende Schriftsteller, z. B. Conrad Gessner in seiner Bibliotheca universalis (Tigur. 1545. fol.) S. 396 b. noch folgendes von ihm an: 1) Carmina et orationes variae. 2) De morte Rudolphi Agricolae liber. 3) De moneta liber. 4) Collectio aliquot millium graecorum et teutonicorum vocabulorum, quae utraque lingua idem significant. — Diese Schriften liegen wahrscheinlich noch hier und da in Bibliotheken verborgen *). (*G. A. Erhard.*)

DALBERG, Reichsfreiherr von, (Karl Theodor Anton Maria), letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, später Fürstprimas des rheinischen Bundes und Großherzog von Frankfurt, wurde geboren auf dem Stammschlosse Hernsheim bei Worms den 8. Febr. 1744, und genoß zu Mainz einer vortrefflichen Erziehung unter der Leitung seines kenntnißreichen und weisen Vaters, des Kurfürstl. Mainzisch. geh. Raths, Franz Heinrich, Freiherrn von Dalberg. Bei frühzeitiger Entwickelung seiner Anlagen, bezog er schon im 15. Jahre die Universität Göttingen und vollendete die hier angefangenen akademischen Studien zu Heidelberg, wo er im J. 1761 vor seinem Abgange die Würde eines Doctors der Rechte erlangte. Auf den hierauf in verschiedenen Gegenden Teutschlands angestellten Reisen besuchte er mehre teutsche Höfe, wo er manche ihm für das spätere Leben sehr nützliche Erfahrungen einsammelte, und sich jene Feinheit des Benehmens erwarb, welche seinen persönlichen Umgang so liebenswürdig und angenehm machte. Nach seiner eigenen Bestimmung, vorzüglich aber nach dem Wunsche seines Vaters, hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet. Die ausgezeichneten Eigenschaften des Sohnes belebten hierin die Hoffnung des Vaters, den Glanz des Hauses Dalberg durch ihn nur noch mehr befördert zu sehen. Er beschäftigte sich daher nach der Rückkehr von der Universität besonders mit dem Studium des kanonischen Rechts und vollendete zu Worms, Mannheim und Mainz den theologischen Cursus. Die Kenntniß der verschiedenen Zweige der Statsverwaltung verdankte er den um den Kurstat Mainz so verdienten Statsmännern Groschlag und Benzel und dem östreich. Statsminister, Grafen Firmian; er übte sie praktisch als Mitarbeiter im kurfürstl. Ministerium. Sehr bald aber wurde er Domicellar bei dem Erzstifte Mainz und den Hochstiftern Würzburg und Worms, späterhin in dem erstern Kapitularherr und in den beiden andern Domherr. Die bedeutenden Einkünfte von diesen Stellen verwendete er seiner Neigung zum Wohlthun, dem vorherrschenden Zuge seines edlen Charakters, gemäß fast ganz zu den Zwecken stiller Wohlthätigkeit.

Der damalige Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, überzeugt von den trefflichen Eigenschaften und Geistesfähigkeiten Dalbergs, suchte ihn auszuzeichnen, und ernannte ihn im J. 1772 zum wirkl. geh. Rath und Statthalter zu Erfurt. Als bedeutender Statsmann jetzt in die Geschäftswelt eingeführt, beginnt von dieser Zeit an die glänzendste Periode seines gemeinnützigen, segensreichen Lebens. Mit musterhafter Treue, Ordnung und Genauigkeit seinem Berufe lebend, faßte er in allen seinen Geschäften immer das allgemeine Beste, Wahrheit und Recht, ins Auge. Er gab Gesetze, welche alle von seiner aufgeklärten, liberalen und menschenfreundlichen Denkungsweise zeugten, hielt auf strenge Handhabung des Rechts, beförderte den Handel, die Gewerbe, Landwirthschaft, den Gartenbau und jede Art nützlicher Betriebsamkeit. Die lange Zeit zwistig gewesenen katholischen und lutherischen Landesbewohner versöhnte er. Der Kirchen und Schulen beider Confessionen nahm er sich gleich liebevoll aufs thätigste an. Und so stand die von ihm in seiner trefflichen und klassischen Schrift: Betrachtungen über das Universum (erste Aufl. 1777, sechste 1819) ausgesprochene Maxime: „Willst du deine Unterthanen glücklich machen, so strebe nach drei Dingen, daß Keiner hungere, daß Jeder beschäftigt sei, daß Alle gerecht und wo möglich liebend seyen," mit seiner Handlungsweise immer in größter Übereinstimmung.

Eben so wurde er der damals sehr gesunkenen Erfurter Universität eine neue Stütze und der daselbst bestehenden Akademie nützlicher Wissenschaften wahre Zierde. Die von ihm für diese Gesellschaft geschriebenen Abhandlungen gehörten mit zu den gelungensten. Sein Haus war stets der Sitz gelehrter, geistreicher und belebender Unterhaltung. In dem nachbarlichen Weimar stand er mit den Heroen der schönen Literatur, mit Wieland, Herder, Göthe und Schiller in den vertrautesten Verhältnissen; häufig besuchte er auch das Hoflager des geistvollen Herzogs Ernst zu Gotha, so wie er mit Letzterem, dem Herzoge von Sachsen-Weimar und dem Fürsten von Schwarzburg als Grenznachbar des kleinen States Erfurt das freundlichste Vernehmen herzustellen und zu erhalten wußte.

Durch diese ehrenvolle Wirksamkeit zog Dalberg bald die Aufmerksamkeit Kaiser Josephs und König Friedrichs des Großen auf sich, und deren Wohlwollen und den Bemühungen beider Höfe verdankte er es vorzüglich, daß er am 5. Juni 1787 beinahe einstimmig zum Coadjutor und Nachfolger im Kurfürstenthum Mainz erwählt ward, indem der damals regirende Kurfürst, Friedrich Karl Joseph, aus dem freiherrl. Geschlechte v. Erthal, anfangs den damaligen Domherrn, Freiherrn von Dienheim, Kurmainz. geh. Rath und Hof-Kammerpräsidenten, begünstigte. Am 18. desselben Monats wurde er auch zum Coadjutor im Hochstifte Worms erwählt und proclamirt. Am 3. Febr. 1788 erfolgte zu Mainz seine feierliche Einsetzung ins Priesteramt. Am 18. Juni desselben Jahres wurde er zum Coadjutor und Nachfolger des Fürstbischofs zu Constanz, Maximilian Christoph, Freiherrn von Rodt,

*) G. W. Zapf, über das Leben und die Verdienste Johann von Dalbergs. Augsb. 1789. 8. war vorzüglich mein Führer, doch habe ich manche der obigen Nachrichten auch aus gleichzeitigen Schriftstellern, Dalbergs Aufenthalt in Erfurt besonders aus der dortigen Universitätsmatrikel geschöpft.

erwählt, worauf am 31. August desselben Jahres vom Kurfürsten von Mainz zu Aschaffenburg die Weihung zum Erzbischof von Tarsus erfolgte. Auch traf ihn am 15. Oct. 1797 die Wahl zum Propste des Domkapitels zu Würzburg und Celle mit 30,000 Fl. jährl. Einkünfte. Noch immer aber führte er jetzt als Coadjutor die Statthalterschaft zu Erfurt fort.

Aber gerade seit jener Zeit, wo ihn ein günstiges Geschick auf eine so überaus glänzende Laufbahn leitete, seit dem Jahre 1797, stellte sich auch ein anderes ungünstiges ihm entgegen, das oft seine schönsten Unternehmungen hemmte. So blieb das blos Ideal, was sein mit dem unvergeßlichen Kaiser Joseph im J. 1787 geführter Briefwechsel zum Zwecke hatte, das so vielseitig getheilte Interesse der teutschen Fürsten in einen Brennpunkt zu vereinigen und dadurch die Kraft und Würde der teutschen Nation zu erheben und zu befestigen. Beiden vortrefflichen Fürsten waren härtere Prüfungen vorbehalten. Joseph unterlag im Kampfe mit seinen eigenen Unterthanen als Opfer; auch Dalberg unterlag als Opfer einer fremden Politik, welche ihn, der stets das Gute bezweckte, tausendfach umstrickend, in einer sturmbewegten, gefahrvollen Periode, zu Maßregeln verleitete, die nicht immer die gerechte Anerkennung fanden.

Im J. 1789 brach die französ. Revolution aus, ein fürchterliches Verhängniß bedrohte Teutschland; mit Energie trat Dalberg am 22. März 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg auf gegen Frankreich, den riesenhaften Nachbar, und indem er in dem Erzherzog Karl von Östreich den Retter Teutschlands ersah, erklärte er öffentlich: „In der Gefahr eines nahe bevorstehenden Umsturzes ist der Beifall wahrer teutscher Patrioten und die stillschweigende Billigung rechtschaffener Männer hinreichend, um diejenigen Mittel als rechtmäßig zu gebrauchen, welche allein die öffentliche Sache retten können, und, wenn es nicht anders seyn kann, so biete der Erzherzog die Mannschaft in Masse auf, und taub bei den Klagen einiger Übelgesinnten und den furchtsamen Bedenklichkeiten einiger Kurzsichtigen, ergreife er das Ruder, um das Schiff aus dem Schiffbruche zu retten. Wenn Mack in Italien und Erzherzog Karl in Teutschland diese Energie nicht entfalten, so ist zu befürchten, daß die Franzosen im Laufe dieses Jahres dem Statssystem von ganz Europa den Todesstoß versetzen werden." Aber Dalberg sah seine schönsten Wünsche nicht befriedigt, Teutschlands Energie war gesunken, Einzelne entzogen sich der gemeinschaftlichen Sache, Frankreichs Übermacht gebot, es hatte seine Grenzen bis zum Rheine ausgedehnt; mit blutendem Herzen sah er noch als Coadjutor, wie seine berühmte Stadt Mainz, der Sitz seines hohen Domkapitels und der kurfürstl. Regirung, mit dem ganzen jenseitigen Bezirke des Kurstates an Frankreich abgetreten werden mußte. Am 17. Januar 1800 folgte er dem Fürstbischof Maximilian Christoph in dem Bisthume Constanz, und am 25. Juli 1802 dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph, Erzbischof von Mainz und Bischof von Worms, aber nur in dem Überreste des Kurstates: dem Fürstenthume Aschaffenburg, dem Gebiete Erfurt und dem Eichsfelde. Die Besitzungen aller geistlichen Staten diesseit des Rheins wurden gerade zu jener Zeit säcularisirt und als Entschädigung für die überrheinischen Verluste den weltlichen Fürsten zugetheilt. Nur der Kurfürst von Mainz, dessen Functionen zu fest in die Reichsverfassung eingriffen, Karl Theodor, der groß durch persönliche Eigenschaften, der neuen Verfassung Teutschlands Geist und Haltung geben konnte, blieb der erste und einzige geistliche Fürst des Reichs, dem der Reichsdeputations-Hauptschluß einen Stat aus dem Fürstenthum Regensburg, Aschaffenburg und der Grafschaft Wetzlar bildete. Die sonstige Entschädigung, an einer Million Gulden Revenüen im Ganzen, wurde ihm auf die Rheinzölle angewiesen. Der Stuhl zu Mainz wurde auf die Domkirche zu Regensburg übergetragen, und die Würde eines Kurfürsten nebst den damit verbundenen Vorrechten blieben damit vereinigt. Er wurde zu Regensburg am 23. April 1804 als Fürst gehuldigt. Die päpstl. Bestätigung als Erzbischof zu Regensburg erfolgte später am 2. Febr. 1805. So unverhältnißmäßig diese Entschädigung war, entsagte doch Dalberg gern seinem eigenen Vortheile, wenn es das Wohl des Ganzen erheischte. Die französische Kaiserkrönung bestimmte ihn zu Ende des Jahres 1804, eine Reise nach Paris zu unternehmen, hauptsächlich in der Absicht, mit Papst Pius VII. über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Teutschland und mit Napoleon über verschiedene obwaltende Irrungen zwischen Frankreich und Teutschland sich zu besprechen. Seit jener Zeit wurde Dalberg immer mehr eines Einverständnisses mit Frankreich beschuldigt. Indessen müssen ihm sein beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Östreich den 8. November 1805 an alle Stände des Reichs erlassener Aufruf, wo er mit reiner teutscher Vaterlandsliebe die Gefahren der französ. Invasion auf das freimüthigste und lebhafteste schildert, und die Verantwortung hierüber, zu welcher er kurz hierauf zu München von Napoleon gezogen ward, bei jedem unbefangen Urtheilenden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit gebeugtem Herzen über den künftig unvermeidlichen Untergang des teutschen Statenbundes kehrte Dalberg von München nach Regensburg zurück. Daher konnte sein kurz hierauf gethaner, sehr getadelter Schritt, daß er den Cardinal Fesch zu seinem Regirungsnachfolger ernannte, blos in der Absicht geschehen seyn, seine jetzt von allem Schutze des Reichs entblößten Länder dem des groß- und übermächtigen Kaisers zu empfehlen. Um so mehr fand, als kurz darauf Napoleon den Rheinbund stiftete, die Meinung Eingang, Dalberg habe hierzu die erste Veranlassung gegeben. Allein auch hier traf ihn ein neuer falscher Verdacht. Nichts wußte er von dem großen Project des Kaisers; geschäftig für die Sorge der Erhaltung des teutschen Statenbundes lebte er eben auf seinem Stammschlosse Wörth unweit Regensburg, als die Bildung des Rheinbundes bereits in Paris decretirt war. Er versagte anfangs dem Benehmen seines Gesandten zu Paris, des Grafen von Beust, welcher die Rheinbundsakte in der Nacht zum 12. Juli 1806 ganz unvorbereitet unterschrieben hatte, seine Zustimmung; von Schmerz ergriffen rief er aus: „Was wird Teutschland, was wird die Welt von mir sagen, wenn ich als Kurerzkanzler

diesem Teutschlands Verfassung zernichtenden Bunde beitrete!" und die Bitten seines Ministers, des Freiherrn v. Albini, drangen nur erst durch, als ihn endlich die Rücksicht, daß es die Erhaltung seines States gelte, und daß er in diesem neuen Verhältnisse dem Vaterlande ebenfalls die bedeutendsten Dienste werde leisten können, zur Unterzeichnung jener wichtigen Akte bestimmte. Sie übertrug ihm, in Verbindung mit der fortbestehenden Würde eines Erzbischofs zu Regensburg, den Rang und Titel eines souveränen Fürstenprimas des Rheinbundes mit dem Vorsitze in der Bundesversamlung und, falls sich diese in 2 Collegien theilte, mit dem Vorsitze in dem königl. Collegium; zugleich erhielt er durch sie die vormalige Reichsstadt Frankfurt mit ihrem Gebiete und alle Souveränetätsrechte über die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim, welche auf der rechten Seite des Mains liegen, und über die Grafschaft Rheineck. Im Rückblicke auf die jetzt vernichtete alte teutsche Reichsverfassung erkannte er noch eine Pflicht darin, der in diesem Umsturze der alten Ordnung brodlos gewordenen Diener und Beamten sich anzunehmen; er erfüllte sie treulich, namentlich gegen das Personal des Reichskammergerichts zu Wetzlar, und unterstützte sie bei mehren andern Fürsten mit gutem Erfolge. Dalberg setzte sich nun in den Besitz der Stadt Frankfurt und der ihm in der Rheinbundsakte angewiesenen andern Entschädigungen und wählte Frankfurt zu seiner Residenz, welche zugleich als Sitz des Rheinbundes bestimmt ward; er wurde als souveräner Fürst daselbst am 2. Januar 1807 gehuldigt. In dieser von Frankreich immer abhängiger gewordenen Stellung mußte er sich gefallen lassen, daß seine Anordnung im Betreff des Cardinals Fesch als Regirungsnachfolgers, vom Kaiser Napoleon am 1. März 1810 zum Besten dessen Stief- und Adoptiv-Sohnes, des Prinzen Eugen Napoleon, Vicekönigs von Italien, abgeändert wurde, nachdem in dem kurz vorher am 16. Febr. zu Paris abgeschlossenen Vertrage seine Besitzungen durch den größten Theil der seit 1806 unter kaiserl. Administration gestandenen Fürstenthümer Hanau und Fulda vermehrt worden waren, und nun zusammen ein Großherzogthum, das Großherzogthum Frankfurt, bildeten. Dagegen mußte der Großherzog Karl das Fürstenthum Regensburg an Baiern und die Hälfte der Rheinschifffahrts-Octroi an den Kaiser der Franzosen abtreten und alle die Renten übernehmen, wie sie der Reichsdeputationsreceß namhaft macht.

Nicht blinde Hinneigung zu Frankreich, denn das bewunderte Benehmen, die feste Sprache, welche er Napoleon im J. 1810 zu Paris in kirchlichen Angelegenheiten, wo er sich des Papstes mit so vieler Wärme annahm, entgegensetzte, befreit ihn von diesem Verdachte, sondern das Wahrnehmen, daß nach seinem Tode alle französischen Statseinrichtungen mit einem Male rücksichtslos im Großherzogthume eingeführt werden möchten, ließ ihn in seiner letzten Regirungszeit die Einführung dieser von fremden Boden entlehnten Einrichtungen mit eigener schonender Hand vornehmen. Seine Civilliste setzte er sehr gering an, er ordnete die Finanzen, sorgte für das Schul- und Armenwesen, erleichterte den Zustand der Judenschaft und bewies sich, so wie er es überall gethan hatte, als Vater seines Volkes. Unter seiner Regirung wurden mehr als hundert Schulhäuser auf dem Lande erbaut oder erweitert, der Gehalt von mehr als 80 gering besoldeten Schullehrern vermehrt, eine Normalschule für die Bildung der Volksschullehrer gestiftet, eine Witwenkasse für die Witwen verstorbener Schullehrer errichtet; gelehrte Institute zu Aschaffenburg, Frankfurt, Hanau, Wetzlar, Fulda, Regensburg wurden gegründet oder zu einem höheren Flor gefördert; der Fonds des Schmerlebacher Klosters wurde für das Seminar der Geistlichen, und der ansehnliche Stiftsfonds zu Aschaffenburg dem Schulwesen überwiesen. So wirkte er überall für Geistesbildung. Aber diese segensvolle Regirung war auch hier von kurzer Dauer. Der verhängnißvolle, im J. 1812 von Napoleon gegen Rußland begonnene Krieg, endigte sich mit des Erstern Untergang; auch den edeln Dalberg hieß er vom Fürstenthrone herabsteigen; er that es mit männlicher Entschlossenheit. Kurz vor der Schlacht bei Leipzig begab er sich nach Constanz, Zürich und Luzern, um den Zudringlichkeiten des französischen Gesandten zu Aschaffenburg zu entgehen. Im November 1813 sandte er zur Rechtfertigung seines politischen Benehmens seinen geh. Rath und Kammerherrn, Baron v. Varicourt, in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu Frankfurt; allein diese Sendung lief fruchtlos ab; das Großherzogthum Frankfurt war bereits den 6. November von den verbündeten Mächten unter provisorische Verwaltung gestellt worden und am 14. December ward der Stadt Frankfurt ihre vorige Unmittelbarkeit wieder geschenkt. Im November hatte aber auch Dalberg schon seine großherzogl. Regirung zu Gunsten seines Regirungsnachfolgers, des Prinzen Eugen, niedergelegt. Diese Resignation wurde von den verbündeten Monarchen nicht angenommen, da sie das Großherzogthum für erloschen erklärten. Der fast siebenzigjährige Fürst entschloß sich nun, den Abend seiner Tage als Erzbischof von Regensburg im Dienste der Kirche zu beschließen; er kehrte nach Regensburg zurück, wo er am 5. Januar 1814 anlangte. Hier bezog er eine Privatwohnung in einer abgelegenen Straße. Jetzt widmete er noch die drei letzten Jahre seines Lebens seinem erzbischöflichen Berufe, einem kleinen auserlesenen Kreise seiner Freunde, vorzüglich aber kannte auch jetzt, wo ihm selbst bisweilen fast Mangel drohte, sein Wohlthätigkeitssinn noch immer keine Grenzen. Da ging er in jener bangen Zeit der Theurung, wo die Armen seiner Hilfe noch am meisten bedurften, hinüber in das Land der Vergeltung; er starb den 10. Febr. 1817 zu Regensburg und wurde den 14. desselben Mon. daselbst in der Domkirche feierlich beerdigt. Sein Herz wird in einer silbernen Kapsel zu Aschaffenburg in dem Dalbergischen Erbbegräbnisse aufbewahrt. Der geringe Nachlaß dieses Fürsten an barem Gelde und Mobilien betrug im Ganzen nicht mehr als 9245 fl. 48 Kr. Sein Vermögen bestand beinahe ganz aus Rückständen theils seiner Sustentation, theils der Rheinschifffahrts-Octroi, theils freiwillig von ihm gemachter Vorschüsse. Im J. 1813 stiftete er in der Freude seines Herzens wegen des von

969.

r v. Worms.

Erhard, K. v. W., 1079.

Cuno, K. v. W.

Azo. Rugila, 1180.

Wolfgang, K. v. W., 1209.

Friedrich, K. v. W., turnierte zu Worms 1209.

v. W., 1237. Philipp. Friedrich, K. v. W., 1235.

97. Giselbert, gen. Foys. Wolf, 1284. Friedrich, K. v. W., 1267.

Foys, K. v. W. Wolf, 1296. Friedrich, K. v. W., 1284, beschließt diese Nebenlinie.

K. v. W. Giselbert, gen. Foys, Ritter, 1330. Wolf, K. v. W., 1337 d. letzte dies. Nebenlinie.

W.

en. Foys, K. v. W., Ritter, † 1386 als der letzte dieser Nebenlinie.

7.

Wipre

†

diesem Teutschlands Verfassung zernichtenden Bunde beitrete!“ und die Bitten seines Ministers, des Freiherrn v. Albini, drangen nur erst durch, als ihn endlich die Rücksicht, daß es die Erhaltung seines States gelte, und daß er in diesem neuen Verhältnisse dem Vaterlande ebenfalls die bedeutendsten Dienste werde leisten können, zur Unterzeichnung jener wichtigen Akte bestimmte. Sie übertrug ihm, in Verbindung mit der fortbestehenden Würde eines Erzbischofs zu Regensburg, den Rang und Titel eines souveränen Fürstenprimas des Rheinbundes mit dem Vorsitze in der Bundesversamlung und, falls sich diese in 2 Collegien theilte, mit dem Vorsitze in dem königl. Collegium; zugleich erhielt er durch sie die vormalige Reichsstadt Frankfurt mit ihrem Gebiete und alle Souveränetätsrechte über die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim, welche auf der rechten Seite des Mains liegen, und über die Grafschaft Rheineck. Im Rückblicke auf die jetzt vernichtete alte teutsche Reichsverfassung erkannte er noch eine Pflicht darin, der in diesem Umsturze der alten Ordnung brodlos gewordenen Diener und Beamten sich anzunehmen; er erfüllte sie treulich, namentlich gegen das Personal des Reichskammergerichts zu Wetzlar, und unterstützte sie bei mehren andern Fürsten mit gutem Erfolge. Dalberg setzte sich nun in den Besitz der Stadt Frankfurt und der ihm in der Rheinbundsakte angewiesenen andern Entschädigungen und wählte Frankfurt zu seiner Residenz, welche zugleich als Sitz des Rheinbundes bestimmt ward; er wurde als souveräner Fürst daselbst am 2. Januar 1807 gehuldigt. In dieser von Frankreich immer abhängiger gewordenen Stellung mußte er sich gefallen lassen, daß seine Anordnung im Betreff des Cardinals Fesch als Regirungsnachfolgers, vom Kaiser Napoleon am 1. März 1810 zum Besten dessen Stief- und Adoptiv-Sohnes, des Prinzen Eugen Napoleon, Vicekönigs von Italien, abgeändert wurde, nachdem in dem kurz vorher am 16. Febr. zu Paris abgeschlossenen Vertrage seine Besitzungen durch den größten Theil der seit 1806 unter kaiserl. Administration gestandenen Fürstenthümer Hanau und Fulda vermehrt worden waren, und nun zusammen ein Großherzogthum, das Großherzogthum Frankfurt, bildeten. Dagegen mußte der Großherzog Karl das Fürstenthum Regensburg an Baiern und die Hälfte der Rheinschifffahrts-Octroi an den Kaiser der Franzosen abtreten und alle die Renten übernehmen, wie sie der Reichsdeputationsreceß namhaft macht.

Nicht blinde Hinneigung zu Frankreich, denn das bewunderte Benehmen, die feste Sprache, welche er Napoleon im J. 1810 zu Paris in kirchlichen Angelegenheiten, wo er sich des Papstes mit so vieler Wärme annahm, entgegensetzte, befreit ihn von diesem Verdachte, sondern das Wahrnehmen, daß nach seinem Tode alle französischen Statseinrichtungen mit einem Male rücksichtslos im Großherzogthume eingeführt werden möchten, ließ ihn in seiner letzten Regirungszeit die Einführung dieser von fremden Boden entlehnten Einrichtungen mit eigener schonender Hand vornehmen. Seine Civilliste setzte er sehr gering an, er ordnete die Finanzen, sorgte für das Schul- und Armenwesen, erleichterte den Zustand der Judenschaft und bewies sich, so wie er es überall gethan hatte, als Vater seines Volkes. Unter seiner Regirung wurden mehr als hundert Schulhäuser auf dem Lande erbaut oder erweitert, der Gehalt von mehr als 80 gering besoldeten Schullehrern vermehrt, eine Normalschule für die Bildung der Volksschullehrer gestiftet, eine Witwenkasse für die Witwen verstorbener Schullehrer errichtet; gelehrte Institute zu Aschaffenburg, Frankfurt, Hanau, Wetzlar, Fulda, Regensburg wurden gegründet oder zu einem höheren Flor gefördert; der Fonds des Schmerlebacher Klosters wurde für das Seminar der Geistlichen, und der ansehnliche Stiftsfonds zu Aschaffenburg dem Schulwesen überwiesen. So wirkte er überall für Geistesbildung. Aber diese segensvolle Regirung war auch hier von kurzer Dauer. Der verhängnißvolle, im J. 1812 von Napoleon gegen Rußland begonnene Krieg, endigte sich mit des Erstern Untergang; auch den edeln Dalberg hieß er vom Fürstenthrone herabsteigen; er that es mit männlicher Entschlossenheit. Kurz vor der Schlacht bei Leipzig begab er sich nach Constanz, Zürich und Luzern, um den Zudringlichkeiten des französischen Gesandten zu Aschaffenburg zu entgehen. Im November 1813 sandte er zur Rechtfertigung seines politischen Benehmens seinen geh. Rath und Kammerherrn, Baron v. Varicourt, in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu Frankfurt; allein diese Sendung lief fruchtlos ab; das Großherzogthum Frankfurt war bereits den 6. November von den verbündeten Mächten unter provisorische Verwaltung gestellt worden und am 14. December ward der Stadt Frankfurt ihre vorige Unmittelbarkeit wieder geschenkt. Im November hatte aber auch Dalberg schon seine großherzogl. Regirung zu Gunsten seines Regirungsnachfolgers, des Prinzen Eugen, niedergelegt. Diese Resignation wurde von den verbündeten Monarchen nicht angenommen, da sie das Großherzogthum für erloschen erklärten. Der fast siebenzigjährige Fürst entschloß sich nun, den Abend seiner Tage als Erzbischof von Regensburg im Dienste der Kirche zu beschließen; er kehrte nach Regensburg zurück, wo er am 5. Januar 1814 anlangte. Hier bezog er eine Privatwohnung in einer abgelegenen Straße. Jetzt widmete er noch die drei letzten Jahre seines Lebens seinem erzbischöflichen Berufe, einem kleinen auserlesenen Kreise seiner Freunde, vorzüglich aber kannte auch jetzt, wo ihm selbst bisweilen fast Mangel drohte, sein Wohlthätigkeitssinn noch immer keine Grenzen. Da ging er in jener bangen Zeit der Theurung, wo die Armen seiner Hilfe noch am meisten bedurften, hinüber in das Land der Vergeltung; er starb den 10. Febr. 1817 zu Regensburg und wurde den 14. desselben Mon. daselbst in der Domkirche feierlich beerdigt. Sein Herz wird in einer silbernen Kapsel zu Aschaffenburg in dem Dalbergischen Erbbegräbnisse aufbewahrt. Der geringe Nachlaß dieses Fürsten an barem Gelde und Mobilien betrug im Ganzen nicht mehr als 9245 fl. 48 Kr. Sein Vermögen bestand beinahe ganz aus Rückständen theils seiner Sustentation, theils der Rheinschifffahrts-Octroi, theils freiwillig von ihm gemachter Vorschüsse. Im J. 1813 stiftete er in der Freude seines Herzens wegen des von

969.

r v. Worms.

Erhard, K. v. W., 1079.

Cuno, K. v. W.

Azo. Rugila, 1180.

Wolfgang, K. v. W., 1209.

Friedrich, K. v. W., turnierte zu Worms 1209.

v. W., 1237.

Philipp.

Friedrich, K. v. W., 1235.

)7.

Giselbert, gen. Foys.

Wolf, 1284.

Friedrich, K. v. W., 1267.

Foys, K. v. W.

Wolf, 1296.

Friedrich, K. v. W., 1284, beschließt diese Nebenlinie.

K. v. W.

W.

Giselbert, gen. Foys, Ritter, 1330.

Wolf, K. v. W., 1337 d. letzte dies. Nebenlinie.

en.

7.

Wipre

†

Foys, K. v. W., Ritter, † 1386 als der letzte dieser Nebenlinie.

Napoleon mit dem Papste abgeschlossenen Concordats, den Concordienorden, welcher gegenwärtig als erloschen anzusehen ist. So wie er im Buche der Menschheit als edeldenkender Fürst stets genannt werden wird, so glänzt auch im Gebiete der Literatur sein Name ehrenvoll. Die Biographie Karl Theodors von Dalberg, Fürstprimas des Rheinbundes und Großherzogs von Frankfurt, von August Krämer (in den Zeitgenossen, 6. Bds. 3. Abtheil. von Seite 83 bis 201), welche zu diesem kurzen Entwurfe vorzüglich benutzt worden ist, enthält das Verzeichniß seiner Schriften von S. 186 bis 191, an der Zahl 35, ohne die zu öffentlichen wissenschaftlichen Blättern von ihm gelieferten Beiträge. Unter ihnen heben wir besonders hervor: 1) Die schon oben erwähnten Betrachtungen über das Universum; 2) Verhältniß zwischen Moral und Statskunst. Erf. 1786. 4.; 3) Grundsätze der Ästhetik. Erf. 1791 8. Eine kürzere Lebensbeschreibung des merkwürdigen Fürsten finden wir in den Denkmälern verdienstvoller Teutschen des 18. und 19. Jahrh. im 2. Bändch. S. 1 bis 18.

(*Ludw. Heinr. Kabisch, Freiherr v. Lindenthal.*)

DALBERG, Nic., ein ausgezeichneter schwedischer Arzt, geb. zu Linköping im Jahre 1736, gest. 1820 in einem Alter von 85 Jahren. Seine erste Bildung erhielt er in seinem Geburtsorte, ging von da 1752 nach Upsala, wo er den Unterricht Linné's, Rosensteins u. a. genoß, und unter dem Vorsitz des Erstern seine Inauguraldissertation: de metamorphosi plantarum 1755 vertheidigte. Im J. 1763 ward er Leibchirurg des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Gustav III., den er auch 1770 und 1771 nach Paris begleitete, wo er in genauer Verbindung mit den berühmtesten Gelehrten stand. Später ward er bei der Thronbesteigung Gustav's königlicher Leibarzt, bekam Sitz und Stimme im Gesundheitsrathe, und wurde 1781 zum Bergrathe des ganzen Reiches ernannt. Er ist als der Verfasser mehrer schätzbaren literarischen Arbeiten in Schweden bekannt, welche in den Kongl. Vetensk. Academ. Handlingar för Ar 1821 verzeichnet sind. — Ihm und seinem Bruder, dem Obersten Karl Gustav, der mehre Jahre in Surinam lebte und seine Pflanzensamlung an Linné schenkte, zu Ehren nannte Linné eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülsenpflanzen, zu den eigentlichen Diadelphisten, und zur Diadelphie Decandrie des Linn. Systems gehörig, Dalbergia (s. den folgenden Art.). (*Th. Schreger.*)

DALBERGIA. 1) Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéschen Klasse. Der Charakter der Gattung Dalbergia ist: Ein unmerklich gezähnter Kelch; der Wimpel der Schmetterlingsblume ausgerandet; der Kiel an der Basis zweitheilig; die Staubfäden in zwei Bündeln; die Hülsenfrucht gestielt, nicht aufspringend, 1—3 samig. Die hieher gehörigen Arten sind tropische Bäume und (bisweilen kletternde) Sträucher, welche oft einen rothen Färbestoff enthalten und ungepart gefiederte Blätter haben. Wenn man die Gattungen Pongamia Venten. (Malm. n. 28), Galedupa Lam. Encycl., ill. t. 601), Eysenhardtia Kunth (Humb. et Bonpl. nov. gen. VI. p. 489. t. 592) und Lonchocarpus Kunth (l. c. p. 383., Cand. prodr. II., p. 259) hieher rechnet, wie man dies thun muß, wenn man nicht auf unwesentliche Unterschiede Gewicht legt; so beläuft sich die Zahl der Arten auf 20, von denen die mehrsten in Ostindien, einige in Südamerika und einige in Guinea einheimisch sind. Der jüngere Linné kannte nur zwei Arten: D. Lanceolaria L. fil. (Suppl. p. 316. Abb. Rheede malab. VI. t. 22), ein ostindischer Baum mit hängenden Zweigen, gefiederten, unten steifhaarigen Blättern, ablangen, wellenförmigen Blättchen und in den Blattachseln stehenden, zusammengesetzten, langen Blüthentrauben. D. Monetaria L. fil. (l. c. p. 217., Ecastaphyllum Monetaria Pers. syn. II, 277., Cand. prodr. II, 421), ein Strauch mit gedreyten, eiförmigen, unbehaarten Blättern und ährenförmigen Blüthen. Dieser Strauch, welcher in Surinam wächst, liefert ein Harz, welches dem Drachenblute ähnelt. — 2) Die Gattung Dalbergia, welche Tussac gestiftet hat, ist ganz verschieden und von Persoon mit Besleria vereinig worden. (*A. Sprengel.*)

DALBORD, der obere Rand eines Schiffes; besonders bei Ruderfahrzeugen und Flußkähnen eine, nach der Breite liegende Diele, auf welcher die Riemen ruhen, wenn gerudert (gerovet) wird. (*v. Hoyer.*)

DALBOSJÖN, See Dalbo, heißt der ansehnliche südwestliche Busen des schwedischen Landsee's Wenern. Der Dalbosee bespült westlich die Ufer der Landschaft Dalsland, nördlich im Nordosten eine Südspitze von Wermeland (weiter gegen Osten hängt er mit dem großen Wenern zusammen), südlich läuft er zwischen Dalsland und Westgothland in einen spitzen Busen aus, welcher Dalboviken (Dalbobusen) heißt. (*v. Schubert.*)

DALBY, Dorf und Station in der schwedischen Provinz Schonen, 1 Meile südlich von der Stadt Lund. Hier errichtete der dänische König Sven Estridsson im Jahre 1046 ein Bisthum für das südliche Schonen und Blekingen; jedoch noch vor Absterben des ersten Bischofs, Eginus, ward das Bisthum Dalby, im J. 1062 mit dem Bisthum Lund (seit 1046 für Nordschonen und Halland) vereinigt. Der oben erwähnte König Sven gründete zu Dalby auch ein Nonnenkloster, und bauete um 1065 die noch vorhandene geräumige Klosterkirche, aus deren westlichem Ende man auf Stufen zu einer kleinen unterirdischen, sogenannten Krafts-Kirche, herabsteigt, die aber nicht so tief liegt, als die größere unterirdische Kirche am Dom zu Lund. In der Kraftskirche zu Dalby befindet sich ein Brunnen, in welchem ehemals geopfert wurde; ebenso in der Kraftskirche zu Lund. — Jetzt ist die Kirche Dalby Filial des Pastorats Hellestadt. (*v. Schubert.*)

DALE, 1) Anton van, Alterthumsforscher, geb. zu Harlem den 8. November 1638. Seine Eltern, die sich zu den Mennonisten oder Taufgesinnten hielten, bestimmten ihn gegen seine Neigung zum Handelsstand, allein alle seine Mußestunden widmete er dem Studium der alten Sprachen, und in seinem 30. Jahre verließ er die Handelsgeschäfte gänzlich, nahm die medizinische

Doctorwürde an, und praktizirte als Arzt. Einige Zeit war er Prediger bei den Mennonisten, kehrte aber wieder zur Ausübung der Arzneikunst zurück, wurde Hospitalarzt zu Harlem, und starb als solcher den 28. November 1708. Er besaß in den Schriften der Griechen und Römer eine sehr große Belesenheit [1]), war ungemein arbeitsam, sammelte viel, widmete seinen Fleis besonders der Erläuterung und Aufklärung verschiedener Theile der Religionsgeschichte alter Völker, schrieb aber ohne Ordnung und feste historische Gesichtspunkte, häufte die Citate bis zur Ungebühr, und vernachläßigte den Stol. Indessen haben seine Materialien-Magazine den geschmackvolleren und kritischeren Nachkommen nützliche Dienste geleistet, und sichern seinem Namen ein ehrenvolles Andenken: De oraculis veterum ethnicorum dissertationes duae. Amst. 1683. 8. longe auctior, ib. 1700. 4. Holländ. etwas verändert, eb. 1687. 8. Er beweist in diesem Werke, daß nicht der Teufel, sondern Priesterbetrug aus den alten heidnischen Orakeln gesprochen habe. Dissertationes de origine et progressu idololatriae et superstitionum; de vera et falsa prophetia, uti et de divinationibus idololatricis Judaeorum. Ib. 1696. 4. Dissertationes novem antiquitatibus quin et marmoribus cum romanis, tum potissimum graecis illustrandis inservientes. Ib. 1702, 1743. 4. [2]). Dissertatio super Aristeae de LXX interpretibus, cui ipsius Aristeae textus subjungitur, cum versione lat. Ib. 1704. 4. Er widerlegt darin die alte fabelhafte Erzählung von dem Ursprunge der alexandrinischen Übersetzung; angehängt ist eine Dissert. super Sanchoniathone, und eine Historia baptismorum cum judaicorum, tum christianorum, worin er die Kindertaufe bestreitet. Dale trug überall seine Meinung frei und unbefangen vor, war ein erklärter Feind des Aberglaubens und der Heuchelei, und ein sehr angenehmer Gesellschafter, dem seine große Belesenheit und sein treues Gedächtniß unerschöpflichen Stoff darbot, um durch Anekdoten und Erzählungen zu unterhalten [3]).

(*Baur.*)

2) Dale, Samuel, s. Dalea.

DALEA *L.* Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéschen Klasse hat ihren Namen erhalten zu Ehren Samuel Dale's (geb. 1659, gestorb. 1739), Apothekers zu Braintree in der Grafschaft Essex, dann Arztes zu Bocking, welcher, ein Freund Ray's und Catesby's mehre naturhistorische Abhandlungen in den Philosophical Transactions und in Silas Taylor's Geschichte von Harwich, sowie eine Pharmakologie lieferte (in acht Auflagen, zuerst Lond. 1693. 12., zuletzt Leyd. 1751. 4.). — Der Charakter der Gattung Dalea besteht in einem halbfünfspaltigen Kelche, einer fünfblättrigen, mit der Röhre, welche die Staubfäden trägt, verwachsenen Corolle und einer eiförmigen, einsamigen Hülsenfrucht, welche der Kelch umgibt. Von den 28 bekannten Arten dieser Gattung, welche als perennirende oder Sommergewächse Amerika angehören, weichen sechs von den übrigen dadurch ab, daß sie in jeder Corolle nur fünf Staubfäden haben; diese Arten, welche in den südlichen Staten Nordamerika's einheimisch sind, begriff Michaux und nach ihm Nuttall unter dem Namen Petalostemon; hieher gehören auch die Gattungen Kuhnistera Lamarcks und Cylipogon von Rafinesque. Die übrigen 22 Arten, von denen Cavanilles mehre unter dem Gattungsnamen Psoralea zuerst beschrieb, haben in jeder Corolle zehn Staubfäden und wachsen im tropischen Südamerika.

(*A. Sprengel.*)

DALECHAMPS, eigentlich de la Champ, Lat. Dalecampius, Jacques, ein berühmter französischer Arzt und Botaniker, aus einer adeligen Familie zu Caen in der Normandie, geb. 1513, studirte zu Montpellier, erhielt 1547 die medizinische Doctorwürde, übte die Arzneikunst seit 1552 zu Lyon, und starb daselbst 1588. Als praktischer Arzt und gelehrter Kenner seiner Wissenschaft nach ihrem ganzen Umfange, stand er in großem Ansehen, und von seiner umfassenden und gründlichen antiquarischen Gelehrsamkeit zeugen seine Ausgaben des Athenäus, den er ins Lateinische übersetzte, und des Plinius, denen er einen vieljährigen Fleis widmete: Athenaei deipnosophisticarum lib. XV.; cura et stud. Is. Casauboni; cum interpret. Dalecampii (Genev.). 1597. fol. Diese Ausgabe wurde lange als die beste geschätzt; Dalechamps Übersetzung erschien zuerst zu Lyon 1552. Fol. Plinii historiae mundi libri XXXVII. Opus nunc ex vetustissimorum excusorum et complurium codd. mss. collatione et auctoritate detersum ac emendatum. Acc. ad varias lectt. castigationes et adnotationes. Una cum indice copiosissimo. Omnia novissima laboriosis observatt. conquisita et solerti judicio pensitata Jac. Dalecampii. Lugd. 1587. fol. oft; enthält eine neue Recension nach Manuscripten und alten Ausgaben, doch war des Herausgebers Fleis größer als sein Scharfsinn, und der Werth der häufigen Anmerkungen ist sehr verschieden. Als Freund und Kenner der Botanik entwarf er frühe schon den Plan, eine allgemeine Geschichte aller entdeckten Pflanzen zu bearbeiten, unterhielt deswegen Jahre lang einen Briefwechsel mit gelehrten Botanikern in den meisten Ländern Europas, und ließ die auf diesem Wege erhaltenen Pflanzen zeichnen und in Kupfer stechen. Da ihn aber seine vielen praktischen und andere gelehrte Arbeiten an der Vollendung seines Plans hinderten, so übernahm dieselbe der Arzt Desmaulins (Molinaeus) zu Lyon, und gab das Werk heraus unter dem Titel: Historia generalis plantarum in libros XVIII. per certas classes artificiose digesta etc. Lugd. P. I. 1587. P. II. ib. 1586. fol. mit 2686 eingedruckten Holzschnitten, welche die meisten Abbildungen von Cordus, Fuchs, Clusius, Tragus, Matthiolus, Dodonäus und Lobel enthalten. Über 200 Figuren sind zwei bis dreimal vorgestellt, die wenigen eige-

---

1) Montfaucon sagt in praefat. ad antiq. expl. T. I. p. 7: Dalerius in hac palaestra multam retulit laudem. 2) Den Inhalt der meisten gibt Meusel in der bibl. hist. an; s. das Register beim 2. Bde. 3) Eloge par le Clerc. in der bibl. choisie. T. XVII, 312. Mém de Niceron. T. XXXVI. S. Teutsch 24. Thl. 101. Chaufepié Dict. T. II. Unschuld. Nachr. 1708. S. 826. Saxii Onomast. T. V, 312. Biogr. univ. T. XLVII. s. v. Van Dale (von Weiß).

nen sehr schlecht, und überhaupt entsprach das, für die damaligen Zeiten nützliche Werk Dalechamps Ideen nur sehr unvollkommen [1]). Es wurde von Desmoulins ins Französische übersetzt. Lyon, 1615; verm. 1653. 2. Bd. Fol. mit 2752 Holzschnitten [2]). Dalechamps schrieb außerdem: De peste lib. III. Lugd. 1552. 12. Traité de chirurgie. Ib. 1570; 1573. 8. Par. 1610. 4. mit Kupf. und Zusätzen von J. Gerault. Administrations anatomiques de Claude Galien, traduites fidelement du grec en franç. Lyon, 1566. und 1572. 12. Coelii Aureliani liber de tardis et acutis passionibus c. n. Ib. 1567. 8. Er übersetzte auch ins Französische das sechste Buch des Paul von Ägina, mit einem Commentar und einer Vorrede über die Chirurgie. Plumier hat sein Andenken durch ein Pflanzengeschlecht, Delechampia genannt, geehrt [3]). (*Baur.*)

DALECHAMPIA Plum. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Trikocken und der eilften Ordnung (Icosandria) der 16ten Linnéschen Klasse (nach Willdenow aus der achten Ordn. der 21sten Kl.). Char. Monöcische Blüthen (d. i. männliche und weibliche Blüthen auf derselben Pflanze); die Blüthenhülle zweiblättrig, drei- oder mehrblumig; der Kelch fast fünftheilig; ein Griffel; die Frucht besteht aus drei mit einander verwachsenen Kapseln. Die 19 bekannten Arten dieser Gattung sind Schlingpflanzen, welche vorzüglich im heißen Südamerika einheimisch sind. Außerhalb Amerika sind nur drei Arten bekannt, eine in China (D. parvifolia Lam. enc.), eine in Ostindien (D. tamnifolia Lam. enc., ill. t. 788.) und eine am Vorgebirge der guten Hoffnung (D. capensis*). (*A. Sprengel.*)

Dalelf, ein Fluß, und Dalekarlien s. Dalarne.

DALEMENCI (Dalamince, Dalminice, Dalaminze, Dalamantia, Delemenci, Demelchion, Demelcion, Talemencha, Thalaminci, Glomaci, Glomuczi, Glomuzi, Zlomizi, Zlomekia), — ein großer slavischer Gau auf dem linken Ufer der Elbe in der Gegend von Meißen. Seine Bewohner hießen Daleminzier (Dalemincii), werden auch von den Chronisten des Mittelalters Dalamanti und Dalmanci, von einigen sogar Dalmatae oder Dalmatii genannt [1]). Alfred der Große, König von England, bezeichnet sie in der bekannten, in die angelsächsische Übersetzung des Orosius eingewebten Beschreibung Teutschlands seiner Zeit mit dem Namen Dalamenson [2]). Sie gehörten als Unterabtheilung zu dem großen Stamme der Sorben-Wenden, und der von ihnen bewohnte und nach ihnen benannte Gau Dalemenci wurde zu der wendischen Provinz Sworbia, Suirbia oder Zrbia gerechnet, welche das ganze, von slavischen Ansiedlern bevölkerte Gebiet zwischen der sächsischen Saale und Elbe umfaßte [3]). Die Zeit der Einwanderung der slavischen Völker in diese Gegenden läßt sich nicht mit diplomatischer Sicherheit angeben, weil dieses Ereigniß in eine Periode fällt, in welcher es uns fast an allen historischen Nachrichten über die Begebenheiten im nordöstlichen Teutschland gebricht. Das Gebiet zwischen der Elbe und Weichsel war durch die häufigen Auswanderungen der germanischen Ureinwohner sehr entvölkert worden; die slavischen Stämme benutzten im fünften und sechsten Jahrhundert, nachdem sie ihre alten Sitze in Sarmatien verlassen hatten, die günstige Gelegenheit, auf dieser Seite neue Wohnsitze zu erwerben. Daß die Daleminzier an der Elbe mit den wendischen Einwanderern in Servien, Slavonien und Dalmatien gleiches Stammes gewesen sind, ist eine Ansicht, die sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Diese, die man in ihrer Urheimath in dem Sarmatenlande mit dem Namen Antes oder Antae benannt und im frühesten Alterthume mit dem Namen Spori bezeichnet hatte [4]), waren unter Justinian's Regirung in die Donaugegenden vorgedrungen, hatten diesen Strom überschritten und den Ländern Slavonien und Serbien, dem alten Pannonien und Ober-Mösien, nach ihren Volksstämmen den Namen gegeben. Schon Plinius [5]) nannte eine Völkerschaft in der Nähe des Palus Mäotis Serbi, und Ptolemäus [6]) hat denselben Namen auf seinen Tafeln in dem Gebiete zwischen dem Palus Mäotis und dem Flusse Rha (Wolga) aufgezeichnet. Der Ostgothenkönig Hermannrich hatte diese Völker in Sarmatien unterjocht und zu seinem großen Gothenreiche am Pontus Euxinus hinzugezogen [7]). Als Hermannrich dem gewaltigen Völkersturme der Hunnen unterlegen war, scheinen die Slaven den siegreichen

---

1) Die Anordnung der Gewächse ist willkürlich, nach ihrer Größe, äußeren Ähnlichkeit und ihren Heilkräften. Das Verdienstliche dieses Werkes ist ebenso unverkennbar, als seine Mängel nicht zu läugnen sind. Oft stimmen die Beschreibungen der Pflanzen nicht mit den beigesetzten Abbildungen überein; sehr häufig sind auch dieselben Pflanzen an verschiedenen Orten des Buches angeführt. Diesen und anderen Mängeln suchten Jakob Pons (Animadversiones in hist. gen. pl., Lugd. 1600. 8.) und Kaspar Bauhin (Animadverss. in hist. gen. pl., Francof. ad M. 1601. 4.), ersterer zum Theil aus Dalechamps schriftlichem Nachlasse, abzuhelfen. (*Sprengel.*)
2) Boehmeri biblioth. scriptor. hist. nat. Vol. I, 129.
3) Eloges de quelques auteurs franç. par Joly 350. Baillet jugem. T. II, 187, 269. Crenii animadv philol. T. X, 206. Fabricii hist. bibl. T. III, 223. Haller ad Boerhavii method. stud. med. T. I. 175, 181. T. II, 726. Ejusd. bibl. chirurg. T. I. 224. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars). Willdenows Grundriß der Kräuterkunde. Berl. 1792. S. 399. (*Baur.*)

1) *Witichindi Corbeiens. Annal.* p. 7. et 12. ed. Meibom. *Ruodolfi Fuldens. Annal.* ad ann. 856. *Annal. Fuldens. pars III.* ad ann. 880. *Monum. Germ. Histor.* ed. Georg. Heinr. Pertz. Tom. I. p. 370, 393, 418.
2) Die vorzüglichste Handschrift dieses königlichen Werks befindet sich auf der Cotton-Bibliothek zu London, und ist 1783 zu London mit einer englischen Übersetzung von Daines Barrington herausgegeben worden. Hier im zweiten Kapitel finden wir folgende bemerkenswerthe Stelle: Be northon eastan (westan) Maroaro sindon Dalamenson, and be eastan Dalamensam sindon Horithi; and be northan Dalamensam sindon Surpe, and be westan him sindon Sysele. Die Maroaro sind die Einwohner Mährens und die Horithi die Bewohner Schlesiens und der Lausitzen, die sonst auch Hrusti heißen. Die Surpe aber sind die Sorabi oder Surbi, und die Sysele die Siusli der Chronisten. Fr. Lorenz, Gesch. Alfreds des Großen. Hamburg, 1828. S. 168. Kruse, teutsche Alterthümer. Bd. II. Hft. II. S. 6. 3) *Annalista Saxo ad ann.* 782. Sorabos Sclavos, qui campos inter Albiam et Salam jacentes incolebant. *Einhardi Ann. ad ann.* 782. Pertz. Tom. I. p. 163. 4) *Procopius de Bell. Goth.* Lib. III, c. 14. Nomen etiam quondam Sclavenis Antisque unum erat; utrosque enim appellavit Sporos antiquitas. 5) *Plin. Hist. Nat. VI*, 7. 6) *Claud. Ptolem. Geogr.* lib. V. cap. 9. 7) *Jornandes de Reb. Get.* cap. 23.

Waffen Attila's gefolgt zu seyn, und hiedurch die Richtung gewonnen zu haben, in welcher wir sie nach dem Sturze des hunnischen Reiches in den westlichen Gegenden als Eroberer wiederfinden. Hier zeigt sie uns die Geschichte fast in beständigem Kampfe mit den benachbarten teutschen Völkern; aber ihre Waffen sind nicht mehr siegreich, und ihren Eroberungen sind bereits von den Teutschen bestimmte Grenzen angewiesen. In diesen Grenzen nun finden wir sie als fleißige Colonisten des von den andern Völkern verlassenen Landes. Sie lieben die Landwirthschaft, einen Vorrath von Heerden und Getreide, auch mancherlei häusliche Künste, und eröffnen mit den Erzeugnissen ihres Landes und Fleißes zur Zeit des Friedens einen einträglichen Handel. Auch stehen sie nicht mehr auf der untersten Stufe der Cultur; sie verstehen sich auf das Schmelzen und Schmieden der Metalle, bereiten Salz, verfertigen Leinwand, brauen Meth und Bier, pflanzen Fruchtbäume und führen nach ihrer Art ein glückliches Leben. Die Gleichnamigkeit der Wenden an der Elbe, die von den Chronisten Dalmanci oder Dalmatae, Sorabi oder Serbi, Slavi oder Slaveni genannt werden, und eine Menge gleichnamiger Orte in beiden Gebieten [8]) sind gewiß nicht zufällig und deuten auf Colonien hin, die von dem Ufer der Donau an das Ufer der Elbe oder umgekehrt gesendet worden sind. In den Kämpfen Karls des Großen gegen die wendischen Völker, und in denen Heinrichs I. gegen die Ungern zeigt sich diese Stammverwandtschaft; denn die Ungern suchten bei ihren Einfällen ihre alten Freunde und Bundesgenossen [9]) am Ufer der Elbe wieder auf und strebten mit allen Kräften, wiewol vergeblich, dieselben von der teutschen Bothmäßigkeit wieder frei zu machen.

Die historischen Nachrichten von den Daleminziern nach ihrer ersten Ansiedelung an dem Ufer der Elbe bis zu ihrer Unterwerfung unter die sächsische Oberherrschaft durch Heinrich I. sind uns nur sparsam zugemessen; der Spezialname des Volks trit nicht gleich hervor, und es bleibt unter dem Allgemeinnamen der Wenden (Vuinidi) verborgen, deren weitere Ausdehnung westwärts an den Grenzen Thüringens, das unter fränkischer Bothmäßigkeit stand, scheiterte. Bis in das Zeitalter Klothar's (627) scheinen sie in der drückendsten Abhängigkeit von den Hunnen oder Avaren gestanden zu haben. Damals befreiten sich mehre wendische Völkerschaften mit Hilfe eines fränkischen Kaufmanns, Namens Samo, der sie in der Kriegskunst unterrichtete, und den sie aus Dankbarkeit zu ihrem Könige machten. Die Sorben zwischen der Saale und Elbe wählten den Derwan zu ihrem Fürsten und fielen unter Samo's Schutz häufig in das fränkische Thüringen ein. Im Jahre 630 bekam der Frankenkönig Dagobert Krieg mit dem Samo, weil die Wenden einige fränkische Kaufleute erschlagen hatten und keine Genugthuung geben wollten. Die Austrasier rückten vor die wendische Feste Vogastisburg (castrum Vocastense, Voigtsberg im Vogtlande), wurden aber mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen [10]). Hierauf erneuerten die Wenden ihre Angriffe auf Thüringen, und Dagobert sah sich genöthigt, einen Herzog über das fränkische Thüringen zu setzen, der das Land gegen die Wenden schützen sollte. Dieser Herzog war Radulf, der Sohn Chamars; er behauptete sich mannhaft in seiner neuen Würde, benutzte aber sogleich nach Dagoberts Tode die günstige Gelegenheit zu einer Empörung, und machte sich im Jahre 640 fast ganz unabhängig von dem Reiche der Franken, nachdem er zuvor mit den Wenden unter Samo in ein freundschaftliches Verhältniß getreten war. Samo starb im Jahre 658.

Bis dahin finden wir bei den fränkischen Schriftstellern blos den Allgemeinnamen Wenden, Vuinidi, wenn von den Völkern zwischen der Saale und Elbe die Rede ist, und nun herrscht über sie und die bei ihnen vorgefallenen Begebenheiten ein tiefes Stillschweigen, bis sie hundert Jahre später unter dem Namen Sorabi Slavi wieder zum Vorschein kommen. Im J. 748 unterstützten sie Pippin den Kurzen bei dem Heerzuge gegen seinen Stiefbruder Grifo, der zu den Ostsachsen geflohen war, mit einem bedeutenden Kriegsheer, das 100,000 Kämpfer gezählt haben soll [11]). Es scheint also zwischen ihnen und den Franken damals ein freundschaftliches Verhältniß statt gefunden zu haben; aber im Jahre 782 fielen die Sorabi Slavi, wahrscheinlich durch die Sachsen gegen Karl den Großen aufgereizt, in das fränkische Thüringen ein, und die gegen sie abgeschickten Feldherren Adalgis, Geilo und Worado erlitten an dem Ufer der Weser von den Sachsen eine schwere Niederlage [12]). Ob die Sorben für ihren Einfall von Karl gezüchtiget worden sind, wissen wir nicht; die Sachsen wurden es auf eine höchst grausame Weise, und jene traten bald wieder, sei es nun geschreckt durch das Beispiel der Sachsen oder durch Waffengewalt dazu gezwungen, in ein freundliches Verhältniß zu den Franken; denn im Jahre 789 wurde Karl der Große von den Sorben durch zahlreiche Hilfsvölker auf seinem Feldzuge gegen die Wilzen unterstützt [13]). Im Jahre 805 rückten die fränkischen Heere, von Karls des Gr. Sohne Karl geführt, gegen die Wenden an das Ufer der Elbe; diese wurden unter ihrem Könige Semela in die Flucht geschlagen, und der jüngere Karl drang durch die Provinz Demelchion (Daleminzien) bis nach Böhmen an das Ufer der Agara (Eger) vor. In dem nächsten Jahre wurde der Feldzug von Karl dem Gr. wiederholt; der Feldherr oder König der Sorben, Miliduoch oder Melito ward erschlagen, das sorbische Land mit Feuer und Schwert verwüstet, und Karl ließ an dem Ufer der Saale und Elbe zwei Festungen bauen, die eine zu Halle, die andere bei Magdeburg, um diese Provinzen im Zaume zu halten [14]). Ihre

8) Diplomatische Nachlese von Schöttgen und Kreisig. Thl. II. S. 180. 9) *Annal Saxo ad ann* 934. Ungari iter agentes per Dalmantiam ab antiquis opem petunt amicis.

10) *Fredegarii* Chron c. 68. *Aimonius* de Gest. Franc. IV, 23. 11) Annal. Mettens. ad ann. 748. Pertz, Tom. I. pag. 330. 12) *Einhardi* Annal. ad ann 782. Pertz, Tom. I. pag 163. 13) *Einhardi* Annal. Fuldens. ad ann. 789. Pertz, Tom. I. p. 350. 14) Chronic. Moissiacense ad ann. 805 et 806. *Einhardi* Annal. Fuldens. ad ann. 805 et 805. Pertz, pag. 307. 308. 353.

Unterwürfigkeit war dessenungeachtet nur von kurzer Dauer, denn schon im Jahre 816 sah sich Ludwig der Fromme genöthiget, seine ostfränkischen und sächsischen Vasallen gegen sie auszusenden, und erst nach der Eroberung einer sorbischen Stadt wurde der Friede wiederhergestellt [15]). Während der Uneinigkeit zwischen den Söhnen Ludwigs des Frommen scheinen die Sorben sich wieder empört zu haben; Ludwig der Teutsche suchte sie zu beruhigen, und um sie desto besser in Aufsicht zu behalten, wurde ein gewisser Thaculf von ihm als Dux Sorabici limitis bestätiget [16]). Dennoch sah sich Ludwig gezwungen, um ihre Einfälle in das ostfränkische Gebiet abzuwehren, im Jahre 851 in eigener Person gegen sie zu Felde zu ziehen, wo das fränkische Heer weite Landstriche der Sorben mit Feuer und Schwert verwüstete. Im Jahre 856 unternahm Ludwig einen Feldzug gegen die Daleminzier, machte sie sich zinspflichtig und drang durch ihr Land nach Böhmen vor. Zwar empörten sie sich zwei Jahre später von neuem, nachdem sie ihren Anführer Zistibor, der den Franken günstig war, ermordet hatten; aber ihre Empörung scheint bald wieder beigelegt worden zu seyn und keine bemerkenswerthen Folgen gehabt zu haben [17]). Ernstlicher war ihr Angriff auf Thüringen im Jahre 869, wo sie sich mit den ihnen benachbarten Siuslen-Wenden und mit den Böhmen vereiniget hatten. Die Siusli wohnten nordwestlich von den Daleminziern an der Mulde und Elbe, bei Delitzsch und im Anhaltischen Lande [18]). Aber auch dieser vereinte Angriff wurde von König Ludwig zurückgewiesen. Im Jahre 873 starb der fränkische Dux Sorabici limitis Thaculf, und dessen Stelle wurde durch einen gewissen Rathulf oder Rodulf ersetzt, der in dem Monat Januar des folgenden Jahres mit dem Erzbischof Luitbert von Mainz über die Saale ging und gegen die Sorben und Siusler, die sich sogleich nach Thaculfs Tode empört hatten, siegreich kämpfte. Im Jahre 877 wollten die Sorben den ihnen aufgelegten Tribut nicht mehr entrichten; aber Ludwig brachte sie schnell wieder zur Folgsamkeit. Hierauf benutzten die Daleminzier und die ihnen benachbarten Slaven im Jahre 880 die Siege der Nordmannen über die Sachsen zu einem Einfalle nach Thüringen, und fingen damit an, die Saalgegenden zu verwüsten. Allein Herzog Poppo, der damals Dux Sorabici limitis war, rückte mit seinen Grenztruppen gegen sie, schlug sie in einer blutigen Schlacht und brachte ihnen eine so große Niederlage bei, daß von ihrem Heere auch nicht einer entkommen seyn soll [19]). Im Jahre 892 fand Arno, Bischof zu Würzburg, auf der Grenze des Daleminzierlandes am Ufer des Chemnitzflusses, im Gaue Chutizi, den Märtyrertod. Er hatte auf Anrathen des Herzogs Poppo, dem die Aufsicht über die sorbische Mark oblag, einen Feldzug gegen die Böhmen unternommen und wurde auf dem Heimwege in jener Gegend, als er eben in seinem Zelte Messe las, von den benachbarten heidnischen Wenden überfallen und zugleich mit seinem Gefolge erschlagen [20]).

Otto der Erlauchte, Herzog zu Sachsen, gab im Jahre 908 seinem Sohne Heinrich, dem nachmaligen Könige der Teutschen, den Auftrag, die Daleminzier zu bekriegen und zu unterwerfen [21]). Die Daleminzier riefen damals die Magyaren zu ihrem Beistande herbei und gaben auf diese Weise Veranlassung zu den verheerenden Einfällen dieser, in Ungern hausenden Barbaren in die teutschen und besonders in die sächsischen Provinzen. Das Land der Daleminzier mag von seinen Bundesgenossen nicht wenig gelitten haben, und Heinrich hatte später alle Kraft und Feldherrnklugheit nöthig, um die beutesüchtigen Barbaren von seinen Erblanden zurückzuhalten. Im Jahre 928 rückte Heinrich I. als König der Teutschen, indem er den vier Jahre zuvor mit den Ungern auf neun Jahre erneuerten Waffenstillstand benutzte, gegen die Daleminzier ins Feld, unterwarf sich nach Eroberung ihrer festen Burg Gana dieselben völlig, und machte sie durch Errichtung der sächsischen Markgrafschaft Meißen in ihrem Lande und durch Erbauung der Festung Meißen an der Elbe für immer zinspflichtig und dienstbar [22]). Das wendische Grundeigenthum vertheilte der Sieger an seine sächsischen Kampfgenossen; die Slaven wurden leibeigen, und so entstand in dem Meißnerlande der obersächsische Adel. Die Grafen waren Befehlshaber über gewisse größere Districte, jedoch ohne erblich zu seyn; die Burgwarten aber, deren es in dem Daleminzischen Gaue sehr viele gab, waren unter einem adeligen Gouverneur mit sächsischen Soldaten besetzte feste Orte, um die sorbische Bevölkerung des Landes in Unterwürfigkeit zu erhalten. Auch bei dem erneuerten Einfalle der Ungern im Jahre 933, welche von Heinrich I. in jener berühmten Schlacht bei Merseburg aufs Haupt geschlagen wurden, waren die Daleminzier treu geblieben. Aber hier schließt sich die Geschichte der slavischen Daleminzier an die Geschichte der sächsischen Markgrafschaft Meißen an, und der Name des Volkes lebt nur noch einige Zeit lang fort in dem Namen des nach ihnen benannten Gaues Dalemenci, den wir jetzt etwas genauer ins Auge fassen müssen.

Die älteste Schreibart des Gaunamen ist Demelchion oder Demelcion, und diese finden wir in dem Chronicon Moissiacense [23]) bei dem Jahre 805, wo von dem Feldzuge, den Karl der Gr. durch seinen Sohn Karl gegen die slavischen Landstriche am Ufer der Elbe unternehmen ließ, die Rede ist. Nach Diethmar von Merseburg [24]) war der bei den teutschen Völkern herkömmliche Name Delemenci, bei den Slaven aber Glomaci. Der Gau hatte den slavischen Namen von einer Quelle erhalten, welcher die heidnischen Bewohner der Umgegend eine prophetische Kraft beimaßen. Dieselbe war nur zwei Meilen von der Elbe entfernt, hieß Glomuzi und bildete

15) *Einhardi* Fuldens. Annal. ad ann. 816. Pertz, p. 356.
16) *Ruodolfi* Fuldens. Annal. ad ann. 849. Pertz, p. 366.
17) *Ruodolfi* Fuld Annal. ad ann. 851. 856. 858.
18) Es sind die im Eingange dieser Abhandlung erwähnten Susele Alfred's des Großen.
19) Annal. Fuld. pars III. ad ann. 869. 873. 874. 877 et 880.

20) *Reginonis* Chron. ad ann 892. *Dithmari* Chron. p. 4. ed. Wagner.
21) *Witich* Corbeiens. pag 7. ed. Meibom. *Dithmari* Chron. pag 4. ed. Wagner.
22) *Witich* Corbeiens. p. 12. Sigebert Gemblacens. ad ann. 928. Annal Saxo ad ann. 927 et 929. *Dithm.* Chron. p. 12.
23) Monumenta Germaniae Historica. Tom. I. p. 307. Tom. II p. 258.
24) *Dithmari* Chron. pag. 4. ed. Wagner.

bei dem Hervorbrechen eine Art Sumpf. Wenn sie ruhige und friedliche Zeiten und fruchtbare Jahre verkündete, dann war sie mit Hafer, Weizen und Eicheln angefüllt, und das hinzuströmende Volk freute sich der glücklichen Vorbedeutung. Wenn aber des Krieges Stürme bevorstanden, dann gab sie durch Blut und Asche ein sicheres Anzeichen der Zukunft. Auch noch nach ihrer Bekehrung huldigten die Bewohner der Umgegend diesem heidnischen Aberglauben und hatten eine größere Hochachtung und Scheu vor jener Quelle, als vor den christlichen Kirchen [25]. Daß die Sitte der Verehrung heiliger Quellen und Flüsse den wendischen Völkern von Alters her eigenthümlich war, und daß sie auf ähnliche Weise die Zukunft zu erforschen suchten, sehen wir aus einer Stelle des Procopius, in welcher er uns eine Schilderung von den Donau-Wenden [26] seiner Zeit aufbehalten hat. In dem Namen Glomaci ist der heutige Name der Stadt Lomatzsch an dem Flüßchen Jahne, nordwestlich von Meißen, nicht zu verkennen, und die heilige Quelle, welche dem Orte und dem ganzen Gaue den bei den Wenden gebräuchlichen Namen gab, ist der sogenannte Polzschener See bei dem Dörfchen Polzschen in der Nähe von Lomatzsch, dem man noch in späterer Zeit eine heilsame Kraft und eine unergründliche Tiefe zuschrieb. Jetzt hat sich die Erde daselbst sehr eingesenkt, und so ist von dem alten Wunderbrunnen nicht viel mehr zu sehen, als ein mit hohem Riethgrase bewachsener Sumpf, in welchem das Vieh seine Nahrung sucht. Nach Diethmar erstreckte sich der Gau Dalemenci oder Glomaci von der Elbe bis zum Flusse Caminici und stieß hier an den Gau Chutizi. Den Namen Caminici finden wir in dem Flußnamen Chemnitz wieder. Aber es gibt zwei Flüßchen dieses Namens in jener Gegend; das eine fällt zwischen den Dörfern Mulde und Randeck in die Freiberger Mulde, und das andere vereiniget sich unter dem Schönburgischen Schlosse Wechselburg mit der Zwickauer Mulde und gibt im Vorüberfließen der Stadt Chemnitz den Namen. Das letztere ist das bedeutendere, und dieses ist auch nach den Urkunden der von Diethmar genannte Grenzfluß der Gaue Dalemenci und Chutizi. Die Südgrenze bildete der wendische Gau Niseni, der zwischen Böhmen und dem Gau Dalemenci lag; denn im Jahre 984 betrit das Heer des Herzogs Bolislav, nachdem es die böhmische Grenze überschritten hat, den pagus Niseni und dringt dann durch den pagus Dalemenci bis zum Orte Mogilini (das Städtchen Mügeln in Sachsen) vor [27].

Nach den Urkunden lagen folgende Orte in diesem Gaue: die Stadt und Festung Meißen nach der Stiftungsurkunde des Papstes Johanns vom 2. Jan. 968. Die Orte Doblin (Döbeln) und Hwoznic (vielleicht Leißnig) nach einer Schenkungsurkunde des Klosters Memleben von Otto II. vom 21. Juli 981. Die Stadt Chorin (Köhren bei Wurzen oder Kohren bei Rochlitz) nach einer Urkunde desselben Kaisers vom 31. Jan. 983. Die Orte Glussi (Kloschen bei Mügeln); Diffnowocettla, Zenici (vielleicht Schleinitz) und Mirathinacethla nach einer Urkunde Heinrichs II. vom 20. Juli 1013. Die Burgwart Serebitz (Schrebitz bei Mügeln) nach einer Urkunde vom 13. Juni 1064. Die Burgwart Zadili (Zadel im Amte Meißen) und Rothibgresdorf (vielleicht Rothersdorf bei Grimma) nach einer Urkunde vom 29. Juni 1074, und die Burgwart Rimucava (vielleicht Rimbitz im Amte Meißen) und das Dorf Wisca an dem Flusse Jane nach einer Urkunde vom 14. Jan. 1090 [28]. Dann die Orte Grimmi (Grimma), Rocheletz (Rochlitz), Oszechs (Oschatz), Leisnik (Leißnig) und Porutz (Poritz bei Riesa) nach Naumburgischen Urkunden [29], und endlich die Burgwart Mochowa (Mochau bei Nossen) nach einer Urkunde des Markgrafen Otto zu Meißen vom Jahre 1160 [30].

Außer diesen werden noch folgende Orte als in dem pagus Dalemenci gelegen von den Chronisten angegeben. Die feste Stadt Gana scheint die Hauptstadt der Daleminzier gewesen zu seyn. Heinrich I. nahm dieselbe im Jahre 928 nach einer zwanzigtägigen Belagerung ein und machte sich nach diesem Siege die Daleminzier für immer unterwürfig und zinspflichtig [31]. Ohne Zweifel finden wir die Spuren von dieser alten Stadt in dem Dorfe Jahne bei Lomatzsch an dem Flüßchen Jahne, und von hieraus setzte König Heinrich seinen Feldzug gegen die böhmischen Slaven fort und drang bis nach Prag vor. Ferner erwähnt Diethmar von Merseburg [32] die Stadt Strela und das Schloß Cirin. Strehla an der Elbe hat den Namen unverändert behalten, und Cirin ist das Dorf Zehren bei Lomatzsch. Der Herzog Boleslav war nämlich bei Strehla über die Elbe gegangen und rückte mit seinem Heere über Cirin nach Meißen vor, welches der gerade Weg ist. Damals (im Jahre 1003) wurde dieser blühende Gau mit Feuer und Schwert verwüstet. Derselbe Boleslav drang im Jahre 1012 mit einer großen Armee abermals in den Gau Dalemenci ein und eroberte die neu angelegte Stadt Coloci, das heutige Colditz an der Mulde [33].

Nach diesen urkundlichen Bestimmungen lassen sich die Grenzen des Gaues Dalemenci auf folgende Weise feststellen. Die Südgrenze ging von dem Ufer der Elbe zwischen Meißen und Dresden, bei Scharfenberg, bis zum Chemnitzflusse in der Gegend der Stadt Chemnitz; jedoch läßt sich die Richtung und Ausdehnung nicht mehr ganz genau angeben, da der Sprengel des Bisthums Meißen sich nicht nach der alten Gaugrenze richtete, sondern in den benachbarten Gau Niseni hinübergriff. Durch

25) *Dithm.* Chron. l. c. 26) De Bell. Goth. Lib. III. c. 14. Praeterea fluvios colunt, et nymphas, et alia quaedam numina, quibus omnibus operantur, et inter sacrificia conjecturas faciunt divinationum. 27) *Dithm.* Chron. pag. 67. ed. Wagner.

28) *Schuttes* Directorium diplomaticum. Bd. I. S. 85. 108. 112. 136. 178. 192 u. 209. 29) Acta et facta Praesulum Nuenburgens. in Syntagm. Paullini pag. 131. *Sagittarii* Hist. Episc. Numburg. §. 8. 30) *Henr. de Bünau*, Vita Friederici Barbarossae. Append. pag. 426. 31) *Witichind.* Corbeiens. p. 12. ed. Meibom. wird die Stadt fälschlich Grona genannt. *Conrad* Urspergens. ad ann. 928. Grava. Sigerb. Gemblacens. ad ann. 928 Gana. Annal. Saxo ad ann. 927. Gundlingius de Henr. Aucupe. pag. 167. 32) Chron. pag. 129. ed. Wagner. Annal. Saxo ad ann. 1003. Zirin. 33) Chron. Quedlinburgense Leibnitii. Tom. II. pag. 288. *Menckenii* Script. Rer. Germ. Tom. III. p. 193.

den Chemnitzfluß und durch die Zwickauer Mulde wurde der Daleminzische Gau von dem großen Gau Chutizi geschieden, und von dem Ufer der Mulde lief die Grenzlinie aus der Gegend von Wurzen nach dem Ufer der Elbe bei Belgern herüber. Bei Wurzen und Eilenburg grenzte der Gau Daleminze an den Gau Neletburgi oder Neletice, und bei Belgern an den wendischen Gau Nitaze, Nisizi, Nizizi, der auch den Namen Nikikiwelme Zumroka führte, und der sich von hieraus an dem Ufer der Elbe hinunter bis zur Mündung der Mulde erstreckte [34]). Nach einer spätern Urkunde scheint Belgern (Belgor pagus) selbst ein kleiner Untergau gewesen zu seyn [35]). Von hier lief die Grenzlinie dann am linken Ufer der Elbe über Strehla und Meißen wieder bis nach Scharfenberg hinauf, doch so, daß Zadel (Zadill) jenseits der Elbe auch noch dazu gehörte. Auf der Nordwestseite des Gaues wohnten die Siusler-Wenden und auf der Ostseite über der Elbe die Milcienet-Wenden als Grenznachbaren.

Man hat verschiedene Ableitungen des Namens der Daleminzier versucht, und so soll Dalmantz, Dalmatia, ein fernes, weit entlegenes Land, von Dale, weit, entfernt, bedeuten [37]). Auch soll das Volk den Namen von dem Städtchen Dahlen bei Oschatz erhalten haben. Ich möchte dafür halten, daß der Name Daleminzier aus dem Worte Dalmatier verunstaltet ist, weil unser Wendenstamm aus jenen südlichen Gegenden einwanderte und auch längere Zeit mit den dortigen Wenden in Verbindung blieb. Deshalb scheint auch dieser Name mehr bei den Teutschen, als bei ihnen selbst im Gebrauche gewesen zu seyn, wie schon Diethmar [38]) bemerkte. Ihr eigenthümlicher, bei ihnen gebräuchlicher Specialname war wol Glomazi, und dieser scheint aus dem wendischen Worte Chlum, der Berg, gebildet, den sie wahrscheinlich von ihrem Wunderbrunnen, einem Bergquell, angenommen hatten. Ihr eigentlicher Stammname war Sorabi, Suurbi oder Siurbi. (*Aug. Wilhelm.*)

DALEN, Cornelius van, geb. zu Antwerpen um 1626. Sein Vater, Cornelius van Dalen, der Alte genannt, war Kupferstichhändler in derselben Stadt und mit Cornelius Visscher des Sohnes Lehrer im Kupferstechen. Dieser zeichnete sich sowol durch vortreffliche Bildnisse als auch im historischen Fach aus; seine Blätter sind mit viel Geschmack behandelt, und man kann in seinen Werken den glücklichen Nachahmer seines Lehrers Visscher nicht verkennen. Viele seiner Blätter sind C. D. bezeichnet. (S. Huber und Rosts Handbuch rc. Bd. 6. S. 170.) (*Weise.*)

DALENS, Dirk, geb. zu Amsterdam 1659 und gest. 1688, übertraf seinen Vater Wilhelm, der ihn im Landschaftsmalen unterrichtete, bald. Wegen der Kriege, die sein Vaterland beunruhigten, verließ er dasselbe und hielt sich einige Zeit zu Hamburg auf. Seine Werke stehen in großem Ansehen. Sein Sohn Thierry, einige Wochen nach des Vaters Tode geboren, widmete sich unter Theodor van Pee ebenfalls der Landschaftsmalerei, hielt sich aber mehr an die Manier seines Vaters. Seine Landschaften sind mit Thieren und Ruinen ausgeschmückt. Auch besaß er viele Geschicklichkeit mit Wasserfarben zu malen. Er starb 1753 im 65. Jahre. (S. Descamps T. 3. S. 397. van Goot T. 2. S. 134.) (*Weise.*)

DALERNE, eine kleine und sehr arme, baumlose Provinz im südwestlichen Norwegen, Stifts Christiansand, Amts Stavanger; hier liegt die Stadt Stavanger, mit etwa 2600 Einwohnern, und das Städtchen Eggersund, beide am Meere (s. Stavanger und Eggersund). (*v. Schubert.*)

DALESME, André, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, als besoldeter Mechaniker, gestorben 1727. Er ist durch mehre nützliche mechanische Erfindungen bekannt, die in den Recueils de l'académie des sciences, von den Jahren 1705 und 1717, beschrieben werden. Nach ihm wurde die von ihm erfundene Art von Ofen benannt, in denen der Rauch wieder zur Flamme niedersteigen und sich verzehren muß, woraus die Erfindung der Thermolampen hervorging †). (*Baur.*)

DALHAM a St. Theresia, (Florian), Piarist, zu Wien den 22. Juli 1713 geboren. Mehre Jahre verwaltete er das Lehramt der Philosophie, Mathematik und Geschichte an der Savoyschen adeligen Akademie zu Wien, kam dann als geistlicher Rath, Hofbibliothekar und Hoftheolog nach Salzburg, und starb daselbst den 19. Jan. 1795. In der alten Literatur, Geschichte und Diplomatik besaß er gute Kenntnisse, und seinem sorgfältigen Forscherfleiße dankt man ein in seiner Art einziges Werk, das als ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte der teutschen Kirche, Kirchenverfassung und Kirchenzucht nicht nur, sondern auch teutschen Kultur, Sitten und Gesetze zu betrachten ist: Concilia Salisburgensia provincialia et dioecesana, jam inde ab hierarchiae hujus origine, quoad codices suppetebant, ad nostram usque aetatem celebrata. Adjectis quoque temporum posteriorum recessibus ac conventis inter Archiepiscopos et vicinos Principes rerum ecclesiasticarum causa initis. Recensuit, digessit etc. Aug. Vind. 1788. fol. 7 Alph. 22 Bogen m. 2 Landkarten *). Früher schrieb er: Institutt. physicae et mathemat. Vienn. 1754; ed. III. 1775. Vol. III. 4. Psychologia. Ib. 1756. 4. De ratione recte cogitandi, loquendi et intelligendi. Aug. Vind. 1762. 4. Canon dogmatum christianorum et disciplinae ecclesiasticae. Vienn. 1784. Vol. II. 4. m. Kupf. **). (*Baur.*)

DALHEIM (Dallau und Dalla in der gemeinen Volkssprache), altes großes Pfarrdorf und Marktflecken nächst der Ostgrenze des Odenwaldes, an der Elzbach, im standesherrlichen Fürstenthume Leiningen und groß-

34) *Schuters* Direct. Diplomat. Bd. 1. S. 72 u. S. 98.
35) Daselbst Seite 297 nach einer Urkunde vom Jahre 1130.
36) Schöttgen und Kreysig Diplomat. Nachlese. Thl. III. S. 384. 37) Chron. p. 4. ed. Wagner. In provinciam, quam nos Teutoni Delemenci vocamus, Slavi autem Glomaci appellant.

†) Biogr. univ. T. X. (von Pillet).
*) Allgem. Litztg. 1792. No. 223. S. 409—414. Hartlebens jurist. Lit. 3. Bd. 2. St. 156. Schotts jur. Lit. 1. Th. 19.
**) de Luca's gel. Österr. 1. Bd. 1. St. 88. Oberteutsch. Litztg. 1795. 1. Bd. 208. Hübners Beschr. von Salzb. 397. Gerkens Reisen 2. Bd. 20. Baaders Reisen. 1. Bd. 228. Dessen gel. Baiern. 1. Bd. 280. Meusels Lex. der verst. Schriftst. 2. Bd.

herzogl. Badenschen Bezirksamte Mosbach, ½ teutsche M. fast nordöstlich von der Amtsstadt, mit 2 Pfarrkirchen, 2 Schulen, einem alten Schlosse im Flecken, etwa 180 bürgerl. Wohnhäusern, 2 Schäfereien, 2 Getreidemühlen, einer rühmlich bekannten, um das Jahr 1770 angelegten, Linnenzeug-Manufactur und einer Bevölkerung von 1100 Einw., die über 700 evangel., gegen 400 kathol., sich seit 60 Jahren um mehr als die Hälfte ihrer jetzigen Anzahl vermehrt haben. Dafür hat aber auch dieser Ort eine sehr große Gemarkung. Sie besteht aus 3286 Morgen Landes, wovon fast die Hälfte Waldung, meistens der Gemeinde und zum geringsten Theile dem State eigenthümlich, und fast die andere Hälfte Äcker sind, etwa 150 Morgen ausgenommen, welche in Wingert, Wiesen und Gärten bestehen. Auch ziehen beiderseits vom Orte Landstraßen vorbei, die eine von Mosbach nach Würzburg, die andere von dort nach Miltenburg. — Schon im 4ten Regirungsjahre Karls des Großen, am 3. Juli 772, schenkte Merolf in der Dalaheimer Marka im Gaue Wingartheiba zwölf Tagewerke Landes (jurnales) dem heil. Nazarius zu Lauresham [1]), und von nun an bis in das Jahr 833 vermehrten die fränkischen Grundbesitzer in Daleheim und in seiner Mark den Reichthum jenes berühmten fürstlichen Klosters mit Abtretung ihrer Güter an Feld, Wiesen, Wäldern, Wassern, Huben, Mansen, Gebäuden und Leibeigenen, die in 19 uns erhaltenen Briefen aufgezählt sind, und Dalheims schon in jenen entfernten Zeiten bedeutende Kultur wahrnehmen lassen [2]). Fast alle diese Briefe setzen den Ort in den Gau Wingartheiba, und zwar einer von dem Jahre 797 in den Scaflenzgowe [3]), der einen Theil jenes großen ostfränkischen Gaues ausmachte. Von dreien, aus den Jahren 788, 790 und 791, wird die Villa Dalaheim und die Dalaheimer Mark dem weiter gegen Nordost gelegenen Gaue Waldsaze, vielleicht aus Unkenntniß des Lorscher Mönchs, der jene drei Briefe verfaßt hat, zugeschrieben [4]). Auch hatte Dalheim in diesen uralten Zeiten schon Weinbau, wie die beträchtlichste der genannten Schenkungen bezeugt, durch welche der dortige Grundherr Mor im 30. Regirungsjahre Karls des Großen, am 23. März 791, all sein Eigenthum in der Dalaheimer Mark im Gaue Wingartheiba dem heil. Nazarius in Lorsch abtrat. Es bestand in Hausplätzen, Wiesen, Wäldern und Wassern, sodann in fünf Hubengütern, einem Hofe mit darauf stehenden Gebäuden, einem Wingert (vinea) und 15 Leibeigenen [5]). Nach hierauf folgenden dunkeln Zeiten wird der Ort erst wieder im J. 1371 urkundlich wahrgenommen, wo Walter von Hohenried, ein Ritter, seinen Theil an Thalheim dem festen Knechte Kunz München von Rosenberg verkaufte [6]). Aus lange hernach ausgestellten Urkunden wird endlich bekannt, daß die Hälfte des Ortes und des Schlosses Thalheim zur Burg Lorbach gehörte [7]), und mit ihr gleiche Schicksale hatte, die andere Hälfte aber dem teutschen Ritterorden zuständig war, welcher im Schlosse seinen Amtmann sitzen hatte [8]). Im J. 1416 wurde Dalheim an Kurpfalz verpfändet [9]), aber wegen der dadurch in der Folge mit dem teutschen Orden veranlaßten Zwistigkeiten endlich nach dem Anfange des 18. Jahrh. durch einen Vergleich des Teutschmeisters Franz Ludwig, eines gebornen Pfalzgrafen, mit seinem Bruder, dem Kurfürsten Karl Philipp, an das Kurhaus abgetreten, wodurch die ganze Vogtei samt mehren Gütern, Rechten und Gefällen an die Pfalz kam, und der Kellerei Lorbach des alten Oberamtes Mosbach gänzlich einverleibt wurde, bis die bekannten großen Statsveränderungen unserer Zeit den obenangedeuteten heutigen Zustand herbeiführten. — Die alte Kirche des Ortes gehörte zum Landkapitel Buchheim und war dem Erzengel Michael geweiht. Kurpfalz hatte daran das Patronatrecht. In der Kirchentheilung kam solche an die Reformirten, die darauf einen eigenen Prediger bestellt, und ihm die Filialkirche zu Auerbach eingepfarrt haben. Die Katholischen haben im J. 1726 eine eigene Kirche zur Ehre der unbefleckten Empfängniß Mariä erbaut und zu einer Pfarrei gemacht, der Sulzbach und Burkheim als Töchter angehören [10]). Vormals war hier auch eine besondere, dem heil. Nikolaus geweihte Kapelle [11]), vielleicht dieselbe, auf welche die dort im Munde des Volkes nach Art der Odenwälder gehenden Sagen Bezug haben [12]). (*Th. A. Leger.*)

DALIAH war eine kleine Stadt am westlichen Ufer des Euphrat, zwischen Anah und Rahabah malik-ben-Thauk, von letzterer Stadt 30 arab. Meilen entfernt (nach Edrisi). Sie wurde zu Mesopotamien gerechnet. Ursprung und Geschichte der Stadt liegen im Dunkeln; sie ist niemals von politischer Wichtigkeit gewesen. Um die Mitte des 6. Jahrh. aber wurde Daliah berühmt durch die Gelehrsamkeit des Johannes, welcher vorzugsweise von ihr den Namen Joannes Daliathensis führt [1]). Später, zu Anfange des 10. Jahrh., erscheint Daliah wieder bei Gelegenheit der karmathischen Unruhen. Nachdem diese unter der Leitung des Hosain, auch Abu-Schamah und Saheb al-khâl [2]) genannt, durch eine Reihe von Gräuelthaten in Syrien einen günstigen Fortgang gehabt hatten, wurden die Rebellen zu Anfange des Jahres 291 (am 29. Nov. 903 n. Ch.) vom Heere des Khalifen Moktafi „an einem Orte, der 12 Meilen von Hamah entfernt ist," wie Abulfeda (Ann. T. II. p. 290) sagt, angegriffen und gänzlich zerstreut. Hosain selbst samt Modattsar, dem Sohne

1) Codicis Lauresham. diplomatici carta MMDCCCVI. 2) Ejusdem Codicis cartae MMDCCCIII ad MMDCCCXV, MMDCCCXVIII, MMMDLXV, MMMDLXVI, MMMDLXXVII, MMMDLXXXIII et MMMDCLIV. 3) Ejusd. Cod. carta MMMDLXXXIII. 4) Ejusd. Cod. cartae MMMDLXV ad .... LXVI et ..... LXXVII. 5) Ejusd. Cod. carta MMDCCCX. 6) Widder in d. geogr. hist. Beschreib. d. Kurpfalz II, 110.

7) S. Lorbach. 8) Widder a. a. O. 9) Acta compromissi in causa Aurelian. apud Clingensperg. pag. 132. 10) Widder a. a. O. Seite 110—111. 11) *Würdtwein* in subsid. diplomatic. Tom. V. pag. 375. 12) Hievon etwas in Schreibers Badenscher Wochenschrift vom J. 1807, Spalte 286—288.

1) S. *Assemani* bibl. orient. Bd. 3. S. 103. 2) Fälschlich macht d'Herbelot (Or. Bibl. Th. 3. S. 500. d. teutsch. Übers.) hieraus zwei verschiedene Personen.

seines Bruders, fielen auf der Flucht den Siegern in die Hände und zwar bei Daliah, wie Ibn Batrik (Ann. Tom. II. p. 493) und Ibn Haukal (bei Abulfeda Tab. Mesop. Nr. 250) angeben, wodurch Abulfeda's unbestimmte Angabe (in den Annal. l. l.) in loco campestri näher bestimmt wird [3]). (*Tuch.*)

DALIAS, Villa in der spanischen Provinz Granada, im mittleren Küstenstrich oder dem Alpujarrathal, hat mit dem Dorfe Cenii über 6000 Einwohner. Über ihnen erhebt sich die Sierra de Gador, in der sonst Blei- und Antimonium-Gruben betrieben wurden. (*H.*)

DALIBARD, Thomas François, ein französischer Botaniker aus Maine, der um die Mitte des 18. Jahrh. zu Paris lebte und daselbst drucken ließ: Florae Parisiensis prodromus, ou catalogue des plantes, qui naissent dans les environs de Paris, rapportées sous les denominations et arrangées suivant la methode sexuelle de Linnaeus. Par. 1749. 12. m. Kupf. *) Zur Grundlage diente ihm Vaillants Botanicon parisiense. Da er in Frankreich der erste war, welcher Linné's System annahm, so legte dieser aus Dankbarkeit einer canadischen Pflanze den Namen Dalibarda bei. Im ersten Bande der Mémoires des savants étrangers, welche die Akademie der Wissenschaften zu Paris herausgab, findet man von Dalibard Observations sur le réséda à fleur odorante, auch war er in Frankreich der erste, welcher Franklins Entdeckungen über Electricität und Blitzableiter nicht nur bekannt machte, sondern auch ihre Anwendung beförderte. Man sehe seine Traduction des expériences et observat. sur l'électricité faites par Mr. Franklin. Par. 1752. 12. Aus dem Spanischen des Garcilasso de la Vega übersetzte er dessen Histoire des Incas, avec des additions sur l'hist. nat. de ce pays. Par. 1744. 12. Von seiner Gattin, Françoise Therese Aumele de St. Phalier Dalibard, aus Paris, gestorben 1757, hat man historische Briefe, Gedichte, eine Komödie und einen Roman (les caprices du sort), die wenig Beifall fanden **). (*Baur.*)

DALIBARDA L. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Potentilleen (Rosaceen) und der letzten Ordnung der zwölften Linnéschen Klasse, hat ihren Namen erhalten nach dem Naturforscher Dalibard (s. den vorigen Art.) — Die Gattung Dalibarda hat zum Charakter: einen fünfspaltigen Kelch, fünf Corollenblättchen; fünf bis zehn mit den hinfälligen Griffeln gekrönte Karyopsen liegen auf dem trocknen Fruchtboden. Die Gattung Rubus, zu welcher Linné später die Dalibarden rechnete, unterscheidet sich durch eine saftige, zusammengesetzte Beerenfrucht. Unbedeutender ist das unterscheidende Merkmal, nach welchem Nestler (Potent. p. 16. t. 1.) und später Candolle (Prodr. II. p. 555.) die neue Gattung Comaropsis (auch der Name ist übel gebildet!) stifteten; es besteht dies in dem aufrecht stehenden Samenkern, welcher bei Dalibarda hängend ist. Die vier bekannten Arten der Gattung Dalibarda sind perennirende amerikanische Kräuter. 1) D. repens L. (Sp. pl. ed. 1., D. violaeoides Mich. bor. am. I. 299. t. 27., Rubus Dalibardae L. sp. pl. ed. 2.) mit kriechenden Ranken, welche, wie die einfachen, herzförmigen, gekerbten Blätter, zottig behaart sind und mit einblumigen Blüthenstielen. In Nordamerika. 2) D. geoides Pers. (Syn., Rubus geoides Smith ic. t. 19.) mit einfachen und gedreiten, stumpfen, gesägten, unbehaarten Blättern und einzeln stehenden, kurzen Blüthenstielen. An der Magelhansstraße. 3) D. fragarioides Mich. (l. c. p. 300. t. 28. Comaropsis frag. Nestl. l. c., Dryas trifoliata Pall. in Willd. sp. pl.) mit gedreiten Blättern, keilförmigen, eingeschnitten-gesägten, gewimperten Blättchen, vielblumigen Blüthenstielen, und umgekehrt kegelförmiger Kelchröhre. In Nordamerika und auf den aleutischen Inseln. 4) D. pedata Steph. (Mém. de Mosc. I. p. 92., Rubus pedatus Sm. ic. t. 63., Comaropsis Nestl. Cand. ll. cc.) mit gefünft-gefußten, eingeschnittenen Blättern, fadenförmigen, in der Mitte mit Stützblättchen versehenen Blüthenstielen und kriechendem Stengel. An der Westküste von Nordamerika. (*A. Sprengel.*)

DALIMIL, Böhmischer Schriftsteller zu Anfange des 14. Jahrh., angeblicher Verfasser einer Chronik in Versen. (S. den Art. Czechische Sprache Thl. 20. S. 443.) (*H.*)

DALIN, Olof von, eines Predigers in Halland Sohn, war daselbst im J. 1708 geboren und starb zu Stockholm 1763 als königl. schwedischer Historiograph und Hofkanzier. Die ästhetische Literatur in Schweden erhielt durch ihn ein gänzlich verändertes, in manchem Betrachte verbessertes, Ansehn. An die Stelle des ungelenkigen, derben und schwerfälligen Ernstes bisheriger Dichter trat mit Dalin der Scherz und Witz, die Gewandtheit und Leichtigkeit, das Bezaubernde in Darstellung und Einkleidung, welches sonst nur den Franzosen eigen war. Wie aber die unleugbaren Verdienste, die er sich als Prosaiker um die Bildung der schwedischen Sprache erwarb, dadurch verdunkelt wurden, daß er derselben durch Einmischung von einer Menge fremdartiger Wörter, französirender Redensarten und Wendungen, vieles von ihrer eigenthümlichen Kraft und Fülle nahm; so that es auch seinem anerkannten Dichterwerthe keinen geringen Abbruch, daß es ihm an lebendiger Phantasie und dem höheren komischen Talente mangelte, und daß sein Witz nicht immer gefeilt, nicht eigentlich attisch war. Gleichwol fanden ihn die Mitglieder der schwedischen Akademie, deren Geschmack eben seine Sprachvermischung zusagte, würdig, eine Schaumünze zum ehrenvollen Andenken an ihn prägen zu lassen, auf welcher Dalin, übertrieben, Schwedens erster Dichter genannt wird. Neuere schwedische Dichter, ein Leopold und Frantzen, haben ihn, jener in s. Läsning i blandade Aemnen (1799), dieser in einem Liede (1796), worin er ihn mit einem „bei festlichen Gelegenheiten vor der Königin Luise Thron flüchtig auflodernden Lustfeuer" vergleicht, strenger und

3) Die Schwierigkeiten, welche Reiske zu Abulf. Annales zu finden scheint, sind nur scheinbar, da offenbar der Ort, wo Hosain gefangen genommen wurde, gänzlich vom Schlachtfelde verschieden war.

*) Nova acta erudit. 1750. p. 307. Leipz. gel. Zeit. 1750. S. 1. **) Formey france lit. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars).

richtiger gewürdigt. Auch als Prosaiker betrachtet, so viel Licht er übrigens in die schwedische Geschichte, besonders für Ausländer, gebracht hat, hält er doch mit seinem Zeitgenossen, dem dänischen Holberg, dem er so oft an die Seite gesetzt wird, dem er aber an Genialität, Umsicht, Gründlichkeit und anziehender Darstellungsgabe weit nachsteht, die Vergleichung nicht aus, ob er gleich diesem seltenen Gelehrten in seinem historischen Werke oft widerspricht. Hatten nun auch beide Männer, jeder auf sein vaterländisches Publikum, zu ihrer Zeit einen gleich starken Einfluß, so erlebte doch Dalins Hauptwerk bis jetzt nur eine schwedische Ausgabe, während Holbergs dänische Reichsgeschichte allein in Dänemark bereits vier Mal aufgelegt worden ist. Indessen hat sich doch Dalin durch seine Svenska Argus (1733—34), s. Satyren (1729), s. Gedicht auf die schwedische Freiheit (1742), s. poëtiska Arbeten (1756 rc., in 4 B.), und besonders durch s. Svea Rikes Historia (Stockh. 1743 rc. 3 B. in 4., ins Teutsche übersetzt von Dähnert, Greifswald 1756 rc. 4 B. in 4.) den Namen eines vorzüglichen Schriftstellers im Fache der Dichtkunst und schwed. Vaterlandsgeschichte erworben; zu einer kritischen Behandlung der schwed. Geschichte legte er den ersten Grund, und ihm gebührt zugleich das Verdienst, an der von der Königin Ulrike Eleonore gestifteten Akademie der schönen Wissenschaften wesentlichen Antheil gehabt zu haben. (Nach Chr. Molbachs Udsigt over Epokerne i den svenske Nationalliteraturs Historie, S. 225 rc. vergl. mit L. Wachlers Handb. d. allgem. Geschichte d. liter. Cultur S. 799 rc.) (*v. Gehren.*)

Dalkarl s. Dalarne.

DALKEITH, Marktflecken in der südschottischen Grafschaft Edinburgh, $2\frac{1}{2}$ Stunden nordwestlich von Edinburgh, am Esk, gut gebaut, mit einer Kirche, 2 Armenschulen und 4700 Einwohnern, die Fabriken in Leder, Hüten, Seife und Lichtern unterhalten. Der Ort hat große Korn- und Viehmärkte und einen jährlichen Pferdemarkt im Mai. Nahe dabei liegt Dalkeithhouse, die schöne Villa des Herzogs von Buccleugh, mit einer vortrefflichen Gemäldesamlung, einem Park und Thiergarten; historisch merkwürdig als das Hauptquartier des Generals Monk, wo der Plan zur Wiedereinsetzung Karls II. entworfen wurde. — Das gleichnamige Kirchspiel enthält 725 Häuser und 5169 Einwohner. (*H.*)

DALKEY, eine britische Insel auf der Südseite des Meerbusens von Dublin, hat gute Weide. (*H.*)

Dallaeus s. Daillé.

Dallau s. Dalheim.

DALLES, heißen auch die Steinplatten, womit die obere Fläche der Terrassen und Altane, so wie der Schleusenmauern bedeckt wird. (*v. Hoyer.*)

DÁLLYA, Szász-Dállya (Sächsisch-Dállya), siebenbürgisch-sächsisch: Dredorf oder Thalendorf, walachisch: Dájá, großes Pfarrdorf in Siebenbürgen, im mittleren Schäsburger Stuhl, an der Landstraße liegend, $2\frac{1}{4}$ Stunde von Schäsburg, mit einer evangelisch-luther. und walachisch-griechischen Kirche, von Sachsen, Walachen und Zigeunern bewohnt, die aus 208 Familien bestehen. — Auch heißt Dállya, Dallendorf, Dájja, ein Pfarrdorf in Siebenbürgen, im Udvarhelyer Szekler-Stuhl, im unteren Kreise und Homoroder Bezirk, an der Grenze des Repser Stuhls und Albenser Comitats, mit einer reformirten Kirche; Dállya, Dolman oder Thalheim, walach. Dajle, ein freies sächsisches Pfarrdorf in dem siebenbürg. Hermannstädter Stuhl, mit einer evang.-luther. Pfarre und Kirche, und Oláh Dállya (walachisch Dállya), Dallendorf, walach. Dájá, ein weitschichtiges walach. Dorf in der niedern Albenser Gespansch., im niederen Kreise und Albenser Bezirk, größtentheils dem Karlsburger Bisthum gehörig, mit einer griech. unirten und nicht unirten Pfarre. (*Rumy.*)

DALMASI, Lippo, geb. zu Bologna, und blühend um 1400, erhielt den Beinamen Lippo delle Madonne, weil er in Darstellung von Bildnissen der Mutter Gottes alle seine Zeitgenossen übertraf. Viele dieser lieblichen Darstellungen bewundert man noch an verschiedenen Orten Bologna's. Der Künstler verstand, ihnen einen solchen Zauber von Heiligkeit und Unschuld zu verleihen, daß selbst Guido Reni sie oft mit Wohlgefallen betrachtete. Man sagt, dieser Meister habe sich später in dem Orden der Carmeliter einkleiden lassen, was aber irrig ist; er verheirathete sich und erzeugte Kinder. (S. *Baldinucci* ed. Turino T. 2. p. 3. und *Fiorillo* T. 2. S. 450.) (*A. Weise.*)

Dalmata s. Dalmatien.

DALMATIEN. A. Geographie. I. Lage und Größe. Das Königreich Dalmatien liegt zwischen 42° 15′ und 44° 54′ nördlicher Breite und 32° 11′ bis 36° 44′ östlicher Länge und bildet mithin den südlichsten Theil der östreichischen Monarchie. Das Gebiet besteht theils aus einer Menge von Inseln, welche am östlichen Rande des adriatischen Meeres zerstreut liegen, theils aus einem langen, schmalen Landstücke am Ostrande dieses Meerbeckens. Begrenzt wird es in Westen und Südwesten vom adriatischen Meere, im Norden und Nordosten vom Karlstädter Generalate, im Osten von der Türkei. In dem südlichsten Theile gehören zwei Erdzungen zu der Türkei, die eine von ihnen befindet sich zwischen Dalmatien und dem Kreise von Ragusa, die andere zwischen Ragusa und Cattaro.

Die Länge des Festlandes beträgt nach Liechtenstern vom Triplex confinium an der Croatischen Grenze bis Pastrovichio $76\frac{2}{3}$ geographische (75 östreichische) Meilen. Die größte Durchschnittslinie der Breite ist die von Knin bis Zara, 14 Meilen lang; im Macaraner Kreise erstreckt sie sich nur bis auf 6 bis 7, bei Narenta auf $1\frac{5}{6}$, im Kreise von Ragusa zwischen $\frac{3}{4}$ und 1, in dem von Cattaro zwischen $\frac{1}{3}$ und 5 Meilen. Nach einer Berechnung, welche Hauptmann von Zucchari nach der großen Karte des venedigschen Ingenieurs Zavoreo vornahm, beträgt der Flächeninhalt mit Einschluß der Inseln 804 geogr. Quadratmeilen [1]). Diese Bestimmung ist viel zu groß. Nach den Vermessungen des k. k. Ge-

1) Liechtenstern Östreich. Monarchie III. 1826.

neralquartiermeisterstabes ist die Größe des Landes 273,75 Quadratmeilen und davon kommen auf den

Kreis von	Zara	101,13	geogr.	Quadr.	M.	
" "	Spalato	126,50	"	"	"	
" "	Ragusa	28,49	"	"	"	
" "	Cattaro	17,63	"	"	"	[2]).

II. **Beschaffenheit des Bodens.** Eine Reihe von Bergzügen, welche Fortsetzungen der Alpen sind und parallel mit dem Ostrande des adriatischen Meeres laufen, bildet das Festland und die Inseln. Das Wellebith- oder Morlacher Gebirge bildet die Grenze zwischen Kroatien und Dalmatien, und fällt gegen die Seeseite steil ab. Südlich von diesem Gebirge ist das Land im nördlichen Theile von Dalmatien flacher, es treten zwar noch einzelne Berge vor, und die ganze Fläche ist von Schluchten häufig zerschnitten, aber ordentliche Gebirgsjoche finden sich nicht mehr, nur die Inseln Uglian und Grossa, Zara gegenüber, bestehen jede aus einem Gebirgsjoche, in der Richtung von Mitternacht nach Mittag. Nur wenige Meilen südlich von Zara beginnen bei Ostravizza schon wieder die Vorgebirge der Monti Tartari, die beinahe die ganze Zagorie einnehmen und gegen Süden bei Trau sich an das Mossor-Gebirge anschließen, welches immer näher und näher an die See herantrit und endlich bei Salona unmittelbar an die See anschließt. Die Flüßchen Salona und Zernovizza trennen das Mossor-Gebirge von einem gleichlaufenden südlicheren Gebirgszuge, der an der Küste hinabläuft und als höchsten Punkt den Monte Biocova bei Macarska hat. Ihm gleichlaufend gehen die Gebirgsjoche, welche die Inseln Brazza, Solta, Lesina, Curzola und die Halbinsel Sabioncello bilden. Alle diese Gebirgsjoche haben das Eigene, daß sie auf der Westseite sehr schroff und steil abfallen, was sich sogar bis auf die einzelnen Abhänge, die durch Thäler und Schluchten gebildet werden, erstreckt.

Die ganze Gebirgsmasse besteht aus Kalk, von dem jedoch zwei, obwol keineswegs durch scharfe Grenzen geschiedene Formationen anzunehmen sind. Der ältere in Kroatien und im nördlichen Dalmatien vorkommende, ist reiner und weit seltener geschichtet, als der der südlichen Gebirge. Versteinerungen kommen selten darin vor und wo sie vorkommen, sollen sie lagenweis liegen. Diese Formation wird an den tieferen Punkten von der zweiten Kalkformation (Jurakalk) mantelförmig umschlossen, und bildet durchgängig die südlichen Gebirge. Sie ist voller Versteinerungen, fast überall geschichtet, mit Lagen von Feuersteinen, und besteht aus Kalkstein, Sand und Thon, abwechselnd zusammengesetzt [3]).

In den südlichsten Theilen, bei Cattaro, scheint die ältere Kalksteinformation wieder vorzukommen. Grauer Kalkstein mit weißen Kalkspathadern, ohne Spur von Versteinerungen, ganz den Gebirgen bei Triest ähnlich, ist die Masse der hohen Felsen bei Cattaro. Die etwas dunkle Färbung hat diesem Gebirge den Namen Monte nero oder negro zugezogen, dessen Bewohner die Montenegriner sind [4]).

Auf besondern Lagerstätten kommen im Jurakalke noch folgende Mineralien vor: Erdpech, welches z. B. bei Vergoraz bis 8 Klafter mächtig ist, aber wegen streitiger Rechte nicht benutzt wird; Thoneisenstein bildet stockförmige Lagermassen, besonders bei Imoshi als jaspisartiger Thoneisenstein; er scheint sich an die Sandstein-Parallele zu halten und wo er fehlt, durch eisenreiche Schiefer ersetzt zu werden; Gyps soll an mehren Punkten zwischen rothen Sandsteinschiefern vorkommen; Braunkohlen im Kessel von Dernis im Kreise Zara [5]). Gold soll in alten Zeiten reichlich gefunden worden seyn, und namentlich wird die Salona als goldführend genannt, aber jetzt ist keine Spur da, und in dem dortigen Kalkgebirge läßt sich auch kein Gold erwarten, wenn nicht etwa der hier und da einbrechende Schwefelkies goldhaltig ist. Silber erwähnt Chrisogono am Monte di Promina zwischen Knin und Dernis, ferner bei Visoka ohnweit Trau und bei Pagine im Gebiete von Knin. Zinnober soll am Fuße der Monti Tartari im Gebiete von Sebenico und im Gebirge Prachia bei Suhidolaz unweit Trau vorkommen [6]). Merkwürdig ist die Knochenbreccie, welche wegen der darin vorkommenden Anthropolithen einst sehr viel Aufsehen machte. Das Gebirgsgestein dieser Formation ist eine Breccie von scharfeckigen Bruchstücken eines Kalksteins, der wol dem alten Kalke dieser Gegenden angehören dürfte. Diese Kalkstücke sind theils durch einen rothen eisenschüssigen Thon, theils durch Kalkspath und Kalksinter zusammengekittet. Je höher man sie trifft, um so kleiner sind die Bruchstücke. Sie bedeckt den Abhang und den Fuß der Berge; auf der Oberfläche ist das Bindemittel immer mehr verwittert als die eingekitteten Kalksteinstücke, die nur wenig angegriffen sind. Außer der Auflagerung an den Abhängen füllt sie alle zufällig vorhanden gewesenen Spalten, Mulden ꝛc. aus. Diese Breccie ist von ganz neuer Bildung, Knochen von Säugethieren kommen darin häufig vor, Menschenknochen sollen ebenfalls darin vorkommen, aber die von Germar beobachtete Thatsache, welcher darin ein Stück Glas fand, beweist hinreichend den neuen Ursprung dieser weit verbreiteten Formation [7]).

III. **Klima.** Einigen Einfluß auf das Klima von Dalmatien zeigt allerdings die Stellung der Gebirge und noch mehr die große Ausdehnung dieses Landes von Norden nach Süden, aber er ist nicht sehr bedeutend, indem der Unterschied der mittleren Temperatur zwischen dem südlichsten und nördlichsten Theile kaum 1°,3 beträgt, wobei die mittlere Wärme zu Ragusa mit 11°,8, die als höchste unter den wenigen beobachteten angenommen wurde. Einen weit größern augenfälligen Einfluß hat aber die Gebirgsstellung auf den Windstrich und den Niederschlag. Denn da der trockene Ost und Nordost die vorherrschenden Winde in diesem Lande sind, so treiben sie die Ausdünstungen des adriatischen Meeres meistens der

2) J. Rohrer Statistik des östreich. Kaiserthums. 8. Wien 1827. Bd. 1. S. 46. 3) Germar Reise nach Dalmatien S. 300 f.

4) Ehrenberg Reisen durch Nordafrika. Berlin 1828. Bd. 1. S. 10. 5) Partsch bei Keferstein Teutschland IV, 282. 6) Germar S. 299. 7) Das. S. 307 f.

Lombardei zu und der Niederschlag steigt in Dalmatien kaum des Jahres auf 12 Zoll, wie dies sowol zu Cattaro als Zara (also in den beiden äußersten Theilen des Landes) gemachte Beobachtungen gezeigt haben [8]).

IV. Hydrographie. Das herabfallende Regenwasser dringt mit Leichtigkeit in die vielen Höhlen, welche hier wahrscheinlich in eben solcher Menge vorhanden seyn werden, als in dem Kalke der nördlichen Gegenden, es treten daher auf den Höhen keine Quellen zu Tage. Wasserarmuth ist ein großer Übelstand in ganz Dalmatien. In den meisten Gegenden muß man sich mit Cisternenwasser behelfen, und fast in allen Städten herrscht große Klage über Wassermangel [9]). In tiefen Gründen und unter der Oberfläche des Meeres treten dann einzelne Quellen hervor, die sich durch einen ungemein großen Reichthum an Wasser auszeichnen.

Mehre Mineralquellen sollen im Lande vorhanden seyn [10]); bekannt sind nur die Schwefelquellen, welche im Hafen von Salona entspringen [11]), aber nicht benutzt werden.

Die Landseen, deren es mehre gibt, sind klein und haben zu verschiedenen Jahreszeiten einen sehr ungleichen, von Regen und Verdunstung abhängigen Wasserstand. Zu den bedeutenderen gehören die Seen von Vrana, Nadine, Poglizza, Scordona, Zablachie, Morigne, Jesero, Jeseratz, Desna, Bachinsko-Blato und Rastok.

Die wichtigsten Flüsse sind Zermagna, Kerka, Cettina, Narenta, Suikorina und Ombla.

Das adriatische Meer, in welchem eine große Zahl zu Dalmatien gehöriger Inseln liegt, bildet mehre bedeutende Meerbusen. Zu den größten gehört der von Cattaro, welcher zugleich den besten Hafen bildet. Die Kanäle erhalten ihren Namen größtentheils von den Inseln, zwischen denen sie liegen, oder von einer bedeutenden ihnen zunächst liegenden Stadt, wie der Kanal von Zara. Sie zeichnen sich meistens durch tiefes Wasser aus, und wegen der geringen Breite findet hier kein hoher Wellenschlag statt, daher nehmen die Schiffer, welche aus dem nördlichen Theile des adriatischen Meeres nach der Levante gehen, den Weg durch diese Kanäle [12]).

V. Benutzung des Bodens. Der große Wassermangel des Landes macht einen sorgfältigen Anbau des Bodens unmöglich. Fährt man an der Küste entlang, so sieht man ein schroffes, wol nahe an 3000 Fuß hohes, kahles Gebirge, welches sich dicht ans Meer lehnt; seinen Fuß bedecken wellenförmige Hügel, deren grüne Bekleidung durch zerstreut liegende Wohngebäude angenehm unterbrochen wird [13]). Betrachtet man dagegen das Land von einem höher liegenden Punkte, so sieht man eine Reihe kahler Bergkoppen, welche das Ansehen von Meereswellen haben [14]). Allenthalben geben die nackten Kalkfelsen als Hauptgebirge das Bild einer todten Natur. Nur sparsam und kümmerlich stehen hier und da einzelne holzige und versengte Pflanzen des europäischen Heliotropiums, einige Arten von Pfefferkraut (Satureja montana und S. olla) und eine Wolfsmilch (Euphorbia epithymoides).

Getreide wird nicht in hinreichender Menge gebaut, die Zahl der fruchtbaren Stellen ist unbedeutend; man kann annehmen, daß selten für 6 bis 8 Monate das im Lande erzeugte zum Bedarf ausreicht [15]). Das meiste Getreide wird aus der Türkei und aus Ungern eingeführt. Man rechnet überhaupt im eigentlichen Dalmatien 191191 Paduaner Campi Ackerland, die an Weizen 50000, an Roggen 30000, an Hafer 100000, an Mais 70000, an Gerste 150000, an Hirse 50000, an Saggina 10000, an Moorhirse 34000 und an Hülsenfrüchten 6000 Stajo erzeugen [16]).

Die Feigen sind eins der wichtigsten Produkte Dalmatiens. Sie wachsen ohne Cultur von der Insel Arbe, längs der ganzen Küstenstrecke bis zum äußersten Punkte im Kreise Cattaro. Man findet sie nicht nur in gutem Boden, sondern auch zwischen Felsen und Mauerritzen, in jeder steinigen, auch noch so unfruchtbar scheinenden Gegend, im üppigen Wuchse, reich mit Früchten beladen, in manchen Gegenden, wie um Bossiglina, in ganzen Wäldern. Während der Dauer ihrer Reife, fast zwei Monate hindurch, ernähren sie ganze Dorfschaften. Ein großer Theil wird ausgeführt, man rechnet jährlich 845000 libbre di peso; am berühmtesten sind die Feigen von Lesina, welche mit großer Sorgfalt getrocknet werden und sich lange halten [17]).

Ölbaumpflanzungen sind sehr bedeutend, und das Klima eignet sich sehr für dieses Gewächs. Das gewonnene Öl ist weit besser als in den meisten übrigen Gegenden Italiens. Überhaupt preßt man 21739 Eimer. Davon kann die Ebene Castelli 13000, die Bocche di Cattaro 4500 Barili ausführen, und die Ausfuhr des Landes würde noch stärker seyn, wenn der eigene Verbrauch, bei dem gänzlichen Mangel an Butter, nicht so vieles wegnähme und man mehr Fleis auf die Pflege der Bäume wenden wollte [18]).

Weinbau ebenfalls sehr bedeutend. Die Weine in Dalmatien sind alle stark und spirituös, und zwar desto mehr, je südlicher man kommt. Man kann die Güte und Stärke des Weins nach der Farbe beurtheilen; je dunkler, desto stärker; der rothe Wein (vino nero) ist fast ganz schwarz und der weiße fast so dunkel wie Mallagawein. Ein Übelstand ist, daß die Weine oft den Geschmack der Schläuche annehmen, in denen sie häufig aufbewahrt werden [19]). Der Wein verträgt den Transport sehr gut, wird auch in Menge nach Fiume, Zeng, Triest und Venedig verführt. Unter die bessern Sorten gehören der Marzemin del Teodo, aus der Bocchese, aber den stärksten Bau hat die Ebene Castelli, die jährlich 50000 Tonnen, und die Insel Brazza, die gegen 100000

---

8) Diese kurze Notiz, welche ich aus Liechtenstern, Östr. Mon. III. 1826 entlehnt habe, macht genauere Untersuchungen sehr wünschenswerth. 9) Germar Reise S. 108. 131. 10) Liechtenstern Östr. Mon. III. 1828. 11) Germar Reise S. 117. 12) Sieber Reise nach Kreta. I, 13. 13) Ehrenberg Reisen I, 5. Sieber Reise nach Kreta I, 16. 14) Hacquet Reise aus den Dinarischen durch die Julischen in die Norischen Alpen S. 5.

15) Jahrbücher des k. k. polytechn. Inst. in Wien IX, 133. 16) Hassel im Weimar. Handb. II, 651. 17) Jahrbücher des polyt. Inst. zu Wien IX, 131. 18) Hassel im Weimar. Handb. II, 651. 19) Germar Reise S. 94.

Barillen ausführen kann. Überhaupt schätzt Blumenbach die ganze Weinerzeugung auf 650000, Liechtenstern auf 507800 Eimer.

Obst von gutem Geschmack geräth in Menge, besonders werden auf den Inseln sehr viel saure Kirschen gezogen, um davon den beliebten Maraskino abzuziehen.

Außerdem findet man viele Citronen-, Granat- und Kastanienbäume, Myrthen, Pistacien, Lorbeern, Tamarisken u. s. w. Die Zäune der Weingärten werden durch Granatsträucher, Rosen, Brombeeren, Weißdorn und Mäusedorn unterhalten. In jedem Weinberge ist ein Plätzchen für italisches Rohr, um aus ihm Stützen für die Weinstöcke zu ziehen.

Holz könnte Dalmatien in seinen Waldungen im Überfluß haben, selbst noch das beste Schiffbauholz, aber meistens liegen die Waldungen zu tief im Lande, und es fehlt sowol an Kanälen, um es herabzuflößen, als an Landstraßen, und die an den Küsten belegenen Waldungen sind so abgetrieben, daß strichweise sogar fühlbarer Holzmangel herrscht; wo sich hier sonst die dichtesten Wälder erhoben, sieht man nichts weiter als Gebüsch. Besonders sind die Gemeindewaldungen, welche fast ⅞ von der Oberfläche des Landes einnehmen sollen, fast durchaus verwüstet. Die Privatwaldungen stehen noch gut und Östreich wendet auf die Verbesserung der hiesigen Forstwirthschaft sein ganzes Augenmerk, weil Dalmatiens Wälder die Werfte von Venedig und Fiume mit Schiffsbauholz versehen sollen [20]).

VI. Benutzte Produkte des Thierreiches. Die Fischerei ist sehr bedeutend, auch beinahe das einzige Geschäft von 8000 Küstenbewohnern, jedoch ist sie nicht mehr so bedeutend als ehemals, besonders zwischen 1740 bis 1758, wo auf manchen Posten an der Küste in einigen Nächten mit zwei bis drei Zügen über 1200 Milliarden Sardellen und Scombern gefangen wurden. Venedigsche Monopole unterdrückten dieses Gewerbe sehr. Man zählt 21 verschiedene Fischarten, die einen Hauptgegenstand dieses Gewerbes ausmachen; aber die Sardellenfischerei und der Fang der Thunfische sind am bedeutendsten [21]). Auch die Flüsse sind sehr fischreich, besonders ist die Lachsforelle allen fließenden Gewässern Dalmatiens gemein, wo sie bisweilen eine unglaubliche Größe erreicht, denn man hat Beispiele, daß sie ein Gewicht von 40 Pfund erreicht, wie in der Gegend von Cattaro [22]). Die Fische, theils gesalzen, theils gedörrt, geben einen sehr wichtigen Handelsartikel ab. Man schätzt den mittleren Ertrag jährlich auf 3½ Million Gulden. An einigen Stellen dieses Meeres ist auch die Korallenfischerei sehr erheblich, besonders um Sebenico.

Die Viehzucht ist nicht so bedeutend, als man bei der Größe des Landes erwarten könnte. Im Frühjahre 1818 zählte man an Ochsen 53164, an verschiedenen Gattungen andern Schlachtviehes 717121, an Zug- und Saumpferden 22481, nebst 3946 Maulthieren [23]). Das Vieh selbst ist meistens schlecht. Die Hausthiere sind klein, ungestaltet und bilden die Gegensätze zu dem Hornvieh der Schweiz, den Schafen Spaniens, den Rossen Andalusiens; aber sie haben sich dem Lande angepaßt, erklettern die Treppengänge der Berge, nehmen mit karger Nahrung vorlieb, und löschen ihren Durst aus der schmutzigsten Pfütze [24]).

Seidenzucht und Bienenzucht sind wenig bedeutend.

VII. Bewohner. Am Ende des Jahres 1825 betrug die Zahl der Bewohner 323112, und diese waren folgendermaßen vertheilt:

	Fläche.	Bewohner.	Auf der Quadr. M.
Kreis Zara	101,13 M.	114986	1138 Bewohner.
„ Spalato	126,50 „	134739	1061 „
„ Ragusa	28,49 „	41136	1466 „
„ Cattaro	17,63 „	32251	1895 „

Im Durchschnitte kommen also auf die Quadratmeile 1183 Menschen [25]), eine sehr unbedeutende Zahl, wovon wir den Grund theils in den früheren politischen unruhigen Verhältnissen, theils in der Unfruchtbarkeit des Landes suchen müssen.

Die Bewohner des Landes sind slavischen Ursprunges und heißen Morlaken oder Morlachen (von dem slavischen More, das Meer, und Via, der Walach, also Walachen, die am Meere wohnen). In den südlichen Kreisen, besonders in Cattaro, finden wir viele Montenegriner, in den Städten haben sich viele Italiäner niedergelassen. Die gewöhnliche Kleidung der Morlaken ist sehr einfach und sparsam. Die Opanken dienen Männern und Frauen zu Schuhen. Die Beinkleider sind von starkem weißen Rasch, und um die Lenden mit einer wollenen Schnur gebunden, die nach Art eines Reisesacks zusammen gezogen wird. Das kurze Hemd reicht kaum bis an die Beinkleider. Über diesem tragen sie eine kurze Jacke, über welche sie im Winter noch ein Oberkleid von grobem rothen Tuche werfen. Auf dem Kopfe tragen sie eine scharlachene Mütze und über derselben eine Art von cylindrischen Turban, den sie Kalpak nennen. Die Haare werden abgeschoren und nur ein kleiner Büschel bleibt stehen. Sie gürten sich mit einer rothen wollenen oder seidenen, von starken Schnüren netzartig gemachten Binde, und stecken zwischen dieselbe und die Beinkleider ihre Waffen, eine oder zwei Pistolen hinten und vorn ein großes Messer in einer messingenen, mit falschen Steinen gezierten Scheide, das öfters an eine um den nämlichen Gürtel herumgehende Kette vom nämlichen Metall angehängt, und wo zugleich auch ein kleines verziertes Büchschen angebracht ist, in welchem sie das Fett aufbewahren, womit sie ihre Gewehre im Regen schützen. An eben diesem Gürtel hängt eine Tasche, worin sie ihr Feuerzeug und Geld haben. Auch der Rauchtabak hängt an diesem Gürtel in einer getrockneten Blase. Die Flinte hängt immer über der Schulter, wenn der Morlak auch nur einen Schritt aus seinem Hause thut.

Die Morlaken in Kolan, in den Ebenen von Seign

20) Hassel im Weimar. Handb. II, 652. 21) Liechtenstern Östr. Mon. III. 1830. 22) Germar Reise nach Dalmatien S. 174. 23) Liechtenstern S. 1830.

24) Germar Reise S. 164. Ehrenberg Reise nach Afrika I, 14. 25) Rohrer Statistik S. 49.

und Knin sind blond, haben breite Gesichter und eingedrückte Nasen, dabei artig, sanft, höflich und gelehrig. Dagegen haben die von Duare und Vergorat kastanienbraune Haare, lange olivenfarbige Gesichter, einen hohen Wuchs, dabei eine rohe, heftige, kühne und unternehmende Gemüthsart. Da sie in unfruchtbaren und unzugänglichen Gebirgen wohnen, so rauben sie aus Noth und Langeweile, schonen aber die einzelnen fremden Reisenden. Einige von diesen legen sich eigens aufs Rauben, wohnen in Höhlen und heißen alsdann Haiduken [26]). Gegen Reisende, die dem Morlaken freundlich begegnen, zeigt er sich sehr gastfrei. Nur die leiseste Empfehlung macht, daß ein Fremder wie ein Bruder aufgenommen wird. Noch ehe er das Haus betrit, werden ihm die Leute und die Kinder zum Willkommen entgegen geschickt; der Arme wie der Reiche empfängt mit gleicher Freude den Fremden, und der Unterschied liegt nur in dem Mehr oder Weniger, was er geben kann. Noch weit auffallender ist diese Gastfreiheit unter ihnen selbst. So lange ein Morlak noch Nahrung hat, verzehrt er sie mit seinem Nachbar, daher findet man bei ihnen keine Bettler.

Freundschaften, welche die Morlaken unter einander geschlossen haben, werden sehr treu gehalten, ja es ist die Freundschaft bei ihnen Religionssache. Das slavonische Ritual hat einen besondern Segen für die Verbindung zweier Freunde oder Freundinnen in Gegenwart des ganzen Volkes. Die auf solche Weise verbundenen Freunde heißen Pobratini und die Freundinnen Posestrine. Diese haben alles mit einander gemein. Sonst waren Trennungen solcher Bündnisse ohne Beispiel; aber seit drei Jahrhunderten hat der Brantwein und der Einfluß der Italiäner zuweilen Trennungen verursacht; doch wird das an dem Orte immer als ein Volksunglück betrachtet. — Ebenso treu als ihre Freundschaft, ebenso unversöhnlich ist ihre Feindschaft; Blutrache ist gewöhnlich.

Geistliche und Mönche sind eben nicht sehr geachtet. Das Volk meint, wer das Frommseyn zu einem Gewerbe mache, könne nicht sehr fromm seyn.

Die Weiber, welche sich gern putzen, stehen in keiner großen Achtung. Sie werden meistens mit ihrer Einwilligung entführt.

Zum Zeichen der Trauer um Todte lassen die Männer den Bart wachsen, die Weiber erscheinen mit fliegendem Haar, zerkratztem Gesicht und stimmen Klagelieder an. Manche schneiden sich das Haar ab, binden es mit dem des Verstorbenen zusammen und setzen den Haarbusch auf das Grab.

Im Allgemeinen sind sie sehr zur Fröhlichkeit aufgelegt. Gern ergreifen sie jede Gelegenheit zu Festen und da verzehren sie alles, was sie einige Monate hindurch reichlich ernährt haben würde. Kein Fest wird ohne Gesang beendigt; immer nehmen Sänger daran Theil, die meistens Heldengedichte von slavischen Kriegern (s. nachher wissenschaftliche Cultur) oder sonst eine, meistens traurige Begebenheit, nicht selten voll hoher Einfalt singen. Auch des Nachts singt der Morlake auf Reisen, in den Wäldern und Bergen dieselben Gesänge, jede Strophe wird mit einem Geschrei intonirt. Wird des Wanderers Gesang von einem andern gehört, so antwortet ihm dieser unfehlbar mit demselben Liede, und so entsteht in der Nacht ein düsterer Wechselgesang, der so lange fortgesetzt wird, als man sich gegenseitig nur hören kann [27]).

VIII. **Bergbau.** Unbedeutend, da die Erdharzgruben von Vergoraz und Vallona kaum Beachtung verdienen. Außerdem wird Seesalz gewonnen, aber nicht in hinreichender Menge.

IX. **Handwerke und Künste.** Kaum zur Nothdurft ausreichend. Nur in den Städten findet man einige Handwerker. Die Rosolibrennereien und der Schiffbau sind am bedeutendsten. Die zur Kleidung nöthigen Zeuge verfertigen die Weiber selbst. Waffen, Angeln und einige Schmiedewerkzeuge sind die einzigen Bedürfnisse, die er kaufen muß.

X. **Handel und Schifffahrt.** Die Dalmatiner sind die geübtesten Seefahrer im adriatischen und mittelländischen Meere, und ihre Schiffe werden von den italiänischen Handelsleuten aus vielen Gegenden für ihren Verkehr in diesen Gewässern gesucht; aber ein großer Theil derselben wird zu dem eigenen Handel dieses Landes verwendet. Im Jahre 1815 zählte man 2995 Schiffe in der See, welche blos Dalmatien gehörten, und so unbequem der Landtransport ist, so waren doch in dem nämlichen Jahre 1035 Frachtwagen bei dem Landhandel verwendet. Die meisten und besten Schiffe besitzen die Einwohner des Kreises von Cattaro.

Der stärkste Verkehr, der von Dalmatien aus betrieben wird, findet nach der Türkei, dem östreichischen Seeküstenlande und Italien statt. Nach letzteren beiden werden durchaus zur See an eigenen Landeserzeugnissen ausgeführt: Wein und Weinstein, Öl und Oliven, Brantwein, Feigen, Caroben, mineralischer Schiffstheer, Baumharz, gesalzene Fische, Pökelfleisch, Unschlitt, rohe Häute, Schafwolle, Wachs und Honig; und an fremden Waren, die hier blos als Transito vorkommen: Hornvieh, Pferde, Schafe, rohe und bearbeitete Thierhäute, Wolle, rohes Eisen u. s. w. Der stärkste Handel nach der Türkei geschieht mit Wein und Weinstein, Oliven und Öl, Liqueurs, gesalzenen Fischen, Essig und Feigen, ferner mit vielen fremden Artikeln, besonders Seiden-, Wollen- und Leinenzeugen, Glas-, Metall- und Farbewaren, Hanf, Flachs, Strohdecken, Papier, Colonialwaren u. s. w., wogegen Dalmatien eine Menge anderer Artikel, besonders Schlachtvieh und Pferde, Kühe, Wachs, Honig, rohe und verarbeitete Thierhäute, Leder- und Metallwaren, Schaf- und Baumwolle, Tabak, Getreide, rohes Eisen u. s. w., theils zum eigenen Verbrauche, theils zur weiteren Verführung größtentheils zu Lande erhält [28]).

XI. **Wissenschaftliche Cultur.** 1) **Sprache und Literatur.** Der Dialekt, dessen sich die Dalma-

26) Über die Bedeutung dieses Ausdruckes s. Sect. II. Thl. I. S. 210.

27) Nach Ehrenberg, Engel (in Dobrowsky's Slavin S. 105), Germar, Ritter u. a. 28) Lichtenstern Östr. Mon. III. 1832.

tiner bedienen, ist dem Serbischen sehr nahe verwandt; derselbe Wohlklang, dieselbe bilderreiche Poesie ist beiden gemein. Während aber die Serben sich nur der verstümmelten griechischen Schrift bedienen, müssen wir in der Literaturgeschichte der Dalmatiner die Kirchen- und die Profan-Literatur unterscheiden. Jener ist die altslavische Kirchensprache mit dem glagolitischen, dieser die gemeine Landesmundart mit lateinischem Alphabet eigen.

Obgleich die Bekehrung der Dalmatiner von Rom aus geschehen war, so rissen sich doch die dalmatischen Slaven nach Bekanntwerdung von Method's Unterricht von der lateinischen Sprache bei der Liturgie los und schlossen sich willig an die slavische an. Später verfiel irgend ein Dalmatiner auf den Gedanken, zum Behuf der slavischen Liturgie und für die Anhänger der lateinischen Kirche, neue, von den cyrillischen verschiedene Buchstaben zu erkünsteln. Dieses ist das glagolitische Alphabet, dessen sich die slavischen Priester der abendländischen Kirche in Kroatien und Dalmatien bedienen. Durch diese Abänderung der Schreibart, welche wahrscheinlich um das Jahr 1220 von einem Mönche auf der Insel Arbe ausging, hoffte man die Slaven des griechischen Ritus zu gewinnen. Der Papst Innocenz IV. genehmigte dieses Vorhaben um das Jahr 1248. Das älteste, mit diesen Schriftzügen geschriebene Denkmal ist ein Psalter, mit welchem ein Clericus von Arbe um 1220 auftrat.

Die Päpste waren anfänglich Beschützer dieser Schreibart, und bald nach Entdeckung der Buchdruckerkunst erschienen einzelne gedruckte Werke. Das älteste von diesen ist ein im J. 1483 ohne Angabe des Druckortes erschienenes Missal in Folio. In Tübingen, Rom und Venedig wurde in der Folge mit diesen Typen gedruckt. In der Mitte des 17. Jahrh. erwarben sich Levakovich, und die Erzbischöfe Zmajevich und Caraman große Verdienste um die glagolitische Literatur. Der Erzbischof Zmajevich, welcher die altslavische Kirchen- und die Vulgarsprache gleich hoch achtete, errichtete ein eigenes slavisches Seminarium zu Zara. Er drang bei einer neuen Ausgabe des Missals auf eine Verbesserung des Textes.

Die Literalsprache der Glagoliten hatte lange Zeit die Cultur der gemeinen Redesprache verhindert, aber endlich erhielt diese das Übergewicht. Italiens Nachbarschaft, die Schwerfälligkeit der glagolitischen Züge bewirkten bald, daß dieses sich aus dem gemeinen Leben verlor und nur in den Kirchenbüchern gebraucht wurde; lateinische Buchstaben mit einigen Abänderungen dienten als Schriftzeichen, doch wich ihre Schreibart sehr von der polnischen und böhmischen ab. Die Anwendung der lateinischen Buchstaben scheint bald nach der Bekehrung des Volkes zum Christenthume statt gefunden zu haben. Der älteste dalmatische Schriftsteller ist ein unbekannter Priester zu Dioklea, der auf Verlangen seiner Mitbürger ums Jahr 1161 eine Geschichte der südlichen Slaven verfaßte.

Der allgemeinere Gebrauch der lateinischen Buchstaben stammt wahrscheinlich aus Ragusa, welches seit langer Zeit eine mit römisch-italiänischen Lehrern besetzte Schule hatte. So war Johann von Ravenna, ein Schüler und Hausgenosse Petrarca's und zuletzt Professor und Kanzler der Universität zu Padua, zwischen 1370 und 1400 Professor zu Ragusa und Secretär des Senates. Die wissenschaftliche Bildung erhielt an diesem Orte einen neuen Aufschwung durch die freundschaftliche Aufnahme, welche die fliehenden Griechen fanden. In der Dichtkunst wurden die lateinischen Buchstaben zuerst gebraucht. Diese wurde durch Blasius Darxich (geb. 1474), Sigismund Menze (geb. 1475, gest. 1524), Mauro Vetranich (geb. 1482, gest. 1576) und Stephan Gozze mit Glück bearbeitet. In den hierauf folgenden Zeiten der Ruhe und des Friedens, besonders in der Zeit, als der gelehrte Ludwig Becatelli (1555—60) Erzbischof von Ragusa war, erreichten die lateinischen Studien und in ihrem Gefolge auch die Nationalliteratur den höchsten Glanz. Aber noch fehlte es stets an einer bestimmten Orthographie und Grammatik. Den ersten Schritt zu ihrer Bearbeitung machte der Jesuit Barth. Cassius in seinen Instit. linguae illyr. 1604.

Im Laufe des 17. Jahrh., wo die Ruhe der Republik Ragusa im Ganzen fortdauerte, hob sich die Literatur. Der Dichter Joh. Gondola, Sohn des Geschichtsschreibers Franz Gondola (gest. 1638), übersetzte Tasso's Jerusalem und versorgte das slavische Theater zu Ragusa, das erste unter den Slaven, mit verschiedenen Dramen; Junius Palmota (gest. 1657) verfaßte die Christiade und mehre Dramen. Das schreckliche Erdbeben von Ragusa im J. 1666 vernichtete den Wohlstand der Republik in einigen Minuten auf Jahrhunderte. Jakob Palmota (gest. 1680), Joh. Gondola (gest. 1721), Marinus Tudisi, Stephan Rosa u. a. lieferten zwar noch gute Werke, aber die Blüthezeit der Literatur war vorüber. Hauptsächlich lag der Grund darin, daß Jesuiten die Erziehung der Jugend leiteten und sie mehr die lateinische als die slavische Nationalliteratur zu heben suchten.

Seit Peter Boscovich (gest. 1727), dem Übersetzer von Cid und einigen Heroiden Ovids, und Ignat. Giorgi (gest. 1737), versuchten sich ohne vorzüglichen Ruhm Ignat. und Anna Boscovich ums Jahr 1758, dann die Frauen Lucretia Bogascini, Maria Faccenda; Katharina Sorgo und die Brüder Joseph und Damian Bettordi in kurzen slavischen Gedichten, meist heiligen Inhalts. Junius Resti (gest. 1735), Seraph. Cerva (gest. 1759) und Seb. Dolci (gest. 1777) bearbeiteten die Geschichte von Ragusa lateinisch.

In der neuesten Zeit haben sich um die dalmatisch-ragusanische Mundart vorzüglich Appendini, Voltiggi und Stulli verdient gemacht. Der Piarist Franz Maria Appendini, Rector und Präfect zu Ragusa, gab 1808 eine brauchbare Grammatik heraus. Des Istrianers Joseph Voltiggi Wörterbuch (Wien 1803) enthält auch eine Grammatik. Das neueste Werk ist das große Wörterbuch von Joachim Stulli, einem Franciskaner von Ragusa, eine Arbeit, auf welche er volle 50 Jahre verwendet hat [29]).

29) Nach Franz Sartori historisch-ethnographische Über-

2) Die **wissenschaftlichen Anstalten** sind bis jetzt auf wenige beschränkt; nämlich auf eine philosophische Lehranstalt und ein Gymnasium der Piaristen zu Ragusa. Unter der östreichschen Regirung sind Gymnasien zu Zara und Spalato errichtet.

XII. **Verfassung.** Dalmatien hat keine Landstände, wie die übrigen Staten der Monarchie, jedoch hat Östreich den Städten und einzelnen Districten besondere Vorrechte gelassen, die sie früher besaßen. Das höchste politische Collegium ist das Gubernium zu Zara, welchem die fünf Kreisämter zu Zara, Macarsca, Spalato, Ragusa und Cattaro untergeordnet sind. Es steht unmittelbar unter der k. k. Hofkanzlei und dem Ministerium des Innern zu Wien.

XIII. **Kirchenstat.** Die Religion, wozu sich die Mehrheit der Bewohner bekennt, ist die katholische. Sie hat drei Erzbisthümer (Zara, Spalato, Ragusa) und neun Bisthümer (Arbe, Brazza, Lesina, Lissa, Cattaro, Curzola, Macarsca, Nona, Scordona, Sebenico und Trau), welche jedoch nicht immer besetzt sind. Die Zahl der Klöster (aus denen jedoch der größte Theil des Curat-Clerus für 378 Pfarren genommen wird) beläuft sich auf 60, ferner 9 Nonnenklöster. Die Nichtunirten haben einen Bischof zu Sebenico und einen Generalvicar zu Cattaro; ihm sind auch die Pfarren der nicht unirten Griechen zu Pola in Istrien, die in Dalmatien bestehenden 11 Klöster und 119 Pfarren untergeordnet [30].

XIV. **Finanzen.** Die Einnahmen fließen aus den Domänen, der Salzregie, directen und indirecten Steuern. Ihre Größe ist unbekannt. (*L. F. Kämtz.*)

B. **Geschichte.** Der Name Dalmatien hat sich, obwol nicht stets in gleicher Ausdehnung, an der östlichen Küste des adriatischen Meerbusens, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag erhalten. Er diente weniger zur Bezeichnung einer bestimmten Nation, als vielmehr eines Landstriches, der im Laufe der Zeiten von verschiedenen Völkerschaften besetzt, niemals den Mittelpunkt irgend einer besondern politischen Gestaltung ausmachte, sondern durch benachbarte Staten bestimmt und in ihren Kreis hineingezogen wurde. Der östliche Küstenrand des adriatischen Meeres gehörte ursprünglich zu dem Königreich Illyrien. Schon ehe dieses Reich mit den Römern in die Kriege gerieth, welche zuerst seine Demüthigung und dann seinen Untergang zur Folge hatten, riß sich die reiche und mächtige Handelsstadt **Delminium** von ihm los und behauptete nicht allein ihre Unabhängigkeit, sondern vergrößerte auch ihr Gebiet, das nach ihr als dem Haupte und Mittelpunkte den Namen **Dalmatia** erhielt. Illyrien wurde nach der Besiegung des Königs Gentius im Jahr 170 vor Chr. Geb. in eine römische Provinz verwandelt, Dalmatien dagegen blieb von den Römern, wenn auch nicht unangefeindet, doch wenigstens unbezwungen, bis der Consul C. Marcius Figulus im Jahre 158 vor Chr. vor die Stadt Delminium zog und dieselbe nach einer langen Belagerung eroberte [1]). Es waren, wie es scheint, Räubereien zur See und zu Lande gewesen, wodurch sich die Dalmatier den Unwillen und die Feindschaft der Römer zugezogen hatten; der Consul begnügte sich daher mit der Zerstörung von Delminium, um sie ihres Seehafens zu berauben und sie zu schrecken. Nach dem Abzuge der Römer kamen aber die Dalmatier von neuem aus ihren Bergen hervor und setzten sich durch die Gründung von Salona wieder am Meere fest. Die Erneuerung ihrer Räubereien hatte verheerende Streifzüge der Römer in ihr Land zur Folge; Asinius Pollio machte im Jahr 40 vor Chr. einen Einfall in Dalmatien, allein da sich alles in die Gebirge geflüchtet hatte, wohin ihnen zu folgen ebenso schwierig als gefährlich war, so zog er sich nach Verheerung des flachen Landes wieder zurück. Nicht eher als bis die Pannonier besiegt und bezwungen waren, ließ sich an eine Dauer der Unterwerfung Dalmatiens denken. Dies unternahm Cäsar Octavianus und führte es im Jahre 36 vor Chr. glücklich aus; die Unterjochung der Völkerschaften im Norden und Osten von Dalmatien zog auch die Unterwerfung dieses Landstrichs nach sich [2]). Zwei römische Legionen erhielten von nun an in Dalmatien ihre Standquartiere, während zugleich eine römische Flotte im adriatischen Meere kreuzte, um den erzwungenen Gehorsam so lange durch fortgesetzten Zwang zu erhalten, bis mit der Einführung der römischen Civilisation die Abneigung gegen die römische Herrschaft verschwunden seyn würde [3]). Die Gestalt des Landes änderte sich bald zum Vortheile desselben. Mit den römischen Einrichtungen drang auch römische Bildung ein; die von Hirten nomadisch durchzogenen Fluren verwandelten sich in fruchtbare mit Dörfern und Höfen bedeckte Felder, und an den Buchten, welche vorher blos den Seeräubern zu Schlupfwinkeln und Zufluchtsörtern gedient hatten, stiegen reiche und blühende Handelsstädte empor. Nirgends zeigt sich der großartige und wohlthätige Einfluß römischer Bildung schöner als an diesen Küsten, die nur einmal eine Zeit gebildeter Verhältnisse gehabt haben, die Zeit der römischen Herrschaft; der Name Dalmatien erhielt zugleich eine größere Ausdehnung: er bezeichnete eine Unterabtheilung von Illyricum und umfaßte den ganzen Seestrand von Macedonien bis an die Grenzen von Italien, so daß die Namen Liburnien und Japydien sich in ihm auflösten.

Dalmatien und die angrenzenden Länder lieferten dem römischen Reiche die besten Soldaten und, seit das Heer Kaiser absetzte und ernannte, auch einige der tüchtigsten Imperatoren. Zu den letzteren gehörte namentlich Diocletianus, der ein geborener Dalmatier war und der sich nach der freiwilligen Niederlegung seiner Würde in seine Heimath zurückzog und dort sein Leben beschloß. Er nahm seinen Aufenthalt in der Nähe von Salona und baute daselbst an einem reizenden Punkte der Küste einen Palast, der sowol durch seine Größe und Festig-

sicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des östreichischen Kaiserthums nach seinen mannichfaltigen Sprachen und deren Bildungsstufen. 8. Wien 1830. Bd. 1. S. 63 f.

30) Lichtenstern S. 1835.

1) Flor. lib. IV. cap. 12. 2) Dion. Cass. hist. Rom. lib. XLIX. cap. 34—38. 3) Tacit. Ann. lib. IV. cap. 5.

keit als durch den Umstand merkwürdig ist, daß aus ihm die heutige Stadt Spalatro entstand [4]). Bei der Theilung des römischen Reiches in das occidentalische uns orientalische Kaiserthum blieb Dalmatien mit dem Theile der illyrischen Präfectur, welcher zu dem Occident geschlagen wurde, unter der Herrschaft der occidentalischen Imperatoren. Es begann aber bereits die Folgen des Verfalls der römischen Macht zu fühlen, und erhielt namentlich einen gefährlichen Feind an den Hunnen, als diese bis Pannonien vordrangen und sich daselbst festsetzten. Doch waren die Leiden und Verwüstungen, welche Dalmatien durch die Einfälle der Hunnen auszustehen hatte, nur vorübergehend, da mit Attila's Tod die hunnische Macht wieder auseinander fiel. Das Schicksal, welches ihm nach der gänzlichen Auflösung des occidentalischen Reiches zu Theil wurde, war in Vergleich mit den Drangsalen, denen andere Provinzen ausgesetzt waren, nicht blos ein erträgliches, sondern selbst ein glückliches. Dalmatien kam nämlich mit Einwilligung des Kaisers Zeno im Jahr 489 unter die Herrschaft des ostgothischen Königs Theoderich des Großen und bildete, nachdem dieser auch Italien erobert hatte, einen Theil des ostgothischen Königreichs Italien. Kaum war aber zwischen Theoderichs Nachfolgern und dem oströmischen Kaiser Justinian ein Krieg ausgebrochen, als Dalmatien auch sogleich den Ostgothen wieder entrissen und mit dem orientalischen Reiche vereinigt ward. Allein dieses Reich war nicht mehr mächtig genug, um seine entfernteren Provinzen gegen die Anfälle barbarischer Völker zu vertheidigen; auch Dalmatien wurde daher seit dem Jahre 548 von verschiedenen Volksstämmen überschwemmt und verheert, und veränderte nun seine Bewohner und seine Gestalt ganz und gar. Es waren zuerst die Sclavinen, welche nach ihrem Übergange über die Donau im Jahre 548 in Thracien einbrachen und bis nach Dalmatien vordrangen; was ihrer Wuth nicht erlag, flüchtete sich in die festen Städte oder suchte auf unzugänglichen Felsen Schutz. Auf einem solchen Felsen wurde von Flüchtlingen aus dem verheerten Epidaurus damals die Stadt Ragusa angelegt. Noch größere Verwüstungen richteten die Avaren an, obgleich sie Dalmatien nicht blos durchstreifen und plündern, sondern es ihrer Herrschaft unterwerfen wollten. Unter andern Städten hatte auch Salona das Unglück, von den Avaren erobert und zerstört zu werden. Die Einwohner, welche mit dem Leben davon kamen, flüchteten so lange auf die Inseln, bis sie nach dem Abzuge der Avaren zurückkehren konnten. Statt aber ihre zerstörte Stadt wieder aufzubauen, siedelten sie sich in dem naheliegenden Palatium Diocletians an, und aus dieser Ansiedlung ging bald die bedeutende und feste Stadt Spalatro hervor. Die Städte Zara und Trau widerstanden durch ihre starken Mauern den Avaren und bildeten von nun an nebst den Städten Ragusa, Spalatro und Justinopolis und den Inseln Arbe, Veglia und Osorno eine Art von besonderem Stat, der zwar die Oberhoheit des griechischen Kaisers anerkannte, aber dieselbe bald auf sehr geringe Rechte beschränkte. Der Kaiser bestellte allerdings einen Statthalter von ganz Dalmatien, welcher gewöhnlich seine Residenz in der Stadt Zara hatte, allein die Gewalt desselben beschränkte sich auf die Einnahme des Schutzgeldes und auf die Sorge, daß die Oberhoheit des Kaisers in Formalitäten erhalten würde. Der Name des Kaisers ward daher auf Münzen und in Inschriften, so wie die Jahre seiner Regirung in Urkunden fortgeführt; seine eigentliche Herrschergewalt war dagegen in den dalmatischen Städten ebenso sehr im Schatten, wie in Rom und Venedig. Wie in Rom der Bischof sich wirklich an die Spitze der Stadt und der dazu gehörigen Landschaft emporschwang, und der Patriarch von Aquileja in Venedig ein Gleiches wenigstens versuchte: so bildete auch in Dalmatien der erste Geistliche, der Erzbischof von Spalatro, den politischen Mittelpunkt; die Ehrfurcht vor seiner heiligen Würde vereinigte sich mit dem Vertrauen, welches die Bürger der dalmatischen Städte in ihn als den Vertheidiger ihrer Freiheit setzten, um sein Ansehen über das des kaiserlichen Statthalters zu erheben.

Das übrige Dalmatien lag unter der rohen Herrschaft der Avaren wüst und entvölkert da, bis die Slaven in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts anfingen, das avarische Joch abzuwerfen. Von dieser Zeit an sank die Macht des avarischen Chans so herab, daß er Dalmatien zu vertheidigen nicht mehr im Stande war. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts zogen daher slavische Stämme in Dalmatien ein. Die Serben besetzten nicht blos das heutige Servien und Bosnien, sondern auch den Theil von Dalmatien, der zwischen den Städten Durazzo, Ragusa und Narenta lag, die Kroaten dagegen ließen sich in dem westlichen Dalmatien nieder. Sie nahmen das Christenthum, welches ihnen durch römische Geistliche gebracht wurde, an und gingen auf das Verlangen des Papstes gegen den heiligen Stuhl die Verpflichtung ein, sich aller Räubereien und Angriffskriege enthalten zu wollen. Ihr Land theilten sie in vierzehn Zupanate, von denen eilf einen Archizupan und die drei übrigen einen Ban an der Spitze hatten. Ihre Geschichte ist indessen im Anfange ebenso arm als dunkel [5]).

4) Eine Beschreibung dieses Palastes hat *Gibbon* hist. of the decline etc. Vol. II. p. 148, eine Abbildung desselben findet man in den von dem Jesuiten Farlati herausgegebenen Illyricum *sacrum* (Venet. 1751. fol.) T. II. p. 389.

5) Die ausführliche Erörterung der kroatischen Geschichte gehört in den Artikel Kroatien, auf welchen ich den Leser hiemit verweise. Wie dunkel und unsicher die Geschichte der Kroaten in ihrem Anfange ist, beweist schon die angebliche fränkische Oberherrschaft, unter welcher die Kroaten bei ihrer Niederlassung gestanden und gegen welche sie sich erst empört haben sollen, als der fränkische Herzog Gotzilin seine Gewalt zu unerträglichen Bedrückungen misbrauchte. Da sich die fränkische Oberherrschaft in diesen Gegenden mit der fränkischen Geschichte des siebenten Jahrhunderts schwer in Übereinstimmung bringen läßt, so haben die dalmatischen Geschichtsschreiber und unter ihnen auch Farlati dieselbe erst in das neunte Jahrhundert gesetzt, ich glaube indessen, daß sich die Sache auf folgende Art erklären läßt, die mehr als bloße Vermuthung seyn dürfte. Die Slaven befreiten sich bekanntlich von der Herrschaft der Avaren unter der Anführung eines Franken Namens Samo, und machten denselben aus Dankbarkeit zu ihrem Könige. Daß Samo viele Landsleute an seinen Hof zog und daß durch ihn

Die Städte Dalmatiens sowol, als auch die slavischen Stämme, die sich um dieselben her niedergelassen hatten, blieben so lange zum Theil unter der Oberhoheit, zum Theil unter dem Einflusse der griechischen Kaiser, bis der fränkische König Karl der Große nach Besiegung und Vernichtung der Avaren die Grenzen seines Reiches ihnen näher rückte. Durch die Besetzung von Krain war für die Franken ein Punkt gewonnen, von wo aus sich auf die jenseits der Sau gelegenen kleinen Reiche der Slaven wirken ließ. Die Folgen dieser Einwirkung zeigten sich darin, daß nicht allein die Kroaten unter die Oberhoheit Karls des Großen traten, sondern daß auch die dalmatischen Städte von dem griechischen Kaiser abfielen und sich im Jahr 806 unter den Schutz des fränkischen Kaisers begaben. Der Kaiser Nicephorus schickte sogleich den Patricius Nicetas mit einer Flotte in das adriatische Meer, um diesen Abfall zu züchtigen; die Franken brachten indessen ebenfalls eine Flotte zusammen, und schlugen im Jahr 809 den griechischen Admiral Paulus bei Commacchio. Karls zweiter Sohn, Pippin, besuchte darauf die dalmatische Seeküste, mußte sich aber vor der überlegenen Flotte, mit welcher der griechische Admiral Paulus erschien, wieder zurückziehen. Die beiden Kaiser wurden indessen dieses Krieges bald überdrüssig, und sobald sich der griechische Hof dazu verstand, Karls des Großen Kaisertitel anzuerkennen, war dieser zum Frieden bereit. Der Friede wurde im Jahr 812 geschlossen. Der griechische Kaiser trat den Franken seine Oberhoheit über Liburnien, Dalmatien, Istrien und Pannonien ab, behielt aber die dalmatischen Freistädte Justinopolis, Zara, Trau, Spalatro und Ragusa nebst den Inseln Osorno, Arbe und Veglia, die nun noch längere Zeit zu ihm in demselben Verhältniß blieben, in welchem Venedig zu ihm stand [6]).

Die durch den Frieden zwischen den Franken und Griechen geordneten Verhältnisse waren indessen von keiner langen Dauer. Schon unter Ludwig dem Frommen begann der fränkische Einfluß auf Dalmatien zu erschlaffen, und obgleich diese Gegenden bei den verschiedenen Theilungen des fränkischen Reiches bald dem Königreich Baiern, bald dem Königreich Italien zugetheilt wurden, so war doch das Band, welches sie an die Franken knüpfte, so schwach, daß es sich nach und nach ohne gewaltsame Zerreißung auflöste. Die Zeit, in welcher dies geschah, läßt sich durch die Thatsache bestimmen, daß die dalmatischen Bischöfe sich von der römischen Kirche zu der griechischen wandten; denn eine Folge ihrer Anerkennung des Patriarchen von Constantinopel war, daß ihre Gemeinden auch den griechischen Kaiser Basilius I. als ihren weltlichen Oberherrn anerkannten, zumal da derselbe im Jahr 868 die dalmatische Küste mit Glück gegen die Sarazenen vertheidigte, die von Afrika und Sicilien aus mit ihren Raubflotten in den adriatischen Meerbusen eingedrungen waren. Der damalige Patriarch von Constantinopel, Photius, wich aber in seinen Glaubenssätzen von dem bisherigen Lehrbegriff der dalmatischen Kirche ab. Die dalmatischen Bischöfe sagten ihm daher als einem Ketzer im Jahr 879 den Gehorsam auf und traten in ihre frühere Verbindung mit dem römischen Papste zurück. Auch die kroatischen Fürsten rissen sich von dem griechischen Kaiser los, und die slavischen Seeräuber, besonders die Narentaner, begannen das adriatische Meer unsicher zu machen. Die Freistädte kamen dadurch in die größte Bedrängniß; da der griechische Kaiser nicht im Stande war, sie zu schützen, so erlaubte er ihnen, das Schutzgeld, welches sie bisher an den kaiserlichen Statthalter in Zara bezahlt hatten, an die slavischen Fürsten zu entrichten, um sich damit Frieden und Freundschaft von denselben zu erkaufen. Die Kroaten erhielten also gegen das Ende des neunten Jahrhunderts die Oberhoheit über die dalmatischen Seestädte, die sie indessen in ihrer alten Verfassung bestehen ließen; in der kroatischen Kanzleisprache hießen von nun an die Städte Zara, Trau und Spalatro mit den dazu gehörigen Gebieten und Inseln Regnum Dalmatiae [7]). Durch den Besitz der Seeküste wurden die Kroaten die mächtigste Nation an dem adriatischen Meere, und es konnte daher nicht anders seyn, als daß sie bald mit den Venedigern über die Herrschaft auf diesem Meere in Streit geriethen. Der kroatische Herzog Crescimir brachte durch die Vereinigung aller Kroaten unter seine Herrschaft seine Macht auf eine so hohe Stufe, daß sein Sohn Dirzislav im Jahr 970 den Titel eines **Königs von Kroatien** annahm. Dirzislav gab darauf auch den Rechten, die bisher seine Vorgänger in den dalmatischen Städten ausgeübt hatten, eine größere Ausdehnung; er ließ nämlich das Schutzgeld, welches ihm die Städte zu entrichten hatten, auch von den fremden Kaufleuten fodern, die dieselben besuchten. Dieser neue Zoll brachte den Städten ebenso großen Schaden, als den Venedigern, welche mit ihnen in Handelsverbindung standen; die dalmatische Stadt Zara fiel daher von den Kroaten ab und begab sich in venedigschen Schutz. Die Venediger hatten schon längst ihre Augen auf die dalmatische Küste geworfen und ergriffen daher die sich ihnen jetzt darbietende Gelegenheit zur Eroberung derselben mit Freuden. Ihr Doge Peter Urseolus II. kam im Jahre 997 mit einer mächtigen Flotte nach Dalmatien, und seine Erscheinung war das Signal zu einem allgemeinen Abfall von Dirzislav; nicht blos die dalmatischen

---

eine Menge Franken bei den Slaven zu Ansehen und hohen Ehren gelangten, liegt in der Natur der Dinge. Auf diese Art mag auch der Franke Gotzilin an die Spitze der Kroaten gekommen seyn, als diese in Dalmatien einwanderten. Er regirte also die Kroaten auf seine eigene Hand, nicht aber als Statthalter eines der fränkischen Könige. Das ihm von den Kroaten freiwillig übertragene Ansehen misbrauchte aber Gotzilin zur Ausübung von Bedrückungen, die alle Gemüther gegen ihn erbitterten. Er hatte natürlich ein Gefolge von fränkischen Kriegsleuten um sich, sonst würde er es schwerlich gewagt haben, den Unwillen der Kroaten zu reizen; als aber dieser in einer Empörung zum Ausbruche kam, war Gotzilin mit seinen Franken zum Widerstande zu schwach und wurde samt allen seinen Leuten niedergemacht.

6) Einhard. Ann. a. 806—812. Einhard sagt in der vita Caroli M. cap. 15. Karl habe beherrscht Daciam, Histriam quoque et Liburniam atque Dalmatiam, exceptis maritimis civitatibus, quas ob amicitiam et junctum cum eo foedus Constantinopolitanum imperatorem habere permisit.

7) Vergl. *Joh. Lucii* de regno Dalmatiae et Croatiae. libr. VI. (Amstelod. 1688). p. 144.

Städte und Inseln, sondern auch viele kroatische Fürsten huldigten dem Dogen. Nachdem er einige Seeräuberstädte zerstört und andere zu der Verpflichtung gezwungen hatte, daß sie keine Schiffe, die von oder nach Venedig fahren würden, angreifen wollten, kehrte er nach Venedig zurück, und legte sich den Titel eines **Herzogs von Dalmatien** bei. Weder Dirzislav, noch sein Bruder Svätoslav erlaubten sich weitere Feindseligkeiten gegen Venedig, der letztere um so weniger, da sein Sohn Stephan von dem Dogen als Geißel mitgenommen worden war und in Venedig erzogen wurde; der dritte Bruder Crescimir dagegen erneuerte, sobald er zur Regirung gelangte, den Krieg gegen Zara. Dies hatte zur Folge, daß der Doge Otto Urseolus im Jahr 1018 mit einer Flotte herbeikam und die belagerte Stadt entsetzte. Die Misverhältnisse zwischen den Kroaten und Venedigern wurden völlig ausgeglichen, als der in Venedig erzogene Neffe Crescimirs, Stephan, den kroatischen Thron bestieg. Durch seine Vermählung mit der Schwester des venedigschen Dogen Otto Urseolus war er mit den vornehmsten Geschlechtern in Venedig verwandt oder befreundet, und nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete er die Witwe eines Patriciers in Zara, wodurch er auch mit dieser Stadt in freundschaftliche Verhältnisse trat. Unter diesen Umständen scheinen es die dalmatischen Städte vortheilhaft gefunden zu haben, unter die Schutzhoheit des kroatischen Königs zurückzukehren; wenigstens nannte sich Stephans Sohn und Nachfolger, Crescimir Peter, seit dem Jahre 1052 **König von Dalmatien**, und die Venediger willigten entweder in diesen Titel und den daran geknüpften Besitz, oder sie wagten nicht, aus Furcht vor der Macht des Königs, ihm denselben streitig zu machen [8]). Crescimir Peter hatte aber keinen Sohn und auch keinen Verwandten, der kräftig genug war, um die von ihm gehobene Macht der Kroaten zu behaupten; er nahm zwar seinen Neffen Stephan zum Thronfolger an, allein er ließ denselben wieder fallen, als er, wie es scheint, dessen Unfähigkeit erkannt hatte. Nach seinem Tode brachen daher unter den kroatischen Großen Thronstreitigkeiten aus; Stephan wurde von Slavizo verdrängt, und dieser durch den Ban Demetrius Zwonimir vom Throne gestürzt. Während der Verwirrung dieser Streitigkeiten begab sich Dalmatien unter den Schutz des griechischen Kaisers. Kaum war aber Demetrius Zwonimir auf dem Throne befestigt, als er auch sogleich die Schutzherrschaft über Dalmatien in Anspruch nahm und sie durch den Einfluß des Erzbischofs Laurentius von Spalatro wieder gewann. Auf den Rath dieses Prälaten beschloß der König, sich dem päpstlichen Stuhle zu unterwerfen und durch eine von dem Papste ausgegangene Belehnung und Weihe sein Recht zum Throne über allen Widerspruch zu erheben. Der König von Kroatien und Dalmatien fügte sich freiwillig in das System, welches Gregor VII. damals aufstellte, und nahm sein Reich von demselben zu Lehen. Gregor schickte im Jahr 1076 einen Legaten zu der kroatischen und dalmatischen Reichsversamlung, die im October zu Altsalona gehalten wurde. Nachdem Demetrius Zwonimir zuerst von den geistlichen und weltlichen Großen zum König erwählt worden war, wurde er von dem päpstlichen Legaten gesalbt und gekrönt, und legte dann in die Hand desselben den Lehenseid ab. Als Lehensabgabe bezahlte er jährlich die Summe von 200 Byzantinern an die päpstliche Kammer.

Obgleich der griechische Kaiser sich dieser Veränderung nicht widersetzte, so gab er doch seine Ansprüche auf Dalmatien nicht auf; er benutzte dieselben vielmehr, um sich bald darauf durch ihre Übertragung auf Venedig den Beistand dieser Seemacht gegen den normännischen Herzog von Apulien zu verschaffen. Im Jahr 1085 trat der Kaiser Alexius dem venedigschen Dogen Vitalis Faledrus die Städte Dalmatiens und Istriens förmlich ab, wodurch der Titel eines Herzogs von Dalmatien, welchen der Doge seit Peter Urseolus II. geführt hatte, rechtmäßig wurde. Vitalis Faledrus dehnte ihn indessen auch auf Kroatien aus und nannte sich **Herzog von Kroatien und Dalmatien**. Er ließ es aber bei der Annahme des Titels bewenden, ohne einen Versuch zur Eroberung Dalmatiens zu machen. Demetrius Zwonimir behauptete sich ruhig im Besitze seines Reiches bis zum Jahre 1089, wo er starb. Zu seinem Nachfolger wurde jener Stephan gewählt, dem schon Crescimir Peter die Thronfolge zugesichert, aber wieder abgesprochen hatte, und der während Zwonimirs Regirung in einem Kloster gelebt zu haben scheint. Seine Regirung war kurz und nur dadurch merkwürdig, daß mit ihm die Herrschaft der kroatischen Nationalkönige erlosch. Nach seinem Tode erhoben sich nämlich so viele Kronprätendenten, als es mächtige Große in Kroatien gab; sie ergriffen die Waffen gegen einander, und es entspann sich ein Kampf, dessen Ende nicht abzusehen war, da die Thronbewerber an Macht und Anhängern sich so gleich waren, daß keiner über die andern ein entschiedenes Übergewicht gewinnen konnte. Unter diesen zerrütteten Umständen des Landes mußte das Auftreten einer fremden Macht in demselben von den größten Folgen seyn; es waren aber nicht die Venediger, sondern die Ungern, welche sich dies zu Nutze machten. Der König Wladislav von Ungern hatte schon als Bruder der kroatischen Königin Lepa, die mit Demetrius Zwonimir vermählt gewesen war, eine Auffoderung, sich in die Angelegenheiten der Kroaten zu mischen; außerdem wurde er noch von einigen Großen herbeigerufen. Er drang daher im Jahr 1091 in Kroatien ein und eroberte das ganze Land bis an die dalmatischen Gebirge fast ohne Widerstand; die Bezwingung der Bergkroaten und der festen Städte Dalmatiens war aber nicht so leicht, und Wladislav hatte kaum den Anfang damit gemacht, als ihn ein Einfall der Cumanen in Siebenbürgen nach Ungern zurückrief. Er ließ seinen Vetter Almuz, den er zugleich zu seinem Nachfolger auf dem ungrischen Throne bestimmt hatte, in Kroatien zurück; allein nach Wladislavs Tode im Jahre 1095 bemächtigte sich des Almuz Bruder Coloman der ungrischen Krone, und ließ sich auch von seinem Bruder gegen eine Entschädigung das kroati-

8) Lucius l. c. p. 133. Crescimir Peter nannte sich bald Rex Dalmatiae Croatiaeque, bald Croatorum Rex Dalmatinorumque. In einer Urkunde vom Jahr 1069 sagt er: Deus omnipotens terra marique nostrum prolongavit Regnum.

sche Reich abtreten. Coloman beschloß nun, die Eroberung seines Vorgängers durch die Unterwerfung der Bergkroaten und der dalmatischen Seestädte zu vollenden. Zu diesem Zwecke zog er in Slavonien ein Heer zusammen, aber auch die Kroaten rüsteten sich zum Widerstande. Sie beseitigten ihre Streitigkeiten und rückten nach ihren zwölf Stämmen in zwölf Abtheilungen, und von ebenso viel Zupanen nach alter Weise geführt, an die Drau, um einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Coloman wagte nicht, diese entschlossenen Männer anzugreifen, sondern versuchte, sie durch Überredung zu gewinnen. Da er vortheilhafte Bedingungen anbot, so kam im Jahr 1102 ein Vertrag zu Stande, dem zufolge die Kroaten Coloman als ihren König anerkannten. Sie geleiteten ihn darauf nach Belgrad am Meere, wo er sich durch den Erzbischof von Spalatro krönen ließ. Von den dalmatischen Städten war Spalatro die erste, welche ihm am 15. Juli 1103 die Thore öffnete. Der König bestätigte der Stadt ihre Vorrechte und Freiheiten, und verlangte für sich keine anderen Vortheile, als die, welche bisher der griechische Kaiser aus seiner Oberhoheit über Dalmatien gezogen hatte. Unter denselben Bedingungen unterwarf sich auch die Stadt Trau; blos Zara hielt bis zum Jahr 1105 eine Belagerung aus, allein da die venedigsche Macht, auf deren Beistand sie rechnete, damals in Palästina war, so öffnete sie ebenfalls dem König von Ungern ihre Thore und leistete demselben die Huldigung.

Durch die Unterwerfung unter die ungrische Herrschaft ging in Dalmatien keine bedeutende Veränderung vor. Zur Verwaltung des Landes wurde ein Ban von Kroatien und Dalmatien eingesetzt; in den dalmatischen Seestädten lag ein königlicher Dux mit einer kleinen Besatzung, um für die Erhaltung des Gehorsams und für die Entrichtung des herkömmlichen Schutzgeldes zu sorgen. Dagegen durfte sich kein Unger ohne Erlaubniß der Obrigkeit in den Städten niederlassen; denn obwol der König von Ungern die Beschützung der Privilegien mit einem Eide verbürgt hatte, so trauten doch die Dalmatier seiner Zusage nicht. So lange indessen Coloman regirte, hatten sie keine Ursache zu Beschwerden; allein die vormundschaftliche Regirung, die nach Colomans Tode im Jahr 1114 für dessen Sohn Stephan angeordnet wurde, suchte ihre Gewalt in Dalmatien auszudehnen. Ein Versuch des ungrischen Dux in Spalatro, diese Stadt sich mit Gewalt zu unterwerfen, mislang und vernichtete das Zutrauen der Dalmatier zu den Ungern. Die dalmatischen Städte begannen daher sich wieder nach venedigschem Schutz umzusehen. Von nun an begann ein Kampf zwischen Venedig und Ungern, der abwechselnd die dalmatische Seeküste in die Gewalt der einen und der andern Macht brachte. Den Venedigern war Dalmatien um so unentbehrlicher, da sie nirgends leichter das nöthige Holz zur Erbauung von Schiffen und gewandte Matrosen, so wie tapfere Soldaten zur Bemannung derselben erhalten konnten, als hier; außerdem war ihre Schifffahrt und Herrschaft auf dem adriatischen Meere unsicher und unvollständig, so lange die dalmatische Küste ihnen nicht unterworfen war. Sobald daher die dalmatischen Städte ihnen selbst die Hand reichten, kündigten sie dem König Stephan von Ungern den Krieg an. Der Doge Ordelafo Falieri eroberte im Jahr 1115 die Städte Zara und Belgrad; der Ban von Kroatien wurde bei Zara im folgenden Jahre geschlagen, worauf mehre Städte den Venedigern freiwillig die Thore öffneten und einige Stämme der Bergkroaten dem Dogen huldigten. Die ungrischen Stände gingen zwar mit dem Dogen einen fünfjährigen Waffenstillstand ein, allein sie brachen ihn im Jahre 1117 wieder, als sie ein Heer zusammengebracht hatten, mit dem sie die Venediger bei Zara angriffen. Diese wurden nicht allein geschlagen, sondern verloren auch ihren Dogen Falieri, der in dem Gefechte blieb. Zara mußte sich den Ungern von neuem unterwerfen. Während der an Falieri's Stelle gewählte Doge, Dominico Michieli, mit der venedigschen Seemacht in Palästina war, vereinigte sich der König Stephan von Ungern mit dem griechischen Kaiser, Kalo Johannes, zur Vertreibung der Venediger aus Dalmatien. Der griechischen Flotte und dem ungrischen Landheere konnten oder wollten die dalmatischen Städte nicht widerstehen; sie unterwarfen sich daher im Jahre 1124 den Ungern wieder, und der ungrische König Stephan ward zu Belgrad gekrönt. Mit derselben Leichtigkeit kehrten sie aber unter die venedigsche Herrschaft zurück, als der Doge im folgenden Jahre auf der Rückfahrt aus Palästina mit seiner Seemacht im adriatischen Meere erschien. Die ungrischen Besatzungen flüchteten nach Belgrad, mußten aber die Stadt übergeben, die nun völlig zerstört wurde. Der griechische Kaiser hatte sich bisher geweigert, den Venedigern eine goldene Bulle über die Abtretung von Dalmatien auszustellen; im Jahr 1131 verstand er sich endlich dazu, da ihm die Feindschaft der Venediger mehr Schaden zuzog, als die Behauptung eines bloßen Scheines von Oberherrschaft werth war.

Um Dalmatien dem Einflusse des Erzbischofs von Spalatro zu entziehen, der sich als ein ungrischer Reichsstand für die Aufrechthaltung der Hoheit seines Königs bemühte, beschloß die venedigsche Regirung, ein neues Erzbisthum in Zara zu stiften und die dalmatische Kirche ihrem Patriarchen von Grado als geistlichem Oberhaupte zu unterwerfen. Die Errichtung des erzbischöflichen Stuhles zu Zara kam im Jahre 1146 zu Stande, allein die Zaratiner wollten nicht zugeben, daß ihr Erzbischof von dem venedigschen Patriarchen abhängig werde, obwol die Venediger von dem Papste Honorius eine Bulle ausgewirkt hatten, durch welche die kirchlichen Verhältnisse Dalmatiens nach ihren Wünschen geordnet wurden. Aus diesem Widerstande entspann sich ein langer Streit zwischen Zara und Venedig, der oft durch die Waffen ausgeglichen werden mußte, ohne entschieden zu werden. Überhaupt unterwarfen sich die Dalmatier jeder Herrschaft, die ihnen durch eine fremde Macht aufgezwungen ward, ohne bedeutende Gegenwehr, aber nur so lange, als sie durch die Furcht vor den anwesenden Streitkräften im Gehorsam gehalten oder durch ihren Vortheil dazu bewogen wurden. Auf diese Art kehrten sie im Jahr 1168 unter die griechische Herrschaft zurück, als der griechische Kaiser Manuel angeblich für seinen Schwiegersohn, den ungrischen Prinzen Bela, in der That aber für sich selbst ein Heer in ihr Land einrücken ließ, vor dem die ungri-

schen Besatzungen weichen mußten. Die Venediger behielten blos Trau und Ragusa, die sie im Jahr 1171 eroberten, und Zara, welches sie im folgenden Jahre für seine häufigen Empörungen durch die Niederreißung der Stadtmauern bestraften.

Durch den Tod des griechischen Kaisers Manuel im Jahr 1180 änderte sich die Lage Dalmatiens; die Griechen räumten die dalmatischen Städte dem König Bela ein, in dessen Namen sie dieselben früher in Besitz genommen hatten; auch Zara unterwarf sich dem König, der sogleich die von den Venedigern abgetragenen Mauern wieder aufführen ließ. Die Abneigung der Zaratiner gegen die venedigsche Herrschaft und besonders gegen den Primat des venedigschen Patriarchen war so groß, daß sie nicht, wie gewöhnlich, sich dem Dogen bei dessen Erscheinung mit einer Seemacht unterwarfen, sondern ihm den mannhaftesten Widerstand leisteten. Sie hielten mehre Belagerungen mit ebenso viel Standhaftigkeit als Glück aus, und behaupteten ihre Unabhängigkeit bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Im Jahr 1202 führte aber der vierte Kreuzzug eine Menge französischer und niederländischer Ritter in Venedig zusammen. Diese hatten mit den Venedigern einen Vertrag wegen ihrer Überfahrt nach Palästina abgeschlossen, konnten aber die dafür bedungene Summe nicht bezahlen; auf den Vorschlag des Dogen Dandolo beschlossen sie daher, ihre Schuld durch Kriegsdienste abzutragen. Die venedigsche Flotte nahm die Kreuzfahrer an Bord und lief gegen Zara aus. Nachdem die Hafenkette gesprengt und die Ritter ans Land gesetzt worden waren, mußte sich die Stadt nach einer fünftägigen Belagerung ergeben; ihre Mauern und die in ihr befindlichen festen Häuser wurden niedergerissen. Die Flotte, welche in Zara überwinterte, war indessen kaum im Frühjahr 1203 abgesegelt, als auch die Zaratiner die venedigsche Besatzung vertrieben und sich wieder unter ungrischen Schutz begaben. Da indessen die Venediger damals den höchsten Gipfel ihrer Macht erreichten, weil sie mit Hilfe der Kreuzfahrer Constantinopel eroberten und über ein Viertheil des griechischen Reiches an sich rissen, so glaubte Zara sich nicht halten zu können und trat unter venedigsche Hoheit zurück. Es behielt zwar seine Verfassung, mußte aber einen von Venedig geschickten Grafen annehmen, und außerdem einen jährlichen Tribut entrichten; daß endlich die Zaratiner auch ihre Kirche unter den Sprengel des venedigschen Patriarchen stellen mußten, versteht sich nach der Wichtigkeit, welche die Venediger bisher auf dieses Verhältniß gelegt hatten, von selbst [9]).

Nicht lange nachher wanderte ein fremder Volksstamm in Dalmatien ein und setzte sich auf dem Gebirge zwischen Zengh und Zara fest. Er kam aus der kleinen Walachei oder Maurovlachia, und erhielt daher von den Italiänern und Teutschen den Namen der **Morlachen** oder **Morlaken**. Bei seinen kriegerischen Eigenschaften und der festen Lage seiner Wohnsitze war er schwer zu bezwingen, und es dauerte lange, ehe er zum Theil der venedigschen, zum Theil der ungrischen Oberherrschaft unterworfen ward [10]).

Verheerender und furchtbarer, obgleich nur vorübergehend, war der Einfall der Mongolen. Vergebens hatte der König Bela IV. von Ungern den Fortschritten derselben Einhalt zu thun gesucht, er mußte im Jahr 1242 nach Dalmatien entfliehen. Seine Flucht zog ihm die Mongolen nach, die nun in Dalmatien dieselben Verwüstungen wie in Ungern anrichteten. Sie traten aber noch in demselben Jahre ihren Rückzug an, nachdem ihre Angriffe an den festen Seestädten gescheitert waren. Die Anwesenheit des Königs Bela in Dalmatien hatte die Folge, daß die Stadt Zara den venedigschen Grafen Giovanni Michieli vertrieb und sich dem König von Ungern unterwarf. Der venedigsche Doge schickte aber sogleich eine Flotte gegen die Stadt. Nachdem diese die Hafenkette gesprengt hatte, zogen sich die Ungern, welche die Stadt vertheidigen sollten, aus derselben heraus, und da die vornehmsten Bürger nach Rom entwichen, so fiel es den Venedigern nicht schwer, sich am 5. Juni 1243 von neuem der Stadt zu bemächtigen. Anfangs besetzten die Venediger Zara mit einer Militärcolonie, allein da die geflüchteten Zaratiner den Kampf fortführten, so nahm Venedig jene Maßregel, welche alle Ausgleichung unmöglich gemacht haben würde, zurück. Die Zaratiner erhielten darauf die Verzeihung, um welche sie baten, und die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt. Sie mußten sich aber gefallen lassen, daß die Mauer am Hafen niedergerissen und ein Kastell errichtet wurde, in dem eine venedigsche Besatzung zurückblieb [11]).

Nach dem Abzuge der Mongolen lag Dalmatien in einem so verödeten Zustande da, daß es aus demselben nicht anders als mit einer großen Veränderung seiner Verhältnisse hervorgehen konnte. Dem König von Ungern fehlte es an Mitteln, um die verwüsteten Gegenden auf eigene Kosten wieder in Flor zu bringen; er überließ daher andern, die das dazu nöthige Geld besaßen, ganze Landstriche auf eine Weise, die ihre Macht bald zu einer beinahe unabhängigen und fürstlichen erheben mußte. Auf diesem Wege gelangte das Haus **Subich** seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zu einer überwiegenden Macht in Dalmatien. Stephan, einer der angesehensten kroatischen Barone aus diesem Hause, erhielt von dem König zwei Grafschaften zu erblichem Besitz und das Banat über ganz Slavonien auf Lebenszeit. In dieser Stellung wußte er sich die Zuneigung der Kroaten und die Freundschaft der dalmatischen Seestädte zu verschaffen, so daß die Stadt Trau bereits ihn zu ihrem Grafen wählte. Die übrigen Städte folgten diesem Beispiele und übertrugen den Söhnen Stephans ihre Grafenwürde. Dalmatien und Kroatien kam auf diese Art

9) Der Krieg zwischen Venedig und Zara ward mit Unterbrechungen durch Waffenstillstände von 1183 bis 1188, von 1190 bis 1191, von 1192 bis 1193, und von 1199 bis 1204 geführt.

10) Die Morlaken nennen sich selbst **Ulassen**. S. Viaggio in Dalmazia dell' Abbate Fortis. Venez. 1774. Aus diesem Werke ist der die Morlaken betreffende Abschnitt besonders ins Teutsche übersetzt worden und unter dem Titel: **Die Sitten der Morlachen**, im Jahr 1775 zu Bern erschienen. 11) Leo Geschichte der italiänischen Staten (Hamburg 1829). Bd. 3. S. 25.

nach und nach ganz in die Gewalt der Söhne Stephans; Gregor Subich nahm sogar gegen das Ende des 13. Jahrhunderts den Titel eines Grafen von Dalmatien an. Er hatte nämlich in den Städten Nona, Scardona, Sebenico, Clissa, Almissa, Trau und Spalatro das Grafenamt an sich gebracht, so daß der Name Dalmatien, der, wie oben bemerkt worden ist, eigentlich nur die Städte Trau, Spalatro und Zara umfaßte, von nun an auf die ganze Seeküste übertragen zu werden anfing.

Nach dem Aussterben des arpadischen Königsgeschlechts bestieg der König beider Sicilien, Karl Robert, im Jahr 1301 den ungrischen Thron. Man erwartete von dieser Veränderung, daß der neue König von Ungern seine italiänische Flotte auf der einen, und seine ungrische Landmacht auf der andern Seite benutzen werde, um die dalmatischen Seestädte in eine größere Abhängigkeit, als die bisherige, zu bringen, und um die kroatischen Großen, namentlich die Familie Subich einzuschränken. Allein der König fand in Ungern so vielen Widerstand, daß er Dalmatien und Kroatien mehr durch die Begünstigung der Großen, als durch Zwang, in Gehorsam erhalten mußte. Statt daher die Macht des Hauses Subich zu beschränken, vermehrte er dieselbe durch neue Verleihungen; nach dem Tode des Bans Paul Subich gab er im Jahr 1312 dem Sohne desselben, Mladin dem Älteren, das Banat von Kroatien und das Seebanat unter dem Titel eines Fürstenthums von Dalmatien. Mladin verschaffte sich die Freundschaft der Venediger dadurch, daß er ihnen die Stadt Zara Preis gab. Diese Stadt war im Jahr 1302 von Venedig abgefallen, und wurde im Jahr 1312 von den Venedigern eingeschlossen. Mladin erhielt zwar von dem König von Ungern den Befehl, sie zu entsetzen, statt aber diesen Befehl auszuführen, beredete er vielmehr die Zaratiner, sich dem Dogen von Venedig von neuem zu unterwerfen, und er gewann dadurch die Freundschaft der Republik, ohne das Vertrauen des Königs zu verlieren, weil er bei diesem sein Verfahren auf das genügendste zu rechtfertigen wußte. Die Morlaken und die übrigen kriegerischen Gebirgsbewohner zog er in sein Interesse, und seine Macht war in der That groß genug, um ihn zum Streben nach der unabhängigen Herrschaft über ganz Dalmatien anzutreiben, wäre nur auch sein Verstand fein genug gewesen, um diesem Streben einen glücklichen Erfolg zu sichern. Er fing es aber so grob an, daß seine Absicht schon kein Geheimniß mehr war, als er kaum begann, sie auszuführen; auch bestand seine Energie weniger in der festen und unerschütterlichen Verfolgung eines bestimmten Plans, als in Grausamkeit gegen die, welche sich ihm widersetzten, und in Gewaltthätigkeiten gegen Schwächere. So verlangte er von der Stadt Trau ein mit ihrem Stadtsiegel versehenes unbeschriebenes Pergament, um sich alsdann selbst Rechte zu ertheilen, wie es ihm gefiel; als die Stadt sein Verlangen abschlug, verheerte er ihr Gebiet und beunruhigte ihren Handel. Ebenso verfuhr er gegen die übrigen Städte; selbst gegen die Kroaten benahm er sich hart und grausam, und mit der Kirche verdarb er es durch die offenbarsten Gewaltthätigkeiten, die er wider die Geistlichkeit ausübte. Als die Klagen der Bedrückten bei dem Könige kein Gehör oder wenigstens keine Abhilfe fanden, war es natürlich, daß die Seestädte sich den Venedigern in die Arme warfen, und daß die kroatischen Barone sich gegen den Tyrannen empörten. Von allen und selbst von seinen nächsten Verwandten verlassen, flüchtete Mladin mit seinen Schätzen zu dem Könige; diese Schätze wurden aber sein Unglück, denn um sie zu bekommen, ließ ihn der König verhaften und bis zu seinem Tode auf einem festen Schlosse in Ungern verwahren.

Die Folge von Mladins Übermacht und dem Mißbrauch derselben war, daß die ganze dalmatische Seeküste den Venedigern in die Hände fiel. Die Stadt Trau stellte sich zuerst im Jahr 1322 unter venedigschen Schutz; diesem Beispiel folgten im Jahr 1327 Spalatro und Sebenico und im folgenden Jahre auch Nona. Sobald aber Ludwig I. den ungrischen Thron bestiegen hatte, war das erste, was er that, ein Versuch, die kroatischen Großen der königlichen Gewalt wieder zu unterwerfen und die Venediger aus Dalmatien zu vertreiben. Er erschien daher mit einem Heere Ungern und Bosniaken im Jahr 1345 in Dalmatien; die Städte Trau und Spalatro hatten mit den Grafen Paul und Mladin dem Jüngern aus dem Hause Subich ein Bündniß geschlossen und fühlten sich stark genug, dem Könige die gefoderte Unterwerfung zu verweigern; Zara dagegen fiel demselben zu. Als die Venediger die abtrünnige Stadt sogleich einschlossen, that zwar der König Ludwig I. alles, um sie zu entsetzen, aber die Ermordung seines Bruders Andreas in Neapel vereitelte alle seine Plane. Denn er verlor dadurch nicht allein die Hilfe der Seemacht, die ihm Andreas zuführen sollte, sondern er mußte sich auch selbst nach Neapel begeben, um seines Bruders Tod zu rächen. Er schloß daher mit den Venedigern einen achtjährigen Waffenstillstand, worauf sich Zara im November 1346 denselben aufs neue unterwerfen mußte. Ludwig verlor indessen seinen Plan nicht aus den Augen. Nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes begann er den Krieg gegen Venedig mit einer größeren Kriegsmacht und einem glücklicheren Erfolge als das erste Mal. Die Republik war auf einen solchen Angriff nicht gefaßt; während der König selbst Istrien, Friaul und Trevigo wegnahm, rückten seine Feldherren im Jahr 1357 vor die dalmatischen Städte; Trau und Spalatro öffneten freiwillig die Thore, und Zara ward nach hartnäckiger Vertheidigung von den Ungern genommen; da die Venediger zu gleicher Zeit einen Aufruhr in Candia und die immer weiter um sich greifende Seeräuberei der Türken zu bekämpfen hatten, so schlossen sie am 20. Febr. 1358 mit dem König von Ungern Frieden. Sie traten demselben die dalmatischen Städte und Inseln ab und tilgten in dem Titel ihres Dogen den Namen eines Herzogs von Kroatien und Dalmatien aus [12]).

Ludwig behandelte Dalmatien als eine Eroberung und schränkte ebenso sehr die Macht der kroatischen Großen als die Freiheiten der dalmatischen Städte ein. Die Familie Subich verlor einen großen Theil ihrer Besitzungen, und einer ihrer Zweige verlor sich unter den Nobili

12) Leo a. a. O. S. 85.

der Stadt Ragusa, während ein anderer der Stamm des gräflichen Geschlechtes Zrini wurde [13]). Die Städte erlitten den bittersten Verlust. Die Aufhebung ihrer Privilegien, welche der königlichen Gewalt nachtheilig waren, brachte ihren Handel herunter und veranlaßte eine so starke Auswanderung, daß die dalmatische Schifffahrt beinahe völlig aufhörte. Die Venediger trugen so viel sie konnten zur Beschränkung des dalmatischen Handels bei, um Misvergnügen und Empörung zu erregen; als sie indessen so weit gingen, auch die Ausfuhr des dalmatischen Salzes zu verbieten, erklärte ihnen der König Ludwig den Krieg und führte denselben, da die Venediger zu gleicher Zeit von den Genuesern bedrängt waren, so vortheilhaft, daß die Republik den Frieden mit den härtesten Bedingungen erkaufen mußte. Sie verpflichtete sich nämlich zu einem jährlichen Tribut von 7000 Ducaten und versprach, sich nicht ohne besondere königliche Erlaubniß mit ihren Schiffen an die dalmatischen Inseln und Küsten zu wagen. Dieser Friede ward im August 1381 geschlossen, und schon im folgenden Jahre starb Ludwig. Da er keine Söhne hinterließ, so fehlte es dem Gemahl seiner ältesten Tochter Maria, dem nachherigen Kaiser Siegmund, den er zu seinem Nachfolger ernannt hatte, nicht an Gegnern, und diese Thronstreitigkeiten hatten einen wesentlichen Einfluß auf die Lage der Dinge in Dalmatien. In diesem Lande war durch Ludwig am meisten verändert worden; hier war daher die Unzufriedenheit am größten. Um ihrem Ausbruche zuvorzukommen, begab sich die Königin Maria nebst ihrer Mutter Elisabeth im Jahr 1383 nach Zara, ließ sich huldigen und suchte durch die Bestätigung der älteren Privilegien die Gunst der Städte und Großen wieder zu gewinnen. Nach ihrer Entfernung wandte sich aber eine zahlreiche Partei an den König Karl von Neapel. Dieser erschien auch mit einem Heere und bemächtigte sich nicht blos Dalmatiens, sondern selbst Ungerns ohne Widerstand; er wurde indessen schon nach einigen Monaten, am 13. Januar 1386, ermordet. Obgleich nun Maria's Gemahl, Siegmund, in Ungern das Übergewicht behielt, so trat doch in Dalmatien des ermordeten Karls Sohn und Nachfolger, Ladislaus, als Gegenkönig auf. Er selbst kam im Jahre 1403 nach Dalmatien, und ließ sich im October zu Zara von dem päpstlichen Legaten Angelus krönen.

Die Beliebtheit des Ladislaus in Dalmatien dauerte indessen ebenso kurz, als sein dortiger Aufenthalt. Während er sich in Italien in weitaussehende Unternehmungen einließ und in allen unglücklich war, wandten sich die Dalmatier von ihm ab und seinem Gegner, dem König Siegmund, zu. Seine Ansprüche auf Dalmatien und Kroatien waren ihm daher bald ebenso unnütz, als der Besitz der Orte, die noch in seiner Gewalt blieben, unsicher war; er konnte nichts damit machen, als sie verkaufen, wenn er anders einen Käufer fand. Die Republik Venedig ging auf den ihr angetragenen Kauf ein; sie bezahlte dem König Ladislaus 100,000 Ducaten und schickte im Jahr 1409 vier Proveditoren mit einer Flotte nach Zara, um diese Stadt in Besitz zu nehmen. Die Zaratiner wurden mit dem venedigschen Bürgerrecht beschenkt und unterwarfen sich, nachdem sie den Verkauf als einen giltigen anerkannt hatten. Die Stadt Sebenico ergab sich im October 1412 freiwillig den Venedigern. Der Krieg, der deshalb zwischen der Republik und dem König Siegmund ausbrach, brachte nach und nach ganz Dalmatien in die Hände der Venediger. Die Stadt Trau wurde von ihnen im Juni 1420 mit Sturm eingenommen und Spalatro ebenfalls nach einem hartnäckigen Widerstand zur Übergabe gezwungen. Ebenso kamen alle dalmatischen Inseln in ihre Gewalt, und alle diese Eroberungen wurden ihnen bei dem Friedensschlusse von König Siegmund abgetreten. Sie blieben auch von Siegmunds Nachfolgern unangegriffen in ihrem Besitz, weil diese zum Theil durch innere Unruhen, hauptsächlich aber durch die Vertheidigung Ungerns gegen die Türken an erfolgreichen Unternehmungen zur Wiedereroberung ihrer dalmatischen Herrschaft verhindert wurden.

Die Venediger erhielten zwar durch die Türken vor den Ungern Ruhe, allein sie erhielten auch zugleich an den Türken selbst einen für ihre dalmatischen Besitzungen gefährlichen Feind. Durch das Vordringen der Türken wurden ganz neue Verhältnisse an der Ostküste des adriatischen Meeres hervorgebracht. Die Türken ließen sich im Jahre 1429 zum erstenmal in Dalmatien sehen, allein blos auf einem Streifzuge; erst nach ihrer Eroberung von Servien und Bosnien begannen sie seit dem Jahre 1462 regelmäßige Unternehmungen gegen Kroatien und Dalmatien, die zwar an den festen Städten scheiterten, aber dem offenen Lande desto größeren Schaden zufügten. Ein beständiger Kriegszustand war die natürliche Folge dieses Verhältnisses; selbst durch Friedensschlüsse zwischen den Türken und den Regierungen, welchen diese Gegenden unterworfen waren, wurde derselbe nicht unterbrochen, weil es für erlaubt und für keinen Friedensbruch galt, auf Streifzügen in das benachbarte Gebiet so viel Beute zu machen, als man erlangen konnte, und selbst feste Orte wegzunehmen und zu behalten. Zur Abwehr und Erwiederung solcher Raubzüge bildete sich in Dalmatien eine stehende Grenzmiliz größtentheils aus solchen Leuten, die sich aus den türkischen Provinzen geflüchtet hatten; man nannte sie daher Uskoken, welches Wort so viel als Flüchtlinge oder Überläufer bedeutet. Der Erzherzog Ferdinand von Östreich, dem sein Schwager, der König von Ungern, im Jahr 1522 die wichtigsten Festungen in Dalmatien und Kroatien einräumte, um sie gegen die Türken zu vertheidigen, wies den Uskoken Clissa zu ihrem Aufenthalte an. Von hier aus machten diese unaufhörliche Einfälle in das türkische Gebiet und schlugen mehre Male die Angriffe der Türken ab. Nachdem aber die Türken den größten Theil von Slavonien in ihre Gewalt gebracht, und mehre feste Plätze in Dalmatien und Kroatien erobert hatten, ergab sich ihnen auch Clissa im Jahr 1537. Die Uskoken zogen sich darauf nach Zengh zurück, von wo aus sie ihren Kampf gegen die Tür-

---

13) *Car. du Fresne* Illyricum vetus et novum seu historia regnorum Dalmatiae, Croatiae etc. p. 287.

ken fortsetzten und denselben auch auf das Meer ausdehnten [14]).

Während Kroatien und Slavonien durch die Türken so viel litten, daß die Einwohner entweder scharenweise nach Teutschland auswanderten, oder den Ungläubigen huldigten und sich beschneiden ließen, genoß das venedigsche Dalmatien unter dem Schutze der mächtigen und von den Türken gefürchteten Republik einer glücklichen Ruhe. Diese drohten aber die Uskoken dadurch zu stören, daß sie oft in dem venedigschen Dalmatien landeten, um von dieser Seite her die Türken unerwartet zu überfallen. Die deshalb von den Türken gemachten Vorstellungen in Venedig hatten zwar die Wirkung, daß die Venediger den Uskoken den Seeraub und besonders die Landung an ihrer Küste verboten, allein ohne sich an die venedigschen Verbote und Drohungen zu kehren, überfielen die Uskoken im Jahre 1596 die Festung Clissa und eroberten sie. Sie konnten dieselbe indessen nicht behaupten, weil die Türken sie sogleich wieder einschlossen, und die Venediger dem christlichen Heere, das zum Entsatze heranzog, den Durchzug nicht blos verweigerten, sondern auch mit Gewalt streitig machten. Daraus entwickelte sich ein so heftiger Zwist zwischen den Uskoken und Venedigern, daß er in einen förmlichen, mit großer Grausamkeit geführten Krieg ausbrach. Die Venediger wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie den Erzherzog Ferdinand durch einen Angriff auf seine teutschen Erbländer zwangen, die Uskoken im Jahre 1612 aus Zengh zu verweisen. Diese setzten sich aber darauf an andern Orten der Küste fest und führten den Krieg mit um so größerer Rachsucht fort, je mehr ihre Erbitterung durch ihre Vertreibung aus Zengh gestiegen war. Da indessen durch die Richtung, welche die Uskoken gegen die Venediger genommen hatten, der Zweck, um dessentwillen sie ursprünglich von der östreichschen Regirung aufgenommen und besoldet worden waren, ganz und gar nicht mehr erfüllt wurde, so willigte Ferdinand im Jahr 1617 in ihre gänzliche Entfernung von der Seeküste. Alle ihre Schiffe wurden verbrannt und sie selbst ins Innere von Krain abgeführt bis auf einige der Verwegensten, die mit ihren Schiffen vor Ausführung jener Maßregel in die See stachen und, nachdem sie ihre Rache durch Verheerung venedigscher Inseln noch einmal gesättigt hatten, sich in neapolitanische Dienste begaben.

Die Venediger behaupteten sich nicht allein in ihren dalmatischen Besitzungen, sondern sie vergrößerten dieselben auch durch Eroberungen, die sie in den von ihnen mit den Türken geführten Kriegen machten. In dem Kriege, welcher im Jahre 1647 zwischen der Republik und der Pforte ausbrach, waren die Venediger in Dalmatien den Türken so überlegen, daß sie die meisten Festungen in dem türkischen Dalmatien und Kroatien einnahmen, und bei dem im Jahre 1669 erfolgten Friedensschlusse behielten. Da sie aber alle eroberten türkischen Grenzfestungen geschleift und das dazu gehörige Gebiet völlig verheert hatten, so behaupteten die Türken, daß die Venediger eben so wenig das Recht hätten, die von festen Plätzen entblößten Gegenden als Eroberungen zu betrachten, als die von ihnen selbst geschleiften Befestigungen wieder herzustellen. Um nicht den Krieg von neuem anfangen zu müssen, ließ sich die Republik im Jahr 1671 eine neue Grenzbestimmung gefallen, durch welche sie von ihren Eroberungen blos die Städte Clissa, Novigrad, Salona und Il Sasso nebst dem Lande zwischen Clissa und Spalatro behielt. Die venedigsche Regirung war jedoch nicht immer im Stande, die von ihr abhängigen Morlaken im Zaume zu halten. Ermuthigt durch die Niederlage, welche die Türken im Jahre 1682 bei ihrer vergeblichen Belagerung von Wien erlitten hatten, begannen die Morlaken Feindseligkeiten gegen die Türken und zwar mit so großem Glück, daß die Republik es für das Beste hielt, an dem Kriege gegen die Pforte Theil zu nehmen. Obgleich sie ihn nicht mit großer Anstrengung führte, wurde doch ihre Theilnahme mit bedeutenden Abtretungen, zu denen sich die Türken in dem Karlowitzer Frieden (1699) verstehen mußten, belohnt. Sie erhielt nämlich Knin, Sign, Cielut, Galatta, Cataro, Rizano und Castelnuovo, während die Pforte zugleich dem ungrischen Kroatien alles, was sie jenseits des Unnaflusses besaß, abtreten mußte. In dem letzten Türkenkriege, den die Republik Venedig im Jahre 1717 anfing, aber auch schon am 21. Juli 1718 wieder beendete, erlitt Dalmatien keine bedeutenden Grenzveränderungen. Der venedigsche Antheil erstreckte sich von der Insel Cherso und der äußersten Spitze des Golfo di Carnero an bis nach Narenta hinab; was von Dalmatien zu Ungern gehörte, lag am Golfo di Carnero und wurde mit Kroatien und Slavonien zu einem Reiche vereinigt, wiewol die ungrischen Könige den Titel eines Königs von Dalmatien fortführten. Den Türken gehörte das ehemalige serbische Dalmatien nebst der Schutzherrschaft über die Republik Ragusa [15]).

In diesem Zustande der Ostküste des adriatischen Meeres ging bis zu dem Ausbruche der französischen Revolution keine Veränderung vor. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte der Verfall von Venedig die ehemals große Macht dieser Republik so gelähmt, daß sie bei dem Eindringen der Franzosen in Italien weder für diese noch für die Östreicher Partei ergriff, sondern sich zu einer Neutralität bekannte, die ohne die Stütze eines Heeres und einer Flotte nur ein Beweis ihrer Schwäche war. Statt sich durch völlige Wehrlosigkeit die gehoffte Schonung zu erwirken, gab sie sich vielmehr dadurch als eine leichte Beute ihren Feinden Preis. Der venedigsche Stat wurde die Entschädigung, für welche Östreich die Lombardei an die von dem französischen General Bonaparte ge-

14) Storia degli Uscochi scritta di Minucio Minuci e continuata dal P. Paolo Sarpi. Venez. 1676.

15) Alter und Neuer Stat des Königreichs Dalmatien. Nürnberg 1718. De regnis Dalmatiae, Croatiae, Sclavoniae notitiae praeliminares studio Dn *B. A. Kercselich de Corbovia.* Zagrab. fol. Gebhardi Geschichte der mit Hungarn verbundenen Staten, in Guthrie's u. Gray's allg. Weltgeschichte, Bd. 15. Abth. 3. S. 384—525. Da Ragusa eine eigne Geschichte hat, so habe ich die Geschichte dieser Republik von der allgemeinen Geschichte Dalmatiens getrennt, um auf den besondern darauf bezüglichen Artikel der allg. Encyclop. zu verweisen.

stiftete Cisalpinische Republik überließ. Durch den Frieden von Campo Formio kam daher im Jahre 1797 ganz Dalmatien unter östreichsche Herrschaft. Dieser Besitz, den auch der Lüneviller Friede bestätigte, war indessen nicht von langer Dauer. Aus dem unglücklichen Kriege, den Östreich im Jahre 1805 in Verbindung mit Rußland gegen den Kaiser der Franzosen Napoleon führte, konnte es nicht anders, als mit bedeutenden Verlusten hervorgehen. Es entsagte in dem zu Preßburg am 26. Dec. 1805 geschlossenen Frieden seinen venedigschen Besitzungen, die mit dem von Napoleon gestifteten und beherrschten Königreich Italien vereinigt wurden. Napoleon nahm darauf von dem ehemals venedigschen Dalmatien Besitz, obgleich er aus einem Theile desselben erst die Russen vertreiben mußte. Er faßte hier festen Fuß, um sich bei der ersten günstigen Gelegenheit noch weiter auszubreiten und die beiden Küsten des adriatischen Meerbusens ganz in seine Gewalt zu bringen. Die Gelegenheit dazu bot sich ihm dar, als Östreich im Jahr 1809 sich noch einmal gegen ihn erhob. Mit gewohntem Glücke entschied Napoleon den Krieg in demselben Jahre, in welchem er begonnen hatte, zu seinen Gunsten, und gewährte den Frieden nur gegen Abtretungen, welche das östreichische Kaiserthum zu einem State zweiten Ranges herabdrückten. Unter denselben war auch Kroatien und das ungrische Dalmatien. Aus dem ganzen Dalmatien bildete Napoleon mit Hinzufügung der von Östreich auf dem rechten Ufer der Sau abgetretenen Gebiete die sogenannten illyrischen Provinzen seines Kaiserreiches. Zwei seiner Marschälle erhielten von diesen Eroberungen ihren herzoglichen Titel, der Marschall Soult den Titel eines Herzogs von Dalmatien und der Marschall Marmont den Titel eines Herzogs von Ragusa.

Vom Jahre 1809 blieb Dalmatien unter französischer Herrschaft bis zum Umsturze des Napoleonischen Reiches. Die Regirung der Franzosen hatte nicht lang genug genug gedauert, um eine Veränderung in dem Leben der Bewohner des adriatischen Küstenrandes hervorzubringen, aber wol lang genug, um die Wiedereinnahme des Landes durch die Östreicher als eine Befreiung von einem schweren und drückenden Joche erscheinen zu lassen. In Folge der neuen Organisation jener Gegenden vom 10. August 1816 wurde Dalmatien als ein eigenes Gouvernement von dem Königreich Illyrien getrennt, und dem Gouverneur seine Residenz in Zara angewiesen. (*Fr. Lorentz.*)

DALMATIKA, ein Kleidungsstück, das seinen Namen von Dalmatien hat (dalmatica vestis), wo es wahrscheinlich gewöhnlich war. Es ist ein vorn nicht offenes, bis zu den Knieen reichendes, Unterkleid, das am Halse weit ausgeschnitten und entweder mit langen und vorn engen, oder mit kurzen und weiten Ärmeln versehen ist. Weil es die Form eines Kreuzes bildet, wurde es vom Papst Sylvester I. als kirchliche Kleidung eingeführt für die Bischöfe und, bei feierlichen Gelegenheiten, auch für die Diakonen. Von Purpur trugen es die Kaiser und Könige bei der Krönung (s. Murr Journal zur Kunstgeschichte unter: Reichskleinodien). (*H.*)

DALMATIN, Georg, lutherischer Prediger in Oberkrain, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.; ein gelehrter und thätiger Mann, und erster Übersetzer der ganzen Bibel in die sogenannte wandalische oder windische Sprache. Durchdrungen von dem großen Bedürfnisse einer solchen Übersetzung, vollendete er sie im J. 1568 und wußte nun auch die Landstände von Steiermark, Kärnthen und Krain*) dahin zu vermögen, daß sie den Druck desselben beschlossen, und deshalb im J. 1530 mit Johann Manlius Buchdrucker zu Laibach, in Unterhandlung traten. Da jedoch der Landesherr, Herzog Karl von Steiermark, die Unternehmung untersagte; so wandte man sich nach Wittenberg, wo er nichts zu gebieten hatte. Nachdem die Übersetzung von mehren sprachkundigen Gottesgelehrten, als Jeremias Homberger, Pastor von Grätz und Superintendenten von Steiermark, Bernhardt Steinert, Pastor zu Klagenfurt, Christoph Spindler, Pastor und Superintendenten zu Laibach, Adam Bohoritsch, Rector daselbst und noch andern, im J. 1581 geprüft und gebilligt worden; schickte man damit im April des J. 1583, den Übersetzer Dalmatin und den Rector Bohoritsch nach Wittenberg, um dort den Druck derselben besorgen zu lassen. Man wurde mit dem Buchhändler Samuel Seelfisch für 1500 Exemplare, jedes von 280 Bogen auf größtem Papier mit schöner Schrift und Holzschnitten um 8000 Gulden eins; und der Druck begann zu Ende Mai desselben Jahrs (1583) bei Johann Krafts Erben und wurde so eifrig fortgesetzt, daß er bereits am ersten Tage des folgenden Jahres beendigt war, und die Bibel konnte ausgegeben werden. Sie hat den Titel: Biblia, tu je vse Soetu Pismu Stariga, inu noviga Testamenta, Slovenski tolmazhena, Scusi *Juria Dalmatina*, und ist den gedachten Landständen zugeeignet. — Dreißig Jahre früher (1553) erschien zu Tübingen auch schon eine Übersetzung der heiligen Schrift in wendischer Sprache; aber sie umfaßte nur das N. Testament. Diese besorgten die drei gelehrten Slavonier Primus Truber, Pfarrer zu Kempten, Antonius Dalmata, und Stephan Consul, von welchen der mittlere mit Dalmatin nicht zu verwechseln ist. Dieser wurde nach seiner Rückkehr von Wittenberg, Pfarrer zu Sanct Kaziam, einem Dorfe in der Nähe des Schlosses Auersperg in Krain, und als er von da im J. 1598 vertrieben wurde, fand er in dem Schlosse des Barons Christoph von Auersperg Schutz und Obdach. Wahrscheinlich beschloß er auch sein Leben daselbst. S. Johann Weichard Valvasors († 1693) Ehre des Herzogthums Krain (Laibach 1689. Fol.) und Bayle's Wörterbuch. (*Gamauf.*)

DALMENY, Kirchspiel in der südschottischen Grafschaft Linlithgow, am Frith of Forth, 3 Stunden westnordwestlich von Edinburgh; hat 202 Häuser und 1495 Einwohner. Die Kirche ist von Normännischer Bauart und 800 Jahre alt. In der Nähe liegt der schöne Landsitz des Grafen von Roseberry, Dalmeny-Park, mit dem in gothischem Geschmack aufgeführten Schlosse Barnbougle-Castle. (*H.*)

*) Bekanntlich waren damals die meisten Landesstände von Steiermark, Kärnthen und Krain Luthers Lehre zugethan.

Dalminum, *Δάλμινον* (bei Stephanus), s. Delminium.

Dalmium, *Δάλμιον* (Strabo), Hauptstadt in Dalmatia, s. Delminium.

DÁLNOKI, Benkő Martin, Rector des reformirten Collegiums zu Maros-Vásárhely zu Ende des 17ten und Anfang des 18ten Jahrh., geb. zu Enyed in Siebenbürgen, und theils in dem dasigen reformirten Collegium, theils auf auswärtigen Universitäten gebildet, übersetzte die vier Bücher der römischen Geschichte von Florus in die magyarische Sprache und ließ seine Übersetzung zu Klausenburg 1702 in 12. drucken. In der Vorrede erzählt er die Universalgeschichte nach der zu seiner Zeit beliebten Eintheilung in vier Monarchien bis auf Kaiser Leopold I. (*Rumy*.)

Dalnotterhill s. Kilpatrik.

DALQUHARN, Dorf in der südschottischen Grafschaft Dunbarton (s. d. Art.), Geburtsort des Dichters Smollet, mit einer blühenden Kattundruckerei. (*H.*)

DALRY, Kirchspiel in der südschottischen Grafschaft Ayr, 5 Stunden nördlich von Ayr, am Garnock, hat 478 Häuser und 3318 Einwohner. In der Nähe liegt die Höhle von Achinskeith, und ein sehenswerther künstlicher Hügel, auch ist hier eine Schwefelquelle. (Weimar. Handb. VII, 395. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi*.)

DALRYMPLE, Fluß und Hafen auf der Insel Vandiemens Land (s. d. Art.) in Australien. (*H.*)

DALRYMPLE, Alexander, Esq; Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften in London, Bruder des folgenden, in Schottland aus einer adeligen Familie 1737 geboren. Schon im Jünglingsalter trat er in die Dienste der ostindischen Compagnie, und benutzte seinen Aufenthalt zu Madras, um in den Archiven der Compagnie über ferne Länder und Entdeckungsreisen Kenntnisse zu sammeln. Seine Aufmerksamkeit war vorzüglich auf die Südseeländer gerichtet, und da er sich überzeugte, daß hier viel zu entdecken und reicher Gewinn zu hoffen wäre, so machte er seit 1759 mehre südliche Reisen, und entwarf Zeichnungen von den besuchten Küsten. Die Resultate dieser Arbeiten findet man in den von ihm bekannt gemachten Karten, welche d'Après Neptune oriental. (Par. 1775—1781. Vol. II. fol.) einverleibt worden sind. Die Compagnie ernannte ihn zu ihrem Hydrographen, und als die engländische Regirung beschloß, eine Entdeckungsreise nach der Südsee, nach Dalrymple's Ideen, unternehmen zu lassen, erhielt er den Auftrag, den Entwurf zu derselben zu machen. Seine Vorschläge wurden gebilligt, und in Gemäßheit derselben machte Cook 1768—1771 seine erste Reise um die Welt. Er erhielt zuletzt die Stelle eines königlichen Hydrographen, und starb den 19. Juni 1808. Um Erweiterung der Erd- und Länderkunde hat er sich durch die sorgfältigsten Forschungen vielseitig verdient gemacht, und seine Karten, namentlich die von Ostindien, gehören zu den vorzüglichsten, die man hat. Zum Behuf seiner Arbeiten in diesem Fache legte er ein ungemein reichhaltiges Archiv an, und wurde sowol aus der ostindischen als aus der Hudsonsbay-Gesellschaft mit großen Vorräthen freigebig unterstützt. Eine vortreffliche Samlung von Seekarten findet man in der von ihm herausgegebenen General collection of nautical publications. Lond. 1783. 4. und in dem Oriental repertory from April 1791 to January 1795. Ib. 1791. Vol. II. 4. (jeder Band aus 4 Heften bestehend), mit lehrreichen Abhandlungen in Bezug auf die indische Schifffahrt [1]). Überhaupt hat alles, was er mit dieser Tendenz schrieb, einen entschiedenen Werth: Discoveries made in the South pacific Ocean. Edinb. 1767. 8.; eigentlich nur der Vorläufer folgenden reichhaltigen Werks: The historical collection of the several voyages and discoveries in the South pacific Ocean. Lond. 1770. Vol. II. 4. m. 4 Karten u. 12 Kupf. (franz. abgekürzt, von Freville. Par. 1774. 8.), wozu noch gehört Collection of voyages chiefly in the Southern atlantic Ocean, published from original manuscripts. Ib. 1775. 4. mit 3 Karten; enthält 5 meistentheils handschriftliche Reisenachrichten. Ein teutscher Auszug aus den beiden letzten Werken: Historische Samlung der verschiedenen Reisen nach der Südsee im 16., 17. und 18. Jahrhundert (bis 1722), und der daselbst gemachten Entdeckungen (von C. D. Ebeling). Hamb. 1786. 8.; auch im 8. Bde. der Ebelingschen Samlung von Reisebeschreibungen S. 175 ꝛc. [2]). Von seinen übrigen Schriften bemerken wir: Journal of a voyage to the East-Indies in the ship Grenville in the year 1775; in den philosoph. transact. 1778. p. 389. Account of the loss of the Grosvenor Indiaman. 1783. 8. Account of the Gentoo made of collecting the revenues of the coast of Coromandel. 1783. 8. Retrospective view of the ancient system of the East-India company. 1784. 8. Description of the coast of India by John M'Cluer, 1787 and 1788, published at the charge of the East-India company. Lond. 1789. 4.; schätzbar, besonders auch in naturhistorischer Hinsicht [3]). Mehre Abhandlungen, einzeln und in den Asiatick researches und den Philosoph. transactions [4]). (*Baur*.)

DALRYMPLE, Sir David, Lord New-Hales, Bruder des vorigen, zu Edinburg 1726 geboren. Er besuchte die Schule zu Eton, und vollendete die Rechtsstudien auf der hohen Schule zu Utrecht. Ausgerüstet mit gründlichen Kenntnissen trat er 1748 in seinem Vaterlan-

---

1) Götting. gel. Anz. 1791. S. 1714—19. Goth. gel. Zeit., ausländ. Lit. 1792. S. 273. Jahrg. 1793. S. 33. Zimmermanns Annalen a. d. J. 1791. 1. Heft. S. 60—72. 2) Ebelings Auszug enthält verschiedene nicht unwichtige Nachrichten, aber nicht alle in der angeführten Zeit vorgenommene Reisen in die Südsee, von mehren nur wenige magere Notizen, ist folglich nicht befriedigend. Allg. Litztg. 1786. No. 283. S. 398. Goth. gel. Zeit. 1786. S. 757. Von dem sehr reichhaltigen, mit Umsicht u. britischen Fleiß bearbeiteten Original s. die Götting. gel. Anz. 1771. S. 449—453. 642—644. Fortges. Betracht. über die neuesten hist. Schr. 4 Bd. und Meusels bibl. hist. Vol. III. P. II. 152. Die neueste in dieser Samlung befindliche Reise, ist Jak. Roggenweins, eines Holländers, im Jahre 1722.
3) Zimmermanns Annalen a. d. J. 1790. Heft 9. S. 237—241.
4) Reuß gel. Engl. Biogr. univ. T. X. (von Eyriès). Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 2. Abth. 669.

de als gerichtlicher Anwald auf, fand aber wegen seines trockenen, reizlosen mündlichen Vortrags wenig Beifall, wenn man gleich seiner richtigen Beurtheilung und klaren Darstellung das verdiente Lob nicht versagen konnte. Er wurde 1766 Mitglied des Obergerichts, 1776 Lord-Commissair des Justizhofes, und nahm als solcher den Titel Lord Hawles an. Sein Amt versah er bis drei Tage vor seinem 1792 erfolgten Tode. Er war in seinem Wirkungskreise als Richter ein sehr hochgeachteter, einsichtsvoller, streng rechtlicher, dabei wohlwollender und patriotischer Mann. Seine Mußestunden widmete er der Untersuchung und Aufklärung der schottischen Geschichte, deren Quellen er umsichtig, genau und mit unermüdetem Eifer erforschte, und die Resultate seiner Forschungen theilte er mit bewährter Wahrheitsliebe in Schriften mit, die auch durch Darstellung und Styl sich über das Gemeine erheben: Historical memorials. 1769. 4. Remarks on the history of Scotland. 1773. 8. Annals of Scotland from the accession of Malcolm III. surnamed Canmore to the accession of Robert I. Edinb. Vol. II. 4.; 1797. Vol. III. 8.; ein reichhaltiges Werk, das über die Periode von 1057 bis 1304 schätzbare Aufschlüsse gibt. Zu bemerken sind ferner: Memorials and lettres relating to the history of Britain in the reign of James I. 1762. 8. Memor. and lett. relat. to the hist. of Brit. in the reign of Charles I. 1766. 8. Secret correspondence of Sir Robert Cecil with James VI. King of Scotland. 1765. 8. Tracts relative to the hist. and antiquities of Scotland. Lond. 1804. 4.; eine Samlung mehrer einzelner Aufsätze: Canons of the church of Scotland drawn up 1242 and 1269. 1769. 4. Streitschriften gegen Gibbon, Abhandlungen und biographische Aufsätze im Gentlemans magazine, Edinbourgh mag. u. a. O. *). (*Baur.*)

DALRYMPLE, Sir John, schottischer Baronet, auch Dalrymple Hamilton Maggil genannt, geboren ums Jahr 1726. Er war viele Jahre Baronet der königlichen Schatzkammer in Schottland, und starb 1810. Als ein Mann von Geist und bestimmtem, freisinnigem Charakter, und als ein für die Geschichtschreibung mit nicht gemeinen Talenten ausgerüsteter, gelehrter Statsmann hat er sich bekannt gemacht durch seine reichhaltigen Memoirs of Great-Britain and Ireland from the dissolution of the last Parliament of Charles II. (1680) untill the Seabattle of la Hogue (1692). Edinb. 1771—73. Vol. II. 4. nebst der Fortsetzung, die bis zur Expedition von Vigos (1702) geht. Ebend. 1788. 4. New edit. Lond. 1790. Vol. III. 8. Franz. (von Blavet). Lond. (Genf) 1776. 2 Bde. 8. Teutsch (mit schätzbaren erläuternden Anmerkungen) von J. G. Müller. Winterthur 1792—1795. 4 Bde. 8. Aus vorher unbenutzten Quellen, die der Verfasser sowol in als außer dem Reiche mit großer Mühe sammelte, hat er die letzten Jahre der stürmischen Regirung Karls II., die kurze Herrschaft seines Bruders Jakobs II., die Gährungen und Beschwerden, welche zur Revolution 1688 führen mußten, und Wilhelms III. Kriege und einheimische Unruhen bis zum Jahre 1702 beschrieben. Das Werk ist, außer Macphersons (den Zeitraum von 1660—1714 umfassenden) History of Great-Brit. Lond. 1775. Vol. II. 4., die Hauptquelle für die genannte thaten- und folgenreiche Periode, verbreitet ungemein viel Licht über dieselbe, deckt die vorher unbekannten Triebfedern der vornehmsten Theilhaber mit überraschender Wahrheit auf, und schildert manchen für einen Patrioten gehaltenen Statsmann von einer weniger vortheilhaften Seite. Durch die gute chronologische Eintheilung, Klarheit der Beschreibungen, einen Reichthum gelungener Personalschilderungen, Mannigfaltigkeit in kleinen unterhaltenden Zügen und viele scharf treffende Bemerkungen hat der Verfasser überdies seinen Beruf zum Geschichtschreiber genugsam beurkundet. Bei allen diesen Vorzügen ist er aber doch dem Vorwurfe der Einseitigkeit in Darstellung einiger Begebenheiten und des Mangels an Kritik im höheren Sinne nicht entgangen, auch ist der Styl hier und da gesucht, ungleich und vernachlässigt. Nicht ohne Bitterkeit haben Mistriß Macaulay (eine heftige Republikanerin) und Fox diese Fehler gerügt. Dalrymple schrieb, außer einigen andern, auch: Essay towards a gen. history of Feudal proprery in Great Brit. 1757. 8., ein in England in großer Achtung stehendes Werk *). (*Baur.*)

DALRYMPLEA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse hat Roxburgh wahrscheinlich zu Ehren Alexander Dalrymple's so genannt. Da diese Gattung mit der früher von Ventenat gestifteten Turpinia übereinstimmt, so ist die einzige von Roxburgh angeführte Art, D. pomifera, unter Turpinia zu suchen. (*A. Sprengel.*)

DAL SEGNO, d. i. beim Zeichen, nach dem Zeichen: 𝄋 Das Musikstück wird also von diesem Zeichen an wiederholt und fortgeführt bis zum Schlußzeichen: 𝄐. Deshalb steht auch zuweilen gleich dabei: dal segno al 𝄐. (*G. W. Fink.*)

DALSHEIM, Marktflecken in dem Canton Pfedersheim der großherzogl. hessischen Rheinprovinz, mit 1 kathol. und 1 reform. Kirche und 518 Einwohnern. (*H.*)

DALTON, Marktflecken in der engl. Grafschaft Lancaster, an der irischen See, in der Nähe eines fruchtbaren Thales, hat 165 Häuser und 714 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte halten. In der Nähe sind Eisenwerke und die Ruinen der von König Stephan im J. 1127 gegründeten und von Heinrich VIII. im J. 1537 aufgehobenen Abtei Furneß. (Weim. Handb. VII, 289. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi.*)

DALTON, zwei Ortschaften in den vereinigten Staten von Nordamerika: 1) in der Grafschaft Coß des States Neuhampshire, am Connecticut, wo der Strom sich durch eine enge Schnelle stürzt, mit 235 Einw., und

*) Reuß u. Wachler S. 712 a. a. O. Biogr. univ. (von Suard).

*) Reuß u. Wachler S. 732 a. a. O. Biogr. univ. (von Suard). Götting. gel. Anz. 1771. S. 1137—1143. J. 1775. S. 801—809. Allg. Litztg. 1793. No. 311. S. 270.

2) in der Grafsch. Berks des States Massachusetts, mit einem Postamte und 779 Einw. (*H.*)

DALTON, Richard, Maler und Kupferstecher aus England. Um seine Kenntnisse zu bereichern, reisete er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Neapel, und schiffte, begleitet von einigen Landsleuten, in einem kleinen Fahrzeuge nach den Häfen von Calabrien, Sicilien, Griechenland und Ägypten, wo er die verschiedenen Völker treu nach der Natur malte und viele Bemerkungen sammelte. Seine Ansichten von Constantinopel sind von Basire, Viveres und andern berühmten Künstlern gestochen. Seine Zeichnungen nach antiken Statuen, von John Boydell 1770 herausgegeben, fanden wenig Beifall. Nach seiner Rückkehr nach England ernannte ihn der König zum Aufseher der Gemälde und Antiken. Nun zur Ruhe zurückgekehrt, gab er mit einer gewandten Radirnadel über 20 Köpfe nach Holbeins Zeichnungen, und dreizehn Studien nach Leonardo da Vinci heraus. Seine letzten Arbeiten, zehn große Kupferstiche nach Holbein, in der königlichen Samlung, welche die berühmtesten Männer aus der Zeit Heinrich VIII. darstellen, erschienen 1774. Er starb im J. 1791. Die vorzüglichsten der von ihm herausgegebenen Werke sind: Antiquities and Views in Greece and Egypt, with the manners and customs of the inhabitants: from drawings made on the spot a D. 1794 by R. Dalton. Lond. 1791. fol. XLII. Tabb. Als Anhang 10 Blätter Bassorilievo's discovered in Cairo, drawn, etched and published by R. Dalton. — A Collection of twenty antique Statues drawn after the Originals in Italy by Richard Dalton, Esq. and engraved by Mrs. Ravenet, Grignon, Wagner, Baron D. etc. London 1770. — Remarks on 12 historical designs of Raphael, and the Museum Graecum et Aegyptium; or Antiquities of Greece and Egypt, intended to be published from Mr. Dalton's Drawings. 1752. 8. — Remarks on the Pyramids of Egypt. — An Account of the Views and Sections published by Mr. D. — A short Dissertation on the ancient musical instruments used in Egypt, with some Remarks on Bruce's Travels. — An Account of Turkey. m. Kupfern. 8. — Etchings of a Collection of portraits by Holbein, found in the Cabinet of Queen Carolina. — (S. Biographical Anecdotes of Mr. Dalton, in Gentleman's Magazine. T. 61. P. I. p. 159 (March 1791), wo auch die andern Schriften angegeben sind. Vergl. Fiorillo Geschichte der Malerei in England. S. 640.) (*A. Weise.*)

DALTONIA. So nannte Hooker (Musc. brit. p. 80.) zu Ehren des um die Mooskunde verdienten englándischen Geistlichen Jakob Dalton eine Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Laubmoose und der 24. Linnéschen Klasse. Char. Ein doppelter Besatz der Kapselmündung (Peristom): der äußere besteht aus 16 freien Zähnen, aus deren Seiten und mit ihnen abwechselnd gerade Wimpern (der innere Besatz) entstehen; die Kapselhaube ist mützenförmig, an der Basis gefranzt; der Kapselstiel seitlich. Die Gattung Anomodon Hook. unterscheidet sich blos durch die halbirte Kapselhaube, Neckera Hedw. durch diese und durch ein schmales Häutchen, welches die Wimpern des Peristoms verbindet. Hooker rechnete nur zwei Arten hieher: 1) *D. splachnoides* Hook. (l. c. t. 22., Neckera splachn. Engl. bot. t. 2564), deren Vaterland Irland ist; und 2) *D. heteromalla* Hook. (l. c., Sphagnum arboreum L., Fontinalis secunda Dicks., Neckera heteromalla Hedw., Engl. bot. t. 1180), welche auf Baumstämmen in England, Frankreich und Italien vorkommt. Zu diesen kommen noch drei exotische: 3) *D. composita* Spr. (Syst. IV. p. 187., Neckera composita Hedw. sp. musc. t. 46. f. 8—13., Neck. affinis Hook. musc. exot. t. 122), in Westindien und Pensylvanien; 4) *D. patula* Spr. (Hypnum patulum Swartz fl. Ind. occ., Neckera patula Schwägr. suppl. II. t. 165), in Jamaika und Brasilien; und 5) die zweifelhafte *D. imbricata* Spr. (Hypnum imbricatum Palis. Beauv. aetheog., Hypn. pentastichum Brid. musc.), auf den Mascarenhas und in Brasilien. (*A. Sprengel.*)

DALUM, Kirchspiel mit dem Edelhofe Christiansdal in dem Amte Odensee des dänischen Stiftes Fünen. (*H.*)

DÁLYA oder Dalja, Marktflecken in Slavonien, Veröczer Gespanschaft, Eßeker Bezirk, am rechten Donauufer, zum griechischen nicht unirten Carlowitzer Erzbisthum gehörig, mit 2 nicht unirten griechischen Pfarren und einer römisch-katholischen Pfarre, deren Patron der nicht unirte griechische Erzbischof zu Carlowitz ist, 690 katholischen und 2740 nicht unirten serbischen Einwohnern, einer Überfuhr in die Batscher Gespanschaft, einem fruchtbaren Getreideboden, ergiebiger Viehweide, einträglicher Fischerei. Auch Hausen werden hier manchmal gefangen *). (*Rumy.*)

DALWIGK, eine altadelige, jetzt freiherrliche Familie, im Kurfürstenthum Hessen und im Fürstenthum Waldeck begütert, welche wahrscheinlich ihren Namen von dem ehemaligen Orte Dalwig (Dalewic, Dalewich) bei Corbach im Waldeckischen, von dem man noch die Reste einer Kapelle wahrnimt, führt. Der Ort, dessen Name schon in einer Urkunde vom Jahr 1126 vorkommt, lag im Ittergau, worüber der Graf Siegfried von Boimeneburg gesetzt war.

Die Brüder Bernhard und Elgar sind die ersten, die mit diesem Geschlechtsnamen als Zeugen in einer Urkunde des Klosters Werbe 1240 erscheinen. Von diesem Zeitpunkt fangen sich vollständige genealogische Nachrichten über dieses Geschlecht an. In der dritten Generation war Theoderich Abt zu Corvey (1321); sein Bruder Reinhard der ältere mit seinen Söhnen Elgar, Reinhard dem jüngeren, Ludwig und Bernhard wurden vom Erzbischof Peter von Mainz mit dem Schloß Schauenburg und Zubehör wegen des thätigen Antheils in der berühmten Fehde gegen Otto Landgrafen von Hessen (1332) beliehen, und zu Burgrafen und Erb-

*) Eine schöne lithographirte Ansicht von Dálya enthält das Werk: 264 Donauansichten vom Ursprunge des Stromes bis zu seinem Ausflusse ins schwarze Meer, von Adolph Kunike, erklärt in pittoresker, topographischer und historischer Hinsicht von Dr. Rumy. Wien 1826. in Querfolio. No. 159.

amtmännern des Erzstifts ernannt. Reinhard der jüngere ist dadurch merkwürdig, daß er Herzog Ernst von Braunschweig und dessen Sohn in einer Fehde gefangen nahm, daher auch diese in der Sühne, sich nicht rächen zu wollen, schwören mußten (1370). Um diese Zeit starb auch ein Reinhard, welcher Fürst-Abt von Corvey war (1365). Ein Enkel von Reinhard dem jüngeren gleiches Namens, erhielt das Schloß Lichtenfels; er wird der Ungeborne genannt (weil er aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten werden mußte); er war ein tapferer Kriegsmann, der nicht allein unter Kaiser Siegesmund in den türkischen Feldzügen sich ausgezeichnet hatte und dadurch bei dem Kaiser besonders beliebt war, sondern auch zu einem solchen Ansehen unter dem Landgrafen Herrmann von Hessen als dessen heimlicher Rath gelangte, daß er die Schlösser Weidelsberg und Falkenstein erhielt (1428) und solch einen gräflichen Stat führte, daß andere Edelleute unter ihm dienten und beständig 20 Reisige zu seinem Gebote standen. Doch als er in Streitigkeiten mit diesem Landgrafen Hermann gerieth, wurde das Schloß Weidelsberg innerhalb acht Tagen von demselben erobert (1448), welches der Landgraf nebst mehren Dörfern und Zehnten an sich zog, und Reinhard mußte sogar auch auf Falkenstein verzichten. Seine Söhne Johann und Reinhard III. waren Stifter der Linien zu Lichtenfels und Schauenburg, die bis jetzt noch blühen.

Es haben sich eine große Anzahl aus diesem Geschlecht sowol im Kriege als auch im Cabinet rühmlichst ausgezeichnet. Die Namen der Vorzüglichsten mögen hier aufgezeichnet zu werden verdienen. Franz und sein Bruder Jost, ersterer als k. französischer Obrist und letzterer als Obrist des Markgrafen Albrecht von Brandenburg sind in der Geschichte der damaligen Kriege durch ihre Thaten bekannt (1555). Johann Georg als hessischer Geheimer Rath empfing die Reichslehen in Wien vom Kaiser Ferdinand III. (1628). Seine Brüder Kurt und Franz Elgar blieben beide als hessische Obristlieutenants der Cavallerie in der Schlacht von Lützen (1632). Damals commandirte ihr Vetter Otto Heinrich das rothe schwedische Regiment Fußvolk und starb darauf als Commandant von Ziegenhain (1636). Dessen Bruder Hans Wilhelm blieb als hessischer Obrist der Cavallerie bei dem berühmten Entsatz von Hanau gegen den k. k. Generalfeldmarschall Graf von Lamboy (1636), was noch jedes Jahr durch das sogenannte Lamboyfest gefeiert wird. — Außer den genannten werden noch in dieser Zeitperiode die Namen der Brüder als Reinhard Ludwig hessischer Obrist († 1650), Bernhard, Commandant des festen Schlosses Pyrmont († 1632) und Georg als hessischer Obristlieutenant († 1668) aufgeführt. Johann Philipps v. D., zu Schauenburg (kurbrandenburgischer Obristlieutenant † 1686), sieben Söhne hatten sich ebenfalls dem Kriegsdienste gewidmet, und sind größtentheils in den Feldzügen in Italien und Morea als Stabsofficiere geblieben; nur Ravan Ludwig blieb übrig und schwang sich bis zum hessischen Generallieutenant der Cavallerie und Gouverneur von Ziegenhain empor († 1755).

Die Lichtenfelser Linie hat sich von jeher mehr dem Civil-Statsdienst gewidmet. Johann Reinhard hessischer Geheimer Rath und Kammerpräsident wurde als Gesandter nach dem Haag geschickt 1712, um dann im folgenden Jahre den 5. April 1713 den Utrechter fünffachen Frieden mit abzuschließen; er starb 1737. Sein Bruder Ferdinand Ernst war kurpfälzischer Geheimer Rath und Hofgerichtspräsident zu Düsseldorf († 1739). Von dessen zehn Söhnen war Philipp Anton kurpfälzischer Hofkammerpräsident und Oberamtmann zu Leuteneck und Veldenz (1775). — Eine Seitenlinie zum Schloß Sand (1550) zeichnet sich in der Person von Johann Georg aus, der als Obrister in holländischen Diensten den spanischen Erbfolgekrieg mitmachte und als fürstlich-fuldaischer und fürstlich-waldeckischer Geheimer Rath und Hofmarschall mit Hinterlassung zweier Söhne 1719 starb, wovon Franz Ernst kurkölnischer Geheimer Rath und Kammerherr (1750) und Anton Ludwig fürstlich-hildesheimischer Geheimer Rath und Oberhofmarschall war (1769). Georg kurfürstlich-hessischer General der Cavallerie und Ritter beider hessischer Orden starb 1812. Mit seinem Sohn Wilhelm Friedrich Obristlieutenant der Cavallerie und Generaladjudant des Kurfürsten Wilhelm II. erlosch 1814 diese Seitenlinie.

Johann Friedrich aus dem Schauenburgischen Stamm, fürstlich-waldeckischer Geheimer Rath und Oberhofmarschall († 1810) hinterließ vier Söhne, die sich alle in den Statsdiensten auszeichneten: Georg und Reinhard, beide Generallieutenants in kurfürstl. und großherzoglich-hessischen Diensten, mit den Orden ihrer Souveraine geziert; Alexander kurfürstl. hessischer Hofmarschall und Karl Friedrich herzoglich-nassauischer wirklicher Geheimer Rath und Ober-Appellationsgerichtspräsident, Großkreuz und Ritter mehrer Orden († 1826), auch bekannt durch seine juridischen Schriften*).

Das nachstehende bekannte Distichon soll auf eine Frau von Dalwigk, welcher das besondere Glück zu Theil geworden war, ihre Kinder vom 6. Grad an bei sich zu sehen, gemacht worden seyn;

mater ait; nata, dic natae, filia natam
ut moneat natae plangere filiolum.

Die Besitzungen der Familie von D. sind jetzt noch in Niederhessen die ehemalige Herrschaft mit der Ruine Schauenburg nebst den dazu gehörigen Dörfern: Hof, Breitenbach, Elmshagen, Martinshagen und Elmser-

*) Dalwigk, K. v., kl. jurist. Abhandlungen. 8. Frankf., Eichenberg 1788. — Jurist. Abhandlungen. 8. Frkf., Andreä 1786. — Handb. d. franz. Civil-Prozesses. 2 Bde. 8. Hadamar, Gelehrt. Buchhandl. 1813. — Über Volksrepräsentation u. d. künft. landständ. Verfassung in Teutschland. gr. 8. Ebend. 1814. — Die Austrägalinstanz zur Erläuterung des Art. 11. der teutschen Bundesacte. 8. Mainz, Kupferberg 1817. — Versuch einer philosoph. jur. Darstellung d. Erbrechts nach Anleitung des römischen Rechts, neuerer Gesetzbücher und mehrer Landesstaten mit Gesetzesvorschlägen. 3 Thl. Wiesbaden, Schellenberger 1820—1822. — Auch ein Wort über die Anwendbarkeit der mündlichen öffentlichen Rechtspflege bei bürgerlichen Rechtssachen in Teutschland. Frankf. a. M., Hermann 1818. — Praktische Erörterungen auserles. Rechtsfälle. 4. (43 Bde.) Hannov., Hahn. 1823. — Eranien zum teutschen Privatrecht, mit Urkunden. 1. Liefr. gr. 8. (10 Bde.) Heidelb., Oßwald. 1825.

hof, die Herrschaft Dillig nebst Neuenhagen, Stolzenbach, Willingshain und Lützelwig; im Fürstenthum Waldeck das Städchen Züschen; die Herrschaft Lichtenfels nebst Sand und Kamp. — Das Wapen ist ein schwarzes Hirschgeweih, dessen Spitzen mit weißen und rothen Rosen wechselweis geziert sind im silbernen Felde; auf dem goldnen Helm fünf Pfauenfedern in deren Mitte drei Straußenfedern sich erheben **).
(*Alb. Fr. Boyneburg Lengsfeld.*)

DALWITZ, 1) Dorf im elbogner Kreise des Königreiches Böhmen, mit einer Steingutfabrik und mehren Kämelhaar- und Wollenzeuchfabrikanten. — 2) Ein dem Domstift St. Petri in Budissin zugehöriges Dorf; wird auch Dahlowitz genannt. (*H.*)

DAM, Apingadam, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der Provinz Gröningen des Königreichs der Niederlande, an der Fivel, welche von derselben den Namen Damster Diep hat, mit 2800 Einwohnern, die sich mit der Fischerei beschäftigen. — Der Bezirk Apingadam enthält vier Kantone: Apingadam, Loppersum, Middelstum und Winsum, mit 40741 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

DAM oder Tam (Franz Werner), Maler, geb. zu Hamburg 1658. Seine Lehrer waren Theodor van Soosten und Johann Pfeiffer. In Rom, wohin er sich begab, suchte er sich nach den Werken berühmter Geschichtsmaler zu bilden; allein die vielen Schwierigkeiten, die er in diesem Fach vorfand, schwächten seinen Muth, und er fand es leichter sich durch Früchte-, Blumen- und Thiermalen auszuzeichnen. In dieser Absicht studirte er Anfangs nach Mario Nuzzi, fand aber eine bessere Lehrerin in der Natur selbst. Die Trefflichkeit seiner Werke verschaffte ihm einen Ruf nach Wien, wo er viel für den kaiserlichen Hof malte, und auch Aufträge für auswärtige Fürsten erhielt. Er starb geehrt, zu Wien 1724. Er malte in verschiedenen Manieren, bald sind seine Pinselstriche keck, jedoch ist, wiewol alles nur leicht hingeworfen scheint, überall die treffliche Zeichnung vorherrschend; bald offenbart sich in seinen Werken der niederländische Geschmack, wo alles bis auf das feinste ausgearbeitet ist. — Zwei seiner Söhne, Caspar und Franz, folgten dem Vater in der Kunst; ein anderer machte sein Glück als Tanzmeister. (*Hagedorn* Lettre à un Amateur de la Peinture etc. p. 202.)
(*A. Weise.*)

DAMAJAVAY nennt Sironb sein Galläpfel-Surrogat, das nichts anders ist, als ein Extract aus den Schalen der eßbaren Kastanie, oder aus der Rinde, dem Holze und Safte des im Frühjahr angebohrten Kastanienbaumes. — Bei mäßiger Wärme getrocknet und gepulvert, kann es die Stelle der Galläpfel vertreten (s. diesen Art.). Vergl. Lond. Journ. of Arts. Vol. XIV. Nr. 88. Febr. 1828. und Buchner's Repertor. f. d. Pharm. 1830. XXXIII. 3. S. 418 rc.)
(*Th. Schreger.*)

DAMAIS (Entomologie). Eine von Fabricius aufgestellte, aber noch wenig bekannte Fliegengattung, welche der Gattung Hybos verwandt seyn möchte. Fabricius gibt folgende Kennzeichen dafür an: Der Schöpfrüssel kurz, an der Spitze pfriemenförmig, sehr scharf, mit drei (?) Borsten, an der Wurzel zwei kurze, am Ende mit einer Borste versehene Taster tragend. Die Fühler vorgestreckt, dreigliederig, das letzte Glied gerundet mit einer Endborste. Die Augen nehmen (wenigstens bei den Männchen) fast den ganzen Kopf ein, auch sind drei Nebenaugen vorhanden. Der Hinterleib ist lang, walzig, die Beine sind lang, und haben verdickte, oft gezähnelte Hinterschenkel. Die vier von Fabricius aufgeführten Arten, die eine geringe Größe besitzen, sind theils in Südamerika, theils in Ostindien einheimisch.
(*Germar.*)

Daman, Damaner, s. Afghanen, Thl. II. S. 142.

DAMANHOUR, koptisch Timi-an-Hor, d. h. die Stadt des Horus [1]), wahrscheinlich das alte Hermopolis parva [2]), im Delta Ägyptens an einem Nebenmeer des Kanals von Rosette, in der Mitte zwischen diesem und dem Mareotischen See, welcher Kanal davon den Namen des Kanals von Damanhour hat. Dieser Ort ist Sitz eines Beys, und die umher wohnenden Kopten haben hier eine Kirche. Die ganze Umgegend ist sehr im Verfall. — 2) Dorf am rechten Ufer des Nils, nördlich von Kairo in der Nähe von Heliopolis (On).
(*L. F. Kämtz.*)

DAMANSCHE SEE, der, eigentlich die Damansche, wird von der Oder gebildet, grenzt in S. an den Dammschen See, und ergießt sich durch drei Arme, nämlich die große, die kleine Strewa und die Pölitzer (auch Jasenitzer) Fahrt in das Papenwasser. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMÂR (ذمار), eine große, aber offene Stadt in Jemen, zwei Stationen, oder nach Niebuhr 12½ teutsche Meilen südlich von Sanâ, 4 M. nördlich von Jerim und eine Tagereise östlich von Sebid. Sie liegt in einer fruchtbaren Ebene, die wegen ihrer vorzüglichen Pferdezucht berühmt ist. Als Hauptstadt des Districtes Mechareb elsanes ist sie der Sitz eines Dola. Sie ist ziemlich gut, aber weitläufig gebaut, und hat nach Niebuhr's Schätzung noch nicht 5000 Häuser. Es befindet sich dort eine Schule für die Secte der Seiditen. Nahe bei der Stadt steht ein großes Castell. (Man s. Niebuhr's Beschreibung von Arabien. S. 235. Dessen Reise. Th. I. S. 406 f. Voyage de l'Arabie heureuse S. 197. Auch Edrisi und Abulfeda erwähnen ihrer.)
(*E. Rödiger.*)

DAMARIN, (St.), St. Amarin, St. Emmerin, Stadt und Hauptort eines Cantons in dem Bezirk Be-

**) Ausführlicheres findet man in den: Nachrichten über das Geschlecht der von Dalwigk aus authentischen Quellen geschöpft und chronologisch geordnet. Darmstadt 1831. Der Verfasser, Reinhard Freih. v. Dalwigk, hat diese Schrift seinen Brüdern Ludwig Georg Wilhelm Friedrich und Alexander Felix gewidmet. (*H.*)

1) Nach Champollion bei Ritter Erdkunde, S. 864.
2) Vergl. Hermopolis Sect. II. Thl. VI. S. 362.

fort des franz. Dep. Niederrhein, mit 1398 *) Einw., welche Handel mit den in der Nähe verfertigten Sicheln und Sensen treiben. Die Stadt liegt am Thur, in dem von diesem durchflossenen St. Amariner Thale, welches gute Wiesen und Weiden, ergiebige Steinkohlengruben und bedeutende Eisenwerke und Fabriken zu Bitschweiler und Wesserling hat. Am Eingange des Thales liegt die Stadt Thann am Thur. — St. Amarin war schon im J. 1276 vorhanden und Hauptort der Vogtei gl. N. im Ober-Elsas, welche zum Gebiete der unter Ludwig XV. im J. 1759 säcularisirten Benedictinerabtei Murbach gehörte. Das hier gestandene Schloß Friedburg oder Frideberg wurde 1637 von den Schweden zerstört. (Vgl. Weim. Handb. VIII, 302. Büsching III, 964.) (*Leonhardi.*)

DAMASCENER KLINGEN, nach der Stadt Damaskus benannt, (s. Damasciren), wurden in Europa zuerst durch die Kreuzzüge bekannt, und zeichnen sich sowol durch ihre außerordentliche Härte als durch ihre Festigkeit aus, die durchaus keine Vergleichung zuließ. Man konnte mit dem Säbel der Sarazenen weiche und harte Gegenstände, selbst Nägel, ohne Hinderniß und ohne daß sich der geringste Eindruck auf der Klinge zeigte, durchhauen. Diese Säbel, welche die Türken noch gegenwärtig führen, sind nicht sehr lang, und vorn an der Spitze breiter als am Gefäß, wodurch sie, in Verbindung mit ihrem starken Rücken und ihrer Schwere, einen sehr starken Zug im Hiebe bekommen. Die beiden Flächen der Klinge, welche die Schneide bilden, machen einen Winkel von 40 Graden mit einander und unterscheiden sich durch einen Wohlgeruch, sowie durch ihr flammiges und wellenartiges Ansehen, das man später auch in europäischen Fabriken nachzumachen, auch zum Theil ihnen dieselbe Härte und Güte zu geben lernte. Der erste, dem es gelang, soll Peter Simmelpuß aus Solingen, im Herzogthum Berg, gewesen seyn, welcher Degen- und Säbelklingen von erprobter Güte verfertigte. Man hat auch in dieser vorzüglichen Fabrik das Einlegen der Klingen mit Silber versucht, jedoch ohne Erfolg; hingegen in der 1816 zu Slatust am Ural, in Rußland, wo Remscheiter und Solinger Meister unter der Leitung des ehemaligen k. preuß. Kriegsrath Eversmann, sehr gute Klingen liefern, hat man nebst der Damaszirung auch diese Arbeit zu Stande gebracht. Nach den Versuchen des Engländers Nicholson bestehen die Damascener Klingen aus mechanisch zusammen vereinigtem Eisen und Stahl. Sie erhalten dadurch auf ihrer Fläche das wellenartige Ansehen (das Wasser), das zwar bei dem Schleifen der Klinge verschwindet, aber durch Bestreichen mit Citronensäure bei einer, ins Blaue spielenden Farbe, wieder sichtbar wird. Man bekommt in Damaskus den Stahl aus dem oberen Dekan, wo er Sonlodehind (indischer Stahl) heißt und in großer Menge vorhanden ist, doch eben nicht sehr gesucht wird, denn man scheint den, unter dem Namen Wooz bekannten Schmelzstahl den Vorzug zu geben; von diesem nehmen einige Klingenschmiede zur Schneide, zum Rücken Eisen, zu den beiden Seitenflächen aber den vorerwähnten Damascener Stahl; andere machen die Klinge aus einer flachen Stahlplatte, die sie auf beiden Seiten mit Eisen belegen, um die erfoderliche Zähigkeit und Festigkeit hervorzubringen. Die vorzüglichsten Klingen sind, wo die Arbeiter abwechselnd weichen und harten Schmelzstahl über einander legen, gepulvertes Gußeisen mit Borax dazwischen streuen und es so lange heizen und ausschmieden, bis der flache Stab die Länge der Klinge um ¼ übersteigt. Die Schmiede biegen diese hierauf doppelt über einander, und heizen, schmieden und flechten sie auf dieselbe Weise zu wiederholten Malen aus, bis sie ihr zuletzt die gehörige Form einer Säbelklinge geben. — Der Schwede Laureaus gibt ein beinahe ähnliches Verfahren an, um gute Degenklingen zu verfertigen: man soll 4 schwache Stahlstangen zu einem 1″ ins Gevierte haltenden Stabe zusammenschweißen, sie nachher weißglühend mit zwei Zangen möglichst zusammendrehen, in 4 Stücke zertheilen und das Schweißen und Drehen wiederholen, endlich aber die Klinge daraus schmieden.

Das Härten ist, wie bei allen stählernen Werkzeugen, die wichtigste Operation, von der hauptsächlich die Güte der Klinge abhängt. Gewöhnlich wird der Stahl vor dem Härten gelinde durchglühet und nachher gehämmert, um den Glühspan hinweg zu bringen. Hierauf wird er mit einer lebhaften Hitze von Laubholzkohlen nochmals geglühet, so daß harter Brennstahl eine dunkelrothe, der minder harte Gußstahl eine blaßrothe, der weichere Gerbstahl endlich eine Rosenfarbe bei dem Glühen bekommt; worauf er in kaltes Wasser geworfen wird. Die indischen Arbeiter überziehen ihre Klingen mit einem Brei von gleichen Theilen Vanille, klar geriebenen Eierschalen, Borax und Kochsalz, ehe sie dieselben glühen. Sobald hiebei das dunkle Roth zu verschwinden anfängt, wird die Klinge in kaltem Brunnenwasser abgelöscht.

Um dem Stahle die zu große Sprödigkeit zu nehmen, dienet das Anlassen, indem man ihn nach und nach von 430° bis zu 580° Fahrenh. erhitzt, wobei er erst gelblich, dann (unter 460°) strohgelb, immer dunkler, endlich gelbbraun und zuletzt dunkelblau, die gewöhnliche Farbe der Degenklingen, wird.

Die verschiedenen Arten der Damascener Klingen führen nach ihrer inneren Güte folgende Namen: 1) Kermani Daban; 2) Lahori Kare Khorasan; 3) Lahori Neiris; 4) Dishi Daban; 5) Herkek Daban; 6) Elif Stambol; 7) Eski Sham; 8) Bayaz Khorasan; 9) Suri Hindi; 10) Koum Hindi. Hat eine solche Klinge ihr Ansehen verloren, wird ihr das Wasser, welches die Indier Giohar nennen, folgendergestalt wieder gegeben: man legt sie flach auf stark glühende Holzkohlen, die zwischen Steinen auf der Erde ausgebreitet sind, und bedeckt sie mit schwarzen Kohlen, die vermittelst eines türkischen Federfächers ebenfalls angefacht werden. Sobald sie eine kirschrothe Farbe bekommt, wird die Klinge zum Abkühlen in einen 4 Zoll tiefen hölzernen Trog mit

*) Nach Bolger 1600 Einw.; nach Prudhomme, mit dem Dorfe Vogelbach 3672 Einw.

Bergöl (Naphta), Sesamöl, Hammeltalg und weißem Wachs zu gleichen Theilen gelegt und einige Minuten darinnen gelassen. Sie kommt nun auf frische Kohlen von Fichten- oder Tannenholz, um das daran hängende Fett hinweg zu brennen, bis daßelbe nicht mehr raucht, worauf nach dem Erkalten die anhängende Asche mit einem stumpfen Messer abgeschabt wird. Ist die Klinge durch das Glühen verbogen, wird sie gerade gerichtet, abgeschliffen, auf einem Brete mit Öl und Schmirgelpulver abgerieben und zuletzt mit einem Stahl polirt, wozu 5—6 Stunden nöthig sind. Um alles Fett hinwegzunehmen, das dem guten Ansehen nachtheilig ist, wird sie mit trocknem Kalk, und nachher mit Wasser und Tabaksasche abgerieben. Man löst nun schwefelsaures Eisen (Sagh) in einem gläsernen oder bleiernen Becher mit Wasser auf, womit die Klinge möglichst schnell und stark acht bis zehn Mal bestrichen, dazwischen aber einige Mal in reinem Wasser abgewaschen wird. Sobald sie völlig wellenartig erscheint, wird sie vollends trocken gewischt und im Winter mit Öl bestrichen.

In den europäischen Fabriken wird der gewöhnlich polirten Degenklinge die Damascirung folgendergestalt gegeben: nachdem sie mit Kalkmehl abgerieben, wird frisch gelöschter Kalk mit einer Feder oder einem Pinsel flammenartig oder wellenförmig aufgetragen und an der Sonne oder an einem Feuer getrocknet, um schwefelsaures Eisen, in Wasser aufgelöst, darüber streichen zu können, daß nach etwa 10 Minuten alles abgewaschen werden kann, wodurch die Damascirung erscheint. Diese ist jedoch weniger dauerhaft, sondern verschwindet durch das Schleifen und Poliren wieder. Eben so verhält sich's mit dem Wohlgeruch, den man der Klinge vermittelst einer Mischung von 8 Gr. Ambregris, 6 Gr. Bisam oder Moschus, 4 Gr. ff. Zibeth, mit feinem Zucker in einem gläsernen Mörser abgerieben und mit Behen-Öl flüssig gemacht, gibt, die man mit einem Schwamm auf die über Kohlen heiß gemachte, doch nicht glühende, Klinge trägt.

Die damascirten Gewehrläufe haben wahrscheinlich mit den Säbeln einerlei Ursprung, und werden auch ungefähr auf dieselbe Art verfertiget, jedoch nicht aus Stahl, sondern aus gutem zähen Eisen, um der ausdehnenden Kraft des Pulvergases zu widerstehen. Es werden zu dem Ende schwache Stäbe von grünem und weißem Eisen über einander gelegt, zusammen geschweißt, und zu wiederholten Malen zusammen gedrehet, um nachher die sogenannte Platine (einen flachen, 3 bis 5″ breiten, 36″ langen Stab) daraus zu schmieden, die über einem Dorn zu einem Flintenlauf mit 1½ bis 5 Pfund schweren Hämmern in einem Gesenk-Ambos mit halbrunden Vertiefungen zusammen geschweißt wird. Man fängt damit in der Mitte an, und schmiedet nach beiden Enden zu, indem man jedem 2 Zoll langen Stücke 3 Weißglüh-Hitzen gibt. Das durch das Schmieden länger gewordene Rohr wird durch starke Hammerschläge auf das dickere Ende des senkrecht gestellten Rohres bis zur gehörigen Länge verkürzet (gestunchet) und, nachdem es in Rücksicht des guten gleichförmigen Schweißens genau untersucht worden, ausgebohrt und äußerlich abgeschliffen.

In Spanien und Frankreich pflegt man auch eine 6—7 Fuß lange, 8 Linien breite, 2 Linien dicke Schiene aus alten Nägeln, Sensen, Hufeisen u. d. gl. geschmiedet, um ein schwaches Rohr zu winden und über einem Dorn zusammen zu schweißen. Der Dorn wird nachher herausgezogen und das Rohr nochmals rothglühend überschmiedet, um das Eisen dichter zusammen zu schlagen. Diese Art Flintenläufe heißen Bandröhre (Canons à ruban), weil die schlangenförmige Schweißnath nach dem Abschleifen wieder zum Vorschein kommt.

Ein besseres Ansehen haben diejenigen, auch in Absicht ihrer Dauer sehr geschätzten Läufe, wo ein altes gutes Rohr dicht mit ausgeglühetem Eisendrath, von der Stärke einer Rabenfeder, dergestalt bewunden wird, daß die Lagen kreuzweise gegen einander laufen und an der Mündung 2, an dem hinteren, stärkeren Theile aber 4 bis 6 derselben liegen. Der Drath wird anfangs über einem, den alten Lauf genau füllenden, nachher aber über einem schwächeren Dorn zusammen geschweißt und muß über zwanzig Hitzen bekommen, ehe die Schweißung vollendet ist. Um die Adern der Damascirung erscheinen zu machen, wird das Rohr nach dem Schleifen und Poliren in einem schmalen hölzernen Troge mit Essig, schwefelsaurem Eisen (Vitriol), faulen Citronen und Scheidewasser einige Stunden lang gebeizt und endlich mit reinem Wasser abgewaschen.

Die in Bombay aus den eisernen Reifen, welche mit den engländischen Fässern aus Europa gebracht werden, geschmiedeten damascirten Flintenläufe werden in Indien sehr geschätzt. Man wählt dazu die am meisten verrosteten Reifen, oder legt sie so lange in einen feuchten Keller, bis sie sich oxydiren. Sie werden nun in 1 Fuß lange Stücke gehauen und in 1 bis 1½ Zoll dicke Stöße über einander gelegt, daß sie genau auf einander passen und durch ein längeres umgebogenes Stück im Feuer zusammen gehalten werden. Der Stoß wird nun zusammengeschweißt und zu einem 1 Zoll breiten, 4 Linien dicken Stabe ausgeschmiedet, den man mehre Male über einander biegt, zusammenschweißt und wieder zu einem Stabe schmiedet. Dieser wird zuletzt drei Mal auf ein Drittheil seiner Länge gebeizt und auf den Kanten in entgegengesetzter Richtung gegen seine vorige Lagerung geschmiedet, damit auf dem Zain die Adern nach außen kommen. Der Lauf wird auf die gewöhnliche Art ausgeschmiedet; jedoch stärker gestunchet, als es in England geschieht. Jeder, dem Feuer ausgesetzte Theil wird dabei mit Thon, Koth oder Kuhmist überzogen, um das Eisen gegen das Oxydiren zu schützen. Der fertige, abgeschliffene Lauf wird endlich in eine Auflösung von schwefelsaurem Eisen gelegt, bis das Geflecht (der Damast) völlig sichtbar wird.

Um eine noch schönere Locke oder Damascirung (Curl) zu machen, werden die Zaine in schwache Stäbe von ¼ Zoll ins Gevierte ausgezogen, und rechts und links über einander geflochten; von jeder Gattung wird hierauf einer geschweißt, doppelt zusammengebogen, nochmals geschweißt und wieder ausgezogen, wodurch

nach dem vorerwähnten Beizen ein sehr verworrenes Geflechte erscheint. Um Arbeit und damascirtes Eisen zu sparen, feilen die indischen Arbeiter auch wol einen engländischen Flintenlauf rauh, und schweißen einen oder mehre spiralförmig gewundene Stäbe damascirtes Eisen darüber. Sie arbeiten dabei nie mit Steinkohlen, sondern immer nur mit leichten Holzkohlen.

Die schlechteste Art von Damascirung ist die, wenn in das fertig abgeschliffene und mit Wachs überzogene Rohr mit einem Grabstichel mancherlei Züge und Figuren gezogen werden, in welche sich die Beize (zu der hier immer Scheidewasser genommen wird), einfrißt, daß sie nachher erscheinen, wenn das Rohr blau anläuft. Man sieht jedoch von selbst, daß die gute Beschaffenheit des Laufes dadurch nicht erhöhet wird. *(v. Hoyer.)*

Damascenus s. Johannes Damascenus.

DAMASCIREN heißt: Eisen- und Stahlarbeiten auf die Weise zurichten, wie es in der Fabrik zu Damaskus üblich ist, wozu dreierlei gehört, daß sie blau angelaufen sind, ein flammiges Ansehen haben, und mit Gold- und Silberfiguren ausgelegt sind. — In Karlsbad verfertigte Waren solcher Art nennt man Karlsbader Arbeit. (Vgl. Damascener Klingen.) — Nachmals ist dieser Ausdruck auch auf andere ähnliche Arbeiten übergetragen worden. So sagt man in der Heraldik, daß ein Schild oder eine Figur damascirt sei, wenn eine Malerei von Laubwerk sich umher zieht. Gewebte Zeuge werden wol auch damascirte genannt, wenn sie damastartig sind; denn Damast (s. d. Art.) hat ebenfalls seinen Namen von Damaskus. *(H.)*

DAMASCIUS, zu Damaskus gegen das Ende des 5. Jahrh. n. Chr. G. geboren, philosophirte und schrieb zu der Zeit, als Theodorich Italien beherrschte, und später als Justinian auf dem Throne saß [1]). Seine Bildung erhielt er zuerst zu Damaskus, nachher zu Alexandria und zu Athen. Als seine Lehrer werden von ihm genannt Theon und Ammonius, der Sohn des Hermias zu Alexandria, Zenodotus, Marinus und Isidorus zu Athen. Als der letztere sich von seinem Lehramte zurückzog, wurde Damascius sein Nachfolger. Er war der letzte, welcher zu Athen die Neu-Platonische Philosophie öffentlich lehrte, denn im Jahre 529 verbot Justinian die Philosophie zu Athen zu lehren [2]), und selbst die Sicherheit und Freiheit der Philosophen scheint durch die Verordnungen dieses Kaisers in Gefahr gerathen zu seyn. Daher wanderten diese nach Persien aus, von dem Rufe, welchen der König Chosroes sich erworben hatte, und vielleicht noch mehr von der guten Meinung, welche sie von der Heiligkeit des Lebens bei den Orientalen hegten, angezogen. Aber sie fanden die Lage der Dinge in Persien anders, als sie erwartet hatten, und obgleich der König sie gütig aufnahm, fanden sie es doch gerathener, bald wieder in das römische Reich zurückzukehren. Diese Reise nach Persien war jedoch der Philosophie nicht ohne Nutzen, denn in den Friedensbedingungen zwischen den Römern und Persern wurde bald darauf festgesetzt, daß sie in ihren heidnischen Meinungen und Gebräuchen sollten ungestört leben dürfen [3]). Was seit seiner Rückkehr aus Persien dem Damascius geschehen, ist unbekannt. Es werden mehre Schriften desselben erwähnt, Commentare zu einigen Schriften des Platon, zu welchen auch die Zweifel und Lösungen zum Parmenides des Platon, die noch handschriftlich zu München vorhanden sind [4]), gehört zu haben scheinen, auch ein Commentar zu der Schrift des Aristoteles über den Himmel, eine philosophische Geschichte, wahrscheinlich dasselbe Werk, aus welchem Photius unter dem Titel: „Leben des Isidorus" Auszüge gegeben hat [5]), wunderbare Erzählungen [6]) und Zweifel und Lösungen über die Principien, welche kürzlich, doch nicht ganz vollständig, herausgegeben worden sind [7]). Die Auszüge des Photius und die Schrift über die ersten Ursachen, beweisen hinlänglich, wie sehr Damascius von heidnischem Aberglauben erfüllt war, welches wir jedoch weniger ihm, als der Klasse von Philosophen, zu welchen er gehörte, als Schuld anzurechnen haben. So geht überhaupt auch Damascius nicht über den Kreis der Gedanken hinaus, in welchem die spätern Neu-Platoniker sich bewegten, und die Länge der Reden, in welchen er wesentlich immer wieder dieselben Gedanken umwälzt, ist sehr ermüdend. Alles läuft ihm zuletzt darauf hinaus, daß eine unergründliche und unaussprechbare überweltliche Tiefe, welche Alles in Einem, aber ungetheilt ist, als Urgrund aller Dinge angesehn werden müsse. Dies Eins soll unaussprechbar und unerkennbar seyn und auch wieder nicht unaussprechbar und unerkennbar, sondern erkennbar durch die Einfachheit des Gedankens; wir aber sind immer in unsern Gedanken getheilt und ohne Metaphern ließe sich gar nichts über die ersten Urgründe reden. Aus dem ersten Urgrunde gehen drei andere Gründe hervor, welche aber auch nicht drei Gründe sind, sondern welche wir nur menschlicher Weise drei nennen; die Vernunft ist nicht die Vernunft, sondern nur wie die Vernunft, das Leben nicht das Leben, sondern nur wie das Leben, das Wesen nicht das Wesen, sondern nur wie das Wesen, und überhaupt das Hervorgehen nicht das Hervorgehen, sondern nur wie das Hervorgehen [8]). So müht sich Damascius mit einem unfruchtbaren Scharfsinn ab, das Unaussprechbare auszusprechen, und was er auf der einen Seite bejaht, das verneint er wieder auf der andern Seite. Man sieht hier wohl, daß die Unfruchtbarkeit der Neu-Platonischen Schule zu ihrem Ziele gelangt ist. Übrigens kann man aus den Auszügen des Photius manches Geschichtliche über die Neu-Platonische Schule, und aus der

---

1) Phot. cod. 181. 242; Suid. s. v. *Δαμάσκιος*.
2) Joannes Malalas II. p. 187.

3) Agathias p. 49. f. ed. Venet. 4) Kopp ad Damascii quaestiones de primis principiis p. XIII. 5) Cod. 181 u. 242. 6) Phot. cod. 130. 7) Damascii philosophi platonici quaestiones de primis principiis ed. Jos. Kopp. Francof. ad M. 1826. Über die Schriften des Damascius s. Suid. l. l., Fabr. bibl. gr. ed. Harl. III. p. 484 sq., Kopp l. l. p. XI. sq. Kopp erwähnt auch noch einen handschriftlichen Commentar zu den Aphorismen des Hippokrates unter dem Namen des Damascius, welchen er aber unserm Damascius abspricht. 8) Cf. de primis princip. c. 2, 6, 7, 22, 39, 49, 56, 106, 107, 118.

Schrift über die ersten Principien mancherlei über die Mythologie der Griechen und auch der Orientalen lernen. *(H. Ritter.)*

DAMASCUS, Ortschaft in der Grafschaft Wayne des nordamerikan. Stats Pensylvania, am Delaware, mit 391 Einwohnern. *(H.)*

DAMASIA war die Hauptstadt oder vielmehr die Hauptfestung der Likater oder Likattier (Licates, *Λικάττιοι*), einer Vindelikischen Völkerschaft, welche am obern Lech, im heutigen Vorarlberg, wohnte und von dem Flusse Lech (Licus, *Λίκος*, *Λίκιος*, *Λικίας*), den Namen empfangen hatte. Der Name dieser Stadt findet sich nur bei Strabo, der ihn wahrscheinlich aus den Armeeberichten des Drusus und Tiberius, welche er bei der Schilderung Rhätiens in seinem geographischen Werke 33 Jahre nach der Eroberung dieser Provinz benutzte, entlehnt hat. Er sagt im vierten Buche [1]), wo er die Vindelikischen Völkerstämme aufzählt: „Für die verwegensten unter den Vindelikern hält man die Likattier, die Klautinatier und die Vennonen; unter den Rhätern die Rhukantier und die Kotuantier. Auch die Estionen und Brigantier gehören zu den Vindelikern, und ihre Städte sind Brigantion und Kampodunon, und die Stadt der Likattier, gleichsam eine Bergveste, Damasia."

Im Jahre Roms 739, unter dem Consulat des M. Drusus Libo und des Luc. Calpurnius Piso, im 15. Jahre vor Christus, hatte Augustus, der sich damals, um dem Kriegsschauplatze näher zu seyn, in Gallien aufhielt, den Beschluß gefaßt, die noch unabhängigen Alpenvölker der römischen Botmäßigkeit zu unterwerfen. Ihre häufigen Raubzüge gegen die gallische Provinz und überhaupt gegen das den Römern dienstbare Niederland machte diesen Krieg nothwendig; auch mochte Augustus bei den Eroberungsplänen gegen Groß-Germanien, mit denen er sich bereits beschäftigt zu haben scheint, die Unterwerfung dieser wichtigen Zwischenländer für strategisch wichtig halten. Drusus und Tiberius wurden daher zu gleicher Zeit mit dem Kriege gegen Rhätien beauftragt, und beide Feldherren, welche, von verschiedenen Seiten das Gebirgsland angreifend, dennoch in vollkommener Übereinstimmung handelten, vollzogen ihren Auftrag in dem Sommer des genannten Jahres vollständig. Die Operationslinie des Tiberius scheint sich auf Gallien oder vielmehr auf die damals neu errichtete Provinz Ober-Germanien gestützt und den Rhein aufwärts über den Bodensee erstreckt zu haben, während Drusus über die Tridentinischen Alpen, durch die Gebirgspässe des Vinschgaues und des Engadins, unter furchtbaren Kämpfen sich nach derselben Gegend hin Bahn brach. Das Andenken an jene Begebenheit hat sich in dem Namen Drusanaspitze und Druserthor bis auf unsere Tage erhalten. Ob wir nun die Kunde von der Bergveste Damasia der Armee des Drusus oder des Tiberius verdanken, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Für den Tiberius scheint der Umstand zu sprechen, daß wir durch Strabo wissen, daß Tiberius die Insel Reichenau auf dem Bodensee zum Stützpunkte seiner Unternehmungen wählte und sogar auf dem Bodensee mit Schiffen gegen die Vindeliker kämpfte [2]). Er war es also, der die Estionen und Brigantier besiegte und ihre festen Städte Brigantion (Bregenz am Bodensee) und Kampodunon (Kempten), einnahm, und so ist es auch sehr wahrscheinlich, daß seine Legionen durch das Rheinthal gegen die Likater in das heutige Vorarlberg und nach dem obern Lech vorgedrungen sind und die Bergveste Damasia erobert haben. In dieser Gegend muß daher die alte Burg der Likater gesucht werden, über deren Lage man früher nicht einig werden konnte. Man räumte fälschlich dem Vindelikischen Stamme der Likater das ganze Lechgebiet ein, und dies gab Veranlassung zum Irrthume. Cluver war der Meinung, daß Damasia auf der Stelle der nachmaligen römischen Coloniestadt Augusta Vindelicorum (Augsburg) gelegen habe, und daß der alte Name durch den neuern verdrängt worden sei. Marcus Welser setzte sie höher hinauf an das östliche Ufer der Wertach, und Andere hielten gar den Ort Diessen auf der Südwestseite des Ammersee's dafür. Aber bis in diese Gegenden hinunter hat sich das Gebiet der Likater wol schwerlich erstreckt.

Daß Damasia eine hochgelegene Bergveste gewesen sey, bezeugt deutlich der Beisatz Akropolis bei Strabo; wir haben sie also nicht in dem Niederlande, sondern in dem Hochlande der Likater zu suchen. Wie nun aus dem alten Namen Amasia oder Amasias sich im Laufe der Jahrhunderte unser Flußname Ems gebildet hat, so mag auch der alte Name Damasia sich auf gleiche Weise umgestaltet haben. Im heutigen Vorarlberg finden wir nicht fern von dem Städtchen Ems am Ufer des Rheins einen Bergort, Hohen-Ems genannt, und zwar in einer Lage, wo einst das Gebiet der Likater an das der Brigantier grenzte. Dieses Hohen-Ems scheint mir daher die alte Akropolis Damasia zu seyn. Es liegt zwei und eine halbe Meile oberhalb Bregenz auf der rechten Seite des Rheinthales, also in einer Gegend, welche die Legionen Tiber's, wenn sie von dem Bodensee gegen das Land der Likater vordrangen, nothwendig berühren mußten. Ob örtliche Auffindungen aus jener frühen Zeit herrührender Alterthümer zu Hohen-Ems meine Vermuthung bestätigen, die sich allerdings blos auf allgemeine geographische Grundsätze stützt, kann ich leider nicht sagen. *(Aug. Wilhelm.)*

Damasippos s. Ikarios.

DAMASIPPUS, 1) L. Junius, zur Zeit der Sullanischen Unruhen Prätor zu Rom, berief — nach Livius Epit. 86. in des Marius Auftrag — im J. R. 671 den Senat zusammen, und ließ die Vornehmsten ermorden, den L. Carbo, den Pontifex Maximus Q. Mucius Scävola (Liv. a. a. O.), den Domitius und Antistius (Vellej. 2, 26.). Appian, der diese Thatsache auch anführt, nennt den Prätor, der dies that, Brutus (B.

1) Strab. Rer. Geogr. Lib. IV. c. 6. §. 8. pag. 206. *Ἰταμώτατοι δὲ τῶν Οὐϊνδελικῶν ἐξητάζοντο Λικάττιοι καὶ Κλαυτινάτιοι καὶ Οὐέννωνες· τῶν δὲ Ῥαιτῶν Ῥουκάντιοι καὶ Κοτουάντιοι. Καὶ οἱ Ἐστίωνες δὲ τῶν Οὐϊνδελικῶν εἰσι καὶ Βριγάντιοι· καὶ πόλεις αὐτῶν, Βριγάντιον καὶ Καμπόδουνον, καὶ ἡ τῶν Λικαττίων, ὥσπερ ἀκρόπολις, Δαμασία.*

2) Strab. Rer. Geogr. VII. p. 448.

div. 1, 88. Vergl. Duker zu Florus 3, 21, 20.) und verlegt die Scene an einen andern Ort. — 2) Ein Kunstliebhaber zu Rom, der mit Leidenschaft Statuen, Gemälde, Gemmen, auch schöne Häuser und Gärten ankaufte. Zur Zeit Cicero's, gegen Ende des 7. Jahrh. d. St. R., war er noch in guten Umständen, denn Cicero hätte ihm die für ihn gekauften und ihm zu theuern Statuen gern verhandelt (Epp. ad div. 7, 23.); nachher ward er ein Kunsthändler, machte aber bankerott, und legte sich seitdem auf die stoische Philosophie. Dies alles muß bis zum Jahre Roms 721 geschehen seyn, wo Horaz ihn in seiner dritten Satire des zweiten Buches aufführt, um — mit sich selbst scherzend und Anderer spottend — durch einen Narren sich beweisen zu lassen, daß auch er ein Narr sei. *(H.)*

DAMASK, zu allen Zeiten eine der bedeutendsten Städte Syriens. Sie heißt im A. T. gewöhnlich Dammesek (דַּמֶּשֶׂק), in den Büchern der Chronik jedoch Darmesek (דַּרְמֶשֶׂק), bei den Syrern Darmesuk (ܕܰܪܡܣܽܘܩ), bei den Arabern Dimeschk (دِمَشْق, oder دِمِشْق) oder auch, nach der Gewohnheit, die Hauptstadt mit dem Namen des Landes zu benennen, Schâm (الشام), bei Griechen und Römern endlich *Δαμασκός*, Damascus. Die Stadt ist sehr alt und wird schon in der Geschichte Abrahams erwähnt (1 Mos. 14, 15. 15, 2.), woher sich die unter den Arabern, wie unter den dortigen Christen gangbare Meinung schreibt, daß sie von Abraham selbst erbaut worden [1]). Sie liegt am Fuße des Antilibanus in einer weiten und außerordentlich anmuthigen Ebene, genannt El-ghuta (الغوطة), welche von den Morgenländern als das schönste der vier irdischen Paradiese gepriesen wird [2]). Diese Ebene ist westlich und nördlich von Bergen eingeschlossen, südlich und östlich stößt sie an die Wüste. Sie erhält von den nördlichen und nordwestlichen Höhen einige Bäche, von denen zwei auch in der Bibel namhaft gemacht werden, nämlich Amana (אֲמָנָה oder auch אֲבָנָה) und Pharphar (פַּרְפַּר) 2 Kön. 5, 12. Die beiden bedeutendsten heißen jetzt Barade (بردي) und Feidsche (فيجة), die man wol mit den in der Bibel genannten identificiren muß. Die griechischen und römischen Geographen nennen nur den Chrysorrhoas, welcher Name vermuthlich die vereinigten Flüsse von Damask bezeichnet [3]). Der Barade theilt sich oberhalb Damask bei dem Dorfe Dumar nach und nach in mehre Arme, die Reisenden nennen fünf, Andere sieben. Der Hauptarm fließt durch die Stadt, die übrigen sind einer über dem andern am Abhange des Berges hin geleitet. Unterhalb der Stadt kommen sie wieder zusammen und gehen vereinigt in südöstlicher Richtung fort, bis sie sich einige Meilen von Damask in einem fischreichen See verlieren, der Bohheiret-el-Merdsch heißt, von Morästen umgeben und ohne sichtbaren Abfluß ist [4]). Der Feidsche entspringt bei dem gleichnamigen Dorfe, ein paar Stunden nordwestlich von der Stadt, und vereinigt sich bald mit dem Barade [5]). Durch diese Flüsse und eine Menge Kanäle, die man von ihnen abgeleitet hat, erhält das Thal um Damask wie die Stadt selbst reichliche Bewässerung. Fast kein Haus ist ohne einen solchen Kanal, und in Stadt und Gärten gibt es unzählige Bassins und Springbrunnen. Dies macht die Luft ungesund und erzeugt viele Fieber. Aber der Boden wird dadurch ausnehmend für den Obst- und Gartenbau, weniger für Getreidebau geeignet. Daher ist Damask in einer Entfernung von einigen Stunden nach allen Seiten von Gärten umgeben, die das herrlichste Obst liefern, als Äpfel, Citronen, Feigen, Kirschen, Apricosen, Pflaumen, deren Ruf durch ganz Europa verbreitet ist. Dazu kommt der schönste Blumenflor, vorzüglich Rosen.

Die Ebene von Damask faßt über achtzig Dörfer [6]), und die Aussicht auf Stadt und Umgegend von den benachbarten Höhen ist wahrhaft entzückend. Schon Muhammed soll nach der Sage, als er der Stadt ansichtig wurde, vor Verwunderung still gestanden und nicht gewagt haben, seinen Fuß in dies Paradies zu setzen, weil er nur an einem Paradiese Theil zu haben glaubte und dieses nicht auf Erden suchte. Der engländische Reisende Maundrell überblickte die Stadt von den nordwestlichen Höhen; er schreibt [7]): „Wir blieben ziemlich lange auf dieser Stelle; und es ist in der That schwer, einen Platz zu verlassen, der eine so reizende Landschaft dem Auge darbietet. Man sieht ein Paradies unter sich, und doch kann man sich nicht entschließen hineinzugehen, man wird gereizt, zur Stadt zu gehen, und das Vergnügen, was sie zu versprechen scheint, zu genießen, und doch wird man durch den Reiz der Aussicht zurückgehalten." Auch die muhammedanischen Schriftsteller reden mit Entzücken von dem Anblick, den diese paradiesische Gegend gewährt. Sie nennen sie das Mahl auf der Wange der Welt, das Gefieder des Paradiespfauen, den farbigen Kragen der Ringeltaube, das Halsband der Schönheit [8]). Desgleichen heißt sie bei Julian [9]) „das Auge des ganzen Orients."

Damask war schon zur Zeit des Königs David von politischer Bedeutung. Syrien zerfiel damals in mehre kleine Reiche, und auch Damaskus war der Sitz eines

1) S. d'Herbelot's orient. Biblioth. Art. Damaschk u. Demschak. Daselbst auch andere Fabeleien dieser Art. Vergl. noch *Fraehn*, Mus. Sprewitz. S. 10 und Lee zu Ibn Batuta S. 23. 2) S. z. B. *Abulfedae* tabula Syriae ed. Köhler S. 100. 3) Strab. XVI. p. 520. Plin. Nat. Hist. V, 18. Doch Stephanus nennt *Βαρδίνης*, d. i. Barade. Gegen Cellarius Zweifel s. Vitringa zu Jes. 17. Anf.

4) Abulfeda a. a. O. 5) S. über dieses Flußgebiet besonders Otto v. Richter, der die Gegend im J. 1815 besuchte, Wallfahrten im Orient S. 156 ff., ferner Pococke's Beschreibung des Morgenlandes Th. II. S. 179, Golius zu Alfergani S. 128, Edrisi's Syrien von Rosenmüller (im 3. Heft der Analecta arab.) S. 9, Ibn Haukal bei Abulfeda Syrien S. 15. 6) Burckhardts Reisen in Syrien S. 446 der teutschen Übers. 7) Maundrell's Reise von Aleppo nach Jerusalem. 6. Aufl. S. 123 in Paulus Samlung v. Reisen Bd. 1. S. 254. 8) v. Hammer's Gesch. des osman. Reichs. Bd. 2. S. 482. 9) Epist. 24. ad Serapion.

Königs. Er leistete dem König von Zoba gegen David Hilfe. David unterjochte ihn und legte Besatzungen in sein Gebiet (2 Sam. 8, 5 ff. 1 Chron. 18, 5 ff.). Doch schon unter Salomo machte sich Damask wieder unabhängig. Reson, ein Sclav des Königs von Zoba, stiftete dort von neuem ein Reich und beunruhigte Salomo unaufhörlich (1 Kön. 11, 23 ff.). Es scheint sich schnell wieder zu seiner alten Macht erhoben zu haben; denn als Baësa, der König von Israel, das Reich Juda bedrängte um 940 v. Ch., rief Assa von Juda den damaligen Beherrscher des damascenischen Syrien, Benhadad I., zu Hilfe, welcher im Reiche Israel einfiel und mehre Städte eroberte (1 Kön. 15, 16 ff.). Benhadad II. zieht im Bunde mit 32 Königen ebenfalls gegen Israel, wird aber von Ahab in drei Feldzügen zurückgeschlagen, um das J. 900 (1 Kön. 20 und 22. vergl. Josephus jüd. Alterth. VIII, 14. 15.). Sein Nachfolger Hasaël bringt das damascenische Reich auf den höchsten Gipfel der Blüthe. Er demüthigt die Könige von Juda und von Israel zu wiederholten Malen, nimt dem letztern das ganze transjordanische Gebiet, brandschatzt Jerusalem und bemächtigt sich selbst des für den Handel so wichtigen Hafens Elath am rothen Meere (2 Kön. 12, 17. 13, 3. 2 Chron. 24, 23. Joseph. Archäol. 9, 8.). Sein Sohn Benhadad III. verliert durch drei Schlachten alle Eroberungen wieder an Joas von Israel (2 Kön. 13, 25.). Jerobeam II. vollendet die Unterdrückung Syriens, indem er sich den Benhadad tributpflichtig macht (2 Kön. 14, 25.). Auch brachte Usia den Hafen Elath wieder an Juda (2 Kön. 14, 22.). Noch einmal raffte Rezin alle Kräfte des Reichs zusammen und verstärkte sich durch ein Bündniß mit Pekah, dem König von Israel. Er bedrängte den Ahas und vertrieb die Juden aus Elath (2 Kön. 15, 37. 16, 5. 6. vergl. Jes. 7.). Ahas rief aber Assyrien zu Hilfe, und Tiglath-Pileser machte dem damascenischen Reiche ein Ende. Die Einwohner mußten als Exulanten in ihre ehemalige Heimath nach Kir (d. i. an die Ufer des Flusses Kur) wandern, und ganz Syrien wurde assyrische Provinz 740 vor Chr. (2 Kön. 16, 9. vergl. Amos 1, 3—5. Jes. 17, 1 ff.). — Daß die Stadt selbst damals von Grund aus zerstört worden wäre, folgt aus 2 Kön. 16, 9. durchaus nicht [10]). Auch gedenken ihrer noch die Propheten Jeremias (49, 23 ff.) und Ezechiel (27, 18.), letzterer in Bezug auf ihren Handel mit Tyrus.

Über die Schicksale von Damask während der assyrischen, der chaldäisch-babylonischen und der persischen Herrschaft fehlt es uns fast gänzlich an Nachrichten. So viel läßt sich wenigstens aus der eben angeführten Stelle des Ezechiel schließen, daß sie, wenn auch politisch unbedeutend, immerfort eine gewisse Celebrität durch ihren Handel sich erhielt. Nach der Schlacht bei Issus kam mit ganz Syrien auch Damask, wo sich das Harem und die Schätze des Darius befanden, in Alexanders Gewalt; die Stadt wurde durch den persischen Präfecten an den Parmenio verrathen [11]). Die Seleucidischen Herrscher Syriens nahmen ihren Sitz nicht zu Damask, sondern zu Antiochien. Da sie anfangs Palästina und Cölesyrien gegen die Ptolemäer nicht immer behaupten konnten, so wird auch Damaskus in dieser Zeit öfter in ägyptischen Händen gewesen seyn. Erst im J. 111 vor Chr., als die Stiefbrüder Antiochus Grypus und Antiochus Kyzikenus sich durch eine Theilung Syriens verständigten, erhielt der letztere Phönicien und Cölesyrien, und er machte Damask zu seiner Residenz [12]). Auf Rechnung dieses schwachen Fürsten bereicherten sich die Juden unter Johann Hyrkan und Aristobul mit neuem Gebiet, und mehre Seestädte machten sich unabhängig. Zwar nahm er nach dem Tode seines Bruders 96 vor Chr. Antiochien weg, wurde aber schon im J. 93 von dem ältesten Sohne des letztern besiegt, gefangen und gemordet. Sein Sohn Antiochus Eusebes verband sich mit Ägypten und kämpfte gegen Philippus, den dritten Sohn des Grypus. Beide konnen es nicht hindern, daß des Grypus vierter Sohn, Demetrius Eukärus, von Ptolemäus Lathurus unterstützt, als König in Damask einzieht. Er theilt, nachdem Eusebes verjagt worden, mit seinem Bruder Philippus die Herrschaft über Syrien [13]). Von der pharisäischen Partei nach Palästina gerufen, schlug Eukärus den Alexander Jannäus bei Sichem im J. 88. Kaum zurückgekehrt, wendet er sich im J. 86 gegen seinen Bruder, wird aber mit Hilfe der Parther geschlagen und nach Parthien geschickt, wo er stirbt. Bald darauf eroberte Philipps jüngster Bruder, Antiochus Dionysius, Damask für sich und beherrschte Cölesyrien an drei Jahre lang. Er blieb im Kriege gegen die Araber im J. 84. Die Damascener riefen den Anführer der letztern, Aretas (d. i. حارث) auf den Thron. Er nahm ihn an und vertrieb den Prätendenten Ptolemäus Mennäus [14]). Tigranes mußte ganz Syrien an die Römer abtreten, Metellus besetzte Damask, und Pompejus nahm daselbst im J. 64 die Gesandschaften und Geschenke in Empfang, die ihm die Könige rings umher zukommen ließen. Im J. 63 wurde dann Syrien römische Provinz. Die Proconsuln Syriens haben meist Antiochien bewohnt; nur zuweilen wählten sie Damask zu ihrem Aufenthalt. Dort suchte z. B. der junge Herodes den Sextus Cäsar auf, von dem er gegen eine Abgabe die Verwaltung von Cölesyrien erhielt. Herodes der Große baute zu Damask, wie in andern Städten außerhalb der Grenzen seines Gebiets, Theater und Bäder [15]). Zur Zeit des Apostel Paulus stand Damask unter einem arabischen König Aretas, der dort einen Statthalter oder Ethnarch hatte [16]). Wahrscheinlich ist er als ein Vasall der Römer zu betrachten.

---

10) Mit Unrecht haben dies Manche aus der ungenauen Übersetzung der Vulgate geschlossen. Was hier durch vastavit eam ausgedrückt ist, heißt im Grundtexte nur: er nahm sie ein.

11) Arrian II, 13. Curtius 3, 12. 13. 12) Diodor v. Sicilien, Fragm. XXXIV, 30. Porphyrius bei Euseb. S. 62 Scalig. 13) Joseph. Archäol. XIII, 13, 4. Porphyr. a. a. O. S. 67. 14) S. Joseph. Arch. XIII, 14. 15. und jüd. Krieg. I, 4. 15) Joseph. jüd. Krieg I. 21, 11. 16) 2 Korinth. 11, 32. Vergl. Tertull. adv. Marc. 4, 13. adv. Jud. c. 9. *J. G. Heyne*, de Ethnarcha Aretae, Arabum regis, Paulo apostolo insidiante. Diss II. Viteberg. 1755. 4.

In den nächsten Jahrhunderten vor Christi Geburt hatten sich bereits viele Juden in Damask niedergelassen; besonders waren dort, wie Josephus berichtet [17]), fast alle Weiber der jüdischen Religion zugethan. Paulus trat in den dortigen Synagogen auf; aber er fand auch schon einige Jünger Christi daselbst [18]). So hatte also das Christenthum frühzeitig in dieser Stadt Wurzel gefaßt, und späterhin war sie ein Bischofssitz. So wird im J. 518 ein monophysitischer Bischof von Damask, Namens Thomas, erwähnt, und mehre andere später. Im 9. Jahrh. war es auch der Sitz eines Metropoliten der Nestorianer. Statt der jakobitischen Bischöfe wurden seit Anfang des 18. Jahrh. von Rom aus orthodoxe (Maroniten) bestellt [19]). Von den jetzigen kirchlichen Verhältnissen s. nachher.

Von den Arabern wurde Damask im J. 635 erobert unter dem Chalifen Omar, welcher den Chaled ben Velid und einige andere von seinen Heerführern mit dieser Expedition beauftragte. Kaiser Heraklius schickte der Stadt Truppen zu Hilfe, aber vergebens. Sie wurde nach etwa zweimonatlicher Belagerung theils mit Gewalt, theils durch Capitulation genommen [20]), nach andern Nachrichten durch den Verrath des Vaters des Johannes Damascenus [21]). Die Omajjaden (s. diesen Art.) residirten zu Damask. Die abbasidischen Chalifen hielten da einen Präfecten. Nur Motewakkel brachte dort einen Monat zu, fand aber die Luft nicht zuträglich genug, um seinen bleibenden Sitz daselbst zu wählen, was er anfangs im Sinne hatte. Im J. 877 wurde Damask, und nach und nach ganz Syrien von Achmed dem Tuluniden dem Chalifate entrissen [22]). Sein Nachfolger behauptete dasselbe und brachte es dahin, daß ihm außer Ägypten auch Syrien auf 30 Jahre vom Chalifen Motamed vertragsweise überlassen wurde 886. Moktefi vernichtet die Tuluniden, aber Karmaten ziehen verheerend über Damaskus her. Weiterhin steht es unter den Ikhschiditen, dann unter den Fatemiden, welche wiederum von den Seldschukiden vertrieben wurden im J. 1075. Am Schlusse des 11. Jahrh. nahm ein Seldschukide aus Haleb in Damask seinen Sitz und gründete hier ein eignes kleines Reich, welches um die Mitte des 12. Jahrh. an Nureddin Mahmud, bald darauf an Saladin kam. Den Kreuzfahrern gelangen fast nur kleine Streifereien in diesem Gebiet. Dem Hulagu ergab sich Damask freiwillig, nur das Castell widersetzte sich und wurde geschleift 1260. So zogen manche Stürme der Zeit und der Wechsel der herrschenden Dynastien über Damaskus hin, bis Selim I. im Herbst des Jahres 1516 Stadt und Gebiet den Mamlucken entriß und dem türkischen Reiche einverleibte [23]). Nun war es fortdauernd der Sitz eines türkischen Statthalters, in der neuern Zeit eines Pascha's von drei Roßschweifen [24]). Gegen Ende des Jahres 1831 unternahm der Vicekönig von Ägypten, Mohammed Ali, eine Expedition nach Syrien, die bereits die glänzendsten Erfolge hatte, und in dem Augenblicke, wo dies niedergeschrieben wird, haben vielleicht die ägyptischen Truppen auch Damask schon besetzt.

Nach diesen kurzen Andeutungen über die Geschichte von Damask fügen wir noch das Wissenswürdigste über das Statistische und Topographische bei. Das Paschalik Damask begreift zur Zeit das südliche Syrien, den größten Theil von Palästina, einen Theil des Landes der Drusen und ein Stück der syrischen Wüste; es hält zehn Sandschakschaften. Der Pascha zahlt der Pforte nur geringe Abgaben, er muß aber alle Kosten der alljährlich zu Damask sich versammelnden heiligen Karavane tragen, welche er nach Mekka und wieder zurück zu escortiren verpflichtet ist. Daher führt er den Ehrentitel Emir Hadschi. Durch den Miri oder die Grundsteuer pflegt er sich für jene bedeutenden Ausgaben gehörig zu entschädigen [25]). Er hat eine nicht unbedeutende Truppenmasse, die um so nöthiger ist, da beständig arabische Stämme das Paschalik umschwärmen.

Die Stadt selbst ist noch jetzt nicht unbedeutend, und macht einen großen Eindruck. Sie hat etwa 40,000 Häuser, welche von außen zwar meist unscheinbar, im Innern aber gewöhnlich desto eleganter sind. Die Straßen sind enge, aber zum Theil außerordentlich lang. Die Mauern der Stadt ruhen auf alten Fundamenten, sind meist doppelt, von einem Graben umgeben und mit Thürmen besetzt, aber schlecht gebaut. Nach Niebuhr's Grundriß zu urtheilen [26]), hat die Stadt ungefähr 8000 Schritte im Umfange. Von Thoren werden bei arabischen Schriftstellern und europäischen Reisenden namhaft gemacht: das Thor der Gärten, das kleine, das Thomasthor, das Thor des Heils, das Ostthor, bei den Christen das Paulsthor genannt, das Gottesthor, durch welches die heilige Karavane zieht u. a. Von dem zuletzt genannten Thore her macht der Zugang zur Stadt einen besonders großartigen Eindruck, wie Burckhardt bemerkt [27]). Eine 150 Schritt breite Straße führt hier über eine Stunde weit in gerader Linie fort, zu beiden Seiten mit einem Walde von Ölbäumen besetzt. — Die öffentlichen Gebäude sind meist prächtig. Unter den Moscheen, welche außerordentlich zahlreich sind, wird als eine der schönsten im ganzen türkischen Reiche diejenige gerühmt, welche vom sechsten Omajjaden Welid den Abd el Melik eingerichtet wurde im J. 707. Sie war früher eine christliche Kirche, Johannes dem Täufer, nach Andern dem Johannes Damascenus geweiht [28]). Das mit

17) Jüd. Kr. II, 20, 2. Daselbst wird erzählt, daß die Bürger von Damask kurz vor dem Beginn des jüdischen Krieges in ihrer Stadt auf einmal gegen 10,000 Juden umbrachten.
18) S. Apostelgesch. 9, 2. 10 ff.
19) *Assemani* biblioth. orient. T. II. diss. de Monophysitis. und T. IV. S. DCCXLII.
20) Abulfeda's Annalen I. S. 222. Elmakin S. 21.
21) Elmakin S. 27. *Assemani* biblioth. or II S. 97.
22) Abulfeda's Annalen II, 250.
23) S. v. Hammer's Gesch. des osman. Reiches. Bd. II. S. 481 ff.

24) Einige Züge aus der neuern Geschichte dieses Paschalik's s. in Volney's Reise nach Syrien.
25) Die Unkosten des Hadsch schätzt man nach Volney auf 6000 Beutel oder 7,500,000 Livres. Die Hauptausgaben bestehen in Miethgeld für die Kameele und in den Summen, welche den am Wege streifenden Beduinen-Stämmen für freien Durchzug gezahlt werden müssen; auch muß der Pascha für den Proviant der Karavane sorgen. Dagegen beerbt er immer die Pilger, die unterwegs sterben.
26) Niebuhr's Reise. Th. II. Tafel LI.
27) Reisen in Syrien S. 43.
28) Das letztere glaubt z. B. Reiske nach

Thürmen versehene Schloß liegt im westlichen Theile der Stadt und stammt nach Richter aus den Zeiten der Kreuzzüge; es ist von großem Umfang und gleicht inwendig einer kleinen Stadt. Sonst findet man auch mehre glänzende Privathäuser und schön gezierte Kaffeehäuser, unter welchen der Chan el Wardi (d. i. zu den Rosen) seiner Lage am Barade und seiner Rosenbäume wegen der anmuthigste ist. — Damask erstreckt sich der Länge nach von N.O. nach S.W., und ungefähr in dieser Richtung läuft eine lange Straße, welche man für die in der Apostelgeschichte (9, 11.) erwähnte gerade oder (nach Luther) richtige Straße hält. Etwa eine halbe Stunde östlich vor der Stadt zeigt man den Ort, wo der Apostel Paulus bekehrt wurde, ferner auf jener Straße selbst das Haus des Judas, wo er einkehrte (A. G. 9, 11.), auch das Haus des Ananias, der ihn heilte (A. G. 9, 17 f.), so wie das Fenster, durch welches der Apostel in einem Korbe hinabgelassen wurde (2 Cor. 11, 33.). Das angebliche Haus des Naaman, jenes syrischen Hauptmann's, welchen der Prophet Elisa vom Aussatz heilte (1 Kön. 5.), hat man zu einem Hospitale für Aussätzige verwendet [29]). Auch für die Muhammedaner gibt es hier manche Gegenstände der Verehrung, namentlich die Gräber mehrer Chalifen, des Nureddin, des Saladin, sowie vieler Gelehrter, z. B. des Philosophen Farabi [30]). Die Hauptmoschee soll das Koran-Exemplar des Osman bewahren u. s. f. Viel Sehenswerthes bieten endlich die nächsten Umgebungen der Stadt dar, worüber die Reisenden nachzusehen sind, vorzüglich Maundrell, Belon, v. Richter u. A. Letzterer bemerkte auch Trümmer, die ihm Spuren von den Erdbeben zeigten, welche Damask besonders im Mittelalter und noch im J. 1759 betrafen.

Die Einwohnerzahl schätzt man auf 100,000, meist Türken und Araber, gegen 20,000 Christen von allen Parteien, und etwa 1000 Judenfamilien, die in einem besondern Quartier wohnen. Es gibt ein Kloster der Väter de terra sancta, ein Kapuzinerkloster, eine griechische Kirche; auch hat der Patriarch von Antiochien hier seinen Sitz, seit er von dort durch die Lateiner verdrängt ist. Die Muhammedaner beseelt hier ein starker Fanatismus; sie rechnen Damask zu den heiligen Städten, und nennen sie eine Pforte zur heiligen Caaba; jedoch werden selbst Drusen und Motaveiis geduldet [31]). Den Christen ist alles Reiten in der Stadt verboten [32]). — Die Industrie und der Handel von Damask war seit alten Zeiten berühmt, und er wird sehr lebhaft, wenn sich die Pilger zur Wallfahrt nach Mekka versammeln. Dann gleicht die Stadt einem großen Jahrmarkte; denn nicht der geringste Theil der Pilger macht aus jener Wallfahrt eine Handelsspeculation [33]). Vorzüglich werden Baumwollen- und Seidenzeuche (Damast) verfertigt, und die Damascener Stahlarbeiten sind weltberühmt; nicht unbedeutend ist endlich der Absatz an getrockneten Früchten und Confituren von Rosen, Apricosen, Pfirsichen u. s. w., dergleichen in ungeheuern Massen, namentlich nach Constantinopel gehen [34]). Demnach herrscht im Ganzen zu Damask ein guter Wohlstand; daneben gibt es jedoch viel Müssiggang, und die Bettler von Damask machen jedes Frühjahr einen Streifzug nach Hauran, um zu plündern [35]). *(E. Rödiger.)*

DAMASONIUM. Eine von Schreber (gen. n. 624.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Alismeen und der fünften Ordnung (Hexagynia) der sechsten Linné'schen Klasse. Char. Die Blüthenscheide einblätterig, fünfflügelig; der Kelch über dem Fruchtknoten, dreitheilig; die Corolle dreiblätterig; drei Nektardrüsen; die Frucht eine sechsklappige, vielsamige Beere; die Placenten auf den Klappen. Die beiden bekannten Arten sind Wassergewächse. 1) *D. indicum* Willd. (Sp. pl., Stratiotes alismoides L., Forsk. descr. Aeg. p. 101., Roxb. corom. II. t. 186., Ottelia alism. Pers. syn.), wächst in den süßen Gewässern Ägyptens und Ostindiens als ein Kraut mit nierenförmig-herzförmigen, stumpfen, glattrandigen Blättern, welche aus der Wurzel hervorkommen, mit einblumigem Blüthenschafte und weißer Blume. 2) *D. ovalifolium* R. Br. (Prodr. p. 344.), von Robert Brown bei Port Jackson in Neuholland gefunden, hat ovale Blätter, welche viel kürzer, als der Blüthenschaft sind, und neun bis zwölf Staubfäden in jeder Blume. *(A. Sprengel.)*

Damastweberei s. die Nachträge.

DAMASUS I. (Papst), wahrscheinlich nicht in Spanien, sondern in Rom geboren, wo er an der Kirche des heil. Laurentius Diakonus war, wurde im J. 366 zum röm. Bischof doch in zwiespältiger Wahl erkoren, denn eine Gegenpartei ernannte zu diesem Amte den Diakonus Ursinus. Es kam in Rom zum förmlichen Bürgerkriege und zu vielem Blutvergießen, da das gesamte Volk der Stadt bis zum gemeinsten Haufen herab von den Parteien gewonnen, an dem Wahlstreite mit Antheil nahm [1]); es erfolgten häufig Gefechte in den Straßen Roms, bis Juventius, der Stadtpräfect, nach einigen von Damasus durch Geld gewonnen, den Gegenbischof Ursinus aus der Stadt verbannte und mit Hilfe eines durch Damasus bewaffneten Volkshaufens die Kirche

---

einem alten Reisebericht (zu Abulf. Annalen Th. I. Note 195); das erstere ist das fast allgemein angenommene. Man s. über diese Moschee Edrisi's Syrien S. 9 fg. Abulfeda's Ann. I. S. 428. 432, dessen Tabula Syriae ed. Köhler. S. 15 fg. Ibn el-Wardi ebend. S. 172 ff. Die christlichen Reisenden, denen der Zutritt nicht gestattet wurde, rühmen wenigstens die äußere Pracht des Baues, die herrlichen Portale u. s. w. S. Maundrell S. 125 fg. v. Richter S. 141. Die vollständigste Beschreibung nach muhammedanischen Schriftstellern liefert v. Hammer Gesch. des osman. Reichs. Th. II. S. 484 ff. 29) So die Berichte der Jesuiten-Missionäre, wiewol wir bei andern Reisenden, die sonst wol dergleichen Dinge berichten, davon nichts gelesen zu haben glauben. 30) S. v. Hammer's Gesch. des osman. Reichs. II. S. 487 ff. Khalil bei Rosenmüller's Edrisi S. 21. 31) Burckhardt a. a. O. S. 345. 32) Schulze Leitungen des Höchsten V, 423. Dieser Reisende wurde gleich bei seinem Eintritte in die Stadt von den Vorübergehenden mit dem Schimpfworte Schwein! begrüßt, was er klüglicher Weise ruhig hinnahm. 33) S. Volney II, 205. der teutschen Übers. Burckhardt S. 113. Maundrell (S. 127) beschreibt einen Abzug der heiligen Karavane, dem er beiwohnte. 34) S. Edrisi a. a. O. S. 10. Volney II, 207. 35) Burckhardt a. a. O. S. 380.

1) *Ammian. Marcellin.* ed Erfurt. L. XXVII. c. 3. *Faustin.* Libell. precum p. 5—6. *Socrates* H. E. L. IV. c. 24.

erstürmte, wohin sich die Anhänger des Ursinus geflüchtet, und unter einem wilden Gemetzel 160 von ihnen ermordete [2]). Eine andere Zahl starb an den erhaltenen Wunden. Ohne Zweifel trugen beide Bischöfe gleiche Schuld an dem blutigen Volksaufruhr, denn beide beherrschte gleiche Leidenschaft und gleiche Lust nach Herrschaft vom röm. Bischofsstuhle herab [3]). Damasus behielt den Sieg; allein die unruhige Bewegung in Rom dauerte noch mehre Jahre lang, zumal da Ursinus mit des Kaisers Valentinians Erlaubniß im J. 367 dahin zurückkehren durfte, und selbst nach seiner abermaligen Verbannung nach Gallien seine Anhänger in Rom fort und fort für ihn noch thätig blieben, bis auf des Kaisers Befehl der neue Stadtpräfect Prätextatus die vornehmsten Häupter derselben aus der Stadt verwies und nun auf einige Jahre Ruhe erfolgte [4]). Der Kaiser Valentinian hatte schon in diesem Streite entschieden auf der Seite des Damasus gestanden, vermehrte aber bald dessen Ansehen auch noch durch ein Gesetz, nach welchem forthin der Bischof von Rom die Streitigkeiten anderer Bischöfe beizulegen die Macht haben, Religions- und Kirchensachen aber ferner nicht mehr zur Entscheidung weltlicher Richter gebracht werden sollten [5]). Zunächst bezog sich freilich diese Verordnung nur auf den dem röm. Bischofe untergebenen Kirchsprengel; allein dieselben zwiespältigen und unruhigen Verhältnisse der röm. Kirche, welche dieses Gesetz veranlaßt hatten, bewogen auch nachmals im J. 378, als Ursinus von neuem in Oberitalien erscheinend die alten Unruhen wieder aufweckte und Damasus in Rom ein Concilium versammelte, die hier zusammenberufenen Bischöfe zu dem Gesuche an den Kaiser Gratian, jenes Gesetz noch zu erweitern und namentlich dahin auszudehnen, daß ein vom römischen oder andern rechtgläubigen Bischöfen verurtheilter Bischof sich sogleich aus seinem Bisthum entfernen, wenn er sich weigere, vor dem Gerichte der Bischöfe zu erscheinen, er sich in Rom vor dem römischen Bischof, oder bei zu großer Entfernung wenigstens vor seinem Metropolitan stellen solle, ein beklagter Metropolitan selbst aber entweder in Rom vor dem röm. Bischof selbst oder doch vor dessen bevollmächtigten Vicarius erscheinen müsse [6]). Es ist ungewiß, was der Kaiser den versammelten Bischöfen geantwortet; in einem Rescripte indessen an den Vicarius von Rom erklärte er den Beschluß, daß die von einer Kirchenversamlung verurtheilten Bischöfe von ihren Sitzen vertrieben und hundert Meilen von Rom entfernt werden, daß der Bischof von Rom das Gericht über angeklagte Bischöfe jeder Zeit mit fünf oder sieben andern Bischöfen als Beisitzern vollführen, doch lasterhafte und verläumderische Menschen weder als Kläger, noch als Zeugen gegen Bischöfe vor Gericht angenommen werden sollten [7]). So wichtig diese Verordnungen der beiden Kaiser für die Zukunft waren, indem sie nicht mit Unrecht mit den Sardicensischen Beschlüssen verglichen worden sind [8]), so wenig war doch ihr eigentlicher Zweck, dem röm. Bischofe in ihnen ein Vorrecht oder auch nur einen Vorzug vor anderen Bischöfen einzuräumen, denn die Kirchenversamlung sprach gegen den Kaiser ausdrücklich noch den Satz aus, daß jener Bischof wegen des Vorranges des apostolischen Stuhles zwar höher stehe als die übrigen Bischöfe, doch aber in Rücksicht seines Amtes ihnen völlig gleich sei. — An den damaligen Streithändeln der morgenländischen Kirche und den deshalb gehaltenen Versamlungen ihrer Bischöfe und Patriarchen nahm Damasus keinen lebendigen Antheil, obgleich es nicht an Anlaß fehlte [9]); denn ihn beschäftigten viel zu sehr bald die Anklagen und Verläumdungen seiner Feinde, die ihn spöttisch den Damenohrlöffel [10]) nannten, weil er gern reichen Damen Huldigungen bewies, um ihre Schätze zu seinen Zwecken zu benutzen, worüber er selbst in den Verdacht eines unerlaubten Umgangs fiel, theils war er, veranlaßt durch ein Gesetz des Kaisers Valentinian wegen der zur Modensache gewordenen und äußerst verschwenderischen Freigebigkeit röm. Frauen an die Geistlichen der Stadt, gezwungen, der Habsucht der Geistlichkeit durch Bekanntmachung und Aufrechthaltung der kaiserlichen Befehle mit Nachdruck entgegen zu arbeiten; denn der Aufwand und die Pracht und das Wohlleben der röm. Geistlichen vom Papste an durch alle Rangordnungen hindurch war damals so außerordentlich, daß Ammianus Marcellinus, damals in Rom lebend, sich nicht stark genug darüber auszusprechen weiß [11]), und in dieser üppigen Genußsucht lag auch der eigentliche Grund zu den Zwistigkeiten, die um den Stuhl zu Rom geführt wurden. Daß Damasus in dem vom Kaiser Gratian an den morgenländischen Kaiser Theodosius abgetretenen Ost-Illyrien den Bischof Ascolius von Thessalonich zu seinem Vicarius mit bedeutender Vollmacht in den kirchlichen Angelegenheiten Achaja's, Thessaliens, Epirus, Creta's, Daciens ꝛc. ernannt habe, um diese Provinzen in ihren kirchlichen Verhältnissen am röm. Stuhle festzuhalten, wird von gründlichen Forschern als unerwiesen befunden. — Damasus hat sich auch als Schriftsteller und Dichter bemerkbar gemacht. Seine Schriften betreffen jedoch meist nur kleine Aufsätze über einzelne Gegenstände der damaligen Ketzerstreitigkeiten oder Briefe an den mit ihm in genauem Umgange lebenden Hieronymus über Fragen aus der heil. Schrift [12]). Übrigens war, wie aus diesen Schriften hervorgeht, Damasus nichts weniger als gelehrt und mit den Verhältnissen der morgen-

2) *Faustin.* l. c. *Ammian. Marcell.* gibt 137 Todte an. *Ruffini* Hist. Eccles. L. II. c. 10. Llorente Geschichte der Päpste Bd. I. S. 99 zählt mehre Tausende Ermordete. 3) Über die Frage: wer zuerst von beiden gewählt sei? s. die Berichte in Bowers Historie der Päpste Bd. I. S. 273—274. Schröckh Kirchengesch. Bd. VIII. S. 112. 4) *Ammian. Marcellin.* L. XXVII. c. 10. *Baronii* Annal. eccles. an. 368. 5) Append. Cod. Theodos. 6) Codex Theodos.

7) Rescript. Grat. et Valent. ad Aquilinum Vicar. Urb. in Append. Cod. Theod. 8) Gieseler Lehrb. der Kirchengesch. Bd. I. S. 346. 9) Bower a. a. O. 10) Auriscalpius Matronarum; Gibbon Geschichte des Verfalls des röm. Reichs. Bd. VI. S. 175. 11) *Ammian. Marcellin.* L. XXVII. c. 3. Cod. Theodos. L. XVI. Tit. II. *Baron.* Annal. eccles. an. 370. Muratori Gesch. v. Italien Bd. II. S. 504. 12) Bower a. a. O. S. 340. Schröckh a. a. O. S. 119.

ländischen Kirche nicht einmal so weit bekannt, als es seine Stellung in der abendländischen Kirche nothwendig erfoderte. Auch seine Gedichte, deren man vierzig zählt, haben trotz des ihnen von Hieronymus zuertheilten Lobes nur einen sehr mittelmäßigen Werth und sind fast alle geistlichen Inhalts. Nachdem Damasus den röm. Stuhl 18 Jahre besessen, starb er in seinem 80. Jahre am 10. December 384 und wird in der röm. Kirche als ein Heiliger verehrt. Seine Schriften sammelte Ubaldini zu Rom 1638 in 4., nachgedruckt zu Paris 1672 in 8. Eine bessere Ausgabe ist die von A. Maria Merenda Rom 1754. *Holstenii* Collect. veter. eccles. monument. T. I. Die Briefe in *Coustant* Epistol. Pontif. Romanor. T. I. (*Voigt.*)

DAMASUS II. (Papst), aus Baiern gebürtig, zuvor unter dem Namen Poppo, Bischof von Brixen, wurde nach dem Tode Clemens II. im J. 1047 vom Kaiser Heinrich III. zum Papste ernannt, und vom Volke und der Geistlichkeit unter dem Namen Damasus auch als solcher gern aufgenommen. Er galt für einen ebenso gelehrten als frommen Mann, verwaltete jedoch die päpstliche Würde nur sehr kurze Zeit, denn er starb schon am 17. Juli 1048, nicht ohne den Verdacht, daß er vergiftet worden sei *). (*Voigt.*)

DAMASUS, aus Böhmen, daher Bohemus, Professor des kanonischen Rechts zu Bologna, starb um 1200. Nach Johannes Andreä [1]) fecit Summam super primam compilationem Decretalium; nach Sarti [2]) schrieb er über diese erste Compilation einen Commentar; außerdem aber einen Librum quaestionum über viele Decretalen, und Brocardica, d. h. allgemeine Regeln und Gemeinsätze aus dem kanonischen Rechte, welche späterhin durch Bartholomäus von Brescia (Brixiensis, † 1258) vermehrt worden sind. Diplonatarius gibt an, daß er auch historias super libro Decretorum herausgegeben habe [3]). (*Spangenberg.*)

DAMAZAN, Kantonstadt im Bezirk Nérac des franz. Dep. Lot und Garonne, mit 100 Häusern und 980 Einwohnern. (*H.*)

DAMBACH, Danbach, Stadt im Bezirk Schletstadt des franz. Dep. Niederrhein, an der Scheer und am Fuße der Vogesen mit 550 Häusern und 2761 kathol. Einwohnern und einigen Judenfamilien. Der Ort entstand aus der Vereinigung der Dörfer Altenweiler und Oberkirch, und erhielt 1340 Stadtrecht. Um die Ruinen eines hier gestandenen Bergschlosses wächst guter rother Wein. (*Leonhardi.*)

DAMBECK, Dammbeck, Dambke, Amt und Kirchdorf in dem preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, an der Jetze, mit 1 Kirche, 28 Häusern und 212 Einw. — Das Amt ist aus dem im J. 1224 von dem Grafen Johann von Danneberg hier gestifteten Benedictiner-Nonnenkloster entstanden, das bei der Reformation säcularisirt und im J. 1545 von dem Kurfürsten Joachim II. an die Levin von der Schulenburg und ihre Erben auf 60 Jahre verliehen, im J. 1607 aber vom Kurfürsten Joachim Friedrich der von ihm gestifteten Fürstenschule zu Joachimsthal gewidmet wurde, welche jedoch erst unter Kurfürst Friedrich Wilhelm im J. 1645 zu dem Genuß der Einkünfte gelangte. Außer dem Dorfe Dambeck gehören noch 12 Ortschaften zu dem Amte, dessen jährlich 6000 Rthlr. betragende Einkünfte das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin bezieht. (Vergl. Hirsching Stifts- u. Klosterlex. I. Bd. S. 958 f. Leonhardi Erdbeschr. III. Bd. I. Abth. S. 596. v. Zedlitz Staatskräfte II. Bd. II. Abth. S. 112.) (*Leonhardi.*)

DAMBORSCHITZ, Marktflecken in dem Brünner Kreise Mährens, mit 249 Häus. und 1479 Einw., worunter 216 Juden. (*H.*)

DAMBOURNAY, L. A., Kaufmann zu Rouen, wo er den 10. Mai 1722 geboren war; rühmlich bekannt durch seine glücklichen Versuche, zum Besten der Färbekunst allerhand einheimische Farbenmaterialien ausfindig zu machen, wovon er in einem schätzbaren Werke Nachricht gibt: Recueil de procédés et d'expériences sur les teintures solides, que nos vegétaux indigènes communiquent aux laines et aux lainages. Par. 1786. 4.; wegen seiner Gemeinnützigkeit auf Kosten der Regirung neu gedruckt 1789. 4. und 1793. 8. mit einem beträchtlichen Anhange; Teutsch. Leipz. 1793. 8. Ebenfalls auf Kosten der Regirung wurde von ihm gedruckt: Instruction sur la culture de la garance et la manière d'en preparer les racines pour la teinture. Par. 4.; und in der Recueil de la société d'agriculture de Rouen und der soc. d'agric. de Paris sind mehre, nützliche Vorschläge enthaltende Abhandlungen von ihm abgedruckt. Vorzüglich hat er seine Aufmerksamkeit auf die in der Normandie befindlichen Gewächse gerichtet, und daraus über 900 Farben-Nüancen erhalten, die Essig und Seife widerstanden. Er war seit 1761 Secretair der Akademie zu Rouen und Aufseher ihres botanischen Gartens, und starb den 2. Juni 1795 in seinem Landhause zu Oissel bei Rouen *). (*Baur.*)

Damel, Reich des, s. Cayor, Thl. XV. S. 419.

DAMENISATION ist der Solmisation des Guido von Arezzo nachgebildet. Anstatt der Sylben ut, re, mi, fa, sol, la, die der Benedictiner einführte, zog der Kapellmeister Graun auf die Töne c, d, e, f, g, a, h, folgende Sylben vor: da, me, ni, po, tu, la, be. Bekam irgend ein Ton ein Kreuz, fügte er die Sylbe es an den ersten Buchstaben der eben angegebenen Sylben; also hieß Cis nach ihm Des, Dis, Mes etc. Wurden die Töne durch ein b chromatisch erniedrigt, so wurde as angehangen, also Das (für Ces), Mas (Des), Nas (Es) etc. Man fand diese Sylben wohlklingender, als die alten guidonischen. Sie sind aber nicht im Gebrauche

*) *Bonizo* p. 808. Annal. Salisburg. ap. *Pertz* Monum. Germ. T. I. p. 90. Nicolai Aragon. Vitae Pontif. ap. *Muratori* T. III. p. 277.

1) Bei v. Savigny Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. III. S. 585. 2) De clar. archigymnas. Bononiens. Prof. T. I. P. I. N. II. p. 305. 3) Vergl. *Glück* praecognita jurisprudentiae ecclesiasticae. p. 159. Nro. VIII.

*) Magas. encyclop. 1796. N. 12. Allg. Litztg. 1796. Intbl. Nr. 14. Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars).

geblieben, ob sie gleich auch Hiller in seiner Gesanglehre mit einigen Veränderungen beibehielt. (*G. W. Fink.*)

DAMEN-ORDEN. Orden für Männer waren früherhin, ehe sie so zahlreich hervortraten und durch ein zügelloses Vergeuden im Preise sanken, ein Zeichen des Verdienstes, eine sichtbare Belohnung für Tapferkeit, edle That und sonstige werthvolle Handlungen. Jetzt ist das anders; sie sind nur noch Beweise von Gunst, Gnade, Connexionen, und also bloße Decorationen.

Für Frauen waren die Orden von jeher nur Putz, oder sie dienten, wie bei den weltlichen Stiften, zur Bezeichnung des Standes. Der älteste von ihnen ist der des Sternkreuzes, den im Jahre 1668 die Kaiserin Elisabeth, Ferdinand III. Witwe, stiftete. Bald folgten andere Damen hohen Standes mit solchen Stiftungen nach, und gegenwärtig gibt es sieben für das weibliche Geschlecht bestimmte Orden:

1) Der östreichsche Sternkreuzorden, gestiftet 1668.
2) Der russische Katharinenorden, gestiftet 1714.
3) Der baiersche Elisabethorden, gestiftet 1766.
4) Der spanische Marie-Luisenorden, gestiftet 1792.
5) Der portugisische Isabellenorden, gestiftet 1804.
6) Der preussische Luisenorden, gestiftet 1814, und
7) Der baiersche Theresienorden, gestiftet 1827.

Die Geschichte, Verfassung und Beschreibung dieser Orden ist unter eines jeden Hauptnamen zu finden; hier wird nur bemerkt, daß von ihnen der russische Katharinenorden allein zwei Klassen, und der spanische Orden der Marie-Luise die Eigenthümlichkeit hat, daß er auch an Männer vergeben wird, durch welche Zwitterschaft er im Reiche des Ordenswesens den Übergang von den männlichen zu den weiblichen Orden bildet.

Vor allen übrigen zeichnet sich aber der preußische Luisenorden dadurch ganz vorzüglich aus, daß ihn nicht Prunksucht und Glanzliebe, sondern der Wunsch, weibliches Verdienst öffentlich belohnen zu können, und das Gefühl der Verpflichtung hiezu, hervorriefen, und daß er ohne alle Rücksicht auf Stand und Glaubensbekenntniß vergeben wird, was von keinem der übrigen weiblichen Orden gesagt werden kann, zu deren Erlangung der Adel oder ein bestimmtes Glaubensbekenntniß unumgänglich erfoderlich sind. (*F. Gottschalck.*)

DAMER in Nubien, in dem Winkel, welchen Nil und Atbara bei ihrer Vereinigung bilden. Dieser merkwürdige Ort, welchen wir durch Burckhardt kennen gelernt haben *), zeigt auffallend, wie lange sich Sitten in Afrika ungeachtet vielfacher Änderungen der äußeren Verhältnisse erhalten haben. Der Ort, welcher in jener Gegend liegt, wo einst der Priesterstat Meroe blühte, enthält etwa 500 Häuser, zeichnet sich durch Reinlichkeit vor allen Städten jener Gegend aus und enthält keine Ruinen. Die Häuser bilden regelmäßige Straßen. Bewohnt wird die Stadt von dem arabischen Stamme der Medja-ydin, der größte Theil von diesen sind Geistliche. Sie haben keinen Scheich, sondern gehorchen einem Hohepriester, el Faky el Kebir, dessen Würde in der Familie der Medjdoule erblich ist, welche letztere in dem Rufe steht, geheime Künste zu kennen. Der Hohepriester wird in allen Fällen zu Rathe gezogen, wo Gegenstände gestohlen sind, und da er einmal in dem Rufe steht, allwissend zu seyn, so ist er nicht selten im Stande, Wunderdinge zu verrichten. Auch mehre andere Familien stehen in demselben Rufe, und so hat die Stadt einen großen Namen gewonnen. Hier sind mehre Schulen, welche von jungen Leuten aus Darfour, Kordofan, Sennaar und andern Gegenden des Sudans besucht werden, um Kenntnisse des muhammedanischen Gesetzes zu erlangen. Die Gelehrten zu Damer haben viele Bücher, welche aber nur Gegenstände der Religion und Gesetzgebung behandeln. Viele der Gelehrten gehen nach der großen Moschee in Mekka, um daselbst ihre Studien zu vollenden, und bringen die Bücher dann aus Kairo mit; in Damer werden sie dann Lehrer des Gesetzes. Sie haben eine große gut gebaute Moschee ohne Minaret; auf einem offenen Platze in ihrer Nähe sind viele Schulzimmer. Manche der Fakys haben eigene Kapellen bei ihren Häusern, aber zum Freitagsgebete versammeln sich alle in der großen Moschee. Der Hohepriester lebt als Eremit in einem Hause, welches mitten auf einem großen Platze steht; den ganzen Morgen beschäftigt er sich mit Studiren, am Nachmittage setzt er sich auf eine steinerne Bank vor seinem Hause, und macht mit der Brüderschaft die Geschäfte ab. — Alle Angelegenheiten dieses kleinen hierarchischen States werden mit großer Umsicht geleitet. Sämtliche Nachbaren hegen große Ehrfurcht gegen die Fakys, selbst die verrätherischen Bisharein-Araber fürchten sich, einen von ihnen auf dem Wege nach Suakim zu beleidigen, denn sie glauben, die Fakys könnten den Regen zurückhalten und so den Tod der Heerden bewirken. Daher lassen sich die Caravanen sehr häufig von Fakys nach Schendy führen; obgleich der Weg sonst sehr gefährlich ist, so hat das Volk doch die größte Ehrfurcht, wenn nur einer von diesen unbewaffnet an der Spitze der Caravanen geht. Caravanen, welche von Süden kommen, halten daher gewöhnlich so lange an der nördlichen Grenze von Schendy, bis ein Faky aus Damer kommt, um sie zu führen.

Manche von den Fakys sind Kaufleute, Caravanen von ihnen gehen gelegentlich nach Suakim, der Haupthandel wird aber nach Dongola und Schendy geführt. Grobe baumwollene Waren und Matten aus den Blättern der Dumpalme werden in Menge verfertigt.

Ungeachtet der zur Schau getragenen Heiligkeit der Fakys fand Burckhardt hier mehre Trink- und Freudenhäuser.

Der Boden wird in der Gegend mit großer Sorgfalt gebaut; zahlreiche Wasserräder wässern die Felder, und jedes Jahr werden zwei Ernten gewonnen; auch das Vieh ist in weit besserem Stande als in der Umgegend.

Es wird hier kein Zoll bezahlt; dadurch hat sich der Wohlstand der Stadt sehr gehoben, und Reisende verweilen hier gern einige Tage.

Auf dem westlichen Ufer des Nils liegt der Stadt gegenüber Damer el Gharby, oder das westliche Damer; eine schlechte Fähre aus dem ausgehöhlten Stamme

*) *J. L. Burckhardt* Travels in Nubia. 4. Lond. 1819. p. 265.

eines großen Nebelbaumes erleichtert den Verkehr beider Orte. (*L. F. Kämtz.*)

DAMERIE, Damery, Stadt im Bezirk Epernay des franz. Dep. Marne, an der Marne mit 347 Häusern und 1837 Einwohnern, welche vortrefflichen Wein bauen. (*H.*)

Damerkirch s. Dannemarie.

DAMGARTEN, früher Damechore, Dammagorae, Damgar, Damgor, Damgur, Damgard, eine Stadt in Neuvorpommern unweit des Ausflusses der Recknitz in den Ribnitzer See. Der rügensche Fürst Jaromar II. erhob den zu den slavischen Zeiten gewiß schon nicht unwichtigen Burgflecken Damgur [1]) laut der Urkunde vom J. 1258 [2]) zu einer Stadt, verlieh ihr das lübsche Recht, die Fischerei bis nach Barth und die Zollfreiheit beim Handel und Wandel in Rügen, und erbaute zu deren Befestigung auch den hohen Thurm, wovon noch Spuren auf das 18. Jahrhundert gekommen sind. Im Jahr 1322 schlossen der Fürst von Rügen Witzlaff IV. und Heinrich der Löwe von Mecklenburg hier Frieden [3]), und im J. 1368 [4]) ward Herzog Wartislaff VI. von Pommern in einem heftigen Gefechte bei Damgarten gegen Albrecht von Mecklenburg mit vielen pommerschen Vasallen gefangen. — Die Stadt hat sich unter allen frühern Regierungen nie auch nur einigermaßen heben können. Zu vermuthen ist, daß sie unter preußischer Hoheit zu größerm Wohlstande gelangen wird. Sie hat 1 Kirche, im J. 1783 123 Häuser und 612 Einwohner [5]), und im J. 1825 177 Häuser und 1015 Einw., die im J. 1828 zu 1034 sich vermehrt hatten. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMHOUDER (Damhouderius, nicht Damhouderus), mit Vornamen Jodocus, wurde 1507 zu Brügge geboren, studirte zu Löwen und Orléans, wo er Doctor der Rechte wurde; Rath Kaisers Karl V., nachmals des Königs von Spanien, und königlicher Commissair der Finanzen in Flandern, starb im Januar 1581. Er ist vorzüglich als Criminalist berühmt geworden. Sein Hauptwerk: Practica rerum criminalium, von welchem Renazzi [1]) bemerkt: Mira in eo elucet claritas atque ordo — unde ex hoc capite *nunc quoque* ejus opus commendandum illis qui student scientiae criminali, und von welchem auch Koch [2]) mit Achtung redet, erschien zuerst zu Antwerpen (ap. Joann. Bellerum) 1554. 4., nachgedruckt zu Lyon (per Sebast. Bartholomaeum Honorati) 1555 und 1558. 8., so wie zu Antwerpen (ap. Jo. Bellerum) 1556. 8. Die zweite Ausgabe, vermehrt und schön gedruckt: Antwerpen (ap. Jo. Bellerum) 1562. 4. Die dritte, abermals vermehrte, ebendaselbst 1570. 4. Diese drei Originalausgaben enthalten eine Menge trefflicher Holzschnitte, welche sie auch den Kunstliebhabern empfehlen. Von jener dritten wurde zu Venedig (ap. Jo. Ant. Bertanum) 1572. 4. ein schöner Abdruck, jedoch ohne Holzschnitte veranstaltet; und nach diesem lieferte Franz Modius im Tom. I. Rerum criminal. prax. et tractat. (Frankfurt 1587. Fol.) S. 1—244 einen Abdruck. Die vierte und letzte von Damhouder noch selbst vermehrte Ausgabe erschien nach seinem Tode zu Antwerpen 1601. 4. ohne Holzschnitte. Eine holländische Übersetzung der Practica, wahrscheinlich von Damhouder selbst, erwähnt das Druckprivileg vor der Ausgabe von 1556. 8.; eine französische, wie Camus [3]) bemerkt, ebenfalls von Damhouder selbst verfaßt, und mit Holzschnitten geziert, kam zu Brüssel 1571 und zu Antwerpen 1572 (wahrscheinlich nur mit verändertem Titelblatt) heraus. Teutsch erschien die Practica, mit Damhouders Vorwissen, jedoch hin und wieder abgekürzt, durch Michael Benther, nach der zweiten Ausgabe, und mit mehren, aber nicht allen Holzschnitten derselben, zu Frankfurt 1565. 4.; und wiederum ebendaselbst 1581 und 1591, nebst der von Joh. Vetter ins Teutsche übersetzten Practica rerum civilium Damhouders, in Fol.

Damhouders übrige Werke sind: Enchiridion rerum criminalium, zuletzt Antwerpen 1610. 8.; Practica rerum civilium; Promptuarium theologicum, morale et politicum; Paraeneses christianae; Patrocinium pupillorum u. a. (S. *Adami* vitae Ictor. p. 243. Moréri u. Jöcher s. v. Damhouder.) (*Spangenberg.*)

DAMIA, 1) hieß ein bei den Tarentinern der Damia geweihtes Fest, welches Einige auf Demeter beziehen und meinen, das Fest möge eigentlich nach dorischer Mundart Damatria geheißen haben; Andere leiten es von δῆμος oder δᾶμος ab, weil man bei diesem Feste Opfer für das Volk brachte. — 2) Beiname der Bona Dea bei den Römern; ihr Priester hieß Damias, ihr Fest Damium. (Festus.) (*H.*)

DAMIANI, Peter, einer der berühmtesten Cardinäle und eifrigsten Verbesserer der Sitten der Geistlichkeit, wurde zu Ravenna von armen Eltern geboren, nach Einigen 1006, nach Andern (und genauer) 1002. Eben war der jüngste Tag, der mit dem Jahre 1000 nach allgemeinem Glauben hatte kommen sollen, glücklich vor unserer Welt vorübergegangen, und hatte viele Familien, die theils das Ihrige um seinetwillen durchgebracht, theils, und noch gewöhnlicher, an Klöster verschenkt hatten, um sich mit leichtem Opfer eine höhere Stufe im anderen Leben zu gewinnen, irdisch arm gemacht. Zu der Menge dieser gehörten Damiani's Eltern nicht. Der Vater hatte nur das Nöthige für eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft schaffen können. Nach seinem Tode, der bald nach der Geburt dieses Knaben erfolgte, gerieth die verlassene Frau in solche Noth, daß sie sich in ihrer Verzweiflung entschloß, dem Kinde, das sie nicht ernähren zu können glaubte, die Brust zu versagen, und es so umkommen zu lassen. Eines Priesters Frau soll sie von diesem kläglichen Einfalle zurückgebracht haben,

1) Schwarz Gesch. der Pomm. Rüg. Städte. 1755. S. 389 u. f. 2) Dähnert Landes-Urkunden. II. Bd. S. 429. 3) Meine rügensche Geschichte. 1819. S. 202. 4) Fr. Aug. Rudloff Gesch. Mecklenburgs. II. Bd. 2. Theil. 1786. S. 476. Kanzow, I. Bd. S. 395, hat das Jahr 1371, Mikrael III. Buch. S. 382 das Jahr 1363. 5) T. H. Gadebusch Statskunde. 1786. I. Theil. S. 226.

1) Elem. jur. crim. Praef. 2) Vorrede zur peinl. Gerichtsordnung. S. 95.

3) Lettres sur la profession d'Avocat. T. II. n. 1203.

welcher überhaupt wol nur der Leichtgläubigkeit jener Zeiten und der Sucht nach Seltsamkeiten angehören mag, in die man die Heiligen gleich von Geburt an so gern verwickelt sieht. Auch die Mutter lebte nicht lange. Des verwaiseten Knaben ältester Bruder nahm ihn zu sich und hielt ihn hart, so daß er sogar die Schweine hüten mußte. Wahrscheinlich sah sich der älteste Bruder aus Armuth genöthigt, den jüngsten auf eine ihm nützliche Weise zu gebrauchen. Zum Glücke des armen Knaben kehrte ein anderer seiner Brüder bald darauf von einer weiten Reise, die ihn wohlhabend gemacht haben mochte, zurück und nahm sich des armen Kindes an. Er nahm den Knaben in sein Haus zu Ravenna, und ließ ihn bestens erziehen. Da er Anlagen in ihm spürte, sandte er ihn darauf nach Faenza und Parma der Studien wegen. Dieser Bruder hieß Damianus. Aus Dankbarkeit nannte sich der talentvolle Jüngling nach ihm. Die Fähigkeiten und Kenntnisse des jungen Damiani erregten bald Aufsehen; er wurde frühzeitig so berühmt, daß er zahlreiche Schüler, ein bedeutendes Vermögen und selbst die Gunst einiger Fürsten erhielt. Die Leichtigkeit eines solchen Gewinnes in so frühen Lebensjahren, der Geist damaliger Frömmigkeit und der allgemein herrschende Glaube, daß die höchste Würde des Lebens nur im mönchischen Entsagen zu suchen sei, machten es einigen Mönchen möglich, durch eine ermahnende Unterredung mit ihm die Richtung seines Lebens gänzlich umzuwandeln. Die Eitelkeit alles Irdischen erkennend, hielt er es für Pflicht, im vollsten Genusse des Glückes und in blühender Jugend die Weltlust zu fliehen und sich ganz dem Himmel zu weihen. Sogleich wurden die ernstlichsten Anstalten zu seiner Bekehrung gemacht; reichliches Gebet, Almosengeben und die damals gewöhnlichen Kasteiungen des Leibes wurden mit solchem Nachdruck vorgenommen, daß er sogar nächtlich, wenn ihn böse Gedanken und Empfindungen versuchten, von seinem Lager aufsprang, sich nackt in einen Fluß stürzte und ihn nicht anders als halb erstarrt wieder verließ, worauf er unter anhaltendem Gebet um Kirchen und heilige Örter lief, das erstarrte Blut in neue Bewegung zu setzen. Als sein Entschluß, Mönch zu werden, trotz der Einwendungen der Seinigen, fest stand, bereitete er sich durch 40tägiges Fasten, nach dem Vorbilde Christi, auf das heilige Werk in aller Strenge vor. Darauf begab er sich unter die Einsiedler di S. Croce d'Avellano, im Stifte Gubbio (dem alten Eugubium) im Kirchenstate gelegen. Seine zeitgemäße Gottseligkeit war bereits so bekannt, daß ihn die frommen Benedictiner ohne Probejahr aufnahmen. Desto größer war seine Demuth, und seine Kasteiungen gingen so weit, daß sein Kopf schwer zu leiden anfing und sein Gehirn entzündlich wurde. Dafür erhoben ihn die Brüder täglich mehr; er stieg von einer Würde zur andern bis zum Abt, in welcher Würde er sich ausnehmend thätig bewies. Ehre und Reichthum des Klosters nahmen unter seiner Verwaltung sichtbar zu, und schon verehrte man ihn unter den Seinen und außerhalb der Klostermauern als einen Wunderthäter, dem es unter Anderem gelungen war, wie auf der Hochzeit zu Cana, Wasser in Wein zu verwandeln. Die Regeln dieser Mönche hat er in der Folge selbst beschrieben: „De ordine Eremitarum et facultatibus Eremi Fontis Avellani."

Sein früherer Umgang mit der Welt und sein Drang nach ausgebreiteter Thätigkeit, der ihn bei der größten Liebe zum Mönchthum nie verließ, erlaubten ihm nicht, seine Kraft blos zum Nutzen seines Klosters zu verwenden. Die verlorene Reinheit des geistlichen Standes, hauptsächlich in seinen obersten Gliedern, wieder herzustellen, lag ihm vor Allem am Herzen. In diesem Eifer scheuete er sich selbst vor der Heiligkeit des Papstes nicht. Sein erstes bekanntes Schreiben der Art war im Jahre 1033 an den unkräftigen Papst Gregor VI., dem Nachfolger Johann des XIX., gerichtet. Er ermahnte ihn nachdrücklich, dem Geiz und Wucher der Bischöfe, wie aller Simonie zu steuern und die schlechten Hirten zur Strafe zu ziehen; namentlich möge er die lasterhaften Bischöfe zu Pesaro und zu Ravenna ihrer Ämter entsetzen. Gingen auch seine eifrigen Bestrebungen nicht immer glücklich durch, sein Eifer erhöhete sich nur, und diese strenge Beharrlichkeit, verbunden mit eigener strenger Übung seiner Obliegenheiten, erwarb ihm eine immer größere Verehrung. Als darauf 1046 der Kaiser Heinrich III. nach Italien zog, um den mannichfachen Unordnungen zu steuern, benutzte er vorzüglich die Vorschläge dieses allgemein geachteten Abtes. Nachdem sich der Kaiser bei Aufhebung des Schisma des Rathes jenes frommen Mannes bedient hatte, trug er ihm auf, den Papst Clemens II. an seine Pflichten zu erinnern, und ihm namentlich einzuschärfen, daß er mit Strenge gegen alle schlechte Bischöfe verfahren solle, da Gelindigkeit und Nachsicht das Übel sichtlich nur ärger mache. Damiani entledigte sich des Auftrages mit Nachdruck. Dieselbe freimüthige Sprache führte er auch gegen Leo IX., der seit 1049 auf dem apostolischen Stuhle saß. Der Gegenstand seiner Klagen war derselbe; noch immer war der Zustand des Klerus höchst bejammernswerth. Außer der Simonie war die entsetzlichste Unzucht bei nicht wenigen Geistlichen im Schwange, weshalb Damiani dem heil. Vater sein Buch verfaßte, das den Titel führt: Liber Gomorrhianus, worin die abscheulichsten Ausschweifungen mit einer Deutlichkeit geschildert sind, daß Alexander II. nachmals wol Recht hatte, wenn er befürchtete, es möchten die gar zu genauen Schilderungen solcher unnatürlichen Verbrechen manches wankende Gemüth eher noch zur Sünde verlocken, als dasselbe davon abwendig machen. Leo selbst, an den das Buch gerichtet war, hatte eine andere Meinung von der Sache. Er fand die Klagen des eifernden Abtes gerecht, überhäufte denselben in mehren Briefen mit großen Lobsprüchen, und versprach ihm, mit der Strenge gegen unverbesserliche Verbrecher Milde gegen diejenigen zu paaren, die noch nicht zu tief in die Fallstricke des Bösen versunken wären und sich zur Buße wenden wollten. Dieser hohe Beifall hinderte ihn jedoch nicht im Geringsten, seiner Überzeugung gemäß dem Papste seine Unzufriedenheit zu bezeugen, als er gegen die Normannen die Waffen ergriffen hatte. Weit schwerer, als Leo durch seinen Krieg, verletzte ihn Alexander II. dadurch, daß er dem Eiferer sein gomorrhisches Buch mit List aus den Händen zu

spielen wußte, um es für immer in seiner Verwahrung zu behalten, weil er das Bekanntwerden desselben für nachtheilig hielt. Wie sehr ihm dieses Verfahren des heil. Vaters an's Herz griff, zu welchen lauten Beschwerden ihm dies Veranlassung gab, ist im I. T. II. L. VI. ep. seiner Werke zu lesen.

Diese Strenge gegen die Geistlichkeit und selbst gegen den päpstlichen Stuhl bewies er aber auch gegen sein eigenes Kloster und gegen sich selbst. **Freiwillige Geißelungen** waren ihm ein so nothwendiges Stück der Buße, daß man, seinem Glauben zufolge, ohne Schläge und Geißelhiebe gar nicht selig werden konnte. Sie waren ihm ein genus purgatorii und eine apostolicorum verberum disciplina; ja er ging darin so weit, die Jahre der Buße hauptsächlich nach der Anzahl der Hiebe zu berechnen. Er selbst berichtet, man habe sich zu 10 abgesungenen Psalmen 1000 Geißelhiebe beizubringen, deren 3000 ein Bußjahr ausmachten. Die Allermeisten der damaligen Zeit fanden auch das Mittel äußerst christlich und übten es mit Macht, hauptsächlich darum, weil Christus selbst gegeißelt wurde zur Vergebung unserer Sünden. Nicht blos unter den Mönchen seines und anderer Klöster, ja sogar unter den Laien in Städten und auf dem Lande wurde es immer mehr Sitte. Daß es dessen ungeachtet auch in jenen Zeiten Andere gab, selbst einige unter Damiani's eigenen Mönchen, die nichts von solcher Bußübung wissen wollten, ist begreiflich. Gegen diese wendete er alle mögliche Kraft seiner Überredung und suchte sie mit so großem Eifer eines Andern zu belehren, daß er, wenn auch nicht als Urheber der Geißelung zur Buße, wie Laderchi behauptet, doch zuverlässig als einer der stärksten Beförderer dieser mittelalterlichen Disciplin angesehen werden muß. Daß hingegen eben durch diese und ähnliche strenge Selbstertödtung sein Ansehen unter dem Volke, unter Hohen und Niedrigen bedeutend zunahm, haben wir kaum nöthig zu erwähnen.

Stephan X. nöthigte ihn daher 1058 die Cardinalswürde anzunehmen, ernannte ihn zum Bischof von Ostia und zum Dekan des heiligen Collegiums. Es brauchte jedoch lange Zeit, ehe er sich entschließen konnte, aus der Einsamkeit seines Klosters in die Thätigkeit der Welt, wenn auch der geistlichen, zurückzutreten, so daß ihm der Papst bereits mit der Excommunication um seines Ungehorsams willen drohete, wenn er sich noch länger seinem gerechten Willen widersetzen würde. Demnach fügte er sich in seine neue Ehre und verwaltete nun auch diese höchst wichtigen Ämter mit der angestrengtesten Thätigkeit und mit der festen Gewissenhaftigkeit, die ihm seit seiner Bekehrung unerläßlich war. Namentlich bewies er dies von Neuem, als die Grafen von Tusculum ihren Anverwandten Johannes, der als Papst den Namen Benedict X. angenommen hatte, auf den apostolischen Stuhl erhoben hatten; er widersetzte sich ihnen mit dem lebhaftesten Eifer und setzte die Wahl Nicolaus II. durch. Gleich darauf wurde Damiani unter Anderm von Nicolaus II. nach Mailand als päpstlicher Legat gesendet, die Geistlichkeit dieses angesehenen Sprengels unter den Gehorsam dieses Papstes zu bringen. Diesen Auftrag vollzog er mit so viel Geschicklichkeit, daß sich die mailändische Kirche nicht allein willig unterwarf, sondern er bewegte sie auch dahin, daß sie sogar der Ehe zu entsagen sich bereit finden ließen, eine Entsagung, die dem frommen Mönch über Alles am Herzen lag, welche auch schon damals vom päpstlichen Stuhle als etwas Nothwendiges bezweckt zu werden anfing. In diesem Punkte gehörte er ebenfalls zu den beredtesten Eiferern. Seine Aufsicht über die Geistlichkeit war überhaupt auf seinem hohen Posten um so schärfer geworden. Um der vermeinten Besserung willen waren seine Predigten überaus lang, und die Ermahnungen zu heiligem Ernst, zur Vermeidung aller Simonie und jeder Schmeichelei gegen den Papst, die er an seine 6 Collegen, als erste Bischöfe der Welt, ergehen ließ, erfolgten nicht selten und nahmen an Nachdruck zu. Leider wollten sie nur nicht besonders wirken. Deshalb wurde sein Entschluß immer fester, seine hohen Ämter niederzulegen und sich in die Einsamkeit seines Klosters wieder zurückzuziehen. Wirklich reichte er auch um Befreiung von solchen Ehren eine Bittschrift unter Nicolaus II. ein. Der Papst, der seine nützliche Wirksamkeit so oft erprobt hatte, war dagegen. Als Damiani sein Gesuch öfter wiederholte, soll ihm von Nicolaus II. eine Buße zuerkannt worden sein, 36500mal den 50sten Psalm zu beten mit beigefügter Geißelung, welches Bußwerk er auch binnen Jahresfrist vollbracht haben soll. Einige leugnen die ganze Sache, selbst sein Gesuch um Entlassung. Das letzte hat jedoch seine Richtigkeit, wie aus der Schrift (T. III.): de abdicatione episcopatus zu ersehen ist. Andere geben an, es sei das Erzählte unter Gregor VII. vorgefallen (?). Nicolaus gab ihm jedoch die Erlaubniß, auf einige Zeit in sein Kloster zurückzukehren. Als im Jahre 1059 zu Rom eine Kirchenversamlung gehalten wurde, an welcher 113 Bischöfe Theil nahmen, wurde er von demselben Papste wieder nach Rom zu kommen beordert. Auf derselben ermahnte er den Papst abermals, mit Strenge gegen die unkeuschen Bischöfe zu verfahren, unter welchen er auch solche Bischöfe verstand, die Frauen hatten; so groß war sein Eifern für die Einführung des Cölibats der Geistlichen. (S. T. III., de coelibatu Sacerdotum). Auf derselben Synode brachte er es auch dahin, daß den Unordnungen der Chorherren gesteuert wurde. Schon längst waren besonders die abendländischen Canonici aller Unenthaltsamkeit und der schändlichsten Simonie beschuldigt worden. Damiani's Vorschlag, daß das Eigenthum, das sie durch Erbschaften u. dergl. erlangten, worüber sie bisher frei gebieten konnten, abgeschafft werde, ging durch; es wurde verordnet, daß sie als Geistliche gemeinschaftlich nur von dem leben sollten, was ihnen die Kirche reichte. Von der Zeit an nahmen sie den Namen der regulirten Chorherren vom Orden des heil. Augustin an, durch welche Regel sie wieder blühend wurden.

Man hat ferner dem Cardinal Peter Damiani, der sich auch de Honestis nannte, die berühmten Satzungen der Chorherren von der Congregation der heil. Maria im adriatischen Hafen (in der Nähe von Ravenna) zuschreiben wollen; allein Penot und Andere haben dargethan, daß diese Satzungen keinesweges des Cardinals Werk sind, sondern dem Erbauer dieses Klosters, Peter de Ho-

nestis, angehören, der auch Vorsteher dieses Klosters war. Sie wurden von Paschalis II. gebilligt und so zweckmäßig befunden, daß viele nachherige Klöster sie annahmen und auch einige sich deshalb dem Kloster im adriatischen Hafen unterwarfen. Dieser Peter de Honestis starb 1119 am 29. Jan. Unter Gregor XII. hatte sich diese Verbrüderung durch üble Aufführung so weit in der öffentlichen Meinung heruntergebracht, daß man beschloß, diese Congregation von 8 Klöstern aufzuheben, das Hauptkloster zu zerstören und seine Güter zu verkaufen. Dies beiläufig zur Vermeidung einer falschen Meinung in Ansehung des Cardinals Damiani.

Nach Vollendung des Concils zu Rom 1059 begab sich Damiani wieder in sein Kloster, immer noch als Cardinal und Bischof von Ostia. Als solcher erwies er auch dem päpstlichen Stuhle noch einen wichtigen Dienst.

Nach Nicolaus II. Tode gerieth die Partei des Kaisers mit der päpstlichen Partei über die Wahl eines neuen Papstes in harte Streitigkeiten; jede wählte für sich einen Papst. Da wurde 1061 Peter Damiani zur Vertheidigung der päpstlichen Partei gegen die kaiserliche aufgerufen. Je selbständiger sich Heinrich III. in Beziehung auf den römischen Stuhl gezeigt hatte, desto wichtiger war die Sache der hierarchischen Macht. Und Damiani schrieb und handelte so viel und klug für Alexander II., daß dieser als Papst anerkannt wurde.

Um so schmerzlicher mußte es allen Freunden der Hierarchie seyn, daß Peter Damiani 1062 völlig entschlossen seine bischöfliche und Cardinals-Würde niederlegte. Das Sträuben des Papstes und die mächtige Gegenrede seines Freundes, des Cardinals Hildebrand, so vieler und heftiger Mittel sich der letzte auch bediente, änderten nichts an seinem Entschlusse. Höchst merkwürdig ist in dieser Angelegenheit seine, an den Papst Alexander II. und an den Cardinal Hildebrand gerichtete Vertheidigungsschrift, die sich im III. T. seiner Werke befindet: Apologeticus ob dimissum episcopatum, worin er unter Anderm mit dem freimüthigsten und treffendsten Scherz seinen Cardinalscollegen und Freund Hildebrand „seinen schmeichelnden Tyrannen und heiligen Satan" nennt, der ihn mit Ohrfeigen gestreichelt und mit Adlerskrallen betastet habe rc. Damiani erbietet sich auch um seines Ungehorsams willen zu noch mehr als hundertjähriger Buße, d. i. nach seiner eigenen Erklärung an andern Orten, zu zwanzigmaliger Absingung des ganzen Psalters mit der mäßigen, genau gerechneten, Anzahl von 300,000 Geißelhieben. Mit unbeweglicher Festigkeit setzte Damiani den Rücktritt von seinen hohen Ehrenämtern durch, was ihm Hildebrand, der seinen Einfluß wohl erkannte, nie verzeihen konnte.

Ob nun gleich der standhafte Klosterbruder in seiner Einsamkeit mit aller mönchischen Strenge lebte und sich sogar den im Benedictinerorden gewöhnlichen Handarbeiten nicht entzog, was die hölzernen Löffel beweisen, die er, vielleicht in einer Anwandlung von spottender Laune, die ihm zuweilen eigen war, gegen den Prunk des römischen Statthalters Christi auf Erden, dem Papste zum sinnigen Geschenk, als Andenken an ihn, übersendete; so unterließ er es doch auch jetzt nicht, den kirchlichen Angelegenheiten außerhalb seines Klosters seine Aufmerksamkeit zu widmen. Fortwährend schrieb und handelte er für bessere Kirchenordnung und für Reformation des Klerus; fuhr fort, Simonie, äußern Prunk und unkeusche Werke der Geistlichkeit zu strafen. Bei allen Gelegenheiten empfahl er Geißel und Fasten als die wichtigsten Dinge zur Seligkeit, die auch die Hinterlist des Teufels zu überwältigen vermöchten. Vom Papste hielt er dieselben hohen Begriffe gegen die weltliche Macht fest, wie Hildebrand; ausdrücklich nennt er sie Könige der Könige und Fürsten der Kaiser, über Alles erhaben, was auf Erden ist. — Deshalb entblödete er sich selbst nicht im Mindesten, bei vorkommenden Fällen, die mit seinen Ansichten nicht stimmen wollten, auch selbst den Päpsten Zurechtweisungen zu geben, um deren Mißdeutung er sich wenig zu kümmern schien. Er schied den einzelnen Mann von der idealen Gewalt und wollte, daß der erste für die letzte da seyn und sich wirksam erzeigen sollte u. s. w. Übrigens scheint er dem Cardinal Hildebrand (dem nachmaligen Gregor VII.) manche wichtige Idee in seinen Gewaltsgeist gerufen zu haben, wie z. B. den ungeheuern Gedanken von der Weltherrschaft durch den Papst und vom Verbote der Priesterehe.

Wie thätig Damiani seine einmal gewonnenen Ansichten in Wirksamkeit des Lebens zu setzen sich beeiferte; wie geschickt durchgreifend er sich zur festern Begründung der Kirchengewalt bis an das Ende seines Lebens erwies, das weit einflußreicher angesehen werden muß, als man es, von Gregors Glanze geblendet, gewöhnlich ansieht, davon zeugen noch folgende bedeutende Aufträge, die er zum Vortheil der Kirche auf das Ehrenvollste vollbrachte. Um das Jahr 1069 wurde er nach Frankreich gesendet, den Zwiespalt des mächtigen Klosters Clugny zu beseitigen. Seine Reise nach Teutschland, die Würde des Papstes gegen Heinrich IV. zu behaupten, war von dem besten Erfolge, zu welchem ihm allerdings die Unzufriedenheit vieler Teutschen mit dem Kaiser leicht verhalf. Die Härte und der gebieterische Ton, womit er sich der Ehescheidung Heinrichs widersetzte, sind deutliche Beweise, in welcher Verwandtschaft sein Wesen in einzelnen Punkten mit dem Gregors VII. stand. Seine letzte Sendung ging nach Ravenna, wo der Erzbischof Wibertus sich mit seiner ganzen Stadt auf des Kaisers Seite gewendet hatte. Auch dieses Geschäft brachte er zur völligen Zufriedenheit der immer höher strebenden Hierarchie zu Stande. Von da zurückreisend, verfiel er zu Faenza in eine hitzige Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte am 23. Febr. 1072.

Wenn nun allerdings zugestanden werden muß, daß diesem höchst bemerkenswerthen Vorarbeiter und Zeitgenossen Gregors VII. der Geist freier Forschung völlig abging, so wird man sich doch darüber nicht im Geringsten zu verwundern haben, wenn man jene trüben, finstern Zeiten der Mitternacht nur einigermaßen in's Auge faßt. Noch weniger wird es ihm zum Vorwurf gemacht werden können, daß er weder griechisch noch hebräisch verstand, da die Gelegenheit, beide dem Theologen wichtige Sprachen zu erlernen, damals im Abendlande äußerst selten war. Daß in jenen Zeiten des geistigen

Völkerschlafes die Welt von den kläglichsten Schrecken des tiefsten Wundertraumes sich schwer ermattete, ist Jedem bekannt. Wie hätte der Freund der Geißel der allgemeinen Finsterniß sich entäußern sollen? Dagegen war er mit den Kirchenvätern und den canonischen Gesetzen außerordentlich vertraut. Sein Glaubensbekenntniß war so streng athanasianisch, daß er eine Abweichung davon selbst an Päpsten ahndete. Eben so groß war seine Liebe zur Sittenreinigkeit, wenn auch nach dem verkehrten Begriff abtödtender Möncherei. Damiani übte, was er lehrte; war er im Irrthum, so lag dies am Mangel hellerer Einsicht, nicht an seiner Rechtlichkeit. Seine Vorliebe zur Verehrung der Märtyrer und aller Heiligen, ganz besonders ausgezeichnet der Jungfrau Maria, ist eben so zeitgemäß, als übereinstimmend mit seiner ganzen Richtung, die nach stark aufopfernden Thaten sich sehnte, um eines Himmelreichs willen, dessen Wesen und Zusammenhang mit dem Leben des sinnlichen Erdengenusses zu erforschen, ihn und die ganze damalige Zeit wenig kümmerte. Wie stark sich eine zu sehr verschmähete Sinnlichkeit an dem Menschen rächt, wie gewöhnlich sie sich in solchen Gemüthern in Dinge mischt, wohin sie gar nicht gehört, wie widrig, unnatürlich und Verstandüberwältigend sie sich dann zeigt, offenbart sich auch an ihm. In seinen häufigen Predigten über die heil. Jungfrau herrscht ein so sinnliches Spiel, wie es eben nur unter Mönchen getroffen wird, denen es lieb ist, unter dem Heiligenschirme sich noch zum Verdienst anzurechnen, was sie im gewöhnlichen Laufe des Lebens zu verschmähen sich zwingen. Diese phantastische Lust ging in ihm so weit, daß er sogar versicherte, Gott selbst sei von der ausnehmenden Schönheit der Jungfrau Maria so gewaltig ergriffen und in Feuer und Flamme gesetzt worden, daß er, von heftiger Liebe entbrannt, alsbald die Schaar der heiligen Engel versammelt und ihnen das Geheimniß der Erlösung der Menschen bekannt gemacht habe. Derohalben sei nun auch sogleich von Gott der Erzengel Gabriel mit einem Briefe an die heil. Jungfrau abgeschickt worden, worin ihr Gott Alles gehörig auseinandergesetzt und erklärt habe (Serm. X. de annunciatione B. V. Mariae).

In seinen Schriften finden sich auch viele kleine Gedichte, von denen die meisten die gewöhnliche Mönchsandacht athmen und nur zu den mittelmäßigen gerechnet werden können. Einige zeichnen sich jedoch durch feinen, treffenden Spott und leichten Scherz aus, was auch hin und wieder von manchen seiner Briefe zu rühmen ist. Daß der fromme Mann es nicht versäumt hatte, die Welt in ihren Sünden zu beobachten, beweist sein oben angeführtes Werk: Liber Gomorrhianus. Außer seinen Episteln und Gedichten schrieb er noch: Sermones; vitas Sanctorum; de eleemosyna; de horis canonicis; contra Clericos intemperantes; de vita eremitica; expositionem mysticam libri Geneseos, gedruckt zu Rom mit Anmerkungen von Constantin Cajetan, und zu Paris 1642 in vier Folianten. In der Pariser Ausgabe vom J. 1663 steht viel Untergeschobenes ohne das Buch de correctione Papae et episcopi, was zu Frankfurt 1614 und 1621 herauskam, auch in Goldast's Monarchia T. II. aufgenommen worden ist. Vor den Samlungen seiner Werke stehen gewöhnlich mehre Lebensbeschreibungen des frommen Mannes, unter welchen vorzüglich zu nennen sind: Vita B. Petri Damiani per Joannem Monachum, ejus discipulum, cum commentar. etc. in Mabillon. Actis Sanctorum Ord. S. Benedict. P. II. Sect. VI. — Ferner: Jakob Laderchio (ein Presbyter des Oratoriums zu Rom) Vita S. Petri Damiani, S. R. E. Cardinal. Episc. Ostiensis, in VI. libros distributa. T. III. (4.), Romae 1702 (selten, wegen der wenigen Abdrücke, und äußerst weitschweifig, doch mit nützlichen kirchenhistorischen Bemerkungen). Seine Freunde preisen ihn ungemein als wunderthätigen Heiligen. Vor Allen ist Laderchius gegen die Kirche entrüstet, daß sie diesen frommen Mann nicht förmlich canonisirt hat. Dagegen erklären Andere, selbst unter seinen Glaubensgenossen, manche seiner Lehren für verwerflich. Darunter gehört namentlich seine Behauptung: die Selen derer, die im Fegefeuer geläutert würden, erfreuten sich des Sonntags der Vergünstigung, sich gleichsam wie Vögel aus dem Pfuhl der Qual zu erheben und an ergötzliche Örter zu fliegen. Andere erklären sich gegen seine Meinung, Christus selbst habe bei seiner Taufe das Priesterthum empfangen. Am meisten hat man es ihm verdacht, daß er den Papst Liberius einen Ketzer und Empörer gescholten, was ihm doch als einem eifrigen Athanasianer und einem rechtlich Gläubigen kaum anders möglich sein konnte, da Liberius offenbar nach Überreichung des Sirmischen Glaubensbekenntnisses sich nachgiebiger gegen die Arianer zeigte, als es sich mit Damiani's Orthodoxie vertragen konnte, was an seinem Orte genauer auseinander zu setzen ist. *(G. W. Fink.)*

DAMIANI- und COSMAE-ORDEN. Dieser Ritterorden des heil. Damian und Cosmos soll 1030 zu Jerusalem seinen Anfang genommen haben. In diesem Jahre, erzählen Einige, haben mitleidige Christenselen der vielen kranken Pilger wegen in der heil. Stadt ein Krankenhaus erbaut, in welches sie alle Nothleidenden ohne Unterschied, auch losgekaufte Sclaven aufnahmen, sie in Allem unterstützten und namentlich für ihre Genesung sorgten, wobei sie besonders die oben genannten beiden Heiligen anriefen, die sie sich zu ihren Schutzpatronen erwählten, weil beide arzneikundige Männer gewesen seyn sollen. Da dieser christliche Verein mit großen Aufopferungen nicht nur Kranke verpflegte und die Todten ehrlich zur Erde bestattete, sondern auch Gefangene loskaufte und ihnen durch Unterstützung dazu verhalf, daß sie zu den Ihrigen zurückkehren konnten: so wurden sie, wie die übrigen Hospitaliter, der Ehre theilhaftig, zu Rittern ernannt zu werden, deren Verein Johann XX. bestätigt und sie unter die Regel des heil. Basilius gethan haben soll. Diesen mildthätigen und im Kampfe gegen die Ungläubigen sehr tapfern Männern wird zum Abzeichen ein weißer Mantel mit rothem Kreuz gegeben, welches in der Mitte ein Schild mit den Gestalten der beiden Heiligen gehabt habe, nach denen der Orden benannt ist. Man gibt vor, nach dem Erlöschen der Kreuzzüge sei auch der Orden erloschen, den Helyot selbst für einen untergeschobenen erklärt, der durch eine Verwechse-

lung mit den Rittern von der Buße der Märtyrer, die zu den regulirten Chorherren gehörten und sich eben so trugen, entstanden sein mag. *(G. W. Fink.)*

DAMIANI, Johann von Tuhegli, (aus einer ungrischen adeligen Familie, die aus Bosnien stammte, und ihr Prädicat Tuhegli von einem Dorfe in Bosnien führte, entsprossen) ein Sohn des k. k. Obersten Lucas Damian von Tuhegli, wurde am 21. Juni 1710 geboren. Zum geistlichen Stande bestimmt, kam er im J. 1726 nach Rom. Der Papst Benedict XIV., dem er angelegentlich empfohlen war, schickte ihn in das Collegium Pontificium, SS. Apostolorum Petri et Pauli zu Firmio, wo er unter dem Rector des Collegiums, Domherrn Tiberius Pacalorzi und anderen Professoren den philosophischen und theologischen Cursus mit Beifall absolvirte. Der dasige Erzbischof, Fürst Alexander Borgia, weihte ihn am 5. März 1735 zum Priester. Nach seiner Rückkehr nach Rom empfahl ihn der Papst Clemens XII. dem Graner Erzbischof und Primas von Ungern, Emrich Eßterházy, der ihn im Vaterlande wohlwollend aufnahm und am 12. August 1737 zum Domherrn der Collegiatkirche ernannte. Während der Vacanz des Graner Erzbisthums ernannte ihn die Königin Maria Theresia am 2. Januar 1749 zum Primicerius oder Cantor der Preßburger Collegiatkirche. Bald darauf ernannte ihn der Waitzner Bischof, Graf Altham, zu seinem Vicar in der Waitzner bischöflichen Diöcese, zum Auditor Caussarum, Canonicus, Archidiaconus, Pönitentiarius der Waitzner Kathedralkirche und zum Rector des Seminariums des heiligen Karl Borromäus. Nach dem Tode des Bischofs Altham legte er die zwei ersten Ämter nieder und gewann dadurch mehr Muße zur Schriftstellerei. Endlich ernannte ihn der Wiener Fürst Erzbischof und Administrator des Waitzner Bisthums, Cardinal Christoph Migazzi am 10. April 1768 zum Custos der Waitzner Kathedralkirche. Er starb in Waitzen. Im Druck erschienen von ihm folgende Werke, von welchen das dritte in kirchenhistorischer Hinsicht sehr merkwürdig und, weil es von der toleranten und gerechten Königin confiscirt wurde, jetzt liber rarissimus ist. 1) Maria, Dei genitrix virgo, in primo suae animationis instanti speculum sine macula. Posonii 1759. 8. 2) Doctrina verae Christi Ecclesiae ab omnibus praecipuis antiqui, medii et novi aevi haeresibus vindicata. Posonii 1762. 8. 3) Justa religionis coactio, seu apodixis, quod Reges, Principes, Magistratus et Dynastae Romano-Catholici, habita occasione et opportunitate possint ac debeant Acatholicos in suis ditionibus commorantes cogere mediis etiam violentis et extremis (quoties mitiora non possint) ad amplectendam veram et unice salvificam Romano-Catholicam fidem. Budae 1765. 8. Diese Schrift predigt unverhohlen Religionszwang und wurde deswegen gleich nach ihrem Erscheinen von der Regirung unterdrückt *). In der Handschrift hinterließ er ein Examen libri symbolici Russorum. *(Rumy.)*

DAMIANI, Wilhelm Friedrich von Tuhegli, Bruder des vorhergehenden, geb. am 18. Jan. 1714, gest. als Domherr der Preßburger Collegiatkirche am 17. Juni 1760, studirte mit seinem Bruder die philosophischen und theologischen Wissenschaften in dem Collegium zu Firmio und wurde gleichfalls von dem Papst Clemens XII. dem Primas von Ungern und Graner Erzbischof Emrich Eßterházy empfohlen, der ihn sogleich in das Preßburger Domkapitel aufnahm. Er verfaßte ebenfalls zwei polemische, sehr anzüglich geschriebene Werke über die Reformatoren Luther und Calvin und ihre Lehre: Synopsis vitae, missionis, miraculorum et evangeliorum Martini Lutheri et Joannis Calvini und Synopsis doctrinae Martini Lutheri et Joannis Calvini, welche nach seinem Tode sein Bruder Johann zu Ofen im J. 1761 im Druck in Octavform herausgab *). *(Rumy.)*

Damianissinnen f. Clarissinnen. (Thl. XVII. S. 358.)

DAMIANISTEN haben vom Bischof Damianus, der zu Alexandrien Patriarch war, ihren Namen. Er stimmte in seiner Lehre von dem göttlichen Wesen bis auf einige nähere Auseinandersetzungen, oder vielmehr von den Gegnern übel verstandene Redensarten, mit Philoponus überein, dessen Anhänger Philoponisten genannt werden. Weil man ihre Lehre so deutete, als besäße jede Person der Dreieinigkeit einen besondern Theil der Gottheit; so nannte man sie auch Tritheiten. Die Damianiten wurden sogar Tetraditen genannt, weil man meinte, Damianus trenne die göttliche Natur noch von den 3 Personen und halte sie für eine vierte Person, was jedoch auf falschen Folgerungen beruhete. Alle diese Sectirer blüheten im 6. Jahrhundert. Auf einer Synode zu Constantinopel um das Jahr 565 wurden sie verdammt, erhielten sich aber bis in das 7. Jahrhundert. *(G. W. Fink.)*

DAMIANO, Fra, aus Bergamo, Laienbruder des Ordens der Predigermönche, gest. den 30. August 1549, ist einer der größten Intarsiatori Italiens. Sabba da Castiglione sagt von ihm: er mache aus Holz, was kaum Apelles mit dem Pinsel nachahmen könnte [1]). Leandro

*) Dieses Werk wäre der Feder eines spanischen Inquisitors angemessener gewesen, da es in Ungern nie eine Inquisition gab und das grausame Reichstagsgesetz des schwachen Königs Ludwigs II. „Lotherani comburantur" schon unter seinem weisen Nachfolger Ferdinand I. aufgehoben wurde. Auch der tolerante Piarist P. Alexius Horányi sagt von jenem Werke treffend: „Liber hic merito e clementissime et christianae caritatis publicaeque tranquillitatis amantissima Hungariae aula suppressus est; inaudita est enim illa praedicatio, teste S. Gregorio lib. VII. Mor. quae verberibus fidem exigit" Damiani's drittes Werk: „Maria triumphans de omnibus veteribus et recentioribus Antidicomarianitis," welches nicht zum Druck gelangte, hat gleichfalls eine anzügliche polemische Tendenz.

*) Auch von diesen zwei polemischen unziemlichen Schriften sagt der gute tolerante Piarist P. Alexius Horányi in seiner Memoria Hungarorum scriptis editis notorum sehr treffend: „Utinam haec opuscula lucem non vidissent, ne tenerioris conscientiae hominibus offendiculo esse queant!"

1) „Il quale non solo nelle prospettive, ma nelli paesi, ne' casamenti, nelli lontani, e che più è nelle figure fa con il legno tutto quello che appena farebbe il grande Apelle con il pennello etc." Notizia degli artefici e delle opere del disegno del secolo XVI. tratta dai ricordi di *Sabba da Castiglione* milanese cavalière gerosolimitano in *da Rio*. Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1813. Tomo XXXVI. p. 226.

Alberti[2]) spendet seiner Kunst ähnliche Lobeserhebungen. Seine besten Arbeiten befinden sich in der Dominikanerkirche zu Bologna, wo schon im Jahre 1531 der Papst Clemens VII. und der Kaiser Karl V. sie bewunderten. Keyßler[3]) erwähnt diese artigen Intarsiature oder eingelegten Holzarbeiten, ohne jedoch ihren Verfertiger zu nennen.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DAMIANO, Damjano, (St.), zwei Marktflecken in dem sardinischen Fürstenthum Piemont: 1) an der Maira, in der Prov. Coni, mit 1498 Einw., und 2) am Borbo, in der Prov. Asti, mit Mauern umgeben, hat 6109 Einw., welche einen starken Seidenbau unterhalten. (*H.*)

DAMJANO, (St.), Flecken in der päpstlichen Delegation Forli, am Fl. Sario, mit 1300 Einw. (*H.*)

DAMIANOVICH (spr. Damianowitsch), Basilius, Senator und Stadtrichter in der königl. Freistadt Zombor in der Batscher Gespanschaft in Ungern, ein geborner Serbe, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., verfaßte eine Arithmetik in serbischer Sprache, die zu Venedig unter dem Titel: Nowaja Serbskaja Arithmetica etc. (Neue serbische Arithmetik) 1764 in 8. im Druck erschien. (*Rumy.*)

DAMIANSK, ein Eisen- und Kupferwerk in der russischen Statthalterschaft Perm in Asien, das ehedem 20 Kupferöfen hatte, wovon aber nur noch einer im Gange ist. Außerdem sind hier 3 Hammerhütten mit 7 Heerden, 1 Ankerschmiede mit 2 Heerden und 2 gemeine Schmieden mit 5 Essen. (*J. C. Petri.*)

DAMIANUS. Es gibt mehre dieses Namens, von denen wenig zu berichten ist. Einer soll vom römischen Bischof Eleutherius 181 in Gesellschaft des Fulgatus nach England zum König Lucius gesendet worden sein, ihn und sein Volk im Christenthume zu unterweisen. Es ist Fabel.

Damianus, Erzbischof zu Ravenna, wo sich seine Eltern aus Dalmatien niedergelassen hatten. Sergius erhob ihn zu dieser Würde 691. Durch die Kraft seines Gebetes soll er einen ganz verstockten Juden bekehrt und einen Todten wieder lebendig gemacht haben. Zwei große Wunder. Er starb 707.

St. Damianus, von vornehmen Eltern geboren, gelehrt als Theolog und gerühmt als Dichter, wurde in seiner Vaterstadt Pavia 680 zum Bischof ernannt. Vor Allem ist seine Epistel wider die Monotheleten gerühmt, die auch auf dem Concil gegen die genannten Ketzer zu Constantinopel vorgelesen wurde. Noch machte er sich durch ein Armenhaus nützlich, das er in Pavia erbauen ließ. Er soll den Lombarden einen Frieden mit dem Kaiser ausgewirkt haben. Er starb 710. Zu seinem Feiertage wurde in der Folge der 12. April angesetzt.

Diesen Festtag theilt er mit einem Märtyrer gleiches Namens, von dem sich nichts Bestimmtes ausmitteln läßt. Die wunderthätigen Gebeine dieses unbekannten Heiligen wurden unter Urban VIII. ausgegraben und in das Barfüßer-Collegium zu Salamanca gebracht.

Ferner wird noch ein Soldat Damianus genannt, der in Alexandria sein Blut um des Glaubens willen vergossen haben soll. Man hält ihn zuweilen mit Jenem für eine Person und weiß von Beiden nichts Bestimmtes. Auch diesem wurde der 12. April gewidmet.

(*G. W. Fink.*)

Damias s. Damia.

DAMIENS, Robert François, Königsmörder, Sohn eines armen Mannes, in dem Dorfe Tieuloy in Artois, wo er den 9. Januar 1715 geboren war. Frühe äußerte sich sein böses Gemüth in schlechten Thaten, daher man ihn Robert den Teufel (Robert le diable) nannte. Zweimal wurde er Soldat, war 1734 bei der Belagerung von Philippsburg, desertirte, begleitete einen Grafen Raymond nach Baiern, und war nach seiner Rückkunft mehre Jahre in verschiedenen Häusern zu Paris Bedienter, auch Aufwärter in dem von Ludwig XIV. gestifteten Jesuitenkollegium, wo er Gelegenheit hatte, einige Kenntnisse zu sammeln. Sein unsteter Geist, seine bösen Streiche und düstern Schwärmereien, die zuweilen fast in Wahnsinn ausarteten, trieben ihn von einem Orte zum andern, und die Heirath mit einem gutgesinnten Dienstmädchen vermochte nicht ihn zu bessern. Da er einem Petersburger Kaufmann, bei dem er diente, 240 Louisd'or gestohlen hatte, floh er aus Paris, und irrte 5 Monate unter allerlei Namen und Gestalten in der Gegend von St. Omer, Dünkirchen und Brüssel herum. Seine Melancholie und schwärmerische Gemüthsstimmung nahm immer mehr zu, daher er öfters zur Ader ließ, viel Opium verschluckte und einmal sogar Gift nahm, um der Unruhe in seinem Innern zu steuern. In einem ganz verwirrten Zustande kam er im December 1756 zu Frau und Tochter nach Paris zurück, und verließ sie mit der Äußerung, sie würden ihn nicht mehr sehen. Er hatte, bei der allgemeinen Unzufriedenheit des Volks über die Mißhelligkeiten des Königs mit dem Parlamente, mancherlei zum Theil unüberlegte Deklamationen über das Betragen des Erzbischofs von Paris gegen die Jansenisten und über das harte Verfahren des Königs gegen das Parlament gehört. Dadurch wurde seine Phantasie so erhitzt, daß er am 3. Januar 1757 wie wahnsinnig nach Versailles rannte, um Ludwig XV., wie er nachher behauptete, nicht zu ermorden, sondern auf andere Gedanken zu bringen. Als der König am 5. Januar in der Abenddämmerung in Begleitung des Dauphins und anderer Prinzen und Herren in den Wagen steigen wollte, um nach Trianon zu fahren, drängte sich Damiens durch die Wachen, und versetzte dem Könige einen Messerstich in die rechte Seite, der ungefähr drei Daume weit eindrang. Die Wunde war nicht tödtlich, und schon am 16. Januar konnte wegen der völligen Genesung des Königs das Te Deum gesungen werden. In den Verhören, die mit Damiens, der sogleich verhaftet ward, angestellt wurden, und unter den wiederholten Qualen der Folterung blieb er dabei, daß er nicht, wie man vermuthete, das Werkzeug einer geheimen Verschwörung sei, daß er den König nicht habe er-

2) Descrizzione di tutta Italia. Venezia 1588. in 4.
3) Neueste Reisen durch Teutschland u. s. w. Neue Aufl. Hannover 1751. in 4. S. 958.

morden, sondern nur auf bessere Gedanken bringen wollen, und daß er dies für verdienstlich halte. Man hatte die Jesuiten im Verdacht, daß sie an dem Verbrechen einigen Antheil hätten; allein es fehlt an hinreichenden Gründen für diese Vermuthung. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die Klagen des Volks über die Härte des Erzbischofs Beaumont von Paris gegen die Jansenisten, und die Klagen über die schlechte Regirung die Einbildungskraft des schwärmerischen Menschen dermaßen erhitzten, daß er in einem Anfalle von Wahnsinn die That verübte. Ein Arrêt der großen Kammer verurtheilte den Mörder: „daß er, nachdem ihm die Hand durchstochen, und dieselbe bei einem gelinden Feuer verbrannt worden, mit glühenden Zangen zerfleischt, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt werden sollte." Diesen martervollen Tod erduldete Damiens am 28. März 1757 auf dem Greveplatze zu Paris mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Seine ganz unschuldige Familie und Verwandtschaft wurde auf ewig und bei Todesstrafe aus dem Königreiche verbannt, und das Haus, in dem der Unglückliche geboren war, wurde niedergerissen, und befohlen, daß in ewigen Zeiten auf demselben Platze kein anderes Gebäude wieder errichtet werden sollte *). (*Baur.*)

DAMIETTE, Stadt in Ägypten in 31° 25′ 53″ N. und 29° 29′ 15″ östl. von Paris an der Mündung des danach benannten Nilarmes, liegt auf einer Halbinsel, welche vom Flusse, dem Meere und dem See Menzaleh gebildet wird. Die Stadt ist in Form eines halben Mondes gebaut, wird vom Nil umflossen, und ein Kanal durchströmt sie der Länge nach. Sie wurde im J. 1250 erbaut, ist schmutzig und hat nach einigen 30000, nach andern 80000, wahrscheinlich nur gegen 14000 Einw. Hasselquist zählte zwölf Moscheen und mehre öffentliche Plätze. Die Umgegend ist von vielen Kanälen durchschnitten, um die Reisfelder zu bewässern; dadurch werden Mücken und Wechselfieber eine große Plage der Einwohner. Außerdem werden Waizen, Gerste und Mais gebaut. Erbsen und Bohnen sind die gewöhnliche Nahrung der Armen. In den Gärten zieht man Gemüse, Blumenkohl, Rüben, Latuk, Melonen, Gurken, Krummwurzeln, Citronen, Pomeranzen, Granaten, Pistazien, Datteln und Zuckerrohr. Aus dem Flachs, der um die Stadt in großer Menge wächst, wird hier und auf den umliegenden Dörfern viel Leinewand gemacht, die für die beste im Lande gehalten wird, besonders Servietten mit seidenen Franzen. Der See Menzaleh und der Nil sind reich an Fischen. Sie werden in Menge eingesalzen und damit, so wie mit Leinen, Reis, Getreide ein lebhafter Handel getrieben. Eingeführt werden Holz, Tabak und Seife von der syrischen Küste. (Nach Bruns Afrika I, 245. und Ukert im Weimar. Handb. d. Geogr. XXI, 194.) (*L. F. Kämtz.*)

*) Pièces originales et procédures du procès fait a Damiens (par le Breton). Par. 1757. 4. et Voll. IV. 12. Les iniquités découvertes, ou recueil de pièces curieuses et rares, qui ont paru lors du procès de Damiens. 1760. 12. Voltaire siècle de Louis XV. ch. 37. Wolfs Gesch. der Jesuiten. 3 Th. 314. Gesch. des Rob. Damiens, aus dem Franz. Leipz. 1757. 8. (Ranfts) neue geneal. hist. Nachr. 8. Bd. 196 ff. 631 ff. Biograph. hinger. Pers. 2. Bd. 270—286. Baurs Lebensgem. aus d. 18. Jahrh. 1. Bd. 2. Aufl. 586—602.

Damiette, Arm des Nils s. Delta.

DAMIS. 1) S. Messenische Kriege. — 2) Der Reisegefährte des Apollonios von Tyana, s. diesen, Thl. IV. S. 441. — 3) Der pseudonyme epikurische Philosoph in Lucians Zeus Tragödos. (*H.*)

DAMIS. (Entomologie.) Eine von Fabricius errichtete Cicaden-Gattung aus der Abtheilung der Membraciden, wo der flache Oberrücken, an welchem weder Halskragen noch Schildchen besonders abgetheilt ist, sich an den Seiten so weit hinabbiegt, daß er die Deckschilde verbirgt, von denen nur der Außenrand im eingeschlagenen Zustande sichtbar bleibt. Man kennt gegen 30 Arten, die sämtlich in Südamerika einheimisch sind. (*Germar.*)

Damium s. Damia.

DAMM, auch Alt-Damm, früher Vadam, Damb, Damba, Damme, Stadt und Festung am Dammschen See und an dem Flusse Plöne im Kreise Stettin in Hinterpommern. Sie hat 1 Kirche. Die Zahl der Privat-Wohnhäuser war im J. 1777: 246, im J. 1794: 251, im J. 1819: 205, und im J. 1825: 232. Die Anzahl der Einwohner war im J. 1740: 1051, im J. 1791: 1771, im J. 1825: 2410. Im J. 1121 war der Ort, unter dem Namen Vadam, stark befestigt und ward nebst der Umgegend gänzlich von den Polen zerstört [1]). Der Ausdruck in einer Urkunde Herzogs Barnim [2]) in civitate Dambe, beweist, daß Damm im J. 1249 schon eine Stadt war. Früher mag sie auch Seehandel getrieben haben, da ein Urtheilsspruch des fürstl. Hofgerichts vom J. 1584 der Stadt Stettin das Recht, denselben ihr zu untersagen, zuerkennt [3]). Seit 1646 von den Schweden bedeutend befestigt, hat Damm Stettins Schicksale in den Kriegen fast immer getheilt. Wenn gleich die Nähe Stettins das höhere Emporkommen dieser kleinen Stadt gehindert hat, so gibt jene doch dem Verkehr im Kleinen viel Leben, schon allein wegen der vielen Durchfuhr, da alle Communication zu Lande zwischen Stettin und Hinterpommern über Damm geht, zwischen welchen beiden Städten ein 1 Meile langer Steindamm den einzigen Verbindungsweg bildet [4]). Mahl- und Schneidemühlen, Wollwebereien,

1) Pet. Fr. Kanngießer's Bekehrungsgesch. der Pommern. 1824. S. 515. 2) Dreger's Urkunden. Berl. 1768. Fol. S. 305. Zeile 17 v. o. — Der Grenzvertrag zwischen Stettin u. Damb im J. 1308 findet sich im Pomm. Archiv. 1. Bd. 2. Stück 1783. S. 128. 3) Mikrael VI. Buch. S. 613. 4) Fr. v. Restorff's Beschr. Pommerns. 1827. S. 101. — In Marian's Topogr. Duc. Pomer. fol. 1652. S. 46 heißt es: „Anno 1299 hat Herzog Otto den obgedachten, langen Damm anlegen lassen und zu Anrichtung desselben den Stettinschen für jede Klafter zweene Schillinge drei Jahr lang gegeben und ihnen noch dazu den Zoll darauf verliehen." — Des Herzogs Otto merkwürdige Befugniß des Magistrats zu Stettin, Materialien zur Reparatur und Conservation des Steindammes zwischen Stettin und Damm allenthalben (ubicunque fuerint in Nostro principatu) im Lande unentgeldlich herzunehmen; nebst Concession der Zollgerechtigkeit, vom J. 1299 steht im Pomm. Archiv. 1. Bd. 1. Stück. 1783. S. 111.

ansehnliche Leinwandmärkte und Fischerei führen den Einwohnern auch viele Nahrung zu.

Im Jahr 1710 und 1711 starb fast die ganze Stadt an der Pest aus [5]). *(C. D. Gustav v. d. Lancken.)*

DAMM, Christian Tobias, geb. zu Geithain in Sachsen den 9. Jan. 1699, ein Philolog rühmlichen Andenkens, war, nachdem er seine Studien zu Halle vollendet und eine Zeit lang an dem Waisenhause daselbst Unterricht ertheilt hatte, an verschiedenen Orten Hauslehrer, seit 1730 Conrector des Cölnischen Gymnasiums zu Berlin, seit 1742 Prorektor, und nachher Rektor bis 1766, wo er emeritirt wurde. Er war ein gründlicher Philolog und tüchtiger Schulmann, und hat in beiden Hinsichten den Nachfolgenden wacker vorgearbeitet. Die erste von ihm erschienene Schrift war Vestibulum Comenii, griechisch und teutsch 1731. 8. Nachher trat er mit Übersetzungen des Homer, Pindar, mehrer Reden und der Briefe Cicero's, des Panegyrikus von Plinius und der Reden des Maximus Tyrius (von 1731 — 1771) hervor. Diese seine Übersetzungen sind jetzt, nach so großer Umbildung der Sprache, vergessen, noch aber erhält sich im Andenken seine Einleitung in die Götterlehre und Fabelgeschichte der ältesten griechischen und römischen Welt, m. K. Berlin 1763, von welcher, bei Erscheinung der sechsten Auflage 1786, zugleich eine holländische Übersetzung zu Leiden herauskam. Nach seinem Tode wurde sie umgearbeitet erst von Friedr. Schulz (1787. 1797.) und dann von Levezow, und es erschien 1820 die siebzehnte Auflage davon. Wodurch er sich aber als Philolog ein bleibendes Denkmal gestiftet hat, das ist sein von eben so großer Gelehrsamkeit und angestrengtem Fleiße als Scharfsinn zeugendes Novum Lexicon graecum etymologicum et reale cui pro basi substructae sunt concordantiae et elucidationes Homericae et Pindaricae cum Indice universali alphabetico. Berl. 1765. gr. 4. Er brach damit für Lexikographie eine neue Bahn. Von diesem Werke, das nicht mehr im Buchhandel war, wird jetzt eine neue Ausgabe vorbereitet, durch die wir, was dabei noch zu wünschen übrig blieb, erhalten werden. Nicht aber blos als Philolog, sondern auch als Theolog verdient er genannt zu werden, besonders insofern er von der philologischen Kritik Anwendung auf die neutestamentliche Exegese machte, wovon seine Übersetzungen des neuen Testaments zeugen. Zuerst erschien von ihm: Brief des Apostels Jakobus. Von neuem übersetzt und mit einigen Anmerkungen, nebst einem Anhange, erläutert von C. T. Damm. Berl. 1747. Diese sehr selten gewordene Übersetzung ist besonders durch ihren Anhang wichtig, worin Damm von den Ursachen Rechenschaft gibt, warum er diese und jene Stelle, dem Genius der griechischen Sprache gemäß, so und nicht anders übersetzt habe. Diese Übersetzung ist aber eine ganz andere als die nachher in seiner Übersetzung des ganzen N. T. erschienene: Das Neue Testament, von neuem übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, 3 Theile. Berl. 1764—1765. 4. Auf jedem der einzelnen Stücke steht noch: Von neuem übersetzt und mit einigen Anmerkungen für sorgfältige Leser begleitet; auf dem Titel des Briefes an die Epheser aber heißt es: Mit einigen Anmerkungen zur Reizung mehren Nachdenkens. Man kann hieraus schon vermuthen, daß es wol Manchen möge gegeben haben, der ihm nicht im Sinne des Superintendenten Solbrig zu Salzwedel, seines ehemaligen Lehrers, „Eifer vor die reine Lehre unserer Kirche" nachgerühmt haben werde, weil er Erklärung nicht von der philologischen Kritik, sondern aus dem dogmatischen System verlangte. Das Geringste war, ihn als Socinianer zu beschelten. (S. Bidermann Acta scholastica Vol. II. p. 410 fgg.) Er schrieb dann noch: Vom historischen Glauben. Berl. 1772. 8., worin, wie Saxe (Onom. lit. VI. 737) sagt: nonnulla irreverentius dicta de rerum sacrarum Annalibus insunt. Daß er um seiner Übersetzung des N. T. willen, wie Gley in der Biogr. univ. sagt, seiner Stelle entlassen worden wäre, ist nicht wahrscheinlich, denn Damm starb, als Friedrich der Große noch lebte, den 27. Mai 1778. Die Veranlassung, ihn zu emeritiren, gab die Vereinigung des Cölnischen mit dem Berliner Gymnasium. — Von seinen philologischen Arbeiten ist noch seiner Ausgabe des Rutilius (1760. 8.) zu gedenken. *(H.)*

DAMM oder Deich (holl. Dyck), ein Aufwurf oder Wall von Erde oder Steinen, um das Vordringen des Wassers auf das Ufer zu hindern; oder auch, um das Wasser eines Flusses bis zu einer gewissen Höhe zu erheben, entweder zu Bewirkung der Schiffbarkeit oder um das Wasser in das neben liegende Mühlgerinne zu leiten. Die letztern werden zu dem Ende queer über den Fluß gezogen und heißen deshalb Schott- oder Staue Deiche; die ersteren hingegen, welche gewöhnlich längs dem Ufer hin laufen, werden See- oder Fluß-Deiche genannt, je nachdem sie an dem Meere oder an einem Strome liegen. Bei allen Deichen finden drei Hauptbedingungen statt: 1) Angemessene Lage und Höhe, zu Erreichung des vorgesetzten Zweckes, Sicherstellung des dahinter liegenden Landes, oder Erlangung einer gegebenen Höhe des Wasserspiegels; 2) hinreichende Standhaftigkeit, dem Druck und Stoß des Wassers, oder der vielleicht von demselben fortgeführten Körper zu widerstehen; 3) möglichste Wohlfeilheit der ersten Anlage und Unterhaltung. Die letztere Eigenschaft hat Einfluß auf die Lage des Dammes, wo die kürzeste Linie die wenigste Arbeit und Material erfodert, und daher auch die wohlfeilste ist. Man sieht leicht, daß diese Linie durch die Ferne der Ufer bedingt wird, den sie in ihren Krümmungen in so weit folgen muß, als es möglich ist, ohne die Flächen des Deiches dem Strome zu sehr auszusetzen und dadurch seinen Abbruch mehr oder weniger schnell herbei zu führen. Es muß nämlich vor jedem Deiche, zwischen ihm und dem Wasser, ein angemessenes Vorland bleiben, am Meere, um die Gewalt der Wogen in Etwas zu brechen; am Flusse aber, um dem angeschwollenen Wasser mehr Raum zum Abfließen zu geben, damit es eine geringere Höhe erreicht und den Deich nicht so leicht übersteigen kann, wovon das Durchbrechen desselben gewöhnlich eine unmittelbare Folge ist. Woltmann

5) Wutstrack's Nachtrag S. 110 hat falsch 1707.

(Beiträge zur hydraulischen Architectur 1792) verlangt am Meere und bei großen Flüssen 240 bis 288 rheinl. Fuß als Vorland; Brünings gab seinen Deichen am Unterrhein 600 Fuß, will dasselbe aber am Meere auf 1200 Fuß vergrößern. Unter allen Umständen muß nicht allein das Querprofil, sondern auch die Geschwindigkeit des Stromes und die größte Höhe desselben, wenn er angeschwollen ist, dabei in Anschlag kommen. Ein allgemeiner Grundsatz ist es übrigens, bei Bestimmung der Richtungslinie des Deiches nur diejenigen Ländereien einzuschließen, deren Werth mit den Baukosten ihrer Umdämmung in gehörigem Gleichgewichte stehet. Die Richtungslinie des Deiches darf daher ebenso wenig allen Krümmungen (Serpentinen) des Flusses folgen, als dieselben alle ausschließen und in gerader Linie fortlaufen, die zwar die kürzeste ist, aber auch das meiste Land von der Deckung ausschließt. Ein Hauptgrundsatz bei allen Eindeichungen ist, scharfe Ecken zu vermeiden, weil diese bei hohen Fluthen dem Wasserstoß mehr ausgesetzt sind, und doch den geringsten Widerstand leisten. Die eingehenden und die ausspringenden Winkel werden daher in flache krumme Linien verwandelt, daß eine ununterbrochene aus- und einwärts gekrümmte Linie entsteht. Bei den concaven Bögen ist der Kreis der einfachste und leichteste, sobald seine Schenkel sich zu beiden Seiten unmerklich an die daran stoßenden Linien schließen, und der Bogen aus einem Mittelpunkt beschrieben werden kann. Er hat, in unmittelbarer Berührung mit Strom und Eis, noch den Vorzug, weniger von den Angriffen derselben zu leiden, als jeder andere Bogen, weil jene eine Centrifugalkraft bekommen, die sich umgekehrt wie der Halbmesser verhält. Weil jedoch die Deiche gewöhnlich weiter von dem Ufer zurück und folglich außer den eigentlichen Stromstrich gelegt werden, leiden sie — wenige seltene Fälle ausgenommen — mehr an ihren ausspringenden als an den einwärts gehenden Krümmungen; während an den Ufern selbst das umgekehrte geschieht. Jener Vorzug des Kreises verschwindet dadurch und die Art der krummen Linie wird gleichgiltig, bei der es nun blos darauf ankommt, sie mit den beiden anstoßenden Linien des Deiches zu verbinden. Um nun zu bestimmen, welche von den krummen Linien zu wählen ist, je nachdem der Punkt s (Tab. II. Fig. 1.) mehr oder weniger von dem Punkte M entfernt liegt, so setze man die senkrechten Ordinaten $sp = x$ und $pr = y$; ferner $Rr = dx$ und $Rm = dy$, so wird

$$Mp : y :: dx : dy;$$

ist nun $h = Mp$; so wird (I) $dx = Mp \cdot \frac{dy}{y} = \frac{hdy}{y}$.

1) Man hat für den Kreisbogen $yy = 2ax - xx$; und $ydy = 2adx - 2xdx$; die Abscissen von dem Bogen an gezählt. Es ist daher $dx = \frac{ydy}{a-x}$, und durch die vorherige Gleichung (I) $\frac{hdy}{y} = \frac{ydy}{a-x}$ oder $c\,(a-x) = yy$; folglich $a = \frac{yy + hx}{h}$; deshalb ist $a = \frac{yy + xx}{2x} = \frac{yy + hx}{h}$. Es ist aber $x = h$ tang. α (Sec. α — tang. α) $= ps$, weil $y = pr = h$ tang. α. h tang. $\alpha^2 + x = \frac{hh \text{ tang. } \alpha^2 + xx}{2x}$; oder $xx + 2h$ tang. $\alpha^2 = hh$ tang. α^2. Sobald demnach der gegebene Punkt weiter oder näher an p liegt, als ps, so läßt sich kein Kreis durch denselben ziehen, der die Tangenten LM und MN in r und t berührt.

2) Für die Parabel ist die Gleichung $ax = yy$; deshalb wird nach (I) $dx = \frac{2ydy}{a} = \frac{hdy}{y}$; daher $a = \frac{2yy}{h}$ und $a = \frac{yy}{x}$; daher $2yyx = yyh$, oder $x = \frac{1}{2}h$; nämlich s muß in der Mitte zwischen M und p liegen oder $Ms = sp = \frac{1}{2}Mp$ seyn, wenn die krumme Linie eine parabolische ist.

3) Sobald hingegen $x < \frac{1}{2}h$, folglich s näher an p als an M liegt, kann die Linie rst eine Ellipse seyn. Wenn man nämlich die Abscisse von dem Scheitel an rechnet, ist die Gleichung für jene $yy = px - \frac{pxx}{2a}$, wo p den Parameter $= \frac{2bb}{a}$ ausdrückt. Es wird aber

$$2ydy = pdx - \frac{2pxdx}{2a}, \text{ oder } dx = \frac{2aydy}{pa - px};$$

deshalb nach (I) $\frac{hdy}{y} = \frac{2aydy}{pa - px}$ oder $hp\,(a-x) = 2ayy$, und $p = \frac{2ayy}{h\,(a-x)}$; so auch $p = \frac{2ayy}{2ax - xx}$; folglich

$$\frac{2ayy}{ha - hx} = \frac{2ayy}{2ax - xx} \text{ und daher } ha - hx = 2ax - xx.$$

Zwar kann a nicht als bekannt angenommen werden, daher bekommt man keinen bestimmten Werth für x; allein man weiß, daß $a = Cs$, der halben Queraxe, eine positive endliche Größe seyn muß; da nun $xx - hx = 2ax - ha$, so ist $a = \frac{xx - hx}{2x - h}$. Nun muß $h > x$, oder dieses doch nicht größer als h seyn und der Scheitelpunkt s allezeit zwischen M und p liegen. Ist $h = x$ wird $a = o$; ist hingegen $h > x$, so wird $hx > xx$ und deshalb $xx - hx$ eine negative Größe, daher muß auch $2x - h$ negativ und $h > 2x$ seyn, denn ist $h = 2x$ so wäre die krumme Linie keine Ellipse, sondern eine Parabel.

4) Auch bei der Hyperbel ist die halbe Queraxe a unbekannt, und man kann daraus für x keinen einfachen Werth finden, sondern muß denselben wie vorher aus den Eigenschaften und der Grenze von a finden. Die Gleichung ist

$$yy = px + \frac{pxx}{2a}; \text{ daher } 2ydy = pdx + \frac{pxdx}{2},$$

folglich $dx = \frac{2aydy}{ap + px} = hdy$ (I) daraus $p = \frac{2ayy}{ah + hx}$ und eben so $p = \frac{2ayy}{2ax + xx}$ folglich $ah + hx = 2ax + xx$, und deshalb $a = \frac{xx - hx}{h - 2x}$. Wie bei der Ellipse, darf x nicht größer als h, und a muß eine positive endliche Größe seyn, aber eine andere Lage haben, nämlich Ks, so daß der Scheitelpunkt s näher nach M als nach p zu liegt. Um demnach die beiden Linien Lr und Nt durch eine krumme Linie zu verbinden, ist die Art dersel-

den völlig gleichgiltig, sobald sich kein dritter gegebener Punkt s, u oder v findet. Im entgegengesetzten Falle aber wird derselbe als Scheitelpunkt angesehen, und durch denselben MC gezogen nebst den beiden senkrechten rp und tP. Ist nun $Ms = sp$, so muß die krumme Linie eine parabolische seyn; ist hingegen $pv < Mv$, wird die Linie eine elliptische oder auch ein Kreisbogen, hingegen eine hyperbolische, wenn $Mu < pu$ ist.

Zur Bestimmung der convexen Bögen auf dem vorspringenden Ufer muß man den Werth des durch Deiche geschützten Ackerlandes gegen den der unbedeichten Wiesen halten und den Unterschied derselben (z. B. 200 Thlr. auf jeden Morgen von 400 Quadr. Ruthen) gegen die Kosten der Anlage von 1 Ruthe neuen Deiches vergleichen. Setzt man diese auf 40 Thlr., so bekommt man — weil $\frac{200}{400} = \frac{1}{2}$ Thlr. — (durch $\frac{1}{2} : 40 :: 1 : 80$) 80 Quadr. Ruthen, als so viel mit 1 laufenden Ruthe Deich umschlossen werden müssen, wenn Kosten und Gewinn in gehörigem Verhältniß stehen sollen. Stellet (Fig. 2.) KPLRM die ausspringende Deichesecke vor, die bei Q abgerundet werden soll, so wird der dahinter liegende Streifen Landes näher gegen K und M größer als 80 Q. R. seyn, gegen die Spitze L hin aber kleiner werden. Es ist daher der Punkt p oder r zu suchen, wo beide Werthe im Gleichgewichte stehen. Setzt man $Lp = Lr = x$; $LP = LR = x - \frac{1}{n}$; $CLK = \frac{1}{2} KLM = \alpha$ und $LCp = \beta = 90° - \alpha$, weil auf den angenommenen Endpunkten der krummen Linie P, p, R, r senkrechte stehen, die sich in C und c durchschneiden, und aus welchen die Bögen pqr gezogen werden können, zu denen KL und ML Tangenten sind, so bekommt man

$$\text{Rad. } Cp = x.\ \text{tang. } \alpha;$$

$$\text{Rad. } cP = \left(x - \frac{1}{n}\right) \text{tang. } \alpha;$$

$$\text{arc. } pqr = \frac{2\beta}{360}\, 2\, \pi.\ x \ \text{tang. } \alpha.$$

$$\text{arc. } PQR = \frac{2\beta}{360}\, 2\, \pi. \left(x - \frac{1}{n}\right) \text{tang. } \alpha.$$

Es ist demnach die Linie $Kpqr\,M = \frac{4\beta}{360} \pi x \ \text{tang. } \alpha + A$; und

$$KPQRM = \frac{4\beta}{360} \pi \left(x - \frac{1}{n}\right) \text{tang. } \alpha + pP + rR + A;$$

daher ihre Differenz $= \frac{2}{n} - \frac{4\beta}{360} \pi \ \text{tang. } \alpha.$

Das Viereck $Cp\,Lr = xx \ \text{tang. } \alpha$;

Der Sector $Cpqr = \frac{2\beta}{360} \pi.\ xx \ \text{tang. } \alpha^2$;

Daher $pLrq = \left(1 - \frac{2\beta}{360} \pi.\ \text{tang. } \alpha\right) x^2 \ \text{tang. } \alpha$;

Ebenso

$$PLRQ = \left(1 - \frac{2\beta}{360} \pi.\ \text{tang. } \alpha\right) \left(x - \frac{1}{n}\right)^2 \text{tang. } \alpha;$$

daher

$$\left(xx - \left(x - \frac{1}{n}\right)^2\right) \left(1 - \frac{2\beta}{360} \pi.\ \text{tang. } \alpha\right) \text{tang. } \alpha =$$

$$\left(\frac{2x}{n} - \frac{1}{nn}\right) \left(1 - \frac{2\beta}{360} \pi.\ \text{tang. } \alpha\right) \text{tang. } \alpha =$$

pqrRQP in Quadratruthen. Nun hat man hieraus:

$$a \left(\frac{2x - \frac{1}{n}}{n}\right) . \left(1 - \frac{2\beta}{360} \pi.\ \text{tang. } \alpha\right) \text{tang. } \alpha =$$

$$b \left(\frac{2 - \frac{4\beta}{360} \pi.\ \text{tang. } \alpha}{n}\right) \text{ oder } a \left(2x - \frac{1}{n}\right) \text{tang. } \alpha = 2b;$$

folglich $2x - \frac{1}{n} = \frac{2b}{a.\ \text{tang. } \alpha} = \frac{2m}{\text{tang. } \alpha}$ und

$$x = \frac{m}{\text{tang. } \alpha} + \frac{1}{2n} = Lp.$$

Wird der Winkel α kleiner, oder m größer, so wächst auch x und wird größer als KL; daher kann eine solche Landzunge gar nicht eingedeichet werden, sondern der Damm muß von K nach M in gerader Linie fortlaufen.

Nach diesen vorläufigen Bestimmungen der zweckmäßigsten Deichslinie ist die Form und Stärke desselben festzusetzen, ehe man zu der wirklichen Ausführung der Anlage schreiten kann. Das gewöhnliche, überall zu habende, Material ist Erde, in angemessener Breite aufgeschüttet und mit einer Bekleidung versehen, nach Verschiedenheit der Kräfte, welche angreifend auf den Deich wirken und ihn zu zerstören suchen. Unter diesen Kräften stehet das Wasser — dem er hauptsächlich widerstehen soll — oben an, das theils durch den Druck seiner Schwere, im Zustande der Ruhe, theils durch den Stoß der vom Strom und Wind bewegten Wellen und des von ihm fortgeführten Eises wirkt. Das Abnagen der äußern Fläche des Deiches durch das sich daran bewegende Wasser kann hier nicht in Betracht kommen, weil es nur bei den unbedeckten Ufern der Flüsse stattfindet; es ist daher hier nur der Druck und Stoß des Wassers in Anschlag zu bringen. Setzt man in Rücksicht des ersteren die Schwere des Wassers = 1; die Schwere der Erde = p; die Reibung = p tang. β, wo nach der Erfahrung der Winkel, unter dem die verschiedenen Erdarten liegen bleiben, β für feinen Sand 18¼°,
für mittlere Erde 33½°,
für feste Thonerde 37°, anzunehmen ist; ferner den Abdachungswinkel des Deiches = δ; die Höhe desselben = a und die untere Stärke oder Breite desselben = x, wenn man ihn als ein gleichschenkliches, dreieckiges Prisma ansieht. Da der senkrechte Druck des Wassers auf eine Fläche durch das Gewicht eines Volumens von der Größe der letzteren und der Höhe des Wasserspiegels über derselben bedingt wird, so ist er hier $a.\ \text{Cosec. } \delta.\ \frac{1}{2} a = \frac{1}{2} a^2 \ \text{Cosec. } \delta$, und läßt sich, wie bei jeder schiefen Fläche, in zwei verschiedene Kräfte zerlegen: eine senkrechte $\frac{1}{2} a^2 \ \text{Cosec. } \delta.\ \text{Cos. } \delta = \frac{1}{2} a^2 \ \text{Cotang. } \delta$, die durch ihren Druck die Reibung und daher die Festigkeit des Deiches verstärkt; und eine wagerechte, $\frac{1}{2} a^2 \ \text{Cosec. } \delta.\ \text{Sin. } \delta = \frac{1}{2} a^2$, die den Deich auf seiner Grundfläche fortzuschieben strebt. Da nun das Gewicht des Deiches durch $\frac{axp}{2}$ dargestellt wird, so wird der gesamte Druck desselben auf seine Grundfläche mit Einschluß des senkrechten Druckes des Wassers $= (\frac{1}{2} p + \frac{1}{2})\, ax$; es ist

demnach die dem wagerechten Drucke gleich zu setzende Friction $ax\,\text{tang.}\,\beta\,(\frac{1}{2}p+\frac{1}{4})$, folglich $x=\frac{a}{(p+\frac{1}{2})\,\text{tang.}\,\beta}$. Nimt man $p=1\frac{1}{2}$ und $\text{tang.}\,\beta=\text{tang.}\,37^\circ=\frac{3}{4}$, so wird $x=\frac{2}{3}a$, und der Deich widersteht dem Wasserdruck, wenn seine Grundfläche $\frac{2}{3}$ der Höhe ist; $p=0$, gibt $x=\frac{a}{\frac{1}{2}\cdot\frac{3}{4}}=2{,}66a$; oder der Deich wird allein durch die Reibung erhalten werden, welche der Wasserdruck hervorbringt, sobald die Grundfläche $2\frac{2}{3}$ der Höhe ist.

Setzt man jedoch voraus, daß der Deich nicht vollkommen dicht ist, sondern Wasser in sich aufnimt, welches die Zwischenräume der Erde anfüllt, ein Fall, der beinahe allezeit stattfindet; so verschwindet der senkrechte Druck des Wassers, und das Gewicht der Erdtheilchen wird geringer, indem sie einen Theil ihrer Schwere im Wasser verlieren. Man bekommt daher (: $\frac{1}{2}ax(p-1)$ für $\frac{1}{2}axp$ gesetzt) im Zustande des Gleichgewichtes, $\frac{1}{2}a^2=\frac{1}{2}ax(p-1)\,\text{tang.}\,\beta$, oder den Widerstand des Deiches zur Sicherheit um m vergrößert, $=ma^2$, welches $m=1$ gesetzt, $x=2\frac{2}{3}\,ma$ und wenn man $m=1\frac{1}{2}$ annimt, $x=\frac{ma}{(p-1)\,\text{tang.}\,\beta}=x=\frac{1\frac{1}{2}a}{(p-1)\,\text{tang.}\,\beta}$.

Der Seitenschub kann zwar auch als eine umwälzende Kraft den Deich umzuwerfen streben, jedoch nur in dem Falle, wo x kleiner als $\frac{1}{2}a$ wird, welches bei Erddämmen schon wegen der, gegen das Abrollen sichernden, größern Grundfläche nicht stattfindet, sondern nur bei Mauern möglich ist.

Kann aber das Wasser den Deich weder fortschieben noch umwerfen, wird es doch fast unter jeder Bedingung in die Zwischenräume der Erdtheilchen dringen und vielleicht auf der andern Seite wieder herauskommen. Dieses Durchseigen nun wird durch die Größe jener Zwischenräume, durch die Höhe des vor dem Deiche stehenden Wassers, und endlich durch die Stärke des Deiches bedingt, welche das Wasser großentheils hindert, völlig hindurchzudringen. Herr Woltmann (Beiträge zur hydraulischen Architectur, Bd. 2.) glaubt zwar, daß eine Lage gestampfter Thon von so viel Zoll Dicke, als die Wasserhöhe Fuß beträgt, das Durchseigen verhindern könne; allein die Erfahrung lehrt, daß ein zwölf Fuß starker, inwendig hohler Steindamm mit sechs Fuß dicken Thon ausgestampft, bei sechzehn Fuß Wasserhöhe das Durchseigen nicht verhindern konnte und deshalb massiv ausgemauert werden mußte. Demnach pflegt man zu Verhinderung des Durchseigens die aus Sanderde aufgeführten Deiche inwendig mit einem Kern aus Thon zu versehen, der verhältnißmäßig unterwärts in den Grund versenkt wird, weil das Wasser gewöhnlich durch letztern geher und hinter dem Deiche herausquillt.

Obgleich aber durch diese Bedingungen die Festigkeit des Deiches gesichert wird, ist es doch nothwendig, seiner Stärke noch Etwas hinzuzusetzen, indem man ihn oben mit einer breiten Kappe versieht, und seine äußere Böschung durch eine Bekleidung von Faschinen, Rasen oder Steinen gegen die Beschädigungen durch den Strom und durch die mit demselben herabtreibenden Körper, Eis, Hölzer ꝛc. schützt. Silberschlag setzt die geringste Breite der Kappe auf 6 Fuß, worin auch Woltmann mit ihm übereinstimmt, und jene zu $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ der Höhe des Deiches angibt, so lange diese 10 Fuß nicht übersteigt. Wird sie hingegen größer, muß für die Grundfläche der äußern Böschung $a.\,\text{Cot.}\,\delta=\frac{2\frac{1}{2}a}{10}\cdot a=\frac{1}{4}a^2$, und für die Kappe 8 Fuß als eine beständige Größe angenommen werden. Ja, man wird sie bis auf 12 und mehr Fuß vergrößern müssen, wenn der Deich bei hoher Fluth zugleich zur Communication dienen und mit Wagen befahren werden soll, die einander begegnen und alsdann Raum zum Ausweichen erfodern. Obgleich die meisten Hydrotekten bei Bestimmung der Stärke eines Dammes die Kappe mit in Anschlag bringen, kann doch in theoretischer Hinsicht eigentlich nur von dem Dreieck, aus den beiden Böschungen und der Höhe, die Rede seyn. Nennt man nun die Breite der Kappe K, so wird bei den vorhergehenden Voraussetzungen die Grundfläche jedes Dammes $\frac{(a+b)^2}{a}\,\text{Cot.}\,\delta+1\frac{1}{2}(a+b)+K$, wo $a+b$ die Höhe ausdrückt, die um eine gegebene Größe b gegen die, bei obiger Berechnung angenommene a, größer ist. Der Inhalt des Profiles ist $\frac{1}{2}\,\text{Cot.}\,\delta\,(a+b)^3+\frac{3}{4}(a+b)^2+K(a+b)$. Sobald der Damm niedriger ist, als das Maximum von a, wird $b=0$, und daher die Grundfläche $a.\,\text{Cot.}\,\delta+1\frac{1}{2}a+b$, folglich das Profil $\frac{1}{2}a^2\,\text{Cot.}\,\delta+\frac{3}{4}a^2+aK$. Man sieht, daß bei höhern Deichen die Kosten sich wie die Würfel der Höhen, bei niedrigern als a hingegen, wie die Quadrate der Höhen verhalten.

Diese letztern müssen von der höchsten Fluth nicht überstiegen werden können, weil dadurch gewöhnlich die Zerstörung des Deiches herbeigeführt wird. Die großen Ströme pflegen zwar gewöhnlich bei ihrem periodischen Anschwellen im Frühjahr eine ziemlich gleichmäßige Höhe zu halten; dennoch übersteigen sie dieselbe bisweilen bedeutend, und es erscheint vortheilhaft, ja wol nothwendig, bei der Eindeichung der niedrigen Gegenden auf die Höhe Rücksicht zu nehmen, welche sie in dergleichen — wenn auch seltenen — Fällen erreicht haben. Wäre dieses gehörig geschehen, so hätten sich die Überschwemmungen nicht ereignen können, die in den letztern Jahren an der Weichsel und in Petersburg und Wien so traurige Folgen hatten. Bei den Seedeichen sind hauptsächlich die höchsten Sturmfluthen zu erforschen, die in den Jahren 1717 und 1756 an der Nordsee 13 bis 14 Fuß über die gewöhnliche Fluth betrugen, weshalb die Kappe des Deiches da, wo der Wind ansteht, die gewöhnliche Fluthhöhe 18 bis 19 Fuß übertreffen muß, um gegen das Überschlagen der Wellen Sicherheit zu geben. Die Höhe der täglichen Fluth erkennt man theils aus der Höhe des Marschlandes, das sich immer einige Fuß über jene erhebt, theils aus am Strande wachsenden Kräutern, von denen Meereiche (Fucus vesiculosus), oder Seegras unterhalb der täglichen Fluthhöhe, Salzkraut oder Queller (Salicornia), Sternblume (Aster maritimus) und Hähnich (Scirpus maritimus) innerhalb derselben, See-Wegerich (Plantago maritima) aber und Schwingel (Festuca maritima) oberhalb ihrer

gefunden werden. Die sicherste Bestimmung wird jedoch von den Strandbewohnern erlangt, oder durch öfter wiederholte eigene Beobachtungen, aus denen man das arithmetische Mittel nimt. Weil jedoch alle frisch aufgeschüttete Erde — obgleich lagenweise festgestampft — zusammensinkt, und auch den unter ihr liegenden Erdboden tiefer eindrückt, muß man bei dem Aufschütten des Deiches für dieses Sinken der Höhe $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{16}$ derselben zugeben, damit er nach dem Verdunsten der in der Erde enthaltenen Feuchtigkeit und nach dem Zusammentrocknen noch immer die anfangs bestimmte Höhe behält.

Von den Böschungen ist die äußere diejenige, welche Strom und Wellen den meisten Widerstand entgegensetzen und daher dicht und stark mit Rasen bewachsen seyn muß, welches nur durch eine Abdachung von 3.a erlangt wird, das man deshalb als ein Minimum ansehen kann, wo der Winkel δ am größten ist. Setzt man diese Abdachung für eine Höhe von 15 Fuß, so wird das Verhältniß ihrer Anlage:

bei	16 Fuß Höhe des Deiches, wie	3,4:1
—	17	3,8:1
—	18	4,3:1
—	19	4,8:1
—	20	5,3:1
—	21	5,9:1
—	22	6,4:1
—	23	7,0:1
—	24	8,0:1
—	25	11,0:1

Wenn jedoch der Damm aus bloßem Sande aufgeführt werden muß, und ohne Vorland dicht an der See liegt, daß er dem unmittelbaren Stoße der Wellen ausgesetzt ist, wie der Westkappeler Deich und mehre andere in Holland, rieth der erfahrne Wasserbaumeister Brahms, ihre äußere Böschung im Verhältniß der Höhe wie 11:1, ja wie 14½:1, anzulegen.

Die innere Böschung, welche der äußern gleichsam zur Widerlage dient, ist groß genug, sobald die Erde von ihr nicht herabfällt, wenn auch Regen und Frost ihren Zusammenhang unterbricht. Bei guter Garten- oder Kleierde gibt man ihr deshalb 1½ der Höhe zur Anlage, und vergrößert sie blos, wenn man gezwungen ist, sehr magere Erde und Sand anzuwenden. Sie wird immer, so wie bei Flußdeichen auch die äußere Böschung, als eine gerade Fläche aufgeführt; bei Seedeichen hingegen haben viele Hydrotechniker für die letztere eine aufwärts gekrümmte Linie vorgeschlagen, die Woltmann (a. a. O.) als eine parabolische bestimmt, welche er, sowol in Hinsicht ihrer Construction, als ihrer technischen Ausführung für die zweckmäßigste erklärt, weil sie bei gleicher Stärke mit andern Curven das kleinste Profil gibt. Um nun einen Deich nach dieser Linie aufzuführen, wird erfodert: a) die Höhe über dem Landhorizonte, und b) die größte Stärke des Deiches, oder das Verhältniß der Abdachung zunächst der Kappe. Ist außerdem noch die Basis der Abdachung, oder die geringste Stärke bestimmt, kann zwar die Abdachung keine halbe Parabel seyn, sondern blos ein Stück derselben, weil sie außerdem an dem Fuße des Deiches zu steil werden würde. Hier verschwindet nämlich die Stärke des Wellenschlages, als eine Function der Wassertiefe, obgleich die Wellen in der Natur die Böschung einige Fuß ober- und unterhalb des Wasserspiegels angreifen. Woltmann verlangt deshalb, die Axe der Parabel einige Fuß unter die Oberfläche des Grundes zu legen. Brahms verlangt die krumme Linie umgedreht, mit dem Scheitel gegen den Kamm; Woltmann aber bemerkt, daß dieses eine unrichtige Bestimmung der geradlinigen Abdachungen veranlassen würde; denn sind die Höhen zweier Deiche A und a, und Grundflächen B und b, so bekommt man durch die senkrechte Axe $A : a :: B^2 : b^2$, während die horizontale Axe nach der parabolischen Theorie $A^2 : a^2 :: B : b$ gibt.

Will man nun die äußere Abdachung BC nach der parabolischen Linie bestimmen, so daß die Axe derselben HE unterhalb der Erdfläche AD liegt, so ist
$\frac{1}{2}(a + z)\,\text{tang.}\,\gamma = HE$, und $\frac{1}{2}z.\,\text{tang.}\,\delta = GE = HE - b$, wenn man a für die senkrechte Deicheshöhe AB, b für die Grundlinie der äußern Abdachung, γ für den Winkel ABD der Tangente BD oben auf dem Kamme, δ für den Winkel GCF, und z für den Abstand der Axe HE von der Erdoberfläche setzt (Fig. 3. Tab. O.). Daraus wird $\frac{1}{2}(a + z)\,\text{tang.}\,\gamma = \frac{1}{2}z.\,\text{tang.}\,\delta + b$; folglich $z = \frac{2b - a\,\text{tang.}\,\gamma}{\text{tang.}\,\gamma - \text{tang.}\,\delta}$, wo jedoch b und z unbekannt sind, und nicht die eine durch die andere bestimmt werden können. Setzt man aber $z\,\text{Cotang.}\,\delta = m$ und gleichmäßig $(a + z)\,\text{Cot.}\,\gamma = m$, so wird $z = \frac{a\,\text{Cot.}\,\gamma}{\text{Cot.}\,\delta - \text{Cot.}\,\gamma}$.
Daher $\frac{a\,\text{Cotang.}\,\gamma}{\text{Cot.}\,\delta - \text{Cot.}\,\gamma} = \frac{2b - a\,\text{tang.}\,\gamma}{\text{tang.}\,\gamma - \text{tang.}\,\delta}$; so auch

$$b = \tfrac{1}{2}a\,\text{tang.}\,\gamma + \tfrac{1}{2}a\,\text{Cot.}\,\gamma\,\frac{\text{tang.}\,\gamma - \text{tang.}\,\delta}{\text{Cot.}\,\delta - \text{Cot.}\,\gamma} =$$

$\frac{1}{2}a\,(\text{tang.}\,\gamma + \text{tang.}\,\delta)$. Da hiedurch b und z bekannt werden, kann man auch $a + z = n$ und $HE = \frac{1}{2}n.\,\text{Cot.}\,\gamma = m$ annehmen, wodurch man den Parameter der Parabel $p = \frac{n^2}{m}$ bekommt, und vermittelst der zugehörigen Gleichung $px = yy$ die krumme Linie selbst beschreiben kann. Ist nun die Höhe des Deiches $a = 21'$, die größte Schiefe oder $\text{tang.}\,\gamma = 6:1$, die geringste oder $\text{tang.}\,\delta = 2\frac{1}{2}:1$, so wird $b = \frac{1}{2}.21\,(6 + 2\frac{1}{2}) = 89\frac{1}{4}$, und $z = \frac{179 - 126}{6 - 2\frac{1}{2}} = 15\frac{1}{7}$; daher $n = 36\frac{1}{7}$ und $m = 108\frac{3}{7}$; folglich $p = 11{,}992$, und deshalb $11{,}992\,x = y^2$ die Gleichung der krummen Linie. Um nun die Parabel für die Ausübung auf dem Erdboden abstecken zu können, benenne man $CG = z = y$, als einen bekannten Werth, mit g, und $GE = x$ mit f, so ist $11{,}992\,(x + f) = (y + g)^2$ und daher $y + g = \sqrt{11{,}992\,(x+f)} = 3{,}463\,\sqrt{(x + 18{,}928)} - 15{,}142$.

Wird nach und nach für x
10. 20. 30. 40. 50. 60. 70. 60. 89,5
gesetzt, so bekommt man für y
3,48. 6,46. 9,06. 11,44. 13,60. 15,62. 17,51. 19,30. 20,91.

Nachdem zuerst der Deich beiläufig nach dem prismatischen Profile ABC aufgeführt worden, so daß BC eine gerade Linie ist, sind noch die Entfernungen a, b, c zu berechnen, in welchen die Profilpfähle (Piquets) für die Curve auf der schiefen Fläche von C zu stehen kommen,

damit sie = x werden. Es ist aber tang. $BCA = \frac{a}{b} =$ 0,234; daher die Secante 1,027 ist, womit man die angenommenen Werthe von x vermehrt, um die Abstände Ca, Cb, Cc.... CB zu bekommen. Diese sind demnach:

10,27. 20,54. 30,81. 41,08. 51,35. 61,62. 71,89 etc.

Sind diese Weiten auf der schiefen Fläche BC abgepfählt, werden die mehr erwähnten Werthe von x mit der Tangente 0,234 vermehrt, und von den zugehörigen y abgezogen, um die Unterschiede zwischen den Ordinaten der geraden Linie und der Parabel zu geben, die auf Bc gesetzt werden, um die Curve zu bestimmen.

3,48. 6,46. 9,08. 11,44. 13,60 etc.
2,34. 4,68. 7,02. 9,36. 11,70 etc.

1,14. 1.78. 2.06. 2.08. 1,90.

Wollte man zu Erleichterung der Arbeit die Böschung vermittelst einer horizontal ausgespannten Schnur BL die Punkte der krummen Linie, unterwärts jener, durch eingeschlagene Pfählchen bestimmen, muß $g = a + z =$ 36½ gesetzt, und dadurch $y = 3,46 \sqrt{(x + 18,928)} -$ 36½ werden. Es ist klar, daß diese neue Ordinate $= y - 21$, und daher negativ ist, weil sie von der Horizontale BL abwärts gemessen wird. Um hier von der Kappe B anzufangen, setze man

x =	9,5.	19,5.	29,5.	39,5.	49,5.	59,5.	69,5.	79,5.	89,5.	99,5
— y =	0,9.	1,5.	3,49.	5,38.	7,4.	9,56.	11,9.	14,54.	17,52.	0.

wodurch die Größen 1. h, 2. g, 3 f, u. s. w. bestimmt sind, und durch eingeschlagene Pfählchen bezeichnet werden können.

Der parabolische Deich hat gegen den mit einer geradlinichten Abdachung den doppelten Vortheil größern Widerstandes bei einem kleineren Volumen, durch welches eine Ersparniß der Baukosten von ungefähr 9 Procent entsteht, was bei einer großen Deichlänge nicht unbedeutend ist. Bei niedrigen grünen Fluß-Deichen stellt sich jedoch das Verhältniß anders, wenn nämlich die große Schräge der Abdachung wie 3 bis 5 : 1 ist, wird die hier nur geringe Kostenersparniß durch die Schwierigkeit überwogen, die convexe Abdachung hervorzubringen, die geübte und aufmerksame Arbeiter bedingt. Hier kann man ohne Bedenken die Abdachung als eine gerade Fläche ausführen lassen.

Zu Unterstützung des Deiches wird öfters außerhalb und innerhalb desselben eine Bank oder Berme angebracht (von den Franzosen Vor- und Hinterdeich genannt), um das Hindurchgehen des Wassers unter dem Deiche zu verhindern. Wenn der Deich unmittelbar am Strome oder dem Meere liegt, zerschlagen sich die stärksten Wogen an der vordern Berme, die deshalb gewöhnlich 3 Ruthen Breite bekommt. Die hintere, welche zu Schonung der Kappe als Fahrweg benutzt wird, ist von 18 Fuß breit genug. Die Böschungen selbst müssen nothwendig eine Bedeckung erhalten, um das Austrocknen der Erdtheilchen und das Hinwegführen derselben durch den Wind, oder das Abspülen durch den Regen zu verhüten. Die beste und wohlfeilste Bedeckung ist der Rasen, dessen Wurzeln sich durch einander schlingen und ein dichtes, festes Gewebe bilden, und der bei Beschädigungen durch das Wasser und Eis leicht und ohne Kosten wiederherzustellen ist. Es wird jedoch erfodert, daß auch die innere Böschung nicht zu steil ausfällt; der Abdachungswinkel δ darf deshalb auch hier

für feste Thonerde	37 Grad;	tang.	¾
— gute Gartenerde	33½ — ;	—	⅔
— feinen Sand	18½ — ;	—	⅓

nicht übersteigen, wenn das Gras gut darauf wachsen und keine Lücken zeigen soll. Um alsdann das Gras gut zu erhalten, wird das Abweiden desselben durch kleineres Vieh, Schafe, Kälber und Ziegen empfohlen; an der steilern innern Böschung ist es jedoch nothwendig, das Gras öfter abhauen und nicht abweiden zu lassen, welches letztere bei Regenwetter überhaupt wegen des tiefen Eintretens der Fußtapfen nachtheilig ist.

In lockerem Sande ist öfters die Rasendecke allein zum Schutz gegen Eisstoß und Wellenschlag nicht hinreichend; man muß seine Zuflucht zu andern Bekleidungsmitteln, Stroh, Holz oder Steinen nehmen. Den beiden ersteren stehen jedoch ihre geringe Dauer, den letzteren aber öfters die bedeutenden Kosten entgegen, welche ihre Anfuhre erfodert.

Die in den Niederlanden sehr häufige Strohbestickung besteht aus Strohmatten, die durch hölzerne Hakennägel (Krampen) reihenweise mit 6″ Abstand befestigt werden, so daß auf jede 12 Zoll Länge 4 Krampen 6 bis 9 Zoll tief in die flache Abdachung eingeschlagen werden, wo man alsdann vor Eintrit des Winters zwischen jede zwei Reihen Krampen eine neue Reihe einschlägt, daß sie nun überall um 3 Zoll an einander stehen.

Weil jedoch diese Strohbedeckung nach einem Jahre gewöhnlich großentheils verfault ist, wird bei Uferdämmen — besonders da, wo die Localbeschaffenheit nicht erlaubt, ihnen eine hinreichende flache Abdachung zu geben — eine Bekleidung von Eichen-Bohlen vorgezogen, die durch 5 Fuß von einander vorgeschlagene und oben durch einen Holm vereinigte Pfähle gehalten werden. Damit aber diese nicht durch den Druck der hinter sie geschütteten Erde umgedrückt werden können, und überhaupt der Damm selbst eine stärkere Verbindung bekommt, werden auch hinten Pfähle eingeschlagen, und beide Seiten des Dammes durch quer herübergehende Zangen zusammen gehalten. Hohe Hakendämme würden dennoch dem Erddruck nicht widerstehen, wenn ihre Langpfähle nicht durch Erdanker gehalten würden. Diese sind nichts anders, als horizontale Balken, vorn an die Bohlwerkspfähle, hinten aber an einen oder zwei Ankerpfähle befestigt, daß sie in dem Damme selbst liegen, und von der Erde desselben mit festgehalten werden. Ein solcher Bau führt dann den Namen eines Bohlenwerkes. Auf diese Weise werden auch gewöhnlich die Fangdämme verfertigt, deren man sich bei verschiedenen Wasserbauwerken bedient,

um sie — durch den Damm geschützt — nach Ausschöpfung des dahinter befindlichen Wassers, im Trocknen gründen zu können.

Die größte Festigkeit gewähren jedoch Steindossirungen, wo große Steine zwischen Vierecke von eingerammten eichnen Pfählen (7 Fuß lang, 5 Zoll dick) auf eine Unterlage von Ziegelgeuß fest eingeklemmt und die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt werden. Uferdeiche an großen Strömen, die aus Mangel an Raum eine steilere Böschung bekommen müssen, oder die dem Eisstoße sehr ausgesetzt sind, während an ihrer Erhaltung sehr viel gelegen ist, werden bisweilen durch eine solche Steinbekleidung gesichert. Diese unterscheidet sich nach der Beschaffenheit der Steine, aus der sie bestehet a) in eine regelmäßige aus behauenen Steinen, die durch Wassermörtel verbunden, ein Ganzes bilden; und b) in unregelmäßige, aus großen Feldsteinen von 300 bis 500 Pfd. Schwere, von denen so eben geredet worden. Hier läßt sich im Allgemeinen annehmen: 1) daß ihre eigene Schwere sich zu dem Wasser verhält, wie 2,6 : 1, denn der Würfelfuß Feldsteine wiegt ungefähr 127 — 136 Pfd.; 2) daß die Summe der Zwischenräume — welches auch die Größe der Steine seyn mag — beinahe 0,399 oder $\frac{2}{5}$ der ganzen Masse beträgt. 3) Werden zwei, einander ähnliche Steine P und p von den Durchmessern D und d von dem Strome mit verschiedenen Geschwindigkeiten V und v fortgestoßen, so wird die Kraft der Bewegung seyn:

$$B : b :: V^2 D^2 : v^2 d^2;$$

weil die gestoßenen Flächen sich wie die Quadrate der Durchmesser verhalten. Da nun der Widerstand dem Gewichte und die Gewichte den Winkeln der Durchmesser proportional sind, so wird

$B : b :: P : p :: D^3 : d^3$; daher $D^3 : d^3 :: V^2 D^2 : v^2 : d^2$; oder endlich $D : d :: V^2 : v^2$, das ist: die Durchmesser der Steine müssen sich wie die Quadrate der Geschwindigkeiten verhalten, um dem strömenden Wasser oder dem Wellenschlage zu widerstehen. Hieraus folgt endlich der zuerst von Brahms angegebene Satz: $D^3 : d^3 :: V^6 : v^6$. Wäre demnach der Inhalt des Steines = 1 Würfelfuß und die Geschwindigkeit = 1, so ist der senkrechte Stoß nach Woltmann bei der Geschwindigkeit v, = 0,887 . v^2 Pfd., nach Hamburger Maß und Gewicht. Das Gewicht des Steines im Wasser ist $48\frac{1}{2}$ Pfd. (2,6 — 1) = 77,6 Pfund; den Würfelfuß Wasser zu $48\frac{1}{2}$ Pfd. Die Reibung zu $\frac{5}{8}$ des Druckes, gibt 77,6 . $\frac{5}{8}$ = $48\frac{1}{2}$ Pfd. für den Widerstand des Steines; folglich $48\frac{1}{2} = 0{,}887 . v^2$, und $c = \sqrt{48{,}5 . 0{,}887}$ = 7,4 Fuß. Gehet hingegen der Stoß nach der Diagonale des Würfels auf zwei Seiten schräge, so trifft er jede mit der Kraft 0,887 (v. Sin. 45°)^2 = 0,443500 Pfd., die folglich zwei Mal genommen werden muß, um die ganze Kraft zu bekommen. Der Stein leistet aber immer einerlei Widerstand; folglich ist er auch allezeit bei 7,4 Fuß Geschwindigkeit des Stromes mit dem Druck desselben im Gleichgewichte, und kann nur durch eine größere Geschwindigkeit bewegt werden. Wären aber auch die Stoßwinkel nicht auf beiden Seiten gleich, sondern auf der einen Seite α auf der andern aber x, so ist x bekannt und = 90° — α, und daher der Stoß $= 0{,}887 . v^2 . \text{Sin.}\ \alpha^2 + 0{,}887 . v^2 . \text{Sin.}\ (90 - \alpha)^2 = 0{,}987\ v^2$; denn $\text{Sin.}\ \alpha^2 + \text{Cos.}\ \alpha^2 = 1$. Es kann demnach aus $1 : d^3 :: (7{,}4)^6 : V^6$ oder $1 : d :: (7{,}4)^2 : c^2$ die eine der beiden Größen d oder v bestimmt werden, sobald die andere gegeben ist. Diese Bestimmung des Widerstandes gegen die Bewegung gilt jedoch nur für lose liegende Steine; sind diese im Gegentheil dicht an einander gesetzt, daß ihre Seitenflächen einander berühren, und sind sie zugleich durch reihenweise um und zwischen sie in den Erdboden getriebene Pfähle eingeklemmt, so muß jeder Stein um seine ganze Höhe empor gehoben werden, um ihn von seiner Stelle zu rücken. Man sieht leicht, daß dies um so weniger geschehen kann, je kleiner der Abdachungswinkel der Fläche ist, auf welche die Steine gelegt werden; daß man übrigens bei Seedeichen für diesen Zweck mit Vortheil eine parabolische Fläche wählt, ist schon oben gesagt und ihre Construction gezeigt worden. Nachdem nun die Höhe des Dammes und die Anlage seiner äußern Böschung gegen den Fluß gefunden ist, kann man leicht die letztere im Fall einer zu großen Breite theilen und durch Schablonen, aus Bretern geschnitten, das wirkliche Profil der Steinbedeckung bestimmen. Es ist jedoch zu bemerken, daß die Anlage der Böschung und die Größe der Steine, welche zur Bekleidung derselben zu bekommen sind, in stetem Verhältniß gegen einander stehen; denn nimt man die Geschwindigkeit der Strömung v^2 für beständig an, so ist auch $\frac{d^2}{\text{Tang.}\ \delta} = \frac{d^3}{d . \text{Tang.}\ \delta}$ beständig. Nun ist $d^3 = p$, dem Gewicht der Steine, daher $\frac{p}{\text{Tang.}\ \delta \sqrt[3]{p}} = m$, und $\frac{p}{m \sqrt[3]{p}} = \text{Tang.}\ \delta$; ferner $\frac{p}{\sqrt[3]{p}} = m . \text{Tang.}\ \delta$ oder $p^{\frac{2}{3}} = m . \text{Tang.}\ \delta$, folglich $p = \sqrt{m^3 . \text{tang.}\ \delta^3)}$. Wäre demnach $\text{Tang.}\ \delta = \frac{1}{3}$, und das mittlere Gewicht der Steine 275 Pfund; so wird $\frac{275}{\frac{1}{3} \sqrt[3]{275}} = m = 126\frac{3}{4}$ nahe; eine beständige Zahl.

Hieraus läßt sich Tang. δ für andere kleinere Steine finden, deren Gewicht z. B. 125 Pfd. = p ist, denn $\frac{125}{126 \sqrt[3]{125}} = \frac{125}{630} = \frac{1}{5}$ Tang. δ. Da nun aber $\frac{1}{6}$ die größte Böschung für eine Steinbekleidung ist, so ergibt sich aus vorigem, $p = \sqrt{1900376 . \frac{1}{216})} = \sqrt{8798}$ = 93 Pfund, für die geringste Größe der Steine, welche sich aus dem Gewichte derselben ergibt und etwa $\frac{1}{2}$ Würfelfuß beträgt, als für den hier angegebenen Zweck brauchbar. Am vortheilhaftesten erscheinen Steine von 300 — 400 Pfund, die möglichst von einerlei Größe genommen werden; erlauben dies aber die Umstände nicht, so müssen die Steine in kleine Vierecke von eingeschlagenen Pfählen, von 36 Quadratfuß groß, eingezwängt und durch diese fest gehalten werden.

Stau-Dämme an Wasserbehältern und in den Festungsgräben sind gewöhnlich ganz aus Steinen mit

Wassermörtel aufgemauert, und müssen wegen des Unterspühlens auf einem Pfahlroste stehen, der ringsum mit Spundpfählen umschlossen ist. Ihre Stärke ist gewöhnlich der Tiefe des oberhalb stehenden Wassers gleich, auch wohl $1\frac{1}{2}$ Mal derselben, obgleich theoretische Untersuchungen beweisen, daß die erstere unter allen Umständen hinreichend ist. In den Wassergräben der Festungen heißen sie Bären (Batardeaux, Wehre) und sind oben mit einem dachförmigen Rücken versehen, auf dem sich eiserne Spitzen befinden, um das Herüberkriechen zu hindern, oder es stehet zu gleichem Behuf ein runder, thurmähnlicher Aufsatz auf der Mitte des Rückens, und ein mit Schußspalten versehener, gewölbter Gang über dem Graben. Wenn die größere Wassertiefe eine bedeutende Stärke des Bären erfodert und derselbe vor der Mitte der Curtine liegt, findet sich in einigen Festungen bisweilen ein doppelter Gang unter und über dem Wasser, von denen der obere zur Vertheidigung nach beiden Seiten Schußspalten hat, der untere aber blos zur Verbindung mit der Contrescarpe dient, wenn jener durch das feindliche Feuer zerstört wird. Öfterer ist auch der starke Bär unten massiv gemauert, und nur oben mit einer Vertheidigungsgallerie versehen. Eine Abzugschleuse, d. h. eine einfache Schußfalle, um das hinter dem Bären stehende Wasser abzulassen, findet sich allezeit in demselben in der Mitte, wenn er mit einer Galerie versehen ist, oder nahe an der Futtermauer des Hauptwalles, um vom Feinde ungehindert, die Schußfalle öffnen und schließen zu können. Über die Lage der Bären in den Wassergräben der Festungen sind die Meinungen der Kriegsbaumeister getheilt; einige geben ihnen ihre Stelle vor der Bollwerksspitze, andere vor der Curtine, besonders wenn die Festung keine Reveline im Graben, sondern jenseits desselben große Lünetten hat. Ihre Zahl, oder welches ebenso viel ist, ihre Entfernung von einander wird in unebenem Terrain, ebenso, wie ihre Höhe durch das Fallen der Grabensohle bedingt, damit das Wasser am obern Bären noch 6 Fuß Tiefe behält und der durch die Verdunstung entstehende Verlust durch den Zufluß des Wassers ersetzt wird.

Auch an größern Fluß- und Seedeichen werden Abzugschleusen nothwendig, um den Niederschlag, das Regen- und Schneewasser, abfließen zu lassen, das Eindringen des äußeren Wassers aber zu verhindern. Sie bekommen gewöhnlich doppelte Schleusenthore, deren vorderes am äußeren Fuße des Deiches, das hintere aber an der Kappe desselben sich befindet. Der durch die Schleuse ausmündende Ableitungskanal wird durch die niedrigste Gegend, doch niemals der Länge nach nahe hinter dem Deiche geführt, weil er hier bei hohen Fluthen zu Beschädigung und Einsturz des letzteren Gelegenheit geben könnte. Das Querprofil des Kanales und die Öffnung der Schleuse werden (wenn nicht andere Umstände dabei in Betracht kommen müssen) durch die Menge des abzuleitenden Binnenwassers bestimmt; die bekannten Größen sind dabei: die Größe des abzuwässernden Landes a mit der Menge des darauf fallenden Niederschlages, die mittlere Höhe des abzuführenden Binnenwassers über der mittleren Höhe des großen Stromes oder des Meeres b; die Länge des äußeren Kanales unter der Schleuse c; aus diesen Größen kann dann die Schleusenöffnung x leicht gefunden werden. Die Mündung des Kanales muß zugleich eine solche Lage bekommen, daß die Seewinde nicht unmittelbar darauf stehen; wäre dieses aus besondern Local-Ursachen nicht zu vermeiden, muß der äußere Kanal durch Seitendämme (Kaideiche) dagegen geschützt werden.

Obgleich das über einen Deich laufende Wasser der Dauer desselben höchst nachtheilig ist und unfehlbar seine gänzliche Zerstörung herbei führt, erscheinen dergleichen Nebenfälle bei den in seichten Flüssen angebrachten Staudeichen oft als nothwendig, um andere kostbarere Vorrichtungen durch Abzugschleusen ꝛc. zu sparen. Man sieht von selbst, daß die Wirkung des überfließenden Wasserstromes durch seine Geschwindigkeit, d. h. durch seine Höhe über der Kappe des Staudammes $BD = a$, Fig. 4., bedingt wird, die sich noch mehr beschleunigt, während das Wasser an der schrägen Fläche BC herabfließt. Ist nun g die beschleunigende Kraft der Schwere, S das Profil des Stromes, für die Geschwindigkeit $= 1$, BT eine Tangente der kummen Linie, und der zugehörige Winkel, welchen dieselbe mit der Horizontalen AT macht $= \alpha$, so wird die beschleunigende Kraft $= Sg . \text{Sin.}\, \alpha$. Soll nun der Überfall eine Lage bekommen, bei der er in allen Punkten gleichförmig angegriffen und das Wasser nach und nach zu dem wagerechten Stande geführt wird, in dem es ruhig fortfließt, so setze man $Bp = x$, $pm = y$, $Bm = u$, und es ist der Querschnitt in jedem andern Punkte $\frac{S}{\sqrt{a + x}}$ da er sich wie die Geschwindigkeit, oder $\sqrt{a + x)}$ verhält. Es ist demnach der Druck auf die Fläche des Deiches $= \frac{gS}{\sqrt{(a+x)}} . \frac{dy}{du}$, deren letztere Größe $\frac{dy}{du}$ ist der Sin. des Neigungswinkels der krummen Linie in jedem Punkte derselben, und das Verhältniß $\sqrt{(a+x)} : dy$ muß man als stetig betrachten. Weil jedoch die Abdachung eine bestimmte Grenze hat, welche durch die Local-Beschaffenheit und die Kosten bedingt wird, und die man oben am Damme auf $6 : 1$, unten am Fuße aber $15 : 1$ setzen kann, so sind $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{15}$ die Sinusse; 0,985 und 0,99809 die entsprechenden Cosinusse, welche die Stärke der Abdachung angeben. Die zunehmende Stärke wird dadurch $0{,}99809 - 0{,}985 = 0{,}01309$ und die wachsende Geschwindigkeit $\sqrt{BA} = \sqrt{b}$; der Cosin. oder die horizontale Anlage der Abdachung für jede andere Höhe

$$Bp = x \text{ ist } = 0{,}985 + 0{,}0130 \frac{\sqrt{x}}{\sqrt{b}}, \text{ denn}$$

$$\sqrt{b} : \sqrt{x} :: 0{,}01309 : 0{,}01309 . \frac{\sqrt{x}}{\sqrt{b}} = 0{,}013 . \frac{\sqrt{x}}{\sqrt{b}}.$$

Der Sinus, oder die senkrechte Höhe ergibt sich für jedes Stück der krummen Linie $= 1$ aus den gewöhnlichen Tafeln. Wird demnach die Grundlinie AC in gleiche Theile von 2—4 Fuß getheilt, und jeder derselben mit dem Cosin. vermehrt, so ergiebt sich die zugehörige Hori-

zontale, und mit dem Sinus die Höhe, die Summe der erstern Produkte aber gibt die ganze Grundlinie für Rasendämme. Bei steinernen, die man allezeit anwenden sollte, hat Bossut folgende leichte Construction der krummen Linie angegeben, man trage 2½ Höhen des Überfalles AB nach C und ziehe die Linie BC; hierauf beschreibe man aus A den Bogen BF, und errichte auf der halben Sehne FC und auf der Horizontale AC die senkrechten Linien GH und CH, die sich in H schneiden, wodurch der Punkt bestimmt ist, aus dem man den untern Theil FC der Curve BFC ziehen kann.

Die gewöhnlichen Wehre und Überfälle bei Mühlen und andern Wassergebäuden sind nur von Holz (Fig. 5.) auf ihrer abschüssigen Oberfläche AB mit Bohlen belegt, so daß der Strom mit seiner vollen Kraft auf die Bodenfläche DC stößt, die deshalb gewöhnlich mit Steinen gepflastert wird. Es trägt hier sehr zur Festigkeit derselben bei, daß der in einem parabolischen Bogen überhin gehende Hauptstral des Wassers den untern Holm der Pfähle B nicht berühre, sondern außerhalb des Profils liege.

Es ist hier eine besondere Art Fangdämme nicht unerwähnt zu lassen, die von einem höheren russischen Offizier der Wasser- und Straßenbau-Ingenieure vorgeschlagen worden sind, um bei dem Bau des Tunnel-Gewölbes unter der Themse in London, die im Grunde des Flusses befindlichen Löcher oder Kolke einzuschließen und durch Erde oder Thon, auf dieselbe 1½—2 Fuß hoch geschütteten Betonmörtel und auf denselben geworfene Steine zu verstopfen. Sie bestehen in einer Art durchsichtiger Kasten mit dergleichen Boden, aus horizontal über einander geschränkten Rundhölzern, in dem ein mit ihm verbundener zweiter Kasten aus unten zugespitzten Spundpfählen stehet, der um etwas größer ist, als die im Grunde des Flusses entstandene Öffnung und zwischen dem und der eben erwähnten äußeren Umschließung ein Raum von 7—10 Fuß Breite bleibt, um durch in denselben geworfene große Steine die ganze Vorrichtung auf den Grund des Flusses sinken zu machen, woselbst sogleich die Spundpfähle des innern Kastens mit Bleischlägeln in den Grund getrieben werden und das Auffüllen der Erde beginnt. Sobald auf diese Weise die im Grunde des Flusses entstandene Öffnung gleichsam hermetisch verschlossen ist, kann das Wasser aus dem gewölbten Gange herausgeschöpft und die Arbeit fortgesetzt werden.

Sollen Überschwemmungen flacher Gegenden zum Kriegsgebrauch hervorgebracht, oder Coupüren durch größere Flußarme gelegt werden, um die Schiffbarkeit des andern Armes zu befördern, sind Kluftdämme aus Faschinen und Erde dazu nöthig, wenn nicht vielleicht seichtes und stilles Wasser die Arbeit begünstigt, daß man Pfähle quer über den zu verschließenden Arm schlagen und durch dazwischen geflochtenen Strauch die Anlagerung durch Schlamm und Sand befördern kann, ehe man zur gänzlichen Verschließung dieses Armes schreitet. Es ist jedoch dabei vorausgesetzt, daß ein fester Kiesboden vorhanden ist; in lockerem Schlammboden oder losem Sande wird das Wasser sehr bald die Pfähle unterwaschen und im Grunde Kolke bilden, die den gänzlichen Umsturz des Dammes verursachen. Im Tiefsten des Flusses die Verdämmung anzufangen, wie Bossut will (Recherches sur la Construction la plus avantageuse des digues. 4. Paris 1764), und damit gegen die Untiefen fortzusetzen, dürfte wohl nur selten mit Erfolg ausführbar seyn. Der sehr praktische Müller, der mehre dahin gehörende Arbeiten an der Warthe und Netze ausführen half, räth in größern Flüssen von 30 Ruthen Breite und 12 Fuß Tiefe einen Ort auszusuchen, wo sich ein fester Kiesgrund findet, und hier 80′ hinter einander 2 Pfähle in der Mitte des Flusses, vier aber auf den Ufern einzuschlagen, daß je 2 mit jenen beiden einen Winkel von 170 Graden bilden. Hinter ihnen mit 16 und 12′ Abstand kommen 4 andere Pfähle, um die Stärke der beiden Faschinendämme zu bezeichnen, deren Zwischenraum mit reiner Erde ausgefüllt wird. Da die Faschinendämme 15 Fuß hoch werden müssen, und man eine Faschine, aus Weidenstrauch 1 Fuß dick, 8—12 F. lang zweimal mit Weiden gebunden, mit der darauf geschütteten Erde nur zu 3 Würfelfuß anschlagen kann, rechnet man 1000 Schock Faschinen, wozu noch 3000 Schock Piquetpfähle, aus Tannen- oder Fichtenholz 3—4 F. lang und eiförmig 2 Zoll dick gespalten, 144000 F. Würste nöthig sind, die aus den schwächsten Weidenästen 6 Zoll stark von willkürlicher Länge (30—60′) und von Fuß zu Fuß gebunden werden. Wenn die meisten Materialien, und die zwischen die Faschinendämme zu schüttende Erde angefahren (hier 360 . 64 . 15 = 345600 Wfß. oder 34560 zweispännige Karren) und die zu steilen Ufer mit vierfacher Böschung abgestochen sind, werden die Faschinendämme von beiden Ufern zugleich angefangen, so daß die erste Faschinenlage unter einem Winkel von 45° gegen den Strom zu liegen kommt. Diese Lage wird möglichst geebnet, von Fuß zu Fuß, der Breite nach, mit den fest gepflöckten Würsten belegt und mit 4 Fuß Thon oder guter Erde beschüttet. Die zweite und alle folgenden Faschinenlagen bekommen eine mehr stromrechte Richtung, indem man zugleich so weit im Flusse vorrückt, als es nur die Heftigkeit des Wasserzuges erlaubt. Gegen die Mitte des Flusses zu dürfen die Pfähle, welche durch die Faschinen geschlagen werden, um einige Zoll hindurch gehen, damit sie sich nicht auf den Grund stützen und das Wasser unter den Faschinen hindurch gehen lassen. So wie die Faschinendämme nach und nach weiter vorrücken, wird auch angefangen, die Erde von oberwärts, gegen den Strom her, zwischen sie einzuschütten, weil sie ohnedies anfangs von letzteren abwärts gegen den unteren Damm geführt wird. Je näher nun die Dämme von beiden Seiten einander kommen, desto unruhiger wird das sich erhebende Wasser, und drückt den obersten Damm in eine beinahe gerade Linie, indem es zugleich die eingeschüttete Erde mit sich fortreißt. Man muß deshalb die völlige Schließung des Dammes mit dem größten Eifer betreiben. Es werden deshalb zuletzt, wenn die Spitzen der Faschinen einander berühren, große Steine auf sie eingeworfen, um sie zum Sinken zu bringen, und die zu beiden Seiten bereit gehaltenen Erdhaufen zu gleicher Zeit gegen

einander in die Öffnung gestürzt, um so den Damm zu vollenden. Es ist vortheilhaft, für diese Arbeit eine Zeit zu wählen, wo sie nicht nur durch niedriges Wasser begünstigt wird, und wo es zugleich heller Mondschein möglich macht, auch des Nachts ununterbrochen fortzuarbeiten. Nachlässigkeit und Versäumniß würden hier ohne Zweifel die schlimmsten Folgen haben und Arbeit und Kosten verloren machen.

Hat man die Absicht, eine Verschanzung durch eine künstliche Überschwemmung zu decken, wenn die niedrige Lage und ein naher Fluß Gelegenheit dazu gibt, ist 1) die Beschaffenheit der Gegend zu untersuchen, ob sie sich zu der vorgesetzten Absicht eignet. 2) Im bejahenden Falle sind die erfoderlichen Anstalten zu treffen, um a) sowol das vorhandene Wasser durch Dämme anzustauen, als b) das überflüssige Wasser abzuleiten, und c) die Anstalten selbst gegen den feindlichen Angriff zu schützen.

Clairac und seine Nachfolger haben die Anlegung einer Überschwemmung als eine eben so nützliche als leichte Sache empfohlen, um als Annäherungshinderniß zu dienen, die Flügel eines Lagers, einen Posten u. d. gl. zu decken. Es scheint nach ihnen, als bedürfe es für diesen Zweck blos einiger, quer über ein Thal oder eine Niederung gezogener Dämme, um eine Anstauung von 5 bis 6 Fuß zu bilden; allein wenn das Thal einen nur einigermaßen bedeutenden Fall hat, (1 bis 4 Zoll auf die Ruthe) so können die Entfernungen der Dämme von einander nicht größer, als 300, 150 oder 75 Schritt seyn, welches eine übermäßige, vor dem Feinde nicht zu beendigende Arbeit seyn würde, auf 1000 Schritt 15 Dämme zu erbauen! Man muß sich daher mit den Überschwemmungen auf flache Niederungen beschränken, deren Gewässer häufig einen etwas höheren Rand haben und mit geringerer Geschwindigkeit fließen, wo daher ein, höchstens zwei Dämme hinreichen, eine ziemliche Strecke unter Wasser zu setzen. Weil im Felde von eigentlichen Nivelliren nicht die Rede seyn kann, läßt sich nach dem Grundsatze, „daß die Größe und der Fall eines Flusses, mit seiner Entfernung vom Meere und mit der Beschaffenheit seines Grundes in genauem Verhältniß stehet," eine ungefähre Bestimmung des Gefälles annehmen:

Ist der Grund Kieselsteine, auf 100 Fuß $1\frac{1}{2}$ — 3 Fuß.
" " " Kies " 100 " $\frac{1}{2}$ — 1 "
Ist der Grund grober Sand und kleine Steine, " 100 " $\frac{1}{4}$ Fuß.
Ist der Grund feiner, ausgewaschener Sand, " 100 " $\frac{1}{5}$ "
Ist der Grund feiner Sand mit Moorerde, " 100 " $\frac{1}{10}$ "
Ist der Grund Moorerde und Schlamm, " 100 " $\frac{1}{12}$ "

Es bedarf jedoch wol kaum der Bemerkung, daß bei diesen Bestimmungen viel und große Anomalien statt finden, auf die man nothwendig Rücksicht nehmen muß.

Erfodert nun das Gefälle des Flusses z. B. eine 12 Fuß hohe Aufstauung an dem Damme, muß man diese 15 Fuß hoch machen, damit er überall 3 Fuß über das Wasser empor stehet, und weder so leicht von dem feindlichen Kanonenfeuer abgekämmt, noch auch von dem zufällig anwachsenden Wasser überstiegen werden kann. Die Breite der Kappe des Dammes ist allezeit seiner Höhe gleich; die Anlage aber richtet sich nach der Beschaffenheit des Erdbodens, so daß bei 12 Fuß Höhe die Böschung in guter Erde vorn 12', hinten 18'
in lockerem Boden " 24', " 18'
in feinem Sande " 36', " 18' ist.

Die ganze untere Anlage ist demnach 42, oder 54 oder 56 Fuß. In dieser Breite wird der Grund des Dammes von Bäumen und Gestrüppe gereinigt und die vorhandenen Löcher und weichen Stellen mit grobem Kies (Grand) ausgefüllt, um alsdann die Anschüttung des Dammes selbst beginnen zu können. Nun beträgt der Querschnitt des letztern 324' Q., sein Inhalt 194400 Würfelfuß,
oder 396' " " " 237600 "
oder 468' " " " 280800 "
vorausgesetzt, daß die ganze Länge des Dammes 600 Fuß ist. Diese Erde wird mit 100 Wagen in 2 Ablösungen an gefahren, so daß im Sommer die ersten 100 von 2 Uhr bis 7 Uhr früh, die zweiten bis Mittags, die ersten wieder bis 5 Uhr Nachmittags und die letzten bis 10 Uhr fahren, und folglich 200 Wagen 10000 Fuhren, zu 10 Würfelfuß bringen. Der Damm wird demnach im ersten Falle in 2 Tagen, im zweiten in 3 und im dritten in 4 Tagen recht gut beendigt seyn können, wenn man 300 Auflader und 100 Mann zu Verbreitung und Vergleichung der abgeladenen Erde in Anschlag bringt. Wenn man mit dem Damme zu beiden Seiten bis an den Fluß kommt, wird ihm eine doppelte Breite und Höhe gegeben, daß ein hoher Erdhügel entsteht, um diesen auf einmal in den Fluß werfen und denselben dadurch verschließen zu können. Es ist vortheilhaft, groben Kies mit Erde vermischt in das Wasser zu werfen, weil jener nicht so leicht von dem Strome fortgeführt wird und die Erde zusammendrücken hilft. Zu diesem Zweck ist es auch vortheilhaft, die Wagen mit der Erde auf dem schon angeschütteten Damme hin und her fahren zu lassen, weil die Pferde die Erde noch fester treten, als es durch Handrammen zu bewirken möglich ist. Strauch oder Faschinen zu dem Damme anzuwenden, hat den Nachtheil, keine vollkommene Dichtigkeit hervorzubringen, und daher zu dem Durchdringen des Wassers und endlichen Unterwaschen des Dammes Gelegenheit zu geben.

Um nach hervorgebrachter Überschwemmung das überflüssige Wasser ablaufen zu lassen, wird auf dem etwa 5 Fuß hohen Damme diesseits des angestaueten Flusses und ziemlich nahe an dem Niederungsrande, ein doppelt so langes Stück als das Flußbette breit ist, durch 4 Pfähle bezeichnet und dicht mit gut angepflöckten Faschinen belegt, nachdem etwa 1 Fuß hoch Thon oder fette Erde aufgebracht worden. Auf diese erste Lage Faschinen, deren Spitzen abwärts im Strome, die stärkern Enden aber gegen denselben gerichtet und von Fuß zu Fuß mit 6 Zoll dicken Würsten quer herüber benagelt sind, kommt eine zweite ähnliche, die jedoch die vorige schräg durchkreuzt, nachdem die vorhergehende in der Höhe der Würste mit Erde bedeckt worden u. s. f., bis man die gehörige Höhe des Überfalles erreicht hat, wo

kein Thon mehr aufgebracht, sondern eine sehr fest angepflöckte Lage Würste gelegt, und zuletzt ein 6 Fuß breiter Rand von Strauch und Würsten an den Überfall gemacht wird. Auf der Thalseite muß der Fuß des Dammes da, wo das überfließende Wasser herabstürzt, durch ein gut angepflöcktes Fluthbett von Strauch und Würsten geschützt werden, damit hier das Wasser keinen Kolk ausspülen und den Fuß des Dammes untergraben kann. Das Wasser hingegen ohne einen, hier beschriebenen Überfall um beide Enden des Dammes herum, abfließen zu lassen, ist unzulässig, und würde ohne Zweifel den baldigen Umsturz des Dammes herbeiführen.

Sollte nach Verhältniß der Größe des verdämmten Flusses, der Breite der Niederung und ihres Gefälles nach einiger Zeit von mindestens 8 Tagen die Überschwemmung keine genugsame Höhe bekommen, so läßt sich leicht beurtheilen, ob man seinen Entzweck nicht durch Verstärkung und Erhöhung des Dammes erreichen könne. Es ist besser, zu dieser Arbeit zu schreiten, als die Anlage eines neuen Dammes zu unternehmen, dessen gehörige Bedeckung mehr Mühe und Arbeit verursacht, als die Vergrößerung des schon vorhandenen Dammes. Gleichzeitig oberhalb des letztern in den Erdboden gemachte Einschnitte und Gräben von 4 Fuß Tiefe erhöhen die Unzugänglichkeit der Überschwemmung, weil sie das Durchwaten verhindern. Sie sollen daher nie zu machen unterlassen werden.

Wenn sich in engen Gebirgsthälern oberhalb der Überschwemmung Karpfen- oder Mühlteiche befinden, können sie zu schnellerer Bewirkung der erfoderlichen Wasserhöhe nach und nach abgelassen werden. Man erlangt dadurch zugleich eine größere Sicherheit des Dammes, dessen Sprengung durch plötzliches Ablassen jener Teiche, nachdem die Überschwemmung ihre größte Höhe erreicht hat, leicht vom Feinde verursacht werden könnte. Andere, rein militärische Vorkehrungen zum Schutz des Dammes gegen feindliche Unternehmungen, gehören nicht hieher und sind im Artikel Überschwemmung zu suchen.

Während aber die Fluß- und Seedämme die hinter ihnen liegenden Ländereien schützen, sind sie selbst den wüthenden Anfällen des furchtbaren Elementes ausgesetzt, denen oft des Menschen Werk nicht Widerstand genug zu leisten vermag, sondern im fruchtlosen Kampfe erliegt. War auch der Deich anfangs richtig und gut angelegt, trocknet er doch im Laufe der Zeit ein, und wird an sich schwächer und niedriger, folglich dem so gefährlichen Übersteigen des Wassers oder dem Überschlagen der Wellen ausgesetzt. Das zu Erhaltung der Deiche so nützliche Vorland wird nach und nach schmäler, oder verschwindet ganz, so daß nunmehr der unmittelbare Angriff der hohen Fluthen auf die Deichfläche selbst erfolgt. Bei Flußdeichen, die häufig kein Vorland haben, fehlt es gewöhnlich an einer hinreichenden Beachtung der Beschaffenheit derselben, besonders wenn einige Zeit kein sehr hohes Wasser gewesen ist, wodurch die Bewohner der Niederungen, und leider! auch die Behörden, die ihnen drohende Gefahr aus dem Auge verlieren, bis sie durch das hereinbrechende Unglück zu spät daran gemahnt werden. Selbst bei hinreichender Höhe und Stärke werden die Dämme durch einen starken Eisgang oft so sehr beschädigt, daß sie bei entstehenden Eisschützungen den Druck des bis an die Kappe steigenden Wassers nicht auszuhalten vermögen, abgesehen von den zufälligen, durch die Anwohner und ihr Vieh verursachten Beschädigungen der Deichflächen und durch das Überfahren mit Wagen entstandenen Vertiefungen an den Stellen, wo Fähren über den Fluß gehen. Die Erfahrung lehrt, daß dergleichen Einschnitte in dem Kamme des Deiches gar nicht, oder wenigstens nicht mit gehörigem Fleiß zugemacht werden, und dann unfehlbar einen Durchbruch herbeiführen. Ähnlichen Nachtheil bringen die Löcher der Mäuse und Maulwürfe, zu dicht am Fuße des Deiches hin gehende Fahrwege, näher als 3 Ruthen an denselben laufende Gräben, und durch frühere Überschwemmungen entstandene Wassertümpel (Kolke), auf der Stromseite befindliche Zäune und Stakete, auf dem Damme stehende Bäume und Sträucher, weil sie, vom Sturme gerüttelt, mit ihren Wurzeln die Erde locker machen und durch das faulende, abgefallene Laub den Rasen ersticken; endlich die wuchernden Unkräuter, Ampfer, Beifuß, Bilsenkraut, Chamomillen, Distel, Fünffingerkraut, Hauhechel, Hundeblume, Kreutzkraut, Platerbse, Ranunkel, Scharte, taube Gerste, Wegerich ꝛc. Die Bäume müssen deshalb im Herbst, die Kräuter aber zu Anfang des Sommers ausgerottet werden, ehe sie reifen Samen haben. Nur auf den Dämmen stehender Gewässer, der Fischweiher, Mühlteiche u. dergl. sind Bäume unschädlich; auch können auf den äußern Bermen und auf dem Vorlande der Flußdämme Weiden- und Ellernsträucher nützlich seyn, um den Eisstoß von der äußern Abdachung abzuweisen und die Beschädigung derselben durch die Eisschollen zu verhindern.

Entstehen dennoch bei ungewöhnlich hohen Fluthen nach einem langwierigen harten Winter Beschädigungen an den Dämmen, müssen sie, wenn es irgend Zeit und Umstände erlauben, sogleich wieder hergestellt werden. Es ist deshalb vortheilhaft, ja nothwendig, innerhalb des Dammes einen freien Weg zu lassen, und die Höfe und Dörfer nicht zu nahe an die Böschung bauen zu lassen, damit man überall mit Wagen hinkommen und die erfoderliche Erde zu Verstärkung des Dammes anfahren kann. Die geringsten Beschädigungen sind einzelne Stellen an der innern Abdachung, wo das Wasser von außen herein durchgepreßt wird und klar herabfließt. Man muß hier entgegendämmen, so daß die aufgebrachte Erde den beweglichen und durch das eingedrungene Wasser flüssig gewordenen Sand aufhält, und die kleinen Öffnungen sich nicht zu einem förmlichen Loche erweitern. Wäre dieses hingegen schon geschehen, wird ein kegelförmiger hölzerner Zapfen, dreimal so dick als die Weite des Loches, eingetrieben, ein Bret über denselben gelegt, und mit darauf geschütteter Erde und Steinen beschwert, damit der Zapfen nicht durch den Druck des Wassers herausgetrieben werden kann. Sollte dieses Mittel nicht ausreichen, muß man auf der äußern Abdachung ein hinreichend großes Stück Segel- oder Wachstuch, an 2 starke

Stangen oder Hebebäume befestigt, bis vor die Öffnung hinabbringen, und hält dasselbe durch darauf geworfenen Mist und Steine fest, um Zeit zu gewinnen, daß man an der innern Seite des Deiches den Ausfluß des Wassers durch Mist und Plackerde völlig wasserdicht verstopfen kann.

Richtet sich in einer concaven Krümmung des Flusses der Eisstoß mit seiner ganzen Heftigkeit gegen die Außenfläche des Dammes, müssen 3 bis 4 Zoll starke Bohlen, durch unterhalb angenagelte Querriegel verbunden, oder zusammen verbundene Faschinen auf diese Stelle gelegt werden, um den Stoß der Eisschollen aufzunehmen und unschädlich zu machen.

Wenn sich innerhalb des Deiches und unweit seines Fußes ein großer Kolk oder Sumpfloch befindet, entsteht nicht selten dadurch ein Abschieben der innern Böschung in die Brake hinein, indem sie sich von dem Körper des Dammes lostrennt. Um letzteres zu verhindern, werden einige Reihen Spundpfähle vor die innere Bank geschlagen und ihnen, durch mit Holmen verbundene, stärkere Langpfähle eine größere Festigkeit gegeben, damit man unter dem Schutze derselben die innere Böschung wieder aufführen und feststampfen kann.

Steiget das Wasser an dem Damme so hoch, daß es anfängt, oben überzuspülen, ist auch die größte Gefahr eines Durchbruches vorhanden, der eine gewöhnliche Folge jeder Kamm- oder Kappenstürzung ist. Dieses zu verhindern, müssen auf die mit der Sturmglocke oder durch Kanonenschüsse gegebenen Zeichen alle Kräfte aufgeboten werden, den Damm an den etwa niedrigeren Stellen so viel zu erhöhen, als nöthig ist; es werden zu dem Ende auf den beiden Abdachungen doppelte Pfahlreihen eingeschlagen, starke Bohlen zwischen sie eingetrieben, deren untere Kante etwas zugeschärft ist, damit sie in den Erdboden dringen und der Raum zwischen ihnen mit Mist und Erde ausgestampft werden kann, daß kein Wasser mehr hindurch kommt. Ist jedoch die zu erhöhende Deichstrecke zu lang und erfolgt das Anwachsen des Wassers zu schnell, wird auch der Dammbruch wol kaum zu vermeiden seyn und es bleibt den Anwohnern der Niederungen nichts übrig, als sich mit ihrer Habe zu retten, so schnell sie können. Es wird daher in den dergleichen Unfällen ausgesetzten Orten gewöhnlich schon im Voraus darauf Bedacht genommen; es finden sich in ruhiger Zeit gemachte Anstalten, das Vieh in das obere Stockwerk der festeren Wohngebäude zu bringen, und sich, nachdem unten das Feuer schnell ausgelöscht worden, mit ihren Familien selbst dahin zurückzuziehen. Weil es dabei häufig an einem größern Fahrzeuge fehlt, das zur Rettung der in Lebensgefahr gekommenen Familien dienen könnte, sollte in allen Dörfern, die bei dem Aufgehen des Eises auf einem nahen großen Strome der Wassernoth ausgesetzt sind, ein solches auf Gemeindekosten erbaut und gegen Eintreten der gefährlichen Periode in guten, wasserdichten Stand gesetzt werden. In Obersachsen an der Elbe bestand in dieser Hinsicht eine nützliche Einrichtung, daß von der böhmischen Grenze an längs des Flusses in einer Entfernung von 2—3 Stunden Kanonen aufgestellt waren, deren Schüsse den Aufbruch des Eises und die nahende Gefahr verkündeten, damit die Bewohner der untern Gegenden Zeit hatten, Vorkehrungen zu ihrer Sicherheit zu treffen.

Weil die in den eingedeichten Flüssen sich öfters vor den Brücken oder in andern Stromengen bildenden Eisschütze (s. den Art.) den Abfluß des Wassers hemmen und das Übersteigen der Dämme verursachen, würde es vortheilhaft sein, die Entstehung derselben zu hindern. Allein die bis jetzt deshalb gemachten Versuche mit Kanonen und Mörsern haben sich durchgehends fruchtlos erwiesen. Schwimmende Sprengkisten mit 200—300 Pfund Pulver geladen, die man, mit einem guten Zünder versehen, von einem vor Anker liegenden Fahrzeuge mit dem Strome unter den Eisschutz treiben läßt, damit sie durch ihre Explosion das übereinander aufgeschobene Eis locker machen und die Wirkung des Stromes unterstützen, scheinen das einzige Mittel zu seyn, von dem sich einiger Erfolg erwarten läßt, wenn es besonders nicht zu spät angewendet wird.

Die in den Dämmen befindlichen Siehlen, Schleusen und Überfälle erfodern eine besondere Aufsicht, weil sie leicht zu einem Durchbruche Gelegenheit geben können. Sobald man daher bei sehr hohem Wasser neben oder unter ihnen hindurchfließendes Wasser bemerkt, muß der Schleusenkanal eiligst durch eingeworfene Erde und Faschinen verdämmt und dadurch der Wasserstoß von ihnen abgeleitet werden.

An den Seedeichen ist die Gefahr bei heftigen Sturmfluthen, weil sie gewöhnlich unerwarteter kommt, größer und dringender. Ein guter Rasendeich von gehöriger Höhe, mit einem hinreichenden Vorlande von 100 und mehr Ruthen gewährt die meiste, wenn auch nicht unbedingte Sicherheit gegen die Gewalt der anlaufenden Wellen, wenn die Wasserhöhe 13 bis 15 Fuß über die gewöhnliche Fluth steigt. Sobald jedoch das Vorland verloren geht und der Damm selbst von der täglichen Fluth bespült wird, kann der Fuß desselben, so weit das Seewasser hinauf reicht, nicht grün bleiben, sondern muß gegen die Angriffe des Wassers eine künstliche Bedeckung von Stroh, Holz, Strauchwerk (Busch) oder Steinen bekommen. Weil jedoch diese Bedeckungen, die Steine ausgenommen, bei sehr bedeutendem Kostenaufwande, nur geringe Dauer gewähren, ist es fast allezeit vortheilhafter, eine Einlage zu machen, d. h. einen neuen Damm landeinwärts hinter den alten zu legen, damit er völlig und gut bewachsen ist, wenn durch eine zufällige Sturmfluth ein Deichbruch des alten herbeigeführt wird. Übrigens muß man hier beständig gegen hohe Sturmfluthen und durch sie entstandene Beschädigungen der Deichesfläche gerüstet seyn, muß in besonderen Vorrathshäusern gespitzte Pfähle von verschiedener Länge, geschnittene Bohlen, Breter, Faschinen oder Strauch und Stroh nebst dem erfoderlichen Handwerksgeräthe vorräthig haben, und es muß sogleich an Zufüllung der entstandenen Löcher und Herstellung der andern Beschädigungen gearbeitet werden, indem man jene mit Sandsäcken ausfüllt und mit einer Decke von Stroh oder Faschinen bedeckt. Jene besteht aus mehren Lagen über einander gespreitetes Stroh, über die mit 2½ Fuß

Zwischenraum Breter gelegt, welche durch dichte neben ihnen eingetriebenen Pfähle gehalten werden, die an ihrem Kopfe Löcher mit quer hindurch geschobenen hölzernen Nägeln haben. Auf ähnliche Weise wird bei einer Buschdecke der Strauch kreuzweis über einander gelegt, und durch darauf gedeckte, gut angepfählte Faschinen befestigt. Eine solche Bedeckung wird auf solchen Stellen, wo die Wellen über den Deich schlagen, auf beiden Böschungen desselben angebracht, um das Hinwegreißen der Erde und einen völligen Dammbruch zu verhindern. Ist dieser aber wirklich erfolgt, jedoch nicht sehr breit, so geschieht die Herstellung desselben gerade durch die Brake; außerdem, bei hinreichendem Vorlande, vor dem Damme, oder im entgegengesetzten Falle hinter demselben. Die Abhilfe geringerer Schäden findet auf die vorbeschriebene Art, wie bei den Flußdämmen, statt. Sie muß im Sommer möglichst bald geschehen, weil man nie sicher vor neuen Sturmfluthen ist, die leicht den Schaden außerordentlich vergrößern könnten. Nachdem in dieser Absicht das auf der Böschung entstandene Loch von allem Treibzeuge, Sand, Muscheln rc. gereinigt worden, läßt man die steilen Abhänge desselben schräg und rauh abstechen, dann wird gute Plackerde, bei trocknem Wetter mit Wasser bespritzt, hinein gestampft und das auf diese Weise angefüllte Loch mit frischem Rasen belegt. Wird jedoch der Deich im Winter beschädigt, muß die Herstellung bis zum Frühjahr ausgesetzt bleiben und einstweilen die Ränder der entstandenen Löcher abgestochen und mit Stroh oder Busch bedeckt werden.

Es ist schon vorher erwähnt worden, daß bei den Seedeichen die Erhaltung derselben von der hinreichenden Breite eines festen und grünen Seestrandes abhänge, der dem Deiche als **Vorland** dient. Dieses **Vorland** darf nie unter 100—160 Fuß betragen, wenn es die Sicherheit des Deiches vermehren soll, daß die hohen Wellen sich darauf verlaufen und den Fuß des Deiches nicht unmittelbar angreifen. Es ist sogar gerathen, den Abbruch des Strandes nicht über 400 Fuß oder 30 Ruthen dem Deiche sich nähern zu lassen, sobald es möglich ist, ihn mit **mäßigen Kosten** zu verhindern, und in dem Ertrag des Heues und der Viehweide einigen Ersatz zu finden. Rückt hingegen der Abbruch des Strandes weiter vor und bis auf 180 Fuß von dem Deiche, darf man keinen Aufwand scheuen, sich dieses **Vorland** zu erhalten, von dessen Existenz die des Deiches und folglich auch das Bestehen aller innerhalb des letztern vorhandenen Landescultur, aller Gebäude, Mühlen rc. abhängt. Ist der Deich ohne **Vorland** dem unmittelbaren Andrange der Fluth und dem Stoße der Wellen ausgesetzt, kann er nur durch die kostspieligsten Vorkehrungen und selbst durch diese nicht für die Dauer erhalten werden, wie vielfache Erfahrungen in Holland und überhaupt an der Nordsee lehren. In Westfriesland, wo am Züricher Ort eine vorspringende Deichsecke unweit **Harlingen** noch um 1630 ein breites **Vorland** den Deich schützte, ging dieses nach und nach durch die Seestürme verloren, und man hielt es für nothwendig, den Fuß des Deiches durch drei Reihen vorgeschlagener Pfähle zu schützen, deren erste und dritte 12—14 Fuß, die mittlere aber 24—28 Fuß lang ist, und 10 Fuß über den Deichesfuß empor stehet. Sie stehen 1—2 Fuß hinter einander, und ihre Zwischenräume sind mit Strauch, Ziegelgeuß und obenauf mit Feldsteinen gefüllt. Im Jahr 1730 hatte sich der Wurm in dieses Pfahlwerk gesetzt, und man entschloß sich deshalb 1734, die beiden, etwas über 300 Ruthen betragenden, Schenkel der Ecke hinten durch einen 200 Ruthen langen **Schlafdeich** zu schließen, der 69225 holl. Gulden (37936 Rthlr.) kostete. Denn weil das Pfahlwerk dem alten Deiche zu nahe stand, spritzte das Wasser von den an jenes anschlagenden hohen Wellen darüber hin auf den Deich, den es an beiden Seiten zugleich abspülte, daß bei einer sehr heftigen Sturmfluth nur 3—4 Fuß von dem Damme desselben stehen blieben. Wäre jedoch das Pfahlwerk überall wenigstens 16 Ruthen von dem Fuße des Deiches entfernt geblieben, hätten die überschlagenden Wellen den letzteren nicht berühren und beschädigen können.

Nun entsteht die Frage, wenn und unter welchen Umständen das an großen Flüssen oder an dem Meere liegende Land durch Dämme gegen gewöhnliche oder zufällige Überschwemmungen geschützt werden soll? Um so mehr, als bei dem so verheerenden Austreten der Weichsel im J. 1829 sich eine Stimme erhoben hat, die alles Eindeichen dieses Flusses für unnütz, und wegen der nothwendigen Unterhaltungskosten der Dämme den Statskassen nachtheilig erklärte. Bei Gegenden, wie die Danziger Niederung an der Weichsel und Nogat, der Warthabruch rc., die nur mit schweren Kosten dem Strome abgedrungen, jetzt einen fruchtbaren, reichen Landesstrich bilden, würde es offenbar schwere Versündigung gegen den Stat seyn, sie wieder den alljährlichen Verheerungen der Eisgänge und einer baldigen Versandung Preis zu geben. Wohl aber ist die strengste und genaueste Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit der Dämme und auf ihre Vertheidigungsfähigkeit gegen die zerstörenden Wirkungen des Wassers und des Eises eine unerläßliche Bedingung, welche die Behörden nie unterlassen sollten. Solche Ländereien hingegen, die wegen der beständig wiederkehrenden Überschwemmungen blos als Viehweide benutzt werden können, sind in Hinsicht ihres Ertrages, nachdem sie in Acker verwandelt worden, mit dem gegenwärtigen zu vergleichen, ob nach Abzug der Bedeichungskosten eine hinreichende Vermehrung der Einkünfte zu erwarten sei, um den Dammbau zu unternehmen. Betrifft die Umdeichung ein Stück Marschland am Meeresstrande, so ist vorher zu untersuchen, ob Anschwemmung oder Abbruch vorhanden ist. Im letztern Falle muß der Damm entweder weit genug von dem Strande entfernt seyn, damit er von jenem nicht erreicht werden kann, oder man muß das Ufer selbst **ohne sehr kostbare Mittel** gegen fernern Abbruch zu schützen im Stande seyn; ein Fall, der jedoch nur sehr selten vorkommt. Beträgt nun das einzudeichende Land z. B. 850 Morgen, das jährlich im Durchschnitt für darauf grasendes Vieh 1355½ Rthlr. Nutzung gibt, wovon jedoch das durch die Überschwemmungen verloren gehende abzuziehen, und mit jährlich 55½ Rthlr. zu ver-

anschlagen, daher der reine Gewinn nur auf 1300 Rthlr. zu setzen ist, welche à 4 pro Cent. 32500 Rthlr. für den Werth des unbedeichten Landes geben. Nun sind für den Damm, die Abwässerungsgräben, Wege etc. 30 Morgen, für das nöthige Vorland und Deichsgruben aber 50 Morgen zu berechnen, es bleiben daher wirkliches Ackerland 770 Morgen, die zu 250 Rthlr. als Nominalwerth 192500 Rthlr. geben. Davon sind abzuziehen

69300	Rthlr.	für 1540 Ruthen Damm, à 45 Rthlr.
2000	"	für ein Siehl oder Abzugsschleuse,
$1333\frac{1}{3}$	"	zu Anlegung der Abzuggräben und Fahrwege,
$12833\frac{1}{3}$	"	zu Ausfüllung von Sumpflöchern, Ziehung der Scheidegruben, und Einrichtung der Äcker,
6000	"	ad Extraordinaria (Commissionskosten, Vermessung und Vertheilung der Äcker).

Zusammen $91466\frac{2}{3}$ Rthlr. Diese von obigen abgezogen, geben $101033\frac{1}{3}$ Rthlr. Wird endlich die Summe gegen den Werth der unbedeichten Marsch, 32500 Rthlr., gehalten, bleibt ein reiner Gewinn von 68533 Rthlr. Capital, ohne noch den Nutzen in Anschlag zu bringen, welcher für den Stat aus dem wirklichen Anbau, der Anlage neuer Wohnplätze etc. erwächst; wodurch folglich die Eindeichung eines Landstrichs hinlänglich modifirt wird.

Nächst einer zweckmäßigen Anlage und guten Ausführung der Uferdämme, ist eine stete Aufsicht zu bald möglichster Herstellung der vorfallenden Beschädigungen nöthig, denn ihr ganzer und einziger Werth beruht auf ihrer guten Beschaffenheit und der Möglichkeit, die eingedeichten Ländereien und Wohnplätze gegen hohe Wasserfluthen zu sichern. Bei dieser Aufsicht sind vorzüglich folgende Gegenstände zu untersuchen: 1) ob die Dämme weit genug über die bekannten höchsten Fluthen empor stehen, um nicht überstiegen zu werden; und ob sie die gehörige Kappenbreite für diese Höhe haben; 2) ob ein zweckmäßiges Vorland vorhanden sei, und ob im entgegengesetzten Falle der Damm mit dem Strome parallel liegt, oder bei Krümmungen dem Wasser- und Eisstoß ausgesetzt ist; 3) ob überhaupt das eingedeichte Land höher oder niedriger liegt, als das Vorland. Im letztern Falle kann leicht Grundwasser hinter dem Damme herausquellen, daß sein Fuß bei hohen Fluthen erweicht wird und sich senkt. 4) In dieser Hinsicht ist die Lage und Größe der hinter dem Damme vorhandenen Kolke zu untersuchen, um sie vielleicht auszufüllen, oder mit einer Deichschlosse zu umgeben, damit das darinnen befindliche Wasser nicht übersteigen und herausfließen kann. 5) Ob der Damm eine hinreichende Abdachung nach außen und innen hat, und ob er — unmittelbar am Strome liegend — durch eine gute Bedeckung genugsam gegen Abbruch geschützt sei, der außerdem unfehlbar sein baldiges Verderben herbei führt. 6) Wenn andere Flüsse durch den Damm in den Hauptstrom ausmünden, müssen diese an ihrem Einflusse ebenfalls durch Dämme eingeschlossen seyn, damit sie nicht durch das Zurückstauen Überschwemmungen verursachen. 7) Die etwa vorhandenen Siehle oder Abflußschleusen müssen dauerhaft gebaut und gut mit dem Damme verbunden seyn, damit sie bei dem Anschwellen des Flusses nicht Schaden leiden und einen Deichbruch veranlassen. 8) Daß die Dämme weder durch schädliche Thiere: Biber, Fischottern, Maulwürfe und Wassermäuse, noch auch durch die nächsten Anwohner durch Abweiden der Böschungen, Fahren über dieselben u. s. w. beschädigt werden. 9) Ob die nächsten und zum Beistand der Dämme bei hohen Fluthen bestimmten Anwohner mit den erfoderlichen Geräthschaften und vorräthigen Materialien versehen sind, um sich ohne Verzug nach den nothleidenden Punkten zu begeben und daselbst Hilfe leisten zu können. 10) Ob endlich die bei dem Damme angestellten Aufseher ihre Pflicht gehörig erfüllen, damit das von Zeit zu Zeit angeordnete immer vor dem wiederkehrenden möglichen Bedürfniß neuer Vorkehrungen ausgeführt wird. Man kann hierüber nächst den schon angeführten Werken Tetens Reisen in die Marschländer an der Nordsee. 1788; Courtin, Darstellung der unter Napoleon ausgeführten Wasserbauwerke; Schemerl, Schiffbarmachung der Flüsse; Eytelwein u. a. nachlesen. —

In anderem Sinne heißt Damm 2) das Straßenpflaster, worauf die Wagen fahren, zum Unterschied von dem Bürgersteig auf einer oder beiden Seiten, für die Fußgänger bestimmt, und bisweilen durch die offenen Rinnsteine von jenem abgesondert. 3) Bei Chausseen, die als Grund des Fahrweges aufgeschüttete Erde, welche nachher mit Steinen und Kies beschüttet dadurch eine undurchdringliche Decke bekommen muß, damit sie nicht vom Regen aufgeweicht werden kann (s. Chaussee und Kunststrasse.). 4) In den Salzwerken die von Thon oder Lehm gemachte Vorlage in den Sinkwerken, damit das hinein geleitete Wasser nicht eher abfließt, bis es völlig mit Salz gesättigt durch die Ausflußröhre abgelassen wird. 5) In den Erzgruben eine doppelte Wand von dicht auf einander getriebenen horizontalen Stempeln, mit dazwischen gestampfter fetter Erde oder Thon, um die wilden Wasser von den Arbeitern abzuhalten. 6) Die vordere Wand des Tiegels in dem Schmelzofen, welche das geschmolzene Metall zurückhält, bis es durch das Auge, vermittelst Hineinstoßen des aus Lehm verfertigten Zapfens abgelassen werden kann, wenn es völlig im Fluß ist. 7) Bei der Orgel, die Hölzer, welche den Pfeifenstock tragen. *(v. Hoyer.)*

Dammar s. Dammarputi.

Dammara Rumph. s. Agathis Salisb. und Xylopia L.

Dammaras s. Hottentotten.

DAMMARHARZ, resina Dammara (indisch Harmys Motao - Cochin), Katzenaugenharz, wird in Sincapore gefunden, und kam 1827 über Calcutta nach London. Dieses von dem Dammarputi, welches von Dammara alba Rumph. gesammelt wird, verschiedene Harz kommt von Chloroxylum Dupada Buch. oder Dammara nigr. Rumph. meist in etwas gedrehten Stücken

von ½ bis 2 Drachmen Schwere vor, und ist farbloser und durchsichtiger, als Copal und Mastix. Es wiegt specifisch 1,060, ist im Bruche glänzend, glasig, und gibt ein überaus weißes Pulver, läßt sich im Munde zermalmen, aber nicht erweichen, hat weder Geruch noch Geschmack, schmilzt leicht, und zeigt, auch stark erhitzt, kaum einen merklichen Geruch. Mit starkem Weingeiste befeuchtet, wird seine Oberfläche klebrig. Im absoluten Alkohol ist die Hälfte, im kalten Weingeiste von 80° R. der fünfte, im erhitzten der vierte Theil davon löslich, wovon sich aber nach dem Erkalten wieder ein Theil ausscheidet. Das übrige Harz bleibt in diesen Fällen als ein im Äther und Terpentinöl auflösliches weißes Pulver zurück. Im Terpentinöl und in fetten Ölen löst sich das Dammarharz vollkommen auf, im Äther nur bis auf einen sehr unbedeutenden Theil, der sich wie Weichharz verhält. Die Auflösungen in Weingeist röthen das Lackmuspapier; von einer eigenthümlichen Säure findet sich nichts. Im siedenden concentrirten Essig schmilzt das Harz, ohne sich zu verändern. Mit dreimal so viel rauchender Salpetersäure mäßig erhitzt, ist es spröde, im Terpentinöl nicht, im Weingeist theilweise, im Äther vollkommen löslich. Durch Vitriolöl wird es aufgelöst, ohne daß die jetzt orleanfarbige Verbindung sich erhitzt, und ist dann in Weingeist auflöslicher, als im Terpentinöl. Beim Vermischen mit destillirtem Wasser scheidet sich das Harz von selbst aus der Auflösung in Weingeist durch Ammonium in weißen Flocken wieder aus. Mit Jod zusammengerieben, fulminirt es, auch erwärmt, nicht. Flüssiges Ätzammonium läßt es unverändert. Aus dem in Terpentin gelösten und mit Kalilauge gekochten Harze bildet sich, nach verflüchtigtem Öl, eine Harzseife, die im Wasser und Weingeist ganz löslich ist, und aus welcher das Harz durch Metallsalze in Verbindung mit Metalloxyden ausgeschieden wird. Äther in Terpentinöl trennen diese Gemische, indem sie das Harz wieder daraus auflösen. Bei der trocknen Destillation geben 60 Gran Dammarharz 5 Gran wässerige Essigsäure, 45 ätherisches Öl (mit Brandsäure?), 8 Gran einer sublimirten, in Äther, Terpentinöl und Weingeist, aber nicht in Kalilauge löslichen gelblichen Harzmasse. — Dieses Harz gehört zur dritten Gattung derer, welche Unverdorben durch trockne Destillation darstellte. — Im Retortenrückstande bleiben 7 Gran Kohle. J. Brandes fand in 1000 Theilen des Dammarharzes 831 lösliches Harz, 68 Unterharz (Dammarin) und 1 Schleim, mit Spuren von schwefelsaurem Kalk und Essigsäure.

In technischer Hinsicht taugt das Harz (2 in 2½ Terpentinöl durch Schütteln aufgelöst), zu einem vorzüglichen Firniß auf Gemälde, Zeichnungen, Steindruck, Stahldruck etc. Er wird vom Weingeist beim Reinigen nicht leicht angegriffen, aber, noch so trocken und hart, mit Lein- und Terpentinöl wieder erweicht und abgetupft. Dem Nachgelben ist er weit weniger unterworfen, als der Mastixfirniß. — Noch eignet sich dieses Harz sehr gut zum Retouchirfirniß, da es, erwärmt, in jedem Verhältniß von Mohn- und Leinöl, ohne Zusatz von Terpentinöl, klar aufgelöst wird. — Will man Weingeistlack damit anfertigen, so muß dieser stark genug seyn; das Harz wird damit gekocht, die Flüssigkeit abgekühlt, wodurch das Unterharz sich ausscheidet, und hierauf hell abgegossen. Außer Terpentinöl etc. sind auch Fettöle gute Auflösungsmittel des Dammarharzes. — Außerdem gebraucht man es, mit Calapusöl eingeteigt, in Indien, als Schiffspech, und in Siam und Boutam zu Fackeln. — Das unter dem Namen Dammar in Ostindien bekannte Harz von Shorea robusta dient ebenfalls zu Schiffspech; (s. Rud. Brandes im Archiv des norddeutschen Apothekervereins. XXX. 1. und in Schweigger-Seidel's Jahrb. der Chemie und Physik. 1829. 6. S. 242 etc.; F. Lucanus Ebendas. 5. S. 60 etc.; vergl. Dessen Comment. de vernice picturis inducenda. Jenae 1829. 8.; und Erdmann's Journ. für techn. und ökonom. Chemie etc. 1829. V. 4. S. 453 etc. — Biltz in Trommsdorff's neuen Journ. XX. 1. S. 37. (*Th. Schreger.*)

DAMMARIE, Flecken im Bezirk Bar le Duc, des franz. Departement Maas, am Saulx, mit 80 Häusern und 390 Einwohnern, hat einen Hohofen. (*H.*)

DAMMARIN nennt Rud. Brandes den Unterharzantheil des Dammarharzes, s. d. Art. (*Th. Schreger.*)

DAMMARPUTI (Harzstein), Dammara alba Rumph., ein anfangs weiches und klebriges, aber an der Luft fast, wie Copal, erhärtendes Harz, von schmutzig gelber Farbe. Es ist nicht ganz durchsichtig, zerreiblich, läßt sich mit den Zähnen zu Pulver zermalmen, hat weder Geruch, noch Geschmack, und behält, mit rectificirtem Weingeist angefeuchtet, eine trockene Oberfläche. Das mit rectificirtem Weingeist behandelte Dammarputi-Pulver hinterläßt vielen pulverigen Rückstand, dessen unterharziger Mischungstheil sich in Äther auflöst, und einen weichen, aber nicht zähen Rückstand läßt; (vergl. Journ. de chim. med. etc. 1826. p. 469).

Damar oder Dammar nennt man auch einen Kunst-Theer, der aus gepulvertem Kalk, Bambusrinde und dem Harze der Pimelea bereitet wird, und zum Kalfatern der Schiffe dient. (*Th. Schreger.*)

DAMMARTIN, Kantonstadt im Bezirk Meaux des franz. Departement Seine und Marne, mit 340 Häusern und 1918 Einwohnern. Sie liegt auf einer Anhöhe, welche eine schöne Aussicht auf eine weite Ebene gewährt. (*Leonhardi.*)

DAMMBAU begreift alle die theoretischen und technischen Regeln und Vorschriften, welche bei der Anlage und Ausführung, insbesondere der Flußdämme, zu befolgen sind. Auf mathematischen Grundsätzen beruhend, macht er einen wesentlichen Theil der Wasserbaukunst aus. (*v. Hoyer.*)

DAMMBEREITER, ein angestellter Aufseher, welcher über die richtige Befolgung der über die Schonung der Dämme gegebenen Verordnungen wachen und die dagegen handelnden zur Bestrafung anzeigen muß. (*v. Hoyer.*)

DAMMBRET, ein bewegliches Schutzbret in den Kunstgräben der Bergwerke, um den Zufluß des Wassers beliebig vermehren oder verringern zu können. (*v. Hoyer.*)

DAMMBRUCH, das Zerreißen des Dammes durch die Gewalt der Fluthen; auch der Ort, wo diese Zer-

reißung erfolgt. Der dagegen zu treffenden Vorkehrungen ist oben (s. Artikel Damm) erwähnt worden. (*v. Hoyer.*)

DAMME, großherzoglich-oldenburgsches Amt in dem Kreise Vechta, welches bis 1816 von Hanover und Oldenburg gemeinschaftlich besessen wurde. Es liegt an dem fischreichen Dammersee und besteht aus 2 Kirchspielen: 1) Damme, mit 1243 Häusern und 7566 Einw., darin das große Dorf gleichen Namens mit 1 katholischen Kirche, 161 Häusern und 967 Einw., welche 3 Kram-, Vieh- und Pferdemärkte halten; und 2) Neuenkirchen mit 343 Häusern und 2271 Einw., darin das gleichnamige Dorf mit 91 Häusern, 540 Einw. und 2 Kram-, Vieh- und Pferdemärkten. (Weimar. Handb. V. Bd. S. 559.) — In der Gegend von Damme finden sich römische Denkmale; der Ort selbst soll seinen Namen von dem Damme haben, den die Angrivarier gegen die Cherusker angelegt, und wobei Germanicus den Arminius geschlagen hat. (*H.*)

Damme (51° 14′ Br. 24° 23′ L.), Stadt in dem Bezirk Brügge der belgischen Provinz Westflandern, an dem von der Lieve gebildeten gleichnamigen Kanale, welcher sich in das Bassin von Brügge mündet, mit 787 Einwohnern; war sonst eine Festung. (*Leonhardi.*)

DAMMERDE, die äußere, zur Vegetation geschickte Lage unseres Erdkörpers, deren Eigenschaften sich nach Verschiedenheit ihrer Zusammensetzung ändern, je nachdem die Menge der einen oder der andern vorherrschend ist, sie heißt auch Thau- oder Gartenerde. — 2) Die in Bergwerken auf erzhaltigem Gestein liegende Erde, welche vorher hinweggeschafft werden muß, um zu jenem zu gelangen; die obere Erde in Steinbrüchen; der Abraum. — 3) Die zu Anschüttung eines Dammes taugliche und bestimmte Erde. — 4) Bei dem Stück- und Glockengießer diejenige Erde, womit die Formen zu einem festen Stande umdämmt und festgestellt werden. (*v. Hoyer.*)

DAMMERSFELD. Einer der höchsten Punkte des Rhöngebirges, wo nicht der höchste. Die Dammersfelder Kuppe ist 2840,7 pariser Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres gelegen. Zu Zeiten der Fürstbischöfe zu Fulda, war dieses wegen seines üppigen Graswuchses berühmte Dammersfeld in Verbindung mit seinem ebenfalls grasreichen und hohen Nachbar, dem Abtsrode, eine sehr einträgliche Domaine, und es bestand daselbst eine bedeutende Schweizerei, welche dem Hofe und fuldaschen Lande von vielem Nutzen war. Es finden sich noch dort die Schweizereigebäude; gegenwärtig wird nur das auf seinem großen kahlen Rücken wachsende Gras als gutes Bergfutter benutzt. (*Schneider.*)

DAMMGRUBE, eine ausgemauerte Grube vor dem Schmelzofen der Stück- und Glockengießereien, tief genug, um die aufrecht stehenden Formen der Geschützröhre aufzunehmen, und so weit, daß sie so viel Formen faßt, als Geschütze auf einmal gegossen werden können. (*v. Hoyer.*)

Damm-Hagen s. Hagen. (Sect. II. Th. I. S. 162.)

DAMMHOLZ, ein Klöpfel von hartem Holz, um den weichen Formleimen an der Geschützform festzuschlagen; auch eine Art von Handramme, die Erde um die Formen festzustampfen. (*v. Hoyer.*)

DAMM-KAVEL, — LOOS oder — PFAND, derjenige Antheil eines Dammes, welcher den durch ihn geschützten Anwohnern zur Unterhaltung anheim fällt. Diese Antheile sind numerirt und durch eingeschlagene Dammpfähle bezeichnet, damit ein genaues Register, die Deichrolle, über sie geführt werden kann. (*v. Hoyer.*)

DAMMLÄUFER oder LOOPER, ein 56 Fuß langes, 12 Fuß breites, 4 Fuß tiefes Fahrzeug, welches auf den holländischen Kanälen längs der Dämme geht. (*v. Hoyer.*)

DAMMLÜCKE heißt die in einen Damm zu dem Ausfluß des Wassers gemachte Öffnung, welche mit Steinen oder Holz eingefaßt, und, als eine einfache Schleuse, durch ein Schutzbret verschlossen, den Namen eines Siehles führt. — Auch die als Folge eines Dammbruches vorhandene Öffnung. (*v. Hoyer.*)

DAMM-MEISTER, der über den Bau, zur Leitung desselben, gesetzte Oberaufseher, der auch die Aufsicht über den Zustand und die Unterhaltung desselben führt. Die in Hinsicht der letztern in dem Lande gegebenen Gesetze und Vorschriften heißen die Dammordnung, welche zugleich die Bestimmung enthält, wie die Anwohner (Dammpflichtige) in Hinsicht der dazu erfoderlichen Kosten heranzuziehen sind. (*v. Hoyer.*)

DAMMPFÄHLE oder DEICHSTÖCKE bezeichnen die Antheile, welche bei einem Damme jedem Anwohner zu dem Bau und der Unterhaltung anheim fallen. — Pfähle, so beim Dammbau, besonders bei den an den Dämmen vorkommenden Beschädigungen gebraucht werden. (*v. Hoyer.*)

DAMMPLANKEN sind 3 bis 4 Zoll dick, 8 bis 10 Zoll breit und 4 Fuß lang, und werden in den Gängen eingeschoben, um das Abrollen des Gesteins zu verhindern. (*v. Hoyer.*)

DAMMPLATTE oder SCHLACKENBLECH, eine Platte von Gußeisen, welche im hohen Ofen auf dem Wallsteine liegt, um auf derselben die Schlacken abzuziehen. (*v. Hoyer.*)

DAMMSCHE SEE, der, in Pommern, wird fast überall zu $\frac{1}{2}$ □M. angegeben, ist etwa 2 Meilen lang und $\frac{1}{4}$ Meile breit. Er erstreckt sich von der Stadt Damm bis zum Ausfluß der Jhna, wo sich auch der große Oderstrom mit ihm vereinigt, um gemeinschaftlich die Damansche zu bilden. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMMSETZER, ein Arbeiter beim Straßenbau, welcher das Pflastersetzen mit Steinen verrichtet und dazu angelernt ist. (*v. Hoyer.*)

Dammstock s. Dammpfahl.

Dammwärter s. Dammmeister.

DAMMWASSER wird dasjenige Wasser genannt, was bei undichten Dämmen durch die Erde seigt, und hinter dem Damme an der Böschung derselben herabfließt. (*v. Hoyer.*)

DAMM- oder LUMPENZIEHER, ein von $\frac{1}{2}$ Zoll starkem Eisen spiralförmig gegen einander doppelt zu-

sammen gewundenes Werkzeug, das, an eine Stange befestigt, bei dem Geschütz zu dem Herausziehen der Pulverpatrone, oder der nach dem Schusse im Rohre zurückgebliebenen Zeuglappen dient. (*v. Hoyer.*)

DAMNA, Stadt in Serika, in den westlichen Theilen des Flusses Öchardus (Selengafluß), in einiger Entfernung gegen Norden von demselben; die Bewohner der Umgegend hießen Damnä. (Ptol.) (*H.*)

DAMNII, eine ansehnliche Völkerschaft in Britannia barbara (Schottland), auf der Westseite des Landes von West-Galloway bis an und über den Firth of Clyde hinaus. (*H.*)

DAMNO, des Belos Tochter, Gemahlin Agenors, Mutter des Phönix, der Isäa und Melia. (Schol. Apollon. 3, 1185.) (*H.*)

DAMNONII, britische Völkerschaft in dem jetzigen Devonshire und Cornwallis. (*H.*)

DAMNONIUM, ein anderer Name für das Vorgebirge Ocrinum (s. Sect. III. Thl. I. S. 293), welchen es von der anwohnenden Völkerschaft hat. (*H.*)

DAMO, nach Lysis (Diog. Laert. 8, 42) und Jamblichos (c. 28), eine Tochter des Pythagoras. (S. d. Art.) (*H.*)

DAMOCHARIS, einer der Dichter der griechischen Anthologie, von welchem vier wenig ansprechende Epigramme [1]) erhalten sind, und dessen Tod noch in einem Gedichtchen [2]) des Paulos (Silentiarios zu Justinians Zeit) gefeiert wird. Hier heißt die Insel Kos [3]) sein Vaterland; daher auch der Dorismus in der Namensform. Einiges Interesse gewinnt er für uns dadurch, daß er der Freund und Schüler des Anthologiensamlers Agathias genannt wird [4]). So bestimmt sich sein Zeitalter, um den Ausgang des fünften und den Anfang des sechsten Jahrhunderts. Übrigens verband er, wie damals üblich, poetische Studien mit grammatischen, daher er geradezu Grammatiker [5]) heißt, und bei Paulos [6]) γραμματικῆς ἱερὴ βάσις, etwas hyperbolisch, wie sich denken läßt. — Ein Damocharis wird in einem anonymen Epigramme [7]) erwähnt als Richter in Smyrna, der die von einem Erdbeben heimgesuchte Stadt durch seine angestrengten Bemühungen wieder in die Höhe gebracht habe. (Vergl. Jacobs im Catalogus poetarum epigrammaticorum (Anthol. Gr. XIII. p. 881.) (*Fr. Ritschl.*)

DAMOKLES, der Schmeichler des ältern Dionysios in Sicilien, welchen dieser an seine Stelle treten ließ, um ihn von der Glückseligkeit, deren er genieße, zu überzeugen, und der sich in dieser Stelle höchst glücklich fühlte, bis er das über seinem Haupte an einem Pferdehaar aufgehangene Schwert bemerkte. (Cic. Tusc. Qu. 5, 21.) (*H.*)

DAMOKRITOS oder DEMOKRITOS, aus Sikyon, Bildgießer, aus der attischen Schule des Kritias, und Schüler Pisons, blühte um Ol. 102. Pausanias nennt ihn als Verfertiger der zu Olympia aufgestellten Statue des Hippon von Elea, der im Faustkampfe der Knaben siegte (5, 3), Plinius (H. N. 34, 19, 28) nennt ihn unter denen, welche Statuen von Philosophen verfertigt haben. (*H.*)

DAMON, ein berühmter Sophist und Musiker in Athen (wahrscheinlich auch in Athen geboren), blühete ungefähr 440 bis 400 vor Chr. Geburt. Er war Schüler des Agathokles und Lehrer des Perikles. Auch Sokrates soll noch in seinem Alter von ihm die Musik erlernt haben. Es ist anzunehmen, daß man hier Musik im ausgedehnten Sinne der Griechen zu verstehen, und vor Allem die Regeln der Rhythmik in Bezug auf Dichtkunst in diesen Unterricht zu ziehen habe; denn Damon wird nicht blos ausdrücklich von den Alten als ausgezeichneter Rhythmiker gerühmt, sondern es werden ihm auch überhaupt gelehrte Kenntnisse zugesprochen. Wurde er doch sogar durch einen Volksbeschluß aus Athen verwiesen, weil man glaubte, er habe den Perikles bei seinem Unterrichte in der Musik hauptsächlich in der Kunst des Herrschens unterwiesen. — Cornel. Nepos gedenkt des Damon, als eines sehr berühmten Mannes, im zweiten Kapitel des Epaminondas, wo es heißt: Nam et citharizare et cantare ad chordarum sonum doctus est (Epam.) a Dionysio, qui non minore in musicis gloria, quam *Damon* aut Lamprus, quorum pervulgata sunt nomina. — Er war also ein Citherspieler, da er mit einem solchen zusammengestellt und der Name des den Epaminondas unterrichtenden Flötenbläsers (Olympiodorus) erst später angeführt wird. — Im 4ten Buche „von der Republik" erwähnt Plato eines Damon, und läßt ihn mit des Philosophen großer Zustimmung folgenden Satz aufstellen: „Nirgend sind die Weisen der Musik verändert worden, ohne Umänderung der meisten bürgerlichen Einrichtungen." (Man sehe die Zweibrücker Ausg. VI. Bd. S. 336.) Es kann hier kaum von einem andern Damon, als von diesem damals so allgemein berühmten, die Rede seyn. Nicht weniger preisend gedenkt unsers berühmten Citharisten Aristides Quintilianus, der seine 3 Bücher de Musica (herausgegeben von Meibom, 1652 zu Amsterdam) kurz nach Christi Geburt schrieb. Nach ihm soll Damon ein Meister in der Kunst gewesen seyn, mit wohlgewählten Tönen angemessene Empfindungen auszudrücken. — Prinz gibt ihn in seiner „historischen Beschreibung der edeln Sing- und Klingkunst. Dresden 1690" im 2ten Kap. §. 39. S. 19., als den Erfinder der hypolydischen Tonart an (oder, setzt er hinzu, erfand sie Polymnest); und im 7ten Kap. §. 42. S. 79. wird er nach Plutarch für den Erfinder der lydischen Tonart ausgegeben, die der mixolydischen entgegengesetzt ist. — Forkel hat des Damon in seiner Geschichte der Tonkunst nicht gedacht. (*G. W. Fink.*)

DAMON, ein pythagoreischer Philosoph, berühmt durch seine Freundschaft zu Phintias, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Pythias [1]). Die Haupt-

1) Anal. Brunck. III, 69. 70. 2) Anal. Brunck. III, 102. 3) S. auch Jac. Anth. Gr. XI. p. 192. 4) In Überschriften der Pfälzer Handschrift zu dem ersten Epigramm des Damocharis (ibid. p. 118) und dem angeführten des Paulus Silentarius (LXXXI.). 5) Ebendaselbst. 6) V. 3. 7) Anal. Brunck. III, 226.

1) Pythias, sagt Lange a. a. O., ist schwerlich je ein männ-

quelle der Erzählung davon, wie sie Aristoxenos aus dem Munde des jüngeren Dionysios selbst [2]), als dieser, von der Herrschaft vertrieben, zu Korinth Schule hielt, gehört zu haben versichert, findet sich bei Jamblichos im Leben des Pythagoras (§. 253. vergl. Porphyr. vit. Pyth. §. 59.). Daselbst heißt es: es galt eine Bürgschaft auf Leben und Tod. Einige Vertraute des Dionysios pflegten der Pythagoreer oft zu erwähnen und ihrer als Prahler und Aufschneider zu spotten, indem sie äußerten, daß es mit ihrem erhabenen Ernste und mit ihrer erheuchelten Treue und Kaltblütigkeit bald ein Ende haben würde, wenn sie in eine bedeutende Gefahr geriethen. Andere widersprachen, und es entstand darüber ein heftiger Streit. Nun wurde gegen Phintias eine Intrigue angesponnen, ein Ankläger gegen ihn aufgestellt, der ihn beschuldigte, einen gefährlichen Anschlag mit einigen andern gegen Dionysios gefaßt zu haben; dies wurde von jenen als Zeugen bestätigt, und die Anklage bis zu einer großen Wahrscheinlichkeit eingeleitet. Phintias gerieth über diese Rede in große Bestürzung; als Dionysios aber ausdrücklich erklärte, daß alles bereits genau untersucht, und er ein Kind des Todes sei, so erwiederte er, daß, wenn es so über ihn beschlossen sei, er nur um den übrigen Theil des Tages bitte, um seine und Damons Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Denn diese Männer wohnten beisammen in völliger Gemeinschaft aller Dinge; Phintias aber, als der ältere, hatte den größten Theil der Hauswirthschaft zur Besorgung übernommen. Er bat daher zu diesem Behuf um Loslassung und stellte Damon zum Bürgen. Dionysios erzählte nun, daß er sich verwundernd gefragt habe, ob es einen Menschen gebe, der in einer Sache, die das Leben kostet, Bürgschaft zu leisten wage. Auf die Bejahung wurde Damon herbeigeführt, der, als er das Geschehene gehört, sogleich einwilligte, Bürge zu werden und da zu bleiben, bis Phintias zurückkehrte. Dionysios sei nun dadurch in großes Erstaunen versetzt worden; die aber von Anfang an die Versuchung angestiftet, hätten über Damon gespöttelt, als sei er verloren und wie eine Hirschkuh (wie in Aulis bei Iphigenia) untergeschoben. Als sich aber die Sonne schon zum Untergange neigte, kam Phintias, um sich der Todesstrafe zu unterziehen. Darüber waren alle von großem Staunen ergriffen, Dionysios selbst aber, die Männer umarmend und küssend, bat sie, ihn als den dritten in ihren Bund aufzunehmen; allein trotz seines angelegentlichen Bittens willigten sie auf keine Art in dies Verlangen ein. (Vergl. Cic. Tusc. Qu. 5, 22. Hier ohne Anführung der Namen, wie bei Lactant. inst. div. 5, 17.) Diese Erzählung ist nachmals in Nebenumständen verschiedentlich abgeändert (Cic. de offic. 3, 10. Valer. Max. 4, 7. Diodor. Exc. p. 554. ed. Wessel.) und zu poetischem Zweck ausgeschmückt worden. Bekanntlich liegt sie auch der Ballade Schiller's: die Bürgschaft, zum Grunde. Der teutsche Dichter folgte hiebei dem Hygin (fab. 257), wo die beiden Freunde Möros und Selinuntius genannt werden (s. Lange, Literarische Parallelen im N. T. Merkur. 1808. März. S. 183 fgg.). Dagegen berichtet Hygin (fab. 254), daß Damon seine Mutter, Pythias aber — oder wie Andere auch hier lesen Phintias — seinen Vater aus Feuersgefahr errettet habe. Andere erzählen dies von zwei Brüdern aus Catana, deren Namen aber ebenfalls sehr verschieden angegeben werden (s. Salmas. a. a. O.). *(H.)*

lichet Name gewesen; der Redner, der bisweilen so geschrieben wird, heißt wie der Geograph Pytheas. Salmasius zu Solin Kap. 5. hat bereits bemerkt, daß statt Pythias stehen müsse Phintias. Nam Siculum nomen φιντίας et foemininum φιντίς. A verbo φιλεῖσθαι, φιλτός amabilis. Unde et φίλτρον amatorium. Inde nomen proprium φιλτίας, quod Siculi dicebant φιντίας: ut φίντατος pro φίλτατος etc. (Plin. exercit. 78.). Vergl. Munker zu Hygin. 2) Nach Cicero Tusc. 5, 20. 22. wäre diese Begebenheit unter dem ältern Dionysios vorgefallen; ein Irrthum, der nach Aristoxenos zu berichtigen ist. S. Mahne in Schäfer's Thesaur. nov. crit. 1, 35.

DAMON, William, Musiker und Componist an der Londoner Hofkapelle in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., welcher die Psalmen für die engländische Kirche zuerst vierstimmig setzte, die von einem seiner Freunde zum Druck befördert wurden. Sie kamen zu London 1579 heraus. Seine neuen Weisen wurden aber von der Kirche nicht benutzt; man sang die alten Psalm-Melodieen. Er setzte daher später auch diese vierstimmig nach damaliger Art. Der Tenor hatte die Melodie zu führen, wie es vorzüglich in den Psalm-Melodieen der reformirten Kirche Sitte war. Noch später erschien eine neue Ausgabe, wo die Melodieen dem Sopran zugetheilt wurden. Seine übrigen kirchlichen Compositionen scheinen nicht von Belang zu seyn. Es ist uns keine zu Gesicht gekommen. Er ist gegen 1590 gestorben. *(G. W. Fink.)*

DAMOPHILA, eine musikkundige Dichterin auf der Insel Lesbos, wo sie einer Akademie vorstand, in welcher junge Griechinnen in den beiden, damals noch enger verbundenen Künsten, in Musik und Dichtkunst, unterrichtet wurden. Sie scheint in der Art der Sappho gedichtet zu haben, deren Freundin und Genossin sie war. Daher wird auch die Erfindung der pamphilischen oder mixolydischen Tonart, bald der Damophila, bald der Sappho zugeschrieben. Philostratos berichtet im Leben des Apollonios von Tyana, sie habe die Hymnen verfaßt, die noch zu seiner Zeit zum Preise der Artemis gesungen wurden. Damophila war die Ehefrau des Pamphilus, und blühete in der 43. Olympiade, also ungefähr 600 vor Chr. Geburt. (S. Olear. de Poet. graecis.) *(G. W. Fink.)*

DAMOPHON, der einzige der Erwähnung würdige Messenische Bildhauer, der eine Zeitlang nach Phidias gelebt haben muß, da von ihm berichtet wird, er sei von den Eleern beauftragt worden, die Statue des Zeus zu Olympia, an welcher die Fugen des Elfenbeins auseinander gegangen waren, zu restauriren. (Paus. 4, 31.) Pausanias führt viele seiner Bildwerke an, und unter ihnen mehre Gottheiten der mystischen Religion, zu welcher er hingeneigt zu haben scheint. Zu Ägium war, unter andern, von ihm eine Eileithyia, an welcher nur Gesicht, Hände und Füße von pentelischem Marmor waren, das

übrige, weil es mit einem Gewand bedeckt wurde, von Holz. (Paus. 7, 23.) Unter mehren Statuen von ihm zu Megalopolis war eine Persephone ebenso gearbeitet. Zwei kleine Mädchen mit Blumenkörben auf den Köpfen wurden von einigen für Damophons Töchter, von andern für Athene und Artemis gehalten. (Paus. 8, 31.) (*H.*)

DAMOT (Damote, Damute), Provinz in Habesch an der Ostseite des Nils, Gojam gegenüber, nördlich von den Gebirgen Amid-Amid, östlich vom Fluß Temri begrenzt. Diese Provinz, welche die Gallas in neueren Zeiten erobert haben, hat einen trefflichen Boden, großen Reichthum an Heerden; außerdem findet man Gold. Die meisten Einwohner sind Christen, aber mit Heiden gemischt (Bruce Reisen von Volkmann. III, 255). (*L. F. Kämtz.*)

Damophilos s. Demophilos.

DAMOXENOS. Einer der Dichter der neuen Komödie, von dem nicht eben viel zu sagen ist. Athener heißt er bei Suidas und Eudokia (p. 131); sonst beruht unsere Kenntniß von ihm nur auf wenigen Stellen des Athenäos, aus welchem Suidas schöpfte. Die wichtigste (III, p. 102. 103.) gibt ein bedeutendes Fragment des Dichters von einigen sechzig Versen, und dieses wiederum eine Zeitbestimmung des Komikers. Ein gelehrter Koch wird darin eingeführt, der sich als Schüler des Demokritos und Epikuros (Ol. 109, 4. — 127, 3.) bekennt. Vor Ol. 114, 2., in welches Jahr die Ankunft des jungen Epikuros in Athen fällt, darf natürlich das Stück, welchem jenes Fragment angehört, in keinem Falle gesetzt werden; doch dürfte die dramatische Laufbahn des Dichters auch nicht allzuweit hinauszurücken seyn. Denn in einem andern Bruchstücke (bei Athen. XI, 469 a.) wird ein Adäos erwähnt; dieser aber ist, wie sowol der Zusatz *ἐν Κυψέλοις* zu beweisen scheint, als die anderweitig beglaubigte Verspottung desselben durch die Komiker Herakleides und Antiphanes (Zenob. Prov. VI, 34.), kein anderer, als der im Olynthischen Kriege Ol. 108, 1. vorkommende Anführer der Miethstruppen des Makedonerkönigs Philippos [1]. (S. Athen. XII, 532. d. e. Schweighäuser Bd. VI, S. 431 f. S. 82. Clinton Fast. Hellen. S. 147 f. Krüg.). Von der dichterischen Thätigkeit des Damoxenos geben nur zwei von Athenäos erhaltene Komödientitel Zeugniß (s. die angeführten Stellen), welche schon an sich auf die spätere Komödie hinweisen. Einen *ἑαυτὸν πενθῶν* dichtete, wie Damoxenos, auch Menandros, ähnlich dem *ἑαυτὸν τιμωρούμενος* desselbigen, dem *ἑαυτοῦ ἐρῶν* des Antiphanes u. dergl. Unter dem Namen des andern Stückes, *σύντροφοι*, schrieben Alexis und Poseidippos Komödien, und analog gebildete Benennungen bietet die Geschichte des Dramas jener Zeiten in Menge. Übrigens läßt sich aus den (ziemlich verderbten) Resten, die beim Athenäos zu lesen sind, nicht gerade etwas Charakteristisches entnehmen, wie denn überhaupt die Gleichförmigkeit einer typisch gewordenen Sprach- und Verstechnik als allgemeines Eigenthum der spätern Komödie sich zu erkennen gibt. — Wenn übrigens in der Epitome des Athenäos (I, 15. b.) Verse des Demoxenos angeführt werden, so ist dies eben nichts als dialektischer Formenwechsel [2]. (*Fr. Ritschl.*)

DAMPF (engl. Steam, franz. vapeur). I. Theoretische Untersuchungen über die Natur der Dämpfe. §. 1. Die Verwandlung tropfbarer Körper in elastische Dämpfe ist ein so alltäglich wiederkehrendes Phänomen, daß es den ersten Menschen schon auffallen mußte. Sobald daher die Philosophen anfingen, die Erscheinungen der Natur zu erklären, mußte nothwendig dieser Vorgang einer der ersten seyn, für welchen eine Hypothese aufgestellt wurde. Auch dreht sich die ganze Physik der Alten um dieses und einige verwandte Phänomene. Setzt man ein offenes Gefäß mit Wasser ins Freie, so vermindert sich das Wasser zusehends, ein Theil von ihm verschwindet, und zwar desto schneller, je höher seine Temperatur ist. Wo ist dieses Wasser geblieben? Die Antwort auf diese Frage ergab sich aus einem andern Vorgange. Wir sehen, daß zu manchen Zeiten Wasser in bedeutender Menge aus der Luft herabstürzt, Wasser, welches vorher in dieser Gestalt nicht vorhanden war. Es müssen bei beiden Vorgängen Umwandlungen Statt finden; man nahm an, das Wasser werde durch Wärme in Luft, diese aber wieder durch andere Processe in Wasser umgebildet. So hatte man hier zwei von den vier Elementen der Alten, welche bei diesem Vorgange in einander übergingen.

§. 2. Diese Ansicht, mehr oder weniger abgeändert, machte einen wichtigen Abschnitt in der Physik der Alten aus, und auch nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften wurde sie beibehalten. Auch gegenwärtig noch herrscht in der Physik eine ähnliche Hypothese, nur verstehen wir gegenwärtig unter den Elementen der Alten die Aggregatformen der Körper. So lange keine chemischen Untersuchungen über die verschiedenen Gase, so lange keine Versuche über die Expansivkraft der Dämpfe angestellt waren, mußte diese geistreich erdachte Hypothese den meisten bekannten Erscheinungen entsprechen. Nachdem aber Ziegler seine Versuche über Dämpfe, Lavoisier, Priestley, Scheele und andere die über Gase angestellt hatten, zeigte sich die Unhaltbarkeit des ganzen Systems. Jedoch hatten schon früher einige Naturforscher gezeigt, daß keine solche Umbildung des Wassers in Luft Statt finde. Namentlich leugnete Wolf diese Behauptung. Er brachte an die Öffnung einer Dampfkugel (s. §. 75.) ein gläsernes cylindrisches Gefäß, ließ den Dampf in dieses strömen, und da letzterer zu Wasser condensirt wurde, schloß er sehr richtig, er könne nicht in Luft verwandelt seyn [1].

§. 3. Diese und die folgenden Untersuchungen zwangen die Physiker, die sämtlichen expansibeln Körper in

---

1) Aus dem eben dort erwähnten Sculpturkünstler Ailon läßt sich um so weniger etwas schließen, als er in Gilligs Catal. Artific. p. 466 gewiß mit Recht als der ein Paar Male vorkommende mythische Künstlername erklärt worden ist.

2) Ebenso Damon und Demon, Damokles und Demokles etc. vergl. Demochares, Damocharis. — Ein von dem Komiker verschiedener Damoxenos kommt in Versen des Anthippos vor bei Athen. IX, 403. e., ein namhafter Kunstkoch, der ein tragisches Ende nahm.

1) Wolf nützliche Versuche. Th. I, Kap. 7.

zwei Hauptklassen zu theilen, in die der **Dämpfe** und die der **Gase**. Werden expansible Flüssigkeiten in einem Gefäße abgesperrt und dann einem starken Drucke oder einer bedeutend niedrigeren Temperatur ausgesetzt, so behalten einige stets die expansible Gestalt, ihr Volumen wird verkleinert, aber dergestalt, daß sich dieses bei gleichbleibender Wärme umgekehrt verhält, wie der einwirkende Druck. Man nennt Flüssigkeiten dieser Art **Gase**, **permanent elastische Körper**. Zu ihnen gehören z. B. trockene atmosphärische Luft, Oxygen, Hydrogen ꝛc. Dagegen gibt es andere, welche unter den gedachten Umständen nicht mehr die expansible Gestalt behalten, sich vielmehr in tropfbare Körper verwandeln; man bezeichnet diese Körper mit dem Namen **Dämpfe**, und zu ihnen gehören alle die Flüssigkeiten, welche durch Einwirkung der Wärme aus tropfbaren Körpern, wie Wasser, Weingeist, Äther ꝛc. entwickelt werden.

Diese Eintheilung der expansibeln Flüssigkeiten, welche lange Zeit die herrschende war und es auch noch gegenwärtig ist, scheint jedoch nur bis zu einer gewissen Größe des Druckes oder der Kälte richtig zu seyn. Untersuchungen, welche **Faraday** anstellte, haben gezeigt, daß viele Körper, welche bis dahin für Gase gehalten wurden, unter hinreichend großen Drucken und bei hinreichender Erniedrigung der Temperatur in tropfbare Körper verwandelt werden könnten. Zu Körpern dieser Art gehören die Kohlensäure, schwefelsaures Gas, Cyangas, Chlorgas, Ammoniakgas, Schwefelwasserstoffgas u. s. w. Da jedoch zur Hervorbringung dieser Wirkungen bedeutende Kräfte erfodert werden, und die gedachten Erscheinungen sich erst zeigen, wenn die Temperaturen oder Drucke bedeutend von denen abweichen, bei denen wir unsere Versuche anstellen; so wollen wir doch die obige Eintheilung bei der Betrachtung dieser Körper beibehalten, da die Übersicht der Erscheinungen dadurch im hohen Grade erleichtert wird.

§. 4. Wird ein Gefäß mit Wasserdampf gefüllt, so ist der Dampf vollkommen durchsichtig, so lange als das Gefäß eine hinreichend hohe Temperatur hat. Lassen wir durch eine Öffnung kalte Luft hineinströmen, so wird der Dampf undurchsichtig, noch ehe die Wände des Gefäßes mit Tropfen beschlagen sind, kleine Körper, dieselben, aus denen der Nebel besteht, verhindern den Durchgang der Lichtstrahlen. Optische Untersuchungen, von denen unter Dunst die Rede seyn soll, scheinen zu beweisen, daß wir es hier mit hohlen Kügelchen zu thun haben, welche Dampfbläschen heißen. Man nennt den Dampf in diesem Falle, wo er nicht ganz durchsichtig ist, **Dunst**, während **Dampf im engern Sinne** den vollkommen durchsichtigen Dampf bezeichnet. Andere Schriftsteller, wie E. G. Fischer, kehren die Bezeichnung um [2]). Um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, wollen wir in der Folge die Bezeichnungen **elastischer Dampf** (oder schlechthin **Dampf**) und **niedergeschlagener Dampf** anwenden.

§. 5. Die hohe Expansivkraft der Dämpfe, die wirkende Ursache der Dampfmaschinen, mußte längst bekannt seyn, ehe sie angewendet wurde, viele Unglücksfälle in den Fabriken und in der Haushaltung mußten sie längst erwiesen haben. Wird aus einem Stücke einer Thermometerröhre eine dünne Kugel von etwa einem Zolle Durchmesser geblasen, diese mit Wasser gefüllt, das übrig gebliebene Stück der Röhre dann zugeschmolzen und die Kugel in der Flamme einer Weingeistlampe erhitzt, so verwandelt sich das Wasser in elastischen Dampf, welcher mit großer Kraft von innen nach außen wirkt, und die Kugel endlich mit starkem Knalle zersprengt. Tischler, welche Firniß bereiten, alte Weiber, welche sich das Bette wärmen wollten, und dazu die verschlossenen mit Spiritus oder Wasser gefüllten Gefäße in den warmen Ofen setzten, haben nicht selten die Erfahrung gemacht, daß die Wärmflaschen und Gefäße, wol auch der ganze Ofen zersprengt wurden. Diese große Expansivkraft der Dämpfe kannte schon Heron von Alexandrien, Samuel Moreland, Baco von Verulam [3]), Amontons, Papinus u. s. w., keiner aber von diesen stellte genaue Untersuchungen darüber an. Erst in der Folge ist dieses mehrfach geschehen; es zeigte sich dabei, daß die Dämpfe verschiedener Flüssigkeiten eine ungleiche Expansivkraft hatten. Wir sehen uns daher genöthigt, die Dämpfe der verschiedenen Flüssigkeiten einzeln zu untersuchen [4]).

A. **Wasserdampf.**

§. 6. Den ersten genauen Versuch über die Elasticität der Dämpfe stellte Cavendish im Jahre 1760 an; er fand nämlich, daß Wasser im leeren Raume der Luftpumpe Dampf bilde, dessen Elasticität bei 72° F. einer Quecksilbersäule von ¾ Zoll das Gleichgewicht hielte [5]). Einige Jahre später machte Ziegler in seinem Specimen physico-chemicum de digestore Papini (4. Basileae 1769) eine Reihe von Versuchen bekannt [6]), die aber wegen Unvollkommenheit des Apparates wenig genau sind. Indessen hatte **Watt** bei seinen Untersuchungen über die Dampfmaschinen im Winter 1764 — 1765 eine Reihe unvollkommener Messungen gemacht, welche er in den Jahren 1773 und 1774 mit vollkommenern Apparaten wiederholte [7]).

Watt's Versuche wurden nicht bekannt gemacht; der Franzose **Bétancourt** stellte daher eigene an, welche er im Jahre 1790 bekannt machte [8]). In der Folge wurden diese Untersuchungen von mehren Physikern wiederholt, so von **Robison** [9]), **Schmidt** [10]), **Biker** und **Rouppe** [11]) und **Volta** [12]). Die Arbeit des letztern ist nie erschienen, er scheint aber mehre sehr interessante

2) Theorie und Kritik der Verdunstungslehre. 8. Berlin 1810. S. 7.

3) Müsschenbroek zu Experimenta Acad. del Cimento. II, 61. 4) Eine Übersicht der meisten bekannten Untersuchungen habe ich gegeben in: Untersuchungen über die Expansivkraft der Dämpfe. 8. Halle 1826. 5) *Robison* Mech. phil III, 593. II, 23. 6) Lambert Pyrometrie. §. 244. Meine Untersuchungen. S. 3. 7) *Robison* Mechanical philos II, 30. Meine Untersuchungen. S. 4. 8) *Bétancourt* sur la force expansive de la vapeur de l'eau. Paris 1790. *Prony* Journ. de l'école polytechn. Vol. I. cah. 2. p. 24. Meine Untersuchungen. S. 7. 9) *Robison* Mech. phil. II, 23. 10) Gren neues Journal. IV, 251. 11) Gilbert's Annalen X, 257. 12) Opere di Volta. III, 381.

Resultate gefunden zu haben, wie aus einem 1794 an Vassali-Candi gerichteten Briefe hervorgeht.

Ein neuer Abschnitt in dieser Lehre beginnt mit John Dalton[13]; während die älteren Physiker ihre Versuche vorzugsweise in höheren Temperaturen angestellt hatten, richtete er sein Augenmerk vorzüglich auf das Verhalten in Wärmegraden unter dem Siedepunkte des Wassers, und hier machte er sehr genaue Messungen. Aber es war nicht sowol die Genauigkeit der letztern, als vielmehr die scharfsinnigen Folgerungen, die er daraus über das Verhalten der expansibeln Körper herleitete, welche die Aufmerksamkeit der Physiker auf diese Arbeit lenkten. Die Resultate von Dalton, anfangs bezweifelt, wurden in der Folge durch Gay-Lussac zum Theile bestätigt, und fanden immer mehr Beifall. Um dieselbe Zeit, wo Dalton seine Versuche anstellte, hatten auch Southern und Creighton ähnliche gemacht[14], die aber nicht so genau waren, als die Daltonschen.

Inzwischen wurde es wünschenswerth, daß Dalton's Messungen nochmals wiederholt würden, da sich allerdings einige Einwendungen gegen den Apparat machen ließen. Ure entschloß sich zu dieser Arbeit und machte seine Resultate im J. 1817 bekannt[15]. Arzberger in Wien[16], Christian[17], Taylor[18], Clément[19] und andere wiederholten diese Versuche, indem sie theils ausführlichere Reihen von Versuchen, theils einzelne Messungen bei bestimmten Temperaturen anstellten.

Auf diese Art lernte man die Expansivkraft des Wasserdampfes unter dem Siedepunkte des Wassers und in etwas höheren Temperaturen kennen. Der Physiker sowol als der Mechaniker reichten hiemit lange aus, da jener häufig nur die Expansivkraft des Dampfes bei den gewöhnlichen Temperaturen, dieser nur in Wärmegraden, die wenig über dem Siedepunkte lagen, zu kennen nöthig hatte. Indessen bald wurden Maschinen mit hohem Drucke construirt, der Dampf hatte hier sehr hohe Temperaturen, und Explosionen kamen häufig vor. Regirungen und Privatleute wurden hierauf immer aufmerksamer; aber sollten die Versuche bei höheren Temperaturen genauer seyn, als die bis dahin angestellten, und auch einen größern Theil der Thermometerscale umfassen, so wurden die erfoderlichen Apparate sehr theuer und überstiegen die Kräfte der Privatpersonen. Endlich gab die französische Regirung zu dieser Untersuchung die nöthigen Kosten her, Fortin construirte für die Akademie einen trefflichen Apparat, und Arago und Dulong wurden mit Anstellung der Versuche beauftragt.

§. 7. Stimmt auch im Allgemeinen das Verfahren, dessen man sich bei Bestimmung der Expansivkraft der Wasserdämpfe bedient, in höheren und niederen Temperaturen überein, so lassen sich doch die Apparate auf mancherlei Art abändern, je nachdem man die Versuche blos unter oder über dem Siedepunkte des Wassers machen will. Es sei ABC (Fig. 1.) ein gut ausgekochtes Heberbarometer, dessen Angaben genau mit denen eines andern guten Barometers verglichen sind. Der offene Schenkel dieses Barometers habe eine Länge, welche der des verschlossenen gleich seyn möge. Hat man sich durch die angestellten Messungen von der Güte der Scale überzeugt, so bringe man in den luftleeren Raum AD einige Tropfen Wasser, sogleich wird die Höhe FD der Quecksilbersäule weit geringer seyn, als in dem gewöhnlichen Barometer, der Unterschied beider wird desto größer, je höher die Temperatur ist. In dem luftleeren Raume entwickeln sich so viel Dämpfe als seiner Temperatur entsprechen. Diese dehnen sich vermöge ihrer Expansion so sehr als möglich aus und wirken daher dem Luftdrucke entgegen. Gesetzt beide Barometer hängen in einem Raume, dessen Temperatur etwa 20° C. betragen möge, zeigte das gut ausgekochte Barometer einen Luftdruck von 336‴ an, so würde dasjenige, in dessen luftleerem Raume sich Wasser befindet, nur etwa auf 328‴,5 stehen, es würde also die Expansivkraft des gebildeten Wasserdampfes einen eben solchen Druck ausüben, als eine Quecksilbersäule von $336''' - 328''',5 = 7''',5$. Ist bei einer Temperatur von 20° C. der Barometerstand allgemein b, so beträgt die Höhe des dampfenthaltenden Barometers stets $b - 7''',5$. Bezeichnen wir allgemein bei der Temperatur t den Barometerstand mit b, den Stand in dem Dampfbarometer mit b', so ist die Größe $b - b'$ eine constante, und wir sehen sie daher als Maß der Expansivkraft der Dämpfe an.

§. 8. Will man nun Versuche bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmosphäre anstellen, so genügt es, beide Instrumente in ein Zimmer zu hängen, in welchem sich die Wärme nur langsam ändert, und ihren Stand nebst der entsprechenden Temperatur sorgfältig aufzuzeichnen. Ich habe auf diese Art eine Reihe von Versuchen bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmosphäre angestellt. Soll aber die Expansivkraft für höhere Temperaturen bestimmt werden, so muß man künstliche Wärme anwenden. Dalton nahm ein langes cylindrisches Glasgefäß, in das er das ganze Barometer stellen konnte, und goß nach und nach warmes Wasser hinein. So wie die Temperatur stieg, entwickelte sich in dem Raume AD Dampf von höherer Expansivkraft, das Quecksilber sank bei D, stieg bei E, bis endlich bei der Temperatur des siedenden Wassers D und E in einerlei Niveau lagen. Wurde neben dem jedesmaligen Thermometerstande die Länge der getragenen Quecksilbersäule gemessen und diese von dem Barometerstande subtrahirt, so erhielt man dadurch die jeder Temperatur entsprechende Expansivkraft des Dampfes.

Das Verfahren von Dalton ist einfach, gibt aber zu manchen kleinen Fehlern Veranlassung. Es hält nämlich schwer, daß die ganze Wassermasse in der Höhe und Tiefe einerlei Temperatur habe, daher ist es schwer, die Wärme in dem Raume AD genau anzugeben. Das Wasser muß sorgfältig umgerührt werden und hiedurch selbst wird keine völlig gleiche Temperatur hergestellt.

13) Gilbert's Annalen. XV, 1. Meine Untersuchungen. S. 22. 14) *Robison* Mech. phil. II, 160. 15) Phil. Trans. 1818. p. 338. 16) Jahrb. d. polyt. Inst. in Wien I, 144. 17) Mecanique industr. II, 227 bei Muncke in Gehler's phys. Wörterbuch N. A. II, 337. 18) Phil. Mag IX, 452. bei *Tredgold* on steam engine. 4. London 1827. p. 72. 19) Bei *Tredgold* p. 73.

Biot[20]) räth an, man sollte in das Gefäß mehre Thermometer in verschiedenen Höhen befestigen und annehmen, daß die beobachtete Expansivkraft ihrem arithmetischen Mittel entspreche; jedoch wird auch dadurch der Fehler nicht entfernt, wie folgender einfache Versuch zeigt. Biegt man den obern Theil der Glasröhre AD, so daß er fast horizontal liegt, und erhitzt dann das darin befindliche Wasser durch eine Lampe, so wird die Größe DF immer kleiner. Jetzt halte man an den Theil der Röhre, welcher mit Dampf angefüllt ist, ein Stück Eis, kaum bringt die Kälte durch das Glas in das Innere, so steigt das Quecksilber mit großer Schnelligkeit in die Höhe und die Expansivkraft wird weit kleiner als diejenige, welche dem arithmetischen Mittel beider Temperaturen entspricht.

Durch Abänderung der Erwärmungsmethode hat Ure diesen Übelstand vermieden. Ein Gefäß GIG′ von einigen Zoll Durchmesser und Höhe wird über den verschlossenen Schenkel der Barometerröhre geschoben und bei I so befestigt, daß nie Wasser durch die Verbindung durchdringen kann. Bei D wird dann ein Ring von Platinadraht auf die Röhre geschoben. Bis zu ihm muß stets das Quecksilber in dem verschlossenen Schenkel steigen, so daß nur der wenige Zoll lange Raum AD mit Dämpfen gefüllt ist. Um die Erwärmung dieses Raumes vorzunehmen, wird das Gefäß GIG′ mit Wasser gefüllt und dieses entweder durch untergesetzte Lampen oder durch Zugießen von heißerem Wasser erwärmt; ein Thermometer H ist dazu bestimmt, den Wärmegrad des Dampfes anzugeben. Gesetzt nun, der Apparat sei anfänglich so eingerichtet gewesen, daß die Grenzen der Quecksilbersäule bei D und E gelegen hätten, so wird dieses bei einer andern Temperatur nicht mehr statt finden. Wird das Wasser erwärmt, so erhält der Dampf eine größere Expansivkraft, und die Oberfläche der Quecksilbersäule in dem verschlossenen Schenkel rückt nach K. Um diese bis zum Inder D zurückzuführen, wird in den offenen Schenkel C so lange Quecksilber geschüttet, bis dieses in dem offenen Schenkel bei L, in dem verschlossenen wieder bei D steht, die Länge DM von dem gleichzeitig beobachteten Barometerstande subtrahirt gibt dann die Expansivkraft an. So wie die Temperatur steigt, wird in den offenen Schenkel C so lange Quecksilber gegossen, bis es in dem verschlossenen wieder bei D steht.

Wird gleich durch diese Einrichtung der gerügte Fehler vermieden, so liegt in ihm doch eine andere Klasse von Fehlern; es ist der angegebene Apparat so eingerichtet, daß er nur dann angewendet werden kann, wenn die Temperatur des Dampfes stationär ist oder steigt. Die Kugel des Thermometers wird theils wegen der geringeren Dicke des Glases, theils wegen der bessern Wärmeleitung des Quecksilbers den Temperaturveränderungen leichter folgen, als das in der dickern Barometerröhre enthaltene Wasser und der aus ihm entwickelte Dampf. Wird daher die Erwärmung nicht sehr langsam vorgenommen, so wird die gefundene Expansivkraft einer Temperatur entsprechen, welche kleiner ist, als diejenige, welche das Thermometer angibt. Eine einfache Abänderung des Apparates dürfte auch diesen Fehler entfernen. Statt nämlich eine einzige Glasröhre zu nehmen und diese bei B zu biegen, kann man die Röhren AB und BC in ein stählernes Gefäß kitten, an welchem ein Hahn angebracht ist, durch welchen man nach Belieben Quecksilber auslaufen läßt. Wird nun die Temperatur des Dampfes erhöht, so hält man sich strenge an das Verfahren von Ure; hat man die Versuche bis zu der höchsten beabsichtigten Temperatur fortgesetzt, so läßt man das Wasser erkalten, die Expansivkraft des Dampfes wird geringer und das Quecksilber steigt über D nach dem Punkte N. Jetzt wird der Hahn geöffnet und so lange Quecksilber abgelassen, bis dieses wieder bei D steht. Auf diese Art ist man im Stande, Versuche sowol bei steigender als bei abnehmender Temperatur anzustellen, und wenn dann das Thermometer der Temperatur und Expansivkraft des Dampfes voraneilte, so ist es wahrscheinlich, daß durch das arithmetische Mittel der Messungen die entgegengesetzten Fehler compensirt werden.

§. 9. Die Apparate zur Bestimmung der Expansivkraft der Dämpfe in Temperaturen unter dem Siedepunkte des Wassers sind noch auf mancherlei Art construirt worden. Wegen der Berühmtheit des Experimentators möge hier noch der Apparat von Watt erwähnt werden[21]). An eine Barometerröhre BC (Fig. 2.) von 36 Zoll Länge wurde eine Kugel A von etwa 1½ Zoll Durchmesser geblasen, bei B etwas Papier um die Kugel gewickelt und die Röhre durch den conischen Ansatz eines zinnernen Gefäßes FF′ gesteckt. Hierauf wurde die Kugel nach Umkehrung des Apparates mit reinem Quecksilber, die Röhre mit frisch ausgekochtem destillirten Wasser gefüllt. Der Apparat wurde nun in die in Fig. 2. abgebildete Lage gebracht, indem die Röhre bei C mit dem Finger verschlossen und in das Quecksilbergefäß G gesetzt wurde. Das Wasser stieg nach oben, und wurde durch mehrfaches Umkehren der Röhre von aller Luft befreit. Endlich wurde das Gefäß FF′ mit Wasser gefüllt, dieses durch eine untergesetzte Lampe E erwärmt und seine Temperatur durch das Thermometer H gemessen. Die Dämpfe trieben das Quecksilber herab bis D und die Größe CD von dem Barometerstande subtrahirt, gab die Expansivkraft an.

Watt selbst war mit den Resultaten seiner Versuche nicht sehr zufrieden[22]) und er foderte daher Southern zu dieser Untersuchung auf. Andere Physiker haben dagegen seinen Messungen einen größern Werth beigelegt, als sie zu verdienen scheinen[23]). In dem Apparate selbst liegt nämlich eine constante Fehlerquelle, und daher sind auch die von Watt gefundenen Größen kleiner als die von andern Experimentatoren angegebenen. Indem nämlich nur die Kugel A erwärmt wird, ist das Röhrenstück BD der Temperatur der äußern Atmosphäre ausgesetzt, hat eine geringere Wärme, und so

20) Traité de physique I, 268.

21) *Robison* Mech. phil. II, 30. 22) With the whole of the observations, I was, after all, by no means satisfied, so lauten Watt's eigene Worte. *Robison* Mechan. phil. II, 34. 23) Muncke in Gehlers phys. Wörterb. II, 517.

findet eine continuirliche Destillation des Wassers aus A nach D statt, die Expansivkraft ist kleiner als diejenige, welche der Temperatur der Kugel A entspricht.

§. 10. Bei den bisher entwickelten Methoden wurde die Expansivkraft durch den Druck der Atmosphäre bestimmt, indem man die beiden Barometer verglich und den Theil des Atmosphärendruckes bestimmte, welchem die Expansivkraft des Dampfes das Gleichgewicht hielt. Man kann jedoch auch bei Temperaturen unter dem Siedepunkte direct die Quecksilbersäulen messen, welche von dem Dampfe getragen werden. Man verfertige ein Heberbarometer, erweitere aber den offenen Schenkel zu einer Kugel, welche man schon so bläst, daß sich ihr oberes Ende in der Folge leicht zuschmelzen läßt. Nachdem der Apparat so vorgerichtet ist, wird das Barometer wie gewöhnlich sorgfältig ausgekocht. Ist dieses geschehen, so wird die Kugel zum Theil mit Wasser gefüllt, dieses bis zum Sieden erhitzt und durch die entwickelten Dämpfe die Luft hinausgetrieben. Hält man die Kugel für luftleer, so wird sie schnell zugeschmolzen. So wie die Temperatur der Kugel und mithin die Elasticität der in ihr enthaltenen Dämpfe kleiner wird, sinkt das Quecksilber in der Röhre und steigt in die Kugel. Man muß deshalb die Kugel gleich anfänglich so groß machen und nur so weit mit Wasser füllen, daß sie auch bei den niedrigsten Temperaturen, bei denen Versuche gemacht werden sollen, nicht ganz von Quecksilber gefüllt wird. Soll nun mit diesem Apparate die Expansivkraft der Dämpfe bestimmt werden, so wird die Kugel in ein Gefäß mit Wasser gestellt, dieses erwärmt und seine Wärme durch ein Thermometer gemessen. Die Höhe des Quecksilbers in der Röhre über der im Gefäße gibt dann die Quecksilbersäule an, mit welcher die Elasticität des Dampfes im Gleichgewichte steht.

Einer ähnlichen Vorrichtung bediente sich G. G. Schmidt bei seinen Versuchen [24]) und in etwas abgeänderter Gestalt auch Muncke [25]). Neuerdings ist dieselbe von Prechtl [26]) empfohlen und von August [27]) benutzt worden, um die Expansivkraft des Dampfes bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmosphäre zu bestimmen.

Man kann sich bei diesen Untersuchungen auch einer guten Luftpumpe bedienen. Stellt man unter den Recipienten neben die Barometerprobe ein Gefäß mit Wasser, und erwärmt den Apparat, so entwickeln sich Dämpfe; wird dann schnell ausgepumpt, so sind wir bei einer Temperatur von 20 bis 30 oder mehr Graden im Stande, die Luft so weit zu verdünnen, daß die Elasticität des nicht mit den Dämpfen fortgegangenen und zurückgebliebenen Theiles kaum Beachtung verdient. Setzt man nun den Recipienten verschiedenen Temperaturen aus, so kann der Stand der Barometerprobe als die Größe angesehen werden, welche dem Drucke des Dampfes das Gleichgewicht hält. Dalton und Muncke haben auf diese Art mehre Versuche angestellt.

24) Gren Journal IV, 279. 25) Muncke Naturwissenschaftliche Abhandl. 26) Zeitschrift für Mathematik und Physik I, 383. 27) Poggendorff's Annalen.

§. 11. Wenn wir auf diese Art die Expansivkraft des Dampfes bestimmen, so finden wir, daß sie immer größer wird, je höher die Temperatur steigt; selbst bei den niedrigsten Temperaturen, bei denen wir Versuche anstellen können, ist sie nicht verschwunden, und es ist diese Thatsache eine von denen, durch welche Dalton die Wissenschaft bereichert hat, indem ältere Physiker annahmen, daß sie bei der Temperatur des Gefrierpunktes verschwinde, wie dieses die von Watt, Betancourt, Schmidt und Robison mitgetheilten Tafeln beweisen. Bei der Temperatur des siedenden Wassers beträgt die Elasticität 28 Zoll, und da der Druck einer Quecksilbersäule von 28 pariser Zollen mit dem Namen Atmosphärendruck bezeichnet wird, so sagt man, der Dampf des siedenden Wassers habe eine Elasticität von einem Atmosphärendrucke.

§. 12. Bei Betrachtung der Elasticität des Wasserdampfes müssen wir zwei Fälle wohl unterscheiden. Es ist bei den bisherigen Untersuchungen vorausgesetzt worden, daß in dem luftleeren Raume, in welchem sich die Dämpfe entwickelten, noch stets tropfbares Wasser enthalten sei; nehmen wir ein eben solches Gefäß und bringen in dieses nur wenig Wasser, so kommt bei der Erwärmung endlich ein Punkt, wo alles Wasser die Dampfgestalt angenommen hat, bis zu dieser Temperatur war die Expansivkraft eben so groß als in einem Gefäße, in welchem überschüssiges Wasser vorhanden war; über diesen Punkt hinaus wächst sie zwar ebenfalls mit der Erwärmung, aber viel langsamer, der Raum enthält wegen des Wassermangels nicht so viel Dämpfe, als er bei dieser Temperatur enthalten könnte, er ist nicht mit Dämpfen gesättigt, während ein Raum mit Dämpfen gesättigt heißt, wenn er so viel Dämpfe enthält, als er aufnehmen kann.

Ist alles in einem Gefäße enthaltene Wasser in Dampf verwandelt, so dehnt sich der gebildete Dampf durch die Wärme nach den Erfahrungen von Gay-Lussac [28]) ebenso aus, wie jedes trockne Gas, und dieses gilt nicht nur vom Wasserdampfe, sondern von jedem andern Dampfe. Ist also E die Elasticität bei 0°, E′ die bei der Temperatur von t° nach dem hunderttheiligen Thermometer, so wird

$$E' = E\,(1 + 0{,}00375\,t).$$

Dieses einfache Gesetz setzt uns in den Stand, die Temperatur zu bestimmen, bei welcher ein Raum von einer gegebenen Dampfmenge eben mit Dämpfen gesättigt ist, eine Aufgabe, welche uns in der Folge von Wichtigkeit seyn wird, und welche wir genauer durch Rechnung als durch unmittelbare Beobachtung lösen können. Wir dürfen nämlich das Gefäß nur fortdauernd erwärmen und die Expansivkraft des Dampfes beobachten; sind wir auf diese Art über die Temperatur hinausgekommen, bei welcher die Dampfmenge den Raum eben sättigte, so wächst die Expansivkraft sehr langsam. Man erhitze den Apparat bis zu einer Temperatur t″, welche 10 oder mehre Grade über derjenigen liegt, von welcher die langsame Zunahme der Elasticität anfing; die entsprechende Elasti-

28) *Biot* Traité de physique.

cität sei E''. Bei einer andern Temperatur t' wo der Raum ebenfalls nicht mit diesen Dämpfen gesättigt ist, sei die Elasticität ι'. Ist nun E die Elasticität derselben Dampfmenge, welche bei der Temperatur von 0° einen Raum nicht sättigt, so ist

$$E' = E\,(1 + 0{,}00375\ t')$$
$$E'' = E\,(1 + 0{,}00375\ t'')$$

daraus $$E' = E''\,\frac{1 + 0{,}00375\ t'}{1 + 0{,}00375\ t''}.$$

Um daher die Temperatur zu finden, bei welcher der Raum eben mit Dämpfen gesättigt ist, messe man die zu t' gehörigen Werthe von E', setze sodann in den obigen Ausdruck für E' einen kleinern Werth von t' und vergleiche die beobachteten Werthe mit den berechneten. Kommt endlich ein Punkt, von welchem an die berechneten Expansivkräfte größer werden als die beobachteten, so kann man annehmen, daß die Temperatur, bei welcher diese Abweichung anfängt, diejenige ist, bei welcher der Raum eben mit Dämpfen gesättigt ist.

§. 13. Die bisher mitgetheilten Methoden bezogen sich nur auf die Bestimmung der Expansivkräfte, welche kleiner waren, als ein Atmosphärendruck. Dies Verfahren von Dalton und Ure läßt sich auch auf größere Drucke anwenden; man setzt nämlich auf die Röhre BC (Fig. 1.) neue Röhren, erwärmt den Dampfraum AD aber nicht mehr durch warmes Wasser, sondern durch warmes Öl, weil dieses bis zu höheren Temperaturen erhitzt werden kann, und gießt jedesmal bei steigender Temperatur in den offenen Schenkel so lange Quecksilber, bis dieses im verschlossenen wieder bei D steht. Die Länge der Quecksilbersäule über dem Niveau von D zu dem gleichzeitig beobachteten Barometerstande addirt, gibt dann die Größe der Expansivkraft an. Da jedoch in diesem Falle der größte Theil der unter D liegenden Röhre völlig unnöthig ist, so ändert Ure den Apparat für größere Drucke dergestalt ab, daß er die Röhre schon bei K biegt; dadurch wird der Apparat um vielleicht 2 Fuß kürzer und compendiöser.

Ist dieses Verfahren gleich das zweckmäßigste und natürlichste, so treten seiner Anwendung für Drucke von mehren Atmosphären doch bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Gehen wir nämlich bis zu einem Drucke von 10 und mehren Atmosphären, so ist der Apparat der Gefahr ausgesetzt, zerbrochen zu werden. Die aus Stücken zusammengesetzte Glasröhre von 30 oder mehr Fuß Länge biegt sich, und wird sie eingeklemmt, so kann sie durch die von der Temperatur abhängigen Änderungen der Dimensionen leicht zerbrochen oder zerrissen werden [29]). Ein Apparat aber, bei welchem alle diese Fehler vermieden sind, wird im hohen Grade zusammengesetzt und theuer. Man hat deshalb bei höheren Temperaturen zwei andere Methoden benutzt, es ist der Druck auf eine Fläche von bestimmter Größe entweder durch Gewichte oder durch Compression von Luft bestimmt worden.

§. 14. Gesetzt in einem verschlossenen Gefäße entwickele sich Dampf von großer Spannung, so wird dieser einen Druck gegen die innern Wände ausüben; ist die Elasticität bekannt, so läßt sich die Größe desselben durch das Gewicht einer Quecksilbersäule bestimmen, deren Länge die Expansivkraft, deren Basis die gedrückte Fläche ist. Bringt man nun an einer Stelle des Apparates ein Ventil an, so wird es vom Dampf fortgeschleudert; um dieses zu verhindern, müssen wir das Ventil mit einem Gewichte beschweren. Ist das Gewicht bekannt, bei welchem das Ventil eben liegen bleibt, so läßt sich aus der Größe des Ventils die Länge einer Quecksilbersäule herleiten, welche genau denselben Druck ausüben würde.

Mehre ältere Experimentatoren, wie Biker, Bétancourt und andere haben dieses Verfahren angewendet. Die genausten Versuche mit diesem Apparate rühren indessen von Arzberger her [30]). Eine knieförmig gebogene eiserne Röhre ABC (Fig. 3.) wurde so auf drei Füße gestellt (diese sind in der Zeichnung fortgelassen), daß der kürzere Schenkel lothrecht stand, das andere schrägliegende Ende aber bis nahe zu gleicher Höhe mit diesem aufstieg. In den kürzeren Schenkel C war ein stählerner Ansatz DE mit einem eingeschliffenen Kugelventile H geschroben, welches beim Aufspringen durch den Stift H am Abgleiten aus seiner Öffnung gehindert wurde. Über der Kugel befand sich ein Träger G, der an seinem obern Ende ausgeschlitzt das Zapfenlager für den Drehpunkt einer Wage bildete. Der eine Arm des Balkens wurde bei I von einem gut befestigten Haken getragen, bei L dagegen hing die Schale, auf welche Gewichte gelegt wurden, welche das Ventil gegen die Öffnung hinabdrückten. An dem Ende bei A war ein Thermometer M luftdicht in die Röhre geschoben. Eine kleine Röhre B diente dazu, vermittelst eines hier nicht abgebildeten kleinen Druckwerkes Wasser in die Röhre zu pumpen. War der Apparat anfänglich mit Wasser gefüllt, so wurde dieses stark erhitzt, der Hahn bei A geöffnet und dadurch die vorhandene Luft vermittelst des stark erhitzten Dampfes ausgetrieben. Der Hahn wurde geschlossen und das Ventil vermöge der Wage so lange belastet, bis es genau schloß und keinen Dampf entweichen ließ. Aus dem Querschnitte der Öffnung des Ventiles und seiner Belastung wurde der Druck der Dämpfe hergeleitet, diesem der gleichzeitig beobachtete Barometerstand zugefügt und auf diese Weise die ganze Expansivkraft durch die Länge einer Quecksilbersäule gefunden.

Die Versuche wurden mit Sorgfalt angestellt und verdienen deshalb Zutrauen. Indessen sind hiebei manche Fehler möglich, es hält schwer alle Reibung des Ventiles zu vermeiden und genau die eben erfoderliche Belastung zu bestimmen [31]). Das Thermometer wird hier von dem Dampfe selbst zwar erwärmt und es scheint, man werde dadurch genau die Temperatur erhalten; wir müssen jedoch erwägen, daß die Dämpfe von hoher Elasticität die Kugel comprimiren, die Angaben des Thermometers also vergrößern; es hält endlich schwer in der

29) Dulong u. Arago in Schweigger's Jahrb. XLIX.

30) Jahrbücher des polyt. Instituts zu Wien I, 144; in Gehler's Wörterb. II, 335. 31) Dulong und Arago in Schweigger's Jahrb. LIX 189.

ganzen Länge der Röhre genau dieselbe Wärme zu erhalten, wodurch neue Fehler entstehen können.

§. 15. Man kann auch die Elasticität des Dampfes dadurch bestimmen, daß man eine gegebene Menge von trockner Luft durch den Dampf comprimiren läßt. Schon Mayer hatte einige wenige Versuche auf diese Art angestellt, in neueren Zeiten haben es Dulong und Arago angewendet [32]), und diese Versuche durften wol zu den genauesten gehören, welche bisher angestellt worden sind. Nachdem sie sich durch directe Messungen von der Richtigkeit des Mariotteschen Gesetzes bis zu Drucken von 27 Atmosphären überzeugt hatten, so ließen sie dieselbe Menge trockener Luft, mit welcher sie diese Versuche gemacht hatten, durch Dampf zusammendrücken und leiteten daraus die Länge der Quecksilbersäule her. Da indessen der Apparat sehr zusammengesetzt ist, so verweise ich wegen seiner Einrichtung auf die erwähnte Abhandlung, wo die einzelnen Theile auf mehren Tafeln abgebildet sind.

§. 16. Es würde mich hier zu weit führen, sollte ich die von verschiedenen Experimentatoren erhaltenen Größen einzeln mittheilen. Ich gebe daher zwischen den Temperaturen von — 15° und + 21° R die von mir erhaltenen Größen, von 25° bis 80° das Mittel derjenigen Messungen, welche ich in meinen Untersuchungen über die Expansivkraft der Dämpfe (S. 41.) mitgetheilt habe; von 99° R an sind die von Dulong und Arago gefundenen Größen angegeben. Bei diesen, sowie meinen eigenen Versuchen, ist die Länge der Quecksilbersäule auf 0° reducirt. Ob dieses auch von 25° bis 80° geschehen sei, läßt sich nicht bestimmen, da die Beobachter nichts darüber sagen. In der folgenden Tafel gibt die erste Spalte die Temperatur nach dem Reaumurschen Thermometer, die zweite die Expansivkraft in pariser Linien, die dritte in Millimetern, die vierte endlich die Temperatur in Graden des hunderttheiligen Thermometers, wobei ich einfach angenommen habe, daß 80° R und 100° C identische Temperaturen seyen.

Temperatur R	Expansivkraft.		Temperatur C
	pariser Linien	Millimeter	
— 15°	0,48	1,08	— 18,75°
— 14	0,54	1,22	— 17,50
— 13	0,62	1,40	— 16,25
— 12	0,69	1,56	— 15,00
— 11	0,75	1,69	— 13,75
— 10	0,81	1,83	— 12,50
— 9	0,87	1,96	— 11,25
— 8	0,98	2,21	— 10,00
— 7	1,10	2,49	— 8,75
— 6	1,19	2,69	— 7,50
— 5	1,28	2,89	— 6,25
— 4	1,42	3,16	— 5,00
— 3	1,54	3,48	— 3,75
— 2	1,69	3,82	— 2,50
— 1	1,86	4,20	— 1,25
0	2,04	4,59	0
+ 1	2,25	5,08	+ 1,25
2	2,45	5,53	2,50
3	2,71	6,11	3,75
4	2,93	6,61	5,00
5	3,19	7,20	6,25
6	3,47	7,83	7,50
7	3,77	8,51	8,75
8	4,07	9,18	10,00
9	4,43	9,99	11,25
10	4,70	10,60	12,50
11	5,07	11,44	13,75
12	5,50	12,41	15,00
13	5,96	13,45	16,25
14	6,41	14,46	17,50
15	6,90	15,57	18,75
16	7,49	16,90	20,00
17	8,05	18,16	21,25
18	8,71	19,65	22,50
19	9,28	20,93	23,75
20	10,00	22,56	25,00
21	10,86	24,50	26,25
25	14,32	32,30	31,25
30	20,35	45,91	37,50
35	28,59	64,50	43,75
40	39,23	88,50	50,00
45	54,07	121,98	56,25
50	72,80	164,51	62,50
55	96,59	217,91	68,75
60	126,34	285,03	75,00
65	163,88	369,72	81,25
70	211,20	476,47	87,50
75	268,33	605,35	93,75
80	336,00	758,02	100,00
98,96	722,20	1629,16	123,70
106,16	964,92	2176,70	132,70
106,64	967,10	2181,60	133,30
110,80	1125,35	2538,60	138,50
119,76	1540,85	3475,90	149,70
121,51	1634,35	3686,80	151,89
122,94	1720,43	3881,00	153,67
130,72	2189,13	4938,30	163,40
132,40	2245,47	5065,40	165,50
135,58	2489,46	5773,70	169,46
137,69	2726,71	6151,00	172,11
144,56	3124,76	7500,10	180,70
146,96	3561,97	8035,20	183,70
149,56	3856,45	8699,50	186,95
150,80	3918,74	8840,00	188,50
154,96	4432,47	9998,90	193,70
158,82	4884,68	11019,00	198,52
161,50	5258,38	11862,00	201,87
163,42	5421,20	12290,30	204,28

32) In Schweiger's Jahrb. I. 1.

Temperatur R.	Expansivkraft		Temperatur C
	pariser Linien.	Millimeter	
164,90	5757,17	12987,20	206,13
165,44	5789,89	13061,00	206,80
165,92	5819,41	13127,60	207,40
166,94	6066,20	13684,30	208,68
167,29	6103,74	13769,00	209,11
168,40	6234,25	14063,40	210,50
172,14	6870,87	15499,50	215,18
173,90	7160,47	16152,80	217,38
174,72	7261,90	16381,60	218,40
176,48	7616,98	17182,60	220,60
179,32	7963,29	18189,40	224,15

§. 17. Diese Tafel zeigt hinreichend, daß die Expansivkraft des Dampfes sehr schnell mit der Wärme wächst; ehe wir es indessen versuchen, daraus ein allgemeines Gesetz für die Abhängigkeit der Elasticität von der Temperatur abzuleiten, müssen wir mehre die Wirkung der Wärme betreffende Umstände näher betrachten.

Bisher wurde stets vorausgesetzt, daß die Dämpfe sich im luftleeren Raume bilden; möge dieser groß oder klein seyn, stets ist die Elasticität dieselbe, so lange noch Wasser vorhanden ist, aus welchem sich Dämpfe entwickeln können. Die Erfahrung zeigt ferner, daß sich im luftleeren Raume die der Temperatur entsprechende Dampfmenge in einem Momente entwickelt. Diese Thatsache steht im directen Widerspruche mit einer Hypothese, welche ältere Physiker über die Natur der Verdunstung gebildet hatten. Sie sahen nämlich die Gegenwart der Luft als wesentlich für diesen Proceß an; das Wasser wurde nach ihrer Meinung von der Luft ebenso aufgelöst, als von einem Salze, es folgte daraus, daß im luftleeren Raume gar keine Dämpfe existiren könnten. Als daher Wallerius gefunden hatte, daß sich auch im luftleeren Raume Dämpfe bilden könnten, so war er nicht wenig darüber erstaunt und folgerte aus seinen Versuchen, daß bei der Verdunstung eine abstoßende Kraft wirksam seyn müsse. „Es ist sehr wahrscheinlich, so lauten seine Worte, wenn flüssige oder andere Körper von der Wärme, von der Gährung oder einer andern Ursache in Bewegung gebracht werden [33]), daß ihre kleinen Theilchen, die vorhin vermittelst der anziehenden Kraft zusammenhingen, nun außer der Wirksamkeit ihres gegenseitigen Anziehens gebracht werden, und daß sie solchergestalt die zurücktreibende Kraft als Dünste ausbreitet und herumtreibt" [34]). Durch die Versuche von Saussure wurde die Unhaltbarkeit des Auflösungssystemes noch mehr erwiesen. Er folgerte aus seinen Erfahrungen, „daß die luftförmigen Flüssigkeiten (Wasserstoffgas und Kohlensäure), ihrer sehr großen Unähnlichkeit ungeachtet, man mag ihre Materie oder das Verhältniß ihrer Dichtigkeit ansehen, im luftleeren Raume und in freier Luft, ganz rein und mit gemeiner Luft vermischt, sich ebenso verhalten, wie die atmosphärische Luft, und daß ihre Beimischung mit dieser ihre hygrometrischen Bestimmungen keineswegs verändert" [35]). Zu demselben Resultate gelangten auch Clément und Désormes [36]).

§. 18. Obgleich diese Ansichten mehrfach bestritten wurden, so wurde ihre Richtigkeit doch in der Folge durch Dalton bewiesen, ja dieser stellte einen Satz auf, welcher der Behauptung der ältern Physiker völlig widersprach. Die Luft ist bei der Verdunstung nicht nur nicht erfoderlich, ihre Gegenwart ist dabei vielmehr schädlich; die Expansivkraft des Dampfes ist nur von der Temperatur abhängig, und sobald diese dieselbe ist, erhalten wir stets dieselbe Größe, möge der mit Dämpfen gesättigte Raum luftleer seyn oder nicht. Schon eine einfache Betrachtung zeigt, daß die Verdunstung im lufterfüllten Raume weit langsamer vor sich gehe, als im luftleeren; wäre nämlich dieser Satz nicht wahr, so müßte die Atmosphäre der Erde stets mit Dämpfen gesättigt seyn, was die Erfahrung nicht zeigt (s. Hygrometer).

Dalton's Untersuchungen hatten das eigene Geschick, daß ein Theil der Physiker sich ebenso lebhaft für sie erklärte, als andere dagegen auftraten. Indessen ist durch die Arbeiten von Gay-Lussac die Richtigkeit des eben mitgetheilten Satzes hinreichend erwiesen. Der einfache Apparat, welchen Gay-Lussac dazu verwendete [37]), besteht aus einer cylindrischen Glasröhre AB (Fig. 4.), welche durch eine Scale in Theile von gleicher innerer Capacität getheilt und an beiden Enden mit zwei Hähnen R und R′ versehen ist. Ein wenig über dem untern Hahne wird seitwärts eine gekrümmte Glasröhre TT′ angebracht, deren Durchmesser kleiner ist als der des Cylinders AB, und welche bei T mit letzterem in Verbindung steht. Der Apparat wird nun durch Erwärmung oder geglühten Chlorkalk gut ausgetrocknet, dann der Hahn R′ geöffnet und der ganze Cylinder mit reinem Quecksilber gefüllt. Dadurch steigt auch das Quecksilber in der kleinen Röhre TT′ ebenso hoch. Sodann wird über R′ ein Ballon festgeschroben, welcher mit dem trockenen Gase gefüllt ist, mit dem der Versuch gemacht werden soll. Öffnet man nun den Hahn R′ des Cylinders und den Hahn r des Ballons, so ist eine Verbindung zwischen Ballon und Cylinder hergestellt. War aber das im Cylinder befindliche Gas nur unter dem Drucke der Atmosphäre eingeführt worden, so würde das Quecksilber im Cylinder AB nicht sinken, weil es nicht das Quecksilber in der Röhre TT′ heben kann. Um dieses Eintreten möglich zu machen, befindet sich unter dem Hahne R eine kleine gekrümmte Glasröhre, durch welche nach Öffnung des Hahnes Quecksilber abgelassen werden kann. Glaubt man, daß eine hinreichende Gasmenge in den Cylinder AB getreten sei, so wird der Hahn R geschlossen. Dieses Gas ist indessen verdünnt,

33) Wallerius stellt hier noch die damals nicht unterschiedenen Dämpfe und Gase zusammen. 34) Abhandlungen der schwed. Akad. für 1746, IX, 276.

35) Saussure Hygrometrie §. 170. 36) Gilbert's Annalen XIII, 143. 37) Biot Traité I, 301.

seine Elasticität geringer, als die der atmosphärischen Luft, und wenn demnach das Quecksilber im Cylinder bei H steht, reicht es in der Röhre TT′ nur bis h. Man kann den Versuch allerdings bei diesem Grade der Verdünnung anstellen, es ist jedoch einfacher, das Gas auf den Druck der Atmosphäre zu reduciren. Deshalb wird in die Röhre TT′ so lange Quecksilber gegossen, bis H und h in einerlei Niveau liegen. Der Druck, welchem das Gas jetzt unterworfen ist, wird durch den gleichzeitig beobachteten Barometerstand gemessen, das Volumen des Gases an der angebrachten Theilung abgelesen.

Um nun die Einwirkung der Dämpfe kennen zu lernen, wird der Ballon entfernt und über dem Hahne R′ ein zweiter Hahn R″ befestigt, an dem sich ein kleines Gefäß V befindet, das zur Aufnahme des zu verdampfenden Fluidums bestimmt ist. Der Hahn R″ ist nicht wie gewöhnlich in seiner Mitte durchbohrt, es befindet sich auf seiner Oberfläche nur eine halbkugelförmige Vertiefung O, die einen Tropfen des Fluidums aufnehmen kann. Ist nun der Hahn R″ so gedreht, daß O sich unter dem Gefäße V befindet, so wird die Vertiefung mit einem Tropfen des Fluidums gefüllt; dreht man ihn hierauf eine halbe Peripherie herum, so fällt der Tropfen durch den Hahn R′ in das Gefäß AB. Auf diese Art fortfahrend kann man eine beliebige Menge des Fluidums in das Innere des Cylinders bringen.

§. 19. So wie das Fluidum in den Cylinder getreten ist, verwandelt es sich in Dämpfe, das Quecksilber sinkt bei H und steigt bei h, aber erst nach längerer Zeit wird der Raum mit Dämpfen gesättigt und das Quecksilber stationär, ein Beweis, daß das Gas der Verdunstung einen Widerstand entgegensetzt. Man kann aus dem Höhenunterschiede des Quecksilbers in beiden Schenkeln den Druck herleiten, welchen das Gas ausübt, bequemer aber ist es, die Quecksilberflächen H und h in einerlei Niveau zu bringen. Man öffnet deshalb den Hahn R und läßt so lange Quecksilber ausströmen, bis dieses erreicht ist. Ist der Hahn R geschlossen, so wird das Volumen, welches Gas und Dampf im Innern von AB einnehmen, genau gemessen. Das Volumen betrage N′ Theile; die Elasticität der eingeschlossenen Mischung ist gleich dem gleichzeitig beobachteten Barometerstande p, den wir ebenso annehmen wollen, als im Anfange des Versuches; aber damals nahm das Gas allein nur N Theile ein. Die Elasticität des letzteren ist also kleiner geworden, indem sie nach dem Gesetze von Mariotte in $p.\frac{N}{N'}$ übergegangen ist. Ist also E die Elasticität des Dampfes bei der Temperatur des Versuches, so ist offenbar

$$E + p.\frac{N}{N'} = p \text{ also}$$

$$E = p - p.\frac{N}{N'} = p.\frac{N' - N}{N'}$$

Welches Gas wir hiebei auch anwenden mögen, wie auch die Temperatur beschaffen seyn möge, stets ist der Werth von E ebenso beschaffen als im luftleeren Raume. Selbst wenn wir Dämpfe eines andern Fluidums in den Cylinder bringen, zeigt sich stets dasselbe, wofern nur die Dämpfe und Flüssigkeiten keine chemische Verwandtschaft zu einander haben.

§. 20. Aus diesen Versuchen folgt also auf das bestimmteste, daß die Annahme einer chemischen Verwandtschaft zwischen Dämpfen und Gasen verschiedener Art mit diesem Phänomen ganz unvereinbar sei. Zwar könnte man sich denken, daß alle Gasarten eine gleiche Verwandtschaft zum Wasser hätten, obschon auch diese Voraussetzung als etwas, das gegen alle Analogie mit andern Gesetzen chemischer Verwandtschaften ist, nicht zulässig seyn möchte. Aber sogar noch weiter zu gehen und anzunehmen, Wasser verbinde sich mit jeder Gasart in derselben Menge, worin sich der Dampf desselben im luftleeren Raume befindet, oder, mit andern Worten, die Elasticität beider verbunden bleibe völlig dieselbe, wie sie vor der Verbindung war; das hieße in der That, aus Liebe zu einer Hypothese zu weit gehen [38]).

Wir müssen demnach annehmen, daß die Dämpfe durch die Poren des Gases genau auf dieselbe Art hindurchdringen als durch den leeren Raum, daß der Abstand der Dampfatome genau derselbe ist, was für ein Gas sich hier auch befinden möge. Das Gas selbst setzt nur der Bewegung des Dampfes einen Widerstand entgegen, welcher desto größer wird, je mehr es comprimirt worden ist. Dieses Gesetz von der Durchdringung der Gase und Dämpfe ist ein ganz allgemeines, für alle expansible Körper giltiges, und wird mit dem Namen des Daltonschen Gesetzes bezeichnet.

§. 21. Obgleich es längst bekannt war, daß die Wärme zur Bildung der Dämpfe wesentlich erfoderlich sei, so blieb man doch in Ungewißheit über die eigentliche Rolle, welche die Wärme hiebei spielte. Erst durch die trefflichen Untersuchungen, welche der Schotte Joseph Black in Gesellschaft seiner Freunde anstellte, wurde dieser Gegenstand in ein helleres Licht gesetzt.

Schon Musschenbroek hatte behauptet, daß der in jedem Momente gebildete Dampf des siedenden Wassers alle ihm von der Wärmequelle mitgetheilte Wärme mit sich fortnehme [39]). Die Untersuchungen, welche späterhin Saussure und de Luc über die Dämpfe anstellten führten zu ähnlichen Ansichten, aber mit andern Gegenständen beschäftigt, verfolgten sie diese Betrachtung nicht weiter. Jedoch schon ehe die gedachten beiden Genfer Physiker ihre Arbeiten bekannt machten, hatte Black den Gegenstand tiefer erforscht. Im Jahre 1763 oder 1764, hatte Jacob Watt, der sich damals als mathematischer Instrumentenmacher in Glasgow niedergelassen hatte, ein Modell einer Dampfmaschine zu repariren, welches dem physikalischen Cabinette der Universität Glasgow gehörte. Black und Watt stellten mehre Versuche an und bemerkten hiebei manche Erscheinungen, welche entweder nicht beachtet waren oder sich doch nicht nach dem herrschenden Systeme erklären ließen [40]). Beide

---

38) Gilbert's Ann. XV, 24. 39) *Musschenbroek* Introd. II, 586. 40) *Robison* Mech. phil. II, 108. Robison sagt, Watt sei ein Schüler von Black, letzterer aber

verfolgten den Gegenstand weiter, Black bildete die Theorie der latenten Wärme aus und Watt, welcher ohne Kenntniß von Blacks Untersuchungen dieselbe Thatsache beobachtet hatte, verbesserte die Dampfmaschinen.

Wird ein offenes Gefäß mit Wasser aufs Feuer gesetzt, so steigt seine Wärme, es kommt zum Sieden, mögen wir aber das Feuer noch so stark machen, das Thermometer steigt nicht über 80° R. Auf diesen Umstand, daß die Temperatur des siedenden Wassers constant sei, machte bereits Hook aufmerksam. Da das Feuer noch stets ebenso wie vorher wirkt, so muß noch immer Wärme ins Wasser dringen und sich mit diesem combiniren; da ferner das tropfbare Wasser keine höhere Temperatur erhält, so muß sich die Wärme mit dem Theile des Wassers verbinden, welcher in Dampfgestalt entweicht; da endlich auch dieser nur eine Wärme von 80° hat, so müssen wir annehmen, die Wärme werde mit dem Dampfe auf eine solche Art verbunden, daß sie nicht nach außen wirke.

Kann gleich das Wasser in einem offenen Gefäße nicht weiter als bis 80° R. erwärmt werden, so sind wir doch im Stande, seine Temperatur in einem verschlossenen, hinreichend starken, Gefäße weit höher zu erheben; wir wollen annehmen, das Wasser habe in einem solchen Gefäße, aus welchem der Dampf nicht entweichen kann, eine Temperatur von 160°. Jetzt werde das Gefäß geöffnet, der Dampf strömt mit großer Lebhaftigkeit aus der Öffnung, aber in wenigen Momenten sinkt die Temperatur des zurückgebliebenen Wassers auf 80°, es sind also 80° Wärme plötzlich verschwunden. Eine genauere Messung zeigt, daß etwa ⅕ der ganzen Wassermasse verschwunden sei, dieses Fünftel-Dampf, welcher nur eine Wärme von 80° besitzt, hat dem zurückgebliebenen Wasser ebenfalls seine 80° Wärme genommen, er besitzt also in Allem eine Wärmemenge von 5. 80° = 400°, von denen jedoch nur 80° aufs Thermometer wirken.

§. 22. Da die Wärme hier nicht verschwunden ist, aber auch nicht auf das Thermometer einwirkt, so müssen wir annehmen, daß sie mit den Theilchen des Wassers verbunden sei, und daß sie gebraucht werde, den Dampf als Dampf zu constituiren, aber eben dadurch verhindert werde, frei nach außen zu wirken, so daß der Dampf gewissermaßen eine chemische Verbindung der verschwundenen Wärme und des Wassers ist. Deshalb nannte Black die zur Dampfbildung verwendete und nicht nach außen wirkende Wärme latente oder gebundene Wärme[41]). Wenn dieses der Fall ist, so muß diese Wärme wieder frei werden, wenn der Dampf niedergeschlagen wird. Ein einfacher Versuch beweist die Richtigkeit dieser Folgerung. Mischt man ein Pfund Wasser von 80° und fünf Pfund Wasser von 0° mit einander, so beträgt die Temperatur der Mischung nahe 13°; wird aber in einer Retorte ein Pfund Wasser in Dampf von 80° verwandelt und dieser Dampf in ein Gefäß geleitet, in welchem sich 5 Pfund Wasser von 0° befinden, so wird der Dampf niedergeschlagen, die gebundene Wärme frei und dieses Wasser wird bis 80° erhitzt.

§. 23. Schon Black und seine Freunde stellten Versuche an, um die Menge von Wärme zu bestimmen, welche auf diese Art beim Übergange des Wassers in Dampfgestalt gebunden wird, namentlich war es Watt, welcher noch im Jahre 1765 eine Reihe von Messungen vornahm, die aber nach seinem eigenen Geständnisse sehr unvollkommen waren[42]). Es sei AB (Fig. 5.) eine zum Theile mit Wasser gefüllte tubulirte Retorte, in deren Tubulus ein gut gearbeitetes Thermometer luftdicht gesteckt wird. In dem Halse der Retorte steckt eine gebogene Glasröhre, welche in die eine Öffnung einer Entbindungsflasche HK geht und sehr nahe bis zum Boden von dieser reicht, während in der zweiten Öffnung eben dieser Flasche ein Thermometer steckt. Die Flasche HK wird zum Theile mit einer genau bestimmten Menge Wasser gefüllt, deren Temperatur sorgfältig gemessen wird; ist die Wassermenge in AB gemessen, so wird die Retorte schnell erhitzt, der entwickelte Dampf strömt in das Gefäß HK, schlägt sich hier nieder und erhöht die Temperatur des Wassers; am Schlusse des Versuches wird dann die Menge von übergegangenem Dampfe gemessen[43]). Dieser Apparat läßt sich auf mancherlei Art abändern. So nahm Ure eine kleine Retorte mit kurzem Halse, destillirte aus dieser eine geringe Quantität der zu untersuchenden Flüßigkeit vermittelst einer argandschen Lampe in eine Kugel von dünnem Glase, welche mit Wasser umgeben war und leitete dann die latente Wärme aus der dem Wasser mitgetheilten Hitze her[44]). Will man die Messungen zur Verringerung des Einflusses der Beobachtungsfehler in einem etwas größeren Maßstabe anstellen, dann scheint der von Déspretz etwas abgeänderte Apparat Rumford's empfehlenswerth zu seyn. Dieser Apparat besteht aus einem Gefäße AB (Fig. 6.), welches über einem Ofen steht und das Wasser enthält, das zum Sieden gebracht werden soll; ein Thermometer gibt die Temperatur des Wassers an. In diesem Gefäße steckt das Fortleitungsrohr EF, und dieses steht in Verbindung mit der aus dünnem Kupferbleche verfertigten Schlange CD, die sich in einem kupfernen Gefäße von bekanntem Gewichte befindet, in welchem eine bekannte Menge von Wasser vorhanden ist, dessen Temperatur am besten durch ein Thermometer mit langem cylindrischem Gefäße gemessen wird. Die Schlange endigt sich außerhalb des Gefäßes bei O, damit die im Wasser vorhandene Luft ausgetrieben werden könne. Um die Erwärmung dieses Kühlwassers durch die Wärme zu verhindern, welche von dem Gefäße AB oder dem Ofen ausstrahlt, ist zwischen beiden ein hölzerner Schirm mv angebracht.

§. 24. Bei Anstellung dieser Versuche haben viele Physiker einen Umstand übersehen, welcher auf das Endresultat einen großen Einfluß hat. Nehmen wir an, das Kühlwasser habe anfänglich die Temperatur des Zimmers,

leugnet diese Thatsache, indem er sagt, er sei zu sehr mit Arbeiten beschäftigt gewesen, als daß er hätte Vorlesungen hören können. Vorrede zu *Robison* Mechan. phil. II, VI u. p. 116.

41) *Black* Lectures on chemistry I, 157.

42) *Watt* in *Robison* Mech. phil. II, 10.

43) *Desprets* Traité élémentaire de physique Paris 1825. p. 95. bei Muncke in Gehler's Wörterb. II, 289.

44) Phil. Trans. 1818. p. 386.

in welchem der Versuch angestellt wird, und werde nun erwärmt, so strahlt in jedem Momente aus dem Gefäße eine Menge von Wärme aus, welche von dem Strahlungsvermögen des Gefäßes und von dem Unterschiede zwischen der Temperatur von diesem und der Umgebung abhängt. Dieser Wärmeverlust ist meistens nicht beachtet worden, es ist aber einleuchtend, daß die latente Wärme auf diese Art zu klein erhalten wird. Ist man nun gleich im Stande, diesen Wärmeverlust durch Rechnung zu bestimmen, so ist es doch vortheilhafter, statt der mathematischen Correction eine physische anzuwenden, wie dieses Rumford, Ure und andere gethan haben. Man nimt nämlich das Kühlwasser von einer Temperatur, welche mehre Grade geringer ist als die des Zimmers, und schließt den Versuch dann, wenn die Temperatur des erwärmten Wassers um dieselbe Größe höher als die des Zimmers ist. Sind die Temperaturdifferenzen nicht sehr bedeutend, dann dürfen wir annehmen, daß die Erwärmung gleichförmig erfolgte, und daß das Gefäß wegen der Gleichheit des Strahlungs- und Absorptionsvermögens im Anfange des Versuches ebenso viel Wärme von dem Zimmer erhielt, als es nachher an dieses abgab.

§. 25. Da bei diesem Versuche zugleich das Gefäß erwärmt wird, in welchem sich das Kühlwasser befindet, so müssen wir bei Herleitung der latenten Wärme auch hierauf Rücksicht nehmen. Am zweckmäßigsten ist es hier, das Gewicht des Gefäßes zu bestimmen, und aus seiner Wärmecapacität das Gewicht der Wassermenge herzuleiten, deren Temperatur durch eine gleiche Wärmemenge um dieselbe Größe erhöht wird.

Das Kühlwasser wird auf die beiden folgenden Arten erwärmt: 1) durch die vorher gebundene Wärme, welche in dem Momente frei wird, wo der Dampf in Wasser verwandelt wird, 2) durch die Wärme, welche das aus dem Dampfe condensirte tropfbare Wasser verliert, wenn es bis zur Temperatur des Kühlwassers erkaltet. Um den erstern Punkt zu bestimmen, muß die Temperatur des Dampfes T bekannt seyn; wird nicht mit einem Dampfe von hohem Drucke gearbeitet, so können wir T = 80° R. = 100° C. = 212° F. setzen. Das Wasser hatte also die Temperatur T, als von ihm das Kühlwasser von t bis t_1 erwärmt wurde, und es erkaltete also bis zur Temperatur t. Nun sei m das totale Gewicht des condensirten Dampfes, c_1 die Wärmemenge, welche die Gewichtseinheit dieses Dampfes frei werden läßt, wenn er bis zu T erkaltet wird, so ist offenbar mc_1 die Wärmemenge, welche durch die niedergeschlagene Dampfmenge gebunden wurde. Es sei ferner c die Wärmemenge, welche frei wird, wenn eine Gewichtseinheit des Wassers um 1° erkaltet. Die Masse m, welche von T bis $\frac{1}{2}(t+t_1)$ erkaltet, verliert daher $mc\left\{T-\frac{1}{2}(t+t_1)\right\}$. Die totale Wärmemenge, welche der Dampf dem Kühlgefäße mittheilt, ist demnach

$$mc_1 + mc\left\{T-\frac{1}{2}(t+t_1)\right\}$$

Ist M die Wassermenge, welche im Kühlgefäße enthalten ist (mit Einschluß des Gefäßes), und steigt seine Temperatur von t bis t_1, so ist $Mc(t_1-t)$ die Wärmemenge, welche dieses Wasser erhält. Da Wärmeverlust des Dampfes und Gewinn des Wassers gleich sind, so ist

$$Mc(t_1-t) = mc_1 + mc\left\{T-\frac{1}{2}(t+t_1)\right\}$$

und hienach wird

$$c_1 = c.\frac{M(t_1-t) - m\left\{T-\frac{1}{2}(t+t_1)\right\}}{m}.$$

Auf diese Art entwickelt Biot[45]) den Ausdruck, um die latente Wärme aus den angestellten Messungen herzuleiten. Er geht davon aus, daß die Dampfmenge von T bis $\frac{1}{2}(t+t_1)$, also bis zu dem arithmetischen Mittel der Temperaturen des Kühlwassers am Anfange und Ende des Versuches erkaltet. Wir müssen jedoch hiebei erwägen, daß das condensirte Wasser anfänglich eine Wärme hat, welche wenig größer ist als t, und daß der später ankommende Dampf einen Theil seiner Wärme hergeben muß, dieses früher condensirte Wasser wieder zu erwärmen, es ist also die Größe M veränderlich. Da jedoch die Wärme, welche erfoderlich ist, um die Wassermenge M in den Grenzen des Versuches zu erwärmen, constant ist, so können wir zur Vermeidung weitläufiger Rechnungen annehmen, der Dampf werde nur bis zur Temperatur t_1 condensirt, dann erhalten wir die gewöhnlichen Formeln

$$Mc(t_1-t) = mc + mc(T-t_1) \text{ und}$$

$$c_1 = c.\frac{M(t-t_1) - m(T-t_1)}{m}.$$

§. 26. Bei einem Versuche, welchen Despretz anstellte, war M = 15956,3 Grammen, das Kupfer des Kühlgefäßes 3107,3 Grammen, welches nach seiner Wärmecapacität (0,095) auf Wasser reducirt 294,88 Grammen gibt, also im Ganzen M = 16251,18 Grammen, m war 204,8 Grammen, T = 100°. C, t = 22° C und t_1 = 29°,58, also c_1 = 527°,3. c. Gewöhnlich sieht man die Größe c als Einheit an, und dann wird c_1 = 527°,3, d. h. die Wärmemenge, welche in einer Gewichtseinheit von Dampf gebunden wurde, ist im Stande eine Wassermenge von demselben Gewichte um 527°,3 C. zu erwärmen, oder eine 5,273 fache Wassermenge von 0° bis 100° C. zu erhitzen. Rechnen wir hiezu noch die freie Wärme des siedenden Wasserdampfes von 100°, so ist die ganze Wärmemenge, welche eine Gewichtseinheit Dampf enthält, 627°,3.

Versuche dieser Art sind noch von mehren andern Physikern angestellt worden. Rumford, Despretz, Lavoisier und Laplace, Parrot, Ure, Gay-Lussac, Clément und Desormes und andere haben Messungen angestellt, deren Resultate von Muncke[46]) und Tredgold[47]) mitgetheilt worden. Als Mittel können wir für die latente Wärme des Dampfes vom siedenden Wasser 535° annehmen[48]).

45) Traité de physique IV, 711. 46) Gehler's Wörterb. II, 289. 47) On steam engine. p. 49. 48) Mein Lehrb. d. Meteor. I, 303.

§. 27. Die Frage, ob die totale Menge von Wärme, welche der Dampf hat, bei allen Temperaturen dieselbe sei, ist zwar häufig aufgeworfen, aber bisher noch keinesweges genügend beantwortet worden, indem uns hier sowol die Erfahrungen als theoretische Betrachtungen gänzlich im Stiche lassen. Die ersten Versuche zur Entscheidung dieses Gegenstandes stellten Southern und Creighton an. Sie ließen aus einem Cylinder von bekanntem Inhalte eine bestimmte Menge Dampf von ungleicher Temperatur durch ein kupfernes Rohr in eine zinnerne mit Wasser gefüllte Wanne treten, und bestimmten die latente Wärme des Dampfes aus der Temperaturerhöhung des Wassers. Die Elasticität des Dampfes betrug in drei Versuchen respective 40,80 und 120 engländische Zoll, und daraus ergab sich für die latente Wärme des Dampfes (bei Berücksichtigung des Wärmeverlustes durch Strahlung) 523,4, 523,4 und 528° C, während sie für den Dampf des siedenden Wassers 530,2 C gefunden hatten [49]. Indem diese Größen so wenig von einander abweichen, daß wir die Differenzen als Folgen von Beobachtungsfehlern ansehen können, so scheint hieraus zu folgen, daß die totale Wärmemenge des Dampfes in allen Temperaturen gleich sei. Auch Despretz glaubt aus den Versuchen von Clément und Désormes und aus seinen eigenen mit Wasser, Alcohol, Äther und Terpentinspiritus angestellten Messungen folgern zu müssen, daß die in jeder Art von Dampf enthaltene Menge von Wärme constant sei; er fügt indessen hinzu, daß er die Versuche zwar mit größter Sorgfalt angestellt habe, aber dennoch die ungemein großen Schwierigkeiten, welche der Erhaltung völlig genauer Resultate entgegenstehen, nicht alle überwunden zu haben hoffen dürfe [50].

Die Ansichten der Physiker sind gegenwärtig über diesen Gegenstand getheilt. Einige, wie Tredgold [51], Fourier [52]) halten die latente Wärmemenge für constant, während andere wie Schmidt [53]) sich dagegen erklären. Mir scheint nach den bisher gemachten Erfahrungen die erstere Ansicht die wahrscheinlichere, und ich halte es daher für weniger nöthig, diesen Gegenstand hier ausführlich zu erörtern, da dieses bereits von Muncke geschehen ist [54]).

§. 28. Es bliebe in Beziehung auf das Wärmeverhalten noch die specifische Wärme des Wasserdampfes zu bestimmen; da indessen die Methoden zur Bestimmung dieser Größe bei allen expansiblen Körpern übereinstimmen, so verweise ich dieserhalb auf die Artikel Gas und Wärme (specifische). Es genüge daher die Angabe, daß die specifische Wärme des Wasserdampfes 0,837 ist, wenn die einer gleichen Gewichtsmenge von Wasser als Einheit angesehen wird.

§. 29. Aus den bisher betrachteten Thatsachen ergeben sich mehre Erscheinungen, welche im gemeinen Leben häufig beobachtet werden. Erhitzen wir Wasser in einem Gefäße durch ein wie gewöhnlich von unten einwirkendes Feuer, so hat der Boden eine weit höhere Temperatur, es bildet sich hier Dampf, welcher die Gestalt einer Blase annimt, in die Höhe steigt, dadurch das Wasser in Bewegung setzt, aber in dem kältern Wasser wieder condensirt wird; indem auf diese Art die Blase verschwindet, entstehen Oscillationen im Wasser und dadurch das eigenthümliche Geräusch, welches man vor dem Sieden bemerkt. Werden die obern Schichten durch diesen Vorgang stärker erwärmt, dann findet keine Condensation mehr statt, der Dampf trit durch das lebhaft bewegte Wasser nach außen und, zum Theile wieder in der kältern Luft condensirt, zeigt er sich hier als Nebel (Dunst). Kann der Dampf auf diese Art frei entweichen, so hat das Fluidum eine constante Temperatur erlangt, welche allgemein durch den zur Zeit der Beobachtung herrschenden Barometerstand bestimmt wird. Die Temperatur nämlich, welche ein siedendes Fluidum hat, ist identisch mit derjenigen, bei welcher die Expansivkraft des Dampfes gleich dem eben statt findenden Luftdrucke ist, indem jetzt die Expansivkraft im Stande ist, dem Luftdrucke das Gleichgewicht zu halten. Erst dann, wenn alles Wasser verdunstet ist, beginnt die Temperatur des Gefäßes zu steigen. Da die latente Wärme des Dampfes 530° beträgt, so folgt hieraus, daß die Zeit, welche erfoderlich ist, um eine gegebene Menge von siedendem Wasser ganz in Dampf zu verwandeln, nahe 5,4mal so groß ist, als die Zeit, welche erfoderlich ist, um dieselbe Wassermenge von 0° bis 100° zu erhitzen. Wir können dafür die Zahl 6 nehmen, weil die Gefäße in höheren Temperaturen die Wärme lebhafter ausstrahlen.

Aus dieser Wärme, welche bei der Dampfbildung gebunden wird, ergibt sich ferner die bekannte Erscheinung, daß wir Wasser selbst über lebhaftem Feuer in zinnernen Gefäßen kochen können, ohne daß letztere geschmolzen werden. Die latente Wärme, welche der Dampf erfodert und welche er den Körpern entreißt, aus denen er aufsteigt, verhindert, daß das Gefäß bis zum Schmelzpunkte des Zinnes erhitzt wird. — Diese Thatsache, daß die Temperatur siedender Flüssigkeiten constant ist, scheint zuerst von Hooke beobachtet zu seyn.

§. 30. Da die Temperatur, bei welcher ein Fluidum siedet, von dem Luftdrucke abhängig ist, so sehen wir hieraus, daß die Siedhitze des Wassers nicht immer gleich sei. Selbst an demselben Orte ist diese Größe wegen Veränderlichkeit des Barometerstandes nicht zu allen Zeiten gleich; steigen wir auf hohe Berge, so wird die Temperatur des siedenden Wasser mit der Entfernung vom Boden kleiner. Am Ufer des Meeres siedet das Wasser bei 100° C, auf dem Montblanc bei 86½°, auf dem Pic von Teneriffa bei 88°,7, in Quito bei 90°,1, in Mexico bei 92°,3, in dem Hospiz auf dem St. Bernhard bei 92¼°, und man kann Rindfleisch darin nicht weich kochen.

Wenn man Wasser unter dem Recipienten der Luftpumpe bei einem sehr geringen Drucke erhitzt, so zeigt sich dieses Wallen schon bei sehr niedrigen Temperaturen [55]). Franklin hat einen einfachen Apparat ange-

49) *Robison* Mech. phil. II, 159 fg. 50) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 294. 51) *Tredgold* on steam engine p. 51. 52) Karsten's Archiv XVIII, 127. 53) Gilbert's Ann. LXXXV, 343. 54) Gehler's Wörterb. II, 295 fg.

55) Nach dem Verfasser des Artikels Steam engine in *Rees* Cyclopädia soll Coulomb diesen Versuch zuerst angestellt haben.

geben, wodurch man sich von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugen kann. Eine Glasröhre CD (Fig. 7.), deren innerer Durchmesser etwa eine Linie beträgt, wird zweimal rechtwinklig gebogen, und an die Enden Kugeln A und B geblasen. Während die eine Kugel noch offen ist, wird die Röhre und die Kugel mit Wasser, Weingeist oder Äther gefüllt, das Fluidum bis zum Sieden erhitzt und, wenn dieses einige Zeit gedauert hat, die noch offene Kugel schnell zugeschmolzen. Wenn auf diese Art die Luft entfernt und der Apparat erkaltet ist, so erleidet das Fluidum bei der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre nur einen sehr geringen Druck. Bringt man nun durch Neigen des Apparates alles Wasser in die Kugel B, nimt diese in die Hand, und hält die Röhre CD horizontal, so wird durch Erwärmung von B in dieser Kugel eine größere Dampfmenge entwickelt, diese treibt das Wasser nach A, und späterhin dringen durch die Röhre DC und das in A enthaltene Wasser Dampfblasen, welche hier ein lebhaftes Wallen erzeugen. Je luftleerer der Apparat und je niedriger die Temperatur ist, bei welcher das angewendete Fluidum siedet, desto besser gelingt der Versuch. Ist die Kugel aus dünnem Glase verfertigt und wartet man so lange, bis alles Fluidum aus B fortgetrieben ist, so verspürt man in diesem Momente in der Hand eine auffallende Kälte, indem der gebildete Dampf latente Wärme erfodert und diese allen zunächst liegenden Körpern, also auch der Hand, entreißt. Dieser Versuch läßt sich noch auf eine andere leichte Art anstellen. Man füllt eine ovale Glasflasche zu ⅔ mit Wasser und pfropft sie mit einem guten Kork fest zu, in welchen vorher eine Glasröhre eingepaßt worden, deren aus der Flasche hervorragender Theil zu einer feinen Spitze ausgezogen ist. Man bringt das Wasser zum Sieden, schmelzt, nach einviertelstündigem Kochen und ohne dasselbe zu unterbrechen, die feine Spitze der Röhre zu und nimt die Flasche augenblicklich vom Feuer. Beim Sieden ist alle Luft durch die Wasserdämpfe ausgetrieben worden; diese letzteren aber verdichten sich wieder beim Abkühlen der Flasche und lassen einen luftleeren Raum über dem Wasser zurück. Wenn man daher die Flasche oberhalb der Flüssigkeit mit einem kalten Körper schnell abkühlt und damit eine noch größere Menge von Wasserdämpfen verdichtet, so wird der Druck im obern Theile noch kleiner, und das Wasser fängt lebhaft an zu kochen. Senkt man die ganze Flasche bis beinahe an den Hals in kaltes Wasser, so geräth die ganze Wassermasse in der Flasche in ein heftiges Kochen, weil die Wasserdämpfe im obern Theile der Flasche durch das sie umgebende kalte Wasser schnell condensirt werden, und dieses Kochen dauert so lange fort, bis ein vollkommenes Temperaturgleichgewicht hergestellt ist [56].

§. 31. Ganz anders dagegen ist der Erfolg, wenn wir die Fluida in einem verschlossenen Gefäße erhitzen; dann entwickelt sich aus ihnen zwar Dampf von großer Spannung, aber dieser drückt mit Lebhaftigkeit auf die obere Fläche des Wassers, dieses wird bedeutend erhitzt und folgt der gewöhnlichen Ausdehnung durch Wärme, aber es ist keine Spur von Wallen zu bemerken. Schon ältere Versuche mit dem Papinschen Digestor hatten dieses gezeigt, die auffallendsten Erfahrungen dieser Art hat indessen Cagniard de la Tour gemacht [57]. Der Apparat, dessen er sich bediente, besteht aus einer krummgebogenen, aus zwei Schenkeln von ungleicher Weite zusammengesetzten und verschlossenen Glasröhre ADE (Fig. 8.). In dem weitern Schenkel befindet sich zwischen EF die zu untersuchende Flüssigkeit, in FDB Quecksilber, welches dazu dient, das Fluidum EF von der in AB enthaltenen Luft zu trennen; dieses Stück der Röhre ist in Theile von gleicher Capacität getheilt, um aus der Verminderung des Luftvolumens nach dem Mariottischen Gesetze die Größe der drückenden Kraft herzuleiten. Der Apparat wurde nun in Leinöl gesetzt, dessen steigende Temperatur durch ein Thermometer gemessen wurde. Vermittelst dieses Apparates fand er, daß Schwefeläther bei einer Ausdehnung von weniger als dem doppelten seines ursprünglichen Volumens, mit einem Drucke von 37 bis 38 Atmosphären und durch eine Temperatur von 200° C; Alkohol bei einer Ausdehnung von etwas weniger als dem dreifachen seines ursprünglichen Volumens mit einem Drucke von 119 Atmosphären und durch eine Temperatur von 259° C; Wasser endlich, welches das Glas auflöste und daher nicht genau untersucht werden konnte, bei einer Ausdehnung von mehr als dem vierfachen seines Volumens und in der Hitze des schmelzenden Zinkes expandirt wurde.

Zu den Erscheinungen, welche sich aus dem Einflusse des Luftdruckes auf den Siedepunkt ergeben, gehört auch die Thatsache, daß Flüssigkeiten in einer Kugel mit einer engen Röhre bis weit über den Siedepunkt erhitzt werden können. Diese Erfahrung hat Muncke besonders beim Schwefeläther bestätigt gefunden, bei welchem es ihm gelungen ist, ihn auf diese Weise bis 40°, ja bis nahe 50° C zu erhitzen (gewöhnlicher Siedepunkt 36°), worauf dann kein Sieden erfolgte, sondern die ganze Masse in einem anhaltenden Strahle aus dem Apparate geschleudert wurde. Ist eine solche Kugel nur halb gefüllt, so tritt das Sieden bei der gewöhnlichen Temperatur ein. Die Ursache dieses nach Muncke noch nicht vollständig erklärten Phänomens scheint ihm darin zu liegen, daß die Dämpfe in diesem Falle die Masse der Flüssigkeit mit Überwindung ihrer Adhäsion und des Luftdruckes trennen müßten [58]. Der Versuch läßt sich leicht

---

Robison scheint zu vermuthen, daß er von Cullen herrühre (Mech. phil. II, 36.), es ist aber gewiß, daß schon ein Jahrhundert früher von Boyle erkannt wurde, daß Wasser bei geringem Drucke leicht siede. Er hatte Wasser einige Zeit kochen lassen, so daß alle in seinen Poren enthaltene Luft entfernt war; hierauf brachte er einen Theil des noch nicht kalt gewordenen Wassers in einer gläsernen Flasche unter den Recipienten der Luftpumpe, nach einigen Kolbenzügen fing das Wasser so lebhaft zu kochen an, daß es aus der Flasche heraus lief. Einige Jahre später erwähnt Huygens (Phil. Trans. No. 122. p. 544.) schon bestimmter eines Versuches, wo Wasser und Weingeist in luftleeren Gefäßen bei sehr geringer Wärme kochten. Diesen Versuch scheint Papin um das Jahr 1673 angestellt zu haben. Er kochte das Wasser an einer Lichtflamme eine Viertelstunde lang, ohne daß das Glas mehr als lauwarm wurde. J. C. Fischer Geschichte der Physik II, 180.

56) Berzelius Chemie I, 46. 57) Ann. de chimie XXI, 178. 58) Muncke Handbuch der Naturl. I, 492.

in Thermometerröhren anstellen, an deren Ende eine gewöhnliche Kugel geschmolzen ist. Ich glaube aber aus einer Wiederholung des Versuches folgern zu dürfen, daß das Phänomen desto auffallender wird, je lebhafter die Einwirkung der Wärmequelle ist, und dieses führt uns von selbst zu der wahren Ursache dieses Vorganges. Wirkt nämlich die Wärmequelle sehr stark ein, so wird in kurzer Zeit eine große Menge von Dämpfen entwickelt, und das Wasser würde keine höhere Temperatur haben, als die des Siedepunktes, wofern jene im Augenblicke ihrer Entstehung entweichen könnten. Indem sich aber die Dämpfe durch die enge Röhre bewegen müssen, können sie nicht so schnell entweichen als sie entstehen, der Druck muß daher in der Kugel in jedem Momente größer werden und die Temperatur der siedenden Flüssigkeit steigen. Daß dieser Widerstand und diese nicht hinreichend schnelle Bewegung des Dampfes durch die Röhre Ursache von der Zunahme des Druckes ist, wird noch durch einen andern Umstand bestätigt, welchen ich mehrmals bei Verfertigung von Thermometern wahrgenommen habe. Hatte ich an eine enge Röhre eine etwas größere Kugel geblasen und erhitzte dann Behufs der Füllung mit Quecksilber die Kugel schnell in einer starken Weingeistflamme, so konnte die (wahrscheinlich etwas feuchte) Luft nicht hinreichend schnell durch die Röhre entweichen und die Kugel wurde zersprengt, als wenn ein elastisches Fluidum sie nach außen zerrissen hätte.

§. 31 b. Ist nun gleich die Größe des Luftdruckes eine der wichtigsten Bedingungen, auf welche es bei Bestimmung der Temperatur ankommt, bei der ein Fluidum in freier Luft siedet, so gibt es doch noch mehre andere Umstände, welche darauf Einfluß haben. Namentlich gehört hieher eine von Gay-Lussac gemachte Bemerkung [59]), wonach flüssige Körper leichter in Dämpfe verwandelt werden, wenn sie mit eckigen, rauhen und unebenen Oberflächen in Berührung stehen, als wenn sie von völlig glatten und ebenen Flächen berührt werden. Er fand, daß Wasser in Metallgefäßen bei 1⅓° niedrigerer Temperatur siedet als in Glasgefäßen. Erhitzt man Wasser in einem Glasgefäße bis zu der Temperatur, wo es eben zu sieden anfangen will, und wirft dann Eisenfeilspäne, gepulvertes Glas oder irgend einen Körper in Pulvergestalt hinein, so geräth es augenblicklich in heftiges Kochen, so daß es oft überläuft, ungeachtet seine Temperatur durch das zugesetzte kalte Pulver nothwendig erniedrigt wird. Diese Erscheinung hängt mit der Thatsache zusammen, daß der Boden des Gefäßes wärmer ist, als die Oberfläche; eckige Körper theilen den mit ihnen in Berührung stehenden Körpern wegen größerer Zahl von Berührungspunkten eine größere Wärme mit als runde oder ebene, und indem daher die Masse am Boden verhältnißmäßig mehr erwärmt wird, als bei glatter Oberfläche, so können die Dämpfe mit Lebhaftigkeit in die Höhe steigen, selbst wenn die Wärme der Oberfläche noch nicht den Siedepunkt erreicht hat. Da nun selbst polirte Metallgefäße keine so zusammenhängende Oberfläche haben als die geschmolzenen Glasgefäße, so scheint hierin der Grund der Verschiedenheit im Siedepunkte zu liegen [60]).

§. 32. Verwandelt sich nun gleich das Wasser bei jeder Temperatur in elastischen Dampf, so ist die Verdunstung doch nicht unter allen Umständen gleich. Schon die gemeine Erfahrung hatte ältere Physiker belehrt, daß Wasser desto schneller verdunste, je größer seine Wärme sei, aber das Gesetz, welches die Abhängigkeit dieser Erscheinung von der Temperatur angab, blieb ihnen unbekannt. So nahm z. B. Hutton in seiner Theorie des Regens nur an, daß die Menge des verdunsteten Wassers schneller wachse als die Temperatur, und auch dieses Gesetz stellte er nur als eine noch nicht durch Versuche erwiesene Hypothese auf. Erst Dalton wies diese Abhängigkeit nach. Nehmen wir an, die Atmosphäre sei völlig trocken, so verhalten sich bei einerlei Luftdruck und derselben übrigen Beschaffenheit des Wetters, die Wassermengen, welche aus demselben Gefäße in gleichen Zeiten verdunsten, wie die Expansivkräfte des Dampfes bei den Temperaturen, welche das Wasser hat. Gesetzt wir ließen aus demselben Gefäße eine Stunde hindurch Wasser von 20° R. und dann eine Stunde Wasser von 80° R. verdunsten, so dürfen wir nur in der §. 16. mitgetheilten Tafel die zu beiden Temperaturen gehörigen Expansivkräfte aufsuchen; diese sind 10‴ und 336‴ und so wie diese Größen verhalten sich auch die durch Verdunstung verloren gegangenen Wassermengen. Wäre aber die Luft schon feucht, dann müssen wir von den Expansivkräften den Druck subtrahiren, welchen der in der Atmosphäre befindliche Dampf ausübt. Wäre zum Beispiel der Druck des in der Atmosphäre befindlichen Dampfes 5‴ [61]), so subtrahiren wir diese Größe von den oben gegebenen Expansivkräften, die Reste 5‴ und 331‴ geben dann das Verhältniß für die Größe der Verdunstung an.

§. 33. Dieses Gesetz Dalton's ist nur dann richtig, wenn die Umstände genau dieselben sind. Unter den verschiedenen äußeren Ursachen, welche auf die Größe der Verdunstung einen großen Einfluß ausüben, spielt die Größe des Luftdruckes eine sehr wichtige Rolle, je kleiner dieser ist, desto schneller erfolgt die Verdunstung. Bei der Destillation muß man daher stets dafür sorgen, daß aus der Blase und der Vorlage die Luft möglichst entfernt werde, was man durch einen Hahn erreichen kann, welcher anfänglich geöffnet wird, bis der Dampf des siedenden Fluidums alle Luft entfernt hat. Ist dieses geschehen, so wird der Hahn geschlossen, der Dampf bewegt sich nun weit schneller durch den Hals der Blase, und mit derselben Menge von Feuermaterial läßt sich weit mehr destilliren, als ohne Entfernung der Luft. Dieser Widerstand der Luft kann in verschlossenen Gefäßen so groß werden, daß zuletzt gar keine Destillation statt findet [62]). Auch die Größe, welche die Oberfläche des Wassers im Gefäße hat, ist von Einfluß auf die Schnelligkeit der Verdunstung. Kann der Dampf nur durch eine enge Öffnung entweichen, so ist weit mehr Zeit erfoderlich, um

59) Ann. de chimie VII, 307.

60) Vergl. Muncke und Gmelin in Gilbert's Ann. LVII, 211. 61) Wie dieser Druck gefunden wird, s. Hygrometer. 62) *Biot* Traité I, 327. *Robison* Mech. phil. II, 88.

alles Wasser in Dampf zu verwandeln, als dann, wenn das Gefäß offen ist. Ebenso hat selbst in einem prismatischen Gefäße die Tiefe des Wasserspiegels unter der Öffnung auf die Schnelligkeit der Verdunstung Einfluß. Aus den Versuchen von Dalton folgt, daß bei gewöhnlichem Luftdrucke in einer Stunde von siedendem Wasser eine Schicht verdunstet, die eine Höhe von 1,3 Zoll hat, jedoch ist es kaum möglich, hierüber etwas Allgemeines anzugeben, da die Lebhaftigkeit des Feuers und die Leichtigkeit, mit welcher der Dampf entweichen kann, hierbei eine sehr bedeutende Rolle spielen.

§. 34. Ein anderer Umstand, welcher auf die Schnelligkeit der Verdunstung einen großen Einfluß hat, ist die Bewegung der Luft, doch scheint derselbe nach einigen Erfahrungen von Howitz in niederen Temperaturen viel bedeutender zu seyn, als dann, wenn das Wasser dem Sieden nahe ist [63]). Wenn sich nämlich die Dämpfe entwickeln, so finden sie einen Widerstand an der Luft, wenn aber durch den Wind diese feuchte Luftschicht entfernt und eine trocknere herzugeführt wird, so kann aufs Neue Dampf entweichen.

Dieser Einfluß von Bewegung der Luft auf die Schnelligkeit der Verdunstung, welchen schon die ersten Beobachter wahrnehmen mußten, und welchen viele Erfahrungen im gemeinen Leben zeigen, gab wahrscheinlich dem Systeme, wornach das Wasser bei der Verdunstung aufgelöst wurde (§. 17.) seinen Ursprung. Selbst ausgezeichnete Naturforscher, unter denen ich nur Robison nennen will, konnten sich in der Folge nicht von der Unrichtigkeit des Auflösungssystemes in dem Falle überzeugen, wo Wasser in niederen Temperaturen verdunstete. „Ich muß noch stets annehmen, daß diese Art Verdunstung durch die auflösende Kraft der Luft entsteht. Wird feuchte Luft plötzlich verdünnt, so wird stets Wasser niedergeschlagen. Dieses sieht man sehr auffallend bei den Versuchen mit einer schnell wirkenden Luftpumpe. Es entsteht ein Nebel, welcher sehr schnell zum Boden des Recipienten fällt. Aber nach der neueren Hypothese sollte gerade das Gegentheil erfolgen, weil das Streben des Wassers, den elastischen Zustand anzunehmen, durch Verminderung des äußeren Druckes vergrößert wird; und ich bin in der That der Meinung, daß im jetzigen Falle eine größere Menge reiner elastischer Dampf wird. Aber der gebildete Nebel zeigt ganz bestimmt, daß hier vorher eine Auflösung statt gefunden hatte. Eine Auflösung erfolgt durch Kräfte, welche auf dem Wege der Anziehung wirken; oder, um mich bestimmter auszudrücken, so findet bei den Auflösungen eine Annäherung des auflösenden und des aufgelösten Körpers statt; nun zeigt die Erfahrung, daß dieses gegenseitige Streben wächst, wenn die Entfernung kleiner wird. Hieraus muß nothwendig folgen, daß Luft von doppelter Dichtigkeit mehr als zweimal so viel Wasser auflösen kann. Wenn wir daher gesättigte Luft plötzlich verdünnen, so muß sie (selbst wenn wir ihre Wärme nicht vermindern) etwas Wasser fahren lassen. Wie groß diese Menge sei, wissen wir nicht; aber sie kann größer seyn als diejenige, welche durch Verminderung des Druckes elastisch wird [64])." So schlagend dieser Einwurf, welchen ich für einen der gründlichsten gegen die Ansichten Dalton's halte, auch auf den ersten Anblick scheint, so gibt Robison's eigene Erzählung von dem Versuche uns einen Grund für die Entstehung dieses Niederschlages. Robison sagt, die Luft müsse schnell verdünnt werden, nun aber wissen wir durch spätere Versuche vieler Physiker, daß bei plötzlicher Verdünnung der Luft die Temperatur des Recipienten sehr schnell deprimirt wird. Indem also die Temperatur plötzlich niedriger wird, so kann im Recipienten nicht mehr so viel Dampf im elastischen Zustande bleiben, als vorher, und es erfolgt also Condensation, welche bei langsamer Verdünnung nicht vorhanden ist.

§. 35. Der Dampf, welcher auf irgend eine Art entwickelt wird, entreißt dem Fluidum die zu seiner Existenz erfoderliche latente Wärme, und ebenso als siedendes Wasser nicht über 80° erwärmt werden kann, wird das verdunstende Fluidum bedeutend durch diesen Prozeß erkaltet. Ist Luftdruck, Temperatur und entsprechende Spannkraft des Dampfes, latente und specifische Wärme von diesem und der Luft bekannt, so läßt sich die durch Verdunstung bewirkte Erniedrigung der Temperatur berechnen, und Hutton, so wie in neuern Zeiten August, haben diesen Vorgang dazu empfohlen, den Dampfgehalt der Atmosphäre aus der Verdungstungskälte zu berechnen (s. Hygrometer, Psychrometer). Die Kälte, welche hierbei entsteht, wurde wahrscheinlich zuerst von Mairan [65]) näher beachtet, und er stellte mehre Versuche darüber an. In der Folge machten Cullen [66]) und Franklin [67]) die Physiker darauf aufmerksam. Umwickelt man die Kugel eines Thermometers mit etwas Leinewand, taucht dieses in Wasser und hängt es in trockene Luft, so steht es mehre Grade niedriger, als ein Thermometer mit gewöhnlicher Kugel. Noch auffallender ist dieses, wenn wir die Leinwand mit Weingeist oder gar Äther anfeuchten und das Thermometer in den Wind hängen, weil beide Fluida bei einerlei Temperatur weit schneller verdunsten als Wasser. Gießt man sich in die flache Hand einige Tropfen Schwefeläther, so verdunsten diese in kurzer Zeit und man empfindet eine auffallende Kälte an der Stelle, wo sich der Schwefeläther befand. Ja Franklin schließt aus den von ihm angestellten Versuchen, daß es möglich wäre, einen Menschen in den warmen Sommertagen bis auf den Tod zu erkälten, wenn man ihn auf einem Wege anhalten ließe, wo ein scharfer Wind bläst und ihn oft mit Äther besprengte. Um im Sommer kühle Getränke zu haben, ist es zweckmäßig, die Flaschen, in denen sich jene befinden, mit nasser Leinwand zu umwickeln und an einen zugigen Ort zu hängen. Ja der Grund, weshalb die Getränke in den Alcarazas (s. diesen Art.) so kühl sind, liegt hierin.

§. 36. Dasjenige was so eben über den Einfluß des Dampfgehaltes der Atmosphäre und des Windes auf

63) Schweigger Jahrb. N. R. XI, 293.

64) *Robison* Mech. phil. II, 87. 65) Diss. sur la glace. II. cap. 8. 66) Edinb. Essays T. II. 67) Franklins Werke, übersetzt von Wenzel. 8. Dresden 1780. II, 196.

Schnelligkeit der Verdunstung und dadurch bewirkte Größe der Erkaltung gesagt wurde, gibt uns auch einen einfachen Grund für eine Erscheinung, die wir an unserm eigenen Körper wahrnehmen, und welche die Ärzte durch electrische, magnetische, physiologische Kräfte oder andere Träumereien erklärt haben. Ist die Luft im Sommer feucht und ruhig, dann schwitzen wir stark, die Kleider werden durchnäßt, und wir empfinden eine drückende Hitze, welche Schwüle heißt. Bei trockenem, windigem Wetter dagegen ist es kühl, obgleich das Thermometer im letzteren Falle vielleicht mehre Grade höher steht als im erstern. Bei feuchtem, windstillem Wetter nämlich kann das aus den Poren der Haut abgesonderte Wasser entweder gar nicht oder nur sehr langsam verdunsten, während dieses bei trockenem, windigem Wetter schnell geschieht. Werden wir im letztern Falle durch die Verdungstungskälte abgekühlt und erfrischt, so geschieht dieses im ersteren nicht. Dabei aber kommt es weniger auf die absolute Temperatur der Luft, als vielmehr auf die Beschaffenheit des Körpers an. Die heißen afrikanischen Winde (Samum, Chamsin), welche eine unerträgliche Hitze mit sich führen, wenn der Körper trocken ist, erfrischen nach den Erfahrungen von Oudney den Körper des Reisenden, wenn er schwitzt [68]).

§. 37. Werden überhaupt alle Umstände combinirt, welche die Schnelligkeit der Verdunstung vergrößern, dann können wir eine sehr große Kälte erzeugen. Hängen wir unter den Recipienten der Luftpumpe ein Schälchen mit Wasser und stellen daneben ein Gefäß mit concentrirter Schwefelsäure oder geglühtem Chlorkalk, setzen dann die Pumpe in Thätigkeit, so wird das Wasser schnell verdunsten und den Recipienten mit Dämpfen sättigen; kaum aber haben sich letztere gebildet, so werden sie von der Schwefelsäure durch die große Verwandtschaft dieser zum Wasser absorbirt, und so folgen Bildung und Absorption des Dampfes mit großer Schnelligkeit, wodurch das Wasser in kurzer Zeit in Eis verwandelt wird. Ja man ist bei einer schnell wirkenden Luftpumpe im Stande, das Wasser in einem Zimmer von gewöhnlicher Temperatur bis zum Gefrierpunkte des Quecksilbers zu erkalten, wie dieses namentlich Leslie gethan hat [69]). Noch wirksamer bei diesem Versuche ist Schwefeläther. Umwickelt man die Kugel eines Quecksilberthermometers mit Baumwolle, befeuchtet diese mit Schwefeläther und bringt die Vorrichtung unter den Recipienten einer schnell wirkenden Luftpumpe, so verdunstet der Äther mit solcher Lebhaftigkeit, daß das Quecksilber erstarrt. Marcet führt an, daß bei Anwendung eines noch flüchtigeren Fluidums, des Schwefelalkohols, das Quecksilber in Zeit von 3 bis 4 Minuten zum Gefrieren und ein Weingeistthermometer bis — 60° C erkaltet werden könne. Durch Verdunstung der flüssigen schwefligen Säure, welche in freier Luft bei — 10° C siedet, hat Bussy noch niedrigere Temperaturen hervorgebracht. Quecksilber gefriert in einigen Augenblicken, wenn die Kugel eines Thermometers mit Baumwolle umgeben und mit diesem Fluido befeuchtet wird. In freier Luft fällt ein Weingeistthermometer bis zu — 57° und unter der Luftpumpe bis zu — 68°. Dabei wird Spiritus von 0,85 Dichtigkeit fest [70]).

Wollaston hat einen sinnreichen Apparat construirt, welchen er Kryophor nennt, und welcher diesen Vorgang auf eine überraschende Weise zeigt [71]). Eine Glasröhre von wenigstens einer Linie innerm Durchmesser wird in der Gestalt von Fig. 7. verfertigt und ebenso die beiden Kugeln angeblasen. Eine von diesen wird mit Wasser gefüllt und der Apparat durch Sieden des Wassers möglichst luftleer gemacht. Ist das Wasser in die Kugel A getrieben, und wird B in eine Kälte erzeugende Mischung, z. B. aus gleichen Theilen Schnee und Salmiak, gehalten, so werden die in B befindlichen Dämpfe schnell condensirt, aber eben so schnell strömen neue Dämpfe aus A nach, welche dasselbe Schicksal haben, und bei diesem fortdauernden Verdunstungsprozesse wird in A eine solche Kälte erzeugt, daß alles Wasser in kurzer Zeit in Eis übergeht (vergl. Hygrometer von Daniell).

§. 38. Ist nun gleich die Schnelligkeit der Verdunstung nach §. 32. eine Function der Temperatur, so gibt es doch ein bisher noch nicht erklärtes Phänomen, welches eine auffallende Ausnahme macht. Man nehme einen Löffel von Eisen oder noch besser von Platina, erhitze diesen bis zum Rothglühen und bringe einen Tropfen Wasser hinein. Dieser rollt als Tropfen lebhaft in dem Löffel hin und her, und scheint nur langsam an Größe abzunehmen; erst dann, wenn das Gefäß hinreichend erkaltet ist, verwandelt er sich plötzlich mit zischendem Laute in Dampf, aber oft sind mehre Minuten erfoderlich, ehe ein Tropfen von der Größe einer Erbse verschwindet. Es scheint, als ob Eller der erste gewesen sei, welcher diese Thatsache beobachtete [72]), in der Folge trieb Leidenfrost die Untersuchung weiter [73]), und daher heißt der Versuch, mit dessen Erklärung sich auch Lambert viel beschäftigte, der Leidenfrostische. Da durch Berührung von Wasserdämpfen und glühendem Eisen Hydrogen entwickelt wird, so glaubte man chemische Prozesse bei diesem Vorgange annehmen zu müssen, aber das Gelingen des Versuches in Platinagefäßen macht eine jede Vorstellung dieser Art wenig wahrscheinlich. Klaproth [74]) und Döbereiner *) trieben diese Versuche weiter. Namentlich konnte letzterer durch allmäliges Eintröpfeln von Wasser in einen über der Weingeistlampe in beständigem Glühen erhaltenen Tiegel eine Wasserkugel von der Größe einer Wallnuß in diesen Zustand versetzen. Sie rotirte langsam, und ein in sie gestecktes Thermometer zeigte 79 bis 81° R. Um die Ursache der Erscheinung aufzufinden, schwärzte Rumford einen Silberlöffel inwendig über einer Flamme und brachte in ihn einen Tropfen, welcher sich bei gewöhnlicher Temperatur zu einer Kugel abrundete, da er den

68) *Denham* Narrative p. LXI. 69) *Biot* Traité de physique I, 332.

70) *Berzelius* Chemie I, 67. 71) Phil. Trans. 1818. 72) Mém. de Berlin. 1746. p. 211. 73) De aquae communis qualitatibus. 8. Duisburgae 1756. 74) Allgem. Journ. der Chemie VII, 646. *) Gilberts Ann. LXXII, 211.

Ruß nicht benetzen konnte. In diesem Zustande hielt er den Löffel über eine Flamme, suchte aber vergeblich den Tropfen dadurch zu erhitzen; der Stiel wurde bis ans Ende brennend heiß, ohne daß sich das Wasser merklich erwärmte. Ebenso konnte Pouillet einen großen Platinatiegel, den er rothglühend gemacht hatte, bis zur Hälfte füllen, und das Wasser eine Viertelstunde lang darin erhalten, ohne daß es eine merkliche Abnahme gezeigt hätte; es ging indessen aus seinen Versuchen hervor, daß das Wasser durch gewisse darin gelöste Körper, vor allen durch Kali und Kalisalze, die Eigenschaft, ohne Verdampfung mit rothglühenden Körpern in Berührung zu bleiben, gänzlich verlor; ebenso verdampfte Wasser, das durch Tinte oder Kohlenstaub geschwärzt war, sehr schnell. Pouillet vermuthet, daß die ganze Erscheinung von der Leichtigkeit abhängt, mit welcher die von sehr heißen Körpern ausstrahlende, leuchtende Wärme durch das Wasser hindurchgeht, ohne dieses zu erwärmen [75]), eine Hypothese, die durch andere Thatsachen, die uns die strahlende Wärme zeigt, einige Wahrscheinlichkeit erhält.

Später hat Muncke den Gegenstand untersucht und seine Versuche sehr detaillirt mitgetheilt [76]). Er glaubt, daß Döbereiner's Hypothese, als ob der Tropfen einen meßbaren Abstand von dem glühenden Metalle hätte, unrichtig sei; die rotirende Bewegung, welche der Tropfen in den meisten Fällen hat, und welche einige Naturforscher als eine der Ursachen des Phänomens angesehen haben, hält Muncke nicht für wesentlich nothwendig. Häufig findet gar keine Rotation statt, in andern Fällen ist es ein Leichtes, die Kugel durch ein hineingehaltenes Stäbchen von beliebiger Substanz zum Stillstehen zu bringen. Diese Rotation entsteht unstreitig davon, daß die Kugel nicht in ihrer ganzen Masse einerlei Temperatur hat, daß die Ungleichheiten auf der Oberfläche des Metalles verschiedene Mengen von Wärme ausstrahlen. Muncke schließt hieran mit Recht eine von Perkins an seinen Dampfmaschinen gemachte Erfahrung. Dieser hörte einst einen durch den Generator seiner Dampfmaschine mit sehr hohem Drucke verursachten heftigen Knall, welcher sowol ihn selbst, als auch andere Umstehende auf die Vermuthung brachte, daß derselbe geborsten seyn müsse. Um so räthselhafter aber war es ihnen, daß die Maschine dennoch ununterbrochen arbeitete. Als sie das Feuer allmälig verminderten und somit der Generator mehr abkühlte, strömte der Dampf mit entsetzlichem, selbst in der Nachbarschaft Aufsehen erregendem Getöse ins Feuer, und nach Eröffnung des Heizraumes fand sich am Generator unten in der ganzen Breite ein weit offen stehender Riß. Um zu wissen, warum der Dampf erst nach einiger Abkühlung aus dem Risse geströmt sei, wurde der Heizraum wiederhergestellt, der Generator zur Glühhitze gebracht, dann Wasser hineingepumpt, und die Maschine fing aufs Neue an zu arbeiten, als ob der Generator unversehrt sei, bis nach abermaliger Abkühlung die frühere Erscheinung wieder erfolgte. Einige Freunde von Perkins meinten, der Riß ziehe sich durch den starken Einfluß der Hitze zusammen, und um auch hierüber Gewißheit zu erhalten, ließ er unten in einen gesunden Generator ein Loch bohren, in dieses ein eisernes Rohr mit einer ¼ Zoll weiten Öffnung schrauben, dessen anderes Ende mit einem Hahn verschlossen war, erhitzte den Apparat wie gewöhnlich, bis die Maschine gehörig arbeitete, öffnete dann den Hahn des Rohres, aus welchem aber weder Wasser noch Dampf entwich. Perkins setzt diese Erscheinung mit dem Leidenfrost'schen Versuche in Verbindung, und meint, das Wasser komme gar nicht mit der Oberfläche des stark erhitzten Metalles in Berührung, sondern stehe bei dieser Temperatur um $\frac{1}{50}$ Zoll davon ab.

Muncke zieht aus allen seinen Versuchen folgende Resultate:

1) Auch ohne einen mechanischen Druck, außer dem durch das bloße Gewicht gegebenen, erhebt sich das auf heißes Metall gegossene Wasser, wenn die Temperatur des ersteren mindestens 110° C. nach Schätzung übersteigt, bis zur hellen Rothglühhitze bei Tage, zu keinem, auch nicht dem kleinsten meßbaren Abstande von der Oberfläche des Metalles.

2) Sobald die Hitze des Metalles den erfoderlichen Grad erreicht hat, wird hiedurch die Adhäsion seiner Oberfläche mit dem Wasser aufgehoben, wie sich als Thatsache deutlich aus der Form der darauf ruhenden Wassertropfen zeigt, und diese Adhäsion findet um so viel weniger statt, je ebener und blänker jene Oberfläche ist.

3) In dieser Aufhebung der Adhäsion liegt der Grund des Leidenfrost'schen Versuches. Das Wasser ist nämlich zwar kein absoluter Nichtleiter der Wärme, wie Rumford behauptet hat, aber doch ein sehr schlechter. Ist dasselbe daher in der Gestalt runder Tropfen außer eigentlicher Adhäsionsberührung mit dem Metalle, so geht nur die aus dem letztern ausstrahlende Wärme an dasselbe über, deren Menge um so viel geringer seyn muß, je blänker die Metallfläche bleibt und die Oberfläche des Wassertropfens an sich ist. Befindet sich dann gleich weder eine Luft- noch eine Dampfschicht von meßbarer Dicke zwischen dem Tropfen und der Metallfläche, so steigt doch die den Tropfen umgebende heißere Luft stets in die Höhe, wird durch neu hinzuströmende ersetzt, und entzieht hiedurch eine Menge der ausgestrahlten Wärme, welche dann auf den Tropfen nicht weiter wirken kann. In dem letztern können indeß diejenigen Strömungen nicht entstehen, welche im heißen Wasser statt finden, in welchem die durch die erhitzte Metallfläche erwärmten Theile in die Höhe steigen und den gebildeten Dampf an die berührende Luftschicht abgeben; denn da nach den Gesetzen der Anziehung alle Theilchen des Tropfens im Gleichgewichte sind, so würde letzteres durch das Aufsteigen der untern Partikeln aufgehoben werden, und dieses ist schwer, weil es eine Veränderung des Ortes aller Theilchen zur Herstellung des Gleichgewichtes voraussetzt.

4) Hieraus folgt von selbst, daß bei rauher Oberfläche, als bei Steinen, Thon, Metalloxyden &c. das Phänomen gar nicht beobachtet werden kann, bei Porzellan nur schwierig, daß aber Metallstückchen, Thonscher-

75) Poggendorff's Annalen XI, 447. 76) Poggendorff's Annalen XIII, 235.

ben, Kiesscherben rc. in den Dampferzeuger geworfen, die Verdampfung des Wassers ausnehmend befördern. Es bleibt also nur noch übrig zu zeigen, worin diese Aufhebung der Adhäsion ihren Grund habe. Muncke untersucht diesen Gegenstand sehr ausführlich; da ich ihm jedoch nicht ganz beistimmen kann, eine ausführliche Untersuchung aber hier zu weit führen würde, so verweise ich auf den Artikel „Flüssigkeit", wo ohnehin der Einfluß der Temperatur auf die Cohäsion der Fluida behandelt werden muß.

6) Die Bemerkung von Perkins bleibt zunächst noch räthselhaft, da Muncke durch Löcher in glühendem Eisen Tropfen fallen sah. Da jedoch das eingeschraubte Rohr vom Generator aus erst durch das Feuer des Heizraumes, dann durch die umgebende Mauer desselben ging und nach außen hervorstand, so scheint sich diese Thatsache an die von Clement beobachtete Erfahrung zu schließen, wonach ein Ventil durch den aus einer Öffnung entweichenden Dampf nicht zurückgestoßen, sondern angezogen wird [77].

§. 39. Es bleibt uns noch übrig, die Dichtigkeit des Wasserdampfes zu bestimmen. Die erste auf Messungen beruhende Angabe ist die von Musschenbroek [78]) und andern angeführte, wonach die Dichtigkeit des heißen Wasserdampfes 14000 Mal kleiner ist als die des Wassers. Dieses Resultat wurde von vielen Physikern als richtig angesehen, beruht aber auf einem wenig genauen Versuche von Beighton und einer noch ungenaueren Rechnung von Desaguliers. Bei einer Temperatur, die nicht näher bekannt ist, aber wahrscheinlich nur wenige Grade über dem Siedepunkte lag, ließ Beighton in den Cylinder einer Dampfmaschine Dampf strömen, und beobachtete die Menge von Wasser, welche nöthig war, ihn zu füllen. Der Cylinder gebrauchte bei jedem Hube 113 Gallonen Dampf, machte 16 Hübe in der Minute, gebrauchte also in dieser Zeit 1808 Ale-Gallonen = 14464 Pinten Dampf. Unter diesen Umständen wurden zur Speisung der Maschine 5 Pinten Wasser verbraucht, die Dichtigkeiten von Dampf und Wasser verhalten sich also wie 5 : 14464 = 1 : 2893. Statt dieses letztern Verhältnisses gibt Desaguliers das so oft wiederholte 1 : 14000 [79]). Die Angaben folgender Physiker, wie Marat, Smeaton, Rumford, Black, Watt, de Luc u. a. beruhen entweder auf bloßen Schätzungen oder auf ungenauen Versuchen. Erst Saussure stellte genauere Messungen an [80]). In einem Glasballon von 4½ Kubikfuß Inhalt wurde die Luft durch Salze ausgetrocknet, dann ein Hygrometer und ein mit Wasser befeuchtetes, genau abgewogenes Stück Leinwand hineingebracht. So wie das Wasser so weit verdunstet war, daß das Hygrometer dem Punkte der Sättigung nahe stand, wurde die Leinwand herausgenommen, und ihr Gewichtsverlust, also die Menge des verdunsteten Wassers, gemessen. Aus der Temperatur im Ballon und der zugehörigen Elasticität des Dampfes wurde das Gewicht von einem Kubikfuße Dampf hergeleitet.

G. G. Schmidt stellte bald darauf eine Reihe Messungen auf eine etwas abweichende Art an [81]), die Resultate weichen jedoch sehr von den spätern Bestimmungen ab. Eine Reihe von Versuchen, welche Clément und Désormes anstellten [82]), gehört zu den bessern. Eine abgewogene Menge von geglühtem Chlorkalk wurde in eine Glasröhre gethan, und durch diese Gase geleitet, die eben durch eine mit Wasser gefüllte Flasche gegangen, also mit Dämpfen gesättigt waren. Das Volumen der Gase war aus dem Versuche bekannt, und dann wurde die Gewichtszunahme des Chlorkalkes durch den absorbirten Dampf gemessen. Die Atmosphäre, die Gase und das Wasser hatten dieselbe Temperatur, welche immer 12 bis 13° C. betrug, und befanden sich unter einem Drucke von 762 bis 765 Millimetern. Sie fanden, daß unter diesen Umständen der Chlorkalk von einem Kubikfuße Luft 6,004 Gran absorbirte. Auf eine ähnliche Art stellte Anderson Versuche an [83]). Er fand für das Gewicht eines engländischen Kubikfußes Wasserdampf folgende Größen:

bei 49° F.	. . . . . .	4,085 engl. Gran
— 59 —	. . . . . .	5,679 — —
— 77 —	. . . . . .	9,828 — —
— 83 —	. . . . . .	11,660 — —

§. 40. Zu den genauesten Versuchen über diesen Gegenstand gehören die von Gay-Lussac [84]). Er bläst an der Lampe kleine Kügelchen von sehr dünnem Glase, an denen sich ein feiner Schnabel befindet. Das Gewicht eines solchen Kügelchens wird bestimmt, sodann wird es mit Wasser gefüllt, dieses durch Sieden luftleer gemacht und nun der Schnabel verschlossen. Eine folgende Abwägung gibt das Gewicht des im Kügelchen enthaltenen Wassers, woraus sich dann sein Volumen herleiten läßt, da das Gewicht einer Raumeinheit Wasser bekannt ist. Um diese ganze Wassermenge in Dampf zu verwandeln, wendet Gay-Lussac eine enge und hohe Glasglocke VV (Fig. 9) an, welche in Theile von gleicher Capacität getheilt ist, und deren Inhalt etwa 1½ Liter beträgt. Diese Glocke füllt er ganz mit Quecksilber, stürzt sie umgekehrt in ein mit demselben Metalle gefülltes Gefäß *vv* und bringt nun die kleine mit Wasser gefüllte Glasblase B hinein. Um dieses Wasser in Dampf zu verwandeln, umgibt Gay-Lussac die Glocke mit einem noch längeren Glasgefäße MM, welches mit seinem untern Ende in das Quecksilber taucht. Diesen Cylinder füllt er so lange mit Wasser, bis die Glocke davon bedeckt ist, setzt dann den ganzen Apparat auf einen Ofen FF, in welchem Feuer angezündet wird. Wenn auf diese Art Wasser und Quecksilber hinreichend erwärmt sind, erhalten die in dem Kügelchen B entwickelten Dämpfe eine solche Expansivkraft, daß letzteres zersprengt wird, der Raum über

77) Poggendorff's Annalen XI, 265. 78) Introductio. §. 1471. Meine Untersuchungen. S. 81., wo das Nähere über viele der folgenden Angaben mitgetheilt ist. 79) Rees Cyclop. Art. Steam engine. *Robison* Mech. phil. II, 67. 80) Saussure Hygrometrie. S. 118.

81) Gren Journal II, 421. 82) Gilbert's Annalen XIII, 141. 83) *Daniell* Meteor. Essays. p. 160. 84) *Biot* Traité I, 291.

dem Quecksilber wird mit Dämpfen gefüllt. Das Niveau des Quecksilbers wird jetzt genau bestimmt, was vermittelst des seitswärts angebrachten und an CC befestigten Maßstabes T geschieht, welcher unten in eine feine Spitze ausläuft, die mit der Oberfläche des Quecksilbers in der Wanne *vv* in Berührung gebracht wird, während eine verschiebbare Diopter H dazu dient, die Oberfläche des Quecksilbers in der Glocke genau zu fixiren. Wird die Länge dieser Quecksilbersäule von dem gleichzeitig beobachteten Barometerstande subtrahirt, so gibt der Rest die Expansivkraft des Dampfes. Um hieraus das Gewicht des letztern herzuleiten, muß die Temperatur bekannt seyn, bei welcher die vorhandene Dampfmenge den Raum eben sättigt. Man erwärmt deshalb den Apparat, und mißt die den verschiedenen Temperaturen entsprechenden Expansivkräfte so lange, bis man endlich findet, der Raum sei nicht mehr gesättigt. Die Temperatur, bei welcher eben alles Wasser den Raum sättigte, wird dann durch das in §. 12. angegebene Verfahren bestimmt.

Auf dieselbe Art stellte Tob. Mayer[85]) einen Versuch an, und ähnlich ist auch das Verfahren, dessen sich Muncke[86]) bediente. Aus einem auf der Luftpumpe befestigten Recipienten von sehr regelmäßiger Gestalt und genau gemessenem Inhalte wurde die Luft so gut als möglich entfernt, nachdem schon vorher ein Thermometer, eine Barometerprobe und ein zugeschmolzenes Glasröhrchen mit einer genau abgewogenen Wassermenge hineingebracht waren. War die vorher getrocknete Luft möglichst verdünnt und der Druck des Rückstandes gemessen, so wurde das Glasröhrchen zerbrochen, die Spannung des gebildeten Dampfes bei verschiedenen Temperaturen gemessen, daraus der Wärmegrad hergeleitet, bei welchem der Ballon eben mit den vorhandenen Dämpfen gesättigt war und dann das Gewicht eines Kubikfußes oder die Dichtigkeit des Dampfes berechnet.

§. 41. Auf eine etwas abweichende Art bestimmte Despretz[87]) die Dichtigkeit der Dämpfe dadurch, daß er einen Ballon erst leer, dann mit Dampf erfüllt wog und aus der Differenz der Gewichte das des Dampfes herleitete. Sein höchst einfacher Apparat besteht aus einem Barometer AA (Fig. 10), dessen Weite etwa die dreifache von der eines gewöhnlichen ist, an welchem aber der obere Theil vermittelst einer metallenen Fassung und eines Hahnes α geschlossen wird; ein zweites Barometer C steht mit diesem gemeinschaftlich in demselben Quecksilbergefäße *vv*. In das erste Barometer wird das zu verdunstende Wasser gebracht, dann die möglichst luftleere Kugel B aufgeschraubt; diese füllt sich nach Öffnung der Hähne mit Dampf, dann wird sie aufs neue gewogen. Die Differenz beider Barometer gibt die Expansivkraft des Dampfes, und ein daneben angebrachtes Thermometer seine Temperatur an. — Es versteht sich übrigens von selbst, daß hiebei auf den Rückstand der Luft im Gefäße Rücksicht genommen und die Expansivkraft des Dampfes deshalb vor und nach Öffnung der Hähne gemessen werden muß.

§. 42. Bei diesen Messungen, welche die Physiker angestellt haben, hatte der Dampf im Zustande der Sättigung sehr ungleiche Temperaturen und Expansivkräfte, und es müssen daher dieselben auf einerlei Normaltemperatur reducirt werden. Als solche hat man die Temperatur von 100° C. und den Druck von 760 Millimetern oder 80° R. und 336 pariser Linien angenommen. Bei diesen Reductionen geht man von dem Satze aus, daß der Dampf, so lange er Dampfgestalt behält, ganz denselben Gesetzen für Änderung des Druckes und der Temperatur folge als trockene Gase. Ist also t die Temperatur, E_t die entsprechende Elasticität und P_t das Gewicht einer Raumeinheit des Dampfes; bezeichnen T, E und P dieselben Größen für die Normaltemperatur, so wird $P = P_t \cdot \frac{E}{E_t} \cdot \frac{1 + at}{1 + aT}$ wo a die Ausdehnung der Luft für einen Grad des gebrauchten Thermometers bezeichnet. So fand Saussure in einem seiner Versuche das Gewicht eines Kubikfußes Dampf bei der Temperatur von 15°,16 R. und einem Drucke von 6''',863 = 11,069 Gran. Reduciren wir diese Größen auf die Temperatur des siedenden Wassers, so wird

$$P = 11{,}069 . \frac{336}{6{,}863} \cdot \frac{1 + 0{,}0046875 . 15{,}16}{1 + 0{,}0046875 . \ 80} = 427{,}511 \text{ Gr.}$$

Leiten wir hieraus die Dichtigkeit des Dampfes her, indem wir die des Wassers beim Punkte seiner größten Dichtigkeit als Einheit ansehen, so erhalten wir, da ein Kubikfuß Wasser unter diesen Umständen 645341,184 Gran wiegt, die Dichtigkeit 0,000662458.

Auf diese Art lassen sich die vorhandenen Messungen berechnen. Ich habe diese Arbeit im Detail in meinen Untersuchungen über die Expansivkraft der Dämpfe mitgetheilt. Die folgende Tafel enthält das Endresultat derselben; die in der zweiten Spalte stehenden Versuche geben die Temperatur an, bei denen das Gewicht bestimmt wurde.

Beobachter	Temperatur	Dichtigkeit d. Wasserdampfes gegen Wasser
Schmidt	80° R	0,000705072
Ders.	17,5	0,000882102
Saussure . . .	15,16	0,000662457
Ders.	4,75	0,000692108
Ders.	6,18	0,000644430
Davy	30,22	0,000751103
Clément u. Désormes	10	0,000514645
Anderson . . .	7,56	0,000620406
Ders.	12	0,000617908
Ders.	20	0,000603067
Ders.	22,67	0,000593976
Muncke	30	0,000616035
Ders.	34	0,000635342
Ders.	35	0,000582246
Gay-Lussac . . .	80	0,000589489
Mayer	15	0,000748522

85) Comment. Gotting. I, 39 86) Physikalische Abhandlungen. 8. Gießen 1816. 87) Ann. de chimie. XXI, 143.

Nehmen wir das Mittel der bessern Versuche von Muncke, Anderson, Saussure und Gay-Lussac, so ist die Dichtigkeit nahe 0,0006.

§. 43. Es hält sehr schwer, den Punkt zu bestimmen, bei welchem der Raum eben mit Dämpfen gesättigt ist, und hierin müssen wir die Ursache der großen Differenzen in obiger Tafel suchen. Deshalb scheint mir die stöchiometrische Bestimmung dieser Größe vorzuziehen, um so mehr, da dieses einfache Verfahren bei andern zusammengesetzten Gasen zu sehr genauen Resultaten geführt hat. Ist nämlich D das specifische Gewicht des einen, d das des zweiten Gases, und verbinden sich m Theile des ersten mit n Theilen des zweiten dergestalt chemisch mit einander, daß die m + n Raumtheile auf p Theile eines Gases reducirt werden, dessen Dichtigkeit x ist, so ist offenbar, da die Gewichte unverändert bleiben,

$$px = mD + nd, \text{ also}$$

$$x = \frac{mD + nd}{p}$$ [88].

Zwei Raumtheile Hydrogen und ein Theil Oxygen geben zwei Theile Wasserdampf. Sehen wir die Dichtigkeit der trockenen atmosphärischen Luft als Einheit an, so ist die des Oxygens 1,10394, die des Hydrogens 0,06885, also die des Wasserdampfes 0,62082 (nahe $\frac{5}{8}$). Bei der Temperatur der größten Dichtigkeit des Wassers ist die Dichtigkeit der Luft bei 0° und einem Drucke von 76 Millimetern 0,00128308 von der des Wassers, die Dichtigkeit des siedend heißen Dampfes wird also 0,0005799 und ein Kubikfuß wiegt 374,24 Gran. Sehen wir die Größe eines Kubikfußes als Einheit an, so ist die von einem Kubikzolle nahe 0,000579, wollen wir also die Dichtigkeit des Dampfes einfach ausdrücken, so können wir sagen, ein Kubikzoll Wasser gibt einen Kubikfuß siedend heißen Wasserdampf.

§. 44. Um die Anomalien zu entfernen, welche durch Einfluß der Beobachtungsfehler in den Tafeln über die Expansivkraft der Dämpfe noch vorhanden sind, und dieses Element auch für solche Temperaturen zu bestimmen, wo keine directen Messungen gemacht wurden, hat sich eine große Zahl von Physikern und Mathematikern bemüht, ein allgemeines Gesetz für die Abhängigkeit der Expansivkraft von der Temperatur aufzustellen. Prony war einer der ersten, welcher diesen Gegenstand bearbeitete, aber sein sehr complicirter Ausdruck weicht sehr von der Erfahrung ab [89]. In der Folge gab Schmidt einen einfachen Ausdruck, welcher allerdings mit seinen Versuchen übereinstimmte. Ist nämlich t die Temperatur in Graden des Reaumur'schen Thermometers und e die entsprechende Expansivkraft, so ist

$$e = t^{1,4113 + 0,005t}$$

aber dieser Ausdruck ist schon deshalb unrichtig, weil hienach die Expansivkraft beim Gefrierpunkte verschwindet. Schon früher hatte Volta ein höchst einfaches Gesetz gefunden, das jedoch wenig bekannt wurde. Es wächst darnach die Elasticität des Dampfes in einer geometrischen Reihe, wenn die Temperatur in einer arithmetischen wächst; diese geometrische Reihe ist so beschaffen, daß, wenn die Temperatur von 16 zu 16 Graden (Reaum.) wächst, die Zunahme des Dampfdruckes 1, 2, 4.... ist. Da nun der Druck des Dampfes bei 64° R 13 Zoll und bei 80° R 28 Zoll beträgt, so wächst er für 16 Grade um 15″; er wächst von hier bis 96° um 2.15″, wird also 58 Zoll [90].

Zehn Jahre später stellte Dalton eine völlig ähnliche Behauptung auf, es sollte nämlich auch nach ihm die Expansivkraft eine geometrische Reihe bilden, wenn die Temperatur in arithmetischer Reihe wächst. Soldner leitete aus den Messungen von Dalton die Gleichung [91]

$$\log. e = \log. E - \frac{(280-r)\ (80-r)}{10280}$$

her, wo e die gesuchte, E die der Siedehitze zugehörige Elasticität (30,13 Zoll), beide in engländischen Zollen, r die Temperatur in Graden des Reaumur'schen Thermometers bezeichnet. Indessen genügt diese Formel nicht viel weiter, als die Versuche Dalton's reichen, denn die Expansivkraft erreicht bei 180° ein Maximum, und wird von nun an wieder kleiner.

§. 45. Legen wir die Expansivkraft des siedenden Dampfes der Untersuchung zum Grunde, so wäre nach Dalton $\log. E_n = \log. E + an$, wo n den Unterschied zwischen der Temperatur, für welche die Expansivkraft gesucht wird, und dem Siedepunkte, E_n die zugehörige Expansivkraft, E die des siedenden Wasserdampfes, und a einen durch die Versuche näher zu bestimmenden constanten Coefficienten bezeichnet. Sieht man aber die oben für die Expansivkraft gegebene Tafel näher an, so scheinen die Spannungen zwar im Allgemeinen Glieder einer geometrischen Reihe zu bilden, aber der Exponent von dieser wird regelmäßig kleiner, so wie die Temperatur wächst. Deshalb schlägt Biot [92] vor, man solle statt des einfachen Dalton'schen Ausdruckes eine zusammengesetzte Function von der Gestalt

$$\log. E_n = \log. E + an + bn^2 + cn^3 + dn^4 + \ldots$$

anwenden, und die Coefficienten a, b, c... durch Versuche bestimmen. Er bleibt bei dem Gliede, welches die dritte Potenz von n enthält, stehen.

Bei einer Arbeit, wo es mir sehr darauf ankam, die Expansivkraft des Dampfes in niedern Temperaturen mit großer Genauigkeit zu kennen, entwickelte ich die constanten Coefficienten nach der Methode der kleinsten Quadrate, und erhielt folgenden Ausdruck

$$\log. E_n = 2{,}5263393 - 0{,}0190761258.n - 0{,}00010296015.n^2 - 0{,}00000004731.n^3$$

wo die Temperatur n vom Siedepunkte aus gerechnet und für die höheren Wärmegrade als negativ, für die unter 80° liegenden als positiv angesehen, die Expansivkraft aber in Pariser Linien ausgedrückt wird. Jedoch genügte mir diese Gleichung nicht, da sich zum Theil sehr bedeu-

88) *Biot* Traité de physique. I, 382. 89) Meine Untersuchungen. S. 42.

90) Opere di Volta. III, 382. Dasselbe Gesetz hatte auch Watt etwa im Jahre 1764 aus seinen damals nicht bekannt gemachten Versuchen hergeleitet. *Watt* zu *Robison* Mech. phil. II, 114. 91) Gilbert's Annalen XVII, 44. 92) Traité de physique. I, 272.

tende Abweichungen zwischen den beobachteten und berechneten Werthen zeigten; deshalb entwickelte ich noch den Werth des Coefficienten d, und erhielt dadurch folgenden Ausdruck:

$$\log. E_n = 2{,}5263393 - 0{,}01950230219.n - 0{,}00007404868.n^2 - 0{,}00000066252.n^3 + 0{,}00000000399.n^4$$

Für niedere Temperaturen gibt dieser Ausdruck Werthe, welche sehr nahe mit der Erfahrung übereinstimmen, aber über 100° hinaus werden die berechneten Werthe viel größer als die beobachteten. Dieser Umstand war mir zwar schon damals bekannt, als ich jene Abhandlung schrieb, da ich jedoch meine Aufmerksamkeit nur auf niedere Temperaturen gerichtet hatte, so benutzte ich nicht einmal die über 80° angestellten Messungen zur Bestimmung der Constanten. Ich habe es auch in der Folge, nachdem Muncke [93]) auf die großen Abweichungen der Formel aufmerksam gemacht hatte, nicht der Mühe für werth gehalten, die Constanten dieses weitläufigen Ausdruckes für höhere Temperaturen zu berechnen.

§. 46. Eine Untersuchung, welche Mayer auf eine etwas verschiedene Art anstellte [94]), hat den Beifall von sehr vielen teutschen Physikern gefunden. Die Elasticität der Dämpfe steht darnach im zusammengesetzten Verhältnisse ihrer Wärme und Dichtigkeit; wird also die Elasticität mit E, e, die Dichtigkeit mit D, d und die Wärme mit V, v bezeichnet, so verhält sich

$$E:e = VD:vd$$

Wenn nun U und u die Volumina eines trockenen Gases bei den Temperaturen V und v bezeichnen, so verhält sich

$$V:v = U:u$$

Die obige Proportion geht daher über in

$$E:e = DU:du.$$

Wird das Volumen der trockenen Luft bei der Temperatur des thauenden Eises gleich 1 gesetzt, so ist es bei der Temperatur t nach dem Reaumurschen Thermometer gleich $1 + \frac{1}{213}.t$; setzen wir mithin $U = 1 + \frac{T}{213}$, $u = 1 + \frac{t}{213}$, bezeichnen ferner den Bruch $\frac{1}{213}$ mit A, so erhalten wir

$$E:e = D(1 + AT) : d(1 + At)$$

Das schwierigste bei Entwickelung dieser Formel ist die Bestimmung der Größen D und d. Wir wissen, daß d mit t wächst; aber die Dichtigkeit wächst schneller als die Temperatur, die Dampfentwickelung erfolgt desto leichter, je größer die Wärme wird. Mayer glaubt die Function von t, welche den Werth von D angibt, müsse so beschaffen seyn, daß sie mit der Temperatur zwar wachse, aber für große Werthe von t sich immer mehr einer constanten Größe nähere, ebenso für t = o noch einen realen Werth behalte. Er setzt deshalb

$$d = \alpha : e^{\frac{\gamma}{(1+At)^m}}$$

wo α, γ und m constante, durch die Versuche näher zu bestimmende Coefficienten sind und e die Basis der hyperbolischen Logarithmen ist. Da nun die Expansivkraft sich verhält wie d (1 + At), so können wir einfach

$$E = \mu d(1 + At) = \mu\alpha(1 + At).e^{\frac{-\gamma}{(1+At)^m}}$$

setzen, wo μ eine Constante ist. Mayer glaubt annehmen zu dürfen, es sei hier m = 1, und darnach wird

$$E = \mu\alpha(1 + At).e^{\frac{-\gamma}{1+At}}$$

oder nehmen wir hier statt der Zahlen die Logarithmen, und setzen für A seinen Werth $\frac{1}{213}$, so wird

$$\log. E = \log.\frac{\mu\alpha}{213} + \log.(213 + t) - \frac{213\,\gamma \log e}{213 + t}$$

Da hier $\log.\frac{\mu\alpha}{213}$ und 213 γ log. e constante Größen sind, so können wir sie mit B und C bezeichnen, dadurch wird

$$\log. E = B + \log.(213 + t) - \frac{C}{213 + t}$$

Indem Mayer zur Bestimmung von B und C die Expansivkräfte anwendet, welche Schmidt bei den Temperaturen von 60° und 100° R gefunden hatte, gelangt er zu dem Ausdrucke

$$\log. E = 4{,}2860 + \log.(213 + t) - \frac{1551{,}09}{213 + t}$$

wo die Expansivkraft in pariser Zollen ausgedrückt wird. Dieser Ausdruck weicht indessen zum Theil sehr von der Erfahrung ab. Arzberger gibt für hohe Temperaturen den Ausdruck [95]) (paris. Zolle)

$$\log. E = 2{,}83165 + \log.(213 + t) - \frac{847{,}3}{140 + t}$$

Für pariser Linien entwickelte ich bei Anwendung der unter 80° angestellten Messungen die Gleichung [96])

$$\log. E = 5{,}6264001 + \log.(213{,}33 + t) - \frac{1630{,}594}{213{,}33 + t}$$

Nachdem ich meine eigenen Versuche über die Expansivkraft der Dämpfe in niederen Temperaturen gemacht hatte, berechnete ich die Constanten der Mayer'schen Formel nochmals, und erhielt [97])

$$\log. E = 5{,}642997 + \log.(213{,}33 + t) - \frac{1635{,}05}{213{,}33 + t}$$

Dieser Ausdruck empfiehlt sich dadurch, daß sich die Expansivkraft darnach sehr leicht berechnen läßt, auch stimmt er in niederen Temperaturen, für welche ich ihn zunächst entwickelt habe, sehr gut mit der Erfahrung, weicht aber in höheren sehr davon ab. Es ließen sich zwar die Constanten auch dadurch bestimmen, daß man die Messungen in höheren Temperaturen benutzte, dann aber würde wieder die Abweichung der beobachteten und berechneten Werthe bei niederen Temperaturen größer werden.

Es geht hieraus hinreichend hervor, daß die Formel Mayer's weit entfernt davon ist, ein Naturgesetz zu seyn, sie ist vielmehr, wie alle übrigen früher mitgetheilten, eine bloße Interpolationsformel. Ist auch die erste Behauptung, daß die Elasticität eine Function von Dich-

93) Gehler's Wörterb. II, 347. 94) Comment. Soc. Gotting. 1, 1—40.

95) Gehler's Wörterb. II, 345. 96) Untersuchungen S. 66. 97) Lehrbuch der Meteorol. 1, 292.

tigkeit und Temperatur sei, völlig richtig, so scheint doch die Function nicht naturgemäß angenommen zu seyn. Namentlich gilt dieses von dem Werthe des Exponenten m, von dem es noch unentschieden ist, ob dieser gleich 1 oder gleich 2 ist, da die Abweichungen zwischen beobachteten und berechneten Werthen hier ungefähr gleich groß sind [98]).

§. 47. In neueren Zeiten hat August eine Formel angegeben [99]), bei welcher er sich ebenfalls auf die von Volta und Dalton aufgestellte Behauptung stützt, daß die Expansivkräfte sehr nahe die Glieder einer geometrischen Reihe bilden, wenn die Temperaturen in arithmetischer wachsen. Da die Quotienten der geometrischen Reihe abnahmen, wenn die Temperatur größer wird, so glaubt er eine Function von der Gestalt

$$E = a m^{\frac{t}{1+\beta t}}$$

annehmen zu können. Nun bezeichne b den Barometerstand, bei welchem der Siedepunkt des Thermometers genommen ist, ferner sei n die Anzahl der Grade vom Gefrier- bis zum Siedepunkte. Die außerhalb dieses Fundamentalabstandes liegenden Grade setzen wir der wahren Wärmezunahme proportional. In diesem Sinne ist die Zahl $-\omega^\circ$ zu verstehen, welche die Abwesenheit aller Wärme ausdrücken würde, wenn das Quecksilberthermometer 1) so tief sinken und 2) den regelmäßigen Gang, den es zwischen — 25° C und 100° C hat, beibehalten könnte. Sobald also t in $-\omega$ übergeht, verwandelt sich E in o, und wir erhalten aus der obigen Formel

$$a m^{\frac{-\omega}{1-\beta\omega}} = 0, \text{ also } m^{-\frac{1}{\frac{\omega}{1-\beta\omega}}} = 0$$

folglich $m^{\frac{\omega}{1-\beta\omega}} = \infty$

Da nun die Expansivkraft mit der Temperatur wächst, also m stets größer ist als 1, so folgt aus dem letzten Ausdrucke

$$\frac{\omega}{1-\beta} = \infty, \text{ also } 1-\beta\omega = 0 \text{ oder } \beta = \frac{1}{\omega}$$

Substituiren wir diesen Werth in die allgemeine Formel, so wird

$$E = a m^{\frac{t}{1+\frac{t}{\omega}}} = a m^{\frac{\omega t}{t+\omega}}$$

Ist nun b der Barometerstand, bei welchem der Siedepunkt des Thermometers bestimmt wurde, und n die Zahl der Grade, welche vom Gefrier- bis zum Siedepunkte gerechnet werden, so wird E = b, wenn t = n wird. Dadurch wird

$$b = a m^{\frac{\omega n}{\omega + n}}, \text{ also } m = \left(\frac{b}{a}\right)^{\frac{\omega + n}{\omega n}}$$

Wird dieser Werth von m in den obigen Ausdruck gesetzt, so wird

98) Mehreres hierüber in meinen Untersuchungen über die Expansivkraft der Dämpfe. S. 71. 99) Poggendorff's Annalen XIII, 122.

$$E = a \left(\frac{b}{a}\right)^{\frac{(\omega + n)t}{n(\omega + t)}}$$

eine Formel, in welcher nur a durch directe Versuche über die Expansivkraft zu bestimmen ist. Wird diese Constante durch Versuche näher bestimmt, so wird für Millimeter und hunderttheiliges Thermometer

$$\log. E = \frac{23{,}945371 . t}{800 + 3t} - 2{,}2960383$$

$$t = \frac{800}{3} . \frac{2{,}2960383 + \log. E}{5{,}6857520 - \log. E}$$

Diese Formel stimmt zwar in niederen Temperaturen recht gut mit der Erfahrung, aber in höheren weicht sie von den Messungen von Dulong und Arago ab [1]).

§. 48. Fast alle bisher mitgetheilten Formeln beruhen auf derselben Idee und unterscheiden sich nur durch die Werthe der Constanten. Th. Young scheint der erste gewesen zu seyn, welcher die Elasticität des Dampfes als eine Potenz der um eine constante Größe vermehrten Temperatur ansah. Er fand, daß der Exponent 7 am besten den bei Erscheinung seines Werkes bekannten Messungen entsprach [2]). Der Exponent dieser Potenz ist von andern Physikern mehrfach bestimmt worden. Da mir Young's Werk nicht zu Gebote steht, so will ich die von Tredgold [3]) gegebene Entwickelung mittheilen. Es sei E die Expansivkraft des Dampfes, t die entsprechende Temperatur und a die Temperatur, unter welcher die Expansivkraft verschwindet. Wir wollen E als Abscisse und t + a als Ordinate einer Curve ansehen, deren Gleichung $A E = (t + a)^n$ ist, so wird

$$A = \frac{(t + a)^n}{E}$$

die Abscisse gehe in E_1, die Ordinate in $t_1 + a$ über, so wird $\frac{(t + a)^n}{E} = \frac{(t_1 + a)^n}{E_1}$ oder

$$\frac{\log. E_1 - \log. E}{\log. (t_1 + a) - \log. (t + a)} = n.$$

Ebenso erhalten wir für zwei andere Werthe von t und E

$$\frac{\log. E_1 - \log. E_2}{\log. (t_1 + a) - \log. (t_2 + a)} = n$$

und setzen wir beide Werthe von n einander gleich, so wird

$$\frac{\log. E_1 - \log. E_2}{\log. E_1 - \log. E} = \frac{\log. (t_1 + a) - \log. (t_2 + a)}{\log. (t_1 + a) - \log. (t + a)}$$

Aus vier Versuchen von Southern findet Tredgold a = 100, daraus n = 6, A = 177. Wenn also die Expansivkraft in engländischen Zollen, die Temperatur in Graden des Fahrenheitschen Thermometers bestimmt wird, so ist

$$E = \left(\frac{t + 100}{177}\right)^6$$

$$\log. E = 6 \left\{\log. (t + 100) - 2{,}247968\right\}$$

$$t = 177 . E^{\frac{1}{6}} - 100$$

1) Schweigger Jahrb. N. R. LIX, 204. 2) Natural philos. II, 400. 3) On steam engine p. 57.

Für diesen Exponenten n nahm Creighton ebenfalls den Werth 6 [4]), Southern 5,13 [5]), Coriolis 5,355 [6]). Am genauesten ist die von Dulong und Arago aus ihren Versuchen hergeleitete Formel [7])

$$E = (1 + 0{,}7153 . t)^5$$

$$t = \frac{\sqrt[5]{E} - 1}{0{,}7153}$$

wo t die Temperatur in Graden des hunderttheiligen Thermometers und e die Elasticität in Atmosphären von 0,76 Meter angibt. Dieser Ausdruck stimmt in höheren Temperaturen so genau mit den Beobachtungen überein, daß die Differenzen völlig übersehen werden können. Dagegen weicht die Formel in Temperaturen unter dem Siedepunkte bedeutend von der Erfahrung ab.

§. 49. Da es dem Physiker vorzüglich daran gelegen ist, die Expansivkraft des Dampfes bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmosphäre zu kennen, so will ich hier eine Tafel mittheilen, welche derselbe zwischen den Temperaturen von — 34° und + 34° des hunderttheiligen Thermometers von halbem zu halbem Grade nach der von mir umgebildeten Formel Mayers enthält, wobei die Expansivkräfte in Pariser Linien ausgedrückt sind.

t	0	— 0°,5	t	0°	+ 0°,5
	'''	'''		'''	'''
— 34	0,13	0,13	0	2,03	2,10
— 33	0,15	0,14	1	2,18	2,26
— 32	0,16	0,15	2	2,33	2,41
— 31	0,18	0,17	3	2,50	2,59
— 30	0,19	0,18	4	2,68	2,77
— 29	0,21	0,20	5	2,86	2,96
— 28	0,23	0,22	6	3,06	3,16
— 27	0,25	0,24	7	3,27	3,38
— 26	0,27	0,26	8	3,50	3,61
— 25	0,30	0,29	9	3,74	3,86
— 24	0,32	0,31	10	3,99	4,12
— 23	0,35	0,34	11	4,25	4,39
— 22	0,38	0,37	12	4,54	4,68
— 21	0,41	0,40	13	4,84	4,99
— 20	0,45	0,43	14	5,15	5,32
— 19	0,49	0,47	15	5,49	5,67
— 18	0,53	0,51	16	5,84	6,03
— 17	0,57	0,55	17	6,22	6,41
— 16	0,62	0,60	18	6,62	6,82
— 15	0,67	0,64	19	7,04	7,25
— 14	0,72	0,70	20	7,48	7,71
— 13	0,78	0,75	21	7,94	8,19
— 12	0,84	0,81	22	8,44	8,68
— 11	0,91	0,88	23	8,96	9,23
— 10	0,98	0,95	24	9,50	9,79
— 9	1,06	1,02	25	10,08	10,38
— 8	1,14	1,10	26	10,69	11,00
— 7	1,23	1,18	27	11,33	11,66
— 6	1,32	1,28	28	12,00	12,35
— 5	1,42	1,37	29	12,71	13,08
— 4	1,53	1,47	30	13,46	13,84
— 3	1,64	1,59	31	14,24	14,65
— 2	1,76	1,70	32	15,07	15,50
— 1	1,89	1,83	33	15,93	16,38
— 0	2,03	1,96	34	16,84	17,32

4) Phil. Mag. LIII, 266. 5) *Robison* Mech. phil. II, 172. 6) Du calcul de l'effet des machines. 1829. p. 58. 7) Schweigger's Jahrb. N. R. LIX, 206.

§. 50. Für höhere Temperaturen enthält folgende von Dulong und Arago mitgetheilte Tafel die Expansivkraft des Dampfes.

Elasticität d. Dampfes in Atmosphärendrucken.	Länge der Quecksilbersäule bei 0°, welche dem Dampfe das Gleichgewicht hält in Metern.	Entsprechende Temperaturen nach dem hunderttheiligen Quecksilberthermometer.	Druck auf einen Quadrat-Centimeter in Kilogrammen.
1	0,76	100°	1,033
1½	1,14	112,2	1,549
2	1,52	121,4	2,066
2½	1,90	128,8	2,582
3	2,28	135,1	3,099
3½	2,66	140,6	3,615
4	3,04	145,4	4,132
4½	3,42	149,06	4,648
5	3,80	153,08	5,165
5½	4,18	156,8	5,681
6	4,56	160,2	6,198
6½	4,94	163,48	6,714
7	5,32	166,5	7,231
7½	5,70	169,37	7,747
8	6,08	172,1	8,264
9	6,84	177,1	9,297
10	7,60	181,6	10,330
11	8,36	186,03	11,363
12	9,12	190,0	12,396
13	9,88	193,7	13,429
14	10,64	197,19	14,462
15	11,40	200,48	15,495
16	12,16	203,60	16,528
17	12,92	206,57	17,561
18	13,68	209,4	18,594
19	14,44	212,1	19,627
20	15,20	214,7	20,660
21	15,96	217,2	21,693
22	16,72	219,7	22,726
23	17,48	221,9	23,759
24	18,24	224,2	24,792
25	19,00	226,3	25,825
30	22,80	236,2	30,990
35	26,60	244,85	36,155
40	30,40	252,55	41,320
45	34,20	259,52	46,485
50	38,00	265,89	51,650

B. Alkoholdampf.

§. 51. Obgleich schon Ziegler mehre Versuche über die Expansivkraft des Alkoholdampfes gemacht hatte, so untersuchte doch erst Bétancourt diesen Gegen-

stand genauer; in der Folge stellten Robison und Watt Messungen an, bei welchen jedoch nicht einmal die Stärke des Alkohols angegeben ist. Sehr genaue Messungen wurden späterhin von Schmidt bekannt gemacht; die umfassendsten scheinen die von Ure zu seyn. Ich habe die Resultate dieser Messungen in meinen Untersuchungen über die Expansivkraft der Dämpfe S. 112 flg. mitgetheilt. Hier genüge es, die aus Ure's Versuchen hergeleitete Tafel in Graden des Fahrenheitischen Thermometers und in engländischen Zollen zu geben.

Temperatur.	Expansivkraft	
	beobachtet	berechnet
32	0,40	0,383
40	0,56	0,546
50	0,86	0,826
60	1,23	1,215
70	1,76	1,750
80	2,45	2,465
90	3,40	3,41
100	4,50	4,64
110	6,00	6,22
120	8,10	8,22
130	10,60	10,73
140	13,90	13,85
150	18,00	17,70
160	22,60	22,40
170	28,30	28,10
173	30,00	30,00
180	34,73	34,92
190	43,20	43,11
200	53,00	53,83
210	65,00	64,30
220	78,50	77,81
230	94,10	93,60
240	111,24	112,00
250	132,30	133,20
260	155,20	157,70

Die Resultate, zu denen andere Experimentatoren gekommen sind, weichen mehr oder weniger von den eben mitgetheilten ab, was zum Theil davon herrührt, daß kein absoluter Alkohol angewendet wurde, deshalb kann man nicht einmal zur Entfernung des Einflusses der Beobachtungsfehler aus den Messungen verschiedener Experimentatoren das Mittel nehmen.

Die in der obigen Tafel mitgetheilten Größen lassen sich durch folgende Formel von Tredgold sehr nahe darstellen [8])

$$E = \left(\frac{t + 100}{154,8}\right)^6$$

$$\log. E = 6 \left\{ \log.(t + 100) - 2,189976 \right\}$$

die berechneten Größen der obigen Tafel sind daraus hergeleitet. Werden die Temperaturen von dem Siedepunkte des Alkohols (173°) aus gerechnet, so lassen sich die Expansivkräfte auch nach folgender von mir entwickelten Formel berechnen [9])

$$\log. E = 1,4771213 - 0,0089563048\, n - 0,0000411614\, n^2 + 0,0000002064\, n^3 - 0,00000000094\, n^4$$

Aus den Versuchen von Schmidt leitet Muncke folgende Formel her, in welcher die Temperatur in Graden des Reaumurschen Thermometers, die Expansivkraft in Pariser Zollen gegeben ist [10])

$$\log. E = 5,0290695 + \log.(213 + t) - \frac{1666,7}{213 + t}$$

§. 52. Über die latente Wärme des Alkoholdampfes sind weniger umfassende Untersuchungen angestellt worden, als über die des Wasserdampfes; auch zeigen die Messungen verschiedener Experimentatoren sehr bedeutende Differenzen, wovon der Grund außer den unvermeidlichen Beobachtungsfehlern darin liegt, daß die Beobachter nicht absoluten Alkohol anwendeten. Nun ist die latente Wärme des Alkoholdampfes nicht halb so groß als die des Wasserdampfes, wenn daher neben dem Alkohol zugleich etwas Wasser condensirt wurde, so mußte die latente Wärme des Alkoholdampfes zu groß gefunden werden. Der Einfluß dieses Umstandes scheint daraus hervorzugehen, daß die latente Wärme desto größer wird, je unreiner der Alkohol war. Gay-Lussac, welcher wahrscheinlich so reinen Alkohol anwendete, als er erhalten konnte, fand 235°,4 [11]), Ure, welcher Alkohol von der Dichtigkeit von 0,825 nahm, fand nach seiner neuesten Bestimmung 254° [12]), dagegen geben die Versuche von Rumford mit einem Alkohol von etwa 0,84 Dichtigkeit nach der Berechnung von Tredgold nahe 273° [13]). Da diese Größen regelmäßig wachsen, so wie der Wassergehalt des Alkohols zunimt, so glaube ich der von Gay-Lussac gefundenen Größe den Vorzug geben und die latente Wärme des Alkoholdampfes zu 235° annehmen zu müssen. Aber wol wäre es möglich, daß künftige Untersuchungen zeigen, daß auch diese Größe noch die Wahrheit übersteige, wie aus dem Umstande hervorzugehen scheint, daß Gay-Lussac die Dichtigkeit des Alkohols zu 0,815 bestimmt [14]), während diese nach Tralles nur 0,792 ist.

§. 53. Über die Dichtigkeit der Alkoholdämpfe besitzen wir nur wenige Messungen. G. G. Schmidt gab früherhin an, daß die Dichtigkeit des Dampfes nach seinen Versuchen 0,0001123 von der des Wassers bei 17° R. und 0,00162 bei 63°,5, dem Siedepunkte des Alkohols sei [15]). Diese Größe weicht wenig von der von Gay-Lussac ab, wonach die Dichtigkeit des siedenden Alkoholdampfes 0,0015948 gegen Wasser beim Punkte seiner größten Dichtigkeit, oder 1,6133 gegen Luft beträgt [16])

8) *Tredgold* on steam engine p. 75.

9) Untersuchungen S. 125. 10) Physical. Abhandl. S. 336. 11) Ann. de chimie LXXX, 218. 12) Ure Chemisches Wörterbuch S. 962. Seine frühere Angabe von 245°,6 gibt er wegen eines Rechnungsfehlers für unrichtig an. 13) *Tredgold* on steam engine p. 53. 14) *Biot* Traité de physique I, 534. 15) Handbuch der Naturlehre I, 298. bei Muncke in Gehler's Wörterb. II, 391. 16) *Biot* Traité I, 383.

und dieser Bestimmung hat auch Schmidt späterhin den Vorzug gegeben [17]). Fast dieselbe Größe als Gay-Lussac fand auch Muncke durch seine Versuche [18]), und nahe damit übereinstimmend ist die Messung von Th. v. Saussure, welcher für 17° R. die Dichtigkeit des Alkoholdampfes gegen Wasser 0,000097413 fand [19]).

Auch die stöchiometrische Bestimmung dieser Größe führt zu demselben Resultate. Es geben nämlich 1 Raumtheil ölbildendes Gas und 1 Theil Wasserdampf einen Theil Alkoholdampf. Nun beträgt die Dichtigkeit des ölbildenden Gases nach den Versuchen von Th. v. Saussure [20]) 0,9852 von der der trocknen atmosphärischen Luft, die des Wasserdampfes 0,62082 (§. 43.), also die der Mischung 1,606, von der durch Gay-Lussac gegebenen Bestimmung um eine zu übersehende Größe abweichend.

C. Schwefelätherdampf.

§. 54. Zwar hatte schon Ziegler Versuche über die Expansivkraft der Dämpfe dieses Fluidums angestellt, aber diese können ebenso wenig Anspruch auf Beachtung machen, als seine Messungen beim Wasser- und Alkoholdampf. In der Folge haben mehre Physiker einzelne Messungen bei verschiedenen Wärmegraden angestellt, von denen die folgenden von Muncke gesammelten [21]) die wichtigsten sind:

Temperatur Reaumur.	Expansivkraft Pariser Zolle.	Beobachter.
10°,00	12,500	van Marum [22])
12,00	11,562	Gay-Lussac [23])
14,50	13,110	Biot [24])
17,00	14,000	Dalton [25])
18,00	16,750	Saussure [26])
9,12	3,154	Despretz
9,65	4,891	Despretz [27])

Man sieht schon aus diesen wenigen Angaben, wie bedeutende Differenzen hiebei statt finden; so fand van Marum bei 10° eine größere Expansivkraft als Gay-Lussac bei 12° und eine mehr als doppelt so große als Despretz fast bei derselben Temperatur. Der Grund dieser Differenzen liegt darin, daß die Beobachter nicht alle chemisch reinen Schwefeläther anwendeten. So kam der Äther von Dalton bei 28°,4 R. (96° F.), der von Muncke etwa bei 30°,5 [28]), der von Schmidt bei seinen ältern Versuchen noch nicht bei 31°, in seinen neuern Versuchen bei 31° [29]) zum Sieden. Ure gebrauchte bei seinen Versuchen unter dem Siedepunkte einen Äther, welcher bei 32° (104° F.) siedete, bei denen über dem Siedepunkte lag dieser bei $32\frac{4}{9}$° (105° F.). Unter diesen Umständen würden die Versuche Dalton's am meisten geeignet seyn, das Gesetz für die Expansivkraft des Ätherdampfes herzuleiten, träte dabei nicht der Übelstand ein, daß sie in zu geringer Zahl vorhanden sind. Ich will hier zuerst die Versuche von Muncke und die neueren von Schmidt in Graden des Reaumurschen Thermometers und in Pariser Zollen mittheilen.

Temperatur.	Expansivkraft, beobachtet		berechnet
	Schmidt	Muncke	
— 20° R.	1",95		1",376
— 15	2,50		1,992
— 10	3,33		2,836
— 5	4,37		3,970
0	5,80		5,473
+ 5	7,65	8",70	7,439
10	10,03	11,50	9,978
15	12,40	14,60	13,210
20	16,30		17,310
25	21,04	22,20	22,420
30	26,37	26,90	28,750
31	28,00	31,80	30,180
35		38,40	36,510
40		46,20	45,950
45		57,48	57,340
50		70,65	70,910
55		84,45	85,200
60		104,50	106,300

Die berechneten Größen sind aus der von Muncke gegebenen Formel

$$\log. E = 3{,}7818278 + \log. (213 + t) - \frac{1144{,}2}{213 + t}$$

hergeleitet worden.

§. 55. Mit demselben Apparate, mit welchem Ure seine Versuche über den Wasserdampf angestellt hatte, untersuchte er auch die Expansivkraft des Schwefelätherdampfes. Tredgold leitet aus denselben folgende Gleichung her

$$E = \left(\frac{t + 210}{178{,}7}\right)^6$$

$$\log. E = 6 \left\{\log. (t + 210) - 2{,}252124\right\}$$

wo die Expansivkraft in engländischen Zollen, die Temperatur in Graden des Fahrenheitischen Thermometers gegeben ist. Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Werthe:

Temperatur.	Expansivkraft	
	beobachtet	berechnet
34° F.	6",20	6",48
44	8,10	8,25
54	10,30	10,40
64	13,00	13,00
74	16,10	16,10
84	20,00	19,83
94	24,70	24,20
104	30,00	30,00
105	30,00	30,00
110	32,54	33,00

17) Handbuch der Naturlehre. Gießen 1826. S. 420. 18) Phys. Abhandl. S. 242. 19) Journ. de phys LXIV, 316. 20) Berzelius Chemie 1, 284. 21) Gehler's Wörterb. II, 361 22) Gilbert's Annalen I, 153. 23) Das. XXIX, 115. 24) Das. XXV, 431. 25) Das XV, 23. 26) Das. XXIX, 125. 27) Annales de Chimie XXI, 149. 28) Gehler's Wörterbuch II, 366. 29) Schmidt Handb. d. Naturl. S. 423.

Temperatur.	Expansivkraft	
	beobachtet	berechnet
115	35″,90	36″,20
120	39,47	39,70
125	43,24	43,40
130	47,14	47,40
135	51,90	51,80
140	56,90	56,40
150	67,60	66,90
160	80,30	78,80
170	92,80	92,50
180	108,30	108,10
190	124,80	125,80
200	142,80	146,00
210	166,00	168,50

Auch noch in höheren Temperaturen scheint dieses Gesetz nahe mit der Erfahrung zu stimmen, wie dieses aus einer Vergleichung der berechneten Werthe mit denen hervorgeht, welche Cagniard de la Tour durch Versuche gefunden [30]) hatte, obgleich diese Versuche allerdings nicht sehr genau sind.

§. 56. Die latente Wärme des Schwefelätherdampfes ist von Rumford beiläufig bestimmt worden, indem er sie zu $\frac{1}{4}$ von der des Alkohols angab [31]), was nach seinen Versuchen über Alkohol etwa 138° seyn würde. Für einen Äther, welcher freilich sehr unrein war, indem er erst bei 44°,4 C (112° F) zum Sieden kam, gibt Ure nahe 174° (312°,9 F) [32]), was bis auf eine verschwindende Größe mit der Bestimmung von Despretz (174°) übereinstimmt [33]). Es scheint jedoch, als ob diese Größe noch die wahre übersteige, da etwas Alkohol, mit welchem der Äther wenigstens bei Ure's Versuchen verunreinigt war, die latente Wärme wol zu groß finden ließ.

§. 57. Die Dichtigkeit des Schwefelätherdampfes ist nach den Messungen von Gay-Lussac 2,586, die der trocknen atmosphärischen Luft als Einheit angesehen [34]); was nach der Berechnung von Muncke 0,002914 von der Dichtigkeit des Wassers beträgt [35]). Muncke hält diese Größe für zu groß, er nimt die Dichtigkeit gegen Wasser 0,002168 und gegen atmosphärische Luft 1,651 [36]). Die Angabe von Gay-Lussac erhält indessen dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß wir fast zu derselben Größe gelangen, wenn wir die Dichtigkeit des Ätherdampfes aus seiner chemischen Zusammensetzung herleiten. Es geben nämlich 2 Raumtheile ölbildendes Gas und 1 Raumtheil Wasserdampf einen Raumtheil Ätherdampf. Wir haben daher

2 ölbildendes Gas	=	1,9704	(§. 53.)
1 Wasserdampf	=	0,6208	(§. 43.)
1 Ätherdampf	=	2,5912	

die Beobachtung gibt = 2,5860
Unterschied = 0,0052

also eine vollkommene Übereinstimmung zwischen den beobachteten und berechneten Werthen.

D. Schwefelkohlenstoffdampf.

§. 58. Über die Elasticität der Dämpfe dieses höchst flüchtigen Körpers besitzen wir wenige Messungen. Die von Despretz gefundenen Größen [37]) zeigen zu bedeutende Differenzen, als daß man sie naturgemäß ansehen könnte. Nach Berzelius siedet dieser Körper bei 42° C und seine Expansivkraft ist bei 12° C gleich 7,6 Zoll [38]). Für höhere Temperaturen hat Cagniard de la Tour Versuche angestellt, aus denen Tredgold für Grade des Fahrenheitischen Thermometers und engländische Zolle die Gleichung

$$\log. E = 6 \left\{ \log. (t + 280) - 2{,}344878 \right\}$$

herleitet [39]), jedoch scheinen mir die Versuche selbst nicht hinreichend genau.

§. 59. Die latente Wärme dieses Dampfes ist unbekannt. Seine Dichtigkeit bestimmt Gay-Lussac zu 2,6447 von der Dichtigkeit der Luft [40]).

E. Petroleumdampf.

§. 60. Schon Ziegler stellte hierüber Versuche an, welche in der Folge von Ure wiederholt wurden, jedoch begnügte er sich damit, Messungen über dem Siedepunkte dieses Fluidums anzustellen. Daraus leitete Tredgold die Formel

$$\log E = 6 \left\{ \log (t + 100) - 2{,}372906 \right\}$$

her [41]). Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Größen:

Temper.	Expansivkraft	
	beob.	berech.
316° F	30″,00	30″,00
320	31,70	31,80
325	34,00	34,10
330	36,40	36,60
335	38,90	
340	41,60	42,00
345	44,10	
350	46,86	48,10
355	50,20	
360	53,30	54,80
365	56,90	
370	60,70	62,40
372	61,90	
375	64,00	66,50

§. 61. Die latente Wärme des Steinöldampfes bestimmt Ure nach seiner neuesten Berechnung zu 120° C (183,8 F) [42]). — Die Dichtigkeit des Dampfes ist unbekannt.

30) *Tredgold* on steam engine p. 77. 31) *Tredgold* p. 54. 32) Chemisches Wörterb. S. 962. 33) Gehler's Wörterb. II, 292. 34) *Biot* Traité de physique I, 388. 35) Gehler's Wörterb. II, 394. 36) Das. IV, 1508.

37) Annales de chimie XXI, 147. 38) Berzelius Chemie I, 302. 39) *Tredgold* on steam engine p. 81. 40) *Biot* Traité I, 383. 41) *Tredgold* on steam engine. p. 83. 42) Ure chemisches Wörterb. S. 962.

F. Terpentinöldampf.

§. 62. Ure's Versuche über den Dampf des Terpentinöles geben nach Tredgold[43]) die Gleichung

$$\log. E = 6 \left\{ \log. (t + 100) - 2{,}360194 \right\}$$

wobei die Expansivkraft in engländischen Zollen, die Temperatur in Graden des Fahrenheitischen Thermometers ausgedrückt ist. Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Werthe:

Temperatur	Expansivkraft	
	beob.	berech.
304°	30,00	30,00
307, 6	32,60	31,60
310	33,50	32,70
315	35,20	35,30
320	37,06	38,00
322	37,80	39,00
326	40,20	41,10
330	42,10	43,60
336	45,00	
340	47,30	50,10
343	49,40	52,50
347	51,70	
350	53,80	57,30
354	56,60	
357	58,70	
360	60,80	65,40
362	62,40	

§. 63. Die latente Wärme des Dampfes beträgt nach Ure 102° C (183°,8 F)[44]), nach Despretz 166°,2 C; seine Dichtigkeit nach Gay-Lussac 5,013 der Dichtigkeit der Luft[45]).

G. Schlußbemerkungen zu den physikalischen Untersuchungen über die Dämpfe.

§. 64. Die bisher mitgetheilten Thatsachen haben zur Genüge gezeigt, wie mangelhaft die bisherigen Untersuchungen über die Dämpfe noch sind. Haben wir auch durch die Bemühungen von vielen Naturforschern eine Menge trefflicher Kenntnisse über die Eigenschaften der Dämpfe erlangt, so beziehen sich diese doch nur vorzugsweise auf den Wasserdampf. Bei den Dämpfen von andern Flüssigkeiten sind letztere entweder nicht im reinen Zustande angewendet worden, und auch selbst in diesem Falle sind die Versuche noch so mangelhaft, die Messungen nicht hinreichend oft wiederholt, der Einfluß der Beobachtungsfehler noch zu groß, als daß es erlaubt wäre, daraus allgemein giltige Gesetze herzuleiten. Nichts desto weniger haben sich verschiedene Physiker bemüht, aus den mitgetheilten Thatsachen Gesetze herzuleiten, welche auch auf Dämpfe von solchen Körpern anwendbar seyn sollten, welche bisher noch nicht untersucht sind.

§. 65. Für die Expansivkraft der Dämpfe stellte zuerst Volta ein allgemeines Gesetz auf, und theilt er uns gleich nicht die Versuche mit, aus denen er es herleitete, so dürfen wir wol annehmen, daß seine Messungen nahe damit übereinstimmten. Nachdem er nämlich das bereits oben (§. 44.) erwähnte Gesetz aufgestellt hat, daß die Expansivkraft des Wasserdampfes in geometrischer Reihe wachse, wenn die Temperatur in arithmetischer steigt, so daß sie bei 64° gleich 13″, bei 80° gleich 13″ + 15″ = 28″, bei 96° gleich 13″ + 2. 15″ = 58″ u. s. w. sei, fügt er hinzu: diese Progression der Verdoppelung für jede 16° findet ebenso als beim Wasserdampfe auch bei den Dämpfen von andern Flüssigkeiten, z. B. beim Weingeist, Äther ꝛc. statt; der ganze Unterschied liegt nur in dem Wärmegrade, welcher erfoderlich ist, um Dampf von einer Dichtigkeit und Elasticität zu erzeugen, daß er einem gegebenen Drucke, z. B. dem von 28″ das Gleichgewicht hält. Da nun diese Temperatur beim Wasser 80°, beim Weingeist 64°, beim Äther 81° ist, so wird die Elasticität bei allen um dieselbe Größe von 15″ vermindert, wenn wir Temperaturen nehmen, welche 16° kleiner sind als der Siedepunkt, also ist die Elasticität des Wasserdampfes bei 64° gleich der des Alkoholdampfes bei 48° oder der des Ätherdampfes bei 15°[46]).

In der Folge stellte Dalton dieselbe Behauptung auf. Rechnen wir nämlich die Wärmegrade von dem Siedepunkte der Flüssigkeiten aus, so sind für gleiche Abstände der Temperaturen von diesen Punkten auch die Expansivkräfte gleich, dergestalt, daß wir aus der Expansivkraft des Wasserdampfes auch die von andern Dämpfen herleiten können, wenn nur die Siedepunkte bekannt sind[47]).

Dieses Gesetz erregte viel Aufsehen und seine Richtigkeit wurde mehrfach geprüft. Biot und Amédé Berthollet fanden es durch ihre Versuche bestätigt[48]). Parrot, so lebhaft er sich auch gegen die Versuche von Dalton erklärt, nennt diesen Satz schön, er glaubt ihn gern, weil er ohne die äußerste Genauigkeit in den Versuchen erwiesen werden kann[49]). E. G. Fischer hielt zur Bestätigung des Gesetzes noch eine Wiederholung der Versuche für nöthig, ohne sich bestimmt über seine Wahrheit auszusprechen[50]). Tob. Mayer war der erste, welcher sich bestimmt gegen dieses Gesetz erklärte[51]), jedoch lassen die von ihm deshalb angestellten Versuche vieles zu wünschen übrig. Vorzüglich auf diese Arbeit Mayer's gestützt leugnete Muncke die Richtigkeit von Dalton's Gesetz[52]).

§. 66. Der Gegenstand wurde erst durch Ure auf experimentellem Wege untersucht. Indem er mit

43) On steam engine p 83. 44) Chemisches Wörterb. S. 962. 45) *Biot* Traité I, 383.

46) *Volta* Opere III, 881. Ich habe dieses Gesetz Volta's bei keinem Schriftsteller erwähnt gefunden, wahrscheinlich weil die angekündigte Abhandlung nach den Bemerkungen des Herausgebers seiner Werke nie erschienen ist. Zur Zeit, wo ich meine Untersuchungen herausgab, war es mir ebenfalls unbekannt. 47) Gilbert's Annalen XV, 13. 48) *Biot* Traité de physique I, 282. 49) Gilbert's Annalen XVII, 93. 50) Fischer Darstellung der Lehre von der Verdunstung. S. 84. 51) Comment. Gotting. I. in seiner Comment. de lege vis elast. vap. §. 24. 52) Phys. Abh. p. 261.

dem oben erwähnten Apparate (§. 8.) die Expansivkraft der Dämpfe von Wasser, Alkohol, Äther, Stein- und Terpentinöl beobachtete, fand er sehr bedeutende Abweichungen von diesem Gesetze[53]) und eben dieses Resultat erhielt auch Despretz[54]). Alle Versuche scheinen aufs bestimmteste darauf zu deuten, daß Dalton's Gesetz nicht wahr sei, es sei denn, daß wir annehmen wollen, daß die Beobachtungsfehler so groß seyen, daß die Anomalieen übersehen werden können[55]).

§. 67. Ebenso hat man sich bemüht, ein allgemeines Gesetz für die Dichtigkeit der Dämpfe aufzustellen. Nachdem Gay-Lussac in seinen ersten Versuchen gefunden hatte, daß die Dichtigkeit des Ätherdampfes größer als die des Alkoholdampfes, diese größer als die des Wasserdampfes sei, glaubte er anfänglich, daß die Dichtigkeit der Dämpfe desto größer wäre, je niedriger die Temperaturen wären, bei denen die Flüssigkeiten sieden, aber seine Versuche mit Schwefelkohlenstoff überzeugten ihn bald von der Unrichtigkeit dieses Gesetzes[56]); dasselbe Gesetz für die Dichtigkeit der Dämpfe stellte auch Th. v. Saussure auf. Die Unrichtigkeit dieser Hypothese wird besonders durch die Dichtigkeit des Terpentinöldampfes bewiesen. Obgleich dieses Fluidum zum Sieden eine Temperatur erfodert, welche viel größer ist, als die zum Sieden des Wassers nöthige, so ist doch die Dichtigkeit seines Dampfes fast zehnmal größer als die des Wasserdampfes.

Es gibt dagegen ein anderes Gesetz für die Dichtigkeit der Dämpfe, welches unter dem Artikel Gas ausführlicher behandelt werden wird. Ist nämlich der Dampf aus Gasen zusammengesetzt, und besteht derselbe aus m Raumtheilen von A, n Raumtheilen von B, p Raumtheilen von C ꝛc., sind ferner a, b, c .... die bekannten Dichtigkeiten dieser Gase, findet endlich bei der chemischen Verbindung eine solche Verminderung des Volumens statt, daß die m + n + p .... Raumtheile sich in M Theile zusammenziehen, so ist die Dichtigkeit des Dampfes gleich

$$\frac{ma + nb + pc + \ldots}{M}$$

Ich habe bei den Dämpfen, deren chemische Zusammensetzung genau ausgemittelt war, die nach dieser Formel berechneten Dichtigkeiten mitgetheilt, sie stimmten ganz mit den beobachteten überein.

§. 68. Ebenso hat man sich bemüht, allgemeine Gesetze für die latente Wärme der Dämpfe aufzustellen. Despretz glaubte, daß man die latente Wärme der Dichtigkeit umgekehrt proportional annehmen könne, was seine Versuche bei Wasser und Terpentinspiritus auch nahe bestätigen, während die Dämpfe von Alkohol und noch mehr die von Äther bedeutend abweichen. Ebenso stellte Ure nach seinen ältern Berechnungen ein Gesetz auf, welches auf den ersten Anblick naturgemäß zu seyn scheint. Nachdem er nämlich für Dämpfe von Wasser, Alkohol und Äther die latente Wärme respective zu 967,442 und 302,4 Grad F angegeben hat, sucht er die Dichtigkeit der Dämpfe dieser drei Flüssigkeiten auf, indem er die von ihm gebrauchten zu 1, 2,60 und 3,55 annimt, wobei die des Wasserdampfes als Einheit angesehen wird. Nun glaubt er, die Dichtigkeit des Dampfes, multiplicirt mit der latenten Wärme und dazu die Temperatur des Siedepunktes addirt, gebe eine constante Größe. Es ist nämlich

Wasserdampf: 970. 1 + 212 = 1182
Alkoholdampf: 440. 2,30 + 175 = 1187
Ätherdampf: 302. 3,55 + 112 = 1184

Stimmen diese Größen auch nahe überein, so ist dieses wol mehr einem bloßen Zufalle zuzuschreiben, denn Ure's eigener Versuch über die latente Wärme des Terpentinöles weicht sehr von dem Gesetze ab. Die Dichtigkeit des Dampfes ist 8,02 (Wasserdampf = 1), der Siedepunkt liegt bei 304°, wir finden also

Terpentinöldampf: 178. 8,02 + 304° = 1732

eine Größe, die zu sehr von den obigen abweicht, als daß wir die Differenz bloßen Beobachtungsfehlern zuschreiben könnten.

§. 69. Das Gesetz, dessen Unrichtigkeit so eben nachgewiesen wurde, erhält schon dadurch einen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß bei ihm Größen (wie der Siedepunkt) erfoderlich sind, die sich auf die Lage der festen Punkte auf einer willkürlich angenommenen Thermometerskale beziehen. Sehe ich mich nun auch genöthigt, die Richtigkeit desselben zu bezweifeln, so glaube ich doch, daß im Allgemeinen die latente Wärme desto kleiner wird, je dichter der Dampf ist, daß sie aber nicht blos eine Function der Dichtigkeit sei. Da die latente Wärme bei der Verdunstung dazu verbraucht zu werden scheint, um die Theilchen in einen größern Abstand zu bringen, so vertrit die Wärme hier die Stelle einer abstoßenden Kraft und verliert dadurch die Eigenschaft, auf das Thermometer zu wirken. Eben dasselbe müssen wir nothwendig bei den Gasen annehmen, daher bemerken wir sogleich Entstehung von Wärme oder Kälte, wenn Gase comprimirt oder ausgedehnt werden. Ob diese Menge von Wärme, welche verschiedene Gase erfodern, damit die Theilchen stets denselben Abstand behalten, constant oder ungleich sei, ist bis jetzt noch nicht ausgemacht, mir scheint aber wahrscheinlich, daß jedes Gas eine ihm eigene Größe von Wärme erfodere. Wäre es möglich, die Luftart plötzlich zu condensiren und in ein tropfbares Fluidum zu verwandeln, so würde die latente Wärme ebenfalls frei werden, diese gebundene Wärme würde für Hydrogen eine andere seyn, als für Oxygen oder Kohlensäure ꝛc. Die meisten Dämpfe selbst sind bereits zusammengesetzte Körper. So besteht ein Raumtheil Alkoholdampf aus einem Theile von ölbildendem Gase und einem Theile Wasserdampf, aber das eine Volumen ölbildendes Gas besteht bereits aus einem Theile Kohlenstoff und 2 Theilen Wasserstoffgas, der eine Theil Wasserdampf besteht aus einem Theile Hydrogen und ½ Oxygen, es sind also im Alkoholdampfe 2 Kohl + 3 Hydrogen + ½ Oxygen, d. h. 4½ Raumtheile in ei-

53) Phil. Trans. 1818. p. 361. 54) Ann. de chimie XVI, 105. 55) Meine Untersuchungen. S. 142 flg. 56) *Biot* Traité I, 297.

nen einzigen zusammengezogen. Aber indem ölbildendes Gas oder Wasserdampf einzeln gebildet wurden und dabei eine Contraction des Volumens statt fand, gab schon jedes dieser Gase einen Theil seiner latenten Wärme her, eben dieses war der Fall, als sich beide zu Alkoholdampf vereinigten. Je mehr Gase sich also verbunden haben, desto größer ist die Menge von Wärme, welche bei Bildung der Elemente frei geworden war, desto kleiner ist die latente Wärme des Dampfes. Da hiedurch zugleich die Dichtigkeit des Dampfes größer geworden ist, so sehen wir hieraus, daß allerdings jene sich nahe umgekehrt verhält wie diese; es folgt aber zugleich aus dem Gesagten, daß wir bei Bestimmung eines allgemeinen Gesetzes auf die chemische Beschaffenheit der Körper Rücksicht nehmen müssen.

Ich will hier diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, sondern verweise auf den Artikel Wärme, zumal da es noch sehr an Erfahrungen über diesen Gegenstand fehlt.

II. Anwendungen der Dämpfe in der Physik und Chemie.

§. 70. Die bisher betrachteten Eigenschaften der Dämpfe finden eine vielfache Anwendung in den Gewerben. Alle lassen sich auf zwei Klassen reduciren. Man bedient sich nämlich entweder der latenten Wärme, theils um Körper zu erwärmen, theils um eine zu große Erhitzung anderer Körper zu verhindern, oder man benutzt die Expansivkraft des Dampfes zur Erzeugung von Bewegungen, wie in den Dampfmaschinen und Dampfkanonen. Häufig wird noch eine dritte Benutzung des Dampfes, nämlich als auflösendes Mittel, erwähnt; im Grunde aber zeigen sich hier nur die mit der Bindung von Wärme zusammenhängenden Erscheinungen; es wird nämlich das Fluidum, welches einen Körper auflösen soll, mit diesem in ein festverschlossenes Gefäß von hinreichender Stärke gebracht, und da hier die Dämpfe nicht entweichen, also keine latente Wärme mit sich nehmen, so ist man im Stande, das Fluidum stärker zu erhitzen und die Auflösung zu beschleunigen. Ich übergehe hier diese Klasse von Anwendungen und verweise auf den Artikel „Digestor."

A. Anwendungen des Dampfes, welche blos von seiner latenten Wärme abhängen.

§. 71. Da das Wasser in offenen Gefäßen nicht weiter als bis zu 80° R erhitzt werden kann, so bedient man sich häufig dieser Thatsache in der Chemie, um Körper, besonders organische, zu trocknen, ohne daß man befürchten muß, daß diese Körper anbrennen. Die Vorrichtung, welche hiezu dient und welche ältere Chemiker mit dem Namen des Marienbades bezeichneten, ist im hohen Grade einfach. Das Gefäß, in welchem sich die verdampfende Flüssigkeit befindet, wird in einen Kessel mit Wasser gesetzt und letzteres durch ein unten angebrachtes Feuer erhitzt; da das Wasser nicht weiter als bis zu 80° R erhitzt wird, so kann auch die Wärme der Losung nicht höher steigen, und das in ihr enthaltene Wasser entweicht. Die Temperatur, welcher die zu erwärmende Masse auf diese Art ausgesetzt wird, ist sehr nahe constant, der Siedepunkt und mithin die Wärme, welche der Körper erhält, hängen vorzugsweise nur vom Barometerstande ab. Nur dann, wenn die im Kessel befindliche Wassermenge klein, das darunter wirkende Feuer sehr lebhaft und so gerichtet ist, daß es zugleich die vom Wasser entblößten Seiten des Kessels trifft, kann die Wärme höher steigen. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird nicht nur durch die von mehren Technikern gemachte Erfahrung, daß fast wasserleere Kessel bei Dampfmaschinen zum Rothglühen kommen können, sondern auch durch eine Erfahrung von Egen bewiesen. Der Siedepunkt von Thermometern lag in Gefäßen, in denen nur wenig Wasser vorhanden war, etwas höher als in solchen, wo das Wasser den Boden des Gefäßes noch einige Linien hoch bedeckte[57]).

§. 72. Weit häufiger wird die latente Wärme des Dampfes zur Erwärmung benutzt, wie dieses besonders Rumfort in dem Armenhause zu München angewendet und dringend empfohlen hat. Wenn Wasser in einem Kessel zum Sieden erhitzt ist, so entwickeln sich dabei viel Dämpfe, welche ungenutzt entweichen, zumal bei dem gewöhnlichen Verfahren in den Küchen, wo die Gefäße, in denen gekocht wird, durch untergelegtes Feuer so stark erhitzt werden, daß das Wasser sich in beständigem Wallen befindet. An dem Wasserdampfe ist nun freilich nichts verloren, desto mehr aber an der latenten Wärme, die derselbe mit sich fortführt. Wird das Gefäß mit einem passenden, aber nicht ganz luftdicht schließenden Deckel versehen, so entweicht viel weniger Dampf, und man erspart dadurch bedeutend an Feuermaterial. Aber auch die latente Wärme der geringen Dampfmenge, die dennoch entweicht, läßt sich nach Rumfort noch gut zur Erwärmung von Wasser anwenden. Man setzt zu dem Behufe auf den Kessel einen gutschließenden Deckel, in welchen man eine Röhre steckt, die in ein zweites mit Wasser gefülltes Gefäß führt. Ist das Wasser des Kessels bis zum Sieden erhitzt, so gehen die Dämpfe durch die Röhre, condensiren sich in dem Wasser des zweiten Gefäßes und erhitzen dieses durch ihre frei gewordene latente Wärme. War nun z. B. im Kessel ein Pfund Wasser in Dampf verwandelt und befinden sich in dem vordern Kessel etwa 5 Pfund Wasser, so werden diese durch eine Wärme, die sonst ungenutzt zum Schornsteine hinausgegangen wäre, fast bis zum Sieden erhitzt, ja sie würden genau die Temperatur von 80° R erreichen, wenn durch Strahlung nicht ein Theil dieser Wärme verloren ginge. So kochte Lichtenberg in einer halben Stunde Kartoffeln in einem hölzernen Eimer bis zum Zerplatzen, indem er Wasserdämpfe in das im Eimer enthaltene Wasser leitete[58]). Es ist begreiflich, daß man die Dämpfe, die im ersten Gefäße gebildet werden, auf dieselbe Art benutzen kann, als die Dämpfe des Kessels, um Wasser in einem zweiten Gefäße zu erhitzen.

§. 73. Das hier beschriebene Verfahren ist im Grunde weiter nichts als das gewöhnliche Destillationsverfahren, nur daß hier das erwärmte Kühlwasser mei-

57) Poggendorff's Annal. XI, 520. 58) Lichtenberg Schriften V, 328.

stens ungenutzt fortgeht. Aber auch die Wärme dieses Kühlwassers haben Cellier-Blumenthal und Derosne mit großem Vortheile beim Abziehen des Spiritus von Weinen benutzt, und es ließe sich jedenfalls mit Vortheil bei der Rectification des Weingeistes aus Branntwein anwenden [59]. Eine große Blase wird mit dem zu rectificirenden Spiritus gefüllt; der Hals von ihr reicht bis zum Boden einer zweiten Blase, die ebenfalls mit Spiritus gefüllt ist; der Hals der zweiten Blase geht in eine dritte rc. Wenn die Dämpfe der ersten Blase zur zweiten gelangen, so wird die in dieser enthaltene Flüssigkeit erwärmt, es entwickeln sich auch in ihr neue Dämpfe, welche in der dritten condensirt werden, und so findet in allen eine Verdampfung statt. Dabei wird die Temperatur der auf einander folgenden Blasen immer kleiner und die Menge der condensirten Alkoholdämpfe verhältnißmäßig desto größer, der Spiritus also desto stärker, je weiter wir uns von der ersten Wärmequelle entfernen [60].

§. 74. In den erwähnten Fällen wurde nur diejenige Wärme benutzt, welche zufällig bei verschiedenen Operationen verloren gehen würde. Aber man benutzt auch direct die Wärme der Dämpfe in vielen Fabriken, z. B. beim Trocknen der Papiere und Zeuge, des Pulvers, beim Abdampfen von Flüssigkeiten, wie in den Zuckerraffinerieen, zum Heizen mit Dampf, was besonders in solchen Fabriken geschieht, wo Dampfmaschinen im Gange sind, zum Erwärmen von Bädern rc.

Die Vorrichtungen sind ziemlich in allen Fällen dieselben [61]. Ein hinreichend großer Kessel wird mit einem gutschließenden Deckel versehen und in diesen Röhren befestigt, welche nach den Gegenden geleitet werden, die man erwärmen will, also z. B. durch die Zimmer, in denen die Körper getrocknet werden, oder durch die Gefäße, in denen die Körper verdunsten sollen. Alsdann wird unter dem Kessel Feuer gemacht, die Dämpfe condensiren sich und geben ihre latente Wärme her. Meistens sind diese Röhren etwas geneigt und so eingerichtet, daß sie das condensirte noch etwas warme Wasser zum Kessel zurück führen. Dabei ist vortheilhaft, den Dampfkessel so zu stellen, daß die Röhre, welche sich zuerst aus ihm entfernt, aufsteige, damit das Wasser, welches gleich anfänglich niedergeschlagen wird, in ihn zurück fließe.

Die Menge von Dampf, welche erfoderlich ist, um eine gegebene Wassermenge auf diese Art zu erhitzen, läßt sich leicht allgemein bestimmen. Es sei T die latente Wärme des Dampfes, W das Gewicht von Wasser, welches durch den Dampf erhitzt werden soll, t seine anfängliche Temperatur, t_1 die Temperatur, bis zu welcher es erwärmt werden soll, S das erfoderliche Gewicht von Dampf und h die Temperatur des Dampfes, so ist

$$t_1 = \frac{(T + h)\, S + W t}{S + W}$$

Aber $T + h = 630°$ C; leiten wir hieraus S her, so wird

$$S = \frac{t_1 - t}{T + h - t_1}\, W = \frac{t_1 - t}{630 - t_1}\, W$$

Um also die erfoderliche Dampfmenge zu bestimmen, multiplicirt man das Gewicht der zu erwärmenden Wassermenge mit der Zahl von Graden des hunderttheiligen Thermometers, um welche die Wärme des Wassers erhöht werden soll, und dividirt das Product durch die Differenz zwischen der totalen Wärme des Dampfes und der Temperatur, bis zu welcher das Wasser erhitzt werden soll. Will man also z. B. 10 Kubikfuß Wasser von 10° bis 40° durch siedend heißen Wasserdampf erwärmen, so wird

$$S = \frac{30.\ 100}{630 - 40} = \frac{300}{59} = 5$$

Wir gebrauchen also 5 Kubikfuß siedend heißen Dampf oder 5 Kubikzoll Wasser in Dampf verwandelt.

B. Anwendungen des Dampfes als bewegende Kraft.

§. 75. Die Idee, das Wasser als bewegende Kraft anzuwenden, ist sehr alt, und namentlich bot die Äolipile oder Dampfkugel (Windkugel) die erste Veranlassung dazu dar. Eine Kugel von einigen Zollen Durchmesser wird mit einer Röhre von größerem oder geringerem Durchmesser versehen, alsdann mit Wasser, Weingeist oder einem andern leicht verdunstenden Fluidum gefüllt. Wird diese Kugel hinreichend erhitzt, so verwandelt sich das Fluidum sehr schnell in Dämpfe und strömt mit Gewalt hinaus, halten wir ein Licht in die Nähe, so zeigt die Flamme von diesem die lebhafte Strömung des Dampfes an. Aus diesem Grunde hat auch der Apparat seinen Namen Äolipile erhalten, weil die Alten glaubten, daß sich dadurch die Entstehung der Winde erklären ließe [62]. Hat man durch hinreichende Erhitzung die Luft und einen Theil des Wassers aus der Kugel getrieben, hält dann die letztere entweder blos mit der Spitze oder auch ganz in kaltes Wasser, so entsteht in der Kugel ein luftleerer Raum und das Wasser bewegt sich mit Lebhaftigkeit durch den Druck der Luft in ihr Inneres.

§. 76. Schon die alten Ägypter sollen sich der Äolipile bedient haben, um einzelne Bewegungen hervor zu bringen [63], bestimmt aber ist es, daß zuerst Hero von Alexandrien mehre Vorschläge zur Benutzung des Dampfes gethan hat [64]. Die Vorrichtung bei allen seinen Apparaten war der beim Segnerischen Wasserrade sehr ähnlich. Wenn nämlich der Dampf mit Lebhaftigkeit aus der Dampfkugel strömt, so entsteht auf die der Öff-

59) Nachricht von diesem Verfahren gibt Soega in einem Briefe an Orsted in Tidsskrift for Naturvidenskaberne No. 8. Kiöbenhavn. 1823. p. 161, wo auch der Apparat abgebildet ist. 60) s. Destillation. Eine für den Techniker und Pharmazeuten sehr lesenswerthe Schrift ist H. Zeise Beiträge zur Nutzanwendung der Wasserdämpfe und der verdichteten Luft in den pharmazeutischen Laboratorien. 8. Altona 1826. 61) *Thomson* im Edinb. Journ. of Sc. VI, 335.

62) Vitruv. Archit. I, 6. 63) Abhandlungen der königlichen technischen Deputation für Gewerbe. Fol. Berlin 1826. S. 4. 64) *Heronis Alex.* Spiritualium liber. Amstelod 1680. 4. p. 88. Annales de l' industrie nat. VIII, 285. Muncke in Gehler's Wörterb. N. A. II, 418.

nung entgegengesetzte Seite eine größere Reaction, und die Kugel bewegt sich nach einer Richtung, welche derjenigen entgegengesetzt ist, nach welcher der Dampf ausströmt. Befestigte man also an der Kugel an zwei einander entgegengesetzten Seiten Röhren, und würden die Enden nach Richtungen gebogen, welche auf dem durch die Länge der Röhren gehenden Durchmesser senkrecht ständen, so würde die Kugel sich um ihren Mittelpunkt drehen. Der Italiäner Franz Scappi empfahl diese Vorrichtung im Jahre 1570 zum Drehen der Bratspieße[65]), und in der Folge schlug Musschenbroek einen ähnlichen Apparat vor[66]). Eine ähnliche Vorrichtung construirte späterhin Kempelen[67]). Watt suchte auch diese Vorrichtungen in Anwendung zu bringen, allein die Menge des verbrauchten Feuermaterials war so groß und die Wirkung so klein, daß er diese Idee bald aufgab[68]).

§. 77. Ist nun gleich diese Klasse von Maschinen von geringem Nutzen, sobald es sich um ihre praktische Anwendung handelt, so sind sie nichts desto weniger sehr sinnreich, um die Reaction des Dampfes im kleinen zu zeigen. Priestley hat eine Vorrichtung angegeben, um dadurch das Ausströmen der Electricität aus dem sogenannten Spitzenrade zu erläutern[69]); weit bequemer scheint mir der von Muncke construirte Apparat[70]). Eine Kugel Q (Tab. II. fig. 4) von dünnem Messingbleche und hart gelöthet, trägt oben das flache, an den Enden in feine, rechtwinklich nach entgegengesetzten Seiten umgebogene und in feine Spitzen β, β auslaufende Rohr bb. In der Mitte ist dieses flache Rohr durchbohrt, mit einem etwas dickeren Stücke Messing versehen, in welches nach der Einfüllung von etwas Weingeist in die Kugel, das Stück dd vermittelst eines umgewundenen Hanffadens geschoben und somit die Kugel dampfdicht verschlossen wird. Die Kugel wird nun zwischen den entgegengesetzten Spitzen e und k balancirt und die unten befindliche Weingeistlampe angezündet. So wie dieses geschehen ist, beginnt eine schnelle Rotationsbewegung der Kugel, stets abwärts von den Spitzen; wird die Weingeistlampe ausgelöscht, und die Kugel still gehalten, so condensiren sich die Dämpfe sehr schnell, es strömt atmosphärische Luft in die Kugel und die Bewegung erfolgt nun in entgegengesetzter Richtung gegen die Öffnungen.

§. 78. Man hat die Äolipile noch auf eine andere Art benutzt, um Bewegung hervorzubringen. Der Italiäner G. Branca nämlich ließ den aus ihr hervorströmenden Dampf gegen die Schaufeln eines Rades stoßen, und setzte dieses dadurch in Bewegung [71]), aber auch hier ist der Nutzeffect für die Anwendung sehr unbedeutend.

In diese ältere Geschichte der Dampfmaschinen gehören auch noch zwei Nachrichten, über welche das nähere Detail fehlt. Bei Kaiser Karl V. nämlich meldete sich 1543 der Spanier Blasco de Garay, welcher sich erbot, Schiffe durch mechanische Kräfte in Bewegung zu setzen; es wurde am 17. Junius 1543 zu Barcellona ein Versuch angestellt, welcher auch nach Wunsch ausfiel, die Maschine wurde nicht gezeigt, aber dabei bemerkte man, daß viel Dampf in die Höhe stieg [72]). Sodann sagt Mathesius in einer 1562 erschienenen Bergpredigt, man solle auch für den Mann beten, welcher durch Luft und Feuer Wasser erhöhe [73]). Indessen wurden alle diese Vorschläge wenig beachtet. Erst mit dem Marquis von Worcester beginnt die eigentliche Geschichte der Dampfmaschinen.

§. 79. In einer 1663 erschienenen Schrift [74]) beschrieb letzterer unter Nr. 68. die Einrichtung einer Maschine, welche dazu bestimmt war, Wasser durch Dampf zu heben; er war im Stande, einen stetigen Wasserstrom bis zu 40 Fuß zu heben, und zwar konnte er mit einer Tonne Wasser durch Verwandlung in Dampf 40 Tonnen kaltes Wasser heben. Ein Mann wurde dazu gebraucht, zwei Hähne zu drehen und das Feuer zu unterhalten [75]). Jedoch war die Beschreibung selbst sehr dunkel, und es scheint mehr Absicht des Verfassers, den Robison für einen Projectmacher hält, gewesen zu seyn, Aufsehen zu erregen, als nützlich zu werden [76]). Aus einem Manuscripte, das sich in der Harleyschen Samlung im britischen Museum befindet, geht hervor, daß Samuel Morland im Jahre 1683 dem Könige Ludwig XIV. mehre Methoden vorschlug, Wasser durch Dampf zu heben, nach Tredgold's Vermuthung nur dem Vorschlage des Marquis von Worcester folgend [77]).

Um dieselbe Zeit stellte Papin ähnliche Untersuchungen an. Er lernte die Kraft der Dämpfe durch den nach ihm benannten Digestor kennen, den er bereits seit 1681 zur Auflösung der Knochen benutzte; in der Folge hatte er die Idee, eine große Luftpumpe zu construiren, in dieser einen leeren Raum zu erzeugen und den Luftdruck als bewegende Kraft zu benutzen [78]); da er hiebei viele Schwierigkeiten zu finden glaubte, so schlug er vor, den leeren Raum durch Schießpulver zu erzeugen, oder dadurch den Kolben zu heben [79]). Einige Jahre später

65) Opere di Bartolomeo Scappi Venetia 1570 bei Muncke in Gehlers Wörterb. II, 419. 66) *Musschenbroek* Introd. §. 1469. 67) Mém. de l'Ac. de Prusse 1750 und 1751. 68) *Rees* Cyclop. Art. Steam engine. 69) Priestley Geschichte der Electr. S. 279. 70) Gehler's Wörterb. II, 421. 71) Le Machine diverse del Signor Giovanni Branca Rom. 1629 fol. pl. XXV bei *Muncke*.

72) *Navarete* Relations des quatre voyages entrepris par Christophe Colomb. 8. Paris 1828. I, 285. 73) Bergpostille oder Sarepta. Nürnberg 1562. 74) A Century of the Names and Scantlings of the Marquis of Worcester's Inventions. 1663. Einen Abdruck der Abhandlung hat Gregory im zweiten Bande seiner Mechanik gegeben. 75) Zeichnungen nach der Idee des Erfinders im Mechanics Magazine. Vol. III. p. 36. und *Tredgold* on steam engine. p 3. *Brewster* Edinb. Journ. of Sc. II, 88. 76) *Robison* Mech. phil. II, 46. Was mich betrifft, so stimme ich diesem Urtheile vollkommen bei. Ich läugne nicht, daß dieses „Hundert Erfindungen" mich öfter an das „Verzeichniß einer Samlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir. H. S. künftige Woche verauctionirt werden sollen" in Lichtenberg's Schriften. Bd. V. S. 353 erinnert hat. 77) *Tredgold* on steam engine. p. 4. 78) Acta erudit. 1685. p. 410. 79) Acta erudit. 1688. p. 644. 80) Recueil des diverses pièces touchant q[illegible]lques nouvelles machines. Cassel 1695. Phil. Trans. 16[illegible]. p. 483. Ars nova ad aquam ignis adminiculo efficacissime elevandam. Cassel 1707.

glaubte er den leeren Raum durch etwas verdampftes und in der Folge condensirtes Wasser zu erhalten [80]), stellte aber erst 1698 auf Veranlassung des Landgrafen Karl von Hessen Versuche an, Maschinen im Großen zu treiben [81]). Es scheint, als ob Papin die Idee zur Einrichtung dieser Maschinen von Niemanden entlehnt habe, da das Princip ganz neu war und von den Vorschlägen früherer Mechaniker, so wie den Apparaten Savary's sehr abwich. Daß er durch den letztern auf mehre Umstände aufmerksam wurde, sagt er selbst.

§. 80. Die erste Dampfmaschine wurde um das Jahr 1698 von dem engl. Capitän Thomas Savary [82]) ausgeführt, welcher am 25. Julius 1698 ein Patent darauf erhielt. Dieses Patent erhielt er nach Robison erst, nachdem er mehre Maschinen wirklich ausgeführt hatte [83]); er beschreibt diese Vorrichtung in einer Schrift: „The Miners Friend", welche um diese Zeit erschien [84]). Im Jahre 1699 machte Savary mehre glückliche Versuche vor dem Könige Wilhelm und vor der königl. Societät, welche zur allgemeinen Zufriedenheit ausfielen [85]). Es ist gewiß, daß Savary die erste Maschine wirklich ausführte, dagegen behauptet Desaguliers [86]), er habe nur die Erfindung des Marquis von Worcester copirt, ja er beschuldigt ihn des Plagiates, indem er behauptet, er habe alle Abdrücke von der Schrift des letzteren gekauft und verbrannt. Robison [87]) nennt diese Beschuldigung voreilig (foolish) und fügt hinzu, Niemand könne aus der vom Marquis von Worcester gegebenen Beschreibung klug werden, wenn er nicht genau die Gesetze des Dampfes kenne. Zu diesen aber wurde Savary durch einen Zufall geführt. Er hatte nämlich eine Weinflasche, worin sich noch eine geringe Menge Wein befand, erhitzt und dann die Öffnung ins Wasser gehalten, worauf dieses mit Lebhaftigkeit hineinströmte [88]).

§. 81. Savary benutzte bei seiner Maschine zugleich die große Expansivkraft des stark erhitzten Wasserdampfes und die Entstehung eines leeren Raumes durch Condensation der Dämpfe. Letzteren Umstand hatte der Marquis von Worcester gar nicht erwähnt. Die wichtigsten Bestandtheile der Maschine sind folgende [89]): (Tab. I. Fig. 11.). Aus einem hinreichend starken Kessel B, welcher auf einem Heerde befestigt ist, und welcher der Dampfkessel heißt, geht eine Röhre C in ein weiteres Gefäß S, welches der Recipient heißt. Diese Röhre C hat einen Hahn, durch dessen Stellung der Eintritt von Dampf aus dem Kessel in den Recipienten möglich gemacht oder verhindert werden kann. Aus dem untern Theile dieses Recipienten läuft eine horizontale Röhre aus, die senkrecht auf einer verticalen ab steht, an welcher die nach oben und unten fortlaufenden Röhren A und D befestigt sind. Über und unter der horizontalen Röhre befinden sich in der verticalen zwei Ventile bei a und b, so eingerichtet, daß das Fluidum durch sie zwar nach oben, aber nicht zurück nach unten fließen kann. Durch die Röhre A fließt das Wasser in ein oberes Bassin, und füllt zum Theil ein Gefäß E, an dessen unterm Theile sich eine Röhre befindet, die durch einen Hahn geöffnet oder geschlossen werden kann. Das durch diesen Hahn fließende Wasser trifft die Röhre C und den Recipienten S.

Das Spiel dieser von Savary zum Heben des Wassers bestimmten Maschine ist sehr einfach. Die Röhre D wird, wie bei jeder andern Pumpe, in das Bassin gesetzt, hierauf unter dem Kessel Feuer angemacht und der Hahn bei C geöffnet. So wie das Wasser in Dämpfe verwandelt wird, treiben diese die Luft vor sich her, das Ventil bei a wird geöffnet, und Luft und Dämpfe entweichen durch die Röhre A. Jetzt wird der Hahn C gedreht, so daß keine Verbindung zwischen Kessel und Recipienten entsteht, Röhre und Recipient aber durch kaltes Wasser aus dem Gefäße E bespritzt. Schnell wird der Dampf in S condensirt, es entsteht ein dampf- und luftleerer Raum, der Druck der Luft treibt das Wasser mit Gewalt in die Röhre D, hebt das Ventil b, und so wird der Recipient S gefüllt, wofern dieser nicht höher als 32 Fuß über der Oberfläche des Wassers im Bassin steht. Ist der Recipient hinreichend erkaltet, und ist das Gleichgewicht zwischen dem Drucke der Atmosphäre und dem Gewichte des Wassers in der Röhre D hergestellt, so fällt das Ventil b zu, der Hahn C wird geöffnet und die Dämpfe treiben durch ihre Elasticität das Wasser aus dem Recipienten durch die Röhre A. Ist dieses geschehen, so wird die Verbindung zwischen Kessel und Recipienten aufgehoben, und der Luftdruck füllt letzteren wieder mit Wasser.

Die erfoderliche Drehung des Hahnes ließ Savary durch einen Menschen vornehmen. Da bei dieser Vorrichtung der Dampf so lange unthätig ist, als der Recipient erkaltet wird, so verband er mit jedem Kessel zwei Recipienten durch besondere Röhren. Während der eine von diesem erkaltet wurde und der Luftdruck in ihn Wasser trieb, wurde das Wasser durch den Dampf aus dem zweiten getrieben, und so wurde kein Feuerwerk unnütz verschwendet. Um das Zerspringen des Kessels zu hindern, brachte er über dem Kessel bei V ein Sicherheitsventil an, er durchbohrte hier den Deckel des Kessels, schliff den Rand gut ab, und legte darauf einen Stempel mit abgeschliffenem Boden, welcher durch ein an einem

---

81) Abh. der königl. techn. Deputat. S. 8., wo auch eine Beschreibung und Abbildung der Maschine mitgetheilt ist. 82) Einige, wie Robison, schreiben ihn Savary, andere, wie Tredgold und der Bearbeiter des Artikels Steam engine, in der neuen Ausgabe von *Rees* Cyclopaedia schreiben Savery. 83) *Robison* Mech. phil. II, 48. 84) Nach Robison im Jahre 1696, Tredgold sagt, es müsse nach *Switzer's* System of Hydrostatics II, 326 1699 stehen, aber nach Robison erschien 1699 eine zweite Schrift von ihm. 85) Phil. Trans. 1699. XXI, 228. Phil. Trans. abridg. IV, 198. Acta erud. 1700. p. 29. 86) *Desaguliers* Exper. Phil. II, 466. 87) Mech. phil. II, 48., womit auch der Bearbeiter des Artikels Steam engine in *Rees* Cyclop. übereinstimmt. Letzterer macht noch darauf aufmerksam, daß Savary mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ehe er sein Patent erhielt. Keiner seiner Gegner aber gedachte des von Desaguliers erwähnten Umstandes. 88) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 425. Nach *Switzer* Hydrostatics (II, 324) machte er diesen Versuch mit einer Tabakspfeife. 89) *Tredgold* on Steam engine p. 6. *Robison* Mech. phil. II, 50. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 5. Muncke in Gehler's Wörterb. II, 426. *Rees* Cyclop, Art. Steam engine.

Hebel befindliches Gewicht niedergedrückt wurde. Hatte der Dampf im Kessel eine zu große Elasticität, so wurde der Stempel gehoben und der Dampf entwich durch die Öffnung. Der Kessel wurde durch eine mit einem Hahn versehene Röhre g mit Wasser gefüllt.

§. 82. Durch diese Maschine hatte Savary sich ein großes Verdienst erworben, und er construirte viele derselben. Er brachte aber bald darauf einige Veränderungen an ihr an. Statt nämlich den Recipienten durch von außen aufgespritztes Wasser zu erkalten, führte er die aus dem Gefäße E kommende Röhre in den Recipienten, und spritzte das Wasser in sein Inneres, wodurch der Apparat schneller arbeiten konnte. So genügte der Apparat zwar, Wasser bis zu mäßigen Höhen zu heben und dieses zur Bewegung von Maschinen zu benutzen, aber um das Wasser aus tiefen Brunnen zu schöpfen, war der Apparat wenig brauchbar. Durch den Druck der Atmosphäre konnte das Wasser nur bis zu einer Höhe von 30 Fuß gehoben werden, das übrige mußte der sehr bedeutende Druck des Dampfes thun, welcher leicht die Gefäße sprengte. Jedoch auch unter diesen Umständen gebraucht die Maschine so viel Feuerwerk, daß sie weit kostspieliger wird, als andere in der Folge näher zu beschreibende Maschinen. Sollte z. B. das Wasser bis zu einer Höhe von 100 Fuß gehoben werden, so kann die Maschine es etwa 25 Fuß aufsaugen, sie muß es dagegen 75 Fuß in die Höhe drücken. Es muß also der Dampf im Innern eine solche Elasticität haben, daß er, mit Einschluß des Atmosphärendruckes, einer Wassersäule von 105 Fuß also $3\frac{1}{2}$ Atmosphären das Gleichgewicht hält. Wäre nun auch das Gefäß hinreichend stark, so müßte der Dampf, welcher einem Drucke von etwa $3\frac{1}{2}$ Atmosphären das Gleichgewicht hält, eine Temperatur von 140°,6 C haben. Ist das Wasser nun durch Saugen in die Höhe gekommen, so strömt nach Öffnung des Hahnes der Dampf in den Recipienten und kommt mit kaltem Wasser in Berührung, welches vielleicht eine Temperatur von 10° hat. Es findet daher in dem Raume über dem Wasser eine unglaublich schnelle Condensation des Dampfes statt, welche so lange fortdauert, bis die Oberfläche des Wassers bis zu derselben Temperatur erwärmt ist. Glücklicherweise ist das Wasser ein so schlechter Wärmeleiter, daß nur seine obersten Schichten bei diesem Vorgange erhitzt werden. Erst jetzt, wo diese Temperatur im Innern des Recipienten erzeugt ist, wirkt der Dampf durch seine Elasticität und drückt die Wassersäule in die Höhe. Aber selbst während dieser mechanischen Wirkung des Dampfes dauert die Condensation noch fort, denn so wie Wasser aus dem Recipienten entfernt wird, findet eine Condensation an den Theilen des Recipienten statt, welche vorher mit dem kalten Wasser in Berührung standen, ja es erfolgt dieser Niederschlag noch viel schneller, als der frühere auf der Oberfläche des Wassers, weil der metallene Recipient als guter Wärmeleiter die Hitze weit schneller durch seine Masse strömen läßt. Durch diesen Vorgang wird dann aufs neue die Wirksamkeit der Maschine verzögert. Savary scheint diesen Vorgang schon genau gekannt zu haben, denn er sagt, man könne auf der Oberfläche des Recipienten die Stelle, bis zu welcher das Wasser steht, ebenso leicht sehen, als ob er durchsichtig wäre. So weit nämlich als jener mit Dampf gefüllt ist, wäre er an der äußern Oberfläche trocken und so heiß, daß man ihn kaum mit der Hand berühren könne; so weit aber das Wasser steht, ist er auswendig kalt, und Wassertropfen, welche dahin gefallen sind, bleiben daselbst hängen, verschwinden aber sogleich, wenn der Dampf im Innern bis zu den Stellen gelangt, wo sie sich befinden [90]). Ist aber die Höhe nicht sehr groß, dann ist die Maschine nach Robison's Urtheil eine der wirksamsten, da Reibung fast nicht vorhanden ist, der Apparat also sehr dauerhaft ist [91]).

Verschiedene Physiker bemühten sich, der Maschine Savary's bequemere und vortheilhaftere Einrichtungen zu geben, so Desaguliers [92]), welcher nur einen Recipienten nahm, um Dampf von größerer Elasticität zu erzeugen. Nach seiner Angabe bauete er 7 solcher Maschinen, die erste für Peter den Großen, wo der Kessel ungefähr 43 Kubikfuß, der Recipient $7\frac{1}{2}$ Kubikfuß enthielt. Letzterer wurde in einer Minute viermal gefüllt und geleert. Das Wasser wurde durch diese Maschine etwa 39 Fuß hoch gehoben.

Weidler [93]), Sturm, Leupold [94]), Gensenne [95]) schlugen Verbesserungen vor. Namentlich empfahl der Portugise de Moura [96]) eine Vorrichtung, wodurch die Hähne von selbst geöffnet würden, welche aber wenig Beachtung fand, da man die Savary'schen Maschinen damals (etwa 1750) wenig mehr benutzte. Im Jahre 1766 erhielt Blackey ein Patent auf Verbesserung der Savary'schen Maschine [97]). Später trat Kier mit einer neuen Einrichtung auf, wobei er von dem gehobenen Wasser ein Rad treiben ließ [98]). Unter mehren, die sich bemüht haben, diese Maschine vollkommener herzustellen, mögen noch François in Lausanne [99]), Rancarrow in Amerika [1]), der dadurch ein oberschlächtiges Rad in Bewegung setzte, Henderson und Chabannes [2]), James Boaz [3]) (1805), Richard Witty in Hull [4]), Johann Pontifex [5]) (1819) und Manoury d'Ectot [6]) erwähnt werden.

90) *Rees* Cyclop., Steam engine. 91) *Robison* Mech. phil. II, 568. Abhandl. der königl. techn. Deput. für Gewerbe. S. 7. 92) Cours de Phys. II, 568. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 10. 93) Tract. de mach. Hydraul. p. 84. 94) Theatr. Mach. II. Tab. 50. 95) Mém. de l'Acad. 1744. 96) *Smeaton* in Phil. Trans. XLVII, 437. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 10. 97) *Blackey* sur les pompes à feu. Amst. 1774. 4. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 11. *Ferguson* Lectures I, 312. 98) Abh. der königl. techn. Deput. S. 12. 99) Mém. de la Soc. des sciences phys. de Lausanne I, 51. Abhandl. der königl. techn. Deput. für Gewerbe. S. 13. 1) Trans. of the American Phil. Soc. IV, 348. Repert. of Arts XIV, 3?9. Phil. Magaz. IX, 300. Borguis compos. des machines p. 91. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 14. 2) Description des machines et procédés specifiés dans les brevets d'invention III, 69. 3) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 15. 4) Repertory of Arts Sec. series XXVIII, 100. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 16. Bibl. univ. VI, 227. 5) Annales des mines V, 381. Ann. de l'industrie II, 257. 6) Ann. de Chimie XVIII, 133. Ann. de l'industrie IV, 225.

Diese letztere wurde von Prony, Girard und Gay-Lussac untersucht und damit zugleich andere Maschinen verglichen, welche nicht einmal zu den besten zu gehören schienen. Aus dieser Untersuchung ergab sich, daß der Effect der Savary'schen Maschine nur $\frac{1}{4}$ von dem einer Watt'schen und $\frac{1}{5}$ von dem einer Woolf'schen war, so daß diese Klasse nicht zu empfehlen ist.

§. 83. Eine zweite Klasse von Dampfmaschinen wird mit dem Namen Rotationsmaschinen bezeichnet. Bei ihnen liegt der oben (§. 77.) erwähnte Versuch zum Grunde. Amontons legte im Jahre 1699 der Pariser Akademie die Beschreibung seiner Maschine vor [7]. Die sehr complicirte Vorrichtung besteht in einer Zahl von Zellen, die in der Peripherie eines Rades angebracht sind, und welche durch sehr verwickelte krumme Kanäle mit einander in Verbindung stehen. Ein Theil dieser Peripherie wird der Hitze eines Ofens ausgesetzt, während ein anderer sich in einer Cisterne von kaltem Wasser befindet. Die Kanäle waren so eingerichtet, daß der Dampf das Wasser aus den Zellen auf einer Seite nach denen auf der andern trieb, dadurch wurde letztere schwerer, und es entstand so eine Umdrehung des Rades, welche sich weiter benutzen ließ.

Leupold, welcher die Ausführung dieses Rades für schwierig hielt, gab eine andere Vorrichtung an, die er jedoch im Großen nicht für ausführbar hielt, weil sie zu viel Brennmaterial erfodere. Auch Watt versuchte es, eine solche Maschine zu construiren, und schloß sie in sein Patent vom 5ten Januar 1769 ein [8]. Er wollte einen Dampfbehälter construiren, welcher die Form von hohlen Ringen hätte, oder von kreisförmigen Kanälen mit gehörigen Ein- und Ausmündungen für den Dampf. Dieser Dampfbehälter sollte auf einer horizontalen Welle befestigt seyn und sich mit ihr umdrehen. Eine Anzahl im Innern angebrachter Ventile sollte einen schweren Körper nur in einer Richtung in den Kanälen umlaufen lassen und dieser einen Theil des Kanales ganz ausfüllen. Der Körper befindet sich vermöge seines Gewichtes in der untersten Stelle des Ringes; trit nun der Dampf zwischen ihn und ein Ventil ein, so wird der Körper in die Höhe getrieben, dadurch das Gewicht auf dieser Seite des Ringes vermehrt und so Umdrehung bewirkt. Watt selbst fand aber bald viele Schwierigkeiten, gute Maschinen dieser Art zu construiren, und gab daher die Idee wieder auf [9].

§. 84. Im Jahre 1788 erhielt Kempelen ein kaiserliches Patent auf eine Rotationsmaschine, welche aber nichts weiter war, als die Dampfkugel mit horizontalen Röhren [10]. Die Maschine, auf welche Cartwright im Jahre 1797 ein Patent erhielt [11], scheint nie ausgeführt zu seyn. Auch die Maschine von Cooke [12] wirkt schlecht, da die Reibung sehr groß ist. Sadler erhielt im Jahre 1791 ein Patent auf eine rotirende Maschine [13], die aber ebenso wenig Glück machte. Auch Hornblower schlug ähnliche Einrichtungen vor [14]. Obgleich die große Wirkung der gewöhnlichen Maschinen und die Schwierigkeit, gute Rotationsmaschinen zu construiren, längst erwiesen war, so wurden nichts desto weniger noch in der Folge Abänderungen dieser Maschinen vorgeschlagen. So von Murdock [15] im Jahre 1799, Flint im Jahre 1805 [16], Menault im Jahre 1805 [17], Richard Wilcox im Jahre 1806 [*], Thomas Mead im Jahre 1808, Samuel Clegg im Jahre 1809, William Chapmann im Jahre 1810, Trevithik im Jahre 1815, Joseph Turner im Jahre 1816, William Congreve im Jahre 1818 u. s. w. Die meisten dieser Maschinen sind in den Abhandlungen der königl. techn. Deputation für Gewerbe abgebildet und beschrieben.

§. 85. Weit vorzüglicher als die bisher beschriebenen Maschinen sind diejenigen, in denen sich ein Kolben befindet, welcher durch den Dampf in Bewegung gesetzt wird. Bei den älteren von diesen Maschinen war der Dampf nur ein Mittel, einen leeren Raum zu erzeugen, so daß hiedurch der Vorschlag von Papin (§. 79.) ausgeführt wurde. Die Zinnminen in Cornwallis foderten gute Maschinen zum Austrocknen, und Savary's Vorrichtungen hatten viel Aufsehen gemacht. Der Schmidt Thomas Newcomen und der Glaser John Cawley, beide zu Dortmouth in Devonshire, faßten die Möglichkeit, durch Dampf Bewegung zu erzeugen, lebhaft auf. Ersterer hatte viele Bildung und stand mit dem Doctor Hooke in Verbindung. Unter den Papieren des letzteren, die sich im Besitze der königl. Societät zu London befinden, sind einige Bemerkungen zum Gebrauch seines Landsmannes Newcomen in Betreff von Papin's Vorschlag wegen Anwendung der Luftpumpe, und er hielt es nur für nöthig, das Vacuum schnell zu erzeugen. Es ist wahrscheinlich, daß Newcomen durch diesen Briefwechsel auf die Idee kam, das Vacuum durch condensirten Wasserdampf zu erzeugen. So entstand Newcomens Maschine; Savary machte auf ihre Entdeckung Anspruch; aber Switzer, welcher beide persönlich kannte, gibt Newcomen bestimmt als Erfinder an. Letzterer, welcher als Quäker Streit zu vermeiden suchte, theilte mit Savary Ehre und Vortheil der Erfindung, und durch letzteren erhielten sie 1705 ein Patent [18]. Die Ausführung zeigte indessen mehr Schwierigkeiten, als man anfänglich erwartet hatte, und erst im Jahre 1711 stellte Newcomen eine Maschine auf, um bei Bergwerken das Grubenwasser auszuschöpfen. Im Jahre

---

7) Mém. de Paris. 1699. p. 112. Muncke in Gehler's Wörterb. II, 431. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 138. *Leupold* Theatr. mach. §. 397. 8) *Robison* Mech. phil. II, 119. 9) Das. S. 133. 10) Abh. der königl. techn. Deput. S. 139. 11) Repertory of Arts, X, 7.

12) Abh. der königl. techn. Deputat. S. 140. 13) Dies. S. 140. 14) Repertory of Arts IX, 289. 15) ibid. XIII, 11. 16) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 143. 17) ibid. p. 143. Brevets d'invention III, 222. *) Das. S. 145. 18) *Robison* Mech. phil. II, 57. Die Idee zu diesen Maschinen, welche mit Recht Newcomensche heißen, soll durch Zufall aufgefunden seyn. *Desaguliers* exp. phil. II, 533.

1712 einigte er sich mit dem Besitzer einer Kohlengrube zu Griff in Warwickshire, und errichtete dort eine Maschine; die nächste erbauete er 1718 in einer Kohlengrube in der Grafschaft Durham, wobei Beighton einige Verbesserungen anbrachte. Erst jetzt wurden die Vortheile der Maschine bekannter, und sie fand mehr Eingang [19]).

§. 86. Ich habe auf Taf. II. Fig. 1. die Abbildung der wichtigsten Theile einer solchen Maschine gegeben [20]). A ist ein großer Kessel, welcher mit Wasser gefüllt wird und in einem eigens erbauten Ofen steht. In geringer Entfernung über diesem Kessel befindet sich ein Cylinder CBBC von Metall, welcher vollkommen ausgebohrt seyn sollte, was aber nach den Untersuchungen von Watt nie der Fall war [21]). Der Kessel steht mit diesem Cylinder durch eine Dampfröhre NQ in Verbindung. Die untere Öffnung dieser Röhre wird durch die Platte N verschlossen, welche gut abgeschliffen ist und genau auf die Öffnung der Röhre paßt. Diese Platte, welche der Regulator oder Dampfhahn heißt, dreht sich horizontal um eine Axe ba, welche in dem obern Theile des Kessels befestigt und gut abgeschliffen ist. Eine Kurbel bT dient dazu, die Platte N um ihre Axe zu drehen.

In dem Cylinder befindet sich ein Kolben P, welcher mit Leder und Hanf umwickelt wird, damit ein genauer Schluß entstehe, und über welchem sich etwas Wasser zur Erlangung des letztern befindet. Die Kolbenstange PD hängt an einer Kette, welche an dem obern, kreisförmig gearbeiteten Ende DF eines Hebels hing, der sich um den Punkt O drehen konnte. An dem andern Ende dieses Hebels HK, welcher Balancier heißt, befand sich ein ähnlicher Bogen EG, an dessen Ende sich eine Kette EX befand, welche die Kolbenstange der Pumpe trug, die das Wasser heben sollte. Die Last auf dieser Seite des Balanciers ist bedeutend größer als das Gewicht des Kolbens P auf der andern Seite.

Etwas über dem Cylinder befindet sich ein Gefäß W, welches das Einspritzgefäß heißt; von ihm läuft die Einspritzröhre (Injectionsröhre) ZSR aus, welche durch den Boden des Cylinders in letzteren geht und sich bei R in einem feinen Loche oder Siebe endigt. In dieser Röhre befindet sich ein Hahn S, welcher sich durch eine Kurbel V drehen läßt und der Einspritzhahn heißt.

Auf der entgegengesetzten Seite des Cylinders befindet sich ein wenig über seinem Boden eine Röhre, die nach oben gebogen ist und dann durch ein Ventil f geschlossen wird, welches das Blase- oder Blubberventil heißt; etwas über ihm steht in der Röhre noch Wasser, welches einen bessern Schluß des Ventils bewirken soll.

Von dem Boden des Cylinders läuft eine Röhre degh aus, deren unteres Ende nach oben gebogen und mit einem Ventil h geschlossen ist. Dieser Theil befindet sich in einem Gefäße Y, welches der warme Wasserkasten heißt, die Röhre selbst heißt die Ausflußröhre. Der Kessel hat außerdem ein nicht abgebildetes Sicherheitsventil, das meistens mit einem bis zwei Pfunden auf den Quadratzoll belastet wird.

§. 87. Das Spiel dieser Maschine, welche auch atmosphärische Maschine heißt, ist sehr einfach. Wir wollen annehmen, das Wasser im Kessel sei in vollem Sieden, die Maschine stehe so, wie sie abgebildet ist, und der Dampf- und Einspritzhahn seien geschlossen. Öffnet man nun den Dampfhahn, so strömt mit Gewalt Dampf in den Cylinder, dehnt die Luft aus, welche durch das Blubberventil entweicht, und wird zum Theil von dem kalten Kolben und dem Cylinder condensirt. Das condensirte Wasser bewegt sich durch die Ausflußröhre und hebt das Ventil h. Nach einiger Zeit, wenn Cylinder und Kolben hinreichend erhitzt sind, strömt auch Dampf durch das Blasenventil. Geschieht dieses mit Schnelligkeit, so öffnet sich auch das Sicherheitsventil. Jetzt wird der Dampfhahn geschlossen und der Einspritzhahn geöffnet; sogleich spritzt das kalte Wasser in den Cylinder, condensirt den Dampf, erkaltet Cylinder und Kolben, und so wird die Elasticität des Dampfes sehr vermindert. Der Druck der Atmosphäre treibt den Kolben abwärts, die Pumpenstange L wird also vermittelst des Balanciers gehoben. So bewegt sich der Kolben mit beschleunigter Geschwindigkeit gegen den Boden des Cylinders, bis endlich die Elasticität der durch Sieden aus dem Wasser frei gewordenen und im Cylinder enthaltenen Luft mit der Last bei E im Gleichgewichte steht. Ist in diesem Falle der Kolben zur Ruhe gekommen, so schließt der Aufseher den Einspritzhahn und öffnet den Dampfhahn. Mit Schnelligkeit strömt der Dampf in den Cylinder, öffnet das Blasenventil und treibt die Luft hinaus, und treibt nicht nur das Wasser durch die Röhre degh, sondern hebt auch den Kolben, worauf sich der eben beschriebene Vorgang wiederholt.

Eine sehr einfache Betrachtung zeigt die große Wirksamkeit dieser Maschine. Wir wollen annehmen, der Luftdruck betrage 28″, so wirkt dieser auf einen Quadratfuß mit einem Gewichte von etwas mehr als 2300 Pfund. Würde nun durch Einspritzen des Wassers ein vollkommen luftleerer Raum erzeugt, und hätte der Kolben eine Oberfläche von 3 Quadratfuß, so würde er mit einer Kraft von 6900 Pfund hinabgedrückt, und so groß könnten Last und Reibung seyn. Indessen wird hier kein völliges Vacuum erzeugt. Robison überzeugte sich durch Versuche, daß die Temperatur des Wassers über dem Kolben nie kleiner war als 46° R, und nach den Messungen von Watt schwankte die Wärme des Ausflußwassers zwischen 49° R und 63° R [22]). Nehmen wir also das Mittel, so wurde das Innere des Cylinders nur etwa bis 55° erkaltet; dieser Raum war mit Dampf gefüllt, dessen Elasticität

19) Abh. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 19.
20) *Robison* Mech. phil. II, 58. *Tredgold* on Steam engine. p. 9. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 19 und andere.
21) *Robison* Mech. phil. II, 58.

22) *Robison* Mech. phil. II, 95.

etwa 8 bis 10 Zoll betrug, nahe das Drittel des wirkenden Atmosphärendruckes; dieser innere Druck wirkt dem äußern entgegen, und demnach beträgt der Druck auf jeden Quadratfuß nur etwa $\frac{2}{3}$. 2300 nahe 1500 Pfund.

§. 88. An dieser Maschine wurden bald einzelne Abänderungen angebracht. Ein großer Theil ihrer Wirkung hing von der Aufmerksamkeit des Arbeiters ab. Drehte dieser die Hähne zu früh oder zu spät, so wirkte sie nicht so gut als sie sollte. Ein Knabe, Humphry Potter, welcher bei einer solchen Maschine zum Reguliren der Hähne angestellt war, fand diese Aufsicht zu langweilig und verband mit dem Balancier eine Vorrichtung, welche die Hähne drehte [23]. Eine gut gearbeitete Maschine dieser Art verfertigte Henry Beighton im Jahre 1718 zu New-Castle on Tyne; er gab zugleich eine Tafel, nach welcher sich die Wirkung der Dampfmaschinen berechnen ließ [24]. Zeichnete er sich auch nicht durch neue Ansichten aus, so scheint seine gesunde Anwendung der Theorie für die Praxis viel nützlicher gewesen zu seyn, als die fruchtlosen Speculationen seiner Vorgänger [25].

Die Maschine von Newcomen war zur Zeit ihrer Erfindung von der größten Wichtigkeit. Viele Bergwerke in England litten so sehr an Überschwemmungen, daß man sich genöthigt sah, sie eingehen zu lassen. Durch die Dampfmaschinen wurde es nicht nur möglich, diese Gruben zu bearbeiten, es wurden auch viele neue Werke eröffnet. Da die Kohlen meistens wohlfeil waren, so achtete man auf die große Menge von Wärme, welche bei dieser Maschine verloren geht, um so weniger, da man dadurch das Wasser weit wohlfeiler förderte, als durch die früheren Roßmühlen. Die Dimensionen der Maschine wurden nach und nach vergrößert. Lange begnügte man sich mit solchen, deren Cylinder einen Durchmesser von höchstens 36″ hatte, die Bedürfnisse mancher Gruben nöthigten jedoch bald ihnen einen Durchmesser von 50 bis 72 Zoll zu geben. Es erfolgten nun mehre Vorschläge, diese Maschinen zu vervollkommnen. So erhielt James Brindley im Jahre 1759 ein Patent für Abänderungen, fand aber so viel Schwierigkeiten, daß er sie nicht ausführen konnte [26]. Ebenso bekam Jonathan Hull im J. 1736 ein Patent, um mittelst einer Dampfmaschine Ruderräder auf einem Schiffe und dadurch das Schiff selbst zu bewegen [27]; aber seine sinnreich ausgedachten Vorschläge kamen nie zur Ausführung. Im J. 1757 gab Keane Fitzgerald mehre Vorrichtungen an, um die Dampfmaschinen, die man bis dahin nur zu der Bewegung von Pumpen gebraucht hatte, auch zu andern Arbeiten zu benutzen; er schlug zugleich ein Schwungrad vor, um eine gleichförmige Bewegung zu erhalten [28]. Aber erst 1768 wurde auf der Hartley-Grube in Northumberland eine Maschine gebaut, welche außer dem Wasserschöpfen auch zum Fördern der Kohlen diente [29].

Um diese Zeit trat John Smeaton mit seinen Arbeiten auf [30]. So wie sich alle seine Untersuchungen durch Eleganz auszeichnen, so auch diese. Nach den besten vorhandenen Maschinen bestimmte er die Verhältnisse ihrer Theile im J. 1765, aber erst 1774 konnte er seine Vorschläge ausführen lassen, und dadurch reducirte er das Feuermaterial auf $\frac{1}{3}$ des früher gebrauchten.

§. 89. Wirkten nun gleich die nach Newcomens Princip construirten Maschinen weit besser als die Savaryschen, so waren sie doch mit vielen Nachtheilen verbunden. Wenn das Einspritzwasser in den Cylinder trat, so mußte sein ganzes Inneres erkaltet und dieses nachher erst wieder durch Condensation des Dampfes erwärmt werden, in beiden Fällen aber wurde viel Feuerwerk unnütz verschwendet. Hatte besonders Smeaton diesem letzteren Übelstande abgeholfen, so wurde doch nie die Luft ganz aus dem Cylinder entfernt und die ganze entwickelte Dampfmenge nicht auf das vortheilhafteste benutzt. Mit James Watt beginnt eine neue Periode in der Geschichte der Dampfmaschinen. Er war Mechanikus für mathematische Instrumente in Glasgow und wurde im Jahre 1759 durch John Robison, welcher daselbst studirte, auf die Dampfmaschinen aufmerksam. Letzterer schlug vor, diese Maschinen zur Bewegung von Wagen zu benutzen. Im Jahre 1761 oder 1762 stellte Watt mehre Versuche über Elasticität des Dampfes in einem Papinschen Digestor an und construirte eine kleine Maschine. Im Winter 1763—1764 mußte er das Modell einer Newcomenschen Maschine repariren, welche der Universität Glasgow gehörte. Die Maschine wirkte sehr schlecht und erfoderte viel Feuerwerk, zumal da durch Einspritzen des Wassers in den Cylinder eine ungeheure Menge von Wärme verloren ging. Versuche, welche er über die Dichtigkeit des Dampfes anstellte, zeigten ihm, wie viel Dampf der Cylinder bei jedem Hube fasse, und hier lernte er erst die Verschwendung bei diesen Maschinen kennen. Die latente Wärme, welche Watt kennen gelernt hatte, ohne etwas von Black's Arbeiten zu wissen, gab ihm über viele Punkte Aufschlüsse. Er sah daher ein, daß zur Ersparung von Feuerwerk nicht sowol die Construction der Öfen, als vielmehr eine ökonomische Benutzung des Dampfes von größter Wichtigkeit sei. Durch Versuche überzeugte er sich, daß der Dampf, welcher beim abwechselnden Erwärmen und Erkalten des Cylinders verloren ging, etwa 3 bis 4 Mal so viel betrug, als die Dampfmenge, welche zur Bewegung der Maschine nöthig war. Aber erst im Anfange

23) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 439. *Rees* Cyclop., Art. Steam engine. 24) Table of the dimensions and power of the Steam engine 1717. 25) *Tredgold* on Steam engine. p. 13. Beschreibung in der Abh. der kön. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 21. *Robison* Mech. phil. II, 70. 26) Abh. der königl. techn. Deputat. 27) A Description and draught of a new invented machine for carrying vessels or ships out of or into any harbour, port or river, against wind or tide or in a calm. London 1737. *Tredgold* on Steam engine p. 14.

28) Phil. Trans. L, 53 und 157. 29) Abh. in der königl. techn. Deputat. S. 28. 30) Reports of the late John Smeaton made on various occasions in the course of his employment as civil engineer. Lond. 1812. I, 223. II, 338.

des Jahres 1765 kam er auf die Idee, den Dampf nicht im Cylinder selbst, sondern in einem besondern, mit jenem verbundenen Gefäße zu condensiren. Bald darauf kam er auf die Anwendung der Luftpumpe, um alle Luft und das condensirte Wasser aus dem Cylinder und dem Condensationsgefäße zu entfernen; auch ließ er den Dampf wieder auf den Kolben von oben drücken. So kam er im Jahre 1768 um ein Patent für seine Verbesserung der Dampfmaschine ein, welches er am 5. Januar 1769 erhielt [31]). Es war das ganze Unternehmen eine sinnreiche Speculation, zu deren Ausführung aber ein bedeutendes Kapital erfoderlich war. Er verband sich anfänglich mit dem Doctor **Roebuck**, beide wollten eine große Maschinenbau-Anstalt anlegen, aber sie fanden bei Ausführung ihres Planes mehr Schwierigkeiten, als sie anfänglich geglaubt hatten. Erst nachdem der Eisengießer **John Wilkinson** die Vorrichtungen zum Bohren und Poliren der Cylinder verbessert hatte, gelang es ihnen, bessere Maschinen zu liefern. **Roebuck** zog sich von der Gesellschaft zurück, und **Watt** verband sich nun im Jahre 1774 mit **Mathew Boulton**, welcher zu Soho eine große Maschinenbau-Anstalt besaß, und erst jetzt fand Watt einen angemessenen Wirkungskreis, in welchem er bis zum Jahre 1800 blieb, wo er sich von dem Geschäfte zurückzog [32]). Aber noch waren nur wenige Maschinen gebaut, die Zeit des Patentes bald verlaufen; da wurde diese durch Parlamentsbeschluß vom 29. November 1774 noch auf 25 Jahr verlängert.

§. 90. **Watt** hat bei seinen Maschinen in der Folge so viele Veränderungen vorgenommen, daß es hier zu ausführlich werden würde, sollte ich alle einzelnen Einrichtungen mittheilen. Ich will daher eine Beschreibung der Wattschen Maschinen im Allgemeinen nach **Robison** und **Watt** geben [33]). Es ist A (Taf. II. Fig. 2.) der Kessel, der Cylinder ist mit einer starken Metallplatte gh geschlossen, in deren Mitte sich eine Büchse kl befindet, die inwendig mit Hanf ausgefüttert ist, welcher fest an die gut abgedrehte Kolbenstange PD schließt, so daß letztere sich auf und ab bewegen kann, ohne daß Luft in den Cylinder treten kann. Von dem obern Theile des gewölbten Kessels läuft eine Röhre BCIOQ aus, welche, nachdem der horizontale Theil den Cylinder erreicht hat, sich in zwei Arme theilt; der eine, ZM, trit in den obern Theil des Cylinders, der zweite ON trit bei N am Boden in den Cylinder. Bei I befindet sich ein Ventil, welches von unten nach oben geöffnet wird, ein ähnliches, sich nach derselben Richtung öffnendes befindet sich bei L. Die Röhre LO geht vertical nach unten, und ihr unterer Theil L befindet sich in einer Cisterne cdef, welche kaltes, stets zu erneuerndes Wasser enthält. Diese Röhre läuft von Q aus nahe horizontal in der Cisterne fort und endigt sich bei R mit einer Pumpe T. Der Kolben S dieser Pumpe hat Klappenventile, die sich von unten nach oben öffnen, und seine Stange SS, die bei T durch eine mit Hanf gefüllte Büchse geht, hängt vermittelst einer Kette an einem Bogen am Lastarme des Balanciers. Am Boden dieser Pumpe befindet sich bei R ein Ventil, welches sich bei jedem Drucke öffnet, welcher nach QR gerichtet ist, sich aber für einen entgegengesetzten Druck schließt. Diese Pumpe gibt ihren Inhalt an eine zweite Pumpe XY vermittelst der Röhre tX. Diese zweite Pumpe hat ein Ventil bei X und ein gewöhnliches Klappenventil in dem Kolben bei Z. Die Kolbenstange ZZ hängt ebenfalls vermittelst einer Kette an dem Balancier. Die beiden Ventile I und L werden durch Hebel geöffnet und geschlossen, die mit dem Balancier in Verbindung stehen. Eine gekrümmte Röhre abo trit in die vertical stehende Röhre ein wenig über Q. In ihr befindet sich bei o eine kleine Öffnung zum Ausspritzen von Wasser; an dem andern Ende a, welches sich unter der Oberfläche des Wassers in der Cisterne befindet, ist ein Ventil v angebracht, welches mit einer am Balancier befestigten Stange bu in Verbindung steht, durch welche das Ventil gehoben oder gesenkt wird. Die übrigen Ventile R, X, S und Z öffnen oder schließen sich je nach den Drucken, welche auf sie wirken.

§. 91. So wie die Maschine hier abgebildet ist, befindet sie sich in Ruhe, indem die Last überwiegend ist, der Kolben P seine höchste, S und Z ihre niedrigste Stelle einnehmen. Wir wollen annehmen, auf irgend eine Art werde unter dem Kolben P ein Vacuum erzeugt, und das Ventil I sei geschlossen, so schließen sich auch sogleich die Ventile R und v. Es werde I geöffnet. Der Dampf im Kessel, welcher die Elasticität der äußern Luft hat, bewegt sich mit Schnelligkeit in den Raum über den Kolben und übt auf ihn den Druck der Atmosphäre aus, der Kolben wird deprimirt und das andere Ende des Balanciers gehoben. Hat endlich der Kolben die tiefste Stelle erreicht, so schließt die Maschine das Ventil I und öffnet L. Es wird dadurch eine Verbindung zwischen dem obern und untern Theile des Cylinders hergestellt; der Dampf strömt durch die Röhre MLON und der Kolben erleidet jetzt von beiden Seiten gleiche Drucke, die Last hebt ihn also aufs neue in die Höhe, was um so leichter möglich ist, da der Dampf, der sich in einen größeren Raum ausdehnte, auf die obere Seite des Kolbens einen Druck ausübt, welcher kleiner ist, als der der Atmosphäre. Hat der Kolben den obersten Theil des Cylinders erreicht, so wird das Ventil geschlossen, dagegen I und v geöffnet. In dem ganzen Raume unter dem Kol-

31) Die Specification bei *Robison* Mech. phil. II, 119. Repertory of Arts I, 217. Abhandl. d. königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 30. Die Erzählung der Geschichte nach Watt bei *Robison* l. l. 32) Nach **Watts** Erzählung ist in dem Artikel Boulton (Thl. XII. S. 130) die Angabe des Jahres ihrer Verbindung zu berichtigen. Beide errichteten die Maschinen auf Kosten der Käufer; dann wählten letztere die beste atmosphärische Maschine in ihrer Nachbarschaft, bei welcher mit derselben Art von Kohlen gefeuert wurde, verglichen die Menge verbrauchter Kohlen bei einerlei Arbeit und bezahlten an **Boulton** und **Watt** eine bestimmte Zahl von Jahren ⅓ des ersparten Feuermaterials. Obgleich sich **Watt** 1800 von dem Geschäfte trennte, so dauerte die Freundschaft beider bis zu **Boulton's** Tode fort. „Als ein dieser Freundschaft gebührendes Denkmal muß ich erklären, daß seiner freundschaftlichen Aufmunterung, seiner Theilnahme an wissenschaftlichen Untersuchungen, seiner bereitwilligen Anwendung derselben auf die Künste und seiner genauen Kenntniß des Gewerb- und Fabrikwesens, so wie seinen großartigen Ansichten und Unternehmungsgeiste ein großer Theil des Erfolges meiner Anstrengungen zugeschrieben werden muß." **Watt** bei *Robison* Mechan. phil. II, 144. 33) *Robison* Mech. phil. II, 109.

den befindet sich nun ein Dampf von sehr verminderter Elasticität, welcher einen geringern Druck als die Atmosphäre ausübt, und daher wird das Ventil R geschlossen. Wird nun v geöffnet, so wird durch die Öffnung o Wasser aus der Cisterne in die ohnehin kalte Röhre OQR gespritzt; der Dampf wird hier condensirt, und mit Schnelligkeit strömt neuer Dampf aus dem untern Theile des Cylinders in den leeren Raum, um in demselben Momente condensirt zu werden. Inzwischen drückt der Dampf, der aus dem Kessel angekommen ist, auf die obere Seite des Kolbens, er sinkt daher aufs neue und es beginnt der zweite Hub.

Inzwischen fließt das durch Condensation des Dampfes erwärmte Wasser nach dem untern Theile der Röhre OQR; da ferner jedes Wasser eine größere oder geringere Menge Luft enthält, welche beim Sieden frei wird, so ist diese Röhre auch zum Theil mit Luft gefüllt. Um diese nebst dem Wasser zu entfernen, sind die Pumpen ST und XY angebracht. Hat der Kolben S den obersten Theil der Pumpe erreicht, so entsteht in dem Stiefel von dieser ein leerer Raum, Luft und Wasser öffnen also das Ventil R und strömen durch dieses. Bewegt sich der Kolben wieder nach unten, so öffnen beide die Ventile des Kolbens, fließen hierauf in die Pumpe XY und werden beim folgenden Hube in diesem gehoben. Die Luft entweicht bei XY nach außen, von dem Wasser geht so viel als nöthig ist durch eine Röhre Yg in den Kessel. Im Allgemeinen ist es gleichgiltig, ob die Kolben S und Z von dem Kraft- oder dem Lastarme des Balanciers gehoben werden, nach mehrfachen Erfahrungen scheint es vortheilhafter, sie mit ersterem zu verbinden. In der Zeichnung findet das Gegentheil statt, um diese deutlicher zu machen.

§. 92. Der Vortheil, welchen diese Maschinen gewähren, ist sehr einleuchtend. Bei den atmosphärischen Maschinen von Newcomen wird ein sehr bedeutender Theil der Kraft dazu verwendet, um beim Aufsteigen des Kolbens den Druck der Atmosphäre zu überwältigen; dieser Theil der Kraft kann selbst bei guten Maschinen ⅓ der ganzen Kraft betragen. Der größte Vorzug der Maschine Watt's besteht aber darin, daß der Dampf nicht in dem Cylinder selbst condensirt wird, der heiße Cylinder ist daher stets trocken und es wird kaum etwas mehr Dampf verbraucht, als erfoderlich ist, den Cylinder zu füllen, so daß nur eine geringe Verschwendung desselben statt findet. Ehe Watt indessen dahin kam, dieses zu erreichen, hatte er mit vielen Schwierigke[illegible]n zu kämpfen. Um den Einfluß einer äußern Erkaltu[illegible] zu verhindern, umgab er den Cylinder mit einem zwe[illegible]n, welcher heißen Dampf enthielt und auch diesen [illegible]oß er in einen hölzernen Mantel. Um ferner an den Verbindungsstellen ein Ausströmen des Dampfes zu hindern, wurden Kolben, Cylinder und Kolbenstangen auf das sorgfältigste abgedreht und polirt. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß eine Wattsche Maschine von dieser Construction nicht ⅓ der Feuerung erfodert, welche zu einer atmosphärischen erfoderlich ist; ja selbst wenn der Kolben nicht sorgfältig schließt, ist der Schaden nicht so groß als bei einer atmosphärischen; strömt bei letzterer während des Sinkens des Kolbens etwas atmosphärische Luft unter letzteren, so kann die ganze Bewegung aufgehalten werden; wenn dagegen bei einer Wattschen auch etwas Dampf durchdringt, so wird dieser so schnell condensirt, daß er kaum einen bedeutenden Gegendruck ausüben kann. Watt selbst richtete seine Maschinen so ein, daß er das Ventil bei I noch schließen konnte, ehe der Kolben die tiefste Stelle des Cylinders erreicht hatte; dann wirkte der Dampf, der sich in einen größern Raum ausdehnte, mit geringerer Kraft auf den Kolben, eine Einrichtung, welche dann von Nutzen ist, wenn die Last kleiner ist, als im Mittel. Deshalb heißt diese Klasse von Maschinen auch Expansionsmaschinen oder einfach wirkende Maschinen.

§. 93. Ich habe auf Tab. III. die Ansicht einer Maschine gegeben, welche, von Boulton und Watt erbaut, dazu dient, eine Pumpe in Bewegung zu setzen. Sie wirkt mit einer Kraft von 50 Pferden und wird bei den Chelsea-Water-Works in London gebraucht. A ist der mit Einheizöffnung und Aschfall versehene, ganz eingemauerte Kessel, dessen Profil und Wasserstand die punktirten Linien andeuten. B das Dampfrohr, welches nach dem Cylinder führt, und in welchem bei a der Handgriff der Dampfklappe bemerkt ist. C ist der mit einem Mantel umgebene Cylinder. Durch starke Bolzen ist er mit den Grundschwellen und dem Mauerwerke verbunden. Die Kolbenstange b steht durch das Parallelogramm mit dem Balancier D in Verbindung. Dieser besteht aus zwei mit einander verbundenen, 12 Zoll von einander entfernten, eisernen Platten. In der Mitte geht eine Achse durch, mit zwei starken Zapfen, die sich in den auf dem Balken über einer starken Zwischenwand befestigten Zapfenlagern drehen. Die Schienen cd, de und ef bilden mit den Balancieren auf jeder Seite ein verschiebbares Parallelogramm, indem sie an ihren Enden durch Bolzen mit c, d, e, f mit einander verbunden sind. Die Bolzen gehen zugleich auch durch das Parallelogramm auf der andern Seite, welches hier von dem gezeichneten bedeckt wird. An dem Bolzen bei e sind mit einem Ende noch zwei andere Stangen eg angebracht, deren anderes Ende mit dem Zapfen in den Lagern bei g an der Balkenlage einen festen Drehungspunkt hat. Indem sich nun der Balancier D bewegt, verschiebt sich durch die Stangen eg das Parallelogramm immer so, daß der Bolzen d fast ganz genau immer in derselben Verticallinie auf- und niedergeht. An diesem, beide Parallelogramme verbindenden, hinreichend starken Bolzen ist die Kolbenstange b befestigt. In der Mitte der Stange ef befindet sich ein anderer Bolzen bei h, der nach dem zweiten Parallelogramm hinüber geht, und an dem die Stange i mit dem Steuerungsbaume E und die Kolbenstange der Luftpumpe hängt, die sich dadurch ebenfalls immer in derselben Verticallinie bewegen. Durch die gezeichneten Hebel setzt der Steuerungsbaum auch die Ventile in Bewegung. Am andern Ende des Balanciers befindet sich ein ähnliches Parallelogramm, an welchem die Kolbenstange der großen Wasserpumpe F hängt. Über ihr befindet sich das große Gegengewicht k, welches nebst dem Gewichte der Kolbenstange

dazu dient, den Dampfkolben nach jedem Niedergange wieder in die Höhe zu ziehen. Die große Wasserpumpe wird als Saug- und Druckpumpe gebraucht und treibt das Wasser in den Windkessel G, aus welchem es durch Röhren weiter geleitet wird.

Quer über dem Balancier sind nicht weit von den Enden zwei vorstehende Stücke Holz l befestigt, welche bei jedem Auf- und Niedergange hindern, daß der Kolben auf den Boden oder an den Deckel des Cylinders anstoßen kann, indem sie an den Balken stoßen, welche zur Milderung des Stoßes an diesen Stellen mit Kork belegt sind. Als einst die Hauptpumpenstange brach und der Balancier so stark gegen die Balken schlug, daß einer davon zerbrach, der Kolben mit Gewalt gegen den Boden schlug und die Kolbenstange sich krumm bog, so brachte man zur Vermeidung ähnlicher Unglücksfälle eine Röhre m neben der Röhre mit den Ventilen an, die oben mit dem Dampfrohr, unten aber mit dem Raume unter dem Kolben in Verbindung stand. In ihr befand sich ein Ventil, das die Communication verschloß. Ging nun der Balancier zu tief und traf auf den Balken mit dem Stücke l auf, so traf dieses zugleich auf den kleinen Hebel n, an dessen anderem Ende das erwähnte Ventil mit einem Drahte hing, so daß es gehoben wurde und nun der Dampf unter den Kolben strömte, der Niedergang des letzteren mithin gehindert wurde. Außerdem ist ein kleiner Federhebel unter dem Hebel des obern Dampfventils angebracht. Dieser Federhebel wird durch einen Hebel niedergedrückt, welcher sich aushebt, sobald das Querholz den Hebel bei n trifft, so daß der Federhebel den Hebel des Ventils in die Höhe treibt, das Ventil verschließt, nun kein Dampf mehr über den Kolben treten kann und die Maschine still stehen muß.

Um die Geschwindigkeit der Maschine zu reguliren, geht aus dem Windkessel G eine kleine Röhre nach einem hier nicht gezeichneten kleinen Cylinder, welcher oben durch einen Kolben geschlossen wird. Geht die Maschine zu schnell, so daß mehr Wasser gehoben wird, als die Leitungsröhren weiterführen können, so wird der Kolben durch den Druck des Wassers gehoben. Dieser steht durch Stangen mit der Dampfklappe a in einer solchen Verbindung, daß durch das Steigen des Kolbens die Dampfklappe mehr geschlossen wird und weniger Dampf in den Cylinder gelangen kann, also die Maschine langsamer geht.

Um den Kessel stets mit Wasser zu versehen, wird durch die kleine Pumpe o, deren Kolbenstange ebenfalls an dem Balancier angehängt ist, in der Röhre p aus dem warmen Wasserkasten q fortgesetzt Wasser in die Höhe gehoben. Die Röhre p hat einen Hahn, um die Menge des Wassers zu bestimmen. Das gehobene Wasser wird zum Theil nach dem Kessel geleitet, der Überfluß aber fließt durch die Röhre r, die ebenfalls mit einem Hahne versehen ist, ab. Die Röhre ss führt das Speisewasser für den Kessel nach einem Behälter t, über der Speiseröhre, die beinahe bis auf den Boden des Kessels hinuntergeht. In dem Behälter t ist diese Speiseröhre mit einem Ventile verschlossen. Dieses Ventil hängt an einem Hebel u, von dessen anderem Ende ein Draht durch eine Stopfbüchse auf der Decke des Kessels geht und im Innern einen Stein v trägt, der im Wasser hängt und durch punktirte Linien angedeutet ist. Er ist mit dem durch Gewichte beschwerten Ventile ins Gleichgewicht gebracht. Fällt das Wasser im Kessel, so trit der Stein zum Theil aus ihm heraus, wird schwerer und erhält dadurch das Übergewicht über das Ventil, dieses wird gehoben und es fließt Wasser in den Kessel, bis endlich der Stein wieder ganz im Wasser befindlich ist, worauf das Ventil wieder geschlossen wird. Ein angebrachtes Sicherheitsventil ist hier nicht gezeichnet.

Um den jedesmaligen Druck des Dampfes zu bestimmen, brachte Watt einen Dampfdruckmesser an; dieser bestand aus einer heberförmigen Röhre, die mit einem Ende mit dem Dampfrohr in Verbindung gesetzt wurde, so daß die Biegung sich unten befand. In diese am andern Ende offene Röhre wurde Quecksilber gegossen, so daß der Unterschied des Quecksilberstandes in beiden Röhren den Unterschied zwischen dem Drucke der Atmosphäre und dem des Dampfes angab. Dieser Druckmesser befindet sich bei w.

Um den Condensator stets recht kühl zu erhalten, wird in den kalten Wasserkasten durch die Pumpe x, deren Kolbenstange ebenfalls am Balancier hängt, stets frisches Wasser eingepumpt und das erwärmte fließt oben ab.

§. 94. Die Expansionsmaschinen fanden sehr vielen Beifall und Watt construirte mehre derselben. In der Folge wurden mehre Vorschläge gethan, die Expansion des Dampfes vortheilhafter zu benutzen. Namentlich trat 1779 der Doctor Falk mit der Idee auf, die Maschine gleich wirksam beim Auf- und Niedergange zu machen, wodurch er bei demselben Brennmaterial und in derselben Zeit den doppelten Erfolg haben wollte. Dies sollte durch zwei Cylinder geschehen, in welche der Dampf durch einen Regulator trat, und die nach dem Newcomenschen Principe arbeiteten [34]. Am 13. Juli 1781 erhielt Jonathan Hornblower ein Patent auf ein Verfahren, die Expansion des Dampfes zu benutzen. Der Dampf sollte nämlich aus dem ersten Cylinder vor der Condensation in einen zweiten größeren treten; hier durch kalte Flächen condensirt und das entstandene Wasser durch eine 32 Fuß hinunter gehende Röhre abgeleitet werden [35]. Eine ähnliche Combination schlug auch Sadler im Jahre 1798 vor [36] und bald darauf James und John Robertson (Patent vom 13. August 1800) [37]. Nachdem die Patente von Watt und Hornblower abgelaufen waren, ließ sich Arthur Woolf seine Verbesserungen der Expansionsmaschinen patentiren *). Um die Ansprüche auf ein Patent zu begründen, behauptete er, ein neues Gesetz für die Expansion der Dämpfe gefunden zu haben. Wenn nämlich Dampf

34) *Falk* description of en improved steam engine. 8. London 1779. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe S. 40. 35) Repertory of Arts. IV, 361. Abhandl. d. königl. techn. Deput. S. 128. 36) Abhandl. d. königl. techn. Dep. S. 129. 37) Das. S. 130. *) Phil. Mag. XIX, 133. XXIII, 123. Bibl. brit. XXVIII, 271. Abhandl. d. königl. techn. Deput. S. 131. *Tredgold* on steam engine p. 42.

den einer Spannung erzeugt wird, welche mehrmals größer ist als der Druck der Atmosphäre, und dieser sich dann in einen Raum ausdehnt, welcher ebenso viel Mal größer ist, als sein Volumen, so drückt er noch stets mit einer Kraft, welche dem Atmosphärendrucke gleich war. Nach diesem nicht ganz richtigen Gesetze bestimmte er das Verhältniß zwischen der Capacität beider Cylinder. Woolf baute mehre Maschinen, welche gut gingen und wenig Brennmaterial erfoderten, aber eine ausführliche Vergleichung dieser mit andern Klassen von Maschinen ist noch nicht angestellt. Diese Maschinen sind aber wegen der beiden Cylinder weit kostbarer als die früheren. Um die Einrichtung zu zeigen, seien (Tab. II. Fig. 5.) die beiden Cylinder A und B durch zwei Röhren so mit einander verbunden, daß der obere Theil des einen mit dem untern des andern communicirt. Trit alsdann der Dampf durch das Rohr z über den Kolben C, indem die Hähne a, b und c geöffnet, d, e und f aber verschlossen sind, so drückt derselbe den Kolben C und, indem er aus A entweicht, zugleich D herab, unter welchem der gebrauchte Dampf durch das Ventil c in den Condensator entweicht und niedergeschlagen wird. Sind beide Kolben herabgegangen, so schließen sich a, b und c, dagegen öffnen sich d, e und f und beide Kolben werden gehoben.

Bald nach dem Woolfschen Patente nahm William Deverell ein Patent auf eine ähnliche Art Dampfmaschinen, welches ihm am 2. August 1805 ertheilt wurde. Zwei Cylinder sollen neben einander und jeder mit einem weiten Behälter in Verbindung stehen. Der Dampf, welcher in dem kleinern Cylinder gewirkt hat, geht in einen großen Behälter über und aus diesem, wo er sich expandirt, in den größeren Cylinder. Der Behälter soll etwa zwanzig Mal größer seyn, als der kleinere Cylinder. Die Größe des großen Cylinders hängt von der Stärke des Dampfes ab. Aus jenem geht der Dampf in den Condensator. Durch den großen Zwischenbehälter wird große Gleichförmigkeit der Bewegung erlangt [38]).

§. 95. Bei den Expansionsmaschinen, wie sie Watt anfänglich construirt hatte, trat der große Übelstand ein, daß der Dampf nur dazu benutzt wurde, den Kolben hinab zu bewegen, während er beim Aufsteigen des letzteren völlig unwirksam blieb. Watt fand bald eine Abänderung des Ventils, welche es möglich machte, den Dampf bei beiden Bewegungen zu benutzen. Er nannte diese Maschinen doppelt wirkende, im Gegensatz der oben beschriebenen einfach wirkenden. Schon im J. 1774 legte er dem Unterhause eine Zeichnung zu einer schon früher erfundenen *) doppelt wirkenden Maschine vor, allein er scheint erst im J. 1781 oder 1782 eine solche in Soho ausgeführt zu haben. Die erste öffentliche Ausstellung einer solchen Maschine fand erst bei der 1791 abgebrannten Albion-Mühle statt; eine andere sehr gute Maschine dieser Art, welche er vorzugsweise für kreisförmige Bewegungen bestimmt hatte, errichtete er 1787 oder 1788 bei der Wheal Maid Mine in Cornwallis, welche lange Zeit die wirksamste von allen bis dahin construirten war [39]).

§. 96. Ich habe auf Taf. IV die Abbildung einer doppelt wirkenden Maschine gegeben, wie sie von Fenton, Murray u. Comp. zu Leeds zur Bewegung von Maschinen construirt wurde [40]). Die Maschine wird von der Mauer AAAA getragen. Der Dampfcylinder B wird an der untern Mauer durch Bolzen befestigt und befindet sich in einem Mantel von Eisenblech; der Zwischenraum zwischen ihm und dem Cylinder wird stets mit heißen Dämpfen gefüllt, um die Temperatur des Apparates so hoch als möglich zu erhalten. Der Dampf kommt aus dem Kessel durch die Dampfsröhre CC, geht in die mit den Ventilen versehene Dampfbüchse DD, und von hier durch die Ausflußröhre EE in den Condensator, welcher mit der Luftpumpe G in der kalten Wassercisterne H steht, welche letztere durch die Röhre I gespeist wird. Die kalte Wasserpumpe I wird durch die am Balancier befestigte Stange O in Bewegung gesetzt. Für die Luftpumpe dient die Kolbenstange N, und von hier geht das Wasser in den heißen Wasserkasten, von welchem die Pumpe K, welche durch die am Balancier bei Q befestigte Kolbenstange P bewegt wird, das Wasser hebt und zum Theil in den Kessel zurückführt.

Der Balancier wird von einer eisernen Säule R getragen und ist mit der Stange des Dampfkolbens L durch das Parallelogramm MM verbunden; das andere Ende des Balanciers trägt die Stange S und erzeugt eine kreisförmige Bewegung, indem ihr unteres Ende mit der Kurbel T in Verbindung steht. Ein gezahntes Rad U auf der Axe der Kurbel, welches in ein hier nicht gezeichnetes Getriebe auf der Axe V greift, theilt diesem und dem Schwungrade W seine Bewegung mit. Durch die Räder XYZ, welche von der Kurbel in Bewegung gesetzt werden, wird die Axe, welche die excentrischen Rollen trägt, durch welche die Ventile regulirt werden, in Bewegung gesetzt, und die Stangen a, b, welche die Ventile tragen, werden zu rechter Zeit gehoben und gesenkt. Das Einspritzen des kalten Wassers in den Condensator wird durch einen Hahn regulirt, welcher durch den Handgriff c an der Spindel d bewegt wird. Der Schwungkolben g wird durch Schnüre in Bewegung gesetzt und öffnet oder schließt das Dampfventil in der Dampfröhre C vermittelst eines Hebels hh.

Da es von größter Wichtigkeit ist, das Dampfventil so einzurichten, daß es gerade die erfoderliche Menge von Dampf in den Cylinder strömen lasse, so habe ich auf Taf. V. fig. 1. die Vorrichtung von Fenton u. Murray nebst den Schwungkolben einzeln abgebildet [41]). Der Dampf bewegt sich durch die Röhre C, in welcher sich bei a das Dampfventil befindet, das dazu bestimmt ist, das Zuströmen des Dampfes zu reguliren. Dieses Ventil wird durch den Hebel bc in Bewegung gesetzt. Eine Schnur ohne Ende geht von der Kurbel nach der Rolle

38) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 136. *) Watt selbst hat die Zeit der Erfindung vergessen. *Robison* Mech. phil. III, 136.

39) Nach Watt's Erzählung bei *Robison* l. l. 40) Nach Tredgold on steam engine p. 333. Platte XIV. 41) *Tredgold* on steam engine p. 347.

a, welche an der Axe befestigt ist. Die gebogenen Hebel ee tragen die Kugeln jj, welche im Stande der Ruhe durch die Stäbe kk von einander gehalten werden. Die Hebel ee drehen sich bei ii und f in Charnieren. Von letzteren ist f befestigt, dagegen ii mit der Büchse h verschiebbar. Steht die Maschine ruhig, so sinken die Kugeln, dadurch rücken ii und die Büchse h in die Höhe, sie heben den Hebel lcb und öffnen dadurch das Ventil a. Ist die Maschine in zu schneller Bewegung, so entfernen sich die Kugeln von einander, die Büchse h und also der Hebel b rücken hinab, und das Ventil wird zum Theil geschlossen.

In Taf. V. fig. 2. ist die Einrichtung des Schiebventiles am Dampfcylinder. Der Dampf trit bei S in die Röhre FD. Die Stange OD trägt an den Seiten die schraffirten Schieber, welche genau in die Öffnungen bei F und D passen und bald die eine bald die andere Öffnung schließen. In der Zeichnung strömt der Dampf oben auf den Cylinder, und der Raum unter diesem steht mit dem Condensator B und der Pumpe A in Verbindung. Wird die Stange nach unten geschoben, so schließt sich im ersten Momente F, und der untere Schieber D steht neben der Öffnung, gleich darauf beim weitern Niedergange steht der Schieber bei D unter der Öffnung, der Dampf strömt unter den Kolben, dagegen aus dem Raume über diesem in den Condensator.

§. 97. Es würde mich hier zu weit führen, sollte ich alle einzelnen Abänderungen der bisher betrachteten Dampfmaschinen beschreiben, ich verweise auf die mehrfach erwähnten Schriften und namentlich auf die Abhandlungen der kön. technischen Deputation für Gewerbe, in denen die meisten dieser Vorschläge durch Abbildungen erläutert sind. Ich wende mich zu der letzten Klasse von Maschinen, nämlich zu den Hochdruckmaschinen (high pressure engines), in denen man mit einem Dampfe arbeitet, dessen Spannung den Druck der Atmosphäre mehrfach übertrifft. Die erste Maschine dieser Art hat Leupold im Jahre 1720 gegeben[42]), und es ist zu verwundern, daß der Vorschlag dieses scharfsinnigen Mechanikers fast ein ganzes Jahrhundert unbeachtet geblieben ist. Diese Maschine ist höchst einfach. Über einem Kessel B (Taf. II. fig. 8.) befestigte er zwei Cylinder C, C, in denen sich die gutschließenden Kolben p, p befanden. Zwischen dem Kessel und den Cylindern befindet sich ein doppelt durchbohrter Hahn (four way cock) S, dessen Gestalt aus der Zeichnung zu ersehen ist. Der Hahn ist so beschaffen, daß er den Dampf abwechselnd in die Cylinder oder nach außen strömen läßt. Der Kolben wird gehoben durch den Druck des Dampfes von unten und er sinkt, wenn der Dampf unten entweicht. Diese Maschine kam jedoch nicht zur Ausführung, hauptsächlich wol deshalb weil man fürchtete, es möchte atmosphärische Luft in den Raum unter dem Kolben strömen und dieser dadurch am Sinken verhindert werden.

In der Folge schloß auch Watt in sein Patent von 1769 Maschinen ein, bei welchen der Dampf in die freie Luft entweichen sollte, aber er führte keine solche Maschine aus, weil er allenthalben hinreichend Wasser zur Condensation fand, Maschinen dieser Art aber nur für den Fall vorgeschlagen hatte, wo solches fehlte.

Im Jahre 1802 ließen sich Richard Trevithik und Vivian ein Patent auf Hochdruckmaschinen geben, wobei sie hauptsächlich beabsichtigten, den ganzen Apparat in einen kleinen Raum zu bringen[43]). Die von ihnen construirte Maschine (Taf. V. fig. 3.) besteht aus einem runden Kessel A, welcher mit einem Mantel B umgeben ist. Unter dem Kessel befindet sich innerhalb des Mantels die Feuerung C, aus welcher die Hitze und der Rauch um den Kessel circulirt und in den an einer schicklichen Stelle befindlichen Schornstein D geleitet wird. In dem von starkem Gußeisen verfertigten Kessel befindet sich der Cylinder E, der mit seinem Boden und einer an der Seite hinuntergehenden Röhre a im Ganzen gegossen ist. Zur Leitung des Dampfes in den Cylinder dient ein doppelt durchbohrter Hahn b, welcher in fig. 4. mit dem Cylinder von oben dargestellt ist. Von der Seite c trit der Dampf aus dem Kessel durch den Hahn bei d und durch die damit verbundene Röhre a in den Cylinder unter den Kolben und treibt ihn in die Höhe. Der Raum über dem Kolben steht durch die Öffnung bei e, den Hahn und die Röhre f mit der freien Luft in Verbindung. Macht nun der Hahn eine Viertelumdrehung, so treten d und f, c und e in Verbindung, so daß nun der Dampf aus dem Kessel über den Kolben und der Dampf unter dem Kolben in die freie Luft gehen kann. In der Öffnung an der Seite c ist ein hier nicht angegebener Schieber angebracht, wodurch man die Menge des in den Cylinder tretenden Dampfes reguliren und dadurch die Wirkung vergrößern oder vermindern kann. Da hier kein Condensator und keine Luftpumpe erfoderlich sind, so gewinnt man dadurch an Kraft. Die Kolbenstange geht mit zwei Frictionsrädern zwischen zwei Paar Leitschienen, so daß sie nicht nach der Seite ausweichen kann, und ist durch eine Leitstange g mit der Kurbel h des Schwungrades verbunden. An der Welle desselben ist eine Scheibe i angebracht, welche nach zwei excentrischen krummen Linien ausgeschnitten ist. Bei der Umdrehung drückt diese Scheibe mit ihrem Raum auf das kleine Rad k mit einem dreiarmigen Hebel, der sich um den festen Punkt l am Gestelle dreht. Am entgegengesetzten Ende des Hebels hängt ein Gewicht m, welches das Rad k stets gegen die Scheibe drückt, so daß es nach der Krümmung auf- und niedergehen muß. Der dritte Arm des Hebels ist bei n mit einem Arm o an der auf dem Hahn befestigten verticalen Axe durch eine Stange verbunden, so daß dadurch der Hahn die nöthige Bewegung erhält.

§. 98. Um den sehr bedeutenden Verlust an Kraft, welcher aus dem Ausströmen von vielem heißen Dampfe in die Atmosphäre entsteht, zu vermeiden, brachte Trevithik an der Maschine mehre Verbesserungen an, auf welche er sich am 6. Junius 1815 ein Patent geben

42) Theatr. mach. II. Tab. 30.

43) Repertory of Arts, New Series IV, 241. Abh. der königl. techn. Deput. S. 95.

ließ[44]); die später häufiger werdende Benutzung des Dampfes zur Bewegung von Schiffen und Wagen, bei denen es darauf ankam, recht compendiöse Maschinen zu haben, führten zu mehren Vorschlägen. Aber das Zerspringen mehrer Kessel brachte diese Maschinen in großen Miskredit. Dagegen bestreitet Doolittle die Gefahr der Hochdruckmaschinen, wenn sie nur mit den gehörigen Sicherheitsventilen versehen wären, und sie wurden in Amerika von vielen Fabrikbesitzern den Wattschen Maschinen vorgezogen, da sie weniger Wasser erfoderten[45]). In Amerika wurden besonders von Valcourt und Olivier Evans viele Maschinen dieser Art gebaut, namentlich hatte letzterer bei seinen Maschinen die Vorrichtung angebracht, daß das condensirte Wasser wieder in den Kessel geführt wurde und diesen speiste[46]). Auch Reichenbach bemühte sich viel, diese Klasse von Maschinen zu verbessern. In Frankreich baute Bresson Maschinen dieser Art.

§. 99. Wenige Vorschläge bei Dampfmaschinen haben so viel Aufsehen gemacht und so viel Discussionen herbei geführt als die von Perkins. Er nahm am 10. December 1822 ein Patent: 1) auf das Erhitzen des Wassers oder einer andern Flüssigkeit zur Dampferzeugung in einem beständig vollerhaltenen Gefäße, welches er den Generator nennt, unter einem Druck der größer ist, als die Expansivkraft des Dampfes, der daraus entstehen soll; 2) auf das Austreiben des erhitzten Wassers aus dem Generator in eine Röhre, in welcher es sich in Dampf verwandelt und nun in den Cylinder der Dampfmaschine geht, ohne sich vorher in einem Dampfbehälter gesammelt zu haben; 3) auf das Eintreiben von Wasser oder sonstiger Flüssigkeit in den Generator, so daß ein ebenso großer Theil von dem erhitzten Wasser durch das verschlossene Ventil in die Dampfröhre getrieben wird; 4) auf die allgemeine Anwendung des so erhitzten Wassers und daraus entstandenen Dampfes, sei es nun daß er blos durch die Dampfröhre geht oder vorher sich noch in einem Behälter sammelt, ehe er in die Maschine geht.

Da Perkins die Maschine und ihre Einrichtung einige Zeit geheim hielt, so wurden verschiedene Einwendungen dagegen gemacht, namentlich von Wood[47]), G. G. Schmidt[48]), Prechtl[49]) und Uhte[50]), von denen letzterer bemerkt, er habe schon 1818 denselben Weg verfolgt als Perkins, seine Versuche aber hätten ihn nicht überzeugt, daß hier Ersparung von Brennstoff statt fände.

Da bisher die Maschine von Perkins noch nicht im großen ausgeführt zu seyn scheint, so gebe ich hier in der Kürze die Einrichtung der wichtigsten Theile nach Muncke[51]). Statt des Dampfkessels hat diese Maschine (Taf. VI. fig. 1.) den Dampferzeuger (Generator) ABCD von Glockenspeise, dessen Wände etwa 3″ dick sind und welcher etwa 8 Gallonen (26 preuß. Quart) Wasser faßt. Dieser steht lothrecht, ganz von Feuer umgeben in dem Ofen EEEE, welcher möglichst gegen die Ableitung der Wärme und ihren Verlust nach außen gesichert ist, und dessen Rauch aus dem angedeuteten Schornsteine bei G entweicht. Das Feuer wird angeblasen und möglichst brennend erhalten von dem Blasebalge H, welcher die Maschine treibt, und aus welchem die Röhre IK zum Feuer führt. Im Deckel des Dampferzeugers befinden sich 4 Röhren, deren eine 8 als Sicherheitsventil dient. Sie ist nämlich in der Gegend des sie umgebenden Kastens ab so dünn, daß sie hier nur den vierten Theil des Druckes auszuhalten vermag, wofür die übrigen Theile der Maschine berechnet und gearbeitet sind; ist die Maschine zu stark beladen, so zerreißt die Röhre hier ohne Schaden der Umstehenden wie ein Stück Papier; zugleich führt diese Röhre zu dem eigenen Mechanismus bei vv, welcher darin besteht, daß der gehobene Zeiger f am Zifferblatte die Zahl der Atmosphären anzeigt, welcher die Spannung des Dampfes gleich kommt. Die zweite Röhre m555 ist bestimmt, das überflüssige Wasser, wenn der Generator überfüllt seyn sollte, oder die zu heißen Dämpfe abzuleiten, ohne sie zu verlieren, und dient ebenfalls als Sicherheitsventil. An der Stange w befindet sich nämlich ein stählernes Ventil, welches durch einen Druck von 37 Atmosphären niedergedrückt, aber durch eine größere Kraft von innen gehoben wird, so daß Wasser und Dämpfe in den Behälter STVX entweichen können. In eben diesen Behälter gehen die gebrauchten und bedeutend abgekühlten Dämpfe zurück und behalten nur eine Spannung von 5 Atmosphären. Steigt ihre Spannung höher, so heben sie das Ventil der Röhre 7777 und entweichen in das Reservoir Z, aus welchem Wasser in den Behälter getrieben werden kann. Ein Hauptbestandtheil der Maschine ist die Compressionspumpe L, welche durch den Hebel M bewegt wird, das Wasser aus den Behälter STVX durch die Röhre 6666 einzieht und mit einer Kraft von 36 Atmosphären durch die Röhre 4444 in den Generator drückt, so daß der Abgang hiedurch stets wieder ersetzt wird. Das stark comprimirte, durch die Hitze in Dampf von 35 Atmosphären verwandelte Wasser öffnet dann das Ventil w und bringt durch das Rohr n222 nach dem horizontal liegenden Cylinder, in welchem es abwechselnd auf die eine oder die andere Seite des Kolbens wirkt.

Bis jetzt ist mir keine Nachricht bekannt, daß diese Maschinen mehr im Großen ausgeführt sind. Nach dem Zeugnisse von James Lamon, Pearson Woodward, Thomas Browne, Henry Hornblower und W. Herne übertreffen indessen diese Maschinen nach den Versuchen von Perkins alle frühern, und namentlich bemerkt Hornblower, welcher sich seit 22 Jahren mit dem Bau von

---

44) Repert. of Arts N. Ser. XXVIII, 140. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 97.

45) Bulletin de la soc. d'encour. Année 17. p. 87. Abhandl. der königl. techn. Dep. S. 103.

46) Gill's Technic. Repos. No. XXII, 249.

47) London Journal of arts VI, 130.

48) Gilbert's Annalen LXXV, 344.

49) Das. LXXVI, 217.

50) Dingler's polyt. Journ. XV, 448.

51) Gehler's Wörterb. II, 457. Eine etwas abweichende, unter den Augen von Perkins verfertigte Abbildung im Edinb. Journ. of. Sc. 1, 146.

Dampfmaschinen beschäftigt hat, es würde ⅓ an Kohlen erspart[52]).

§. 100. Nachdem wir die Dampfmaschinen im Allgemeinen betrachtet haben, wollen wir die Einrichtung einiger der wichtigsten Theile näher untersuchen. Da bei diesen Maschinen sehr viel Feuerwerk verbraucht wird, so ist eine zweckmäßige Einrichtung des Heizapparates ein wesentliches Erfoderniß. Das Brennmaterial muß so leicht und vollständig als möglich verbrennen, die erzeugte Wärme dem Dampfkessel vollständig mitgetheilt werden, und so wenig heiße Luft als möglich aus dem Schornsteine entweichen. Watt, welcher zuerst diesen Theil der Maschine verbesserte, wendete ein ähnliches Princip an, als den Argandschen Lampen zum Grunde liegt. Der Rost, auf welchem sich die Kohlen befanden, wurde gegen den Horizont unter einem Winkel von etwa 22° geneigt, der Schornstein erhöht, um dadurch den Luftzug zu befördern, das Feuer auf den untern Theil des Kessels geleitet, die durch das Feuer erhitzte Luft um den Kessel und nun erst ins Freie durch den Schornstein geführt. Der ganze Heizapparat wurde von schlechten Wärmeleitern umgeben. In der Folge wurden mehre Verbesserungen von Robertson und Woolf hinzugefügt. Um den erfoderlichen Bedarf von Kohlen unter den Kessel zu bringen, brachte Brunton eine Vorrichtung an der Maschine an, wodurch diese sich selbst aus einem Kohlenbehälter die nöthige Menge holte, letzteren aber schloß, wenn das Feuer hinreichend stark war[53]). Um den Luftzug zu reguliren, schlug Mathew Murray im J. 1799 einen Schieber vor, welcher von der Maschine selbst gehoben oder gesenkt wurde, wenn die entwickelte Menge von Dämpfen zu klein oder zu groß war.

§. 101. Die Dampfkessel bei den älteren Maschinen, wo man meistens mit einem großen Drucke arbeitete, hatten gewöhnlich eine sphärische Gestalt, weil diese dem äußern Drucke den größten Widerstand entgegensetzte. Smeaton bestimmte danach die Größe, welche die Kessel haben mußten, wenn sie in gegebener Zeit die erfoderliche Dampfmenge liefern sollten. Es wurde späterhin der untere Theil der Kessel concav gearbeitet, die Seiten fast vertical, der obere Theil halbkugelförmig. Watt nahm für den untern Theil des Kessels die Gestalt eines Parallelepipedons, der obere Theil bestand aus einem halben Cylinder (Taf. II. fig. 2). Seine Absicht hiebei war, blos so wenig Brennmaterial als möglich zu benutzen, und zwar gab er diese Gestalt, damit die erhitzte Luft lange Zeit am Kessel fortstreiche und erst dann entweiche, wenn sie diesem einen großen Theil ihrer Wärme gegeben hat[54]). Für Hochdruckmaschinen hält Tredgold cylindrische Kessel, welche an beiden Enden mit Kugelsegmenten endigen, für die zweckmäßigsten, und er glaubt, daß diese selbst für Maschinen mit niedrigem Drucke die besten seyn würden. In der Folge schlug Rumford ein System cylindrischer Röhren vor und theilte dem französischen Nationalinstitute im Oktober 1806 ein Modell der Vorrichtung mit. Der Kessel hat hienach die Gestalt einer Trommel, besteht aus einem verticalen Cylinder von Kupfer von zwölf Zoll Durchmesser und ebenso viel Höhe, welcher oben und unten durch kreisförmige Platten geschlossen wird. In dem Mittelpunkte der obern Platte befindet sich eine cylindrische Röhre, welche oben durch eine Kupferplatte geschlossen wird. Der kreisförmige Boden des Cylinders wird von 7 Löchern durchbohrt, von denen jedes drei Zoll Durchmesser hat, und in diese werden kupferne Röhren von 3 Zoll Durchmesser und 9 Zoll Länge befestigt und unten fest geschlossen. Stellt man nun die Verbindung zwischen dem Kessel und dem Speisegefäße her, so füllt das Wasser die Röhren und hat vermöge der Einrichtung in dem Cylinder eine Höhe von 6 Zoll. Die sieben Röhren stehen in dem Feuer, sind von diesem auf allen Seiten umgeben, und das Wasser kommt mit wenig Feuer in lebhaftes Sieden. Will man diesen Apparat bei großen Maschinen gebrauchen, so ist es vortheilhaft, mehre Kessel statt eines einzigen anzuwenden. Aber schon 1793 hatte sich Barlow in Frankreich auf eine ähnliche Vorrichtung ein Patent geben lassen, indem er entweder mit Wasser gefüllte Röhren in das Feuer legte oder eine Menge Feuer enthaltender Röhren durch den Kessel führte[55]). In der Folge hat besonders Arthur Woolf diese röhrenförmigen Kessel verfertigt. Mehre im Feuer liegende Röhren wurden durch verticale Röhren mit einem über ihnen befindlichen Dampfrecipienten verbunden, und aus diesem der Dampf zum Cylinder geführt[56]). Jedoch glaubt Tredgold, daß diese und ähnliche complicirte Vorrichtungen nur höchstens den Vortheil haben, daß sie einen kleineren Raum einnehmen[57]).

§. 102. Die Kessel in der Gestalt, wie sie von Watt und spätern Mechanikern verfertigt wurden, bestehen meistens aus Eisen oder bei Seeschiffen aus Kupfer, weil dieses vom Seewasser weniger oxydirt wird. Watt versuchte auch hölzerne Kessel, überzeugte sich aber bald, daß sie für große Maschinen nicht brauchbar wären[58]). Späterhin haben Droz zu Genf und O'Reilly diesen Vorschlag erneuert[59]), aber er dürfte wol im Allgemeinen wenig Beifall finden. Schon vor Watt schlug Brindley im J. 1759 Kessel von Stein und Holz vor, in welchen die Feuerung mit ihren Zügen von Eisen im Innern angebracht war[60]), aber auch diese sind nicht weiter in Gebrauch gekommen.

Die eisernen Kessel werden meistens aus Eisenplatten verfertigt und häufig an den Seiten etwas eingebogen. Zum Kitte zwischen den Fugen nimt man meistens 16 Theile Eisenfeile, 2 Theile Salmiak und 1 Theil

52) Edinb Journ. of Sc. VII, 359. 53) *Tredgold* on steam engine p 141 und Tab. III. 54) Ann. phil. VII, 175. bei *Tredgold* on steam engine p. 132.

55) *Brevets* d'inventions II, 252. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 169. 56) Phil. Mag. XVII, 40. Abh. der königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 172. 57) *Tredgold* on steam engine p. 137. 58) *Robison* Mech. phil. II. 59) Annales des arts IX, 93. X, 203. 60) Nicholsons Journ. VIII, 169.

Schwefel, welche fein gepulvert, trocken gemengt und aufbewahrt vor dem Auftragen befeuchtet werden, dann aber bald verhärten. Dieser Kitt ist indessen blos bei solchen Fugen anwendbar, welche nicht wieder geöffnet werden sollen. Für die übrigen Fugen bedient man sich locker gesponnenen Hanfgarns, welches man in eine der Fuge angemessene Flechte zusammenwickelt und mit einem Gemenge von Leinölfirnis, Bleiweiß und Mennige überzieht[61]. In jedem Kessel befindet sich ein Stück, welches sich leicht fortnehmen läßt (trou d'homme, man hole) und dazu dient, den Kessel zu reinigen. Wenn indessen dieses geschieht und der Arbeiter hineinsteigt, so muß die Luft vorher erneuert werden, weil sich im Innern häufig tödtliche Gase vorfinden.

Da das Wasser, mit welchem die Maschine gespeist wird, meistens Salze enthält, so setzt sich im Kessel sehr viel Pfannenstein an, namentlich kohlensaurer Kalk, den die meisten Quellwasser enthalten. Dieser Pfannenstein erschwert die Einwirkung der Wärme auf das Wasser, und man muß weit mehr Brennmaterial anwenden. Um dieses Ansetzen zu verhindern, pflegen die Maschinenwärter in Schottland ½ Scheffel Gerstenkeime, welche beim Malzen abfallen, in den Kessel zu schütten. In der Folge hat man mit vielem Vortheile Kartoffeln in den Kessel geschüttet, der Kessel wurde wahrscheinlich durch Einwirkung des Schleimes, welcher die festen Theile schwebend erhielt, frei von Salz gehalten.

§. 103. Die Kessel müssen eine solche Größe haben, daß die Maschine stets hinreichend mit Dampf versehen wird. Wenn der Dampf aus dem Kessel in den Cylinder strömt, so nimt er einen größern Raum ein, als vorher, es verwandelt sich ein Theil Wasser in Dampf, und da letzterer zu seiner Bildung latente Wärme fodert, so werden Temperatur und Elasticität des Dampfes kleiner. Man muß deshalb den Kessel so einrichten, daß diese Änderung nicht sehr bedeutend ist, zugleich aber hängt das Verhältniß zwischen Capacität von Kessel und Cylinder von der Art ab, wie der Dampf wirkt. Gewöhnlich nimt man an, daß der Kessel den fünf oder sechsfachen Inhalt der Dampfmenge habe, welche bei jedem Hube erfoderlich ist[62]; Young gibt das zehnfache Volumen[63], Muncke sagt, der Inhalt des Kessels müsse im Mittel 30 bis 36 Mal so groß seyn, als der des Cylinders[64]. Tredgold stellt die Untersuchung allgemein auf folgende Art an. Wir wollen annehmen, die Wirkung des Feuers bleibe stets dieselbe, und während der Zeit 1 werde ein Dampfvolumen entwickelt, welches wir ebenfalls mit 1 bezeichnen wollen, dieses ganze Volumen werde aber in einer kleinern Zeit t verbraucht; es sei ferner c die Capacität des ganzen Dampfraumes im Kessel und p die Elasticität in dem Momente, wo der Dampf anfängt, in den Cylinder zu strömen. Dann ist $c + t - 1$ die Dampfmenge in dem Raume c am Ende der Zeit des Einströmens, und da sich die Elasticität umgekehrt verhält wie der Raum, so wird sie

$$\frac{p\,(c + t - 1)}{c}$$

und die Änderung ist also

$$p - \frac{p\,(c + t - 1)}{c} = p\,\frac{1 - t}{c}$$

Wenn der Dampf in einer einfachen Maschine so lange einströmt, bis der Kolben den Boden erreicht, so ist die Zeit $t = \frac{1}{2}$, also die Änderung $\frac{p}{2c}$. Setzen wir c gleich dem achtfachen der erfoderlichen Dampfmenge, so ist der Verlust $\frac{1}{16}$.

Anders wird dieses Verhältniß bei Expansionsmaschinen, doch kommt es hier auf die Stelle an, welche der Kolben einnimt, wenn das Einströmen des Dampfes aufhört. Setzen wir z. B. das Ventil werde geschlossen, wenn der halbe Hub vollendet ist, dann wird $t = \frac{1}{4}$, mithin der Verlust p. $\frac{3}{40}$. Setzen wir hier wieder $c = 8$, so ist der Verlust nahe $\frac{1}{10}$ p.

In einer doppelt wirkenden Maschine ist t nahe = 1, wenn der Dampf mit voller Kraft wirkt, und es genügt, wenn der Kessel etwa die dreifache Capacität des Cylinders hat; wirkt aber der Dampf während eines Theiles des Hubes durch Expansion, dann dürfen wir diesen Theil nur für t in die obige Formel setzen. Würde der Dampf also beim halben Hube abgeschnitten, so wäre $t = \frac{1}{2}$, mithin der Verlust

$$p\,\frac{1 - \frac{1}{2}}{c} = \frac{p}{2c}$$

Je größer der Kessel ist, desto mehr Berührungspunkte bietet er dem Feuer dar, und desto leichter läßt sich die erfoderliche Menge von Dampf entwickeln. Nach Versuchen von Prechtl liefert eine Fläche von 5 Quadratfuß in einer Secunde einen Kubikfuß Dampf als Maximum, und um daher in der Ausübung sicher zu gehen, soll man 20 Quadratfuß annehmen. Auf eine Pferdekraft rechnet man ferner in der Secunde ½ Kubikfuß Dampf, und danach muß man die Zahl der Pferdekräfte mit 10 multipliciren, um die Größe der dem Feuer dargebotenen Fläche in Quadratfußen zu finden[65]. Watt gibt an, daß, wenn ein Kubikfuß Wasser in der Stunde in Dampf verwandelt werden sollte, so seyen dazu 8 Quadratfuß Fläche nöthig[66]. Nach den Untersuchungen von Tredgold, die ich wegen der Unsicherheit des ganzen Gegenstandes hier nicht im Detail mittheilen will, sind bei einem Drucke von einer Atmosphäre 4,1, bei 8 Atmosphären 6,65 Quadratfuß erfoderlich, wenn ein Kubikfuß Wasser in der Stunde in Dampf verwandelt werden soll[67].

§. 104. Der Kessel der Maschine muß hinreichend fest seyn. Bei den gewöhnlichen Maschinen mit niedrigem Drucke haben die Blechtafeln am Deckel meistens eine Dicke von 2 bis 4, am Boden von 5 bis 7 Linien[68], und diese Größe hat sich als hinreichend dauerhaft erwiesen. Da indessen zuweilen die Expansivkraft des Dam-

61) Muncke in Gehler's Wörterbuch II, 463.
62) *Millington* Epitome of nat. phil. p. 251.
63) *Young* Nat. Phil. II, 259.
64) Gehler's Wörterb. II, 461.
65) Gilbert LXXVI, 219.
66) *Robison* Mech. phil. II, 147.
67) *Tredgold* on Steam engine. p. 123.
68) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 463.

pfes größer werden kann, als erfoderlich ist, so bringt man das Sicherheitsventil an, das meistens aus einem abgestumpften Kegel besteht, der von einem bestimmten Gewichte gegen eine Öffnung im Kessel gedrückt und von dem Dampfe fortgeschleudert wird, wenn dieser eine zu große Spannung hat. Langsdorf glaubt, daß dieses nicht allgemein gegen die Explosion schütze, indem das fortgeschleuderte Ventil bald wieder zufalle, der Dampf dadurch eine größere Elasticität erhalte und stoßweise auf den Kessel wirke [69]. Watt brachte noch ein zweites Sicherheitsventil an, welches sich nach innen öffnete. Erkaltete nämlich der Kessel, so nahm die Elasticität des im Innern enthaltenen Dampfes so sehr ab, daß der Luftdruck den Kessel zusammendrücken konnte, wofern die atmosphärische Luft nicht hineinströmte.

Es sind kaum Beispiele von Explosionen bei Watt'schen Maschinen bekannt, desto häufiger haben sie sich bei Hochdruckmaschinen gezeigt. Obgleich hier die Dicke der Wände 1,3 bis 1,7 Zoll betrug, so sprangen doch die Kessel öfter, meistens aber zeigte sich bei näherer Untersuchung, daß die Maschine zu stark überladen, der Kessel schadhaft, und die Öffnung, aus welcher der Dampf entweichen sollte, zu klein war. Man hat daher mehrmals vorgeschlagen, in dem Kessel eine Öffnung mit einem leicht schmelzbaren Metallgemische zu verschließen (s. Legirungen); erhielt dann der Dampf eine höhere Spannkraft, so wurde sie geöffnet und der Dampf entwich.

Vor dem Gebrauche wird jeder Kessel geprüft. Man belastet bei Maschinen mit niedrigem Drucke das Ventil mit dem doppelten oder dreifachen Gewichte, welches es beim gewöhnlichen Gange der Maschine tragen soll, für höhere Drucke ist dieses aber unzureichend. Die Commission, welche von der französischen Regirung niedergesetzt war, um die Gefahren der Explosionen zu vermindern, gibt für Maschinen, bei denen der Druck mit 2 bis 8 Atmosphären wirkt, eine vorhergehende Probe mit dem vier bis fünffachen Drucke an; von da an aber soll das Gewicht, mit welchem das Sicherheitsventil belastet wird, wachsen wie das Quadrat der Atmosphären. Bei einer Maschine also, welche mit 5 Atmosphären arbeitet, ist das Gewicht bei der Probe 25 Mal größer als beim gewöhnlichen Gange der Maschine [70]. Immer jedoch bleibt die Frage, ob manche der von verschiedenen Seiten vorgeschlagenen Mittel helfen. Man hat dabei nämlich meistens angenommen, daß Dampf von hoher Elasticität den Kessel nach außen zerreiße, jedoch dürfte in der Hälfte von Fällen, wo sich Explosionen zeigten, die Entzündung von Knallgas Ursache seyn. Befindet sich in dem Kessel wenig Wasser, so kommen bei lebhafter Feuerung die Wände nicht selten ins Glühen, mit Schnelligkeit entwickelt sich Hydrogen, und dann bedarf es nur einer geringen Veranlassung, um den Strom desselben zur Flamme zu führen. Aus diesem Grunde ist vor allem dafür zu sorgen, daß der Kessel stets gehörig mit Wasser versehen sei.

69) Langsdorf System der Maschinenkunde, Register unter Sicherheitsventil. 70) Ann. de l'industrie. XVI, 62.

Zu dem Kessel gehört auch der Speisungsapparat, dessen wichtigste Theile bereits oben bei mehren Maschinen angegeben sind. Andere Abänderungen bei Tredgold [71]).

§. 105. Aus dem Kessel strömt der Dampf durch die Dampfröhre in den Cylinder. Indem der Dampf durch sie hindurchgeht, wird er abgekühlt, und zwar nach den Versuchen von Christian desto mehr, je enger und je länger die Röhre ist [72]). Da ferner der Dampf desto langsamer in den Cylinder strömt, je enger die Röhre ist, so sehen wir auch hieraus, daß es zweckmäßig ist, der Dampfröhre einen größern Durchmesser zu geben.

Gewöhnlich ist der Durchmesser der Dampfröhre ⅟ von dem des Cylinders, wie dieses namentlich Boulton und Watt gethan haben.

Um das Zuströmen des Dampfes zu reguliren, befindet sich in dieser Röhre das Dampfventil, welches durch den von Watt angegebenen Moderator oder Regulator (conical pendulum, governor) [73]) geöffnet und geschlossen wird, dessen Abbildung sich in Fig. 1. Taf. V. befindet, und dessen Einrichtung bereits oben angegeben worden ist. Nach der Meinung von Tredgold muß dieses Ventil stets ganz geöffnet werden, wenn die Maschine mit ihrer gewöhnlichen Kraft arbeitet [74]).

§. 106. Aus der Dampfröhre trit der Dampf in den Cylinder. Dieser besteht meistens aus Eisen, ist im Innern so regelmäßig als möglich abgedreht und gut polirt. Schon Brindley schlug 1759 Cylinder von Holz vor, und in der Folge versuchte es Watt, dieses auszuführen, gab diese Idee aber bald wieder auf; später ist der Vorschlag vom Grafen Buquoy wiederholt worden. Wenn sich das Holz auch dadurch empfiehlt, daß es die Wärme schlecht leitet, der Dampf also weniger leicht erkaltet, so ist es doch nicht hinreichend fest. Um die Erkaltung zu vermeiden, umgab Watt den Cylinder mit dem Mantel, welcher stets mit heißem Dampf angefüllt ist. Auf dem Cylinder ist oben und unten ein starkes Deckelstück festgeschraubt, das untere dient zugleich dazu, den Cylinder auf dem Boden durch Bolzen zu befestigen. Dieser Mantel, auf dessen Einrichtung Watt schon bei seinen ersten Versuchen kam, ist von großer Wichtigkeit. Anfänglich füllte er den Zwischenraum zwischen Mantel und Cylinder mit leichter Holzasche, und fand, daß dadurch schon die Hälfte von Holz erspart würde. Weit zweckmäßiger aber ist die Ausfüllung des Raumes durch heiße Dämpfe. Die Temperatur von diesen ist bei den meisten Maschinen etwas kleiner als die des wirkenden Dampfes, jedenfalls aber ist es zweckmäßiger, die Temperatur in dem von schlechten Wärmeleitern umgebenen Mantel auf demselben Punkte zu erhalten, als im Cylinder.

Das Verhältniß zwischen Durchmesser und Höhe des Cylinders muß so beschaffen seyn, daß die der Erkaltung dargebotene Oberfläche ein Minimum ist. Nun besteht diese Oberfläche aus einer Seite des Cylinders, einer

71) *Tredgold* on Steam engine. p. 142. 72) Dupin Geometrie und Mechanik der Künste und Handwerke. III, 315. 73) *Robison* Mech. phil. II, 154. 74) *Tredgold* on Steam engine. p. 272.

Seite des Kolbens und der krummen Oberfläche, letztere aber wird nur allmälig mit dem Dampfe in Contact gebracht, und ihre Einwirkung auf Erkaltung beträgt daher nur die Hälfte von der der beiden übrigen Theile. Ist x der Durchmesser, l die Länge und C der Inhalt des Cylinders, ferner π die Ludolphische Zahl = 3,14, so ist

$$C = \frac{\pi l x^2}{4}$$

also

$$l = \frac{4C}{\pi x^2}$$

die Summe des Inhaltes beider Grundflächen ist $\frac{\pi x^2}{2}$

der Inhalt der halben concaven Oberfläche

$$\frac{\pi l x}{2} = \frac{2C}{x}$$

mithin die ganze erkaltende Oberfläche

$$\frac{\pi x^2}{2} + \frac{2C}{x}$$

Soll diese ein Minimum werden, so ist

$$\pi x dx - 2C \frac{dx}{x^2} = o$$

mithin

$$x^3 = \frac{2C}{\pi} = \frac{\pi l x^2}{2\pi} = \frac{l x^2}{2}$$

$$2x = l$$

d. h. die Höhe des Hubes muß doppelt so groß seyn, als der Durchmesser des Cylinders [75]). Die Mechaniker sind über dieses Verhältniß nicht ganz einig. Bei Watt und Boulton schwankt es zwischen 1½ und 3 zu 1, gewöhnlich nahmen sie 2,7 zu 1. Maundsley nimt nahe 2 zu 1, Fenton, Murray und Wood etwa 6½ zu 1 [76]).

§. 107. In dem Cylinder bewegt sich der Kolben oder Embolus (piston). Die Verfertigung desselben ist manchen Schwierigkeiten unterworfen, da die Reibung möglichst klein und das Schließen möglichst vollständig seyn soll. Gewöhnlich bedient man sich hölzerner oder metallener, mit Hanf oder Leder umzogener Kolben, indem zwei Scheiben, zwischen denen sich einer dieser Körper befindet, möglichst gut durch Schrauben gegen einander gepreßt werden. Da indessen vegetabilische oder animalische Substanzen leicht in der Hitze zerstört werden, so schlug Cartwright seinen 1797 patentirten Metallkolben vor [77]). Er nahm nämlich sechs oder mehre Stücke eines Ringes, welcher genau in den Cylinder paßte, und legte diese um den Kolben, Federn drückten sie gegen den Cylinder. Indessen haben diese Kolben wenig Eingang gefunden. In der Folge verbesserte Barton denselben [78]). Am besten schienen die von Jessop empfohlenen Kolben zu seyn, auf welche er sich 1823 ein Patent geben ließ. Es wurde eine Spiralfeder von Metallblech um den ganzen Kolben gewunden, so daß dieser gut schloß [79]).

Die Reibung des Kolbens hängt offenbar von dem Schlusse ab, und es lassen sich daher darüber keine allgemeinen Regeln geben [80]). Für die beste Schmiere hielt Watt Ochsen- oder Hammeltalg bei gebrauchten Cylindern oder Kolben, neue rieb er gewöhnlich mit Reißblei aus [81]).

§. 108. Durch die in einer luftdicht schließenden Büchse gehende Kolbenstange steht der Kolben mit dem Balanciere in Verbindung. Da es erfoderlich war, daß sowol die Kolbenstange als die Pumpenstange bei den ältern Maschinen stets in derselben Richtung auf und abgingen, so wendete schon Newcomen die Kreisbogen an, über welche Ketten geschlagen wurden, welche stets verticale Tangenten dieser Bogen waren. Da Last auf der einen und Kraft auf der andern Seite diese Ketten stets spannten, so war die Vorrichtung für atmosphärische und einfache Maschinen genügend, sie reichte aber nicht mehr aus, als doppelt wirkende Maschinen construirt wurden, weil es hier geschehen konnte, daß die Kette schlaff hing, ebenso wenig war sie brauchbar, um Maschinen zu bewegen. Im Jahre 1784 erfand Watt die Bewegung durch das Parallelogramm. Eine vollständige Abbildung desselben ist in Taf. III. Fig. 1. gegeben. Um die Einrichtung desselben zu verstehen, sei ab (Taf. VI. Fig. 2.) die eine Hälfte des Balanciers, der sich um b dreht; auf beiden Seiten sind in den Punkten a und c vier gleich lange Hängeeisen angebracht, von denen die beiden im Punkte a an einer Axe d die Kolbenstange de tragen, die andern beiden in c aber von der im Punkte f sich drehenden Stangen fg festgehalten werden. Die Hängeeisen sind unten außerdem durch zwei Stangen dg, eine auf jeder Seite, verbunden, so daß die verbundenen Theile in allen Verbindungspunkten sich drehen können und ein verschiebbares Parallelogramm entsteht. Der Punkt d liegt um die halbe Höhe des Bogens, den der Balancier beschreibt, von dem Punkte a entfernt. Wenn der Balancier steigt, so steigt auch der Punkt c, und dieses Steigen kann so lange Statt finden, bis der letztere in die Lage c^1 gelangt, wo die Stange dg und das Hängeeisen cg in einer geraden Linie liegen, wie $f g^1 c^1$. Der Punkt d des Parallelogramms hat dann den Weg dd′ durchlaufen. Der Balancier muß sich nun wieder senken, aber die Stange dg kann noch steigen, und zwar so lange, bis cg dieselbe Richtung in $c^2 g^2$ erhält, die der Balancier hat, wenn die Querverbindungen des Parallelogrammes diese Lage nicht hinderten. Der Punkt d geht dann von d^1 nach d^2. Bei einem weitern Sinken des Balanciers würde sich nun das Parallelogramm nach oben wenden und mit ihm die Stange fg sinken, so daß nun der Punkt d von d^2 die krumme Linie zwischen d^2 und d^3 beschreibt, wo der Balancier seine niedrigste Lage in der Richtung bc^3 erreicht hat, indem nun die Stange fg und das Hängeeisen cg in einer geraden Linie fg^3c^3 liegen. Senkt sich die Stange fg noch tiefer nach fg^4, so wendet sich dann das Parallelogramm wieder nach unten, indem der Balancier wieder steigen muß; der Punkt d geht von d^3 nach d^4 und von da zurück in seine erste Lage. Wenn daher der Balancier mit seinen Endpunkten nur ei-

75) *Tredgold* on Steam engine. p. 169. 76) *Tredgold* l. l. 77) Repertory of Arts XIV, 381. *Nicholson* Journ. II, 364. *Tredgold* on Steam engine. p. 227. 78) *Tredgold* p. 228. 79) Dingler's polytechn. Journ. 1823. Sept.

80) Vergl. *Tredgold* p. 230, wo einiges über diesen Gegenstand mitgetheilt ist. 81) *Robison* Mech. phil. II, 157.

nen Bogen a^1 bis a^2 beschreibt, so bewegt sich der Punkt d fast in einer geraden Linie. Der Punkt f liegt dabei viel näher an b, und kann leicht an der Maschine selbst angebracht werden. Damit aber der Punkt d wenigstens im höchsten und niedrigsten Stande und in der Mitte genau in der verticalen Richtung liegt, muß die Länge von fg bei dem gegebenen Parallelogramme genau bestimmt werden. Man ziehe daher (Taf. VI. Fig. 3.) in der Richtung der Axe der Kolbenstange eine gerade Linie ab, und es seien darin a, b, c der höchste, mittlere und niedrigste Punkt. Durch die Mitte c ziehe man senkrecht eine Linie cd und bestimme den Punkt d, indem man mit der halben Länge des Balanciers aus a oder b einen Bogen beschreibt, der cd durchschneidet, so daß man ad und bd ziehen kann. Auf beide trage man die Länge des Parallelogrammes ae und bf, und ziehe ef, ebenso trage man ae von c aus auf cd, wodurch man den Punkt g erhält. Für diese drei Punkte suche man sich den Mittelpunkt h. Auf a trägt man dann, um die Lage des Balanciers zu erhalten, die Höhe des Parallelogrammes ai so auf, daß der Punkt i so weit neben der verlängerten Lage des Cylinders liegt, als die halbe Höhe des Bogens beträgt, den der Balancier beschreiben muß. Dasselbe geschieht von b aus nach k. In der Mitte zwischen i und k ziehe man die Linie lm parallel mit cd, in welcher man den Mittelpunkt m findet, indem man aus i mit der Länge des Balanciers einen Bogen beschreibt, welcher lm durchschneidet. Dann ist no der Bogen, den der Punkt n des Parallelogrammes während der Bewegung beschreibt. Ist die halbe Länge des Balanciers $im = km = ad = bd = l$, die Länge des Parallelogrammes $ae = bf = in = ko = a$, die Höhe des Hubes $ab = h$ und $gh = x$, so ist $cd = ad - ae = l - a$ und

$$ef = \frac{ab \cdot cd}{ad} = \frac{h(l-a)}{l}, \quad eq = \frac{h(l-a)}{2l}.$$

Ferner ist $ac = \frac{1}{2} ab = \frac{1}{2} h$; $ap = ac - cd$, wenn pe parallel mit cd gezogen wird, also

$$ap = ac - eq = \tfrac{1}{2} h - \frac{h(l-a)}{2l} = \frac{ah}{2l}, \text{ folglich}$$

$$pe = \sqrt{(ae^2 - ap^2)} = \sqrt{\left\{a^2 - \left(\frac{ah}{2l}\right)^2\right\}} = \frac{a}{2l}$$

$\sqrt{(4l^2 - h^2)}$. Nun ist $cg = ae$, $cq = pe$, mithin

$$qg = ae - pe = a - \frac{a}{2l}\sqrt{(4l^2 - h^2)}.$$

Da nun eq die mittlere Proportionale zwischen qg und dem andern Stück des Durchmessers 2x ist, so verhält sich

$$qg : eq = eq : 2x - qg, \text{ also}$$

$$x = \frac{eq^2 + qg^2}{2qg} = \frac{h^2(l-2a)}{4a\left(2l - \sqrt{4l^2 - h^2}\right)} + a$$

Gesetzt die halbe Länge des Balanciers sei $l = 5'$ die Höhe des Hubes $h = 3'$, die Länge des Parallelogrammes $a = 2'$, so ist $x = 2{,}81'$.

Gewöhnlich macht man den halben Balancier noch einmal so lang als den Hub, dann ist $l = 2h$ und

$$x = \frac{h(h-a)}{4a(4-\sqrt{5})} + a = 1{,}9682 \frac{h(h-a)}{a} + a \text{ [82]}.$$

§. 109. Bei den ersten Maschinen war der Balancier von Holz verfertigt, seit 1799 nahm Watt eiserne Balanciers[83]), und die auf Tab. III. abgebildete Maschine war eine der ersten, die auf diese Art ausgeführt wurden. Meistens haben sie eine rautenförmige oder auch durchbrochene rautenförmige Gestalt, weil diese bei kleinerem Gewichte eine größere Festigkeit gewähren[84]).

Bei vielen seiner Maschinen brachte Watt einen Hubzähler (counter) an; ein Uhrwerk nämlich wurde von dem Balancier in Bewegung gesetzt, und aus dem Stande des Zeigers die Zahl der Hübe hergeleitet. Aus dem Inhalte des bei jedem Hube mit Dampf gefüllten Raumes und der Zahl der Hübe wurde dann die Wirksamkeit der Maschine hergeleitet. Watt hatte diese Vorrichtung ursprünglich angebracht, damit danach die Menge des ersparten Feuerwerkes zufolge seines Contractes berechnet werden könnte, auch jetzt bedient man sich derselben noch bei vielen Maschinen in Cornwallis[85]).

§. 110. Von großer Wichtigkeit ist bei den Maschinen mit niedrigem Drucke der Condensator nebst der damit verbundenen Luftpumpe. Zwar hatte es Watt anfänglich versucht, ohne Einspritzwasser zu arbeiten und von außen zu condensiren, aber die Maschinen gingen so langsam, daß er sich bald von der geringen Brauchbarkeit dieses Verfahrens überzeugte. Die Menge des erforderlichen Einspritzwassers hängt von der Temperatur und Dichtigkeit des Dampfes, der Wärme des Einspritzwassers und dem Thermometerstande ab, bis zu welchem der Dampf erkaltet werden soll, und läßt sich auf folgende Art bestimmen. Ist w das Gewicht des Dampfes im Cylinder, 630° die Menge von Wärme, welche er theils im latenten, theils im freien Zustande besitzt, W das Gewicht des eingespritzten Wassers, T seine Temperatur, t die Temperatur dieses Wassers und des condensirten Dampfes nach der Condensation, so ist

$$t = \frac{630 \cdot w + TW}{w + W}$$

Wäre z. B. $w = 1$, $W = 10$, $T = 15°$ (etwas größer als die Temperatur des Quellwassers in unsern Gegenden), so wäre t nahe $= 71°$, der zurückbleibende Dampf hätte noch eine Elasticität von 110‴, nahe $\frac{1}{3}$ Atmosphäre, die Maschine würde schlecht wirken. Wäre $w = 1$, $W = 20$ und $T = 15°$, so wäre $t = 46°$, Elasticität des zurückbleibenden Dampfes $= 33‴ = \frac{1}{10}$ Atmosphäre. Setzten wir $W = 40$, so würde $t = 31°$, Elasticität des zurückbleibenden Dampfes $= 14‴ = \frac{1}{24}$ Atmosphäre.

Wenn wir annehmen, der Dampf habe die Temperatur des siedenden Wassers, so läßt sich die Rechnung erleichtern, wenn wir statt der Gewichte die Volumina nehmen. Ebenso viel Kubikfuße Dampf wir haben, eben so viel Kubikzolle Wasser von 630° C befinden sich in der Maschine. Ist daher n der Inhalt des Cylinders in Ku-

82) Abhandlung der königl. technischen Deputation für Gewerbe. S. 367 — 369. Vergl. *Tredgold* on steam engine p. 239

83) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 36. Bei **Robison** Mech. phil. II, 143. gibt Watt das Jahr der Anwendung eiserner Balanciers nicht näher an.

84) s. Cohäsion.

85) *Tredgold* on steam engine p. 280.

bikfußen, also n die Zahl der Kubikzolle Wasser in demselben, N das Volumen des eingespritzten Wassers in Kubikzollen, T und t wie oben, so ist

$$t = \frac{680\,n + TN}{n + N}$$

und hieraus

$$N = \frac{680 - t}{t - T} \cdot n$$

Gesetzt es wäre $t = 38°$, $T = 10°$, so wäre

$$N = \frac{680 - 38}{38 - 10} \cdot n = 21{,}14\,n$$

Jeder Kubikfuß Dampf erfodert also 21,14 Kubikzoll Wasser zur Condensation. Watt, welcher dasselbe Beispiel betrachtet, gibt 21,5 Kubikzoll Wasser[86]) und dieses hat er auch bei seinen Maschinen angewendet.

Das vortheilhafteste Verhältniß der Menge des Einspritzwassers ist noch nicht bestimmt. Wenn auch auf der einen Seite die Maschine desto wirksamer ist, je weiter die Erkaltung getrieben wird, und je mehr Wasser eingespritzt wird, so trit hier doch eine gewisse Grenze ein. Das Wasser nämlich absorbirt eine gewisse Menge Luft, welche nach Entfernung des Druckes und bei Erhöhung der Temperatur entweicht, je größer also die Menge des Wassers ist, desto mehr Luft kommt in den Condensator. Wird einerseits hiedurch die Anwendung einer größeren Wassermenge nicht räthlich, so kommt dazu, daß die Luftpumpe eine desto größere Kraft erfodert, je mehr Wasser und Luft sie zu heben hat, wodurch die Wirksamkeit der Maschine geschwächt wird. Nach Watt's Untersuchungen war das obige Verhältniß das beste, und in diesem Falle betrug die Capacität der Luftpumpe $\frac{1}{8}$ von der des Cylinders[87]).

§. 110 a. Um die Wirkung der Maschine zu bestimmen, ist eine genaue Kenntniß von der Elasticität des Dampfes vor und nach der Condensation erfoderlich. Das mit Gewichten beschwerte Sicherheitsventil wird häufig dazu benutzt, um die Elasticität des in den Cylinder strömenden Dampfes zu bestimmen; da jedoch dieses sehr ungenau ist, so bediente sich Watt einer Barometerprobe, die aus einem umgekehrten, an beiden Enden offenen Heber bestand, von welchem der eine Schenkel in die Dampfröhre gesetzt wurde, während der andere frei mit der Atmosphäre in Verbindung stand. In die Röhre wurde etwas Quecksilber gegossen, welches einen Theil derselben anfüllte; auf das Quecksilber im einen Schenkel wirkte der Druck der Atmosphäre, auf das im andern die Expansivkraft des Dampfes, der Unterschied im Niveau beider Schenkel zu dem gleichzeitig statt findenden Barometerstande addirt gibt die Elasticität des in den Cylinder tretenden Dampfes. Bestand die Röhre aus Glas, so konnte man den Stand des Quecksilbers unmittelbar ablesen, war sie aus Eisen verfertigt, so befand sich auf dem Quecksilber in dem nach außen gehenden Schenkel ein Schwimmer, welcher auf einer Scale die Differenz beider Drucke anzeigte.

Um den Grad der Verdünnung nach der Condensation zu bestimmen, wendete Watt ebenfalls ein Barometer an, welches aber von sehr vielen Maschinenbesitzern ganz unbeachtet gelassen wird. Jedoch bemerkt Watt sehr richtig, daß es für jeden Maschinenbesitzer von Wichtigkeit sei, sowol diese als andere Theile in gutem Zustande zu erhalten[88]). Dieses Barometer besteht aus einer an beiden Enden offenen Glasröhre, deren oberer Theil durch ein kupfernes Rohr mit dem Condensator in Verbindung gesetzt ist, während der untere in einer mit Quecksilber gefüllten Schale steht. So wie durch Einspritzen des Wassers die Elasticität vermindert wird, steigt das Quecksilber durch den Druck der äußern Luft in die Höhe. Wird dieser Stand von der Angabe eines gleichzeitig beobachteten Barometers subtrahirt, so erhält man die Elasticität des nicht condensirten Dampfes. Da jedoch Glasröhren häufig von nachlässigen Arbeitern zerbrochen wurden, so machte Watt letzteres Instrument von Eisen. Röhren wurden heberförmig gebogen, dem einen Schenkel aber die doppelte Länge des andern gegeben, darauf der längere Schenkel mit dem Condensator verbunden, in die Röhre eine bestimmte Menge von Quecksilber gegossen und auf dieses im offenen Schenkel ein Schwimmer mit einem hervorragenden Zeiger gesetzt, welcher auf einer Scale den Stand des Quecksilbers angab[89]).

§. 111. Die Hähne und Ventile bei den Dampfmaschinen müssen genau schließen und sich mit Leichtigkeit bewegen. Eins der einfachsten Ventile ist das gemeine Klappenventil, aus einer Lederscheibe, welche etwas größer ist als die Öffnung, welche dadurch verschlossen werden soll; das Leder wird zwischen zwei Metallplatten gepreßt, von denen die eine etwas kleiner ist und genau in die zu verschließende Öffnung paßt. Man bedient sich dieser Klasse von Ventilen meistens nur zur Herstellung der Verbindung zwischen dem Condensator und der Luftpumpe und für den Kolben der Luftpumpe. Gut abgeschliffene Metallplatten, welche auf den Rand einer ebenfalls vollkommen abgeschliffenen Öffnung passen, eignen sich besonders zu Sicherheitsventilen. Das konische Dampfventil wurde in den früheren Maschinen von Watt angewendet. Der Durchmesser der Büchse, in welchem das Ventil steckt, muß sich zu dem größeren Durchmesser des Ventiles wie 3 : 2 verhalten. Am besten werden diese Ventile aus Kanonenmetall verfertigt; es ist vortheilhaft, wenn die Seiten des Kegels einen Winkel von 45° einschließen, ist der Winkel kleiner so steckt das Ventil leicht fest; wird er größer, so erfodert es zu viel Raum. Zu dieser Klasse von Ventilen gehören auch die Kugelventile, bei denen eine Halbkugel auf dem Rande einer gut abgeschliffenen Öffnung liegt. In den Dampfröhren wendet man häufig Schiebventile (sliding valves) an. Schon Watt wollte sie anwenden, aber er konnte es nicht dahin bringen, daß sie gehörig schlossen, und erst in der Folge, wo bessere Methoden zur Bearbeitung der Metalle angegeben waren, wurde ihre Ausführung mög-

86) *Robison* Mech. phil. II. 146. 87) Mehres über die Luftpumpe bei *Tredgold* on steam engine p. 174.

88) *Watt* bei *Robison* Mech. Phil. II. 156. 89) Daselbst S. 155 und *Rees* Cyclop. Art. Steam engine.

lich. Bramah, Murray, Murdock[90]) und andere haben sie ausgeführt. Wenn in einer Röhre der Dampf abgeschnitten werden soll, so stellt man eine zweite Röhre so auf, daß sie auf ersterer senkrecht steht; in dieser gut ausgedrehten Röhre wird ein vollkommen abgedrehter Kolben auf- und ab bewegt, und je nachdem er vor oder neben der Öffnung steht, kann er das Eintreten des Dampfes verhindern oder gestatten.

Eine zweite Klasse von Ventilen dreht sich um eine Axe, zu diesen gehören die Hähne und namentlich die doppelt durchbohrten (four way cocks), wie sie zuerst Leupold vorschlug (Taf. II. fig. 3.). Um das partielle Abschleifen zu verhindern, dreht Bramah den Hahn nicht hin und her, sondern bewegt ihn stets nach einer Richtung fort um seine Axe. Um diese Klasse von Hähnen auch auf Expansion zu benutzen, hat Freund noch einen zweiten Hahn (Sparhahn) angebracht, welcher den Zutrit des Dampfes abschneidet, wenn der Kolben die erfoderliche Lage erreicht hat.

§. 112. Alle Hähne und Ventile werden von der Maschine selbst in Bewegung gesetzt, indem von dem Balancier aus Stäbe herabhängen, die mit Hervorragungen versehen sind, die zu rechter Zeit in Hebel greifen, welche mit den Ventilen in Verbindung stehen. Eine der einfachsten Methoden dieses zu thun ist in Taf. VII. fig. 3 abgebildet. Ein Gewicht w, welches hinreichend ist, die Reibung zu überwinden und das Ventil zu öffnen, wirkt durch einen kurzen Arm a auf die Axe, welche gedreht werden muß, wenn sich das Ventil öffnen soll. Wenn das Ventil geschlossen ist, so wird das Gewicht von der Feder b getragen; so wie aber die Feder b durch den von d in Bewegung gesetzten Hebel c entfernt wird, so öffnet sich das Ventil, wie man aus der Verbindung der Hebel sehen kann. Erreicht in der Folge der Vorsprung bei f den Hebel c, so werden alle Theile wieder in ihre frühere Lage gebracht und das Ventil geschlossen[91]).

§. 113. Da die Dampfmaschine eine hin- und hergehende Bewegung und nicht zu allen Zeiten einerlei Geschwindigkeit hat, so brachte zuerst, wie es scheint, Washborough im Jahre 1778 und später Watt ein Schwungrad an. Über die Einrichtung desselben im Allgemeinen wird unter dem betreffenden Artikel die Rede seyn; um sein Gewicht für Dampfmaschinen in Centnern zu bestimmen, wird nach Murray und Wood die Zahl der Pferde, deren Kraft durch die Maschine ersetzt werden soll, mit 2000 multiplicirt und durch das Quadrat der Geschwindigkeit seiner Peripherie dividirt[92]).

§. 114. Die Anwendung der Dampfmaschinen ist besonders in neueren Zeiten sehr weit verbreitet; allenthalben, wo man bedeutende Kräfte verlangt und über keine andern Kräfte disponiren kann, werden sie benutzt. Die sämtlichen Anwendungen lassen sich unter folgende Klassen bringen: 1) zum Heben des Wassers; 2) zur Bewegung von Maschinen; 3) zur Bewegung von Böten; 4) zur Bewegung von Wagen. Was die erste Anwendung, nämlich zur Hebung des Wassers durch Pumpen betrifft, so ist dieses die erste, für welche die Maschine bestimmt war; auch ist die Bewegung der Kolbenstangen durch den Balancier so einfach, daß ich die Beschreibung für unnöthig halte.

§. 115. Die Idee, Maschinen durch Dampf in Bewegung zu setzen, ist seit Savarys Zeit öfter aufgefaßt worden. In der Folge gedachte Robison dieser Benutzung bei seinen Gesprächen mit Watt, aber erst am 25. Okt, 1781 ließ letzterer sich ein Patent auf Vorrichtungen geben, um mit der Maschine auch Drehungsbewegungen hervorzubringen[93]). Jedoch hatten schon Hull (1736) und Fitzgerald (1759) Vorrichtungen zur Erzeugung von kreisförmigen Bewegungen vorgeschlagen, und Steward hatte sich 1769, Washborough 1778 und Steed 1781 darauf ein Patent geben lassen[94]). In demselben Jahre schlug der Abbe Carnal, Canonicus in Alais, eine ähnliche Einrichtung vor; sein Bruder, Major in österreichischen Diensten, führte den Vorschlag unter Begünstigung der Oberbergbehörden in Wien aus[95]). Alle hatten die Bewegung durch einen Krummzapfen angegeben, namentlich zeichnet sich die Vorrichtung von Washborough, deren man sich gegenwärtig bei den meisten Maschinen bedient, durch Einfachheit aus. Es ist A (Taf. V. fig. 4.) das Ende des Balanciers, B die damit verbundene Stange, das untere Ende der letzteren ist bei C an den Krummzapfen O gehängt und auf diese Weise fähig, sich um den Mittelpunkt E zu drehen. Das andere Ende des Krummzapfens hängt mit dem Schwungrade DDDD zusammen, so daß sich jener und dieses gemeinschaftlich um den Mittelpunkt E drehen. Die Lage der Verbindungsstange B betreffend, so muß sich der Krummzapfen mit dem Maschinenbalken zu gleicher Zeit in horizontaler Richtung befinden und mit diesem eine gerade Linie bilden, wenn der Balancier den höchsten oder niedrigsten Punkt erreicht hat[96]).

Obgleich diese Vorrichtung bereits patentirt war, erhielt Watt dennoch 1781 sein Patent auf eine Einrichtung, welche weniger vollkommen war, und welche er das Sonnen- und Planetenrad nannte[97]). Er be-

---

90) Murdock wurde nach Boalton's Tode einer der Compagnons der Gesellschaft von Watt jnr. und Boalton. *Watt* bei *Robison* Mech. phil. II, 158. 91) *Tredgold* on steam engine p. 283. 92) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 473. Vergl. *Tredgold* on steam engine p. 265.

93) *Robison* Mech. phil. II, 150. 94) *Tredgold* on steam engine p. 26. 95) Journal encyclopédique 1781 und *Rees* Cyclop., Art. Steam engine. 96) Nicholson pract. Mechaniker S. 157. 97) Watt hatte schon bei seinen ersten Entwürfen daran gedacht, eine kreisförmige Bewegung zu erzeugen, und schon in seinem Patente von 1769 war davon die Rede. Er wollte anfänglich eine Rotationsmaschine dazu construiren; als diese schlechte Wirkung zeigte und seine doppelt wirkenden Maschinen gut gingen, wollte er den Krummzapfen anwenden, führte aber keine Maschine aus, weil er mit der Construction von solchen beschäftigt war, die zur Föderung des Wassers dienten. Als Washborough 1778 eine seiner Maschinen in Birmingham aufgerichtet hatte, diese aber sehr unregelmäßig ging, so machte Watt ein Modell nach seinem Plane, welches vollkommen genügte. Da Watt indessen kein Patent genommen hatte, so erzählte einer von seinen Arbeitern es den Leuten Washborough's, und dieser nahm ein Patent auf Anwendung der Kurbel. Dieses gestand der Arbeiter in der Folge selbst. Watt sah sich daher zu einer andern Vorrichtung genöthigt und con-

festigte nämlich auf der Axe des Schwungrades ein gezahntes Rad, in welches ein kleineres mit der Stange B verbundenes Rad eingriff, und setzte dadurch jenes in Bewegung.

Nachdem einmal Methoden angegeben waren, eine drehende Bewegung hervorzubringen, war es leicht, die Dampfmaschinen in den verschiedenen Gewerben zu benutzen. Die nähere Beschreibung dieser Vorrichtungen gehört indessen nicht hieher.

§. 116. Die Benutzung des Dampfes zur Bewegung von Schiffen ist sehr alt. Die älteste Nachricht von einem solchen Dampfboote ist folgende. Blasco de Garay schlug Karl V. im Jahr 1543 eine Maschine vor, um Schiffe ohne Ruder und Segel in Bewegung zu setzen. Manche Widersprüche verhinderten die Anstellung eines Versuches bis zum 17. Jun. 1543. Der Erfinder, welcher denselben zu Barcellona machte, zeigte Niemandem seine Maschine; man bemerkte indessen, daß sie aus einem Kessel mit heißem Wasser und zwei dadurch in Bewegung gesetzten Rädern bestand, letztere befanden sich am Hintertheile auf jeder Seite des Schiffes. Der Versuch wurde auf einem mit Getraide beladenen Schiffe von 200 Tonnen gemacht. Obgleich alle Zeugen dem Kaiser die Versicherung gaben, daß der Versuch gelungen sei, so ließ der Kaiser doch keine weiteren Proben machen und gab dem Erfinder als Zeichen kaiserlicher Gnade, außer einem huldreichen Schreiben, ein Geschenk von 200000 Maravedis und die Kosten, der Erfinder selbst aber nahm seine Maschine wieder in Verwahrung[98]). Als Savary im J. 1698 mit der Construction seiner Dampfmaschine beschäftigt war, zeigte er das Modell eines Schiffes, welches durch Schaufelräder bewegt werden sollte, diese aber wollte er wieder durch andere in Bewegung setzen, auf welche das durch seine Dampfmaschine geföderte Wasser fallen sollte[99]).

Im Jahre 1736 ließ sich Jonathan Hull ein Patent zur Bewegung von Schiffen geben. Eine atmosphärische Maschine von Newcomen sollte durch Seile ohne Ende auf Räder wirken, diese ein Schaufelrad drehen und die Schiffe von dem Boote, auf welchem diese Maschine stand, ins Schlepptau genommen werden[1]). Er bemühte sich die engländische Admiralität für seine Vorschläge zu interessiren, wurde aber abgewiesen. Unter den Einwürfen, auf welche die abschlägige Antwort der Admiralität gegründet war, las man folgenden: „Wird die Kraft der Meereswellen nicht jeden Maschinentheil in Stücke zerbrechen, den man so stellt, daß er sich im Wasser bewegen muß?“ Worauf Hull antwortet: „Es ist unmöglich anzunehmen, daß man diese Maschine auf der See brauchen würde, während eines Sturmes und wenn die Wellen hoch gehen.“ Was Jon. Hull, der Erfinder der Dampfschiffe selbst, nicht glaubte, daß man es als möglich ansehen könnte, davon hat 80 Jahre später die Erfahrung die Möglichkeit und den Nutzen bewiesen[2]). Ebenso wenig als Hull's Vorschläge ausgeführt wurden, geschah dieses mit denen des Herzogs von Bridgewater und Gautier[3]).

Erst nachdem durch Watt die Dampfmaschinen vervollkommnet waren, konnte man diesen Vorschlag ausführen. Perrier, welcher in England gewesen war und in der Folge Wattsche Maschinen in Frankreich baute[4]), führte 1775 das erste Dampfschiff aus. Aber die Maschine war klein, wirkte noch nicht mit der Kraft eines Pferdes, und da sie das Schiff nicht stromaufwärts führen konnte, so wurde die Idee aufgegeben[5]). Im Jahre 1781 war v. Jouffroy glücklicher; er ließ zu Lyon ein Dampfschiff von großer Ausdehnung für die Saone bauen, Zufälle hielten die weitere Verfolgung der Idee auf, und die Revolution trieb den Erfinder aus Frankreich[6]). Bei seiner Rückkehr im J. 1796 erfuhr er, daß ein gewisser Desblanc aus Trevoux ein Patent auf solche Siffe erhalten habe, focht dieses an, ohne wegen der unruhigen Zeiten Gehör zu finden[7]). Im Jahre 1803 bauten Livingston und Fulton auf der Schwaneninsel bei Paris ein Schiff, aber auch dieser Versuch fiel nicht nach Wunsch aus[8]).

§. 117. Glücklicher als in Europa fielen die Versuche in Amerika aus. Schon 1775 äußerte Franklin in einem Briefe an Leroi den Gedanken, Schiffe vermittelst einer Dampfmaschine zu bewegen[9]). Jonathan Fitch nahm 1783 ein Patent, aber auch sein Schiff entsprach den Erwartungen nicht; sein Landsmann James Rumsay aus Virginien ging nach London, baute ein Dampfschiff auf der Themse, das wenig taugte. Im Jahre 1788 machte Patrick Miller aus Dalwinston in Schottland den ersten glücklichen Versuch, welcher die kühnsten Hoffnungen der Unternehmer

---

struirte das Sonnen- und Planetenrad. Nach Watt's Erzählung bei *Robison* Mech. phil. II, 134. 98) *Navarete* Relation des quatre Voyages de Christ. Colomb I, 28. In den Schriften, welche die Geschichte der Dampfschifffahrt behandeln, werden öfter die älteren Vorschläge erwähnt, Schiffe durch Räder in Bewegung zu setzen und von diesen die Versuche datirt. Will man einmal zur Dampfschifffahrt, welche natürlich nur mit Erfindung der Dampfmaschine beginnen kann, jene mechanischen Mittel rechnen, warum nicht lieber mit dem Wilden anfangen, der sich zuerst auf einen Baumstamm setzte und dabei einen Stock als Ruder brauchte? 99) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 488. *Rees* Cyclopädia unter Steam engine.

1) *Hull* description and draughs of a new invented machine for carrying vessels or ships out or into any harbour, port or river, against wind or tide or in a calm. London 1737. Die Schrift ist selten. Abbildungen der Vorrichtung bei *Tredgold* on steam engine p. 15. und im Edinburgh phil. Journ. IX, 274.

2) Dupin Geometrie und Mechanik III, 366. 3) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 488. Gautier's Vorschläge stehen in den Mém. de la Soc. de Nancy III. 4) Abhandl. der königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 76. 5) Dupin Geometrie und Mechanik III, 367. Ann. de l'industrie 1822. Dec. 297. 6) Dupin Geometrie und Mechanik III, 367. 7) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 489. Dupin sagt (Geometrie III, 367) Desblanc habe 15 oder 18 Jahre nach Jouffroys Versuchen ein Patent erhalten, dieses würde also 1796 oder 1799 gewesen seyn; nach den Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe S. 208 erhielt Desblanc dieses Patent erst 1802. Welches die richtige Angabe sei, kann ich nicht entscheiden. 8) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 209. 9) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 489.

übertraf, aber das Schiff wurde nicht weiter benutzt [11]). Desto mehr interessirte sich der Amerikaner Livingston für die Sache. Im Jahre 1798 erhielt er von dem State von New-York ein Privilegium auf 20 Jahre, wenn er binnen Jahresfrist ein Schiff von 20 Tonnen baute, welches in einer Stunde 4 engländische Meilen zurücklegte. Der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht [12]); ebenso wenig gaben Versuche, welche er mit den Mechanikern Kinsley, Roosevelt und John Stevens anstellte, ein befriedigendes Resultat. Nachdem er als Gesandter der vereinigten Staten nach Paris gekommen war, verband er sich hier mit Fulton, aber da die französische Regirung die von letzterem gemachten Anerbietungen abschlug, so kehrte dieser 1806 in sein Vaterland zurück. Boulton und Watt lieferten ihm eine Dampfmaschine von 20 Pferden Kraft. Damit baute er 1807 zu New-York ein vollständiges Schiff, den Clermont, von 160 Tonnen (zu 20 Centner) Ladung; und der Weg von 120 Seemeilen von New-York bis Albany wurde in 32 Stunden gegen den Strom zurückgelegt [13]).

Dieser glückliche Versuch, die Gewalt, mit welcher das Schiff gegen Wind und Wellen kämpfte, erregte viel Aufsehen, und in kurzer Zeit wurde in Amerika eine große Menge derselben ausgeführt. Eins der größten ist die Dampffregatte Fulton. Sie ist ein Doppelschiff mit dem Wasserrade in der Mitte, 152 Fuß lang, 57 Fuß breit, 20 Fuß tief, mit 32 achtzehnpfündigen Kanonen, einer Maschine von 120 Pferdekräften, bombenfest und in den Wänden 5 Fuß stark. Sie wurde im Jahre 1815 vollendet, hatte 2 Masten, 2 Bogspriete und 4 Steuer, um, ohne zu wenden, vorwärts und rückwärts fahren zu können [14]).

§. 118. Erst lange nach Patrick Miller's glücklichem Versuche in Schottland, wurde die Idee der Dampfschifffahrt in England wieder im Großen ausgeführt. Im Jahre 1801 wurden zwar von Symington auf dem Clyde und Bunter und Dickinson auf der Themse Versuche angestellt, jedoch erst im J. 1812 machten Bell und Thomson einen genügenden Versuch auf dem Clyde, und nun vermehrte sich die Zahl der Dampfschiffe schnell, indem man sie auch geschickt zur Fahrt auf der See machte.

Auch in Frankreich waren schon 1815 Versuche mit den neueren Dampfschiffen gemacht worden; aber der Weg, den man einschlug, war schlecht, die Maschinen, welche man gebrauchte, waren unvollkommen, die örtlichen Schwierigkeiten sehr groß. Dupin, welcher im Jahre 1816 nach England reiste, fand hier diese Schifffahrt blühend und ausgebreitet. Er benachrichtigte das Ministerium des Seewesens und der Colonieen von diesem Zustande, und dieses fühlte sich bewogen, nach den vereinigten Staten einen geschickten und verständigen Ingenieur zu senden, der an Ort und Stelle vollständige und ins Einzelne gehende Kenntniß von den in dieser Art gemachten Arbeiten nehmen sollte. Marestier erhielt den Auftrag zu dieser Sendung. Der Fregattenkapitän von Montgery erhielt Befehl, sich nach Amerika zu begeben und die Schiffe in Hinsicht auf ihren Dienst im See- und Kriegswesen zu untersuchen [15]).

In der Folge hat man in Teutschland, der Schweiz und Rußland, sowie auf dem hohen Meere, die Dampfschiffe mit Vortheil angewendet [16]).

§. 119. Die Versuche von Fulton gelangen besonders deshalb, weil er stärkere Maschinen benutzte als seine Vorgänger, welche dieselben Vorschläge schon früher gethan hatten, und weil er mehr durch Localverhältnisse, namentlich durch ein tieferes Fahrwasser, begünstigt war. Fulton aber ist weit davon entfernt, seine theoretischen Untersuchungen so weit getrieben zu haben, als es hätte geschehen müssen, um das System der Schifffahrt durch Dampf bis zur Vollkommenheit zu bringen. Er hat nicht streng die Lage, die Größe und die Gestalt bestimmt, die sich am besten für alle Theile eignen, aus denen das Holzwerk und der Mechanismus eines Dampfschiffes zusammengesetzt ist [17]). Marestier und Tredgold [18]) haben sich ausführlicher mit diesem Gegenstande beschäftigt. Indem ich die analytischen Entwickelungen übergehe, will ich hier einige von den Resultaten Marestier's nach den Mittheilungen von Dupin geben.

§. 120. Marestier hat mit Sorgfalt die besten unter den amerikanischen Dampfschiffen untersucht und daraus Gesetze über die Verhältnisse zwischen der Kraft der Dampfmaschinen, der Größe der Räder und ihrer Schaufeln und den vornehmsten Ausdehnungen des Schiffes hergeleitet. Er fand nun folgende Thatsachen: a) der Kubus der Geschwindigkeit des Schiffes ist kleiner, als die Kraft der Maschine dividirt durch den Widerstand des Schiffes. Der Kubus der mittleren Geschwindigkeit der Schaufeln übersteigt diese nämliche Größe, welche die Grenze des Kubus der einen, wie der andern Geschwindigkeit ist. Sollte diese Grenze erreicht werden, so müßten die Schaufeln unendlich seyn.

b) Die Geschwindigkeit des Schiffes steht in genauem Verhältnisse der Kubikwurzel von der Stärke der Maschine und im umgekehrten Verhältnisse der Kubikwurzel des Widerstandes des Schiffes und der Größe $1 + \frac{b}{a}$, wo b^2 den Widerstand des Schiffes, a^2 den der Schaufeln angibt.

11) *Tredgold* on Steam engine. p. 31. 12) Ann de l industrie. VIII, 225. 13) London Journal of arts IV, 153. *Buchanan* treatise on propelling vessels by steam. London 1816. Abh. der königl. techn. Deput. S. 209. Dupin Geometrie und Mechanik. III, 369. 14) Abh. der kön. techn. Deput. S. 210.

15) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 369. *Marestier* Mémoire sur les bateaux à vapeur des états-unis d'Amerique. Paris 1824. Ich konnte dieses Werk nicht zur Benutzung erhalten. 16) Zwischen Indien und England besteht jetzt eine Dampfschifferbindung. Das erste Schiff mit 2 Maschinen von Maudslay, jede von 60 Pferdekraft, segelte am 2ten August 1825 ab. Edinb. Journ. of Sc. III, 377. In der Folge sind in Hindostan mehre Dampfschiffe benutzt. Das. VI, 335. 17) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 376. 18) *Tredgold* on Steam engine. p. 298 fg.

c) Da das Verhältniß der Größe $\sqrt[3]{1 + \frac{b}{a}}$, die für ein Schiff bestimmt ist, zu der ähnlichen Größe $\sqrt[3]{1 + \frac{b_1}{a_1}}$ die für ein zweites Schiff gefunden wird, wenig von 1 abweicht, so verhält sich die Geschwindigkeit nahe wie die Kubikwurzel aus der Stärke der Maschine dividirt durch die Kubikwurzel aus dem Widerstande des Schiffes.

d) Die Geschwindigkeit des Schiffes ist ungefähr gleich einem constanten Coefficienten multiplicirt mit der Kubikwurzel des Produktes von der Höhe der Quecksilbersäule, welche der Dampf tragen kann, von dem Quadrate des Durchmessers des Kolbens, von dem Hube des Kolbens und von der Zahl der Hübe in der Minute, dividirt durch die Kubikwurzel aus dem Produkte von der Breite des Schiffes und seines Wasserzuges.

Bei 18 von Marestier untersuchten Schiffen schwankt der Werth dieses constanten Coefficienten zwischen 20,29 und 27,65, der mittlere Werth ist 23,41, wofür er 22 annimt.

§. 121. Als Endresultat über die Brauchbarkeit der Dampfschiffe theilt Marestier noch folgende Sätze mit: die Geschwindigkeit eines Schiffes, das eine beliedige Strömung hinauffährt, muß anderthalb Mal die Geschwindigkeit dieser Strömung seyn, wenn der Verbrauch von Brennmaterial am kleinsten seyn soll [19]).

§. 121[a]. In Amerika ist die Dampfschifffahrt von größter Bedeutung, und nur England kann ihm an die Seite gestellt werden [20]), aber dort ist auch das Bedürfniß am größten. Kurz nachdem Louisiana den vereinigten Staten den ganzen Lauf eines der größten Ströme der Erde abgetreten hatte, als die Indianer diese Länderstrecken verließen, da erschien mit Erfolg diese Schifffahrt in Gegenden, wo undurchdringliche Wälder und sumpfige Ufer ein Ziehen durch Pferde unmöglich machten. In dem kurzen Zeitraume von 15 Jahren haben sich dadurch viele Städte am Ufer gebildet, wo man kaum die Wohnungen eines kleinen Fleckens zählte; Dörfer und einzelne Wohnungen entstanden auf vielen Punkten, wohin die Schiffe das Leben und die Thätigkeit des Handels gebracht haben. Wenn man jetzt von der Mündung des Mississippi abfährt, kann ein einziges Schiff diesen Fluß hinauffahren bis zum Fluß des gelben Steines, indem es 2700 Seemeilen zurücklegt, einen Weg, welcher größer ist, als die Summe aller Kanäle in England. In mehren Staten der Union finden sich Steinkohlen in Überfluß. In gewissen Orten fahren die Schiffe, welche Reisende und Erzeugnisse des Kunstfleißes führen, in der Nähe von Bergwerken vorbei, die ihnen dieses Brennmaterial liefern müssen; mangelt dieses Brennmaterial, so sind die Ufer der Flüsse mit unermeßlichen Waldungen bedeckt, deren Holz nur den Preis des Fällens kostet. Ohne Zweifel kann Europa, besonders in seinem gesitteten Theile, nicht dieselben Leichtigkeiten und Vortheile darbieten. Die Schifffahrt durch Dampf wird in der alten Welt keine so schnellen und glücklichen Veränderungen hervorbringen, als in der neuen, weil die europäischen Nationen schon eine Menge von Fortschaffungsmitteln besitzen, die in Amerika fehlen [21]).

§. 122. Ich wende mich zu der Betrachtung der Dampfwagen. Unsere Fuhrwerke durch mechanische Mittel in Bewegung zu setzen, ist schon eine alte Idee. Im Jahre 1755 schlug Gautier vor, diese Bewegung durch Dampfmaschinen vornehmen zu lassen [22]). Als im Jahre 1759 Robison in Glasgow studirte, so äußerte er gegen Watt, daß es vortheilhaft seyn würde, Wagen durch Dampf zu bewegen [23]), aber der Vorschlag kam nicht zur Ausführung. Im Jahre 1773 bauete Cugnot in Paris mehre Dampfwagen, die aber nicht vollkommen gelangen [24]). Im Jahre 1786 machte der Amerikaner Olivier Evans ausführliche Vorschläge bekannt, und im Jahre 1795 trat Robison nochmals mit diesem Gegenstande auf [25]). Erst 1802 verfolgten Trevithik und Vivian dieses Project ernstlicher, und sie kamen dadurch auf ihre Hochdruckmaschinen. Die Maschine befindet sich an dem Hinterwagen und die Schwungradswelle ist mit Zahnrädern versehen, die in ähnliche Räder an der Hinteraxe eingreifen. Diese dreht sich um und mit ihr die daran befestigten beiden Wagenräder. Die Vorderräder dienen nur zum Lenken. Er bauete im Jahre 1804 in South-Wales einen Dampfwagen, mit welchem Versuche auf eisernen Geleisen gemacht wurden. Er hatte einen 8 Zoll weiten Cylinder, in welchem der Kolben 4 Fuß 6 Zoll Hub hatte. Er zog mehre Wagen mit 10 Tonnen Eisen beladen 9 engländische Meilen weit und legte in einer Stunde 5 Meilen zurück. Der Kessel war von Gußeisen, 6 Fuß lang, 4 Fuß 6 Zoll im Durchmesser, und der Cylinder stand senkrecht darin. Die Kolbenstange theilte durch zwei Lenkstangen den Kurbeln an einer Stelle ohne Schwungrad und diese durch einige Zahnräder den Vorderrädern die Bewegung des Wagens mit. Das Beharrungsmoment des Wagens ersetzte das Schwungrad. Man fand jedoch bei allen Versuchen, daß bei einer großen Last, welche ein solcher Dampfwagen auf kleinen Wagen hinter sich herziehen sollte, die Räder auf dem Geleise gleiteten und die Schienen der gewöhnlichen Geleise unter der großen Last des Dampfwagens öfters brachen, so daß es bei den bloßen Versuchen blieb [26]). Dasselbe geschah an mehren andern Orten.

§. 123. Erst im Jahre 1811 brachte Blenkinsop die Dampfwagen in größere Aufnahme, indem er auf seinen eisernen Geleisen bei Leeds glückliche Versuche machte. Er ließ eine Seite der Geleise aufnehmen und dafür andere, mit großen Zähnen versehene anbringen. In diese Zähne greift ein am Wagen befindliches und von der Maschine in Bewegung gesetztes Rad, wodurch der Wagen

19) Dupin Geometrie. III, 379 — 381. 20) Verzeichnisse der Dampfschiffe in den Vereinigten Staten und England in Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe. S. 230.

21) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 372. 22) Muncke in Gehler's Wörterb. II. 499. 23) *Robison* Mech. phil. II, 80. 24) Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe. S. 97. 25) *Muncke* l. l. nach *Stuart* a descriptive history of the Steam engine. London 1824. p. 97. 26) Abh. der königl. techn. Deput. S. 96.

auf dem Wege fortgeschoben wird, ohne daß man ein Gleiten auf geneigtem Boden fürchten darf. Ein solcher Dampfwagen ist in Taf. VII. Fig. 1. halb im Längendurchschnitt und halb in der Seitenansicht und in Fig. 2. im Querdurchschnitt vorgestellt. Zwei Cylinder a sind in einen Kessel von Gußeisen b eingesetzt, der auswendig mit einer hölzernen Bekleidung umgeben ist. Der verticale Querschnitt des Kessels ist elliptisch. Der untere Theil desselben enthält im Wasser eine Röhre c, in welcher die Feuerung mit einem Roste und der Aschenfall angebracht sind. An dem einen Ende bei d ist die Einheizröhre, an dem andern ist an die Röhre der Schornstein e angesetzt, der etwa 9 Fuß hoch ist. Auf dem Kessel befinden sich bei f zwei Sicherheitsventile, welche durch Federn von der nöthigen Stärke geschlossen und durch Schrauben mehr oder weniger gespannt werden können. Der Kessel hat vier angegossene Füße g, mit denen er auf dem starken Gestelle des Wagens befestigt ist. Die beiden Maschinen sind einfach wirkend. Der Dampf geht zuerst durch einen einfach durchbohrten Regulirungshahn h, durch welchen die Menge des einzulassenden Dampfes bestimmt wird, und dann durch den zweimal durchbohrten Dampfhahn bei i in den Cylinder, wo er den Kolben niederdrückt. Wird der Hahn bei i dann gedreht, so wird der Dampf durch seine zweite Öffnung in die Röhre geführt, durch welche er in die freie Luft entweicht. An jeder Kolbenstange ist ein Querstück l befestigt, welches sich über zwei festen Stangen m auf- und niederschiebt. Dieses Querstück hat an jeder Seite eine Lenkstange n, welche mittelst der Kurbeln o die an den Wellen derselben befindlichen Räder p umdrehen. Die Pfannen der beiden Wellen sind an dem Gestell des Wagens befestigt. Die beiden Räder p greifen in ein Rad q an einer in der Mitte des Wagens sich drehenden Welle, an deren Enden sich zwei Räder mit großen Zähnen befinden, die in die Zähne des Geleises eingreifen. Die beiden Hähne bei i werden durch ein Gestänge r in Bewegung gesetzt, das aus vier Schienen besteht, von denen die beiden an den Enden des Kessels auf festen Zapfen beweglich sind und die untere mit einer viereckigen Öffnung über die Welle des einen Rades p greift, so daß ein Daumen an der Welle dieses verschiebbare Parallelogramm bei jedem Wechsel des Hahnes hin- und herbewegt. Unter der Einheitzthüre bei s befindet sich ein Kasten mit Kohlen, der durch punktirte Linien angedeutet ist; am vordern Ende ein Behälter t mit Wasser, in welchem sich eine kleine Druckpumpe befindet. Diese wird durch einen Arm an dem Gestänge bewegt und versieht den Kessel mit dem nöthigen Wasser. Diese Dampfwagen wurden bald darauf bei mehren Kohlengruben mit Erfolg angewendet. Jeder kostet etwa 800 Pfund Sterling und braucht in 12 Stunden etwa 800 Pfund Kohlen, er thut so viel als 16 Pferde, und wiegt mit allem Zubehör etwa 6 Tonnen. Wenn er wenig beladen ist, so macht er 10 engländische Meilen in der Stunde. Sind aber 27 Kohlenwagen, jeder mit $3\frac{1}{4}$ Tonnen oder 7000 Pfund beladen, angehängt, so macht er in der Stunde $3\frac{1}{2}$ engländische Meilen. Sind die Wagen an Ort und Stelle angekommen und abgeladen, so müßte die Maschine umgedreht werden; weil sie aber dazu zu schwer ist, so kehrt man die Bewegung dadurch um, daß man den Kolben halb in die Höhe steigen, dann wieder niedergehen läßt, wodurch die Bewegung der Kurbeln nach entgegengesetzter Richtung erfolgt, wobei dann die leeren Wagen fortgeschoben werden [27].

§. 124. Man hat vorzugsweise die Dampfwagen, deren Construction in der Folge mehrfach abgeändert ist, zur Fortschaffung belasteter Wagen auf den Eisenbahnen benutzt, indessen sind mehrmals Vorschläge gethan worden, um sie auch zum Transporte von Passagieren einzurichten. Solche Dampfkutschen haben namentlich Griffith [28], Burstall und Hill [29]) vorgeschlagen und ausgeführt. Es scheint jedoch, als ob diese Wagen auf der gewöhnlichen Landstraße weniger brauchbar wären. Mehre Mechaniker haben dieses zwar versucht; so hat Gurney einen Dampfwagen hergestellt, der auf der Londoner Chaussee und selbst auf dem mit Kies bestreuten Platze der Casernen für die Garde-Cürassiere mit der Geschwindigkeit eines Pferdes im kurzen Trabe, seine Probe auf eine halbe bis ganze Stunde sehr wohl bestanden hat [30]). Jedoch scheint es mir wenig wahrscheinlich, daß man überhaupt je dahin gelangen werde, Wagen auf den gewöhnlichen Landstraßen mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit durch mechanische Mittel in Bewegung zu setzen, als dieses durch die Kraft von Thieren geschehen ist. Kleine im Wege liegende Steine von einem Zolle Höhe können unter gewöhnlichen Umständen die Last um $\frac{1}{16}$ vergrößern (s. Eisenbahnen und Fuhrwerke); die Thiere, welche mit einer sehr ungleichen Kraft ziehen, wie dieses Versuche mit dem Dynamometer gezeigt haben, strengen sich in Fällen dieser Art um diese Größe mehr an und benutzen den folgenden Moment, wo der Weg besser wird, zur Ruhe, so daß dadurch im Allgemeinen eine gleichförmige Geschwindigkeit erreicht wird. Wenn aber eine gleichförmig wirkende Maschine genöthigt wird, in einem Falle dieser Art eine größere Kraft anzuwenden, so wird sie entweder stille stehen oder sich auf dem besseren Wege viel schneller bewegen, so daß im Allgemeinen eine sehr ungleichförmige Bewegung entsteht. Wollte man auch einen Theil dieses Übelstandes durch ein Schwungrad vermeiden, so müßte dieses eine sehr bedeutende Größe haben, und dadurch ginge der Vortheil der Kleinheit zum Theil verloren, der Zweck aber würde hier doch nicht vollständig erreicht werden, da hier die regelmäßige Änderung in der Stärke des Widerstandes, wie bei den in Bewegung gesetzten Maschinen, fehlt.

§. 125. Nachdem ich die Einrichtung der wichtigsten Theile der Dampfmaschine angegeben habe, wende ich mich zur Betrachtung der Wirkung bei den verschiedenen Maschinen. Ich übergehe hier zunächst die von Savary und Newcomen, theils weil sie wenig genau gearbeitet waren, theils weil hiebei sehr viel Wärme verschwendet wurde, deren Größe sich aber wegen Unsicher-

27) Bulletin de la Soc. d'encorragement XIV, 80. Abh. der königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 98. Muncke in Gehler's Wörterb. II, 500. Dupin Geometrie und Mechanik III, 363. 28) *Gill* technical repertory I, 399. 29) Edinb. phil. Journ. XIII, 349. 30) Dingler Journal XXIX, 1.

heit der Elemente nicht genau bestimmen läßt. Es verdienen daher nur diejenigen Maschinen eine nähere Beachtung, welche genauer construirt wenig Dampf entweichen ließen. Ich will daher nur diese, hauptsächlich nach Fourier [31]) behandeln, jedoch die numerischen Größen zum Theile nach den späteren Versuchen von Arago und Dulong abändern.

§. 126. Indem der Dampf durch die Öffnungen und Röhren hindurchströmt, braucht er einige Zeit, ehe er die Räume, in welche er sich bewegen soll, ausfüllt. Wir wollen daher hier zunächst die Geschwindigkeit betrachten, mit welcher sich der Dampf aus dem Kessel bewegt.

Es erfolge das Ausströmen des Dampfes in einen luftleeren Raum. Ist hier F die Elasticität des Dampfes bei der Temperatur T, so können wir diese Elasticität durch eine Quecksilbersäule von der Höhe H ausdrücken. Es sei D die Dichtigkeit des Dampfes, die des Quecksilbers als Einheit angenommen; nun ist das specifische Gewicht von letzterem $M = 13,598$, wenn also das Gewicht eines Kubikmeters Dampf bei der Temperatur T mit P bezeichnet wird, so ist $D = \frac{P}{M}$. Ist nun h die Höhe einer Säule von Wasserdampf, deren Gewicht ebenso groß ist, als das der Quecksilbersäule, so ist $h = \frac{H}{D} = \frac{H.M}{P}$, und wir können daher annehmen, daß der Dampf durch eine Säule von der Höhe $\frac{MH}{P}$ gedrückt werde. In diesem Falle ist die Geschwindigkeit, mit welcher der Dampf in den leeren Raum strömt, ebenso wie bei Gasen

$$V = \sqrt{2g.\frac{MH}{P}}$$

wo g die Größe für die Beschleunigung durch die Schwere angibt. Findet dagegen das Ausströmen in einen Raum statt, in welchem sich schon ein elastisches Fluidum von einer Elasticität befindet, welche durch eine Quecksilbersäule h ausgedrückt wird, so ist die Größe der Quecksilbersäule, welche die Bewegung bewirkt, gleich $H - h$, und wir erhalten in diesem Falle als Geschwindigkeit

$$V = \sqrt{2g.\frac{M(H-h)}{P}}$$

§. 127. Um die Geschwindigkeit des Dampfes näher zu bestimmen, hat Christian einige Versuche angestellt. Ein Kessel, in welchem sich eine quadratische Öffnung befand, von welcher jede Seite gleich 3 Millimetern war, wurde einem heftigen Feuer ausgesetzt. Die Temperatur wurde nach und nach auf 105°, 110°, 115°, 120°, 125°, 130° und 135° erhoben. Bei einem Barometerstande von 0m,762 strömte ein Kilogramm Dampf bei den gegebenen Temperaturen respective in 13, $8\frac{1}{4}$, $6\frac{1}{2}$, $5\frac{1}{4}$, $4\frac{1}{3}$, $3\frac{1}{4}$ und 3 Minuten aus. Hieraus läßt sich die Geschwindigkeit des Dampfes herleiten, diese ist nämlich $\frac{1}{APt}$, wo A den Inhalt der Öffnung, P das Gewicht eines Kubikmeters Dampf und t die zum Ausfließen erforderliche Zeit in Secunden angibt. Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Geschwindigkeiten:

Temperatur.	Geschwindigkeit	
	Theorie	Erfahrung
105°	237 Meter	208 Meter
110	323 „	273 „
115	380 „	324 „
120	423 „	334 „
125	449 „	347 „
130	478 „	363 „
105	519 „	397 „

Hier ist die beobachtete Geschwindigkeit kleiner als die berechnete, weil der Dampf durch eine Öffnung in einer dünnen Wand strömt und also eine Contraction des Strahles statt findet. Bezeichnen wir die beobachtete Geschwindigkeit mit V_1, die berechnete mit V, so ergeben die obigen Größen folgende Relationen zwischen den beobachteten und berechneten Geschwindigkeiten. Es ist

bei 105° : $V_1 = 0,877\ V$
110 : $V_1 = 0,846\ V$
115 : $V_1 = 0,851\ V$
120 : $V_1 = 0,789\ V$
125 : $V_1 = 0,773\ V$
130 : $V_1 = 0,760\ V$
135 : $V_1 = 0,765\ V$

Hiernach würde der Coefficient wegen der Zusammenziehung des Strahles nahe 0,8 seyn. Fourier, dessen Größen etwas von den oben gegebenen abweichen, macht schon auf den Umstand aufmerksam, daß der Werth dieses Coefficienten desto kleiner werde, je höher die Temperatur steigt, und er scheint geneigt anzunehmen, daß die Zusammenziehung des Strahles desto bedeutender werde, je größer die Elasticität des eingeschlossenen Dampfes ist [32]).

Dieses Resultat weicht von demjenigen ab, welches uns die Versuche über das Ausfließen von Wasser und Luft durch Öffnungen gezeigt haben, indem bei diesen die Druckhöhe keinen Einfluß auf die Contraction des Strahles hat, und scheint wenigstens für den Fall unrichtig, wo Dämpfe in einen mit Dämpfen derselben Art erfüllten Raum strömen. Die Versuche bei Wasser und atmosphärischer Luft haben übereinstimmend einen Coefficienten gegeben, dessen Werth im Mittel etwa 0,625 ist, wie ihn auch Tredgold für die Bewegung des Dampfes nimt [33]). Macht nun schon dieser Umstand es wenig wahrscheinlich, daß das von Fourier gefundene Resultat richtig sei, so zeigt eine einfache Betrachtung, daß der gegebene Ausdruck in dem Falle unrichtig sei, wo Dampf aus einem Gefäße in die freie Luft strömt. Wir wollen annehmen, der Versuch werde bei einem Barometerstande $h = 0^m,76$ angestellt und die Temperatur sei 100°, so ist $H = 0^m,76$ und wir erhalten also als Geschwindigkeit

$$V = \sqrt{2g\frac{o}{P}} = o$$

es könnte also in diesem Falle durch eine enge Öffnung

31) Karstens Archiv XVIII, 122—154.

32) Karstens Archiv XVIII, 130. 33) *Tredgold* on steam engine p. 93.

gar kein Dampf nach außen entweichen, was gegen alle Erfahrung spricht. Ja würde das Wasser nicht bis 100° erhitzt, so wäre $H < h$ und die Geschwindigkeit sogar unmöglich, ebenfalls der Erfahrung völlig widersprechend, da das Wasser auch bei niederen Temperaturen aus Gefäßen mit engen Öffnungen verdunstet. Es scheint demnach die obige Formel blos in dem Falle richtig zu seyn, wo der Dampf in einen blos mit Dampf erfüllten Raum strömt, trit er dagegen in atmosphärische Luft, so muß der Werth von h anderweitig bestimmt werden. So viel scheint bis jetzt wahrscheinlich, daß h eine zusammengesetzte Function aus Barometerstand (wegen des Widerstandes bei Bewegung der Luft durch die Poren), Dampfgehalt der Atmosphäre und Elasticität des ausströmenden Dampfes ist. Da indessen bei der Dampfmaschine der Dampf entweder in einen luftleeren oder in einen mit Dampf erfüllten Raum strömt, so können wir hier die Formel von Fourier unbedingt annehmen und beim Austritte aus einer engen Öffnung setzen

$$V = 0{,}625\sqrt{2g\,\frac{M(H-h)}{P}}$$

Für cylindrische Röhren gibt Tredgold [34])

$$V = 0{,}813\sqrt{2g\,\frac{M(H-h)}{P}}$$

Ist die Röhre gebogen, so geht bei jeder Biegung ein Theil von Geschwindigkeit verloren, welcher noch nicht bestimmt ist; Tredgold nimt für eine rechtwinklige Biegung den Verlust zu $\frac{1}{10}$ an [35]).

§. 128. Ich will jetzt nach Fourier die mechanische Kraft des Dampfes in denjenigen Maschinen untersuchen, in denen der Dampf ohne Expansion wirkt. Es befinde sich in einem Cylinder ein gut schließender Kolben, welchen wir uns über einem leeren Raume schwebend vorstellen wollen. Wir können das Gewicht des Kolbens ausdrücken durch das Gewicht einer Quecksilbersäule, deren Höhe h, deren Basis die Grundfläche von ihm ist. Strömt also aus einem Kessel Dampf unter diesen Kolben, so kommt er mit einer Geschwindigkeit

$$V = \sqrt{2g\,\frac{M(H-h)}{P}}$$

Ist nun A die Oberfläche des Kolbens, V seine Geschwindigkeit, so ist sein Gewicht AMh und die Größe seiner Wirkung in einer Secunde $AMhV$. Aus dem vorher gegebenen Ausdrucke für die Geschwindigkeit des einströmenden Dampfes in einer Secunde wird

$$h = H - \frac{V^2 P}{2gM}$$

und hiernach wird die Größe der Wirkung des Kolbens in einer Secunde

$$AMHV - \frac{AV^3P}{2g} \qquad (a)$$

Um diese Wirkung hervorzubringen, wird eine Quantität Wasserdampf von dem Gewichte AVP verbraucht, setzen wir dieses gleich einem Kilogramme, so ist der mechanische Effect von diesem

$$\frac{MH}{P} - \frac{V^2}{2g} \qquad (b)$$

Diese Größe wächst desto mehr, je kleiner V wird, und sie erreicht ihr Maximum für $V = o$. Versuche, welche Christian angestellt hat, haben bewiesen, daß der mechanische Effect des Dampfes zwischen den Temperaturen von 110° und 140° desto größer wurde, je kleiner die Geschwindigkeit des Kolbens war.

Da P einerseits in demselben Verhältnisse als H wächst, aber wegen der Ausdehnung durch die Wärme wieder kleiner wird, wenn letztere zunimt, so nimt P langsamer zu als H, und der mechanische Effect $\frac{MH}{P} - \frac{V^2}{2g}$ wird mit der Temperatur größer. Weil ferner ein Kilogramm Dampf in allen Temperaturen dieselbe Wärmemenge zu seiner Bildung erfodert, so zeigt die obige Formel, daß es vortheilhafter ist, Dampf von hohem Drucke bei der Maschine zu benutzen.

§. 129. Bei den Dampfmaschinen trit der Dampf durch engere Röhren aus dem Kessel in den Cylinder, daher ist V nicht mehr die Geschwindigkeit des Kolbens, sondern des durch die Öffnung strömenden Dampfes, und A bezeichnet den Querschnitt der Röhre und nicht des Kolbens. Nennen wir daher Geschwindigkeit des Dampfes und Querschnitt des Kolbens V und A, bezeichnen aber v und a dieselben Größen bei der Röhre, so verwandeln sich die Ausdrücke (a) und (b) in

$$aMHv - \frac{av^3P}{2g} \text{ und}$$

$$\frac{MH}{P} - \frac{v^2}{2g}$$

die unter dem Kolben befindliche Dampfmenge ist ebenso groß, als die durch die Röhre strömende, also verhalten sich die Geschwindigkeiten umgekehrt wie die Öffnungen. Es ist $AV = av$ und $v = \frac{AV}{a}$, dadurch gehen die Ausdrücke (a) und (b) über in

$$AMHV - \frac{A^3V^3P}{2ga^2} \qquad (c)$$

$$\frac{MH}{P} - \frac{A^2V^2}{2ga^2} \qquad (d)$$

Beide Ausdrücke zeigen, daß der mechanische Effect desto kleiner wird, je kleiner a, also der Querschnitt der Röhre ist, und daher ist es vortheilhafter, dieser Röhre einen größern Durchmesser zu geben. Das Maximum des Effectes findet offenbar statt, wenn $a = A$ wird. Dieser Einfluß der Weite zeigt uns zugleich, weshalb Schiebventile besser sind als Klappenventile oder Hähne, weil bei ihnen die Einflußöffnung größer seyn kann.

§. 130. Die Geschwindigkeit des Kolbens ist in der Regel 1 Meter in der Secunde; wenn aber die Kolbenfläche etwa 100 Mal so groß ist als der Querschnitt der Röhre, was sich nicht sehr von der Wahrheit entfernen möchte, so verwandelt sich der Ausdruck (d) in

$$\frac{MH}{P} - \frac{10000}{2g}$$

Dieses von Fourier gegebene Verhältniß für die Weite des Cylinders und der Zuleitungsröhre weicht sehr von dem ab, was Boulton und Watt ausführten und was auch Tredgold für zweckmäßig hält [36]), danach

34) *Tredgold* on steam engine. p 93. 35) l. l. p. 94.

36) *Tredgold* on steam engine p. 188.

nämlich ist der Querschnitt des Cylinders nur 25 Mal größer als der der Röhre, und der obige Ausdruck würde also $\frac{MH}{P} - \frac{625}{2g}$

Bisher haben wir angenommen, über dem Kolben befinde sich ein völlig leerer Raum; gewöhnlich hat der Dampf hier eine Temperatur von 40°, welchem eine Elasticität von etwa $0^m,053$ zugehört. Bringt man diesen Gegendruck in Rechnung, so verwandelt sich der Ausdruck (d) für den mechanischen Effect eines Kilogramms Dampf in $\frac{MH}{P} - \frac{0,053\ M}{P} - \frac{A^2 V^2}{2ga^2}$

Hier wird die Größe $\frac{0,053\ M}{P}$ mit der Temperatur kleiner, und daher vergrößert sich der mechanische Effect. Es ergibt sich daraus, daß die unvollkommene Verdichtung des Dampfes ebenfalls Veranlassung wird, Brennmaterial zu ersparen, wenn man Hochdruckmaschinen mit Maschinen vergleicht, welche mit Dämpfen von schwacher Pressung arbeiten.

Mit Berücksichtigung des Druckes, welchen der nicht verdichtete Dampf über dem Kolben ausübt, wird der in einer Zeitsecunde hervorgebrachte mechanische Effect (c)

$$AMHV - 0,053\ AMV - \frac{A^3 V^3 P}{2ga^2}$$

Ist $V = 1^m$, $A = 100 . a$, so verwandelt sich dieser Ausdruck in

$$AMH - 0,053\ AM - \frac{10000\ AP}{2g}$$

Ist D der Durchmesser des Cylinders, so ist $A = \frac{1}{4}\pi D^2$ und man erhält

$$\frac{1}{4}\pi D^2 \left(MH - 0,053\ M - \frac{10000\ P}{2g}\right)$$

Setzt man hier für M, H und P ihre Werthe, so erhält man für die Temperatur des siedenden Wassers 7319 D^2, wo das Gewicht in Kilogrammen, der Durchmesser D in Metern ausgedrückt wird. In der Ausübung nimt man in der Regel 4666 . D^2. Der große Unterschied rührt davon her, daß bei letzterem Ausdrucke nur der wirkliche mechanische Effect genommen wird, welcher noch übrig bleibt, nachdem Friction, Bewegung der Luftpumpe u. s. w. subtrahirt sind.

Die folgende Tafel gibt eine Übersicht von der mechanischen Kraft eines Kilogramms Dampf bei Maschinen, welche ohne Expansion wirken.

Temperatur.	Elasticität in Atmosphären.	Mechanische Kraft V = 1, A = 100 a — Theoretisches Maximum.	Völlig leerer Raum über dem Kolben.	Druck von 0m,053 über dem Kolben.
		Kilogramme Mal Meter.		
100	1	17,54	17,03	15,81
122	2	18,57	18,06	17,41
135	3	19,20	18,69	18,24
145,2	4	19,68	19,17	18,83
154	5	20,10	19,59	19,31
161,5	6	20,48	19,97	19,73
168	7	20,78	20,27	20,06
173	8	21,02	20,51	20,33

§. 131. Wir wenden uns zu den Maschinen, in denen der Dampf mit Expansion wirkt. Robison versuchte es zuerst, eine Theorie von Watts Expansionsmaschine zu geben. Es sei ABCD (Taf. VI. Fig. 4.) ein Durchschnitt des Cylinders der Dampfmaschine, EF die Oberfläche des Kolbens. Während sich der Kolben von AB bis EF bewegt, ströme ungehindert Dampf hinein, dieser werde aber abgeschnitten, wenn jener nach EF gekommen ist. Der Dampf dehnt sich aus und drückt den Kolben noch immer nieder. Es bezeichne EF den Druck des hineinströmenden Dampfes in seiner ganzen Größe. Der Dampf dehne sich aus nach dem Mariotteschen Gesetze, und seine Elasticität verhalte sich wie seine Dichtigkeit, so können wir den Druck in einer andern Lage des Kolbens, wie KL oder DC, ausdrücken durch die Ordinaten Kl und Dc einer gleichseitigen Hyperbel, deren Asymptoten AE und AB sind. Es wird also der ganze Druck während der Bewegung des Kolbens von EF nach DC ausgedrückt durch die Fläche EFcDE, und der Druck während der ganzen Bewegung durch die Fläche ABFcDA.

Nun ist die Fläche $EFcDE = ABFC . \text{log. nat.} \frac{AD}{AE}$

und $ABFcDA = ABFE \left\{1 + \text{log. nat.} \frac{AD}{AE}\right\}$

Watt stellte mehre Versuche an, um die Größe der Wirkung durch Expansion kennen zu lernen. Wurde der Zufluß des Dampfes abgeschnitten, wenn $\frac{1}{4}$ des Hubes vollendet war, so betrug die Dampfmenge nur $\frac{1}{4}$ von derjenigen bei nicht expandirenden Maschinen, dagegen betrug die mechanische Wirkung der letztern nur $\frac{3}{5}$ von der ersten, so daß als $\frac{1}{4}$ des Dampfes bei expandirenden Maschinen nahe $\frac{3}{5}$ der Arbeit bei nicht expandirenden thut. Der Vortheil dieser Methode wächst in demselben Verhältnisse, in welchem der Dampf früher abgeschnitten wird, aber die Zunahme der Kraft ist nicht mehr sehr bedeutend, wenn sich der Dampf schon in sein vierfaches Volumen ausgedehnt hat. Aus dem obigen Ausdrucke ergibt sich folgende Tafel:

Wird der Dampf abgesperrt	so wird seine Wirkung multiplicirt mit
bei $\frac{1}{2}$	1,7
$\frac{1}{3}$	2,1
$\frac{1}{4}$	2,4
$\frac{1}{5}$	2,6
$\frac{1}{6}$	2,8
$\frac{1}{7}$	3,0
$\frac{1}{8}$	3,2

In den Schriften über Dampfmaschinen wird gewöhnlich diese von Robison gegebene Untersuchung mitgetheilt [37]). Jedoch ist hiebei ein Umstand ganz übersehen worden. Wenn nämlich auch der Dampf bei seiner Ausdehnung ganz dem Mariotteschen Gesetze folgt, so trit doch hier, wo die Expansion ziemlich schnell erfolgt, ein Umstand ein, welcher die Wirkung schwächt. Indem der Dampf ein größeres Volumen einnimt, wird nothwendig Wärme gebunden, die Temperatur des Dampfes sinkt also ein wenig und seine Elasticität wird geringer.

37) *Robison* Mech. phil. II. 128.

Indem hiedurch der Cylinder ebenfalls abgekühlt wird, so muß beim folgenden Hube der mit voller Pressung hineinströmende Dampf den Cylinder erwärmen, und indem dabei eine schwache Condensation statt findet, kann er anfänglich nicht mit der Stärke wirken, als der Fall seyn würde, wenn keine Expansion statt fände.

§. 132. Auf eine andere Art hat Fourier dieses Problem untersucht. Wir nehmen ein Dampfvolumen A, welches sich in einem Cylinder befindet, dessen Basis der Einfachheit wegen ein Quadratmeter seyn möge. Dieses Volumen befinde sich unter dem Drucke H, zu welchem die Temperatur T gehört. Wenn sich der Dampf während der Zeit t ungehindert ausdehnt, so erhält er das Volumen A_1, die Elasticität H_1 und die Temperatur T_1. Wird das Gewicht des Kolbens in diesem Zeitpunkte durch eine Quecksilbersäule von der Höhe h ausgedrückt, so ist seine Geschwindigkeit in Secunden

$$V = \sqrt{2g\frac{M(H_1-h)}{P_1}}$$

wo P_1 das Gewicht eines Kubikmeters Dampf von der Temperatur T_1 bezeichnet. In der Zeit dt durchläuft der Kolben den Weg Vdt; ist das in dieser Zeit gehobene Gewicht Mh, so ist der mechanische Effect gleich MHVdt; da aber $h = H_1 - \frac{V^2 P_1}{2gM}$, so verwandelt sich der mechanische Effect in

$$MH_1 Vdt - \frac{V^2 P_1 dt}{2g}$$

Nun ist ferner

$$A_1 = A\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1+0{,}00375\ T_1}{1+0{,}00375\ T}$$

dieses Volumen wächst in der Zeit dt um

$$Ad.\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1+0{,}00375\ T_1}{1+0{,}00375\ T}$$

daher wird

$$Vdt = Ad\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1+0{,}00375\ T_1}{1+0{,}00375\ T}$$

Wird dieser Werth von Vdt in dem obigen Ausdrucke für den mechanischen Effect substituirt, so wird dieser

$$AMH_1\,d.\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1+0{,}00375\,T_1}{1+0{,}00375\,T} - \frac{AV^2P_1}{2g}.d\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1+0{,}00375\,T_1}{1+0{,}00375\,T} \quad (e)$$

Wird diese Größe zwischen den Grenzen T und T_1 integrirt, so ergibt sich daraus die Wirkung eines Dampfvolumens, welches von T zu T_1 übergeht. Bezeichnet darin A das Gewicht eines Kilogrammes Dampf, so ist $A = \frac{1}{P}$ zu setzen. Dieser Ausdruck zeigt uns, daß der mechanische Effect desto mehr wächst, je kleiner V wird, er erreicht sein Maximum für V = o. In diesem Falle wird das Maximum des Effectes eines Kilogrammes Dampf, welches sich von T bis T_1 ausdehnt

$$\int\frac{MH_1}{P}.d\frac{H}{H_1}\cdot\frac{1+0{,}00375\ T_1}{1+0{,}00375\ T} \qquad (f.)$$

§. 133. Um den Werth dieses Integrales zu bestimmen, müßte die Relation zwischen T und H genau bekannt seyn. Um jedoch annähernde Bestimmungen zu erhalten, nimt Fourier an, daß die Elasticität des Dampfes sehr nahe in geometrischer Reihe wächst, wenn die Temperatur eine arithmetische bildet, er ändert aber den Exponenten dieser Reihe für verschiedene Theile der Thermometerscale. Dieser ist nämlich 1,032 zwischen 100° und 135°; 1,026 zwischen 135° und 173; 1,037 zwischen 100° und 92°; 1,042 zwischen 92° und 82°; 1,044 zwischen 82° und 66°; 1,051 zwischen 66° und 38°; 1,059 zwischen 38° und 12°.

Bezeichnen wir diesen Exponenten allgemein mit p und bestimmen ihn für den jedesmaligen Theil der Scale nach der eben gegebenen Regel, so ist $H_1 = \frac{H}{p^{T-T_1}}$ und dadurch verwandelt sich der Ausdruck (f) in

$$\int P.\,p^{\frac{MH}{T-T_1}}.d\,\frac{1+0{,}00375\ T_1}{1+0{,}00375\ T}\cdot p^{T-T_1}$$

Zwischen den Grenzen T und T_1 erhalten wir folgenden Ausdruck dieses Integrales mit natürlichen Logarithmen

$$P\,\frac{MH}{(1+0{,}00375\ T)}\left\{0{,}00375\ \log.\ p.\left(\frac{T^2-T_1^2}{2}\right) + (\log.\ p. - 0{,}00375)\,(T-T_1)\right\}$$

Hieraus ergibt sich folgende Tafel, welche die mechanische Kraft nachweist, die durch Expansion eines Kilogrammes Dampf bis zur Temperatur von 12° hervorgebracht wird.

Temperaturen.	Elasticität in Atmosphären.	Mechanische Kraft. Kilogramme Mal Meter
173	8	95,33
168	7	92,88
161,5	6	89,74
154	5	86,19
145,2	4	82,11
136	3	77,50
122	2	70,37
100	1	58,93
92	0,75	54,27
82	0,5	47,78
66	0,25	37,16
38	0,125	17,25
12	0,0141	0

Dieser mechanische Effect ist weit bedeutender als derjenige, welchen wir in §. 130 für das Maximum fanden, jedoch wird das eben gegebene theoretische Maximum in der Ausübung nie erreicht.

§. 134. Fourier betrachtet nun speciell die Maschine von Woolf und Edwards (§. 94.), bei welcher der Dampf aus einem Cylinder in einen zweiten strömt und sich in diesem expandirt. Wir wollen annehmen, beide Kolben befinden sich auf dem tiefsten Punkte ihres Standes. In dem kleinen Cylinder befinde sich Dampf, dessen Elasticität noch dieselbe Größe hat, als er in voller Spannung beim Ausströmen aus

dem Kessel besitzt; wir wollen ferner annehmen, daß sich über dem Kolben im großen Cylinder ein völlig luftleerer Raum befinde. Es sei H. die Elasticität des Dampfes bei voller Spannung, A und A_1 der Querschnitt des großen und kleinen Cylinders, V die constante Geschwindigkeit des Kolbens in einer Secunde, welche wir gleich der Höhe des Cylinders setzen wollen. In der Zeit t durchläuft der Kolben den Weg Vt, und der mit Dampf erfüllte Raum zwischen beiden Cylindern ist $AV - AVt + A_1 Vt = AV + V(A_1 - A)t$.

Beide Cylinder sind in der Regel von einem gemeinschaftlichen Mantel umgeben, in welchem sich Dampf befindet, der die zu H gehörige Temperatur besitzt, daher behält der im Innern befindliche Dampf stets dieselbe Temperatur; es wird sich daher nach der Zeit t die Elasticität des zwischen beiden Kolben befindlichen Dampfes nur im Verhältnisse der Räume ändern und also seyn

$$H.\frac{AV}{AV+(A_1-A)Vt} = H.\frac{A}{A+(A_1-A)t}.$$

Wird das Gewicht des kleinen Kolbens durch eine Quecksilbersäule von der Höhe h ausgedrückt, so ist der Druck über diesem Kolben gleich dem Gewichte einer Quecksilbersäule von der Höhe

$$H.\frac{A}{A+(A_1-A)t}+h$$

Kommt dem Drucke unter dem kleinen Kolben eine Quecksilbersäule von der Höhe H zu, so ist seine Geschwindigkeit nach der Zeit t

$$V = \sqrt{2g\frac{M}{P}\left(H - H\frac{A}{A+(A_1-A)t} - h\right)}$$

Soll diese Geschwindigkeit constant seyn, so muß sich h ändern, es muß nämlich nach der Zeit t den Werth haben

$$H - H\frac{A}{A+(A_1-A)t} - \frac{PV^2}{2gM}$$

und folglich wird das Gewicht des kleinen Kolbens

$$AMH - AMH\frac{A}{A+(A_1-A)t} - \frac{APV^2}{2g}$$

Der in der Zeit dt durchlaufene Weg ist Vdt, und der in dieser Zeit hervorgebrachte mechanische Effect

$$AMHVdt - AMH\frac{AVdt}{A+(A_1-A)t} - \frac{APV^3dt}{2g}$$

Wird dieser Ausdruck von $t = 0$ bis $t = 1$ integrirt, so ist die Größe der Wirkung des kleinen Kolbens in einer Secunde

$$AMHV - AMHV\frac{A}{A_1-A}\log.\frac{A_1}{A} - \frac{APV^3}{2g}$$

Unter dem großen Kolben ist der veränderliche Druck nach der Zeit t gleich $H\frac{A}{A+(A_1-A)t}$

Ist h_1 die Höhe einer Quecksilbersäule, welche dem Gewichte des Kolbens gleich ist, so wird der große Kolben durch einen Druck gehoben, welcher gleich

$$H.\frac{A}{A+(A_1-A)t} - h_1$$

ist. Die Dichtigkeit des Dampfes, welcher sich unter dem großen Kolben befindet, ist $\frac{P}{M}\cdot\frac{A}{A+(A_1-A)t}$

und daraus erhalten wir für die Geschwindigkeit $V\frac{A_1}{A}$ mit welcher der Dampf aus dem kleinen Cylinder in den großen trit, die Gleichung

$$V\frac{A_1}{A} = \sqrt{\frac{2gM}{P.\frac{A}{A+(A_1-A)t}}\left(H\frac{A}{A+(A_1-A)t} - h_1\right)}$$

und hieraus folgt

$$h_1 = H.\frac{A}{A+(A_1-A)t} - \frac{A_1^2PV^2}{2gMA(A+(A_1-A)t)}$$

Das Gewicht des Kolbens ist

$$A_1MH\frac{A}{A+(A_1-A)t} - \frac{A_1^2PV^2}{2gA(A+(A_1-A)t)}$$

und der mechanische Effect in der Zeit dt wird

$$A_1MH\frac{Adt}{A+(A_1-A)t} - \frac{A_1^2PV^3dt}{2gA(A+(A_1-A)t)}$$

Wird dieser Ausdruck von $t=0$ bis $t=1$ integrirt, so wird die Größe der Wirkung des großen Kolbens in der Secunde

$$A_1MHV\frac{A}{A_1-A}\log\text{ nat. }\frac{A_1}{A} - \frac{A_1^2PV^3}{2gA(A_1-A)}\log.\text{ nat. }\frac{A_1}{A}$$

§. 135. Addiren wir die Wirkungen bei beiden Kolben zusammen, so erhalten wir als Wirkung beider in der Secunde $AMHV\left(1+\log.\text{ nat. }\frac{A_1}{A}\right)$

$$-\frac{APV^3}{2g}\left(1+\frac{A_1^3}{A^2(A_1-A)}\log.\text{ nat. }\frac{A_1}{A}\right) \qquad (g)$$

In dieser Zeit wird eine Dampfmenge von dem Gewichte AVP verbraucht; setzen wir diese Größe gleich einem Kilogramme, so ist der von einem Kilogramme Dampf hervorgebrachte Effect $\frac{MH}{P}\left(1+\log.\text{ nat. }\frac{A_1}{A}\right)$

$$-\frac{V^2}{2g}\left(1+\frac{A_1^3}{A^2(A_1-A)}\log.\text{ nat. }\frac{A_1}{A}\right) \qquad (h)$$

Je kleiner V ist, desto größer wird auch der mechanische Effect, es trit das Maximum ein für $V=0$, dann wird derselbe $\frac{MH}{P}\left(1+\log.\text{ nat. }\frac{A_1}{A}\right)$

Wird der Dampf nicht unmittelbar aus dem Kessel in den kleinen Cylinder geleitet, sondern strömt er dahin durch engere Röhren, so findet etwas ähnliches statt, als bei den Maschinen, wo der Dampf ohne Expansion wirkt. Sind a und a_1 die Durchschnittsflächen der Röhren, so verwandelt sich der mechanische Effect (g) in einer Secunde in $AMHV\left(1+\log.\text{ nat. }\frac{A_1}{A}\right)$

$$-\frac{APV^3}{2g}\left(\frac{A^2}{a^2}+\frac{A_1^3}{a_1^3(A_1-A)}\log.\text{ nat. }\frac{A_1}{A}\right) \qquad (i)$$

und der von einem Kilogramme Dampf hervorgebrachte Effect (h) wird $\frac{MH}{P}\left(1+\log.\text{ nat. }\frac{A_1}{A}\right)$

$$-\frac{V^2}{2g}\left(\frac{A^2}{a^2}+\frac{A_1^3}{a_1^3(A_1-A)}\log.\text{ nat. }\frac{A_1}{A}\right) \qquad (k)$$

Der mechanische Effect wird desto kleiner, je geringer a und $a_{,}$ sind, das Maximum findet statt für $A = a = a_{,}$. Wir wollen hier annehmen, es sei $a = a_{,} = \frac{1}{100}$ A und $A_{,} = 4$ A, außerdem die Geschwindigkeit des Kolbens in der Secunde 1 m.

Die Ausdrücke (i) und (k) bedürfen noch einer Correction, weil sich über dem Kolben kein luftleerer Raum befindet. Wir wollen annehmen, auch hier befinde sich Dampf von 0m,053 Elasticität, dann ist die Correction für (i) $0{,}053\ A_{,}\ M\ V$ und für (k) $\frac{0{,}053\ A_{,}\ M}{A\ P}$.

Gehen wir von den angegebenen Dimensionen aus und nehmen die nöthigen Rechnungen vor, so erhalten wir als mechanischen Effect für Dampf von siedendem Wasser nahe $9800\,D^2$, wo D den Durchmesser des kleinen Cylinders bezeichnet. Für Dampf ohne Expansion fanden wir (§. 130) $7319\ D$, also kleiner als im vorliegenden Falle.

Die folgende Tafel enthält die Größe des mechanischen Effectes von einem Kilogramme Dampf in der Maschine von Edwards und Woolf, unter Voraussetzung, daß der Querschnitt des großen Cylinders 4 Mal so groß sei als des kleinen.

Temperatur.	Druck in Atmosphären.	Theoretisches Maximum.	Mechanische Kraft $V = 1,\ a_{,} = a,\ A = 100\ a$. Völlig leerer Raum über dem großen Kolben.	Druck von 0m,053 über dem großen Kolben.
			Kilogramme Mal Meter.	
100°	1	41,82	26,25	21,36
122	2	44,30	28,73	26,14
135	3	45,80	30,23	28,45
145,2	4	46,94	31,37	30,00
154	5	47,94	32,37	31,25
161,5	6	48,84	33,27	32,32
168	7	49,55	33,98	33,15
173	8	50,12	34,55	33,82.

§. 136. Vergleichen wir diese Größen mit den in §. 130 gegebenen für denselben Atmosphärendruck, so sehen wir, daß die vorliegende Maschine weit kräftiger wirkt. Jedoch wird in der Ausübung das eben gegebene Maximum nicht erreicht; wir dürfen nämlich nicht blos diejenige Wärme berücksichtigen, welche zur Darstellung von einem Kilogramme Dampf in irgend einer Temperatur erfoderlich ist, sondern auch noch diejenige, welche dem Mantel zugeführt werden muß, um den Dampf im großen Cylinder auf einerlei Temperatur zu erhalten. Nehmen wir an, der Dampf dehne sich aus, so sinkt mit seiner Elasticität zugleich seine Temperatur; gesetzt z. B. Dampf von 100° dehne sich in das vierfache seines Volumens aus, so sinkt seine Temperatur bis zu 61°, wie die Gleichung

$$A' = A\ \frac{H}{H_{,}} \cdot \frac{1 + 0{,}00375\ T}{1 + 0{,}00375\ T_{,}}$$

zeigt. Diese Dampfmenge, falls sie die Temperatur von 100° behalten soll, absorbirt daher von dem Mantel 100° — 61° = 39° Wärme. Ist nun c die Wärmemenge, durch welche ein Kilogramm Wasser von 0° in Dampf verwandelt wird, so ist (latente Wärme des Dampfes 650°, Wärmecapacität 0,847) die Menge von Wärme, durch welche ein Kilogramm Dampf um 39° erwärmt wird, $\frac{39 \cdot 0{,}847}{650} \cdot c = 0{,}05082 \cdot c$, und danach wird der Effect für Dampf von 100° um 0,05082, nahe $\frac{1}{20}$, vermindert. Ähnliche Resultate lassen sich für die übrigen Atmosphärendrucke herleiten und danach erhalten wir folgende Tafel.

Temperatur.	Druck in Atmosphären.	Theoretisches Maximum.	Mechanische Kraft. $V = 1,\ a_{,} = a,\ A = 100\ a$ Völlig leerer Raum über dem großen Kolben.	Druck von 0m,053 über dem großen Kolben.
			Kilogramme Mal Meter.	
100°	1	39,80	24,98	20,33
122	2	41,94	27,20	24,75
135	3	43,14	28,47	26,80
145,2	4	44,12	29,49	28,20
154	5	44,97	30,36	29,31
161,5	6	45,69	31,12	30,24
168	7	46,22	31,70	30,92
173	8	46,71	32,20	31,52.

§. 137. Fourier's sämtliche Arbeiten tragen zu sehr das Gepräge der Gründlichkeit, und namentlich hat auch die vorliegende Untersuchung besonders bei französischen Mechanikern und Physikern einen zu großen Beifall erhalten, als daß ich sie hier hätte mit Stillschweigen übergehen dürfen. Ich glaube jedoch, daß sie nicht ganz naturgemäß sei, und namentlich läßt die Theorie der Expansionsmaschinen viele Einwürfe zu. Die Relation zwischen Volumen und Temperatur des expandirten Dampfes ist zu wenig begründet, als daß man sie als richtig ansehen dürfte. So viel geht jedoch schon aus dieser hypothetischen Rechnung hervor, daß die Maschine mit zwei Cylindern nicht viel bedeutender wirkt, als eine Maschine mit einem einzigen, wie die Vergleichung der letzten Spalten in den Tafeln in §. 136 und §. 130 zeigt, aber dieses Übergewicht der Maschine von Woolf und Edwards wird in der Ausübung noch vermindert. Übersehen wir auch, daß stets eine der Verbindungsröhren beider Cylinder mit Dampf gefüllt seyn muß, daß also hieraus einiger Verlust entsteht, so muß der Mantel viel größer seyn, als bei einer Maschine mit einem Cylinder, und es geht also mehr Wärme durch Strahlung nach außen verloren. Sodann aber ist die Reibung bei zwei Kolben weit bedeutender, und dadurch geht ein großer Theil des Überschusses an Kraft verloren. Rechnen wir dazu, daß die Maschine zusammengesetzter und leichter Beschädigungen ausgesetzt ist, als eine einfache, so wird der Gewinn ganz verschwinden. Tredgold, welcher die Untersuchung auf eine abweichende Art angestellt hat, folgert sogar, es finde bei dieser Maschine ein Verlust an Kraft statt, nur die Bewegung werde gleichförmiger [38]).

38) *Tredgold* on steam engine p. 189 — 191. Die Mi-

§. 138. Es hält sehr schwer, aus der Elasticität des Dampfes und dem Drucke auf den Kolben die Wirksamkeit der Maschine mit hinreichender Schärfe herzuleiten. Die Dampfmaschine ist ein so zusammengesetzter Apparat, Reibung der Kolben, hinreichend enges Anschließen der Theile, Entweichen des Dampfes, Leichtigkeit, mit der sich die Ventile öffnen, alles dieses sind Umstände, welche auf die gehobene Last großen Einfluß haben. Daher läßt sich im Allgemeinen nichts Bestimmtes über den gegenseitigen Werth der verschiedenen Constructionsarten sagen. Ich habe bereits oben erwähnt, daß die Verfertigung von Watt's erster Maschine besonders deshalb so viel Zeit erfoderte, weil er keine Cylinder bekommen konnte, die hinreichend gut ausgebohrt waren. Sowie sich nach jener Zeit die übrigen Gewerbe vervollkommneten, wurden die Dampfmaschinen weniger kostspielig und besser. Alle Arbeiten, welche in unsern Werkstätten ausgeführt werden, sind nur Annäherungen an die mathematische Form, welche die Theorie fodert; je geschickter ein Arbeiter ist, je sorgfältiger er alle Umstände berücksichtigt, desto mehr wird eine von ihm verfertigte Maschine leisten; und daher kann es wol geschehen, daß eine Maschine, welche von einem aufmerksamen Arbeiter nach einem schlechtern Principe erbaut ist, mehr leistet, als eine von einem nachlässigen Künstler nach gutem Principe erbaute. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß spätere Fabrikanten Maschinen selbst nach Watt's Princip geliefert haben, welche mehr wirkten, als die von diesem selbst verfertigten. Aber bei dieser Vergleichung der Maschinen dürfen wir ja nicht vergessen, daß auch auf ihre Behandlung sehr viel ankommt. Man hat die Dampfmaschine häufig dasjenige Werk des menschlichen Kunstfleißes genannt, welches sich einem organischen Geschöpfe am meisten nähere; aber so wie organische Geschöpfe zu ihrem Gedeihen eine gute Behandlung erfodern, so auch die Dampfmaschine. Der Verfasser des Artikels Steam-engine in Rees Cyclopaedia, erzählt hievon ein auffallendes Beispiel. Im Jahre 1811 vereinigten sich mehre Besitzer von Gruben in Cornwallis dahin, den Nutzeffect ihrer größtentheils von Boulton und Watt gebauten Maschinen regelmäßig zu messen, der mittlere Effect von 8 Maschinen war 13¼ Million Kubikfuß Wasser, welche von einem Buschel Kohlen einen Fuß hoch in die Höhe gehoben wurden. Die Aufseher, jetzt fürchtend, daß ihre Nachlässigkeiten an den Tag kommen würden, besorgten jetzt die Maschine besser, und im Jahre 1815 war die mittlere Wassermenge, welche durch ein Buschel Kohlen gehoben wurde, 21½ Million, also ½ größer. Dadurch war die Leistung dieser Maschinen wieder auf denselben Werth gehoben, welchen sie in den Jahren 1793 und 1798 gehabt hatten, denn nach den Mittheilungen von Davies Gilbert fand man in diesen Jahren respective 19½ und 17¼ Millionen Kubikfuß [39]). Wie sehr es bei dieser Wirkung auf kleine Umstände ankomme, davon hat Grose bei vielen Maschinen in Cornwallis vor kurzem einen auffallenden Beweis geliefert. Er verstärkte die Wirkung sehr bedeutend durch einen einfachen Kunstgriff, dadurch, daß er die Zuleitungsröhren, Cylinder und andere Theile mit einer 10 Zoll dicken Lage von Sägespänen umgab, und eine eben so hohe Schicht Asche auf den Kessel legte. Durch dieses Mittel wurde die Erkaltung verhindert, und die Maschine, welche vorher 50 Millionen Wasser gehoben hatte, hob nun 65 Millionen. Es wurde jetzt auf diese erste Lage von schlechten Wärmeleitern eine zweite ebenso dicke gelegt, und die Wirksamkeit der Maschine stieg auf 87 Millionen. Andere Maschinen, bei denen dasselbe einfache Mittel angewendet wurde, zeigten einen ähnlichen Erfolg [40]), ja nach den Berichten, welche Henwood vierteljährlich in dem Edinb. Journ. of Science bekannt macht, hebt ein Buschel Kohlen gegenwärtig im Durchschnitte etwa 40 Millionen Kubikfuß bei Maschinen, welche größtentheils von Watt herrühren.

§. 139. Savary bestimmte seine Maschinen, wie früher erwähnt wurde, zum Heben der Grubenwasser; die Roßmühlen, welche man früher hatte, sollten dadurch verdrängt werden, und er führte daher eine Größe für die Berechnung des Effectes der Dampfmaschinen ein, welche man beibehalten hat, indem man ihre Wirkung durch die Zahl von Pferden ausdrückt, welche denselben Effect hervorbringen. Um die Größe dieser Wirkung anzugeben, haben sich verschiedene Mechaniker bemüht, die Größe einer Pferdekraft zu bestimmen. Bei den Dampfmaschinen hat man die Bestimmung von Boulton und Watt angenommen; danach nämlich ist ein Pferd im Stande, täglich 8 Stunden zu arbeiten und in der Minute 33000 englische Pfund einen Fuß hoch zu heben. Will man also die Wirkung einer Maschine in Pferdekräften angeben, so drückt man die von ihr geförderte Wassermasse in Pfunden aus, multiplicirt das Gewicht mit der Höhe, bis zu welcher das Wasser gefördert wurde, berechnet hieraus die in einer Minute gehobene Wassermenge, und dividirt diese durch 33000.

Watt führte vermöge des mit den Käufern geschlossenen Contractes noch eine zweite Rechnung ein. Die Käufer nämlich verglichen die Menge von Wasser, welche durch ein Buschel Steinkohlen (von 88 Pfund Gewicht) gehoben wurde, und stellten, da Watt ¼ des ersparten Brennmaterials erhielt, genaue Vergleichungen mit Maschinen von Newcomen an. Diese Rechnung hat man beibehalten, weil es für die Besitzer von großer Wichtigkeit ist, möglichst viel Feuerwerk zu ersparen. Jedoch auch diese Vergleichung kann zu manchen unrichtigen Resultaten führen; kleine Differenzen im Ofen, im Schornsteine, theilweise Entblößung der Kessel können bewirken, daß die Hitze bei einer Maschine weit kräftiger wirkt, als bei einer andern, wovon die Differenzen dann häufig in der Maschine selbst gesucht werden. Versuche, welche Watt und andere angestellt haben, zeigen, daß 1 Pfund Steinkohle von Newcastle etwa 5,9 bis 8,9 Pfund Wasser von 0° in Dampf ver-

---

nenbesitzer in Cornwallis haben bei Woolf's Maschinen keinen Vortheil gefunden. Edinb. Journ. of Sc. X, 56.

39) Phil. Trans. 1831. p. 126. Watt selbst gibt für die dortigen Maschinen 24 bis 32 Millionen. *Robison* Mech. phil. II, 145.

40) *Henwood* im Edinb. Journ. of Sc. X, 57.

wandeln konnte, das Mittel ist etwa 7,2 Pfund Dampf, die durch 1 Pfund Kohlen erzeugt werden [41]). Um Maschinen, die mit verschiedenem Feuerwerk unterhalten werden, mit einander zu vergleichen, theile ich hier folgende Tafel mit, welche die heizende Kraft verschiedener Körper zeigt, die obige Größe für Steinkohlen als Einheit angesehen.

	Heizkraft
Steinkohle im Mittel	1
Holzkohle	0,98
Sehr dürres Holz	0,51
Holz das 0,2 Wasser enthält . . .	0,41
Guter Torf	0,28
Schlechter Torf	0,16

§. 140. Watt verglich seine Maschinen sehr genau mit denen von Newcomen. Nach einem Actenstücke, welches auf der Grube Poldice im Jahre 1778 aufgenommen wurde, konnte man mit einem Buschel Kohlen bei den atmosphärischen Maschinen 7'037800 Pfund Wasser einen Fuß hoch heben, und diese Größe wurde in der Folge den meisten Bestimmungen zum Grunde gelegt [42]). Im Jahre 1793 betrug diese Größe 19$\frac{1}{2}$, im Jahre 1798 17$\frac{1}{4}$ Millionen, doch schwankte letztere Größe zwischen 10 und 27$\frac{1}{2}$ Millionen bei verschiedenen Maschinen [43]). Die Messungen in Cornwallis, die mir aus spätern Zeiten bekannt sind, enthält folgende Tafel [44]).

1811 Ein Buschel Kohlen hob . .	15	Millionen
1812	17$\frac{1}{4}$	—
1813	19$\frac{1}{4}$	—
1814	20$\frac{1}{4}$	—
1823 [45])	26$\frac{3}{10}$	—
1824	28	—
1825	29	—
1826	28$\frac{1}{4}$	—
1827	32	—
1828	34$\frac{1}{4}$	—
1829	41	—
1830 [46])	43	—

Die meisten dieser Maschinen sind von Watt, und die obige Tafel zeigt uns hinreichend, daß durch große Aufmerksamkeit in den letzten Jahren die Wirkung fast auf das Dreifache von der erhoben ist, welche im Jahre 1811 beobachtet wurde.

Vergleichen wir mit dieser Mittelzahl, wo gute und schlechte Maschinen genommen sind, die Wirkung einzelner Maschinen von Woolf, so zeigt sich allerdings, daß letztere kräftiger wirken. Nach den mehrmals erwähnten Berichten hoben zwei dieser Maschinen im Jahre 1815 etwa 50 Millionen, eine Maschine in der Grube Huel Abraham hob im Mai 1815 eine Last von nahe 57 Millionen, die größte bis dahin erlangte Kraft bei Dampfmaschinen [47]). Im Mittel von 4 Monaten hob diese Maschine im Jahre 1823 nur 46 Millionen. Bei einer andern Maschine auf derselben Grube betrug dieser Effect im Jahre 1826 nur 25 Millionen; eine andere Maschine bei der Grube Huel Wentworth hob im Jahre 1824 28,6, im Jahre 1825 27,6 Millionen; die Maschine bei der Grube Huel Alfred hob im Jahre 1825 39,9, im Jahre 1826 40,4 Millionen [48]). Wir sehen hieraus, daß die Maschinen von Woolf eben solche Differenzen zeigen, als die von Watt. Aber selbst jene größte, bis dahin bekannte Leistung von 57 Millionen wird gegenwärtig von mehren gut gehaltenen Maschinen übertroffen, welche von Watt construirt, nach den Tabellen von Henwood mehr als 60, selbst mehr als 75 Millionen heben. Ich glaube, daß diese Erfahrungen nebst den oben gegebenen Bemerkungen hinreichend zeigen, wie wenig man den Ankündigen von Woolf und den Empfehlungen seines Freundes Tilloch fast in jedem Bande des Philosophical Magazine trauen dürfe.

§. 141. Sah ich mich genöthigt, den Woolf'schen Maschinen, trotz der ziemlich allgemein angenommenen entgegengesetzten Ansicht, keinen Vorzug vor den Watt'schen einzuräumen; so kann ich auch nicht in das Lob einstimmen, welches so häufig den Maschinen mit hohem Drucke ertheilt worden ist. Vergleichende Versuche sind nur in geringer Zahl angestellt worden. Eine Maschine von Trevithik hob im Jahre 1804 mit einem Buschel Kohlen 17$\frac{1}{2}$ Million Pfund Wasser [49]), und eine Maschine auf der Grube Huel Damiel von demselben wirkt, nach den Registern von Henwood, nicht stärker als andere Maschinen von Watt. Auch haben die Hochdruckmaschinen in Cornwallis keinen großen Beifall gefunden.

Dagegen hat namentlich die von der französischen Regirung niedergesetzte Commission, deren Mitglieder Laplace, Prony, Girard, Ampère und Karl Dupin waren, behauptet, daß die Hochdruckmaschinen weit vortheilhafter wären, als die mit niederem Drucke, indem durch jene sehr bedeutend viel Feuerwerk erspart werden sollte [50]), jedoch stützen sie sich hiebei nur auf die obigen Versuche von Woolf [51]), welche nach dem Gesagten wenig beweisen.

Wollen wir den Werth der verschiedenen Maschinen näher vergleichen, so müssen wir drei Punkte vor Augen haben, nämlich den Raum, den sie einnehmen, die Menge von Wasser, die zu ihrer Erhaltung erfodert wird, und die Menge von Brennmaterial. Die Hochdruckmaschinen erfodern wenig Wasser und nehmen einen kleinern Raum ein, als Watt'sche Maschinen. In Städten, wo der Raum eng ist, auf Schiffen und auf Dampfwagen verdienen daher diese Maschinen den Vorzug, und daher werden auch in den meisten Fabri-

41) *Tredgold* on steam engine p. 119. 42) Phil. Trans. 1831. p. 123. 43) Das. S. 126. Eine Maschine, welche nur 6 Millionen gab, war jedenfalls fehlerhaft. 44) Nicholson prakt. Mechaniker. S. 200. 45) Nach *Henwood* im Edinb. Journ. of Sc. X, 49. 46) Nur die ersten sechs Monate.

47) *Rees* Cyclop Art. Steam engine. 48) Nach *Henwood* im Edinb. Journ. of Sc. X, 45. 49) *Rees* Cyclop. Art. Steam engine. Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe. S. 98 u. 109. 50) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 342. 51) Nachdem Henwood erzählt hat,

ken, besonders in größeren Städten, Hochdruckmaschinen benutzt [52]).

§. 142. Ein anderes ist es mit der Ersparung an Feuermaterial. Nach der oben mitgetheilten Untersuchung von Fourier verhält sich der von einem Kilogramme Dampf hervorgebrachte Effect bei dem Drucke von einer Atmosphäre zu dem bei 8 Atmosphären wie 15,81 : 20,33 = 1 : 1,28 (§. 130. Tabelle, Spalte 5.), es würde danach also mehr als ¼ an Wirkung gewonnen werden. Ich glaube jedoch, daß sich auch gegen diesen Theil der Untersuchung von Fourier gegründete Einwendungen machen lassen. Fourier nimt nämlich an, Dampf von hoher Spannung erfodere zu seiner Bildung nicht mehr Wärme als Dampf von niederem Drucke, und er folgert daraus schon, daß es vortheilhafter sei, Dampf von hoher Spannung zu benutzen (§. 128). Ist diese Behauptung in theoretischer Hinsicht auch vollkommen richtig, so wird das Resultat in der Praxis schon dadurch geändert, daß die erhitzteren Gefäße eine größere Menge von Wärme ausstrahlen, und also schon deshalb mehr Feuer erfodern. Aber es liegt der Berechnung von Fourier noch eine zweite Hypothese zum Grunde, welche nur bei wenigen Maschinen ihre Anwendung findet. Fourier nimt nämlich an, der Kolben bewege sich in einem leeren Raume, oder es sei doch der Dampf bis zu 40° condensirt, und danach findet er für den mechanischen Effect eines Kilogrammes Dampf

$$\frac{MH}{P} - \frac{0,053\,M}{P} - \frac{A^2\,V^2}{2\,g\,a^2}$$

Aber in der Regel findet bei den Hochdruckmaschinen keine Condensation Statt, der Dampf entweicht nach außen, und es wirkt dem Kolben ein Druck von wenigstens einer Atmosphäre entgegen. Dadurch geht der eben gegebene Ausdruck über in

$$\frac{MH}{P} - \frac{0,76\,M}{P} - \frac{A^2\,V^2}{2\,g\,a^2}$$

Berechnen wir danach den mechanischen Effect bei einem Drucke von 8 Atmosphären, so wird er 17,93, also 1,13, wenn der bei einer Atmosphäre als Einheit angesehen wird. Ich glaube, daß auch noch diese Größe die Wahrheit ein wenig übersteigt, da der Dampf, der aus der Öffnung entweicht, wahrscheinlich anfänglich noch einen Druck ausübt, welcher den von einer Atmosphäre übersteigt; würde derselbe zu 1½ Atmosphären angenommen, so wäre der mechanische Effect 16,64 wenig größer als bei einer Watt'schen Maschine mit niedrigem Drucke.

Ist nun dieses theoretische Resultat aus den Untersuchungen eines der scharfsinnigsten Vertheidiger der Hochdruckmaschinen letzteren wenig günstig, so wird dieser geringe Vortheil, den die Theorie nachweist, in der Ausübung noch sehr vermindert. Da der Kolben nicht so fest am Cylinder liegt, als es die mathematische Theorie erfodert, so entweicht der Dampf in desto größerer Menge, je höher seine Spannung ist; da sich ferner die Kolben bei diesen Maschinen meistens schneller bewegen, als bei denen mit niedrigem Drucke, so ist die Abnutzung weit leichter möglich, was auch die französische Commission zugibt [53]); letztere fügt freilich hinzu, daß neuere Vervollkommnungen, die man bei der Erbauung der Dampfmaschinen anbrachte, diesen wichtigen Nachtheil sehr vermindert haben. Aber läßt sich diese sorgfältigere Arbeit nicht auch bei den Maschinen anbringen, die nach Watt's Princip erbaut sind?

Als Resultat der bisher geführten Untersuchung glaube ich folgenden Satz aufstellen zu können: Werden Maschinen mit niedrigem Drucke sorgfältig construirt, gehörig abgewartet und im brauchbaren Zustande gehalten, so erzeugen sie bei derselben Menge von Feuer dieselbe Wirkung als Maschinen mit hohem Drucke.

§. 143. Auf eine etwas abweichende Art ist das Problem über die Wirksamkeit der verschiedenen Maschinen in den Abhandlungen der königl. technischen Deputation für Gewerbe S. 361 u. fg. gelöst worden. Ich will hier die wichtigsten Resultate dieser Untersuchung mittheilen, enthalte mich aber einer jeden Beurtheilung derselben und einer Vergleichung mit der Arbeit Fourier's, da es noch zu sehr an genügenden Erfahrungen fehlt, um hierüber hinreichend sicher urtheilen zu können.

Bei den Maschinen ohne Kolben, so wie sie Savary zuerst angegeben hat, drückt der Dampf unmittelbar auf die Oberfläche des zu hebenden Wassers. Enthält diese Fläche F Zolle, so ist EF der Druck auf diese, wo E den Druck des Dampfes bezeichnet. Soll das Wasser auf die Höhe H gehoben werden, so ist das Gewicht der zu hebenden Wassersäule in preuß. Pfunden $H.\frac{F}{144}.66$, oder wenn wir noch die Wassersäule von 32 Fuß als Druck der Atmosphäre hinzurechnen, so ist der Druck der ganzen zu hebenden Wassersäule also $EF = \frac{11}{24}(H + 32)\,F$, oder $E = \frac{11}{24}(H + 32)$. Sollte also das Wasser z. B. auf 100 Fuß gehoben werden, so müßte E, also der Druck auf einen Zoll, gleich 60,5 Pfund seyn. Dabei aber findet noch keine Bewegung statt. Es müssen vorher die Hindernisse der Bewegung überwunden werden, die durch die Adhäsion des Wassers in den Röhren und beim Durchgange des Wassers durch die verschiedenen Öffnungen entstehen; ebenso muß eine Kraft vorhanden seyn, um dem Wasser die nöthige Bewegung mitzutheilen. Alle diese Widerstände wollen wir durch Wassersäulen ausdrücken. Es sei also H' die Höhe der Wassersäule, welche der Adhäsion des Wassers in den Röhren und dem Widerstande beim Durchgange durch die Röhren gleich ist,

daß vorzüglich Tilloch durch seine Anpreisungen den Maschinen von Woolf Credit verschafft habe, fährt er fort: To this and Mr. Woolf's alleged experiments are due the very absurd notions of the great economy from the use of highly elastic steam, which for so many years obscured that quarter of the scientific horizon. Edinb. Journ. of Sc. X, 36.

52) *Dupin* l. l.

53) Dupin Geometrie. III. 343.

H'' die Höhe einer Wassersäule, welche die nöthige Bewegung hervorbringt. Die Höhe H' hängt von dem Querschnitte des Recipienten F, seiner Länge l, dem Querschnitte der Röhren f, ihrer Länge L, der Öffnung des Ventiles f' und von der Geschwindigkeit des bewegten Wassers ab. Bei einer Wassermenge in einer Secunde M ist $\frac{144\,M}{F}$ die mittlere Geschwindigkeit w in dem Recipienten. In den Röhren muß dann die Geschwindigkeit $w\,\frac{F}{f} = \frac{144\,M}{F}\cdot\frac{F}{f} = \frac{144\,M}{f}$ und in der Öffnung des Ventiles $\frac{w\,F}{f'} = \frac{144\,M}{f'}$ seyn. Für den freien Ausfluß hat man bei einer Geschwindigkeit c in der Öffnung die Höhe $= 0{,}006\,c^2$. Diese Höhe ist nach der Gestalt der Öffnung verschieden, aber immer größer als $0{,}016\,c^2$; wir wollen sie gleich $\frac{c^2}{\alpha^2}$ setzen, wo α eine durch Erfahrungen näher zu bestimmende Constante ist. Der Unterschied beträgt also $\frac{c^2}{\alpha^2} - 0{,}016\,c^2$. Ist der Einmündung die gehörige Gestalt gegeben, so ist $\alpha = 7{,}646$ oder $\frac{c^2}{\alpha^2} = 0{,}017\,c^2$. In dem vorliegenden Falle ist daher die Höhe des Widerstandes

$$= 0{,}017\,w^2\,\frac{F^2}{f^2} - 0{,}016\,w^2\,\frac{F^2}{f^2} = 0{,}001\,w^2\,\frac{F^2}{f^2}$$

oder $0{,}001\left(\frac{144\,M}{f}\right)^2$. Dazu kommt der Widerstand beim Durchgange durch den Hahn, und hier ist wegen der scharfen Kanten die Widerstandshöhe $\alpha = 4{,}89$, also $\frac{1}{\alpha^2} = 0{,}0417$ und die Höhe $= 0{,}0417\,w^2\,\frac{F^2}{f'^2}$. Weil aber das Wasser hinter dem Hahn mit der Geschwindigkeit $w\,\frac{F}{f}$ in der Röhre weiter geht, so gehört zur Überwindung des Widerstandes in der Öffnung die Höhe

$0{,}0417\,w^2\,\frac{F^2}{f'^2} - 0{,}016\,w^2\,\frac{F^2}{f^2} = 0{,}0417\left(\frac{144\,M}{f'}\right)^2 - 0{,}016\left(\frac{144\,M}{f}\right)^2$. Blieben die Röhren nicht gleich weit, so müßte bei dem Eintritte des Wassers in jede folgende Röhre eine ähnliche Widerstandshöhe berechnet werden. Zu den beiden berechneten Widerständen kommt noch die Adhäsion des Wassers; die Wassersäule, welche diesem Widerstande das Gleichgewicht hält, ist in dem Recipienten $w^2\,\frac{1}{2006\,D}$ und in der Steigröhre $w^2\,\frac{F^2}{f^2}\cdot\frac{L}{2006\,d}$, also in beiden

$$\frac{w^2}{2006}\left(\frac{1}{D} + \frac{F^2}{f^2}\,\frac{L}{d}\right) = \frac{(144\,M)^2}{2006\,F^2}\left(\frac{1}{D} + \frac{F^2}{f^2}\,\frac{L}{d}\right)$$

Folglich ist die Wassersäule, welche allen Widerständen das Gleichgewicht hält

$$H' = 0{,}001\left(\frac{144\,M}{f}\right)^2 + 0{,}0417\left(\frac{144\,M}{f'}\right)^2$$

$$- 0{,}016\left(\frac{144\,M}{f}\right)^2 + \frac{(144\,M)^2}{2006\,F^2}\left(\frac{1}{F^2\,D} + \frac{L}{f^2\,d}\right)$$

$$= (144\,M)^2\left\{\frac{0{,}0417}{f'^2} - \frac{0{,}015}{f^2} + \frac{1}{2006}\left(\frac{1}{F^2\,D} + \frac{L}{f^2\,d}\right)\right\}$$

Soll nun das Wasser in dem Recipienten sich mit der mittleren Geschwindigkeit w bewegen, so gehört dazu eine Kraft P, welche gleich ist dem Producte der Masse mit dem Wege $w\,t$ der zu bewegenden Masse, dividirt durch $15\frac{5}{8}\,t^2$, wo t die Zeit der Bewegung ist. Diese Kraft ist gleich dem Gewichte der Wassersäule von der Höhe H'', also $66\,H''\,\frac{F}{144}$. Die in Bewegung zu setzende Wassermasse im Recipienten ist $66\,l\,\frac{F}{144}$, die Masse in der Röhre ist $66\,L\,\frac{f}{144}$, in letzterer ist die Geschwindigkeit $w\,\frac{F}{f}$, und wir erhalten daher

$$66\,H''\,\frac{F}{144} = \frac{w\,t\,.\,66\,l\,F}{144\,.\,15\frac{5}{8}\,t^2} + \frac{w\,F\,t\,.\,66\,L\,F}{144\,f\,.\,15\frac{5}{8}\,t^2}, \text{ also}$$

$$H'' = \frac{w}{15\frac{5}{8}\,t}\,(l + L)$$

oder da $w = \frac{144\,M}{F}$

$$H'' = \frac{144\,M}{15\frac{5}{8}\,t\,F}\,(l + L)$$

Nun ist die Zeit $t = \frac{l}{w} = \frac{l\,F}{144\,M}$, folglich

$$H'' = \frac{144^2\,M^2}{15\frac{5}{8}\,l\,F^2}\,(l + L)$$

Es ist demnach der ganze Widerstand gleich der Höhe einer Wassersäule von der Länge $H + 32 + H' + H''$ und mithin

$$E\,F = \frac{66\,F}{144}\,(H + 32 + H' + H'')$$

$$E = \tfrac{11}{24}\,(H + 32 + H' + H'')$$

Wäre z. B. $H = 100'$, $M = 1$ Kubikfuß, $D = 1'$, also $F = 113{,}09$ Quadratzoll, $d = \frac{1}{2}'$ also $f = 28{,}27$ Quadratzoll, $f' = 28{,}27$, $l = 5'$, $L = 105'$, so ist

$H' = 2{,}26'$

$H'' = 2{,}2828'$

also $E = 62{,}58$ Pfund

und die Zeit einer Ausleerung des Recipienten $t = 3{,}92$ Secunden.

Wären zwei Recipienten vorhanden, von denen der eine das Wasser in die Höhe treibt, während der andere sich anfüllt, so würde die Zeit des Anfüllens im Recipienten ebenfalls 3,92 Secunden dauern. Erwägen müssen wir jedoch hiebei, daß nie ein vollkommen leerer Raum entsteht, weil theils die Dämpfe, theils die aus dem Wasser entweichende Luft einen Druck ausüben. Nehmen wir daher an, die Höhe der drückenden Luftsäule betrage nicht 32, sondern 28' und ist h die Höhe des untern Theiles des Recipienten über der Oberfläche des Wassers im Brunnen, so ist die bewegende Kraft im Anfange gleich dem Gewichte einer Wassersäule von der Höhe $28 - h$, am Ende von der Höhe $28 - (h + l)$, also im Durchschnitte von der Höhe $28 - h - \frac{1}{2}\,l$. Dazu kommen nun noch die Bewegungshindernisse. Berechnen wir diese auf dieselbe Art als oben und setzen die Länge

der Röhre gleich 28′, so finden wir für die obigen Dimensionen $h = 24,92'$, also in der Zeit $2t = 7,85$ Secunden werden 3,92 Kubikfuß Wasser auf die Höhe von 124,92 Fuß gehoben, oder bei zwei Recipienten werden 7,85 Kubikfuß ebenso hoch gehoben. Wir erhalten daher in 7,85 Secunden ein Moment von $7,85 \,.\, 124,92 \,.\, 66 = 64721$ oder für die Minute von 494683,2, was nahe 16 Pferdekräfte beträgt.

Die dazu erfoderliche Dampfmenge ist $l \frac{F}{144}$ in der Zeit $2t$, also in 7,85 Secunden 7,85 Kubikfuß. Dieser Dampf ist jedoch nur derjenige, welcher als wirklich treibende Kraft wirkt, eine bei weitem größere Menge wird aber erfodert, um dem Wasser eine so hohe Temperatur zu geben, daß die Condensation des später ankommenden Dampfes verhindert wird.

§. 144. Bei der Newcomenschen Maschine ist der Druck der Luft die bewegende Kraft, und der Dampf dient nur zur Erzeugung eines leeren Raumes. Ist daher e der Druck der Luft gegen einen Quadratzoll in Pfunden; F die Kolbenfläche in Zollen, so ist eF der ganze Druck der Luft auf die Kolbenfläche als bewegende Kraft. Dieser Kraft wirken die unter dem Kolben befindlichen Dämpfe und Luft von dem Drucke e' und die am andern Ende des Balanciers befindliche Last Q entgegen. Die bewegende Kraft ist daher nur noch $eF - e'F - Q$. Die zu bewegende Last ist $M + Q$, wo M die auf das Ende des Balanciers reducirte Masse desselben ist. Dadurch erhält man den Weg in der ersten Secunde

$$G = 15\tfrac{5}{8} \frac{(e - e')F - Q}{M + Q}$$

und die Länge des Kolbenhubes in Fußen

$$l = 15\tfrac{5}{8} \frac{(e - e')F - Q}{M + Q} \,.\, t^2$$

wo t die Zeit eines Hubes bedeutet. Hieraus folgen

$$F = \frac{l(M + Q) + 15\tfrac{5}{8}\, t^2\, Q}{15\tfrac{5}{8}\, t^2\, (e - e')}$$

$$Q = \frac{15\tfrac{5}{8}\, t^2\, (e - e')F - lM}{15\tfrac{5}{8}\, t^2 + l}$$

Hätte man z. B. eine Maschine von 60″ Durchmesser, so wäre $F = 2827,43$ Quadratzoll; ist $l = 10'$, $t = 3''$, $e = 15$ Pfund, $e' = 2$ Pfund, das Gewicht des Balanciers aufs Ende reducirt $M = 2400$ Pfund, so würde $Q = 34156,98$ Pfund. Dieser Widerstand besteht aus der von der Maschine wirklich zu hebenden Last, der Reibung des Kolbens und der Kraft, welche zur Bewegung der Massen erfodert wird. Die Bewegung fängt dabei von o an und erreicht eine Geschwindigkeit von 31,25. Gt. Damit würde der Kolben auf den Boden des Cylinders aufstoßen und diesen zersprengen; um dieses zu vermeiden, läßt man die Dämpfe in den Cylinder treten, ehe der Kolben den niedrigsten Punkt erreicht hat, wodurch aber ein Theil der Kraft verloren geht. Um den Aufgang des Kolbens zu bewirken, müssen theils die Dämpfe einen etwas stärkern Druck e'' ausüben, als die Atmosphäre, theils bringt man außer den am andern Ende des Balanciers hängenden Lasten q noch ein Gegengewicht q' an. Die bewegende Kraft ist dann $(e'' - e)F + q + q'$, die zu bewegende Masse ist das Gewicht des Kolbens mit seiner Reibung p, die Masse des Balanciers M mit den damit verbundenen Theilen. Es ist also

$$G = 15\tfrac{5}{8} \frac{(e'' - e)F + q + q'}{M + p}$$

Soll der Aufgang in derselben Zeit erfolgen, als der Niedergang, so muß

$$15,625 \frac{(e'' - e)F + q + q'}{M + p} = 15,625 \frac{(e - e')F - Q}{M + Q}$$

seyn, wodurch sich q' bestimmen läßt. Auch hier müssen die Dämpfe früher condensirt werden, als der Kolben die höchste Stelle erreicht, wenn die Maschine keinen Schaden leiden soll.

Die mittlere Geschwindigkeit des Kolbens c ist bei einer solchen Maschine etwa $\frac{l}{t}$ und daher das Moment der Last Qc. So erhält man in unserm Beispiele $c = \frac{10}{3} = 3\tfrac{1}{3}'$, das Moment der Last $Qc = 113856,6$; daher das Moment für eine Minute, wo beim Aufgange des Kolbens in der Hälfte der Zeit die Kraft nicht wirksam ist 3′ 415 698. Da aber durch die übrigen Widerstände und die verminderte Geschwindigkeit beinahe die Hälfte verloren geht, so kann man als wirksames Moment nur etwa $\frac{7}{12}$ des vorigen, also 1′ 992 490 rechnen. Um dieses Moment schnell zu berechnen, nimt man den Druck von 7 Pfund auf jeden Quadratzoll und multiplicirt damit die mittlere Geschwindigkeit, die auf die Bewegung der Last verwendet wird. Man erhält also für die Secunde $7F\frac{l}{t}$, oder für die Minute bei Beachtung des Umstandes, daß nur die Hälfte der Zeit zum Heben der Last verwendet wird, $7 \,.\, 30 \,.\, F\frac{l}{t}$. Ist statt der Zeit t die Zahl der Niedergänge des Kolbens in einer Minute n gegeben, so wird das Moment der Kraft $7nlF$.

Die Dampfconsumtion einer solchen Maschine bei jedem Aufgange des Kolbens sollte eigentlich $\frac{Fl}{144}$ Kubikfuß, also in der Minute $\frac{1}{144} Fnl$ betragen. Bei den älteren Einrichtungen, wo das Condensationswasser unmittelbar in den Cylinder strömte und der Kolben selten hinreichend dicht schloß, war sie nach den Beobachtungen von Watt noch einmal so groß.

§. 145. Auf eine ähnliche Art als hier die Atmosphäre wirkt der Druck des Dampfes bei den atmosphärischen Maschinen auf den Kolben, und die Berechnung ist ganz dieselbe. Hat der Dampf eine Elasticität von 28″, so nimt man als Druck des Dampfes auf einen Quadratzoll gewöhnlich $7\tfrac{1}{2}$ Pfund. Da die Theile meistens sorgfältiger gearbeitet sind, so nehme man für jeden Hub $\tfrac{5}{4} \frac{F}{144} l$, also für n Hube in der Minute $\frac{5}{576} Fnl$ Kubikfuß Dampf.

§. 146. Da die Cylindermaschinen eine hin- und hergehende Bewegung haben, welche bei jedem Hube mit o anfängt, und dann am Ende des Hubes ein Moment erlangen, welches nur den Druck auf die Zapfen vermehrt und von der Maschine wieder zerstört werden muß, so hat man sich bemüht, diesen Übelstand bei den Expansionsmaschinen zu vermeiden. Man hat bei Maschi-

nen mit einem Cylinder im Anfange den Druck auf den Kolben eF, den vom Condensator her entgegen wirkenden Druck $e'F$. Sind nun q sämtliche Widerstände und M sämtliche Massen auf das Ende des Balanciers reducirt, so ist die beschleunigende Kraft gleich $\frac{F(e-e')-q}{M}$ und daher die in der Zeit t' erlangte Geschwindigkeit

$$c = 2g\,\frac{F(e-e')-q}{M}\,.\,t'$$

Mit dieser erlangten Geschwindigkeit würde das Ganze sich weiter bewegen, so daß kein fernerer Dampfdruck nöthig wäre. Schließt man daher am Ende der Zeit t' das Dampfventil, so muß die Bewegung fortdauern, bis sie vermöge der Widerstände verschwindet. Ist nun A der Inhalt der Zuleitungsröhren vom Ventile bis über den Kolben und der Kolbenhub h etwa in 12 Theile getheilt, und hört der Druck etwa beim $r$ten Theile des Hubes auf, so ist der Druck des Dampfes auf den Kolben bis zu dem gedachten Punkte $F(e-e')$. Dann muß sich der Dampf bei jedem folgenden Theile in einen größern Raum ausdehnen. Bis zum $r$ten Theile ist der Raum $A + \frac{r}{12}hF$; beim folgenden Theile wird er $A + \frac{r+1}{12}hF$ und so weiter, bis er zuletzt $A + hF$ wird. Nehmen wir an, daß der Druck des Dampfes sich umgekehrt verhält wie das Volumen, so wird derselbe am Ende des $r+1$sten Theiles

$$\frac{A+\frac{r}{12}hF}{A+\frac{r+1}{12}hF}\,.\,Fe - Fe' = \left\{\frac{12A + rhF}{12A+(r+1)hF}\,e - e'\right\}F$$

und am Ende des Hubes ist derselbe

$$\left\{\frac{12A + rhF}{12A + 12hF}\,e - e'\right\}F$$

woraus sich der mittlere Druck auf den Kolben berechnen läßt. Die dazu verwendete Dampfmenge ist $A + \frac{r}{12}hf$. Hätte man z. B. einen Kolben von 25 Zoll Durchmesser, so ist $F = 490{,}873$ Quadratzoll. Es sei ferner $A = 1200$ Zoll, $h = 4' = 48''$, $e = 15$ Pfund, e' gleich 2 Pfund, und das Ventil schließe sich beim 9ten Theile des Hubes, so ist der gleichförmige Druck während der 9 ersten Theile 7853,968 Pfund. Am Ende des 10ten Theiles wird derselbe 7014,575; am Ende des 11ten Theiles 6337,160 und am Ende des Hubes 5527,230 Pfund und wir erhalten daher als mittleren Druck

$$\frac{7853{,}968\,.\,9 + 7014{,}575 + 6337{,}160 + 5527{,}230}{12}$$

$$= 7463{,}723 \text{ Pfund.}$$

Die dazu erfoderliche Dampfmenge ist $A + \frac{r}{12}hF = 18871{,}425$ Kubikzoll. Hätte man das Ventil erst am Ende des Hubes geschlossen, so hätte man durchgängig 7853,968 Pfund als Kraft gehabt, hätte aber 24761,904 Kubikzoll Dampf gebraucht. Man hat daher verhältnißmäßig

$$\frac{7463{,}723\,.\,24761{,}904}{7853{,}968} - 18871{,}428 = 4660{,}063 \text{ Kub. Zoll}$$

Dampf erspart und daher die verhältnißmäßige Menge von Feuermaterial erspart.

Wenn man den bei jeder Maschine vorhandenen Raum A für o ansehen könnte, ~~so~~ hätte man den Druck, wenn der Kolben $r+1$ Theile durchlaufen,

$$\left(\frac{rhF}{(r+1)hF}\,e - e'\right)F = \left(\frac{r}{r+1}\,e - e'\right)F$$

und zu Ende des letzten Theiles $\left(\frac{r}{12}\,e - e'\right)F$, also erhielte man für den mittleren Druck des Dampfes

$$F\left\{\frac{1}{12}\,er\left(1 + \frac{1}{r+1} + \frac{1}{r+2} + \dots + \frac{1}{12}\right) - e'\right\}$$

Der mittlere Druck des Dampfes ist

$F\,(0{,}95568\ e - e')$ für $r = 9$
$F\,(0{,}923568\ e - e')$ für $r = 8$
$F\,(0{,}8266\ e - e')$ für $r = 6$
$F\,(0{,}56847\ e - e')$ für $r = 3$

die dazu gehörigen Dampfmengen sind $\frac{3}{4}hF$, $\frac{2}{3}hF$, $\frac{1}{2}hF$, $\frac{1}{4}hF$ und $\frac{4}{4}hF$. Der Vortheil hängt also theils von dem Schließen des Dampfventiles, theils von den Größen e und e' ab.

§. 147. Bei den Maschinen von **Woolf** sind zwei Cylinder mit einander verbunden, deren Querschnitte F und F' sind. Der Kolbenhub darin ist h und h', der Druck des Dampfes auf den Kolben im ersten Cylinder Fe. Theilt man jeden Kolbenhub in n gleiche Theile, so wird der Dampfraum hF im ersten Cylinder nach der Bewegung durch r Theile sich in

$$\frac{n-r}{n}hF + \frac{r}{n}h'F'$$

verwandelt haben, daher der Dampf unter demselben noch mit einer Kraft

$$\frac{hF}{\frac{n-r}{n}hF + \frac{r}{n}h'F'}\,eF$$

entgegendrücken, so daß der wirksame Druck im ersten Cylinder

$$Fe\left\{1 - \frac{hF}{\frac{n-r}{n}hF + \frac{r}{n}h F'}\right\}$$

ist. Der wirksame Druck im zweiten Cylinder ist dann

$$\left\{\frac{hF}{\frac{n-r}{n}hF + \frac{r}{n}h'F'}\,e - e'\right\}F'$$

Bei den von Woolf construirten Maschinen ist gewöhnlich $e = 60$ Pfund, $h'F' = 4hF$ und $e' = 1\frac{1}{2}$ Pfund. Dann hat man für den Druck im ersten Cylinder nach der Bewegung durch r Theile

$$60F\left(1 - \frac{n}{n+3r}\right)$$

und für den Druck im zweiten Cylinder

$$\left(\frac{n}{n+3r}\,.\,60 - 1\tfrac{1}{2}\right)F'$$

Ist $F' = 3F$, also $h' = \frac{4}{3}h$, so erhält man als Summe beider Drucke

$$\left(55\tfrac{1}{2} + 120\,\frac{n}{n+3r}\right)F$$

Ist wie bei den Maschinen von **Edwards** $F' = 4F$ und $h = h'$, so ist die Summe beider Drucke

$$\left(54 + 180 \frac{n}{n + 3r}\right) F$$

Denkt man sich nun die Höhe in 12 Theile getheilt, so erhält man nach der Reihe bei einem anfänglichen Drucke von 234 F

für	r = 1,	den	Druck	198,00 F
	r = 2	ʃ	ʃ	174,00 F
	r = 3	ʃ	ʃ	156,86 F
	r = 4	ʃ	ʃ	144,00 F
	r = 5	ʃ	ʃ	134,00 F
	r = 6	ʃ	ʃ	128,00 F
	r = 7	ʃ	ʃ	119,45 F
	r = 8	ʃ	ʃ	114,00 F
	r = 9	ʃ	ʃ	109,38 F
	r = 10	ʃ	ʃ	105,43 F
	r = 11	ʃ	ʃ	102,00 F
	r = 12	ʃ	ʃ	99,00 F

Im Durchschnitte erhielte man daher 132 F oder auf jeden Quadratzoll 132 Pfund, während der Druck ohne den zweiten Cylinder nur $60 - 1\frac{2}{3} = 58\frac{1}{3}$ Pfund gewesen seyn würde. Dazu sind an Dampf erfoderlich hF Kubikzolle von 60 Pfund Spannung, etwa 4hF von dem Druck der Atmosphäre.

Da dieser Druck neben der von der Maschine in Bewegung zu setzenden Last auch noch die in der Maschine liegenden Hindernisse zu überwältigen hat, so kann er nicht ganz zur reinen Berechnung dienen. Rechnen wir ebenso wie bei den gewöhnlichen Maschinen den Verlust im Durchschnitte auf 9 Pfund, so behalten wir in unserm Beispiele 123 Pfund.

§. 148. Es würde dem Zwecke dieses Aufsatzes nicht angemessen seyn, die eben vorgetragenen Sätze ausführlich zu prüfen, zumal da ich meine Ansichten über die Maschine von Woolf oben entwickelt habe. Ich will daher nur noch mit wenigen Worten des Einflusses gedenken, welchen die Dampfmaschine auf die Gewerbe gehabt hat. So viel auch für und wider die Maschinen im Allgemeinen gesprochen worden ist, so beweist wenigstens die Dampfmaschine, daß sie auf das Wohlseyn ganzer Provinzen und Länder den segnendsten Einfluß gehabt hat. Der Bergbau von Cornwallis würde seit einem Jahrhunderte zu Grunde gegangen, eben dieses früher oder später in andern, ganz auf den Bergbau angewiesenen, Ländern erfolgt seyn, wäre die Dampfmaschine nicht erfunden worden. Der Zustand des Gewerb- und Fabrikwesens in manchen Ländern, namentlich in England, würde nicht zu solcher Blüthe gelangt seyn, wäre Watt nicht mit seiner Verbesserung dieser Maschinen aufgetreten. Indem er dieselben construirte, foderte er, daß alle Theile mit mathematischer Präcision ausgeführt würden; er selbst gab durch eben diese Vorrichtungen seinen Zeitgenossen Mittel in die Hände, mit deren Hilfe sie auch in andern Gewerben sicherer und genauer arbeiten konnten. Auf eine ähnliche Art hat sich ein lebhafter Aufschwung aller Gewerbe in Frankreich und Teutschland gezeigt.

Wer die Geschichte der Gewerbe in den letzten Jahrhunderten aufmerksamer verfolgt, wird bald zu der Überzeugung gelangen, daß die Dampfmaschine auch in den äußeren Verhältnissen eine große Revolution bewirkt habe. Die Erfindung Watt's untergrub vorzüglich die Fundamente des mehrhundertjährigen Zunft- und Innungswesens, in welchem nichtdenkende Menschen hergebrachte Handgriffe maschinenmäßig ausführten, und früher oder später würde die Dampfmaschine das Zunftwesen in vielen Staten gestürzt haben, wäre dieses nicht durch andere Verhältnisse geschehen. Die Geschichte Europa's weist uns nur noch zwei Erfindungen auf, welche auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der Völker einen ähnlichen Einfluß gehabt haben, die Erfindung des Schießpulvers und die der Buchdruckerkunst; aber so wie durch die Erfindung von Berthold Schwartz viele rauflustige Ritter, durch Faust's Erfindung viele Abschreiber brodlos wurden, so sind auch durch Watt's Arbeiten viele Menschen-Maschinen brodlos geworden. Fragen wir aber genauer nach, untersuchen wir die Verhältnisse, unter denen viele derselben brodlos geworden sind, so überzeugen wir uns sehr bald, daß keiner derselben mit den Fortschritten der Gewerbe mitging. Wir leben überhaupt noch in den Zeiten, wo viele Verhältnisse durch die Verbreitung der Dampfmaschine zerstört sind, erst unsere Nachkommen werden die Vortheile derselben in vollem Maße genießen.

§. 149. In neuern Zeiten hat Perkins die Expansivkraft des Dampfes dazu benutzt, Kugeln fortzuschießen. Da jedoch eine nähere Betrachtung dieses Gegenstandes ausführliche Untersuchungen über die Kraft des Schießpulvers nöthig machen würde, so verweise ich auf den Artikel Geschütz. *(L. F. Kämtz.)*

DAMPF, Dämpfigkeit, Dumpfen, Dumpf, Bauchblasen, Bauchschlächtigkeit, Engbrüstigkeit, Hartschlägigkeit, Herzschlächtigkeit, Haarschlächtigkeit, Athemkeuchen, Schlägebäuchen, Asthma, (Thierheilkunde) sind lauter Benennungen derjenigen chronischen Brustkrankheit bei den Thieren, namentlich bei Pferden, welche in einem sichtbar erschwerten Athemholen, ohne Fieber und mit guter Freßlust besteht.

Ein solches Pferd athmet schon im Stande der Ruhe, besonders in dumpfigen, warmen Ställen mit einer sehr sichtlichen wellenförmigen, gleichsam in drei Absätze getheilten Bewegung der Flanken; dahingegen diese bei einem ganz gesunden, ruhig stehenden Pferde fast gar nicht zu bemerken ist. Der Bauch ist meistens etwas aufgeschürzt, und nach dem Verlaufe der falschen Rippen bildet sich eine Rinne gegen die Flanken hin. Nach dem Genusse des Futters, besonders des Heues, welches ein solches Thier gewöhnlich sehr gern frißt, wird das Athemholen noch beschwerlicher, der Bauch wird mehr aufgetrieben, und man hört nicht selten ein Ächzen und Stöhnen. Das Thier legt sich sehr selten oder gar nicht, und wenn es liegt, so nimt es mehr eine sitzende als liegende Stellung an. Sowol bei der Ruhe als Bewegung, besonders aber des Morgens in dumpfigen Ställen, husten viele bauchbläßige Pferde trocken, dumpfig und kurz, lassen aber auch wol, besonders während und gleich nach dem Trinken, große Klumpen eines zähen Schleims aus der Nase fallen.

Am beschwerlichsten zeigt sich das Athemholen eines

solchen Thieres bei der Bewegung, besonders bei der schnelleren, und beim Reiten oder Fahren gegen eine Anhöhe. Es sperrt dann die Nasenlöcher weit auf; die Rippen und Bauchmuskeln bewegen sich heftig, der obere Theil der Flanken bläht sich hoch auf und fällt gleichsam plötzlich wie mit einem Schlage zurück; der After wird durch das Einathmen zurück und beim Ausathmen wieder vorwärts geschoben, es gehen oft viele Blähungen ab, und das Thier bleibt im Zuge stehen und kann nicht mehr von der Stelle kommen. Überhaupt scheint ihm das Einathmen beschwerlicher, als das Ausathmen zu seyn.

Bei allen diesem kann ein solches Thier oft noch lange leben und mehre Jahre mäßige Dienste thun; es hat meistens einen recht guten Appetit, ist munter, bleibt bei Fleische und glatt in den Haaren, und ist fast immer bis nahe vor dem Tode ohne Fieber.

Nach dem Tode findet man in den Cadavern meistens sehr große aufgedunsene, weiche, auf ihrer Oberfläche mit einer Menge Luftblasen bedeckte Lungen, welche nicht zusammenfallen, wenn die Brust durchstochen wird, und bläst man Luft in einem der kleinsten Luftröhrenzweige derselben, so dehnen sich gleich die ganzen Lungen bis zum Platzen auf. Übrigens behalten sie, frisch aus solchen Cadavern genommen, die Eindrücke der Finger teigartig eine sehr lange Zeit.

So war der Verlauf und Ausgang dieser Krankheit bei denjenigen Pferden, welche ich bis jetzt untersuchte, und es scheint mir, als wenn die Meinung der engländischen Thierärzte Colemann, Blaine und White über die Ursache dieses Übels, daß nämlich dasselbe in einem Bruche oder Zerreißung einiger oder mehrer Luftzellen in den Lungen bestehe, wol unter allen die wahrscheinlichste ist [1]). Indessen wollen verschiedene veterinärische Schriftsteller die Athmenswerkzeuge solcher Pferde nach dem Tode von anderer Beschaffenheit gefunden haben. Kersting fand bald kleine und welke, bald ganz und gar verhärtete, bald sehr ausgedehnte Lungen; so fand er bei einem bauchbläßigen Pferde eine Lunge, die 26 Pfund am Gewichte betrug. Übrigens gibt Kersting die Zeichen des bauchbläßigen Pferdes so an, wie sie auch von mir bemerkt worden [2]), so auch Bourgelat und La Fosse. Bei herzschlächtigen Pferden fand man bisweilen das Herz widernatürlich groß [3]), auch das Zwergfell zerrissen [4]). Pilger behauptet, dieses Übel habe seinen Grund entweder in schlaffen und großen Lungen, und wenn die Luftröhrenäste mit vielem zähen Schleime angefüllt wären. Oftmals finde man aber auch die Lungen wieder sehr verschrumpft und voll harter Knoten. Zuweilen wären sie an die Rippen festgewachsen, nicht selten wären sie voll Eitersäcke oder die Bronchien exulcerirt, und alle Tuberkeln der Lunge mit Eiter angefüllt. Das Herz sei zuweilen bei gesunden Lungen mit dem Herzbeutel verwachsen, oder dieser letztere enthielte eine Menge Wasser. Manchmal wären auch die Pulsadern, welche aus dem Herzen kommen, in Knochen verwandelt. Man finde bei solchen Thieren oft Brustwassersucht, Speck- und Breigeschwülste, Verhärtungen der Bronchialdrüsen u. s. w. [5]) Ähnliche Ursachen gibt Thielemann an [6]), auch Waldinger [7]), so wie auch Veith [8]) und Ammon [9]); doch behauptet der letztere, daß dieser Krankheit auch oft allgemeine Asthenie ohne örtliche Fehler zum Grunde liege. Ferner Tscheulin und Ryß [10]). Gibson sah ehemals diese Krankheit als eine Erweiterung der Eingeweide der Brust an, und ein gewisser Dr. Lower in England meinte, das Übel rühre von einem Bruche des Zwergfellsnerven her. — Professor Gohier hatte bei einem dämpfigen Pferde die Brusthöhle zwischen der 8. und 9. Normalrippe durch einen Einschnitt geöffnet, und mittels des eingebrachten Fingers wahrgenommen, daß sich beim Ausathmen das Zwergfell rückwärts und beim Einathmen vorwärts bewegte; er nahm die Untersuchung sogleich noch an zwei andern dämpfigen Pferden vor, wo sich diese Beobachtung bestätigte. Der Berichterstatter (Prof. Grognier) wirft nun die Frage auf: ob man diesen Beobachtungen zufolge den Dampf nicht für eine Krankheit des Zwergfells halten müsse? [11]) —

So verschieden also die Meinungen über die Ursache dieser Krankheit sind, ebenso verschieden sind sie über die Heil- oder Unheilbarkeit derselben. So viel ist gewiß, daß der unter den oben angegebenen Symptomen sich zeigende Bauchblaß durch kleine Aderlasse gelindert, und durch die Weide für einige Zeit etwas weniger sichtbar gemacht werden kann, (welcher Mittel sich denn auch betrügerische Roßkämme sehr häufig bedienen); übrigens aber gänzlich unheilbar ist, und sich weder von Rohlwes Pillen [12]), noch andern Raritäten und Arkanen, noch von der lächerlichen Durchbohrung des Mastdarms, dem sogenannten Rossignol der Franzosen (s. den Art.), etwas anhaben läßt.

Der Bauchblaß gehört übrigens unter die Haupt- oder Gewährmängel, welche einen Viehkauf rückgängig machen, und wofür der Verkäufer eine gewisse Zeit Bürgschaft leisten muß (s. Hauptmängel). Es wäre daher zu wünschen, daß wir einmal über das dunkle Chaos der chronischen Brustübel bei den Thieren Aufklärung bekämen, und zwar durch sichere Beobachtungen an lebenden und Sectionen der an dieser Krankheit gestorbenen Thiere.

---

1) S. Grundlinien der Thierarzneikunde von Blaine; aus dem Engl. von Domeyer. 2. Bd. 1805. S. 359. und Handbuch der Pferdearzneikunde von J. White, aus dem Engl. von Müller. 1813. S. 102—108. 2) S. Kerstings Anweisung zur Kenntniß und Heilung der inneren Pferdekrankheiten. 1799. S. 215—218. 3) S. Handbuch der patholog. Anatomie von Otto. 1814. S. 90. 4) S. Bemerkungen aus dem Gebiet der Naturgeschichte rc. von Rudolphi. 2. Bd. S. 67.

5) S. Systemat. Handb. d. theor. = prakt. Veterinärkunde von Pilger. 2. Bd. 3. Abth. S. 883—885. 6) S. Anleit. Pferde gesund zu erhalten, von Thielemann. 1818. S. 72. 7) S. Waldingers Wahrnehm. an Pferden. 1810. S. 149 und 175. 8) S. Handbuch der Veterinärkunde von Veith. 2. Bd. S. 435 bis 437. 9) S. Zeitung für die Pferdezucht rc. von v. Tennecker. 1. Bd. 4. Heft. S. 296. 10) S. Gerichtliche Thierarzneikunde von Ryß. 1808. S. 78. und Gerichtliche Thierarzneikunde von Tscheulin. 1816. S. 106—107. 11) S. Materialien zu einer pathologischen Anatomie der Hausthiere von Schwab. 1. Liefr. 1815. In der Vorrede. 12) S. Allgemein. Vieharzneibuch von Rohlwes.

Denn so wie die Sachen jetzt stehen, wo Thierärzte fieberhafte und fieberlose Brustkrankheiten, wo sie Lungensucht und Brustwassersucht, Blähsucht, Schwindel und Herzklopfen, Krämpfe, Verhärtungen, Gewächse, Vereiterungen u. dergl. an Lungen, Leber, Milz, Herz, Nieren, Gebärmutter, Netz, Gekröße u. s. w. und fünfzigerlei andere Krankheiten, welche sehr oft plötzlich in wenigen Tagen nach Brustentzündungen entstehen und meistens mit einem schleichenden Fieber verlaufen, unter die Kategorie des Bauchblaßes stellen, und wir also beinahe statt aller Hauptmängel nur einen einzigen, den Bauchblaß, und in diesem einzigen aber ein ganzes Heer von Übeln, haben, muß nothwendig sehr oft die unschuldigste Partei im Wege Rechtens beim Viehhandel gefährdet und die redhibitorischen Klagen unmäßig begünstigt werden.

Noch hat man unter der Menge der chronischen Brustkrankheiten, welche zum Bauchblaße gezählt werden, ein Übel aufgeführt, das unter dem Namen Cornage bei den Franzosen und **pfeifender Dampf** bei den Teutschen bekannt ist, und seinen Sitz im Kehlkopfe oder der Luftröhre hat. *(Greve.)*

DAMPIER, William, einer der ausgezeichnetsten Reisenden, wurde um das Jahr 1652 zu East-Coker in Sommersetshire geboren. Frühzeitig verlor er seine Eltern, und kam noch sehr jung zu einem Schiffer aus Weymouth in die Lehre. Mit diesem machte er eine Reise nach Frankreich, und später, in seinem achtzehnten Jahre, nach Neu-Fundland. Auf dieser Reise hatte er so viel von Kälte zu leiden, daß er nach seiner Rückkehr den Entschluß faßte, nie wieder nach jenen rauhen Gegenden zu gehen. In London, wo er sich einige Zeit aufhielt, wurde ihm der Vorschlag zu einer langen Reise nach Ostindien gemacht. Er ging mit dem Capitän Earning nach der Insel Java, hielt sich dort zwei Monate auf und kehrte nach etwas mehr als einem Jahre nach England zurück. Durch diese Reise vervollständigte er seine nautischen Kenntnisse, hielt jedoch während derselben kein Tagebuch. Der bald darauf ausgebrochene Krieg zwischen England und Holland verhinderte ihn einen Sommer hindurch in See zu gehen, während dessen hielt er sich bei seinem Bruder in Sommersetshire auf. Das Leben auf dem Lande war ihm aber bald zuwider; er nahm deshalb im Jahre 1673 auf dem von Sir Edward Sprag commandirten Schiffe Dienste. Er nahm an zwei Seetreffen Theil, wurde aber krank und mit den Verwundeten nach Harwich geschickt. Nach Beendigung des Krieges und Herstellung seiner Gesundheit trieb ihn seine Sehnsucht wieder nach dem Meere. Der Colonel Helliar in seinem Geburtsorte foderte ihn auf, die Aufsicht über eine ihm zugehörige Pflanzung in Jamaica zu führen. Im Anfange des Jahres 1674 reiste er, als gemeiner Matrose dienend, mit dem Capitän Kent ab. Das Landleben behagte ihm jedoch nur kurze Zeit; er trat daher bei einem gewissen Fishook in Dienste, welcher einen ziemlich ausgebreiteten Küstenhandel auf Jamaica trieb, und dadurch erwarb er sich eine sehr genaue Kenntniß jener Gegenden. Im Anfange des August 1675 ging er mit dem Capitän Wren nach der Campechebai, und verfolgte mit diesem die ganze Küste vom Cap Catoche bis zum Cap Condecedo. Nachdem das Schiff die gehörige Ladung von Farbehölzern eingenommen hatte, kehrte er nach Jamaica zurück. Bald darauf ging er mit dem Capitän Johnson als Passagier nach der Campechebai, um hier als gemeiner Arbeiter Farbehölzer zu fällen; er hielt sich hier mehre Jahre auf, beobachtete mit großer Sorgfalt alles, was sich auf die Beschaffenheit und Lage jener Gegend bezieht, und wurde so in den Stand gesetzt, die sehr detaillirte und interessante Beschreibung derselben zu liefern, welche wir im dritten Bande seiner Reise finden. Er ging sodann über Jamaica nach England zurück, wo er im August 1678 ankam.

Im Anfange des Jahres 1679 reiste er als Passagier mit dem Capitän Knapmann nach Jamaica, um von hier zu seiner frühern Beschäftigung nach der Campechebai zurückzukehren. In der Negrilbai, an der Westseite von Jamaica, verband er sich mit einer Schaar Abenteurer, um die spanischen Niederlassungen zu plündern. Nachdem sie vor Portobello glücklich gewesen waren, entschlossen sie sich, nach den Küsten der Südsee zu gehen. Etwa 300 bis 400 Mann stark stiegen sie am 5. April 1680 ans Land, und waren am 23. April vor Panama. Nachdem Sawkins, der Chef, bei dem erfolglosen Angriffe auf Puebla Nova gefallen war, gingen sie am 6. Juni nach Süden, und erreichten die Insel Juan Fernandez. Nach Norden zurückgekehrt, wurden sie vor Arica zurückgeschlagen, und erreichten in der Mitte Aprils 1681 die Insel Plata in der Nähe des Äquators. Streitigkeiten über die Wahl eines Anführers veranlaßten hier eine Trennung der Gesellschaft. Mit etwa 40 Mann suchte Dampier an der Westküste Amerikas zu landen; jedoch gelang ihm dieses erst nach vielen Hindernissen und Gefahren. Drei und zwanzig Tage hindurch ging er mit seiner Gesellschaft durch die Wälder auf der Landenge von Panama. Kaum am mexicanischen Meerbusen angelangt, verband er sich aufs neue mit einer Schaar Abenteurer, welche unter dem Capitän Tristian auf einem französischen Schiffe dienten. Auf der Insel Springer vereinigten sie sich mit andern und bildeten so eine Flotte von 8 Schiffen. In diesen Meeren hielt er sich ein ganzes Jahr auf, dann ging er mit der Gesellschaft nach Virginien, wo diese ihre Beute verkaufte und er 13 Monate blieb.

Am 23. August 1683 verließ er unter dem Capitän Cook Virginien, segelte nach den Inseln des grünen Vorgebirges, der Küste von Guinea, um die Südspitze Amerika's nach der Insel Juan Fernandez. In Gesellschaft eines zweiten Schiffes, welches sie unterweges getroffen hatten, verließen sie diese Insel am 8. April 1684, fuhren an der Küste Amerikas fort, machten mehre Prisen, gingen dann nach den Gallopagos-Inseln und, nach einigem Aufenthalte, nach der Küste von Mexico, welche sie beim weißen Vorgebirge erreichten, wo der Capitän Cook starb. Das Commando des Schiffes ging nun an Eduard Davis über, und die Expedition segelte nach Ria Lexa. Die beiden Schiffe trennten sich, trafen aber bald den Capitän Swan, mit welchem sich Davis wieder verband. Ein Versuch, Guajaquil zu plündern, war fruchtlos, aber an der Mündung des Flusses nahmen sie einige

Schiffe, welche eine Ladung von etwa 1000 Sclaven hatten. Nie hatten sie, wie Dampier meint, eine bessere Gelegenheit, sich zu bereichern, als hier. Er schlug vor, diese Sclaven zu benutzen, um die Goldminen bei Santa Maria auf dem Isthmus von Darien zu bearbeiten, aus denen die Spanier einige Monate früher vom Capitän Harris verjagt worden waren; dadurch würden sie seiner Meinung nach Herrn der ganzen Küste bis Quito geworden seyn. Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen, und so verfolgten sie ihr früheres Leben weiter.

Am 23. December 1684 gingen sie von der Insel Plata nach der Bai von Panama. Aus aufgefangenen Briefen erfuhren sie auf der Insel Tomaco, daß nächstens die Silberflotte vorbeigehen würde. Ihre Flotte bestand jetzt aus 6 Kriegs- und 4 Transportschiffen; jedoch durch falsche Signale, welche der Admiral der spanischen Flotte während der Nacht anordnete, entging ihnen diese Beute.

Nachdem sie mehre Städte an der Küste erobert hatten, trennten sich die beiden Hauptschiffe; Davis wollte nach den Küsten von Peru zurückkehren, Dampier ging mit Swan nach Westen. Sie verfolgten die Küste von Mexico, landeten und plünderten häufig, und kamen bis zur Breite der Südspitze von Californien. Nach einem hartnäckigen, für sie unglücklichen Gefechte mit den Spaniern entschlossen sie sich, diese Gegenden zu verlassen und nach Ostindien zu gehen. Nur die Aussicht auf reichen Gewinn in Manilla war vermögend, den größten Theil der Mannschaft zur Theilnahme an einer Reise zu bewegen, welche ihnen um so gefährlicher schien, da die Vorräthe an Lebensmitteln sehr schwach waren.

Am 31. März 1686 verließen sie das Cap Corrientes, die Mannschaft wurde unterweges mehrmals unzufrieden, und nur mit Mühe gelang es dem Capitän, Ruhe zu erhalten; da die Lebensmittel immer geringer wurden, hatte ein Theil der Mannschaft den Plan gemacht, im Falle alle Vorräthe erschöpft seyn sollten, zuerst den Capitän und dann der Reihe nach alle übrigen zu schlachten, welche zu der Reise gerathen hatten. Drei Tage zuvor, ehe aller Proviant verzehrt war, erreichten sie Guam am 20. Mai. Von dem spanischen Gouverneur gut aufgenommen und mit Lebensmitteln versorgt, entschlossen sie sich, nach Mindanao zu gehen, wo sie am 22. Juni ankamen. Hier waren sie während der nassen Jahreszeit mit Ausbesserung des Schiffes beschäftigt. Bald aber entstanden Unruhen, und da der durch seine Härte verhaßte Capitän zu keinem Entschlusse in Betreff der ferneren Reise kommen konnte, ließen sie ihn mit etwa 36 Mann zurück und segelten am 14. Januar 1687 ab, und gelangten am 23. Februar nach Manilla. Durch widrige Winde hin und her getrieben gingen sie nach China; von hier abgereist entdeckten sie die Baschi-Inseln, welche Dampier ausführlich beschreibt. Von hier gingen sie nach Mindanao, wo Dampier die Mannschaft vergeblich zu bewegen suchte, den Capitän Swan wieder zurückzurufen. Sie fuhren von hier durch die Molucken und erreichten Neuholland. Dampier gab hier den Rath, nach irgend einem engländischen Comptoir zu gehen; man drohte aber, ihn ans Land zu setzen und zurückzulassen. Er faßte daher den Entschluß, die Gesellschaft bei der ersten passenden Gelegenheit zu verlassen. Sie fuhren an der Küste Sumatras entlang und gelangten am 5. Mai nach den Nicobaren, wo Dampier mit Erlaubniß des Capitäns zurückblieb; zwei andere aus der Gesellschaft schlossen sich ihm an; vier in der Nähe von Sumatra gefangene Malaien und ein Portugise wurden ebenfalls ans Land gesetzt. Nach einem kurzen Aufenthalte fuhren sie am 15. Mai 1688 auf einem offenen Kahne nach Acheen auf Sumatra, was sie nach vielen Gefahren und Mühseligkeiten erreichten. Im Juli 1688 ging er mit dem Capitän Welden nach Tonquin, und kehrte im April 1689 nach Acheen zurück, wo er bis zum September n. J. blieb. Hierauf machte er eine Reise nach Malacca, die bis zu Neujahr 1690 dauerte, dann ging er nach Madras, und später nach Bencoulen, wo er während einer Zeit von 5 Monaten Kanonier war. Am 25. Januar 1691 verließ er diesen Ort, und fuhr über das Cap nach England, wo er am 16. September 1691 ankam.

Dampier hatte während der ganzen Reise ein sehr genaues Tagebuch gehalten, welches er bald nach seiner Rückkehr herausgab und dem Präsidenten der königlichen Societät C. Montaigu zueignete. Dadurch wurde er dem Grafen Orford, dem ersten Lord der Admiralität bekannt. Er scheint jetzt in königliche Dienste getreten zu seyn. Wenigstens gab man ihm das Schiff Roebuck mit zwölf Kanonen, um damit Entdeckungen an den Küsten Neuhollands zu machen. Er verließ am 26. Jan. 1699 die Dünen, berührte Brasilien, segelte dann nach Osten, bemerkte Eendrachts-Land an der Westküste Neuhollands, entdeckte die Seehunds-Bai, und verfolgte einen großen Theil der Westküste. Die Einwohner fand er ebenso wild, als späterhin der Capitän Baudin, und es war ihm unmöglich, einen Verkehr mit ihnen anzuknüpfen. Da er weder Wasser noch Lebensmittel an dieser Küste fand, so ging er nach Timor, wo seine Ankunft die Holländer in große Unruhe setzte. Hierauf ging er in dem benachbarten Archipel bis zur Westküste von Neuguinea, welches er am 1. Januar 1700 entdeckte. Nachdem er das Cap Mabo dublirt hatte, verfolgte er die Nordküste bis zur Insel Shouten, ging dann nach Osten, entdeckte mehre Inseln und gelangte endlich zu einem Cap, welchem er den Namen St. Georg's Vorgebirge gab, und welches die Südostspitze von Neuirland bildet. Noch stets glaubte Dampier die Küste von Neuguinea zu verfolgen, bis er durch die von ihm benannte Straße hindurch ging und sich überzeugte, daß das östlich liegende Land, welches er Neubritannien nannte, davon getrennt wäre. Er fuhr nun an der nördlichen Küste von Neuguinea fort, gelangte zum Cap Mabo, von hier nach Ceram. Nachdem er in Batavia sein Schiff ausgebessert hatte, kehrte er nach Europa zurück, litt aber im atlantischen Meere in der Nähe der Insel Ascension am 21. Februar 1701 Schiffbruch. Nur mit Mühe erreichte die Mannschaft die Insel. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte wurde er von einem vorbeisegelnden Ostindienfahrer aufgenommen und nach England gebracht.

Hiemit schließt Dampier's eigene Erzählung von seinem Leben. Es geht jedoch aus der Vorrede zum

dritten Bande seiner Reise hervor, daß er sich 1703 zu einer neuen Reise rüstete. Sodann wird in Woodes Roger's Reise um die Welt erwähnt, daß D. um das Jahr 1705 das Commando über ein Schiff in der Südsee hatte. In den Jahren 1708 bis 1711 begleitete er Woodes Roger auf seiner Reise um die Welt als bloßer Pilot. Während dieser Reise wurde Guajaquil genommen, wobei D. die Artillerie kommandirte. Weiter wissen wir nichts von ihm und es ist unbekannt, wann und wo er gestorben ist.

Der Bericht seiner Reisen, worin er sein Leben erzählt, erschien unter dem Titel: *W. Dampier New Voyage round the world.* London 1697—1703. 8. 3 Bände mit Kupfern und Charten; die beste Ausgabe erschien London 1729. 8. 4 Bände mit Kupfern. Zwei (schlechte) französische Übersetzungen erschienen Amsterdam 1711 und Rouen 1715; zwei teutsche in Frankfurt 1765 und Leipzig 1708.

Dampier bietet uns ein auffallendes Beispiel eines talentvollen und wissenschaftlich gebildeten Menschen von vielem Scharfsinne und Beobachtungsgeiste dar, welcher, von seiner Neigung zu einem herumschweifenden Leben getrieben, im Stande war, sich Jahre lang unter Vagabonden und Seeräubern aufzuhalten, was um so auffallender ist, da er auf seiner Reise um die Welt nicht einmal eine Hauptrolle spielte, also nicht von dem Ehrgeize getrieben werden konnte. Eine Characterfestigkeit, verbunden mit einer gewissen Familiarität, machten ihn wenig geschickt zum Chef einer Expedition, wie er dieses besonders auf seiner Reise nach Neu-Holland bewies. Was jedoch seine Beobachtungsgabe betrifft, so können wenige Reisende mit ihm verglichen werden. Sein scharfer Überblick, sein richtiges Combinationsvermögen zeigen sich besonders da, wo er allgemeine Übersichten gibt, und die seinem Werke angehängte Abhandlung über die Winde gehört, zu dem trefflichsten, was über Meteorologie je erschienen ist. Erwägen wir, daß D. diese Abhandlung zu einer Zeit schrieb, wo durch die Arbeiten von Halley und Hadley die Entstehung der Passatwinde noch nicht nachgewiesen war, und daß er die Erscheinungen so erzählt, als ob er sie alle aus dieser Theorie abgeleitet hätte, dann müssen wir seine durch alle folgenden Beobachtungen bestätigten Nachrichten desto mehr bewundern. (*L. F. Kämtz.*)

Nach Dampier sind benannt: 1) zwei Inselgruppen im Australocean (D's-Archipel und D's-Gruppe); 2) ein Corallenriff in der großen Straße, welche zwischen Timor und Dewittsland heruntergeht; — 3) die Meerenge (Dampiers-Straße), welche Neuguinea beim Cap King William von Neubritannien trennt; — 4) die Meerenge, welche die Ins. Waigiu (auf holländ. Charten Waggamme, zwischen 143° 16′ bis 149° 4′ L. und 0° bis 0° 30′ s. Br.) am indischen Archipel, im S. von der von Malaien und Papuas bewohnten fruchtbaren Ins. Batanta scheidet; in derselben liegt das unbewohnte Gammenseiland; — 5) eine Pflanzengattung (s. den folg. Art.). (*H.*)

DAMPIERA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Lobelieen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse, nannte Robert Brown (Prodr. p. 587.), nach Wilhelm Dampier, welcher in der Beschreibung seiner Reise unter mehren andern neuen Pflanzen auch die Dampiera incana R. Br. (natürlich unter anderem Namen) erwähnte. Der Charakter dieser Gattung ist: Ein kleiner, fünfzähniger Kelch; eine auf der einen Seite der Länge nach aufgeschlitzte Corolle, deren Fetzen am inneren Rande mit Anhängseln versehen sind; fest zusammenhängende Antheren; die Narbe mit einem nackten Schleierchen; die Steinfrucht einsamig. Die zwölf bekannten Arten, zur Hälfte Staudengewächse, zur Hälfte perennirende Kräuter, sind alle in Neuholland einheimisch. Nur eine derselben (D. stricta R. Br.) hatte schon früher (Linn. transact. II. 349.) Smith unter dem Namen Goodenia stricta beschrieben; die übrigen machte Robert Brown in seinem Prodromus der Flora Neuhollands zuerst bekannt. (*A. Sprengel.*)

DAMPIERRE, 1) einer von den 25 Nebenflüssen der Seine (s. d.) — 2) Marktflecken im Bezirk Arcis sur Aube des franz. Depart. Aube, an der Puit, mit 149 Häusern und 720 Einwohnern, welche Baumwollenspinnerei treiben. — 3) Dorf im Bezirk Dole des Dep. Jura, am Doubs, mit 33 Häus. — 4) Marktflecken im Bez. Gray des Dep. Ober-Saone, am Salon, mit 1344 Einw., 119 Häus., einem Hohofen, Eisenhammer und Gußwerk. (*H.*)

Dampierre, Guide, s. Flandern.

DAMPIERRE, Heinrich Duval Graf von, einer der vorzüglichsten Feldherrn Östreichs in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges, ein unmittelbarer Vorgänger Tilly's und Wallensteins. Geboren im Bisthum Metz nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, diente er zuerst im Kriege Kaiser Rudolfs II. gegen die Türken, half unter dem Oberbefehl des General Basta die Unruhen in Siebenbürgen dämpfen und commandirte mit Ludwig Ragoczy in der Festung Lippa. Im Jahre 604 besiegte er in Siebenbürgen den Gabriel Bethlen (Bethlen Gabor) in einem Gefechte, mußte aber bald darauf mit dem Grafen Belgiojoso dem Stephan Bocskai weichen, welcher sich zum Herrn des Landes machte. Im J. 1605 befand er sich in der Festung Gran, als sie der Großvezier Mehemet belagerte und erhielt, nachdem der Graf Gottfried von Öttingen getödtet worden war, das Commando in derselben. Er vertheidigte sich mit großer Entschlossenheit, bis die Besatzung sich auflehnte, ihm Hände und Füße band und sich den Türken ergab. Kaiser Matthias ernannte ihn zum Kriegerath, Kämmerer und Obersten, und er leistete dem östreichischen Hause im Kriege gegen die Venetianer ausgezeichnete Dienste. Bald nach dem Anfange der böhmischen Unruhen schickte ihn der Kaiser mit einem in Eil zusammengebrachten Truppencorps gegen dieses Land, in welches er am 14. August 1618 verheerend eindrang, Bistritz wegnahm und Budweis, das vom Grafen Thurn belagert war, entsetzte, in der Folge aber wegen Mangel an Lebensmitteln zurückgehen mußte. Mit dem noch berühmtern Feldherrn Buquoy, der, aus den Niederlanden herbeige-

rufen, den Oberbefehl erhielt und von einer andern Seite in Böhmen eindrang, lebte er in gespannten Verhältnissen. Im folgenden Jahre 1619 am 10. Juni besiegte er, zugleich mit Buquoy und Wallenstein, den Grafen Ernst von Mansfeld bei Tein und befreite dadurch das vom Grafen Thurn bedrohte Wien, nachdem er schon vorher, durch Absendung eines Kürassierregiments, den Kaiser Ferdinand aus der drückendsten Verlegenheit gerettet hatte. Er rückte darauf mit 8000 Mann nach Mähren, welches sich den Böhmen angeschlossen hatte, eroberte das feste Schloß Jossawitz, griff aber Niclasburg vergebens an und vermochte in einem Gefechte bei Wistrich der ungleich schwächern Macht der Mähren nicht zu widerstehen. Er erhielt in diesem Jahre den Ritterorden di santa Militia. Im J. 1620 wurde er mit 10000 Mann nach Ungern geschickt, um die Fortschritte Gabriel Bethlens in diesem Lande zu hemmen. Nachdem er in einigen Unternehmungen glücklich gewesen war, versuchte er am 8. Oktober die Stadt Presburg, worin er Einverständnisse unterhielt, in Abwesenheit Bethlens durch einen Handstreich wegzunehmen. Obgleich der Anfang dieser Unternehmung Unglück weissagte, indem einige seiner Schiffe mit der Besatzung in der Donau untergingen, so blieb er doch, gegen den Rath seiner Officiere, in seinem Vorhaben unerschütterlich und entschloß sich sogar, den anfänglich auf die Nacht berechneten Angriff bei Tageslicht auszuführen. Indem er aber, am 9. Oktober, an der Spitze der Seinen gegen das Schloßthor vordrang, wurde er von der Besatzung erkannt und durch einen Schuß getödtet. Während die Seinigen bestürzt zurückwichen, bemächtigten sich die Ungern des Leichnams, hieben ihm dem Kopf ab und zeigten ihn von der Mauer. Auf die Verwendung des französischen Bothschafters zu Wien lieferte Bethlen den Leichnam bereitwillig aus, und der Kaiser mit seinem Hofe wohnte selbst der ehrenvollen Bestattung bei. — Man findet in den zu Khevenhöllers Annalen gehörenden Contrefaits das Bildniß Dampierre's, welches einen stattlichen Krieger zeigt, nebst einigen biographischen Nachrichten über ihn. Von den Umständen seines Todes berichtet einer seiner Officiere als Augenzeuge, in Wassenbergs teutschem Florus S. 41—46. der Ausgabe von 1647. *(Rese.)*

DAMPIERRE, August Heinrich Marie Picot de, General der französischen Republik, geboren in der Champagne 1755, diente in seiner Jugend als Unterlieutenant in der französischen Garde. Von Kindheit an beselte ihn der lebhafteste Drang nach Waffenthaten, den er in den damaligen friedlichen Zeiten Frankreichs nicht befriedigen konnte. Vergebens hatte er preußische Dienste zu erhalten gesucht, vergebens an dem Freiheitskampfe der Nordamerikaner Theil zu nehmen gewünscht, die Erlaubniß dazu wurde ihm verweigert, und als er heimlich nach Spanien gegangen war, um die Gefahren der Belagerung von Gibraltar zu theilen, ließ ihn der französische Hof, auf den Betrieb seiner Familie, zu Barcelona festnehmen und zu seinem Regimente zurückbringen. Im J. 1788 befriedigte er seinen Hang zu kühnen Unternehmungen, indem er mit dem Herzoge von Orleans in einem der ersten Luftballons emporstieg; sein Geschmack erhielt dadurch eine neue Richtung, und er verließ bald nachher Paris ohne Erlaubniß, um zu Lyon eine zweite Luftreise zu machen, die unter dem Beifallgeschrei einer unermeßlichen Volksmenge vor sich ging. Bei seiner Rückkehr, noch von dem erhaltenen Beifalle berauscht, wurde er verhaftet, und empfand dies so übel, daß er seine Entlassung verlangte. Sie wurde ihm verweigert, er ging aber dennoch auf einige Zeit nach England. Nach seiner Rückkunft zog er durch seine auffallenden Eigenthümlichkeiten, wozu ein langer Zopf nach preußischer Art gehörte, die Blicke Ludwigs XVI. auf sich, der ihn bei einer Revue gegen den Marschall Biron tadelte. Die Minister erfuhren dies und legten von jetzt an seiner Beförderung Hindernisse in den Weg; er trat nach und nach in das Regiment von Chartres und die Jäger der Normandie ein und zog sich zuletzt ganz vom Dienste zurück. Beim Ausbruch der Revolution lebte er ruhig auf seinen Gütern von einem bedeutenden Vermögen. Seine Anhänglichkeit an die republikanischen Grundsätze offenbarte er zuerst dadurch, daß er in den öffentlichen Blättern gegen die Einzeichnung seines Namens in die Liste des monarchischen Clubbs protestirte; die Präsidentschaft des Departements der Aube, wozu er im Jahre 1790 ernannt war, schien diese öffentliche Erklärung nöthig zu machen. Im Jahre 1791 wurde er zum Adjutanten des Marschalls Rochambeau, und bald darauf zum Obersten des fünften Dragonerregiments ernannt. Er eröffnete den Krieg von 1792 an der Spitze dieses Corps, und gab unter den ersten ungünstigen Ereignissen desselben mehrmals Beweise seiner Unerschrockenheit. In der Folge wurde er mit 4000 Mann zu Fuß nach der Champagne Dumouriez zu Hilfe geschickt und, nach dem Treffen von Valmy, zum Commandanten einer Division ernannt. Der Muth, womit er die österreichischen Verschanzungen bei Jemappes angriff, trug das Meiste zum Siege dieses Tages bei. Während Dumouriez im folgenden Winter in Holland eindrang und Miranda Mastricht belagerte, sollte er diese Belagerung durch ein an den Ufern der Ruhr aufgestelltes Truppencorps decken. Er beging hier den Fehler, diese Truppen, etwa 15000 Mann, zu weit auseinander zu verlegen, und ihre Linie wurde daher um so leichter am 1. März 1793 von der österreichischen Übermacht gesprengt und er selbst zum eiligen Rückzug auf Lüttich gezwungen. Nachdem sich Dumouriez mit ihm vereinigt hatte, lieferten die Franzosen bei Tirlemont mehre Gefechte, in denen Dampierre durch glückliche Erfolge den gesunkenen Muth der Seinigen einigermaßen wieder belebte. In der unglücklichen Schlacht von Neerwinden, am 18. März 1793, befehligte er den Mittelpunkt des Heeres und wurde in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen. Durch diese Niederlage wurde das zwischen ihm und Dumouriez schon lange herrschende Misverständniß auf den höchsten Grad gebracht, und dieser, weit entfernt, ihn zum Theilnehmer seiner geheimen Anschläge zu machen, schickte ihn in den Rücken der Armee nach Quesnoy, wo Dampierre erst spät den Abfall des Oberfeldherrn erfuhr. Seine republikanischen Gesinnungen erwarben ihm den Oberbefehl über die Armee, den ihm die Bevollmächtigten des Na-

tionalconvents übertrugen, und den er unter den schwierigsten Umständen übernahm. Die bis auf 30,000 Mann geschwächten und entmuthigten Franzosen standen einem weit zahlreichern, auf seine Siege stolzen Feinde gegenüber. Dennoch foderten die Bevollmächtigten des Convents mit blinder Halsstarrigkeit von ihm die Ergreifung der Offensive. Dampierre mußte, ungeachtet aller Gegenvorstellungen, gehorchen, und der Verlust zweier Angriffsschlachten war die Folge. In der letzten dieser Schlachten, am 8. Mai 1793, fand Dampierre das Ziel seiner Laufbahn; eine Kanonenkugel riß ihm im Gehölz von Vicoigne den Schenkel weg, als er mit der größten Unerschrockenheit seine Truppen gegen den Feind führte. Er wurde amputirt und starb wenige Stunden nachher in den Armen seines Sohnes, der später im Jahre 1802 als Generaladjudant bei der Expedition nach St. Domingo umkam. Ohne diesen ehrenvollen Tod hätte er vielleicht unter dem Beil der Guillotine geendet, denn er war der damals im Convent herrschenden Partei bereits verdächtig geworden. Seine Überreste erhielten indeß die Ehre des Pantheons. Er war schwerfällig gebaut und von finsterem Ansehn, dabei aber sehr lebhaft, und soll zuweilen an Geistesabwesenheit gelitten haben. (Größtentheils nach der Biographie nouvelle des Contemporains. Tome V.) *(Rese.)*

DAMPIERS-ARCHIPEL, eine Inselgruppe an der Westküste von Dewittsland, wozu die Insel du Rosmarin, die drei Montebellos-Inseln (l'Hermite, Tremouille und Löwendaal) und die beiden Inseln Roxilly gehören. Die äußerst niedrige, sandige und unfruchtbare Küste des Australlandes bezeichnet eine leichte Wellenlinie, auf welcher die Caps Dupuys (20°47′ südl. Br., 133°18′ östl. L.), Malouet (20°45′ südl. Br., 133°5′ östl. L.) und Poivre aufgestellt sind; Dampier vermuthete hier eine Durchfahrt nach Neuguinea. Die Inseln waren wasserlos; die Romarininsel (134°10′ östl. L., 20°28′ südl. Br.) benannte er nach einer dem Rosmarin gleichenden, aber geruchlosen Staude; Spuren von Einwohnern fand er auf derselben nicht, doch stieg aus den benachbarten Inseln Rauch auf. (Vgl. Hassel Erdbeschr. von Australien. Weimar 1825. S. 236.) *(Leonhardi.)*

DAMPIERS-GRUPPE. Dieser im NO. von Neuguinea, zwischen 160 bis 165° L. und 3 bis 5° südl. Br. gelegne Archipel wurde 1616 von Schouten entdeckt und 1699 von Dampier von neuem besucht. Er besteht aus 15 Inseln, welche, von Corallenriffen umschlossen, herrliche Kokoshaine und Waldungen enthalten; mehre tragen ansehnliche Berge, von denen nach Dampier zwei, nach Schouten vier Feuer und Rauch auswarfen. Die wichtigeren dieser Eilande sind nach Dampier: die Insel Rook, die lange Insel (164°14′ L., 5°55′ südl. B.), die Kroneninsel (164°10′ L. 5°5′ südl. Br.) und Sir Robert Rich's Insel (163° L. 5°43′ südl. Br). Westwärts von dieser unter 162°45′30″ L., 4°52′ südl. Br. und unter 161°45′ L., 3°55′ südl. Br. liegen zwei Inseln mit thätigen Vulkanen, und ein dritter erhob sich unter 165°30′ L., 5°17′ südl. Br. im Osten von der Kroneninsel. (Vergl. Hassel Erdbeschr. von Australien. Weimar 1825. S. 349.) *(Leonhardi.)*

DAMVILLE, Flecken im Bezirk Evreux des franz. Departements Eure, am Iton, mit 216 Häusern und 920 Einw., welche Weißgärberei betreiben, viel Obst bauen und Cyder bereiten. *(H.)*

DAMVILLERS, Damvilliers (49°22′ Br., 23°8′ L.), Cantonstadt im Bezirk Montmedy des franz. Departement Maas, liegt in einer sumpfigen Gegend und zählt 153 Häuser mit 917 Einw., welche Gärberei treiben. Die Stadt gehörte früher zum Herzogthum Luxemburg, wurde 1528 von Karl V. befestigt, von den Franzosen unter Heinrich II. und Ludwig XIII. erobert und im pyrenäischen Frieden 1659 an Ludwig XIV. abgetreten, der ihre Festungswerke 1673 schleifen ließ. *(Leonhardi.)*

DAN (דָּן), des Patriarchen Jakob fünfter Sohn, der erste von der Bilha, Rahels Magd (1. Mos. 30, 6), und der nach ihm benannte Stamm, welcher unter den zwölf Stämmen Israels einer der kleinsten gewesen zu seyn scheint. Er erhielt bei der Eroberung des gelobten Landes zu seinem Antheile eine Anzahl von Städten an der Küste des mittelländischen Meeres, dem Stamme Benjamin gegen Abend. Sie waren bei der ersten vorläufigen Theilung Juda zugefallen (Jos. 15, 12) und wurden darauf für Dan ausgesondert. Das Verzeichniß derselben steht Jos. 19, 41 — 46. Es sind ihrer siebzehn [1]). Indessen scheinen die Daniten nie in den vollen Besitz des ihnen angewiesenen Landstrichs gekommen zu seyn oder ihn doch nicht behauptet zu haben; denn eine jener Städte, Ekron, wird sonst nur als den Philistern gehörig erwähnt, z. B. 1 Sam. 5, 10. 2 Kön. 1, 2. Auch wird Richt. 1, 34. 35 ausdrücklich gemeldet, daß die Amoriter die Daniten ins Gebirge drängten und nicht zuließen, daß sie in die Ebene herabkämen. Doch hatten sie nachher die meisten der angewiesenen Städte inne, und sie scheinen sich allmälig auch in philistäische und phönicische Städte verbreitet und an der Schifffahrt und dem Handel der Phönicier Theil genommen zu haben. S. Richt. 5, 17., vergl. 2 Chron. 2, 14 und besonders Ezech. 27, 19. Aus diesem Stamme war der Richter Simson (Richt. 13, 2. 25). — Vermuthlich war es die Schwierigkeit, sich in dem angewiesenen Gebiete zu behaupten und hinlänglich auszubreiten, was die Daniten zur Zeit der Richter veranlaßte, eine Colonie nach den nördlichsten Theilen Palästina's auszuführen, wie dies im Buch

1) Daß ihnen die wichtige Hafenstadt Joppe mit zugefallen, wie Eusebius und Hieronymus im Onomasticon, sowie Gesenius im hebr. Wörterbuche voraussetzen, wird Jos. a. a. O. nicht gesagt, wenn gleich zu vermuthen ist, daß sich später Daniten dort niederließen, um der Schifffahrt und des Handels willen. Doch scheinen die Phönicier über diesen wichtigen Handelspunkt noch lange die Oberhand behauptet zu haben. Vergl. übrigens 2 Chron. 2, 16. Erst die Makkabäischen Fürsten nahmen diesen Hafen den Syrern ab (1 Makk. 10, 74. 76. 14, 5. 34). — Auch Josephus (Archäol. 5, 1, 22) gibt dem Gebiete des Stammes eine zu weite Ausdehnung nach Norden hin, wenn er behauptet, daß es von Asdod bis nach Dora gereicht; doch mag in dem letztern Namen eine Corruption der Abschreiber liegen.

der Richter Kap. 18 erzählt wird [2]). Nachdem sie die Gegend auskundschaftet hatten, brachen sie zu 600 Mann mit Weib und Kind aus Zorea und Estaol auf nach Lais oder Lesem, wie es Jos. 19, 47 heißt, nahmen diese Stadt, die keinen Überfall vermuthete, mit Gewalt der Waffen ein und nannten sie Dan. (S. den folgenden Art.) Nach dem Exil scheint dieser Stamm spurlos verschwunden zu seyn, woraus sich erklären läßt, daß er in den Geschlechtsregistern 1 Chron. 4 — 7 gänzlich übergangen wird. Dasselbe geschieht in der Apokalypse 7, 4 — 8. Was endlich die Juden des Mittelalters, wie Eldad und Benjamin von Tudela, über die Wohnsitze der von Salmanasser exilirten Daniten und über ihre Colonie im Mohrenlande berichten, sind Fabeln, auf Veranlassung von Bibelstellen erdichtet, wie 2 Kön. 17, 6. Zephanja 3, 10. [3]).

(*E. Rödiger.*)

DAN, eine Stadt in den nördlichsten Theilen von Palästina [1]), so benannt von einer daselbst sich niederlassenden Colonie des Stammes Dan (s. den vorhergehenden Art.). Sie hieß vormals Lais (לַיִשׁ) nach dem Buch der Richter 18, 7. 29, oder auch Lesem (לֶשֶׁם) nach Jos. 19, 47, und stand, wie es scheint, unter der Herrschaft von Sidon, doch ohne engeren Verkehr mit demselben. S. Richter 18, 7. 28. Die Daniten unterdrückten die Bewohner und baueten die Stadt aus. Sie lag unweit der syrischen Grenze an einem kleinen gleichnamigen Flusse, der mit ein paar andern vereinigt den Jordan bildet [2]), nach Eusebius vier römische Meilen westlich von Paneas auf dem Wege nach Tyrus. Zu Hieronymus Zeit stand an der Stelle der alten Stadt noch ein Flecken dieses Namens. Klödens Combination, welche auch Rosenmüller billigt [3]), daß das jetzige Hasbeya an der Stelle des alten Dan liege, hat schon deshalb wenig Wahrscheinlichkeit, weil der Fluß, der jetzt noch den Namen Dan führt, ein anderer ist als der, an welchem Hasbeya liegt, und weil dann die Entfernung von Paneas in Rücksicht auf des Eusebius Angabe zu groß seyn würde [4]). — Ein Anachronismus ist es, wenn die Stadt schon 1 Mos. 14, 14 und 5 Mos. 34, 1 unter dem Namen Dan erwähnt wird. Dan war seit der frühesten Zeit ein Sitz des Götzendienstes. Schon jene danitische Colonie raubte auf ihrem Zuge dahin einem gewissen Micha ein Götzenbild, stellte es in dem neuen Wohnsitze auf und richtete bei demselben ein Priesterthum und ein Orakel ein (Richt. 18. vergl. das. Kap. 17). Später war Dan nebst Bethel Sitz des Stierdienstes, welchen Jerobeam nach der Theilung des Reichs anordnete (1 Kön. 12, 28 ff.). Darauf zielt z. B. Amos 8, 14. Auch die spätern Juden halten dies noch fest und tragen diese Beziehung öfter in die frühere Geschichte hinein [5]).

(*E. Rödiger.*)

DAN, ein für flache Boote schiffbarer Quellenfluß des Roanoke (s. dies. Art.), welcher auf der nördlichen Grenze des nordamerikanischen Freistates Nordcarolina entspringt.

(*H.*)

DAN, mit dem Beinamen Mykkillati, d. h. der Stolze, war ein Sohn des Beherrschers von Schonen und Halland Dag oder Daug, folgte diesem in der Mitte des dritten Jahrhunderts nach Christus in der Regirung über Schonen, heirathete Olufa, des Regenten von Ögothland oder Seeland, Fyen ꝛc. Tochter, und erhielt durch diese Heirath selbst die Regirung über die Inseln Seeland, Fyen, Laaland, Falster und Möen. Nach den Dänen, die Schonen bewohnten, und nach seinem eigenen Namen Dan wurden von jetzt an alle diese Inseln, nach ihrer Vereinigung mit Schonen und Halland, mit dem gemeinschaftlichen Namen Danmark (Dänemark) genannt. Er selbst hieß nun nicht mehr Drot (Zins- oder Landesherr), sondern König, nahm seinen beständigen Wohnsitz zu Leire auf Seeland, wo er auch im Jahre 300 in hohem Alter gestorben ist, und kann insofern mit Recht als erster König des gegenwärtigen Königreichs Dänemark betrachtet werden. Erst unter König Friedrich III. wurden die Provinzen Schonen, Halland ꝛc. in dem Roeskilder Frieden vom 26. Febr. 1658 an Schweden abgetreten und hörten auf, zu Dänemark gezählt zu werden. Auch Angeln und Jütland unterwarfen sich seiner Regirung, nachdem er den Einwohnern gegen die Sachsen (Holsteiner), die sie überfallen hatten, Hilfe geleistet und sie durch seine große Tapferkeit von ihren Feinden befreit hatte. — Von seiner Regirung an wurde den dänischen Regenten nicht mehr blos in der Provinz, wo sie ihren Hauptsitz hatten, sondern in jeder einzelnen ihrer Provinzen besonders gehuldigt. Die Huldigung geschah unter freiem Himmel, so daß der König auf einem hohen

---

2) Wahrscheinlich fällt dieses Factum in die Zeit kurz nach Josua, wo die Daniten zwar schon einige der ihnen bestimmten Städte besetzt hatten, aber doch nur sehr langsame Fortschritte in der Eroberung der übrigen machten. Nur so läßt es sich vereinigen, wenn Richt. 18, 1 f. gesagt wird, daß damals die Daniten ihr Gebiet noch nicht inne gehabt, und doch gleich darauf erzählt wird, daß ihre Colonie aus den Städten Zorea und Estaol ausging, welche sie folglich schon besaßen. Mit Unrecht setzt daher Rosenmüller (bibl. Alterthumsk. II, 1. S. 304) die Auswanderung in die Zeit, wo ihnen ihr Antheil noch gar nicht angewiesen war. Richtiger drückt er sich ebend. II, 2. S. 50 aus. 3) Man s. z. B. Eisenmengers entdecktes Judenthum. II. S. 519. 527.

1) Daher die im A. T. so häufige Phrase: ganz Israel von Dan bis Berseba d. i. vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden des gelobten Landes. Richt. 20, 1. 1 Sam. 3, 20. u. ö. Und wenn eine feindliche Invasion von Norden her drohte, so kam die Kunde davon zunächst über Dan ins Land. Jerem. 8, 16. 2) Die genauesten Details hierüber s. bei Gesenius zu Burckhardts Reisen in Syrien. S. 495. 3) Klödens Landeskunde von Palästina. S. 76. Rosenmüllers bibl. Alterthumsk. II, 2. S. 51.

4) Daraus erklärt sich auch, wie spätere Bibelübersetzer für Dan geradezu Paneas setzen, z. B. Saadia und der Samaritaner 1 Mos. 14. 14, sowie der Araber 2 Kön. 10, 59. Selbst Hieronymus verfällt in diesen Fehler im Comm. zu Ezech. 48, ob er gleich im Onomasticon das Richtige hat. Genauer sagt das Targ. Hieros. 1 Mos. a. a. O. דן דקיסרין Dan bei Cäsarea Philippi d. i. eben Paneas. 5) S. z. B. Jonathans Targum 2 Mos. 17, 8. 4 Mos. 11, 1. 5 Mos. 25, 18.

Steine und das Volk um ihn her gleichfalls auf Steinen stand, zum Zeichen, daß das wechselseitige Verhältniß unerschütterlich und die angelobte Treue von felsenfester Dauer seyn sollte. Solcher Huldigungsplätze befanden sich in Seeland bei Leire, in Schonen bei Lund, in Jütland bei Viborg, in Schleswig bei Kowirke; noch gegenwärtig sind sie zum Theil an den aufgethürmten Steinen erkennbar. — Übrigens führte Dan den Namen: der Stolze oder Prachtlustige nicht ohne Grund. Er zeichnete sich nämlich durch Verschwendung und Prachtliebe vorzüglich aus und setzte auf die äußere Größe einen so hohen Werth, daß er sich gewöhnlich von einem seiner Unterkönige aufwarten und von zwei Hersen, oder Höheren im Volke, sein Reitpferd satteln und beim Auf- und Absteigen bedienen ließ. Eben diese Prachtliebe scheint die Ursache gewesen zu seyn, warum er den Befehl gab, daß nach seinem Tode sein Leichnam nicht, wie es sonst, nach Odins Vorschrift, der allgemeine Gebrauch erfodert hätte, verbrannt, sondern auf einer eigends hiezu errichteten Anhöhe, sitzend in königlichem Schmucke und mit voller Rüstung begraben werden sollte; wobei zugleich sein Reitpferd, völlig gesattelt, nebst mehren bedeutenden Kostbarkeiten, in denselben Hügel niedergesenkt werden mußten. Dieses geschah unweit Leire in Seeland, wo der dazu bestimmte, 400 Ellen lange Hügel noch gezeigt wird. Da seine Nachfolger in den verschiedenen Provinzen den Gebrauch, die Leichname, statt durchs Feuer verzehren, vielmehr auf besondern Anhöhen begraben zu lassen, großentheils beibehielten; so pflegt man wol in der dänischen Geschichte das sogenannte Hougs-Old (Aetas collium, Hügel-Zeitalter), welches mit Dan anfing, von dem Bruna-Old (Aetas combustionis, Verbrennungs-Zeitalter), welches mit ihm zu Ende ging, zu unterscheiden. — Die drei Löwen, welche sich in dem dänischen Reichswapen befinden, gründen sich auf die unter Dan geschehene Vereinigung der drei Hauptprovinzen Schonen, Seeland und Angeln unter einen Regenten; auch behielt jeder dieser Staten in dieser Vereinigung noch seine eigenen Sitten und Gebräuche, so wie ihm auch sein eignes Wapen und Gesetzbuch gegeben wurde. (S. Holbergs Reichshistorie. Bd. 1. S. 50. *Suhms* Udtog of Danmarks Historie. p. 5. etc. *Hösts* Udsigt. p. 12. etc. *Munthes* indenlandske Tildragelser. p. 16. etc. Wandalls Lebensbeschreibungen verdienter Dänen, übersetzt von Dau, Bd. 1. S. 61 ff.).
(*v. Gehren.*)

DAN, Pierre, Superior der Mathurinen zu Fontainebleau, gest. 1649, begab sich im Jahre 1634 in die Berberei, um Christensclaven loszukaufen, deren er auch 42 zurückbrachte. Während seines Aufenthaltes zu Algier sammelte er die Materialien zu seiner Histoire de Barbarie et de ses corsaires (Paris 1637. 4.). De Vries übersetzte sie ins Holländische und fügte einen zweiten Theil hinzu, und darauf erschien das Werk wieder französisch unter dem neuen Titel: Histoire des royaumes et des villes d'Alger, de Tunis, de Salé et de Tripoli, augmentée de plusieurs pièces (Paris 1649 f.). Dies ist das erste Werk dieser Art in Frankreich; der Verfasser ist zuweilen allzu leichtgläubig, theilt aber auch sehr interessante Nachrichten mit. Als ein anderes brauchbares Werk von ihm lobt Lenglet den Trésor des merveilles de la maison royale de Fontainebleau, contenant son antiquité, les singularités qui s'y voyent. Paris 1642 f. Mit Kupf. (Nach Eyriès). (*H.*)

DANA, Township, mit 625 Einw. in der Grafschaft Worcester des nordamerikanischen Freistats Massachusetts. (*H.*)

DANAË, Tochter des Akrisios, Königs in Argos (s. diesen). Von ihr sagte ein Orakel, ihr Sohn werde seinen Großvater tödten. Akrisios sperrte sie deshalb in ein ehernes Gemach unter der Erde, um sie vor aller Berührung mit Männern zu bewahren. Gleichwol wurde sie schwanger, nach der Sage dadurch, daß ihr Zeus als goldener Regen in den Schoos fiel, — der Geliebte durch Bestechung sich den Weg zu ihr bahnte. Danaë gebar den Perseus, und Akrisios, um sich nun doch zu sichern, sperrte Mutter und Kind in einen hölzernen Kasten, und gab diesen den Wellen Preis. Der Kasten trieb an die Insel Seriphos, wo Diktys, des Königs Polydektes Bruder, sie dem Meer entriß und den Perseus erziehen ließ. Nachdem dieser erwachsen war und das Medusenhaupt und Andromeda errungen hatte, eilte er mit dieser und seiner Mutter nach Argos, um sich dem Großvater vorzustellen. Aus Furcht vor Erfüllung des Orakels entwich dieser nach Pelasgiotis, Perseus aber ging ihm nach, und das Orakel ging in Erfüllung, indem Perseus bei den Leichenspielen zu Ehren des Königs von Larissa ihn unversehens mit einem Discus traf [1]). Nach Andern [2]) kam Akrisios nach Seriphos, um sich mit seinen Kindern auszusöhnen, ward aber dort bei den Leichenspielen des Königs Polydektes auf die angegebene Weise getödtet. (*H.*)

DANAEA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Poropteriden (Poropterides Willd., Danaeaceae Agardh.) und der 24sten Linnéschen Klasse hat Smith (in Mém. de l'Acad. de Turin V. p. 420) so genannt nach Joh. Peter Maria Dana, Allioni's Schüler und Nachfolger in der Professur der Botanik zu Turin und Verfasser einer kleinen Schrift: de generatione plantarum (Aug. Taur. 1764. 8.). Der Gattungscharakter von Danaea besteht in linienförmigen, parallelen Kapselbehältern, welche in doppelter Reihe auf den Venen der untern Laubfläche eingegraben sind und von einem doppelten Schleierchen verhüllt werden, und in zusammengewachsenen Kapseln, welche sich in einem Löchlein öffnen. Die vier bekannten Arten wachsen im heißen Südamerika: 1) D. simplicifolia Rudg. (Icon. pl. gui. t. 36), in Guiana, hat einfaches Laub; 2) D. nodosa Sm. (Tracts p. 260, Asplenium nodosum L. sp. pl., hieher auch D. longifolia Desv. und D. geniculata Radd.) und 3) *D. elliptica* Sm. (Rees Cyclop., Felix major Sloane jamaic. t. 41. f. 1.), beide in Westindien und Brasilien

1) Schol. in Apoll. Rh. 1091 nach Pherekydes, und 1515. Apollod. 2, 2, 1, und 4, 1 — 4. 2) Hygin. fab. 63 und 273.

einheimisch, haben gefiedertes Laub und einen knotigen, nackten, gemeinschaftlichen Laubstiel; sie unterscheiden sich nur durch die Form der Blättchen, welche bei 2. lanzettförmig, bei 3. oval sind). (S. *Hook* et *Grevill.* ic. fil. t. 51. 52.). 4) *D. alata* Sm. (l. c., *Kaulf.* enum. t. 1. f. 3. *Hook.* et *Grev.* l. c. t. 18) mit gefiedertem Laube und knotigem, oberhalb gefiedertem Laubstiele. Auf den caraibischen Inseln. — *Danaa Allion*, s. *Physospermum Cusson*. (*A. Sprengel.*)

DANAER. Nach der Einwanderung des Danaos nahmen die Bewohner von Argolis, welche bis dahin ägialeische Pelasger geheißen hatten [1]), den Namen Danaer an. Mit diesem Namen bezeichnet sie auch Homer (Il. I, 42 und öft.) und nach ihm Lesches (um Olymp. 33) in seiner Ἰλιὰς μικρά, deren Anfang in der vita Homeri c. 16. p. 5. Barnes. folgender war:

Ἴλιον ἀείδω καὶ Δαρδανίην εὔπωλον,
Ἧς πέρι πολλὰ πάθον Δαναοί, θεράποντες Ἄρηος.

Ferner in einem Fragment der Thebais des Antimachos [2]) heißt Adrastos πρώτιστος Δαναῶν. (Pausan. VIII, 25, 5.) Schon bei Homer zeigt sich aber, daß man diesen Namen von den Argivern auf alle Hellenen ausgedehnt verstand, wie Strabo sagt (VIII, 340): ποιητικῷ δέ τινι σχήματι συγκαταλέγειν τὸ μέρος τῷ ὅλῳ φασὶ τὸν Ὅμηρον. Daß nun der Name schon im Alterthum wirklich von dem ägyptischen Danaos abgeleitet wurde, und nicht als Appellativum von irgend einer Eigenschaft des Landes entlehnt worden ist, zeigt ein Fragment aus dem Archelaos des Euripides (bei Strabo VIII, 570. Eurip. ed. Matth. Tom. IX. p. 84):

Ἐλθὼν (Danaos) ἐς Ἄργος ᾤκισ' Ἰνάχου πόλιν,
Πελασγιώτας δ' ὠνομασμένους τὸ πρὶν
Δαναοὺς καλεῖσθαι νόμον ἔθηκ' ἀν' Ἑλλάδα.

sowie, daß anfangs die Argiver speciell diesen Namen hatten, ausdrücklich von Pausanias B. 7. Cap. 1. gesagt wird, wo dieser Name von dem der Achäer, als dem allgemeinern unterschieden wird. Vergl. noch Strabo vol. II. p. 128. Tzsch. Eurip. Orest. 931. Schol. Eustath. ad Il. 1, 43. II, 681. Hygin. fab. CLXX. und dazu die Ausleger. Serv. ad Virg. Aen. II, 5. X, 497. Bei den spätern, sowol griechischen als römischen, Dichtern wird das Wort ganz gleichbedeutend mit Graeci und Ἕλληνες gebraucht, was weiter keines nähern Beweises bedarf. (*Gust. Kiessling.*)

DANAEUS, Daneau, (Lambertus), ein berühmter reformirter Theologe und Rechtsgelehrter, geb. von adeligen Eltern zu Beaugenci an der Loire 1530, gest. zu Castres in Languedoc 1596. Er studirte die Rechte zu Orleans unter Anne du Bourg, und erhielt den Doctorgrad, trat dann aber bald zur reformirten Religion über, indem er äußere Vortheile seiner Überzeugung aufopferte. Neun Jahre lebte er nun als reformirter Geistlicher zu Gien. Als dann der edle Anne du Bourg, sein Lehrer und Freund, 1559 wegen der Religion verbrannt wurde, verließ Danäus sein Vaterland um so eher, da um diese Zeit auch seine Gattin, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben war. Er kam 1560 nach Genf, studirte dort Theologie mit solchem Erfolge, daß er 1572 Pfarrer und Professor der Theologie wurde und 1581 das Bürgerrecht erhielt. Er wurde nachher nach Leyden berufen; nach Sennebier (Histoire litteraire de Genève I, 312.) als Professor der Theologie; nach der Biographie universelle hingegen, mit Berufung auf das Familienarchiv, trug er daselbst das Statsrecht vor. Allein er soll bald an den damaligen politischen Parteiungen in Holland Theil genommen und die Pläne Englands unterstützt habe, wodurch er genöthigt wurde, Holland wieder zu verlassen. Er begab sich nun zu Heinrich von Navarra und lebte als reformirter Pfarrer zu Orthes, Lescar und zuletzt zu Castres. — Daneau gehört zu den großen Gelehrten des 16. Jahrhunderts, wenn man nur den Umfang des Wissens ins Auge faßt; besonders hatte er sich auf das Studium der Kirchenväter und der scholastischen Theologen gelegt und war, da er mit großer Leichtigkeit schrieb, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller; aber Geist und Geschmack fehlten ihm. Ein bedeutender Theil seiner Schriften ist gegen die Lutheraner, besonders gegen Chemnitz und Andreä, gerichtet und hat die Vertheidigung des calvinischen Lehrbegriffes zum Zwecke. Man hat eine Samlung derselben (Lamberti Danaei Opuscula omnia theologica, ab ipso auctore recognita et in tres classes divisa. Genevae 1583. fol.), allein sie begreift bei weitem nicht alle seine Schriften. Ein vollständiges Verzeichniß findet man bei Sennebier a. a. O. (*Escher.*)

DANAHOLMEN, ein kleines Eiland an der Südküste der zur schwedischen Provinz Bohuslän gehörigen Insel Hisingen, 2 Meilen von Gotheborg. Auf diesem Eilande stießen einst die Grenzen der damals selbständigen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark zusammen, also daß dort die Könige dieser Reiche an einem Tische gespeiset und doch jeder in seinem Reiche gesessen haben soll; wann dieses Mahl gehalten wurde, ist ungewiß. (Vergl. *Ornhjelm* hist. eccles. p. 605. *Tuneld* Geographie öfner Sverige. T. II. p. 221.) - (*v. Schubert.*)

DANAI. Linné begriff darunter eine Abtheilung seiner Gattung Papilio, die sich durch völlig ungezahnte Flügel und verhältnißmäßig große Unterflügel auszeichnet. Er theilte sie wieder in Danai candidi, wo die weiße oder gelbe Farbe vorwaltet, und wohin Pap. Brassicae, Napi, Hyale, Rhamni u. a. gehören, und in Danai festivi, mit bunten Flügeln, wohin er Pap. Midamus, Plexippus u. a. brachte. (S. Papilio.) (*Germar.*)

DANAIDES. 1) Dieser Name ist gleichbedeutend mit dem der Danaer. Eurip. Orest. 933. Ὦ γῆν Ἰνάχου κεκτημένοι πάλαι Πελασγοί, Δαναΐδαι δὲ δεύτερον.

2) Werden damit bezeichnet die funfzig Töchter des Danaus. (S. diesen.) Sie folgten ihrem Vater bei seiner Flucht aus Ägypten, um der verhaßten Heirath mit den Söhnen des Ägyptus zu entgehen. Der Grund hiezu bestand weniger in dem Abscheu vor einer Vermählung mit nahen Verwandten, als in der Furcht vor der Herrsch-

1) Vergl. die von Heffter: der Athenadienst zu Lindus. Zerbst 1829. S. 52. Anmerk. 195 angeführten Schriftsteller.
2) Leutsch Thebaidis cyclicae fragm. p. 64.

sucht der Männer [1]). Sie besiegen mit Danaus den Funfzigruderer, mit dem ihre eigene Anzahl in enger Verbindung steht. Die Sage läßt sie auf Rhodus den Dienst der Athena Lindia einführen, worüber die oben angeführte Schrift von Heffter von S. 78 an ausführlicher handelt [2]). Nach Diodor starben 3 Danaiden während des Aufenthalts auf Rhodus. Strabo erzählt außerdem, daß es die Meinung einiger Alterthumsforscher war, Lindus, Jalysus und Kamirus wären nach drei Danaiden benannt worden [3]). Nach der Ankunft in Argos sandte Danaus seine Töchter aus, um Quellen aufzusuchen (Apollod. l. c.). Hiebei geschah es, daß eine von ihnen, Amymone, dem Poseidon erlag und diesem den Nauplius, den Gründer der Stadt Nauplia, gebar. Dieser zeigte ihr dafür die Quellen im Lernäischen Gefilde [4]). Außer der nach der Amymone benannten Quelle und dem dieser gleichnamigen Flüßchen, welches aus ihr hervorging, wurden noch zwei Quellen nach Danaiden benannt, Niobe und Psammate. (Plin. hist. nat. IV, 5.) So wurde ihnen, wie ihrem Vater Danaus, die Bewässerung des vieldurstigen Argos zugeschrieben. Mit diesem Verdienst um das Land verbanden sie noch ein anderes, die Einführung agrarischer Cultur durch die Thesmophorien [5]). Als die Söhne des Ägyptus nach Argos kamen, wurden sie ihnen vom Danaus zwar zuertheilt, aber mit dem Geheiß, die Bräutigame in der Hochzeitnacht zu ermorden. Diesem Befehle des Vaters folgten alle, nur Hypermnestra nicht, die den Lynceus rettete. Die Namen der Danaiden, so wie der Söhne des Ägyptus, finden sich paarweise bei Hygin. Erzähl. CLXX. zusammengestellt, in welchem Verzeichnisse jedoch große Verderbtheit der Namen unverkennbar ist. Hypermnestra wurde zur Strafe ins Gefängniß geworfen und vom Danaus vor ein Gericht gestellt, durch Vermittelung der Aphrodite aber losgesprochen [6]). Sie wurde später noch mit dem Lynceus vermählt und die Mutter des spätern Herrschergeschlechtes von Argos. Für die übrigen fanden sich keine Freier, so daß sich Danaus genöthigt sah, seine Töchter durch einen Wettlauf an die Sieger zu verheirathen [7]). In der Unterwelt wurden sie verdammt, Wasser in durchlöcherte Gefäße zu füllen. (Hygin. CLXVIII.) Diese Strafe jedoch, die den Danaiden so große Berühmtheit verschafft hat, ist gerade am allerleichtesten von der ganzen Sage als späterer Zusatz zu trennen. Weder Homer noch Hesiod und Pindar, die doch theils der Danaiden, theils der infernalischen Strafen gedenken, erwähnen sie. Wir finden zuerst eine Spur von ihnen in der Zeit des Plato [8]), wo Symbolisirung der Mythen schon im vollen Gange war. Creuzer hat auf den Zusammenhang dieser Strafe mit altem Mysterienglauben hingewiesen (Symbol. III, 480 f.), was wir dahin gestellt seyn lassen. Daß sie einer solchen Deutung unterlegen habe, ist von ihm außer Zweifel gesetzt. Nach Plato finden wir von einer Menge von Schriftstellern auf diesen Glauben hingewiesen, der bald zu sprüchwörtlichen Redensarten Veranlassung gab [9]).

Außer der von Creuzer versuchten Deutung s. noch Völcker Mythologie der Japetiden S. 192. Ferner, über das Namenverzeichniß der Danaiden bei Apollodor, Heyne Observat. p. 106 seq., womit zu vergleichen ist Heffter S. 67. Über künstlerische Darstellungen s. Creuzer Symbolik III, 475 f. und Bildererklärungen zu dessen Symbol. S. 36 u. 44. (*Gust. Kiessling.*)

DANAÏS. Diese von Commerson (in Lam. enc.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse hat zum Charakter: meist diöcische Blüthen, einen fünfzähnigen Kelch, eine trichterförmige Corolle, in der Corollenröhre eingefügte Staubfäden, gespaltene Narbe und eine kugelige, zweifächerige, an der Spitze aufspringende Samenkapsel, deren Scheidewände sich zu Placenten verdicken. Die beiden bekannten Arten wachsen als Sträucher mit achselständigen Afterdolden auf den Mascarenischen Inseln: 1) D. fragrans Pers. syn. (Paederia Lam. enc., ill. t. 166. f. 2.) hat kletternde Zweige, ablange, an beiden Enden verschmälerte, glatte Blätter und lang aus der Corolle hervorstehende Griffel. 2) D. rotundifolia Poir. (Lam. enc. suppl.) hat rundlich-eiförmige, netzförmig-geaderte Blätter. (*A. Sprengel.*)

DANAÏS. Die Sage vom Danaos und seinen 50 Töchtern ist auch schon sehr früh Gegenstand dichterischer Behandlung geworden, theils als Epos, theils als Drama. Über eine epische Danaïs sind die bestimmten Zeugnisse des Clemens Alex. Strom. II. p. 224, und des Harpokration s. v. *Αὐτόχθονες* vorhanden. Bei beiden heißt der Verfasser *ὁ τὴν Δαναΐδα πεποιηκώς* und bei Clemens stehen die oben schon berührten Verse:

Καὶ τότ' ἄρ' ὡπλίζοντο θοῶς Δαναοῖο θύγατρες,
Πρόσθεν ἐϋῤῥεῖος ποταμοῦ Νείλοιο ἄνακτος

Nach Harpokration stand in dem Gedicht, daß Erichthonios ein Sohn des Hephästos und der Gäa war. Ein ferneres Zeugniß wurde von Heeren aufgefunden (Bibliothek für alte Literatur und Kunst IV, S. 56 f.), welcher

---

1) Vergl. über die *γυναικοκράτεια* die von Haupt: Quaest. Aeschyl. Specim. II. p. 84 et 85 beigebrachten Stellen und Citate. 2) Zu vergl. sind Diodor. V, 58. Marmor. Par. Epoch. 9. Euseb. Chronic. lib II. p. 285. Apollod. II, 1, 4. Herodot. II, 182. Strab. p. 967. Alm. 3) Strab. p. 966. Almel. 4) Vergl. Heffter S. 65. und die von demselben S. 67 Anm. 276 angeführten Schriftsteller: Apollod. II, 1, 5. Orph. Argon. 263. Strab. VIII. p. 368. Casaub. Pausan. II, 38, 2, wozu noch Hygin. CLXIX. 5) Herodot. II, 171. Plutarch. de Isid. et Osir. p. 357. c. Wellauer de Thesmophoriis. Vratisl. 1820. 6) Vergl. Hermann de Aeschyli Danaidibus (opuscul. II. p. 329 sqq.). 7) Vergl. die von Heffter S. 64 Anm. 252. citirten Stellen: Pindar. Pyth. IX, 193 sqq. und dazu Schol. Aristot. pepl. beim Schol. Palatin. in Creuz. Meletem. crit. part. I. p. 8. Apollod. II, 1, 5. Pausan. III, 12, 2. Hygin. Etymol. M. s. v. *στάδιον*.

8) Plat. Gorg. p. 159. ed. Heindorf. Aeschin. Axioch. p. 166. ed. Fischer. 9) Vergl. Bronkhus. ad Tibull. I, 3, 79. Erklär. zu Horat. Od III, 11. Senec. Hercul. Furens. v. 757. Ovid. Metamorph. IV, 462. X, 44. Trist. III, 1. 62. 177. 356. Heroid. XIV. Ibis 177. Lucian. Tim. 18. Herm. 61. Dial. Meretr. XIII. Dialog Mort. XI, 4. De Dipsad. 6. Alciphr. 1, 3. Zenobius II, 6. Suid. s. v. *ἀπληστία* und *εἰς τετρημένον πίθον*. Thom. Mag. p. 842. Bern. Clemens Rom. Epist. ad Corinth. I, 6. (Patr. Apostol. Cotel. Vol. I. p. 151.) wozu zu vergl. Nemes. Cyneget. 21. und die Dissertation von *Feuerlein*, de Danaid. et Dirce. Lips. 1749. Nonnus Dionys. an mehren Stellen.

jedoch jene obigen gar nicht kannte. Es enthält nämlich eine Tafel des Museums Borghia außer andern Anführungen alter epischer Gedichte auch die einer Danais, mit der bestimmten Angabe, daß sie aus 6500 Versen bestanden habe. Die Natur solcher Tafeln, die nur zum Schulgebrauch entworfen wurden und ein ziemlich junges Alter haben, bestimmte Wüllner de cyclo epico. Monast. 1825. p. 40, 41 et 47 diesem Gedichte die Aufnahme in den Cyclos zu verweigern, obgleich schon vor Heeren Heyne in Excurs. I. ad Virg. Aen. II. p. 354 und Salmasius Exercitat. Plin. p. 595 dasselbe nebst der Phoronis unter den cyclischen Gedichten aufgezählt hatten, welche letztere Wüllner ebenfalls vom Cyclos ausschließt. Mit Recht scheint uns Leutsch: Thebaidis cyclicae reliquiae. Goett. 1830. p. 17 ihm widersprochen zu haben. Es führen ohnehin die Logographen, wie namentlich Pherekydes, auf eine solche Annahme hin.

Unter dem Namen Danais hat Welcker in der Trilogie Prometheus S. 390 ff. eine Trilogie des Äschylos zusammengefaßt, welche aus drei Stücken: die Ägyptier, Schutzflehenden und den Danaiden bestanden haben soll, und deren Grundlage das epische Gedicht Danais war. Das Sujet des ersten Stückes war der Streit der königlichen Brüder, welche Meinung schon Conz hatte, so wie überhaupt der dramatische Zusammenhang jener drei Stücke schon von Schlegel, Vorles. über dramat. Kunst I. S. 58, Blümner und Genelli vermuthet worden ist [1]). In diesem Stücke bestimmte Athene den Ausgang, was zwar von der Sage angeführt wird, aber nicht in die Form der Sage zu passen scheint, die Äschylos zu einem Drama umschuf. In den Supplices ist auch nicht die geringste Spur davon zu entdecken, weder in den Worten des Danaos, noch, wo man es am ersten erwartete, in dem an die Athene selbst von den Danaiden gerichteten Gebete, v. 141 — 150. ed. Schütz. Die große Ungewißheit, die über dem Inhalte des Stückes schwebt, und die auch Welcker nicht gehoben hat, so wie die Selbständigkeit und Abgeschlossenheit, mit der die Supplices beginnen, bestimmten Hermann in s. Abhandlung de Aeschyli Danaidibus. 1820 (Opusc. II, 319 seqq.) sich gegen die trilogische Verknüpfung der drei Dramen zu erklären, eine Ansicht, die durch Welckers Vermuthungen noch keineswegs wankend gemacht worden ist. Über die Schutzflehenden selbst kann keine Meinungsverschiedenheit obwalten, wol aber über das dritte Stück, die Danaiden. Vor diesem läßt nämlich Welcker noch vorhergehen den angedrohten Angriff der Ägyptiaden, den Herrschaftswechsel in Argos, die Abtretung des Thrones, die nach innerer Nothwendigkeit erfolgt seyn soll, und den Friedens- und Heirathsantrag der Vettern, was denn alles im Stück erzählt werden mußte. Hier sowie in dem, was über den muthmaßlichen Inhalt des Stückes gesagt wird, befriedigen die Combinationen Welckers nicht, die oft unklar und spitzfindig sind [2]).

Eine Kritik der Welckerschen Ansicht und Vergleichung mit Hermann ist hier nicht am Ort. Vollkommen einverstanden sind wir jedoch mit dem, was über die Tendenz des Ganzen gesagt ist: die Trilogie der Danaiden ist nicht auf eine sittliche Idee gegründet. Das Unrecht des Ägyptos rächt sich an seinen Söhnen, über die Handlung der Hypermnestra entscheidet ein förmliches Gericht; aber schon darum, weil beides zusammen vorkommt, kann keins von beiden zum Mittelpunkte des Ganzen bestimmt seyn. Göttlicher Wille lenkt dies Ganze [3]). Die Absicht des göttlichen Waltens ist diesmal auf das Politische gerichtet, auf die Entstehung des Danaervolkes; in ihr liegt die poetische Einheit und der Zielpunkt. Bedeutend ist daher, daß der Chor der Schutzflehenden im Schlußlied, indem er den Preis des pelasgischen Argos ausspricht, sich von der Verehrung des Nils lossagt und den griechischen Göttern zuwendet. Auch der Tragiker Phrynichos hatte den Mythos des Danaos in zwei Stücken behandelt: *Αἰγύπτιοι* und *Δαναΐδες* (Hesych. s. v.); ferner hatte der Tragiker Timesitheos zwei Dramen, *Δαναΐδες α', β'*, verfaßt (Suidas s. v.) und aus den *Δαναΐδες* des Melanippides hat Athenäos (XIV, 651 f.) ein Fragment erhalten, dessen kritische Berichtigung, welche Dindorf versprochen hat, sehr zu wünschen ist. Bekannt ist, daß Aristophanes gleichfalls eine Komödie unter demselben Titel geschrieben hat, deren Fragmente von Dindorf gesammelt sind; ein Gleiches vom Komiker Diphilos erwähnt Erotian S. 112. (*Gust. Kießling.*)

DANAKIL (Pluralis von Dankali) ist der Name eines Reiches, welches ehemals östlich von Habesch auf dem heißen Küstenstriche Samhara lag und mit den Habissiniern häufig in Krieg verwickelt war. Ist jetzt gleich dieses Reich verschwunden, so ist doch der Name geblieben, indem sämtliche Hirtenstämme, deren Zahl wol an 50 betragen mag, noch diesen gemeinsamen Namen führen. Alle diese Stämme vermögen zusammen vielleicht 6000 Krieger zu stellen. Sie leben ganz unabhängig, nur nach Weide für ihre Kameele umherziehend, bereit zu jeder Fehde, wo es auf das gemeinsame Wohl ankommt. Obgleich dem Namen nach Muhammedaner leben sie doch ohne Priester und Moscheen.

Der bedeutendste dieser Stämme ist der der Dumhoeta, welcher vielleicht 1000 Krieger zu stellen im Stande ist; er ist im Besitze der Küste zwischen Béloul und Aréna. Dann folgen die Stämme Taiemela und Hadarem, beide auf den Salzebenen wohnend, von denen jeder etwa 200 Krieger stellen kann. Nördlich von ihnen wohnen die Belessua, von Taiemela abhängig. Ganz

1) Derselbe Name stand auch nach Welcker für die ganze Trilogie. Dies ist jedoch durch nichts zu beweisen. Mit den *Αἰγύπτιοι* könnten doch nur die den Chor bildenden Ägyptier des ersten Stückes der Trilogie bezeichnet seyn. Wie würde aber dieser Name für das Ganze passen? Bezeichnete er dagegen die Söhne des Ägyptos, so wäre nicht klar, warum nach ihnen gerade das erste Stück benannt worden sei.

2) So z. B. die Vermuthung, daß *πρευμενής* ein übliches Wort in dem Munde zufriedener Schwiegereltern war, und im Munde des Danaos zu einer doppelt herben Ironie wurde. Man vergl. nur Aesch. Suppl. v. 138, wo es Beiwort des Zeus ist; und v. 213. 3) Dies beziehen wir jedoch nicht auf Athene, als Vermittlerin der Flucht, und Aphrodite, als Retterin der Danaiden, sondern auf Hera's Haß gegen die Io (Aesch. Suppl. 159 — 164.), als die Quelle des Unheils, welches den Danaos in Ägypten traf, und Aphrodite.

im Süden bei Ayth wohnen die Stämme Adoule und Modeto, größtentheils Seefahrer. Die übrigen kleinen Stämme sind die der Adalhu, Aisamathu, Kedmito, Weéma, Mushiek, Assa mominto und Russamo.

Zu diesen gehören nach Ritter die schwarzen Stämme der Bajeh des Ebn Haukal, an der Grenze von Nubien und Habesch, und die Agaazi in den Habab-Bergen, den nördlichen Ausläufern der Tigréterrasse.

Alle diese Stämme reden eine und dieselbe Sprache und stimmen sehr in ihren Sitten überein. Ihre Hütten sind rund, mit Matten von Palmblättern bedeckt; gewöhnlich ist jede in zwei oder drei kleinere Räume getheilt. Das Geräth ist eine schlechte Lagerstätte, einiges Küchengeschirr und ein großer Krug zum Wasser. Ihre Grabstätten besetzen sie mit pyramidalen aufgemauerten Denkmalen, die bis zu 10 Quadratfuß Basis haben und an ägyptische Construction erinnern.

Die Kleidung des Volkes besteht aus einem Stücke Baumwollenzeug, das sie umwerfen. Ihre Haare kräuseln sie, bestreichen sie mit Fett und streuen braunen Staub hinein. Ungeachtet die Frauen schwere Arbeiten machen müssen, ist ihre Gesichtsbildung doch hübsch; ihre Haare sind geflochten, ihr Putz besteht aus Armbändern von Silber und Elfenbein. Sie müssen das Getreide mahlen, Brod backen, Wasser holen u. s. w., während die Männer die Heerden oder den Acker besorgen, oder auch ihre Zeit mit Tabakrauchen und Schnupfen hinbringen. Im Allgemeinen sind sie sehr arm und selten nur essen sie Fleisch. (Nach Ritters Erdkunde I, 239.)

(*L. F. Kämtz.*)

Danalon in Afrika, s. Rio grande.

DANAOS. In der Reihe der Einwanderungen, durch welche der ältesten Bevölkerung Griechenlands fremde, nicht nationale Elemente beigemischt worden seyn sollen, nimt die des Danaos mit seinen 50 Töchtern eine der bedeutendsten Stellen ein. Denn außerdem, daß an sie Vieles, in historischer Zeit sich vorfindendes, angeknüpft wird, und daß in ihr offenbar ein wichtiger Theil der Urgeschichte von Argos enthalten ist, nimt auch das Land, aus welchem der Wandrer nach Hellas kam, und der eigenthümliche Charakter des von dramatischen und epischen Dichtern behandelten Mythus die Aufmerksamkeit des Mythologen, wie des Geschichtsforschers auf gleiche Weise in Anspruch.

Die Mythographen Apollodor (II, 1, 5) und Hygin (Fab. CLXVIII.) haben uns die Sage vom Danaos am ausführlichsten erhalten. An sie wollen wir daher auch im Ganzen unsere Erzählung anschließen. Einzelnes wird zur Vervollständigung derselben dargeboten von Tzetzes Chil. VII, hist. 136 und von einer Menge griechischer und römischer Schriftsteller in zerstreuten Notizen und Andeutungen. Danaos heißt Sohn des Belus und der Anchinoe, welche Tzetzes Achiroe nennt, (welche Form des Namens bestätigt wird durch Schol. Lycophr. 583. 1161). Er ist Bruder des Ägyptos und Bruderssohn des phönizischen Agenor. Nachdem Belus nach Assyrien gegangen war, herrschte Danaos in Libyen, Ägyptos in Arabien [1]). Ägyptos erobert das Land der Melampoden und nennt es nach sich Ägypten. Herodot (II, 91) erfuhr in Ägypten, daß man dort den Danaos wie den Lynceus, einen der Söhne des Ägyptos, für Chemmiten halte. Die fast einstimmige Meinung war im Alterthume, daß er aus Ägypten kam. Heyne (Observatt. ad Apollod. p. 105) versuchte die bestimmte Angabe Herodots mit der des Apollodor, welcher dem Danaos Libyen als Reich zuweist, so zu vereinigen, daß er vermuthet, Ägypten sei unter Ägyptos und Danaos getheilt gewesen, so daß Arabien das ägyptische Land am rechten Ufer des Nils, Libyen das auf dem linken bedeute. Allein abgesehen davon, daß diese Annahme ganz unerweisbar ist, dient sie auch nicht einmal dazu, den Herodot mit Apollodor zu vereinigen, da Chemmis, der Sitz des Danaos, nicht in Libyen nach Heyne, sondern in Arabien liegen würde. Uns erscheint jeder Versuch die Verschiedenheit in jenen Angaben zu vermitteln überflüßig; im Allgemeinen deutet doch Alles auf Ägypten hin. Mit der Angabe des Apollodor hängt zusammen, daß Diodor. XVII, 50 erzählt, Danaos habe den Tempel des Ammon in Libyen gegründet; aber auch hier heißt er ein Ägyptier. Danaos erzeugt, entweder mit einer Gattin, Europa [2]), einer Tochter des Nilus, oder mit mehren, 50 Töchter, und Ägyptos mit der Eurrhoe, ebenfalls einer Tochter des Nilus, 50 Söhne. (Ob Danaos auch Söhne gehabt habe, ist eine ganz müßige Frage, die Clavier thut in der Histoire des prem. tems de la Grèce. I. p. 53. Edit. sec. Er vermuthet, daß sie in der Schlacht am Nil umgekommen sind. Man kann sich dabei nicht enthalten, sich zu wundern, wie dem scharfsinnigen Manne die so nahe liegende Frage nach den Töchtern des Ägyptos entgehen konnte.) Ägyptos trachtete dem Danaos und seinen Töchtern nach dem Leben, um der Herrschaft willen, und fodert die Danaiden für seine Söhne zur Ehe. Nach dem Schol. Eurip. Orest. 871 wurde Danaos durch ein Orakel gewarnt, durch welches ihm der Tod von der Hand eines seiner Schwiegersöhne geweissagt war. Er muß sich durch die Flucht retten. Athene steht ihm bei und rathet ihm, einen 50-Ruderer zu bauen, oder baut ihm selbst den ersten 50-Ruderer, auf welchem er Libyen oder Ägypten verließ [3]). Auf der Flucht gelangt er nach Rhodos, wo er oder seine Töchter den Dienst der Athena Lindia einführen [4]). Von Rhodos gelangt er nach Argos. Hieher führten ihn alte verwandtschaftliche Verhältnisse [5]). In Argos herrscht der Inachide Gelanor (Paus. II, 16) [6]).

---

1) Ganz abweichend ist die Angabe des Schol. Eurip. Hecub. 874, nach welcher beide Brüder in Argos wohnen, und Ägyptos von Danaos vertrieben wird. 2) Nach Pherekydes (S. 105. bei Sturz) heiratheten Ägyptos und Danaos zwei Töchter des Phönix. 3) Hygin CCLXXVII. Marm. Par. Epoch. IX. Muncker. ad Hyg. CLXVIII. 4) M. W. Heffter: die Götterdienste auf Rhodus im Alterthume. 2. Hft. Zerbst 1829. S. 43—88 hat von dieser Thatsache aus den ganzen Mythus einer sehr besonnenen und gründlichen Kritik unterworfen. Wir werden uns oft auf ihn beziehen. 5) Cf. Schol. ad Lycophr. v. 632. Eust. ad Hom. Il. I, v. 42 u. a. m. 6) Ganz abweichend ist die Ansicht Claviers (Hist. des prem. temps de la

Dieser übergibt dem Danaos die Herrschaft (Apollod.). Nach Pausan. II, 19, 3. entstand Streit zwischen Danaos und Gelanor. Jeder suchte vor der Volksversamlung sein Recht zu beweisen. Die Entscheidung wurde auf den folgenden Tag verschoben. Als der Tag kam, fiel ein Wolf in die vor der Mauer weidende Rinderheerde ein und kämpfte mit dem Stiere, welcher die Heerde führte. Da fällt den Argivern ein, mit diesem den Gelanor, den Danaos mit dem Wolfe zu vergleichen, weil dieses Thier nicht mit dem Menschen zusammen lebt, wie auch Danaos nicht mit ihnen zusammen gelebt hatte bis auf jene Zeit. Als daher der Wolf den Stier niedergemacht hatte, erhielt Danaos die Herrschaft. Danaos gründete hierauf zu Ehren des Apollo, den er für den Urheber des Sieges hielt [7]), den Tempel des Apollon Lykios, in welchem ein Thron des Danaos aufgerichtet stand. In einem andern Zusammenhange erzählt Plutarch Pyrrh. cap. XXXII. diese Sage. Nach ihm zeigte sich dem Danaos bei seinem Einzuge in das argivische Land in der Gegend Pyramia im thyreatischen Gebiete ein Wolf, der einen Stier bekämpfte. Danaos deutete den Vorfall, wie die Argiver bei Pausanias, und nach dem Siege des Wolfes flehte er zum lykeischen Apollo und überwand unter seinem Schutze den Gelanor. Pausan. II, 38, 4. gibt den Ort an, wo Danaos gelandet seyn sollte, Ἀπόβαθμοι, in der Nähe von Thyrea. Argos soll nun Danaos entweder selbst erbaut, was eine ägyptische Sage bei Diod. V, 28. ist, oder mit einer Burg versehen haben (Strab. VIII, 6, 9.). Die letztere mögen die Pelasger von Argos Larissa genannt haben, einem gewöhnlichen Namen pelasgischer Städte.

Hyginus (Fab. CLXVIII.) erzählt weiter: Sobald Ägyptos die Flucht des Danaos erfahren hatte, schickte er seine Söhne zur Verfolgung seines Bruders ab, mit dem Befehle, ihn entweder zu tödten oder nicht wieder zurückzukehren. Nachdem diese in Argos angekommen sind, fangen sie an, ihren Vatersbruder zu belagern, und dieser, als er sieht, daß er ihnen nicht widerstehen kann, verspricht ihnen seine Töchter zur Ehe, damit sie vom Kampfe ablassen. Sie erhalten sie einzeln vom Danaos zugeloost (Apoll. l. c.).

Einer jeden hatte aber Danaos einen Dolch gegeben, um die aufdringlichen Freier in der Brautnacht zu ermorden. Dies thaten alle bis auf die Hypermnestra, welche ihren Gemahl Lynceus am Leben ließ, da er ihrer Jungfräulichkeit geschont hatte. Beiden wurde ein Heiligthum geweiht, Hypermnestra aber vom Danaos eingesperrt. Die übrigen vergruben die Häupter der Erschlagenen in dem lernäischen Gefilde und begruben ihre Leichname vor der Stadt [8]). Auf Befehl des Zeus entsühnten sie Athene und Hermes (Apollod. l. c.). Späterhin verheirathete Danaos noch die Hypermnestra mit dem Lynceus, der auch seinem Schwiegervater in der Regirung folgte und so der Stammvater des Herakles wurde; die übrigen Töchter wurden bei feierlichen, hiezu angestellten Spielen den Siegern als Preis zuertheilt [9]); in der Unterwelt aber wurden sie verdammt, in ein durchlöchertes Faß Wasser zu füllen. So die am meisten gangbare Erzählung. Einzelne Thatsachen werden jedoch

---

Grèce. Tom. I. p. 28 sqq.). Er vermuthet, daß Danaos schon unter der Regirung des Sthenelus, des Vorgängers des Gelanor, nach Argos gekommen sei, weil man sonst nicht begreifen könne, wie er mit dem Gelanor habe um die Herrschaft streiten können, was doch nothwendig nach dem Tode des Sthenelus geschehen seyn müsse, wo beide, Danaos und Gelanor, als Prätendenten der Krone von Argos auftraten. Eines solchen Zweifels halber wird Niemand die bestimmte Aussage des Pausanias in der oben angeführten Stelle verwerfen. Es ist aber sonderbar, daß selbst diese Vermuthung nicht ganz ohne Autorität aus dem Alterthume ist. Der Vorgänger des Danaos heißt bei Euseb. Chron. lib. I. p. 131. Sthenelus (vergl. noch lib. II. p. 285), eine Stelle, die Clavier unbekannt gewesen seyn muß, da er sie nicht anführt. Wer aber die Königsverzeichnisse bei Eusebius etwas genauer kennt, wird oft bemerkt haben, daß er kurze Regirungen, oder solche, die zwei Namen an der Stirn tragen, wie z. B. Vormundschaften, Usurpationen und Ähnliches, nur unter einem Namen anführt. Die unterbrochene Regirung des Gelanor rechnet er sogleich zu der des Danaos hinzu. Über den Namen des Gelanor hat Welcker in dem Werke über die Äschyl. Trilogie S. 393 eine ganz unhaltbare Vermuthung gewagt. Da nämlich Schol. Hom. Il. I, 42, der von Apollodor und Pausanias Gelanor genannte Vorgänger des Danaos Ἐλάνωρ heißt, glaubte er bei Äschyl. Suppl. v. 247, wo sich der König von Argos den Danaiden als den Sohn des Pelasgers Palächthon zu erkennen gibt, der von Canter vorgeschlagenen Änderung *Πελασγός* für *Πελασγοῦ* folgen zu müssen, weil eine innere Identität der Namen Helanor und Pelasgus vorhanden sei. Beides bedeute nämlich „den Erlauchten" und weil der alte Eigenname sich in der Sage nicht mit Bestimmtheit darbot, sei diese Vertauschung entstanden. Abgesehen davon, daß *Πελασγός* gewiß falsch ist, wie Haupt Quaest. Aeschyl. Spec. II. p. 87 bewiesen zu haben scheint, bleibt der Beweis Welckers immer sehr schwach. Wenn auch Gelanor nach den von Welcker S. 299 vorgebrachten Analogien der Glänzende heißen kann, so ist keine Beweiskraft vorhanden dafür, daß nun Pelasgos auch dasselbe heißt; man müßte sonst alle andern, zum Theil sehr begründeten Etymologien des Wortes Pelasgos verwerfen, oder hier allen Volksbegriff bei Seite lassen. Die bestimmte Bedeutung, die ein jeder sogleich mit dem Worte Pelasgus verband, machte es unmöglich, in demselben ein appellativum zu erblicken. Und wenn nun schon das Epos, wie Welcker selbst meint, den Namen Gelanor hatte, wie ist es möglich, über die historischen Grenzen desselben hinaus zu dem wirklichen Namen jenes Königs zu dringen? Die Sage von Danaos, die nach Welcker eine sehr junge ist, müßte dann ihren Ursprung in der vorepischen Zeit erhalten haben, wodurch sich Widersprüche ergeben in Welckers eigner Ansicht. Schon S. 401 scheint er selbst die Schroffheit seiner Meinung abgelegt zu haben. Was könnte Welcker entgegnen, wenn man den Namen Sthenelus, offenbar nach Welcker auch Standesname, wie Kreon, identificirte mit dem Palächthon bei Äschylus und behauptete, Palächthon hieße Vollmächtiger. Zu ganz andern Resultaten hätte die Vergleichung der Variante bei Apollod. p. 120. Heyn. *Πελάνωρ* mit dem *Πελασγός* des Äschylus führen können, wenn eben das leztere nicht willkürliche Änderung Canters wäre.

7) Vergl. Winckelm. Werke III, 287 und Amalthea. Bd. I. S. 216, auf welche Siebelis zu Paus. II, 19 verweist.

8) Vergl. die oben angeführte Schrift von Heffter. S. 62. Anm. 248, wo die Irrthümer von Creuzer (Symbol. II, S. 288) und Völcker (Mythol. des Japet. Geschl. S. 162) gut widerlegt werden.

9) S. Heffter S. 64. Not. 252. Winckelmann, Geschichte der Kunst (Wien, 1776). S. 213 flgd. beschreibt ein Gefäß der Hamiltonschen Samlung, welches außer einer Abbildung der Liebe des Jason und der Medea, in ausgezeichneter Malerei noch eine Vorstellung des Wettlaufs der Freier der Danaiden enthält, wenigstens nach seiner Deutung. Die Form der Wagen weise auf ein hohes Alterthum hin. Bei Pindar. Pyth. IX, 193 sq. ist jedoch nur von einem eigentlichen Wettlauf die Rede.

auch anders erzählt. Schol. Eurip. Orest. 854. sq. (Matth. Vol. IV.) zeigt, daß schon unter den ältern Historikern eine Differenz darüber war, ob Ägyptos selbst mit nach Argos gekommen sei oder nicht. Hekatäos sagte ausdrücklich, er sei nicht gekommen, während ein andres Scholion an derselben Stelle uns ganz ausführlich von seinem Hinkommen unterrichtet. Ägyptos kam nämlich selbst nach Argos, um sich wegen des Mordes seiner Söhne zu rächen. Als Danaos dies erfuhr, rüstet er die Argiver. Aber Lynceus überredet ihn, die Sache nicht durch die Waffen, sondern durch ein Übereinkommen abzumachen. Man wählt die Vornehmsten der Argiver und Ägypter zu Schiedsrichtern. Zum Orte des Gerichts wählte man den Platz, wo auch Inachos das Volk der Argiver versammelt hatte: *τὸ ἀκρωτήριον, ὅπου φασὶ καταρχὰς τὸν Δαναὸν διδόντα δίκας τῷ Αἰγύπτῳ ἀθροῖσαι τὸν λαὸν εἰς κοινὰς ἕδρας*, was Heffter S. 60 falsch aufgefaßt hat, indem er sagt, Ägyptos habe das Volk der Argiver zusammengerufen, um über seinen Bruder zu richten. Der Scholiast zu Eurip. Hecub. 869. 70., welcher den Ägyptos von seinem Bruder Danaos aus Argos nach Ägypten vertrieben werden läßt, läßt ihn auch von da nach einiger Zeit wieder nach Argos zurückkehren. Danaos fürchtet ihn und gibt ihm seine Töchter zur Ehe für seine Söhne. Das Übrige ganz wie bei Apollodor, Hyginus, Eustathius; Lynceus aber wirft sich zum Rächer auf für seine Brüder, tödtet die Danaiden und den Danaos, bemächtigt sich darauf der Herrschaft von Argos und vermählt sich mit der Hypermnestra. Hiemit stimmt ein Fragment des Archilochos (bei Liebel S. 236) aus Malel. Chron. IV. p. 82. edit. Oxon.

Das, was von den Meisten für den Kern der Sage von Danaos und seinen 50 Töchtern gehalten wird, ist sein Verdienst um die Bewässerung des argivischen Landes[10]). Bekannt ist der Wassermangel der Stadt Argos, der ihr das Beiwort *πολυδίψιον* zuzog, und auf welchen Seneca anspielt im Thyest. Act. I. vs. 119. timentque veterem nobiles Argi sitim. Danaos soll nach seiner Landung die Töchter ausgeschickt haben, um Quellen aufzusuchen. Eine derselben Amymone, nach einer andern Erzählung Hygins (fab. CLXIX. ab init.) auf der Jagd begriffen, ergab sich dem Poseidon, der ihr gegen einen Satyr Hilfe geleistet hatte. Zum Danke zeigte ihr dieser die lernäische Quelle[11]). Außer dieser verdankte man den Danaiden noch die Auffindung von 3 bis 4 andern Quellen. Es wurde daher dem Danaos oder seinen Töchtern auch die Erfindung des Brunnengrabens zugeschrieben (Plin. hist. nat. VII, 56. Strabo T. III. p. 223. ed. Tz.) und Hesiodos, bei Eust. Hom. Il. IV, 171, sagte: *Ἄργος, ἄνυδρον ἐὸν Δαναὸς ποίησεν ἔνυδρον*, welchen Vers Strabo etwas anders gibt, indem bei ihm (l. c. p. 224.) *Δανααὶ θέσαν Ἄργος ἔνυδρον* steht.

Ganz isolirt steht die Nachricht des Scholiasten zu der Grammatik des Dionysios (Bekk. Anecd. II. p. 783), nach welcher alte Historiker, wie Anaximander, Dionysios und Hekatäos dem Danaos die Verpflanzung der Buchstabenschrift aus Ägypten nach Argos zuschrieben (Vergl. Heffter. S. 49. sq. und S. 64.). An jenen Wettlauf zur Verheirathung seiner Töchter knüpfte die Sage die Fortdauer der Kampfspiele, die nachmals dem Zeus Sthenios zu Ehren gefeiert wurden. Zum Andenken des Beistandes, welchen die Athene dem Danaos auf der Flucht geleistet hatte, wurde von Danaos auf dem Gipfel des Berges Pontinus ein Tempel der saïtischen Athene gestiftet. Ihm selbst war ein Denkmal errichtet bei der Bildsäule der Helden, welche Theben erobert hatten. Sein Schild hing im Tempel der Hera, und sein Grabmal, *Πάλινθος* genannt, war auf dem Markte von Argos (Heffter S. 61).

Nachdem nun dieser Mythus lange Zeit unangetastet geblieben und sein wesentlicher Inhalt alteingebürgertes Eigenthum der ältern griechischen Geschichte geworden war, war es unsrer Zeit aufbehalten, wie die ganze ältere griechische Geschichte, so ganz besonders den Theil derselben, der einen uralten Zusammenhang Griechenlands mit dem Orient anzudeuten scheint, einer neuen Forschung zu unterwerfen. Die Franzosen fingen an, in den Denkschriften der pariser Akademie die Menge von historischen Mythen in eine gewisse Folge und Zusammenhang zu bringen, ohne jedoch bei sich den mindesten Zweifel aufkommen zu lassen, als ob irgend die Möglichkeit einer Täuschung vorhanden wäre. Sehr bald leitete ein Fragment Diodors aus dem Anfange der jüdischen Geschichte, welche im 40. Buche der Bibliothek abgehandelt war, die Aufmerksamkeit jener Forscher auf sich. Diodor erzählt nämlich nach Hekatäos (dem Abderiten, wie nach Creuzer: Antiqu. histor. fragm. p. 35. sqq. fest steht), daß Danaos und Kadmos Führer jener nomadischen Völker, Hyksos genannt[12]), bei ihrer Flucht aus Ägypten waren und ihre Haufen nach Hellas führten, während Moses die Seinigen nach Juda führte[13]). Diese Nachricht wurde begierig aufgegriffen und mit so manchem andern in die engste Verbindung gesetzt. Hekatäos, den man gläubig für den Logographen hielt, wurde für eine unbestreitbare Autorität gehalten, und das Abschließen Ägyptens vom Auslande und von der Schifffahrt insbesondere schien frühes Auswandern einheimischer Ägyptier zu widerlegen (vergl. Raoul-Ro-

10) Heffter S. 65 flgd. Creuzer an verschiedenen Stellen. Hüllmann, Anfänge der griech. Geschichte. S. 85 flgd.
11) Die hierauf sich beziehenden Stellen der Alten sind alle von Heffter l. c. nachgewiesen, welcher auch auf die Kunstdarstellungen aufmerksam macht.

12) Vergl. Beck's Anleitung zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeschichte. Bd. I. S. 296 flgd. *Creuzer*: Commentatt. Herodott. Vol. I.
13) Bei Joseph. c. Apion. I, 15 und Euseb. Chron. lib. I. p. 115 wird aus Manethon berichtet, Danaos sei ein Bruder des Sethosis gewesen und habe eigentlich Armais oder Armes geheißen. Zugleich aber erzählt Eusebius, daß Moses unter dem König Chencheres die Israeliten aus Ägypten geführt habe, während Syncellus den Moses unter Amosis II., Julius Africanus unter Amosis I., welcher auch Thermosis heißt, aus Ägypten ziehen läßt, welche beide in den Königsreihen um eine geraume Zeit früher, als Armes (Danaos) aufgeführt werden. Der Nachfolger des Danaos heißt bei ihnen Ammeses und Rammesses, den man auf den Ägyptos gedeutet hat. Sethosis aber regirt 110 Jahre nach seinem vermeintlichen Bruder Armes — Danaos.

chette histoire crit. de l' établiss. des colon. Gr. Vol. I. p. 60 — 65). Da man nun jene Einwanderungen gleichwol nicht gern ableugnen wollte, so wurden sie mit der der Hyksos identificirt, was die Meinung Fréret's ist (bei Clavier hist. des prem. tems de la Grèce. I p. 18), oder man hielt jene Auswanderer für einen Theil der Ägyptier, die durch die Hyksos aus Ägypten vertrieben wurden (St. Croix de l'état et du sort des anciennes colonies. p. 69). Mit diesen Ansichten stimmen auch im Ganzen die von Raoul-Rochette und Clavier, die sie in ihren bekannten Werken ausführlicher entwickelt haben. Der erstere nämlich macht Inachos, Ogyges und Lelex zu phönizischen Hirtenanführern, die während des Kampfes mit den in Oberägypten herrschenden ägyptischen Königen ausgezogen sind, theils nach Libyen, was er aus den Spuren ägyptischer Sitten, Cultus rc. schließt (obgleich gerade diejenigen, die derlei auf die libysche Küste brachten, Phönizier waren und vor Ägyptiern flohen), theils an die Küsten Kleinasiens, theils nach Griechenland. So war auch Danaos ein chef des pasteurs phéniciens, eine Annahme, die nicht einmal das positive Zeugniß des Eusebius für sich hat, da bei diesem ohngefähr 300 Jahre vor Armes die Hirtendynastien aufhören und die 18. Dynastie aus Diospoliten bestehend, zu welcher Armes gehört, beginnt. Nach Rochette ist Danaos Fürst von Tanis, einer Stadt im Delta. Das Chemmis des Herodot muß deshalb auch im Delta liegen. Ägyptos, der ihn vertreibt, ist natürlich nicht sein Bruder sondern Sesostris, dessen Auftreten in der Geschichte Ägyptens durch die Vertreibung der Hyksos bezeichnet ist. Eines Irrthums zeiht er daher alle, die Armes und Sesostris zu Brüdern machen, z. B. Eusebius, Josephus, Syncellus und Neuere wie Marsham und Pezronius (Vergl. jedoch *Larcher* Chronolog. d' Hérodote chap. X. §. 4. p. 318). Die Willkürlichkeit dieser Annahme ist zu deutlich. Hier ist weder ein Festhalten an der einfachen Aussage des Hekatäos, noch an Manethon, noch an Apollodor, sondern ein loses Verknüpfen von Hypothesen und Thatsachen, wodurch weder dem Mythologen noch dem Historiker Genüge geleistet wird. Clavier glaubte besonders Heil von den Phöniziern für die ältere griechische Geschichte erlangen zu können. Die erste und älteste Verbindung phönizischer Urgeschichte mit griechischer zeigt sich im Inachos (Enak phöniz. = ἄναξ.), der als Sohn des Okeanos offenbar dem seefahrenden Volke der Phönizier angehört. Die mannigfaltigen genealogischen Verbindungen zwischen der Nachkommenschaft des phönizischen Belos und griechischen Geschlechtern deutet er auf Spuren alten Zusammenhangs, der nur zurücktrat, als die kleinasiatischen Jonier den Handel zwischen Asien und Europa an sich nahmen. Solche Phönizier sind dann auch Danaos und Ägyptos, die auf dem Wege der Eroberung in Ägypten seßhaft geworden waren und von hier nach Griechenland übergingen. Dieser Zusammenhang Phöniziens und Griechenlands ist nichts als ein Postulat Clavier's, dem es an allem Beweise gebricht. Die Griechen und Ägyptier, die doch hiebei zu allererst gehört werden müssen, wußten ja von alle dem nichts. Wie kamen ferner die Ägyptier von Chemmis dazu, einen Nachkommen jener Erobererfamilie, den Perseus, als Heros zu verehren, wie Herodot erzählt? Wie konnte sich alle Spur des alten Zusammenhangs mit Phönizien so fast ganz verwischen und sich auf Ägypten übertragen? War Danaos ein Phönizier, woher die Sage, daß Äthena das Schiff, auf welchem er floh, gebaut habe? Die Sage, die wir doch bis zu einem ziemlich hohen Alter hinauf verfolgen können, mußte offenbar diesen phönizischen Ursprung gar nicht mehr kennen und die Flucht zu Schiffe bei einem Ägypter so außerordentlich finden, daß sie nur unter Mitwirkung einer Gottheit bewerkstelligt werden konnte. Vor einer vorurtheilsfreien Forschung müssen auch diese unhistorischen Hypothesen Clavier's in ihrer Blöße sich darstellen. Es heißt dies, wie Otfr. Müller sagt (Prolegom. zur Mythologie, S. 79), anstatt von der Geschichte Belehrung zu heischen, damit anfangen, die Geschichte belehren zu wollen. Auf ähnliche Weise hat neuerdings Plaß: Geschichte des alten Griechenlands, Bd. I. Leipz. 1831, die Urgeschichte behandelt. Auch er leitet viel von den Phöniziern her, die Factoreien an der südlichen und östlichen Küste Griechenlands angelegt haben sollen. Eine solche ist Argos, von Inachos gegründet (S. 102 flg.), deren Verband mit dem Mutterlande durch den flüchtigen Danaos und seine Festsetzung in Argos zerrissen ward. Durch Danaos begann ein besondrer Stat, dessen Bevölkerung aus Edlen fremder Abkunft und den achäischen Urbewohnern zusammenschmolz, und die Sage von der Ermordung der Männer der Danaiden wird von ihm eben dahin gedeutet. Jene Ägyptiaden waren die früher in Argos ansäßigen Glieder phönizischer Herkunft, welche ermordet wurden und deren Besitzthum dem Gefolge des Danaos anheimfiel (eine ganz nichtige Vermuthung, welche alles Individuelle der Danaossage verwischt). Auf ein gründlicheres Durchforschen des mythischen Theils der griechischen Geschichte hat in neuerer Zeit K. O. Müller sehr fruchtbar eingewirkt. Durch die scharfe Sonderung der einzelnen griechischen Stämme, sowie durch das mit Consequenz durchgeführte Lokalisiren und Individualisiren der Mythen ist es ihm gelungen, Klarheit und Licht in die Dunkelheit der griechischen Mythengeschichte zu bringen. Aber auch er, trotz seiner vorurtheilsfreien Methode des Forschens, die er selbst in den Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie dargelegt hat, hat sich nicht ganz los machen können von gewissen gleich im Anfange gefaßten Ansichten. Dahin gehört namentlich das strenge Abweisen alles ausländischen, orientalischen Einflusses auf Hellas. In seiner Schrift: Orchomenos und die Minyer, gelang es ihm zwar, den Mythus von dem saitischen Kekrops aus Athens Urgeschichte zu verweisen[14]; die mit Kadmos und Danaos angestellten Versuche aber sind unseres Erachtens nicht gleich glücklich gewesen.

14) Jedoch nicht so, daß er dadurch alle Spur des alten Zusammenhangs zwischen Attika und Ägypten vernichtet hätte, worüber vergl. Plaß, Bd. I. S. 293—300.

Seine Ansicht vom Danaos hat Müller theils in dem oben erwähnten Werke, theils in den Prolegomenen S. 185 flgd. zu begründen versucht. Danaos Zeit ist es, in welcher die Argiver Pelasgioten zu seyn aufhörten (Aeschyl. Eurip. Strabo). Der Name Danaer bezeichnet einen achäischen, somit hellenischen Stamm. Es ist mithin die Person des Danaos nichts, als der Stamm als Individuum gedacht, der doch unmöglich ägyptisch seyn kann. Die Entstehung desselben wird so nachgewiesen: Ursprünglich habe man τὸ δαναὸν Ἄργος gesagt, in demselben Sinne, wie τὸ δίψιον; woraus sehr bald ein Δαναός und eine Δανάη wurde. Δαναός, das Feld in dem trocknen Zustande, habe nun aus sich die Quellen des Landes erzeugt, die Danaiden, die nichts als die Quellnymphen des Landes sind. Als hierauf die Δαναοί, die Bewohner des δαναὸν Ἄργος, durch die epische Poesie mit Ruhm gekrönt wurden, wurde Δαναός ein Collectiv achäischer Helden. Als Achäer kommt er in feindseligen Conflict mit Ägyptiern, indem in Ägypten einfallende und raubende Griechen ihre Kämpfe in die Mythenzeit zurückschoben. Vielleicht waren es zuerst seefahrende Rhodier, die ja jenen ältern einfachen Danaosmythus mit dem Athenacult zugleich aus ihrer Metropole Argos erhalten hatten. So ist z. B. der Mythus in der epischen Danais gefaßt, wo die Danaiden als streitbare Heroinen am Nil kämpfend vorgestellt wurden, wobei nämlich keineswegs schon deutlich ist, ob Danaos und Ägyptos als Brüder gefaßt wurden. Erst nach der Hellenisirung Ägyptens, d. i. nach Psammetich, kam die gangbare Gestalt der Sage auf. Gleichwol müssen die Griechen noch ganz unbekannt mit der ägyptischen Mythologie gewesen seyn, und Ägypten und Asien nur in schwachen, in einander fließenden Umrissen gekannt haben, da sie den Belos, welchen Gott sie für eine Person nahmen, an die Spitze der Genealogie stellen[15]. Damit nun aber Danaos nicht Barbar würde, mußte er an die Genealogie des Epaphos angeknüpft werden, wobei die Libya die Vermittlerin wird. Bei dieser Mythenverknüpfung war die argivische und chemmitische Priesterschaft thätig und Kanobus, der Ort, wo sich die Sage vom Epaphos zuerst anpflanzte, war der Vermittelungspunkt beider. Daß aber die ältesten Ansiedler von Argos keine Ägyptier waren, zeigen die kyklopischen Bauüberreste von Argolis, welche einen dem ägyptischen Stile ganz heterogenen Charakter haben, da doch sonst entweder in Ägypten Spuren kyklopischer Bauart, oder in Argos Spuren ägyptischer Bauart sich finden müßten. Alles dieses würde aber innerer Festigkeit ermangeln, wenn man nicht bei Herodot noch die Sage in ihrer alten Gestalt erkennen könnte (Orchom. S. 112). Nach dieser nämlich (lib. VII, 94) ist Danaos in Bezug gebracht mit der Einwanderung eines achäischen Stammes in den Peloponnes, da die Jonier, ehe Danaos und Xuthos in den Peloponnes kamen, nach Aussage der Hellenen ägialeusische Pelasger hießen, wozu noch kömmt, daß Archander und Architeles, Söhne des Achäos, Schwiegersöhne des Danaos werden (Herodot. II, 98. Pausan.). Prüfen wir zuerst das, was Müller als alte einheimisch-hellenische Sage von der spätern getrennt wissen will, so muß zuerst auffallen, daß man den achäischen Stamm des Danaos erst noch durch die Söhne des Achäos, den Archander und Architeles, hellenisirte. Wenn Herodot die Quelle dieser einfachern Ansicht ist, so ist ferner zu verwundern, daß dieser seiner anderwärts ausgesprochenen, oder doch wenigstens von ihm nicht zurückgewiesenen Meinung in jener Stelle (VII, 94) gewissermaßen ungetreu geworden ist. Heffter l. c. S. 51 flgd. hat diesen Theil des Müllerschen Beweises auch angefochten und Pausan. VII, 1, 3 gegen ihn richtig angewandt, wo der Name Danaer ausdrücklich von dem andern allgemeinen Namen der Achäer, den die Argiver auch führten, geschieden wird. Herodot bringt VII, 94 den Danaos in keine andere Verbindung mit der achäischen Einwanderung des Xuthos, als in die der Zeit. Er sagt nur, daß die Jonier in der Zeit vor der Ankunft des Danaos und Xuthos im Peloponnes ägialeische Pelasger hießen, nachher aber von Xuthos Sohne den Namen Jonier annahmen. Er nennt den Danaos deshalb mit, weil auch durch seine Einwanderung eine Änderung in den Namen der Bewohner des Peloponnesos vorging. Daß aber Herodot unmittelbar habe andeuten wollen, die Bewohner von Argolis seien vor Danaos ägialeusische Pelasger genannt worden, was Heffter S. 53 in die Worte Herodots hineinlegt, können wir nicht zugeben. Daß die Sache wahr ist, sieht man allerdings aus den Ἱκέτιδες des Äschylos; daß aber Herodot offenbar die ohngefähre Gleichzeitigkeit im Sinne hatte, scheint uns auch gewiß.

Zu dem Reste des einfachen Mythus gehört aber noch nach Müller die einheimische Entstehungsweise des Namens Danaos, wie er sie annimt; diese etymologische Deduction aber hat uns ebenso unbefriedigt gelassen, als wenn man die Spartaner κοῖλοι nennen wollte. Wo ist ein Analogon zu einer solchen Sonderung des Epitheton vom Landesnamen, welches zugleich zum Stammnamen wird? Ferner, was Heffter mit Recht angegriffen hat p. 44 sq., in welcher sprachgemäßen Entwickelung konnte aus δανός=ξηρός Δαναός und doch zugleich auch Δανάη werden? Wir wissen recht wohl, wie überzeugend Müller in den Prolegomenen dargethan hat, wie die freie Mythenbildung ein und dasselbe in verschiedenen Formen und Ansätzen auf mannigfaltige Weise zum Vorschein gebracht, was dann von Systematikern, obgleich ursprünglich coordinirt, einander subordinirt wurde. Allein jene doppelte mythische Einkleidung einer Thatsache sehen wir schon in Δαναός und Δαναΐδες, wenn sie einmal auch hier statt finden soll. Der Ruhm des Bewässerns von Argos theilt sich zwischen beiden, während Δανάη diesem ursprünglichen Sinne des Mythus fremd geworden ist und einem ganz andern Sagenkreise sich angeschlossen hat.

Wird man nun durch alles dieses schon bedenklich;

15) Es muß diese also vor der Hellenisirung Ägyptens in den Mythus gekommen seyn, denn dann war ja wol derlei nicht gut mehr möglich.

so muß sich der Zweifel zur Entschiedenheit steigern, wenn man in's Auge faßt, wie jener Mythus alle Klassen griechischer Schriftsteller durchdrungen hat, Dichter, Historiker, Philosophen und Mythographen[16], wie ferner derselbe im argivischen, wie im ägyptischen Volke Wurzel gefaßt hatte, und ein so abgerundetes Ganze darstellt, in dem das Factische mit dem Ideellen, um uns der eigenen Ausdrücke Müllers (Prolog. S. 70) zu bedienen, auf das Engste verflochten ist. Ein solcher Mythus kann unmöglich auf einer Basis so künstlicher Voraussetzungen erwachsen seyn. Die Griechen, die nach Ägypten kamen, meist Inselbewohner und Kleinasiaten, konnten es doch nicht dahin bringen, daß man in Argos selbst ihre Form der Sage vom Danaos gläubig aufnahm und sie in derselben gewissermaßen zum Nationalmythus sanctionirte. Unklar bleibt es ferner, welche Veranlassung jene Milesier und Jonier hatten, einen Repräsentanten des achäischen Stammes, den argivischen Heros Danaos, mit einem Ägyptos in Verbindung zu bringen, wenn sie nicht eben eine solche Mythe schon vorfanden. Heffter nun (in der angeführten Schrift) sucht besonders deshalb die historische Existenz des Danaos zu retten, um die Gründung des Athenadienstes auf Lindus an die Flucht des Danaos, der Parischen Chronik und andern Autoritäten gemäß, anschließen zu können. Er stützt S. 59 flgd. seine Behauptung, es habe wirklich einen Danaos gegeben, auf 3 Argumente: erstens weil ohne den mindesten Zweifel an seine historische Existenz ein Danaos als König von Argos erwähnt wird bei einer Menge von Schriftstellern, zweitens wegen des bei Homer schon gewöhnlichen Namens der Danaer, der von ihm abgeleitet wird, und drittens auf die tiefe und innige Verflechtung des Mythus mit Localitäten in Argos. Danaos kam auch aus Ägypten, worauf ebenfalls dieselben Zeugnisse, die sich einmal nicht abweisen lassen, hindeuten. Ob er aber den Athenadienst zu Lindus eingeführt habe oder nicht, darüber wagen wir nicht bestimmt abzuurtheilen. Nach so vielen Analogien, wie von Müller in den Prolegomenen aufgestellt sind, hat dessen angedeutete Ansicht, jener Cultus stamme aus der Metropole Argos, viel Wahrscheinliches.

Indem wir nun im Ganzen die Argumentationen Heffters billigen und mit ihm dem Mythus sein hohes Alter bewahrt wissen wollen, können wir jedoch nicht uns entschließen, ihn bis in die Einzelheiten der Überlieferung hinab für Historisches und Factisches zu halten, wie Heffter. Die Sage einer ägyptischen Einwanderung, an die sich auf irgend eine Weise der Name Danaos knüpfte, war überliefert; sie war eine anerkannte Thatsache, an die sich denn der Mythus ansetzte, so aber daß er von jenem Factum allseitig durchdrungen ist und Alles seine Beziehung verliert, wenn man jene Basis der Schöpfung wegnimt. Denn um zunächst auf Heffters eigene Argumentation einzugehen, so hängt die Beweiskraft, die nach ihm in dem allgemein angenommenen Namen der Danaer liegt, blos von der Sicherstellung der Sage im Allgemeinen ab. Man könnte immer noch mit Müller und Creuzer entgegnen, daß gerade hierin ein Beweis für das Gegentheil liege. Der sich vorfindende Name der Danaer mußte nämlich erklärt werden und zwar, da man den etymologischen Schlüssel zu seiner Deutung bei Seite liegen ließ, machte man eine factische und stellte den Heros Danaos hin, der nun nicht in die hellenisch-pelasgischen Genealogien paßte, und daher aus Ägypten hergeholt wurde, in einer Zeit (kurz nach Homer), wo das Streben, alles Hellenische zu ägyptisiren, vorwaltete. Im Widerspruch ist ferner Heffter mit sich, wenn er S. 53 behauptet: „Müller hat ohnstreitig Recht, wenn er zugleich die frühern Annahmen eines Irrthums des Herodot, oder eines doppelten Danaos, bei Seite schiebend, den Namen Danaos für den Volksstamm der Danaer überhaupt nimt und die Stelle bei Herodot also erklärt: „Achäer unter Anführung des Archander und Architeles verschwisterten sich mit dem Stamme der Danaer in Argolis" und gleichwol S. 59 mit der größten Bestimmtheit annimt, es habe wirklich einen Danaos gegeben und er sei kein Eingeborner, er sei ein Ankömmling aus Ägypten gewesen. Wir sehen dabei nicht ein, wie Heffter nicht auch Personen, wie dem Hellen, Deukalion, Jon, Achäos die Wirklichkeit absprechen will. Er muß dann alle die Namen, die an der Spitze von Völkergenealogien stehen, für wirkliche Personen halten, mit wenigen Ausnahmen, wo die mythische Personificirung ganz handgreiflich ist.

Wir sind nun der festen Überzeugung, daß man sich auf diesem Boden der alten griechischen Geschichte nur mit einer solchen Allgemeinheit der Ansicht sicher bewegen kann, wie sie von Buttmann in seiner Abhandlung über die mythischen Verbindungen von Griechenland und Asien (Mythologus, Bd. II. S. 177) fest gehalten wird. Die Sage von einer überseeischen Einwanderung nach Argos aus Ägypten mußte sowol in Argos, wie in Ägypten uralt seyn, sie mußte hier wie dort die Grundlage weiterer Mythenbildung seyn und schon in ihrer ersten Gestalt den Namen Danaos mit sich führen. Es mußten ferner in diesen ersten Ankömmlingen zwei Nationalunterschiede sich kund thun: Libyer (unter Danaos), Ägyptier (unter Ägyptos), wo dann Danaos, der trockne, als Repräsentant des sandigen Libyens gedeutet wurde, Ägyptos aber auf die Anwohner des Nils, der ja auch den Namen Ägyptos führte, hinweist. Die Schwierigkeit, die man in der Seefahrt findet, wird gerade durch den libyschen Ursprung des Danaos vermittelt. Die Verschwisterung beider nationalen Elemente wird mythisch bezeichnet durch die Heirath des Lynceus und der Hypermnestra. Diesen Fremden mußten die ureinwohnenden Pelasger weichen, und sie selbst wurden bald bei dem weitern Vordringen der Hellenen ganz einheimisch und nationalgriechisch, wie diese selbst.

Für die historische Gewißheit einer Einwanderung

16) So wie z. B. Plato im Menexenus T. IX. p. 94 Bipont. die Colonisirung von Argolis durch Danaos anerkennt, in einer Stelle, die Müller mit Glück zur Unterstützung seiner Ansicht von Kekrops angewandt hat, aber bei Danaos gänzlich vergessen zu haben scheint.

aus Ägypten haben sich übrigens auch Thiersch, Epochen der bildenden Kunst, 2. Aufl. S. 24 flgd. (mit einigen besondern Modificationen) und Hug: Über den Mythus, S. 312 flgd. erklärt. J. H. Voß hält in der Antisymbolik, Bd. 2. S. 416 flgd. die Heroen Kadmos, Danaos und Kekrops für Geschöpfe des Priestertrugs; und Kanngießer: Grundriß der Alterthumswissenschaft, S. 240 flgd. leitet den Danaos aus Thessalien her, was er mit 6 Beweisen unterstützt, deren Widerlegung wir für überflüssig halten. Welcker in der Trilogie, S. 390 flgd. folgt im Ganzen der Ansicht Müller's. Haupt: Aeschyli Supplices. Lips. MDCCCXXIX. pag. 69—79 unterscheidet einen ägyptischen und argivischen Danaos, von denen der letztere ein Erdgeborner seyn soll, wegen der etymologischen Verwandtschaft des Namens *Δαναός* mit dem dorischen δᾶ, Erde; aber abgesehen von der Schwierigkeit, die eine solche Annahme in historischer Rücksicht hat, so widerstreben schon die Gesetze der Accentuation und Quantität. (*Gust. Kiessling.*)

Danaster s. Dniester.

DANAUS (Euploea *Fabr.*, Danais *Godart*). Schmetterlingsgattung aus der Familie der Tagfalter, den größten Theil der Danai festivi *Linn.* umfassend, von Latreille aufgestellt. Ihre Kennzeichen sind dünne, der ganzen Länge nach von einander getrennte Taster, die kaum über den Kopf herausragen, etwas verkürzte, aber sonst mit den übrigen gleich gestaltete Vorderbeine, ein an der Spitze gekrümmter, dicker Fühlerknopf und ungezahnte Flügel, die untern den Hinterleib nicht vollständig umfassend. Die Tarsenkrallen sind bei ihnen ungezahnt und ihre Puppen hängen gestürzt, nur mit dem Schwanzende angeheftet. Bei den meisten führt auch, wenigstens das eine Geschlecht, auf dem Mittelfelde der Hinterflügel eine kleine knorpelartige Klappe.

Godart *) führt 55, theils in Ostindien, theils in Südamerika vorkommende Arten auf, unter denen die bekanntesten folgende sind: 1) D. Midamus *Linn.* Fab. (Papil. mulciber Cram. tab. 127. fig. C. D. — *Herbst* tab. 122. f. 1. 2.); Flügel schwarz, die vordern mit stahlblauem Schiller und milchweißen Flecken, die hintern mit einer Fleckenreihe am Außenrande. In Ostindien. — 2) D. Chrysippus *Linn.* Fabr. (Cram. tab. 118. fig. B. C. *Herbst* tab. 155. f. 1. 2.) Flügel gelb, mit schwarzem, weiß punktirtem Rande, die vordern mit brauner Spitze und weißer Fleckenbinde, die hintern mit einigen schwarzen Punkten im Mittelfelde. In Ostindien, Syrien, Ägypten. Ist auch in der Umgegend von Neapel gefunden worden, doch wahrscheinlich nur durch Zufall dahin gekommen. Die Larve lebt auf mehren Arten von Asclepias. — 3) D. Limniace Cram. tab. 59. f. D. E. — *Herbst* tab. 123. f. 3. 4. — Pap. similis Fabr. Die Flügel oben schwarz, spitzwärts mit Punkten, an der Wurzel mit zweispaltigen Flecken von grünlich weißer Farbe, unten die vordern an der Spitze, die hintern durchaus leberbraun. In China, auf Java, Ceylon. (*Germar.*)

*) Encyclop. methodique. Entomol. Tom. IX. p. 172.

Danavas s. Daitjas und Indra.

Danbach s. Dambach.

DANBURY, Name mehrer Ortschaften in den nordamerikanischen Freistaten: 1) in der Grafschaft Grafton des States Neuhamshire mit 845 Einw.; — 2) Marktflecken in der Grafschaft Fairfield des States Connecticut, am Gebirge gelegen, hat ein Rathhaus, auf welchem, abwechselnd mit Fairfield, die County-Courts gehalten werden, 2 Kirchen, 1 Akademie, 1 Postamt, 1 Druckerei, welche eine Zeitung herausgibt, und 3606 Einwohner, die Hüte, Leinwand, Papier, Sensen, Nagel und Eisenwaaren verfertigen. Es ist der Hauptmarktplatz für das Binnenland; — 3) in der Grafschaft Huron des States Ohio, mit 1 Zollhause und dem Postamte Graton; — 4) am Dan, Hauptort der Grafschaft Rockingham des States Nordcarolina mit den Grafschaftsgebäuden und einem Postamte. (*Leonhardi.*)

DANBY, Township am Otterkrick in der Grafschaft Rutland des nordamerikanischen Freistates Vermont, mit 1 Postamte und 1730 Einwohnern. (*H.*)

DANCHET, Antoine, von armen Eltern zu Riom in Auvergne 1671 geboren. Er war so arm, daß er, um seine Studien in Paris vollenden zu können, andere Schüler unterrichten mußte. Durch ein lateinisches Gedicht auf die Eroberung von Mons 1691 ward er bekannt und erhielt die Stelle eines Lehrers der Rhetorik zu Chartres, d. h. er ward Lehrer in Prima, wie wir sagen würden; denn die erste Klasse der alten Gymnasien wurde classis rhetorica genannt. Bald aber, 1696, kam er nach Paris zurück, um die Erziehung zweier Kinder zu übernehmen, deren Mutter ihm dafür eine lebenslängliche Pension von 200 Franken aussetzte; als er aber anfing, für das Theater zu schreiben, wollte man ihm diese Pension entziehen, doch gewann er den Proceß. Seitdem widmete er sich ganz dem Theater. Er schrieb vier jetzt gänzlich vergessene Tragödien, welche auch selbst damals wenig Glück machten. Desto mehr Beifall fanden seine Opern, deren er wol ein Dutzend geschrieben hat. Diese dramatischen Werke und einige geringere Gedichte sind gesammelt in der Ausgabe Paris 1751. 4. V. in 12. Danchet war ein durchaus rechtschaffener Mann, und seine Gelehrsamkeit verschaffte ihm eine Stelle in der Académie des Inscriptions. Er starb zu Paris 1748. (Nach Auger in der Biogr. univ.). (*Blanc.*)

DANCKAERTS, Sebastian, holländischer Prediger zu Batavia, als Kenner der malayischen Sprache rühmlich bekannt, starb 1636. Er übersetzte mehre Bücher ins Malayische und schrieb einen Katechismus in dieser Sprache, der im Haag 1623, 8. zuerst gedruckt und 1687 und 1691 zu Amsterdam neu aufgelegt wurde. Mit Verbesserungen und Zusätzen gab er heraus: Kaspar Wildens holländisch-malayisches und malayisch-holländ. Wörterb. Haag 1623. 4. lat. vert. Dav. Haex. Romae 1651. 4. nachgedr. mit Haex Namen Batavia 1707. 4. Haex sagt in der Vorrede, das Buch sei aus dem Holländischen übersetzt, verschweigt aber des Verfassers Namen *). (*Baur.*)

*) *Werndly* maleysche spraakkonst. Amst. 1736. p. 286 u. 311.

DANCKWERTH, Caspar, Doctor der Medicin und Bürgermeister zu Husum, geb. zu Oldensworth in Eiderstädt; gest. d. 25. Jan. 1672. Seine neue Landesbeschreibung der Herzogthümer Schleswig und Holstein (1652. gr. Fol.) ist eins der vorzüglichsten Werke der Art in ihrer Zeit und auch noch in mancher Hinsicht zu schätzen. Sie macht den Text zu 40 ihr beigelegten theils General-, theils Specialkarten des Landes aus, die Johann Meier auf landesfürstlichen Befehl verfertigte. Das Buch zog seinem Verfasser vielen Verdruß zu, theils durch die Kritiken anderer, z. B. Joh. Dan. Majors, theils durch die Unzufriedenheit des Königs und besonders der Herzöge Sonderburgischer Linie, die eine förmliche Apologie dagegen (Lüb. 1654. 4.) erscheinen ließen, theils weil es den Schweden, als sie 1658 die beschriebenen Provinzen eingenommen hatten, zum Wegweiser angeblich gedient haben sollte. Register dazu von Chr. Fr. Walther. Glückstadt 1753. Als Auszüge daraus sind zu betrachten *Mart. Zeiller's* Nova regnorum Dan. et Norw. Ducatuum Slesv. et Hols. descriptio. Amst. 1655. 12. holl. 1656. teutsch Ulm 1658 und *Rutg. Hermannidis* descriptio cet. Amst. 1669. 12. Danckwerths Chronikon der Geschichte Schleswigs und Holsteins ist nur handschriftlich vorhanden. — Vergl. *Jo. Molleri* Cimbr. litt. 1. p. 124. Schlesw. Holstein. Anz. 1770. St. 19. 20. Joh. Friedr. Noodts Beiträge. 1. S. 543. (*Dörfer.*)

DANCOURT, Florent, Carton, von adeligen Eltern 1661 zu Fontainebleau geboren. Er studirte in Paris in einem Jesuitercollegio, und seine Lehrer hätten den talentvollen Jüngling gern für ihren Orden gewonnen; er zog aber die juristische Laufbahn vor und ward Advokat. Als er sich aber in die Tochter eines Schauspielers verliebt, sie entführt und geheirathet hatte, trat er selbst in die Comédiens du roi, 1685. In eben diesem Jahre schrieb er sein erstes Stück: Le notaire obligeant, ou les fonds perdus. Der Beifall, womit es aufgenommen wurde, ermunterte ihn so, daß er nun in den folgenden 30 Jahren an 60 Komödien schrieb, worunter die besten sind: Le chevalier à la mode, les bourgeoises à la mode, les vendanges de Suresnes, les vacances, les curieux de Compiègne, le mari retrouvé, les trois cousines, und besonders le galant jardinier. Sein Haupttalent bestand darin, jeden Stoff, welchen Stadtgeschichten ihm darboten, geistreich zu benutzen. Voltaire schätzte ihn sehr und räumte ihm nach Molière den ersten Rang in der Posse ein. Er ist der erste gewesen, der es gewagt, ganze Stücke in bäurischem Dialect zu schreiben, und kein anderer französischer Dichter hat Bauern und besonders Müller besser geschildert als er. Auch als Schauspieler war er geachtet, und sein Talent, aus dem Stegreif zu sprechen, hatte ihn selbst bei Ludwig XIV. beliebt gemacht. Nachdem er 38 Jahre lang Schauspieler gewesen, zog er sich auf ein Gut zurück, welches er in der Provinz Berry besaß, und schrieb hier noch eine poetische Übersetzung der Psalmen und eine Tragödie, welche aber verloren gegangen ist. Er starb 1726. Seine Werke erschienen zuerst 1710 in 8 Bdn. 12.; dann 1711, 7 B. 12.; 1729, 9 B. 12.; 1742, 8 B. 12.; die beste Ausgabe aber ist die von 1760, 12 B. 12. Eine Auswahl seiner Werke erschien 1783, 4 B. 12. und bei Didot in Paris 1810. 5 V. 18. (Nach *Fabien Pillet.*)

Ein anderer Dancourt, auch Schauspieler und Dichter, hat sich lange in den Provinzen umhergetrieben. Schon alt kam er endlich nach Paris, wo er 1801 im Hospitale starb. Man hat von ihm: *L. H. Dancourt,* arlequin de Berlin à J. J. Rousseau citoyen de Genève, Amsterdam 1759. 8., eine geistreiche Widerlegung der Ausfälle Rousseau's gegen das Theater. Von seinen dramatischen Werken haben sich nur erhalten: Les deux amis, eine Komödie in Prosa und le mariage par capitulation, eine Komödie in 1 Act, mit Arien. (Nach Beuchot in der Biogr. univ.). (*Blanc.*)

DANDAKA, ein Distrikt auf der Nordostküste Vorderindiens, mit dem berühmten Walde, in welchem Rama eine Zeit lang sich aufhielt, wie im dritten Buche des Ramajana erzählt wird. (*Rödiger.*)

DANDAR, eine Landschaft in Nepal, nördlich von Pattan gelegen. (*Rödiger.*)

DANDINI, eine alte adelige Familie zu Cesena, von der auch Grafen abstammen. Wir bemerken 1) Geronimo, Cardinal, zu Cesena 1509 geboren. Er studirte die Rechte zu Bologna, kam dann an den römischen Hof, und wurde Bischof zu Cassano, dann zu Imola. Paul III. sandte ihn als Nuntius nach Frankreich, und Julius III., der ihn ebenfalls zu mancherlei Verrichtungen gebrauchten, ertheilte ihm 1551 die Cardinalswürde. Er starb den 4. Decbr. 1559 [1]. — 2) Girolamo, Jesuit, zu Cesena 1554 geboren, lehrte zu Paris die Philosophie, und zu Padua die Theologie. Viele wichtige Geschäfte wurden ihm übertragen, auch war er Provincial seines Ordens in Polen und im Mailändischen. Clemens XI. sandte ihn 1596 als seinen Nuntius zu den Maroniten auf dem Berge Libanon, um über den Glauben und die religiösen Gebräuche derselben Erkundigungen einzuziehen und eine Vereinigung zwischen der maronitischen und römischen Kirche zu Stande zu bringen, welches aber nicht gelang. Er besuchte bei dieser Gelegenheit auch Jerusalem, kam 1597 zurück, und war wieder in Ordensangelegenheiten sehr thätig, bis er den 29. Nov. 1654 zu Forli starb. Von seiner Reise auf den Libanon ließ er eine Beschreibung drucken, die aber weit mehr kirchliche als geographische Nachrichten mittheilt, und selbst in Darstellung der Religionsmeinungen der Maroniten manche Unrichtigkeiten enthält: Missione apostolica al patriarca e Maroniti del monta Libano. Cesena 1656. 8. Franz. avec des remarques sur la theologie des chrétiens du Levant et sur celle des Mahometans, par R. S. P. (Richard Simon, prêtre). Par. 1675 (la Haye) 1685. 12. wegen vieler Verbesserungen dem Original vorzuziehen. Engl. London 1698. 8. ein Auszug in Paulus Saml. von Reisen nach dem Orient. 2. Th. 208. Dandini schrieb auch: Ethica sacra, sive de virtutibus et vitiis lib. L. posthumi. Cesen. 1651. Antw. 1676 fol. [2]). —

1) Thuani hist. lib. VIII. Ughelli Ital. sacr. Aubery hist. des Card. 2) Bayle Dict. Meusel bibl. hist. Vol. II. P. I. 22. Beckmanns Lit. d. Reisebeschr. 2. Bd. 328. Simons Vorr. zu der angef. Übersetzung.

8) Ercole Francesco, ein berühmter Rechtsgelehrter aus Cesena, war am 4. Nov. 1695 zu Ankona geboren. Zu Rom studirte er, unter der Leitung seines Onkels [3]) die alten Sprachen und Theologie, und darauf unter dem berühmten Gravina die Rechte. Zu Cesena, wohin er sich in seinem 35. Jahre begab, stiftete er in seinem Hause die Akademie der Filomati, deren Gesetze er durch den Druck bekannt machte: Leges academiae philomatorum. Cesen. 1731. 8. Die hohe Schule zu Padua übertrug ihm den Lehrstuhl der Pandekten und des Codex, und er behauptete ihn ehrenvoll, bis er den 7. März 1747 starb. Von seinem einsichtsvollen Bemühen, aus der Jurisprudenz die herrschende barbarische Form zu verdrängen, zeugt sein Dialogus de forensi scribendi ratione culta atque perspicua. Pad. 1734. 4. Sonst schrieb er: Caesaris Brixii urbis Caesenae descriptio adnotatt. illustr. et locupletata, im 9. Bande von Burmanns Tesoro d'Italia. Otium Aricinum, sive de urbanis officiis dialogi V. Rom. 1728. 4. De ea distribuentis justitiae parte, quae in praemiis largiendis versatur. Pad. 1734. 4. De servitutibus praediorum interpretationes per epistolas ad loca quaedam libri VII. et VIII. pandectarum illustranda pertinentes. Veron. 1741. 4. [4]). (*Baur.*)

DANDOLO, ein altes berühmtes Geschlecht des venedigschen Adels, das der Republik mehre Statsmänner, Gelehrte, ausgezeichnete Krieger und vier Dogen gegeben hat, die durch Eroberungen Venedigs Handel ausbreiteten, die seine Macht und seinen politischen Einfluß auf die Verhältnisse Italiens und des Morgenlandes erweiterten, zugleich aber auch jene Aristokratie vorbereiteten und gründeten, welche die Gesamtheit des Stats in das Besitzthum einiger mächtigen Familien verwandelte [1]). Der erste Doge d. N., in der Reihe der Dogen der 41ste, war Heinrich (Enrico, Arrigo) Dandolo. In ihm vereinigten und mischten sich die Talente und Eigenschaften des Kaufmanns, des Statsmanns, des Feldherrn und des Patrioten mit so viel Umsicht und Charakterstärke, daß man nicht entscheiden kann, in welcher von jenen Beziehungen der kluge, thatkräftige Mann und Greis vorzugsweise den Beinamen des Großen verdiente, welchen die Geschichte ihm nicht gegeben hat, weil Republiken wol die Sache, aber nicht den der Gleichheit verhaßten Namen anerkennen. Heinrich Dandolo, geb. zu Anfang des 11. Jahrhunderts [2]), gehörte, seit er in das öffentliche Leben eingetreten war, zu den ausgezeichnetesten Bürgern der schon damals durch Handel und Waffen emporstrebenden Republik. In der Kriegs- und Statskunst erfahren, hervorragend durch die Kraft seiner Rede, nichts dem glänzenden Fluge der Einbildung und dem unsichern Spiele stolzer Hoffnungen anvertrauend, sondern alles kalt berechnend, war er nicht blos dem romantischen Geiste seines Zeitalters, sondern selbst den großmüthigen Gefühlen, welche den Menschen adeln und erheben, fremd; er war nur Venediger, und Venedigs Größe war seine Größe.

Unter den Freistaten Italiens schien Pisa Venedigs Macht und Glück zu übertreffen. Die politische Aufgabe war, das alte einflußreiche Verhältniß Venedigs in Constantinopel, sowie im Orient überhaupt herzustellen und dadurch die Pisaner von dem dortigen Weltmarkte zu verdrängen; zuvor mußte aber die Herrschaft Venedigs auf dem adriatischen Meere dauerhaft gesichert werden. Beides gelang dem großen Dandolo und seinen Nachfolgern durch glückliche Abwehr, kluge Verhandlung und kühne, überraschende Entwürfe, die endlich bis zur Eroberungspolitik gesteigert, den indischen Welthandel an den Löwen des h. Marcus fesselten. Das Zeitalter der Kreuzzüge war dazu günstig; es galt also nur, die Macht der öffentlichen Meinung und die Masse von Kräften, welche jene gewaltige, aber regellose Richtung des Abendlandes nach dem Morgenlande in Bewegung setzte, zu benutzen, sich ihrer Leitung allmälig zu bemächtigen und an die Spitze derselben zu treten. Dies alles gelang der Statskunst Dandolo's, welche im rechten Augenblicke ebenso kühn als schlau mit Kraft und strenger Folgerichtigkeit zu unterhandeln und zu entscheiden verstand [3]). Geld war auch hier der materielle Hebel; es kam also darauf an, ihn recht zu brauchen; darum konnte nur der größere Kaufmann zugleich der größere Statsmann seyn, und umgekehrt. Dandolo war beides; überdies noch Fürst und Feldherr. So ward Venedig die Gebieterin des Mittelmeeres.

In Stats- und Handelsgeschäften bereits ergraut, aber an Kraft noch ein Jüngling, ging Dandolo im J. 1173 im Auftrag der Republik nach Constantinopel, um von dem Kaiser Manuel Schiffe, Vorräthe und venedigsche Gefangene, welche der griechische Kaiser dem Völkerrechte und den Verträgen zum Trotz nicht frei geben wollte, zurückzufodern. Manuel wußte, daß Venedig durch Pest geschwächt und daß kein Geld im Schatze sei; daher richtete Dandolo nichts aus; allein er lernte wenigstens den Zustand des griechischen Reiches und seine Schwä-

---

3) Anselmo Dandini. Er war Consultor bei der Inquisition und der Congregation des Index, und schrieb: Opus de suspectis de haeresi. Rom. 1703 fol. 4) Fabroni vitae Italorum doctrina excellent. qui saec. XVIII. floruerunt. Dec. II. 73—104. Biogr. univ. T. X. (von Guillon).

1) Über die Dandolos und ihre Zeit ist die wichtigste Chronik die von Andr. Dandolo (s. d. Art.): ferner vergl. man *Marini Sanuti* Vitas Ducum Venetorum bei Muratori T. XXII. Lebret Statsgesch. der Rep. Venedig. *C. A. Marin* Storia civile e polit. del commercio de' Veneziani etc. *Daru* Hist. de la rép. de Venise. H. Leo Gesch. v. Italien ꝛc. — Über die Eroberung Constantinopels im J. 1204 s. *Ville-Harduin* de la conqueste de Constantinople (Edit. Venet 1729). Nicetas Chon. Gesch. der Kaiser. *P. Rhamnusii* Veneti de bello Cplitano etc. L. VI. *A. Morosini* imprese et espeditioni di Terra S. e l'acquisto fatto dell' Imperio di Constantinopoli della rep. di Venezia. *Mar. Sanuti* Secreta fidelium crucis. (Gesta Dei per Francos T. II.) Epist. und Gesta Innocentii III. Fr. Wilken Gesch. der Kreuzzüge. V. *Michaud* Hist. des Croisades. 4 Edit. T. III. F. v. Raumer Gesch. der Hohenstaufen. Th. 3. *Gibbon* V. XI.

2) Das Jahr ist ungewiß. Er soll bei seiner Wahl (1192) 84, und bei seinem Tode (1205) 97 Jahre alt gewesen, sonach im J. 1108 geboren seyn. Gibbon (Hist. of the Rom. Emp. XI, 173. Lpz. A. 1821) bezweifelt dieses hohe Alter. 3) Nicetas tadelt an ihm Verschmitztheit, Ruhmsucht und Eitelkeit. Er habe sich den Klugen der Klugen genannt. Aber Nicetas sah in ihm die Sele des Unternehmens, welches über sein Vaterland Verderben brachte.

chen, sowie das Örtliche der grossen Weltstadt des Handels genauer kennen. Man erzählt, der Kaiser habe ihm ein glühendes Metall, um ihn zu schrecken, vorhalten lassen und ihn dadurch des Augenlichts beraubt; allein nach einem gleichzeitigen Schriftsteller (Villehardouin) soll Dandolo sein Gesicht in Folge einer Verwundung verloren haben [4]).

Um so bemerkbarer machte sich seit diesem Unfalle die geistige Kraft des blinden Greises, der die Vergangenheit wie die Gegenwart richtig erkannte und um so schärfer in die Zukunft sah. Er ging jetzt als Gesandter nach Sicilien, und es gelang dem damaligen Dogen Ziani, ungeachtet aller Hindernisse, die der Kaiser Manuel ihm in den Weg legte, mit dem Könige Wilhelm ein Bündniß auf 20 Jahre zu schließen, wodurch Venedig die Handelsfreiheit in Sicilien erhielt. Nach Manuels Tode (1180) eröffnete dessen Nachfolger Andronicus den Venedigern die Seehäfen seines Reichs und entließ die gefangen gehaltenen Unterthanen der Republik; allein die gefoderte und versprochene Schadloshaltung (15000 Mark Gold) wurde nicht geleistet. Ebenso wenig that dies Isaac Angelus (reg. seit 1185), ob er gleich den Freiheitsbrief bestätigte, den ehemals Alexius den Venedigern bewilligt hatte.

Als nun der Doge Orio Malipiero im J. 1192 sich von den Geschäften zurückzog, ward H. Dandolo zu seinem Nachfolger gewählt [5]). Dandolo's dreizehnjähriger Ducat macht Epoche in Venedigs Geschichte. Seine Verwaltung brachte zwar keine wesentliche Veränderung in dem innern Organismus der Republik hervor; aber desto größer war in jeder Beziehung die Erweiterung der auswärtigen Verhältnisse, und desto folgenreicher die neue Richtung, welche dadurch der Unternehmungsgeist, der Muth, die Thätigkeit und der Reichthum der Venediger erhielten. Dies alles aber wirkte später auch auf die Umgestaltung des Innern zurück. Dandolo stellte nämlich nicht allein das Ansehen der Republik wieder her, sondern gab auch dem Welthandel seiner Vaterstadt neue und größere Unterlagen. Verona, das venedigsche Schiffe auf der Etsch anzuhalten gewagt hatte, mußte den Schaden ersetzen. Hierauf unterwarf Dandolo einige Plätze an der Küste von Dalmatien und nahm den Zaratinern viele Seeschiffe; dann schützte er Padua gegen Verona und erwarb dadurch Venedig ein gewisses Übergewicht über die Städte des festen Landes, welche sich unter einander befehdeten. Als die Pisaner nach Ablauf des Waffenstillstandes den Krieg mit Venedig erneuerten und in Istrien Pola eroberten, griff Dandolo ihre Flotte im Hafen an, verbrannte einige Schiffe, zwang Pola, sich zu ergeben, ließ die Mauern dieser Stadt an der Seeseite zerstören und schlug die Flotte der Pisaner bei Modone (1195). Endlich vermittelte Papst Cölestin III. eine Art von Waffenruhe; allein er vermochte nicht, zwei durch Handelseifersucht getrennte Republiken mit einander zu versöhnen. Beide strebten nach dem Alleinbesitze des Handels in der Levante. Um diese Zeit hatte Alexius III. seinen Bruder Isaac Angelus abgesetzt und sich des Thrones von Constantinopel bemächtigt (1195). Dandolo verlangte sofort von ihm die Bestätigung, und als dies nicht erfolgte, die Erweiterung der venedigschen Handelsfreiheiten, sowie die Entrichtung der von seinen Vorfahren der Republik zugesicherten noch rückständigen Entschädigungsgelder (200 Minen). Alexius sah sich genöthigt, die Abgaben zu erhöhen, und belegte daher die venedigschen Schiffe mit schwerern Zöllen als andere; auch gab er den Pisanern den Vorzug, welche ihrerseits Venedig in den Busen des adriatischen Meeres einzuschließen versuchten und deshalb auf der Höhe von Brindisi kreuzten, um die Schiffe der Venediger zu kapern. Allein Dandolo rüstete eine mächtige Flotte aus, welche die Pisaner verjagte und Brindisi nöthigte, das Bündniß mit Pisa aufzuheben und sich dagegen mit Venedig zu verbünden. Bald darauf schloß er (im J. 1201) einen Handelsvertrag mit dem König Leo von Armenien, wodurch den Venedigern der Handel nach Armenien, Persien und Mesopotamien geöffnet und die Verbindung mit Trapezunt gesichert wurde.

Gleichzeitig bot sich dem alle Verhältnisse klug berechnenden Dandolo eine Gelegenheit dar, die alten Handelswege der Republik im Orient wieder zu eröffnen, und jeden Nebenbuhler von dort zu entfernen. Die Fürsten und Barone des Abendlandes rüsteten sich seit 1200 zu einem Kreuzzuge, den man gewöhnlich als den vierten bezeichnet. Statt des gefahrvollen und langen Landweges wollten sie zur See nach Palästina ziehen, und wandten sich an den Dogen der Republik Venedig, um die dazu nöthigen Transportschiffe zu erhalten. Der Doge empfing ihre Abgeordneten, sechs Barone, mit großer Auszeichnung, und veranlaßte sie (im Febr. 1201), dem Rathe der Signorie, der Quarantie und der Volksversamlung (concio oder Arrengo) ihr Gesuch vorzutragen. Hier führte der Marschall von Champagne, Villehardouin, das Wort und bat unter vielen Thränen die Väter der Republik um Unterstützung des frommen und tapfern Unternehmens. Die gerührte Versamlung bewilligte alles, was die Barone verlangten, für die damals ungeheuere Summe von 85,000 Mark Silber [6]). Dandolo rückte in die Vertragsurkunde (April 1201) noch das Versprechen ein, funfzig wohl ausgerüstete und mit Venedigern bemannte Galeeren zu dem Heereszuge nach Ägypten und Palästina zu stellen; diese sollten zur See, die Franken zu Lande kämpfen; als Entschädigung sollte die Republik die Hälfte der gemachten Eroberungen erhalten. Der Papst bestätigte den Vertrag und über-

4) Vergl. Gibbon a. a. O. F. v. Raumers Gesch. der Hohenstaufen III, 202. Wilkens Gesch. der Kreuzzüge V, 142. Villehardouin sagt: „le duc de Venise, qui viels home ère, et gote ne veoit, mais mult ère sages et preux et vigueros." Nach A. Dandolo's Chronik war der Doge nicht ganz blind, sondern debilis visu.

5) Über die damalige Stellung des Dogen zum Clerus, zu den Familien des Adels, aus welchen 6 Räthe dem Dogen beigeordnet waren, zu den Corporationen und den Localbehörden des Landes s. Leo's Gesch. v. Italien III, 5 fgg.

6) Für jeden Ritter 4 Mark, und für jeden Fußgänger 2 M. S. ohne die Lebensmittel, deren Ankauf Venedig auf 9 Monate besorgte. Die Venediger stellten Schiffe für 4500 Pferde, 9000 Schildträger, 4500 Ritter und 20,000 Fußgänger.

nahm die Garantie, setzte jedoch hinzu, daß die Kreuzfahrer ihre Waffen nicht wider die Christen, außer im Nothfalle gebrauchen sollten. Diese bedingte Bestätigung nahmen die venedigschen Gesandten nicht an. Schon war alles im Sommer 1202 von Seiten Venedigs zur Abfahrt bereit, und die ausbedungene Summe sollte entrichtet werden. Da fehlte es den Kreuzfahrern an Geld, um den Rest, 34000 Mark, zu bezahlen; auch blieb die flandrische Flotte aus und viele Kreuzfahrer zerstreueten sich, andere machten in Venedig Schulden auf Schulden. Dies hatte der kluge Dandolo vorausgesehen, er schlug daher den Fürsten ein anderes, für die Republik vortheilhafteres Übereinkommen vor. Sie sollten gemeinschaftlich mit Venedig Zara, die Hauptstadt Dalmatiens, erobern, welche sich seit 1180 der Herrschaft der Republik entzogen hatte, dafür aber von der noch zu zahlenden Summe entbunden seyn, die zu machende Beute könnte sie für den bereits gemachten Aufwand entschädigen. Anfangs weigerten sich die Barone, hierauf einzugehen, weil Zara sich dem Schutze des Königs von Ungern, Bela IV., unterworfen habe, der Papst aber nicht erlauben werde, einen christlichen Fürsten mit Krieg zu überziehen [7]. Aber Dandolo's kräftige Beredsamkeit drang durch. Die geistliche Macht, bewies der Doge, welcher weiter sah, als sein Zeitalter, habe kein Recht, sich in weltliche Gebietshändel zu mischen. Dem päpstlichen Legaten, Peter von Capua, welcher widersprach, erklärte Dandolo, wenn er mit den andern Kreuzfahrern absegeln wolle, so könne er es thun, wo nicht, so habe man seiner nicht nöthig. Endlich willigten der hohe Rath und auch die Kreuzfahrer in den Vorschlag. Nun suchte Dandolo, der die Uneinigkeit der Ritter kannte, dem Ganzen Einheit und Halt zu geben, indem er selbst sich an die Spitze stellte. In dieser Absicht bestieg er am Feste der Geburt der h. Jungfrau (6. Sept. 1202) in der Marcuskirche die Kanzel und sprach zu der Versamlung: „Ihr Herren, ich bin, wie ihr sehet, alt und hätte der Ruhe nöthig [8]). Aber an der herrlichsten, im Bunde mit den tapfersten Rittern der Welt auszuführenden Unternehmung möchte ich, wenn ihr es verstattet, Theil nehmen auf Leben und Tod." Als die Venediger und Pilger den erblindeten Heldengreis so muthigen Vertrauens sprechen hörten, brachen alle in Thränen aus und riefen: er möge im Namen Gottes ihr Führer seyn. — Dandolo stieg nun von der Kanzel herab, kniete am Altar und empfing das Kreuz. Viele Venediger folgten seinem Beispiele.

Also ward Zara's Eroberung beschlossen. In des Dogen Abwesenheit sollte, mit Bewilligung des Volkes, sein Sohn Raynero an der Spitze der Regirung stehen.

Am 8. Oct. 1202 segelte die Flotte [9]) von Venedig ab. Zuerst ward bei Triest, das von Venedig abgefallen war und Freibeuterei getrieben hatte, eine Landung unternommen, worauf diese Stadt und Muggia sich unterwarfen. Dandolo legte den Triestinern einen jährlichen Tribut von 50 Urnen Wein auf. Hierauf drang die Flotte in den Hafen von Zara (Jadera) ein (10. Nov.), und troß des päpstlichen Bannfluchs ward die Stadt nach einigen Sturmangriffen am 5. Tage genommen und geplündert. Die Venediger eigneten sich die Beute zu, um sich wegen der rückständigen Schuld bezahlt zu machen, und die Zarioten schickten Abgeordnete nach Venedig, um dort die Bedingungen ihrer Unterwerfung zu vernehmen. Die Franzosen wollten jetzt aus Gehorsam gegen den Papst sofort nach Ägypten segeln; allein Dandolo stellte ihnen vor, wie eben jetzt das Meer unsicher und die Schifffahrt gefährlich sei; dadurch bewog er den größten Theil der Kreuzfahrer, bis Ostern in Zara zu bleiben, wo er ihnen die Landseite der Stadt einräumte, während die Venediger die Meerseite inne hatten. Balduin, Graf von Flandern, der vielleicht allein das Geheimniß von Dandolo's Zögerung kannte, unterstützte dessen Pläne, und bald entwickelte sich das Ganze. Markgraf Bonifaz von Montferrat und mehre französische Herren kamen in Zara an, hierauf Gesandte vom teutschen König Philipp von Hohenstaufen und seiner Gemahlin Irene, einer Schwester des jungen Alexius, welche diesen aus Constantinopel entflohenen Prinzen dem Schutze der Kreuzfahrer empfahl.

Alexius, der Sohn des von seinem eigenen Bruder Alexius III. im Jahr 1195 abgesetzten und geblendeten griechischen Kaisers Isaak Angelus, war im Abendlande von Rom, wo er bei Innocenz III. keine Unterstützung fand, nach Verona und von hier nach Teutschland an den Hof seines Schwagers, des Königs Philipp, gezogen. Schon von Verona aus hatte er die Kreuzfahrer um Beistand zur Wiedereinsetzung seines Vaters bitten lassen, und die Barone hatten deshalb Gesandte nach Teutschland geschickt.

Dies war der Zeitpunkt, um Venedigs Flagge an den Ufern des Bosporos aufzupflanzen. Des Widerspruchs einiger Barone und Prälaten ungeachtet, gelang es dem Dogen, die Fürsten des Heeres von dem Zuge nach Ägypten abzulenken und für die Sache des Alexius zu gewinnen [10]). Die Ankunft des Prinzen zu Zara (Apr. 1203) machte auf die Kreuzfahrer mehr Eindruck, als die Drohungen des Papstes [11]). Dandolo legte jetzt dem Alexius einen Schutzvertrag mit harten Bedingungen vor, welche der Prinz annahm. Die Venediger sollten nämlich hinsichtlich ihrer alten Eroberungen befrie-

7) Innocenz III. hatte zwar den Kreuzfahrern jede Feindseligkeit gegen christliche Länder bei Strafe des Bannes verboten; es gab aber auch unter den Kreuzfahrern viele, welche die Auflösung des Heeres und die Vereitelung der Kreuzfahrt wünschten. 8) „Je suis vieil, vous le voyez, faible et débile, estropié en moult endroits de mon corps" (Ville-Hardouin.) 9) Nach Ramnus zählte sie 480 reichgeschmückte und wohlbemannte Schiffe; nach Andern bestand sie aus 300 Segeln. Vergl. v. Raumer a. a. O. und als Quelle: A. Dandolo's Chronik. (Vergl. den Artikel Andr. Dandolo.) Admiral der ganzen Flotte war Vitalis Dandolo. 10) Michaud (Hist. des Croisades 4. Ed. T. III. p. 143) führt eine Stelle aus dem Continuat. Guil. Tyr. an, nach welcher der Sultan von Ägypten durch Gold und Zusicherung großer Handelsfreiheiten in Alexandrien den Dogen bewogen haben soll, den Zug nach Ägypten aufzugeben. Aber die damalige Hungersnoth in Ägypten konnte auch davon abschrecken. 11) Innocenz hatte, auf die Bitte der Kreuzfahrer, den Bann schon vor dem Vertrage mit Alexius aufgehoben, gegen die Venediger aber eine neue Bannbulle erlassen (im März 1203).

digt, die Flotte und Mannschaft für die Kosten während des Zuges entschädigt und den Kreuzfahrern die zur Tilgung ihrer Schuld an die Venediger nöthigen Summen (200,000 Mark Silber) ausgezahlt werden; um endlich den Papst zu beruhigen, ward auch das ganz unerfüllbare Versprechen hinzugefügt, die griechische Kirche solle sich dem römischen Primat unterordnen.

Nunmehr schifften sich (April 1203) die Kreuzfahrer nebst Alexius auf der venedigschen Flotte ein. Auf ihrer Fahrt längs der Küste Albaniens unterwarfen sich dem Prinzen Alexius oder vielmehr dem Dogen, Durazzo und Corfu, hierauf Negroponte, Andros u. s. w. Vor Abydos sammelte Dandolo, der allein dem Bunde, welcher mehrmals sich aufzulösen drohte, Halt, Muth und Bestand zu geben wußte, die Flotte, welche am 24. Juni in den Hafen von Chalcedon, Constantinopel gegenüber, einlief. Das Heer lagerte sich bei Scutari. Alexius III. wollte unterhandeln, allein die Kreuzfahrer verlangten unbedingte Unterwerfung, der Thronräuber solle die Krone dem rechtmäßigen Herrscher zurückgeben. Auf dessen Weigerung landete das Heer (20,000 Mann) bei Galata (5. Juli), und die Stadt Constantins wurde belagert. Hier nun leitete der blinde Dandolo mit guter Ortskenntniß und wahrem Heldensinne die Arbeiten und Angriffe der Belagerer, welche zuerst die Burg von Galata eroberten. Er selbst, in voller Rüstung, auf der Spitze seines Schiffs, die Fahne des h. Marcus in der Hand, sprengte mit der Galeere, der Adler genannt, die Sperrkette des Hafens und bemächtigte sich des innern Hafens. Nach einem blutigen, obwol vergeblichen Sturme (17. Juli), in welchem Dandolo einen Theil der Stadt (25 Thürme) an der Seeseite eroberte und das Landheer unterstützte, entfloh bei Nacht der Usurpator. Nun bestieg wieder sein Bruder Isaak den Thron (18. Juli).

Isaak bestätigte den harten, von seinem Sohne eingegangenen Vertrag. Hierauf hielt der junge Alexius, geführt von dem Dogen und dem Grafen Balduin von Flandern, seinen Einzug. Die Kreuzfahrer erhielten Pera zu ihrem Aufenthalte angewiesen. Alexius wurde (1. Aug.) gekrönt und fing an, die versprochenen Gelder an die Venediger zu bezahlen; allein die Griechen murrten über den Druck der Auflagen, und Alexius bewog den Dogen und die Fürsten durch einen neuen Vertrag, zu seinem Schutze noch bis zum Frühjahre zu verweilen, damit er bis dahin die schuldigen Geldsummen aufbringen und sein Hilfsheer zum Kreuzzuge ausrüsten könne. Aber bald brachen in der Stadt Unruhen aus. Franzosen, Venediger, Pisaner und Griechen lagen unter einander in fortwährendem Streit. Plünderung, Mord und ein mehrtägiger Brand machten die Lateiner verhaßt. Dazu kam der Abscheu des griechischen Klerus vor jeder Vereinigung mit der römischen Kirche. Alexius sah ein, daß er die gegen die Kreuzfahrer übernommenen Verbindlichkeiten unmöglich erfüllen könne, ohne die Griechen ganz gegen sich aufzubringen, er zögerte daher und gab endlich auf die ungestüme Foderung der Abgeordneten der christlichen Fürsten in Galata eine ablehnende Antwort, worauf ein förmlicher Bruch erfolgte. Drei Franzosen und drei Venediger kündigten den beiden Kaisern, Vater und Sohn, den Krieg an. Ein Versuch der Griechen, die Flotte der Venediger durch siebzehn Brander zu zerstören, mißlang durch die Geschicklichkeit und den Muth der venedigschen Matrosen [12]). Endlich beschleunigte der Entschluß des Alexius, sich mit den Lateinern wieder auszusöhnen, seinen Sturz. Das Volk von Constantinopel empörte sich am 25. Jan. 1204, und Alexius V. Ducas, genannt Murzuphlus, bestieg den Thron. Isaak starb und der junge Alexius (als Kaiser der IV. d. N.) ward im Gefängnisse (8. Febr.) erdrosselt. Auf die Kunde hievon versammelte Dandolo die Führer des lateinischen Heeres und schlug ihnen vor, sich des griechischen Reiches zu bemächtigen. Die Kühnheit seines Planes und die Zuversicht seiner Rede überraschte und begeisterte die Helden des Kreuzes. Nun schloß Dandolo mit ihnen einen Vertrag über die zu machenden Eroberungen. Das gesamte Heer ward in zwei Parteien geschieden, in die Venediger und die Franzosen oder die Pilger. Die Beute der Stadt sollte zuerst die Schuld der Pilger an die Venediger tilgen, der Überschuß aber beiden zu gleichen Theilen gehören; die Venediger sollten in die früher von ihnen ausgeübten Ehren-, Besitz- und Handelsrechte wieder eingesetzt werden; sie sollten durch das ganze Reich frei handeln und nur nach ihren eigenen Gesetzen gerichtet werden dürfen. Sechs Venediger und sechs von den andern Fürsten des Kreuzzuges sollten nach Eroberung Constantinopels einen Kaiser und einen Patriarchen durch Stimmenmehrheit wählen, so daß, wenn die Wahl des Kaisers auf einen Lateiner fiele, der Patriarch von den Geistlichen aus der Mitte der Venediger gewählt werden müsse, nachdem zuvor die Geistlichkeit die Kirche der göttlichen Weisheit für den katholischen Gottesdienst geweiht und geordnet habe. Der Kaiser sollte den vierten Theil des Reichs als Reichsgut erhalten. Die andern drei Viertheile sollten wieder zu gleichen Theilen unter die Venediger und die andern Fürsten des Kreuzzuges vertheilt werden, jeder Erwerber aber das Recht haben, seine Länder nach Gefallen Andern zu erblichen Lehen zu geben.

Hierauf schritt man zur Belagerung [13]). Zwei Stürme wurden unternommen, am 9. und am 12. Apr. 1204. Dandolo selbst, der erste beim Angriff auf einer venedigschen Galeere, gab Allen das Beispiel. Der venedigsche Edle Pietro Alberti und der französische Ritter Andreas von Urboise waren die ersten, welche den feindlichen Thurm erstiegen. Bald waren vier andere Thürme in der Pilger Gewalt und drei Thore wurden gesprengt. Murzuphlus floh und die Kreuzfahrer zogen ohne Widerstand in Constantinopel ein (13. Apr. 1204). Zerstörungswuth, allgemeine Plünderung und eine unermeßliche Beute folgten dem Triumphe. Bei der

---

12) Nach Ville-Hardouin fällt dieses Ereigniß, das einige Schriftsteller mit einem ähnlichen Versuche des Kaisers Alexius V. Murzuphlus verwechseln, noch in die Regirung Alexius IV. Vergl. Wilken V. S. 259 fg. u. 272. Michaud III, 234. 13) Frühere Unterhandlungen des Murzuphlus mit Heinrich Dandolo hatten sich zerschlagen. In einem Kampfe verlor Murzuphlus die Fahne der h. Jungfrau, der Schutzpatronin von Byzanz, was den Pilgern ein höheres Vertrauen gab und die Griechen muthlos machte. S. Michaud III 235.

Theilung betrug die Beute 400,000 Mark Silber; davon erhielten die Franzosen 150,000 M. Mit 50,000 M. tilgten sie ihre Schuld bei den Venedigern, denen demnach drei Viertheile, 300,000 Mark S., von der Beute zufielen [14]). Als dieses Geschäft vollendet war, so beriefen der Doge und der Oberfeldherr des Heeres, Markgraf Bonifaz, die Grafen und Barone des Pilgerheeres zusammen zur Berathung über die Wahl eines Kaisers. Zwölf Wahlherrn: sechs Venediger [15]), vier Bischöfe und zwei italiänische Herrn ernannten am 9. Mai Balduin, Grafen von Flandern und Hennegau, den Freund des Dogen, zum Kaiser des neuen lateinischen Kaiserreiches (s. d. Art.). Mehre Stimmen hatten zwar den Dogen von Venedig, Heinrich Dandolo, zum Kaiser zu wählen vorgeschlagen, allein Pantaleon Barbo widersprach, weil dies Eifersucht erregen und die Trennung des Heeres zur Folge haben könnte; auch Dandolo lehnte, vielleicht aus republikanischer Mäßigung, weil Venedig seinen Dogen als Kaiser mit Argwohn betrachtet haben würde, die Krone ab; indeß ward er wenigstens der Pflicht entbunden, dem neuen, am 16. Mai gekrönten Kaiser den Lehnseid der Treue zu leisten. Auch ertheilte ihm Balduin die Würde eines Despoten von Romanien, die nächste nach der kaiserlichen [16]). In der Anordnung der kirchlichen Verfassung traf Dandolo solche Maßregeln, daß er dadurch den Einfluß der Republik auf die Angelegenheiten des neuen Kaiserstates fest zu begründen hoffen durfte. Schon am 8. Mai 1205 hatten 13 zu Stiftsherren an der Kirche der göttlichen Weisheit zu Constantinopel ernannte venedigsche Geistliche in der Kirche des h. Marcus zu Venedig dem Sohne und Stellvertreter des Dogen und acht Räthen einen Eid geleistet, daß sie nur venedigsche Geistliche zu den höheren Kirchenstellen in Constantinopel erwählen würden. Die Wahl eines Patriarchen fiel jetzt, dem Vertrage gemäß, auf einen edeln und gelehrten Venediger, Thomas Morosini, welcher ebenfalls sich verbindlich machte, die den Stiftsherren aufgelegte Verbindlichkeit aufrecht zu erhalten und dafür zu sorgen, daß kein anderer als ein Venediger zum Patriarchen erwählt würde. Außerdem versprach der Patriarch, in ganz Romanien nur Venediger zu Erzbischöfen zu ernennen. Der Papst Innocenz III. durchschaute Dandolo's Politik und erklärte in der Folge (21. Juni 1206) diese Zusagen für nichtig.

Dandolo und die Pilger schickten jetzt Gesandte an den Papst, um die Bestätigung des Geschehenen und die Lossprechung vom Banne zu erlangen. Innocenz bewilligte alles und erlaubte dem Dogen, so lange in Constantinopel zu bleiben, als das Heer der Pilger wegen der Befestigung des neuen Kaiserthums die Fahrt nach dem gelobten Lande aufzuschieben gedächte; jedoch ermahnte er den Dogen, so wie er bisher der Welt mit großem Ruhme gedient hätte, so künftig Gott und nicht sich selbst zu dienen. Auch verbot er die Theilung der Kirchengüter [17]).

Das schwierigste war die Theilung des eroberten Reichs im Oktbr. 1204 und die Vollziehung derselben. Auch hier war Dandolo die Sele des ganzen Geschäfts. Die Republik erhielt einige Inseln des Archipels und die des ionischen Meeres, mehre Häfen und Landstriche an den Küsten des Hellesponts, Phrygiens, Morea's und Epirus, auch ein ganzes Quartier der Stadt Constantinopel; endlich erkaufte Dandolo [18]) mit 1000 Mark Silber und nach Überlassung einiger im westlichen Macedonien an Venedig abgetretenen Landstriche, von dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat die demselben, außer dem Königreiche Thessalonich, als Loos zugefallene Insel Candia.

Da unter den Baronen, sowie zwischen diesen und dem neuen Kaiser Balduin vielfache Streitigkeiten sich erhoben, so gelang es nur dem Ansehen und der Klugheit des Dogen, den Frieden wieder herzustellen. Dandolo leitete jetzt die Einrichtung der venedigschen Ländererwerbungen. Er fügte jetzt dem früheren Dogentitel: Dei gratia Venetiarum, Dalmatiae atque Croatiae Dux die Worte hinzu: totius quartae partis et dimidiae imperii Romani dominator [19]).

Das Reich war zerstückelt, und in den Provinzen entstanden eine Menge Lehnsfürstenthümer, aber Ordnung und Gesetz kehrten in die schönen Länder nicht zurück. Die Raubsucht und der Stolz der Lateiner entflammten den Haß der Griechen; überall brach Aufruhr aus, und die Bulgaren wurden als Befreier herbeigerufen. In dieser Gefahr konnte nur Venedigs Beistand den Thron des lateinischen Kaisers stützen. Dandolo selbst hatte durch die Errichtung eines venedigschen Rathes und die Ernennung des Marino Zeno zum Podesta in Constantinopel, nach Art und Weise des Mutterstates, für einen gewissen Rechtsgang in der Verwaltung der venedigschen Besitzungen gesorgt. Jetzt beschäftigte den unermüdeten Greis die Gefahr der Bulgaren, welche sich Adrianopels bemächtigt hatten. Balduin belagerte diese Stadt (seit dem 29. März 1205), als der Doge selbst mit einigen tausend Venedigern dem kaiserlichen Heere zu Hilfe eilte; allein der Sieg war von den Fahnen des Kaisers gewichen. Er wurde am 14. April bei Adrianopel von den Bulgaren gänzlich geschlagen und fiel in ihre Gewalt. Jetzt rieth Dandolo dem Marschall Ville-Hardouin, sich mit den Trümmern des Heeres über Rodosto nach Constantinopel zu ziehen. Darauf sandten er, die Barone und Balduins Bruder, der Reichsverweser Heinrich, Gesandte nach Rom, Italien, Frankreich und Flandern, um Hilfsvölker herbeizurufen. Mitten in dieser Bedrängniß des jungen Reichs starb der große Heinrich Dandolo, 97 Jahre

---

14) S. Wilken a. a. O. V, 282 fg. 320 fg. und ebendaselbst in dem Anhange die Urkunde der Länderthheilung, aus dem k. k. Haus- u. Statsarchive zu Wien. 15) Diese waren Vitalis Dandolo, der Admiral der venedigschen Flotte, Otto Quirini, Bertuccio Contarini, Nicolaus Navajoso, Pantaleon Barbo und Johannes Michael, oder nach andern Nachrichten Joh. Basilios. Vergl. Wilken a. a. O. 322. 16) Dandolo erhielt die mit dieser Würde verbundene Auszeichnung, Purpurstiefeln zu tragen.

17) Dandolo und die Fürsten hatten nämlich beschlossen, daß der Geistlichkeit nur ein anständiger Unterhalt gegeben werden sollte. Vergl. Wilken a. a. O. S. 340 ff. 18) Die Urkunde ist vom 12. August 1204. 19) Diesen Titel führten 16 Dogen von Venedig während 110 Jahren, und erst der Doge Delphinus legte ihn wieder ab. S. Wilken a. a. O. 368.

alt, am 1. Junius 1205 zu Constantinopel. Die Venediger hielten ihm eine prachtvolle Leichenfeier in der Kirche der heil. Sophia [20]). An Dandolo's Stelle ward jetzt von den Venedigern in Constantinopel Marino Zeno als Podesta ernannt und von der Republik bestätigt [21]) In Venedig wurde Pietro Ziani, einer von Dandolo's Statsräthen, am 5. Aug. 1205, des großen Mannes Nachfolger.

So glänzend auch der Ausgang der von Heinrich Dandolo geleiteten Unternehmungen war, und so vollständig der Sieg eines Handelsmonopols, dessen System Venedigs Seemacht und Reichthum über seine Nebenbuhler erhob, so waren dennoch die Eroberungen schwer zu behaupten. Allein Dandolo hatte der Statskunst seines Vaterlandes eine bleibende und sichere Richtung gegeben, dem Muthe seiner Bürger aber das Feld der kriegerischen Ehre und der Herrschaft eröffnet. In vielfache Kriege verwickelt, behauptete Venedig wenigstens die für seinen Handel und seine Seemacht wichtigsten Häfen und Provinzen. Es gründete daselbst Militärcolonien und Lehnsherrschaften [22]). Für die höhere, geistige Bildung in Venedig scheint Constantinopels Eroberung keine besondere Folgen gehabt zu haben [23]). Die Kreuzfahrer zerstörten in dieser kunstreichen Stadt mehr Werke, als sie von dort in das Abendland entführten. Die größte Wichtigkeit hatten für sie Reliquien; auch Dandolo schickte mehre davon nach Venedig, unter andern ein in Gold gefaßtes Stück vom wahren Kreuze [24]). Indeß wandte sich seine Aufmerksamkeit zugleich auf die Werke der bildenden Kunst. So bestimmte er außer mehren Marmorwerken das edle Kunstwerk des Alterthums, das schöne Viergespann von Bronze auf dem Hippodrom, welches einst den Triumphwagen eines Imperators, dann die Triumphbogen verschiedener Städte geschmückt hatte und später in Constantinopel aufgestellt worden war für seine Vaterstadt. Nach seinem Tode ließ der Nachfolger, Pietro Ziani, diese antiken Pferde in Venedig über dem Haupteingange der Kirche des heil. Marcus aufstellen; wohin sie, nach der zweiten Einnahme von Paris im J. 1815 zurückgekehrt sind, um noch jetzt an Dandolo's Ruhm und an die glänzendsten Triumphe von Venedigs Seemacht zu erinnern.

Dandolo's Familie war jetzt eine der angesehensten in der Republik und erlangte einen aristokratischen Einfluß, bis das Haus der Tiepolo's den Dandolo's entgegentrat.— Raynerio Dandolo, Heinrichs Sohn und Stellvertreter, blieb im Kriege mit den Insurgenten auf der Insel Candia. Marco Dandolo eroberte Gallipoli; Marin Dandolo die Insel Andros. Ein Marin Dandolo verfaßte nebst zwei andern Venedigern, auf des Doge Raynerio Zeno Anordnung, ein eigenes venedigsches Seegesetzbuch (1252 fg.). — Gilbert Dandolo schlug die genuesische Flotte im Jahre 1263 bei Settepozzi, unweit Maloasia; durch Jacopo Dandolo erlitt die genuesische Flotte an der sicilianischen Küste, zwischen Mazara und Trapani, im J. 1264 eine gänzliche Niederlage; derselbe wandte durch Muth und Einsicht im Kriege mit Bologna das Glück auf Venedigs Seite. — Ein Andrea Dandolo befehligte eine venedigsche Flotte in dem Kriege mit Genua 1294 fgg. Er verlor die Schlacht bei Curzola 1298, wurde gefangen und zerschmetterte sich den Kopf an der Schiffswand.

Insbesondere sind von Dandolo's Nachkommen folgende drei zu nennen, welche die Dogenwürde bekleidet haben.

Dandolo (Giovanni), Graf von Cherso, Doge der Republik Venedig (in der Reihe der Dogen der 48.) von 1280 bis 1289, war der Nachfolger des D. Jacob Contarini. Nicht ohne Ruhm und Glück führte er mehre Kriege, wodurch jedoch der Schatz der Republik erschöpft wurde. Er nöthigte die Anconitaner zu einem Frieden, in Folge dessen sie Venedigs Rechtsansprüche befriedigten. Die mit Pisa und mit Genua bestehenden Waffenstillstandsverträge wurden mehrmals erneuert; dadurch ward es der Republik möglich, ihre Macht in Istrien wiederherzustellen. Hier hatten sich die Städte Pirano und Isola der Herrschaft Venedigs unterworfen, während Triest, das seine eigenen Handelsinteressen, unabhängig von Venedig, freier befördern zu können hoffte, sich derselben entzog und die Handelsschiffe der Venediger wegnahm. Dandolo unternahm also einen Zug nach Istrien, theils um jene Städte zu beschützen, theils um Triest zur Unterwerfung zu nöthigen. Darüber gerieth die Republik 1284 fg. in Krieg mit dem Schutzherrn der Triestiner, dem Patriarchen von Aquileja, Ramondo della Torre und seinen Verbündeten, den Grafen von Görz und Meran. Diese eilten zum Entsatze herbei, als der venedigsche Feldherr Marin Morosini Triest zu Wasser und zu Lande eingeschlossen hatte. Zwar mußte das Entsatzheer unverrichteter Sache abziehen; aber auch die Venediger hoben, als jene ein neues Heer heranführten, die Belagerung auf. Nun griffen die Triestiner Venedigs Gebiet an; zu gleicher Zeit ward der syrische Handel in Syrien durch die Eroberungen der Sarazenen gestört; dies nöthigte Venedig, eine Flotte zum Kriege gegen die Sarazenen auszurüsten, die, mit der päpstlichen vereinigt, unter einem venedigschen Admiral in See ging. Vorher schloß Dandolo mit Triest, mit dem Patriarchen von Aquileja und den istrischen Städten einen Frieden (im März 1289), der ganz zum Vortheil der Republik war. Die Triestiner unterwarfen sich, zahlten alle Rückstände, leisteten Ersatz, lieferten ihre Kriegsmaschinen aus und schleiften die Festungswerke ihres Hafens. Der Patriarch versprach ebenfalls in seinem und seiner Verbündeten Namen für die Zurückgabe alles den Venedigern genommenen oder vorenthaltenen Eigenthums Sorge zu tragen und die

---

20) Sein Grabmal in der Sophienkirche wurde zerstört, als die Türken Constantinopel eroberten (1453); den Panzer, den Helm, die Sporen und das sehr verrostete Schwert des Dogen, welche sich in dem Grabmale fanden, brachte der venedigsche Maler Gentile Bellino, welcher sich einige Zeit lang bei dem Sultan Mahomed II. aufgehalten hatte, nach Venedig und übergab diese Überbleibsel den Nachkommen des Heinrich Dandolo. (Wilken a. a. O. S. 385.) 21) Vergl. Leo a. a. O. S. 16. 22) Vergl. Leo a. a. O. S. 17 ff. 23) Seit dem 10. Jahrh. schon waren byzantinische Künstler in Venedig beim Kirchenbau und Kirchenschmuck beschäftigt. 24) Vergl. Michaud a. a. O. III, 273, und als Hauptquelle den Nicetas. Über die Zerstörung der Kunstwerke zu Constantinopel s. die Beil. in Wilkens Gesch. V. am Ende.

rückständigen Zahlungen zu leisten; übrigens wurde der frühere über die Verhältnisse der Republik zum Patriarchat geschlossene Vertrag, insbesondere die Freiheit und Sicherheit des venedigschen Handels auf allen Straßen, im Gebiete des Patriarchen bestätigt [25]). Im Herbste desselben Jahres starb der Doge Johann Dandolo. Bekanntlich ließ er im Jahre 1280 nach dem Typus einer schon im 12. Jahrh. von Roger II. von Apulien geprägten Goldmünze, in Venedig die ersten Dukaten oder Zechinen prägen. Sein Nachfolger war Pietro Gradenigo.

Francesco Dandolo war Doge von Venedig (in der Reihe der Dogen der 52.) seit dem 8. Januar 1328 bis an seinen Tod, den 1. Nov. 1339, und der Nachfolger des Doge Giov. Soranzo. Vor seiner Erwählung hatte ihm die Republik eine Gesandtschaft an den Papst Clemens V. übertragen, um die Zurücknahme des von dem heil. Vater gegen die Republik gerichteten Bannspruchs zu bewirken. Er warf sich mit einer eisernen Kette um den Hals zu den Füßen des Papstes, und erklärte, daß er nicht eher aufstehen werde, als bis er die Absolution der Republik erlangt habe. Nach Andreas Dandolo's Chronik soll sogar Francesco längere Zeit einem Hunde gleich unter dem Tische des heil. Vaters haben liegen müssen, bevor dieser an die aufrichtige Bußfertigkeit der Republikaner geglaubt habe. Solchen Demüthigungen unterwarf sich das stolze Venedig, wenn es galt, politische und Handelszwecke zu erreichen. Clemens V. ließ sich erbitten, und Venedig war mit der Kirche ausgesöhnt; aber Francesco behielt seitdem den Beinamen il cane, der Hund. Während seines Ducats erweiterte die Republik, deren Gebiet nach der Landseite hin bisher auf die Lagunen beschränkt gewesen war, dasselbe auf dem festen Lande von Italien; sie sicherte sich dadurch neue Handelswege, insbesondere nach Teutschland, ward aber auch in die Territorialhändel der Halbinsel hineingezogen. In der veronesischen Mark hatte nämlich das Haus della Scala seine Macht sehr ausgebreitet und dadurch die Eifersucht aller Nachbarstaaten erregt. Mastino della Scala und sein Bruder Alberto sperrten damals den Po, um den für sie drückenden Salzhandel Venedigs in Oberitalien zu beschränken; auch störten sie den Landhandel Venedigs durch Zölle. Als die Republik durch Unterhandlungen nichts ausrichtete, griff sie im J. 1334 zu den Waffen und schloß einen Bund (10. März 1337) mit Mailand, Florenz, Ferrara, Mantua, Tyrol und Kärnthen zur Vernichtung der Macht des Hauses della Scala [26]). Durch Empörung und Verrath bezwungen, traten die Brüder im Frieden (December 1338) Treviso nebst seiner Mark, Bassano und Castelbaldo an Venedig ab, verbürgten den Venedigern die freie Schifffahrt auf dem Po und schworen der Republik, die ihnen das Bürgerrecht gab, treu zu seyn. Venedig überließ hierauf Bassano und Castelbaldo an das Haus Carrara, welches Padua behielt und unter Venedigs Schutz sich begab. Diese Eroberungen entschädigten die Republik für die Verluste zur See in dem mit Genua noch fortwährenden Kriege. Gleichzeitig mußte der Doge die Besitzungen und den Handel der Republik in der Levante gegen die Osmanen schützen. Vergebens suchte er im J. 1333 ein Bündniß gegen diesen Feind der Christenheit zu Stande zu bringen. Die Anstrengungen, welche die Republik zu der Vertheidigung ihrer Interessen im Orient machte, und eine deshalb ausgeschriebene Türkensteuer erregten viel Unzufriedenheit, in Candia sogar einen Aufruhr; allein die im Frieden mit dem Hause della Scala erlangten Handelsvortheile eröffneten neue Hilfsquellen und für die Thätigkeit der klugen Venediger ein weiteres Feld. Francesco Dandolo's Nachfolger war Bartolomeo Gradenigo, der nur wenige Jahre regirte. Auf ihn folgte Venedigs berühmter Chronograph:

Andrea Dandolo, auch als Statsmann, Krieger und Gelehrter ein ausgezeichneter Name in Venedigs Jahrbüchern. Er war geb. 1309, und Doge von Venedig (in der Reihe der Dogen der 54.) vom Jan. 1342 bis 1354. Der Ruf von seiner Klugheit, Gelehrsamkeit, auch in theologischen und juristischen Wissenschaften, von seiner Erfahrung in Statsgeschäften und von seiner Rechtschaffenheit war so groß, daß er in seinem 33. Lebensjahre zum Haupte der Republik gewählt wurde, während man bisher nur bejahrte und im Statsdienste ergraute Männer auf diesen hohen Posten erhoben hatte. Andrea's erstes Geschäft war, einen Bund mit dem Papste, dem Könige von Cypern, dem griechischen Kaiser und dem Hochmeister der Johanniter gegen die Türken zu schließen; es war das erste christliche Bündniß gegen die Osmanen. Der Anführer der Bundesflotte, ein Venediger, Pietro Zeno, eroberte Smyrna, ward aber bei einem Überfalle von den Türken niedergehauen. Nun folgten mehre Unglücksfälle auf einander. Die Zaratiner empörten sich im J. 1345 zum siebenten Male und unterwarfen sich dem Könige Ludwig von Ungern. Die Venediger wurden von den Küsten des schwarzen Meeres verjagt, und als der Doge durch neue Verträge mit dem Khan der Tataren die Handelsverbindungen Venedigs dort wiederhergestellt hatte, so brachten die ersten Seeleute, die von den Küsten des schwarzen Meeres zurückkehrten, jene Pest mit, die vom Januar 1347 bis zum Sept. 1348 in Venedig wüthete, dem dritten Theile der Einwohner das Leben raubte und nachmals fast ganz Europa verheerte. So verdient sich nun auch A. Dandolo um die Ausbreitung des Handels seiner Vaterstadt machte, so erschütterte doch der Krieg mit Genua die Macht der Republik. Zwar wurde Zara schon im Nov. 1346 von neuem unterworfen; auch Capo d'Istria, das, während Venedig von der Pest verheert wurde, abgefallen war, mußte noch im J. 1348 die Gnade des Degen suchen: allein jetzt brach über gegenseitige Handelsbeschwerden im schwarzen Meere ein neuer Krieg mit Genua aus. Diese Republik hatte sich 1346 der Insel Chios bemächtigt und suchte auch von Pera und Caffa aus, das sie besaßen, die Venediger von dem Handel im schwarzen Meere auszuschließen und die Ansiedelung derselben in Trapezunt zu stören. Als der Doge nun im J. 1350 eine zahlreiche Flotte ins schwarze Meer schickte,

25) Vergl. Leo „Geschichte von Italien." III. S. 44 fg.

26) S. Leo a. a. O. 74 fg. Der Zweck des Bundes war so ausgedrückt: „ad desolationem et ruinam dominorum Alberti et Mastini fratrum de la Scala."

welche die genuesische an der Küste bei Negroponte schlug, und viele Schiffe der Genueser in der Nähe von Constantinopel verbrannte, und hierauf sowol mit dem König Peter von Aragonien als auch mit Johann Kantakuzenus, dem Kaiser des Orients, sich verband, so schien Genua seiner alten Nebenbuhlerin weichen zu müssen. Allein der genuesische Admiral Paganino Doria, schlug die venedig-catalonische Flotte im griechischen Meere (1351); eine zweite mörderische Seeschlacht im Bosporus selbst und unter den Mauern von Pera im J. 1352 blieb unentschieden. Dagegen erlitten die Genueser unter dem Admiral Antonio de' Grimaldi im folgenden Jahre durch den venedigschen Admiral Niccolo Pisani an der Küste von Sardinien bei Loiéra eine solche Niederlage, daß sie, zumal durch innere Parteiung geschwächt, sich unter den Schutz und die Regirung von Mailand zu begeben für gut fanden. Nun schloß zwar A. Dandolo ein mächtiges Bündniß mit den lombardischen Fürsten gegen Genua und Mailand; allein die Genueser rüsteten eine neue Flotte aus, mit welcher Paganino Doria in das adriatische Meer eindrang, Istrien und die Stadt Parenzo verheerte (1154) und mit Ungern Verbindungen anknüpfte. So geschah es, daß Ludwig der Große, König von Ungern, bald nachher ein Bündniß mit Genua schloß und Venedig von der Landseite anzugreifen drohte. Allen diesen Stürmen und Bedrängnissen setzte der Doge Andrea Dandolo so viel kluge Festigkeit entgegen, daß er wenigstens die Würde der Republik behauptete. Allein seine Gesundheit unterlag, und er starb am 7. Sept. 1354. Sein Nachfolger war Marino Falieri.

Als Gelehrter und Schriftsteller behauptet Andrea Dandolo in der Geschichtsliteratur seiner Vaterstadt einen vorzüglichen Platz. Vertraut mit den Alterthümern des Landes faßte er den Entschluß, die Geschichte Venedigs vollständig und möglichst treu darzustellen. Seine lateinische Chronik, welche bis zum J. 1342, seinem Antritte des Ducats, reicht, ist in den ältern Zeiten nicht von Irrthümern frei, die er ohne Kritik aus frühern Geschichtsbüchern aufgenommen hat, auch fehlt es der Zeitrechnung an genügender Sicherheit; aber die kalte Parteilosigkeit des Mannes, dessen ganzes Leben seinen heißen Patriotismus verbürgt, setzt in Erstaunen. Die Ruhe und nüchterne Unbefangenheit seiner Darstellung sind fast beispiellos in ihrer Art, das Streben nach treuer Genauigkeit ist musterhaft, und die Mittheilung vieler Beweisurkunden, deren manche nur durch ihn für die Nachwelt gerettet worden sind, sichert ihm den Dank aller, welche diplomatische Genauigkeit zu schätzen wissen. Nur die Sprache dieser gehaltvollen und von allen Zeitaltern in verdienter Ehre gehaltenen Chronik ist rauh und hart [27]). Noch bemerken wir, daß A. Dandolo ein Freund des Petrarca war; sein Briefwechsel mit ihm hat sich erhalten.

Ein Enkel dieses gelehrten Dogen, Fantino Dandolo, geb. um 1379, war ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Professor der Rechte zu Padua. Nach Venedig zurückgekehrt, wurde er Mitglied des geheimen Raths und übernahm einige Gesandtschaften. Der Papst Eugen IV. ernannte ihn zum Protonotarius des apostolischen Stuhles, zum Legaten a latere, und später zum Statthalter von Bologna, wo er im J. 1449 starb. Seine Schriften über Jurisprudenz und Theologie haben wenig Bedeutung. *(Hasse.)*

DANDOLO, Graf Vincenz (gest. in Varese den 12. Decbr. 1819) wurde am 26. Oktbr. 1759 zu Venedig geboren. Nachdem er in Padua Chemie und Pharmacie studirt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und legte daselbst ein chemisch-pharmaceutisches Laboratorium und Lehrinstitut an. Bald machte er sich hier durch seine Präparation des Quecksilbersublimates und Analyse der rothen China von St. Fè bekannt, sowie durch seine an Dr. Felice Asti gerichteten Briefe, die er herausgab. Ihnen folgte seine Übersetzung von Lavoisier's System unter dem Titel: Trattato elementare di Chimica, dann eine Übersetzung von Guyton-Morveau's Schrift: della affinita, mit Erläuterungen und solchen Zusätzen von ihm, daß auch in Italien eine nothwendige Reform in der Stahlischen Lehre fühlbar wurde. Hierauf übersetzte er Fourcroy's chemische Philosophie in's Italiänische, die in neun Jahren sechs Auflagen erlebte. Nachher schrieb er die bekannten Noten zu G. S. Poli's Physik, und während der Belagerung von Venedig eine Abhandlung: Dei pozzi del lido e delle Cisterne di Venezia.

Bei seinem Aufenthalt in Varese beschäftigte er sich mit der Landwirthschaft, übersetzte zunächst Berthollet's: la statica chimica, und arbeitete mehre practische Abhandlungen aus, als: Sul governo delle pecore spagnole ed italiane; Sopra alcune malattie delle pecore; Sulla coltivazione de' pomi di terra, und endlich de' letami. Stets auf das Wohl seines Vaterlands bedacht schrieb er: „danni che reca allostato, e alle famiglie la divisione dei fondi in una stessa Communita, ed i ripari che si potrebbero porvi." In demselben Sinne und Geiste ist seine Abhandlung verfaßt: De mali economici, politici e morali che derivano alla nazione dell essistenza comunali, sowie auch eine andere: Sulla necessità di crear nuova industrie nel regno.

Als unter Napoleon Dalmatien mit dem Königreich Italien vereiniget wurde, erhielt Dandolo das Amt eines Proveditore generale dieser Provinz, und kam, als solcher nach Paris berufen, als Senator zurück. Durch ihn wurden die Straßen und Wege in seinem Vaterlande, die Geräthe des Landmanns und die Weingärten verbessert. Damals erfand er auch einen Saft aus Trauben, als Stellvertreter des Colonialzuckers.

Im J. 1813 schrieb er: „Della introduzione dei

---

27) So beurtheilt Wachler in seiner „Gesch. der historischen Forschung und Kunst" S. 58 A. Dandolo's Chronicon B. 4—10 bei Muratori XII. Die ersten 3 Bücher sind verloren; das 4. beginnt mit dem Evangelisten Marcus. Der Verf. entwarf aus seiner Chronik noch ein Breviarium, daher ist die Chronik ausführlich bis zum Jahre 1280; kürzer gefaßt bis zum J. 1342. Die Fortsetzung der Dandolo'schen Chronik von dem Großkanzler Raffaino de' Caresini (st. 1390) reicht von 1342 bis 1388; sie kommt an Gehalt und Unparteilichkeit der Dandolo'schen Chronik nicht gleich.

merini nel regno d'Italia, e del miglioramento delle pecore indigene"; vier Jahre später folgte: „Sui pomi di terra." — Aber sein Hauptwerk: „L'arte di governare li bachi da seta" verschaffte ihm nicht allein den Beifall seines Regenten und von dem Könige Sardiniens den St. Mauritius- und Lazarusorden, sondern auch eine gewisse Berühmtheit in ganz Europa. Ein von ihm hinterlassenes, noch ungedrucktes Werk führt den Titel: „Sulle cause dell' avilimento delle nostre granaglie, e sulle industrie agrarie riparatrici dei danni che ne dorivano." Es verdient im Druck zu erscheinen und wird gewiß in Italien mit besonderer Dankbarkeit aufgenommen werden (vergl. A. von Schönberg i. d. allgem. Medic. Ann. des neunzehnten Jahrhunderts ꝛc. 1828. Supplem. Bd's. 10. Quartalhft. S. 1412 ꝛc.).

(*Th. Schreger.*)

DANDRIDGE, Hauptort der Grafschaft Jefferson in dem östlichen Theile des nordamerikan. Freistaates Tennessee, am French-Broad, hat 1 Postamt. (*H.*)

DANDUTI, Volk. Die Danduti, *οἱ Δανδοῦτοι*, sind eine germanische Völkerschaft, deren Namen wir blos bei Claudius Ptolemäus [1]) finden. Er setzt sie auf die Ostseite seines aunobäischen oder abnobäischen Gebirges, dem er eine weit nördlichere Lage und Ausdehnung gibt, als der bekannte Mons Abnoba bei Tacitus und Plinius [2]) hat, auf welchem die Donau entspringt. Der Aunoba des Ptolemäus endet erst ungefähr in der Gegend der Emsquellen und durchschneidet das nördliche Germanien, parallel mit dem Rheinstrome ziehend, in der Ausdehnung von drei ptolemäischen Breitengraden, vom 49° bis zum 51° nördlicher Breite [3]), also ungefähr von 40 geographischen Meilen. Wir sehen aus diesen Angaben, daß der alexandriner Geograph alle Gebirge von dem Spessart bis zum Teutoburger Walde: das Vogelsgebirge, einen Theil des Westerwaldes, das Rothhaargebirge und die Egge, unter dem Namen Aunoba begreift, und demnach müssen wir die Völkersitze der Nachbarschaft auf seiner Tafel anordnen. Hier finden wir denn, von Norden nach Süden vorschreitend, zuerst das Volk der Kasuaren, dann die Nertereanen und dann die Danduten; unter den letzteren die Turonen und Marvinger. Östlich neben die Danduten kommen auf der Tafel des Ptolemäus die Chatten zu stehen, und auf die Westseite des Gebirgs Aunoba, nach dem Rheine zu, die Tingrer, welche die Teucterer der andern Geographen seyn mögen. Wenn wir nun den Danduten eine Stelle auf einer neuen Charte Teutschlands anweisen sollen, so finden wir nach den Bestimmungen des Ptolemäus für sie keinen andern Platz, als die Thäler des Rothhaargebirges und den Landstrich von den Quellen der Eder bis zum Vogelsgebirge, die Grafschaft Witgenstein und einen Theil von Oberhessen [4]). Wahrscheinlich gehörten sie mit ihren nördlichen Nachbarn, den Nertereanen, die am Ursprunge der Orke und Lenne, im westlichen Theile des Fürstenthums Waldeck, bei Winterberg wohnten, wo der alte Ortsname Nerdern für ihre ehemalige Anwesenheit spricht, als Unterabtheilung zu dem großen Volke der Chatten, und ihre Namen sind wahrscheinlich bloße Gaubenennungen; denn daß sich in dem bezeichneten Districte wider den Willen der benachbarten Chatten zur Zeit des Ptolemäus fremde Völkerschwärme angesiedelt haben sollten, ist nicht glaublich. Reichard [5]) vermuthet die alten Sitze der Danduten in der Nähe des Fleckens Daden, im Süden des Siegflusses, und bei dem Dorfe Dudinghof bei Engers, indem er sich von einer geringen Namensähnlichkeit leiten läßt, und setzt sie offenbar zu weit westwärts, da doch das Gebirge und dessen östliche Abdachung ausdrücklich von Ptolemäus als Westgrenze des Volks angegeben ist.

(*Aug. Wilhelm.*)

1) Ptolemaei Geogr. lib. II, cap. 11. pag. 59. ed. Bertii. *Πάλιν ἀπ' ἀνατολῶν μὲν τῶν Αὐνοβαίων ὀρῶν, οἰκοῦσιν ὑπὲρ τοὺς Σουήβους, Κασούαροι, εἶτα Νερτερέανες, εἶτα Δανδοῦτοι· ὑφ' οὓς Τούρωνοι καὶ Μαρουίγγοι.* 2) Plin Hist. Nat. IV. 24. Tacit. Germ. 1. 3) Ptol. Geogr. l. c. p. 57. *Καὶ τὰ καλούμενα Αὔνοβα (Ἄβνοβα), ὧν τὰ ἄκρα ἐπέχει μοίρας — — λα, —: μθ. — καὶ — — λα. —: νβ. —*

4) Mannert, Geogr. der Griechen und Römer, Thl. III. Germanien, S. 189. Genßler, Gesch. des fränkischen Gaues Grabfeld, Thl. I. S. 148. Kruse setzt die Danduti auf seiner Charte der Germania Magna zwischen die fränkische Saale und den Main. 5) Germanien unter den Römern. Nürnberg, 1824. Wilhelm, Germanien und seine Bewohner. Weimar, 1823. S. 186.

Danegeld s. England.

DANEK, ein altes arabisches Gewicht, das $8\frac{2}{3}$ Habba oder Gerstenkörner wog, und wonach man in den ersten Zeiten des Islam das Gewicht der Münzen bestimmte. Die persische Drachme (Diehem Bagli) wog 8 Danek, die griechische (Tabari) 4, die Gjawareki oder Magrebi (afrikanische) $4\frac{1}{2}$ oder 3 Danek. Makrisi *traité des monnoies Musulmanes, par de Sacy* Paris 1797. *p.* 8. Vergl. desselben *traité des poids et des mesures légales des Musulmans. p.* 52. Der Chalife Omar ben al Chattab bestimmte das Gewicht des Diosems im Durchschnitt auf 6 Danek, und nach diesem Verhältniß wurden die ersten Münzen unter Abdelmelik geprägt. Makrisi S. 22. 23. *poids p.* 52. Vergl. *Tychsen de rei numar. ap. Arab. origine* in *Comm. Soc. Reg. Gott.* Vol. XV. p. 11 flgd. Das Wort Danek دانق, im Pers. دانگ ist vielleicht ursprünglich persisch, und kommt bei Hesych., Suidas, Pollux als Name einer kleinen ausländischen Münze vor, die ungefähr einen Obolus galt. Auf arabischen Münzen findet es sich nicht, wol aber auf mogolisch-tatarischen. Vergl. *Frähn de orig. vocabuli Rossici Denga, Casani* (1815. 4.) *p.* 34 *sq.* Das russische Wort, das Geld überhaupt bedeutet, scheint davon herzukommen. (*Tychsen.*)

DANES, Danesius, Pierre, ein durch wissenschaftliche Verdienste ausgezeichneter französischer Bischof, aus einem alten adeligen Geschlechte abstammend und 1497 zu Paris geboren. Im Collegium von Navarra erwarb er sich, unter Joh. Lascaris und Wilh. Budäus,

eine gründliche Kenntniß der griechischen, lateinischen und hebräischen Sprache, daher ihm Franz I. im J. 1530 das Lehramt der griechischen Literatur an dem neugestifteten königl. Collegium übertrug. Eine Reise durch Italien, die er 1534 unternahm, bereicherte ihn mit vielen antiquarischen Kenntnissen, und er setzte sich als Gelehrter in so hohe Achtung, daß ihn Franz I. im J. 1545 mit Claude d'Arfé und Jean Desligneris als seinen Abgeordneten auf die Kirchenversamlung nach Trident sandte. Eine Rede, die er daselbst hielt, und die auf königl. Befehl gedruckt wurde, machte viel Aufsehen, und mit Würde und Freimuth behauptete er die ihm übertragene Stelle. Als sich einst ein französischer Bischof stark über die in Rom herrschenden Mißbräuche und die verdorbenen Sitten der italiänischen Geistlichen äußerte, und ein Bischof dieses Landes spottend sagte: *Gallus cantat!* erwiederte Danes treffend: *Utinam ad galli cantum Petrus respiceret!* Nach dem Regirungsantritte Heinrichs II. im J. 1547 wurde Danes zum Instructor des Dauphins, nachmaligen Königs Franz II., berufen, dessen Beichtvater er wurde, und der ihm 1557 das Bisthum Lavaur übertrug, nachdem er vorher Prediger zu St. Josse in Paris gewesen war. Er starb daselbst den 23. April 1577, und wurde zu St. Germain des Prés beerdigt. Unter den Gelehrten seiner Zeit zeichnete er sich durch eine umfassende Kenntniß der alten Literatur und als Beförderer derselben, sowie der wissenschaftlichen Cultur überhaupt, rühmlich aus. Er schrieb viel, ließ aber wenig drucken, unterstützte dagegen eifrig gelehrte Unternehmungen und ermunterte fähige Köpfe durch Rath und Lehre. Er edirte: *Justini historiae epitomen in Troii Pompeii historias; Lucii Flori de rebus romanis epitomen, et Sexti Rufi viri consularis libellum. Par.* 1519 *fol.*, ließ unter dem Namen Petrus Bellocitlus aus 2 alten Handschriften Emendationen zu des Plinius Naturgeschichte (Par. 1532) drucken, hatte Antheil an der Textverbesserung von *Alexandri Aphrodisiensis quaestion. natural. de anima etc. Venet.* 1536 *fol.* (herausgegeben von Vict. Trincavellus), und unterstützte den Georg de Selve bei seiner Übersetzung des Plutarch. Einer seiner Nachkommen, Pierre Hilaire Danes, Doctor der Sorbonne und Rath beim Parlament zu Paris (gest. 1732) sammelte und edirte seinen literarischen Nachlaß unter dem Titel: *Recueil des opuscules de P. Danes qui n'ont point été imprimés, ou qui l'ayant été sont devenus rares. Par.* 1731. 4.; dabei das Leben und Bildniß des Verfassers. — Ob er der Verfasser des berühmten Werkes *De ritibus ecclesiae catholicae lib. III Romae* 1591. 8. sei, welches der Präsident Duranti unter seinem eigenen Namen herausgab, oder ob er nur die Materialien zu demselben hinterlassen habe, gehört unter die unaufgelösten literarischen Probleme. Sinnreich und treffend ist das aus Petrus Danesius gebildete Anagramm: *De superis natus.* So wohlwollend und tolerant Danes sonst war, so verleitete ihn doch seine Vorliebe zur aristotelischen Philosophie, daß er 1543 als Richter gegen den berühmten Peter Ramus sprach und zur Verdammung der Philosophie desselben nicht wenig beitrug *). (*Baur.*)

DANESE, Giovanni, war Kanonikus an der Kirche St. Marco in Venedig im 16. Jahrhundert. Als Hausgeistlicher begleitete er Benedetto Sanudo, den die Republik 1502 mit einer außerordentlichen Sendung nach Ägypten beauftragte, und hat eine ausführliche Beschreibung dieser Reise im venedigschen Dialect hinterlassen. Morelli blieb sie unbekannt, wenigstens erwähnt er weder derselben, noch ihres Verfassers in seiner *Dissertazione intorno ad alcuni viaggiatori eruditi Veneziani poco noti.* Venezia 1803. Dafür gebührt dem Pater Dom. Mar. Pellegrini das Verdienst, sie aus den Handschriften der ihm anvertrauten Zeniana (in Venedig) an das Licht gezogen zu haben. Sie enthält eine Menge einzelner Notizen, die zu interessanten Vergleichungen mit den Angaben späterer Reisenden Anlaß geben können. Am umständlichsten beschreibt der Verfasser das am Fuße des hohen Psiloriti (Ida) auf der Insel Candia befindliche Labyrinth, dessen auch andere Schriftsteller als Pierre Belon [1]), Tournefort [2]) u. m. A. gedenken. Für einen bloßen unterirdischen Steinbruch, wie neuerlich Sieber es that [3]) hält Danese die Höhle nicht, er scheint vielmehr das Ganze als durch Kunst absichtlich angelegte Irrgänge, ja selbst vielleicht als das schon im Alterthum berühmte kretische Labyrinth zu betrachten, wie man sich davon aus seiner in des Grafen da Rio *Giornale dell' Italiana Letteratura.* Padova. Tomo IX. p. 99—133 abgedruckten *Relazione inedita di un viaggio al Cairo* überzeugen kann.
(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DANET, Danetius, Pierre, Prediger zu Paris, wo er um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren war. Er hat Antheil an der Ausgabe der römischen Autoren *ad usum Delphini*, und gab den Phädrus mit einem Commentar heraus, Paris 1675; 1726. 4. Verdienstlicher und für ihre Zeit brauchbarer waren die von ihm mit Fleiß und Einsicht bearbeiteten, aber jetzt antiquirten Wörterbücher [1]): *Dictionarium lat. et gallicum ad usum Delphini. Par.* 1685—1691; 1700—1707. *Lugd.* 1721 oder 1737. *Vol. II.* 4; der erste (französisch-lateinische) Theil fand mehr Beifall als der zweite [2]).

---

*) Teissier eloges des hommes sav. T. I, 503. Sammarthani elog. lib I, 24. Launoy hist. gymas. Navarr. 720. Colomesii gallis oriental. 266. König bibl. vet. et nov. 235. Magiri eponymol. 260. Mém. de Niceron T. XIX, 143. Saxii Onomast. T. VI, 576.

1) Les observations de plurieurs singularités et choses mémorables trouvées en Grèce etc. Paris 1553 in 4°.
2) Relation d'un voyage du Levant fait par ordre du Roy etc. Tome I. Let. 11. und Histoire de l'academie royale des sciences année 1702. 3) Reise nach der Insel Kreta. Leipzig 1823.

1) Voltaire sagt von ihm, Siécle de Louis XIV. ed. Beaumar. T. XX. p. 87. Un de ses hommes qui ont été plus utiles qu'ils n'ont eu de réputation. Ses dictionnaires de la lang. lat. et des antiquités furent au nombre de ces livres mémorables faits pour l'éducation du dauphin, et qui, s'ils ne firent pas de ce prince un savant homme, contribuèrent beaucoup à éclairer la France. 2) Dazu gehören:

Radices sive dictionarium linguae latinae, in quo singulae voces suis radicibus subjiciuntur. Par. 1677. 8.; sehr selten und in Frankreich gesucht. *Dictionarium antiquitatum romanarum et graecar. in usum Delphini.* Par. 1698; Amst. 1701. 4. Engl. Lond. 1700. 4. [3]). Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er Abt von St. Nicolas zu Verdun, bekleidete aber diese Stelle nicht lange, denn er erstickte in einem Sumpfe, in welchem sein Wagen umwarf, als er 1709 von Lyon zurückkam [4]). — Ein anderer Abbé Danet, Sprachmeister zu Paris, schrieb: *Vie de Semiramis. Londr.* (Par.) 1748. 12. und *les aventures de Londres.* Amst. (Par.) 1751. Vol. II. 12. [5]). (*Baur.*)

DANEWERK, Danewirk, Dannewerk, Dinewerth, Limes Nordmannicus, Danorum Vallum, Danorum Opus. — Das Dänenwerk ist der Name jenes berühmten Grenzwalles, welcher auf dem nördlichen Ufer des Eyderflusses von der Küste der Ostsee bis zu der Küste der Nordsee ein wenig südlich von Schleswig und Husum, wo die jütländische Halbinsel die geringste Breite hat, gezogen worden und das Land der Dänen oder Nordmannen von dem alten Vaterlande der unter fränkische Bothmäßigkeit gerathenen Ostsachsen absonderte, in welchem Gebiete, in dem eigentlichen Fuße der alten cimbrischen Halbinsel zwischen der Elbe und Eyder [1]), Karl der Große mit ihm verbündete Obodritenwenden angesiedelt hatte, um die kaum erst besiegten und zum Christenthum bekehrten Sachsen von der gefährlichen Grenznachbarschaft der heidnischen Dänen zu scheiden. Über die Erbauung dieses Grenzwalles geben die Annales Laurissenses et Einhardi und nach ihnen Regino und der Annalista Saxo bei dem Jahre 808 die ausführlichste Nachricht [2]). Godofried, der König der Dänen oder Nordmannen, war gegen die mit den Franken verbündeten Obodriten ins Feld gerückt, hatte nach der hartnäckigsten Gegenwehr zwei Drittheile dieses Volks den Dänen zinsbar gemacht und stand schon mit seinem Heere an dem Ufer der Elbe, um noch einmal die Ostsachsen zum Kampfe gegen die Franken aufzuregen. Aber dieser Plan mißlang; denn die Sachsen waren noch zu sehr erschöpft durch den zweiunddreißigjährigen Krieg gegen Karl den Großen, und der mächtige Frankenkönig sendete auch sogleich auf die erste Nachricht von dem dänischen Einfalle seinen Sohn Karl mit einer großen, aus Franken und Sachsen bestehenden Heeresmacht, um den tollkühnen Dänenkönig in sein nordisches Vaterland zurückzuwerfen. Die Siege gegen die Obodriten, besonders die Erstürmung einiger slavischen Castelle hatten dem König Godofried schwere Opfer gekostet. Als daher Karl mit seinem Heere über die Elbe ging und die mit den Dänen verbündeten Linonen und Smeldinger Wenden, ihre Landschaft verwüstend, angriff, so sahen sich diese Bundesvölker genöthigt, die Waffen niederzulegen, und auch die Wilzen, alte Feinde der Obodriten und ebenfalls Bundesgenossen der Dänen, entsagten dem Kampfe und zogen, mit Beute beladen, in ihre Heimath. So stand jetzt Godofried mit seinen Dänen dem übermächtigen Feinde allein gegenüber, und das Schwierige seiner Lage erkennend, hielt er es ebenfalls für das Gerathenste, den Kampf aufzugeben und in sein Vaterland zurückzugehen. Bevor er sich jedoch einschiffte, zerstörte er die blühende, auf der Küste des baltischen Meeres gelegene Hafenstadt Reric, die dem Dänenreiche, welches die Ostsee beherrschte, durch die Entrichtung eines bedeutenden Zolles großen Vortheil gebracht hatte, und führte die Kaufleute mit sich hinweg. So kehrte er mit seiner Flotte in den Hafen, der Sliesthorp hieß, zurück und setzte seine Truppen daselbst an das Land. Die Alterthumsforscher sind darin einverstanden, daß die Handelsstadt Reric oder Rorich in der Nähe von Wismar gelegen habe und daß der Hafen Sliesthorp das heutige Schleswig sei [3]).

Durch den Rückzug zur See von Wismar nach Schleswig entging der Dänenkönig der Gefahr, mit dem Heere der Franken zusammenzutreffen, und um auch einen plötzlichen Überfall seines Reichs von der Landseite her unmöglich zu machen, verweilte er eine Zeit lang zu Schleswig und faßte den Entschluß, die Grenzmark seines Landes gegen Sachsen hin mit einem Walle und Graben zu befestigen, und zwar in der Weise, daß er von dem östlichen Busen des Meeres, welchen jene Völker Ostarsalt [4]) nennen, bis zu der Nordsee (ad occidentalem Oceanum), auf dem ganzen nördlichen Ufer der Eyder zusammenhängende Schutzwehren ausdehnte, in denen er nur ein einziges Thor ließ, durch welches Wagen und Reiter hinaus und hereingelassen werden konnten. Dieses Thor, durch welches die alleinige Verbindung mit den Grenznachbarn statt finden sollte, ward Wieglesdor oder Heggedor genannt [5]). Nachdem Godofried die Ausführung jener umfassenden Werke unter die Führer seines Heeres vertheilt hatte, zog er sich von Schleswig in die nördlichen Gegenden seines Reiches zurück.

Dies ist die urkundliche Geschichte der ersten Entstehung des großen Dänenwalles oder Danewerkes, von

Jac. Facciolati animadversa. critt. in primam literam lexici Danetii. Patav. 1731. 8. und Ejusd. animadverss. crit. in magnum Danetii dictionarium lat. gall. Acc. mantissa. Ib. 1759. 8. Beide seltene Schriften enthalten treffliche Bemerkungen. Zuerst gedruckt in den Novelle letterarie di Venezia. 1730—37, wo sie von Abduco bis Insisto gehen. 3) Das in Eberts bibliogr. Lex. unter Danets Namen aufgeführte Nouveau grand dict. franç. lat. et polonais. Varsov. 1743. Vol. II. fol. ist eigentl. nicht von ihm. 4) Baillet jugemens T. II, 301. Saxii Onomast. T. V, 319. 5) Biogr. univ. T. X.

1) Ptolem. Geogr. II, 11. *ἐπὶ τὸν αὐχένα τῆς Κιμβρικῆς χερσονήσου Σάξονες.* Hier war das eigentliche Stammland der Sachsen zur Zeit des Ptolemäus, der das Volk unter den alten Schriftstellern zuerst nennt. 2) Pertz Monumenta Germaniae Historica. Tom. I. p. 195 et 564. Eccardi Corpus Hist. Med. Aevi. Tom. I. p. 170.

3) Der Annal. Saxo ad ann. 808 nennt den Hafen sogar Sliaswic. Reric soll auf der Stelle des kleinen Dorfes Rorich bei Wismar gelegen haben. Vergl. Pertz Monum. Germ. Hist. T. I. p. 195. Not. 60. 4) Regino schreibt Hostarsal, der sächs. Annalist Ostarsalz; es ist der alte Name der Ostsee. Occidentalis Oceanus wird die Nordsee hier in Beziehung auf Dänemark genannt. 5) Annal. Sax. ad ann. 975.

dem noch bis auf den heutigen Tag zwischen Hollingstädt an der Treen und dem Selker Nör südlich von Schleswig, besonders bei den Orten Groß- und Kleindanewerk weitläufige, aber ziemlich verfallene Überreste vorhanden sind. Er soll ursprünglich über drei Meilen in der Länge und 14 bis 15 Fuß in der Höhe gemessen haben, wobei indessen die Tiefe des Grabens nicht mit in Anrechnung gebracht ist. Die Bewachung des Walles war einem besondern Grenzwächter anvertraut; wenigstens erwähnen die Annales Einhardi bei dem Jahre 817, zur Zeit der Regirung von Godofrieds Söhnen, des dänischen Heerführers der Landtruppen Gluomi [6]), der ausdrücklich custos Nordmannici limitis genannt wird.

Der Dänenkönig Gorm der Alte benutzte den Grenzwall in seinem Kriege gegen Heinrich den Ersten, er konnte jedoch dadurch den König der Teutschen nicht von der im Jahre 931 unmittelbar an demselben unternommenen Errichtung der sächsischen Mark Schleswig abhalten [7]). Gorms Sohn, Harald Blauzahn, erneuerte indessen unter Leitung seiner Mutter Thyra das Danewerk und machte die Verschanzungen weit fester; aber Otto der Große erstürmte sie im Jahr 952, drang in Dänemark bis an den Liimfiord (Ottinsand) vor und zwang den König selbst mit seiner Familie zur Taufe [8]). Und doch scheint Harald Blauzahn nach Otto's I. Tode das Danewerk wieder hergestellt zu haben, so daß Otto II. im Jahre 975 sich zu einem mörderischen Sturm gegen jene Befestigungen gezwungen sah, der unter der Leitung des Herzogs Bernhard und des Grafen Heinrichs von Stade vollkommen gelang und die Zerstörung des Danewerks zur Folge hatte [9]). Der letzte Wiederhersteller jener alten befestigten Linie auf dem nördlichen Ufer der Eyder war König Waldemar I. mit dem Beinamen der Große, der so Vieles zum Besten seines dänischen Vaterlandes gethan hat; er erneuerte im J. 1168 die Überreste des alten Grenzwalles und ließ sie durch eine steinerne Mauer verstärken [10]). Endlich in dem Laufe der Jahre ist der Wall durch gänzliche Vernachlässigung in den Zustand gerathen, in dem wir ihn jetzt erblicken, so daß nicht viel mehr von ihm als der Name übrig geblieben ist.

Man hat das alte Danewerk mit den römischen Schutzwehren in Britanien und mit den in dem südwestlichen Teutschland unter dem Namen der Teufelsmauer und der Pfahlhecke oder des Pfahlgrabens befindlichen Befestigungen in Parallele gestellt, und nicht mit Unrecht; denn es ist ein ganz ähnliches Werk gewesen [11]).

(*Aug. Wilhelm.*)

DANFALVA, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen, Tschiker Stuhl, obern Zirkel, Obertschiker Bezirk. — In der Nähe dieses Dorfes findet man Steinkohlen, auch unterhält hier eine Privatgewerkschaft einen Eisenhammer, der mit zusammengelesenen Eisensteinen verlegt wird, die man auf Bergen und Feldern findet.

(*v. Benigni.*)

DANGÉ, an der Vienne, Marktfl. und Hauptort eines Cantons in dem Bezirk Chatellerault des franz. Departements Vienne, mit 187 Häus. und 678 Einwohnern.

(*H.*)

Dange, Fluß, s. Memel.

DANGEAU, Marktflecken an der Ozane im Bezirk Châteaudun des franz. Dep. Eure und Loire, mit 265 Häusern.

(*H.*)

DANGEAU, Philippe de Courcillon, Marquis de, Urenkel des trefflichen Duplessis-Mornay, ward 1638 geboren und trat schon in der Jugend zur katholischen Kirche über. Zuerst diente er in Flandern unter Turenne, 1657 und 58, und dann aus eigner Wahl in Spanien, gegen Portugal. Nach Frankreich zurückgekehrt machte er Glück bei Hofe, besonders, da er aus Spanien kam und der spanischen Sprache kundig war, bei den beiden Königinnen Anna Maria und Maria Theresia. Auch als glücklicher Spieler und durch die Leichtigkeit, womit er sogar während des Spiels artige Verse zu machen wußte, schmeichelte er sich bei dem Könige ein. Er war zum Hofmanne geboren, und so stieg er leicht von einer Stufe der Ehren zur andern. Erst ward er Obrist eines Garderegiments, welches der König bis dahin selbst befehligt hatte, dann Adjutant des Königs, um dessen Person er beständig seyn mußte; doch wurde er auch zu verschiedenen diplomatischen Sendungen, vorzüglich nach Teutschland gebraucht. In der Folge ward er Gouverneur von Touraine, erster Gesellschafter (menin) des ersten Dauphins, des Großvaters Ludwigs XV.; Ehrenritter der beiden Dauphinen, der von Bayern und der von Savoyen; Ritter mehrer Orden und Großmeister des Ordens Unserer lieben Frau von Carmel und des H. Lazarus von Jerusalem. Wie es damals Sitte war, so ward er auch 1668 Mitglied der Académie françoise und sogar 1704 Ehrenmitglied der Académie des sciences. Boileau, dessen Beschützer er war, dedicirte ihm seine fünfte Satyre, sur la noblesse. Er starb 1720. Bei seinem Tode hinterließ er ein Manuscript, welches aus 500 Heften bestehend jetzt in der königlichen Bibliothek in Paris aufbewahrt wird, und wovon sich auch theilweise Abschriften in der Bibliothek des Zeughauses und sogar in Wien befinden. Es war betitelt: *Mémoires, ou Journal de la cour de Louis XIV. depuis* 1684—1720. Voltaire, der es übrigens nicht verschmäht hat, einen Auszug daraus, unter dem Titel: *Journal de la cour de L. XIV. depuis* 1684—1715, *avec des notes intéressantes* (von ihm nämlich). Londres 1770. in 8., drucken zu lassen, behauptete: nicht der H. v. Dangeau, sondern ein alter einfältiger Kammerdiener, welcher ohne Sinn und Verstand alles aufgeschrieben, was er in den Vorzimmern gehört, sei der wahre Verfasser dieser Mémoires. Seitdem dieses Werk: *Mémoires du marquis de Dangeau, u. s. w. accompagnés de notes et d'explications et d'un discours préliminaire p. Mad. de Genlis.* Strasbourg 1817. in 4 B. 8., im Druck erschienen ist, möchte

6) Pertz Monum. Germ. Histor. Tom. I. p. 204.
7) Adamus Bremens. in Hist. Eccles. I. cp. 57. Annal. Sax. ad ann. 931.
8) Annal. Sax. ad ann. 952.
9) Annal. Sax. ad ann. 975.
10) Erich Pontoppidan's dänischer Atlas, Thl. I. S. 139. Kopenhagen 1766.
11) Doederlein Antiquit. in Nordgavia Rom. etc. Nürnberg 1731, S. 16.

man dem Voltaire, wenn auch nicht buchstäblich, doch dem Geiste nach, Recht geben. (*Blanc.*)

DANGEAU, Louis de Courcillon, Abbé de, ein Bruder des vorigen, 1643 geboren, trat in den geistlichen Stand, erhielt sehr bedeutende Pfründen, ward zu manchen diplomatischen Sendungen, besonders in Polen gebraucht und erhielt die Stelle eines Lecteur du roi. Er starb 1723. Als Mitglied der Académie françoise hat er viele grammatische Arbeiten über die französische Sprache geliefert, wovon die besten in den *Opuscules sur la langue françoise par divers Académiciens*, von d'Olivet herausgegeben, 1754 in 12. abgedruckt sind. Man hat sonst noch von ihm mehre unbedeutende historische, geographische und heraldische Schriften. (Nach Beuchot in Biogr. univ.) (*Blanc.*)

DANGER, ein zu dem Archipel der Fidschi- oder Witis-Inseln gehöriges Eiland in Australien unter 118° 34′ S. Br. und 199° 19′ L. Es ist von gefährlichen Corallenriffen, unter denen sich das Écueil de Providence weit nach Osten ausdehnt, fast verdeckt und im N.W. und W. desselben sieht man auf den Charten mehre unbenannte Inseln. — Denselben Namen führen mehre Vorgebirge in Australien: 1) Cap Danger, auf der N.O. Küste von Neusüdwales unter 28° 38′ s. Br. und 171° 32′ ö. L., von Cook so benannt, wegen der gefährlichen Riffe, welche dasselbe umgeben; 2) auf der Küste des Grantlandes und 3) auf der Ostküste der zu der Salomonskette gehörigen Insel Shortland. (*Leonhardi.*)

DANGILLON, im franz. Dep. Cher f. 1) les Aix d'Angillon, (Thl. II. S. 276). 2) la Chapelle d'Angillon, Capella Domini Gilonis (Thl. XVI. S. 144. (*H.*)

DANGSTETTEN, Dorf mit 600 kathol. Einw. im großh. badenschen Bezirksamte Waldshut, ¼ t. M. ostsüdlich von der Amtsstadt, unweit vom Rheinstrome an der Poststraße von Schaffhausen nach Zurzach, gehört zur alten Landgrafschaft Klettgau. (*T. A. Leger.*)

Danhauer s. Donnauer.

DANI, Volk. Die Dani zählt Jornandes in seiner gothischen Geschichte unter den 28 Völkerschaften auf, von denen er seine vermeintliche große Insel Scanzia bewohnt seyn läßt. Sie sollen mit den drei Völkern Vinoviloth, Suethidi und Cogeni, die sich vor den übrigen Bewohnern Scanziens an Körpergröße ausgezeichnet und mildere Sitten gehabt hätten, gleichen Stammes gewesen seyn und die Heruler, die ebenfalls wegen ihrer hochragenden Gestalt einen besondern Namen hatten, aus ihren Stammsitzen vertrieben haben [1]). Wenn wir nach der Klangähnlichkeit der Namen die alte Provinz Hergeådalen und die Umgegend des Flusses Herge Ån in Schweden, in dem Läne Jämtland, den Herulern als ehemaligen Sitz anweisen müssen, so haben wir zugleich den District gefunden, den die Dani nach Verdrängung der Heruler in Scanzien einnahmen. Früher waren sie vielleicht bei Danmora im Län Upsala, im Norden des Mälarsee's, wo die Kirchspiele Danmark und Danderyd noch jetzt ihren Namen führen, heimisch gewesen. Alles dies ist indessen bloße Vermuthung, und die Begebenheiten, auf welche Jornandes hindeutet, fallen gänzlich aus dem Bereiche unserer Geschichtskenntniß hinaus; wie sollten wir also bei so dunkeln Gegenständen geographische Gewißheit erwarten können. Daß diese scandinavischen Dani sich sehr frühzeitig über die Inseln des Sundes und der Belte, die Ptolemäus auf seiner Tafel von Groß-Germanien mit dem Namen der drei kleineren skandischen Inseln (Νῆσοι τρεῖς μικραὶ Σκανδίαι) bezeichnet, und über die cimbrische Halbinsel (Promontorium Cimbrorum, Cartris, Chersonesus Cimbrica, Jütland) verbreitet haben, wo wir sie bald als mächtiges, der Seefahrt kundiges Volk in der Geschichte des Mittelalters wiederfinden, müssen wir aus einer Stelle des Procopius schließen, welche uns die Wanderung eines Theiles des Herulervolkes nach jener unglücklichen Schlacht am Flusse Theis in Ungern berichtet. Da eine Abtheilung der Heruler nicht, wie ihre Landsleute, auf dem südlichen Ufer der Donau Schutz fand, so sah sie sich gezwungen, in das innere Land zurückzuweichen. Diese Heruler zogen sich immer weiter nach Norden, durch den langen Strich slavischer Völker, und gelangten so zu den Warnern und endlich zu den Dänen, bis sie zuletzt an das Gestade des Meeres kamen, wo sie sich einschifften, um in Schweden, welches Procopius Thule nennt, ihrem alten Vaterlande, sich wieder heimisch niederzulassen [2]). Diese geschichtliche Urkunde zeigt uns die Dani schon auf der Südseite des baltischen Meeres, wo sie sich auf den nach ihnen benannten dänischen Inseln und der jütländischen Halbinsel mit den Überresten der von Claudius Ptolemäus als daselbst heimisch angegebenen sieben Völkerschaften, der Sigulonen, Saballingier, Kobanden, Chalen, Phundusier und Kimbrer, im Norden der Saxonen, zu einem mächtigen Volke vereiniget haben mögen. Auch der ungenannte Geograph von Ravenna [3]) kennt sie schon in diesen Gegenden als Nachbarn der Sachsen, und beruft sich auf den gothischen Philosophen Marcomiras, der die Dani als ein sehr kühnes und unternehmendes Volk, welches am Flusse Dina wohnte, geschildert hatte. Leibnitz vermuthete, daß der Fluß Dina oder Dena zur Benennung der Dänen Anlaß gegeben

1) *Jornandes* de Reb. Get. pag. 648. cap 12. In Aurel. Cassiodori Oper. Tom. II. Parisiis 1600. Finni mitissimi, Scanziae cultoribus omnibus mitiores: nec non et pares eorum Vinoviloth, Suethidi, Cogeni, in hac gente reliquis corpore eminentiores, quamvis et *Dani* ex ipsorum stirpe progressi, Erulos propriis sedibus expulerunt, qui inter omnes Scanziae nationes nomen sibi ob nimiam proceritatem affectant praecipuum.

2) *Procop.* de Bell. Goth. II, 11. pag. 480. Lugduni 1594. Heruli qui regii sanguinis sunt duces secuti, Slavinorum gentem praetereundo, cum in loca deserta jam evasissent, ad Harmos (Guarnos) populos se contulere: post hos ad Dacas (Danos) pertranseuntes, ad Oceanum mare cum pervenissent, navibus ad insulam Thulen delati, in ea denique constitere. Die fehlerhaft geschriebenen Harmi sind die Varini der älteren Geographen, die Pharodeni des Ptolemäus, die Bewohner der teutschen Ostseeküste zwischen den Flüssen Warne und Trave. 3) Geograph. Anonym. Ravennas Lib. IV. c. 17. Confinalis praenominatae Daniae est patria, quae nominatur Saxonia. Quae antiquitus et ipsa ex Dania pertinere dicebatur. Quae patria, ut ait Marcomiras Gothorum philosophus doctissimus, quidem profert homines et audaces, sed non sic veloces, ut sunt Dani, qui juxta Dina fluvium.

habe, und stellte die Hypothese auf, daß Dina der alte Name des Flusses Eyder gewesen sei. Das letztere mag vielleicht wahr seyn; das erstere ist es gewiß nicht. Ich möchte eher glauben, daß, wenn der Eyderfluß jemals Dina oder Dena genannt worden ist, derselbe den Namen erst von dem Volke der Dänen, aber nicht diese von dem Flusse erhalten haben, da es, wie wir aus jener Stelle des Jornandes gesehen haben, erwiesen ist, daß das Volk den Namen Dani bereits in seinen alten Stammsitzen in Scanzien führte. Die Besitznahme der jütländischen Halbinsel durch die Dani mag im 6. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung statt gefunden haben, und ihre skandinavische Abkunft verleugneten sie auch in den neuen Wohnsitzen nicht; dies zeigt ihre fortwährende Verbindung mit den Bewohnern Schwedens und Norwegens und ihre feste Anhänglichkeit an das skandinavische Heidenthum. Sie waren dem Othinsdienst treu ergeben, und während in Schweden die Glaubenslehre Freyrs und in Norwegen die des Thor Hauptreligion war, scheint von den Dänen in Dänemark und auf den dänischen Inseln vorzüglich Balder, der jüngste der drei Söhne Othins, in denen zugleich drei Modificationen des nordischen Glaubens verborgen liegen, verehrt worden zu seyn [4]). Das größte Heiligthum der Dänen, als sie Schweden verlassen hatten, befand sich auf der Insel Seeland zu Lethra (Hleidra, Hleidargardun, Lethraborg, Ledru, Lederun), jetzt Leire. Diese uralte Götterstadt war nicht nur der Opferplatz der Dänen, sondern auch die Nekropolis ihrer Könige, von deren Grabhügeln noch jetzt Spuren und Denkmale daselbst vorhanden sind. Hier wurde alle neun Jahre nach dem heiligen Dreikönigstage das große Sühnopfer von dem Volke dargebracht. Man opferte 99 Menschen, 99 Pferde, 99 Hunde, 99 Hähne und 99 Habichte, und glaubte dadurch den unterirdischen Göttern zu dienen und die begangenen Sünden abzubüßen. Erst König Heinrich I. vermochte die Dänen im Jahre 926 zur Einstellung dieses uralten blutigen Opferfestes [5]). Die Insel Seeland spielt überhaupt in der ältesten nordischen Sage eine Hauptrolle. Über ihre Entstehung gibt es folgende Mythe: Während Othin sich auf der Insel Fühnen bei der Gründung der Stadt Odins-Ey verweilte, hatte er seine Genossin Gefion nach Schweden geschickt. In Jotunheim gebar Gefion von einem Joten vier Söhne, die sie in Ochsen verwandelte und an einen Pflug spannte. Sie zogen so gewaltig, daß Gefion ein großes Stück Landes herausriß und mit sich hinwegnahm und es Fühnen gegenüber ins Meer setzte. Dieses ausgerissene Stück bildete die Insel Seeland, und an dem Orte, wo es in Jotunheim ausgerissen war, entstand der Mälarsee. Gefion siedelte sich hierauf zu Lethra auf Seeland an, heirathete den Sohn Othins Skiolldr, und von ihr stammen die Könige der Dänen [6]). Man hat dieser Mythe eine naturgeschichtliche Erklärung gegeben und dieselbe auf ein Erdbeben gedeutet, durch welches Seeland von Schonen getrennt worden. Allein ich möchte sie lieber als eine sinnbildliche Darstellung der Einwanderung der Dani aus Schweden nehmen, und die Gegend des Mälarsee's wäre dann die Urheimath des Volks in Skandinavien, bevor es die Insel Seeland, die benachbarten Inseln und die jütländische Halbinsel in Besitz nahm. Wir hätten dann in der Sage eine Hindeutung auf den frühesten historischen Bericht des Jornandes, welche Berücksichtigung verdient. Der Dichter Venantius Fortunatus [7]) nennt die Dani ungefähr im Jahre 580 neben den Schweden und Sachsen, und ebenso Eginhard in dem Leben Karls des Großen, der hinzufügt, daß sie von den Franken auch blos Nortmanni [8]) genannt würden. Sie waren in ihren neuen Wohnsitzen gefürchtete Seeräuber.

(*Aug. Wilhelm.*)

4) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. Th. 1. S. 235.

5) *Dithmari* Chron. lib. I. p. 12. 13. ed. Wagner. Annal. Saxo ad ann. 926.

6) *Ynglinga* Saga Cap. 5.

7) *Venant. Fortunat.* in Carm. ad Chilpericum regem, ed. Broweri p. 216.

Quem Geta, Vasco tremunt, Danus,
Suitho, Saxo, Britannus.

De Lupo Duce, pag. 166.

Saxonis et Dani gens cito victa probat.

8) *Einhardi* vita Caroli M. cap. 12. p. 449. ed. Pertz. Dani siquidem ac Sueones, quos Nortmannos vocamus, et septentrionale litus et omnes in eo insulas tenent.

Ende des zweiundzwanzigsten Theiles.

Gedruckt bei Friedrich Ruff in Halle.

DANIEL.

DANIEL (דָּנִיֵּאל d. i. Richter Gottes, im Namen Gottes Recht sprechend), Name eines jüdischen Weisen, Traumdeuters und Sehers, dessen Geschichte und Visionen in dem Buche gleiches Namens enthalten sind, das nach der jüdischen Eintheilung des A. T. unter den Hagiographen, nach der bei uns üblichen unter den Propheten befindlich ist. Letztere Stellung haben manche mit Unrecht für die ursprüngliche gehalten; ja, Theodoret beschuldigt die Juden, daß sie den Daniel willkürlich aus der Reihe der Propheten ausgeschlossen (Vorrede z. Comment. über Dan.); Josephus c. Apion. I, 8. zählt zwar das Buch Daniel zu den Propheten, aber vermöge einer eigenen, freieren Eintheilung der alttestamentlichen Bücher dem Inhalte nach, wonach auch Esra, Nehemia und andere Hagiographen zu den Propheten gehören. Auch sonst nennt er ihn einen Propheten (Antiqq. X, 11, 7.); aber er nennt auch andere, z. B. den Josua, so. Im N. T. heißt Daniel auch Prophet (Matth. 24, 15.), aber auch dem David wird dieser Ehrenname beigelegt (A. G. 2, 30.). Die Juden haben das Buch Daniel nie zu den Propheten gerechnet. Die alte, nach Elias Levita, aus den Zeiten des Antiochus Epiphanes stammende Einrichtung der Haphtharen oder prophetischen Leseabschnitte erstreckt sich auf die historischen und prophetischen Schriften oder, nach jüdischer Nomenclatur, auf die vordern und hintern Propheten, nicht aber auf Daniel, und in der bekannten Stelle des Talmuds Baba Bathra fol. 14. col. 2. wird dieses Buch zu den Hagiographen gerechnet. Wenn Melito (Euseb. H. E. IV, 26.) und Origenes (ib. VI, 25.) in ihren Bibelverzeichnissen den Daniel gleich nach oder unter den großen Propheten aufführen, so sieht man deutlich, daß sie sich nicht genau an die jüdische Eintheilung halten, sondern entweder aus eigner Willkür, oder nach einer christlichen Gewohnheit, der Sach- und Zeitordnung folgen. Die Ordnung der biblischen Bücher in den LXX, wonach Daniel seinen Platz hinter Ezechiel einnimt und die vielleicht von Origenes herrührt, kann auch nicht als Zeugniß gelten; wäre sie selbst die unter den alexandrinischen Juden übliche gewesen, so würde sie nur zu den mancherlei Abweichungen von der palästinisch-jüdischen Genauigkeit gehören, welche die alexandrinischen Übersetzer sich bekanntlich erlaubt haben. Aber freilich ist diese Ordnung unter den Christen gewöhnlich geworden und auch in die lutherische Übersetzung übergegangen. (Vergl. Stange: Gehört das B. Daniel zu den großen prophetischen Schriften? in Keils und Tzschirners Analekten. 1. B. 1. H. S. 28 ff.)

Alles, was über das Buch Daniel und dessen Inhalt zu sagen ist, knüpft sich an die Untersuchung über dessen Echtheit an. Diese ist zuerst im 3. Jahrh. von dem heidnischen Philosophen Porphyrius in seinem Werke gegen die christliche Religion in 15 Büchern bestritten worden, woraus uns Hieronymus Bruchstücke aufbewahrt hat. Er behauptete, das Buch sei von einem palästinischen Juden zur Zeit des Antiochus Epiphanes in griechischer Sprache verfaßt und also betrüglich untergeschoben worden, was er aus der genauen Übereinstimmung der Weissagungen mit der Geschichte bis zur Zeit des Antiochus Ephiphanes, über welche hinaus sie aber nicht geht, zu beweisen suchte. Sonst findet sich im Alterthum keine Spur von Zweifeln an der Echtheit dieses Buchs. Denn wenn der Talmud Baba Bathra fol. 15. behauptet, die Männer der großen Synagoge hätten Ezechiel, die zwölf kleinen Propheten, Daniel und Esther aufgezeichnet (כתבו, was Bertholdt fälschlich durch: in den Kanon eintragen, erklärte); so soll damit durchaus kein Zweifel an der Echtheit dieser Bücher bezeichnet werden, und darauf bezieht sich wahrscheinlich die Äußerung des Isidorus Hispalensis (Origg. VI, 2.) „Ezechiel et Daniel a viris quibusdam sapientibus scripti esse perhibentur," worin Bertholdt mit Unrecht einen Zweifel an der Echtheit des Daniel fand. Spinoza (tract. theol. pol. c. 10.) vermuthete, nur die fünf letzten Capitel seien von Daniel geschrieben, die ersten sieben aber zur Zeit des Judas Maccabäus aus den chaldäischen Jahrbüchern gezogen worden; er leugnet aber keineswegs die Glaubwürdigkeit derselben. Auch Is. Newton und Beausobre meinten, Daniel habe nur die sechs letzten Capitel selbst geschrieben, ohne daß sie damit irgend die Echtheit bezweifeln wollten. Hobbes (Leviath. c. 33.) wirft die Frage auf, ob Daniel und andere spätere Propheten ihre Weissagungen selbst aufgezeichnet und herausgegeben hätten, geht aber zu wenig darauf ein, als daß man seine Meinung deutlich ersehen könnte. Uriel Akosta soll in seiner spanisch herausgegebenen Schrift: Prüfung und Vergleichung der pharisäischen Lehrtraditionen mit dem ge-

schriebenen Gesetze gegen die Unsterblichkeit der Sele. Amst. 1624. behauptet haben, das Buch Daniel sei zum Vortheil der Pharisäer und ihres Dogma's von der Auferstehung erdichtet worden. Anton Collins bezweifelte in seiner engländischen Schrift: das Lehrgebäude vom buchstäblichen Verstande der Weissagungen untersucht. Lond. 1726. die Abfassung des Buchs durch Daniel aus Abneigung gegen den Glauben an Weissagungen. Semler warf in seiner Unters. d. Kanons III, 505. einen Zweifel an der Göttlichkeit des Daniel hin. Michaelis äusserte Zweifel an der Echtheit der Cap. 3—6 (Anmerk. f. Ungelehr.). Eichhorn verwarf in der 1. und 2. Aufl. seiner Einleit. ins A. T. die ersten sechs Cap., und ihm folgte Hezel (Bibelw.). Die Echtheit des ganzen Buchs nahm zuerst Corrodi in Anspruch (Freimüth. Versuche über versch. in Theol. und bibl. Kritik einschlagende Gegenstände. 1783. S. 1 ff. Beleuchtung der Gesch. des Kanons. I, 75 ff.). Dann that es auch Eichhorn in der 3. u. 4. Aufl. seiner Einleitung. Weit gründlicher und strenger faßte Bertholdt den Gegenstand der Untersuchung auf (Daniel neu übers. und erklärt. 1806—8. 2 Bde. S. 22 ff. und Einleit. IV, 1530 ff.), ging aber in vielen Punkten zu weit. Wenig förderte die Sache Griesinger (neue Ansicht der Aufsätze im B. Daniel 1812), desto mehr Gesenius (Allg. Lit.-Z. 1816. No. 57. E.-Bl. No. 8.) und Bleek (in der Berl. theol. Zeitschr. III, 171 ff.). Kiems stellte die neuern Ansichten prüfend zusammen (Comment. hist. crit. exhibens descriptionem et censuram recentium de Danielis libro opinionum. Jen. 1828.).

Dagegen traten folgende Vertheidiger der Echtheit des Buchs auf: Lüderwald die sechs ersten Capitel Daniels nach historischen Gründen geprüft. 1787. Stäudlin Prüfung einiger Meinungen über den Ursprung des B. Daniel in s. Neuen Beitr. zur Erläut. der Propheten. Gött. 1791. Beckhaus Integrität der proph. Schriften. S. 297 ff. Jahn Einl. II. B. 24 ff. Dereser Ezech. u. Dan. übers. u. erkl. S. 228 ff. Hengstenberg die Authentie d. Daniel und die Integrität des Sacharjah. Berl. 1831. Von den ältern ist Jahn unstreitig der gelehrteste und scharfsinnigste; Hengstenberg übertrifft ihn aber weit, nicht nur in Ausführlichkeit und Reichthum der Beweisführung, sondern auch in gefälliger, überredender Darstellung. Wer nicht mitten in der Sache steht und alles von Grund aus kennt, wird bei Lesung dieser Vertheidigungsschrift glauben, der Sieg sei vollkommen für die Echtheit erfochten. Bei der folgenden gedrängten Darstellung der Streitsache werden wir vielfältig auf diesen neuesten Vertheidiger Rücksicht nehmen, so daß dieser Artikel fast das Ansehen einer Widerlegung gewinnen möchte; aber wir müssen unsere Leser bitten, ihn nicht so zu betrachten, weil eine Widerlegung viel mehr ins Einzelne eingehen müßte.

Hengstenberg leitet die Zweifel neuerer Bibelforscher an der Echtheit des B. Daniel sämtlich aus dem Unglauben an die Offenbarung her, indem nach seiner dogmatischen Ansicht der Wunder- und Weissagungsglaube wesentlich zum Offenbarungsglauben gehört. Aus Mangel an Leicht- oder Starkgläubigkeit mögen diese Zweifel auch wirklich entsprungen seyn; aber wir glauben, es zieme dem denkenden Gottesgelehrten, behutsam in Annahme von Wundern und Weissagungen zu seyn und deren Glaubwürdigkeit zu prüfen, widrigenfalls dem Aberglauben Thor und Thüre geöffnet wird. Das Wunderbare des Inhalts ohne weiteres als einen Beweis der Unglaubwürdigkeit einer Schrift anzusehen, wäre ein sträflicher Leichtsinn; aber je mehr unserm Verstande zugemuthet wird, seinen sonst giltigen Regeln zu entsagen und dasjenige für wahr anzuerkennen, was er im gewöhnlichen Leben für Täuschung oder Lüge ansehen würde, desto eher ist er berechtigt, ja verpflichtet, seine Beurtheilungsgabe in Prüfung der historischen Glaubwürdigkeit der Quellen zu gebrauchen. Wir wollen daher in unserer kurzen Darstellung den Gang beobachten, daß wir mit den Zweifeln anheben, welche die in dem Buche Daniel erzählten Wunder und Weissagungen erwecken, und zugleich die damit zunächst in Verbindung stehenden sonstigen Unwahrscheinlichkeiten und geschichtlichen Unrichtigkeiten beleuchten, dann aber einige historische Irrthümer und Widersprüche, deren sich der Verf. schuldig gemacht, noch besonderes herausheben.

I. Gleich im 2. Cap. ist die Foderung Nebucadnezars an seine Weisen, ihm seinen Traum nicht blos zu deuten, sondern anzugeben, höchst auffallend, und die Mager finden sie mit Recht beispiellos. Der Befehl Nebucadnezars, diese wegen ihres Unvermögens umzubringen, erhöhet das unsinnige Benehmen desselben, das selbst an einem orientalischen Despoten auffällt. Wenn nun Daniel die Foderung des Königs durch Offenbarung seines Gottes zu erfüllen vermag, so fodert dieses einen stärkern Glauben als alles, was sonst im A. T. von Weissagungsgabe vorkommt, und in dieser Verbindung erscheint es gerade nur befremdlicher. Ebenso rasch und man darf wol sagen kindisch, als Nebucadnezar vorher verfährt, ist auch sein Benehmen nachher, indem er nicht nur Daniels Gott für den Gott aller Götter erkennt, sondern jenen auch selbst göttlich verehrt. Wenn Hengstenberg S. 80 dem Nebucadnezar zur Entschuldigung seines närrischen Einfalls (nach Bertholdts Ausdruck) diese Gedanken leihet: „Die Mager rühmen sich, durch den Beistand der Götter offenbaren zu können, was tief und verborgen ist; ist dies Vorgeben richtig, so muß es ihnen ebenso leicht werden, mir meinen Traum anzugeben, als seine Deutung" — so ist damit das Überspannte und Seltsame der gemachten Foderung durchaus nicht beseitigt, und wir gewinnen blos anstatt eines gedankenlosen Unsinns einen raisonnirenden, d. h. einen noch viel ungereimteren.

Cap. 3. Die Schwierigkeiten, die man in den Maßen der von Nebucadnezar errichteten Bildsäule (6 Ellen Dicke zu 60 Ellen Höhe) und in der großen Menge Goldes, die dazu erfodert worden wäre, gefunden hat, mögen als gehoben betrachtet werden. (Hengstenberg

S. 96 ff.); aber daß der Errichtung derselben eine verfolgungssüchtige Absicht in Beziehung auf die Juden zum Grunde liegt, die man dem Chaldäer-Könige nicht zutrauen darf, kann schwerlich geleugnet werden. Nebucadnezar erwartet Widersetzlichkeit, sonst hätte er schwerlich mit dem glühenden Ofen gedroht und diesen in Bereitschaft setzen lassen; von wem kann er nun anders diese Widersetzlichkeit erwarten, als von Juden, wie auch der Erfolg zeigt? verräth sich darin nicht deutlich die Anlage einer erdichteten Märtyrergeschichte? Es mag seyn, daß Bleek S. 259 die Beziehung derselben auf Antiochus Epiphanes und dessen Versuch, die Juden zur Annahme der griechischen Religion zu zwingen, zu bestimmt gefaßt hat; aber eine gewisse Beziehung der Art und ein Einfluß des Märtyrergeistes der damaligen Juden auf unsere Geschichte muß sich einem jeden verrathen, der nicht die Augen absichtlich verschließt. Daß Nebucadnezar, dem früher empfangenen Eindrucke von Ehrfurcht gegen den Juden-Gott zuwider, die drei jüdischen Beamten sogleich einer grausamen Strafe überliefert, mag einem Tyrannengemüthe nicht unangemessen seyn; allein daß Daniel samt dem ganzen Magerorden bei der religiösen Feierlichkeit fehlt, ist eine sehr starke Unwahrscheinlichkeit, deren sich der Erzähler wahrscheinlich darum schuldig machte, daß er die Schwierigkeit fühlte, den von Nebucadnezar verehrten Daniel hiebei auftreten und dennoch das Märtyrerthum seiner drei Freunde zu Stande kommen zu lassen. Daniel blieb weg, damit der König durch nichts verhindert würde, die drei Freunde in den feurigen Ofen werfen zu lassen. Die Antwort, welche diese dem Könige geben, (V. 17. 18.) ist, was auch zur Entschuldigung gesagt worden ist, nicht nur trotzig, sondern auch wundersüchtig, wie sie sich sehr wohl in eine solche Märtyrerlegende schickt. Daß die Trabanten, welche die Verurtheilten in den Ofen werfen, von der Flamme verzehrt werden, bleibt trotz aller vorgebrachten Entschuldigungen unwahrscheinlich, so wie der angegebene Grund selbst, daß der Ofen sieben Mal mehr, als gewöhnlich, geheizt worden sei; denn das Heizen eines Ofens hat seine gewisse Grenze, und war eine Vorrichtung angebracht für das Hineinwerfen, wodurch man sonst vor der Flamme geschützt war, so schützte sie wol auch jetzt. Es hält auch schwer, sich einen so entsetzlich geheizten Ofen zu denken, dessen Thüre so groß war und so weit offen stand, daß man darin vier Männer herumgehen sehen konnte, wie V. 25. 26. gesagt wird. Das Wunder der Erhaltung der drei Freunde durch die Hilfe eines Engels ist nun von der Art, daß alle Wunder des A. T. dadurch verdunkelt werden, und billig wird man darüber bedenklich. Der Erfolg, daß Nebucadnezar wieder den Gott der Juden anerkennt, ist der ganzen Anlage der Erzählung angemessen und stellt diese mit der vorigen in eine Reihe.

Cap. 4. Daß Nebucadnezar in einem öffentlichen Ausschreiben die Geschichte seines Wahnsinns erzählt, ist selbst nach Hengstenberg unwahrscheinlich, und er hilft sich mit dem Spruche, das Unwahrscheinlichste sei oft das geschichtlich Wahre. Daß Nebucadnezar zum Theil im ascetischen Tone der Juden spricht, wie am Schlusse der beiden vorigen Capitel, verräth den jüdischen Verfasser. Die Geschichte des Wahnsinns selbst ist wieder, wie die vorigen wunderbaren Thatsachen, eine starke Speise für den Glauben, und Hengstenberg läßt sich gern den Vorschlag Bertholdts gefallen, die „sieben Zeiten" V. 22, als so lange der Wahnsinn dauert, nicht von sieben Jahren, wofür die Parallelen Cap. 7, 28. 12, 7. sprechen, sondern von sieben kleinern Abschnitten zu verstehen. Sehr viel Mühe hat sich dieser Vertheidiger S. 105 ff. gegeben, die bekannte Nachricht des Berosus (bei Joseph. c. Ap. I, 20.) von Nebucadnezars Krankheit und die des Abydenus (bei *Euseb.* praep. evang. IX, 41.) von der Weissagung, welche Nebucadnezar über die Eroberung Babylons durch die Perser und Meder ausgesprochen, zur Bestätigung der Nachricht des B. Daniel zu benutzen. Aber man kann ihm nichts zugestehen, als was schon längst zugestanden ist, daß irgend ein Zusammenhang zwischen den beiderseitigen Nachrichten Statt findet. Wenn er wahrscheinlich zu machen sucht, daß das ursprüngliche Factum, das im Daniel rein überliefert sei, in den Nachrichten des B. und A. entstellt und verschleiert sei: so wird andern das wahrscheinlicher vorkommen, daß der Verfasser des B. Daniel sich Entstellung und Übertreibung erlaubt habe. Von den Vergleichungspunkten, welche H. aufstellt, möchte übrigens der in den Worten des A. ἀναβὰς ἐπὶ τὰ βασιλήϊα gefundene wegfallen. Diese sind nicht zu übersetzen: „als er hinaufstieg auf die Königsburg", so daß Dan. 4, 26. „er wandelte umher auf seinem königlichen Palast zu Babel" damit zusammenträfe; sondern: „als er zurückgekehrt war in seine königliche Residenz."

Cap. 5. Das Wunder der an die Wand geschriebenen Schrift, die niemand als Daniel lesen kann, fodert ebenfalls einen starken Glauben. Herr Hengstenberg hat ihn; er glaubt, daß die Schriftzeichen ganz ungewöhnliche, ohne göttliche Erleuchtung nicht zu entziffernde gewesen seien; wir gestehen, uns zu dieser Höhe nicht erheben zu können. Alles Schriftwesen ist menschlicher Art, Sache menschlicher Erfindung und Erlernung und hat mit göttlicher Offenbarung nichts zu thun. Wenn nur aber dieses Wunder nicht mit so manchen Unwahrscheinlichkeiten gepaart wäre! daß Beltschazar nichts von Daniel weiß, der doch Vorsteher der Mager war, wenigstens nach Cap. 8, 27. noch unter diesem Könige gewisse Geschäfte verwaltete; daß die herbeikommende Königin den Nebucadnezar den Vater des Beltschazar nennt, da er doch dessen Großvater war; daß Daniel nicht nur ungestraft dem Könige sehr harte Wahrheiten sagt, sondern noch dazu auf der Stelle zum dritten Herrscher des Reiches ernannt wird, trotz dem, daß der König den Untergang seiner Herrschaft vor Augen sieht — das alles kann mit mehr oder weniger Schein entschuldigt und gemildert werden, zumal wenn man, wie H., noch eine außerordentliche göttliche Einwirkung auf das Gemüth des Königs annimt; aber es erweckt mit Recht Verdacht, daß so vieles zu entschuldigen ist. H. verfällt übrigens in einen Selbstwiderspruch. S. 120 entschuldigt er die so unzeitige Verleihung der Würde an Daniel damit, daß die Babylonier in vollkommener Sicherheit der Belagerung gelacht hätten; und auf der folgenden

Seite erklärt er das Betragen des Königs gegen D. daraus, daß er aus seiner frühern Sorglosigkeit aufgeschreckt worden sei. Er leihet ihm übrigens die Absicht, das einzige Mittel zu ergreifen, wodurch er das gedrohete Unglück abzuwenden geglaubt habe, nämlich sich des Wohlwollens des von der Gottheit begünstigten Daniel zu versichern. Davon ist aber im Texte keine Spur zu finden; die Erhebung Daniels erfolgt dem frühern Versprechen gemäß, und der König bleibt so sorglos, wie vorher.

Cap. 6. Den sonderbaren, ja sinnlosen Befehl, wozu Darius der Meder sich bewegen läßt, binnen 30 Tagen weder von einem Gott oder Menschen etwas zu erbitten, will H., wie vor ihm Michaelis eine ähnliche Hypothese aufgestellt hat, als einen Versuch, die Religion des Zoroaster unter den besiegten Völkern neben den vorhandenen Religionen geltend zu machen, darstellen. Aber daran hat unser Erzähler schwerlich gedacht, sonst hätte er nicht das Verbot selbst auf die Bitten an Menschen ausgedehnt. Vielmehr sieht jeder Unbefangene, daß dies wieder eine ungeschickte Maschinerie ist, gleich der im 3. Cap., um ein Märtyrerthum zu Stande zu bringen. Daß Darius zu Daniel sagt: dein Gott errette dich, erinnert an die Zuversicht der drei Männer Cap. 3, 17. Noch immer, obgleich dies H. eine „lächerliche Anmaßung" nennt, kommt es uns mit Bertholdt vor, daß der Erzähler die ungereimte Vorstellung von der Löwengrube gehabt, als sei sie ein cisternen-ähnliches Loch gewesen, das man oben mit einem Steine habe verschließen können (V. 18.). Die Öffnung der Grube, welche mit einem Steine belegt und versiegelt wird, soll nach H. eine Seitenthüre seyn; aber dann hätte der Erzähler wol das Wort Thüre gebraucht, da er ja selbst dem Ofen eine Thüre leihet (3, 26.). Auch werden die den Löwen Preisgegebenen in die Grube geworfen, und Daniel wird herausgezogen (V. 24. 25.). Das Wunder der Erhaltung Daniels in der Löwengrube ist zwar nicht gerade sehr außerordentlich und ließe sich allenfalls auch natürlich erklären; aber es wird V. 23 sehr wundersüchtig betrachtet, und von Daniel selbst, der dabei seine eigene Unschuld rühmt.

Betrachten wir alle diese Erzählungen zusammengenommen, so zeigt sich bei allen die gleiche Anlage und Absicht; überall ist es darauf abgesehen, den Daniel, dessen Freunde und den Gott Israels zu verherrlichen und die Könige zur Verehrung beider zu zwingen. Es ist daher im höchsten Grade wahrscheinlich, daß es, wenn nicht gerade parabolische, doch didaktische oder paränetische Erzählungen, für eine Zeit, wie die des Antiochus Epiphanes, geschrieben, sind. Mögen die Beziehungen, welche Bleek nachweist, in dieser Bestimmtheit nicht alle die Prüfung aushalten; immer wird seine Ansicht im Ganzen die richtige bleiben.

II. Wir kommen zu den Weissagungen unseres Buches. An diesen ist mit Recht allen Kritikern von Bertholdt an die große Bestimmtheit und Ausführlichkeit aufgefallen, da es sonst nicht die Weise der hebräischen Propheten ist, so genau in die Schilderung der Zukunft einzugehen. Der Weissagung Cap. 11 fehlen nur die Namen der handelnden Personen und die erzählende Zeitform, um eine vollständige Geschichtserzählung zu seyn. Aber freilich kommt es hier auf streitige Voraussetzungen an, und die Vertheidiger der Echtheit des Buches und des alten Weissagungssystems berufen sich auf andere Weissagungen des A. T., welche die Zukunft ebenfalls sehr bestimmt enthüllen, z. B. Jes. 21. Jer. 50. 51. Zach. 9., während diese von den neuern Kritikern entweder für unecht gehalten, oder anders erklärt werden. Daher hat Bleek diesen Grund gegen die Echtheit des Buches so gut als ganz aufgegeben. Dagegen hat er die genaue chronologische Bestimmung der zukünftigen Begebenheiten Cap. 8, 14. 9, 25—27. 12, 11. 12 als eine Abweichung von der alten prophetischen Sitte geltend gemacht, indem in der Stelle Jes. 7, 8 der Text anerkannter Maßen verdorben, und die 70 Jahre des Jeremia als runde Zahl zu fassen seien. Aber auch dieser Grund erliegt dem Widerspruche, indem Hengstenberg die Echtheit der Jes. Stelle vertheidigt und die genaue Erfüllung der 70 Jahre des Exils nachzuweisen sucht, auch auf andere unzweifelhafte Stellen hinweist, welche Zeitbestimmungen enthalten, wie Jes. 7, 14 ff. 8, 1—4. 16, 14. u. a. Nicht ganz auf unbestrittener Grundlage ruht auch der Einwurf Bleek's: „in keiner echten Weissagung des A. T. werden einzelne Schicksale von Reichen geschildert, die zur Zeit des Ausspruches noch nicht vorhanden waren." Indessen gibt doch selbst Hengstenberg eine Verschiedenheit der Weissagungen Daniels von andern des A. T. in Ansehung der Bestimmtheit zu, und so wird es wenigstens erlaubt seyn, deswegen einen gewissen Verdacht zu hegen. Dieser wird dadurch verstärkt, daß die Vorhersagungen mehr dazu geeignet sind, die Neugierde zu befriedigen, als zur Ermahnung und Ermunterung zu dienen, während bei den alten Propheten letzteres eigentlich die Hauptsache ist, und die Vorhersagungen beständig einen sittlichen Zweck haben. Man muß zugeben, daß dieser sittliche Geist bei den spätern Propheten, zumal wenn sie auswärtige Reiche im Auge haben, schwächer hervortrit; immer aber bleibt doch ein großer Unterschied zwischen ihnen und unserm Daniel.

Daß nun diese so bestimmten und ausführlichen Weissagungen von einem zur Zeit des Antiochus Epiphanes lebenden Schriftsteller im Namen des Daniel aufgesetzt worden, vermuthen die neueren Kritiker, wie schon im Alterthum Porphyrius, deßwegen, weil die Bestimmtheit derselben gerade bis auf den Tod dieses den Juden so verhaßten Königs geht, mit diesem Zeitpunkte aber eine desto größere Unbestimmtheit eintrit, so daß sie bis dahin genau erfüllt worden, von da aber unerfüllt geblieben sind. Dieser Verdachtsgrund ist so einleuchtend, daß Hengstenberg allen seinen Scharfsinn aufgeboten hat, um ihn zu beseitigen. Er sucht die gewöhnlichen Erklärungen von den vier Monarchien, welche Cap. 2 durch die vier Theile des Colosses und Cap. 7 durch die vier Thiere bezeichnet sind, zu widerlegen, weil ihnen zufolge das Endziel aller Weissagungen Antiochus und die nach ihm eintretende Errettung und Vergeltung ist; dagegen empfiehlt

er eine andere Erklärung, wonach die Weissagungen über diesen Zeitpunkt hinausgehen.

Nach der einen Erklärung, welche unter andern Eichhorn angenommen hat, ist das goldene Haupt des Colosses, nach des Verfassers eigener Deutung, das chaldäische Reich; die silberne Brust und Arme das medische; Bauch und Lenden von Erz das persische; die eisernen Schenkel und die Füße, theils von Eisen, theils von Thon, das macedonische nebst den daraus entstandenen Reichen der Nachfolger Alexanders. Und so bezeichnet das erste Thier, der Löwe mit Adlersflügeln, das chaldäische Reich; das zweite, der Bär mit den drei Rippen im Rachen, das medische mit den drei unter ihm vereinigten Völkern der Meder, Perser und Babylonier; das dritte, der Parder mit vier Flügeln und vier Häuptern, das persische Reich; und das vierte mit den zehn Hörnern, zwischen welchen ein anderes kleines Horn aufsteigt, das macedonische Reich mit besonderer Rücksicht auf das macedonisch-syrische unter Antiochus Epiphanes. Allerdings unterliegt hiebei die Trennung des medischen und persischen Reiches einer Schwierigkeit. Das erstere kann nur von der Zeit der Eroberung Babylons an, in seiner Folge auf das chaldäische Reich, in Betracht kommen; denn es heißt ausdrücklich Cap. 2, 39: „Nach dir wird ein anderes Reich aufkommen." Nun aber bestand das medische Reich nach der Eroberung Babylons nur, so lange Cyaxares II. noch lebte, zwei Jahre; und selbst während dieser kurzen Zeit war die Regirung eigentlich mehr in den Händen des Cyrus, und beide Monarchien, die medische und persische, sind im Grunde eine, wie denn auch Cap. 8, 3. der Widder mit zwei Hörnern die vereinte medisch-persische Monarchie bezeichnet, und sonst Meder und Perser in Verbindung vorkommen Cap. 5, 28. 6, 8. 12. 15.

Nach der andern Erklärung, welche Bertholdt angenommen hat, ist das zweite Reich das medisch-persische, das dritte das Reich Alexanders und das vierte die Gesamtheit der aus diesem entstandenen Reiche. Allein auch hier finden sich Schwierigkeiten. Es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß die Monarchie Alexanders von den Reichen seiner Nachfolger getrennt und letztere als eine Monarchie betrachtet werden sollen; es spricht aber auch ausdrücklich die Cap. 11, 2 ff. vom Verfasser gegebene Deutung dagegen, wonach die Reiche der Nachfolger Alexanders nur als Zersplitterungen „des Königreichs Griechenland" angesehen werden. Von den macedonisch-asiatischen Reichen konnte auch schwerlich gesagt werden, was von dem vierten Reiche gesagt wird Cap. 2, 41: „das vierte Reich wird stark seyn, wie Eisen; gleichwie Eisen alles zermalmt und zerschlägt, ja wie zerschmetterndes Eisen wird es jenes alles zermalmen und zerschmettern;" und Cap. 7, 7: „und siehe, ein viertes Thier, fürchterlich und schrecklich und ausnehmend stark u. s. w." Diese Reiche waren doch, selbst in ihrer Gesamtheit, nicht stärker, als die vorigen Reiche, und Cap. 8, 22. 11, 4. wird ausdrücklich gesagt, daß die Nachfolger Alexanders weniger mächtiger seien, als er selbst.

Hengstenberg will nun zu der sonst gewöhnlichen Erklärung, welche schon Josephus (Ant. X, 10. 4.) anzunehmen scheint, zurückkehren, nach welcher die vier Monarchien die babylonische, medisch-persische, macedonische und römische mit den neuern europäischen sind. Günstig ist dieser Erklärung der Umstand, daß man die beiden Füße von Eisen auf das morgen- und abendländische Kaiserthum beziehen kann. Allein in welche Unbestimmtheit und Willkürlichkeit verliert sich diese Erklärung, indem sie die zehn Könige oder Reiche, die nach Cap. 7, 24. aus dem vierten Reiche entspringen, in den europäischen Reichen sucht, welche doch nur sehr uneigentlich als Fortsetzungen der römischen Monarchie angesehen werden können, und bei denen die Zahl zehn nicht einmal nachgewiesen werden kann! Es hat freilich auch seine Schwierigkeit, die zehn Könige nach den andern Erklärungen nachzuweisen; allein besser wird man sie mit Bertholdt im syrischen Reiche suchen und entweder mit ihm zu den bekannten sieben Königen uneigentlicher Weise den Heliodor, Ptolemäus Philometor und Demetrius hinzuzählen, oder annehmen, daß der Verfasser falsch oder ungenau gerechnet habe, als sich einer so vagen Deutung überlassen. Unwahrscheinlich wird die Beziehung der vierten Monarchie auf die römische besonders dadurch, daß alles des Unheils, das durch die Römer dem Volke Gottes zugefügt worden, namentlich der Zerstörung Jerusalems, nicht gedacht wäre, während doch das, was Antiochus Epiphanes gethan, im 11. Capitel so umständlich angedeutet wird.

Dies führt auf einen andern damit zusammenhängenden Grund, der gegen diese letztere Erklärung und für die beiden andern, insofern sie in ihrem Ausgangspunkte übereinstimmen, entscheidend spricht, und dessen Stärke auch von dem neuesten Vertheidiger gefühlt worden ist. Die in unbildlicher Rede gegebene Weissagung Cap. 11. führt die Begebenheiten bis auf Antiochus Epiphanes herab und läßt unmittelbar auf dessen Tod die messianische Zeit folgen. Ist es nun nicht höchst wahrscheinlich, daß auch die bildlichen Weissagungen diesen Ausgangspunkt haben? auch sie endigen mit der Verheißung des Gerichts und des Reiches, das an die Juden kommen soll. Auch Cap. 8. wird anerkannter Maßen Antiochus Epiphanes mit dem kleinen Horne bezeichnet und deutlich von seinen Unternehmungen gegen die Juden gesprochen. Nun wird Cap. 7, 24 fg. ein König geweissagt, der Lästerungen ausstoßen, die Heiligen mißhandeln, Festzeiten und Gesetz zu ändern unternehmen wird, und in dessen Hand die Juden eine Zeit lang (dasselbe Zeitmaß, das auch Cap. 12, 7. vorkommt) werden gegeben werden; es kann mithin kaum einem Zweifel unterliegen, daß dieses ebenfalls Antiochus Epiphanes seyn soll, und daß mithin in diesem Gesichte, wie in dem frühern Traume, die Folge der Reiche und Begebenheiten in diesen Zeitpunkt ausläuft. Hengstenberg hilft sich mit dieser Auskunft: „Antiochus Epiphanes bildet den Antichrist ab; was von ihm in Cap. 8 und 11. gesagt ist, seine Entheiligung des Tempels, seine Verfolgungen rc., sollte seine

Enderfüllung am Ende der Jahrhunderte haben. Diese Typik ist in dem Wesen des A. B. nothwendig begründet, es lassen sich namentlich aus den Weissagungen die glänzendsten Beispiele derselben anführen; hier aber haben wir zu dieser Annahme noch eine specielle Berechtigung durch die Autorität des N. T. Paulus entlehnt bei seiner Schilderung des Antichrists (2. Theff. 2, 3.) offenbar absichtlich selbst die Ausdrücke aus der Schilderung des Antiochus Epiphanes." Die Leser mögen selbst urtheilen, ob damit jener starke Beweisgrund entkräftet wird.

Die Weissagung Cap. 9. über die 70 Jahrwochen, auf welche Hengstenberg gar nicht eingegangen ist, dient, recht erklärt und beleuchtet, sehr dazu, den Geist des Daniel'schen Prophetismus ins rechte Licht zu stellen und unsere Ansicht von den andern Weissagungen zu bestätigen. Bekanntlich werden hier die von Jeremia geweissagten 70 Jahre des Exils zu 70 Mal sieben Jahren oder 70 Jahrwochen erweitert. Zu Daniels Zeit, als die Befreiung aus dem babylonischen Exil nahe bevorstand, konnte man sich wol bei dieser Weissagung beruhigen; damals mußten frohe Hoffnungen herrschen, welche sich auch im Pseudojesaia und in den kurz nach der Rückkehr aus dem Exil auftretenden Propheten Haggai und Sacharja aussprechen. Als aber diese Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, und der Zustand der jüdischen Nation im wieder angebauten Vaterlande fortwährend abhängig und armselig blieb, konnte der Gedanke entstehen, daß Jeremia die Zeit der Dienstbarkeit zu kurz bestimmt habe. Daher wird im B. Baruch 6, 3. die Dauer des Exils bis zu sieben Geschlechtern ausgedehnt. Damit ist aber unser Pseudodaniel, der wahrscheinlich noch später schrieb, nicht zufrieden, sondern versucht eine noch weiter greifende Umdeutung des alten Orakels. Schwerlich würde ein selbständiger Prophet, wie der angebliche Daniel, sich mit einer solchen Umdeutung einer fremden, fast gleichzeitigen Weissagung abgegeben haben.

Die angegebene Periode der 70 Jahrwochen führt nun ebenfalls auf Antiochus Epiphanes zurück. Die altübliche Erklärung, welche neuerlich Herr Scholl in einer eigenen Dissertation vertheidigt hat (Frankf. a. M. 1829), und die auch Hengstenberg zu billigen scheint, nimt den Gesalbten B. 26. für Christus; und hienach rechnet man entweder bis auf Christus Tod herab, wie Scholl, oder auf einen frühern oder spätern Zeitpunkt der Geschichte des Christenthums, indem man ebenfalls in Bestimmung des Anfangspunktes der Rechnung abweicht. Scholl geht vom 20. Jahre des Artaxerxes Longimanus aus. Allein es ist entschieden, daß B. 25. der Ausspruch, „daß Jerusalem wieder gebaut werden soll", von nichts anderem als dem Ausspruch des Jeremia 29, 10. verstanden werden kann, mithin der Anfangspunkt der 70 Jahrwochen weit früher, wahrscheinlich in die Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer, zu setzen ist, die Dauer derselben mithin nicht so weit herab reicht. Der B. 26. genannte Fürst נָגִיד, „dessen Volk die Stadt und das Heiligthum verwüsten wird", und welcher die siebenzigste Jahrwoche einnimt, ist ohne Zweifel Antiochus Epiphanes. Die Bestimmung der Zeit (B. 27.), während welcher Schlacht- und Speiseopfer einstellt, ein halbes Jahrsiebend (3½ Jahr), entspricht ganz der Cap. 7, 25. 12, 7. gegebenen: „Zeit und Zeiten und eine halbe Zeit." Ungefähr so lange scheint wirklich die Einstellung der gesetzlichen Opfer gedauert zu haben; und zu sechs bis sieben Jahren läßt sich auch die Dauer der Feindseligkeiten, welche Antiochus Epiphanes gegen die Juden ausübte, berechnen. Ist nun die 70te Jahrwoche die Periode der Drangsale unter Antiochus Epiphanes, so ist der „weggeraffte Gesalbte" B. 26. niemand anders, als der durch Gift aus dem Wege geräumte Seleucus Philopator, nicht Alexander, wie Bertholdt meinte. Freilich können wir von Seleucus Philopator bis Cyrus, welches „der gesalbte Fürst" B. 25. ist, nicht 62 Jahrwochen herausrechnen, wogegen die sieben Jahrwochen zwischen Cyrus und dem Ausspruch des Jeremia richtig berechnet sind. Aber wahrscheinlich war dem Verfasser die Zeitdauer der persischen und macedonischen Periode bis auf Antiochus Epiphanes unbekannt, und die Heiligkeit der Zahl 7 Mal 70 ersetzte ihm die Genauigkeit der Rechnung. (Vergl. Hitzig in theol. Stud. und Krit. 1832. 1. H. S. 150 ff.)

Sonach kann es für eine ausgemachte Sache gelten, daß alle Weissagungen unseres Buches auf die Zeit des Antiochus Epiphanes auslaufen, und nichts ist wahrscheinlicher, als daß sie damals geschrieben sind. Sie sind auch ebenso, wie die Erzählungen, auf diese Zeit der Religionsverfolgung berechnet und dazu eingerichtet, die wankenden Gemüther zu befestigen und die frommen Dulder zu trösten. Denn es wird ihnen der unmittelbar auf den Tod des Wütherichs erfolgende Eintrit der Rettung und Vergeltung verheißen.

Daß aber eine prophetische Dichtung der Art einem jüdischen Schriftsteller dieser Zeit wol zugetrauet werden kann, davon liefern die sibyllinischen Orakel den Beweis, von denen Bleek (Berlin. Zeitschr. H. 2.) gezeigt hat, daß ein nicht unbedeutender Theil derselben, namentlich fast das ganze dritte Buch, gleichfalls zur Zeit des Antiochus Epiphanes, höchst wahrscheinlich gegen 170—168 v. Chr., von einem alexandrinischen Juden verfaßt und der bei den Heiden als Prophetin so hoch in Ansehen stehenden Sibylle untergeschoben ist. An diesen Orakeln haben wir eine vollkommene Analogie zu unsern Daniel'schen Weissagungen. Auch diese Orakel verkündigen den Untergang der damals angesehensten Reiche der Welt, namentlich des römischen und ägyptischen, und drohen insonderheit dem Antiochus Epiphanes, von dem die Juden auch gewiß in Ägypten bei seinen wiederholten Einfällen in dieses Land vieles zu leiden hatten, Verderben; sie schildern als ganz nahe bevorstehend die allgemeine Umwälzung der bisherigen Weltordnung; alsdann werde das Volk Gottes unter dem von Gott gesandten Könige seine Herrschaft für immer über die ganze Erde ausbreiten; mit den Gottlosen zugleich werde der Götzendienst vertilgt, überall der wahre Gott verehrt wer-

den, und wie die Ruhe und Glückseligkeit der Menschen ein Ende nehmen. Diesen drohenden und verheißenden Weissagungen gehen auch hier Schilderungen früherer Reiche und Begebenheiten, als von der Sibylle vorhergesagt, voraus, sonder Zweifel, um durch deren Erfüllung die Wahrheit dessen, was darin sich wirklich auf die Zukunft bezieht, zu beglaubigen. Wie im Daniel, so ist hier die eigentliche Spitze, worauf sich alles bezieht, worauf alles andere hinführen soll, die Verkündigung der Nähe des Verschwindens alles dessen, was dem Volke Gottes und dessen ungetrübter Glückseligkeit feindlich entgegen stand. Andere Parallelen liefern, außer den andern später verfaßten Büchern der sibyllinischen Orakel, das sogenannte 4. Buch Esra und die erst kürzlich wieder aufgefundene Schrift des Jesaia. (Bleek Berl. Zeitschr. 3. H. S. 253 f.).

III. Wir verlassen jetzt den bisherigen unsichern dogmatischen Boden, und betrachten die rein historischen Unrichtigkeiten in Thatsachen und geschichtlichen Verhältnissen, die im B. Daniel vorkommen, wobei der Wunder- und Weissagungsglaube außer Spiel bleibt. Daß der spätere Verfasser einer unechten Schrift sich durch dergleichen Irrthümer verrathe, ist zwar zu erwarten, weil ihm die Geschichte nicht ganz so gut bekannt seyn kann, als dem gleichzeitigen; aber zufällig bleibt es immer, und er kann sich vielleicht ganz von Fehlern frei gehalten haben. Indessen ist dieses unserm Verf. nicht gelungen, und einiges der Art zeugt bestimmt gegen ihn.

Eine historische Unrichtigkeit haben wir schon oben Cap. 5, 11. 13. 18. 22. nachgewiesen. — Einen Anachronismus fand Bertholdt in der Burg Susan in Elam, wo nach Cap. 8, 1, 2. Daniel sich im dritten Jahre des chaldäischen Königs Beltschazar befindet. Der Erzähler scheint nicht nur vorauszusetzen, daß die Landschaft Elam (Elymais) zum chaldäischen Reiche gehört, sondern auch, daß sich daselbst ein königliches Hoflager befunden habe; daß aber beides unrichtig sei, behauptete jener Kritiker. Dagegen nimt Hengstenberg mit Rosenmüller (bibl. Alterthumsk. I, 1. S. 305) nach Jer. 49, 34 ff. und Ezech. 32, 24. an, daß Nebucadnezar sich Elymais unterworfen habe; auch ist allerdings die Existenz der Stadt Susa älter, als Darius Hystaspis, gegen Plinius, der ihn als Erbauer nennt, und auf den sich Bertholdt stützte. Aber das Factum, daß Susa seit Darius Hystaspis als Residenz der persischen Könige erscheint, bleibt unleugbar; und käme es im Daniel als Sitz der chaldäischen Könige vor, so würde dieser Umstand immer Verdacht erwecken. Daher nimt auch Hengstenberg mit ältern Auslegern an, Daniel habe sich damals nicht wirklich in Susa befunden, sondern sei nur dahin im Gesichte versetzt worden; aber dieses liegt wenigstens nicht deutlich im Texte, und man dürfte wol erwarten, daß es hieße: ich war im Geiste in Susan. — Cap. 6, 1. 9, 1. wird der medische König, den Xenophon Cyaxares II. nennt, Darius der Meder genannt, wahrscheinlich durch Verwechselung mit Darius Hystaspis. Dagegen bemerkt man, daß die Namen persischer Könige auch sonst verschieden angegeben werden und eher für Beinamen als Eigennamen zu halten seien; eine Entschuldigung, die sich allerdings hören läßt, obschon nicht vollkommen genügt. Hengstenberg aber will noch eine „glänzende" Bestätigung der Glaubwürdigkeit des B. Daniel gefunden haben in einer Nachricht des Abydenus in der armenischen Chronik des Eusebius (T. I. p. 61. ed. Ven. p. 28. ed. Med.), wo, nachdem erzählt worden, daß Cyrus dem letzten Könige von Babylon nach seiner Gefangenschaft die Provinz Carmanien geschenkt habe, hinzugesetzt wird: Darius rex de regione depulit, oder: a Dario autem rege eadem provincia pulsus est. Allein es kann kaum gezweifelt werden, daß Abydenus den Darius Hystaspis meint. Der gleichzeitige Darius der Meder würde schwerlich der Anordnung des Cyrus so zuwider gehandelt haben, zumal da er nur noch kurze Zeit lebte; aber der spätere Darius Hystaspis konnte es wol thun, zumal da der ehemalige König von Babylon vielleicht der erhaltenen Vergünstigung sich unwürdig gezeigt hatte. Für die Existenz Darius des Meders führt Hengstenberg ferner den Grund an, daß die Dariken von ihm ihren Ursprung haben sollen, weil sie schon in den B. der Chronik, Esra und Nehemia als eine längst in Umlauf befindliche Münze vorkommen (in der Chronik schon zu Davids Zeit!), und weil Suidas und der Scholiast des Aristophanes ihren Ursprung auf einen älteren Darius zurückführen. Aber schwerlich wird man auf diesen Beweisgrund viel Gewicht legen wollen. — Den Widerspruch zwischen Cap. 1, 21, wonach Daniel bis in das erste Jahr des Cyrus lebte, und Cap. 10, 1, wonach er im dritten Jahre desselben ein Gesicht hatte, wollen wir nicht sehr geltend machen, weil die Erklärung der Worte ויהי עד in der ersten Stelle so sehr ungewiß ist. Überhaupt kommen alle bisherigen Ausstellungen dieser Art an Gewicht derjenigen nicht gleich, die wir nun machen wollen, und womit wir die geschichtliche Grundlage des Buches selbst angreifen.

Nach Cap. 1, 1. soll Nebucadnezar im dritten Jahre Jojakims Jerusalem belagert und bei der Einnahme desselben (das ist nicht gerade deutlich gesagt, aber doch wol die Meinung des Verfassers) einen Theil der heiligen Geräthe in seine Gewalt bekommen und Daniel nebst andern edlen jüdischen Knaben weggeführt haben. Nun wird allerdings 2. Kön. 24, 1. gemeldet, daß Nebucadnezar gegen Jojakim einen Zug gethan und ihn unterworfen habe, in welchem Jahre, ist nicht gesagt; aber im dritten Jahre Jojakims kann es nicht geschehen seyn, da nach Jer. 25, 1. das vierte Jahr des Jojakim das erste des Nebucadnezar war. In dieses Jahr fällt nach Jer. 46, 2. die Schlacht bei Carchemis, wo die Ägypter von Nebucadnezar besiegt wurden; vor dieser Schlacht kann N. nicht wol einen Zug gegen Judäa gethan haben, weil damals die Ägypter in diesen Gegenden die herrschende Macht waren. Ja, noch im 5. J. des Jojakim im 9. Monat (December) war N. nicht nach Judäa gekommen; denn Jer. 36, 29. weissagt damals erst, daß er kommen und dieses Land verderben

werde. In Beziehung auf dessen gefürchtete Ankunft scheint auch damals der Fasttag angesetzt worden zu seyn, von welchem V. 9. die Rede ist; und die Rechabiten haben sich vor seiner Annäherung nach Jerusalem geflüchtet. (Jer. 35, 10.) — Ältere wie Chr. B. Michaelis wollten die Schwierigkeit dadurch heben, daß sie annahmen, das dritte Jahr des Jojakim sei, nach einer andern Zählung seiner Regirungsjahre, sein eilftes. Die Unterwerfung dieses Königs unter die chaldäische Herrschaft (2. Kön. 24, 1.) sei im 8. Jahre geschehen; hier sei er von N. aufs neue als König eingesetzt worden und auf des Siegers Befehl eine neue Zählung seiner Regirungsjahre eingetreten, nach welcher Dan. 1, 1. gerechnet werde. Diese Hypothese verwirft Hengstenberg mit Recht und sucht die Rechtfertigung der historischen Angabe in der Nachricht des Berosus bei Joseph. Ant. X, 11, 1, welcher erzählt: „Nebucadnezars Vater (den er auch Nebucadnezar nennt) habe auf die Nachricht von dem Abfalle seines Statthalters in Ägypten, Cölesyrien und Phönizien, durch Altersschwäche verhindert, sich den Beschwerden eines Feldzuges auszusetzen, seinen Sohn mit einem Theile des Heeres gegen ihn geschickt, und dieser habe den Abtrünnigen geschlagen und diese Länder wieder unterworfen. Um diese Zeit aber sei der Vater gestorben, und N. habe auf diese Nachricht sein Heer mit den Gefangenen der Juden, Phönizier, Syrer und Ägypter und der Beute etlichen seiner Freunde überlassen, um es zurückzuführen, er selbst aber sei mit weniger Begleitung durch die Wüste nach Babylon geeilt." Hiemit soll denn eine frühere Einnahme Jerusalems durch Nebucadnezar, als im 11. Jahre des Jojakim, noch während der Mitregentschaft des erstern, bewiesen, und Dan. 1, 1. gerechtfertigt seyn. Allein diese Nachricht des Berosus enthält außer dem Irrthum, daß sie einen chaldäischen Statthalter in Ägypten voraussetzt, noch den sehr wichtigen, welcher sie fast unbrauchbar macht, daß die wichtige Schlacht bei Carchemis ganz übergangen ist. Nebucadnezars Zug nach Ägypten, von dem sie spricht, kann doch erst nach dieser Schlacht geschehen seyn; diese fiel nun, wie wir wissen, ins 4. J. des Jojakim; folglich bleibt die Angabe Dan. 1, 1. immer falsch. Hengstenberg sucht sich dadurch zu helfen, daß er mit Harenberg u. A. diese Stelle übersetzt: „Im dritten Jahre des Königs Jojakim zog der König Nebucadnezar nach Jerusalem ꝛc."; allein jedes gesunde Gefühl sträubt sich gegen diese Künstelei, da nichts natürlicher ist, als daß der Erzähler nicht die Zeit des Anfangs des Zugs, sondern den Ausgang desselben, wobei die Wegführung des Daniel Statt fand, angeben will. Der Fasttag Jer. 36, 9. soll zum Andenken an die vorher geschehene Einnahme Jerusalems gefeiert werden, und die Weissagung V. 29. von der gänzlichen Vernichtung des States und Verödung des Landes zu verstehen seyn. Nun bleibt aber doch noch die Schwierigkeit übrig, daß nach Jer. 25, 1. das erste Regirungsjahr Nebucadnezars das vierte des Jojakim war. Diese löst H. so: Jeremia sage nicht, N. habe im 4. Jahr des Jojakim die Regirung angetreten, sondern nur, das 4. J. des Jojakim sei das erste des Nebucadnezar; und das sei so zu verstehen, daß das 1. J. Nebucadnezars schon gegen das Ende des 3. J. des Jojakim begonnen habe, größtentheils aber mit dem 4. J. desselben parallel gegangen sei.

Der unbefangene Geschichtsforscher wird die Angaben über die Schlacht bei Carchemis Jer. 46, 2. und Jojakims Unterwerfung 2. Kön. 24, 1. und die bemerkten Spuren bei Jeremia 35 und 36. mit der Nachricht des Berosus so verbinden: Nebucadnezar kam zu Ende des Jahres nach der Schlacht bei Carchemis, also im 5. J. des Jojakim, nach Judäa und unterwarf sich dieses Land bis nach Ägypten hin; auf die erhaltene Nachricht von seines Vaters Tode eilte er nach Babylon zurück, und Jojakim fiel drei Jahre nachher wieder ab (vergl. Hitzig Begriff der Kritik, S. 182 ff.). Es fragt sich nun noch, ob damals (2. Kön. 24, 1.) Jerusalem eingenommen und Tempelgeräthe nebst Gefangenen mit fortgeführt worden sind, so daß Dan. 1, 1. ein richtiges Factum nur um zwei Jahre zu früh gesetzt worden wäre. Die Chronik (2. B. 36, 6, 7.) zeugt dafür; aber auf deren Nachrichten läßt sich nichts bauen, und in der Aufzählung aller Wegführungen Jer. 52, 28 ff. ist eine solche unter Jojakim nicht angegeben; auch scheint Jer. 29, 2. nur von der unter Jojakim zu wissen.

Es bleibt also bei dem im Lehrb. d. Einl. ins A. T. §. 253 b. angedeuteten Resultate, daß der Verf. des B. Daniel nach Anleitung der Stellen 2. Kön. 24, 1. und 2. Chron. 36, 6 f. eine Wegführung unter Jojakim geschaffen hat, von welcher die Geschichte nichts weiß.

Mit dieser Unrichtigkeit hängt dann folgender Widerspruch zusammen. Nebucadnezar bringt den Daniel nebst andern israelitischen Knaben nach Babylon, und läßt sie drei Jahre lang in der chaldäischen Weisheit unterrichten (Cap. 1, 5.). Die Ankunft Daniels in Babylon konnte erst nach dem Tode Nabopolassars, gleichzeitig mit der Rückkehr Nebucadnezars und dessen Regirungsantrit, geschehen, wie solches auch V. 2 ff. vorausgesetzt zu werden scheint; die drei Jahre des Unterrichts gehen vorüber (V. 18); demungeachtet legt Daniel dem Könige schon im 2. J. seiner Regirung, also ein Jahr vor Beendigung des Unterrichts, einen Traum aus. Die Annahme, daß Cap. 2, 1. das zweite Jahr Nebucadnezars das seiner Alleinherrschaft sei, hilft zu nichts, da ja diese mit seiner Rückkehr begann, wo auch der Unterricht Daniels seinen Anfang nahm. Die Hypothese, daß Cap. 2, 1. von der Weltherrschaft N.'s an gerechnet werde, weist Hengstenberg selbst zurück; folglich bleibt der Widerspruch stehen, und wir begreifen nicht, wie der so ängstliche Vertheidiger sich über diesen Umstand so leicht hinwegsetzen konnte.

Ist nun die historische Grundlage des Buches so schlecht beschaffen, so ist es wahrlich dem Forscher nicht zu verdenken, wenn er dem Zweifel Raum gibt, ob ein solcher Daniel in Babylon überhaupt existirt habe? Dies hat Bleek gethan nach Anleitung der Stellen des Ezechiel (14, 14 — 20. 38, 3.), wo von Daniel die Rede ist. In der ersten ist er mit Noah und Hiob zusammen als ein bekanntes Muster der Gerechtigkeit genannt; in der zweiten

heißt es: der König von Tyrus halte sich in seinem Hochmuthe für weiser, als Daniel selbst. Bei der ersten Weissagung müßte D. noch sehr jung gewesen seyn, und doch wird er mit berühmten Männern der Vorzeit — ein solcher ist wenigstens sicher der eine, Noah — zusammengestellt, so daß man Grund hat, ihn für eine alte, poetisch-mythische Figur zu halten. Nun finden sich Neh. 10, 3. 7. 24. 8, 1. die Namen Daniels und seiner drei Freunde unter den Zurückgekehrten; es wäre also möglich, daß der Verf. sie daher aufgegriffen, die mythische Person des Daniel in die Zeit des Exils gesetzt und die ganze Geschichte ersonnen hätte. Schwerlich wird diese Vermuthung je allgemeinen Beifall finden; allein ohne Wahrscheinlichkeit ist sie gewiß nicht, und immer unterliegt die historische Existenz des Daniel dem Zweifel.

IV. Der Grund gegen die Echtheit des B. Daniel, den Bertholdt u. A. geltend gemacht haben: „daß es viele spätere, oder doch im Zeitalter Daniels in Oberasien noch unbekannte Ideen und Gebräuche enthalte", ist von Bleek gänzlich aufgegeben worden, und bedarf allerdings einer sorgfältigen Prüfung. Die Gewohnheit, sich beim Gebete nach Jerusalem hinzurichten, welche Dan. 6, 11. vorkommt, läßt sich nach 1. Kön. 8, 33, 35. 38. 44. 48. schon im Exil voraussetzen. Dagegen läßt sich zweifeln, ob damals schon, wie zur Zeit der Apostel (vergl. Apostelg. 2, 15. 3, 1. 10, 9.), die drei Gebetszeiten üblich waren, aber auch freilich nichts Bestimmtes darüber feststellen. — Die Vorstellung von der hohen Verdienstlichkeit des Almosen, welche Bertholdt in Cap. 4, 24. findet, sucht Hengstenberg mit Unrecht zu entfernen, indem er das Wort צְדָקָה nicht von Wohlthätigkeit, sondern von königlicher Gerechtigkeit verstehen will; unserer Meinung nach heißt das Wort zwar nichts weiter als Gerechtigkeit, ist aber nach dem Zusammenhange ebenso, wie δικαιοσύνη Tob. 2, 14. 12, 9. 14, 11. von Almosen, Gebet u. dergl. zu verstehen. — Daß nach Dan. 10, 12. Gebet und Fasten dazu dient, göttliche Offenbarung zu erlangen, will Hengstenberg ebenfalls mit Unrecht nicht zugeben, und findet in den Fasten des Daniel nichts als ein Zeichen der Trauer, nicht aber ein Mittel prophetisch-mystischer Askese. Nun läßt sich freilich nicht mit Sicherheit behaupten, daß dergleichen Vorstellungen später als das Exil seien; es wird blos dadurch ein gewisser Verdacht begründet. — Die Ideen des vom Himmel erwarteten Messias (Dan. 7, 13 ff.) und der messianischen Weltmonarchie sind unserm Buche allerdings eigenthümlich, wiewol Hengstenberg u. A. schon in den alten Propheten Spuren von der göttlichen Natur des Messias finden wollen, und die altprophetische Idee von der Ausdehnung der Theokratie über alle Völker als analog geltend machen. Ebenso möchte es wahrscheinlich bleiben, daß die Verbindung der Auferstehungslehre mit der Christologie eine Abweichung unsers Buches von den altprophetischen Vorstellungen ist; obgleich selbst Gesenius in den Stellen Jes. 26, 21. Ezech. 37, 1—14. jene Lehre findet, und die Sache daher eine genauere Untersuchung fodert. Am meisten begründet ist der Verdacht, daß die Engellehre des Buches einer spätern Zeit angehört. Die Vorstellung von Engelfürsten mag zwar schon in den Seraphim Jes. 6. und dem Heeres-Obersten Jehova's Jos. 5, 13. (dieses Buch ist freilich sehr spät, doch nicht später als das Exil) und bei einer Rangordnung der Engel in den Stellen Hiob. 33, 23. Ps. 103, 20. hervortreten (die von Hengstenberg versuchte Nachweisung eines Bundesengels lassen wir billig dahingestellt seyn), aber die Namen Gabriel und Michael sind dem B. Daniel eigen und, wie der analoge Raphael im B. Tobia, wahrscheinlich einer späteren, unter persischem Einflusse gebildeten Engellehre entlehnt. Vergebens behauptet Hengstenberg, diese Namen hätten in unserm Buche, wie im B. Tobia, die Bedeutung von Beinamen; denn man sieht nicht ein, warum der eine gerade Gabriel (Mann Gottes) und der andere Michael (wer ist wie Gott?) heißt; auch ist es unrichtig, wenn behauptet wird, daß diese Namen überall, wo sie in der spätern jüdischen Theologie vorkommen, deutlich in Beziehung auf das B. Daniel gebraucht würden; die Stellen bei Eisenmenger II. S. 374, 379, wo ganz unabhängig die Hierarchie der Engel und eine Menge Namen, die sich meistens auf el endigen (als Seraphiel, Nuriel, Tammael, Schimschiel u. a.), angegeben werden, beweisen das Gegentheil. Gabriel und Michael sind da über die Elemente des Feuers und Wassers gesetzt, haben also ganz andere Functionen, als im B. Daniel.

Bleek u. A. finden in der Stelle Cap. 9, 2. die Erwähnung einer Schriftsamlung des A. T., und darin das Zeichen einer spätern Zeit. Aber der Ausdruck הַסְּפָרִים kann auch blos eine Particularsamlung der Propheten bezeichnen, und eine solche hätte Daniel wol kennen und besitzen können; nach Hitzig (Stud. und Krit. 1831. 1. H. S. 153) wäre damit gar nur der Brief des Jeremia an die Exulanten (Jer. 29.) gemeint. Wir wollen daher auf diese Spur weiter kein Gewicht legen und nur daran erinnern, daß das Nachsinnen über eine alte Weissagung und deren Umdeutung sich eher für einen Verfasser in der Zeit des Antiochus Epiphanes, als für einen Daniel schicken will.

Mit mehr Nachdruck dürfen wir die Stellen geltend machen, wo von Daniel mit zu großem Lobe gesprochen wird, Cap. 1, 19. 20. 5, 11. 12. 6, 4. 9, 23. 10, 11, und die mit mehr Wahrscheinlichkeit aus einer fremden Feder, als der des Daniel selbst, geflossen sind. Das erbauliche Gerede Hengstenbergs, S. 220 ff., vermag den Verdacht nicht zu beseitigen, der auf diesen Stellen ruht, dem aber freilich nur in Verbindung mit andern Gründen eine gewisse Beweiskraft zugestanden werden kann.

Zu den innern Gründen gegen die Echtheit des Buches gehören endlich die griechischen Wörter, welche Cap. 3. vorkommen, deren Verzeichniß freilich nach der schon von Gesenius u. A. damit vorgenommenen Sichtung sehr verringert worden ist, von denen aber immer einige, wie קִיתָרוֹס (Keri קַתְרוֹס), κίθαρις, סַבְּכָא, σαμβύκη, und besonders פְּסַנְתֵּרִין, ψαλτήριον, und

סוּמְפֹּנְיָה, *συμφωνία*, übrig bleiben. Am meisten setzt das vorletzte Wort den neuesten Vertheidiger des Daniel in Verlegenheit. Mit welchem Rechte er die Vergleichung mit dem griechischen *ψαλτήρ* abweist, welches nicht Saiteninstrument, sondern einen Saitenspieler bedeute, wollen wir dahingestellt seyn lassen (die Wörterbücher führen auch die erste Bedeutung auf); wenn er aber sagt: „das von Andern verglichene *ψαλτήριον* liegt schon ferner", so müssen wir im Gegentheil behaupten, daß es näher liegt. Gesenius bemerkt unter dem Worte: „die griechische Endung *ιον* wird im Aram. häufig in, als *κοινόβιον*, Kanobin." Wir setzen hinzu: *συνέδριον*, סַנְהֶדְרִין. Unglücklicher konnte keine Combination seyn, als die mit der bei *Buxtorf* Lex. Talm. p. 1767 s. v. פסכתרא angeführten Stelle Midr. Coh. c. 1. v. 3, wo das Wort פסכתר in der Bedeutung olla vorkommt, und worauf die Vermuthung gegründet wird, daß das Instrument ganz verschieden vom griechischen Psalterion und kesselförmig gewesen sei. Denn in dieser Stelle steht fehlerhaft Nun für Caph, und das Wort heißt פסכתר, welches nichts als das griechische *ψυκτήρ*, Kühlgeschirr, ist und gerade einen Beweis dafür liefert, daß פסנטר aus dem griechischen *ψαλτήριον* corrumpirt ist.

Bertholdt u. A. haben behauptet, daß der Hebraismus des Buches tief unter den der allerjüngsten Bücher des A. T. herabsinke; aber Bleek hat diesen Grund aufgegeben, weil es uns an einem Maßstabe für die allmälige Entartung der Sprache nach dem Exil fehle. Wir selbst gestehen, daß uns eine zum Behuf dieser Arbeit nochmals angestellte Vergleichung der hebräischen Schreibart des Buches wenig oder gar keine Ausbeute geliefert hat. Der Stil ist bisweilen nachlässig und undeutlich (wie Cap. 9, 26. וְאֵין לוֹ, 11, 6. וְזֹרְעוֹ), und hat Härten (wie 11,7. כַּנּוֹ statt עַל כַּנּוֹ); auch ist der Sprachgebrauch zum Theil sonderbar (wie מֵישָׁרִים in der Bedeutung Friede Cap. 11, 6); sonst aber wird sich wenig Abweichendes finden, wenn man zumal bedenkt, daß die Schreibart prophetisch ist (wohin wol der Gebrauch des abgekürzten Futuri, wie יִתְגַּבַּר, יָשֹׁב Cap. 11, 10. zu rechnen ist).

Dagegen will Hengstenberg in der Eigenthümlichkeit des Chaldaismus im B. Daniel einen Beweisgrund seiner Echtheit finden. Derselbe hat nämlich mit dem Chaldäischen im B. Esra dieselben Hebraismen gemein, wodurch er sich von der Sprache der Targumim unterscheidet. „Wie erklärt sich nun wol, die Unechtheit des Daniel angenommen, die merkwürdige Erscheinung, daß das Buch alle Spracheigenthümlichkeiten mit einem über dreihundert Jahre früher abgefaßten Buche theilt, dagegen sich von den höchstens die Hälfte dieser Zeit später verfaßten Schriften in Bezug auf die Sprache gerade so unterscheidet, wie dieses Buch? Wie erklärt es sich, daß wir in dem einen chaldäischen Verse des Jeremia, der, wenn er auch eingeschoben seyn sollte, doch auf jeden Fall der babylonischen oder der nächst angrenzenden Zeit angehören müßte, zwei Formen finden, תֵּאמְרוּן und יֵאבַדוּ, die den in unserm Buche vorkommenden analog und von den targumistischen verschieden sind?" (S. 307). — Das Räthsel verliert Einiges von seiner Schwierigkeit, wenn man sowol die Samlung des B. Esra, als die Entstehung der Targumim tiefer herabgesetzt, als H. thut. Jenes enthält allerdings gleichzeitige Bestandtheile, die aber wahrscheinlich überarbeitet sind, weil man sonst nicht begreift, wie in die chaldäischen Briefe persischer Beamten und Könige Hebraismen kommen. Wenn nun der Samler des B. Esra etwa zu Ende der persischen Periode lebte, so fällt es weniger auf, ihn und den Pseudodaniel in der chaldäischen Schreibart übereinkommen zu sehen. Erwägen wir aber die Natur einer Mischsprache, wie dieser biblische Chaldaismus ist; bedenken wir, daß jedes Idiom der Art in unendlicher Mannigfaltigkeit erscheint, und fast von jedem Individuum, wenigstens von jedem Dorfe, verschieden gesprochen wird: so begreift man nicht einmal, wie der echte Daniel mit dem gleichzeitigen Verf. des B. Esra so ganz im grammatischen Bau der Sprache hätte zusammen treffen können. Wenn nicht beide ein gemeinschaftliches Muster vor Augen hatten, so mußte der spätere dem früheren nachahmen. Nun ist es uns aber auch erlaubt, anzunehmen, daß der Pseudodaniel sich im Stil nach dem B. Esra richtete, um seiner Schrift den Anstrich des Alterthümlichen zu geben; oder was wahrscheinlicher ist, der Text beider Bücher ist durch alte Kritiker in Gleichförmigkeit gebracht worden, wie denn auch bei den palästinischen Juden vor dem Zeitalter der Masora die kritische Willkür eine Zeit lang gewaltet zu haben scheint.

Auch im Wechsel des Hebräischen und Chaldäischen in unserm Buche findet Hengstenberg ein Zeichen der Echtheit desselben. Er findet den Grund dieses Wechsels mit Recht darin, daß beide Sprachen dem Verf. so geläufig waren, daß er unvermerkt von der einen zur andern übergehen konnte, bei einer so geringen Veranlassung, wie die im Cap. 2. Statt findende ist, und zugleich daß er bei einem großen Theile seiner Zeitgenossen, für die sein Buch zunächst bestimmt war, eine solche Kenntniß beider Sprachen voraussetzen durfte, daß es ihnen gleichgiltig war, ob eine Schrift in der einen oder andern geschrieben war. Daß dieser Fall zu Daniels Zeit wirklich Statt fand, ist allgemein zugestanden; daß er aber auch zu den Zeiten des Pseudodaniel Statt gefunden, leugnet Hengstenberg. Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß man damals das Hebräische künstlich erlernte, wie bei uns das Lateinische (nur mit dem Unterschiede, daß den Juden ihre alte Volkssprache näher stand, als uns die lateinische); aber daraus folgt gar nicht, daß nicht ein Gelehrter, wie der Pseudodaniel, es ebenso geläufig schrieb, wie die Sprache des gemeinen Lebens, wie denn bei uns den Philologen noch im vorigen Jahrhunderte das Lateinische geläufiger war, als das Teutsche. Und so mochten auch die der Schrift und des Lesens kundigen ebenso geläufig Hebräisch wie Chaldäisch lesen. Die hebräisch geschriebenen Bücher Kohe-

leth, Esther und die Chronik sind wahrscheinlich nicht viel älter, als der Daniel, und es ist noch nicht ausgemacht, ob Jesus Sirach seine Sittensprüche in hebräischer oder chaldäischer Sprache geschrieben hat.

V. Wir lassen nun die äußeren Gründe gegen die Echtheit des B. Daniel folgen. „Ein negatives Zeugniß, daß das B. Daniel nicht gar lange vor den Zeiten der Makkabäer noch nicht vorhanden war, liefert das Stillschweigen des Jes. Sirach, bei dem man Cap. 49. eine ausdrückliche Erwähnung des Daniel erwartet hätte, wenn ihm das unter dessen Namen vorhandene Buch oder auch nur, was von ihm darin erzählt wird, bekannt gewesen wäre." Bleek (a. a. O. S. 187.) Allerdings ist ein argumentum a silentio unsicher; und daß gerade dieses es ist, zeigt der Umstand, daß Jesus Sirach den Esra übergangen hat, ja, daß selbst die Erwähnung der zwölf kleinen Propheten Cap. 49, 10. wahrscheinlich unecht ist. Man kann die Verschweigung des Daniel auch dadurch entschuldigen, daß Jes. Sirach der Ordnung des Kanons folgte, und daher bei den Propheten, zu denen sein Buch nicht gehört, nicht an ihn dachte, die Hagiographen aber nicht vollständig durchging, bei Nehemia stehen blieb und alle übrigen Bücher, mithin auch den Daniel, unberücksichtigt ließ. Dagegen aber läßt sich einwenden, daß er der Ordnung des Kanons gar nicht streng folgte, und so wie er die Propheten Elia und Elisa heraushob, auch wol den so sehr ausgezeichneten Daniel außer der Ordnung hätte nennen sollen.

Die Stellung des Daniel unter den Hagiographen ist selbst auch von alten Bestreitern der Echtheit als ein Gegengrund geltend gemacht worden. Sie gehen von der Ansicht aus, daß die Samlung des A. T. allmälig und zufällig erwachsen sei, daß die beiden Abtheilungen des Gesetzes und der Propheten (wozu bekanntlich auch die historischen Bücher gehören) zuerst abgeschlossen worden, und die dritte der Hagiographen erst hinterher, als sich noch theils ältere Bücher zur Aufnahme darboten, theils später verfaßte zum Vorschein kamen, zu Stande gekommen sei. Auf diese Weise erklärt man, warum die Chronik und die übrigen historischen Bücher der Hagiographen, denen allen, mit Ausnahme des Büchleins Ruth, ein sehr später Ursprung zugeschrieben werden muß, nicht unter den historischen Büchern der zweiten Abtheilung, oder den sogenannten vordern Propheten, stehen; man begreift, wie der so spät gesammelte Psalter und der so spät verfaßte Koheleth erst in dieser letzten Samlung ihre Stelle fanden; auch Hiob ist ein spätes Product und das Hohelied wenigstens seiner Redaction nach; nur die Sprüche Salomo's und die Klaglieder Jeremia's gehören einer früheren Zeit an und sind, wer weiß durch welchen Zufall, erst später beachtet und aufgenommen worden. Daß diese Ansicht mit den Ergebnissen der neueren Kritik in Übereinstimmung stehe, auch die Analogie der Geschichte des neutestamentlichen Kanons für sich habe, kann nicht geleugnet werden. Auch dieser hat eine Abtheilung, welche erst später zur Consistenz gekommen ist; auch dieser ist nach und nach erwachsen.

Dagegen zieht sich Hengstenberg auf die ältere, jüdische Ansicht zurück, nach welcher die dreifache Eintheilung des A. T. von Anfang an bestanden hat und auf dem verschiedenen Verhältnisse, in welchem die Verfasser der heil. Bücher zu Gott standen, oder auf dem verschiedenen Grade von Begeisterung beruhet. Vergl. *Carpzov* introd. I. p. 25. Für diese Ansicht spricht allerdings der Umstand, daß die Klaglieder nicht den Weissagungen des Jeremia beigegeben sind, was man sich daraus erklären kann, daß sie nicht wie diese den prophetischen Charakter tragen. Sonst aber spricht Alles dagegen. Ihr zufolge müßte man annehmen, daß das A. T. erst sehr spät, nach der sehr späten Abfassung des Koheleth, des B. Esther und der Chronik gesammelt und mitgetheilt worden sei; wer wird aber wahrscheinlich finden, daß die Juden in der ganzen langen Periode seit der Rückkehr bis zur Zeit Alexanders ohne heiligen Codex gewesen seien? Ist es nun so gut als ausgemacht, daß schon vor Abfassung jener späten Bücher ein heiliger Codex in Gebrauch war, und daß man ihm späterhin noch andere Bücher anfügte: so wird es auch wahrscheinlich, daß die frühere und spätere Aufnahme der Grund der verschiedenen Stellung der Bücher ist. Selbst die bei den spätern Juden übliche Schätzung der Bücher nach ihrem verschiedenen Begeisterungsgrade kann auf nichts anderem, als auf dem Alter und der früheren oder späteren Aufnahme beruhen. Warum werden die historischen Bücher zu den Propheten gerechnet? Schwerlich, weil man sie von Propheten verfaßt glaubte, oder weil sie die Geschichte der Theokratie betreffen, wie Hengstenberg behauptet — diesen Grund geben die Juden selbst nicht an —; sondern weil auf ihnen der Nimbus des Alterthums ruhte, und man ihren Verfassern einen höhern Grad von Begeisterung zuschrieb. Und so fand das Buch Jona nur dadurch Aufnahme unter den Propheten, daß der Samler der kleinen Propheten sich hatte einfallen lassen, es aufzunehmen, und dessen Particularsamlung dann in die große Samlung Eingang fand. Dieses Büchlein konnte höchstens eine Stelle unter den historischen Büchern fodern, aber zu den prophetischen Schriften gehört es durchaus nicht und ist nur durch Zufall hineingekommen. Der angebliche Grund, warum man den Daniel von den Propheten ausgeschlossen, daß er nicht, wie die übrigen Propheten, in Palästina, und Ezechiel im Exil unter seinem Volke als Prophet gewirkt, paßt ganz auch auf Jona. Es ist übrigens für den Unbefangenen klar, daß jene Meinung der Juden von der Eintheilung der Bücher des A. T. nicht auf Überlieferung, sondern auf Hypothese beruht, und daß sie über Thatsachen ihres Alterthums ebenso und noch mehr als wir im Dunkeln sind.

Nach unserer Ansicht von der Entstehung der Samlung des A. T. kann es nicht für unwahrscheinlich gelten, daß ein Buch, wie Daniel, welches unstreitig bei seinem zum Vorschein Kommen für ein Werk des Daniel ausgegeben wurde, das bisher im Verborgenen geblieben sei,

sätze blos als poetische Darstellungen der Geschichte zu betrachten. Die Historiographie, meint der zweite, habe damals bei den Juden in Verfall gelegen, und nach einem verbildeten Geschmacke habe man diese Form gewählt, die Geschichte zu erzählen, daß man sie in Weissagungen einkleidete, wobei der ganze Zweck des Verfassers ein historischer war; das Ganze sei daher nur ästhetisch zu betrachten, und es liege dabei keine Absicht zu täuschen zum Grunde, so wenig, als wenn in den Episoden Homers, Virgils und Tasso's Verkündigungen vergangener Begebenheiten berühmten Personen in den Mund gelegt werden, oder wenn Cicero über philosophische Gegenstände Freunde mit einander sprechen lasse, die nie darüber mit einander gesprochen haben. Griesinger erklärte sich gegen diese Ansicht und nahm für beide Theile des Buchs, den erzählenden und prophetischen, eine moralisch-didaktische Tendenz an: alle Aufsätze seien als lehrreiche Dichtungen anzusehen, deren ἐπιμύθιον überall sei, daß Jehova über alle Könige und über alle Götter der Heiden erhaben sei, daß er allein die Schicksale der Königreiche bestimme, daß er seine Verächter und die Feinde seines Volkes nicht unbestraft lasse, aber die Juden, seine Verehrer und Lieblinge, aus der Hand ihrer mächtigsten Feinde zu retten wisse.

Richtiger betrachten wir mit Gesenius und Bleek die prophetischen Abschnitte so, daß deren Zweck eigentlich doch prophetisch ist. Die Weissagung, die der Verfasser seinen Zeitgenossen zum Trost und zur Ermuthigung verkündigen wollte, legte er, um desto eher Eingang und Glauben zu finden, dem alten Seher Daniel in den Mund; und theils um das geschichtliche Decorum zu beobachten, theils um durch Weissagungen, die schon in Erfüllung gegangen waren, diejenigen glaubhafter zu machen, die erst noch in Erfüllung gehen sollten, ließ er seinen alten Seher auch dasjenige weissagen, was zwischen dessen Zeit und der geweissagten Zukunft mitten inne liegt. Sonach war sein Zweck ein ernster paränetischer, er wollte nicht blos unterhalten, sondern trösten und aufrichten; obgleich es immer richtig bleibt, was wir oben bemerkt haben, daß der sittliche Geist der Ermahnung hier nicht so hervortrit, wie bei den alten echten Propheten. Den gleichen Zweck hatte auch der Verfasser der sibyllinischen Bücher.

VII. Noch bleibt uns übrig, das Verhältniß der alexandrinischen Übersetzung zum jüdischen Texte zu beleuchten. Zuvörderst kann als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Übersetzung des Daniel, die sich in unsern Ausgaben der LXX findet, nicht die der LXX, sondern die des Theodotion ist, welche die alte Kirche wegen ihrer bessern Beschaffenheit jener vorgezogen und als kirchliche Übersetzung gebraucht hat, wie dieses Hieronymus praef. in Dan. ausdrücklich bezeugt. Die Übersetzung der LXX ist erst in neuern Zeiten in Druck gegeben worden. Daniel sec. LXX ex Tetraplis Origenis nunc primum editus e singulari Chisiano Codice annorum supra DCCC. Romae typis Propagandae 1772. fol. Abdrücke davon haben *J. D. Michaelis* Gott. 1773. 8. 1774. 4. und c. animadverss. et praef. *C. Seguar* Traj. ad Rh. 1775. 8. geliefert.

Diese alexandrinische Übersetzung nun ist zwar in manchen Abschnitten (Cap. 8, 10—12.) ziemlich treu, in andern aber weicht sie mehr oder weniger ab. Wenig bedeuten die Abweichungen in den Cap. 1, 2, 7, 9, und betreffen blos einzelne Ausdrücke und Sätze, wie folgende Beispiele zeigen. Cap. 1, 3. Ἀβιεσδρί statt אַשְׁפְּנַז, und V. 16. dass. st. Melzar. 1, 8. + τῶν μεγιστάνων. 1, 20. hat einen mit Lemnisken bezeichneten Zusatz: καὶ ἐδόξασεν αὐτοὺς ὁ βασιλεὺς κ. τ. λ. Cap. 2, 8. ÷ καθάπερ οὖν προσέταξα, οὕτως ἔςαι. 2, 11. + εἰ μή τις ἄγγελος, οὗ οὐκ ἔςι κατοικητήριον μετὰ πάσης σαρκός· ὅθεν οὐκ ἂν δέχεται γενέσθαι, καθάπερ οἴει. 2, 28. fehlt der Satz: חֶלְמָךְ וגו׳, und V. 29 fehlt: אַנְתָּה מַלְכָּא וגו׳. Cap. 7, 6. fehlt: וְשָׁלְטָן יְהִיב לַהּ, 7, 7. ist hinzugesetzt: καὶ βουλαὶ πολλαὶ ἐν τοῖς κέρασιν αὐτοῦ. 7, 8. fehlt: מִשְׁתַּכַּל הֲוֵית וגו׳, und hinzugefügt ist am Ende: καὶ ἐποίει πόλεμον πρὸς τοὺς ἁγίους. Cap. 9, 25. sind die Worte καὶ εὐφρανθήσῃ καὶ εὑρήσεις προστάγματα ἀποκριθήνη, καὶ οἰκοδομήσεις Ἱερουσαλὴμ πόλιν κυρίῳ ganz abweichend; ähnlich V. 29.

In den Abschnitten Cap. 3—6. sind dagegen die Abweichungen häufiger und bedeutender. Hier finden sich die bedeutenden Zusätze: Cap. 3, 24 ff. Asarja's Gebet, Cap. 3, 51 ff. Gesang der drei Männer im Feuerofen und andere weniger wichtige, wie Cap. 3, 47. (zwischen diesen beiden Zusätzen), wie der Ofen noch immer mehr geheizt wird, daß das Feuer 49 Ellen hoch zum Ofen herausschlägt, und wie ein Engel in den Ofen herabsteigt; Cap. 4, 34. die Lobpreisung des genesenen Nebucadnezar. In diesem Abschnitt ist der Anfang des königl. Ausschreibens weggelassen (es ist mit Asterisken bezeichnet, also von Origenes hinzugesetzt), dagegen am Ende angeführt; weggelassen ist auch V. 3—6., daß Nebucadnezar dem Daniel den Traum gesagt und dieser ihn gedeutet habe, wodurch auch V. 15. modificirt ist. V. 10—14. sind auch ziemlich abweichend, und V. 28—30. enthalten die fremde Vorstellung, daß Nebucadnezars Macht einem andern soll gegeben werden, daß ihn die Engel verfolgen werden, und V. 30. ist noch Verkündigung, nicht Erfüllung, wie im Original. Die Stellen Cap. 5, 17—25. 26—28. sind bedeutend abgekürzt. Cap. 5, 6. stellt das Schreiben des Königs ziemlich anders dar, und läßt schon hier die Tischgenossen daran Theil nehmen, was dagegen V. 9. fehlt; hier ruft der König die Königin, da sie im Original von selbst zu kommen scheint. Fast Vers für Vers weicht Cap. 6. ab. Es sind hier nur die zwei obersten Statsbeamten, die nächsten Collegen Daniels, welche die Kabale machen; diese werden hernach auch in die Löwengrube geworfen. V. 6. (griech. 5.) wird schon als Rathschlag derselben angeführt, was sie nachher dem Könige vorschlagen. V. 9. fehlt. V. 13. beschwören sie den König, das Gesetz nicht zu ändern. V. 16. und V. 17. zum Theil fehlen. V. 18. ist die Errettung Daniels vorher erzählt. V. 20. (19.) geht der König mit den Satrapen zur Löwengrube. V. 23. (22.) macht Daniel dem Könige den Vorwurf, daß er den Verläumdern Gehör gegeben. Dann V. 24. (23.) kommen alle Kriegsvölker (δυνάμεις) und sind Zeugen, daß Daniel unversehrt geblieben; dessen Herausziehen wird aber nicht erwähnt.

V. 28. (27.) erklärt Daniel, daß er dem Gott Israels sein ganzes Leben hindurch dienen werde. V. 29. (28.) wird dessen Tod erwähnt.

Diese Abweichungen nun hat man nicht der Willkür des Übersetzers zuschreiben zu müssen geglaubt, weil er sich sonst gewöhnlich ziemlich treu an das Original hält. Auch scheinen die Zusätze selbst aus einem chaldäischen Original geflossen zu seyn, da sich Ausdrücke darin finden, welche zu hart und neugriechisch sind, als daß sie ein griechischer Bearbeiter, unabhängig von einem chaldäischen Texte, sollte gewählt haben. S. Michaelis Or. Bibl. IV. S. 18 ff. Eichhorn Einl. 3. Ausg. III, 435 ff. Bertholdt Dan. I. S. 118 ff. Indessen gestehe ich, daß von diesen Ausdrücken, aus denen sich eine Auswahl in m. Lehrb. d. Einl. §. 258 b. findet, wenige oder gar keine recht überzeugend sind, und daß ich in der Annahme eines chaldäischen Originals wankend geworden bin. Mag nun aber die Bearbeitung chaldäisch oder griechisch geschehen seyn, eine solche hat statt gehabt, und wahrscheinlich sind verschiedene Hände im Spiel gewesen; wenigstens verräth sich das Gebet Asarja's durch die hebräischen Namen und die richtige Beobachtung der geschichtlichen Farbe in Ansehung des Tempeldienstes (V. 38.) in Vergleich mit den Stellen im Gesang der drei Männer (V. 53, 55, 84, 85.), wo auf den damaligen Zustand des Tempels keine Rücksicht genommen ist, als ein verschiedenes Product.

Außer den größeren Zusätzen im 3. Cap. finden sich in der alexandrinischen, der des Theodotion und andern alten Übersetzungen noch zwei ganz unabhängige Beilagen zur Geschichte des Daniel: die Erzählung von der Susanne Cap. 13. (näml. im Cod. Chis. der LXX, und in der ed. Compl. des Theodot., dagegen im Cod. Vat. und ed. Rom. vor Cap. 1.) und die Erzählung vom Bel und Drachen zu Babel Cap. 14. Der Text der LXX und des Theodotion verhalten sich zu einander wie verschiedene Bearbeitungen, und der letztere erscheint als die spätere und abgerundetere. Man hat beide für die unabhängigen Übersetzungen einer chaldäischen oder hebräischen Urschrift gehalten (s. de Magistris ad Cap. 13, 1. Derester Übers. d. Ezech. u. Dan. S. 227 ff. Eichhorn Allg. Bibl. II, 1 ff. Einl. ins A. T. III, 438 ff., anders dagegen Einl. in d. Apokr. S. 431 ff.); aber Bertholdt hält sie richtiger für ursprünglich griechisch geschrieben. Für ein griechisches Original beweisen die Wortspiele Cap. 13, 54. 55. 58. 59, woraus Porphyrius mit Unrecht auf die griechische Abfassung des ganzen Daniel schloß. Beide Zusätze rühren schwerlich vom Übersetzer her, wie dies schon die verschiedene Stellung des einen unwahrscheinlich macht. Als Verf. der Erzählung vom Bel und Drachen zu Babel wird ein gewisser Habakuk, S. Jesu, aus dem Stamme Levi, genannt. Für die abgesonderte Entstehung derselben sprechen auch die Umstände, daß Daniel hier zu einem Priester gemacht wird, und der Zerstörung des Bel wegen in die Löwengrube geworfen worden seyn soll.

Die exegetischen Bearbeitungen des Daniel bis auf Bertholdt haben meistens nur ein historisches Interesse, indem sie nämlich dazu dienen, die Geschichte der Auslegung dieses merkwürdigen Buches daraus kennen zu lernen.

Ephräm's Ausleg. des Proph. Daniel (Opp. Rom. 1740. fol. S. 203 ff.) ist besonders auch darum schätzbar, weil er die macedonisch-syrische Geschichte zur Erläuterung anwendet. — *Hieronymi* Comment. in Dan. (Opp. ed. Vallard. T. V. Part. 2. Venet. 1768. 4. p. 618 ff.) ist außer dem, was der Kirchenvater selbst geleistet, auch wichtig durch die Berücksichtigung der Einwürfe des Porphyrius. — *Theodoreti* Comment. in visiones Danielis proph. opp. ed. *Schulz.* T. II. P. 2. p. 1053 ff. ed. *Sismond* II, 541 sq. — Paraphrasis Dom. *Josephi Jachiadae* in Danielem cum versione et annotatt. *Constant. L'Empereur.* Amstel. 1633. 4. — *Phil. Melanchthonis* Comment. in Dan. 1543. 8. — Praelectiones *Joa. Calvini* in libr. prophetiarum Dan., Jo. Budaei et Car. Jonuillaei labore et industria exceptae. 1571. — *Mart. Geieri* praelect. acad. in Dan. proph. Lips. 1767. 4. ed. 2. 1684. 4. — Js. Newton's Anmerk. zu d. Weiss. d. Proph. Daniel, aus d. Lat. Hn. W. Südermanns verteutscht u. m. Anmerk. begl. v. Chr. Fr. Grohmann. Leipz. 1765. 8. Die lat. Übers. Observatt. in Dan. et Apocalypsin, auctore *Js. Newton*, in lat. versae a *W. Sudermann.* Amst. 1737. 4. — *Herm. Venemae* dissertatt. ad vatic. Dan. c. II. VII. et VIII. Leov. 1745. 4. — Comment. ad Dan. XI, 4. — XII, 3. — Joh. Christ. Harenberg Aufklärung des B. Daniel aus den Grundsprachen, der Geschichte und übrigen rechten Hilfsmitteln. Blankenb. u. Quedl. 1773. 4. — Chr. Gottlob Thube das B. d. Proph. Daniel, neu übers. u. erkl. Schwer. u. Wism. 1797. — Von größeren exegetischen Werken, in denen Daniel behandelt ist, führen wir an: *H. Grotii* annotatt. ad V. T.; *J. H. Michaelis* uberiores annotatt. in Hagiogr. (worin Chr. B. Michaelis den Daniel bearbeitet hat); Jos. D. Michaelis Übers. d. A. T. für Ungelehrte 10. Th. Andere weniger bemerkenswerthe Werke sind verzeichnet bei Bertholdt Einl. z. Dan. S. 158 ff. Dieser neueste Erklärer hat allerdings den richtigen, historisch-kritischen Standpunkt eingenommen, auch mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn bewiesen, aber sich zu viel der Willkür und Hypothesensucht überlassen; und der heutige Stand der Auslegung des A. T. läßt wünschen, daß ein wahrheitliebender, gründlicher Gelehrter bald dieses streitige Buch von neuem bearbeiten möge. (*de Wette.*)

DANIEL. Diesen Namen führten auch mehre syrische Schriftsteller, von denen zu merken sind: 1) Daniel, Bischof von Räs-Ain, um die Mitte des 6. Jahrhunderts; er schrieb polemische Reden gegen die Secten der Marcioniten und Manichäer, sowie gegen die Chaldäer d. h. Astrologen seiner Zeit, wie lange vor ihm Ephräm gethan. S. Assemani orient. Bibl. Thl. III. S. 225. — 2) Daniel bar-Marjam (d. i. Sohn der Maria), im 7. Jahrhundert, einer der ersten unter den Nestorianern, der eine Kirchengeschichte verfaßte. Assemani a. a. O. S. 148. 231. — 3) Daniel, Bischof von Tahal in Persien, Verfasser mehrer prosaischen und poe-

tischen Schriften, welche Ebedjesu in seinem Catalog syrischer Werke verzeichnet. Assemani a. a. O. S. 174. — 4) Daniel, Bischof von Salah ([illegible]) in Mesopotamien, gegen Ende des 7. Jahrh., ein Zeitgenosse des Jacob von Edessa. Er verfaßte einen Commentar über die Psalmen, der in einer Handschrift des Vatican vorhanden ist. S. Assemani. Thl. I. S. 495.

(*E. Rödiger.*)

DANIEL, Maphrian der Jacobiten, von dem Patriarchen Dionys von Telmahre eingesetzt im Jahre 830. Er bekleidete diese Würde vier Jahre lang, und starb zu Nesibis im J. 834. S. Assemani's orient. Bibl. Thl. II. S. 346. 436. (*E. Rödiger.*)

DANIEL, Stylita, wurde im Flecken Maratha, unweit der am Euphrat gelegenen Stadt Samosata in Mesopotamien geboren. Sein Vater hieß Elia, die Mutter Martha. Die frommen Lebensbeschreiber wissen, daß ihr Uterus Gebrechen hatte und daß sie unfruchtbar war, weshalb sie auch von ihrem Ehemanne und von der ganzen Freundschaft viel zu leiden hatte. In ihrer Noth ging sie daher oft um Mitternacht aus ihrem Hause, hob bittende Hände gen Himmel und benetzte die Erde mit ihren Thränen. Auch gelobte sie, wie einst Anna und Elisabeth, die Frucht ihres Leibes dem Herrn zu weihen, wenn er sie von ihrer Schmach erlösete. Als nun die Betrübte einst von ihrem Kummerwege wieder zurück in ihr Kämmerlein gekehrt war, sahe sie im Traum zwei große Lichter von hoher Schönheit; die stiegen leuchtend vom Himmel zur Erde und verweilten über ihrem Haupte. Und bald nach dieser Erscheinung fühlte sie sich gesegnet und sie gebar einen Knaben. Fünf Jahre war der Knabe alt und hatte keinen Namen. Da nahmen ihn die Eltern und führten ihn in ein nahes Kloster, daß er benannt würde. Und der fromme Abt ging mit ihm an den heil. Altar und gebot dem Knaben, daß er das heilige Buch aufschlüge auf dem Altar. Und der Knabe schlug den Propheten Daniel auf und wurde nach ihm genannt.

Von dem Tage an waren des Kindes Wünsche auf nichts anderes gerichtet, als daß er ein Mönch werde. Und im 12. Jahre machte sich der Knabe heimlich auf und entlief der eiteln Lust der Welt in ein Kloster, das etwa 12 Stadien von Maratha entfernt lag. Aber der Abt, von seiner zarten Jugend gerührt, machte ihm großes Hinderniß und stellte ihm das harte Leben der Mönche vor. Da aber seine Reden vergeblich waren, trug er den Vorfall seinen Brüdern vor und sie behielten den Knaben in ihrem Kloster. Die besorgten Eltern vernahmen seinen Aufenthalt mit Staunen, kamen eilig zu ihm und wurden so gerührt von des Sohnes Frömmigkeit, daß sie selbst den Abt baten, den Knaben mit dem heiligen Gewande zu bekleiden. Daniel erhielt die Tonsur und zeichnete sich von Jugend auf unter den Mönchen aus. Besonders fühlte er die größte Begier, die Orte zu sehen, wo Christus für uns gelitten hatte und begraben worden war. Nicht geringeres Verlangen lebte in seinem Herzen, den frommen Simeon auf seiner Säule zu sehen. Alles dies hatte Daniel oft seinem Abt eröffnet. Als dieser einst, kirchlicher Angelegenheiten wegen, nach Antiochien reisen mußte, wählte er nebst einigen Anderen auch den Daniel zum Begleiter. Da erblickte er denn wirklich in Telada den frommen Simeon, wie er in rauher Gegend auf hoher Säule stand, der Hitze wie der Kälte Trotz bietend. Freilich gab es auch damals, wie die Heiligenbeschreiber selbst berichten, etliche thörige Männer, die da meinten, der neue Stylita ertrüge dies Alles nur aus eitelm Stolz; aber Daniel gehörte so wenig unter sie, daß er sich vielmehr von diesem großen Schauspiel der Enthaltsamkeit und Ertödtung des Fleisches im hohen Grade entflammt fühlte. Noch erfreuter war Daniel, als der Heilige die Nebenstehenden einer Einladung auf seine Säule würdigte. Daniel allein stieg freudig hinauf, den frommen Steher in der Nähe zu verehren. Simeon segnete ihn und weissagte ihm schwere Arbeiten um Christi willen. Darauf wanderte Daniel mit seinen Genossen wieder heim. Als nun Gott den Abt seines Klosters zu sich gerufen hatte, wähleten die Brüder einmüthig den frommen Daniel an des Verblichenen Statt. Er aber, höhern Beruf in sich fühlend, schlug die Würde aus und entfernte sich heimlich aus seinem Kloster, seine Schritte zum frommen Simeon lenkend, der über dessen Ankunft so erfreut war, daß er ihn bei sich behalten wollte. Es zog aber den Daniel mächtig nach Palästina, daß er wandele an den geweiheten Orten und scheuete nicht die Gefahr des unsichern Weges. Einst auf der Straße dahin trat ihm ein seltsamer Mönch an, der hatte die Gestalt des frommen Simeon. Und er sprach zu ihm: Reise nicht nach Palästina, denn das Land ist voller Aufruhr. Daniel antwortete ihm mit vielen biblischen Sprüchen und die Gestalt war geschickt in biblischer Gegenrede und ermahnte ihn, nach Byzanz zu gehen, welches sei das andere Jerusalem, ja vielmehr das erste. Und die Stimme fügte hinzu: Im Lande Thrazien und am euxinischen Meer wird deine Liebe zur Einsamkeit alle Genüge finden. Wie nun die Sonne schon im Untergange stand, kamen die beiden Wanderer an die Pforten eines Klosters. Da sprach der Greis, der mit ihm war: Gehe zuvor in das Kloster und laß mich weilen. Der Greis kam nicht in das Kloster und Daniel entschlief. Wie er so lag, erschien dem Schlafenden die helle Gestalt und ermahnete ihn von Neuem, daß er nach Byzanz seine Schritte lenke. Als nun Daniel die Gesänge der Nacht gesungen hatte, machte er sich schleunig auf, nach Constantinopel zu ziehen und kam in das Kloster Fürst Michaels, das schön gelegen war und blieb sieben Tage im Kloster. Er hörte aber daselbst vom Tempel Hieron, der in gemeiner Rede Philemporus heißt. Derselbe war die Wohnung der unsaubern Geister. Die richteten viel Unheil an in der ganzen Gegend und schaffeten Schiffbruch, denn der Tempel lag am Meere, und ruheten nicht, wo sie schaden konnten. Da gedachte Daniel des großen Antonius, wie er von der Macht der Hölle versucht war, und wie er sie überwunden und große Ehre darum erlangt. Und Daniel trug das Kreuz in seiner Hand, die unbesiegbare

Waffe, und Psalmen singend ging er in den Tempel, den die Geister der Hölle verunreinigt hatten. Am Abend aber wurde ein groß Getümmel und allerlei Stimmen, und die Geister der Finsterniß warfen Steine nach dem frommen Daniel. Er aber blieb ruhig und verharrete im Gebet. Zwei Nächte vergingen in solchem Ungestüm und in der dritten ward es ärger, als zuvor. Und es kamen schreckliche Riesen, die droheten ihn ins Meer zu schleudern. Sie naheten sich aber nicht. Und er verschmähete ihr Wüthen und verbauete alle Zugänge des Tempels, daß er den Kampf mit ihnen allein bestände. Ein Fenster nur öffnete er, damit er von den Vorübergehenden einige nothdürftige Nahrung erhielte. Es währete auch nicht lange, so hatte er die Schrecken der Hölle überwunden, und es begab sich kein Unglück mehr an diesem Orte, weder zu Wasser noch zu Lande. Und seine That erscholl in alle umliegende Gegend, daß auch viel Volks kam, Männer und Weiber, daß sie sähen und hörten, und wunderten sich sehr. Und Lobgesänge erschalleten Tag und Nacht an dem Orte, wo vor Kurzem noch nur Geheul der bösen Geister gehört worden war. Da nahm Satan im Zorn seine Zuflucht zu schwerem Betrug und erregte mit List die Herzen der Kleriker, daß sie den frommen Daniel beim Bischof der Hauptstadt schwer verklagten und foderten, daß er aus ihrem Tempel getrieben würde. Zu der Zeit war aber Anatolius Bischof zu Constantinopel. Und der Bischof sprach: ist der Mann, den ihr nicht kennt, woher er ist, ein frommer Mann, so nehmt Theil an seiner Frömmigkeit; ist er es aber nicht, so verjagt ihn und nehmt die Schuld auf euch. Und die Verkläger schämten sich und ließen von ihrer Ungebühr. Aber Satan ruhete nicht, brauchte auch viel List und Gewalt und drohete sehr. Da sprach Daniel zum Troß der Hölle: hat euch nicht unser Herr Jesus Christ, an den ich glaube und geglaubt habe, in des Abgrunds Pfuhl verstoßen? Und sie fingen an zu heulen und zu schreien und schlugen ihr Angesicht, ähnlich den Fledermäusen, und stürzten sich davon. Satan aber war sehr ergrimmt und erregte von neuem die alte Verleumdung. Da begaben sich die Verleumder abermals zum Bischof, verklagten den Heiligen hart und sprachen: sein Umgang ist uns widerlich und sein Anblick unerträglich. Da beschied der Bischof den Daniel zu sich und befrug ihn, wo er her sei und wohin er strebe. Als nun der Heilige alles genau berichtet hatte, stand der Bischof auf, umarmte ihn und ehrte ihn sehr. Es überfiel den Bischof wenige Tage darauf eine schwere Krankheit und er bat den Heiligen, daß er für ihn bitten möchte; und Christus erhörte Daniels Flehen und der Bischof ward alsbald gesund. Wie dann der Heilige zum Lohn seiner Gesundmachung vom Bischof gebeten hatte, daß seinen Verfolgern vergeben werde: entließ ihn derselbe mit großem Gefolge, das ihn wieder in den Tempel führte, und er blieb daselbst neun Jahre lang. Und er redete mit Jedermann, der zu ihm kam, während der 9 Jahre durch eine kleine Öffnung, die er im Tempel gelassen hatte.

Und nach 9 Jahren rief ihn die Vorsehung auf eine vollkommnere Stufe des heiligen Lebens. Denn als er in Entzückung lag, sahe er eine Wolkensäule hoch in der Luft hangen und oben auf der Säule stand der heilige Simeon. Es waren auch mit ihm zwei Jünglinge in leuchtenden Kleidern. Und von der Säule herab kam eine Stimme, die sprach: steige herauf zu mir, Daniel! Und als Daniel antwortete: wie kann ich, Herr, zu solcher Höhe steigen? winkte Simeon den zwei Jünglingen, die mit ihm waren, daß sie hernieder stiegen und ihm aufhülfen. Und alsbald standen die Jünglinge an seiner Seite und führten ihn gen Himmel. Und eine große Stimme sprach: sei stark, Daniel! zeige dich tapfer und werth, und stehe schön und edel! Und von der Stimme Schall, gleich einem starken Donner, erwachte Daniel. Danach offenbarte er den Seinen, wozu er berufen sei und daß er auf eine Säule steigen und an seinen Ort gehen müsse. Und kurz nachdem er solches eröffnete, wurde ihm vom Elias ein Schaffell gesandt, ihm, der dem Elisa glich. So aber geschahe die Sendung des Felles: zu dieser Zeit hatte der heilige Simeon einen seiner Schüler, mit Namen Sergius, zum Kaiser Leo gesandt (460), daß er dem Kaiser ein Geschenk übergäbe, das alles Unheil bannete. Das war die Decke, die der Heilige auf seinem Haupte trug und die man cucullа zu nennen pflegt. Als aber der Kaiser eben mit viel anderen Dingen beschäftigt war und schwere Statssorgen in seinem Herzen trug, beschloß Sergius nicht länger zu harren und segelte wieder ab. Wie er nun an das Kloster Akoemeter gekommen war, das ist, der nicht Schlafenden, und daselbst viel gehört hatte aus aller Munde vom Lobe Daniels, ließ er sich zu ihm bringen, vernimt seinen Entschluß und überreicht dem frommen Daniel das köstliche Geschenk. Es empfing auch Sergius damals allerlei Gesichte und Erscheinungen. Drei Jünglinge befahlen ihm: stehe auf, Sergius! und verkünde dem Abt Daniel: deine Zeit ist erfüllt im Tempel zu wohnen; auf und rüste dich zu höherem Kampfe. Nicht minder wurde ihm der Ort im Traume gezeigt, wo Daniel stehen sollte auf seiner Säule. Da ließ Daniel des Nachts von den Seinen seinen Tempel öffnen und lobte Gott, der ihn so hoch gewürdigt. Und bestieg seine Säule (460) am Ausfluß des schwarzen Meeres.

Das Auge des Neides aber trug nicht willig solche Erhöhung und der Vater der Mißgunst erregte den Besitzer des Ortes, wo die Säule stand, Namens Gelasius, daß er ging und verklagte den Heiligen vor dem Kaiser, denn die Säule war gebaut ohne den Willen dessen, dem der Boden gehörte. Der Kaiser aber verwies den Kläger an den Bischof Gennadius, denn Anatolius war gestorben. Und Gennadius, der Erzbischof, beschloß, daß man den Heiligen von der Säule werfen und ihn bestrafen solle. Da eilte Gelasius, dem der Acker gehörte, zur Säule mit allen, die ihm beistanden, daß sie den frommen Daniel herunterrissen. Und es geschahe, als der Himmel klar war und die Luft still, daß die Wolken sich plötzlich zusammen drängten und machten eine große Finsterniß. Und ein Platzregen fiel aus den Wolken und

ein starker Hagel, der Blätter, Frucht und Ranken von den Bäumen schlug. Gelasius aber war verstockt und fuhr fort gegen den Heiligen zu toben. Die aber mit ihm waren, stellten ihm vor, daß ihm so fromme Nachbarschaft nur Segen bringen werde und sie redeten vieles zu dem Erhitzten. Und der Mann befahl aus Scham vor den Anwesenden, Daniel solle hernieder steigen, dann wolle er ihn wieder hinaufsteigen und bleiben lassen. Da setzten sie Leitern an und Daniel stieg herab. Und nach dem sechsten Schritte des Heiligen sahe der Mann mit Staunen, daß des Dulders Füße selbst Säulen waren, denn sie waren geschwollen vom Stehen Tag und Nacht, und voller Schwären. Da faßte ihn Mitleid und er bat den Heiligen, daß er wieder zurückkehrete auf seine Säule. Er setzte ihm auch darauf noch eine andere Säule, die war höher und prächtiger als die erste und schrieb dem Kaiser selbst von der großen Geduld und Standhaftigkeit des seltenen Mannes, dessen Ruhm sich ausbreitete in die ganze umliegende Gegend.

Und ein Rechtsgelehrter des Landes, der schon alt geworden war, kam zu Daniel und brachte ihm seinen einzigen Sohn, welcher vom Teufel besessen war. Den legte der Greis an die Säule und bat den Heiligen mit vielen Thränen, daß er dem Knaben hülfe. Daniel sprach: wenn du Glauben hast, so soll dein Sohn gesund seyn. Und er gebot, daß dem Knaben heiliges Öl gegeben werde, das er tränke. Und der böse Geist riß den Jüngling zu Boden und quälte ihn sehr. Darauf schrie der Teufel mit kläglichem Geheul: ich fahre aus! Wehe! ich fahre aus! — Acht Tage lang spie der Dämonische schwarz geronnenes Blut und ward darauf gesund und stand aufrecht und ging umher, daß auch der Vater weinete vor Freuden. Der Jüngling aber wurde ein Mönch, stets gewappnet wider der Hölle Macht und Tücke.

Auch des Cyrus Töchterlein, der vordem Präses gewesen, darauf unter dem Namen Cotyacus Bischof in Phrygien geworden und durch Verleumdung von seinem Amte gebracht worden war, litt sehr von bösen Geistern. Das Mägdlein aber hieß Alexandria. Die brachte der Vater zum Daniel, daß sie gesund würde. Und Daniel legte die Hände auf sie. Da fuhr der Teufel aus und das Mägdlein war gesund. Desgleichen geschahe auch der Frau desselben Cyrus, die auch vom bösen Geiste geplagt war, wie damals viele. Cyrus aber war gelehrt und in den Humanioribus erfahren, und grub ihm ein Epigramm in seine Säule: Hic stat vir, qui undique impetitur, et ventos non timet: Ambrosio autem utitur alimento, et siti experte sanguinis: Actis vero radicibus, fundavit aedificium columna duplici. (Est autem radix Simeon, filium praedicans matris, quae non experta nuptias). — Desgleichen heilete Daniel noch viele, die vom Teufel besessen waren, auch ohne Handauflegung; und wenn die Besessenen vom bösen Geiste die Leiter hinauf getrieben wurden, wurden sie im Hinaufsteigen gesund, daß der böse Feind den heiligen Daniel nicht von der Säule stürzen konnte.

Als darauf (461) Kaiser Leo sahe, daß er wol das römische Reich, aber nicht die Natur regiren konnte, denn er hatte keine männlichen Nachkommen, nahm er seine Zuflucht zu dem Herrn der Herren und bediente sich des frommen Daniel als seines Vermittlers. Und der Heilige verkündete ihm einen Sohn des nächsten Jahres und die Natur wich dem Gebote des Heiligen. Solches widerfuhr auch andern durch des Heiligen Vermittelung. Der Kaiser aber, dessen Gemahlin war Verina, ließ ihm aus Dankbarkeit eine dritte Säule errichten. — Es erschien auch vor dem Daniel die Kaiserin des Abendlandes, Eudocia (Eudoxia), Valentinians III. Gemahlin, die aus der Gefangenschaft Genserichs aus Afrika gerettet worden war, mit großen Ehrenbezeigungen und bat ihn sehr, daß er zu ihr kommen und Wohnung daselbst nehmen möchte. Daniel aber belobte sehr ihre Frömmigkeit und bekannte ihr, daß er nur an dem Orte bleiben könne, wohin ihn Christus verpflanzete; weissagete ihr auch, daß der Nutzen des Heiligen zu seiner Zeit sich dorthin verpflanzen würde und entließ sie mit Segnungen.

Es begab sich aber bald darauf der fromme Mann nach der Säule des Gelasius, welche höher war, als die erste, auf welcher er stand, damit sich seine Tugend erhöhete. Zu derselben Zeit hatte die Stadt Byzanz kaiserliche Diener, die waren Ketzer. Und die Ketzer gewannen mit Geld ein Weib aus Asien, die hieß Basiana. Der versprachen sie großen Lohn, wenn sie durch ihre Schönheit den Heiligen oder seine Schüler verführete zur Wollust dieser Welt. Und die Unkeuschheit schmückte sich mit äußerster Pracht und allem Reiz, daß sie die Keuschheit überwinde. Als nun das Weib in die Gegend gekommen war mit reichem Gefolge, schlug sie ihre Zelte auf, der Säule gegenüber, stellte sich krank und blieb daselbst eine lange Zeit. Als sie nun lange vergeblich verzogen und wieder heimkehrete zu denen, die sie gesandt hatten, hub sie an mit abscheulichen Lügen gegen den Heiligen und seine Schüler, die niemand glauben kann, und war gewandt in aller Lästerung. Und sie redete, wie der Heilige von ihrer Liebe ganz bezaubert gewesen und seinen Schülern befohlen habe, sie zu ihm auf die Säule zu bringen; wie sie aber des Entsetzlichen sich geweigert, habe man den Anschlag gefaßt, sie umzubringen, damit die Unenthaltsamkeit des frommen Scheins nicht offenbar werde, und wie sie kaum dem Morde entgangen sei. Solches glaubten nun die kaiserlichen Diener und müheten sich, daß es unter die Leute käme. Aber Gott selbst, der immer gerechte, hatte den Hohn seiner Frommen nicht lange ertragen wollen und befahl einem bösen Geiste, daß er sogleich in das lügenhafte Weib fahren und sie so lange plagen mußte, so unwillig auch der böse Feind darüber war, bis er zu eigener Qual die Unwillige zwang, den ganzen Trug der höllischen Ketzerei zu offenbaren. Da dies die Bürger der Stadt vernommen hatten, nahmen sie das Weib und führeten sie zu dem heiligen Daniel, daß er sie gesund machete. Und der Heilige vergab dem Weibe alle Ungebühr und machte sie gesund mit heiligem Öl. Da ward das Weib gerührt in ihrem Herzen, umarmte des Frommen Säule mit Inbrunst und that Gott große Ge-

lübde, der sie von einer zwiefachen Krankheit durch seinen heiligen Daniel befreit hatte.

Auch war dem Heiligen nicht verborgen, was zukünftig war, sondern er schauete die kommenden Tage und Jahre, als wären sie heute. So sagte er 464 der Stadt Constantinopel eine große Feuersbrunst vorher und ermahnete sie zur Buße. Und ob ihm gleich viele glaubten, so wollten sich doch wenige bessern lassen. Gennadius aber, der Erzbischof, machte ihn zum Priester nach des Kaisers Willen, denn der Kaiser ehrte ihn sehr, so daß Leo selbst darauf zu ihm kam und sich zu seinen Füßen niederwarf, wodurch sich der Kaiser höher geehrt fühlte, als durch sein ganzes Kaiserthum. Und Leo verwunderte sich über die Maßen, als er des Heiligen Füße so geschwollen und mit Eiterbeulen bedeckt sahe, schrecklich anzuschauen. Aber die Ehrfurcht vor dem Heiligen war so groß, daß der Kaiser selbst sich nicht scheuete, die frommen Füße zu umfassen. Leo schenkte ihm darauf eine schöne Doppelsäule. Und Daniel war hoch erfreut in seiner Sele, als er sie bestieg, denn sie war noch höher, als die Säule des Gelasius, und setzte ihn noch erwünschter allem Ungemach des Frostes und der Hitze aus.

Als darauf die Frommen sich zum Feste des großen Märtyrers Mamantis rüsteten und (im September) die Vigilien hielten, ging Daniels Prophezeihung in Erfüllung, und die Feuersbrunst brach in Constantinopel so plötzlich aus und griff so schnell um sich, daß beinahe die ganze große Stadt eingeäschert wurde (465). Das Feuer brach aber an der Mauer aus, die gegen das Meer liegt und daher Navale genannt wurde. Schnell lief es bis zum Markt Constantins und bis zum Thor Julians, so daß es auch nicht zu tilgen war. Tempel und Häuser gingen in den Flammen auf und viele kamen um. Fast hätte die Kaiserstadt Sodoms Schicksal erfahren. Als man sich in solcher Noth der Weissagung Daniels erinnerte, waren alle versichert, daß auch nur bei ihm Hilfe zu suchen sei. Und sie liefen zu ihm und fleheten ihn an. Da schalt er voller Betrübniß ihres Herzens Hartnäckigkeit. ermahnte sie zum Beten und Fasten und verhieß ihnen, daß nach sieben Tagen des Feuers Schrecknisse aufhören würden. Und da es geschahe, wie Daniel gesagt hatte, kam allem Volk eine große Furcht an. Und der Kaiser mit der Kaiserin demüthigten sich vor dem Heiligen und baten um Mitleid wegen des Vergangenen und um Sicherheit wegen der Zukunft.

Da nun der Winter hart war und große Platzregen kamen und starke Stürme weheten, so daß auch die Winde sich unter einander stritten und die eisernen Bänder losrissen, welche die Doppelsäule hielten, worauf Daniel stand, kam der Heilige in große Gefahr. Er stand aber muthig auf der kleinen Säule, die zwischen beide gesetzt war und wurde hin und her geworfen, wie ein Ast des Baumes. Seine Schüler standen erschrocken am Fuße der Säule und hatten ihre weinenden Augen auf ihn gerichtet, denn sie meineten nicht anders, als daß sie ihres Vaters beraubt werden würden. Er aber stand oben in Unerschrockenheit. Als er endlich zum Herrn rief, siehe da legte sich der Sturm und die Winde schwiegen. Der Kaiser aber war voller Zorn über die Männer, die die eisernen Haken nicht fest genug gemacht hatten, und Daniel bat für sie, daß sie nicht bestraft würden. Dafür errettete Daniel den Kaiser wundersam aus schwerer Lebensgefahr, in welche ihn seine Rosse gebracht hatten. Und Jordanes, der Stallmeister, lief bittend zum Daniel, daß er Verzeihung gewönne vor dem Kaiser, die er erhielt, weshalb er sich auch bekehrete von der Ketzerei. Aber der Kaiser schrieb selbst an den Heiligen und maß sich alle Schuld des Unheils bei, weil er es gewagt, zu nahe der Säule sein Roß zu besteigen und nicht zu Fuß weit genug davon gegangen. Und der Kaiser hatte eine so hohe Ehrfurcht vor dem Heiligen, daß er selbst viele Könige und Gewaltige zu ihm führte und nannte ihn das Wunder seines Reichs. Und wie zu einem Engel kamen alle zu ihm, denn sie sahen, daß er helfen konnte und bewunderten sehr, wie stark der fromme Mann auch das Härteste ertrug auf solcher Säulenhöhe.

Einst hatten Schnee und Sturm drei Tage und drei Nächte lang gewüthet, und niemand war im Stande, ihm zu helfen. Erst am dritten Tage legte man die Leitern an und siehe, der Heilige stand entblößt von jedem Gewande; mit Eis umgeben war sein ganzer Leib und war erstarrt. Und man besprengete den Erstarrten mit warmem Wasser und er kam zu sich wie vom Tode und sprach: was beunruhigt ihr mich in meinem sanften Schlafe? Es geh euch wohl, geliebte Söhne, die ihr für euern Vater sorgt. Gebt mir, womit ich mich bekleide, daß ich nicht in Scham vor euch stehe. Als aber zu des Kaisers Ohren kam, was der Heilige erlitten, machte er sich eiligst auf und bat ihn, daß er sich schonen möchte, wenn nicht um seines eignen Lebens, doch um des Volkes willen, damit sie nicht zu früh verlassen stehen müßten. Es war aber große Gabe der Weissagung im Daniel, wie schon berichtet ist.

Es kam auch das Gerücht ins Morgenland, daß Genserich Rom bekämpfe mit starker Macht und wolle dann gegen Alexandria ziehen. Da nun der Kaiser und alle, die mit ihm waren, in großen Sorgen standen, sandte man Boten zum Heiligen und ließ ihn fragen über Genserich. Und Daniel antwortete denen, die gesandt waren: es kommt der Feind nach Alexandria nicht und der Erstürmer wird unverrichteter Sache auch aus Italien in seine Wohnung ziehen. Deß waren alle froh. Und der Kaiser wollte dem Heiligen lohnen für so viele Wohlthaten und wollte ihm und den Seinen ein Haus bauen. Daniel aber bat den frommen Kaiser, daß er ihm die Reliquien des heil. Simeon herbeischaffen ließe. Und Leo befahl mit Freuden, dem heil. Simeon ein Haus zu bauen gen Norden vor Daniels Säule, für die Reliquien, die Schüler Daniels und die Besuchenden. Die aber nach Antiochien geschickt waren, hatten Befehl erhalten, daß der Bischof die Wegschaffung der Reliquien öffentlich bekannt machen und auf des Kaisers Wagen sitzend sie selbst tragen solle. Und unter Lobgesängen und mit glänzendem Gefolge führten sie die Reliquien in den Tempel

Michaels. Und allenthalben, wo die Reliquien waren, geschahen Wunder und Zeichen.

Wie eifrig Daniel für alles Heilige sorgte, wie hilfreich sich seine Wunderkraft an Unzähligen bewies, die vom Teufel besessen waren, und wie sanftmüthig er gegen die war, die seiner spotteten, davon genüglich zu berichten steht nicht in unserm Vermögen und wir sagen nur noch kurz, daß er gar viele zu guten Mönchen machte und was er that, war nach dem Vorbilde dessen, dem er diente. Auch zwölf Jünger hatte Daniel, wie einst der Herr; doch war kein Judas unter seinen Jüngern.

Als aber Kaiser Leo's Tochter, Ariadne, vermählt war mit Zeno, dem Isaurier, und ihn der Kaiser sandte zu kämpfen gegen die Barbaren, die Thracia verheereten, kam auch Zeno zum heil. Daniel, daß er ihn befragete mit allen seinen Obersten. Daniel aber weissagte dem Helden, er werde glückliche Rückkehr haben und alle Nachstellungen seiner Feinde zu Schanden machen. Leo hatte aber das Reich seinem geliebten Enkel Leo II. übertragen, für welchen als Kind dem Vater vom Senat das Scepter anvertraut wurde. Der Sohn starb bald hernach (daß der Vater aus Herrschsucht den eignen Sohn nach 2 Monaten umgebracht haben soll, davon schweigen die heil. Scribenten) und Zeno beherrschte das Reich. Als darauf der Neid seiner eigenen Anverwandten erwachte und vor allen Armatus und Basiliscus heimliche Verfolgungen und Hinterlist bereiteten, wendete sich der Isaurier abermals an den Heiligen. Und Daniel prophezeite ihm alles, was geschehen ist, daß er aus dem Reiche verjagt werden und vor Hunger das Kraut des Feldes essen werde, und daß er darauf zur Herrschaft wiederkehren und sie behaupten werde bis an seinem Tod.

Als nun Basiliscus die Herrschaft an sich gerissen hatte wider Zeno, erhob sich alsbald ein schreckliches Weh allen Gläubigen, und der Kaiser war hart gegen die rechte Kirche und gegen Gottes Sohn. Es stand aber auf Acacius, der Erzbischof, den wahren Glauben zu vertheidigen und Basiliscus gebot, daß Acacius mit dem Tode bestraft werde. Der Patriarch aber berief alle Heilige und Bischöfe, daß sie ihm beiständen, unter welchen auch war Daniel, der Stylite. Wie das der Kaiser erfuhr, der nicht minder klug als boshaft geheißen ward, sandte er zum heiligen Daniel und ließ ihm melden, daß nicht der Kaiser, sondern allein der Bischof die Ursache des Aufruhrs sei, und daß Acacius Volk und Soldaten gegen ihn aufstützig mache und unzähliges Übel thue. Und der Kaiser ersuchte den Heiligen, ihm gegen den Bischof beizustehen. Aber im Geiste des Propheten antwortete Daniel: das Reich wird der Herr von ihm reißen! und fügte solch harte Rede hinzu, daß der Gesandte nicht wagte, sie vor dem Kaiser auszusprechen und um Schriftliches bat. Als aber der Patriarch die Bischöfe versammelte, ersuchte er nochmals den Styliten, daß er den Kampf für die Kirche auf sich nehme. Nur mit Mühe und vielem Seufzen und Weinen gelang es, den Daniel von seiner Säule zu bewegen. Als nun der Stylite vor Mitleid wankend wurde in seinem Herzen, kam eine himmlische Stimme, daß er hernieder steige. Und mit Freuden führten ihn die Bischöfe zum Patriarchen, der ihn mit allen Ehren empfing. Und der Heilige drohete dem Kaiser hart und nannte ihn den neuen Diocletian, und rieth ihm zu entfliehen. Und der Kaiser verließ die Stadt und begab sich in seine Burg. Daniel aber wollte ihm nach, daß er ihn bekämpfe wie einen Streitenden, der den Schild weggeworfen hat. Als ihm nun seine Füße den Dienst versagten, siehe da trug ihn das Volk auf den Händen hinaus. Und mitten auf dem Wege traf ihn ein Aussätziger an und rief mit lauter Stimme, daß er ihn heilete. Und Daniel sprach: was foderst du, daß du, den verlassend, der solches kann, zu einem Menschen kommst? Wahrlich, ich sage dir, wenn du Glauben hast, daß nicht allein der Herr, sondern auch seine Diener dich gesund machen können, so wird dir widerfahren, wie du geglaubet hast. Wie aber Daniel seinen Glauben sahe und seine Bitten hörte, war er erfüllt von Mitleid und Verwunderung, und wendete sich, daß er die Hände auf den Kranken legte, damit er ihn reinigte. Das Volk aber, als es solches sahe, erschrak und wunderte sich sehr, daß aller Augen auf den frommen Daniel sahen. Und es zog hinaus die ganze Stadt, daß sie sich von ihm heilen ließe. Und es geschahen viel Wunder und Zeichen, die nicht geschrieben sind in diesem Buch.

Als nun der Heilige kam an den Ort, wo der Kaiser war, sahe ein Gothe zum Fenster des Palastes hinaus, spottete des Zuges und sprach: siehe, ein neuer Consul! und als er das gesagt, fiel er zu Boden und war todt. Es kam aber den Trabanten eine große Furcht an und Zorn, weßhalb sie schaffeten, daß der Heilige nicht in den Palast käme. Als nun ein groß Getümmel war, gebot der Heilige den Seinen, daß sie den Staub von ihren Füßen schüttelten und gingen zurück. Und siehe, es folgten ihm nach auch viele Kriegsmänner, die mit dem Kaiser waren und zogen mit ihm ein in die Stadt. Der Kaiser aber, fürchtend, es möchte ihm etwas härteres widerfahren wegen der Verachtung des Heiligen, sandte ihm nach und bat ihn, daß er zu ihm käme. Aber Daniel verschmähte falsche Bitte und sprach mit zorniger Rede, daß der Kaiser des Reiches verlustig sei und seiner Strafe nicht entrinnen werde. Und als dem Kaiser solches gemeldet worden, siehe da stürzte des Schlosses Thurm zusammen von freien Stücken. Und viel andere Zeichen geschahen am selbigen Tage.

Nachdem aber der Heilige sich in den Tempel begeben hatte, stand sogleich der Patriarch neben ihm und ehrte ihn sehr. Und es geschahen allda viel seltsame Wunder. Und eine Schlange kroch hervor, schoß auf den Heiligen zu und umschlang seine Füße. Er aber wehrete ab, die ihm zu Hilfe kamen, bedrohete die Schlange und sprach: kreuch zurück in deine Löcher! Und die Schlange gehorchte alsbald seiner Stimme, ringelte sich schnell nach der Mauer und ward nicht mehr gesehen. Und der geehrten Dame Nais, die den Heiligen um einen Sohn bat, verkündete er, daß sie einen Sohn gebären würde, den werde sie Zeno heißen. Und aus Furcht vor dem Heiligen nahete sich auch mit List und Schmeichelrede der gottlose Kaiser dem großen Daniel, warf sich vor ihm nieder und bat, daß ihm vergeben werde. Aber im Zorn redete Daniel: Seine Demuth und Reue sind eitel Verstellung; er

deckt mit dichtem Fell seines Herzens Zügellosigkeit und Grausamkeit. Bald aber werdet ihr sehen, wie alles durchschaut das Auge des Herrn, und seine starke Hand, die auch die Mächtigen stürzt. — Wie denn also der große Daniel viele Wunder gethan, den Feind Gottes geschlagen und das Beste der Kirche geordnet hatte, ging er zurück auf seine Säule und stand mit gewohnter Standhaftigkeit und Tugend.

Und kurze Zeit darauf wurde erfüllet die Weissagung Daniels und Basiliscus, der Ketzer, wurde vertrieben aus dem Reich (477) und Zeno von Isaurien stieg wieder auf den Thron. Und Zeno kam mitsamt seiner Gemahlin zum heiligen Daniel, daß sie ihm dankten. Und immer weiter machte Daniel gesund, die vom Teufel überwältigt waren, und die Zukunft lag offen vor seinen Augen. Und blieb in Demuth bis an sein Ende, das er seinen Jüngern verkündigte. Und als der Tag seines Heimgangs da war, segnete er die Seinen und dictirte sein Testament: „Ich gehe nun, meine Söhne und Brüder, zu unserm gemeinsamen Vater, aber ich lasse euch nicht verwaist, sondern empfehle euch dem Vater. Der Schöpfer aller Dinge, der unser Bruder geworden, gestorben und wieder auferstanden ist, wird mit euch seyn und euch bewahren vor dem Bösen. Befleißigt euch der Demuth, des Gehorsams, liebt die Gastfreundschaft, Fasten, Wachen, Armuth und die Liebe, die über alles ist. Hütet euch vor dem Unkraut der Ketzer und trennt euch nicht von eurer Mutter, der Kirche. Wenn ihr das thut, werdet ihr vollkommen seyn." Und er befahl, daß dieses Testament allen gelesen werde, die an den Stufen der Leiter standen. Sie aber weinten sehr. Es soll auch kurz vor seinem Tode folgendes Gesicht gesehen worden seyn: drei Tage zuvor, ehe der Heilige heimging, erschienen um Mitternacht die Propheten, Apostel, Märtyrer und alle Heilige, grüßten ihn und ließen ihn das heilige Mysterium feiern. Und zur Stunde seines Sterbens war zugegen der Patriarch Euphemius (denn Acacius war todt) mit vielen andern und der getreuen Rais; unter ihnen auch ein Mann, der vom Teufel besessen war. Und in der dritten Stunde des Tages verschied Daniel zu dem Herrn 489. Rais aber besorgte sein Begräbniß am Fuße der Säule. Als Daniel begraben ward, stand die Sonne über dem Orte in voller Klarheit und die Sterne bildeten drei leuchtende Kreuze. Es umflogen auch die Säule weiße Tauben, die stets das Zeichen der Gnade des heiligen Geistes waren. Und der Erzbischof begrub ihn selbst. Daniel war aber 80 Jahre und 3 Monate alt, als er verschied. Und die Länge seiner Haare betrug 4 Ellen, und sein dichter Bart war in zwei Theile geschieden.

Solches alles und noch mehr ist uns geschrieben in Simeone Metaphraste und in den Tomis Aloysii. Anno 450 und erzählt in dem Folianten: De probatis Sanctorum vitis, quas tam ex MSS. Codicibus, quam ex editis Authoribus R. P. Fr. Laurentius *Surius* Carthusiae Coloniensis professus primum edidit et in duodecim menses distribuit. December. Hac postrema editione multis Sanctorum vitis auctus et notis marginalibus illustratus. Coloniae Agrippinae, Sumptibus Joannis Krebs et Hermanni Mylii. 1618. S. 219 ꝛc. Die Kirche verehrt ihn am 11. December. — Und wir gedenken des Spruches: Siehe, das Alte ist vergangen und Alles ist neu geworden. (*G. W. Fink.*)

DANIEL, S., Einsiedler und Märtyrer zu Girona in Spanien, soll im 9ten Jahrhundert getödtet worden seyn. Alles, was von ihm gesagt wird, ist ungewiß, sogar die Veranlassung seines Todes. Einige sagen, er sei von den Mauren umgebracht worden, andere berichten, daß er von den Bilderstürmern hingerichtet worden sei. Sein Leib wird aufbewahrt in dem Kloster S. Daniels bei Girona. Man verehrt ihn am 24. April. (*G. W. Fink.*)

DANIEL, P. von der Jungfrau Maria, ein Carmeliter, ist hauptsächlich des hitzigen Streites wegen, den sein Orden am heftigsten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. besonders gegen die Jesuiten führte, merkwürdig. Bekanntlich setzen die Carmeliter das Alterthum ihres Ordens so hoch hinauf, daß sie die Propheten Elias und Elisa für die Gründer desselben erklären; ja einige gehen so weit, daß sie sogar den in den Himmel aufgenommenen Henoch für ihren Stifter halten und also den Ursprung ihrer Mönchsgesellschaft bis über die Sündfluth hinaussetzen. Je unhaltbarer diese Annahmen sind, desto entrüsteter zeigten sie sich, wenn irgend Jemand etwas dagegen vorbrachte. Die Congregation der Carmeliter ging darin so weit, daß sie sogar Päpste und Könige ersuchte, allen Stillschweigen aufzulegen, die gegen die Jahre ihres hohen Alterthums etwas zu erinnern sich erlaubten. Darin zeigten sich nun die Jesuiten als ihre stärksten Gegner, unter diesen vorzüglich Bollandus und Papebroch, die in ihrer Heiligengeschichte den Beginn jenes Ordens nach Baronius und Bellarmin 1180 oder 1181 nach Christo gesetzt hatten. Die Carmeliter baten daher, bei der Fortsetzung dieser Heiligengeschichte den P. Daniel zu Rathe zu ziehen. Nichts desto weniger lasen sie in den 3 Bänden vom Monat April, die 1675 erschienen, neue Zweifel gegen das hohe Alterthum ihres Ordens; ja die jesuitischen Männer hatten sogar das Zeugniß eines Reisenden beigebracht, der 1185 einen alten Mönch aus Calabrien auf dem Berge des Elias gefunden hatte, der sich eine kleine Mauer um eine Gegend des Carmel gemacht hatte, wo er Spuren eines Klosters gesehen zu haben meinte. Er bauete dann eine kleine Kirche, und 10 Mönche gesellten sich zu ihm. — Der Streit ging also fort und wurde nur heftiger. Da trat 1677 unser Daniel gegen Papebroch auf und schrieb Propugnaculum Carmelitanae historiae und zwar im anständigen Tone, was jedoch den Streit nicht niederschlug. Während noch an den 3 ersten Bänden der jesuitischen Heiligengeschichte vom Monat Mai 1680 gedruckt wurde, erbaten sich die Carmeliter vor Herausgabe derselben die Durchsicht des Lebens des heil. Angelus, eines Märtyrers ihres Ordens. Papebroch sandte endlich nach vielen Unterhandlungen das Manuscript an seinen General nach Rom, der es nach Gutbefinden dem General der Carmeliter vorlegen möchte. Die Verhandlungen in Rom gingen so langsam, daß unterdessen die 3 Bände vollendet waren. Der Verleger wartete vergebens. Da Papebroch eine nothwendige Reise vorhatte, drängte ihm endlich der Verleger des

Werkes die Ausgabe desselben ab. Erst nach der Abreise des P. kam der Befehl des Generals der Jesuiten, das Leben des heil. Angelus wegzulassen. Es waren aber nicht wenige Exemplare schon verkauft und die übrigen Käufer erklärten, das Werk ohne diese Lebensbeschreibung nicht haben zu wollen. Papebroch berichtete deshalb nach Rom, und erhielt von seinem Ordensgenerale die Erlaubniß, das Buch mit der Lebensbeschreibung des heil. Angelus wieder zu verkaufen. Während dieses Streites, dessen Fortsetzung im ersten Bande der ausführlichen Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden von P. Hippolyt Helyot S. 347—368 nachgelesen werden kann, war P. Daniel 1678 bereits gestorben. (*G. W. Fink.*)

DANIEL, Gabriel, königl. französischer Historiograph, geboren den 8. Februar 1649 zu Rouen. In Paris ließ er sich 1667 bei den Jesuiten in das Noviziat aufnehmen, legte 1683 zu Rennes die letzten Gelübde ab, und lehrte mit vielem Beifall in den Collegien des Ordens Philosophie, Humaniora und Theologie. Zuletzt kam er als Bibliothekar in das Profeßhaus seines Ordens nach Paris, erhielt von Ludwig XIV. eine Pension von 2000 Livres und den Charakter eines Historiographen, und starb den 23. Junius 1728. Er besaß gute Talente, mancherlei nützliche Kenntnisse, großen Fleiß, und war einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit. Seine Schriften sind philosophischen, theologischen und historischen Inhalts. In die erste Reihe gehört seine satyrische, gegen das romanhafte cartesische Weltsystem gerichtete *Voyage du monde de Descartes. Par.* 1691. 8.; auch ins Lateinische, Engländische und Italienische übersetzt und bei einer neuen Auflage 1696 mit den *Nouvelles difficultés touchant la connoissance des bêtes* vermehrt; zum letzten Mal gedruckt 1739. Vol. II. 12. In einer sinnreichen Fiction macht er manche scharfsinnige Bemerkung gegen Descartes und widerlegt dessen seltsame Meinung, daß die Thiere bloße Maschinen sind, indem er zeigt, daß man auf diese Weise ebenso gut den Menschen die Sele absprechen könne [1]). Seiner theologischen Schriften sind nicht wenig, und die meisten derselben findet man beisammen in seinem *Recueil des ouvrages philosophiques, théologiques, apologet. et crit. par Daniel. Par.* 1724. *Vol. III.* 4. Das meiste Aufsehen machten die, Paskals Provincialbriefen und dessen Angriffen auf die Jesuiten entgegengesetzten *Entretiens de Cleandre et d'Eudoxe sur les lettres provinciales. Cologne* (*Rouen*) 1694. 12. in dem *Recueil* T. I. p. 305—638, auch ins Lateinische, Spanische, Italienische und Engländische übersetzt. Wenn gleich der Verfasser seinem furchtbaren Gegner nicht gewachsen war, und dessen Gründen zuweilen nur Sophismen entgegen setzte, so wußte er doch die Lectüre seines Buches durch viele feine Bemerkungen, witzige Spöttereien und gelungene Wendungen anziehend zu machen [2]). Mit derselben Gewandtheit schrieb er eine Schutzschrift für die Missionarien seines Ordens in China: *Histoire apologetique de la conduite des Jésuites dans la Chine*, in seinem *Récueil etc.* T. III. p. 20. Wenn indessen diese und andere seiner Schriften nur ein temporelles Interesse hatten, so verdienen dagegen seine historischen Werke zum Theil noch jetzt beachtet zu werden. Die erste Stelle unter denselben behauptet, in Ansehung des Umfangs, seine *Histoire de France depuis l'établissement de la monarchie françoise dans les Gaules.* T. I. 1696. 4. mit sechs Abhandlungen am Schlusse; wurde nicht fortgesetzt und ist gleichsam nur der Vorläufer des Hauptwerks: *Hist. de Fr. depuis l'établissement de la monarchie fr. dans les Gaules; dediée au roy. Par.* 1713. Vol. III. fol. *Amst.* 1720—1725. Vol. VII. 4. mit Kupf. *Par.* 1722. Vol. X. 4. *Amst.* 1725. Vol. VI. 4. *Par.* 1728. Vol. X. 4. reicht bis 1610. *Amst.* 1742. Vol. XVI. 12.; neueste und beste Ausgabe mit Fortsetzung bis 1715, *augm. de notes, de dissertatt. crit. et hist., de l'hist. du Louis XIII., et d'un journal de celui de Louis XIV., et ornée de plans, de cartes geogr. et de vignettes, representant de medailles et de monnoyes de chaque regne* (*par le pére Griffet, Jesuite* † 1775). *Par.* 1755—1757. Vol. XVII. 4. *Amst.* 1755—1758. Vol. XXIV. 12.; diese Amsterdam. Ausgabe ist geschätzter und weniger gemein. Teutsch (von Osterländer und Wolfg. Jäger): Nürnberg 1756—1763. 16 Bde. 4. Bei allen Bänden der neuesten Griffet'schen Ausgabe finden sich viele Abhandlungen oder Excurse über einzelne wichtige Gegenstände [3]). Dieses große Geschichtswerk hat, nicht unverdient, vielen Tadel erfahren, und besonders haben Lenglet-Dufresnoy, Voltaire [4]), Mably, Millot, Longuerue und Boulainvilliers die Unvollkommenheiten und Fehler desselben um so strenger gerügt, je weniger Daniel seinem verdienten Vorgänger Mezerai in seinen *Observations critiques sur l'hist. de France écrite par Mézerai. Par.* 1700. 12. Gerechtigkeit widerfahren ließ. Daß er die Gesetze gekannt habe, wie ein Geschichtswerk und besonders die Geschichte von Frankreich bearbeitet werden müsse, beweist die allen Ausgaben seines Werkes vorgesetzte ausführliche Vorrede; daß er ihnen aber nicht Genüge geleistet, beweist die eigene Arbeit. Es ist eigentlich eine in Heften geschriebene Geschichte, deren Verfasser, indem er sich unparteiisch stellt, die Annalen der Nation verfälscht, den Reiz zerstört, den gleichzeitige Schriftsteller über das ehrenvolle Andenken an das

1) Flögels Geschichte der komischen Literatur. 2. Bd. 605.
2) Schröckhs Kirchengesch. seit der Reformation. 6. Th. 582. Stäudlins Gesch. der theol. Wissenschaften. 1, Th. 439 ff.

3) Sie sind verzeichnet in Meusels bibl hist. Vol. VII. P. 1. 61 sq. 4) Dieser sagt (Siécle de Louis XIV. ed. Beaumarch. T. XX. p. 88.) unter andern: On lui a reproché que sa diction n'est pas toujours assez pure, que son style est trop faible, qu'il n'interesse pas, qu'il n'est pas peintre, qu'il n'a pas assez fait connoitre les usages, les moeurs, les loix; que son histoire est un long détail d'opérations de guerre, dans lesquelles un historien de son état se trompe presque toujours. Boulainvilliers wollte in Daniels Geschichtswerk près de dix mille erreurs gefunden haben. Andere Urtheile in den Actis erudit. a. 1698. p. 153—160. a. 1714. p. 212—218. Bibl. choisie T. XXVII. p. 1. Bibl. anc. et mod. T. XIV. 250. T. XII. 168. Lenglet-Dufresnoy T. XII. 112. De Fontette T. II. 54. Meusel l. c. 58—65. Vol. IX. P. II. 33. Dessen Gesch. von Frankr. Vorr. zum 1sten Bande. Wachlers Gesch. der histor. Forsch. 2. Bd. 1ste Abth. 145.

alte Frankreich verbreitet hatten, und der sichtbar bemüht ist, alles so zu schildern, wie es dem Hofe und den großen Familien des Reichs angenehm ist, ja der sich sogar nicht entblödet, um der Maintenon zu gefallen, zu beweisen, daß Bastarde zu allen Zeiten den französischen Thron bestiegen haben. Von den Päpsten und Heinrich IV. spricht und urtheilt er als Jesuit, und was den Protestanten zum Vortheil gereicht, übergeht er entweder mit Stillschweigen, oder stellt es in ein ungünstiges Licht, und hält die Verfolgung der Ketzer für verdienstlich. Die Quellen hat er zwar hie und da zu Rathe gezogen, aber oft folgt er auch ohne Prüfung neuern, zum Theil unsichern Führern, und während er in der neuern Geschichte mit rhetorischer Schwatzhaftigkeit von Schlachten, Belagerungen und Scharmützeln redet, läßt er Gegenstände von gemeinnütziger Wichtigkeit (Geistesentwickelung, Gesetze, Sitten, Gebräuche u. s. w.) unberührt. Besser als das große Werk ist der vom Verfasser selbst veranstaltete *Abrégé de l'hist. de France, depuis l'établissement de la monarchie fr. dans les Gaules, jusqu'à la mort de Henri IV. Par.* 1722. Vol. III. 4. oder Vol. IX. 12. Ib. 1724. Vol. IX. 12. Ib. 1727. Vol. VI. 4. mit einer schlechten Fortsetzung *jusqu'à la mort de Louis XIV. en* 1715 (*par le père Dorival, Jesuite*). Ib. 1751. 12. Beifall fand und verdiente seine *Histoire de la milice françoise et des changements qui s'y sont faits. Par.* 1721. Vol. II. 4. mit Kupf., im Auszuge *par Allatz.* Ib. 1773; 1780. Vol. II. 12. Am *Journal du Trevoux* war Daniel ein sehr fleißiger Mitarbeiter [5]. (*Baur.*)

DANIEL, Christian Friedrich, praktischer Arzt zu Halle, geb. den 13. Dec. 1714 zu Sondershausen, wo sein Vater Landschaftsrath und Oberbürgermeister war. Er ging 1733 auf die Hochschule nach Jena und 1735 nach Halle, wo er 7 Jahre mit dem berühmten Arzte Friedrich Hofmann als Hausgenosse, Besorger seiner Correspondenz und Theilnehmer an seinen praktischen Arbeiten in den vertrautesten Verhältnissen lebte. Er erwarb sich durch die ohne Vorsitz vertheidigte *Dissertat. de specialissima medendi methodo, omnis felicis curationis fundamento. Hal.* 1742. 4. die medizinische Doctorwürde, war seitdem in Halle ein sehr geschätzter Praktiker und starb daselbst 1771 mit dem Charakter eines Schwarzburg-Sondershausenschen Hofraths. Als Schüler Hofmanns und dessen Grundsätzen folgend schrieb er: Beiträge zur medizinischen Gelehrsamkeit. Halle 1748 — 1755. 3 Theile. 4., in denen außer Krankengeschichten viele diätetische und andere gemeinnützige Sachen vorkommen. Aus seinem Nachlasse gab sein Sohn eine Samlung medizinischer Gutachten und Zeugnisse, Leipzig 1776; Anh. 1777. 8. mit Kupfern heraus, die hauptsächlich die pathologische Anatomie und die gerichtliche Arzneikunst zum Gegenstande haben [1]. — Sein genannter Sohn, ebenfalls Christian Friedrich, war zu Halle den 30. November 1753 geboren. Nachdem er daselbst die medizinische Doctorwürde erhalten hatte, lebte er in seiner Vaterstadt als ein geschätzter Praktiker, bis er den 28. September 1798 starb. Seine Schriften enthalten manche gute neue Bemerkungen, aber auch viele unhaltbare Hypothesen, namentlich sein Versuch einer Theorie der wichtigsten Beobachtungen aus der Naturlehre, die man zum Theil durch fixe Luft oder fette Säure zu erklären bemüht war. Halle 1777. 8., denn die Theorie, welche er aufstellte, war ebenso unhaltbar, als diejenige, welche er bestritt. Ganz originell, und von einer gewissen Seite sehr empfehlenswerth war sein *Systema aegritudinum, conditum per nosologiam, pathologiam, symptomatologiam, aetiologiae substructas. Lips.* 1781. Vol. II. 8. von ihm selbst verteutscht mit Anmerk. und Zusätzen. Weißenfels 1794. 8., wodurch er sich ein Verdienst um die Nosologie zu erwerben suchte. Er ging dabei ganz von dem Unterschiede aus, den die Alten zwischen Krankheit (νόσος) und Passion (πάθος) machten, allein die darauf gebaute Theorie ist mehr scheinbar als begründet [2]. Auch seine Bearbeitung von Sauvages Nosologie (*Sauvages nosologia methodica, castigavit, emend. auxit. Lips.* 1790 — 1797. Vol. V. 8.) fand wenig Beifall. Sonst schrieb er: *Commentatio de infantum nuper natorum umbilico et pulmonibus. Hal.* 1780. 8. Entwurf einer Bibliothek der Statsarzneikunde und medizin. Polizei. Halle 1784. 8.; eine brauchbare Bibliographie; u. e. a. [3]). (*Baur.*)

DANIEL, Stephan von Vargyas (sp. Wardjasch), königlicher Richter des Udvarhelyer Stuhles und Curator des reformirten Collegiums zu Enyed in Siebenbürgen, aus einer edeln adeligen Familie, welche in der Folge von der Königin Maria Theresia in den Freiherrnstand erhoben wurde, im J. 1684 geboren. Er gab folgende theologische Werke im Druck heraus: 1) *Monita paterna. Cibinii* (Hermannstadt 1752. 8.). Enthält die Hauptgrundsätze der praktischen Theologie nach dem Lehrbegriff der helvetischen Kirche *). 2) *Variarum meditationum sacrarum miscellanea. Enyedini* 1759. 4. 3) *Azörök életre vezető egyenes út etc.* (Der gerade Weg zum ewigen Leben). Enyed 1764. Ist gegen die Dogmen der Unitarier oder Socinianer gerichtet. 4) *Isten eleibe botsátott oldzatos Könyörgéseknek gyakorlása.* (Übung in zu Gott gerichteten, demüthigen Gebeten). 1766. 8. — In der Handschrift hinterließ er eine Beschreibung seines Lebens und seiner Thaten. — Seine gelehrte Tochter Polyxena von Dániél, in der Folge an den Freiherrn Stephan Wesselényi von Hadad vermählt, war schon in ihrer Jugend vieler gebildeten und gelehrten Sprachen, namentlich der lateinischen und griechischen, kundig, aber zugleich eine Freundin ihrer magyarischen Muttersprache, und beschäftigte sich gern mit

5) Eloge im Mercure de Fr. Aout 1728. p. 1775 — 1779. Eloge de quelques aut. franç. (de Mr. Joly). p. 401 — 427. Lamberts Gesch. d. Reg. Ludwigs XIV. 2. Bd. 150. Sein Leben von Griffet vor der Ausgabe von 1735.

1) Börners Leben der. Ärzte. 3. Bd. 200. 443. 634. Meusels Lex. der verst. Schriftsteller. 3. Bd.

2) Sprengels Gesch. der Arzneik. 5. Th. 559. 3) Meusel a. a. O.

*) Diese Schrift veranlaßte sein Sohn, der durch unvorsichtige Behandlung eines Gewehrs sich den rechten Arm verwundete

Lectüre und Schriftstellerei. Sie übersetzte die lateinisch geschriebene Ethik des reformirten Predigers und Professors Benedict Pictet zu Genf in die magyarische Sprache und ließ sie unter dem Titel *„A' Keresztény Ethikának summás veleje"* (summarischer Inbegriff der christlichen Ethik) zu Klausenburg 1752 in Octav drucken. Auch gab sie eine magyarische Übersetzung des lateinischen Werkes ihres Vaters *Paterna Monita* im Druck heraus. (*Rumy.*)

DANIEL, Pedler und Arrowsmith, sind die Namen von drei Inseln, welche eine Gruppe der Ralikkette im Mulgrave-Archipel bilden. Sie wurden von Gilbert unter 7° 19′ n. Br. und 172° 30′ östl. von Gr. gesehen und benannt. Die Straße zwischen den beiden letzten Inseln führt auf den Charten den Namen Fordyce Passage. (Hassel Erdbeschr. v. Australien. Weim. 1825. S. 593.) (*H.*)

DANIELE, S., ein mit Villanova verbundener großer Flecken und Gemeinde in dem gleichnamigen Districte der Provinz (Delegation) Friaul des venedigschen Gouvernements, mit einem königl. Districts-Commissariate, Prätur, Gemeindedeputation, Salz- und Tabaksverschleiß und Briefsamlung des Postinspectorats Udine, 1 Pfarre und 5 Nebenkirchen, 2 im freien Felde gelegenen Kirchen, 9 Oratorien und Kapellen, und 3573 Einw., welche lebhaften Kornhandel treiben. Es liegt theils an einer Anhöhe, theils in der von dem Corno und Repudio durchschnittenen Ebene unweit des Tagliamento und außer demselben gehören zu dem Districte die Gemeinden: 1) Colloredo di mont' Albano, aus dem gleichn. Dorfe, mehren Frazionen und Villen mit 4 Pfarr- und mehren Nebenkirchen und Oratorien bestehend. Das Dorf ist der Sitz der Gemeindedeputation und Stammort des gleichn. berühmten Geschlechts (s. Thl. XVIII. S. 285.). 2) Coseano, mit Vorstand und 1 Pfarrk. und 3 Oratorien in dem gleichn. Dorfe; außerdem gehören zu derselben noch mehre unbedeutende Dörfer (Villaggi) mit 1 Pfarr- und mehren Nebenkirchen und Oratorien. — 3) Dignano. 4) Fagagna. 5) Majano. 6) Moruzzo. 7) Ragogna. 8) Rive d'Arcano. 9) S. Odorico. 10) S. Vito di Fagagna. (Vergl. die einz. Art. — Nach Hassel Erdbeschr. d. östr. Kaiserth. Weim. 1819. S. 736 und Crusius topogr. Postlex. III. Suppl. II. Abth. Wien 1828.) (*Leonhardi.*)

DANIELE, Francesco, Geschichts- und Alterthumsforscher, geboren den 11. April 1740 zu St. Clement bei Caserta im Neapolitanischen. Da er sich als gelehrter Forscher im Gebiete der Geschichte und Archäologie rühmlich bekannt machte, so wurde er 1778 Historiograph des Königs von Neapel und 1787 beständiger Secretair der berühmten herkulanischen Akademie, deren Bestimmung war, die zu Herkulanum und Pompeji gemachten Entdeckungen bekannt zu machen. Diesem Geschäfte widmete er sich mit so viel Einsicht und Thätigkeit, daß ihn nicht nur die meisten italiänischen gelehrten Gesellschaften, sondern auch die königl. Societäten zu London und St. Petersburg unter ihre Mitglieder aufnahmen, und der Malteserorden ihn 1782 zu seinem Historiographen ernannte. Als er 1799, bei der Rückkehr des Königs von Neapel in seine Staten, aus welchen ihn die Franzosen vertrieben hatten, einige seiner Freunde der königl. Rache durch Fürsprache entziehen wollte, machte er sich verdächtig, wurde seiner Ämter und Würden entsetzt und dem Elende Preis gegeben. Erst nach der Thronbesteigung des Königs Joseph im Jahre 1806 verbesserte sich seine Lage; er erhielt eine Pension, wurde Director der königl. Druckerei und beständiger Secretair der neugestifteten Akademie der Geschichte und der Alterthümer. Die Wiederkehr seines Glückes wurde aber durch eine langwierige Krankheit getrübt, welche am 13. November 1812 seinen Tod zu St. Clement zur Folge hatte. Das Wichtigste, was dieser, auch von Seiten seiner Humanität und Wohlthätigkeit allgemein verehrte, gelehrte Forscher unter seinem Namen herausgab, besteht in Folgendem: Alcuni monumenti del museo Carafſa. Nap. 1778. 4. m. Kupf.; höchst selten, weil nur 12 Exemplare abgezogen wurden. Le Forche Caudine illustrate, con due appendici. Caserte 1778; ed. II. Nap. 1811. fol. m. Kupf.; damit sind zu verbinden seine Osservazioni sulla topotesia delle Forche Caud. im Journal von Pisa 1779. I regali sepolcri del duomo di Palermo riconosciuti ed illustr. Nap. 1784. fol. Constitutiones Regum R. Siciliae mandante Friderico II. cum graec. vers. Ib. 1786. fol. Monete antiche di Capua con alcune brevi osservazioni. Ib. 1802. 4. m. Kupf. Mit gehaltreichen Zusätzen versah er die zweite Ausgabe der Cronologia della famiglia Carracciolo di Franc. de' Pietri. Nap. 1805. 4., und war der erste Herausgeber folgender Werke, die er mit lehrreichen Vorreden begleitete: Ant. Thylesii opp. Nap. 1762. 8. Ejusd. carmina et epistolae. Ib. 1808. Opuscoli di Marco Mondo. Ib. 1763. Joan. Baptistae Vici latinae orationes. Ib. 1766 *). (*Baur.*)

DANIELETTI, Daniele, geb. 1752, gest. 1822 als Professor der Baukunst an der Universität zu Padua. Er war ein Schüler von Cerato und hatte zu seiner Ausbildung, da er Vermögen besaß, die merkwürdigsten italiänischen Gebäude besichtiget. In allen nach seinen Entwürfen ausgeführten Bauen ist das Äußere dem Zwecke oder der innern Bestimmung aufgeopfert. Geschätzt werden seine Elementi di architettura civile wegen der Klarheit des Vortrags und der erläuternden Kupfertafeln.
(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DANIELLI, Stephan, Arzt, zu Butrio im Bolognesischen 1656 geboren, studirte zu Bologna, erhielt daselbst einen medizinischen Lehrstuhl, war als Praktiker und Leibarzt mehrer Kardinäle sehr berühmt und starb nach 1731. Seine Schriften haben wenig Eigenes und sind nicht frei von Einseitigkeit und Parteilichkeit. Animadversio hodierni status medicinae practicae. Ven. 1709. Supplem. 1719. 8. Vita praeceptoris sui J. H. Sbaraleae. Bonon. 1710. 4. Raccolta di questioni intorno a cose di botanica, notomia, filosofia e medicina, agitate tra il Malpighi e lo Sbaraglia. Ib. 1723. 8. — Seine einzige Tochter Laura zeichnete sich als gelehrte Kennerin der Sprachen, Philosophie und Geometrie

*) Vita di Fr. Daniele, mit seinem Portrait, von J. Castaldi. Biogr. univ. T. X. (von Guiſſon). Eberts bibliogr. Lex.

aus, und gab davon öffentlich Beweise, die ihr große Ehre brachten †). (*Baur.*)

DANIELSBERG, Berg in Oberkärnthen, im Möllthal. Auf der Felsenkuppe desselben steht man noch eines der ältesten römischen Denkmäler, einen Tempel des Herkules, der aber gegenwärtig zum christlichen Gottesdienste geweiht und eingerichtet ist. Die Gegend umher ist schauerlich wild und erhaben, wie das ganze Thal. (*Rumy.*)

DANIELSEN, Erasmus, Rector der Stadtschule zu Kiel seit 1778, und seit 1791 Honorar-Professor der Philosophie, geb. zu Eckenis, Kirchspiel Bohem in Angeln den 21. April 1745, gest. im März 1809. Seine anonym erschienenen Schriften: Wahre Philosophie des Christenthums für Jedermann. Kiel 1775. 8., und: Auch etwas über Wahrheit, Denken und Lehren. Hamb. 1777. 8. sind vergessen. Mehr Beifall fanden und verdienten seine Erklärung der im Schlesw.-Holst. Landeskatechismus enthaltenen Religionslehren. Kiel 1780; 1792. 8. (im moralischen Theile sehr brauchbar); Taschenbuch über die Richtigkeit der teutschen Sprache im Sprechen und Schreiben. Eb. 3 Th. 1795; 1799. 8. Elementarbuch der lat. Sprache. Eb. 1802. 8. Viele Programme *). (*Baur.*)

Daniels-Island, eine der Bermudas (s. d.).

DANIELSVILLE, Hauptort der Grafschaft Madison des nordamerikan. Freistates Georgia, mit 1 Postamte. (*H.*)

DANILOW, seit 1780 eine Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Jaroslaw an der Pelenda, unter dem 58. Gr. 15 Min. der n. Br. und dem 58 Gr. 20 Min. der ö. L., in einer mit Wäldern und Bergen umgebenen Gegend, 9½ Meile von Jaroslaw. Sie enthält 368 hölzerne Wohnhäuser, einen Kaufhof mit 115 Buden, 2 Kirchen, an 1800 Einwohner, 3 Lichtgießereien, 3 Wachsschmelzereien, 2 Färbereien, 3 Schmieden, 1 Armenhaus und 1 Kreisschule. Der Kram- und Victualienhandel ist unbedeutend. Der Umkreis der Stadt hat meistens unebenen Boden, die Fruchtbarkeit aber ist gering, denn man erntet in der Regel nicht mehr als das dritte Korn; auch hat er viele, zum Theil große Seen, welche Hechte, Barse, Schleien, Karauschen, Weißfische und Kaulbarse enthalten. (*Petri.*)

DANILOWA, ein in Rußland berühmtes Mönchs- und Nonnenkloster im Gouvernement Olonetz, am See Wog, mit dem ebenfalls zwiefachen Kloster Lekſa, 3 Meilen davon. Beide gehören den Altgläubigen oder Starowerzen und werden von mehr als 100 Mönchen und gegen 1000 Nonnen, alten abgelebten Personen, und noch von 300 Meistern und Gewerksleuten bewohnt; denn Mönche und Nonnen treiben hier mit Beihilfe dieser Arbeiter eine Menge Gewerbe, Ackerbau, Viehzucht und Handel, unterhalten 2 Stutereien, schicken Leute nach Spitzbergen auf den Fang von Rennthieren, Wallrossen, Seehunden, weißen Bären, blauen und weißen Füchsen; kurz, sie theilen ihr Leben zwischen Gebet und rastloser Thätigkeit, die ihnen hier zur Fristung ihrer Tage nothwendig ist. Innerhalb des Klosters ist eine Lederfabrik zu Juchten und Sohlen, und nahe dabei eine Kupferschmelzhütte, worin Heiligenbilder von Kupfer geschmelzt, polirt und emaillirt werden. Jedes Kloster hat sein eigenes, besonderes Lazareth. Überhaupt ist die Einrichtung dieser 4 Klöster im Ganzen gut, lobenswerth und sehenswürdig. Sie werden häufig von Andächtigen ihrer Secte besucht. (*Petri.*)

DANISCHMEND, d. i. Wissender. So heißen bei den Osmanen die Studirenden der dritten und höchsten Klasse in den Medresse oder Collegien für Studirende. Den Damischmenden steht es frei, sich dem Stande der Richter (Kadi), oder der bloßen Gesetzgelehrten (Mufti), oder der Priester (Imame) zu widmen. (S. Türkei; Lehrstand.) (*H.*)

DANKBARKEIT ist eine Tugend, welche öfter gepriesen und gefodert, als in Ausübung gebracht wird. Sie besteht in vollkommener Einsicht und Schätzung des Guten, was uns zu Theil geworden, und einem daraus hervorgehenden Gefühl der Verpflichtung gegen diejenigen, welche wir als Urheber dieses Guten betrachten müssen. Eine solche Einsicht scheint nun ungemein leicht und das dieselbe begleitende Gefühl allen lebenden Wesen so natürlich, daß wir sogar bei Thieren aus bloßer Empfindung und Erinnerung empfangener Wohlthaten eine dankbare Zuthätigkeit gegen ihre Pfleger und Wärter hervorgehen sehen. Um so auffallender ist die Erscheinung des Undanks unter den Menschen, welche nach dem Urtheile der Menschenkenner ganz allgemein gefunden wird und sich in dem bekannten Sprüchwort ausdrückt: „Undank ist der Welt Lohn."

Ursprüngliche Quelle der Undankbarkeit ist der Hochmuth, welchen die Menschen vor den Thieren voraus haben. Eine Überschätzung seiner selbst und seiner Persönlichkeit, welche den Hochmüthigen begleitet, will alles Gute, was ihm zu Theil wird, nur seiner eignen Kraft und Vortrefflichkeit, nicht den Umständen, nicht einer Beihilfe anderer Wesen zuschreiben. Gesetzt auch, es wäre in manchem Falle unverkennbar, die fremde Hilfe habe genutzt, so erweckt dies dem Hochmüthigen eine unangenehme Empfindung, die er durch die Vorstellung zu entfernen sucht, jener fremde Dienst sei Schuldigkeit von Seiten der andern gewesen und verpflichte deswegen zu nichts. Ein Gefühl der Abhängigkeit, welches denjenigen begleitet, der Wohlthaten empfängt, ist dem Hochmüthigen lästig, er sucht lieber den ganzen Gedanken an das Geschehene aus seiner Erinnerung zu tilgen und ist am wenigsten geneigt, etwa durch Handlungen seinen Dank zu beweisen und dadurch die Erinnerung aufzufrischen. Weswegen denn in allen solchen Fällen Ermahnungen zur Dankbarkeit, zu einer so natürlichen und allgemein gepriesenen Tugend, ihren Zweck gänzlich verfehlen und meistens mit Härte von der Hand gewiesen werden. Oft auch, um sich noch leichter von Verbindlichkeiten loszusagen, pflegt ein undankbarer Hochmuth den Werth der Wohlthaten zu verkleinern, als seien sie mit der Absicht erwiesen worden, recht viel Dank dafür zu

†) Mangetti bibl. scriptor. medicor. — Biogr. univ. T. X. (von Chaumeton).

*) Kordes Lex. der Schlesw.-Holst. Schriftst. 71.

empfangen, also eigennützig, mithin einer ehrenden Aufmerksamkeit unwürdig. Es läßt sich einsehen, daß bei einer solchen Stimmung des Hochmuths die Größe der erwiesenen Wohlthaten gar keinen Unterschied macht für die Erweckung des dankbaren Gemüths, sondern daß bei einer Steigerung des Guten, was jemand empfängt, auch seine Undankbarkeit stets zunehmen und die zu erwartende Tugend immer mehr verschwinden kann.

Nach religiöser Überzeugung ist die Menschheit stets zum Danke gegen die Gottheit verpflichtet. Leben, Dasein, jegliches Gute und jegliche Freude sind dem abhängigen Menschen vom Schöpfer ursprünglich zu Theil worden. Wirklich stammte in allen religiösen Gebräuchen, selbst den unvollkommenern, sehr vieles aus dieser Quelle, und auf den Altären, welche zur Ehre der Gottheit errichtet sind, werden die Dankopfer nicht fehlen. Im Christenthum, welches die höchste Güte und Weisheit Gottes lehrt, und daß selbst die Übel des Lebens zur Prüfung, Besserung und Läuterung gehören, sonach mit Ergebung vom Geschöpfe zu tragen sind, ist der eigentliche Gottesdienst ein immerwährender Dank, eine fortwährende Richtung des frommen Gemüths zu dem Geber alles Guten und seiner weisen Vorsehung. Daher behaupten die Theologen mit Recht, der Hochmuth sei Sünde, denn er zerstört die religiöse Gesinnung, lehnt sich auf gegen den Willen des Allmächtigen und läßt die Tugend der Dankbarkeit verschwinden. Mit ihr daher steigt und fällt das Preiswürdige der christlichen Überzeugung und die daraus erwachsende schöne Harmonie des gläubigen, gottseligen Bewußtseyns.

Nicht minder ist der Mensch vom Anbeginn seines irdischen Lebens an die Hilfe und Pflege seines Geschlechts gewiesen, empfängt Wohlthaten von seines Gleichen, von der gesamten bürgerlichen Gesellschaft, noch ehe er sie vollständig zu empfinden und zu würdigen weiß. Besonders werden die Kinder nie genug die Liebe ihrer Eltern, und was diese für sie gethan, anerkennen und sich davon durchdrungen fühlen mögen. Aber auch Verwandte, Freunde, wohlwollende Mitbürger und Genossen in engern und weitern Kreisen haben stets großen Antheil an jeglichem Guten, welches der Mensch im Laufe der Tage erfährt. Eine lebendige Verpflichtung zum Danke, fern von Gleichgiltigkeit und roher Beseitigung, wird daraus hervorgehen und in höherem oder geringerem Maße das Band befestigen, welches die Menschen an einander knüpft, so daß die Tugend der Dankbarkeit als eine der wesentlichsten Grundlagen menschlicher Gesellschaft und ihres Zusammenhangs betrachtet werden darf.

Wo Hochmuth und Egoismus diese Verhältnisse auflösen, da bringt eine ausgeartete Religion Unsegen, und das Erlöschen der Tugenden Fluch. (*Köppen.*)

DANKELMANN (nach älterer Schreibart Danckelmann), Eberhard Christoph Balthasar, Freiherr von, wurde im Jahr 1643 den 13. November ältern (23. Nov. neuern) Styls zu Lingen geboren. Sein Vater, Sylvester von Dankelmann, brandenburgischer und oranischer Rath, Landrichter und Gograf der Grafschaft Lingen, zur reformirten Kirche gehörend, lebte mit seiner Gattin Beata von Dierenthal funfzig Jahre in der Ehe und erzeugte sieben Söhne, von denen Eberhard der vierte oder mittelste war. Er studirte in Utrecht, wo er nach einigen Nachrichten schon im 12. Jahre eine Disputation de Jure emphyteutico hielt, machte nach vollendeten Studien Reisen, wurde dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg bei dessen Anwesenheit in Holland als ein rechtschaffener, gebildeter und thätiger junger Mann bekannt und von ihm 1663 nach Berlin berufen, um unter der Aufsicht des Oberpräsidenten von Schwerin den damals sechsjährigen Markgrafen Friedrich, welcher späterhin Kurprinz und erster König von Preußen wurde, zu erziehen. Er flößte seinem Zögling die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften ein, welche ihn vor vielen Fürsten auszeichnete, und erwarb sich überhaupt in seinem Posten den vollen Beifall des Kurfürsten, der ihn daher schon 1665 zum Titularrath, 1669 zum halberstädtischen Regirungsrath, 1676 zum geheimen Rath bei der Regirung von Cleve und Mark und später zum geheimen Kammer- und Lehnsrath ernannte, ihm die Entlassung aus seinem Dienste, welche Dankelmann mehrmals nachsuchte, nie gewähren mochte und einst dabei äußerte: „er müsse bei seinem Sohne bleiben, weil niemand ihn so sicher vor Verführung bewahren könnte." Er behielt daher auch nach beendigter Erziehung seine Anstellung bei dem Prinzen als geheimer Secretair und vertrauter Rathgeber, und erwarb sich neben der Achtung zuletzt auch durch die vielen Beweise seiner Treue die Zuneigung desselben. Er verwendete sein eigenes kleines Vermögen, um die äußere Lage des Prinzen zu erleichtern, dem es durch die Schuld seiner Stiefmutter, der Kurfürstin Dorothea, oft an den nöthigen Geldmitteln fehlte, und stand ihm in Gefahr und Unglück als ein vorsorgender und rettender Freund zur Seite. Als der Kurprinz 1679 bei dem berühmten Winterfeldzuge seines Vaters gegen die Schweden in Folge der ausgestandenen Beschwerden sehr hart erkrankte und von der Dienerschaft bereits aufgegeben und deshalb lässiger gewartet wurde, pflegte er ihn mit Gefahr seiner eigenen Gesundheit und trug dadurch das meiste zur Rettung seines Lebens bei, welches der Kurprinz auch selbst anerkannte. Er begleitete ihn, als er sich bald nachher aus Furcht vor den Nachstellungen seiner Stiefmutter nach Kassel flüchtete. Pöllnitz erzählt noch einen zweiten Fall, wo Dankelmann das Leben des Prinzen durch ein schnell gereichtes Gegengift gerettet haben soll, als dieser nach dem Genusse einer Tasse Kaffee bei seiner Stiefmutter plötzlich mit den Zeichen der Vergiftung erkrankte. Im J. 1683 vermochte er den Kurfürsten, seinem Sohne 30000 Thaler an spanischen Subsidiengeldern und Staßfurthischen Salzkosten zu überlassen und nahm das Gut Marzahn, welches ihm der Prinz aus Dankbarkeit schenken wollte, nicht an. Als daher der Prinz am 29. April 1688 zur Regirung kam, ließ er sich die Belohnung seines gewesenen Erziehers und Lebensretters vor allem angelegen seyn, erhob ihn zu den höchsten Ehrenstellen, legte das Steuer der Regirung beinahe ausschließlich in seine Hände, und unternahm auch in seinen Privatangelegenheiten nichts ohne seinen

Rath. Bereits am 20. Mai 1688 wurde er zum geheimen Stats- und Kriegsrath, 1692 aber zum Präsidenten der Regirung zu Cleve ernannt, auch erhielt er in dem letzten Jahre das Indigenat in Preußen nebst mehreren Gütern. Im J. 1695 ernannte ihn der Kurfürst bei offener Tafel zum Premierminister und Oberpräsidenten, eine Würde, deren Annahme Dankelmann anfangs verweigerte. Ebenso lehnte er den ihm vom Kaiser Leopold angetragenen Reichsgrafenstand und die Grafschaft Spiegelberg, die ihm der Kurfürst Behufs der Annahme dieser Würde erkaufen wollte, ab. Dafür wurde er in demselben Jahre 1695 samt seinen Brüdern in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und erhielt für sich und seine Nachkommen die Erbpostmeisterwürde, im folgenden Jahre 1696 aber die Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse. Sein Ansehn und sein Einfluß gewannen noch einen Zuwachs dadurch, daß er seine sechs Brüder, sämtlich brauchbare und verdiente Männer, zu bedeutenden Ämtern erhob und in verschiedenen Provinzen an die Spitze der Verwaltung stellte. Der erste, Johann, war geheimer Rath, Resident im westphälischen Kreise und Präsident der afrikanischen Compagnie in Emden; der zweite, Thomas Ernst, geheimer Rath und kurbrandenburgischer Envoyé Extraordinaire am Londoner Hofe, auch königl. englischer Rath und Landrichter zu Lingen; der dritte, Sylvester Jakob, wirkl. geh. Statsrath, Kammergerichts- und Consistorialpräsident; der vierte, Daniel Ludolph, wirkl. geh. Statsrath und Generalkriegscommissarius; der fünfte, Nicolaus Bartholomäus, wirkl. geh. Rath, Kammerpräsident in Magdeburg und Envoyé Extraordinaire bei dem Kaiser; der sechste endlich, Wilhelm Heinrich, geheimer Rath und Kanzler in dem Fürstenthume Minden. Der alles überwiegende Einfluß, den diese Familie durch eine seltene Begünstigung des Glückes zu haben schien und in der Hauptsache auch wirklich hatte, machte um so mehr den Neid und die Mißgunst der Hofleute rege, da der Charakter des Oberpräsidenten nicht geeignet war, sich vorzugsweise Liebe zu erwerben. Längere Zeit aber wagte dieser Neid sich nur durch ein heimliches Murren oder ein witzelndes Gespött zu äußern, womit man dies sogenannte brandenburgische Siebengestirn verfolgte, und er fand nur darin einige Befriedigung, daß der frühe Tod des dritten Bruders, Sylvester Jacob, am 5. August 1695, in dem seltenen Brüderverein eine Lücke machte. Das Ansehen des Oberpräsidenten schien um so mehr gegen jeden Angriff gesichert, da er das Zutrauen seines Herrn durch seine Verwaltung rechtfertigte und sich um den Stat nicht minder, als um die Person des Kurfürsten verdient machte. Ein kräftig emporstrebender Geist war bei ihm mit einer gründlichen Einsicht in Statssachen und einer rastlosen Thätigkeit verbunden. Er kannte genau die damalige Lage Europa's und besaß alle zu einem Statsminister erfoderlichen Eigenschaften. Seine äußere Politik erhielt dem brandenburgischen Hofe das Ansehen und den Einfluß, wozu die Regirung des großen Kurfürsten den Grund gelegt hatte. Als Finanzminister suchte er Manufacturen und Fabriken durch Ertheilung von Monopolen zu heben, wobei die unter Friedrich Wilhelm dem Großen eingewanderten französischen Reformirten besonders begünstigt wurden. Um den Ertrag der vorher sehr schlecht benutzten Domainen zu erhöhen, ordnete er eine eigene Hofkammer an, woraus später ein Domainendirectorium wurde, und es gelang ihm, im Jahr 1697 aus sämtlichen brandenburgischen Domainen, nach Abzug der Kosten, einen reinen Überschuß von 847247 Thalern zu ziehen, den er jedoch noch höher zu steigern bedacht war. Das Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe, welches der große Aufwand des Hofes herbeiführte, suchte er möglichst durch Beschränkung der Ausgaben und durch Ordnung und Regelmäßigkeit in der öffentlichen Verwaltung auszugleichen. Da er aber, trotz seines großen Einflusses auf den Kurfürsten, doch den Hang desselben zu übermäßigen Ausgaben nicht zu zügeln vermochte, weil ihm dabei, außer der natürlichen Neigung des Fürsten, auch die Höflinge zu stark entgegen arbeiteten, so bemühte er sich wenigstens, diesen Hang auf nützliche Gegenstände zu leiten und besonders zum Gedeihen der Künste und Wissenschaften zu benutzen. Die damalige Verschönerung Berlins, die Akademien der Wissenschaften und Künste, die neugestiftete Universität Halle, die Ausstattung der Bibliotheken und Kunstkammern müssen größtentheils auf seine Rechnung gesetzt werden. Mit welchen Augen Dankelmann die Bemühungen des Kurfürsten, seinem Hause die königliche Würde zu verschaffen, betrachtet habe, scheint noch nicht außer allen Zweifel gesetzt. Nach der früher gewöhnlichen, von Pöllnitz in dessen Memoiren unterstützten Meinung hätte sich Dankelmann diesem Project des Kurfürsten widersetzt, weil er den gesteigerten Aufwand fürchtete, den die Annahme der Königswürde herbeiführen mußte, und dieser Widerstand wäre die Hauptveranlassung seines nachherigen Falles gewesen. Dagegen streitet der Umstand, daß man dem Oberpräsidenten nach seinem Falle es zum Vorwurf machte, er habe den Kurfürsten zum König erheben wollen, wie dies namentlich die Minister von Fuchs und von Schmettau in ihren Gutachten über ihn thaten *). Vielleicht ließen sich diese widersprechenden Angaben durch die Annahme vereinigen, daß Dankelmann zuerst gegen, später aber für die Königswürde gewesen sei, wiewol auch dadurch bei weitem nicht alle Schwierigkeiten gehoben werden. Gewiß ist, daß der plötzliche Fall Dankelmanns sich auch ohne seinen angeblichen Widerstand gegen den Lieblingsplan seines Herrn nur zu gut erklären läßt. Der Oberpräsident war kein geschmeidiger Höfling, und sein fester, stolzer, durchgreifender Charakter paßte im Grunde nicht recht zu der Denkungsart eines Fürsten, der Nachgibigkeit verlangte oder doch wenigstens mit Feinheit geleitet seyn wollte. Durch gerades, dreistes und häufiges Widersprechen konnte er leicht Unlust bei seinem Gebieter erregen; indessen würden solche Ausbrüche übler Laune die langjährigen, festen Bande zwischen dem Fürsten und

*) S. die Schrift: Der königl. preuß. und kurfürstl. brandenburgische wirkl. geh. Statsrath (von Klaproth und Cosmar). Berlin 1805. S. 253 u. 380.

seinem Minister ohne die Dazwischenkunft anderer Personen wol schwerlich gelöst haben. Allein das Selbstgefühl, welches Dankelmann beselte, verleitete ihn zu einem Betragen, wodurch er sich fast alle Höflinge zu Feinden machte. Er war auffahrend, finster und zurückstoßend im Äußern, verließ sich ganz auf seine Verdienste, dachte nicht daran, sich Freunde oder Creaturen zu verschaffen und ließ seine Neider nur zu oft seine Überlegenheit und seine Verachtung fühlen. So bildete sich im Stillen eine immer stärkere Partei gegen ihn, an deren Spitze einer der geschmeidigsten Hofleute, der Baron von Kolbe stand, den Dankelmann zuerst gehoben, dann aber durch geringschätzige Behandlung seiner in der That verächtlichen, nach Herkunft und Denkungsart gemeinen Gattin gereizt hatte. Diese Frau, die, ohne Schönheit und Verstand zu besitzen, auf eine schwer zu begreifende Weise die besondere Achtung des Kurfürsten erlangt hatte, wurde die Haupttriebfeder zu Dankelmanns Sturz. Im Verein mit ihr wirkte besonders noch der Feldmarschall Graf von Barfuß, ein Mann von nicht geringen militärischen und hofmännischen Talenten, zu seinem Nachtheil. Bei der immer zunehmenden Kälte des Kurfürsten beschloß Dankelmann freiwillig das Feld zu räumen und verlangte seine Entlassung „weil er, bei dem merklichen Verfall seiner Gesundheit, Ruhe bedürfe und sich den vielen und schweren Arbeiten seines Amtes nicht mehr gewachsen finde." Auf sein wiederholtes Bitten erhielt er unter dem 27. November 1697 den Abschied auf eine ehrenvolle Weise. Es wurde ihm darin ausdrücklich die Zufriedenheit des Kurfürsten mit seinen geleisteten treuen Diensten und seine fortwährende Huld und Gnade zugesichert, und zum Beweise derselben behielt er nicht allein den bisher genossenen Rang und Ehren, sondern auch das Erbpostmeisteramt mit den Einkünften, die Präsidentenstelle bei der clevischen Regirung und die Amtshauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse, nicht minder eine Pension von zehntausend Thalern und die Erlaubniß, sie nach Belieben zu Berlin, zu Neustadt oder zu Cleve zu verzehren. Allein nach wenigen Tagen nahmen seine Angelegenheiten eine sehr ungünstige Wendung. Seine Feinde, die seinen unternehmenden Geist und die Rückkehr der Gunst des Kurfürsten fürchteten, boten Alles auf, ihn noch tiefer zu stürzen, um den Bruch unheilbar zu machen; und es gelang ihnen. Man machte ihm den Vorwurf, er habe nach seiner Entlassung die in seinen Händen befindlichen Papiere über Landesangelegenheiten nicht richtig abgeliefert, gegen den erhaltenen ausdrücklichen Befehl mit fremden Ministern Gemeinschaft gepflogen und auf andere Weise die seinem Herrn gebührende Achtung verletzt, und reizte den Kurfürsten dergestalt wieder ihn auf, daß er ihn anfänglich von Berlin nach Neustadt an der Dosse verwies, bald nachher aber, am 10. December 1697, ihn durch den General von Tettau, Commandeur der Garde du Corps, arretiren und nach Spandau in Verwahrung bringen ließ. Seine Güter wurden in Beschlag genommen und eine förmliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Ein Heer von 290 Klagepunkten ward gegen ihn aufgesetzt und diese in sieben Klassen getheilt, deren jede einer besondern Commission übergeben wurde. Diese Klagepunkte liefen auf Pflichtvergessenheit in seiner Amtsverwaltung, eigenmächtiges Ansichreißen aller Geschäfte, Verdrängung anderer Statsdiener von den Geschäften, Eingriffe in die Rechte des Landesherrn, verschuldete Zerrüttung der Finanzen, Verschwendung der Statseinkünfte, Verwahrlosung des Münzwesens, Berücksichtigung seines Privatinteresses bei öffentlichen Verhandlungen und Vergleichen mit andern Höfen, Ansichreißen von Statsgütern, übertriebene Begünstigung seiner Angehörigen, Unterdrückung der gegen sie eingelaufenen Beschwerden, Besetzung der Ämter mit unwürdigen Subjecten, Hochmuth und ungebührliches Betragen gegen hohe Personen und andere Statsdiener und ähnliche Dinge hinaus. Sogar wegen versuchter Goldmacherei wurde eine Beschuldigung gegen ihn erhoben. Durchaus ungegründet waren diese Anklagen wol nicht, und die Sucht, allein zu regiren, der Vorwurf des Stolzes, sowie manche Mißgriffe in der Finanzverwaltung können allerdings bei dem Oberpräsidenten nicht weggeläugnet werden. In der Hauptsache aber erscheinen die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen übertrieben und ungegründet, das Werk gehässiger Leidenschaft. Dankelmann vertheidigte sich mit aller Kraft, und die Theilnahme des Publikums sprach für ihn, aber sowol das eingefoderte Gutachten der einzelnen Statsräthe, als das Urtheil der zur Untersuchung seines Prozesses besonders niedergesetzten Commission fiel ungünstig für ihn aus. Er wurde indeß ohne eigentliches Endurtheil zur lebenslänglichen, engen Verwahrung nach der Festung Peitz abgeführt, seine Güter eingezogen und er auch der bei seiner Entlassung ihm bewilligten Vortheile und seiner Pension verlustig erklärt. Auch seine damals noch lebenden fünf Brüder wurden anfangs ihrer Ämter entsetzt, erhielten sie aber bald wieder, da keine Beschuldigung an ihnen haften wollte, und verwalteten sie bei noch vermehrter Achtung des Publikums fortan ungestört. Das Unglück vermochte Dankelmanns Geist und Muth nicht zu beugen, auch hatte er Freunde behalten, die fortwährend zu seinem Besten arbeiteten. In die allgemeine Amnestie, die der Kurfürst bei seiner Gelangung zur Königswürde erließ, sah er sich nicht eingeschlossen; im J. 1702 aber wurde ihm, auf seine wiederholten Vorstellungen, eine neue Untersuchung seiner Sache bewilligt, ohne andern Vortheil für ihn, als daß er die Erlaubniß erhielt, sich in der Entfernung einer halben Stunde von Peitz zu ergehen. Erst im J. 1707 gab ihm der König, in der Freude über die Geburt seines ersten Enkels, auf die Vorbitte der Kronprinzessin, seine Freiheit wieder, doch sollte er zu Cottbus wohnen und sich der Residenz nicht über zwei Meilen nähern dürfen. Auch wurde ihm jetzt erst aus seinem eingezogenen Vermögen eine jährliche Einnahme von zweitausend Thalern bewilligt und sein Anerbieten, auf einen Theil seiner Güter zu verzichten, wenn seine Unschuld öffentlich anerkannt würde, nicht angenommen. Bei der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms I. im J. 1713 hatte er die

Genugthuung, auf eine ehrenvolle Weise wieder an den Hof berufen zu werden, indem der neue König von ihm wichtige Aufschlüsse zu erhalten hoffte. Er entsprach indeß den Erwartungen des Königs wenig, und als ihm Friedrich Wilhelm demungeachtet seine vorigen Stellen wieder anbot, war Dankelmann, den eine zehnjährige Unthätigkeit den Geschäften entfremdet hatte, verständig genug, die Gnade abzulehnen. Er starb zu Berlin den 31. März 1722 im 79. Lebensjahre. Von seiner Gemahlin, einer Freiin von Morrien, die in seinem Unglück getreulich bei ihm aushielt, hatte er eine zahlreiche Nachkommenschaft. Seine beiden ältesten Söhne starben ohne Erben, der eine als Reichshofrath, der erste von der reformirten Kirche, zu Wien, der andere als Vicepräsident der Regirung zu Halberstadt. Der dritte Sohn, hessen-kasselischer Regirungsrath und Landdrost zu Rinteln, hinterließ Erben. Vier seiner Töchter wurden an Personen von Stande verheirathet. Sein Haus hat dem preußischen State bis in die neueste Zeit noch mehre Minister und Beamte gegeben*) (*Rese.*)

DANKERT oder DANCKERTS. Dieses Namens gab es mehre Künstler in Holland, wahrscheinlich aus derselben Familie. Als Haupt derselben scheint anzunehmen zu seyn: 1) Cornelius, geb. zu Amsterdam 1561. Er widmete sich der Kupferstecherkunst und verstand Bildnisse, Geschichte und Landschaften gleich geschickt zu behandeln. Für seinen Kunsthandel, den er in Antwerpen errichtete, arbeiteten mehre geschickte Künstler seiner Zeit. Sein Sohn 2) Danckert Danckerts, geb. zu Antwerpen um 1600, trieb gleich seinem Vater den Kupferstichhandel, ward aber auch selbst ein geschickterer Kupferstecher. Durch die geschickte Verbindung des Grabstichels mit der Radirnadel erhielten seine Blätter viel malerische Wirkung, worin man zugleich den verständigen Zeichner erkennt, der den Geist des Originals aufzufassen verstand, wie man in den Blättern findet, welche er nach Berghem und Wouwermanns stach. 3) Von dessen Bruder, Peter, der auch Kunsthändler zu Antwerpen war, waren — nach Auguis in der Biogr. univ. — Söhne: 4) und 5) Johann und Heinrich, die um 1650 zu Amsterdam wohnten. Johann erhielt einen Ruf nach England, und verfertigte daselbst die von Hollar gestochenen Zeichnungen zu der Übersetzung des Juvenal. Von seinen andern Blättern gedenken wir nur der Venus nach Tizian und besonders seiner Einschiffung von Handelsgütern. Heinrich begab sich ebenfalls nach England. Von ihm hat man ein Werk betitelt: Antiqua monumenta in insula Walcheren in Zelandia 1647 reperta.

6) Danckerts, Justus, wahrscheinlich auch zu der Familie der Vorhergehenden gehörig, war ebenfalls Kunsthändler und Kupferstecher. Man hat von ihm eine Samlung von 20 Blättern, welche Thiere darstellen, nach Adrian van der Velde.

Außer den Genannten werden noch angeführt: 7) Cornelius, um 1570 Architekt zu Amsterdam, und dessen Sohn: 8) Cornelius, der in des Vaters Stelle folgte, der Erbauer der Haarlemer Pforte, dreier Kirchen und der Börse zu Amsterdam, welche 1608 angefangen und 1613 vollendet wurde. Von mehren wird ihm die Erfindung, steinerne Brücken ohne Hemmung des Wassers zu bauen, zugeschrieben, was sich aber nur auf Holland beziehen kann, denn in Italien und Frankreich kannte man diese Manier schon früher.* Die Biographie universelle führt diesen Künstler unter dem Namen Dankers de Ry (Ry) auf; — sollte er wol gar mit dem unter Num. 1. angeführten eine und dieselbe Person seyn? — Milizia (Mem. degli Architetti) nennt als seinen Sohn: 9) Pieter genannt de Ry, zu Amsterdam 1605 geboren, der sich durch seine schönen Bildnisse bekannt machte. König Wladislaus IV. von Polen ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Füeßli führt nach Pilkington noch an: 10) Heinrich, geb. zu Haag und daselbst in der Landschaftsmalerei unterrichtet. Er reiste späterhin nach Italien, um sich mehr auszubilden, und ging von da nach England. Während seines Aufenthalts zu London erhielt er vom König Karl II. (welchen er nach Ad. Hannemann in Kupfer gestochen hat) den Auftrag, die Seehäfen und Ansichten der Küsten von Wallis und die königlichen Paläste zu malen. Er hielt sich mehre Jahre in London auf und erwarb sich als vorzüglicher Landschaftsmaler ein ansehnliches Vermögen. Sein Bruder: 11) Johann, in Amsterdam geboren, widmete sich der Geschichtsmalerei. Sind diese beiden von denen unter Num. 4. und 5. angeführten verschieden? Noch ist in dem Geschlecht dieser Künstler nicht alles aufs Reine gebracht. (*A. Weise.*)

Dankmar s. Tankmar und Hatheburg.

DANKS, Franz, geb zu Amsterdam 1650, begab sich nach Rom und erhielt dort den Beinamen Schildpad. Er verfertigte daselbst kleine historische Gemälde und Bildnisse, war aber nicht minder geschickt in Thon und Wachs zu formen. Eine von ihm in Stein verfertigte Statue, die Zeit darstellend, bezauberte den Dichter Cornelius van Rysen so sehr, daß er sie besang. (Wegermann, Thl. 3. S. 159.) (*A. Weise.*)

DANNEBROG-ORDEN. Als der Dänenkönig Waldemar II. im Anfang des 13. Jahrhunderts Krieg gegen die Ungläubigen an der Ostsee führte, da geschah es, daß in einer der Schlachten, wo sein Heer der Macht des andringenden Feindes weichen mußte und schon fliehen wollte, aus den Wolken herab sich eine rothe Fahne mit weißem Kreuze senkte. Belebt durch diese himmlische Erscheinung kehrten die Fliehenden um, drangen, im festen Vertrauen auf siegreichen Erfolg, in die feindlichen Schaaren ein, und — waren Sieger. Zur Erinnerung an dieses Ereigniß und zur Belohnung der Strei-

*) S. Memoiren von Pöllnitz, vorzüglich Thl. I. Histor. geograph. allgemeines Lexicon. Dritte Auflage. (Basel 1742.) Art. Dankelmann. — Histor. polit. geograph. statistisch-militärische Beiträge, die königl. preuß. und benachbarten Staten betreffend (von Fischbach). Thl. III. Band 2. (Berlin 1785.) Der königl. preuß. und kurf. brandenb. wirkliche geheime Statsrath (von Klaproth und Cosmar). S. 250 ff. 374 ff. Allgemeine preuß. Personal-Chronik. Jahrg. 1820. Nr. 45—48.

ter, stiftete Waldemar den Dannebrog-Orden und vertheilte ihn sogleich an 35 seines Heeres.

In dieses romantische Gewand des Wundervollen gehüllt erzählt die Sage die Entstehung des Dannebrogs-Ordens, da seine Gründung im Dunkel der Vorzeit liegt, und an historischen Nachrichten darüber es durchaus mangelt. Daß Waldemar der Stifter gewesen, ist wahrscheinlich, und nimt daher auch die dänische Regirung das Jahr 1219 als das der Stiftung an. Und eine Fahne, welche für die vom Himmel gesendete ausgegeben wurde, wehete lange nachher noch siegreich an der Spitze der dänischen Heere, gleich der Oriflamme in Frankreich.

Im 15ten Jahrhunderte gerieth der Orden in Vergessenheit, erlosch endlich, und erst nach zwei Jahrhunderten trat er verjüngt wieder hervor. Die erste Idee zu seiner Erneuerung faßte König Christian V. Günstling, der Baron von Griffenfeld, vorher Schumacher genannt. Dieser hatte die Salbungsfeier Christians angeordnet und hielt es für geeignet, dieses Fest durch Wiederbelebung des alten Waldemarschen Ordens, womit diejenigen zu belohnen wären, welche den höhern Hausorden, den des Elephanten, nicht erhalten konnten, noch mehr zu verherrlichen. Der König genehmigte den Vorschlag, und am 12. Oktober 1671 erfolgte, mit der Salbung, die Erneuerung des Dannebrog-Ordens. Seine Statuten erschienen aber erst 22 Jahre später, am 1. Decbr. 1693.

Bis zum Jahre 1808 blieben diese in Kraft. Da wurden sie vom Könige Friedrich VI. durchaus verändert und eine neue Verfassungsurkunde unterm 28. Junius bekannt gemacht, nach welcher des Ordens Einrichtung folgende ist:

Er besteht aus vier Klassen (vorher nur aus einer) zu deren Besitz jeder dänische Unterthan, ohne Rücksicht auf Stand und Alter, gelangen kann, — denn die Zahl der Mitglieder ist unbeschränkt, — wenn er sich nur auf irgend eine Art rühmlich auszeichnet oder Verdienste um den Stat erwirbt. Um zu den obern Klassen zu gelangen, muß man die untern gehabt haben; doch kann der König höhere Grade geradezu ertheilen.

Die Ritter der ersten Klasse heißen Groß-Commandeure. Sie sind Mitglieder des Ordenskapitels, erhalten die Excellenz, haben den Rang nach den Feldmarschällen und General-Admiral-Lieutenants, und bekommen die Militärehren wie die Generallieutenants. Ein besonderes Zeichen der Gnade des Königs ist es, wenn diesen ersten Grad (der höchst sparsam ertheilt wird) ein Prinz des Hauses oder ein Ritter des Elephantenordens erhält, welcher in einer andern Klasse dieses Ordens war, oder ihn noch gar nicht besaß.

Die zweite Klasse heißt Großkreuze. Sie erhält die Militärehren des Generalmajors und steht zu oberst in der zweiten Klasse der allgemeinen Rangordnung. Alle die, welche zur Zeit der Erscheinung der neuen Ordensurkunde den Orden besaßen, kamen in diese zweite Klasse.

Die dritte Klasse heißt Commandeure, die vierte Ritter. Erstere genießen die Militärehren der Stabs-, letztere der Subalternoffiziere. Beiden Klassen ist kein besonderer Rang beigelegt, sie werden aber außer ihren Dienstverhältnissen als die ersten unter ihres Gleichen behandelt.

Die Decoration des Ordens ist ein längliches, weißes, an seinen vier Enden sich erweiterndes goldenes Kreuz mit rother Einfassung. Über ihm ist die Namenschiffer des Königs von einer Königskrone gedeckt, und seine Winkel füllen goldene Kronen. Auf der Vorderseite ist in der Mitte ein W (Waldemar) mit einer Krone, auf den Enden stehen die Worte Gud og Kongen [Gott und der König] *). Auf der Rückseite liest man die Jahreszahlen der Stiftung, der Erneuerung und der Umbildung, 1219. 1671. 1808. Das Band des Ordens ist weiß mit rother Einfassung.

Die erste Klasse trägt dies Kreuz, reich mit Brillanten besetzt, ohne jene Worte am Halse, und dazu auf der linken (früher auf der rechten) Brust einen silbernen Stern, worauf das Ordenskreuz liegt. Das Kreuz der zweiten Klasse ist ganz einfach, ohne Kronen in den Winkeln und ohne Legende, aber mit 14 Brillanten geschmückt. Sie trägt es von der rechten Schulter nach der linken Seite hin und dabei den Stern der ersten Klasse. Geistliche Personen dieser Klasse, so wie diejenigen, welche auch den Elephantenorden besitzen, tragen es um den Hals. Die dritte Klasse trägt es um den Hals und auf der Brust das gestickte Ordenskreuz. Die vierte im Knopfloche. — Wer den Elephantenorden bekommt, trägt die Decoration der Klasse, die er hat, fort. —

Außer diesen 4 Klassen wird der Orden der 4ten Klasse an solche Personen, die sich nicht zur Aufnahme in dieselben eignen, als ein Ehrenzeichen in Silber vergeben. Die Besitzer davon heißen Dannebrogsmänner, bilden gewissermaßen eine fünfte Klasse, werden von einzelnen Schildwachen mit Schultern des Gewehres beehrt, rangiren außer dem Dienste über andere ihres Gleichen und haben bei feierlichen Ordensversamlungen Zutritt. Alle Mitglieder des Ordenskapitels müssen dies silberne Kreuz der Dannebrogsmänner ebenfalls tragen, wozu auch die Ritter des Elephanten- und Dannebrog-Ordens, denen es ertheilt wird, verpflichtet sind. Selbst der König trägt es, welcher überhaupt die verschiedenen Kreuze der vier Klassen des Ordens abwechselnd trägt.

Neben den oben schon angeführten gemeinschaftlichen Ordenstagen ist der 15te April, der Geburtstag König Christian V., der besondere Ordenstag, welcher auf dem Schlosse Rosenburg gefeiert wird. An diesem, so wie an jedem andern Ordenstage tragen die Ritter der beiden ersten Klassen eine eigene Festkleidung, welche in einem langen rosenrothen, weiß gefütterten Sammetmantel, weißen Unterkleidern, Schuhen und Strümpfen, nebst schwarzem Hut mit weiß und rothen Federn, besteht. Über diese wird das Ordenskreuz an einer goldenen Kette getragen, deren drei Glieder — ein C 5, ein Ordenskreuz und ein W — immer abwechseln.

Des Ordens Motto ist: Pietati et justitiae. Über die Ableitung des Wortes Dannebrog gibt es verschiedene Meinungen, wovon die richtigste wol die seyn

*) Früher war ein C in der Mitte mit der Ziffer 5 (Christian 5) und auf den Enden das Wort Restitutor.

möchte, daß es von dem altdänischen Worte Brog, Tuch, Gewand, Lappen, abstammt und unter Dannebrog also das Tuch oder das Panier der Dänen, die alte heilige dänische Reichsfahne zu verstehen ist.
(*F. Gottschalck.*)

DANNEFÄRD, Jacob, ein patriotischer Däne, dessen übrige Lebensumstände zwar unbekannt sind, von dem aber die Geschichte eine That aufbewahrt hat, welche ihm die Achtung eines jeden verbürgt, der Entschlossenheit, Muth und Vaterlandsliebe zu schätzen weiß. — Während des Krieges, den König Friedrich III. mit König Karl X. von Schweden führte, und der durch den Friedensschluß von Roeskilde 1658 nur unterbrochen, aber nicht geendigt wurde, war Jacob Dannefärd als dänischer Unteroffizier in schwedische Gefangenschaft gerathen und nebst andern Dänen in jenem Friedensschlusse gegen seinen Willen an Schweden überlassen worden. Der schwedische Admiral Wrangel, der ihn wegen seiner Geistesgegenwart und anderer guten Eigenschaften in seinen Dienst genommen hatte, vertrauete ihm die Aufsicht und Leitung eines Schiffes an, welches er bald nach wiederausgebrochenem Kriege mit einer reichen, auf der dänischen Festung Kronborg gemachten Beute nach Stockholm abschickte. Dannefärd, den es tief kränkte, die Güter seines Vaterlandes dem Feinde zuführen zu sollen, faßte den kühnen Entschluß, sie unter der augenscheinlichsten Gefahr für sein Leben, dem Feinde zu entreißen und seinem rechtmäßigen Könige zu überliefern. Das Schiff war eine Fregatte von 16 Kanonen und wurde von einem Schiffskapitän, einem Steuermann und vielen Matrosen, lauter Schweden, bedient; doch befanden sich, außer Dannefärd, auch noch 16 dänische Soldaten an Bord, die als Gefangene mitgegeben waren, um den Schweden beim Rudern behilflich zu seyn. Dannefärd paßte einen Zeitpunkt ab, wo die Schweden sämtlich in dem untern Schiffsraume der Ruhe pflegten, überredete nicht ohne Mühe die Dänen, die Luken und andere Zugänge aus dem Schiffsraume auf das Verdeck mit Vorsicht zu verrammeln, gebot hierauf dem Kapitän, sich ihm zum Gefangenen zu ergeben, tödtete ihn, da er sich weigerte, auf der Stelle, und zwang nun den Steuermann mit dem Säbel in der Faust, statt nach Stockholm, nach Kopenhagen zu segeln. Die That gelang so vollkommen, daß man auf der kopenhagener Rhede seinen Augen kaum trauete, als man ein mit Beute schwer beladenes feindliches Kriegsschiff ankommen sahe, welches dem Könige von Dänemark unbedingt sich überlieferte. Desto größer war die Freude darüber, da die Residenz eben damals hart belagert wurde, und also die Fregatte, die Kanonen, die Kriegsgefangenen und die reiche Beute, die sie mitbrachte, um so viel willkommener seyn mußten. Auch belohnte Friedrich III. die patriotische That, wie sie es verdiente; die Dänen, die dabei behilflich gewesen waren, wurden von der Leibeigenschaft befreit, Dannefärd aber erhielt nebst dem Offiziergrad ein einträgliches Gut auf der Insel Möen zum Geschenk. (Aus Veit Berings ungedruckter Beschreibung der Belagerung von Kopenhagen hat diesen patriotischen Zug Holberg in seine Reichsgesch. Bd. 3. S. 338 f. aufgenommen, und hienach erzählt ihn Malling in seinen store og gode Handlinger etc. S. 150., wie auch Nyerup in seinen Efterretninger om Kong Frederik III. Kiöbenh. 1817. S. 136 ff. (*v. Gehren.*)

DANNEMARIE, Damerkirch, Flecken im Bezirk Befort des franz. Depart. Oberrhein, an der Larg, mit 1070 E.; Hauptort des gleichn. Cantons mit 9480 Einw., welche sich, bis auf 90 Israeliten, zur kathol. Religion bekennen. (*H.*)

DANNEMAYR, Mathias, Kanonikus des Collegiatstiftes zu Horb, erster Custos der Universitätsbibliothek, Hof-Büchercensor und theologischer Examinator zu Wien, geboren zu Öxfingen bei Ehingen in Schwaben den 13. Febr. 1744. Zum geistlichen Stande bestimmt studirte er auf der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau Philosophie, Natur- und geistliches Recht, besonders aber Kirchengeschichte, und wurde 1773 daselbst Professor derselben, nachdem er im Jahre zuvor das Lehramt der Polemik erhalten hatte. Seinem aufgeklärten Eifer für Verbreitung des Lichtes und der Wahrheit war es zuzuschreiben, daß ihn Joseph II. im J. 1786 als Lehrer der Kirchengeschichte an die hohe Schule zu Wien berief. Der Kaiser Franz ernannte ihn 1797 zum Hof-Büchercensor im theologischen Fache, und 1803 wurde er erster Custos der Universitätsbibliothek, welches Amt er nur zwei Jahre verwaltete, denn schon am 8. Julius 1805 rief ihn der Tod ab. Eine hohe sittliche Würde des Charakters, Biederkeit des Wandels, ein gerechter, uneigennütziger, menschenfreundlicher und wohlthätiger Sinn begleiteten ihn durchs Leben. Unter den katholischen Theologen zeichnete er sich nicht nur durch gründliche Gelehrsamkeit, sondern auch durch Freimüthigkeit und liberale Denkart aus. Beweise davon enthalten seine von allen Freunden des Lichts mit Beifall aufgenommenen Schriften: Introductio in historiam ecclesiae christ. universam. Frib. 1778. 8. Historia controversiarum de librorum symbolicorum auctoritate inter Lutheranos agitatarum. Ib. 1780. 8. Institut. hist. eccles. n. Test. periodus I. a Chr. nato ad Constantin. M. (Argent.) 1783. 8., besonders aber seine Institut. hist. eccles. nov. Test. Vien. 1788. 1806. Vol. II. 8. Für dieses letzte Werk erhielt er den von Joseph II. auf die Bearbeitung eines zweckmäßigen Lehrbuchs der Kirchengeschichte ausgesetzten Preis von 100 Dukaten durch ein ehrenvolles Hofdecret, wonach sein Werk für die sämtlichen erbländischen Hochschulen und Lyceen als Lehrbuch vorgeschrieben wurde. Es ist nach Schröckhs Plane und mit fleißiger Benutzung desselben bearbeitet, nicht zu weitläufig, nicht sichtbar parteiisch für die Ehre der Kirche, reichlich mit Literatur versehen, rein in der Schreibart, zwar noch mancher Verbesserung fähig, aber doch durch freie historische Geständnisse und Urtheile ausgezeichnet, die sonst selten und unerlaubt waren [1]). An der von Ruef herausgegebenen Monats-

[1]) Allgem. Literaturzeitung 1793. Nr. 238. S. 468.

schrift: der Freimüthige, Ulm 1782 ff. 8. hatte er Antheil [2]). (*Baur.*)

DANNEMORA, ein kleiner, unregelmäßig gebauter Ort mit Kirche, in der schwedischen Provinz Upland, 4½ Meilen von Upsala, am See gleiches Namens, mit unerschöpflichen, seit Anfang des 15ten Jahrhunderts bearbeiteten Eisengruben, den reichsten in ganz Schweden, mit Ausnahme der zum Theil noch reichhaltigern im schwedischen Lappland. Die Gruben, einer Interessentschaft gehörig, laufen zum Theil unter dem Dannemora-See fort, der durch andrängendes Wasser die Arbeit schwieriger und kostbarer, ja einige Gruben völlig unbrauchbar macht. Schmelzhütten trifft man in Dannemora nicht; das gewonnene Eisen wird in Österby, Löfstad, Söderfors und vielen andern Hütten in und außer Upland verarbeitet. Die jährliche Förderung wird auf 120000 schwed. Pfund Erz geschätzt. Das Erz, welches 15 bis 70 Procent Eisen gibt, hat seinen eigenen Fluß in sich und läßt sich daher leichter als anderes schwedisches Eisenerz schmelzen. (*v. Schubert.*)

DANNENBERG 1) Justiz- und Domainenamt in dem hannoverschen Fürstenthum Lüneburg. Es liegt an der Jeetze und Elbe, hat 4,21 □M. Areal und 7540 Einw. in einer gleichn. Stadt und 59 Dörfern, worunter Bresenbrock (Brese im Bruch) mit 132 Einw., 12 Häusern und dem durch schöne Anlagen ausgezeichneten Rittersitze des Grafen Grote. — Die Einwohner sind größtentheils wendischen Ursprungs, aber schon längst Teutsche in Sprache und Sitte, wenn man gleich in beiden Abweichung von denen der andern Ämter bemerkt. Das Amt ist die ehemalige Grafschaft gl. N., welche Graf Nicolaus, damals kinderlos, 1303 an Herzog Otto von Lüneburg verkaufte. Die kaiserliche Bestätigung dieses Kaufes erfolgte 1312; die nach demselben von Nicolaus erzeugten Söhne suchten sich aber im Besitze der Grafschaft zu erhalten, daher Kaiser Karl IV. im Jahre 1377 das Schloß Dannenberg zerstören ließ und die Grafschaft dem Herzog Albrecht von Lüneburg zu Lehn gab. Seit 1569 besaß sie die (nachherige) wolfenbüttelsche Linie des Hauses Braunschweig, welche auch bis 1634 in D. residirte, und erst 1672 kam sie wieder an das Fürstenthum Lüneburg. — 2) Stadt, Amtssitz und Superintendentur, auf einem Hügel an der schiffbaren Jeetze gelegen (53°5′57″ Br. 28°50′45″ L.), ist ummauert und hat eine Vorstadt, eine Kirche, ein Hospital, 192 Häuser und 1426 Einwohner, worunter 44 Juden, 156 Gewerbetreibende, 5 Tabakspinner rc. Auch hat die Stadt ziemlich lebhaften Korn-, Mehl-, Garn- und Leinwandhandel. (*Leonhardi.*)

DANNHAUER, Johann Konrad, Professor der Theologie zu Straßburg, geboren den 24. März 1603 in dem Dorfe Köndringen im Badenschen, wo sein Vater Prediger war. Seit seinem 7. Jahre erhielt er in Straßburg Schul- und darauf akademischen Unterricht, wurde 1621 Magister und erhielt im folgenden Jahre den poetischen Lorbeer. Jetzt erst wandte er sich vom Sprach- und philosophischen zum theologischen Studium, besuchte seit 1625 die hohen Schulen zu Marburg, Altdorf und Jena, und ging 1628 als Inspector des Prediger-Collegiums nach Straßburg zurück, worauf er im folgenden Jahre das Lehramt der Beredsamkeit erhielt. Eine theologische Lehrstelle wurde ihm 1633 übertragen, und seit 1658 war er Pastor an der Hauptkirche, Präses des Kirchenconvents und Dekan des Thomanischen Kapitels. Ehrenvolle Vocationen nach Ulm, Frankfurt am Main, Rostock und Danzig schlug er aus, und starb zu Straßburg den 7. November 1666. Er war einer der scharfsinnigsten Theologen seiner Zeit, ein Scholastiker, der mit viel Gelehrsamkeit eine nicht gemeine Penetration, Witz und einen praktischen Geist verband. Seine Schreibart ist dunkel, oft änigmatisch, die Einkleidung bildlich, und schon die Titel seiner Schriften haben etwas Auffallendes. Wer sich aber dadurch nicht abschrecken läßt, findet bei allem Ungewöhnlichen und Sonderbaren auch viel Gutes und Selbstgedachtes. Als Dogmatiker bediente er sich der analytischen Methode, machte einen fleißigen Gebrauch von der Bibel, auch von andern, insbesondere Luthers Schriften, und fügte jedem Dogma sogleich die praktische Anwendung bei. Die umfassendste unter seinen dogmatischen Schriften ist seine Hodosophia christiana s. theologia positiva in certam, plenam et cohaerentem methodum redacta. Argent. 1649; 1666. 8. Lips. 1713. 4., die Spener (Dannhauers Schüler) in Tabellen brachte und zu Frankfurt 1690. 4. unter dem Titel: Hodosophia in tabulas redacta, mit einer weitläufigen Vorrede von den Hindernissen des theologischen Studiums, drucken ließ. Dannhauer theilt die ganze Dogmatik in 12 Phänomene ein; das erste ist das Licht des Wegs zum Himmel oder die heilige Schrift, das zweite der Leuchter auf dem himmlischen Wege oder die Kirche, das dritte das Ziel des heiligen Weges, das höchste Gut oder Gott, das vierte die Finsterniß oder das Übel, das fünfte der Wanderer oder der Mensch im Stande der Unschuld und des Falls rc. In zwei andern dogmatischen Schriften (Christosophia. Argent. 1638. 8. Mysteriosophia. Ib. 1646. 8.) entwickelt er die Lehre von der Person, dem Amte und dem doppelten Stande Christi, und die Lehre von den Sakramenten thetisch und antithetisch [1]). Entscheidungen über Gegenstände der Casuistik enthält sein Liber conscientiae apertus s. Theologiae conscientiariae Tomi II. Argent. 1679. 4. Unter den ersten Bearbeitern der biblischen Hermeneutik hat sich Dannhauer ehrenvoll ausgezeichnet. Er schrieb zuerst eine Idea boni interpretis et malitiosi calumniatoris. Argent. 1630; 1642. 8., worin er versicherte, das theologische Gebiet mit einer neuen Provinz bereichert zu haben, und erweiterte auch dieselbe in seiner Hermeneutica sacra sive methodus exponendarum sacrarum literarum. Ib. 1654. 8., wovon die erste die allge-

2) Klüpfelii Necrolog. 310—316. Gradmanns gel. Schwaben. 94. Allgem. Literaturzeit. 1805. Intbl. Nr. 125.

1) *Walchi* bibl. sel. theol. T. I. 60. Semlers Einleit. in die Gesch. d. Glaubensl. vor Baumgartens Dogmat. 3. Bd. 84. Heinrichs Gesch. der verschied. Lehrarten 334.

meine philosophische, die andere die besondere theologische Hermeneutik enthält. Er drang besonders stark auf den Gebrauch der historischen Hilfsmittel zur Sacherklärung und selbst auf die Nothwendigkeit der Kritik, doch war er mehr Philosoph als Sprachkenner, ob er gleich der biblischen Auslegungskunst den ersten wissenschaftlichen Anstrich gegeben hat. Mehre seiner Schriften gehören in das Fach der Polemik, denn streitsüchtig war Dannhauer bis zur unanständigen Heftigkeit. Besonders war er der Vereinigung der Lutheraner und Reformirten sehr zuwider, obgleich der Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, ihn zu gewinnen suchte. Den Bemühungen des Johann Duräus (Dury) setzte er sich in dieser Beziehung so hartnäckig entgegen, daß ihn derselbe endlich vor den Richterstuhl Christi foderte. Einen andern, langwierigen Streit hatte er mit Johann Reinboth, zuletzt Superintendent zu Schleswig, über das Ausgehen des h. Geistes vom Sohne Gottes, oder eigentlich blos über das Gewicht dieses Dogma und einer bestimmten Erklärung darüber, die Reinboth nicht für nöthig, auch in der Schrift und in den alten Glaubensbekenntnissen nicht vorgeschrieben hielt. Er hatte Dannhauern besonders dadurch gereizt, daß er in einer zu Rostock gehaltenen Disputation de catechesi veterum 1645 hie und da Dannhauers Katechismusmilch oder Erklärung des Lutherischen Katechismus. Straßb., neueste Aufl. 1680. 10 Th. 4. angriff, oder doch etwas hart beurtheilte. Daher beschuldigte ihn dieser 1650 in seinem Sigalion oder dialogus pro mysterio Syncretismi einer Gleichgiltigkeit gegen die Glaubenslehre, welches eine Menge von Streitschriften zur Folge hatte [2]). Einen ganz scholastischen Zuschnitt haben Dannhauers Predigten über die Evangelien. Straßb. 1661. 4. Predigten über die Episteln. Eb. 1683. 4. Hagiologium festale oder Festpredigten. Eb. 1677. 4. u. a. Seine Disputatt. theologicae cum indice Jo. Misleri erschienen zu Leipzig 1707 in 2 Quartbänden. Alle seine Schriften verlangen Leser, die nicht mehr Anfänger in der Theologie sind [3]). (*Baur.*)

DANNHAUSER, Tanhäuser, Thanhauser, lat. Danusius (Peter), Magister der freien Künste in Nürnberg im 15. Jahrhundert, gewöhnlich **Meister Peter** genannt. Er war ein lateinischer Dichter, stand mit vielen gelehrten Männern in Verbindung und edirte folgende Werke: Oratio Hermolay Barbari ad federicum et maximilianum principes cum gratulatione Lud. bruni de regis rom. coronatione. Nor. 1490. 4. Repertorium s. tabulam generalem auctoritatum Aristotelis cum commento per modum alphabeti et philosophorum. Ib. 1490. 4. Opera et tractatus b. Anselmi Archiepiscopi Cantuar. ord. S. Bened. Ib. 1491. fol. (auf seine eigenen Kosten gedruckt). Archetypum triumphantis Romae 1493 oder 94 von ihm selbst verfertigt. Th. de Kempis de imitatione opus. Nor. 1494. fol. Specula omnis status humane vite venerabilis patris Dionysii prioris domus Carthusiae in Ruremund. Ib. 1495. 4. Opera Gwilhermi divi Parisiensis episcopi. Ib. 1496. fol. Guilhermum de sacramentis. Cur Deus homo, et de poenitentia cum registro fol. Guilhermus de universo. fol. *). (*Baur.*)

Dano, Insel, s. Guajan.

DANOT, ein schon längst in Frankreich gegen Brustkrankheiten bekanntes Volksmittel (s. Galeopsis.) (*Th. Schreger.*)

DANOV, Danovius, **Ernst Jakob**, Kirchenrath und Professor der Theologie in Jena, geb. den 12. März 1741 zu Rediau unweit Danzig, wo sein 1772 verstorbener Vater ein gelehrter und beliebter Prediger war. Aus dem Unterrichte desselben kam er in seinem 13. Jahre auf das Danziger Gymnasium, und verweilte darauf 5 Jahre auf den hohen Schulen zu Helmstädt und Göttingen. Schon 1765 wurde er Rector der Johannisschule zu Danzig; da ihn aber die Hitze, mit der er Lehrart und Schulzucht verbessern wollte, in viele Verdrüßlichkeiten verwickelte, so folgte er 1768 gerne einem Rufe als supernumerairer Professor der Theologie nach Jena. Er wurde 1775 weimarischer und eisenachischer Kirchenrath, und rückte 1779 zur ersten theologischen Professur vor. Vom plötzlichen Anfalle einer heftigen Melancholie überwältigt, die er sich durch Überspannung seiner Geisteskräfte und zu vieles Sitzen zugezogen hatte, stürzte er sich am 18. März 1782 in die Saale, und die Kunstmittel der Ärzte vermochten ihn nicht ins Leben zurückzurufen. Danov war ein sehr beliebter, für Jena sehr wohlthätiger Lehrer, und auf dieser Hochschule der erste, der eine freiere Lehrart einführte und auf seine zahlreichen Zuhörer wohlthätig wirkte. Dogmatik, Moral, symbolische Theologie und Exegese des neuen Testaments waren die Fächer, in welchen er am meisten leistete. Es dämmerte aber erst in seiner Sele, und seine Vorlesungen hatten nur einen Schein von Gründlichkeit und philosophischer Bündigkeit d. h. seinen lebhaften und zusammenhängenden Vortrag. Seine Predigten hatten zu viel Scientifisches und seine Modulation zu viel Katheberton. So beredt sein mündlicher Vortrag war, so geschraubt, verdreht und mühsam war sein schriftlicher, und zwar besonders sein lateinischer. Das Wichtigste, was er drucken ließ, ist seine Dogmatik (Institutiones theologiae dogmaticae. Lib. II. 1772—76. 8.), die den Bedürfnissen der Zeit angemessen war, und das Ihrige zur Aufklärung und Berichtigung einzelner dogmatischer Begriffe z. B. vom Ebenbilde, Strafe des Sündenfalls, Gnadenwahl, Rechtfertigung rc. beitrug. Zugleich hat er sein Lehrbuch mit einigen Eintheilungen und theologischen Kunstwörtern bereichert, die ihm zur Genauig-

2) Man sehe von diesen Streitigkeiten *Molleri* introd. ad hist. Cherson. Cimbr. P. II. 190. und dessen Cimbr. liter. T. II. 692. 3) *Schalleri* progr. in ejus obit. 1667, bei der Saml. s. Disput. 1707 und in *Wittenii* memor. theol. Dec. XII. p. 1438. *J. Postii* stella Dannhaueriana. Giessae 1667. 4. *Freheri* theatr. P. I. 664. *Fabricii* hist. bibl. P. IV. 72. *Reimmann* hist. lit. T. V. 668. Ußse Leben d. Kirchenlehrer 578.

*) Roederi cat. libror. qui Saec. XV. Norimb. impr. sunt. Hummels Bibl. v. selt. Büch. 1. Bd. 252. Panzers alt. Buchdruckergesch. Nürnb. 116. 121. Freytag appar. lit. T. II. 825. T. III. 200. Wills und Nopitsch Nürnberg. Gel.-Lex.

keit, zum Verstande der symbolischen Bücher, älterer Theologen und ihrer Streitschriften, unentbehrlich schienen [1]). Seine übrigen Schriften bestehen größtentheils aus Dissertationen und Programmen: De episcopis tempore Apostolorum. Ien. 1773. 4. Explanatio locorum scripturae sacrae divinitatem Jesu Christi probantium. Ib. 1774. 4. Jesus Christus filius Dei. 1776—77. 4. Prog. III. de eo, quod in religione vim rationis superat. Ib. 1778—81. 4. Mit G. F. Seiler in Erlangen hatte er einen wenig bedeutenden Streit über Prädestination und Rechtfertigung, die Danov für gleichbedeutend erklärte, mit dem einzigen Unterschiede, daß der letzte Ausdruck unbestimmter, jener aber bestimmter sei [2]). Heilmanns Opuscula theol. Ien. 1774—77. Vol. II. 8. hat er herausgegeben, und die von einem Ungenannten verfertigte Übersetzung von Roustans Briefen zur Vertheidigung der christlichen Religion. Halle 1783. 8. verbessert und mit Anmerkungen begleitet [3]). (*Baur.*)

Dansborg s. Trankebar.

DANTE ALLIGHIERI. Der eigentliche Taufname war **Durante**, wovon **Dante** nur die gewöhnliche florentinische Abkürzung ist. Der Geschlechtsname **Allighieri** wird von den Neuern mit einem l geschrieben, allein in den Urkunden des 14. Jahrhunderts findet man in der Regel **Aldigherius**, **Aldighieri**, **Allagherius**, **Allegherius**, und **Boccaccio** [1]) nennt die Urgroßmutter des Dante **Aldighieri**, woraus später **Allighieri** gemacht worden sei. Der noch ältere Commentator der Divina Commedia, der Anonimo genannt [2]), nennt sie ebenfalls **Alleghiera**, woraus der Geschlechtsname **Allighieri** entstanden sei. Die spätern Nachkommen des Dichters in Verona im 15. Jahrh. schrieben sich **Aligeri** [3]) und, als ob dies vom lateinischen aliger käme, nahmen sie einen goldnen Flügel im blauen Felde zum Wapen, während ihre Vorfahren ein senkrecht getheiltes, halb goldenes halb schwarzes, von einer weißen Binde quer durchschnittenes Schild geführt hatten [4]). Noch jetzt spricht man Aligĕri in Verona wie Ugo Foscolo [5]) bemerkt.

1) Danziger Berichte, Bd. 12. S. 632. Heinrichs Gesch. d. Lehrarten 475. 2) Auf diesen Streit beziehen sich Danovs drei Abhandlungen von der Rechtfertigung. Aus dem Lat. (von Mölrath) übers. Jen. 1777. 8. Seiler über den Unterschied der Rechtfertigung und Prädestination. Erl. 1777. 8. und G. Schlegels Erklärung der Rechtfertigung des Christen vor Gott. Riga 1778. 8. S. Allgem. theol. Bibliothek. Mietau, 13. Bd. 351—360. Acta hist. eccles. nostr. temp. Bd. 4. 713—832. Schlegels Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 2 Bd. 558. 3) Acta hist. eccles. nostr. temp. 1. Bd. 854. und 9. Bd. 375—414., ausgezogen aus Danovs Leben von C. G. Schütz bei Roustans Briefen. Seilers gemeinnütz. Betrachtung. v. J. 1783. S. 625. ff. Von seinem Tod Jen. gel. Zeit. 1782. S. 182. Denkwürdigk. aus dem Leben ausgez. Teutschen 481. Baurs Galerie hist. Gem. 5. Thl. 424—429.

1) Vita di Dante in Prose di Dante e di Messer Giovanni Boccacci ed. Biscioni. Firenze 1723. 4. p. 223.
2) Dionisi Divina Commedia. Brescia 1810. T. I. p. XLIX.
3) Pelli Memorie per la vita di Dante Alligh in der Ausgabe der Werke Dantes von Zatta Venez. 1757. 4. p. 27. Mehus Vita Ambrosii Camaldulensis. Florentiae 1759. fol. p 178.
4) Pelli l. l. p. 16. 5) Discorso sul testo di Dante. Londra 1825. 8. p. 432.

Die Wichtigkeit dieses Artikels wird es nothwendig machen, ihn in 2 Abschnitte zu theilen und zuerst von dem Leben, dann von den Werken Dante's zu reden.

A. **Das Leben Dante's.** Die Lebensumstände dieses größten aller italiänischen Dichter sind von keinem seiner Zeitgenossen genau und ausführlich verzeichnet worden, wenn man nicht die in den ältesten, leider größtentheils noch ungedruckten Commentaren über die göttliche Comödie zufällig vorkommenden Notizen in Anschlag bringen will. An Biographien des Dichters hat es kurz nach seiner Zeit zwar nicht gefehlt, aber kritische und genaue Untersuchungen über seine Schicksale hat man erst in der neuern Zeit, und eben deshalb so oft vergeblich angestellt. Die wichtigsten Arbeiten über das Leben Dante's sind folgende:

1) Dell' origine, vita, studj e costumi del chiarissimo Dante Allighieri von Giovanni Boccaccio. Baldelli [6]) hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß Boccaccio diesen Panegyricus auf Dante ums Jahr 1351 geschrieben, nachdem er selbst in Ravenna gewesen und mehre noch lebende Freunde, auch vielleicht einige Kinder Dante's gesprochen habe. Fast alle spätere Biographen des Dichters haben dies Werk, weil es mehr ein Roman als eine Geschichte sei, bitter getadelt, und nicht zu leugnen ist, daß Boccaccio sich darin oft in breiten, nichts sagenden Deklamazionen ergießt, dagegen die eigentlichen Lebensumstände des Dichters nur sehr oberflächlich und ungenau berührt, sei es, daß er selbst sie nicht besser kannte, oder weil er mit diesem Werke nur beabsichtigte, die Erbitterung der Florentiner gegen Dante zu mildern, ihre Theilnahme zu erwecken und ihnen Ehrfurcht vor seinem Andenken einzuflößen. Dem ungeachtet ist Boccaccio als einer der nächsten Zeitgenossen und eifriger Bewunderer Dante's eine, wenn auch mit Vorsicht zu gebrauchende, Hauptquelle für das Leben des Dichters [7]). Sein Werk, welches aber in sehr verstümmelten und von einander sehr abweichenden Handschriften auf uns gekommen, ist zuerst in der Ausgabe der Divina Comm. von Vendelin de Spira 1477. fol. gedruckt; dann besonders Roma 1544. 8. bei Franc. Priscianese; dann Firenze, Sermartelli 1576. 8. mit der Vita nuova und einigen Canzonen. Bei weitem correcter aber in Prose di Dante All. e di M. Giov. Boccaccio Firenze 1723. 4. von Biscioni mit seinen und Salvini's Noten. Die römische Ausgabe von 1544 liegt dieser zum Grunde. Viel schlechter ist der neue Abdruck der vita di Dante in der Samlung dee Classici Italiani, als Anhang zum Decamerone. Milano 1803. 4. v. 8. Ebenso schlecht Milano, Silvestri 1823. Ausgezeichnet dagegen ist: La vita di Dante scritta da G. Boccaccio, emendata da Bartolommeo Gamba. Venezia 1825. 8., es sind aber nur wenige Exemplare davon abgezogen. Eine Vita di Dante, welche aber ganz außerordentlich von den gewöhnlichen Ausgaben abweicht, und fast wie ein berichtigender Auszug aus dem Werke des Boccaccio aussieht, ist nach einem Manuscripte des 15. Jahr-

6) Vita di G. Boccaccio. Fir. 1806. p. 378. 7) Ugo Foscolo p. 271.

hunderts zuerst von Mussi, Milano 1809, herausgegeben und dann im 5. Bande der Ausgabe der Divina Comm. Padova 1822. 8. abgedruckt.

2) Das Leben Dante's von Filippo Villani. Dieser (ein Neffe des bekannten Giovanni Villani), ein florentinischer Rechtsgelehrter, welcher in seinem höheren Alter 1401 und 1404 [8]) die Div. Comm. öffentlich erklärte, schrieb, etwa nach 1390, ein Werk: Philippi Villani solitarii de origine civitatis Florentiae et ejusdem famosis civibus. Lib. II. Das 2. Buch enthält unter andern Biographien auch de vita et moribus Dantis, insignis comici. Alte handschriftliche italiänische Übersetzungen dieses Werkes finden sich in vielen Bibliotheken von Florenz, und aus diesen gab Mazzuchelli, Venezia 1747. 4. die Vite heraus, worunter aber gerade die des Dante fehlt. Mehus fand endlich das lateinische Original in einer Handschrift der Gaddiana (jetzt in der Laurentiana) und ließ die Vita Dantis auszugsweise abdrucken [9]), es ist aber von sehr geringer Bedeutung.

3) Etwas ausführlicher ist die Biographie Dante's in dem Fons memorabilium universi von Dominicus Bandini, Arretinus, welcher zwischen 1340 und 1415 als Professor der Grammatik und Rhetorik zu Florenz lebte. Er scheint den Boccaccio vor Augen gehabt zu haben. Mehus hat, was er vom Dante sagt, aus der Handschrift abdrucken lassen [10]).

4) Unbedeutend dagegen ist, was Secco Polentone, Kanzler von Padua, im 15. Jahrh. im 4. Buche seiner Scriptorum illustrium linguae latinae ad Polydorum filium L. XVIII. von Dante erwähnt, und was Mehus aus einer ambrosianischen und einer riccardischen Handschrift hat abdrucken lassen [11]).

5) Unendlich wichtiger ist die Arbeit des Leonardo Bruni aus Arezzo. Er war Statssekretär von Florenz und konnte als solcher die Archive benutzen, wie er denn auch zu seiner Geschichte von Italien gethan. Er hat das Leben Dante's ums Jahr 1436 italiänisch geschrieben, vorzüglich in der Absicht, wie er selbst sagt, den Boccaccio zu ergänzen. Er hatte, nach seinem eignen Zeugniß noch eigenhändige Briefe Dante's vor Augen [12]). Seine Biographie Dante's und die des Petrarca wurden zuerst gedruckt Perugia 1671. 4. und 1672 zu Florenz von Fr. Redi in 12. herausgegeben. Die des Dante allein ist in mehre Ausgaben der Divin. Comm. z. B. Padova 1727. von Volpi, Venezia 1739. von Pasquali, iisdem 1757. von Zatta, und Padova 1822 im 5. B. aufgenommen worden.

6) Nicht unwichtig ist ferner die Arbeit des Florentiners Jannotius Manettus, welcher nach 1450 (er starb zu Neapel 1459) De Vita et moribus trium illustrium poëtarum Florentinorum, Dantis, Petrarchae et Boccaccii schrieb; in dem Leben Dante's ist er vorzüglich dem Boccaccio fast wörtlich und dem Leonardo gefolgt. Mehus hat dies Werk aus einem Manuscripte der Laurentiana unter dem Titel: Specimen hist. litter. Florentinae saeculi 13. et 14. Florentiae 1747. 8. zuerst herausgegeben.

7) Giovanni Mario Filelfo, utriusque juris Dr., schrieb um die Mitte des 15. Jahrh. ad generosum civem Veronensem, Petrum Aligerum, einen spätern Nachkommen des Dichters: De clarissimi poëtae Dantis Florentini vita et moribus, welche als Manuscript sich in der Laurentiana befindet, und woraus Mehus Auszüge bekannt gemacht hat [13]). Er tadelt zwar bitter seine Vorgänger, besonders den Boccaccio und rühmt sich im Besitz vieler Werke des Dichters, von denen man fast gar keine Nachricht hat, und unzähliger Briefe desselben zu seyn, aber wenn man sieht, daß die von ihm citirten Anfänge bekannter Schriften Dante's mit den wirklichen Anfangsworten durchaus nicht übereinstimmen, so muß er wol als höchst unzuverlässig erscheinen. Manche höchst zweifelhafte Angaben über das Leben des Dichters sind allein aus dieser unsichern Quelle geflossen [14]).

Außer diesen ältern Arbeiten weisen Pelli [15]) und Mehus [16]) noch mehre kürzere anonyme Biographien Dante's in verschiedenen Codd. nach, wovon manche wol noch zum Theil ununtersucht seyn mögen.

Aus den vorhin erwähnten sind denn auch die Vite di Dante geschöpft, welche Landino und später Vellutello ihren Ausgaben der Div. Comm. vorangestellt haben. Doch ist die Arbeit des Vellutello, welcher sich fast wörtlich an Leon. Bruni anschließt, der des Landino bei weitem vorzuziehen. Crescimbeni [17]) gibt nach seiner Art eine ganz kurze Biographie des Dichters, von einem Wust von Anmerkungen begleitet, aus beiden ist aber wenig zu lernen.

Bis dahin war das Leben des Dichters meist nur nach unsichern Überlieferungen und Sagen beschrieben worden. Der erste, der es versuchte, alles bisher bekannte zusammenzustellen und einigermaßen kritisch zu sichten, war Giuseppe Pelli, dessen Memorie per servire alla vita di Dante Allighieri in der zweiten Abtheilung des vierten Bandes der Gesamtausgabe der Werke Dante's, Venezia 1758. 4. sich befinden [18]). Ein freilich nicht ausreichendes, aber vorzüglich dadurch höchst verdienstliches Werk, daß er viele auf die Lebensumstände des Dichters sich beziehende Urkunden zuerst ans Licht gezogen. Manche Berichtigungen desselben und einige Zusätze verdankt man dem fleißigen Tiraboschi im 5ten Bande seiner Storia della letteratura italiana, aus welcher das Leben Dante's wiederum mit den sehr wichtigen Erläuterungen von De Romanis in des letzteren neueste Ausgabe der Div. Comm. Roma 1820. 3. Vol. 8. und Padova 1822 im 5ten Bande aufgenommen worden ist. Sehr große

8) Salvini, Fasti consolari dell' Accademia Fiorentina, nella prefazione. 9) Mehus Vita Ambr. Cam. p. 167. et sqq. 10) Mehus V. Amb. p. 168. 11) Mehus specimen historiae litterariae florentinae. Florentiae 1747. 8. praefat. p. XIX. und Vita Amb. p. 171. 12) Vita di Dante in Div. Comm. Padova 1822. T. V. p. 60.

13) Specimen hist. litter. XXIII. sqq. 14) Eben jetzt (1830) kündigt der Kanonikus Moreni zu Florenz einen von ihm besorgten Abdruck dieses Werks an. 15) Memorie p. 6. 16) Vita Ambr. p. 170. 17) Storia della volgar poesia. Der Artikel über Dante abgedruckt in der Zattaischen Ausgabe, T. I. p. XL. seq. 18) Auch besonders gedruckt Firenze 1823. 8. gr.

Verdienste um die Biographie des Dichters hat sich der 1809 zu Verona verstorbene Kanonikus Dionisi erworben, dessen gründliche Forschungen auf einer genauen Kenntniß der Geschichte und vielen noch ungedruckten Manuscripten und Commentaren beruhen. Er hat die Resultate seiner Arbeit vorzüglich in zwei Werken niedergelegt, 1) Serie di Aneddoti. Verona 1785 et sqq. 4. Es sind in allem 8 Hefte, wovon das 2te, 4te und 5te sich fast allein mit Dante beschäftigen. 2) Preparazione storica e critica alla nuova edizione di Dante All. Verona 1806. 2 V. 4., dann auch in der von ihm besorgten Prachtausgabe des Dante, Parma, Bodoni 1795. 3 V. 4., und in der danach gemachten kleinern Ausgabe, Brescia, Bettoni 1810. 2 V. 16. — Mit großer Einsicht hat Gasparo degli Orelli im 2ten Theile der Cronichette d'Italia, Coira 1822. 2 V. 8. theils das Leben des Dichters beschrieben, theils die auf seine Zeit bezüglichen Stellen italiänischer Chroniken zusammengestellt. — Kurz aber lehrreich ist die Einleitung und das Leben des Dante, welches Kannegießer seiner Übersetzung der Div. Comm. Leipzig 1825. 3 B. 8. vorangestellt hat. — Ausführlicher und sehr brauchbar sind die „Beiträge für das Studium der göttlichen Komödie, von B. R. Abeken." Berlin und Stettin 1826. — Manche Lebensumstände des Dichters werden scharfsinnig und kritisch beleuchtet von Ugo Foscolo († 1827) im 1ten Bande seiner Div. Comm. illustrata, welcher unter dem Titel Discorso sul testo di Dante, Londra 1825 erschienen ist. — Das Buch des C. Troya: Del veltro allegorico di Dante, Firenze 1826. 8., welches nur als eine vorläufige Ankündigung und Übersicht eines größern Werkes gegeben wird, würde alle Zweifel auch über die kleinsten Lebensumstände des Dichters lösen, wenn es dem Verfasser nur gefallen hätte, die Beweise für seine kühnen Hypothesen beizubringen.

Aus diesen Quellen und Vorarbeiten, aus den gleichzeitigen Geschichtschreibern, vorzüglich Dino Compagni und Giov. Villani, verbunden mit Berücksichtigung aller Werke des Dichters, worin er aber leider nur selten von sich selbst und nie von den Seinigen redet, wollen wir nun versuchen, die Umstände seines Lebens, so weit es überhaupt möglich ist, zusammen zu stellen.

Dante ward im Mai 1265 [19]) zu Florenz geboren und in dem dortigen Battisterio getauft [20]). Der Vater Allighiero degli Allighieri, von einigen auch Allighiero del Bello degli Allighieri genannt, war ein Rechtsgelehrter, wie Benvenuto von Imola [21]) berichtet und zweimal verheirathet [22]). Von der ersten Frau hatte er einen Sohn, Francesco, von der zweiten, Donna Bella, deren Familiennamen man nicht kennt, ward ihm Dante und vermuthlich noch eine Tochter geboren [23]). Die Familie Dante's gehörte gewiß zu den ältesten und achtbarsten Geschlechtern von Florenz, wenn auch gerade nicht zu den vornehmsten und edelsten, sonst würde sein Vater wol schwerlich, nach der Niederlage der Guelfen zu Montaperti 1260 in Florenz geblieben oder dort geduldet worden seyn, wie doch der Fall gewesen seyn muß, da Dante 1265 geboren und die vornehmsten damals ausgewanderten Geschlechter erst 1267 zurückkehrten. Die Bewunderung für den großen Dichter ist indeß bemüht gewesen, ihm die möglichst edlen Ahnen beizulegen. Boccaccio [24]) und nach ihm Villani, Domin. Arretinus, Manetti u. a. leiten das Geschlecht Dante's von der edlen und alten Familie der Frangipani zu Rom ab, von welcher ein Jüngling Eliseo beim Wiederaufbau von Florenz unter Karl dem Großen thätig gewesen, sich dann dort niedergelassen habe und Stifter des Geschlechts der Elisei geworden sei, von welchem die Allighieri abstammen. Abgesehen von den historischen Schwierigkeiten, welche dieser Behauptung entgegen stehen, beruht sie einzig und allein auf dem sehr unzuverlässigen Zeugniß Boccaccio's, welcher selbst nur dem Gerücht nachzuerzählen gesteht [25]). Selbst der zweite Theil der Sage, daß Dante zu dem Geschlechte der Elisei gehört habe, ist höchstens nur wahrscheinlich zu nennen, indem Leon. Bruni (1436) bezeugt [26]), daß zu seiner Zeit noch die Häuser der Vorfahren Dante's Case degli Elisei genannt worden seien. Dante selbst, obwol nicht unempfindlich gegen den Glanz der Geburt [27]), verschmäht jenen eitlen ihm angedichteten Ruhm; er kennt keinen andern Stammvater als den Cacciaguida, einen tapfern Krieger, welcher 1090 oder 1091 zu Florenz geboren [28]), unter Kaiser Konrad III. in den Kreuzzügen focht, zum Ritter geschlagen wurde und 1147 im Gefecht blieb [29]). Cacciaguida hatte zwei Brüder, Moronte und Eliseo [30]), und von letzterem wird wol am sichersten das Geschlecht der Elisei abgeleitet, welche in diesem Falle nur Seitenverwandte der Allighieri gewesen wären; denn daß das Geschlecht der Elisei älter gewesen und schon Cacciaguida dazu gehört habe, wird ohne allen Beweis vorausgesetzt und widerspricht der Behauptung Muratori's, daß erst im 11ten Jahrhundert die Gewohnheit der Geschlechtsnamen aufgekommen sei [31]). Von seinen eigenen Vorfahren schweigt Cacciaguida [32]), sei es, daß sie dem Dichter unbekannt gewesen, oder, wie diejenigen vermuthen, welche die Abstammung von den Frangipanis behaupten, weil dies Geschlecht sich immer den Päpsten sehr ergeben bewiesen [33]), und namentlich ein Frangipani es war, welcher 1268 den unglücklichen Conradin auf seiner Flucht verhaftete und seinem Todfeinde, Karl von Anjou, für Geld auslieferte [34]). Doch ist nicht zu leugnen, daß Dante in manchen Stellen seines Gedichtes seinem Geschlechte einen römischen Ur-

19) Boccaccio Commento sopra Dante. Firenze 1724. T. I. p. 19. Manetti etc. 20) Paradiso XXV, 8. 21) Muratori Antiq. Italicae. I. 1269. 22) Pelli p. 24. 23) Boccaccio im Comment. zum VIII. canto des Inferno. p. 66.

24) Vita di Dante. p. 222. 25) Vita di Dante. p. 222. 26) Vita di Dante. Ed Pad. p. 50. 27) Paradiso XVI, V. 1 sqq 28) Parad XVI, 34—39. Ed. Pad. Tom. III. p. 398. 29) Parad. XV, 139 sqq. 30) Ibidem 136. 31) Muratori Antiq. Diss. 42. 32) Parad. XVI. 40 sq. 33) Div. Com. Ed. Padov. T. V. p. 106. 34) Giov. Villani. L. VII. c. 29.

sprung zu geben scheint [35]), woraus denn etwas später sich die Sage von den Frangipanis gebildet haben mag. Cacciaguida hatte zur Frau eine Aldighieri aus dem Thale des Po [36]), welches einige auf Ferrara [37]), andere auf Parma [38]), noch andere auf Verona *) deuten, und alle behaupten, das Geschlecht der Aldighieri blühe noch zu ihrer Zeit an diesen verschiedenen Orten; doch scheint die meiste Wahrscheinlichkeit wol für Ferrara zu sprechen. Von den Söhnen aus dieser Ehe nahm einer den Namen der Mutter an [39]); er mag ums Jahr 1200 gestorben seyn [40]) und ward so der Stifter des Geschlechts der Allighieri in Florenz. Der Sohn dieses Allighieri hieß Bellincione, der bis zum Jahr 1266 in Documenten erwähnt wird [41]), und dessen Sohn Allighiero degli Allighieri war der Vater unsers Dichters [42]). Dante war unter dem Zeichen der Zwillinge geboren, und scheint selbst dieser Constellation einen entscheidenden Einfluß auf sein Gemüth einzuräumen [43]); um so weniger darf man sich wundern, wenn spätere daraus die Sage gebildet, sein Lehrer Brunetto habe dem Kinde aus jenem Umstande einen ausgezeichneten Ruhm in den Wissenschaften prophezeit [44]). Und wenn uns Boccaccio erzählt [45]), die Mutter des Dante habe während ihrer Schwangerschaft einen Traum gehabt, worin ihr geschienen, sie werde unter dem Schatten eines hohen Lorbeerbaums neben einer Quelle entbunden, das Kind habe sich von den Früchten des Baums und dem Wasser der Quelle genährt, sei in kurzem ein Hirt geworden, als er aber sich bemüht, einige von den Blättern des Baumes zu bekommen, sei er gefallen und in einen Pfau verwandelt wiederaufgestanden; so wird es wol niemandem einfallen, über die Wahrheit oder Erdichtung dieses Traumes zu streiten oder Boccaccio's spitzfindige Auslegung desselben [46]) anzunehmen.

Als Dante geboren wurde, saß Clemens IV. auf dem päpstlichen Stuhl. Manfred, der tapfere Sohn Friedrichs II., herrschte noch in Neapel und Sizilien, aber schon in demselben Jahre kam Karl von Anjou nach Rom, um 1266 zum König von Neapel gekrönt zu werden. Der kaiserliche Stuhl war unbesetzt. In Florenz herrschten seit 1260 die Ghibellinen. Als aber Karl von Anjou 1266 über Manfred siegte und den Guido von Montfort als Podesta nach Florenz schickte, entwichen die Ghibellinen ohne Kampf aus Florenz, und kehrten erst 1278 durch Vermittelung des Papstes Nicolaus III. zurück. Bald nachher 1282 kam auch die Verfassung der Stadt zu Stande, welche sich im Ganzen bis zum Untergange der Freiheit erhalten hat. Es wurden nämlich, anfänglich ohne Unterschied der Geburt, später mit gänzlicher Ausschließung des Adels, von jedem der drei Arti maggiori oder Zünfte ein Priore gewählt, deren Zahl aber gleich bei der nächsten Wahl nach den Sesti oder Sestieri (Stadtviertel) der Stadt auf sechs stieg [47]). Sie blieben nur zwei Monate im Amte, und während ihrer Amtszeit wohnten und speisten sie gemeinschaftlich in einem öffentlichen Gebäude [48]). Ihnen zur Seite ward noch 1292 ein Gonfaloniere di giustizia gesetzt [49]). Der Podestà war immer ein Fremder. — Dante's Vater starb früh, doch wenn des Boccaccio Bericht zu trauen ist, nicht vor 1274 [50]). Er hinterließ ein für die damalige Zeit nicht unbedeutendes Vermögen an liegenden Gründen [51]). Die Mutter Bella scheint auf die edelste Weise für die Erziehung des Knaben gesorgt zu haben, welcher nach und nach mit allen Gegenständen bekannt wurde, welche damals den Kreis des menschlichen Wissens ausmachten. Einen bedeutenden Einfluß auf seine Bildung hat ohne Zweifel der für seine Zeit höchst gelehrte und ausgezeichnete Statsmann und Schriftsteller Brunetto Latini, Statssekretär der Republik (dittatore del nostro commune nennt ihn Giov. Villani) gehabt. Mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe gedenkt Dante seiner in seinem Gedicht, obwol er ihm, von strenger Gerechtigkeitsliebe gezwungen, einen schlimmen Platz im Inferno anweist und dessen Vorliebe für den ungebildeten florentinischen Dialekt in der Vulg. Eloqu. und im Convito tadelt [52]). Von seiner Bildungsgeschichte sagt Boccaccio im Allgemeinen wol ziemlich richtig: schon in der Kindheit habe er sich den kindischen Beschäftigungen abgeneigt erwiesen, und nachdem er die ersten Elemente der Wissenschaften in seiner Vaterstadt selbst erlernt, habe er sich später zu dem Studium der Alten, vorzüglich des Virgil, Horaz, Statius und anderer Dichter gewandt, habe darauf an verschiedenen Orten, namentlich in Bologna, unter verschiedenen Lehrern die Philosophie studirt und sich endlich in die tiefsten Tiefen der Theologie versenkt [53]). Wenn aber Boccaccio an einem andern Orte [54]) versichert, Dante sei erst, als er alle Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland aufgegeben, nach Paris gegangen und habe sich dort ganz dem Studium der Philosophie und der Theologie ergeben, so irrt er ohne Zweifel darin, daß er diesem Aufenthalt in Frankreich zu viel Wichtigkeit beilegt. Sicherer scheint das Zeugniß des Benv. von Imola, welcher selbst zehn Jahre in Bologna lebte und dort zwischen 1375 und 1388 die Div. Commedia öffentlich erklärte. Er erzählt [55]); Dante habe in Bologna den Miniaturmaler Oderisi kennen gelernt, welcher schon 1300 starb, und sagt ausdrücklich [56]): Quum auctor iste in viridiori aetate vacasset philosophiae naturali et morali in Florentia, Bononia et Padua,

---

35) Inferno XV, 73 sqq. 36) Paradiso XV, 137. 37) Boccaccio V. d. D. 223. Pelli 20. u. d. meisten. 38) Dominicus Arretinus bei Mehus Vit. Ambr. p. 168. *) Dionisi Aneddoti. II. p. 36. 39) Paradiso XV. 138. 40) Pelli. p. 21. Paradis. XV. 91 sqq. 41) Pelli. p. 22. 42) Pelli. p. 23. 43) Paradiso XXII, 112 sqq. 44) Dan. da Lucca im Commentar über die Stelle Inferno. XV, 55 sqq 45) Vita di Dante. 223. 46) Ibidem. 261.

47) Dino Compagni bei Muratori. IX. 470. 48) Giov. Vill. L. VII. passim. Franco Sacchetti. Nov. 83. 49) Dino Comp. Murat. IX. 474. 50) Vita di Dante. 225. 51) Ibidem 224. Pelli. p. 24. beweist es auch aus einer Urkunde von 1332. Leon. Arret. p. 59. 52) De vulgari eloquentia. Ed. Zatta. 267. Convito Ed. Biscioni. 69—71. 53) Vita di Dante. 224. 54) Vita di Dante. 234. 55) Muratori Antiq. 1085. 56) Ibidem. 1056.

in matura aetate jam exsul dedit se sacrae Theologiae Parisiis, und anderswo [57]): Auctor quum esset juvenis Bononiae in studio. Diese Behauptung, daß Dante noch jung, also lange vor seinem Exil Bologna und Padua besucht, wird durch das eigene Zeugniß Dante's vollkommen bestätigt. Im Convito nämlich sagt er [58]), um seinen Schmerz über den Tod der Beatrice (1290) zu überwinden, habe er das Werk des Boëthius und den Lälius des Cicero gelesen, sei dadurch zur Erkenntniß der Philosophie gekommen, und deßhalb sei er dahin gegangen, wo diese sich wahrhaft zeigte, nämlich zu den Schulen der Theologen und zu den Disputationen der Philosophen (Bologna, Padua), so daß er in der kurzen Zeit, etwa von 30 Monaten, angefangen habe, so sehr ihre Süßigkeiten zu schmecken, daß die Liebe zu ihr jeden andern Gedanken vertrieben und zerstört habe. Also in die Jahre 1290 — 1293 fällt sein eifriges Studium der Philosophie, und diese Stelle, in Verbindung mit den Äußerungen des Benvenuto läßt kaum einen Zweifel, daß er eben in dieser Zeit die berühmten Schulen von Bologna und vielleicht auch Padua besucht habe, was wiederum sich mit den übrigen bekannten Umständen seines Lebens, namentlich mit seinem Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt am besten vereinigen läßt, indem es unendlich wahrscheinlicher ist, daß er nach diesen Studien zu Statsgeschäften sei gebraucht worden, als daß er, wie einige wollen [59]), so wichtige Studien erst nach seiner Verbannung in der unruhigsten und drangsalvollsten Zeit seines Lebens sollte begonnen haben; besonders wenn man bedenkt, daß damals ganz vorzüglich nur Gelehrte zu Statsgeschäften und namentlich zu Gesandtschaften gebraucht zu werden pflegten. Neben den strengen Studien beschäftigte er sich auch schon frühzeitig mit den heitern Künsten. Wenn ihn Benvenuto einen Freund des Giotto und des Miniaturmalers Oderisi nennt [60]), so sagt uns Dante selbst, daß er die Zeichnenkunst getrieben [61]); Leonardo Bruni bemerkt noch, daß er auch eine schöne Hand geschrieben [62]). Die zärtliche Liebe, die er dem Musiker Casella bezeigt [63]), beweiset wenigstens, wie tief er den Zauber der Musik empfunden, und Boccaccio sagt ausdrücklich, daß er ein Freund jedes damals berühmten Sängers oder Musikers gewesen [64]). Wie früh er angefangen, sich in der italiänischen Poesie zu üben, welche er, wie es scheint, ohne Meister getrieben [65]), läßt sich nicht bestimmen; seine ersten Versuche scheint er dem Brunetto mitgetheilt zu haben, wenn anders das etwas unbedeutende Sonett an diesen echt seyn sollte [66]), aber erst die Liebe sollte ihm die Göttersprache leihen, durch welche er sich über alle seine Zeitgenossen erhob [67]). Auch die Provenzalen kannte er genau und wußte ihren Werth zu schätzen [68]). Es ist lange Zeit großer Streit unter den Italiänern gewesen, ob Dante griechisch gewußt, doch scheinen sich jetzt die Stimmen der meisten für die Negative zu entscheiden. Schon Manetti und Filelfo hatten ausdrücklich behauptet, daß Dante kein Griechisch verstanden [69]), und unter den Neuern sind Maffei, Tiraboschi, Mérian und Ugo Foscolo derselben Meinung [70]); dennoch glaubten Pelli, Dionisi, de Romanis und selbst Abeken [71]), ihm einige Kentniß dieser Sprache zuschreiben zu dürfen; die Gründe aber, welche für diese Meinung angeführt werden, sind äußerst schwach, und schon von Witte hinreichend widerlegt [72]). Bedenkt man, daß Boccaccio und Petrarca sich zuerst bemüht, einige Kenntniß des Griechischen zu erlangen, und trotz der Hilfe griechischer Gelehrten es nicht einmal zu einer mittelmäßigen Fertigkeit in dieser Sprache gebracht haben, daß Boccaccio ausdrücklich sagt: quum nemo sit (nämlich in Toskana) qui graecas litteras norit — ut etiam non noscamus characteres litterarum [73]), und an einer andern Stelle sich rühmt, daß er auf seine Kosten die Werke Homers und anderer Griechen habe nach Toskana kommen lassen, wo sie *seit so vielen Jahrhunderten nicht mehr vorhanden gewesen, ja nicht in Toskana allein, sondern im ganzen Vaterlande*; daß er der erste Lateiner gewesen, dem der Homer privatim sei erklärt worden [74]); bedenkt man ferner, daß Dante selbst an mehren Orten die entschiedenste Unkunde des Griechischen verräth [75]), daß er den Homer nicht einmal in einer lateinischen Übersetzung kannte [76]), und daß überhaupt alle seine Schriften keine andere Bekanntschaft mit der griechischen Literatur verrathen, als die, welche er aus der lateinischen Übersetzung des Aristoteles, aus dem Horaz, Seneca und andern Römern schöpfen konnte [77]): so muß man sich wol für vollkommen überzeugt halten, daß er des Griechischen ganz unkundig gewesen, und kann auf das erbärmliche und dem Dante entschieden abzusprechende Sonett [78]), worauf Dionisi [79]) und andere so viel Gewicht legen, nicht die mindeste Rücksicht nehmen. — Der einzige Buti erzählt, Dante sei in der Jugend in den Fran-

57) Ibidem. 1185. 58) Convito. p. 95. 59) Dominicus Arretinus bei Mehus Vit. Ambr. p. 169., Giov. Villani, Mario Filelfo. 60) Zu Purgatorio. XI, 96. 61) Vita nuova ed. Biscioni. p. 40. 62) Vita di Dante. p. 60. 63) Purgat. II, 88. 108. 64) Vita di Dante. 212. Vergl. Convito p. 99. 65) Vita nuova. p. 8. 66) Dante's lyrische Gedichte von Kannegießer. Leipzig 1827. S. 302. Vergl. 387 und 473. 67) Vita nuova 8. Vergl. Inf. II, 105. Purg. XI, 98. XXIV, 52 sqq.

68) Purg. VI. VII. VIII. XXVI, 115 sqq. 69) *Mehus* Specim. hist. litt. 86. und Praefat. p. XXIV. 70) *Maffei* Osserv. lett. T. II. Div. Comm. Ed. Pad. T. V. p. 78. *Mérian* Mémoires de l'Académie de Berlin A. 1784. Discorso sul testo p. 291. 71) *Pelli* Memorie 63. Anedd. V. c. XIII. Div. Com. Ed. Pad. T. V. p. 110. Abeken Beiträge für das Studium der göttl. Komödie. Berlin u. Stettin 1826. S. 205. 72) Hermes XXII, 152. Dante's lyrische Gedichte S. 485 u. f. 73) Genealogia Deor. L. XV. c. 7. bei *Baldelli* Vita di Bocc. p. 239. 74) Ibidem p. 268. 75) Purg. X, 128., wo entomata für *ἔντομα* gebraucht wird; Convito p. 100. wo er sagt: man könne des Aristoteles Meinung über die Milchstraße nicht mit Gewißheit ausmitteln, weil die beiden vorhandenen lateinischen Übersetzungen ganz von einander abwichen; Purg. XXII, 106 — 7, wo er außer dem Euripides nur solche Tragiker anführt, die auch Aristoteles erwähnt, nicht aber den Äschylus oder den Sophocles. Convito 139. 155. und viele andere Stellen. 76) Convito p. 64. 77) Dante's lyrische Gedichte 488. Anedd. V. c. XII. *Ugo Foscolo*. Discorso 292. 78) Dante's lyrische Gedichte 332. 479. 79) Anedd. V. c. 13.

ziskanerorden getreten, habe ihn aber vor beendigtem Noviziat wieder verlassen [80]). Diese Nachricht, welche schon Tiraboschi für eine Fabel erklärt [81]), scheint einzig auf einer mißverstandenen, aber freilich auch sehr dunkeln Stelle der Div. Commed. zu beruhen [82]). Dennoch haben ihn spätere Franziskaner als einen Schriftsteller ihres Ordens aufgeführt, weil er, wie sie behaupten, im Ordenskleide als Terziarius gestorben sei [83]), wovon sich aber bei keinem glaubwürdigen Zeugen die geringste Spur findet. — Ähnlichkeit des Sinnes und der Talente verbanden Dante schon in früher Jugend mit den Besten seiner Zeitgenossen. Der erste seiner Freunde, wie er ihn selbst zu nennen pflegt [84]), war der auch als Dichter ausgezeichnete Guido Cavalcanti, welchen Benvenuto von Imola das andere Auge von Florenz zur Zeit Dante's nennt, und das erste Sonett, welches Dante öffentlich bekannt machte und worauf mehre ihm Antworten sendeten, war die Veranlassung zur nähern Bekanntschaft mit ihm [85]); sein Geist, den ernsten Studien zugewendet und daher von der Menge mißverstanden [86]), mußte dem gleichgesinnten Dante unendlich anziehend erscheinen, und es gehörte gewiß zu den bittersten Erfahrungen seines frühern Lebens, daß er diesen Freund wegen politischer Parteiungen verbannt sehen mußte und ihn bald nachher 1301 durch den Tod verlor [87]). Ein zweiter innig geliebter Freund Dante's war der berühmte Rechtsgelehrte Cino von Pistoja, welchen Liebe zur Poesie, gleiche politische Ansichten, gleiches Schicksal, die Jugendgeliebte verloren zu haben und, lange Zeit wenigstens, in der Verbannung zu leben, mit ihm verbunden zu haben scheinen [88]); Dante erwähnt seiner oft ehrenvoll [89]), und Cino beklagte den Tod seines Freundes in einer Canzone [90]). Von andern Dichtern, welche im freundschaftlichen Verkehr mit Dante gestanden, als Dante da Majano, Bonagiunta da Lucca, Dino Frescobaldi u. a. wird es genug seyn, die Namen genannt zu haben [91]). Auch den zu früh (1295) verstorbenen Sohn Karls II. von Neapel, Carlo Martello, rechnet Dante zu seinen Freunden [92]). Nur einen unter seinen Zeitgenossen kennt man, welcher sich schriftlich als seinen Widersacher erwiesen. Dies war der unglückliche, aber wahrscheinlich auch streitsüchtige, hochmüthige Astrologe, vielleicht auch Arzt, Francesco Stabili, gewöhnlich Cecco d'Ascoli genannt, welcher im hohen Alter 1327 zu Florenz als Ketzer verbrannt wurde. Aus seinem wunderlichen Gedichte, Acerba, worin er den Dante wegen der Div. Comm. persönlich angreift, geht übrigens auch hervor, daß er früher mit ihm, wenn nicht in einem freundschaftlichen, doch in einem gelehrten Briefwechsel gestanden haben müsse [93]).

Früher noch als der Freundschaft öffnete sich sein Herz der Liebe. Mag auch Boccaccio nach seiner Weise die Erzählung etwas ausgeschmückt haben [94]), immer bleibt durch Dante's eignes Zeugniß gewiß [95]), daß er in einem Alter von 9 Jahren Beatrice, oder wie die Florentiner sie nannten, Bice [96]), Tochter eines angesehenen Bürgers von Florenz, Folco Portinari, als sie etwa in das 9. Jahr trat, kennen lernte und sich nach seinem eignen Ausdruck bei ihrem Anblick von der Macht der Liebe ergriffen und überwältigt fühlte. Wie zart und innig, wie rein und heilig diese Liebe gewesen, davon gibt die Vita nuova Zeugniß. Nur einige Male in der Kindheit sah er die Geliebte wieder [97]), nur einmal beseligte ihn später ihr Gruß auf der Straße [98]); so sehr fürchtete er die Geliebte zu verletzen, daß er absichtlich sich den Schein einer andern Neigung zu geben suchte [99]), und als dies erheuchelte Verhältniß einiges Aufsehen erregte, erfuhr er darüber den Unwillen Beatrice's, die fortan ihm sogar ihren Gruß verweigerte [1]). Sie starb im jugendlichen Alter am 9. Juni 1290 [2]). Höchst auffallend und unwahrscheinlich ist Boccaccio's Nachricht, die er, nicht in dem Leben Dante's sondern in dem Commentar über die Div. Comm. [3]) gibt, daß Beatrice an einen Ritter Simone de' Bardi verheirathet gewesen, wovon weder in der vita nuova noch in den übrigen Werken Dante's, noch sonst bei irgend einem Biographen oder Commentator des Dichters sich die mindeste Spur findet. — Wie bei wahrhaft tiefen Gemüthern nicht selten, machte diese erste Jugendliebe einen unvertilgbaren Eindruck auf die Sele des Dichters. Beatrice hatte die ersten wahren Funken der Poesie in ihm erweckt, und dem Bedürfniß, den heiligenden Einfluß ihres Wesens auf ihn zu feiern und die in seinem Geiste bis zur Idee der göttlichen Liebe verklärte Geliebte zu verherrlichen, verdanken wir ohne Zweifel die Entstehung seines großen Gedichts [4]). Sie war und blieb die einzige Geliebte seines Lebens. Geringeren Naturen hat von jeher eine solche Liebe, deren physischer Gegenstand längst verschwunden, und welche dem Dichter jede andere Neigung, selbst für die ernstesten Studien, als Abfall und Entweihung erscheinen ließ, unmöglich gedünkt. Einige daher, wie Biscioni [5]) und Filelfo [6]) haben die wirkliche Existenz Beatrice's geradezu geleugnet und behauptet, Dante verstehe unter diesem Namen nur eine Idee, die Theologie oder die Seligkeit [7]), andere [8]), denen eine solche Reinheit des

80) *Pelli* p. 58. 81) Div. Com. Ed. Pad. V. p. 73. 82) Inf. XII, 106. 83) *Pelli* 58. Ed. Pad. p. 73. Biblioth. Francisc. T. I. p. 290. Sinnreich wenigstens ist die Vermuthung Abekens in seinen Beiträgen für das Studium der göttl. Kom.: Dante könne wol den Franziskanerstrick als Symbol des sich selbst abgelegten Gelübdes der Keuschheit getragen haben, doch sind Dante's eigne Äußerungen im Convito p. 206. dieser Ansicht keineswegs günstig. 84) Vita nuova p. 4. 32. und sehr oft im Convito. In Vulg. Eloqu. und Inf. X, 60 sq. 85) Vita nuova l. l. 86) Decamerone Giornata 6. Novella 9. 87) *Leonardo Bruni* p. 56. 88) *Orelli* Vita di Dante All. p 28 89) In de vulgari Eloqu. 90) Vita e poesie di M. Cino da Pistoja ed. di Ciampi. Pisa 1813. p. 125. 91) *Pelli* p. 60. 92) Paradiso VIII, 55.

93) *Tiraboschi* Storia dell. Letterat. T. V. p 174 sq. *Pelli* p. 62. 94) Vita di Dante p. 225. 95) Vita nuova p. 1. 96) Paradiso VII, 14. 97) Vita nuova p 2. 98) Ibidem 99) Ibidem p 4. u. 9. 1) Ibidem. 2) Vita nuova p. 35. 3) T. I p. 112. Troya veltro p. 34. 4) Vita nuova p. 48. 5) Praefatio zu den Prose. 6) *Mehus* Specim. Praef. p. 32. 7) Die Herausgeber der Vita nuova. Milano 1827 wollen unter Beatrice nur die Moralphilosophie verstanden wissen. 8) Besonders *Boccaccio* Vita di D. Doch weniger in der von Biscioni herausgegebenen als in der des V. Bds. der Pad. Ausgabe. S. 10.

Gemüths und eine solche Treue etwas Undenkbares schien, haben ihm freigebig eine Menge gemeiner Liebschaften und sündlicher Neigungen angedichtet. Sie berufen sich theils auf das Zeugniß des Dichters selbst, der sich in der Vita nuova [9]) der Unbeständigkeit beschuldige, und dem in der Div. Comm. von Beatrice selbst bittere Vorwürfe über seinen angeblichen Leichtsinn gemacht werden [10]), theils führen sie andere Stellen aus den Rime und der Div. Comm. an [11]), worin von andern Geliebten des Dichters die Rede seyn soll. Schon Dionisi hat diese Vorwürfe eifrig und gründlich widerlegt [12]), und mehr als alle seine Gründe spricht für die Reinheit des Dichters der ernste, tiefe, heilige Sinn, der sich in allen seinen Schriften, wie in den bekannten Handlungen seines Lebens offenbart. Er ist der einzige unter den Italiänern, dessen zahlreiche Werke auch nicht durch den leisesten Anflug jener Lüsternheit befleckt werden, deren selbst Petrarca weder in seinen Dichtungen noch in seinem Leben sich erwehren konnte, und keiner seiner zahlreichen und wüthenden Feinde hat ihm jemals den Vorwurf der Sittenlosigkeit gemacht, wol aber legen Zeitgenossen ehrenvolle Zeugnisse für die Reinheit seines Lebens ab [13]). Der einzige Schein einer Untreue gegen das Andenken seiner Beatrice ist die flüchtige Neigung, welche er bald nach dem Tode der Geliebten für eine junge Dame empfunden zu haben erzählt [14]), deren Theilnahme ihn in seinem Schmerze aufrichtete. Wenn wir nun gleich im Convito lesen [15]), diese Neigung sei nichts anders, als die damals in seiner Sele erwachende Liebe für die Philosophie gewesen, die er allerdings in den ernstern Gesängen des Convito unter dem Bilde eines edlen Weibes feiert, so bleibt es uns trotz dieser Versicherung doch noch zweifelhaft, ob wir ihr ganz trauen dürfen, oder ob wir nicht vielmehr den, kaum anders als auf ein wirkliches Weib zu deutenden Ausdrücken der Vita nuova Glauben schenken und annehmen sollen: es habe ihn eine unter den gegebenen Umständen so echt menschliche und so verzeihliche Neigung beschlichen, die er jedoch bald als einen Frevel gegen die wahre Geliebte niedergekämpft, und später, um jeden Vorwurf der Untreue von sich abzuwälzen, mit dem im Convito besungenen Weibe, der Philosophie, identifizirt habe [16]). Am wenigsten aber darf man, nach den Sitten der damaligen Zeit, wo die Ehe so selten oder nie die Frucht der Liebe war, sondern wo die Mädchen der höheren Stände ganz nach dem Willen der Eltern allein verheirathet wurden [17]), dem Dichter seine bald nach dem Tode der Geliebten eingegangene Ehe als eine Untreue an jener zurechnen. Selbst Boccaccio schildert diese Verbindung als ein Werk der Verwandten [18]), welche dabei wol nicht allein die Beruhigung des betrübten Jünglings, sondern auch wol die politische Wichtigkeit dieser Verbindung mit der mächtigen Familie der Donati berücksichtigt haben mögen. Der Zeitpunkt dieser Ehe mit der Gemma de' Donati ist übrigens ungewiß; Pelli [19]), nach Manetti, möchte sie in das Jahr 1291 setzen, wol zu früh, wenn man den Schluß der Vita nuova erwägt; Ugo Foscolo [20]) sie ohne alle Gründe auf 1295 verschieben; das Jahr 1292 scheint das wahrscheinlichste. Auf die Schicksale dieser Ehe werden wir später wieder zurückkommen. — Die wahre Liebe lähmt nicht die Thätigkeit der Sele und stört nicht das äußere Leben, vielmehr ist sie in edlen Gemüthern der mächtigste Antrieb zu jeder rühmlichen Thätigkeit. So hinderte sie auch Dante nicht, den Studien aller Art eifrig obzuliegen [21]) und dem Vaterlande zu leisten, was er ihm schuldig war. Jeder florentinische Bürger, welcher zu Statsämtern gelangen wollte, mußte bei einer der vorhandenen Arti oder Zünfte eingeschrieben seyn. Dante trat aus uns unbekannten Gründen in die Zunft der Ärzte und Apotheker [22]), sei es daß schon einige seiner Vorfahren dazu gehört hatten, oder daß die wissenschaftlich Gebildeten sich dieser Zunft vorzugsweise anzuschließen pflegten. Auch dem Kriegsdienste entzog er sich nicht. Er focht am 11. Juni 1289 in der ersten Schar der Reuterei in der bedeutenden Schlacht bei Campaldino oder Certomondo, wo die Guelfen von Florenz und Arezzo den Ghibellinen (aus Aretinern und ausgewanderten Florentinern bestehend) eine große Niederlage beibrachten. Dante selbst befand sich dabei in großer Gefahr, wie Leonardo Bruni aus einem Briefe Dante's berichtet [23]). Im folgenden Jahre begleitete er den Zug gegen Pisa, in welchem unter seines spätern Beschützers und damaligen Podestà von Florenz, Guido Novello da Polenta, Anführung die Feste Caprona erobert ward [24]). Welche Dienste er sonst geleistet, zu welchen Geschäften er gebraucht worden, welche Ämter er verwaltet, ehe er durch die Wahl seiner Mitbürger [25]) zu einer der höchsten Würden, zu der eines Priore, erhoben worden, läßt sich nicht mehr ausmitteln. Boccaccio übertreibt offenbar, wenn er berichtet, Dante habe so ganz und mit so vielem Glück sich dem Statsdienste gewidmet, daß keine Gesandtschaft angehört, keine beantwortet worden sei, kein Gesetz gegeben worden, mit einem Worte keine Berathschlagung von einiger Be-

9) p. 42, 43, 45. 10) Purg. XXX. XXXI, wobei aber nicht zu vergessen, daß diese Vorwürfe doch nur Dinge betreffen können, die sich zwischen 1290 und 1300 zugetragen; die Liebschaften aber, welche man ihm andichtet, müssen alle in eine spätere Zeit fallen, von welcher Beatrice hier nicht reden kann. 11) Purg. XXIV, 37. XXXI, 59. 12) Aneddoti II. V. Preparaz. vorzüglich T. II, 34 sq. Auch C. Witte in: Dante's lyrische Gedichte von Kannegießer S. 373 f. 13) So Melchiore Stefano Coppi, der bei Mehus p. 177 von ihm sagt: moralmente visse und ibidem p. 178 nennt ihn ein anderer Zeitgenosse, Sebastianus Eugubinus, in seinem Teleutelogium: inter humana ingenia naturae dotibus corruscantem et omnium morum habitibus rutilantem. 14) Vita nuova 42. 44 sq. 15) c. II, 77. XIII, 95. 16) Anedd. II. c. 15. Abeken in seinen Beiträgen hält die in der Vita nuova erwähnte Dame für ein wirkliches Weib; Witte im Hermes XXII. und lyrische Gedichte 373 f. will sie durchaus nur von der Philosophie verstanden wissen.

17) Dino Compagni ap. Murat. T. IX, 469. Giov. Villani L. VII. c. 55. Marchionne Stefani bei Dionisi Prep. I. p. 56. 18) Vita di D. p. 228. 19) p. 67. 20) p. 196. 21) *Leonardo Arret.* p. 50 sq. 22) *Pelli* p. 64. 23) Vita di D. p. 50. 53. *Giov. Vill.* L. VII. c. 130. 24) Inferno XXI, 94. *Pieri* Cron. fior. p. 54. *Orelli* Cronichette. T. II. p. 15. 25) *Leon. Bruni* p. 58.

deutung statt gefunden habe, ohne daß seine Meinung dabei gehört worden sei [26]). Filelfo ist der einzige, welcher von 14 Gesandtschaften redet, zu welchen Dante gebraucht worden [27]). Erwägt man aber die große Unzuverlässigkeit dieses Gewährsmanns, das Schweigen aller übrigen Zeugen und daß sich, mit einer einzigen Ausnahme, in den Archiven von Florenz und Toskana keine Spur von diesen Sendungen findet; erwägt man ferner, daß unter diesen angeblichen Gesandtschaften sich, außer den nach entlegenen Gegenden Italiens, wie Venedig und Neapel [28]), auch eine an den König von Frankreich befindet, und daß sie nothwendig alle in den kurzen Zeitraum von etwa 1295—1302 fallen müssen; so wird man wol der Meinung des besonnenen Tiraboschi [29]) beitreten müssen, daß diese Sendungen mehr als zweifelhaft seyn, und daß höchstens eine oder zwei an den König von Neapel [30]) und etwa an den Papst angenommen werden dürften. Daß aber Gesandtschaften überhaupt zu den Geschäften gehörten, wozu man sich eines gelehrten und gebildeten Mannes wie Dante zu bedienen pflegte, ist an sich höchst wahrscheinlich, und eine solche Sendung Dante's, freilich nur an die kleine benachbarte Stadt St. Giminiano sogar urkundlich erwiesen [31]). Ebenso gewiß ist es, daß Dante sich 1302 als Abgeordneter in Rom befand. Der höchst zuverlässige Leonardo Bruni sagt blos: „nachdem Dante geheirathet, habe er ein bürgerliches, ehrsames und fleißiges Leben geführt und sei viel zu Statsgeschäften gebraucht worden; zuletzt als er das gesetzliche Alter erreicht (35 Jahre), sei er zu einem der Priori erwählt worden." Diese Wahl ward für ihn, wie er selbst sagt, der Ursprung aller seiner Leiden und seines Unglücks [32]). Leider ist es geradezu unmöglich, die Folge der Ereignisse, welche Florenz von 1300—1302 erschütterten und die Verbannung Dante's herbeiführten, mit vollkommener Sicherheit anzugeben, da die Berichte, welche uns darüber vorliegen, obgleich größtentheils von Augenzeugen der Begebenheiten herrührend, sich einander in den meisten Punkten widersprechen [33]). Da eine genauere Untersuchung nicht dieses Ortes wäre, so müssen wir uns begnügen, mit Übergehung Dino Compagni's [34]), welcher, obwol selbst in diese Begebenheiten verflochten, dennoch die Ereignisse offenbar durcheinander wirft und mit sich selber in Widerspruch geräth, die Hauptsachen nach den übereinstimmenden Berichten des Giov. Villani [35]) und des Marchionne di Coppo Stefani [36]) folgendermaßen zusammen zu stellen. Gegen 1300 war Florenz im Ganzen guelfisch, nur gährte die Eifersucht zwischen zwei mächtigen Geschlechtern, den Cerchi von geringer Herkunft aber großem Reichthum und den Donati, welche weniger begütert aber von älterm Adel waren. An die Cerchi schlossen sich die vielen, damals unterdrückten, ghibellinischen Familien der Stadt an, ein Umstand, welcher schon im voraus Rom ungünstig gegen diese Partei stimmen mußte. Zu diesen schon vorhandenen Parteien kamen in den ersten Monaten des Jahres 1300 die Häupter der in bitterer Feindschaft gespaltenen Familie Cancellieri aus Pistoja, welche sich die Weißen und die Schwarzen nannten, und welche man unbesonnener Weise, um ihre blutigen Fehden beizulegen, nach Florenz berufen hatte [37]). Den schon vorhandenen Zwiespalt in Florenz benutzend, schlossen sie sich, wie frühere Bekanntschaft oder Familienverbindungen es mit sich bringen mochten, die Weißen an die Cerchi und die Schwarzen an die Donati, und bald wurden diese Namen auf die florentinischen Parteien übertragen. Am 23. April 1300 brach bei einem Gastmahl die erste Erbitterung der Cerchi und der Donati aus, und am 1. Mai floß das erste Blut dieser Parteien bei einem zufällig auf der Straße entstandenen Streite; von nun an nannten sich die Cerchi Weiße und die Donati Schwarze [38]). Die Prioren und das Volk erkannten die Gefahr, welche dem Gemeinwesen drohte, und baten den Papst Bonifacius VIII. um seinen Beistand. Dieser ließ das Haupt der Weißen, Vieri de' Cerchi, nach Rom kommen, um ihn zum Frieden zu stimmen; Vieri aber verwarf des Papstes Vermittelung. Um so leichter fanden die Abgeordneten der Schwarzen bei ihm Gehör, und er sendete im Juni zu ihren Gunsten den Kardinal Matteo d'Acquasparta nach Florenz, welcher aber unverrichteter Sache zurückkehren mußte. In eben dieser Zeit vom 15. Juni bis 15. August war Dante einer der Priori [39]), und es ist wenigstens höchst wahrscheinlich, daß er in diesem Amte sich den Weißen geneigt erwiesen, zu welchen auch sein liebster Freund, Guido Cavalcanti, gehörte. Im December 1300 und im Januar 1301 fielen neue und blutige Kämpfe der beiden Parteien sowol in Florenz selbst als auf dem Lande vor [40]), und die Schwarzen hielten eine heimliche Berathung in der Kirche St. Trinità [41]), worin sie den Entschluß faßten, Bonifaz VIII. um einen guelfischen Prinzen zu bitten, der angeblich nach Florenz käme, um den Frieden herzustellen, eigentlich aber, um ihrer Partei das Übergewicht zu geben. Wegen dieser unerlaubten Versamlung und Einmischung in die Angelegenheiten des Stats wurden die Häupter der Schwarzen, namentlich Corso Donati, nach Città di Castello oder Castello della Pieve verbannt, und um jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, wurden auch die Häupter der Weißen nach Serezzana oder Sarzana verwiesen [42]). Doch erhielten letztere sehr bald

26) Vita di D. p. 231. 27) *Mehus* specimen hist. litt. Praef. p. XXVII. 28) Wenn von 2 Gesandtschaften an den König von Ungern die Rede ist, so wird wahrscheinlich unter diesem Namen Karl Martell, der älteste Sohn Karls II. von Neapel verstanden, welcher jenen Titel führte. 29) Vita di D. im 5. B. der Paduana edit. der Div. Comm. p. 74. 30) Paradiso VIII. 31) *Tiraboschi* Vita p. 111. Not. H. 32) *Leon. Bruni* Vita di D. p. 53. Vergl. aber auch *Franco Sacchetti* Nov. 116. 33) *Orelli* Cronichette T. II. p. 177. 34) Cronaca ap. Murat. IX. p. 480 sq. 35) L. VIII. c. 38—48. 36) Bei Dionisi Prep. I. p. 27 sq. Das Werk ist als Manuscript in der Laurentiana, früher in der Gaddiana. *Mehus* Vita Ambr. p. 177.

37) *Marchionne* l. l. p. 27. *Giov. Vill.* L. VIII. c. 37. 38) *Marchionne di Coppo Stefano* p. 30 sq. 39) *Marchionne* bei *Dionisi* l. l. p. 44. 40) Ibidem p. 39. *Giov. Vill.* L. VIII. c. 40. 41) *Giov. Vill.* l. l. c 41. *Marchionne* l. l. p. 42. 42) *Giov. Vill.* l. l. c. 41. *Marchionne* p. 42.

die Erlaubniß zur Rückkehr, angeblich wegen des in Serezzana erkrankten Guido Cavalcanti, welcher auch bald nach seiner Rückkehr starb [43]). Über diese Begünstigung seiner Gegner erbittert, verließ Corso Donati im Februar 1301 den Ort seiner Verbannung und eilte nach Rom, wo nun beschlossen wurde, Karl von Valois, genannt Ohneland, Bruder Philipps des Schönen von Frankreich [44]), welcher auf einem Zuge gegen die Arragoneser auf Sicilien begriffen war, nach Florenz als Friedensstifter zu senden [45]).

Die Weißen ihrerseits, die eigentliche, gegen sie allein gerichtete Absicht dieser Maßregel wohl erkennend, schickten Abgeordnete nach Rom, um wo möglich die Ankunft Karls zu hintertreiben und den Papst zu versöhnen [46]). In dieser Eigenschaft als Abgeordneter der Weißen, nicht aber als Gesandter der Republik, befand sich Dante bei Bonifaz VIII. am Ende des Jahres 1301 [47]). Dieser vollkommen erwiesene Umstand ist mehr als hinreichend, die Wuth der Schwarzen und Karls gegen Dante zu erklären, und man braucht nicht zu der unerwiesenen Vermuthung seine Zuflucht zu nehmen, er habe als Priore die Verbannung des Corso Donati vorgeschlagen [48]) und sich der Berufung Karls widersetzt [49]), von welcher zur Zeit seines Priorats wol schwerlich schon ausdrücklich die Rede seyn konnte. Karl, vom Papste und den Schwarzen mit Geld und Mannschaft unterstützt [50]), zog nach kurzer Unterhandlung, worin er versprach, nichts an den Gesetzen und am Regimente zu ändern [51]), am 1. November 1301 [52]) in Florenz ein, doch fürs erste in den Theil der Stadt am südlichen Ufer des Arno, wo die Mauern noch nicht vollendet, und ihm der Rückzug im Fall der Noth leicht wurde [53]). Erst am 4. oder 5. Nov. [54]) betrat er die Stadt selbst, wo in einer großen Versamlung in S. Maria Novella ihm, gegen seinen Eid, nichts an den Gesetzen zu ändern, die Gewalt Frieden zu stiften übertragen wurde. Unter seinem Schutze war indeß Corso Donati mit vielen Bewaffneten zurückgekehrt, und verwüstete ungestraft 5—8 Tage lang mit Feuer und Schwert die Häuser seiner Feinde in der Stadt und auf dem Lande [55]). Viele Weiße verließen schon jetzt freiwillig die Stadt, wo ihre Feinde gesetzlos herrschten, und es ist möglich, daß auch Dante erst jetzt von den Seinigen nach Rom geschickt worden, um den Papst um Hilfe anzuflehen [56]), was noch durch die abermalige Ankunft des Kardinals von Acquasparta bestätigt zu werden scheint, welcher indeß, durch den Trotz der Schwarzen gehindert, auch diesmal nichts auszurichten vermochte und die Stadt verließ, nachdem er sie mit dem Interdict belegt [57]). Erdichtete verrätherische Anschläge der Weißen gegen die Schwarzen und gegen Karl gaben diesen die Veranlassung, auch den letzten Schein der Unparteilichkeit abzulegen [58]). Alle Häupter der Weißen, nach Dino an 600 Personen, wurden anfangs April 1302 aus Florenz verbannt, ihre Paläste niedergerissen und ihre Güter verwüstet [59]). Danten hatte die Rache schon früher ereilt. Das thätige Werkzeug derselben war der von Karl und Corso Donati schon im November 1301 ernannte Podesta, Cante de' Gabrielli aus Gubbio [60]). Ihm ward die Macht ertheilt, die Fehler der aus dem Amte getretenen Prioren zu bestrafen, auch wenn sie schon früher wären losgesprochen worden [61]). Kraft dieses Gesetzes ward Dante und noch drei andere am 27. Januar 1302, weil sie sich der Ankunft Karls widersetzt, und weil sie fecerunt baratterias et acceperunt, quod non licebat, vel aliter quam licebat per leges [62]), jeder in eine Geldstrafe von 8000 Lire verdammt; zahlten sie nicht innerhalb einer gewissen Frist, so sollten ihre Güter, die aber schon verwüstet waren [63]), eingezogen werden, und auch wenn sie zahlten, sollten sie noch pro bono pacis zwei Jahre aus den Grenzen von Toskana verbannt bleiben [64]). Über die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens und dieser Beschuldigungen, so wie über die Unschuld Dante's an so gemeinen Betrügereien ist nur eine Stimme unter allen Geschichtsschreibern [65]), und er selbst behauptete seine Unschuld laut und öffentlich bei jeder Gelegenheit [66]). Daß bei dieser Verurtheilung nur blinde Leidenschaft gewaltet, sieht man besonders aus der bald nachher, am 10. März 1302, gegen Dante und 14 Unglücksgefährten gefällten Sentenz. Fama publica precedente (also nach dem Gerücht), heißt es darin), und weil sie occasione baracteriarum iniquarum, extorsionum et illicitorum lucrorum fuerint condepnati (weil sie nicht gezahlt und nicht erschienen, so seien sie als geständig zu betrachten), werden verbannt, und im Fall der Betretung zum Feuertode verurtheilt [67]). Ähnliche Sentenzen wurden noch später gegen ihn am 6. September 1311 [68]) und im October 1315 [69]) erlassen. Merkwürdig ist, daß, obwol die öffentliche Meinung

43) *Giov Vill* L. VIII. c. 41. 44) Purg. XX, 70 sq. 45) *Giov Vill.* ibid. c. 42. u. *Marchionne* l. l. p. 52. 46) *Dino Compagni* l. l. p. 488. *Boccac.* Vita di D. p. 252, welcher bei dieser Gelegenheit dem D. das stolze Wort in den Mund legt: Wenn ich gehe, wer bleibt? und wenn ich bleibe, wer geht? *Manetti* Vita Dantis p. 22 u. 28. 47) *Leon. Bruni* Vita di Dante p. 56. 48) *Leon. Bruni* Vita di D. p. 55. Troya veltro p. 46. 49) Lami Delizie degli Erud. Tosc. T. XII. p. 259. 50) *Dino Compagni* l. l. p. 489. 51) *Dino Compagni* l. l. 490. *Marchionne* l. l. p. 53. 52) *Marchionne* ibidem. *Giov. Vill.* VIII c. 48. Anders Dino ibid. 53) *Dino Comp* l. l. 491. 54) *Dino* p. 491. *Giov. Vill.* VIII. c. 48. *Marchionne* l. l. p. 54. 55) *Dino Comp.* p. 497. *Marchionne* l. l. p. 54. *Giov. Vill.* VIII, c. 48. 56) Parad. XVII, 46. *Dionisi* Prep. l. p. 56 u. 59.

57) *Marchionne* l. l. p. 56. *Giov. Vill.* ut supra. 58) *Marchionne* l. l. p. 57. *Giov. Vill.* VIII. c. 48. *Leon. Bruni* p. 56. 59) *Giov Vill.* ut supra. *Marchionne* l. l. p. 58. *Dino Comp.* p. 501. 60) *Dionisi* Prep. l. p. 60. 61) *Leon. Bruni* p. 56. 62) Vergl. ein Document von 1342, wo dieser Sentenz gedacht und als Grund derselben angeführt wird, Dante habe als Priore die Guelfen in Pistoja verfolgt; bei *Pelli* p. 73. 63) *Leon. Bruni* p. 57. 64) Das Original Delizie degli Erud. T. X. p. 94. *Dionisi* Prep. l. p. 60 und in der Magliabecchiana. 65) *Giov. Vill.* L. IX. c. 134. Troya veltro p. 50. 66) Convito p. 57. Canzone XIV. Tre donne Str. 5. *Dionisi* Prep. l. p. 72. Der Brief, worin er seine Unschuld betheuert. 67) Si quis predictorum (Dante und die 14) ullo tempore in fortiam (in die Gewalt) dicti Communis pervenerit, talis perveniens igne comburatur, sic quod moriatur. Das ganze Document bei *Tiraboschi* Storia della letterat. T. V. und im 5. B. der Paduaner Ausgabe der Div. Comm. p. 76. *Dionisi* Prep l. p. 60. 68) Troya veltro p. 126. 69) ibidem p. 145. *Dionisi* Prep. I, 61.

über ihn in Florenz sich bald genug nach seinem Tode geändert, seine Verbannung doch erst 1494, als die Medici eben vertrieben worden waren, zurückgenommen wurde [70]. Ob Dante, als die erste Verurtheilung gegen ihn ausgesprochen, noch in Rom gewesen [71], oder ob er schon im Novbr. 1301, als die Verfolgungen gegen die Weißen begannen, Rom verlassen und sich nach Siena gewandt habe [72], muß für jetzt unausgemacht bleiben. In jedem Falle aber hatte er vollkommen Grund, Bonifaz VIII. als den Urheber seines eigenen und seines Vaterlandes Unglücks zu betrachten, und ihn der Falschheit und der Verstellung zu beschuldigen, woher denn auch die häufigen und bittern Angriffe gegen diesen Papst in allen seinen Schriften [73]. Dante sah die geliebte Vaterstadt nicht wieder, so wenig als seine Frau, welche mit den Kindern daselbst verblieb. Hieraus, und weil er nirgend der Seinigen erwähnt, hat man den Schluß gezogen, die Ehe sei unglücklich gewesen, und manche haben sehr nachtheilig über den Charakter der Frau geurtheilt [74]; Allein Boccaccio selbst gesteht, daß er nichts von ihrem Charakter wisse [75], und lobt sie sogar, daß sie mit den Kindern spärlich von dem Wenigen zu leben gewußt habe, was sie aus der Plünderung unter dem Namen ihres Eingebrachten mit Mühe gerettet habe [76]. Daß sie ihm nicht in die Verbannung gefolgt, beweist durchaus nicht, daß ein Mißverhältniß obgewaltet. Wie hätte sie mit zum Theil noch ganz kleinen Kindern ein unstätes Leben ergreifen sollen, während sie in Florenz allein, als Verwandte des mächtigen Geschlechts der Donati, Schutz, Erhaltung des Ihrigen und vielleicht die Mittel finden konnte, auch ihren abwesenden Gatten zu unterstützen und ihm zu dienen. Man weiß nicht, wann sie gestorben, und also auch nicht, ob sie in spätern ruhigern Zeiten ihm noch hätte folgen können. Die Schonung aber, womit Dante seinen bittersten Feind Corso Donati niemals genannt, kaum nur erwähnt hat [77], die Liebe, mit welcher er von dessen Bruder Forese [78] und ihrer Schwester Piccarda redet [79], zeigt wenigstens, daß er trotz aller politischen Parteiungen, in einem sehr guten Verhältniß mit einem großen Theile der Familie seiner Frau gestanden. Die Ehe selbst war nicht aus Liebe geschlossen, aber die 5 oder 6 Kinder, welche in dem kurzen Zeitraum von 1291 oder 1292—1301 geboren wurden, beweisen wenigstens, daß bis zu seiner Verbannung Dante zufrieden mit seiner Frau gelebt. Er erwähnt ihrer nirgend, aber auch nicht seines Vaters, seiner Mutter, seiner Geschwister und Kinder, weil er es für unschicklich [80] hielt, von sich selbst und den Seinigen zu reden [81].

Aus Mangel an zuverlässigen Nachrichten ist es unmöglich, dem von nun an unstäten Leben des Dichters genau zu folgen, und seinen in dem Zeitraum von seiner Verbannung bis zu seinem Tode häufig wechselnden Aufenthalt jedesmal mit Sicherheit anzugeben. Wie mehre Städte Griechenlands um die Ehre stritten, der Geburtsort Homers zu seyn: so streiten unzählige Städte, Schlösser und Klöster Italiens um die Ehre, den großen Dichter längere oder kürzere Zeit beherbergt zu haben; überall im nördlichen und mittleren Italien findet man beim Volke die zuweilen sogar durch angeblich alte Inschriften bestätigte Sage, hier habe Dante gehaust, hier einen Theil seines großen Werkes gedichtet [82]. Nur einige wenige Punkte, welche sich urkundlich beweisen lassen, ragen aus der Nacht der Zeiten deutlich hervor, und es bleibt nichts übrig, als die vielen sich unter einander bestreitenden Notizen über sein Leben um diese Punkte zu sammeln und so gut als möglich zwischen sie einzuschalten. Ein Hauptpunkt in diesem Lebensabschnitt des Dichters ist sein Verhältniß zu den Scaligern, den Beherrschern von Verona, welches er selbst in seinem großen Werke sehr häufig als das für ihn wichtigste erwähnt. Und doch ist es gerade für dieses Verhältniß sehr schwer, die eigentliche Beschaffenheit desselben mit Sicherheit zu bestimmen. Schon darüber herrscht große Ungewißheit, wann Dante zuerst nach Verona gekommen. Boccaccio läßt ihn gleich nach seiner Verbannung zu Alberto della Scala gehen [83], was aber unmöglich ist, da dieser schon 1301 gestorben war. — (Zum bessern Verständniß dieser Verhältnisse diene folgende Übersicht der Beherrscher von Verona zur Zeit Dante's. Alberto della Scala starb den 3. August 1301 noch vor der Ankunft Karls von Valois in Italien. Er hinterließ drei Söhne, wovon der älteste Bartolommeo ihm in der Herrschaft folgte. Dieser starb allgemein bedauert am 7. März 1304. Ihm folgte sein Bruder Alboin, ein am Geist und Körper schwacher Mann, weshalb er auch schon 1308 seinen jüngern 17jährigen Bruder Cangrande della Scala, geboren 1291, zum Mitregenten annahm. Alboin starb 1311 und Cangrande, der in der Divina Commedia gefeierte Held, überlebte Danten noch um 8 Jahre und starb am 22. Juli 1329.) — Auch redet Dante sehr ungünstig von Alberto [84]. Eine ganz entgegengesetzte Meinung hat Dionisi eifrig zu verfechten gesucht, daß nämlich Dante nicht vor 1311 nach Verona gekommen, erst zur Zeit Cangrande's, weil nur dieser verdiene *der große Lombarde* zu heißen, wie Dante ihn nennt [85], und nur er als kaiserlicher Vikarius den Adler auf der Leiter, dem Stammwapen des Hauses, geführt habe [86]. Dagegen nennen aber alle ältesten Ausleger der Divina Commedia, der unter dem Namen des Anonimo bekannte, der angebliche Pietro di

70) *Vellutello* Vita di D. sub fin. *Ugo Foscolo* Discorso sul testo p. 362. *Pelli* p. 85. N. *. 71) *Leon Bruni* p. 57. 72) Troya veltro p. 49. 73) Inf. XIX, 53. XXVII, 70. Purg XXXII, 149. Parad. IX, 132. XII, 90. XVII, 49. XXVII, 22. XXX, 148. 74) *Boccaccio* Vita p. 231. *Manetti* Vita Dantis p. 16. 75) ibidem. 76) ibidem p. 233. 77) Purg. XXIV, 82. Parad. III, 106. 78) Purg. XXIII. und XXIV. 79) Parad. III. 80) Convito p. 55. 81) Vergl. *Ugo Foscolo* Discorso p. 185. sq.

82) Divin. Comm. Padov. T. V. p. 79. sq. 83) Vita di D. p. 234. aber merkwürdig genug in dem andern Abdruck dieser Vita Ed. Pad. p. 15. wird Alberto nicht genannt, sondern blos der Signore della terra. 84) Purg XVIII, 121. sq. 85) Parad. XVII. v. 70. sq. 86) Anedd. II. p. 20. sq. Prep. II. C. 45—50.

Dante, Jacopo della Lana, Benvenuto von Imola u. a. einstimmig den Bartolommeo della Scala als den ersten Beschützer Dante's, und mehre von ihnen erwähnen ausdrücklich, daß jener Fürst den Adler geführt[87]), wie auch Troya zu beweisen sich anheischig macht[88]). Wenn nun vollends Dionisi aus der Dedication des Paradiso an Cangrande zu beweisen meint, daß Dante im Jahre 1317 oder 18, wo er sie geschrieben, nur erst seit kurzem und früher gar nicht nach Verona gekommen sei[89]), so widerspricht er nicht nur seiner eignen frühern Behauptung, sondern läßt auch für den Aufenthalt Dante's in Verona so wenig Zeit, für empfangene Wohlthaten so wenig Raum, daß gar nicht zu begreifen wäre, weshalb er den Cangrande so oft gepriesen und so Großes von ihm gerühmt hätte[90]). Der neueste Versuch aber von Troya[91]), die Schicksale und Reisen des Dichters nach Anleitung der Div. Comm. selbst zu bestimmen, unterliegt so vielen Schwierigkeiten, führt zu so vielen willkürlichen und unerwiesenen Behauptungen, daß seiner nicht weiter hier gedacht werden kann. — Am wahrscheinlichsten würde man also die Begebenheiten etwa folgendermaßen ordnen können. — Auf die Nachricht seiner Verbannung begab sich Dante zuerst nach der im Ganzen den Ghibellinen günstig gesinnten Stadt Siena[92]), bald nachher aber größerer Sicherheit wegen nach Arezzo[93]), wo sich viele Verbannte und ausgewanderte Weiße zusammen fanden. Hier lernte er den Podesta der Stadt Uguccione della Faggiuola[94]) kennen, welchen Troya gern zu seinem wichtigsten Beschützer und zum gefeierten Helden der Divina Commed. erheben möchte[95]), obgleich seiner darin mit keinem Worte gedacht wird, und welcher damals wenigstens sich der Partei der Weißen so wenig günstig zeigte, daß er sie nöthigte, die Stadt zu verlassen[96]), wiewol er freilich später das mächtigste Haupt der Ghibellinen in Toskana wurde und sich für einige Zeit zum Beherrscher von Pisa und Lucca erhob. Hier auch lernte er den ebenfalls vertriebenen Bosone de' Raffaelli aus Gubbio[97]) kennen, welcher später zu seinen Freunden und Beschützern gehörte. Sehr wahrscheinlich begab sich Dante von hier aus im September oder Oktober 1302 nach Verona zu Bartolommeo della Scala[98]), von welchem er freundlich aufgenommen wurde; sei es, daß er mit den unter sich selbst entzweiten, theils streng ghibellinisch, theils noch guelfisch gesinnten Ausgewanderten[99]) unzufrieden war; sei es, daß er von Arezzo aus jenen verloren gegangenen, versöhnenden Brief an das Volk von Florenz geschrieben, welcher mit den Worten anfing: Popule mee, quid feci tibi, und dadurch den Unwillen seiner Partei auf sich geladen[1]); sei es, daß er der gemeinsamen Sache zu dienen und die Hilfe Bartolommeo's, des mächtigsten Ghibellinen-Hauptes in Oberitalien, zu suchen geschickt worden oder freiwillig gegangen sei. Über seinen Aufenthalt in Verona selbst fehlen alle Nachrichten, und es läßt sich nur vermuthen, daß er in dieser Zeit mehre Orte Oberitaliens besucht, wo sich die Sage von seiner Anwesenheit erhalten hat. So mag er um diese Zeit die benachbarten Alpenthäler Val Pulicella und Val Lagarina besucht haben[2]) und von Lantieri di Paratico[3]) zu Brescia, von Guglielmo di Castelbarco[4]), von Guido da Castello[5]) auf einige Zeit beherbergt worden seyn. Ob aber auch die von Dante ehrenvoll erwähnten Männer Currado da Palazzo und Gherardo da Cammino[6]) zu den Gastfreunden des Dichters gehört, ist aus ihrer bloßen Erwähnung wol zu voreilig geschlossen worden[7]).

Nach dem Tode Bartolommeo's (März 1304) verließ Dante Verona; sei es, daß er bei dessen Bruder und Nachfolger Alboino weniger Gunst gefunden[8]); sei es, daß die neue Wendung, welche die Dinge in Toskana zu nehmen schienen, und die Hoffnungen, die sich daran knüpften, ihn dorthin gerufen. Troya läßt ihn von Verona nach Bologna gehen, welches allerdings auf dem Wege liegt, aber sonst ohne weiteren Beweis[9]). Auf Bonifaz VIII. († d. 12. Oktbr. 1303), den wüthenden Feind der Weißen, war am 22. Oktbr. Benedict XI. ein frommer, friedliebender Papst gefolgt, der es seine erste Sorge seyn ließ, den Kardinal Niccolò da Prato nach Florenz zu schicken, um den Frieden zwischen den Schwarzen und den Ausgewanderten zu vermitteln. Er kam im März 1304 dahin[10]), fand anfangs großen Anhang beim Volke, ließ Abgeordnete der verbannten Weißen nach Florenz kommen und hoffte die Parteien zu versöhnen; aber die Kabalen der Häupter der Schwarzen, welche sich zum Theil der Güter der Ausgewanderten bemächtigt hatten, vereitelten seine Absicht, und er verließ im Juni Florenz, welches er mit dem Banne belegte[11]). Corso Donati und andere Häupter der in Florenz herrschenden Partei wurden vom Papste zur Verantwortung nach Pistoja berufen, oder waren, um sich zu entschuldigen, freiwillig dahin gegangen, und diese Gelegenheit benutzte der Kardinal von Prato, um die aller Orten zerstreuten Weißen und Ghibellinen heimlich zu ermuntern, einen ernsten Versuch gegen die von den entschlossensten Häuptern verlassene und durch eine kurz vorhergegangene große Feuersbrunst, worin an 1700 Häuser vernichtet wurden, bestürzte und verwirrte Stadt zu wagen[12]). Es fand eine Versamlung der Weißen auf dem Schlosse

87) Prepar. II. p. 122. Div. Comm. Ed. Padov. T. III, 440. 88) Veltro p. 120. 89) Anedd. II. p. 24. 90) Inf. I, 101. sq. Purg. XXXIII, 37. sq. Parad. XVII, 70. sq. 91) Del veltro allegorico di Dante. Firenze 1826. 8. 92) Leon. Bruni p. 67. 93) Ibidem. 94) Dino Comp. p. 503. 95) Der ganze veltro alleg. will dies beweisen, ohne zu bedenken, daß Uguccione 1319 unter den Mauern von Padua starb und also wol nicht der dux seyn konnte, auf welchen Dante nach Purg. XXXIII, 43. seine Hoffnungen setzte. 96) Dino Comp. l. l. 97) *Pelli* p. 79. 98) Parad. XVII, 70 sq. Troya p. 58. Alle ältere Ausleger. Auch Boccacc. im Comment. zum 8. Ges. S. 67. 99) Troya p. 62.

1) Troya 57. Parad. XVII, 61. sq. 2) *Vannetti* lettera im 4. B. P. II. ed. Zatta der Divina Comm. 3) *Dionisi* Anedd. IV. p. 113. 4) Troya p. 62. 5) *Orelli* Cronich. II. p. 27. 6) Purg. XVI, 124. Convito p. 175. 7) Div. Comm. von Viviani, Udine 1823. Praef. p. 7. vergl. *Ugo Foscolo* p. 117. sq. 8) Convito p. 175. 9) p. 69. 10) Dino Comp. 510. 11) *Villani* L. VIII. C. 69. Dino l. l. 12) *Villani* L. VIII. C. 71. 72. Dino Comp. p. 513. sq.

Gorgonza in Val d'Ambra, unweit Arezzo[13]), statt, worin 12 Räthe zur Leitung der Unternehmung ernannt wurden, unter ihnen auch Dante; der Oberbefehl war dem Grafen Alessandro di Roména übertragen[14]), und eine Heeresmacht von 9000 zu Fuß und 1600 zu Roß, theils und vorzüglich aus verbannten Florentinern, theils aus Hilfsvölkern von Pistoja, Bologna und Arezzo bestehend, zusammengebracht. Übereilung und Mangel an zusammentreffenden Maßregeln ließen das gut eingeleitete Unternehmen scheitern. Baschiera Tosinghi, nachdem er zu lange bei Lastra 2 Miglien von Florenz verweilt, drang nur mit einem Theile des Heeres in die Stadt, fand unerwarteten Widerstand und mußte sie, bei der fürchterlichen Hitze des Tages (es war den 20. oder 21. Juli) und plötzlich entstandenem Schrecken der Seinen, schimpflich wieder verlassen. Die nach und nach herankommenden übrigen Heerestheile wurden mit in die übereilte Flucht gerissen und zerstreuten sich gänzlich[15]). Ein oder zwei Tage nachher am 22. Juli starb Benedict XI. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Dante persönlich bei diesem Angriff auf Florenz gewesen, wie einige unter den Neuern behaupten[16]), vielmehr scheint er selbst das Gegentheil zu sagen[17]), und nach den von Ugo Foscolo angeführten Stellen aus dem Anonimo möchte es eher scheinen, als habe er, weil man seinem Rathe nicht gefolgt, sich vor der Ausführung gänzlich von der Partei losgesagt[18]). Wie dem auch sei, auf jeden Fall betrachtete Dante mit Recht dieses unglückliche Ereigniß als die unwiderrufliche Bestätigung seiner Verbannung und den wahren Anfangspunkt seines unstäten Lebens[19]). Hiemit läßt sich auch am wahrscheinlichsten sein von der Sage behaupteter Aufenthalt bei dem Grafen Guido Salvatico im Casentiner Thal, unweit der Quellen des Arno, in Verbindung bringen; dieser Guido war nämlich ein Vetter des Grafen Alessandro von Roména[20]). Später im August 1306 finden wir ihn in Padua, nach einem von Pelli[21]) angeführten Dokumente. Einige Monate früher hatte der Kardinal Napoleone degli Orsini, Legat Clemens V., aber ein Freund der Ghibellinen, als ein solcher von den Bolognesern gröblich beleidigt, Bologna in den Bann gethan[22]), und viele Lehrer der Universität waren dem gemäß nach Padua gegangen, wodurch allerdings Troya's Vermuthung[23]) bestätigt wird, daß Dante seinen ältesten Sohn Pietro, welcher in Bologna studiren sollte, wegen dieser Umstände nach Padua berufen habe. Aber dieser Aufenthalt des Dichters in Padua kann nicht von langer Dauer gewesen seyn, da wir mit Bestimmtheit wissen, daß er 1307 sich wieder in Toskana befand. Hier hatte nämlich der Kardinal degli Orsini die Weißen aufs neue in Arezzo (Mai oder Juni 1307) versammelt[24]), und versuchte, wiewol vergebens, die Florentiner zur Zurückberufung derselben zu bewegen. Um eben diese Zeit finden wir Dante mit unterschrieben in einem Dokumente, welches von einer Verbindung der Weißen in der Kirche des S. Gaudenzio in Mugello[25]) handelt[26]). Als aber auch diese Hoffnung scheiterte und der Kardinal zurückberufen worden, fand Dante eine Zeit lang eine freundliche Aufnahme bei dem Marchese Maorello Malaspina in Lunigiana[27]), dessen Brüder alle zu den Ghibellinen gehörten, obwol er selbst sich den Guelfen angeschlossen[28]). Von dieser Zeit bis zur Ankunft Heinrichs VII. in Italien, im Oktbr. 1310, haben wir nur unsichere Nachrichten über den Aufenthalt des Dichters. Boccaccio allein, denn Benv. von Imola und Manetti haben ihn nur abgeschrieben, erzählt, er sei von Toskana wieder nach Bologna, Padua und endlich wieder nach Verona gegangen, von da aber nach Paris und sei erst zurückgekehrt, als er von dem Zuge Heinrichs nach Italien Nachricht erhalten[29]). Und hiemit stimmen auch andere Begebenheiten vollkommen überein. Der in Florenz mächtige Corso Donati hatte sich seit einiger Zeit dem damals mächtigsten Ghibellinen-Häuptling Uguccione della Faggiuola genähert und sogar durch Heirath eine Familienverbindung mit ihm gestiftet[30]); darüber erwachte der Argwohn der Schwarzen in Florenz, Corso ward plötzlich im September 1308 zum Verräther erklärt, in seinem Hause angegriffen und nach tapfrer Gegenwehr zur Flucht genöthigt, auf welcher er umkam[31]). Hiemit schwand die letzte Hoffnung Dante's, etwa durch seine Freundschaft mit Uguccione die Rückkehr nach Florenz zu erlangen, und es scheint sehr natürlich, daß er nun Toskana verlassen und sich wieder zu den Veronesern gewendet, wo so eben im März Cangrande die Zügel der Regirung ergriffen[32]). Nach Leonardo Bruni[33]) blieb er in Verona bis zur Ankunft Heinrichs; allein die Reise nach Paris läßt sich nach dem bestimmten Zeugnisse Boccaccio's und, was mehr sagen will, des Giov. Villani[34]) durchaus nicht bezweifeln, und gerade in dieser Zeit, in welche sie auch Boccaccio versetzt, läßt sie sich am besten begreifen[35]). Theils nämlich war für den Augenblick keine Aussicht zur Rückkehr nach Florenz vorhanden, theils mag auch wol Dante sich im Ganzen nicht allzuwohl befunden haben an dem Hofe des zwar großmüthigen, aber noch sehr jungen und ungebildeten Cangrande. Petrarca berichtet, daß Dante zwar anfänglich beim Cangrande in großer Gunst gestanden, aber durch die Freimüthigkeit und den Stolz seiner Reden nach und nach gänzlich in Ungnade gefallen sei[36]); unter andern habe er einmal auf die Frage des Fürsten: warum doch ein gerade anwesender Spaßmacher allen so wohl

---

13) *Leon. Bruni* p. 57. 14) *Leon. Bruni* p. 57. Inf. XXX, 77. 15) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 72. Dino Comp. p. 515. 16) *Pelli* p. 82. *Tiraboschi* p. 78. *Orelli* II. p. 23. 17) Parad. XVII, 65. sq. und die Note in der Paduaner Ausgabe ad. h. l. 18) *Ugo Foscolo* p. 160. Edit. Pad. l. l. 19) Inf. X, 79. 20) Troya p. 75. 21) p. 83. 22) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 85. 23) p. 80. 24) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 89. Dino Comp. p. 520. 25) In der Gegend nöedtlich von Florenz. 26) *Pelli* p. 84. 27) Alter Name der Gegend zwischen dem Genueser und dem Lucheser Gebiet, etwa das heutige Massa Carrara. 28) *Pelli* p. 84. Purg. VIII, 133. sq. 29) Vita di Dante p. 234. 30) Troya p. 68. 31) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 96. 32) Troya p. 92. 33) p. 58. 34) L. IX. C. 134. 35) *Dionisi* Prep. I. p. 164. stellt die sehr unwahrscheinliche Meinung auf, er sei noch vor seinem Exil in Paris gewesen. 36) Petrarchae opera. Basil. 1554. f. Rerum. memorand. L. II. p. 480.

gefalle, was man von einem so weisen Mann wie er, Dante, nicht sagen könne, geantwortet haben: „du würdest dich darüber nicht wundern, wenn du wüßtest, daß die Ähnlichkeit der Sitten und der Gesinnung die Freundschaft erzeugt." Was wir sonst von den Sitten der Höfe damaliger Zeit und namentlich in Verona wissen [37]), macht die Sache nur allzu wahrscheinlich; doch wäre es auch möglich, daß sich dies oder ähnliches mit Alboino della Scala zugetragen, welcher damals noch lebte, und daß man nur später die Erzählung auf den berühmtern Bruder übergetragen hätte [38]). Von dem Zweck seiner Reise nach Paris und von seinem Aufenthalte daselbst wissen wir weiter nichts, als was Boccaccio erzählt: er habe sich dort ganz dem Studium vorzüglich der Philosophie und der Theologie, aber auch andrer Wissenschaften ergeben [39]) und bei einer Gelegenheit zur höchsten Bewunderung aller Anwesenden disputirt [40]). Ein viel späterer und daher sehr unzuverlässiger Schriftsteller, der Bischof Giov. da Seravalle, welcher auf dem Kostnitzer Concilio die Div. Comm. ins Lateinische übersetzte, behauptet: Dante sei in Paris Baccalaureus geworden, habe dort gelesen, disputirt und alle nöthige Schritte gethan, um Doctor der Theologie zu werden, nur habe es ihm an Gelde gefehlt, um diese Würde zu erlangen [41]). Er läßt ihn sogar auch nach Oxford gehen, um auch dort zu studiren; worauf man allerdings die Worte Boccaccio's in einem Gedicht an Petrarca deuten könnte, wo er vom Dante sagt: er sei Parisios — extremosque Britannos [42]) gekommen. Die Nachricht von dem Zuge Heinrichs VII. nach Italien erweckte neue Hoffnungen in der Sele des Dichters und rief ihn nach dem Vaterlande zurück [43]). Ehe Heinrich Italien betrat, hielt er sich einige Monate in Lausanne auf, wo er Abgesandte vieler Fürsten und Städte Italiens empfing; nur die Florentiner sandten keine Abgeordneten [44]), ja sie wiesen sogar die des Kaisers zurück. Im December 1310 kam Heinrich nach Mailand [45]). Dante und viele andere Verbannte begrüßten den Kaiser persönlich [46]), ob aber schon in Lausanne [47]) oder später in Turin [48]), bleibt ungewiß, gewiß aber nicht bei der Belagerung von Brescia, wie Boccaccio erzählt [49]); denn schon früher hatte Dante einen Brief an die Könige, Fürsten und Völker Italiens erlassen, worin er sie ermahnte, sich dem Kaiser zu unterwerfen, und als Heinrich ihm zu lange in Oberitalien zögerte, schrieb er ihm selbst einen feurigen Brief aus Toskana, worin er ihn auffodert, mit Verachtung der Aufstände geringerer Städte in der Lombardei, seine ganze Macht gegen die Wurzel des Übels, die Anstifterin alles Aufruhrs, gegen Florenz zu richten [50]). In eben diesem Briefe, der vom 16. April 1311 ist, erwähnt er aber, daß er dem Kaiser persönlich seine Ehrfurcht erwiesen, und die Belagerung von Brescia begann erst am 14. Mai [51]). Diese heftigen Schritte verfehlten nicht, die persönlichen Feinde Dante's in Florenz aufs neue zu erbittern, und als daher im April 1311 die Florentiner, um sich zu verstärken, durch das Gesetz des Priore Baldo d'Aguglione, beinahe alle Verbannte zurückriefen [52]), wurde Dante namentlich von dieser Gunst ausgeschlossen [53]). Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich auch hieran die Sage knüpfen: Dante habe eine Zeit lang als Gefangener in einem Thurme zu Porciano gesessen, welches nur ein paar Stunden von den Quellen des Arno entfernt liegt, von wo aus er den heftigen Brief an den Kaiser geschrieben. Die Grafen von Porciano, welche, obgleich ghibellinisch gesinnt, es mit dem benachbarten Florenz wol nicht verderben wollten, konnten leicht, bei der Entfernung des Kaisers, eine solche Maßregel ergriffen haben [54]). Heinrich, nachdem er lange vergeblich seine Kräfte verschwendet, um Oberitalien zu beruhigen, kam im Oktober nach Genua [55]) und von da zur See, da die Florentiner die Landwege besetzt hielten, im März 1312 nach Pisa [56]). Im Mai kam er nach Rom und ward am 29. Juni [57]) zum Kaiser gekrönt.

Nun endlich zog er gegen Florenz, welches aber, vom König Robert und vielen guelfischen Städten mächtig unterstützt, so hartnäckigen Widerstand leistete, daß, nachdem er es vom 19ten Sept. bis zum 31sten Oktober vergebens belagert und viele Menschen durch Krankheit verloren hatte, er sich unverrichteter Sache wieder zurückziehen mußte [58]). Den folgenden Sommer brachte er in Pisa zu, um sich zum Kriege gegen Robert zu rüsten [59]), aber auf diesem Zuge starb er den 24sten August 1313 zu Buonconvento, einige Meilen von Siena. Sein Leichnam ward in Pisa bestattet [60]). Wenn einem alten Gedichte eines unbekannten Verfassers zu trauen ist, so hatte er Cangrande zu seinem Testamentsvollzieher ernannt [61]); auch hatte dieser, nebst seinem Bruder Alboin, schon 1311 die Würde kaiserlicher Vikarien für Verona erhalten [62]). Welchen persönlichen Antheil Dante an den Begebenheiten zur Zeit Heinrichs genommen, ist nicht mehr auszumitteln. Bei der Belagerung von Florenz ist er nicht gegenwärtig gewesen, und Leonardo Bruni beruft sich darüber auf das eigene Zeugniß des Dichters [63]). Ob er aber sonst den Kaiser begleitet, und namentlich mit ihm in Genua und Pisa [64]), oder um diese Zeit beim Cangrande gewesen, welchen der Krieg in Oberitalien beschäftigte [65]), läßt sich auch nicht einmal

37) *Franco Sacchetti* Nov. 144. *Boccaccio* Decam. Giorn. I. Nov. 7. 38) *Foscolo* discorso p. 175. 39) Vita di Dante p. 234. 40) p. 234. dasselbe wiederholt er Genealog. Deor. L. XIV. C. 11. bei *Pelli* p. 94. 41) Bei *Tiraboschi*, Vita di D. Ed. Padov. T. V. p. 71. 42) *Dionisi*, Preparazione I. p. 161. 43) *Boccaccio* Vita di Dante p. 234. 44) *Villani* L. IX. C. 7. 45) Ibid. C. 9. 46) Troya 117. 47) *Dionisi* Prep. II. p. 222. *Orelli* II. p. 35. 48) Barthold, Römerzug König Heinrichs I. S. 415. 49) Vita di Dante p. 234.

50) *Dantis Alligh.* epistolae c. n. *C. Witte.* Patavii 1827. p. 31. 51) Muratori Annal. ad. hunc annum. 52) *Villani* L. IX. C. 16. 53) *Mehus* Vita Ambr. p. 182. vergl. Ed. Pad. T. V. p. 81 und 118. n. N. 54) Troya p. 123. 55) *Villani* L. IX. C. 28. 56) Ibid. C. 36. 57) Murat. annal. ad. h. annum. 58) *Villani* L. IX. C. 46. 59) Ibidem. C. 50. 60) Ibidem C. 51. 61) *Freherus*. Script. rer. Germ. T. I. p. 15. bei *Dion*. Prep. II. p. 135. 62) *Murat.* Annal. ad. h. an. 63) Vita di Dante p. 58. 64) Troya p. 130. 134. 65) *Orelli* II. p. 37. sq.

vermuthungsweise entscheiden. Heinrichs Tod schlug die Hoffnungen der Ghibellinen, besonders der ausgewanderten Florentiner, gänzlich darnieder. Viele an der Besserung ihres Schicksals verzweifelnd, zogen sich in das nördliche Italien, vorzüglich ins Friaul zurück, wo noch Nachkommen florentinischer Familien sich befinden sollen, und wo mehre bei dem zwar guelfisch gesinnten aber edeln Patriarchen von Aquileja, Pagano della Torre, früher Bischof von Padua, eine günstige Aufnahme fanden [66]. Wohin Dante sich gewendet, und wo er von dieser Zeit an bis zu seinem Tode gelebt, darüber fehlen fast alle sichere historische Zeugnisse. Am gerathensten scheint es, sich hierin vorzüglich an den Bericht Boccaccio's zu halten, welcher, wie schon erinnert, im J. 1350 in Ravenna war und dort von Freunden und wol Kindern des Dichters, wenigstens über die letzten Lebensjahre des Verbannten, die besten Nachrichten erhalten haben konnte. Boccaccio läßt ihn nach dem Tode des Kaisers Toskana ganz verlassen und sich nach Romagna wenden. Hier herrschte in Ravenna der auch wissenschaftlich gebildete Guido Novello da Polenta [67], welcher, als er die Verlegenheit des Dichters erfuhr, ihn freundlich zu sich einlud. Dante habe die Einladung angenommen, sagt Boccaccio, dort mit Arbeiten und Studien beschäftigt viele Jahre gelebt, auch Schüler gebildet, besonders in der italiänischen Poesie, und sei daselbst bis an seinen Tod geblieben. Hiemit lassen sich auch die Sagen von seinem Aufenthalt an andern Orten sehr gut vereinigen, sobald man nur annimt, daß in dieser Periode Ravenna zwar sein gewöhnlicher Aufenthalt gewesen, er aber doch zuweilen, um andere Freunde zu besuchen, ihn auf längere oder kürzere Zeit verlassen habe. Einen gesicherten und ruhigen Aufenthalt setzt es unstreitig voraus, wenn er, wie mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, nunmehr seine Kinder zu sich kommen ließ, so wie er auch erst in dieser Periode seines Lebens die letzte Hand an sein großes Gedicht legen konnte; und nur Ravenna konnte ihm diese Sicherheit und diese Muße gewähren. Allerdings ist anzunehmen, daß er auch in Gubbio gewesen bei seinem Freunde Bosone de' Raffaelli und in dem benachbarten Kloster S. Croce di fonte Avellana, am Fuße des Catria, eines der höchsten Gipfel des Apennin. Hier zeigt man noch die Zimmer, die er bewohnt haben soll, und seine Büste mit einer Inschrift aus dem 16ten Jahrhundert, worin behauptet wird, daß er, der Sage zufolge, hier an seinem Gedichte gearbeitet habe [69]. Auch in Gubbio zeigt man einen Thurm mit der Inschrift: His mansit Dantes Aleghierius poëta et carmina scripsit. Dies kann aber nicht vor dem Jahre 1318 gewesen seyn; denn Bosone ward schon im J. 1300 aus Gubbio vertrieben, kehrte im J. 1310 nur auf kurze Zeit dahin zurück, und lebte erst vom Jahre 1318 an wieder in Gubbio [70]. Auch im äußersten Norden von Italien, in Udine und dem Schlosse Tolmino am Isonzo, am Fuße der Julischen Alpen [71], hat sich die Sage von einem längeren Aufenthalte Dante's erhalten, woran Foscolo wol ohne Grund zweifelt [72]. Ist er nun, wie behauptet wird, als Gastfreund des Patriarchen von Aquileja, Pagano della Torre dort gewesen, so kann es nicht vor dem Jahre 1319 gewesen seyn, denn erst in diesem Jahre ward Pagano Patriarch von Aquileja. So bleibt denn für den Zeitraum von dem Jahre 1313—1318 kaum ein anderer Aufenthalt für Dante übrig als Ravenna, man müßte denn etwa mit Tiraboschi [73] annehmen, er sei in dieser Zeit in Paris gewesen, wofür aber durchaus nicht der leiseste Grund der Vermuthung aufzufinden ist. Allerdings könnte man auch an Verona denken, wofür die große Verehrung, welche wir in seinem Gedichte für Cangrande finden, so wie der Umstand zu sprechen scheint, daß sein ältester Sohn Pietro, aber wahrscheinlich doch erst nach des Vaters Tode, in Verona sich niederließ [74]. Dagegen aber ist zu bedenken, daß eine Tochter Dante's nicht in Verona, sondern in Ravenna als Nonne gelebt, daß Cangrande, in diesem Zeitraum von dem Jahre 1313 — 1318 in fast ewigen Fehden begriffen, wenig in Verona seyn konnte, und daß die Dedication des Paradieses an Cangrande, welche wahrscheinlich in das Jahr 1319 — 1320 fällt, wenigstens keine Spur eines lange fortgesetzten Aufenthaltes in Verona verräth. Wir wissen aber mit Bestimmtheit, daß Dante im J. 1319 — 1321 Ravenna als festen Aufenthalt betrachtete [75], und sind daher genöthigt anzunehmen, daß er nur von hier aus zuweilen Besuche in Verona gemacht habe, ohne jedoch die Zeit derselben genauer bestimmen zu können. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß er etwa im J. 1316 dort gewesen, als nach der Vertreibung Uguccione's della Faggiuola aus Pisa und Lucca, dieser und andere Ghibellinen eine gastfreie Aufnahme am Hofe von Verona fanden [76], oder vielleicht auch im J. 1318, wo Cangrande zum Oberhaupt der Ghibellinen ernannt wurde [77]. Ebenso wahrscheinlich aber ist es auch, daß er wenigstens vom Jahre 1320 an, wo Cangrande eine große Niederlage unter den Mauern von Padua erfuhr [78], nicht wieder in Verona gewesen. Die bekannte Geschichte von einer öffentlichen Disputation Dante's am 20. Januar 1320 in Verona beruht einzig und allein auf einem höchst verdächtigen, im Jahre 1508 zu Venedig gedruckten [79] kleinen Buche: Quaestio florulenta ac perutilis de duobus elementis aquae et terrae [80]. Einen festen gesicherten Aufenthalt scheint endlich auch der schöne Brief Dante's an einen florentinischen Geistlichen vorauszusetzen, worin er mit Unwillen eine ihm angebotene, für ihn schimpfliche Zurückberufung verwirft [81]. Er hatte nämlich durch einen Nef-

66) *Viviani* Div. Comm. Udine 1823. Praef. p. 9.
67) Nicht der Vater, sondern der Neffe der Francesca, deren Schicksal im fünften Gesange des Inf. besungen ist. Troya p. 82 und 176.
68) Vita di Dante p. 235.
69) *Pelli* p. 95. Troya p. 164.
70) *Pelli* p. 97. Vergl. *Ugo Foscolo* p. 293 sqq.

71) Vielleicht die Antra Julia, wovon Boccaccio in dem Gedicht an Petrarca redet. Ed. Padov. T. V. p. 138.
72) *Pelli* p. 97. Troya p. 170. Viviani Praef. p. 9. *Ugo Foscolo* p. 20 sq.
73) Edit. Padov. T. V. p. 81.
74) *Orelli* II. p. 40 sq.
75) Aus den lateinischen Eklogen Dante's, vergl. besonders die zweite.
76) Troya p. 152. 162.
77) Ibidem p. 169.
78) *Murat.* Annal. ad h. ann.
79) Und ebendaselbst wieder abgedruckt 1708. Aneddoti IV. p. 111.
80) *Pelli* p. 99. 189. *Tiraboschi* in ed. Pat. V. p. 82.
81) *Dantis Alligh.* Epist. p. 65. *Dionisi* Prep. I. p. 71. Ed. Pad. T. V. p. 120.

fen die Nachricht erhalten, daß die Verbannten die Rückkehr erlangen könnten, wenn sie eine Summe Geldes erlegen und den Schimpf, öffentlich am Altar Johannes des Täufers dargestellt zu werden, über sich ergehen lassen wollten [82]), und diese Bedingungen sind es, die er in jenem Briefe als seiner unwürdig von sich weist. Das Datum dieses Briefes läßt sich nicht mit vollkommener Gewißheit ausmitteln, doch ist die meiste Wahrscheinlichkeit für 1315. In dieser Zeit, wo der päpstliche Stuhl durch den Tod Clemens V. unbesetzt war, wo die Ghibellinen überall sich mächtig erhoben, Uguccione della Faggiuola die Florentiner in der Nähe bedrohte, Cangrande in Oberitalien glänzte, dachte man in Florenz ernstlich an Zurückberufung vieler Verbannten und stellte ihnen die oben angegebenen Bedingungen, denen sich auch viele unterwarfen; damit stimmt auch vollkommen überein, daß Dante in diesem Briefe von sich sagt, er habe per trilustrium fere perpessus exilium, wenn man nämlich bedenkt, daß die Florentiner das Jahr mit dem 25. März begannen und also das Verbannungsjahr Dante's nach florentinischer Weise nicht 1302, sondern 1301 bezeichnet werden mußte. Hieraus, als eine Folge seines Trotzes nämlich, ließe sich denn auch leicht erklären, warum noch im Oktober dieses Jahres 1315, die Verbannung Dante's durch Raniero di Zaccaria d'Orvieto, Statthalter König Roberts in Florenz, bestätigt wurde [83]). Giov. Villani, welcher dem Tode Dante's ein eigenes Capitel seiner Chronik gewidmet hat, sagt, er sei nach der Rückkehr von einer Gesandtschaft nach Venedig am 14ten Sept. 1321 in Ravenna gestorben [84]). Von dieser Gesandtschaft schweigen Boccaccio und Leon. Bruni; dagegen erzählen Filippo Villani [85]), Domenico Arretino [86]) und Manetti*) einstimmig, er sei vom Guido da Polenta dahin geschickt worden, um bei Gelegenheit eines ungerechten Angriffs der Venezianer sie zum Frieden zu bewegen, habe aber beim Senat kein Gehör erlangen können, und sei daher niedergeschlagen und schon krank zurückgekehrt. Von einem Kriege der Venezianer gegen Guido in diesem Jahre weiß die Geschichte nichts, und so möchte denn wol die Vermuthung Foscolo's [87]) die richtige seyn, daß er von Guido nach Venedig geschickt worden, um bei der unsichern Stellung dieses Fürsten eine Verbindung mit Venedig abzuschließen, welche aber die Venezianer, da sie erst vor kurzem verdrüßliche Händel mit den Päpsten gehabt, von der Hand gewiesen hätten. Eine frühere Gesandtschaft Dante's nach Venedig im Dienste Guido's, welche etwa in die Jahre 1313 oder 1314 fallen müßte, scheint aus einem von Doni [88]) herausgegebenen, angeblichen Briefe Dante's [89]) hervorzugehen; dieser Brief ist aber längst als ein Betrug und ein Machwerk des Doni erkannt worden [90]). Der Todestag Dante's wird von Domenico Arretino, von Giov. Villani im c. 133, welches aus einer andern Handschrift bei Muratori hinzugefügt ist, und was die Hauptsache ist, von Boccaccio in der Vita [91]) und noch ausdrücklicher im Commentar über die Div. Comm. [92]) als der Tag der Kreuzeserhöhung, also der 14. Sept. angegeben; nur Giov. Villani c. 134 nennt sehr unwahrscheinlich den Julius seinen Sterbemonat. Guido Novello suchte den Verstorbenen auf alle Weise zu ehren. Er ließ den Leichnam im Dichterschmuck [93]), vermuthlich also mit Lorbeer gekrönt, auf den Schultern der angesehensten Bürger von Ravenna nach der Hauptkirche [94]) tragen, wo er ihn einstweilen in einer Kapelle vor dem Eingange derselben in einem marmornen Sarge beisetzen ließ. Er selbst hielt ihm nach der Sitte von Ravenna eine lange Leichenrede und hatte die Absicht, ihm ein prächtiges Grabmal zu errichten [95]); allein schon im folgenden Jahre verlor er die Herrschaft von Ravenna und starb als Vertriebener in Bologna [96]). Eben deshalb ward auch anfänglich keine Inschrift auf das Grab gesetzt, obgleich viele Dichter dem Guido Verse zu diesem Zweck gesendet hatten. Boccaccio, welcher doch 1350 selbst in Ravenna gewesen, sagt ausdrücklich, daß das Grab keine Inschrift gehabt, setzt aber hinzu, daß er unter den ihm vorgelegten Versen die des Giovanni di Virgilio aus Bologna für die besten halte, welche mit den Worten anfangen: Theologus Dantes, nullius dogmatis expers etc. [97]). Giov. Villani führt die nämlichen an, behauptet aber, sie wären nach der Zeit Guido's auf das Grab geschrieben worden [98]); dasselbe sagt Filippo Villani [99]); ebenso Manetti *), welcher aber hinzufügt, man habe sie später vertilgt, und durch die eines andern Dichters, den er nicht nennt, ersetzt. Es sind die folgenden:

Jura monarchiae, Superos, Phlegethonta lacusque
Lustrando cecini, voluerunt fata quousque;
Sed quia pars *nostri* melioribus *edita* castris [1])
Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris. —

Dominicus Arretinus endlich führt eine ganz andere Inschrift an, welche mit den Worten anfängt: Inclyta fama cujus etc.; zugleich aber auch die: Jura Monarchiae etc. [2]). Boccaccio als Augenzeuge verdient hierin unstreitig den meisten Glauben, und so muß man wol annehmen, daß alle diese Inschriften erst nach seiner Zeit auf das Grab gesetzt worden sind. In diesem einfachen Zustande blieb das Grab, bis Bernardo Bembo, Vater des berühmten Kardinals, von der Republik Venedig als

82) *Dantis Alligh.* Epist. p. 65. *Boccaccio* Vita di D. p. 251. 83) *Dionisi* Prep. I. p. 64. aus einem Dokumente bei Pelli p. 78. Anderer Meinung ist Troya p. 145., er versetzt den Brief in das Jahr 1317. p. 160. 84) L. IX. C. 133 und 134. 85) *Mehus* Vita Ambr. p. 167. 86) Ibid. p. 170. *) Vita Dantis p. 49. 87) p. 345. 88) Prose antiche, Firenze 1547. 4. 89) *Dantis All.* Epist. p. 105. *Biscioni* Prose p. 215.

90) *Pelli* p. 136. 91) p. 236. 92) Canto I. p. 19. 93) Villani L. IX. c. 133. 94) Diese gehört den Franziskanern, und eben daher mag das Gerücht entstanden seyn, Dante habe auf irgend eine Weise diesem Orden angehört. 95) *Boccaccio* Vita di Dante p. 236. 96) Veltro p. 190. 97) *Boccaccio* Vita di Dante p. 237. 98) *Villani* l. l. 99) *Mehus* Vita Ambr. p. 167. *) p. 50. 1) Der dritte Vers unstreitig besser bei Mehus:

Sed quia pars *cessit* melioribus *hospita* castris

2) Bei Mehus p. 170.

Podestà nach Ravenna gesendet, es erneuern und die ganze Kapelle neu aufbauen ließ. Auf dem Sarkophag selbst wurden die Verse Jura Monarchiae etc. angebracht, mit den darüber gesetzten Buchstaben S. V. F. (sibi vivens fecit), weil man glaubte, daß sie von Dante selbst wären. Auf eine Marmorplatte in der rechten Seitenwand der Kapelle wurden die Verse gesetzt:

Exigua tumuli Dantes hic sorte jacebas
Squallenti nulli cognite pene situ
At nunc marmoreo subnixus conderis arcu
Omnibus et cultu splendidiore nites.
Nimirum Bembus Musis incensus Ethruscis
Hoc tibi, quem imprimis hae coluere, dedit.
ANN. SAL. M. CCCC. LXXXIII. VI. KAL. IVN.
Bernardus Bemb. Praet. Aere suo pos. [3]).

Im Jahre 1692 ließ der Kardinal-Legat Domenico Maria Corsi das Denkmal wiederherstellen, und fügte eine neue Inschrift hinzu. Ein anderer Kardinal-Legat Luigi Valenti Gonzaga ließ 1780 das ganze Denkmal von Grund aus erneuen und ihm die Gestalt eines viereckigen mit einer Kuppel bedeckten Tempels geben. Am Fuße des Sarkophags ward eine marmorne Kiste angebracht, worin ein Pergamentblatt aufbewahrt wird, welches in lateinischer Sprache die Geschichte dieses Denkmals ausführlich erzählt [4]). In Kupfer gestochene Zeichnungen des Ganzen sind in Florenz 1783 von Eredi und Cecchi herausgegeben worden. Endlich hat Canova Dante's Büste im Pantheon zu Rom aufgestellt, mit der Inschrift:

A Dante Alighieri
Antonio Canova.
MDCCC.XIII.
Alessandro d'Este R. Scolpì [5]).

Florenz dagegen besaß bis jetzt eigentlich kein Denkmal seines größten Dichters. Im 15ten Jahrh. sah man noch sein Bild in der Kapelle des Podestà, von der Hand Giotto's [6]), ein anderes von Taddeo, einem Schüler Giotto's, in der Kirche St. Croce [7]), und noch ein anderes in der Kirche St. Trinità von D. Lorenzo, einem Camaldulenser-Mönch; alle diese aber sind längst verschwunden. Ganz schlecht gemalt und in wunderlicher Gesellschaft von neuern Dichtern und Helden des Alterthums fand sich wahrscheinlich noch 1687 ein Bildniß Dante's in einem Saale des Rathhauses zu Florenz (in Aula minori Palatii Florentini), als in eben diesem Jahre die Accademia Fiorentina dem Großherzog den Vorschlag that, die Büste Dante's über die Thüre des Versamlungszimmers setzen zu lassen, was auch ausgeführt wurde [8]). Noch im 14ten Jahrh., als der Haß in Bewunderung übergegangen, beschlossen die Florentiner 1396, dem Dante und einigen andern ihrer berühmtesten Mitbürger Denkmäler im Dom, St. Maria del Fiore, zu errichten; es unterblieb aber aus unbekannten Gründen. Im J. 1429 bemüheten sie sich vergebens, von Ravenna die Gebeine des Dichters zu erhalten, und später noch, im J. 1519, wendete sich die Accademia Medicea ebenso vergeblich deshalb an Leo X., obgleich Michel Angelo selbst sich erbot, das zu errichtende Denkmal anzufertigen [9]). Erst jetzt (1830) ist diese alte Schuld auf eine glänzende Weise abgetragen worden *). Es ist dem Dante in der Kirche St. Croce zwischen den Denkmälern Michel Angelo's und Alfieri's ein Cenotaph von carrarischem Marmor, von der Hand des Bildhauers Ricci, errichtet worden. Der Dichter selbst ist in mehr als Lebensgröße auf dem Denkmal sitzend, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, abgebildet; ihm zur Rechten steht das Bild Italiens mit der Hand auf die Inschrift des Cenotaphs hindeutend: Onorate l'altissimo poeta; zu seiner Linken die Dichtkunst über das offene Buch der Divina Commedia hingebeugt, in der linken Hand einen Lorbeerkranz haltend. Auf dem Sockel des Denkmals liest man folgende Inschrift: Danti Aligherio Thusci honorarium tumulum a majoribus ter frustra decretum A. MDCCCXXIX feliciter excitarunt. Man streitet noch, welche Verse auf das vor dem Bilde der Dichtkunst aufgeschlagene Buch gesetzt werden sollen. Vorgeschlagen sollen seyn: Parad. XVII. Tu proverai etc. (Warum nicht lieber: Parad. XXV, 1. Il poema sacro Al quale ha posto mano e cielo e terra.) Auch nach dem Tode des Dichters schien ihn das Schicksal noch verfolgen zu wollen. Nur mit Mühe ward im J. 1327 der Kardinal Bertrando di Poggetto, Legat Johannes XXII. zu Bologna, durch den Florentiner Pino della Tosa und den Ostagio da Polenta (eben den, welcher den Guido Novello vertrieben hatte) abgehalten, die Gebeine Dante's, als eines Ketzers, zum Feuer zu verurtheilen, wie er es in der That mit dem Buche de monarchia machte, dessen sich die Anhänger Ludwigs des Baiern und des von ihm erwählten Papstes gegen Johannes XXII. bedienten [10]). — Nach Boccaccio's Beschreibung der äußern Gestalt des Dichters war er ein Mann von mittlerer Größe, im spätern Alter etwas gekrümmt, aber würdig und ruhig, stets in sehr anständiger Kleidung einhergehend. Das Antlitz war lang, mit einer Habichtsnase, die Augen etwas heraustretend, die Kinnladen groß und die untere Lippe etwas hervorspringend, Haar und Bart waren stark, schwarz und gekräuselt, die Farbe des Antlitzes bräunlich; der gewöhnliche Ausdruck des Gesichts nachdenkend und finster. Hierauf gründet sich auch die von Boccaccio erzählte Anekdote, daß, als er einst in Verona an einem Hause vorübergegangen, vor dessen Thür mehre Weiber saßen, die eine zu der andern gesagt: seht den, der in die Hölle geht, wenn er will, und wieder kommt und Nachricht bringt von denen, die da unten sind; worauf eine andere erwiederte: wahrlich, du hast recht, siehst du wol, wie seine Farbe so braun und sein Bart so kraus ist von der Hitze und vom Rauche, die da unten sind [11]).

3) Eine Abbildung dieses Denkmals findet sich in der Zatta'schen Ausgabe der Werke Dante's. Venedig 1757. 4. T. I. p. XXXI. 4) Abgedruckt in Ed. Padov. V. p. 124. 5) Sehr ausführliche Nachrichten über dies alles im 5ten Bande der Ed. Pad. p. 121 sq. und p. 84, wo noch zwei Werke über diesen Gegenstand angeführt werden. 6) *Mehus* Vita Ambr. p. 165. 7) *Fil. Villani*, vite d'uomini illustri fiorentini. Firenze 1826. p. 149. 8) Ed. Pad. T. V. p. 125 sq.

9) *Pelli* p. 104. *Orelli* II. p. 85. *) Vergl. Delle memorie di Dante Alighieri, da Melchiorre Missirini. Firenze 1831. 10) *Boccaccio* Vita di Dante. p. 253. *Troya* p. 192. Ed. Padov. T. V. p. 128. 11) *Boccaccio* Vita di Dante. p. 241 sq.

Vier Medaillen mit dem Brustbilde Dante's, sämtlich ohne Jahrzahl, welche einst dem Grafen Mazzuchelli in Brescia gehörten, sind im 1sten Bande der Zattaschen Ausgabe der Werke Dante's abgebildet. In neuern Zeiten haben die berühmtesten Künstler gewetteifert, Dante's Züge in Erz und Marmor, in Gemälden und Kupferstichen darzustellen; auch Raphael hat ihn in dem unter dem Namen der Disputa bekannten Gemälde zwischen den Köpfen des Thomas von Aquino und des Scotus, und in einem andern im Vatikan befindlichen, den Parnassus darstellenden Gemälde neben Virgil und Homer [12]) angebracht. Interessant ist besonders der Kupferstich, welcher Kannegießers Übersetzung der göttlichen Komödie ziert; er ist nach einer von Rauch abgeformten Wachsmaske gezeichnet, welche sich in Florenz befindet und über der Leiche des Dichters abgenommen seyn soll [13]). Über den Adel seiner Sele kann nur eine Stimme seyn; er ist allen seinen Werken unverkennbar aufgeprägt. Wundern darf es uns aber nicht, wenn ein so außerordentlicher Mensch von seinen Zeitgenossen nicht begriffen wurde; wenn seine glühende Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit, sein heiliger Unwille gegen Schlechtes aller Art für niedrige Schmähsucht ausgegeben, wenn sein edler Stolz im Unglück, sein Ernst und seine Verachtung gemeiner Verhältnisse ihm als Hochmuth ausgelegt wurden [14]); wenn selbst ein reines Leben, eine bis zum Tode treu bewahrte Liebe, ein über alle seine Werke ausgegossener reiner und heiliger Sinn ihn nicht gegen den Vorwurf gemeiner Sinnlichkeit [15]) haben schützen können.

Einige Nachrichten über die Familie und die Nachkommen Dante's mögen hier noch zum Schlusse stehen. Dante hatte einen ältern Bruder, Francesco, der aber von einer andern Mutter war [16]), und eine Schwester, deren Name unbekannt geblieben, welche, an einen Florentiner Leon Poggi verheirathet, unter andern Kindern einen Sohn Andrea Poggi hatte, welchen Boccaccio genau gekannt, und welcher im Äußern viel Ähnlichkeit mit Dante gehabt haben soll [17]). In der Ehe mit Gemma de' Donati wurden dem Dante 6 Kinder geboren, Pietro, Jacopo, Gabriello, Aligero, Eliseo und Beatrice [18]). Aligero und Eliseo starben in der Kindheit. Gabriello, wenn einer von Pelli angeführten Urkunde zu trauen, die aber auch einer verheiratheten Tochter Dante's erwähnt, von welcher man sonst durchaus keine Nachricht hat, lebte noch im Jahre 1351. Beatrice lebte im Jahre 1350 als Nonne im Kloster St. Stefano zu Ravenna, und erhielt durch Boccaccio ein Geschenk von 10 Goldgulden von der Republik Florenz [19]). Der berühmteste, vielleicht auch der älteste [20]) Sohn Dante's war Pietro. Filelfo allein sagt von ihm, er sei dem Vater in seiner Verbannung überall hin gefolgt, nachdem er die Rechte studirt und in Bologna die Doktorwürde erhalten habe; auch habe er einen kleinen Commentar über die Div. Comm. ausgearbeitet [21]). Auch Boccaccio scheint zu sagen, daß Pietro nebst seinem Bruder Jacopo beim Tode des Vaters in Ravenna war. (S. 257.) Leonardo Bruni erwähnt bloß, er sei ein wackerer Jurist geworden, habe sich in Verona niedergelassen und dort Reichthum erworben [22]). Nach einer Grabschrift in Treviso, welche aber ohne Jahrzahl ist [23]), wird gewöhnlich erzählt, er sei dort, vielleicht auf einer Geschäftsreise gestorben. Allein Dionisi hat unwiderleglich bewiesen, daß Pietro nicht jung, wie es in der Grabschrift heißt, sondern im J. 1364, also an 70 Jahr alt, nicht in Treviso, sondern in Verona gestorben sei. Auch sind schon seit einigen Jahrhunderten die drei letzten Verse der Grabschrift, niemand weiß aus welchem Grunde, weggemeißelt worden [24]). Von dem Commentar des Pietro wird im folgenden Abschnitte die Rede seyn. Man findet hin und wieder in alten Manuscripten angebliche Gedichte Pietro's, unter andern eine Art Inhaltsanzeige der Div. Comm. [25]), deren Echtheit aber überaus zweifelhaft ist [26]).

Von den Lebensumständen des Jacopo di Dante wissen wir beinahe noch weniger. Filelfo läßt ihn in Rom sterben, zur Zeit, als der Vater sich als Gesandter dort aufhielt; der fleißige Pelli aber hat Dokumente aufgefunden, welche unwidersprechlich beweisen, daß Jacopo noch im J. 1342 und zwar in Florenz lebte und einen Theil der confiscirten Güter des Vaters zurückkaufte [27]). Beim Tode des Vaters war er in Ravenna [28]), scheint aber später in Florenz gelebt zu haben. Es werden zwar Kinder von ihm genannt [29]), aber vermuthlich ist mit ihnen sein Stamm erloschen. Auch ihm werden in verschiedenen Manuscripten Gedichte beigelegt, namentlich auch das vorhin erwähnte, gewöhnlich dem Pietro zugeschriebene, und eine Tavola sopra le tre cantiche, Manuscript in der Gaddiana und in der Riccardiana [30]). Die Crusca citirt

---

12) *Cancellieri* p. 39. 44. 13) Kannegießer Vorrede. p. XIII. 14) *Villani* L. IX. c. 134. 15) *Boccaccio* Vita di Dante. p. 253. und noch mehr in dem Abdruck der Ed. Padov. p. 10. 16) *Pelli* p. 24. not. 4., wo in einem Dokumente vom Jahre 1332 mehre Mitglieder der Familie des Dichters genannt werden. 17) *Boccaccio* Commento s. l. D. C. T. II p. 66. 18) Diese Angabe beruht indeß einzig und allein auf dem Zeugniß des Filelfo, bei *Mehus* specimen hist. litt. Praef. p. XXVIII.; die ältern Biographen sprechen nur von mehren Kindern, ohne sie zu nennen, Leon. Bruni erwähnt nur des Pietro, und auch nur über diesen, über Jacopo und Beatrice haben wir sichere Zeugnisse.

19) *Pelli* p. 33. not. 5. 20) *Pelli* p. 24. not. 4., wo bald Pietro, bald Jacopo zuerst genannt wird. 21) *Mehus* Specimen Praef. p. XXIX. 22) p. 65. 23) Vergl. *Pelli* p. 28. und *Dionisi* Prep. I. p. 158. 24) *Dionisi* Prep. I. p. 154 sq. Anedd. II. p. 93. Anderer Meinung, aber ohne eigentliche Gründe ist Foscolo. p. 567 sq. 25) Ed. Padov. p. 275. 26) *Pelli* p. 28. Das nämliche Gedicht wird bald dem Pietro, bald dem Jacopo di Dante beigelegt, und am Ende ist es von keinem von beiden, sondern von einem Simone di Ser. Dino da Siena detto Saviozzo. *Dionisi* Prep. I. p. 164. Ähnliche Gedichte gab es mehre, außer dem ziemlich bekannten, welches dem Beschützer Dante's Bosone d'Agubbio beigelegt wird und vielfältig, unter andern im 5ten Bande der Ed. Padov., abgedruckt ist, erwähnt Crescimbeni in den Noten zu seiner Vita di Dante noch eines Gedichts in Terzinen von Cecco di Meo Mellone Ugurgieri aus Siena; der Inhalt jedes Canto der Div. Comm. ist in einer Terzine ausgedrückt, und der erste Vers jeder dieser Terzinen ist zugleich der erste Vers des darin charakterisirten Gesanges. Ein gewisser Mino di Vanni faßte den Inhalt der Div. Comm. in 25 Sonetten. *Crescimbeni* ibidem. 27) *Pelli* p. 78. 28) *Boccaccio* Vita di Dante. p. 257. 29) *Pelli* p. 33. 30) *Mehus* p. 263.

unten ihren Quellen ein Gedicht in mehren Capitoli, Il Dottrinale di Jacopo di Dante genannt, gegen dessen Echtheit aber große Zweifel obwalten [31]. — Nur in den Nachkommen Pietro's blühete das Geschlecht Dante's fort. Pietro hatte zwei Söhne, Dante II. und Jacopo. Diesem letztern legt Filelfo das oft erwähnte Gedicht über die Div. Comm. bei; er starb jung. Dante II. hatte einen Sohn, Lionardo, welchen Leonardo Bruni in Florenz umhergeführt, und ihn mit den Häusern seiner Vorfahren und manchen Familiennachrichten bekannt gemacht [32]. Lionardo's Sohn hieß Pietro, welchen Filelfo gekannt, und dem er sein Leben Dante's dedicirte. Pietro hatte einen Sohn Dante III., welcher nach Landino's Zeugniß eine Zeit lang in Ravenna lebte [33]) und ein nicht unberühmter italiänischer und lateinischer Dichter war; man hat Elegien und Eklogen von ihm. Vellutello versichert, ein Dekret der Republik vom Jahre 1495 zu besitzen, wodurch Dante III. eingeladen worden, in das Vaterland zurückzukehren und ihm die Rückgabe der väterlichen Güter, so viel es sich thun ließe, verheißen wurde. Da dies aber nur ein sehr unbedeutender Gegenstand und er selbst wohlhabend gewesen, habe er sich nicht darauf eingelassen [34]. Er starb in Mantua im Jahre 1508, und hinterließ 3 Söhne, Pietro, welcher im Jahre 1539 Provveditore von Verona ward; Vellutello a. a. O. verdankte ihm mehre Papiere seiner Vorfahren, aus welchen er manches für seinen Commentar geschöpft; Lodovico, welcher im Jahre 1547 ohne Erben starb, und Francesco, mit welchem die männlichen Nachkommen Dante's ausstarben. Es war nur noch eine Tochter des ältesten Bruders Pietro übrig, Ginevra, welche im Jahre 1549 einen Grafen Marc. Ant. Serego heirathete [35]. Dies Geschlecht, welches den Namen Serego Alighieri führt, blüht noch jetzt in Verona, und einer Dame aus dieser Familie ist die Udineser Ausgabe der Div. Comm. geweiht.

B. Dante's Werke [1]. Bei den Werken Dante's stößt man beinahe auf die nämlichen chronologischen Schwierigkeiten, wie bei seinem Leben; auch hier ist es schwer, zum Theil unmöglich, von jedem einzelnen Werke anzugeben, wann es geschrieben, wann angefangen, wann vollendet worden. Am schwierigsten sind diese Untersuchungen bei der Div. Commedia, welche wir daher als den wichtigsten Gegenstand dieses Abschnittes, und weil sie ohnedies die ganze zweite Lebenshälfte des Dichters ausfüllt, für zuletzt aufsparen wollen. Die übrigen Werke, da sich die Zeitfolge der meisten doch nicht mit vollkommener Gewißheit ausmitteln läßt, wollen wir so ordnen, daß wir zuerst die italiänischen, und dann die lateinischen betrachten.

I. Italiänische Werke. Unter diesen nicht allein, sondern unter allen Werken des Dichters nimt als das der Zeit nach früheste selbständige Werk den ersten Platz ein

1) *La Vita nuova* [2], oder das neue Leben. Es enthält die Geschichte seiner Jugendliebe zur Beatrice und die Sonette, Ballaten, Canzonen, welche er, von dieser Liebe begeistert, bei verschiedenen Veranlassungen gedichtet. Neues Leben nennt er dies Werk, weil er gleich am Anfange desselben berichtet, wie mit dem Anblick der kindlichen Geliebten eine höchst wichtige Umwandlung seines Innern, ein wahrhaft neues Leben für ihn begonnen. Die Geschichte selbst ist unendlich einfach; sie enthält nichts als die Erzählung, wie er selbst noch in der Kindheit Beatricen, die noch beinahe ein Jahr jünger war als er, zuerst erblickt; wie er noch als Kind öfter ihren Anblick gesucht, einmal in spätern Jahren ihren holdseligen Gruß auf der Straße empfangen; wie er aus zarter Besorgniß sich bemüht, mehr als einmal den Schein einer andern Liebe anzunehmen und dafür den Unwillen der Geliebten auf sich geladen; wie er erkrankt und im Traume den Tod und die Verklärung der Geliebten gesehen; wie sie im jugendlichen Alter gestorben; wie tiefer Gram seine Sele zerrissen und seine Gesundheit untergraben; wie das zarte Mitleid, welches eine andere Dame ihm gezeigt, ihn beinahe zur Untreue gegen die Geliebte verführt, wie aber diese ihm im Geiste wieder erschienen und alle seine Gedanken wieder auf sich gerichtet; wie endlich er eine wunderbare Vision gehabt, welche den Entschluß in ihm erzeugt, „nicht mehr von dieser gebenedeieten zu reden, bis daß er im Stande wäre, würdiger von ihr zu reden, so daß er hoffe, einst von ihr zu sagen, was noch niemals von einem Weibe gesagt worden." Die Erzählung, wie die Gedichte tragen das Gepräge der Wahrheit, der Innigkeit und der Unschuld; das Ganze gibt uns das schöne Bild eines edeln, reinen, kindlichen, von der Liebe durchglüheten und von ihr zu allem Edeln und Großen begeisterten Gemüths und zeigt uns den Menschen in dem Zustande der Unschuld, so weit er auf Erden möglich ist, wie die Divina Commedia uns den Fall und die Erlösung des Menschen versinnlicht. Mancher Leser hat wol schon Anstoß genommen an den trockenen Erklärungen, welche jedes Gedicht begleiten, und worin mit scholastischer Schärfe und Genauigkeit die Gedanken des Gedichtes geordnet und zergliedert werden. Aber schon hierin zeigt sich die bewunderswürdige Eigenthümlichkeit dieses Dichters, welcher eben dadurch so groß ist, daß er nie irgend einem Affecte unterliegt, sondern stets die klarste Besonnenheit mit der glühendsten Innigkeit zu verbinden weiß. Dies ist der geheime Grund des unwiderstehlichen Zaubers, den er über alle für das Wahre empfängliche Gemüther in seinem großen Werke übt. Sehr Unrecht haben daher diejenigen gethan, welche in vielen Handschriften und Abdrücken der Vita nuova diese Erläuterun-

31) *Pelli* l. l. Es ist zum erstenmal gedruckt in Raccolta di rime Toscane. Palermo 1817. 4 Vol. 8. 32) *Leon. Bruni* p. 65. 33) Ad Inf. c. XXVII. 40. 34) Vellutello Vita di Dante in fine. 35) *Pelli* p. 18., wo der Stammbaum des Geschlechts. p. 34 sq. 1) Gesamtausgaben der Werke Dante's gibt es zwei, die eine Venezia, Pasquali, 1739 bis 1741 in 5 V. 8., und schlechter wieder abgedruckt ebendas. 1751. Die andere Venezia, Zatta, 1757 bis 1758. 5 V. 4., und davon ein geringerer Abdruck. 1760. 5 V. 8. Ganz vollständig sind indeß beide nicht, in der erstern fehlen das Werk de monarchia, die Eclogae und die meisten Briefe; in der zweiten fehlen ebenfalls die Eclogae und mehre Briefe.

2) *Villani* L. IX. C. 134. *Boccaccio* Vita di Dante. p. 254. *Leon. Bruni* p. 60.

gen der Gedichte entweder ganz weggelassen, oder nur als Noten dem Texte beigefügt haben [3]). Sehr Unrecht hat Boccaccio und zeigt wenig Bekanntschaft mit den übrigen Schriften Dante's, wenn er behauptet, Dante habe sich in spätern Jahren sehr geschämt, die Vita nuova geschrieben zu haben [4]), da vielmehr Dante selbst im Convito dieses Werk seiner Jugend in Schutz nimt [5]). Die Zeit der Abfassung dieses Buches läßt sich wenigstens ziemlich genau bestimmen. Die Gedichte, die es enthält, sind, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, aus sehr verschiedenen Zeiten, theils aus seiner frühern Jugend und bis zum Tode der Beatrice, theils etwa ein bis zwei Jahre nach ihrem Tode gedichtet [6]). Die Samlung aber und der geschichtliche Commentar, oder die Vita nuova, wie sie vor uns liegt, möchte wol bedeutend später gesetzt werden müssen. Der Schluß des Buches, wenn er nicht etwa vom Verfasser später angefügt worden, läßt fast auf das Jahr 1300 vermuthen [7]). Boccaccio sagt zwar, er habe es in seinem 26sten Jahre, also im Jahre 1291 geschrieben [8]), allein dem widerspricht das Werk selbst; Pelli setzt es ohne weitere Gründe in das Jahr 1295 [9]). Dionisi nimt das Jahr 1293 an [10]). Dante selbst im Convito stellt es nur als eine Jugendarbeit dem Convito, als dem Werke des reiferen Alters, entgegen [11]). Die Stelle ist aber zu dunkel, um eine sichere Zeitbestimmung darauf gründen zu können. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Vita nuova nur eine Auswahl aus viel mehren Gedichten enthält, welche Dante in dieser Zeit der Jugendliebe geschrieben; er selbst erwähnt verschiedene, welche er weggelassen [12]), und manche davon mögen wir in der Samlung seiner Rime noch besitzen, manche aber auch gänzlich verloren gegangen seyn [13]). Die Vita nuova wurde zum erstenmal gedruckt durch Sermartelli, Florenz 1576. 8., nebst den Canzonen des Dante und seinem Leben von Boccaccio. Eine ältere Ausgabe vom Jahre 1527 scheint nie vorhanden gewesen zu seyn [14]). Wenig correcter erschien sie in den Prose di Dante Allighierie di Messer. Giov. Boccaccio. Firenze 1723. 4., von Biscioni besorgt, welcher die in dem frühern Abdruck fehlenden Erklärungen und seine so wie des Kanonikus Anton Maria Salvini's Noten hinzufügte. Sodann in den Gesamtausgaben der Werke Dante's und auch einzeln öfter; zum Beispiel der recht gute von Keil besorgte Abdruck der Vita nuova und der Rime, Chemnitz 1810. 8. Eine correctere und splendide Ausgabe hat der Marchese Trivulzio in Verbindung mit Monti, Maggi u. a. 1827, Milano bei Pogliani in 8. besorgt; es sind davon nur 60 Exemplare abgezogen; dieser nämliche Text wird aber als ein Theil des 6ten Bandes der Paduaner Ausgabe der Div. Comm. erscheinen. Eine teutsche Übersetzung, begleitet von einem Auszuge aus dem Convito, hat Friedrich von Oynhausen, Leipzig 1824 geliefert. Sämtliche Gedichte der Vita nuova sind übersetzt und ein Auszug aus dem Werke selbst gegeben in Dante Allighieri's lyrische Gedichte von Kannegießer, Leipzig 1827.

2) *Il Convito*, oder das Gastmahl. So wie die Vita nuova der ersten Jugendliebe des Dichters geweiht ist, so ist das Convito die Darstellung einer zweiten Liebe, der Liebe nämlich zur Philosophie. Er selbst erzählt uns, daß er nach dem Tode Beatrice's in dem Studium der Philosophie Trost gesucht und gefunden [15]), und wie er sich die Weisheit gar nicht anders in seinem Geiste habe vorstellen können, denn als ein edles und mitleidvolles Weib [16]). Wie diese Liebe eine Zeit lang mit dem Andenken Beatrice's gerungen, welche Befriedigung und welche Leiden er darin gefunden, seinen wechselnden Gemüthszustand während dieses Studiums oder dieser Liebe [17]), und die höchsten Gegenstände seines philosophischen Strebens selbst hat er in einer Reihe von Canzonen dargestellt. Weil er aber später fürchtete, mißverstanden zu werden, und daß man zu seiner Schande die in jenen Canzonen ausgesprochene Liebe auf irgend ein irdisches Weib beziehen möchte, entschloß er sich selbst, das Geheimniß ihrer wahren Bedeutung zu offenbaren und auf diese Weise nicht allein seine Ehre zu retten, sondern auch den Menschen eine heilsame Belehrung über die wichtigsten Gegenstände menschlicher Betrachtung mitzutheilen [18]). So entstand das Convito, eine Schrift, worin er die Absicht hatte, in 15 bis 16 Tractaten oder Abhandlungen 14 Canzonen theils dem Buchstaben, theils der höhern Bedeutung nach zu erläutern [19]). Er nannte es ein Gastmahl, weil er darin die Canzonen, als ebenso viele Gerichte, von dem dazu nöthigen Brode, seiner Erklärung nämlich, begleitet, denen auftischen wollte, die nach der edlen Speise der Wissenschaft verlangen [20]). Aber das Werk ist unvollendet geblieben, nur 3 Canzonen sind darin erläutert, so daß es mit der Einleitung aus 4 Tractaten besteht; doch muß der Plan und die Anordnung des Ganzen schon fest in seinem Geiste bestimmt gewesen seyn, da er mehre Male in dem, was wir davon besitzen, auf Gegenstände hindeutet, welche in einer der folgenden Abhandlungen ihren Platz finden sollten. Hierauf gestützt hat der Prof. Witte in Breslau auf eine geistreiche Weise versucht, sowol die Canzonen anzugeben, welche für das Convito bestimmt waren, als auch selbst ihre wahrscheinliche Reihenfolge zu bestimmen [21]). Selbst in seinem gegenwärtigen unvollständigen und offenbar auch lückenhaften Zustande, ist es als der erste gelungene Versuch wissenschaftlicher Prosa in Italien ein äußerst merkwürdiges Buch. Überall leuchtet Gelehrsamkeit, Wissenschaftlichkeit und ein edler Sinn daraus hervor, und der oft trockene Ton der Untersuchung wird auf das anmuthigste durch einen Reichthum an schönen Vergleichungen, wie in der Div. Comm., und durch viele Stellen unterbrochen, welche durch Schönheit der Sprache und Beredsamkeit überraschen. Schwer,

3) *Biscioni* Prose p. 329. 4) Vita di Dante p. 254. 5) Convito p. 55. 6) Vita nuova p. 40. 7) Vergl. Dante's lyrische Gedichte von Kannegießer. p. 485. 8) Vita di Dante. p. 254. 9) *Pelli* p. 109. 10) Preparazione II. p. 49 sq. 11) p. 55. 12) Vita nuova p. 5. 47. 13) Dante's lyrische Gedichte von Kannegießer. p. 359 sq. 14) *Pelli* p. 110. n. 4.

15) Convito p 95. 16) ibidem 17) Convito p. 104. 18) Convito p. 57. 19) Convito p. 55. 20) Convito ibidem. 21) Dante Allgh. lyrische Gedichte von Kannegießer S. 304, 367, 379. Auch Hermes XXII. p. 160.

um nicht zu sagen unmöglich, ist es, die Zeit anzugeben, wann er es geschrieben und wann er es abgebrochen. Er selbst nennt es im Vergleich mit der Vita nuova ein Werk des reiferen Alters und sagt, er habe es geschrieben, nachdem er die Jugend überschritten [22]), das heißt nach seiner eigenen Erklärung [23]), nachdem er das 45. Jahr zurückgelegt, weshalb man auch gewöhnlich das Jahr 1310 als das angegeben findet, in welchem er es begonnen. Allein wenn von der einen Seite der ganze ruhige und gehaltene Ton des Werks, die sichere Muße und der Reichthum an Büchern, welche die Abfassung dieser Schrift voraussetzt, so wie einige wehmüthige Betrachtungen über die traurigen Schicksale seines ganzen Lebens [24]) eine spätere Zeit der Abfassung vermuthen lassen, so zwingen dagegen andere Stellen des Werks, wo er von Fürsten, welche schon 1309 gestorben, als von noch Lebenden redet [25]), oder unter den Kaisern seiner Zeit Albert († 1308) als den letzten anführt [26]), ohne Heinrich VII. zu erwähnen, eine frühere Abfassung anzunehmen. Das Wahrscheinlichste möchte daher seyn, daß er, der Hauptsache nach, es 1308 geschrieben, einige aber, und namentlich die Stelle, wo er von seiner Verbannung redet, vielleicht später noch eingeschoben habe. Ugo Foscolo [27]) will aus jener Stelle, wo Dante von seiner unverdienten Verbannung redet, und aus dem Tone des ganzen Werks auf eine versöhnende Absicht des Dichters schließen, und setzt die Abfassung eben deswegen in das Jahr 1315. Villani's Behauptung, seine Arbeit an diesem Werke sei durch den Tod unterbrochen worden [28]), ist deshalb unwahrscheinlich, weil er im Convito von einer andern Schrift redet, welche er sich auszuarbeiten vorgenommen, und welche wir wirklich noch besitzen. Die Gedichte selbst aber, welche gleichsam den Text des Ganzen ausmachen, fallen ohne Zweifel in die Jahre zwischen 1292 bis etwa 1300, wo Dante theils mit dem Studium der Philosophie, theils mit der Anwendung derselben auf die bürgerlichen Angelegenheiten der Menschen beschäftigt war. Der Text des Convito ist im höchsten Grade fehlerhaft und verdorben, und da sich in allen bekannten Handschriften die nämlichen Fehler und Lücken finden, so gewinnt die schon von Pelli [29]) geäußerte Vermuthung an Wahrscheinlichkeit, daß Dante selbst diese Schrift in diesem unvollkommenen Zustande hinterlassen, und daß wir nur seinen ersten Entwurf derselben besitzen, den er nicht Zeit oder nicht Lust gehabt, genauer durchzusehen. Es ward zum ersten Mal gedruckt Firenze, Buonaccorsi 1490. in 4., dann Venezia, fratelli da Sabbio 1521. 8.; Ibidem von Niccolò di Aristotile detto Zoppino 1529. 8. und ebendaselbst von Marchiò Sessa 1531. 8. Der erste, welcher durch Vergleichung von Manuscripten etwas für den Text gethan, war Ant. Maria Biscioni, welcher das Convito in seine Prose di Dante e di G. Boccaccio. Firenze 1723. in 4. aufnahm und seine und Salvini's Noten hinzufügte. Dieser verbesserte Text ist denn auch in den beiden Gesamtausgaben der Werke Dante's wieder abgedruckt. Es blieb noch unendlich viel zu thun, um die unglaubliche Fehlerhaftigkeit dieses Textes zu verbessern. Erst in der neuesten Zeit ist viel dafür geschehen. Zuerst gab Monti ein Saggio di gravi e molti errori trascorsi in tutte l'edizioni del Convito. Milano 1823. in 8. heraus; Witte ließ in das Giornale Arcadico. Roma 1825 einen neuen Saggio di emendazioni al testo dell' amoroso convivio di Dante All. einrücken, und nach diesen Vorarbeiten haben der Marchese Trivulzio in Verbindung mit Monti, Maggi, Mazzuchelli und Orlani endlich einen möglichst berichtigten Text in: Convito di Dante All. ridotto a lezione migliore. Milano 1826. 8. mit vielen gelehrten Anmerkungen herausgegeben. Von dieser Prachtausgabe sind aber nur 60 Exemplare, zum Verschenken bestimmt, abgezogen, worauf diese neue Ausgabe als ein Theil des 6. Bandes der Paduaner Ausgabe der Div. Comm. 1827. 8. erschienen ist. Dazu hat Scolari eine Appendice all' edizione del convito di D. A. fatta in Padova 1827, Padova, Crescini 1828 herausgegeben, welche aber außer einem guten Index zum Convito nur eine Reihe ziemlich unbedeutender Verbesserungsvorschläge enthält. Die Canzonen des Convito sind im Anhange zu Oynhausens Übersetzung der Vita nuova und in Dante's lyrische Gedichte von Kannegießer übersetzt und in letzterem Werke auch commentirt.

3) *Le rime di Dante.* Außer den von Dante selbst in der Vita nuova und dem Convito gesammelten Gedichten hat man noch von ihm eine ziemlich große Anzahl anderer, welche in vielen Manuscripten und Drucken unter dem Namen von Rime di Dante gesammelt worden sind. Die Zusammenstellung derselben rührt nicht vom Dichter selbst her, auch sind sie nicht etwa zu seiner Zeit oder bald nachher mit einiger Sorgfalt und Kritik zusammengetragen worden, sondern Echtes und Unechtes findet sich in den verschiedenen, sehr von einander abweichenden, handschriftlichen und gedruckten Samlungen neben einander. Der älteste Abdruck, der aber nur 15 Canzonen enthält, ist wahrscheinlich der als Anhang zu der Ausgabe der Div. Commedia, Venezia 1491 von Pietro Cremonese erschienene. Eine von Pasquali angeführte Ausgabe der Canzoni e Madrigali di Dante di Messer Cino et di M. Gerardo Novello, Venezia per Guil. de Monferrato 1518 [30]). 12. und im nämlichen Jahr Milano, Vimercato, ist überaus selten. Die erste bekannte, ziemlich vollständige Ausgabe dieser lyrischen Gedichte des Dante macht die 4 ersten Bücher der Sonetti e Canzoni di diversi autori Toscani in X. (es sind aber XI.) libri raccolte (von Bernardo di Giunta) Firenze 1527. 8. aus. Diese Samlung ist dann zu Venedig von Giov. Ant. e fratelli da Sabbio 1532. 8. und Firenze 1727. 12., dann aber unter dem Titel: Rime di diversi autori antichi Toscani in 12 libri raccolte. Venezia per Cristoforo Zane 1731. 8. und 1740, von Occhi besorgt, wieder abgedruckt worden. Einzelne Gedichte Dante's finden sich auch in den Samlungen von Corbinelli, dopo

22) Convito p. 55. 23) Ibid. p. 194. 24) Convito p. 57. 25) Tratt. IV. c. 6. 26) Tratt. IV. c. 3. 27) p. 228. 28) *Villani* L. IX. c. 134. 29) p. 126. Vergl. *Foscolo* p. 257.

30) *Pelli* p. 138.

la bella mano; von Leone Allacci, in Scelta di rime antiche, von Fiacchi, Firenze 1812. 8. und in den Poeti del primo secolo, von Valeriani. Firenze 1816. 2 Vol. 8. Ferner finden sich die lyrischen Gedichte Dante's in mehren Ausgaben der Div. Comm., namentlich in denen von Pasquali und von Zatta, in der von Dionisi besorgten, in der Ausgabe der Vita nuova von Keil u. s. w. Zuletzt ist diese Samlung mit mehren bisher ungedruckten Gedichten vermehrt und mit einer Vorrede von Arrivabene unter dem Titel: Amori e rime di Dante. Mantua 1823. 16. erschienen. Keine dieser Samlungen stimmt vollkommen mit der andern in Hinsicht auf Zahl, Anordnung und Lesarten der Gedichte überein; jeder Herausgeber hat das Vorhandene ohne weiteres wieder abgedruckt und ohne alle Kritik zu vermehren gesucht. Zur Interpretation dieser zum Theil sehr schwierigen Gedichte war bisher wenig oder gar nichts geschehen; nur Dionisi hat in seinen Aneddoti und mehr noch in der Preparazione theils einzelne Gedichte glücklich erläutert, theils bessere Lesarten vorgeschlagen, theils was das wichtigste ist, darauf aufmerksam gemacht, daß alle diese Gedichte, mit wenigen Ausnahmen, auf die nämliche Weise wie die Canzonen des Convito zu erklären seien, d. h. daß sie sich nicht auf eine Liebe zu irgend einem andern Weibe, sondern entweder auf seine frühere Jugendliebe oder auf die Liebe und das Studium der Philosophie beziehen. Bei weitem das Wichtigste aber in dieser Hinsicht ist durch den Professor Witte in: Dante's lyrische Gedichte, italiänisch und teutsch herausgegeben von L. C. Kannegießer. Leipzig 1827. 8. geschehen. Er hat den glücklichen Gedanken aufgefaßt, alle vorhandenen Gedichte Dante's in solche zu theilen, welche zur Periode der Vita nuova und solche, welche dem Cyclus des Convito angehören; er hat mit großem Scharfsinn diejenigen Canzonen und ihre Ordnung zu bezeichnen versucht, welche wahrscheinlich vom Dichter für die fehlenden Theile des Convito bestimmt waren, Echtes und Unechtes zu unterscheiden sich bemüht, und manches von dieser letzten Art gänzlich verworfen; anderes, wenn auch zweifelhaft und wahrscheinlich dem Cino von Pistoja, dem Guido Cavalcanti und andern Zeitgenossen des Dichters angehörend, dennoch der Vollständigkeit wegen beibehalten; manches bisher Ungedruckte aufgenommen und in einem höchst belehrenden Commentar über das Ganze theils seine Ansicht zu rechtfertigen, theils Erläuterungen zu den einzelnen Gedichten zu geben versucht. Eine gründliche Arbeit über die Rime di Dante ließ sich von dem Marchese Trivulzio erwarten, welcher seit Jahren einen reichen Schatz von bisher ungedruckten Gedichten Dante's gesammelt hatte [31]), aber leider 1831 gestorben ist. Die Bibliotheken Italiens sind reich an handschriftlichen Samlungen von Gedichten aus der ältesten Zeit; manches bisher noch nicht erkannte Gedicht des Dante mag sich noch darunter befinden, wie denn schon Witte aus der Marciana in Venedig eine höchst wahrscheinlich dem Dante beizulegende Canzone auf den Tod Heinrichs VII. nebst Proben von andern ungedruckten Gedichten desselben mitgetheilt hat [32]). Als Anhang zu den Rime findet man noch in einigen Ausgaben: Rime spirituali, oder geistliche Gedichte des Dante. Sie bestehen aus einer Paraphrase der 7 Bußpsalmen und dem sogenannten Credo di Dante, welches eine Paraphrase des Nicänischen Glaubensbekenntnisses, wie es bei der Messe gelesen wird, eine Erklärung der 7 Sakramente, der 10 Gebote, der 7 Todsünden und eine Paraphrase des Vater Unsers und des Ave Maria enthält. Alles dies in terza rima. Die Sette Salmi penitenziali waren lange Zeit nur als Manuscript in verschiedenen Bibliotheken vorhanden, bis der Abbate Quadrio einen alten Abdruck ohne Jahr und Ort, etwa aus dem Ende des 15. Jahrh. entdeckte und diesen mit einer Einleitung und vielen Noten Milano 1752. 8. wieder abdrucken ließ. Dies kleine Werk ist dann in die 2. Abtheilung des IV. Bds. der Zattaschen Ausgabe der Werke Dante's aufgenommen worden. Auch das Credo findet sich in vielen, aber sehr von einander abweichenden Handschriften. Der erste Abdruck scheint der zu seyn, welcher sich am Schluß der Ausgabe der Div. Comm. von Vendelin de Spira 1477. Fol. befindet, ebenso steht es am Schluß der Ausgabe des Nidobeat. Mediolani 1477—78, aus welcher Quadrio es in seine Ausgabe der Salmi genommen. Neuerdings sind die Sette Salmi abgedruckt in: Raccolta di rime antiche toscane, Palermo 1817. 4 V. 4. und das Credo in: Saggio di rime di diversi buoni autori. Firenze 1825. 8. Gegen die Echtheit beider Werke walten bedeutende Zweifel ob; weder Villani noch Boccaccio noch Leonardo Bruni erwähnen derselben. Apostolo Zeno hält das Credo für das Werk eines gewissen Antonio dal Beccajo Ferrarese oder eines andern Zeitgenossen des Petrarca [33]). Ugo Foscolo verwirft beide Werke als plumpe Betrügereien [34]). Die Salmi sind in der That ein überaus mattes Produkt. Die Sprache des Credo ist allerdings etwas kräftiger und das höhere Alter dieser Arbeit wenigstens erwiesen; betrachtet man aber auch nur den Eingang, welcher sich allenfalls für einen Dichter, der sich in dem Fall des Petrarca befände, nicht aber für den Schöpfer der göttlichen Komödie schicken würde, oder vergleicht man das Vater Unser dieser Paraphrase mit dem von Dante gegebenen [35]), so ist es fast unmöglich, ihm diese Reimereien beizulegen.

II. Lateinische Werke.

1) *De Monarchia Libri III.* Wahrscheinlich um die Zeit, als Heinrich VII. das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herzustellen bemüht war, und wo Dante alles aufbot, die Anhänger des Kaisers zu ermuthigen und zu vereinen, also etwa zwischen 1310—13 schrieb er, vielleicht in Pisa [36]), dieses Werk, worin er, Freiheit und Frieden als die ersten Bedürfnisse des Menschengeschlechts zur Erreichung seiner Bestimmung feststellend, zu erweisen sucht, diese Güter seien nur dann zu erlangen, wenn

31) Monti Proposta di alcune correzioni ed aggiunte ect. Milano 1818. V. I. P. II p. 182.

32) Canzone di Dante All. in morte di Arrigo VII. aus der Antologia di Firenze No. LXIX. besonders abgedruckt; und andere Gedichte im Anzeige-Blatt der Wiener Jahrbücher. 1828. No. XLII. 33) Lettere T. I. p. 31. bei *Tiraboschi* Vita di Dante. Ed. Pad. T. V. p. 88. 34) p. 425. 35) Purg. XI. v. 1, sq. 36) *Troya* p. 134.

ein einziger, der Kaiser, die Oberherrschaft über alle führe, wodurch indeß das Regiment anderer Fürsten und Republiken keineswegs ausgeschlossen werde; nur daß ihm die Oberaufsicht über alle gebühre. Die Macht des Kaisers leitet er von der des römischen Volkes her, dem Gott die Herrschaft über alle Völker verliehen, dem auch selbst Christus sich unterworfen; nur von Gott allein, nicht etwa vom Papste sei die rechtmäßige Gewalt des Kaisers abzuleiten. Weil aber der Mensch nicht blos der irdischen Glückseligkeit, sondern auch des ewigen Heils bedürfe, so sei für diesen letztern Zweck der Papst eingesetzt, und dem gemäß zieme es sich, daß der Kaiser dem Papste, wie der Erstgeborne dem Vater, Ehrfurcht beweise. Diese Lehren mißfielen natürlich den Anhängern der Hierarchie, und als die Freunde Ludwigs des Baiern sich auf dieses Werk beriefen, wären beinahe, wie früher erwähnt [37]), die Gebeine des Dichters, als die eines Ketzers, dem Feuer übergeben worden; auch der bekannte Jurist Bartolus berichtet, Dante sei wegen dieses Buchs noch nach seinem Tode beinahe als Ketzer verdammt worden [38]). Ob er es dem Kaiser Ludwig von Baiern dedicirt habe, ist wenigstens nicht erwiesen [39]). An der Echtheit dieses Buchs ist durchaus kein Zweifel, obgleich die von Filelfo angeführten Anfangsworte desselben nicht mit denen übereinstimmen, die wir lesen [40]), und obgleich der erste Herausgeber desselben, Oporinus, der Meinung ist, es sei das Werk eines Zeitgenossen und Freundes des Polizian [41]). Boccaccio's genaue Angabe des Inhalts [42]) und die Übereinstimmung dieser Lehren mit allen übrigen Schriften Dante's sind mehr als hinreichend, jeden Zweifel zu entfernen. Auch besitzt man noch das Werk eines Predigermönchs, Guidone Verrano, welcher 1327 die Monarchia Dante's Satz für Satz zu widerlegen versuchte [43]). Im 15. Jahrh. ist es zweimal ins Italiänische übersetzt aber nicht gedruckt worden, zuerst von einem Ungenannten, Manuscript in der Riccardiana vom Jahr 1461, dann von Marsilius Ficinus, dessen Arbeit von 1467 sich ebenfalls als Manuscript in der Laurentiana befindet [44]). Gedruckt ward das Original zuerst von Oporinus in Basel 1559. 8. zugleich mit andern Abhandlungen ähnlichen Inhalts; diese Ausgabe gehört zu den Seltenheiten; dann in Sim. Scardii Syntagma tractatuum de imperiali jurisdictione cet. Basileae 1566. fol. und noch einmal Argentor. 1609. Fol. Besonders gedruckt: Colon. Allobrogum 1740. Auch in die Ausgabe der Werke Dante's von Zatta ist es aufgenommen.

2) *De vulgari eloquentia Libri II.* Aus der Erwähnung dieses Werks im Convito [45]) ergibt sich, daß Dante es im spätern Alter geschrieben und vielleicht, wie Villani und Boccaccio sagen [46]), durch den Tod an der Vollendung desselben gehindert wurde. Es ist schwer zu begreifen, wie Troya gegen solche Zeugnisse es in die Jahre 1303 — 1305 verlegen will [47]). Dante's Absicht bei diesem Werke scheint eine doppelte gewesen zu seyn, theils die neuere Sprache Italiens, wie er sie sich dachte und sie zu schaffen bemüht war, aus unverdienter Verachtung zu ziehen und ihren Vorzug vor den Idiomen anderer neuerer Völker und vor den einzelnen Mundarten Italiens selbst zu zeigen, theils die verschiedenen neueren Dichtungsarten gründlich zu charakterisiren und Regeln für sie aufzustellen. Zu diesem Ende untersucht er alle zu seiner Zeit üblichen Mundarten Italiens und zeigt, wie keine einzige sich dazu eigne, die edle, gemeinsame Sprache Italiens, was er Vulgare illustre, cardinale, aulicum, curiale, oder mit einem Worte vulgare latinum nennt [48]), zu werden, wobei er mit großer Bitterkeit sowol diejenigen tadelt, welche in der Mundart einer einzelnen Provinz oder Stadt gedichtet, als noch mehr diejenigen, welche wie selbst sein Lehrer Brunetto, gar das Vulgare anderer Völker dem der Italiäner vorgezogen. Im 2. Buche fängt er an von dem Styl überhaupt und von den Canzonen insbesondere zu handeln; im 3., nicht vorhandenen Buche wollte er wahrscheinlich diesen Gegenstand fortsetzen, und im 4., wie er selbst andeutet, von den Ballaten und Sonetten handeln. Dieses Werk erschien zuerst in einer italiänischen Übersetzung von Trissino, welche mit mehren andern Schriften dieses Dichters und Sprachforschers in der von ihm vorgeschlagenen neuen Orthographie Vicenza 1529. Fol. gedruckt wurde. Es erhob sich ein heftiger Streit über dieses Werk, weil die Florentiner, unwillig darüber, daß Dante ihre Mundart, die sie so gern zur Gesamtsprache Italiens erheben mochten, bitter getadelt, die Echtheit desselben leugneten, und es kam ihnen zu statten, daß abermals die von Filelfo angeführten angeblichen Anfangsworte des Buchs nicht mit denen übereinstimmten, womit es wirklich beginnt [49]). Doch mußte jeder Zweifel bald verschwinden, als Corbinelli das in Padua gefundene Manuscript des Originals in Paris 1577. 8. (sehr seltene Ausgabe) mit Noten über das erste Buch abdrucken ließ [50]). Ein Manuscript aus dem 14. Jahrh. befand sich im Besitz des Marchese Trivulzio zu Mailand [51]). Das Original und die Übersetzung des Trissino wurden unter den sämtlichen Werken dieses letztern Verona 1729. 11 V. 4. wieder abgedruckt; ebenso haben Pasquali und Zatta beides in ihre Ausgaben aufgenommen. Einzeln ward die Übersetzung des Trissino noch gedruckt: Della volgare eloqu. col Castellano di G. G. Trissino, Ferrara 1583. 8. und Della volgare eloquenza. Ven. 1696. fol. Für die Berichtigung des sehr verdorbenen Textes ist bis jetzt noch nichts geschehen, und die Übersetzung, welche sclavisch dem Worte folgt, trägt wenig oder nichts zur Erklärung des oft sehr schwierigen Buches bei.

3) *Eclogae II.* Boccaccio erwähnt ihrer ausdrücklich und genau [52]). Leonardo Bruni [53]) und Mario Filelfo [54]) sprechen nur unbestimmt von einigen Eklogen.

37) p. 49. 38) Ed. Pad. V. p. 129. 39) *Troya* p. 159. 40) *Mehus* Vita Ambr. p. 175. 41) *Pelli* p. 127. n. 4. 42) Vita di Dante p 259. 43) *Troya* p. 192. 44) *Pelli* p. 128. 45) Convito p. 61. 46) *Villani* L. IX. c. 134. *Boccaccio* Vita di D. p. 260. 47) Veltro p. 63. 77.

48) L. I. c. XVII. XIX. 49) *Mehus* specimen cet. Praef. p. XXVI. 50) Über diesen ganzen Streit vergl. den ausführlichen Bericht Fontanini's in Eloqu. italiana L. II. c. XXII sq. 51) Monti proposta V. I. P. I. p. XXVIII. 52) Vita di Dante p. 260. 53) p. 64. 54) Bei *Mehus* specim. Praef. XXV.

Einige Bruchstücke derselben ließ Mehus abdrucken [55]; ganz wurden sie zum ersten Mal in Carmina illustrium poëtarum Italorum Florentiae 1718. 8. T. I. p. 116. aber sehr fehlerhaft gedruckt. Das Verdienst, sie der gelehrten Welt in einer bessern Gestalt bekannt und auf ihre Wichtigkeit aufmerksam gemacht zu haben, gehört dem Kanonikus Dionisi, welcher sie aus einer Handschrift der Laurentiana, welche alte lateinische Randglossen von wahrscheinlich zwei verschiedenen Händen enthält, in seinen Anedd. IV. nebst den beiden dazu gehörigen Gedichten des Giovanni di Virgilio abdrucken ließ. Johannes Virgilii, ein damals berühmter Dichter in Bologna, so benannt, weil man ihn für einen glücklichen Nachahmer des Römers hielt, theilte das Vorurtheil seiner Zeit, daß man nur durch lateinische Gedichte Ruhm erlangen könne. Er fodert daher in dem ersten dieser 4 Gedichte Danten auf, in römischer Sprache einige große Begebenheiten der damaligen Zeit zu besingen (wodurch der Zeitpunkt dieses poetischen Briefwechsels mit Bestimmtheit in die Jahre 1320 und 21 verlegt wird) und ladet ihn zugleich ein, nach Bologna zu kommen. Dante in der ersten Ekloge lehnt diese Einladung ab, entschuldigt sich scherzend, daß er italiänisch gesungen und äußert, daß er den Dichterlorbeer nicht in Bologna, sondern in Florenz, nach Beendigung seines großen Werkes zu erlangen wünsche. In dem 2. Gedichte wiederholt Giovanni seine Einladungen noch dringender, worauf Dante in seiner 2. Ekloge auf seinem Vorsatz beharrend sich wundert, wie sein Freund den Aufenthalt in Bologna dem in Ravenna vorziehen könne, und deutlich zu verstehen gibt, daß er den damaligen Beherrscher von Bologna, Romeo de' Pepoli, fürchte. Auch sieht man daraus, in welchen freundlichen Verhältnissen er mit Guido da Polenta und mit 2 Florentinern Dino Perini und dem Arzt Fiducio de Milottis aus Certaldo gestanden, welche ebenfalls in Ravenna lebten. Derselbe Codex der Laurentiana enthält noch ein Gedicht des Giov. di Virgilio an den Dichter und Geschichtschreiber Albertino Mussato über den Tod des Dante [56]. Die Sprache dieser Eklogen ist uns endlich besser als die der prosaischen Werke Dante's, und kann gewissermaßen einen Maßstab abgeben für das, was er hätte leisten können, wenn er, wie er's anfänglich wollte, sein großes Werk lateinisch geschrieben hätte. Ungeachtet einiger Verbesserungen Dionisi's ist der Text dieser Eklogen noch sehr verdorben und wegen des durchgängigen Gebrauches der Allegorie sind sie an manchen Stellen sehr dunkel. Eine correctere Ausgabe, welche Bandini, Bibliothekar der Laurentiana, zu geben versprochen [57], ist nicht erschienen.

4) *Epistolae.* Villani [58]) spricht nur von 3 Briefen Dante's in lateinischer Sprache, wovon wir noch 2 besitzen. Boccaccio [59]) erwähnt mehre, ohne die Zahl anzugeben und setzt hinzu, daß zu seiner Zeit noch viele davon vorhanden wären. Leon. Bruni [60]) spricht auch unbestimmt von mehren, wovon er einige gesehen; auch führt er Stellen aus einigen an, welche verloren gegangen sind. Filelfo [61]) endlich redet von unzähligen und citirt nach seiner Weise die Anfangsworte von einigen, die aber entweder nie vorhanden waren, oder doch sich nicht mehr finden und auch sonst von Niemanden erwähnt werden. Die noch jetzt vorhandenen, oder wenigstens bis jetzt aufgefundenen sind folgende: 1) ein Bruchstück aus einem Briefe, welches Leon. Bruni in italiänischer Sprache anführt [62]), und worin Dante von seinem Priorat als der Quelle aller seiner Unglücksfälle redet. 2) Der Brief an die Könige und Fürsten Italiens und an die Senatoren von Rom [63]), worin er sie zur Eintracht und zur Anerkennung Heinrichs VII. ermahnt. Er ist nur italiänisch vorhanden, obgleich auch dieser wahrscheinlich, wie die übrigen in öffentlichen Angelegenheiten geschriebenen Briefe, und wie vielleicht alle überhaupt, ursprünglich lateinisch geschrieben worden. Er wurde zuerst von dem Jesuiten Lazzeri in Miscellanea ex libr. Manuscr. bibl. coll. Rom. Tom. I. Romae 1754. herausgegeben, sonst findet man ihn noch in den Noten zu Tiraboschi's Leben Dante's in der römischen und der Paduaner Ausgabe und in der neuen Ausgabe des Giov. Villani. Florenz 1823. T. VIII. p. 411, wo er aus einem Manuscript der Riccardiana abgedruckt ist. 3) Der Brief an den Kaiser Heinrich VII., um ihn zu ermahnen, die Besiegung geringerer Städte der Lombardei auszusetzen und sich mit seiner ganzen Macht gegen Florenz zu wenden [64]). Villani erwähnt dieses Briefes namentlich. Er ward zuerst, aber nur in einer alten Übersetzung von Doni in Prose antiche di Dante, del Petrarca, del Boccaccio cet. Florenz 1547. 4. herausgegeben; nach Manuscripten verbessert von Biscioni in Prose di Dante e del Boccaccio. Firenze 1723. 4., woher ihn die Ausgaben von Pasquali und Zatta entlehnt haben. Zuletzt erschien er in der vorhin erwähnten neuen Ausgabe des Giov. Villani nach einem Riccardianischen Codex verbessert. Jetzt endlich ist das Original in der Marciana zu Venedig entdeckt und zuerst von Witte herausgegeben worden. 4) Der Brief an die in Carpentras versammelten Kardinäle, um sie zur Wahl eines in Rom seinen Sitz nehmenden Papstes zu bestimmen. Obgleich Villani dieses Briefs ausdrücklich gedenkt, so ist es doch erst dem Troya gelungen, ihn und zwar im lateinischen Original in der Laurentiana zu entdecken. Er ließ davon den Anfang als Anhang zu seinem Veltro allegorico p. 214. abdrucken. Das Übrige gab Witte in der Antologia di Firenze XXIII, 57. und zuletzt den ganzen Brief in seiner Samlung heraus. 5) Der schöne Brief an einen Geistlichen in Florenz, worin Dante eine seiner unwürdige Zurückberufung verwirft. Boccaccio, ohne ihn ausdrücklich zu erwähnen, muß ihn gekannt haben [65]). Er ist nur in einem einzigen Manuscript der Laurentiana vorhanden, und daraus zuerst von Dionisi in Aneddoti V., später in Preparaz. T. I. p. 71. abgedruckt. Außerdem findet man ihn in Cancellieri sopra l'originalità della

55) Vita Ambr. p. 320. 56) *Troya* p. 203. *Pelli* p. 137. n. 3. 57) *Pelli* p. 137. 58) L. IX. c. 134. 59) Vita di D. p. 260. 60) p. 60 und 64.

61) Bei *Mehus* specimen p. XXVII. 62) p. 53. 63) Vide supra p. 46. 64) Vide supra p. 46. 65) Vita p. 251.

Div. Comm. Roma 1814. p. 59. In der römischen und Paduaner Ausgabe der Div. Comm. und in der neuen Ausgabe des Pelli. Flor. 1823. Endlich in Witte's Samlung. 6) Der höchstwichtige Brief, oder die Dedication des Paradieses an Cangrande, dessen Echtheit indeß noch keineswegs über alle Zweifel erhoben ist [66]). Die erste Nachricht davon findet man in Mazzoni difesa di Dante. Cesena 1587. 4. Introduz. §. 90. Zuerst abgedruckt durch Baruffaldi in der Galleria di Minerva. Venezia 1700. T. III.; dann in der Veroneser Ausgabe der Div. Comm. 1749., in der Ausgabe des Zatta, zuletzt in Witte's Samlung. Das von Mazzoni erwähnte Manuscript ist jetzt nicht mehr vorhanden, oder wenigstens kennt man kein Manuscript dieses Briefs, welches älter wäre als das 16. Jahrh. Viele andere Briefe Dante's sind verloren gegangen, unter andern der von Villani [67]) und Leonardo Bruni erwähnte [68]), vermuthlich bald nach seiner Verbannung an das Volk von Florenz geschriebene, welcher mit den Worten anfing: Popule mee quid feci tibi? [69]) Zweifelhaft ist die Echtheit eines von Troya in einem Manuscripte der Laurentiana entdeckten Briefes mit der Überschrift: Exulanti Pistoriensi Florentinus exul immeritus per tempora diuturna salutem et perpetuae caritatis ardorem; wobei man allerdings an Dante und an seinen Freund Cino von Pistoja erinnert wird. Diesen, sowie alle vorhin erwähnten, alle sonst noch vorhandenen Eingangsworte von verlorenen Briefen, chronologisch geordnet, mit höchst lehrreichen Einleitungen und gelehrten Noten begleitet, hat Witte herausgegeben unter dem Titel: Dantis Alligherii epistolae quae exstant cum notis Car. Witte. Patavii 1827. 8. In dieser Samlung findet sich endlich auch der erwiesen falsche, von Doni [70]) geschmiedete Brief Dante's an Guido da Polenta, über eine angebliche Sendung Dante's nach Venedig [71]).

La divina Commedia. Die drei Reiche der übersinnlichen Welt, die Orte, worin sich der Mensch, den Lehren des katholischen Glaubens gemäß, nach dem Tode befinden kann, Hölle, Reinigungsort und Paradies oder Aufenthalt der Seligen, bilden den Stoff dieses unsterblichen Gedichts und werden uns von dem Dichter, der sie in einer Vision [72]) durchwandert, anschaulich gemacht. Das Ganze zerfällt dem gemäß in 3 Abtheilungen, Cantiche [73]), nämlich das Inferno, von 34 Gesängen, Canti [74]) (oder, weil das Ganze in terza rima geschrieben, von einigen fälschlich auch wol Capitoli genannt), das Purgatorio von 33 und das Paradiso von 33 Canti; zusammen also 100 Gesänge, in 14230 Versen, wovon 4720 auf das Inferno, 4752 auf das Purgatorio und 4758 auf das Paradiso kommen. Schon hieraus sieht man, wie genau der Dichter für das Ebenmaß der Theile gesorgt hat, was er auch selbst ausdrücklich erwähnt [75]); noch unendlich mehr aber zeigt sich diese Strenge der Besonnenheit und Absichtlichkeit, die Klarheit und Sicherheit der Anschauung, wenn man die übrigen äußern Verhältnisse dieser großen Dichtung betrachtet. Dem Ganzen liegt offenbar die hier von dem Mysterium der Trinität entlehnte Heiligkeit der Zahl Drei zum Grunde [76]). Daher auch die Wahl der Terzinen. Jeder der drei Theile hat 33 Gesänge; die Zahl 3 zur Dignität der 10 erhoben und mit sich selbst verbunden; der erste Gesang ist nur als Einleitung, als Vorspiel zu betrachten, doch wird durch ihn die Zahl 100 erfüllt, das Quadrat der vollkommensten Zahl. Jeder Theil zerfällt in 9 Abtheilungen, also das Quadrat von 3, nämlich im Inferno, ein Vorhof zwar, aber neun eigentliche Höllenkreise; im Purgatorio ein Vorhof, 7 Kreise und das irdische Paradies; im Paradiso die 7 Planetenhimmel, der Fixsternhimmel und das Primum mobile, über welchem das Empireum, der unbewegliche Sitz der Gottheit, schwebt. Man könnte daher auch für diese Unterabtheilungen die Zahl 10 annehmen, welche sich im Inferno und Paradiso von selbst ergibt, im Purgatorio aber dann entsteht, wenn man den Vorhof, der in 3 Abtheilungen zerfällt, mit den 7 Kreisen in Verbindung bringt. Ebenso kann es nicht als willkürlich erscheinen, daß Lucifer im tiefsten Grunde der Hölle mit 3 Gesichtern, als grauses Gegenbild der Trinität, dargestellt wird; daß der Name Christi [77]), wenn er als Reimwort erscheint, nur mit sich selbst, also 3 mal, reimt [78]), und daß jede der 3 Cantiche mit dem Worte Stelle schließt. Eine genauere, gleichsam topographische Betrachtung des ganzen Gedichts, welche wir hier voranschicken, wird die unendliche Absichtlichkeit, den tiefen, ordnenden Verstand und die mathematische Genauigkeit des Dichters noch anschaulicher machen. — In der Mitte seines Lebens, in seinem 35. Jahre also, findet sich der Dichter in einem dunklen Wald verirrt, und als er bei Tagesanbruch das Ende desselben erreicht und einen von den Sonnenstrahlen erleuchteten Berg erblickt, den er zu erklimmen strebt, wird er daran durch die drohende Erscheinung dreier Thiere, eines Panthers, eines Löwen und einer Wölfin verhindert. Schon im Begriff wieder in die Tiefe des Waldes zurückzukehren, erscheint ihm der Schatten Virgils und verkündigt ihm, er müsse das Heil auf anderem Wege suchen; er selbst wolle ihn durch die Hölle und den Reinigungsort begleiten; wolle er dann noch zu den Seligen emporsteigen, so werde eine würdigere Sele ihn geleiten. Dante's Zweifel widerlegt Virgil durch den Bericht: Beatrice sei zu ihm gekommen, ihm diesen Auftrag zu geben, nachdem sie selbst von Lucia und diese wiederum von einem edlen, nicht näher bezeichneten, Weibe im Himmel dazu aufgefodert worden. Dante ist nun entschlossen, und sie treten die Reise an, ohne daß der Eingang zur Hölle

66) Scolari note ad alcuni luoghi delli primi cinque canti della Div. Comm. Venezia 1819. p. 19. 67) L. IX. c. 134. 68) p. 58. 69) Vide supra p. 44. 70) *Doni* prose antiche und bei *Biscioni* Prose di Dante cet. 71) Vide supra p. 48. 72) Parad. XVII, 128. XXXII, 139. XXXIII, 62. 73) Nur einmal, Inf. XX, 3., nennt er sie Canzoni. 74) Inf. XX, 2. Parad. V, 16.

75) Purgat. XXXIII, 136—141. 76) Wer dies etwa zu bezweifeln geneigt wäre, der bedenke, wie oft und wie ernsthaft Dante, in der Vita nuova, von der Bedeutung der Zahl 9 redet, vorzüglich S. 35. 77) Er wird im Inferno nie genannt. 78) Parad. XII, 71. XIV, 104. XIX, 104. XXXII, 83.

näher angegeben würde. Dante's Hölle nimt einen bedeutenden Theil des innern Erdkörpers ein. Was ihn zu dieser Annahme bewog, war theils der allgemeine Glaube auch schon der alten Welt, daß die Gestorbenen das Innere der Erde bewohnten, ein Glaube, der sich auch in den Worten: *descendit ad inferos* ausspricht, theils der Umstand, daß, nach dem ptolemäischen System, für die Hölle kein anderer Raum übrig blieb, indem alles, was die im Mittelpunkte des Universums feststehende Erde umgibt, zu einer der verschiedenen Himmelsregionen gehört. Gleich einem ungeheuren Trichter, dessen Spitze im Mittelpunkt der Erde sich befände, und dessen Wände treppenartig durch mehre rund umherlaufende Stufen abgetheilt wären, hat sie den Radius der Erde zum Maß ihrer Tiefe und zugleich zum Maß ihres obern Durchmessers, da wo die Kluft von der äußern Erdrinde, gleich einem Gewölbe, bedeckt ist. Jerusalem, oder der Berg Sion, befindet sich im Mittelpunkte dieses die Hölle deckenden Gewölbes, senkrecht über dem den tiefsten Punkt der Hölle, den Mittelpunkt der Erde, und nach ptolemäischer Ansicht, zugleich des Universums, einnehmenden Luzifer [79]). Die Verdammten befinden sich auf den verschiedenen Stufen des Trichters; sie bewohnen also Kreise oder breite ringförmige Stufen, welche von der ersten bis zur neunten sich immermehr verengen, an Umfang und Breite abnehmen, womit zugleich die Intensität der Strafen zunimt, und ein größerer Raum für die größere Zahl der leichteren Sünder gewonnen wird, während den schwärzeren Verbrechern in geringerer Zahl auch ein geringerer Raum angewiesen ist. Die Genauigkeit, womit Dante die Zeitbestimmungen seiner Wanderung und zum Theil wenigstens die räumlichen Verhältnisse des Inferno angibt, hat viele verleitet, nicht etwa, was sehr zu billigen ist, das Lokal der Hölle durch Zeichnungen zu veranschaulichen, sondern, was aber durchaus unnütz und vergeblich ist, die Dimensionen der Hölle genau auszurechnen. Landino hat es zuerst aber auf eine höchst ungründliche Weise versucht. Ant. Manetti hatte sich damit viel Mühe gegeben, er starb aber, ehe er die Resultate seiner Arbeit bekannt machen konnte. Diese gab dann aus seinen Papieren und aus mündlichen Mittheilungen Girol. Benivieni in seinem Discorso di Ant. Manetti circa il sito, la forma e le misure dell' Inferno di Dante. Firenze 1506. 8. heraus. Das nämliche, nur in manchen Punkten von Manetti abweichend, that Pier. Franc. Giambullari in Del sito, forma e misure dell' Inferno di Dante. Firenze 1544. 12. Alle diese nehmen, wie auch oben geschehen, den Radius der Erde als Maß der Tiefe und als Durchmesser der obern Weite des Inferno. Vellutello in seiner Ausgabe des Dante von 1544 hat eine neue Berechnung versucht. Er sucht die Dimensionen der Hölle zu verringern, um die Wanderung des Dichters begreiflicher zu machen. Nach ihm hat sie nur eine Tiefe von 295 miglia = 73¾ unsrer Meilen, und eben diese obere Weite; dafür muß er nun aber, da er doch die Größe der Erde anzunehmen gezwungen ist, wie sie Dante im Convito angibt, die senkrechte Entfernung von Jerusalem bis zum Anfange des Höllenraums auf 2950 miglia = 737½ unsrer Meilen festsetzen, wodurch also nichts gewonnen ist, da Dante ja auch diese 737½ Meile durchwandern muß und noch der Nachtheil entsteht, daß der Höllenraum für die stets wachsende Zahl der Verdammten zu gering erscheint. Bei allen diesen Berechnungen hat man überdies noch einen wichtigen und interessanten Umstand übersehen, daß nämlich ganz augenscheinlich nach Dante's Idee einige Kreise nur durch eine geringe Senkung von einander getrennt sind [80]), einige sich gar in Einer Ebene befinden [81]) und nur durch Graben und Mauern von einander getrennt werden, während dagegen an andern Punkten ungeheure Tiefen und Abgründe die Kreise von einander scheiden [82]), mit offenbarer Beziehung dort auf die Ähnlichkeit und Verwandtschaft der Laster, hier auf die moralische Kluft, welche die verschiedenen Sünder trennt. Wie man aber auch die Räume der Hölle eintheile und messe, immer bleibt die Unmöglichkeit, sie in 24 Stunden, wie Dante thut, zu durchwandern. Da er nun die Zeitbestimmungen überall höchst genau angibt, die Raumverhältnisse aber nur zweimal (XXIX, 9. XXX, 86.) beiläufig erwähnt, so ergibt sich, daß er selbst diese letzteren vernachlässigt, und daß man sie gänzlich auf sich beruhen lassen, oder vielmehr annehmen müsse, daß, wie alles im Inferno anderen Gesetzen als denen unserer Physik gehorcht, auch das Wandeln in ihr und die Entfernungen nicht mit irdischem Maße zu messen sind. Durch ein stets offenstehendes Thor treten die Wanderer in die unterirdischen Regionen. Der erste Raum wird von solchen Verächtlichen eingenommen, welche, weil sie im Leben ohne Schande zwar aber auch ohne Ehre gelebt, von der Hölle wie vom Himmel ausgeschlossen sind. Ihnen sind zugesellt die Engel, welche beim Aufruhr ihrer Brüder keine Partei genommen, sondern den Ausgang des Kampfes abwarten wollten. — Durch sie hindurch gelangen die Wanderer an den ersten Höllenfluß, den Acheron, welcher im Kreise fließend, jenen Vorhof von den eigentlichen Höllenkreisen scheidet. Charon setzt die zur Hölle bestimmten Selen über, will aber Dante als einen Lebenden nicht in seinen Kahn aufnehmen. Ein Blitz und ein Erdbeben werfen den Dichter wie einen Todten nieder; als er wieder zur Besinnung gekommen, findet er sich jenseit des Acherons im ersten Höllenkreise. Dies ist der Limbus der katholischen Kirche, wo sich theils die Selen Ungetaufter, sowol Christen als anderer, befinden, theils an einem lieblichen und hellerleuchteten Orte, einem Abbilde Elysiums, die edlern Selen des Alterthums, Dichter, Weise, Krieger hausen, und wo auch der eigentliche Aufenthaltsort Virgils ist. Am Eingang des zweiten Kreises, wo erst die Strafen beginnen, verwaltet Minos sein Richteramt und deutet durch

79) Inferno XXXIV, 114.

80) z. B. der 1te vom 2ten, der 2te vom 3ten, der 3te vom 4ten, der 4te vom 5ten Kreise. 81) z. B. der 5te und 6te Kreis. 82) z. B. zwischen dem 6ten und 7ten, 7ten und 8ten, 8ten und 9ten Kreise.

die Zahl der Umschlingungen mit seinem Schwanze die Zahl des Kreises an, zu welchem die schuldige Sele hinabgesendet wird. In sturmbewegter Luft werden in diesem Kreise die Selen derer umhergeschleudert, welche der Wollust gefröhnt. Im dritten, wo Cerberus die Wanderer anbellt, liegen im Schlamm, ewigem Schnee, Hagel und Regen ausgesetzt, die Selen derer, die durch Üppigkeit und Wohlleben gesündigt. Am Eingange des vierten steht Pluto[83]) und will den Eintritt verwehren. Geizige und Verschwender wälzen hier in entgegengesetzter Richtung sich einander schwere Lasten zu. Den fünften Kreis nimt der stygische Sumpf ein, worin an der Oberfläche die Zornigen sich balgen, und in der Tiefe die Accidiosi, nach einigen Trübsinnige und träge Selen, nach andern die Selen derer stecken, welche heimlichen Groll und Wuth genährt. Phlegyas ist der Fährmann, der die Wanderer zum folgenden Kreise übersetzt. Mit dem sechsten, der mit Mauern und Thürmen umgeben, denen der Styx als Graben dient, beginnt eine 2. Abtheilung, die Stadt des Dite, die tiefere Hölle. Nachdem ein Engel den Wanderern den von den Furien und den Teufeln verwehrten Eingang eröffnet, finden sie Epikuräer und Ketzer in glühenden Särgen, deren Deckel am Tage des jüngsten Gerichts sich schließen werden. Ein tiefer Absturz der Felsenwand, vom Minotaurus bewacht, läßt die Wanderer mit Mühe zu dem siebenten Kreise hinabklimmen. Dieser hat drei concentrische Abtheilungen oder Ringe; er enthält die, welche Gewalt geübt gegen den Nächsten, gegen sich selbst und gegen Gott; daher im ersten Ringe die Tyrannen und Gewaltthätigen, mehr oder minder tief in einen Strom von kochendem Blut, den Phlegethon, getaucht, an dessen Ufern die Centauren walten; im zweiten Ringe die Selbstmörder verschiedener Art, theils in Bäume verwandelt, von deren Laub die Harpyien sich nähren, theils in menschlicher Gestalt von Hunden gehetzt und zerfleischt. Der dritte Ring dieses Kreises ist eine Sandwüste, auf welche ewig ein Feuerregen herabfällt, welchem die Gotteslästerer liegend, die Sodomiten laufend, die Wucherer zusammengekauert sitzend, ausgesetzt sind. Ein steiler tiefer Schlund führt von hier zum achten Kreise; nur auf dem Rücken eines fliegenden Ungeheuers, des Geryon, (Symbol des Truges) vermögen die Wanderer den Boden zu erreichen. Dieser Kreis, den Betrügern überhaupt gewidmet, zerfällt in 10 concentrische Abtheilungen oder Gräben (Malebolge), durch Felsenwälle getrennt, über welche sich rauhe Felsenbrücken wölben und den Wanderern den Zugang bis zum letzten Rande dieses Kreises gestatten[84]). Die 10 Abtheilungen oder Gräben enthalten 1) Kuppler und Verführer, 2) Schmeichler, 3) Simonisten, 4) Wahrsager und Zauberer, 5) weltliche Simonisten (Barattieri), 6) Heuchler, 7) Räuber und Diebe, 8) böse Rathgeber, 9) Sectirer und Anstifter von Zwietracht, 10) Alchemisten und Verfälscher. Erst in diesem achten und nur in diesem Kreise erscheinen die Teufel als Schergen und Büttel. Am innern Rande dieses Kreises gähnt ein brunnenartiger Abgrund, Pozzo, in dessen Tiefe die Riesen der Fabelwelt stehen und mit ihren Leibern mehr oder weniger über den Rand des Brunnens hinausreichen; einer derselben setzt die Wanderer auf den Grund des neunten und letzten Kreises nieder. Dieser, eigentlich mehr eine Kreisfläche, ist eine nach der Mitte zu sich senkende Eisebene, der gefrorne Kokytos, in welchem die Verräther mehr oder weniger eingefroren sind. Sie zerfallen, doch ohne sichtbare Abtheilung des Raumes, in Verräther an Verwandten, Caina; am Vaterlande, Antenora; an Freunden, Tolommea; an Wohlthätern, Giudeca. Diese Abtheilungen haben ihren Namen von Hauptverbrechern jeder Gattung. Im Mittelpunkt dieser Eisebene, im Schwerpunkt der Erde und des Universums steht Lucifer, ein riesenhaftes, zottiges Ungeheuer mit drei Gesichtern und sechs Flügeln, deren Bewegung den Kokytos erstarren läßt. In jedem der drei Mäuler zermalmt er einen Sünder, Cassius und Brutus, hier als Verräther an der höchsten irdischen Majestät[85]), und Judas. Die bisher beschriebenen neun Höllenkreise sind, wie schon hie und da bemerkt worden, keineswegs immer durch gleiche Räume von einander getrennt. Der Grund davon ist folgender: Dante folgt der aristotelischen Eintheilung der Sünden, indem er sie, nach dem Prinzip, aus welchem sie hervorgegangen, in drei Hauptgruppen theilt, je nachdem nämlich ihnen Incontinentia, Feritas oder Vitium zum Grunde liegt[86]); jede dieser Gruppen ist von der andern, wie es das sittliche Verhältniß fodert, durch tiefe Klüfte, weite Räume, getrennt. Die Sünder einer Gruppe dahingegen sind auch räumlich einander nahe; so dürfen wir uns das Absteigen vom 1ten bis zum 6ten Kreise nur als ganz sanft und beinahe unmerklich denken; diese 6 Kreise enthalten nämlich die Incontinentes, welche nicht Maß gehalten in der Liebe, im Genuß der Speisen und des Trankes, im Genuß der irdischen Güter und im Zorn. Der sechste Kreis, mit welchem die tiefere Hölle, die eigentliche Città di Dite, beginnt, ist vom 7ten durch einen tiefen Bergsturz getrennt und führt zur zweiten Gruppe der Sünder, welche durch thierische Wildheit gefrevelt. Diese, die da Gewalt gethan dem Nächsten, sich selbst und Gotte, befinden sich daher auch in drei concentrischen Ringen auf einer Ebene. Von hier führt die tiefste Kluft im ganzen Höllenraume zu den zwei folgenden Kreisen; mit Recht, denn diese Kreise enthalten die vollkommen Lasterhaften, Viziosi. Der allgemeine Ausdruck für ihre Thaten ist bei Dante Betrug, frode; aber je nachdem sie diesen an solchen geübt, die ihnen fern standen, die ihnen wenigstens nicht durch die Bande der Natur verbunden waren, oder aber an solchen, die

83) Oder vielmehr Plutus. 84) Man lege ein Wagenrad flach auf die Erde, und gebe ihm Statt des einen Umkreises der Felgen, noch neun dergleichen concentrische Felgenkreise in gleichen Entfernungen von einander, so hat man ein vollkommenes Bild der Malebolge. Die Felgenkreise geben die trennenden Wälle; die kreisförmigen leeren Räume zwischen den Felgen die Gräben, worin die Verdammten sich befinden; die Speichen des Rades die Brücken, auf welchen man bis zur Nabe gelangt, die Ausöffnung des Rades gibt den folgenden Pozzo.

85) Vergl. Parad. VI, 73. 86) Inf. XI, 81.

ihnen vertrauten und nach den Gesetzen der sittlichen Welt vertrauen mußten, zerfallen sie abermals in zwei Gruppen. Die erste, die eigentlichen frodolenti enthaltend, umfaßt in 10 concentrischen Gräben, die sich aber in einer, wenn auch nach dem Mittelpunkte zu sich allmälig senkenden Ebene befinden, die Betrüger aller Art. Eine bedeutende Tiefe trennt sie noch von den im Grunde des Pozzo befindlichen Verräthern, welche wiederum nach dem Grade ihrer Schuld in vier concentrischen Regionen der Eisfläche sich allmälig und ohne sichtbare Absonderung bis zum Mittelpunkte der Hölle, dem Lucifer, hinabziehen. Jedem der Kreise und zum Theil auch jeder Hauptgruppe von Verbrechern sind die daselbst vorkommenden mythologischen Personen analog. Den Eingang der Hölle überhaupt bezeichnet sehr schicklich Charon, der Fährmann der Unterwelt, den Anfang der eigentlichen Hölle aber Minos, um das Loos aller Eintretenden zu bestimmen. Ebenso passend ist die thierische Gier des Cerberus für die Schlemmer, Pluto hier als Plutus für die Geizigen und Verschwender, die Wuth des Phlegyas für die Zornigen. Die Erscheinung der Furien bezeichnet sehr passend den Anfang der tieferen Hölle, der Minotaurus kündigt die Bestialità, die entmenschte, thierische Wildheit der folgenden Verbrecher an, denen noch insbesondere die Centauren und Harpyien beigegeben sind. Nur im dritten Ringe der Gewaltthätigen fehlt die mythologische Person. Die Erscheinung des Geryon aber, eines mit einem frommen Menschenantlitz versehenen geflügelten Unthiers mit giftigem Schwanze, ist das treffendste Bild des nun folgenden Truges. In den Riesen scheint Dante den Begriff des Ungöttlichen und Unmenschlichen, alles Rohen, Wüsten und Wilden haben darstellen zu wollen, sowie endlich die gräßliche Figur Lucifers durch die Stellung, die er im Universum einnimt, wie durch seine Gestalt, der furchtbare Gegensatz der Gottheit, das Ganze würdig beschließt.

Ehe wir die Wanderer weiter begleiten, wird es gut seyn, noch einmal zurückzublicken. Über die unübertreffliche Schönheit der Darstellung, die Wahrheit aller Schilderungen und aller Gespräche, die Mannigfaltigkeit und Angemessenheit der Sprache und des Tones nach der jedesmaligen Verschiedenheit des Stoffes, den Reichthum der Ideen und die sittliche Würde, die über das Ganze verbreitet ist, kann hier um so weniger gesprochen werden, als diese Vorzüge im Allgemeinen von allen anerkannt und gepriesen werden. Einiges dagegen, was schon oft Anstoß erweckt und Tadel erfahren hat, muß billig hier erwähnt werden. Dazu gehört vor allem die Einmischung heidnischer Mythologie in eine durchaus christliche Dichtung. Sehr schön sagt hierüber A. W. von Schlegel [87]): „das tiefere Gefühl ahnet einen großen Zusammenhang (zwischen der heidnischen Mythologie und den katholischen Vorstellungsarten) und rechtfertigt sie. Es gehört mit zu den Mysterien der Hölle, die Phantome einer blinden Vorwelt, in schreckliche Wirklichkeit verwandelt, aufzustellen." Und, möchten wir hinzusetzen, Dante folgte hierin nur dem damals allgemeinen Glauben: die Heiden hätten die Teufel angebetet, die Teufel hätten Orakel gesprochen, daher ihr Verstummen bei der Geburt Christi; mit einem Worte, man leugnete nicht die Realität der alten Götter, wol aber ihre Deität; daher die armen betrogenen Anbeter derselben der Hölle anheim fielen, ganz, wie wir eben diese Idee in einigen alten teutschen Volksmährchen, vom Venusberge und dem treuen Eckhardt, wieder finden, denen wiederum die richtige Ansicht zum Grunde liegt, daß das Heidenthum Vergötterung der blinden Naturkräfte gewesen. Eben daher ist auch Dante sehr zu loben, daß er seine Teufel nicht zu sentimental-verzweifelnden Zwittern gemacht, sondern ihnen fast thierisch derbe und grelle Züge gegeben, und daß er, wie aus ihrem Geiste, so auch aus ihren Gestalten alles Edlere verbannt hat [88]). Auch die Höllenflüsse sind nicht absichtslos erwähnt. Nach Dante's sinnreicher Dichtung entspringen sie alle aus einer im Innern des Ida auf Kreta befindlichen Statue eines Greises, deren Haupt aus Gold, die Brust und die Arme aus Silber, der Unterleib aus Kupfer, die Schenkel aus Eisen, der rechte Fuß aber aus gebranntem Thone besteht. Alle Theile, nur das Gold nicht, sind zerrissen und zerklüftet, und aus ihnen träufeln Thränen, welche die Höllenflüsse bilden. Konnte er deutlicher sagen, daß die zunehmende Verschlimmerung der Menschen zugleich ihr Weh und ihre Qualen erzeuge? Auf die nämliche Weise sind auch die Strafen der Verdammten, welche wol mitunter wunderlich und bizarr erscheinen mögen, durchaus nur bildliche, gleichsam hieroglyphische Andeutungen ihrer Sünden selbst [89]). Ja dies ist so sehr der Fall, daß eben dadurch zuweilen eine scheinbare Ungerechtigkeit entsteht, und leichtere Vergehungen durch physisch empfindlichere Strafen gebüßt werden, als manche gröbere Sünden, z. B. die Schlemmer, die Wucherer scheinen uns härter behandelt als die Kuppler, als die Wahrsager, die Heuchler rc. Wenn sich dies nicht bei allen vollkommen deutlich machen läßt, so liegt entweder die Schuld an uns, daß wir den tiefen, oft sonderbar combinirenden Sinn des Dichters nicht zu enträthseln verstehen; oder wir mögen auch wol sagen, daß ihm die Ausführung dieser Idee nicht immer auf gleiche Weise geglückt sei [90]). Überflüssig aber wäre es wol, den Dichter darüber rechtfertigen zu wollen, was ihm besonders von französischen Kunstrichtern und hin und wieder von seinen eignen Landsleuten vorgeworfen wird, daß er nämlich Ton und Sprache dem jedesmaligen Gegenstande genau angepaßt, und auch das Gemeine und Verworfene mit den ihnen gebührenden Farben geschildert habe. Leser, die diese Nothwendigkeit nicht begreifen, werden dann wol auch am Homer und andern Alten, ja an der heiligen Schrift selbst Anstoß nehmen müssen.

Bis zum Lucifer gekommen, klettert Virgil, seinen Schützling tragend, an dem zottigen Leibe des Ungeheuers hinab bis zum Mittelpunkt der Erde, wendet sich

87) Athenäum II, S. 216.

88) Cf. Inf. XXXIV, 34. 89) Purg. XIX, 115.
90) Vergl. Inferno XIII, 94—108. Purg. XXV, 79—108.

hier und klettert ebenso an dessen Schenkeln wieder empor, bis sie den Rand der brunnenartigen Tiefe erreichen, in welcher Lucifer steckt. Von hier aus folgen sie auf schlimmem, dunklem Wege dem Laufe eines Baches und gelangen so wieder an das Tageslicht, auf der der unsrigen entgegengesetzten Erdhälfte. Hier erhebt sich, nach Dante's Dichtung, aus den Fluthen, welche diese ganze Seite der Erde decken, nur allein der steile Berg des Purgatoriums, auf dessen Gipfel das irdische Paradies, wo einst Adam und Eva geschaffen worden, dem Berge Sion, wo Christus, der zweite Adam, gestorben, diametral entgegengesetzt, also wie Sünde und Erlösung, Sieg Satans und seine Niederlage. Auf dem schmalen Uferrande treffen sie Cato von Utica, den Wächter dieses Reichs, der dem Dante befiehlt, sein Antlitz mit dem Thau des Grases von dem Schmutz der Hölle zu reinigen, und sich den Leib mit einer der schlanken, am Ufer wachsenden Binsen zu gürten. Bald zeigt sich in der Ferne ein leichter Kahn, in welchem ein Engel, seine Flügel als Segel brauchend, Selen zum Reinigungsorte führt; nachdem er sie abgesetzt, entfernt er sich wieder. Die Wanderer erreichen den Fuß des Berges, wo solche sich aufhalten, welche aus verschiedenen Gründen Reue und Buße bis an das Ende des Lebens verschoben, und nun hier längere oder kürzere Zeit verweilen müssen, ehe sie zu den Qualen der Reinigung zugelassen werden. Als es Nacht geworden und Dante entschlafen ist, wird er von Lucia bis zu den Stufen des Eingangs zum Thore des Purgatoriums entrückt. Ein Engel, der hier Wache hält, läßt sie ein, nachdem er mit seinem Schwerte 7 P. als Zeichen der 7 Todsünden (Peccata) der Stirn Dante's aufgeschrieben. Der Berg erhebt sich kegelförmig und steil, und ist in seinem Umfange in sieben rund umherlaufende Terrassen getheilt, welche die verschiedenen Abtheilungen der Büßenden bewohnen; von einer Terrasse oder einem Kreise zum andern führen schmale Stufen, von einem Engel bewacht. Im ersten Kreise gehen die Hochmüthigen unter schweren Lasten gekrümmt, und die Felsenseite der Terrasse zeigt in halb erhabener Arbeit Beispiele der Demuth, der Fußboden aber auf gleiche Weise Beispiele des Hochmuths. Der Engel, welcher den Eingang zum folgenden Kreise bewacht, löscht eins der 7 P. von der Stirn Dante's und ebenso jeder folgende. In dem Maße, als diese Zeichen von seiner Stirn verschwinden, wird dem Wanderer, dem das Erklimmen der ersten Kreise unendlich schwer geworden, das Ersteigen der folgenden immer leichter. Im zweiten Kreise sind die Neidischen, mit härenen Hemden bekleidet, denen die Augen mit einem Drahte zugenäht sind. Im dritten wandeln die Zornigen im Rauche. Im vierten müssen die Sittlichträgen eilig laufen. Im fünften liegen die Geizigen und die Verschwender[91]) mit gebundenen Händen, das Antlitz zur Erde gewendet. Im sechsten müssen die Schwelger beim Anblick eines mit Früchten beladenen Baumes und eines Quells Hunger und Durst leiden. Engelstimmen führen Beispiele der Mäßigkeit an und sprechen Warnungen gegen Unmäßigkeit aus. Im siebenten endlich wandeln die Unzüchtigen in Flammen, auch Dante muß durch diese Gluth hindurch und ersteigt nun die obere Fläche des Berges, das irdische Paradies. Die 7 P. sind von seiner Stirn verschwunden, Virgil erklärt ihn für gereinigt, sein eignes Geschäft für vollendet und verstummt von nun an.

Vergleicht man die Büßungen im Purgatorio mit den Höllenstrafen, so ergibt sich, daß jene diesen zwar gewissermaßen parallel laufen, aber in umgekehrter Ordnung auf einander folgen. Im Inferno treffen wir zuerst die Lussuriosi, Golosi, Avari, und eben diese, nur in umgekehrter Ordnung, nehmen die drei letzten Stufen des Purgatorio ein. Die Iracondi und Accidiosi bilden in der Hölle den Übergang zur tieferen Hölle, und auch im Purgatorio befinden sich die Accidiosi in der Mitte der Höhe, unmittelbar unter ihnen die Iracondi. Die zwei unteren Stufen des Purgatorio lassen sich zwar nicht mit der tieferen Hölle vergleichen, weil diese Sünden straft, für welche keine Büßung zulässig schien; doch bildet auch hier die Superbia die unterste Stufe, welcher Lucifer in der Hölle entspricht; und was in der Hölle die Violenti sind, dem entsprechen im Purgatorio die Superbi, Invidiosi und Iracondi, insofern sie gegen den Nächsten gesündigt. Überhaupt aber führt uns die Hölle vom leichteren zum schwereren Vergehen; im Purgatorio steigt man umgekehrt vom schwereren zum leichteren, und zwar so, daß jede Sele nicht blos eine dieser Büßungen erfahren muß, sondern nach der Beschaffenheit ihres Lebens mehre, oder alle Stufen des Purgatorio nach einander zu durchlaufen hat. Wenn eine Sele ihre Reinigung vollendet hat und zum Himmel empor steigen darf, verkündigt das Erbeben des ganzen Berges diese Begebenheit[92]), sowie auch bei dem Übergange einer Sele aus einem Kreise in den andern ihr von den zurückgelassenen Selen fromme Warnungen nachgesungen werden[93]). Die Fläche des Gipfels ist von einem lieblichen Walde, durch welchen sich Bäche schlängeln, bedeckt. In einer großen Vision sieht Dante die triumphirende Kirche, unter dem Bilde eines von einem Greifen, Christus, gezogenen, von symbolischen Personen des alten und neuen Bundes umgebenen Wagens. Beatrice erscheint auf dem Wagen, hält dem Dante streng seine Verirrungen vor und läßt ihn endlich im Bache Lethe, zum Vergessen des Bösen, baden. Eine zweite Vision zeigt ihm die Entartung und das Verderben der Kirche. Beatrice prophezeiht die Wiederherstellung derselben in ihrer Herrlichkeit, und läßt Dante aus dem Bache Eunoe Erinnerung des Guten trinken, wodurch er fähig wird, zum Himmel zu steigen. Virgil ist verschwunden. Im Purgatorio wurden dem Dante die ersten Treppen schwer zu ersteigen, immer leichter und leichter die folgenden[94]); von nun an erhebt er sich ohne alle Mühe von einem Himmel zum andern und bemerkt sein Höhersteigen nur an dem zunehmenden Glanze seiner Begleiterin Beatrice[95]). Nach dem damals allgemein geltenden ptole-

91) Purg. 22, 49.

92) Purg. 21, 58. 93) Purg. 12, 109. 94) Purg. IV, 88. 95) Parad. XXI, 7.

mäischen Weltsystem nimt auch Dante an, daß die verschiedenen Himmel, gleich ebenso vielen hohlen, durchsichtigen Kugeln, die im Mittelpunkte des Universums feststehende Erde umgeben und sich mit verschiedener Geschwindigkeit um sie drehen; so daß die der Erde nächsten die langsamste, die entfernteren die schnellere Bewegung haben. Nachdem Dante und seine Begleiterin die Luft und die Region des Feuers durchzogen, gelangen sie in den ersten Planetenhimmel, den des Mondes, wo sie die Selen derer erblicken, welche sich zwar dem geistlichen Leben geweiht, aber durch Umstände gezwungen ihr Gelübde nicht ganz erfüllt haben. Zugleich aber wird erinnert (Parad. IV, 37.), daß der eigentliche Sitz aller Seligen das Empyreum sei, und ihr Erscheinen in den verschiedenen Planetenhimmeln nicht ihren wahren Aufenthalt daselbst, sondern nur die verschiedenen Stufen ihrer Seligkeit andeuten solle. Im zweiten Himmel, dem des Merkurs (denn dies war die damals angenommene Ordnung der Planeten)[96]), befinden sich die Selen derer, welche, obwol tugendhaft, doch auch nach irdischem Ruhm und Ehre gestrebt. Im dritten, dem der Venus, diejenigen, welche irdische Liebe mit der Frömmigkeit verbunden. Der vierte, der Sonnenhimmel, enthält die Selen berühmter Kirchenlehrer. Der fünfte, der des Mars, die Selen derer, welche für den Glauben gestritten; sie glänzen gleich Sternen und bilden ein leuchtendes Kreuz, an welchem die Gestalt Christi erglänzt; Dante's Ahnherr Cacciaguida ist unter ihnen. Im sechsten, dem Jupitershimmel, befinden sich die Selen gerechter Fürsten; sie bilden erst die Worte Diligite justitiam, qui judicatis mundum, nachher die Gestalt eines Adlers, als Symbol des Kaiserthums und der Gerechtigkeit. Im siebenten, dem des Saturn, wohnen Einsiedler und beschauliche Selen, gleich Flammen bewegen sie sich an einer Leiter auf und nieder. Den achten Himmel, den der Fixsterne, betritt Dante gerade im Gestirn der Zwillinge, das bei seiner Geburt geleuchtet; er sieht eine Vision, den Triumph Christi und der Maria, und wird von Petrus, Jacobus und Johannes über Glauben, Hoffnung und Liebe befragt. Der neunte Himmel, das primum mobile, läßt keinen einzelnen Ort mehr unterscheiden; Dante erblickt darin die neun Hierarchien der Engel, welche die neun Himmelssphären regiren und sich hier in neun concentrischen Kreisen um einen leuchtenden Mittelpunkt, die Gottheit, bewegen. Im zehnten, dem unbeweglichen Lichthimmel, Empyreum, erblickt Dante alle Seligen, welche wie ebenso viele Blätter eine unendliche Rose bilden. Beatrice hat ihn verlassen und ihren ursprünglichen Sitz unter den Seligen wieder eingenommen. Der heilige Bernhardt ist neben ihm, erklärt ihm die Erscheinung und bittet für ihn, daß ihm gestattet werde, die Gottheit selbst anzuschauen. Dante erblickt nun drei Kreise von gleichem Umfang, aber von verschiedener Farbe, davon einer menschliches Antlitz zeigt; er sucht vergebens das Verhältniß derselben zu ergründen; aber es durchzuckt ihn wie ein Blitz, und sein Wunsch ist gestillt.

96) Convito p. 79.

Vergleicht man die zwei letzten Abtheilungen des großen Gedichtes mit der ersten, so ist freilich nicht zu leugnen, daß das Inferno durch die Künstlichkeit seiner ganzen Organisation, die große Mannigfaltigkeit der Gestalten, die durch immer neue Qualen lebhaft erregte Theilnahme, ein größeres materielles Interesse einflößt, als das Purgatorio und das Paradiso. Es liegt in der Natur der Sache, daß ewige Qualen unser Herz mehr ergreifen als die vorübergehenden, durch die sichere Aussicht auf Erlösung gemilderten Büßungen des Purgatorio; die bald großartige, bald verworfene Gesinnung der Verdammten beschäftigen uns lebhafter als die ihrer Natur nach gleiche Stimmung aller Selen des Purgatorio's, und die Bemerkung ist ebenso alt als richtig, daß die menschliche Phantasie von jeher erfinderischer gewesen ist in Ersinnung von Qualen, als in Schilderungen der Seligkeit. Die Seligkeit ist überall nur eine, und Liebe ist ihr einziger Ausdruck. Von jeher hat daher das Inferno die meisten Leser gefunden, und bei weitem die meisten kritischen und erläuternden Arbeiten, die meisten angeregten Untersuchungen und Streitfragen beziehen sich auf diesen Theil des Gedichts. Dennoch würde man sehr irren, wenn man die beiden letzten Theile für schwächer oder geringer halten wollte als den ersten. Hier eben zeigt der Dichter die ganze Macht seines Geistes; nirgend verläßt ihn die klare, sichere Anschauung; überall finden wir die bestimmtesten Umrisse, den höchsten Reichthum der Ideen, und seine Poesie scheint nur um so herrlicher zu erglänzen, je weniger irdischer Stoff ihr dargeboten ist. Mit Ausnahme einiger wenigen Stellen, worin sich das Scholastisch-Didaktische vielleicht etwas zu stark hervordrängt, obgleich jedesmal durch den Plan des Ganzen vollkommen gerechtfertigt, fehlt es auch den beiden letzten Theilen keineswegs an mannigfaltigen und reizenden Gesprächen, an großen patriotischen Ergießungen über Italien und das Reich, an bewundernswürdigen Urtheilen über die Kirche und ihre Entartung. Luther selbst hat vielleicht nie stärker und gründlicher gegen das Verderben des Papstthums geeifert. Eine katholische Kirche, nach den Grundsätzen Dante's gebildet, würde auch der freisinnigste Protestant nicht ohne Ehrfurcht und Anerkennung betrachten. — Einen großen Vortheil vor allen neuern Dichtern, welche ähnliche Stoffe behandelt haben, gibt dem Dante die Beschränktheit des ptolemäischen Weltsystems. Alles ist hier zwar mit unsern Vorstellungen verglichen eng und begrenzt, aber dafür auch in sich aufs vollkommenste organisch gegliedert und eben deßhalb für unsern Geist faßlich und höchst anschaulich; während die Benutzung der neuern astronomischen Lehren den Geist nur auf eine formlose und leere Ferne und Unendlichkeit leitet. — Die ganze Vision oder Reise dauert 8 Tage, wovon 2 auf das Inferno, 1 auf den Weg vom Lucifer bis zum Berg des Purgatorio, 4 auf das Purgatorio und 1 auf das Paradiso kommen[97]). Nicht so leicht ist es zu sagen, auf welchen Tag der Anfang der Reise fällt. Daß es ein Frühlingstag des Jahres 1300 gewesen, erhellt aus vielen Stellen des

97) Ausführlich bei Kannegießer Übersetzung der Div. Comm. B. 1. p. LVIII.

Gedichtes 98). Die Wahl des Jahres war für Dante nicht ohne Bedeutung; es war sein 35stes, also die Mitte seines Lebens, der schicklichste Zeitpunkt, um einen Wendepunkt des Lebens überhaupt anzudeuten, und in diesem Jahre wurde auf Veranstaltung Bonifaz VIII. zum erstenmal ein großes Jubel- und Erlaßjahr in Rom gefeiert. Zugleich gewährte dem Dichter das Zurücksetzen seiner Reise in eine frühere Zeit den großen Vortheil, daß er nun alles, was sich bis zum Augenblick, wo er eben an seinem Werke arbeitete, zugetragen, sich prophetisch von den Bewohnern der übersinnlichen Reiche verkündigen lassen und nach Belieben die Ereignisse, wie sie sich zutrugen, auf diese Weise auch später noch in sein Gedicht einschalten konnte. Im Inferno sagt er deutlich: es sei Vollmond gewesen 99) an dem Tage, wo er sich in dem Walde verirrt, und zugleich, daß es der Todestag des Heilandes 1) gewesen. Nach diesen beiden Hauptangaben haben viele Ausleger der mittlern Zeit den Anfang der Wanderung zu bestimmen versucht. Nun aber fiel im Jahre 1300 der Charfreitag auf den 8ten April, der Vollmond aber auf den 5ten, daher einige die Nacht vom 7ten auf den 8ten 2), andere die vom 4ten auf den 5ten April 3) als den Anfang der Reise betrachtet haben; vereinigen ließen sich aber die beiden Bestimmungen, wie es doch Dante thut, auf keine Weise. Dazu kommt noch, daß wenn man von dem Umstande des Vollmondes ausgeht, zwar die im Gedicht angegebenen Mondbestimmungen vollkommen passen, nicht aber die Sonnenstände 4). Dante sagt ebenso bestimmt, er habe die Reise im Frühlings-Äquinoctium angetreten 5); ein Zeitpunkt, der für ihn sehr wichtig war, weil die gleiche Länge der Tage und Nächte und die gleiche Länge der Tages- und Nachtstunden, wenn man, wie er meistens thut, nach kirchlichen Stunden, von Sonnenaufgang zu Sonnenuntergang rechnet, ihm die Rechnung sehr erleichterte. Nun aber fiel das Äquinoctium im Jahre 1300 auf den 13ten März 6), und man müßte diesen vielmehr als den Anfang der Reise annehmen, wie Dionisi zu thun geneigt ist; dann aber fiele die ganze, dem Dante gewiß nicht unwichtige Beziehung auf den Charfreitag und die Osterzeit hinweg, zu geschweigen, daß auch an diesem Tage vom Vollmond nicht die Rede seyn konnte. Die einzige mögliche Lösung dieser Schwierigkeiten scheint folgende. Nach einer in den ersten Zeiten des Christenthums allgemein verbreiteten Tradition 7) glaubte man, Gott habe die Welt am 25sten März im Äquinoctium erschaffen, und so, daß an demselben Tage Vollmond gewesen; ebenso glaubte man, am 25sten März sei die Annunciatio oder Conceptio erfolgt, und eben dieser Tag sei auch der wahre Todestag Christi gewesen. Wie wichtig den Christen diese Bestimmungen geschienen, sieht man auch daraus, daß mehre Völker, unter andern Florentiner und Pisaner, ihr Jahr mit dem 25ten März anfingen, doch so, daß Florenz das wirklich laufende Jahr mit diesem Tage begann, also 2 Monat 25 Tage später als die gewöhnliche Zeitrechnung, Pisa aber der gewöhnlichen Zeitrechnung um 9 Monat 7 Tage voraneilte 8). Von dieser alten Zeitbestimmung geht auch Dante aus, wobei noch zu bemerken, daß im Jahre 1300 der 25te März ein Freitag war, wodurch er den Vortheil gewinnt, daß die Tage seiner Reise mit den Tagen der Todes- und Auferstehungswoche Christi zusammenfallen. Höchst bedeutungsvoll beginnt er die Reise am Donnerstag Abend, nach unserer Art zu zählen den 24sten, aber nach der im Alterthum vorherrschenden Weise ist das der Anfang des 25sten, den 25sten, Charfreitag, und den 26sten, Sonnabend, bringt er in der Hölle zu, wie Christus diese Tage im Grabe gelegen und zur Hölle hinabgestiegen; den 27sten, Sonntag, Ostern, ersteigt er aus der Hölle wieder zum Licht. Die ganze Periode der Reise ist also nicht nach irgend einer Woche des Jahres 1300, sondern nach einer Fiction berechnet, wodurch die Reisewoche des Dichters der Todes- und Auferstehungswoche Christi parallel gemacht wird. Auch die ältesten Ausleger Pietro di Dante, der Antico, Boccaccio, Landino waren der Meinung, Dante setze den 25sten März als den Anfang seiner Reise.

Die wichtigste Frage, welche sich nun zunächst darbietet, ist die: was wollte Dante mit diesem Gedicht, welches war seine Absicht, die dem Ganzen zum Grunde liegende Idee? Hierauf antwortet er selbst auf das deutlichste in seinem Briefe an Cangrande: Finis totius et partis (nämlich des Paradiso insbesondere) est, removere viventes in hac vita de statu miseriae et perducere ad statum felicitatis 9). Nehmen wir dazu, was er eben daselbst sagt: Est subjectum totius operis litteraliter tantum accepti status animarum post mortem simpliciter sumptus. Nam de illo et circa illum totius operis versatur processus. Si vero opus accipiatur allegorice, subjectum est homo, prout merendo et demerendo per arbitrii libertatem justitiae praemiandi et puniendi obnoxius est 10). Erwägen wir endlich, daß er im Gedichte selbst mehre Male auf einen geheimern und tiefern Sinn hinweist, als den, welchen der Buchstabe gibt 11), und daß er in dem Briefe an Cangrande ausdrücklich sagt: Istius operis non est simplex sensus, immo dici potest polysensuum, hoc est plurium sensuum. Nam primus sensus est, qui habetur per litteram, alius est, qui habetur per significata per litteram. Et primus dicitur litteralis, secundus vero allegoricus sive moralis, welchen letztern er wieder genauer in allegoricus, moralis und anagogicus unterscheidet 12); so ist man wol gezwungen, mit allen ältern Auslegern 13), welche diese Äußerungen Dante's wörtlich aufgenommen haben, zu sagen: Es bietet uns dieses Gedicht die innere Geschichte des geistigen Lebens sowol des Dichters, als des Menschen über-

98) Inf. C. I, 1. 37. Purg. II, 4 sq. 98. 99) Inf. XX, 127. 1) Inf. XXI, 112. 2) *Giambullari* del sito, forma e misure dell' Inferno p. 25 3) *Mazzoni* difesa. L. l. c. 76. *Pelli*, *Lombardi*, *Tiraboschi*. 4) *Dionisi* Anedd. IV. c. 6 und 7. 5) Inf. I, 37. 6) Vgl. Ideler Chronol. I, 78. 7) *Dionisi* Anedd. IV. c. 10 und 11. Vergl. Georgica II, 336 sq.

8) Ideler Chronol. II, p. 329. 9) Epist. Dantis ed. Witte. p. 86. 10) Ibidem p. 81 und 84. 11) Inf. IX, 61. Purg. VIII, 19. IX, 70. Parad. II, 1 sq. 12) Epist. Dantis p. 79. 13) Jacopo della Lana. Boccaccio. Buti.

haupt dar. Was er an sich selber erfahren, wie der Mensch aus dem kindlichen Glauben und der kindlichen Liebe (Vita nuova) durch den Hochmuth der Wissenschaft (Convito) und das weltliche Treiben (die Selva im ersten Gesange) in Sünde und Verderben geräth, und wie er durch göttliche Gnade zur Einsicht seines Elends (Inferno) durch Reue und Buße (Purgatorio) zur Erlösung und zur Seligkeit (Paradiso) gelange, das hat er in seinem unsterblichen Werke den Menschen zur Warnung, zur Belehrung, zum Trost und zur Ermuthigung vorgehalten. Es ist die Geschichte seiner Verirrungen und seiner Rettung [14]), aber zugleich die allgemeine Geschichte des Menschengeschlechts, in seiner Person ist der Mensch überhaupt dargestellt; darum verhält er sich zu den Bewohnern der Hölle als ein theilnehmender, tief ergriffener Beschauer, der schon auf dem Wege zum Heil zu seiner Beschämung und Zerknirschung das Elend der Sünde erkennen muß; darum ist er im Purgatorio selbst ein Büßender, dem die ersten Schritte unendlich schwer werden, und von dessen Stirn die 7 P., aus dessen Herzen die 7 Todsünden nur durch wirklich erlebte Buße verschwinden; nun erst ist er würdig, die Seligkeit, die auch ihm einst zu Theil werden soll [15]), zu schauen. Weil er in seiner Person das Menschengeschlecht und insbesondere seine Zeitgenossen darstellt, darum kann er es nicht lassen, auf alles Schlechte und Verworfene, wie auf alles Große und Herrliche seiner Zeit, auf weltliches und geistliches Regiment, auf den Zustand des Stats und der Kirche, auf Kaiser und Päpste, als die beiden Pole der christlichen Welt, bald mit herzlicher Liebe und Bewunderung, bald mit dem tiefsten Abscheu hinzuweisen. Er deckt schonungslos das Verderben der Einzelnen, des Stats und der Kirche seiner Zeit auf, hält allen das Bild ihrer ursprünglichen Bestimmung und Herrlichkeit vor und zeigt ihnen den Weg, der dahin führt [16]). Dadurch erhebt sich Dante so hoch über Virgil und andere Dichter, daß er nicht wie jene einen längst erstorbenen Glauben blos als Hebel und Schmuck seiner Dichtung gebraucht, nicht Zeiten und Begebenheiten besingt, die längst für seine Zeitgenossen alles Interesse verloren hatten; sondern daß er von einem lebendigen Glauben begeistert die größten Angelegenheiten seiner Zeit, alles was seine Zeitgenossen aufs tiefste ergriff und bewegte, zum Stoff seiner Dichtung erwählt hat. Diese Ansicht, das Ganze als eine große Allegorie des Menschen, der Sünde und der Erlösung zu betrachten, ist lange Zeit die herrschende gewesen. Dionisi [17]) bemerkte zuerst, daß sich damit nicht alles, besonders nicht einige Allegorien in den zwei ersten Gesängen genügend erklären ließen, und nahm daher an, daß dem Ganzen eine doppelte Ansicht zum Grunde liege, einmal die vorhin aufgestellte, dann aber auch eine historische. Nach dieser letztern wolle der Dichter sich als den vertriebenen Ghibellinen darstellen, welcher durch sein Gedicht allen Hindernissen und allen seinen Feinden zum Trotz die politische und sittliche Besserung seiner Vaterstadt, seine Rückkehr in dieselbe und die Erlangung des Dichterlorbeers unter göttlichem Beistande bewirken wolle; ja diese letztere historische Bedeutung hält Dionisi sogar für die eigentliche und wichtigste. Mit Ausnahme dieser letzten Behauptung kann man der Ansicht des Dionisi eine gewisse Wahrheit nicht absprechen. Es liegt ja im Wesen der Allegorie, daß hinter den einfachen Sinn des Buchstabens ein anderer geheimer und eigentlich gemeinter sich verberge [18]), dieser aber kann nicht allein ebenso gut ein complicirter, als ein einfacher seyn, sondern es ist sogar beinahe unvermeidlich, daß sich dem Dichter, der sich der Allegorie bedient, mehr als eine Beziehung seiner Erfindungen aufdringe; daß er, indem er eine ihm vorzüglich wichtige Idee unter dem Schleier der Allegorie verbirgt, auch noch mit geheimer Lust an andere Nebenbeziehungen denke, worauf das von ihm gebrauchte Bild gedeutet werden könne, und es ist daher niemals möglich, mit Sicherheit zu behaupten, daß man den ganzen Sinn einer Allegorie erschöpfend erklärt habe; besonders aber bei einem Dichter, der, wie Dante, nach der Lieblingsrichtung seines Zeitalters geneigt war, in jedem Ausspruch der heiligen Schrift einen buchstäblichen, einen moralischen, einen allegorischen und einen anagogischen Sinn zu finden [19]), und der eben deshalb sich getrieben fühlen mußte, in seine Schöpfungen eine ebenso mannigfaltige Bedeutung zu legen. Wer möchte daher bestreiten, daß, indem er von den Lastern redet, welche dem Menschen den Weg zum Ziele versperren, er nicht auch zugleich, wie Dionisi will, an seine persönliche Lage, mehr aber gewiß noch an den zerrütteten Zustand Italiens gedacht und die Unbeständigkeit der Florentiner (lonza), den Ehrgeiz Karls von Valois (leone), und den Geiz der römischen Curie (lupa), als die Hauptfeinde seiner selbst und des Vaterlandes bezeichnet habe. Die einzige Möglichkeit, sich aus diesem Labyrinthe zu finden, scheint die zu seyn, daß man wohl unterscheide die Allegorie, welche aus der Idee des ganzen Gedichtes nothwendig hervorgeht, ihm gleichsam zur Einkleidung und zum Gewande dient, ihm Charakter und Bedeutung gibt, und die, welche nur als zufälliger, einzelner Zierrath auf dieser Einkleidung erscheint, und eben darum auch hätte anders gemacht werden, oder ganz wegbleiben können [20]). Jenes, die Grundidee des ganzen Gedichts, die Hauptfarbe der Allegorie, haben die alten Ausleger richtig erkannt; spätere, besonders Landino, haben dagegen bis zum Ekel in jedem Worte, in jedem Bilde und in den kleinsten Zügen jedes Bildes moralische und allegorische Bedeutungen gesucht, wodurch die Aufmerksamkeit so zersplittert, der Sinn so zerrissen wird, daß an eine Auffassung des Ganzen kaum noch zu denken ist. Von den neuesten Auslegern sind manche in eben diesen Fehler gefallen, nur daß sie, mit noch weniger Sinn für die göttliche Dichtung, nicht etwa einen, dem Ganzen doch wenigstens analogen, moralischen Sinn in tausend Einzelnheiten zu

14) Parad. XXXI, 85. 15) Purg. XXXII, 100. Parad. V, 105. XXX, 135. 16) Vergl. Schlosser, über Dante. Heidelberg 1824. Witte über das Mißverständniß Dante's im Hermes XXII. p. 134 sq. 17) Vorzüglich in Anedd. II. p. 66 sq. V. c. 4. Prepar. storica, T. II. 67. 208 sq.

18) Vergl. Göthe Propyläen. B. 1. St. 1. p. 39.
19) Epist. Dantis p. 80. Vergl. Convito p. 191. 200 und 206.
20) Vergl. Abeken Beiträge. p. 229.

finden wähnen, sondern überall kleine persönliche und historische Beziehungen wittern, und ihnen darüber, man kann wol sagen, der wahrhaft heilige Sinn des Gedichtes gänzlich verloren geht. Kaum hatte Dionisi seine Entdeckung einer neben der religiösen einhergehenden, historischen Bedeutung des Gedichtes ausgesprochen, als, wie Witte richtig sagt, alle Dämme rissen, und der geistlosesten Willkür Thür und Thor geöffnet wurde. Marchetti [21]) bildete zuerst Dionisi's Ideen sorgfältiger aus, doch so, daß bei ihm nur allein von einer persönlichen und politischen Bedeutung des Gedichtes, durchaus nicht von einer religiösen die Rede ist, und er fand damit großen Beifall, wenigstens in Italien. Widerlegt wurde er jedoch in: Osservazioni di M. Ant. Parenti sopra una moderna dichiarazione della principale allegoria del poema di Dante, nel T. I. fasc. 2. delle Memorie di religione di morale e di letteratura. Modena 1822. und in Scolari note ad alcuni luoghi de' primi 5 canti. Venez. 1819. Als der Gipfel dieser verkehrten Art der Auslegung aber muß Rossetti [22]) genannt werden, welcher mit einem wahrhaft mikroskopischen Scharfsinn überall nur persönliche Beziehungen auf damals lebende Menschen oder auf damalige politische Verhältnisse erkennen will. Für ihn ist der ganze so sehr in die Augen springende, so absolut vorherrschende, religiöse und sittliche Gehalt des Gedichts so gut als gar nicht vorhanden. Die Gottheit im Gedicht ist ihm der Kaiser, Luzifer daher der Papst, und nach dieser Grundansicht löst sich ihm das ganze Gedicht in eine nüchterne Reflexion über das Verderben des Guelfismus und die Vorzüge des Ghibellinismus auf. Der Grundfehler dieser Neuern ist der, daß sie, statt von dem Ganzen sich durchdringen zu lassen und davon auszugehen, sich an irgend eine Einzelnheit heften und von dieser aus alles Übrige nach prokrustischen Grundsätzen bearbeiten, ohne zu bemerken, in welchem Mißverhältniß ihre kleinlichen Beobachtungen und Ansichten zu dem Riesengebäude stehen. Gegen diese Kleinkrämerei mancher neueren Italiäner erscheint die Naivetät Ginguené's (Hist. litt. d'Italie, Milan 1820. T. II. p. 31.) ordentlich liebenswürdig. Nachdem er nämlich eine freilich sehr dürftige allegorisch-moralische Deutung des Ganzen aufgestellt, setzt er hinzu: mais ce qui surprend toujours davantage, c'est que l'auteur ait pu tirer d'un pareil fonds un si grand nombre de beautés [23]).

Seinem Werke hat der Dichter selbst den manchem wol unpassend scheinenden Namen einer Komödie gegeben: Libri titulus est, sagt er in dem Briefe an Cangrande [24]), incipit Comoedia Dantis Allagherii, Florentini natione, non moribus, und im Gedichte selbst kommt der nämliche Name vor [25]), nicht, wie man vermuthen könnte, wegen der darin herrschenden Gesprächsform, sondern weil die Ausdrücke tragisch und komisch damals allgemein für die höhere und niedere Gattung der Poesie gebraucht wurden. In dieser Beziehung sagt Dante in dem vorhin angeführten Briefe [26]): Differt ergo (comoedia) a tragoedia in materia per hoc, quod tragoedia in principio est admirabilis et quieta, et in fine sive exitu foetida — Comoedia vero inchoat asperitatem alicujus rei, sed ejus materia prospere terminatur — Similiter differunt in modo loquendi: elate et sublime tragoedia; comoedia vero remisse et humiliter — et per hoc patet, quod comoedia dicitur praesens opus. Nam si ad materiam despiciamus, a principio horribilis et foetida est, quia Infernus; in fine prospera, desiderabilis et grata, quia Paradisus. Si ad modum loquendi, remissus est modus et humilis, quia locutio vulgaris, (italiänisch) in qua et mulierculae communicant [27]). Et sic patet, quare comoedia dicitur. Nach diesen Grundsätzen nennt er die Äneis eine Tragödie [28]). Ebenso sagt er in seiner ersten Ekloge an Joh. Virgilii: Comica nonne vides ipsum reprehendere verba? wo comica für italiänisch im Gegensatz des Latein steht. Man findet Manuscripte aus dem 14. Jahrh., worin eine Übersetzung der Heroiden des Ovid La Commedia dell' epistole d'Ovidio genannt wird, und Dante selbst wird von seinen Zeitgenossen oft insignis Comicus genannt [29]). Der Zusatz divina findet sich schon in einigen Manuscripten der Vita di Dante von Boccaccio und in mehren Handschriften des Gedichts [30]); die erste Ausgabe mit dieser Bezeichnung scheint die von Venezia per Bern. Stagnino de Monferra 1516. 4. zu seyn.

Doch nicht genug, daß viele den großen Gedanken des Dichters nicht zu fassen vermocht und ihm die kleinlichsten Motive untergeschoben haben, auch selbst den Ruhm der Originalität und der Erfindung hat man ihm streitig zu machen gesucht. Es gehört zu den widrigsten Fehlern der Menschen, daß sie eine traurige Freude darin finden, alles Große wo möglich herabzuwürdigen; und wie sie das sittlich Schöne durch angedichtete niedere Absichten verdächtig zu machen suchen: so streben sie auch danach, das Große und Erhabene in der Kunst, um es sich gleichsam selbst begreiflicher zu machen, dadurch herabzuwürdigen, daß sie zu zeigen suchen, es sei dergleichen ja schon längst da gewesen, und das von so vielen Bewunderte sei am Ende nichts weiter als eine bloße Nachahmung. Um nur nicht einem großen Dichter den ihm gebührenden Zoll der Bewunderung zu entrichten, mögen sie lieber den albernsten Legenden und Mährchen den Ruhm der ersten Erfindung beilegen. In diesem Sinne haben manche versucht, den Quellen nachzuspüren, aus welchen, wie sie meinen, Dante die Idee, den Plan und die meisten Einzelnheiten seines unsterblichen Werkes ge-

21) Ed. Padov. T. V. p. 395. 22) La div. Comm. di Dante Allígh. con commento analitico di *Gab. Rossetti*. Londra. 1826 Bis jetzt 2 B., besonders discorso preliminare und Disamina del sistema allegorico, wo sein ganzes System entwickelt ist. 23) Gut zusammengestellt und beurtheilt findet man die wichtigsten Ansichten der Neuern in Scolari della piena e giusta intelligenza della Div. Comm. Padova 1823. 4. Eine kritische Beleuchtung aller dieser Ansichten aber in: Die beiden ersten Gesänge der göttlichen Komödie, erläutert von Blanc. Halle 1832. 24) p. 82. 25) Inf. XVI, 128. XXI, 2.

26) p. 82. 27) Conf. Anedd. IV. Ecl. I, 53. *Boccaccio* Commento T. I. p. 4 sq. 28) Inf. XX, 113. 29) *Mehus* Vita Ambr. p. 172. 126. Vergl. *Maffei* Verona illustrata. L. II. col. 50. Plato im Theätet, Ed. Bip. II. p. 70. nennt Homer den größten Tragiker. 30) *Witte* epist. Dantis p. 83.

schöpft habe. Einige altfranzösische Fabliaux, worin Denina[31]) die Quellen des Dante gefunden zu haben meinte, und welche Ginguené mit gerechter Verachtung erwähnt[32]), auch wenn man großmüthig ihre Priorität unbedingt zugibt, müssen, da sie eher den Stoff zu guten Schwänken, in der Manier von Hans Sachs, als zu einer Div. Comm. hergeben, hier billig unberücksichtigt bleiben. Drei andere Vermuthungen dieser Art können aber nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Nach dem Zeugnisse Fontanini's[33]) hat Malatesta Porta, ein Zeitgenosse des Tasso, zuerst die Meinung aufgestellt, Dante könne wol die Idee zur Einrichtung seines Inferno aus einem alten Roman, Guerrino da Durazzo detto il Meschino genommen haben. Allein wie schon Bottari richtig vermuthete[34]) und wie Ginguené nachgewiesen[35]), hat dieser Roman, ursprünglich französisch von Marie de France im Anfange des 13. Jahrh. geschrieben, in seiner ersten Gestalt nicht die mindeste Ähnlichkeit mit der Div. Comm.; die italiänische Übersetzung oder vielmehr Bearbeitung aber, worin sich allerdings manche Züge der Ähnlichkeit mit einzelnen Stellen des Inferno, aber auch nur mit diesem, finden, ist höchst wahrscheinlich, wie auch die Sprache es verräth, aus einer spätern Zeit als Dante, und der italiänische Bearbeiter hat aus diesem, nicht aber dieser aus jenem geschöpft. Das meiste Aufsehen aber hat die Entdeckung eines alten Manuscripts in der Bibliothek von Monte Cassino gemacht, worin die sogenannte Vision des Bruder Alberich enthalten ist[36]), und welche von mehren, selbst von Dionisi[37]) als die wahre Quelle betrachtet wird, woraus Dante den Plan und unzählige Einzelnheiten seines Gedichtes entlehnt habe. Dieser Alberich, im Anfang des 12. Jahrh. geboren, soll in einem Alter von 9 Jahren, als er in einer schweren Krankheit lag, einen Traum oder eine Vision gehabt haben, worin er vom Apostel Petrus und 2 Engeln durch Hölle, Fegefeuer und Paradies geführt worden. Der Knabe ging hierauf in das Kloster von Monte Cassino, und da seine Vision von vielen nacherzählt und nachgeschrieben, aber entstellt worden war, so ließ der Abt des Klosters sie aus dem Munde Alberichs von einem Mönche Guido aufzeichnen. Dies alles erzählt sein Zeitgenosse Petrus Diakonus in seiner Chronica Cassinensis. Die Art der Reise, die Zeit, die darauf verwendet wird, besonders aber die verschiedenen Strafen der Verdammten und der Büßenden stimmen allerdings in sehr vielen Punkten mit der Div. Comm. überein. Spaßhaft genug ist es, daß in dieser angeblichen Vision eines 9jährigen Knaben sehr viel und umständlich von Lastern der Sinnlichkeit gesprochen wird, wovon doch wol kein Knabe dieses Alters in der Welt auch nur eine Ahnung haben kann, und daß der heilige Petrus einem solchen Kinde sehr weitläufige Vorschriften über das Mönchsleben gibt. Der Padre Abate di Costanzo hat diese Ähnlichkeiten in einem kleinen Werke weitläufiger ausgeführt[38]), und Cancellieri ein eignes Buch darüber geschrieben[39]), worin er auch die Vision Alberichs zum ersten Mal abdrucken ließ. Viel genauer aber ist der Abdruck eben dieser Vision im 4. B. der römischen Ausgabe, welche de Romanis besorgt und unter dem Text alle Stellen der Div. Comm. angeführt hat, welche damit übereinstimmen[40]). Sehr heiter und geistreich hat endlich der kürzlich verstorbene Gherardo de' Rossi in einigen an Cancellieri gerichteten Briefen[41]) die Kritik dieser Sache übernommen und mit gerechtem Unwillen jede Art von Vergleichung dieser Ausgeburten mönchischer Unwissenheit und Aberglaubens mit dem göttlichen Gedicht abgewiesen. Ebenso gründlich erklärt sich gegen diese Idee der wackere Herausgeber des Dante, de Romanis[42]). Corniani[43]) und Ginguené[44]) haben eine dritte Meinung aufgestellt: Dante könne wol die Idee seiner Reise aus dem Tesoretto seines Lehrers Brunetto Latini entnommen haben, welcher darin erzählt, wie er sich in einem Walde verirrt habe, wo ihm zuerst die Natur erscheint, die ihm Anweisung gibt, wie er die Philosophie, die Laster, den Amor antreffen solle, durch dessen Reich Ovid sein Führer ist, und wie er zuletzt den Ptolemäus trifft 2c. Wie ganz seicht und oberflächlich aber diese Vermuthung, wie sie kaum auf mehr als auf die ersten Verse der Div. Comm. anwendbar sei, bedarf wol nicht erst des Beweises. — Was geht denn nun aus dem allen hervor? doch im Grunde weiter nichts, als daß man schon längst vor Dante daran gedacht habe, sich die zukünftigen Zustände des Menschen nach dem Tode auf mannigfaltige Weise zu versinnlichen, daß manches der Art, weil es wirklich tief in den menschlichen Wünschen und Vorstellungen begründet war, eine Art von allgemeiner Geltung erhalten hatte und daher in vielen solcher Visionen und Träume, womit Schwärmerei und frommer Betrug die damalige Zeit bereicherten[45]), mehr oder minder übereinstimmend wiederkehrte, und daß die Idee solcher Wanderungen durch die übersinnliche Welt eine damals oft vorkommende, eine beliebte Form war. Das Wesentliche an diesen Dingen gehörte durchaus zum Glauben der Zeit, welchen Dante weder aufgeben konnte noch durfte, wenn er nicht seinem Gedichte den höchsten Reiz, ja allen Werth in den Augen seiner Zeitgenossen entziehen wollte. Nur was dem Glauben eines Volkes entspricht, was aus seinen eignen Ideen und Gesinnungen hervorzugehen scheint, kann Eingang finden bei einem Volke und die Gemüther wie mit der Allmacht der Wahrheit ergreifen. Man denke nur an die eisige Kälte mancher neuern Gedichte, welche auf dem Boden

31) *Denina* Vicende della Letterat. L. II. c. 10. Einige andere alberne Vermuthungen dieses Mannes erlassen wir den Lesern, da Ginguené T. I p. 429. sie gut widerlegt hat. 32) *Ginguené* hist. littér. d'Italie. T. II. p. 21. 33) Eloqu. ital. L. I. c. 26. 34) *Bottari* lettera ad un Accademico della Crusca Ed. Pad. T. V. p. 189 sq. 35) Histoire littér. d'Italie. T. II. p. 25. 36) *Bottari* l. l. p. 148. 37) Prep. l. c. 2.

38) Di un antico testo a penna della Div. Comm. di Dante cet. Roma 1801. 4. Dasselbe in Ed. Pad. T. V. p. 159 sq. 39) Osservazioni sopra l'originalità della Div. Comm. Roma 1814. 8. 40) Auch im 5. der Pad. p. 283 sq. 41) Ibidem p. 331. 42) Ibidem p. 349. 43) Secoli della letterat. ital. T. I. p. 196. 44) Histoire litt. d'Italie. T. I. p. 431. T. II. p. 9 sq. 45) de Romanis im 5. B. der Pad. Ausg. p. 349.

einer längst verschollenen oder dem Volke unbekannten Mythologie, wie etwa die nordische, erbaut sind. — Was wird dem großen Dichter damit genommen, wenn sich findet, daß einige seiner Vorstellungen schon längst im Glauben und im Munde des Volks waren? ja wenn sich beweisen ließe, was indeß beinahe unmöglich ist, daß er solche abgeschmackte Dinge, wie die angebliche Vision Alberichs, wirklich gekannt und einzelne Goldkörner glücklicher Gedanken und Bilder daraus entlehnt habe? Nichts; denn was sind alle jene wüsten Träume und Bilder gegen die große Organisation der göttlichen Komödie! Eben daß er alle diese rohen, von dem Glauben der Zeit ihm gegebenen Elemente zu einer tiefsinnigen Anschauung organisch zu verbinden und erst dadurch ihnen wahrhaft Bedeutung und Leben einzuhauchen wußte, das ist sein unsterbliches Verdienst, und es heißt jenen vorhin angeführten Meinungen und Vermuthungen mehr Ehre erweisen, als sie verdienen, wenn man ihnen mit Schlegel antwortet:

> Sänger gab's vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
> Doch die Vergessenen drängt herrlich der Eine zurück.
> Viel' auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte [46]).

Die Fragen, wann Dante sein großes Werk angefangen, wann er die einzelnen Theile und wann er das Ganze beendigt, wem er die verschiedenen Theile oder das Ganze dedicirt habe, werden verschieden beantwortet. Die lange Zeit allein herrschend gewesene, vorzüglich aus Boccaccio [47]) geschöpfte Ansicht ist folgende. Dante habe, so erzählt Boccaccio [48]), in seinem 35. Jahre, also 1300, sein Gedicht begonnen, und zwar zuerst lateinisch, wovon er zum Beweis die drei ersten Verse anführt:

> Ultima regna canam fluido contermina mundo
> Spiritibus quae late patent, quae praemia solvunt
> Pro meritis cuicunque suis data lege tonantis [49]).

Bald habe er aber bemerkt, daß er auf diese Weise nur von wenigen verstanden werden würde, und weil er möglichst allen habe nützen wollen, auch die Verachtung erwogen habe, worin bei den Meisten selbst die Werke der Alten gesunken, oder wie Leon. Bruni *) glaubt, weil er gefühlt, daß es ihm in jener Sprache nicht recht gelinge, habe er beschlossen, das Werk in Volgare zu schreiben. Die sieben ersten Gesänge habe er vor seiner Verbannung aufgesetzt, dann aber, von seinen Schicksalen zerstreut, nicht weiter daran gedacht. Als man nun 5 Jahre später in Florenz einige aus seiner Wohnung vor der Plünderung gerettete Kisten untersucht, und nebst andern Papieren auch diese Gedichte gefunden, habe man sie auf den Rath eines Dichters, Dino Frescobaldi, dem Marchese Maorello Malespina in Lunigiana, wo Dante sich eben aufgehalten, zugesendet, und dieser habe den Dichter bewogen, die Arbeit fortzusetzen [50]), weshalb er auch den 8. Gesang des Inf. mit den Worten beginne: Jo dico seguitando etc. Zeitlebens habe er nun, jedoch mit vielen Unterbrechungen, daran gearbeitet. Es sei seine Gewohnheit gewesen, wenn er 6 oder 8 Gesänge beendigt, sie dem Cangrande zu senden, und erst, wenn dieser sie gesehen, Abschriften davon zu vertheilen. Bis ans Ende seines Lebens sei er mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen [51]). Bei seinem Tode aber hätten noch die dreizehn letzten Gesänge gefehlt; seine Söhne und seine Freunde hätten sie lange vergeblich gesucht, und schon hätten die Söhne Jacopo und Pietro beschlossen, das Werk, so gut sie es vermöchten, zu beendigen, als in einer Nacht Dante seinem Sohne Jacopo im Traume erschienen sei und ihm ein bisher unbeachtet gebliebenes, mit einer Matte verdecktes Fenster in seinem ehemaligen Schlafzimmer gezeigt habe, wo man wirklich diese von der Feuchtigkeit der Mauer schon sehr angegriffenen Gesänge gefunden, sie, wie gewöhnlich, dem Cangrande gesendet, und darauf dem Ganzen zugefügt habe. Die einzelnen Theile des Gedichts habe er, das Inferno dem Uguccione della Faggiuola, das Purgat. dem Marchese Maorello Malespina, und das Parad. dem Könige Friedrich III. von Sicilien, oder wie andere meinten, das Ganze dem Cangrande zugeeignet [52]). Diese Darstellung, wenn sie auch im Ganzen glaubwürdig ist, oder uns wenigstens die kurz nach dem Tode des Dichters herrschende Sage über diese Dinge treu aufbewahrt hat, ist dennoch in manchen Punkten unhaltbar oder mindestens unsicher. Daß Dante anfänglich die Absicht gehabt, sein Werk lateinisch zu dichten, haben wir keinen Grund zu bezweifeln; wie weit er aber damit gekommen, und ob er überhaupt viel mehr als die ersten Verse aufgeschrieben, darüber fehlen alle Nachrichten. Auf keinen Fall darf man annehmen, daß er mehre Gesänge [53]), etwa bis zum siebenten, lateinisch geschrieben, wie ein neuer Herausgeber der Div. Comm., Viviani [54]), zu glauben geneigt ist. Alle Nachrichten reden nur in unbestimmten Ausdrücken von dem Anfange des Gedichts, und wenn Fontanini [55]) ein Manuscript besessen, worin Hunderte von lateinischen Versen sich neben dem italiänischen Text befanden, und Viviani aus eben diesem Manuscript ein langes Fragment dieses angeblichen lateinischen Originals vom 4. bis zur Mitte des 7. Gesanges hat abdrucken lassen: so können wir dies schon deshalb unmöglich für die Arbeit Dante's halten, weil darin von Dingen die Rede ist, welche sich erst nach

46) Die Kunst der Griechen, Elegie. 47) Vita di D. und im Commento. 48) Vita p. 255. 49) Vita di D. im T. V. p. 36. der Ed. Pad., wo sonst diese Verse angeführt werden, fehlen gewöhnlich die drei letzten Worte und statt cuicunque findet man häufig cuique und cujuscunque. *Cancellieri* sopra l'originalità p. 56. führt den ersten Vers, aus Codd., wie er sagt, so an: Infera regna canam mediumque imumque tribunal, und ebenso Varchi, Ercolano. Padova 1744. p. 250. Wahrscheinlich ist dies eine Verwechslung mit einem Epigramm des Coluccio Salutati, welches einst unter einem Gemälde des Dante im Dome zu Florenz stand, und dessen erste Verse so lauten:

> Qui coelum cecinit mediumque imumque tribunal
> Lustravitque animo cuncta poeta suo.

*) Vita di D. p. 63. 65.

50) Vergl. *Boccaccio* Commento T. I. p. 67. 51) *Boccaccio* Vita di D. p. 255. 52) *Boccaccio* Vita p. 259. 53) *Gian. Manetti* Vita Dantis p. 45. sagt zwar, er habe sein Werk per plura latina carmina fortgesetzt, allein man sieht aus andern Stellen, daß bei ihm carmina nur Verse bedeutet, z. B. p. 50. 54) La div. Comm. Udine 1823. 4 V. 8. 55) Eloq. italiana. L. II. c. 13.

dem Exil des Dichters zugetragen, alle Nachrichten aber darin übereinstimmen, daß er schon vor dem Exil das Latein aufgegeben und italiänisch angefangen habe [56]). Jenes von Viviani herausgegebene Fragment gehört also ohne Zweifel einem bis jetzt unbekannten, aber gewiß sehr alten, wahrscheinlich bald nach Dante gelebt habenden Übersetzer. Eher könnte man glauben, daß Salvini, der in seinen Noten zum Commentar des Boccaccio über die Div. Comm. [57]) versichert, ein Manuscript gesehen zu haben, in welchem, neben dem Anfange des italiänischen Textes 20—30 lateinische Verse sich befanden, das wirkliche, aber seitdem nicht wieder aufgefundene Original des Dante vor Augen gehabt habe. Auch für den Umstand, daß Dante sein Gedicht schon vor seiner Verbannung angefangen, sprechen bedeutende Zeugnisse. Boccaccio [58]) führt unter andern an, er habe aus dem Munde eines Florentiners, Dino Perini, der ein genauer Freund Dante's gewesen und namentlich mit ihm in Ravenna gelebt hatte [59]), daß er die Papiere in jenen Kisten gefunden. Ganz unwahr kann also dieser Umstand kaum seyn; wenn auch damit gerade nicht erwiesen ist, daß es die sieben ersten Gesänge gewesen, die er gefunden, und man noch weniger aus den von Franco Sacchetti [60]) erzählten Anekdoten von dem Schmidt und dem Eseltreiber, welche Stellen aus dem Inferno gesungen, sie verstümmelt, und deshalb von Dante gescholten worden seien, folgern darf, daß das Inferno schon damals im Munde des Volks gewesen. Wie früh, wahrscheinlich schon lange vor 1300, Dante mit dem Entwurfe zu seinem großen Gedichte umgegangen, scheinen einige Stellen der Vita nuova [61]) deutlich zu beweisen. Wie viel er aber wirklich ausgearbeitet vor seiner Verbannung, läßt sich durchaus nicht bestimmen, denn der von Boccaccio angeführte Anfang des 8. Gesanges beweist offenbar gar nichts. Auf jeden Fall aber muß der Anfang des Gedichts, den er damals geschrieben, gänzlich von dem verschieden gewesen seyn, den wir jetzt lesen [62]); da die Beziehungen auf Cangrande und andere in den ersten Gesängen erwähnte Umstände, die sich erst viel später ereigneten, einer so frühen Abfassung, wie auch schon Boccaccio bemerkt [63]), durchaus widersprechen, und da sich schon zur Zeit Boccaccio's keine Spur jener vorausgesetzten, anders lautenden Abfassung des Gedichts erhalten hatte [64]); so muß diese auch durchaus nicht zur Publicität gekommen seyn. Hienach sind also Villani [65]), welcher behauptet, Dante habe erst nach seiner Verbannung das Werk begonnen; Troya, der da glaubt, daß Dante erst 1303 zu Verona die Div. Comm. angefangen habe [66]), und Biscioni, welcher aus sehr schwachen Gründen ebenfalls den Anfang der Arbeit in die Zeit nach der Verbannung setzt [67]), dahin zu berichtigen, daß dies nur dann zugegeben werden kann, wenn von der Div. Comm., wie wir sie jetzt haben, die Rede ist, nicht aber von dem Anfang der Arbeit überhaupt. Filelfo, zum vollständigsten Beweis, wie wenig er mit den Schriften des Dichters vertraut war, läßt gar den Dante das Gedicht in seinem 21. Jahre (1286) beginnen und in seinem 42. (1307) beendigen [68])! Die Behauptung Boccaccio's, Dante habe dem Cangrande die Gesänge zu 6 und 8, wie sie eben fertig geworden, zugesendet, kann unmöglich richtig seyn; vielmehr beweist das ganze Werk, daß er in verschiedenen, zum Theil noch sehr späten Zeiten seines Lebens einzelne Stellen selbst in die ersten Theile des Gedichts eingeschoben, andere vielleicht vertilgt habe, so wie spätere Ereignisse ihm dazu die Veranlassung gaben. Eben daher ist es schwer, über den Zeitpunkt der Vollendung und der Publication der einzelnen Cantiche mit Gewißheit zu entscheiden. Das einzige Mittel, der Wahrheit wenigstens nahe zu kommen, ist das, die in jeder Cantica erwähnten Ereignisse chronologisch zu prüfen, woraus sich dann ergibt, daß er das Inferno nicht vor 1314, das Purgatorio nicht vor 1318 [69]) beendigt, oder wenigstens nicht früher herausgegeben haben könne, weil darin noch Begebenheiten dieser Jahre erwähnt werden. Die zwei an Giovanni di Virgilio gerichteten Eklogen, worin er nur vom Inferno als von einem vollendeten Werke redet, bestätigen diese Zeitbestimmung [70]). Daß aber beim Tode Dante's die dreizehn letzten Gesänge vermißt und erst nach 8 Monaten wieder aufgefunden worden, wird, man mag von der Traumgeschichte denken, wie man will, immer das wahrscheinlichste bleiben, da sich auch hier Boccaccio auf das Zeugniß eines in diese Geschichte verflochtenen Mannes, des Pietro Giardino, den er selbst in Ravenna kann gesprochen haben, beruft [71]), und da die Dedication an Cangrande, worin vom Paradiso offenbar als von einem noch nicht vollendeten Werke gesprochen wird [72]), dessen Inhalt Cangrande erst später erfahren würde, diese Ansicht vollkommen bestätigt. Dionisi [73]) meint indeß, das Ganze sei vermuthlich 1320 beendigt worden, was man zugeben kann, ohne dem obigen zu widersprechen. Troya [74]) irrt ohne Zweifel, wenn er das Inferno schon 1308, das Purgatorio aber 1314 beendigt glaubt. Ugo Foscolo [75]) endlich hat mit großem Scharfsinn, aber wenigem Glück, zu erweisen gesucht, daß Dante überhaupt sein großes Gedicht nie bekannt gemacht habe, und daß auch seine vertrautesten Freunde wol nur höchstens einige unverfängliche, etwa durch poetische Schönheit ausgezeichnete Stellen gekannt haben möchten, ja daß selbst die Söhne nach dem Tode des Vaters mit der Herausgabe noch eine Zeit lang aus Furcht gezögert hätten. Seine Hauptgründe sind: weil Dante nie sonst von seinem Gedichte rede, und weil es für ihn, in einer so bewegten und gewaltsamen Zeit, allzu gefährlich gewesen wäre, sein Werk öffentlich bekannt werden zu lassen,

---

56) *Boccaccio* und *Leon. Bruni* Vita di Dante. p. 64. 57) p. 336. 58) Commento T. II. p. 69. 59) *Dionisi* Anedd. IV. p. 5. 60) Novelle 114 u. 115. 61) In der Canzone: Donne ch'avete am Schluß der 2. Strophe und p. 48. 62) *Dionisi* Prep. II. c. 60. 63) Commento T. II. p. 69. 64) ibidem. 65) L. IX. c. 134. 66) Veltro p. 63. 67) Prose Prefaz. p. XXIII. 68) *Mehus* specimen Praef. p. XXV. 69) *Dionisi* Anedd. IV. c. 17. c. 19. Prepar. c. 60. Parnasso ital. Ed. Fleischer. Saggio sopra Dante p. XVI. sq. 70) *Dionisi* Anedd. IV. 71) Vita di D. p. 257. 72) Epistolae Dantis ed. Witte p. 101. *Troya* p. 182. 73) Preparaz. c. 61. Anedd. IV. c. 20. 74) Veltro allegorico p. 97. 141. 75) Discorso sul testo p. 50. 53 sq. 98. 105.

da er nicht allein viele Päpste, sondern auch sonst Mächtige von allen Parteien darin bitter angegriffen und eigentlich eine Reform der Religion und des Stats durch sein Werk habe begründen wollen, sich selbst aber in seinem Gedichte als den vom Himmel dazu Berufenen und Geweihten darstelle. Alles dies, wie sinnreich es auch durchgeführt wird, fällt gänzlich über den Haufen, sobald man erwägt, daß es den ausdrücklichen Worten Dante's in der Div. Comm. selbst widerspricht [76]); daß Dante in dem Gedicht an Giov. di Virgilio vom Inferno als von einem beendigten und bekannten Werke spricht; daß Cecco d'Ascoli in seinem lange vor dem Tode Dante's erschienenen Gedichte l'Acerba eine ziemlich genaue Bekanntschaft nicht allein mit dem Inferno, sondern selbst mit andern Theilen der Div. Comm. verräth [77]), wie sich auch in den Gedichten des Cino von Pistoja mehre Anspielungen auf Dante's Werk befinden [78]). — Auch wäre nicht wol zu begreifen, wie, wenn die Div. Comm., nach Foscolo, erst etwa 1322 bekannt gemacht worden wäre, sich schon um 1328 herum mehr als einer gefunden, der sie commentirte. So geschwind verbreiteten sich die Werke nicht vor der Erfindung der Buchdruckerei. Was die Dedication des Gedichts und zwar des Inferno an Uguccione della Faggiuola, des Purgatorio an Maorello Malespina und des Paradieses an Friedrich III. von Sicilien betrifft, so spricht Boccaccio [79]) davon nur als von einer schwankenden Sage, indem er zugleich erwähnt, andere glaubten, er habe das Ganze dem Cangrande zugeeignet. Nur von dieser letzten Zueignung haben wir den Beweis in Händen [80]); die andern sind unsicher, zum Theil im höchsten Grade unwahrscheinlich; auch hat nie Jemand behauptet, sie gesehen zu haben, und in keinem der vielen Manuscripte findet sich die geringste Spur derselben. Boccaccio's Autorität, die er aber selbst für so gut wie keine ausgibt, ist hier von gar keinem Gewicht. Der berühmte Brief aber des Mönchs Hildrius an Uguccione della Faggiuola [81]), worin er erzählt, daß Dante zum Kloster S. Croce del Corvo in Lunigiana gekommen, und ihm den ersten Theil seines Gedichts mit der Bitte überreicht habe, es dem Uguccione zu bringen, wolle Uguccione die übrigen Theile sehen, so möge er sich an Maorello Malespini und an Friedrich von Sicilien wenden, denn diese drei habe er sich als die Würdigsten dazu ausersehen; dieser Brief ist im höchsten Grade verdächtig. Er stimmt auf eine Weise mit der Erzählung des Boccaccio zusammen [82]), der ihn nicht erwähnt, daß man sich des Verdachts nicht erwehren kann, er sei eben aus jener Erzählung geschöpft; er gibt uns keine Sylbe, keinen Umstand mehr, als was wir schon aus Boccaccio wissen. Dazu kommt, daß es unendlich unwahrscheinlich ist, daß Dante jemals daran gedacht habe, einen Theil seines Werks, und zwar das Paradies dem Friedrich von Sicilien zuzueignen, den er in allen seinen Werken nur mit Bitterkeit und Verachtung erwähnt [83]), besonders aber im Paradies selbst; daß es höchst wunderlich klingt, daß Dante nach diesem Briefe, der etwa in das Jahr 1310 fallen müßte [84]), von allen drei Theilen seines Gedichts, als von etwas schon ganz fertigen oder wenigstens ganz fest bestimmten, redet und daß mindestens das Inferno, welches er dem Uguccione soll gewidmet haben, ein durchaus verschiedenes müßte gewesen seyn von dem, welches wir besitzen [85]). Troya hält dennoch den Brief für echt [86]); mit Recht aber hat Witte diese Echtheit bezweifelt [87]), und mehre italiänische Gelehrte haben sich ebenso darüber erklärt [88]).

Während Dante und sein Werk seit bereits mehr als 5 Jahrhunderten der Stolz Italiens und die Bewunderung aller gebildeten Völker ist, hat es zu keiner Zeit an Einzelnen gefehlt, welche aus Neid oder Unverstand den Werth der Div. Comm. herabzusetzen versucht haben. Von des unglücklichen Cecco d'Ascoli Anfeindungen des Dante in seiner Acerba ist schon vorhin gesprochen [89]). Ihm folgt der Zeit nach zunächst Petrarca, welcher seine gereizte Eitelkeit und seinen übel verhehlten Neid über den Ruhm des großen Dichters nur allzudeutlich in einem seiner Briefe an Boccaccio [90]) ausgesprochen, und dem gemäß auch des Dante nur ganz obenhin in seinen Gedichten [91]) erwähnt. Im 15. Jahrh., wo das Studium der Alten bei den Italiänern die Pflege der eignen Sprache und Literatur fast ganz verdrängt hatte, war es wol natürlich, daß einige von der Höhe ihrer philologischen Bildung herab mit Verachtung auf Dante und sein schlechtes Latein blickten. So läßt Leonardo Arretino, in einem seiner lateinischen Dialoge, den Nicolo Nicoli, einen übrigens um die Wissenschaften hoch verdienten Mann, zum Colluccio Salutati, einem ausgezeichneten Gelehrten und Statsmann seiner Zeit, vom Dante sagen: er begreife nicht, wie man einen solchen, der so schlecht Lateinisch geschrieben, zu den Dichtern und Gelehrten zählen oder ihn gar dem Virgil vorziehen könne, einen solchen müsse man den Gürtlern und Bäckern und ähnlichem Volke überlassen. Dagegen erhob sich indeß der bekannte Franciscus Philelphus, welcher selbst den Dante öffentlich erklärte, in einer eigenen italiänischen Rede 1451, und Cino Rinuccini schrieb gegen solche Verunglimpfungen ein ganzes Buch in lateinischer Sprache, wovon indeß nur noch eine italiänische Übersetzung vorhanden ist [92]). Im 16. Jahrh.

---

76) Paradiso XVII, 106 seq. vorzügl. 128. Ibid. XXVII, 64 seq. 77) *Tiraboschi* Storia della Letter. T. V. p. 181. *Ginguené* hist. litt. d'Italie T. II. p. 286. Parnasso ital. Dante p. XVII. sq. 78) Parnasso ibidem. 79) Vita di D. p. 259. 80) Vergl. indeß oben S. 57. 81) Zuerst bei *Mehus* Vita Ambr. p. 321, dann bei *Dionisi* Prep. c. 58 sq. und als Anhang zum veltro allegorico. 82) Commento T. I. p. 17.

83) z. B. Convito Tr. IV. c. 6. Volg. Eloq. L. I. c. 12. Purg. VII, 119. Parad. XIX, 130. XX, 63. 84) *Dionisi* Prepar. II. p. 222. 85) Auch *Dionisi* l. l. hat das eingesehen. Anedd. IV. p. 89. 86) Veltro p. 98, 206 sq. 87) Über das Mißverständniß Dante's, im Hermes XXII. p. 153. 88) Blätter für literärische Unterhalt. 1828. No. 68. 89) S. oben S. 59. 90) Zuerst gedruckt in der seltenen Ausgabe Famil. Epistol. Lugduni 1601. L. XII. ep. XII. dann in *Dionisi* Prep. II. p. 3. sq. 91) *Trionfo d' Amore* C. IV, 31. P. I. Canz. 7. Son. 246. oder P. II. Son. 19. 92) *Mehus* Vita Ambr. p. 176.

erhob sich abermals eine lange fortgesetzte literärische Fehde über den Werth der Div. Comm. [93]. Die Hauptkämpfer waren Bellisario Bulgarini, der wahrscheinliche Verfasser der ersten in diesem Streite erschienenen Schrift, welche den Namen eines sonst unbekannten Castravilla führte, und Giacopo Mazzoni, welcher eine überaus gelehrte, aber auch unsäglich weitschweifige Difesa della Commedia di Dante [94]) heraus gab. Noch viele andere Schriften wurden gewechselt, und manche andere mischten sich in den Streit. Das 17. Jahrh., die Zeit der tiefsten Ausartung der Poesie in Italien, schien den Dante gänzlich zu ignoriren; nur drei unbedeutende Abdrücke des Gedichts sind in diesem Zeitraum erschienen. Daß der bekannte P. Hardouin [95]) auch die Div. Comm. für das Werk eines unbekannten Anhängers Wikleffs aus dem 15. Jahrh. gehalten, dürfte wol Niemanden wundern; wol aber, daß mehre sich die Mühe genommen, ihm ernsthaft zu antworten [96]). In der größeren Hälfte des 18. Jahrh. war der französische Geschmack der herrschende in Italien geworden, und Bettinelli's berüchtigte Lettere Virgiliane [97]) sind im Grunde nichts anders als der Nachhall französischer Urtheile über den Dante, besonders aber der albernen Urtheile Voltaire's, welcher wol schwerlich jemals mehr als einige Fragmente des großen Gedichts gelesen haben mag. Dieser unwürdige Angriff erweckte jedoch den Unwillen Vieler in Italien, und namentlich erhoben sich dagegen Gasparo Gozzi [98]), Agostino Paradisi [99]) und selbst Algarotti [1]). Jener Zeit gehören auch noch zum Theil an die im Ganzen zwar von französischem Geist tingirten, aber doch tüchtigen Mémoires sur le Dante von Mérian [2]). In neuerer Zeit haben diese verkehrten Urtheile einer fast allgemeinen Begeisterung für den ersten Dichter Italiens Platz gemacht, wovon die wiederhohlten Abdrücke des Dante, die vielen neuen Commentare und die zahlreichen Werke über die Div. Comm. den vollständigsten Beweis liefern. Wurde ja doch sogar der auch um den Dante hochverdiente Monti auf das leidenschaftlichste von einem Ungenannten [3]) (vermuthlich Torti) blos deswegen angegriffen, weil er in einer wohl zu rechtfertigenden Verbindung die Div. Comm. nicht sowol ein episches als vielmehr ein didaktisches Gedicht genannt hatte; und wie unverständig und geistlos auch zuweilen die Bewunderung der Neuern sich gebärdet, beweist zur Gnüge das Werk des Antonio Cesari über die sogenannten Schönheiten des Dante [4]).

93) Die Literatur dieses längst vergessenen Streites bei *Fontanini* Biblioteca dell' eloqu. ital. con le annotazioni di Ap. Zeno. Venezia 1753. 2. v. 4. T. I. p. 340. sq. Vergl. Crescimbeni Noten zu seiner Vita di D. in der Zattaschen Ausgabe. T. I. p. XXV. 94) Cesena 1587. 2 V. 4. wovon der 2te viel später erschien. 95) Journal de Trévoux 1727. 96) *Pelli* Memorie p. 111. *Cancellieri* Sull' originalità p. 5. 97) Venezia 1766. 98) *Giudizio* degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante Ven. 1758. 99) Memorie letterarie del Valvasense. T. XII. 1) Opere varie Venez. 1757. 2) Mémoires de l'Académie de Berlin. 1784. 3) Dante rivendicato, lettera al Signor Cav. Monti. Faligno 1825. 4) *Bellezze* della div. Commedia di Dante. Venez. 3 V. 8. 1825—27.

Wie die Div. Comm. bei ihrer ersten Erscheinung von den unmittelbaren Zeitgenossen aufgenommen worden sei, darüber fehlen uns alle bestimmte Nachrichten; wenn man nicht etwa die schon vorhin angeführten Anekdoten von dem Schmidt und dem Eselstreiber, oder von den Weibern zu Verona, als Beweise der frühern Verbreitung des Gedichts, selbst unter den niederen Volksklassen, will gelten lassen. Die hohe Achtung, in welcher Dante bei vielen Großen seiner Zeit, namentlich bei Guido Novello da Polenta gestanden, läßt es wenigstens zweifelhaft, ob sie mehr dem Dichter oder dem Philosophen und Statsmann gegolten [5]). Den eigentlichen Gelehrten, wie man aus den Äußerungen des Johannes Virgilii [6]) sieht, war die Div. Comm. schon darum nicht recht, weil sie im Volgare geschrieben, und das ist auch der Grund, weshalb Petrarca in dem vorhin angeführten Briefe sich so vornehm über Dante erhebt. Lange aber konnte diese Blindheit des Vorurtheils sich nicht erhalten, und kaum waren 50 Jahre nach dem Tode des Dichters verflossen, so sehen wir sein Gedicht überall verbreitet, bewundert, und, was wol noch nie einem Dichter widerfahren, Lehrstühle in mehren Städten Italiens errichtet, um das göttliche Gedicht öffentlich zu erklären. Florenz, welches den Dichter bis an seinen Tod verfolgt, war dennoch die erste Stadt, die ihn auf diese Weise ehrte; und Boccaccio, hierin mit richtigerem Sinn ausgestattet als sein vielleicht gelehrterer Freund Petrarca, mag viel zu dieser Maßregel beigetragen haben. Durch ein Decret vom 9. Aug. 1373 ward ein Gehalt ausgesetzt für einen Lehrer, welcher die Div. Commedia erklären sollte [7]), und Boccaccio, dem zuerst dieses Amt übertragen wurde, begann seine Erklärung an einem Sonntage in der Kirche St. Stefano [8]) unweit des Ponte Vecchio, am 3. October [9]) des nämlichen Jahres. Wahrscheinlich ist er durch Kränklichkeit verhindert worden, diese Erklärung weiter als bis zum 17. V. des 17. Ges. des Inferno zu bringen, soweit reicht der von ihm ausgearbeitete Commentar, und es ist gewiß, daß er nicht mehr als dies bei seinem Tode hinterlassen [10]). Mehus erwähnt zwar noch S. 181 eines Manuscripts der Riccardiana, welches angebliche Chiose des Boccaccio über das ganze Gedicht enthalte; allein die Abschrift ist von 1458, und was er sonst davon sagt, läßt vermuthen, daß es das Werk irgend eines unbedeutenden Unbekannten sei. Obwol in jenem Decrete die Besoldung nur für ein Jahr ausgesetzt war, so müssen doch in der Folge darüber andere Beschlüsse gefaßt worden seyn; denn noch lange nach den Zeiten Boccaccio's haben diese öffentlichen Erklärungen an Sonn- und Festtagen in verschiedenen Kirchen von Florenz statt gefunden und unter denen, welche damit be-

5) Vergl. *Foscolo* Discorso p 155. 6) *Dionisi* Anedd. IV. Eclog. I. 52. sq. 7) *Manni* storia del Decamerone p. 100. 8) Später B. Mariae Ordinis S. Benedicti genannt. *Mehus* Vit. Ambr. p. 181. 9) Andere lesen den 23ten. *Manni* l. l. 10) *Manni* storia del Decam. p. 104. Dieser Commentar ist gedruckt, als 5. und 6. Theil einer Sammlung einiger Werke des Boccaccio und mit Salvini's Noten begleitet, Firenze (Napoli). 1724. 6 V. 8.

aufträgt wurden, finden sich Männer, wie Filippo Villani um das Jahr 1401, Francesco Filelfo um 1431 u. A.[11]). Später noch sind in der Accademia fiorentina häufig Abhandlungen zur Erklärung einzelner Theile der Div. Comm. von Männern wie Giambullari, Verino, Gelli, Bartoli, Varchi u. a. gelesen worden, wovon auch viele gedruckt sind[12]). Bologna folgte dem Beispiel von Florenz und Benvenuto de' Rambaldi da Imola, ein Schüler des Boccaccio, las daselbst öffentlich 10 Jahre lang den Dante, wahrscheinlich um das Jahr 1374[13]); von seinem großen lateinischen Commentar über die Div. Comm. hat Muratori nur den Theil abdrucken lassen, der historische Erläuterungen enthält[14]). Manuscripte davon befinden sich einige in der Laurentiana und eins in der Estensis zu Modena[15]). Schade ist es, daß Lud. Castelvetro seine Absicht, einen Abdruck davon zu veranstalten, nicht ausführen konnte[16]). In Pisa ward der Dante öffentlich erklärt von Francesco di Bartolo da Buti, gewöhnlich Fr. Buti genannt, welcher im Jahre 1406 starb und einen weitläufigen, leider noch nicht gedruckten Commentar über das ganze Gedicht hinterlassen hat, wovon sich schöne Manuscripte sowol im Besitz der Accademia fior. als der Laurentiana und anderer öffentlichen Bibliotheken in Florenz und in Mailand befinden[17]). Das nämliche geschah zu Piacenza, etwa nach dem Jahre 1398, durch Filippo da Reggio, und zu Venedig ebenfalls noch im 14ten Jahrh. durch Gabriello Squaro aus Verona[18]). Außer diesen bei Gelegenheit der öffentlichen Interpretation der Div. Comm. entstandenen Commentaren hat man noch viele andere, größtentheils ungedruckte, von bekannten und ungenannten Verfassern. Sie sollen hier alle, so weit man Nachrichten davon hat, und so viel als möglich in chronologischer Ordnung bis auf die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst aufgeführt werden[19]); die spätern werden ihren Platz in der Aufzählung der Ausgaben finden. Im Allgemeinen muß aber zuvor bemerkt werden, daß es meistens schwer ist, die wahren Verfasser der in den Bibliotheken Italiens vorhandenen handschriftlichen Commentare auszumitteln. Die meisten Manuscripte der Div. Comm. haben mehr oder weniger ausführliche Randglossen, meist in lateinischer Sprache, oft von mehr als einer Hand und in der Regel ohne Namen der Verfasser, diese müssen also hier gänzlich übergangen werden. Aber auch von den eigentlichen ausführlichen Commentaren sind manche ohne Namen der Verfasser; bei andern ist der ursprüngliche Name ausradirt und ein anderer dafür hingeschrieben, oft ohne darum die übrigen Qualificationen des erstern zu verändern, woran der Betrug leicht zu entdecken ist; meist sind zwei bis drei verschiedene Commentare in einander und durch einander geschrieben, so daß, was ein Werk scheint, nur eine Zusammenstellung mehrer ist[20]). Wenn dem Filelfo zu trauen wäre, so hätte Dante auf Bitten des Cangrande das Paradies selbst interpretirt, und Filelfo will diese Auslegung vollständig besessen haben[21]); wahrscheinlich aber ist damit nichts anderes gemeint, als das, was Dante in seiner Dedication des Paradieses über das Gedicht im Ganzen und über das Paradies insbesondere sagt. Die der Autorität, wenn auch vielleicht nicht der Zeit nach, nächsten Erklärer wären nun die beiden Söhne des Dichters, Pietro und Jacopo, wenn nur nicht allzu große Zweifel gegen die Echtheit der ihnen beigelegten Werke obwalteten. Der Commentar des Pietro wird häufig erwähnt, und Filelfo behauptet geradezu[22]), ohne diesen könne man das Werk des Vaters nicht verstehen; viele und unter andern noch Ugo Foscolo[23]) halten ihn für echt, allein Dionisi glaubt die Unechtheit beweisen zu können. Er hat in der That bewiesen[24]), daß der Verfasser dieses weitläufigen lateinischen Commentars die gröbste Unwissenheit über den Namen und die Schicksale Dante's, die größte Unkenntniß des Latein und selbst des Italiänischen verräth; daß er das Andenken Dante's verläumdet und sich nirgend, weder als einen Gelehrten, noch als einen Kenner der Div. Comm., am wenigsten aber als einen Sohn des Dichters zeigt. Alles, was er allenfalls glaubt zugeben zu können, ist, daß wir in diesem Werke vielleicht einige Bruchstücke einer echten Arbeit des Pietro di Dante besitzen, die aber unter einer Masse alberner Auslegungen eines andern versteckt liegen[25]). Diese Ansicht wird noch dadurch sehr bestätigt, daß keiner der gleichzeitigen Schriftsteller dieser Arbeit des angeblichen Pietro erwähnt, und daß selbst Filelfo nur von alcune postille latine des Pietro spricht, während das ihm beigelegte Werk ein überaus weitläufiges ist. Alt ist es aber gewiß, denn das Jahr 1341 wird darin als das laufende angeführt[26]). Handschriften dieses Commentars finden sich in der Laurentiana, in der Vaticana und in der S. Giustina di Padova[27]). Von der Arbeit des Jacopo weiß man nur, daß sich in der Laurentiana ein Manuscript, betitelt: Chiose di Jacopo figliuolo di Dante All. sopra la Commedia cet. befindet, die aber nur das Inferno umfassen[28]). Nähere Nachrichten über den Werth und die Echtheit derselben fehlen.

Die beiden ältesten authentischen Commentare über die Div. Comm. sind der des Jacopo della Lana und der des unter dem Namen l'anonimo, l'antico, il buono, l'ottimo bekannten. Man war lange zweifelhaft, wel-

11) *Pelli* p. 117. *Rosmini* vita di F. Filelfo. T. I. p. 55. (nach Orelli). Mehus p 181. sagt, Filelfo habe in dem Dom von Florenz gelesen, und man habe mehre Manuscripte seiner Arbeit. Genauere Nachricht über diese Nachfolger des Bocc. in *Salvini* Fasti consolari dell' Accad. Fiorent. Pref. 12) Unter dem Namen Lezioni sind viele Bände solcher Abhandlungen zu Florenz von 1548—1590 von verschiedenen Herausgebern erschienen. Vide *Fontanini* Biblioth. d. eloq. ital. c. note di Ap. Zeno. T. I. p. 336 sq. 13) *Mehus* Vita Ambr. p. 182. *Tiraboschi* Vita di Dante in Ed. Pad. T. V. p. 99. 14) *Muratori* Antiq. Ital. T. I. 15) *Mehus* p. 186. 16) *Cancellieri* sull' originalità. p. 82. 17) *Mazzuchelli* scritt. d'Ital. sub voce Buti. 18) *Pelli* p. 118. *Tiraboschi* l. l. p. 99. 19) Vergl. Witte im Hermes. XXII. p. 139.

20) *Dion.* Anedd. V. c. 2. 17. 18. 21) *Mehus* specimen Pref. p. XXV. 22) *Mehus* Vita Ambr. p. 180. 23) p. 368. 24) Anedd. II. c. 1—13. und c. 32. IV. c. 5. Prep. I. c. 3. c. 27—30. 25) *Dion.* Prep. I. c. 29. 26) *Dionisi* Prep. c. 27. p. 149. 27) *Dionisi* Prep. c. 3. n. 1. 28) *Mehus* Vita Ambr. p. 180. *Pelli* p. 31.

chem von beiden der Vorzug des höheren Alters gebühre, und die meisten Stimmen waren für den sogenannten Antico, weil er selbst erwähnt, er habe Dante gekannt und gesprochen, und weil aus seinem Werke hervorgeht, daß er es um das Jahr 1334 geschrieben hat [29]). Seitdem aber dieser Commentar vollständig in Pisa 1827—1829. 3 Vol. 8. erschienen ist, und man ihn mit dem oft gedruckten Jacopo della Lana vergleichen konnte, hat sich unwidersprechlich ergeben, daß dieser, und nicht der Antico der ältere sei. Das Werk des Jacopo, welches indeß mehr oder weniger interpolirt [30]), verfälscht, abgekürzt noch in vielen Handschriften der Laurentiana, der Magliabecchiana, der Riccardiana, der Marciana, der Bibliothek des Seminariums zu Padova, der Rehdigerschen Bibliothek in Breslau, der Bibliothek des Marchese Trivulzio zu Mailand und sonst vorhanden ist, zeigt die Spuren des höhern Alters vorzüglich darin, daß es sich auf keine frühern Arbeiten dieser Art beruft; sowie auch Begebenheiten, welche darin als gleichzeitige erwähnt werden, auf das Jahr 1328 zurückweisen. Die Sprache ist ziemlich roh und ungeschickt; nur in der Gegend von Bologna, wo der Verfasser lebte, weiß er Bescheid und verräth sonst eine oft ans Unglaubliche grenzende Unwissenheit in geographischen und historischen Dingen. Der reinste Abdruck dieses Commentars möchte wol die Ausgabe der Div. Comm. von Vendelin de Spira 1477 Fol. seyn, denn in der von Nidobeato 1478 ist er von dem Mitherausgeber Terzago mannigfaltig verändert und interpolirt. Auch ins Lateinische ist der Jacopo della Lana mehr als einmal übersetzt. Zuerst wol von Guillelminus de Bernardis um das Jahr 1349, doch ist nur die Hölle davon vorhanden; das Manuscript ist vermuthlich jetzt in Oxford. Eine andere Übersetzung ist vom Dr. juris Giovanni di Lucca im Jahre 1399 geschrieben; sie umfaßt nur Hölle und Fegefeuer, und ist mehr ein Auszug als eine Übersetzung; das Manuscript ist in der Ambrosiana. Endlich wurde das Ganze von dem Juristen Alberico da Rosate, welcher im Jahre 1354 gestorben [31]), ins Lateinische übersetzt. Handschriften davon befinden sich in der Ambrosiana [32]) und im Privatbesitz zu Bergamo. Andere Übersetzungen, deren Identität mit der Arbeit des Rosate ungewiß ist, sind in der Barberiniana, Laurentiana und in der Bibliothek St. Croce. — Der Antico, von welchem Dionisi glaubt, beweisen zu können, daß er zwar ein Toscaner, aber kein Florentiner gewesen [33]), hat ganz augenscheinlich den Jacopo della Lana vor Augen gehabt, hat ihn oft abgeschrieben, oft excerpirt; berichtigt aber auch oft viele seiner historischen Fehler, beruft sich sehr häufig auf andere Commentare und zeigt überhaupt eine umfassendere Bildung; die Sprache ist durchaus rein und schön. Auch von diesem Commentar sind mehre Manuscripte vorhanden, theils und am zahlreichsten in der Laurentiana und Riccardiana, theils in der Magliabecchiana und Marciana. — Das Wesentlichste dieser Nachrichten über diese beiden Commentatoren ist aus des Professor Witte Abhandlung: „Über die beiden ältesten Commentatoren von Dante's göttlicher Komödie" Jahrbücher der Literatur, Oktober, November, December 1828, entnommen. — Wenigstens eben so alt als der Jacopo della Lana und älter als der Antico müssen die Arbeiten dreier Zeitgenossen Dante's gewesen seyn, von welchen uns indeß nur wenige Nachrichten geblieben sind: 1) Ser Graziolo de' Bambaglioli, Kanzler in Bologna; ein Manuscript dieser Arbeit soll in der Laurentiana seyn [34]). 2) Accorso de' Boninfantini, nach Mehus schon im Anfange des 14. Jahrhunderts Inquisitor zu Florenz [35]); beide werden oft von dem vorhin erwähnten Antico angeführt, und Tiraboschi zweifelt also wol mit Unrecht an der Existenz des Commentars des Ser Graziolo. 3) Micchini da Mezzano, nur aus einem Briefe des Colluccio Salutati ist er als Kardinal und Kanonikus von Ravenna und als ein genauer Freund Dante's bekannt; sein Werk scheint indeß verloren gegangen zu seyn. — Lange ging die Sage, der Erzbischof Giovanni Visconti zu Mailand habe durch 6 Gelehrte, 2 Theologen, 2 Philosophen und 2 Florentiner um das Jahr 1350 einen Commentar über die Div. Comm. ausarbeiten lassen, welcher sich als Manuscript in der Ambrosiana und in der Gaddiana (Laurentiana) befinde [36]). Ein solches Manuscript, welches diese Geschichte am Schlusse erzählt, befindet sich allerdings in der Gaddiana, ist aber nichts mehr und nichts weniger als eine Abschrift des Jacopo della Lana mit einigen Veränderungen und Interpolationen, wie sie in Manuscripten dieser Art ganz gewöhnlich vorkommen [37]). Ebenso grundlos ist es ohne Zweifel, wenn dem Petrarca Chiose über die Div. Comm. zugeschrieben werden, die sich in der Gaddiana befinden sollen [38]), da es bekannt genug ist, wie wenig Petrarca geneigt war, das höhere Verdienst des Dante anzuerkennen. Der Zeit nach kommen nun Boccaccio, Benvenuto da Imola, Francesco da Buti, von welchen als öffentlichen Interpreten Dante's schon oben geredet worden. Domenico Bandini d'Arezzo hat ohne Zweifel auch einen Commentar über den Dante geschrieben, da er sich mehr als einmal in seinen übrigen Werken: Fons memorabilium und De virtutibus darauf bezieht; schwerlich aber möchte das Commentum super Comoedias Dantis, Manuscript der St. Croce (Laurentiana), welches angeblich im Jahre 1362 geschrieben, und überdies am Schluß dem Benv. von Imola beigelegt wird, das Werk des Domenico seyn können, wie Mehus glaubt [39]), da Domenico erst im Jahre 1340 geboren wurde; auch dem Benvenuto wird es fälschlich beigelegt, da auch dieser erst nach dem Boccaccio geschrieben. Alle diese gehören noch dem 14ten Jahrhundert an. Aus dem 15ten Jahrhundert kennt man von ungedruckten Arbeiten nur folgende drei. 1) Fra Stefano, ein Dominikaner zu Bologna, welcher im Jahre 1408 die Div. Comm. mit lateinischen Interlinear- und

29) *Mehus* p. 180. 30) *Dionisi* Anedd. V. c. 17. 31) *Dionisi* Anedd. V. c. 16. 32) *Tiraboschi* T. V. p. 272. 33) Aneddoti V. c. 14.

34) *Mehus* p. 180. Im Bandini ist es aber nicht verzeichnet. Die Revue encyclopédique, Octobre 1831. p. 247 berichtet, man habe ihn jetzt wirklich aufgefunden. 35) p. 137. 36) *Mehus* p. 137. 180. 181. 37) Witte in der oben angeführten Abhandlung. 38) *Mehus* p. 181. 39) *Mehus* p. 135.

Marginal-Glossen begleitete [40]. 2) Giovanni da Seravalle, Bischof von Fermo, schrieb auf dem Kostnitzer Concilium vom 1sten Febr. 1416 bis zum 16ten Febr. 1417 eine lateinische Übersetzung und einen Commentar zur Div. Comm. auf Bitten des Kardinals Amadeo di Saluzzo und der engländischen Bischöfe Nicolaus Badwich (?) von Bath und Robert Halm von Salisbury; das vielleicht einzige erhaltene Manuscript dieser Arbeit befindet sich in der Vaticana [41]. 3) Francesco Filelfo, welcher den Dante öffentlich in Florenz erklärte und von dessen Commentar Mehus Manuscripte will gesehen haben [42]. Außer diesen werden von Mehus, von Tiraboschi und andern noch viele genannt, deren Zeitalter ungewiß, und deren Arbeiten noch gänzlich unbekannt sind, so des Franziskaners Magister Gratia Exposizioni sopra a Dante, in der Riccardiana [43]; ferner Fra Riccardo Carmelitano, Andrea Partenopeo und Guiniforte Barzisio aus Bergamo, letzterer aus dem 15ten Jahrhundert, welche in der Vorrede zur Ausgabe von Mailand vom Jahre 1478 citirt werden *); Fra Paolo Albertino [44]; Fra Paolo Nicoletti Veneto um das Jahr 1410 [45]; Fra Benedetto dell' Uva, ein Mönch aus Capua, Manuscript im Monte Cassino [46]; Giovanni Ser Cambi, Manuscript in der Mediceo Palatina [47] [Laurentiana]; Antonio Manetti (1462) in der Magliabecchiana; Fra Guido del Carmine, von welchem Landino sagt, daß er 27 Gesänge des Inferno commentirt habe; Andrea da Volterra [48]; Niccolò di Gheri Bulgarini Sanese um das Jahr 1470, der nur die erste Cantica erklärte [49]. Ein Manuscript von Cessoni, Miscellanea super Dante 1430, in der Riccardiana, gibt noch mehre an [50], und in den Bibliotheken Italiens, besonders in Florenz, liegen noch manche anonyme Commentare über den Dante. Francesco Giambullari im 16ten Jahrh. wollte den Dante commentiren, seine Arbeit, die bis zu den ersten Gesängen des Purg. reicht, wurde durch seinen Tod unterbrochen. Das Manuscript ist nicht mehr vorhanden, Gelli aber in seinen Lezioni hat es oft benutzt [51]. Auch der berühmte Castelvetro hatte Chiose über die Div. Comm. ausgearbeitet; das Manuscript ging aber verloren, als er auf einer Reise von Räubern geplündert wurde, und obgleich er die Arbeit aufs neue bis zum 29sten Gesange des Inferno gebracht, so ist auch diese, welche Muratori noch in Händen gehabt, man weiß nicht wie, abhanden gekommen [52]. Endlich hatte auch Alfonso Gioja († 1687) einen Commentar über die Div. Comm. angefangen; das Manuscript befindet sich in der Estensis [53]. — Das große Werk des Dante ist über 150 Jahre Manuscript geblieben, und war in unzähligen Abschriften verbreitet, ehe es zum erstenmal gedruckt worden. Kein Autographon hat sich erhalten; die Abschriften aber, deren noch immer eine sehr bedeutende Zahl vorhanden ist, weichen in unzähligen Stellen von einander ab. Unwissenheit und Dünkel der Abschreiber haben vielleicht ebenso viele Varianten hervorgebracht, als ihre Nachlässigkeit; viele Manuscripte sind deutlich von dem Lokaldialekte des Abschreibers in Orthographie und Wortformen tingirt, und noch ist die schwierige Arbeit nicht unternommen worden, alle vorhandenen Manuscripte wenigstens vorläufig auf einige Hauptrecensionen oder Familien des Textes zurückzuführen; fast jeder neue Herausgeber begnügt sich, ein von ihm vielleicht zuerst benutztes oder sonst liebgewonnenes Manuscript abdrucken zu lassen. Wie alt aber die Corruption des Textes, ersieht man aus einem schönen Briefe des Colluccio Salutati, aus dem 14. Jahrh., worin er schon bitter über die Unmöglichkeit klagt, sich ein reines und zuverlässiges Exemplar der Div. Comm. zu verschaffen [54]. Ebendieselbe Klage führt auch Dionisi [55], welcher namentlich die vielen Manuscripte in Florenz untersucht hat, und Ugo Foscolo [56] stimmt ihm vollkommen bei. Die große Zahl der Manuscripte selbst, die sich fast in allen Städten Italiens, und außerdem noch einzeln in vielen Bibliotheken Teutschlands, Frankreichs und Englands, zum Theil im Besitz von Privatleuten befindet, macht jede einigermaßen genaue Collationirung aller beinahe unmöglich. Bei der großen Menge derselben können daher hier auch nur einige der bekanntesten und vorzüglichsten angeführt werden. Alle öffentliche Bibliotheken von Florenz sind reich an Manuscripten des Dante; die in der Laurentiana befindlichen allein sind in dem trefflichen Katalog von Bandini [57] angegeben. Unter ihnen ist vorzüglich bekannt, das gewöhnlich Manuscript di St. Croce, weil es früher in dieser, jetzt mit der Laurentiana vereinigten Bibliothek war, oder di Filippo Villani genannte, weil man es von der Hand dieses Geschichtschreibers glaubte. Die Randglossen sollen nach Mehus [58] von der Hand des Colluccio Salutati seyn. Dionisi hält es für die Arbeit eines zierlichen aber unwissenden Abschreibers aus dem Anfange des 15ten Jahrh. [59]; es ist durch viele Correcturen entstellt. In der Vaticana in Rom befindet sich ein sehr schön geschriebenes Manuscript, welches dort immer für das nämliche Exemplar ausgegeben wurde, welches Boccaccio selbst geschrieben und dem Petrarca geschenkt; die Randglossen wurden für die Handschrift Petrarca's gehalten. De Romanis hat dies schon mit Recht bezweifelt [60]; und seitdem dies Manuscript abgedruckt worden [61], hat sich sein geringer Werth deutlich gezeigt, und wie wenig es in den Lesarten mit dem bekannten Commentar des Boccaccio übereinstimmt.

---

40) Anedd. IV. p. 183. 41) *Tiraboschi* Vita di D. Ed. Pad. T. V. p. 97. 42) *Mehus* p. 181. 43) *Mehus* p. 181., wenn es nicht vielleicht der vorhin genannte Ser. Graziolo ist. *) *Tiraboschi* Vita di Dante. p. 92. 44) *Pelli* p. 119. 45) *Viviani* Ed. Udin. Praef. p. 29. 46) *Cancellieri* p. 2. 47) *Dionisi* Anedd. V. c. 1. 48) Witte im Hermes XXII. p. 140. 49) Crescimbeni in den Noten zu seiner Vita di Dante. 50) *Mehus* p. 182. 51) Crescimbeni Noten zur Vita di Dante. 52) *Muratori* Vita del Castelvetro. p. 47 und 72. 53) *Crescimbeni* l. l.

54) *Mehus* p. 178. 55) Anedd. V. c. 2. 4. 56) Discorso p. 402. 57) Catalogus Biblioth. Mediceo-Laurentianae Florenz 1764—1793. 11 Vol. fol., wovon der 5te die italiänischen Manuscripte enthält. 58) p. 154. 59) *Dionisi* Anedd. V. c. 6. 7. 8. Vergl. Ugo Foscolo. p. 15. 60) Ed. Padov. T. V. p. 134. 61) La div. Comm. di Dante All. di mano del Boccaccio, Roverta 1820. 3 Vol. 8.

Berühmt ist ferner der Codice Cassinese vom P. Ab. di Costanzo in Monte Cassino im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckt und von ihm in einer eignen kleinen Schrift beschrieben [62]). Er ist aus dem 15ten Jahrh., scheint aber eine Abschrift eines viel ältern Manuscripts zu seyn. Auch das nördliche Italien ist sehr reich an Manuscripten des Dante; die meisten derselben, namentlich die der Marciana in Venedig, 19 an der Zahl; der Ambrosiana in Mailand 4; der Brera in Mailand 3; die von Padua 4; von Verona 1; von Bergamo 1; von Placenza 1; von Parma 3; von Trevigi 1; von Cividale del Friuli 1; S. Daniele del Friuli 1, worin sich die lateinischen Gesänge befinden, welche man fälschlich für das Original Dante's ausgibt, und mehre, welche sich im Besitz von Privatpersonen befinden, wie denn z. B. der Marchese Trivulzio in Mailand allein 25 Codices des Dante besaß, und das in neuerer Zeit durch den Abdruck berühmt gewordene Manuscript des Commendatore Ant. Bartolini in Udine sind von Viviani genau beschrieben [63]). Eins der vorzüglichsten Manuscripte ist das der Estensis in Modena, welches für die Paduaner Ausgabe theilweise benutzt worden ist. Seit wenigen Jahren sind aber aus einer einzigen Privatsamlung zu Padua an 20 Codices des Dante nach Oxford gekommen [64]). Von Manuscripten des Dante, die sich außerhalb Italien befinden, kann leider keine Nachricht gegeben werden; nur das werde noch bemerkt, daß sich in Breslau in der Rhedigerschen Bibliothek 3 Manuscripte des Dante befinden, wovon eins den Commentar des Jacopo della Lana enthält [65]), und in Dresden auf der königl. Bibliothek ein zwar nicht schön geschriebenes, aber wegen guter Lesarten ausgezeichnetes Manuscript der Div. Comm. befindet.

Kaum waren die ersten teutschen Buchdrucker nach Italien gekommen [66]) und hatten angefangen ihre Kunst zu üben, als auch die Div. Comm. in mehren Ausgaben zugleich erschien. Die Zahl aller Ausgaben derselben läßt sich schwerlich genau bestimmen; Pelli gibt sie offenbar viel zu gering auf nur 58 an [67]), aber Cancellieri [68]) übertreibt offenbar, wenn er ihrer 452 annimt. Groß ist die Zahl allerdings, und eben dies nöthigt uns, hier nur die wichtigsten jeder Art kurz anzuführen [69]). Von der größten Seltenheit sind die 3 ersten im Jahre 1472 erschienenen, die eine zu Fuligno am 11ten April von Johann Numeister und Evangelista Mei in kl. Fol.; die zweite den 18. Juli, a Magistro Federico Veronensi zu Jesi in gr. 4.; die dritte per Georgium et Paulum Teutonicos zu Mantua, ohne Angabe des Monats, in Fol. Eine Mediolani per Zarottum 1473. Fol., deren Existenz aber zweifelhaft ist. Eine andere in kl. Folio ohne Jahr und Ort und ohne Namen des Druckers, ist wahrscheinlich zu Neapel 1474 erschienen; man kennt nur ein Exemplar davon in der Magliabecchiana. Vom Jahre 1477 gibt es zwei; die eine Napoli den 12. April in Fol.; die andere (Venezia) von Vendelin de Spira in Fol., angeblich mit dem Commentar des Benv. von Imola, es ist aber der des Jacopo della Lana. Am Schlusse folgt hier zum erstenmal das sogenannte Credo di Dante. Die königl. Bibliothek in Dresden besitzt davon zwei Exemplare. Von 1478 gibt es zwei: a) Mediolani, edentibus Martino Paulo Nidobeato Novariensi et Guidone Terzago, in Fol. Die Grundlage des Commentars dieser Ausgabe bildet ohne Zweifel Jacopo della Lana, wie die Herausgeber in der Vorrede selbst sagen; doch haben sie auch manches aus andern Commentatoren, dem sogenannten Petr. Dantis, Benvenuto von Imola, Boccaccio, Fra Riccardo und Andern hinzugefügt. (Ed. Zatta. Vol. I. p. XVI. not. a.) Die ersten Anfänge des Druckes waren schon 1477 erschienen; als Anhang befindet sich auch hier das sogenannte Credo des Dante. b) Venetiae per Magist. Philippum in Fol. Im Jahr 1481 erschien zum erstenmal der Commentar des Landino: Commento di Christophoro Landino Fiorentino. Firenze per Nicholo di Lorenzo della magna. fol. gr. Die Ausgabe ist ziemlich selten und um so mehr geschätzt, je mehr Kupfer sich darin finden am Anfang der Gesänge. Gewöhnlich findet man davon nur 2 bis 3; wenn mehre, dann sind sie meistens nicht eingedruckt, sondern aufgeklebt; diese Kupfer selbst sind übrigens klein, kaum mehr als 3 bis 4 Zoll im Quadrat, äußerst roh und ohne Werth. Dieser Commentar ist besonders dadurch wichtig, daß Landino manche zum Theil ungedruckte ältere Arbeiten des Boccaccio, des Benvenuto v. Imola und des Francesco Buti benutzt hat; er selbst aber ermüdet durch das Haschen nach den kleinlichsten Allegorien, durch scholastische Distinctionen und Weitläufigkeiten und durch die unnütze Breite seiner mythologischen Erklärungen. Landin hatte den Dante öffentlich erklärt, dedizirte sein Werk der Republik und erhielt dafür einen Palast geschenkt [70]). Ein Exemplar dieser Ausgabe mit breitem Rande hatte Michel Angelo mit Zeichnungen zu jedem Gesange geschmückt; es ist aber leider mit dem Schiffe, das es nach Rom bringen sollte, zu Grunde gegangen [71]). Ein Exemplar auf Pergament ist in der Magliabecchiana. Dieser Commentar ist

62) Di un antico testo a penna cet. lettera di Eustazio Dicearcheo ad Angelio Sidicino. Roma 1800. 4. in Ed. Pad. T. V. 159 sq. abgedruckt. 63) La div. Comm. di Dante All. giusta la lezione del Codice Bartoliniano Udine 1823. 4 Vol. 8. 64) Scolari, della piena e giusta intelligenza della Div. Comm Padova 1823. 4. p. 60. 65) Witte im Hermes. XXII. p 139. Div. Comm Udine. Vol. III. P. II. p. 518. 66) Schweinsheim und Pannarz 1465 in Subiaco, und Johann von Speier 1469 in Venedig. *Tiraboschi* Storia. T. VI. P. I. p. 140 sq. 67) *Pelli* p. 119. 68) Sopra l originalità cet. p. 64 und 71. 69) Eine genaue Aufzählung und Beschreibung der meisten Ausgaben des Dante findet sich im 4ten Bande der römischen Ausgabe, der den besondern Titel führt: Le principali cose appartenenti alla Div. Comm. wieder abgedruckt und erweitert in Ed. Pad. T. V. *Bartol. Gamba* Serie de' Testi di lingua. Venezia 1828. 4., führt zwar nur die wichtigsten an, beschreibt sie aber genau; nach ihm sind erschienen von 1472 — 1500 19 Ausgaben
— 1500 — 1600 über 40 —
— 1600 — 1700 nur 5 —
— 1700 — 1800 37 —
— 1800 — 1825 über 50 —

70) *Bandini* specimen hist litt. Flor. Sec. XV. T. II. p. 140. 71) *Audiffredi* Specimen edit. italic. p. 28[illegible].

sehr oft gedruckt; für sich allein: Venedig 1484. 1491 mit vielen Holzschnitten und 15 Canzonen Dante's; hier zum erstenmal abgedruckt. 1493. 1497. 1507. 1512. 4. Venezia per Stagnino de Monferra. 1516. 4. ist die erste Ausgabe, worin das Gedicht auf dem Titel La divina Commedia genannt wird. 1520. 4. 1529. Fol. 1536. 4. und öfter, auch Brescia 1487 Fol. mit Holzschnitten, dann in Verbindung mit dem Vellutello.

Le terze Rime di Dante, Venetiis in Aed. Aldi 1502 in 8., diese Ausgabe wurde von der Akademie della Crusca bei der ihrigen zum Grunde gelegt. Nach Vellutello's Urtheil ist sie bei weitem nicht so correct, als die lateinischen Aldinen. Eine andere Aldine Dante col sito et forma dell' Inferno, Vinegia nelle Case d'Aldo e d'Andrea di Asola suo suocero. 1515. 8., wovon mehre Nachdrücke ohne Jahr und Ort erschienen sind.

Commedia di Dante insieme con un dialogo circa il sito forma e misure dello inferno. Firenze, Filippo di Giunta 1506. 8.

La Comedia (sic) di Dante Alighieri con la nova espositione di Alessandro Vellutello, Vinegia 1544. 4. Die erste und wahrscheinlich die einzige Ausgabe dieses sehr schätzbaren Commentars für sich allein; später ist er mehremale mit dem Landioo verbunden erschienen, so: Venezia von Francesco Sansovino besorgt 1564. Fol. Ibid. 1578. Fol. Ibid. 1596. Fol. Diese letzte Ausgabe wird im Index libr. prohibit. Madrid 1614. fol. besonders angeführt und mehre darin zu streichende Stellen des Commentars angegeben. Diese drei von 1564, 1578 und 1596 werden in Italien Edizioni del gran naso genannt, wegen des darin befindlichen, nicht sonderlich gerathenen Bildes des Dante, in Frankreich aber Editions du chat, wegen des am Anfange und am Ende befindlichen Zeichens der Buchdrucker Sessa e fratelli.

Dante con nuove ed utilissime isposizioni cet. Lione appresso Guglielmo Rovillio 1551. 16. und öfter: Ibidem 1552. Venezia p. Ant. Morando 1554. Lione 1571. Venedig 1572. 1575. Lione 1575.

La divina Commedia di Dante, di nuova alla sua vera lettione ridotta cet. Vinegia appresso Gabriel Giolito de' Ferrari et fratelli 1555. 12. Auch diese von Ludovico Dolce besorgte, nicht sonderlich geachtete Ausgabe ist öfter gedruckt, so: Venezia 1569. 12. 1578. 8. Bergamo 1752. 12. von Serassi besorgt, und Venezia 1774. 12.

Dante con l'esposizione di M. Bernardino Daniello da Lucca. Venezia 1568. 4. Einzige Ausgabe dieses geachteten Commentars; man vermuthete, daß der wahre Verfasser desselben der berühmte Venetianische Gelehrte Trifone Gabriello gewesen sei; eine Meinung, welche indeß neuerdings sehr zweifelhaft geworden, seitdem man in der Barberiniana die authentischen Postille da Trifone Gabriello, ganz abweichend von dieser Ausgabe, aufgefunden hat [72]).

La Divina Commedia di D. All. nobile fiorentino, ridotta a miglior lezione dagli Accademici della Crusca· Firenze, per Domenico Manzani 1595. 8. [73]). Dies ist die berühmte aber leider sehr incorrect ausgefallene Ausgabe der Crusca, vorzüglich von Bastiano de' Rossi (l'Inferigno) besorgt. Die Akademiker wollen an 100 Manuscripte zu Rathe gezogen haben, und haben allerdings viel schlechte, durch die Unwissenheit der Abschreiber eingeschlichene Lesarten verbessert; allein sie haben dagegen durch eigensinnige Vorliebe für modernere florentinische Wortformen und Orthographie den Charakter des Alterthümlichen allzu sehr verwischt. Dennoch ist diese Recension bis auf die neuere Zeit den meisten Ausgaben zum Grunde gelegt worden. Blos wieder abgedruckt ward sie von Cillenio Zaclori (Lorenzo Cicarelli) Napoli 1716. gr. 12. Es verdient bemerkt zu werden, daß von 1596, wo der Landino und Vellutello zum letztenmale gedruckt worden, bis 1716, also innerhalb 120 Jahren, meist des 17. Jahrh., nur 3 unbedeutende Ausgaben [74]), alle ohne Commentar, erschienen, nämlich: La visione poëma di Dante. Vicenza 1613. 16. La visione cet. Padova 1629. 16. und La divina Commed. Venezia 1629. 24. und von da bis 1716, also während 87 Jahren, gar keine Ausgabe.

La div. Commedia cet. per opera del Sign. Ant. Volpi, Padova presso Giuseppe Comino 1726 — 1727. 3 Vol. 8. Der Text ist der der Crusca, nur von Druckfehlern gereinigt, und daher dem von 1595 weit vorzuziehen, aber sonst ohne die geringste Veränderung; der 3te Band enthält die indici ricchissimi, worin in alphabetischer Ordnung Worte, Geschichte, Allegorien u. s. w. auf eine sehr flache Weise erklärt werden. Auszugsweise finden sich diese Erklärungen auch in dem Dante von Zatta. Venezia 1784. 3 Vol. 8., die einen Theil des von Rubbi besorgten Parnasso italiano ausmachen. Diese Indici sind auch besonders gedruckt. Venezia, Molinari 1819. 32. Die ganze Ausgabe des Comino ward wieder abgedruckt. Venezia, Vitarelli 1811. 16.

Dante con una breve e sufficiente dichiarazione del senso letterale, diversa in piu luoghi da quella degli antichi Commentatori. Lucca per S. D. Capuri 1732. 3 Vol. 8. Der Text ist wieder der der Crusca, Der Commentar ist von dem Jesuiten P. Pompeo Venturi und bedeutet sehr wenig; dennoch ist er oft gedruckt, so in der Ausgabe der sämtlichen Werke des Dante von Pasquali, Venezia 1739 — 1741. 5 Vol. 8. und Verona 1749. 3 Vol. 8. In der Ausgabe der sämtlichen Werke des Dante von Zatta. Venezia 1757 — 1758. 5 Vol. 4. und 1760. 5 Vol. 8. sind beide Commentare des Volpi und des Venturi abgedruckt, sowie auch die Bemerkungen des sehr jung gestorbenen Rosa Morando. Ferner Firenze 1771 — 1776. 6 Vol. 8. bloß Venturi, Venezia Zatta 1772. 5 Vol. 8.; ebenso Venezia, Gatti 1793. 5 Vol. 8.; ebenso Lucca, Bertini 1811. 3 Vol. 18. ebenso Firenze 1812. 3 Vol. 18. Ibidem Carli 1813. 4 Vol. 18. Bassano, Remondini 1815 und sonst noch mehremale, mit dem Venturi allein.

72) Gamba, serie de' testi. p. 83.

73) Vergleiche darüber Dionisi, vorzüglich Anedd. IV. p. 169 sq. und Anedd. V. c. 22. 74) Gamba, serie de' testi, spricht zwar von fünfen, aber ohne sie näher anzugeben.

La divina Comm. Parigi. Prault. 1768. 2 Vol. 12. Eadem, Parigi, als Theil der Cazinschen Ausgaben 1787. 3 Vol. 18.

Allen seit 1595 bis hieher angeführten Ausgaben liegt der Crusca=Text zum Grunde; der erste, der die Mängel desselben erkannte und glücklich verbesserte war der Fra Baldassarre Lombardi, Minor Conventuale; seine Ausgabe erschien zuerst Roma (überhaupt die erste in Rom gedruckte) presso Antonio Fulgoni 1791. 3 Vol. 4. Lombardi hat großen, höchst rühmlichen Fleiß an diese Arbeit gewendet; er hat den Text theils nach einigen guten Manuscripten, theils und vorzüglich nach der seltenen und trefflichen Ausgabe des Nidobeat 1478, von den Glättungen der Crusca gereinigt, viele treffliche neue Lesarten aufgenommen, und sein Commentar, worin er alle seine Vorgänger treulich benutzt, ist unstreitig das Beste, was in neuerer Zeit für den Dante gethan worden. Ein Auszug seiner Arbeit erschien Roma presso Vincenzio Poggioli 1806. 3 Vol. 8.; einige neue Varianten sind aus dem Cod. Cassinese darin aufgenommen. Ein sehr niedlicher aber längst vergriffener Abdruck des lombardischen Textes mit wenigen Noten erschien Roma, de Romanis 1810. 3 Vol. 18., die aber bequem in einem Bande sich vereinigen lassen. Das große Werk ward neu abgedruckt und mit einem 4ten Bande bereichert, Roma, de Romanis 1815 — 1817. 4 Vol. 4. Der 4te Band enthält einen Rimario, das Leben Dante's von Tiraboschi mit schätzbaren Anmerkungen des Herausgebers De Romanis, die Liste der Ausgaben der Div. Comm., das kleine Werk des Angelo di Costanzo über das Cassinesische Manuscript, die Vision Alberichs und die Streitschriften darüber rc. Dasselbe Werk, doch ohne den 4ten Band abermals Roma de Romanis 1820 — 1822. 3 Vol. gr. 8. Der neueste aber sehr bereicherte Abdruck der lombardischen Arbeiten ist die in diesem Artikel oft angeführte Ausgabe: Padova tipografia della Minerva 1822. 5 Vol. gr. 8. Die Herausgeber Giuseppe Campi, Fortunato Federici, Giuseppe Maffei, haben theils ihre eigenen Bemerkungen, theils alles dasjenige dem Commentar hinzugefügt, was seit Lombardi über einzelne Stellen der Div. Comm. erschienen ist, theils endlich seltnere ältere und neuere Werke benutzt, wie die ungedruckt gebliebenen Noten des gelehrten Veronesers Giuseppe Torelli, aus dem Jahre 1775; Perazzini correctiones et adnotationes in Dantis Comediam, Verona 1775. 4. Magalotti comento sui primi cinque canti dell' Inferno di Dante, Milano 1819. 8. Scolari note ad alcuni luoghi delli primi cinque canti della Div. Comm. Venezia 1819. 8. und die schriftlich ihnen mitgetheilten Bemerkungen des trefflichen Parenti. Der 4te und 5te Band enthalten alles, was der 4te der römischen Ausgabe, und noch einige dankenswerthe Zugaben, z. B. die Vita Dantis von Boccaccio, nach einem sonst selten gedruckten Manuscript; die des Leonardo Bruni, den Aufsatz des Ant. Manetti über Gestalt, Lage, Maß des Inferno, die Apologia intorno all' amor patrio di Dante von Perticari rc. An diese treffliche Ausgabe wird sich als 6ter Band die von Trivulzio u. a. besorgte neue Recension der Vita nuova und des Convito oder der Opere minori di Dante anschließen, so daß sie mit der Zeit vielleicht die sämtlichen Werke des Dichters umfassen wird.

Mehr noch als Lombardi hat Dionisi für die Reinigung und Berichtigung des Textes der Div. Comm. gethan, mit großem Eifer hat er viele Manuscripte, besonders das von S. Croce zu Florenz, verglichen und überall die ältern Formen wiederhergestellt. Zu bedauern ist nur, daß er unleugbar eine entschiedene Vorliebe für das aller Wunderlichste und Bizarreste zeigt, und daher nicht selten, bei Bestimmung der Lesart und bei der Interpretation einer allzu kecken Willkür gefolgt ist. Seinen Wunsch, eine vollständige Ausgabe des Dante nebst Commentar herauszugeben, hat er nicht ganz erreicht, indeß ist der von ihm festgestellte Text, begleitet von einigen aphoristischen Bemerkungen über seine kritischen Grundsätze, und einigen einzelnen Erläuterungen, abgedruckt in: La Div. Comm. di Dante, Parma Stamperia reale (Bodoni) 1795. 3 V. 4., einer Prachtausgabe, wovon auch 25 Exemplare in gr. Fol. abgezogen worden und andere in kl. Fol. Im folgenden Jahre erschien ebendaselbst ein anderer Abdruck in kl. Fol. und gr. 4. Ein niedlicher Nachdruck dieser Ausgabe, wobei sich noch die Rime befinden, ist erschienen Brescia, Bettoni 1810. 2 V. 32.

La Div. Comm. di D. All. con illustrazioni. Pisa dalla tipografia della società letteraria 1804 — 9. 4 V. fol. Prachtausgabe von Rosini besorgt; der Text ist der der Crusca.

Eadem illustrata di note, Milano dalla Società tipografica 1804. 3 V. 8. von Portirelli besorgt, als Theil der großen Samlung der Classici italiani; der Text ist der der Nidobeatina doch mit Benutzung des Cod. Cassinese, der Commentar unbedeutend; der zum Paradiese ist von Giulio Ferrario.

La Div. Comm. cet. accuratamente emendata ed accresciuta di varie lezioni tratte da un antichissimo Codice. Livorno, Tommaso Masi e Comp. 1807. 4 V. gr. 8. von Poggiali besorgt; der Text ist der der Crusca, doch geben die Varianten dieser Ausgabe einigen Werth; der Commentar ist größtentheils nach Lombardi.

Eadem illustrata da Romualdo Zotti. Londra 1808. 4 V. 12. mit den Rime und der oben erwähnten Abhandlung von Mérian über den Dante.

Eadem, Milano, Mussi 1808 — 9. in 3 Ausgaben, eine in 3 V. 32., die andere 3 V. Fol., die dritte 3 V. 12.

Eadem col commento di G. Biagioli, Parigi 1818 — 19. 3 V. 8. Der Text ist der der Crusca, welchen der Herausgeber leidenschaftlich gegen Lombardi und Dionisi vertheidigt; in sprachlicher Hinsicht allein ist dieser Commentar zu schätzen. Nachgedruckt: Milano, Silvestri 1820. 3 V. kl. 8.

Eadem Firenze all' insegna dell' Ancora 1817 — 1819. 4 V. fol. Prachtausgabe mit vielen Kupfern, davon ein Abdruck Prato, Vannini 1822. 3 V. 8. Diese Ausgabe, welche im Texte der Crusca folgt, ist deshalb merkwürdig, weil sie die einzige ist, worin die ungedruckten ältesten Auslegungen, der Antico, die angeb-

lichen Chiose di Boccaccio, Pet. Dantis und der Buti fast allein benutzt worden sind; die Herausgeber sind: Renzi, Marini und Muzzi.

Eadem, Roveta, negli occhi santi di Bice 1820—23. 3 V. kl. 4., es ist ein Abdruck des berühmten Vatikanischen Manuscripts, welches für die Handschrift Boccaccio's ausgegeben wird, daher der Zusatz: di mano del Boccaccio. Fantoni ist der Herausgeber.

Eadem, Bologna, Gamberini e Parmeggiani. 1819—24. 3 V. 4., von Machiavelli besorgt, mit vielen sehr schlechten Kupfern und einem höchst unbedeutenden Commentar von Paolo Costa [75]). Noch unbedeutender sind die angeblichen Berichtigungen und Zusätze zu dieser Arbeit in Illustrazioni della Div. Comm. compilate da Scipione Colelli. Rieti 1822. 8., nur das Inf. ist erschienen.

La Div. Comm. di Dante All. giusta la lezione del Codice Bartoliniano. Udine Mattiuzzi 1823—28. 3 V. 8. Der Herausgeber, Viviani, hat einen treuen Abdruck eines Manuscripts des 14. Jahrh. geliefert, welches einst in Cividale gefunden, jetzt dem Commendatore Bartolini gehört. Es ist allerdings durch die Alterthümlichkeit der Orthographie, welche wenigstens für die Aussprache einer dem Dante nahestehenden Zeit Zeugniß gibt, merkwürdig; aber auch ebenso gewiß trägt es die Farbe einer nördlichen Mundart. Unter dem Text stehen die Lesarten der Crusca und die Noten beziehen sich blos auf sprachliche und etymologische Dinge, worin die Gelehrsamkeit des Herausgebers dürftig genug erscheint. Wichtig ist die genaue Beschreibung vieler zu Rathe gezogener Manuscripte und die Mittheilung der angeblichen 4 lateinischen Gesänge Dante's, die man nur hier findet. Der dritte Theil, 1827—28, zerfällt in 2 Bände, wovon der erste Il secolo di Dante, von Arrivabene, oder historische Erläuterungen über alle in der Div. Comm. erwähnte Personen, der zweite ein etymologisches Wörterbuch über den Dante und einige Indices enthält.

Eadem, als Theil des Parnaso classico italiano, contenente Dante, Petrarca, Ariosto Tasso. Padova, alla Minerva 1827. 1 V. 4., von Sicca besorgt; ein zweiter Band soll den Commentar liefern.

L'ottimo commento alla divina Commedia, Pisa, Capurro, 1827—29. 3 V. 8.

Eadem postillata dal Tasso, con rami. Pisa. 3 Vol. 4. (1831?)

In England sind seit kurzem von zwei, politischer Gründe wegen ausgewanderten, Italiänern neue Bearbeitungen der Div. Comm. unternommen worden. Ugo Foscolo († Sept. 1827) scheint die Absicht gehabt zu haben, unter dem Titel poeti italiani maggiori eine ganze Reihe Ausgaben zu besorgen; es ist davon aber nur der erste Band, Discorso sul testo di Dante, Londra Pickering 1825. 8. erschienen, wovon öfter in diesem Artikel die Rede gewesen. Ein anderer, Gabriele Rossetti, hat eine Div. Comm. con commento analitico in 6 Vol. Londra Murray 1826 angefangen, wovon 2 Bände erschienen. Unter dem Texte steht erst eine prosaische Paraphrase, dann folgen flache Erklärungen, am Schlusse jedes Gesanges note aggiunte und zuweilen noch besondere Riflessioni, worin der Verfasser seine Träumereien über die politischen Beziehungen des Gedichts weitläufig entwickelt, und endlich noch unter dem Namen Esposizione eine abermalige breite Paraphrase des Textes. Strenge aber gerechte Recension davon im Foreign review, 1828 [76]).

Auch ein Engländer, der sich nicht genannt, hat einen Commentar über die 8 ersten Gesänge des Inferno geschrieben,

A Comment on the Divine Comedy by (Taelle), London, Murray 1822.

Auch in Teutschland ist Dante mehre Male gedruckt, namentlich:

La Div. Comm. di D. A. Nürnb., Schneider 1784. 8.

Eadem, edizione di Giuseppe de' Valenti, Berlino e Stralsunda, Lange 1788 als Theil der Sublime Scuola italiana.

Eadem, Penig, Dienemann 1804. 3 V. 4. und ebenso viele 8. mit 39 Umrissen von Hummel nach Flaxmann in Querfol.

Eadem da Fernow. Jena, Frommann 1807. 3 V. 8. Ein Abdruck des Lombardischen Textes und ein Auszug seiner Noten.

Eadem. Chemnitz, Mauke 1807. 8. von Keil herausgegeben, als ein Theil der Biblioteca italiana.

Die einzige teutsche Ausgabe, welche durch kritische Bestimmung des Textes und Commentar einen eigenthümlichen Werth hat, ist der Abdruck des Dante in dem Parnasso italiano, ovvero i quattro poeti celeberrimi italiani, Lipsia, Ernesto Fleischer 1826. 4. von A. Wagner besorgt.

Übersetzungen.

a. Lateinische.

Gewöhnlich wird der Olivetanermönch Matteo Ronto, welcher nach Tiraboschi 1443 starb, für den ersten Übersetzer Dante's in lateinischen Versen gehalten. Einige wenige Bruchstücke dieser überaus barbarischen und ungeschickten Übersetzung hat Mehus aufgenommen [77]); mehre finden sich in einer Abhandlung Bandelli's in den Silloghe Goriane [78]). Handschriftlich ist diese Übersetzung in der Laurentiana und andern Bibliotheken. An den von Viviani herausgegebenen vier lateinischen Gesängen besitzen wir zwar nur ein kleines Bruchstück, welches aber trotz des barbarischen Lateins insofern merkwürdig ist, als es sich auf eine beinahe unglaubliche Weise genau an das Italiänische anschließt, was wol auch die ungegründete Meinung veranlaßt hat, es sei das ursprüngliche Original des Dante. Auf jeden Fall scheint es älter als Matteo Ronto, da es sich in einem Codex aus dem 14. Jahrh. befindet und Ronto wol nicht leicht vor 1400 seine Arbeit vollendet haben kann. Wading [79]) führt einen gewissen Franziskaner Antonio della Marca an [80]), der ebenfalls den Dante ins Latein

75) Witte im Hermes XXII. p. 148.

76) Vergl. Blanc Erläuterung der beiden ersten Gesänge der göttlichen Komödie. Halle 1832. 12. 77) *Mehus* Vita Ambr. p. 1731. 78) T. XVI. p. 141 sq. 79) Bibliotheca Francisc. T. VII. 80) *Cancellieri* p. 57.

übersetzt haben soll; wüßten wir sein Zeitalter und ob er in Prosa oder in Versen übersetzt hat, so ließe sich dieser für den Verfasser jenes vivianischen Fragments halten [81]). Das nämliche gilt von Paolo Veneto Eremitano, unstreitig der nämliche, welcher oben unter den Erklärern Dante's angeführt worden, und welchen Negri zu den Übersetzern des Dichters zählt [82]). Von der prosaischen Übersetzung des Bischofs Giov. da Seravalle ist schon oben geredet worden [83]). Auch Colluccio Salutati, ein großer Verehrer des Dante, hat in seinem Werke de fato et fortuna einige Stellen der Div. Comm. zwar frei aber nicht ungeschickt, in lateinischen Versen übersetzt; Mehus scheint selbst zu glauben, er habe einen großen Theil der Div. Comm. auf diese Weise übertragen [84]).

In neuerer Zeit ist die Div. Comm. zweimal in Versen übersetzt worden. Der Jesuit Carlo d'Aquino gab zuerst als Specimen des Ganzen Le similitudini della div. Comm. trasportate verso per verso in lingua latina, Roma 1707. 8. heraus; später das Ganze: Commedia di D. All. trasportata in verso latino eroico da Carlo d'Aquino, coll' aggiunta del testo italiano. Napoli, Felice Mosca 1728. 3 Vol. 8. Diese Ausgabe wurde eigentlich in Rom gedruckt, doch mußte ein anderer Druckort angegeben werden, auch ließ der Padre weislich alle gegen die Päpste und die Hierarchie gerichtete Stellen unübersetzt. Das Inferno allein: L'Inferno di Dante tradotto in versi esametri latini da Ant. Catelacci. Pisa, Rainieri Prosperi 1819. 8.

b. Spanische.

La traducion del Dante de lengua toscana en verso castellano por Fernandez de Villegas, y por él commentado cet. Burgos, Fadrique Aleman de Basilea 1515. fol.

c. Französische.

La comédie du Dante, mise en rime françoise et commentée par Balthasar Grangier. Paris 1596—97. 3 V. 12. Sie ist in sechszeiligen Strophen und schließt sich in ihrer alterthümlichen Sprache dem Original bei weitem genauer an, als die jetzige Sprache es vermag.

L'enfer du Dante par Moutonnet de Clairfons. Paris 1776. 12.

L'enfer, poëme du Dante, traduction nouvelle (par Rivarol) Paris, Didot le jeune 1783 oder 85. 8.

La divine Comédie. Paris chez Saillor, an IV. (1796). 3 V. 8. von Colbert d'Estouteville.

Le Paradis, l'Enfer et le Purgatoire traduits de l'Italien, suivis de notes explicatives (par le Chevalier d'Artaud). Paris 1811—13. 3 V. 8. Es ist seitdem eine neue Ausgabe erschienen.

L'enfer traduit en vers par Terrasso. Paris 1817. 8.

L'enfer par Brait de la Mathe (in Versen) Par. 1823.

L'inferno da Tarver, avec la traduction française en prose. Londre 1824. 2 V. 8.

La divine Comédie de Dante Alighieri, traduite en vers françois par Antoni Deschamps. Paris 1830. 1 V. 8. Es sind 20 Gesänge, worunter einige aus dem Purgat. und dem Paradiese. Der Übersetzer scheint der erste Franzose zu seyn, dem es mit der Bewunderung des Dante Ernst ist und der in den Geist des großen Dichters eingedrungen.

Sehr zu loben ist auch der Versuch, die göttl. Komödie in vierzeiligen Stanzen zu übersetzen, in: Dante traduit en vers, par stances correspondantes aux tercets textuels, par Joseph Antoine de Gourbillon. Paris 1831; bis jetzt ist nur L'enfer erschienen.

c. Englische.

The divina comedia, transl. into engl. verses by H. Boyd. London 1802 (vorher 1785). 3 V. 8.

The vision, or hell cet. transl. by H. F. Carey Lond. 1814. 3 V. 32.; von Ugo Foscolo und Rossetti sehr gelobt.

The inferno transl. into engl. blank verses by N. Howard. London 1807. 8.

Idem a translation from D. All. into engl. blank verses by W. Hume. London 1812. 8.

d. Teutsche.

Dante All. Gedicht von der Hölle, von dem Fegfeuer, von dem Paradiese, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Bachenschwanz. 2te Aufl. Leipzig 1767—69. 3 Bde. 8. in Prosa.

Die Hölle, von Jagemann in freien Jamben übersetzt in dem Magazin der ital. Literatur. Weimar 1780—85. 7 Bde. 8.

Einige Stellen der Hölle übersetzt von A. W. Schlegel, doch so daß von je drei Versen der mittlere reimlos, in den Horen 1795.

Die göttliche Komödie von C. L. Kannegießer (und L. Hain) Th. 1. die Hölle. Amsterdam 1809 und verbessert Leipzig 1814. 8. Th. 2. das Fegefeuer. Ebendas. 1814. 8. Th. 3. das Paradies. Ebendas. 1821. 8. Zweite Ausgabe, fast gänzlich umgearbeitet: Die göttliche Komödie des Dante, übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Leipzig 1825. 3 Bde. 8. mit lehrreicher Einleitung und sehr guten Anmerkungen. Dritte sehr veränderte Ausgabe 1832.

Dieselbe, übersetzt und erläutert von K. Streckfuß. Halle 1824—26. 3 Bde. 8.

Abeken, Verfasser der Beiträge für das Studium der göttl. Komödie, Berlin und Stettin 1826, hat das Gedicht in Prosa übersetzt, mit Excursen und einem Commentar begleitet, aber bis jetzt noch nicht drucken lassen.

Dante Allighieri's göttliche Komödie, in teutsche Prosa übertragen und mit den nöthigsten (überaus dürftigen) Erläuterungen versehen von Dr. J. B. Hörwarter und K. von Enk. Insbruck 1830—31. 8., bis jetzt 2 B. die Hölle und das Purgatorium enthaltend; hätte füglich ungedruckt bleiben können.

Die Manen des großen Dichters, welcher der Schlechtigkeit der Fürsten seiner Zeit zürnte, sind neuerdings durch die Arbeit eines ebenso hoch gebildeten als geistreichen teutschen Fürsten versöhnt worden, welcher die zehn ersten Gesänge der Hölle in reimlosen Versen

---

81) Crescimbeni, Vita di D. in der Zattaschen Ausgabe des D. T. I. p. XXIV., sagt, Ant. de Marca habe den Dante in lateinischen Versen übersetzt, das Manuscript sei aber nicht mehr vorhanden. 82) *Cancellieri* p. 57. 83) S. oben S. 73. 84) *Mehus* 303. 309.

übersetzt hat. Die Arbeit zeugt von großer Liebe für den Dichter und tiefer Einsicht in dessen Werk. Der ausdrückliche Befehl des erhabenen Verfassers verbietet uns ihn zu nennen und erlaubt uns nur noch den einzigen Wunsch hinzuzufügen, daß Er Lust und Liebe behalten möge, das so rühmlich begonnene Werk zu vollenden. Der Titel ist: Dante's göttliche Komödie. Hölle. o. O. u. J. (1829) mit einem Titelkupfer.

Viele der vorhin angeführten Ausgaben sind mit mehr oder weniger unbedeutenden, wenn auch zum Theil prachtvoll gestochenen Kupfern geziert, die einzigen Werke dieser Art über den Dante, welche die Kunst anerkannt, sind: La Div. Comm. di Dante All. disegnata da Giovanni Flaxmann, scultore inglese ed incisa da Tommaso Piroli Romano. Amsterdam 1793. 110 Blätter Querfol. [85])

Es sind mehre Nachstiche davon vorhanden.

Ferner: Umrisse zu Dante's Paradies, von Peter von Cornelius, mit (höchst geistreichem) erklärendem Texte von Dr. J. Döllinger. Leipzig b. Börner. Es sind 9 Blätter in 4., nach welchem Freskogemälde in der Villa Massimi bei Rom von Veith ausgeführt worden sind.

Seit 1826 erscheinen in Rom: Invenzioni di Bart. Pinelli romano sul poema di D. A. in Querfol., von ihm selbst gestochen. Bis jetzt 65 Bl. zum Inf., 42 zum Purg. und 34 zum Parad.

Der Vollständigkeit wegen muß hier noch mit wenigen Worten von denjenigen Werken geredet werden, welche von einigen dem Dante beigelegt werden, ohne daß man sonst eine Spur ihrer Existenz oder ihrer Echtheit hätte. Der oft erwähnte, höchst unzuverlässige Mar. Filelfo behauptet, mehre Schriften Dante's besessen zu haben, wovon er meistens auch die Anfangsworte gibt, von denen sich aber sonst keine Nachricht erhalten hat. So nennt er besonders eine Storia de' Guelfi e de' Ghibellini [86]), an deren Existenz nicht allein Mehus [87]), der überhaupt dem Filelfo mehr als billig traut, sondern auch Perticari [88]), Troya [89]) und Orelli glauben; letzterer vermuthet sogar, Dante könne dies Werk wol gegen ein ähnliches Werk seines Feindes Baldo d'Agu glione gerichtet haben [90]), von welchem uns Benvenuto von Imola Nachricht erhalten hat [91]). Weder von dem einen noch von dem andern Werke ist indessen noch etwas vorhanden, und das gänzliche Schweigen Villani's und Boccaccio's, welcher letztere namentlich die Werke Dante's mit augenscheinlicher Sorgfalt aufzählt, macht die Sache höchst verdächtig. Filelfo redet ferner von einigen Epigrammen und einem lyrischen Gedicht über seine Verbannung und zwar in lateinischer Sprache, wie man aus der Art, wie er davon spricht, schließen muß [92]); wäre dies nicht, so könnte man an die drei Epigramme und allenfalls an die Canzone O patria degna, denken [93]). Endlich sagt der nämliche Filelfo, Dante habe auch gut französisch gesprochen, und man sage, er habe auch etwas in dieser Sprache geschrieben [94]). Vellutello in seinem Leben Dante's zählt noch zu seinen Werken Versi eroici und Allegoria sopra Virgilio; nach der Stellung, die er ihnen gibt, muß man vermuthen, er habe lateinische gemeint. Ein anderer unzuverlässiger Zeuge, Giulio Negri in seinem Scrittori fiorentini [95]), nennt noch folgende Werke Dante's: Apologia in difesa di Dante accusato d'Eresia, als Manuscript in der Gaddiana; es ist, wie auch Pelli vermuthet [96]), am Ende nichts anderes als das sogenannte Credo di Dante. Alcune chiose di lui medesimo, Manuscript in der Gaddiana. Risposta fatta ad un maestro di Teologia, ebendas. Tractatum de Symbolo civitatis Hierusalem ac almae Romae, scheint nach Pelli's Bemerkung ein rein ersonnener Titel zu seyn. De calamitatibus Italiae L. IV. könnte wol die Geschichte der Guelfen und Ghibellinen seyn. Un poema intitolato la Resione (?), Libellus de officio Pontificis et Caesaris Romani, offenbar nur ein anderer Titel für das Buch de Monarchia. La Magnificat tradotta in versi Toscani. Von allen diesen findet sich sonst nirgend eine zuverlässige Nachricht. (*Blanc.*)

DANTE da Majano, ein Dichter und Zeitgenosse des Vorigen. An Verwandtschaft zwischen beiden ist nicht zu denken, da auch hier Dante nur Taufname, der Familienname aber unbekannt geblieben ist. Er war aus Majano in Toskana; das ist aber auch fast alles, was man von seinen Lebensverhältnissen weiß. Er gehörte zu der ziemlich großen Zahl damaliger Dichter, welche nach Art der meisten Provenzalen sich in künstlichen Reimereien ohne Tiefe und ohne Wahrheit gefielen. Seine Sprache ist roh, ohne Adel, voll provenzalischer Wortformen und Wendungen. Dennoch hatte er zu seiner Zeit eine gewisse Celebrität, so daß eine sicilianische Dichterin, Monna (Madonna) Nina, ohne ihn je gesehen zu haben, ein poetisches Verhältniß mit ihm anknüpfte, Sonette mit ihm wechselte *), und sich ihm zu Ehren Nina di Dante nannte. Das Gesetz solcher poetischen Correspondenz war und ist noch, daß die Antwort in gleicher Dichtungsart und mit den nämlichen Reimen ertheilt werde. Es gehörte zur Sitte der Zeit, daß einzelne Dichter ein Sonett räthselhaften Inhalts bekannt machten und ihre Freunde auffoderten, es ebenfalls in Sonetten von gleichem Reimklang zu beantworten. Ein solches von Dante da Majano und die darauf erfolgten Antworten mehrer Dichter, worunter auch Dante Allighieri, ist noch vorhanden. Auch der große Dante verschmähte es nicht, seine poetische Laufbahn auf diese Weise zu eröffnen, wie denn das erste Sonett der Vita nuova einen Traum beschreibt, welchen er seinen Freunden zur Lösung vorlegt. Dies Sonett

---

85) Vergl. Athenäum Bd. 2. S. 193 f. und kritische Schriften von A. W. Schlegel. Berlin 1828. 2. Bd. S. 253 f. 86) *Mehus* specimen p. 26. 87) Vita Ambr. p. 175. 88) Apologia §. 13. 89) Veltro, er meint, er habe es vermuthlich 1319 in Udine beim Patriarchen Pagano Terriano geschrieben p. 171. 90) Vita di Dante p. 50. 91) Murat. Antiq. Ital. T. I. p. 1278. 92) *Mehus* specimen p. 25.

93) Bei Kannegießer S. 214 u. 352. 94) *Mehus* specimen p. 28. 95) p. 141 sq. 96) p. 159.

*) Ein Beispiel davon in: Beiträge zur Geschichte der italiänischen Poesie von J. C. von Orelli. Zürich 1810. 16 Heft. S. 90.

selbst und die darauf erfolgten Antworten anderer Dichter, worunter auch Dante da Majano, findet sich in: Dante Allighieri's lyrische Gedichte, von Kannegießer. Leipzig 1827. S. 12 f. Es haben sich von Dante da Majano etwa 40 Sonette, 5 Ballaten und 3 Canzonen erhalten, welche man in mehren Samlungen findet, namentlich in: Rime antiche, divise in XI. libri. Firenze, Eredi Giunta 1527. 8., wovon das eine Buch die Gedichte dieses Dante enthält. Poeti del primo secolo della lingua italiana. Firenze 1816. 2 V. 8. Raccolta di rime antiche toscane. Palermo 1817. 4 V. 4. (*Blanc.*)

DANTHONIA Cand. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Klasse, so genannt zu Ehren Stephan Danthoine's aus Marseille, welcher sich besonders um die Kenntniß der Gräser der Provence verdient gemacht hat. Char. Die Blüthen stehen in Trauben oder Rispen; der zweispelzige, vielblumige Kelch gleicht den Blümchen an Länge, oder überragt sie; die äußere Spelze der an der Basis bärtigen Corolle hat drei Grannen, von denen die mittlere gewunden ist. Von den 13 bekannten Arten wachsen sechs in Neuholland, drei am Vorgebirge der guten Hoffnung, zwei in Nordamerika und eine am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Chili und auf Neuseeland. In Europa findet sich nur eine, D. provincialis Cand. (Flor. fr. III. p. 32., Avena calycina Villars delph. II. p. 148. t. 2. f. 9., Danthonia alpina Vest.), ein Gras mit einfacher Rispe, fünfblumigen Kelchen, zottigen Blümchen, sehr schmalen unbehaarten Blättern und Scheiden und bärtigem Blatthäutchen der Scheidenmündung. Diese Art kommt im südlichen Frankreich und in Oberitalien vor. (*A. Sprengel.*)

DANTINE, d'Antine (Don Maur François), Benedictiner von der Congregation St. Maur, geboren zu Gourieux im Lüttichschen den 1. April 1688. Er studirte zu Douai, trat 1712 in den Orden, lehrte die Philosophie in der Abtei St. Nicolas zu Rheims und wurde dann nach Paris berufen, um an den literarischen Arbeiten seiner Ordensbrüder Theil zu nehmen. Zuerst arbeitete er an einer Samlung päpstlicher Decretalen, mehre Jahre aber (gemeinschaftlich mit Carpentier) an einer neuen durchaus verbesserten Ausgabe des Glossarii mediae et infimae latinitatis von du Cange, wovon 1733 und 34 fünf Bände gedruckt wurden. In dem letztgenannten Jahre wurde er als Jansenist nach Pontoise verwiesen, 1737 aber zurückberufen. Er unterstützte darauf Bouquet bei der Herausgabe der Collection des historiens de France, hatte vielen Antheil an der berühmten Art de vérifier les dates des faits historiques etc., nach seinem Tode von Ursin Durand und Clement ergänzt und herausgegeben, Par. 1750. 4.; verb. u. fortges. von St. Allais. Ebend. 1818, in welchem Jahre von diesem berühmten Werke die ersten 9 Bde. in 4. u. 8. (eigentlich die vierte Auflage) neu gedruckt wurden *). Für die Erbauung schrieb er mit vielem Beifall: Les Psaumes avec des notes tirées de l'écriture et des pères pour en faciliter l'intelligence. Par. 1739. 12.; mehre Auflagen. Er starb den 3. December 1746 **). (*Baur.*)

*) Baumgartens Nachr. v. merkw. Büchern. 1. Bd. 254. Allg. Repertor. d. Lit. Leipz. 1819. 1. Bd. 26. Dantine war eigentlich der erste Bearbeiter dieses berühmten Werks. S. Eberts bibliogr. Lex. s. v. Art. p. 109. **) Tassins Gel. Gesch. von St. Maur. 2. Th. 165—173. Biogr. univ. T. X. (von Coqueret de Tairy).

DANTON, Georg Jacob, eine der riesenhaftesten Erscheinungen der französischen Revolution, von vulkanischer Kraft, so schöpferisch als zerstörend, bis zum Seltsamen gemischt aus Gutem und Bösem, fluchwürdig um ungeheuern Mordes willen, und dennoch nicht Unmensch. Danton, geboren den 28. Oct. 1759 zu Arcis sur Aube in der Champagne, war Advokat bei den königlichen Conseils, als die Reichsstände im J. 1789 sich versammelten. Die Natur hatte ihm den vollendetsten Ausdruck der Kraft gegeben, die Anmuth aber gänzlich versagt. Seine Gestalt war kolossal, die Gebehrdung von wildem Ungestüm, die Stimme von betäubender Gewalt; das Antlitz von afrikanischer Häßlichkeit, von Pockennarben zerrissen, und durch heftige Muskelbewegung und stechendes Auge furchterregend, von ihm selbst medusenartig genannt. Die Rede gleich einem brausenden Strome, die Gedanken, die sie trug, kühn, von gigantischer Auffassung, nie zart, nie in Gemeinheit versunken, reich gefüllt aus dem Getriebe hochwallender Phantasie, oft neugeprägter Wörter bedürftig, und die Bildung dieser überaus treffend. Die gesamte Persönlichkeit seltenes Rüstzeug zur erfolgreichsten Demagogie in einer Zeit, wo nicht Liebe, Gesetz und Gewohnheit, sondern Verwegenheit, Kraft und Entsetzen walteten. Nicht der Zufall, sondern eigener Drang und leider zutretende Aufmunterung Mirabeau's, der Danton's revolutionäre Ausrüstung richtig erkannte, führten ihn in die Mitte der Gährung und Umtriebe. Zu welchem Ziele er wollte, konnte ihm anfangs noch nicht klar seyn; zunächst galt es ihm Kraftäußerung gegen das was bestand, und hier gesellte er sich zu den Massen, die durch wilde Gewalt in Paris den revolutionären Schritt der Nationalversamlung in Versailles beschleunigen und des Hofes Rüstungen begegnen wollten. Am Tage der Erstürmung der Bastille (14. Juli 1789) war er unter den eifrigsten Herolden des Angriffs. Bald darauf ward er Präsident des Districts der Cordeliers in Paris, entwickelte im Laufe des Jahres 1790 in noch dauerndem Einverständniß mit Mirabeau Kraft und Haltung bei den Jakobinern, mit deren Sinne er den 10. Nov. 1790 vor der Nationalversamlung erschien, im Namen der Gemeinden von Paris die Minister anzuklagen; bildete aber zugleich sich einen besondern Anhang, der im December 1780 sich als Club der Cordeliers neben den Jakobinern aufstellte und einen Vorschritt vor diesen nahm, ohne sich von ihnen zu trennen. Darin waren vertraute Freunde Danton's Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine; das Ungeheuer Marat wurde von Danton, der nie gern und leicht schrieb, zum Lärmschreiber gebraucht; der geifernde Kettenhund neben dem Löwen;

Dantons Genossen überhaupt, der Auswuchs der wildesten, rohesten Kräfte, an Entschlossenheit und Gewissenlosigkeit allen übrigen Parteien jener Zeit voraus, auf einer Bahn, zum Umsturze des Thrones und zur Aufrichtung eines Freistates, mit Danton und ihm einige Zeit befreundet die im damaligen Jakobinerklub vielgeltenden Häupter der nachherigen Gironde, namentlich Brissot. Mirabeau, vom Hofe gewonnen und Willens, den Strom der Revolution zu dämmen, starb, ehe es zu offenem Bruche zwischen ihm und Danton gekommen war; dieser trat aber nun bestimmter, als bis dahin, hervor; Lafayette, Chef der Nationalgarde, und Bailly, Maire von Paris, waren die Hauptgegenstände seiner Angriffe. Beide waren persönlich dem Hofe so verhaßt als ihrem politischen Widersacher, Danton, im Wege; daher und von dem zunehmenden Rufe der Gewaltthätigkeit Dantons und der frischen Erinnerung seines frühern Verkehrs mit Mirabeau, mochte dem Hofe Lust und Hoffnung kommen, Danton zu gewinnen. Ihm wurden Anträge gemacht und Lohn geboten oder wol selbst gezahlt; aber Danton gefiel sich zu sehr im revolutionären Sturmschritt, als daß Geld und halbe, heimliche Gunstbietung eines unzuverlässigen Hofes ihn aufzuhalten oder gar zum Rückschreiten zu bringen vermocht hätten. Bald nach der Heimführung des Königs von seiner Flucht erschien Danton, im Einverständniß mit Brissot, als Führer einer gegen den nur noch schwach gestützten Thron gerichteten Bewegung. Am 17. Juli 1791 sammelte auf Dantons Ruf sein Anhang und unzähliges Volk sich auf dem Marsfelde zur Unterzeichnung einer von Brissot verfaßten Schrift, in welcher Absetzung des Königs und Gericht über ihn von der Nationalversamlung begehrt wurde. Lafayette und Bailly wurden des Aufstandes Meister; Danton mußte der Verhaftung sich durch die schleunigste Flucht entziehen; aber bald trat er mit erhöhter Verwegenheit wieder in die Schranken. Als sein Anhang ihn zum Wahlherrn für die zweite Nationalversamlung (assemblée législative) aufstellte, erschien er öffentlich; seine Verhaftung konnte nicht vollzogen werden; dem Hofe aber mißlang ein zweiter und dritter Versuch, ihn für sich zu gewinnen. Nachdem nun die erste Constitution gegeben war, in der zweiten (gesetzgebenden) Versamlung aber die Gironde als entschieden ausgeprägte Widersacherin des Königthums sich bekundete, war Danton, damals Substitut des Gemeinde-Procureurs, nebst den Cordeliers die äußere Hilfsmacht, jene ans Ziel zu bringen, um dann den Vorsprung vor ihr zu nehmen. Die Gironde veranlaßte und leitete den Aufstand des 20. Juni 1792, durch den das Königthum entweiht wurde, Danton aber mit Marat rc. den Sturm auf die Tuillerien am 10. August, wo frühmorgens er und sein Anhang sich als neuer Gemeinderath einsetzten, Dantons Freund aber, der Elsasser Westermann, die Aufrührer gegen das königliche Schloß führte. An diesem Tage ward der Thron umgestürzt, statt des bisherigen Ministeriums ein neues provisorisch eingesetzt, und Danton nahm in diesem seinen Platz als Justizminister.

Indessen hatten feindliche Heere Frankreichs Grenze überschritten; mit ihnen zogen heran Tausende von ausgewanderten Anhängern der alten Ordnung der Dinge, von Haß und Rachgier gegen die Häupter der Revolution erfüllt, der ihnen Gleichgesinnten gab es daheim, besonders in der Hauptstadt, eine große Zahl, und Einverständniß und geheimer Verkehr zwischen jenen und diesen konnten nicht durchaus verhindert werden. Als nun die Kunde von den ersten Erfolgen der Heerfahrt der Preußen eine bange Stimmung in der Hauptstadt verbreitete, das Vordringen der Feinde bis zur Hauptstadt gefürchtet ward und der Vertheidigungsausschuß (comité de défense générale) in dieser berieth, ob Paris zu vertheidigen oder sämtliche Behörden nach Saumur zu versetzen seien, stieg in Dantons Sele der schreckliche Gedanke auf, zur Schirmung der Revolution vor den Gefahren, die ihr aus den Bewegungen der Royalisten, Aristokraten und Priester erwachsen möchten, Hoffnungen und Entwürfe der letzteren durch Schrecken und Furcht zu lähmen, durch Blut und Tod den Widerwillen gegen die Revolution zu ersticken und Kräfte zu ihrer Vertheidigung aufzuregen. Danton achtete es nicht für Verbrechen, seiner auf des Vaterlandes Rettung gerichteten Politik blutige Opfer zu bringen; der Ermordung eines Einzelnen nicht fähig, frei von persönlichem Neid und Haß, des herzlichsten Wohlwollens, der hingebendsten Gefälligkeit fähig, fiel er in gräßliche Verirrung, wo er nach Massen rechnete, und bereitete sich und seinem Anhang eine Blutschuld, die in der französischen Geschichte das Gegenstück zu dem vom Hofe und Pfaffenthum angestifteten Morden der Bartholomäusnacht bietet. Schon am 28. August hatte Verhaftung „Verdächtiger" Statt gefunden, fortgesetzt wurden sie in den folgenden Tagen; am 30. August Abends, als neue Schrecknisse von dem Feldlager her sich verbreiteten, erklärte Danton in dem Vertheidigungsausschuß, den daheim befindlichen Feinden der Revolution müsse man Furcht machen (faire peur). Am 1. September erklärte er vor der Nationalversamlung, daß Anstalten zur Rettung des Vaterlandes getroffen worden seien; bange Ahnung erfüllte die Versamlung, als er mit Donnerstimme ausrief: „die Kanonen, welche Ihr hören werdet, sind nicht Lärmschüsse, es ist der Sturmschritt gegen unsere Feinde; was gilts, um sie zu besiegen, sie niederzuwerfen? Kühnheit, nochmals Kühnheit und immer Kühnheit," und diese Schreckensworte mit einer Mordgeberde begleitete. Seine Entwürfe zu hindern versuchte Niemand. Er berief den Vertheidigungsausschuß, worin Marat, Panis, Sergent rc. sich befanden, zu sich, und während durch Haussuchungen die Kerker von Paris sich mit Edelleuten, Priestern, Beamten, Herren und Damen des Hofes rc. füllten, ward die Ermordung dieser Unglücklichen verabredet und für Tagelohn eine Rotte Mörder dazu gedungen. Vollführt ward die Gräuelthat am 2. September und den nächstfolgenden Tagen; acht Tage später wurden auf Dantons Befehl noch sechs und vierzig Gefangene, auf dem Wege von Orleans nach Paris, zu Versailles geschlachtet (s. Septembermord). Nicht ein Leben opferte Danton persönlicher Feindschaft; keines Einzelnen Rettung,

für die man sich bei ihm verwandte, ward von ihm verweigert; sein Streich ward gegen die Masse geführt. Der große Verbrecher war von dem Wahne bethört, ihm sei gegen die wehrlosen Anhänger des gestürzten Königthums erlaubt, was dem Feldherrn gegen den Bewaffneten. Dieser blutige Eintrit des Terrorismus half Frankreich dem Andrange äußerer Feinde widerstehen. Als nun diese von Dumouriez und Kellermann aufgehalten, zurückgewichen und Dumouriez Heer in Belgien eingedrungen war, begab Danton, der seit Eröffnung des Nationalconvents nicht mehr Minister, sondern Deputirter der Stadt Paris in jenem war und seine politische Feindschaft gegen die Anhänger des ehemaligen Zustandes abermals durch den Vorschlag ewiger Verbannung der Ausgewanderten bekundet hatte, mit seinem Freunde Lacroix (Anf. d. J. 1793) sich nach Belgien, das republikanische Gemeinwesen dorthin zu verpflanzen. Hier entfaltete sich ein zweites böses Princip seiner revolutionären Waltung; in der neubesetzten Landschaft das Gut von Gemeinden und Kirchen in Masse für sich als Beute zu nehmen und Schätze aufzuhäufen, erschien ihm nicht als anstößig; den Einzelnen zu berauben, würde er ein Verbrechen gescholten haben; er galt sich selbst dabei, wie es scheint, nicht als Person, sondern als politisches Organ, dem für seine Mühe und Thätigkeit zum Sturze des Königthums ansehnlicher Lohn gebühre; denn, sagte er, wer würde sich sonst die Mühe geben, einen König zu stürzen? Mit einer zweiten Blutschuld belud er sich bei der Abstimmung im Gerichte über Ludwig XVI.; an die Gräßlichkeit des Septembermordes mahnt Dantons Entgegnung auf den Zweifel, ob Ludwig gerichtet werden könne, nous le *tuerons*.

In den Convent war mit Danton ein großer Theil seines Anhangs getreten; er stand an der Spitze der Bergpartei, neben ihm Marat und Robespierre, jener durch mordwüthiges Geschrei, dieser durch tückische Arglist und verzehrenden Neid, wie durch langweilige Reden von Tugend, ausgezeichnet. Dem Berge entgegen stand seit Eröffnung des Convents die Gironde, von Danton und seinen Genossen gesondert schon vor dem 10. August, von Abscheu gegen sie erfüllt seit dem Septembermorde. Danton versuchte sie zu sühnen; er achtete sie und begehrte, ihre hohen Talente mit seiner schöpferischen Gewalt für das Vaterland und die Revolution geltend zu machen, aber „das Blut des Septembers floß zwischen ihm und ihnen;" der edle Lanjuinais, der gallichte Louvet ꝛc., vor allen aber die bei der Gironde vielgeltende, hochherzige Frau Roland, konnten kein Vertrauen zu ihm gewinnen und wiesen seine Anträge zu Ausgleichung des Parteihaders zurück; wiederholte Angriffe der bedeutendsten Girondisten auf ihn durch heftigen Betrieb einer Untersuchung der Ministerrechnungen und der Septembermorde zwangen ihn zur Wehrstellung, und als der Kampf zwischen der Gironde und dem Berge heftiger wurde, wider seinen Willen zur Theilnahme an den Bewegungen des letzteren zum Angriffe auf jene, die er, auch nachdem sie Sühne verschmäht hatten, doch zu retten noch geneigt war und keineswegs in den Abgrund zu stürzen gedachte, welchen seine Partei für sie öffnete. So ward er denn, nimmer abgeneigt, der Gironde die Hand zu bieten, zur Deckung seiner selbst und durch seine Parteistellung genöthigt zu feindseligen Erklärungen gegen den girondistischen Präsidenten Isnard, der mit einem Aufstande der Departements gegen Paris drohte: Tant d'impudence commence à nous peser, und plus de trève entre la montagne et les lâches, qui ont voulu sauver le tyran. Je vous déclare, que nous vous résisterons. (Monit. 1793. p. 148. 149.) Die Männer der zweiten Hand von der Bergpartei handelten dem gemäß, gingen aber weiter, als Danton recht war; als am 2. Juni 1793 Henriot, der Chef der Nationalgarde, den Convent umlagert hielt und, nachdem dieser den Saal verlassen hatte, zum Feuer gegen ihn sogar die Kanoniere an die Stücke rief, gab Danton mit unverstellter Rede seine Entrüstung über diesen Gewaltfrevel zu erkennen. Die Gironde ward gestürzt, unter den Häuptern des Berges ragten nun Marat und Robespierre höher empor, als Danton; doch blieb er noch eine Zeitlang gemeinschaftlich mit ihnen thätig zur Weiterbildung der Revolution und besonders der Bekämpfung ihrer Feinde. Abermals drangen die Heere des Auslandes heran und der Süden und Westen Frankreichs war im Aufstande; es galt ihm abermals Rettung des Vaterlandes; schon in den ersten Monaten des Jahres hatte er ein Aufgebot der Pariser in Masse, dann Todesstrafe für Jeden, welcher Unterhandlung mit dem Feinde vorschlüge, in Antrag gebracht und die Einsetzung des Revolutionstribunals (10. März 1793) betrieben; nun redete er für Einführung eines Maximum, das zuerst die Vorstadt S. Antoine begehrt hatte, der Gleichmäßigkeit des Brodpreises und Arbeitslohnes, eines Tagsoldes von vierzig Sols für jeden Bürger, der die Sectionsversamlungen besuche, einer Revolutionsarmee ꝛc. An dem Wohlfahrtsausschusse aber nahm er nicht Theil. Dies trug bei, seinen Feinden das Übergewicht über ihn zu schaffen. Nach Marats Tode (13. Juli) trat Robespierre hervor als Haupt der Partei des Wohlfahrtsausschusses und des Jakobinerclubs; Danton und die Cordeliers, Hebert und der Gemeinderath erschienen als zwei andere Parteien. Der Wohlfahrtsausschuß hatte Todfeinde Dantons zu Mitgliedern; dieser war erfüllt von Unmuth über das Wachsthum seiner Widersacher und die Gräuel, die durch Revolutionstribunal und Revolutionsarmee, seine nicht dazu gemachten, aber von ihm der scheußlichsten Willkür der Würger des Wohlfahrtsausschusses preisgegebenen Stiftungen, geübt wurden: aber schlaff durch seine Zärtlichkeit gegen sein junges, schönes Weib, mehr wünschend, daß man ihn in Ruhe ließe, als nach dem Siege über seine Gegner verlangend, und entschieden abgeneigt vom Aufgebote der Tücke und des Mordes gegen diese, ließ er geschehen, daß sie aller Anstalten und Regirungsmittel der Revolution sich bemächtigten. Dieses eine neue, schwere Schuld, die er auf sich lud. Wol war die Revolution damals noch ein Strom, gegen den anzuschwimmen auch der Stärkste schwerlich vermocht hätte, aber mit schlaffer Unthätigkeit wurde nichts gut gemacht.

Jedoch als nun zu der kannibalischen Mordlust des Wohlfahrtsausschusses sich des Gemeinderaths Vandalismus gegen Religion, Wissenschaft und Kunst gesellten, als Gobel und Consorten im Convente das Christenthum verläugneten und verspotteten rc., konnte Danton seinen Unwillen über dies mächtige und furchtbare Gesindel, das der Wohlfahrtsausschuß nicht minder haßte, als er dasselbe verachtete, nicht zurückhalten; wozu, rief er, diese antireligiösen Maskeraden? (Monit. 1793. p. 275). Dieser Erklärung entspricht, daß Danton die Zusicherung der vollen Pension an alle Geistlichen und Herstellung des öffentlichen Unterrichts aufs eifrigste betrieb. Robespierre schien darin mit ihm einverstanden zu seyn, und überhaupt war dieser bis dahin weder als Widersacher Dantons aufgetreten, noch ward er von Danton für einen abtrünnigen Freund angesehen. Dennoch verließ gegen Ende des Jahres 1793 Danton Paris; war es, um der Entwickelung des bösen Spiels, dessen Triebfedern nicht ihm angehörten, nicht länger als bloßer Zuschauer so nahe zu stehen, oder um ungestört sich dem Lustschwelgen überlassen zu können? Jedenfalls war es mehr Schwäche als besonnener Plan. Bald gelangten von seinen Freunden Camille-Desmoulins, Fabre d'Eglantine rc. an ihn die dringendsten Auffoderungen, nach Paris zurückzukehren, um bösen Anschlägen seiner Feinde zuvorzukommen. Er kam, entschlossen, Menschlichkeit und Vernunft aufzurichten, und vertraute auf Mitwirken Robespierre's. Camille-Desmoulins rief in dem Journal Le vieux Cordelier mit der eindringlichsten Beredsamkeit von Mord und Gotteslästerung zurück; Danton und Robespierre lasen vorher die Blätter durch und dieser billigte sie mit jenem; Dantons Vertrauen zu Robespierre befestigte sich. Aber Robespierre konnte keines Menschen Freund seyn, und gegen Danton hielt ihn Neid und Furcht in Spannung; die Blutmenschen um ihn aber, welche Camille-Desmoulins schonungslos angegriffen hatten, Billaud Varennes, Collot d'Herbois und Saint-Just trieben zu Gewaltschlägen gegen Danton und seinen Anhang, den sie als die faction des indulgens bezeichneten und als ehemalige Parteigänger des Herzogs von Orleans, und gesonnen, diesen auf den Thron zu erheben, verdächtig machten. Schon begann der Boden unter Dantons Füßen zu weichen; aber er blieb befangen von seinem günstigen Vorurtheil über Robespierre's Charakter und Anhänglichkeit an ihn, von dem Wahne, der Wohlfahrtsausschuß würde sich nicht an ihn wagen, oder doch einige Mitglieder desselben ihn zu rechter Zeit warnen, und der Unlust, irgend eine Bewegung des Volkes zu seinen Gunsten, wobei Blutvergießen nicht ausbleiben konnte, aufzubieten. Durch eigene Schuld aber befand er sich außer aller Theilnahme an der vollziehenden Statsverwaltung, wodurch er seinen Feinden hätte in der Form und mit dem Ansehen amtlichen Verfahrens entgegen arbeiten können; Wohlfahrtsausschuß, Gemeinderath, Nationalgarden waren von seinen Feinden abhängig, der Convent ohnmächtig und verzagt. Überdies dauerte, so lange die schändliche Partei des Gemeinderaths, Hebert, Chaumatton, Anacharsis Cloots rc., verwegen dem Wohlfahrtsausschusse gegenüber stand, eine gewisse Gemeinschaftlichkeit der Ansicht zwischen Danton und Robespierre fort. Dantons Genugthuung über deren Sturz (15. März 1794) war von kurzer Dauer; der Wohlfahrtsausschuß ließ bald darauf auch seinen Freund Fabre d'Eglantine verhaften; dies war das Vorzeichen zum Angriffe auf ihn selbst; er täuschte sich darüber nicht, glaubte aber zu einer Verständigung und Sühne mit Robespierre gelangen zu können. Bitterkeit hatte schon mehrmals im Gespräch der Beiden mit einander sich ausgedrückt; als nun aber nach Fabre d'Eglantine's Verhaftung Danton in einer Unterredung mit Robespierre zu Charenton offen aussprach, was er gegen Robespierre und dessen Anhang habe, dieser dagegen sich verschloß und in gereiztem Tone Dantons Aufwallung zurückwies, ward dem letztern klar, daß die Gefahr für ihn näher trete. Er sah Robespierre nachher nicht wieder. Beim Scheiden war er entschlossen zum Gewaltkampfe gegen die Tückischen, seine Freunde mahnten zur That, Westermann, angesehen als General im Kriege gegen die Vendee, war bereit, bewaffnete Macht aufzubieten; aber bald sank Danton zurück in Schlaffheit und mochte noch immer nicht den Gedanken aufgeben, daß den Gegnern der Muth mangele, ihn anzugreifen. Dies (ils n'oseraient) sprach er aus noch am 30. März, als ihm vertraut ward, daß über seine Verhaftung in den Ausschüssen verhandelt worden sei; das Anerbieten eines Versteckes anzunehmen, war er nicht zu bewegen; als man ihm Flucht über die Grenze vorschlug, rief er: kann ich denn mein Vaterland in den Schuhen mitnehmen? — Verhaftet ward er in der Nacht vom 31. März auf den 1. April; er leistete keinen Widerstand; mit ihm betraten den Kerker Camille-Desmoulins, Westermann, Lacroix, Phelippeaux rc. Am 3. April stand er vor dem Revolutionstribunal; Saint-Just hatte die Anklage abgefaßt, sie lautete auf Entwürfe Dantons, den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen, auf sein Mitwissen um Dumouriez Verrath u. dergl. Aber mit dem gewöhnlichen Verfahren war ihm nicht beizukommen; aus einem Angeklagten ward er zum Ankläger, seine Stimme brachte Beklommenheit über die Blutrichter, der Umstand des Gerichtes ward unruhig: da sandte Dumas, der blutbefleckte Vorsitzer des Revolutionstribunals, an den Wohlfahrtsausschuß, und dieser ließ durch den feigen Convent beschließen, daß Angeklagten, die sich Gewaltthätigkeiten gegen das Gericht erlaubten, das Recht der Debatte genommen seyn solle; die Anwendung ward sogleich gegen Danton und seine Freunde gemacht, und ohne sie weiter zu hören, das Todesurtheil über sie gesprochen. Am 5. April fuhren sie zum Blutgerüste. Bis zu dessen Stufen behauptete Danton feste, stolze Haltung; doch mahlte der Grimm, seinen arglistigen Feinden zu unterliegen, und Verachtung des beifallklatschenden Pöbels sich auf seinem Gesichte; mit Schmerz gedachte er am Fuße des Gerüstes seiner Gattin; rasch und völlig ermannt schauete er auf die Todesanstalten und das umstehende Volk. Als dieses jubelte, gebot er ihm Schweigen, es sehe einen wahrhaften Republikaner; den Scharfrichter, der ihn auf das

Richtbret band, hieß er, seinen Kopf dem Volke zeigen, er sei der Mühe werth. — Was er zum Vorsitzer des Gerichts gesprochen hatte, seine Wohnung werde bald in dem Nichts (dans le néant) seyn, ist geeignet, Grausen zu erregen; der Zusatz war, daß sein Name im Pantheon der Geschichte leben werde; seine Gewaltigkeit wird, so lange es Geschichte gibt, Staunen erregen, die ungeheure Bluthat, mit der er die Revolution besiegelte, Entsetzen, sein Unterliegen unter den Tücken der Bösewichter, die schlechter waren als er, größern Unwillen gegen diese, als Frohlocken über seinen Untergang; er würde bei längerem Leben vielleicht manche Gräuel verhindert, manche gut gemacht haben; aber auch sein Tod war ein Glück für Frankreich; er öffnete den Abgrund für Robespierre. Als er vor Gericht nicht mehr gehört werden sollte, rief er: ich ziehe Robespierre nach; als wenige Monate darauf Robespierre im Convente von der Rednerbühne niedergekämpft wurde und seine Stimme sich veränderte, rief einer der Deputirten (es war Garnier): das ist Dantons Blut, das in deiner Kehle strömt und deine Stimme erstickt. *(W. Wachsmuth.)*

DANU, ein Name der Ditis, der Mutter der Daitjas, welche daher auch Danavas genannt werden. S. den Art. Daitjas. *(Rödiger.)*

DANUBIUS, Danuvius [1]), ὁ *Δανούβιος*, ὁ *Δανουβις* [2]), Ister, Hister [3]), ὁ Ἴστρος — wurde von den Römern und Griechen die Donau genannt. Sie entspringt auf dem Gebirge Abnoba [4]), durchwandert den größten Theil Europa's und fällt in mehren Mündungen in den Pontus Euxinus. Bemerkenswerth ist es, daß der Donaustrom auf seiner langen Reise zum Meere zwei verschiedene Namen trug; denn von seiner Quelle an bis in die Nähe Illyricums nannte man ihn Danubius, und von hier bis zu seiner Mündung in den Pontus Ister [5]). Agathemerus nimt die Stadt Vindobona (Wien), Strabo die Katarakten des Flusses (die Stromschnelle Demicarpi oder eisernes Thor unterhalb Orsowa in Servien), und Ptolemäus die Stadt Axiopolis in Unter-Mösien (zwischen Hirsowa und Silistria, bei dem Flecken Rissovata) zum Scheidepunkte der beiden Namen [6]). Wir sehen aus den angeführten Hauptstellen, daß selbst die Alten hierüber verschiedener Meinung waren. So viel ist indessen ausgemacht, daß der obere Theil des Flusses gewöhnlich Danubius und der untere Ister hieß, mit welcher allgemeinen Bestimmung sich die Römer begnügten [7]). Die Griechen zogen die Benennung Istros vor, weil in der Nähe ihres Vaterlandes der gewaltige Strom ausschließlich diesen Namen trug und derselbe durch ein höheres Alterthum geheiligt war. Deßhalb auch war er bei den Dichtern beliebter. Die Römer bedienten sich in Prosa lieber des Namens Danubius, da Italien dem obern Strome näher lag, und da in den benachbarten, römischen Provinzen Rhätien, Vindelicien, Noricum und Pannonien nur dieser Name im Munde des Volkes war. Einige Schriftsteller, meistens späterer Zeit, pflegen den Namen Ister mit der Aspiration zu schreiben; über diese Abweichung, die in einer härteren thrazischen Aussprache den Grund haben mag, siehe den Artikel Hister in diesem Werke, wo das Nöthige gesagt ist.

Die Kunde von dem Donaustrom verliert sich in der frühesten Fabelzeit; in der Sage von dem ersten großen Periplus, in der Argonautenfahrt, spielt er eine Hauptrolle. Da indessen die Gedichte über diese mythische Begebenheit, die auf uns gekommen sind, einen spätern Ursprung haben, und über die Rückfahrt der Helden von Kolchis selbst im Alterthume sehr verschiedene Meinungen [8]) herrschten: so können wir nicht mehr entscheiden, ob der Ister zu dem ursprünglichen Mythos gehörte, oder ob man seinen Lauf vielleicht erst in späterer Zeit in diese Sage verwebt hat. Das letztere scheint mir das wahrscheinlichere zu seyn. Nach der ältesten Überlieferung schifften die Argonauten von Kolchis durch den Phasis in den Okeanos und dann auf dem die Erde umgürtenden Okeanos in südwestlicher Richtung bis in die Nähe des Triton in Libyen. Hier trugen sie das Schiff über das Land und gelangten dann aus dem Triton ins Mittelmeer [9]). Erst nachdem die erweiterte Erdkunde durch die Entdeckung, daß der Phasisfluß nicht mit dem Okeanos in Verbindung stehe, die Unmöglichkeit einer solchen Fahrt gezeigt hatte, scheint man den Ister zum Ausweg genommen zu haben, dem man im Alterthume eine Verbindung mit dem adriatischen und dem tyrrhenischen Meere zuschrieb [10]). Hesiodus ist übrigens derjenige Schriftsteller, welcher zuerst den Isterfluß erwähnt; er nennt ihn in seiner Theogonie zugleich mit dem fabelhaften Eridanos, dem Nil und 22 kleinern Flüssen einen Sohn des Okeanos und der Tethys, und gibt ihm das Beiwort: der schönfluthende — *καλλιρέεθρος* [11]).

Über die Quellen der Donau herrschten in der frühesten Zeit gar wunderbare Meinungen. Man versetzte sie gewöhnlich in das äußerste Westland, und wahrscheinlich hatte der sonst so vorsichtige Herodot hiezu Veranlassung gegeben, der über die Donauquellen wohlunterrichtet zu seyn glaubte, obgleich er dieselben an einer ganz falschen Stelle suchte. Die Gegenden an der Mündung des Flusses und eine bedeutende Strecke in das innere Land hinein kannte Herodot aus eigener Anschauung; denn seine Reisen hatten ihn dahin geführt, und über die im Sommer und Winter fast immer gleich starke Strömung und Wassermasse hat er Beobachtungen angestellt und Erklärungen gegeben, die seinem Forschungsgeiste und Scharfsinne alle Ehre machen [12]). Von wem er die Nachricht über die Donau-

1) Nach den Inschriften auf Steinen und Münzen. Ich werde später auf diese Schreibart zurückkommen. 2) Scholion ad Pind. Olymp. III, 25. 3) S. den Art. Hister. 4) *Tacit.* Germ. c. 1. *Plin* Hist. Nat. IV, 24. Vergl. d. Art. Th. 1. S. 145. 5) *Plin* l. c. 6) *Agath.* II, 4. *Strab.* VII, 3. §. 13. *Ptolem.* Geogr. III, 8. 10. 7) *Pomp. Mela* de situ Orbis. II, 1.

8) Ukert, Geogr. der Griechen und Römer. Th. 1. Abth. 2. S. 320. 9) Hesiodus bei dem Scholiasten des Apollonius Rhodius. IV, 259. u. 284. *Pindari* Pyth. IV, 44. u. 447. und der Scholiast zu diesen Stellen. 10) *Apoll. Rhod.* IV, 289. Eustathius stellt die verschiedenen Fragen zusammen. p. 642. 1711. edit. Rom. *Arist.* de mirab. auscult. c. 112. 113. 11) *Hesiod.* Theog. 339. 12) *Herod.* Hist. IV, 50.

quellen eingezogen habe, sagt er uns nicht. Wol möglich ist es, daß er bei den Bewohnern der niedern Donaugegenden eine wahre Kunde erhalten hatte; aber seine Vorstellungen über die nördlichen und westlichen Gegenden Europa's sind noch zu verworren und das Bild von diesem Welttheile, welches seinem Geiste vorschwebte, zu unrichtig, als daß er die Wahrheit, selbst wenn sie ihm hier mitgetheilt worden war, hätte festhalten und in sein System verschmelzen können. So läßt er denn seinen Isterstrom von dem Keltenlande und der vermeintlichen Stadt Pyrene ausgehen und ganz Europa in östlicher Richtung mitten durchschneiden. Diese Kelten wohnen bei ihm außerhalb der Säulen des Herkules als Grenznachbarn der Kynesier, die sich am äußersten Westende Europa's befinden [13]). Überhaupt hielt Herodot die Donau für das Gegenstück des Nils. Er schreibt beiden Flüssen eine gleiche Länge und Richtung des Laufes zu; ihre Quellen liegen bei ihm unter demselben Meridian und ihre Mündungen stehen sich ebenfalls gegenüber. Wie der Nil bei ihm Libyen von Westen nach Osten durchströmt und dann in nördlicher Richtung in das Mittelmeer mündet: so durchschneidet die Donau von Westen nach Osten Europa und mündet in südlicher Richtung, der Nilmündung genau entgegengesetzt, in den Pontus Euxinus. Und Herodot ist so fest von der Richtigkeit seiner Angaben über die Quelle und den Lauf der Donau überzeugt, daß er sich zu dem Wunsche verleiten läßt, auch über den Nil so zuverlässige Nachrichten zu besitzen.

Der Name der Stadt Pyrene erinnert uns auf die ungezwungenste Weise an das gleichnamige Gebirge, welches Iberien und Gallien trennt, und wirklich nennt hier der Dichter Avienus (V. 566) eine Stadt im Gebiete der Sordi mit demselben Namen. An diese Stadt, wenn übrigens jemals eine mit diesem Namen vorhanden gewesen ist und Avienus nicht vielmehr die alte Nachricht copirt hat, hat nun aber Herodot wol schwerlich gedacht; sondern es war ihm durch Seefahrer, die durch die Säulen des Herkules nach den Küsten des westlichen Oceans, jenseits Tartessus, vorgedrungen waren, eine dunkele Kunde geworden von einem hohen Gebirge im äußersten Keltenlande, und nach seinem geographischen System mußte dieses die Quellen des Isterstromes enthalten. Nicht unwahrscheinlich ist es jedoch, wie ich schon oben bemerkte, daß er hiebei Wahres mit Falschem in seiner Vorstellungsweise gemischt hat. Der Name Pyrene enthält nämlich unläugbar einen Anklang von dem Namen der Gegend und des Berges, wo die Donau wirklich entspringt [14]); die Bäche Bregen und Brygach gehören zu den Hauptquellen der Donau, und wenn Herodot diese geographische Kunde von seinen Berichterstattern erhalten hatte, wie leicht konnte er nicht durch eine Namensverwechselung in dem unbekannten Westlande irre geleitet werden, und einen Punkt, der ihm weit näher lag, in die entfernten, durch carthaginiensische oder phönizische Seefahrer bekannt gewordenen Gegenden verrücken? Schon vor Herodot hatte Pindar [15]) in seinen Olympischen Hymnen dieselbe Richtung angegeben. Er läßt den Herkules den heiligen Ölbaum von den schattigen Quellen des Istros im Lande der Hyperboreer nach Elis verpflanzen, und diese Sitze der Hyperboreer befanden sich nach seiner Meinung in dem südlichen Frankreich nach den Pyrenäen hin, und erstreckten sich vielleicht selbst bis nach Iberien, wo die frühe Cultur des Ölbaums nicht ganz unbegreiflich ist. Aristoteles theilt dieselbe Ansicht, nur ist er schon genauer in den nähern Bestimmungen. Er sagt in seiner Meteorologie: „Aus der Pyrene, einem Gebirge in dem nordwestlichen Keltenlande, fließen der Istros und der Tartessos, und zwar der letztere außerhalb der Säulen des Herkules, der Istros aber durch ganz Europa in den Pontus Euxinus.“ — Auch kennt Aristoteles bereits die südliche Richtung des Laufes der Donau unter dem Arkynischen Gebirge [16]).

Als bald nach dem zweiten punischen Kriege die Römer mit dem südwestlichen Gallien mehr bekannt geworden waren und daselbst keinen Isterfluß angetroffen hatten, so vermuthete man seine Quellen in nördlicheren Gegenden, und zwar bei den Ostsmiern, in der heutigen Bretagne. Damals entstand auch die Meinung, daß er inmitten seines Laufes sich in zwei Arme theile, von denen der eine dem Pontus Euxinus, der andere dem adriatischen Meere zuströme [17]). Beide Meere dachte man sich nämlich in unbeträchtlicher Entfernung von einander, so daß sie von dem Gipfel des dazwischen liegenden Gebirges gesehen werden könnten. Die erweiterte Bekanntschaft mit dem nördlichen Gallien in den Kriegen Cäsars und hauptsächlich die Kunde vom Rheinstrome zeigte gar bald das Unrichtige der frühern Meinungen. Cäsar [18]) führt uns in seiner Beschreibung der Sylva Hercynia auf die Vermuthung, daß er mit der wahren Richtung des Laufes der Donau wohl vertraut war, und um so mehr müssen wir uns wundern, daß Diodor von Sicilien [19]), dem Cäsars Berichte vorlagen, den Rhenos und den Danubios in den Ocean münden lassen konnte und wahrscheinlich keinen Begriff davon hatte, daß der Istros und der Danubios ein und derselbe Fluß sei. Tiberius endlich entdeckte auf seinem Feldzuge gegen die Vindeliker, den er von dem Bodensee aus unternommen hatte, im vierzehnten Jahre vor Christi Geburt die wahre Quelle des Danubius, in der Entfernung eines Tagemarsches von dem genannten See [20]). Obgleich Strabo durch diesen Feldzug des Tiberius mit der Quelle der Donau bekannt geworden war, so täuschte er sich doch selbst, wie man aus mehren Stellen sieht, hinsichtlich ihrer Lage, da er kein richtiges Bild von jenen Gegenden hatte; denn er

13) *Herod.* III, 33. 14) Mannert, Germania. S. 425. *Cluveri* Vindelicia et Noricum, c. VI. p. 54. Wesseling in den Anmerkungen zu Herodot. II, 33. 12. und *Dalecampius* zu Plin. Hist. Nat. IV, 12.

15) *Pind.* Olymp. Carm III, 25. 16) *Aristot.* Meteorol. I, 13. 17) *Strab.* Rer. Geogr. I. p. 57. nach Eratosthenes, den jedoch Strabo zu berichtigen sucht, indem er hinzugesetzt: — *οὐκ εἰς ἑκατέραν τὴν θάλατταν ῥεῖ, ἀλλ' εἰς τὸν Πόντον μόνον.* 18) *Caes* Bell Gall. VI. p. 25. Hercynia sylva oritur ab Helvetiorum, et Nemetum, et Rauracorum finibus, *rectaque fluminis Danubii regione pertinet ad fines Dacorum et Anartium.* 19) *Diodor.* Biblioth. Hist. V, 25. 20) *Strab.* Rer. Geogr. VII. p. 292.

suchte sie von dem Bodensee aus nicht in nordwestlicher, sondern in östlicher Richtung, in den Bergen über dem adriatischen Meere, von der Küste des äußersten adriatischen Busens nur tausend Stadien entfernt [21]).

Aber die wahre Quelle der Donau war nun aufgefunden, und diese Entdeckung gehörte unstreitig zu der wichtigsten des Augusteischen Zeitalters. Durch die Angabe der Entfernung eines Tagemarsches von dem Bodensee sehen wir, daß die eigentliche Donauquelle bei Donauschingen, und nicht die entfernteren Quellen der Mutterbäche der Donau, des Bregen und der Brygach, die erst nach ihrer Vereinigung und nach dem Hinzukommen der Hauptquelle bei Donauschingen den Namen Donau annehmen, gemeint sind. Donauschingen ist ungefähr 26 römische Millien (5¼ geogr. Meilen) von der äußersten Spitze des Bodensees entfernt, während die Entfernung bis zu den beiden andern Quellen gegen 40 Millien (8 geogr. Meilen) beträgt, was für den Marsch eines Tages auf ungebahnten Wegen in dem Lande des Feindes zu viel ist. Aber 26 römische Millien konnte das Heer recht gut in einem Tage zurücklegen. Auch paßt die Schilderung der Localität, die uns Strabo früher gegeben hat [22]), sehr wohl auf Donauschingen, denn der dortige Schloßberg scheint „der mittelmäßig hohe Bergrücken" zu seyn, der die Hauptquelle enthält, mit welcher Schilderung Tacitus und Plinius [23]) vollkommen übereinstimmen. Beide nennen das Gebirge, auf dem die Donau entspringt, mit dem Namen Abnoba, und Tacitus bezeichnet den Ort des Ursprungs näher als einen sanften und allmälig sich erhebenden Bergrücken des genannten Gebirges, der offenbar derselbe ist mit der *ῥάχις μετρίως ὑψηλή* Strabo's. Das Gebirg Abnoba der Alten begriff aber den nördlichen Theil des heutigen Schwarzwaldes, bei den Quellen des Neckar, der Donau, des Kinzig- und Murgflusses, und ihm hatten die Römer zur Zeit der Blüthe ihrer Herrschaft in der dortigen Gegend Altäre errichtet, von denen zwei mit ihren Inschriften sich bis auf unsere Tage erhalten haben [24]).

Von dem Zeitalter des Augustus an waren die Römer mit dem Laufe der Donau von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung wohl bekannt, und sie wurden es mit jedem Jahre immer mehr, da der gewaltige Strom der Hüter der Grenze der römischen Macht und Herrschaft geworden war. Die Donau strömte an den blühenden Provinzen Rhätien, Vindelicien, Noricum, den beiden Pannonien und den beiden Mösien vorüber und schützte dieselben gegen die Einfälle der auf dem nördlichen Ufer wohnenden, kriegerischen germanischen und sarmatischen Nationen. Weitläufige Befestigungen verstärkten überdies diese natürliche Grenze und eine Reihenfolge von Castellen und großen Waffenplätzen deckte das südliche Ufer von der Quelle der Donau bis zu ihrer Mündung in das schwarze Meer. Sie wurde wol oftmals in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von den römischen Legionen überschritten; aber nie gelang es ihnen, auf der linken Seite bleibenden festen Fuß zu fassen. Zwar fehlt es nicht an Äußerungen bei den römischen Schriftstellern, in denen sie sich die Herrschaft über diesen Strom großsprecherisch anmaßen und ihn einen unterwürfigen und dienstbaren nennen; auch sind noch mehre Münzen vorhanden mit so stolzer Aufschrift; aber die Geschichte hat es zur Genüge bewiesen, daß, allen Anstrengungen von römischer Seite ungeachtet, es diesen Welteroberern nie gelungen ist, die wenigen Besitzungen, die sie auf dem linken Ufer des Flusses zu behaupten suchten, gegen den Andrang der germanischen Stämme auf die Dauer zu sichern, ja daß sie es endlich sehr bequem fanden, hinter dem natürlichen Bollwerke des Danubius Schutz zu suchen gegen die überwiegende Heldenkraft teutscher Nationen.

Über die Richtung des Laufes der Donau und über die verschiedenen Beugungen des Stromes gibt uns Claudius Ptolemäus unter den alten Schriftstellern die beste Auskunft. Das Bild, welches er auf seinen Tafeln nach astronomischen Positionen und itinerarischen Berechnungen entwirft, ist nicht allzuweit entfernt von dem Bilde auf unsern Charten, wenn auch in der Angabe der Polhöhe oft ein bedeutender Unterschied Statt findet, und da es das richtigste und vollständigste ist, das uns aus dem Alterthume geblieben, so mag es hier eine Stelle finden. Strabo hatte zwar schon früher im Allgemeinen den Lauf der Donau zu schildern versucht; aber seine falsche Vorstellung von den Quellen führte ihn zu einem Irrthume, denn er gibt ihm vom Anfange eine südliche Richtung, und dann führt er ihn nach einer plötzlichen Wendung von Westen nach Osten zum schwarzen Meere [25]). Die aufgezeichneten Positionen des Ptolemäus über den Lauf des Danubius sind folgende:

	d. Länge.	d. Breite.
Die Quelle des Flusses	30°	46° 20′.
Die Position bei der Münbung des ersten aus Germanien einströmenden Flusses (Altmühl)	32°	47° 15′.
Die Position bei der Mündung des Ainos (Inn)	34°	47° 20′.
Die Position bei der Münbung des zweiten aus Germanien kommenden Flusses (Kamp), bei dem Gabretawalde	36°	46° 40′.
Die Position bei dem folgenden von Norden einströmenden Flusse (March), bei dem Lunawalde	39° 20′	47° 20′.
Die Beugung bei der Mündung des von		

21) *Strab.* Rer. Geogr. I. p. 57. IV. p. 207. VII. p. 289.
22) *Strab.* Rer. Geogr. IV. p. 207. 23) *Tacit.* Germ. 1. *Plin.* Hist. Nat. IV, 24. *Avienus D. O. M.* v. 437. Abnoba mons Istro pater est. 24) Julius Leichtlen, über die römischen Alterthümer im Zehntlande. S. 31. Bibliothek der neuesten Weltkunde von Malten. Th. 3. 1829. S. 180. Die beiden Altäre haben folgende, noch wenig bekannte Inschriften. Die erste: ABNOBAE. C. ANTONIVS. SILO>LEG. I. ADIVTRICIS. ET. LEG. II. ADIVTRICIS. ET. LEG. III. AVG. ET. LEG. IIII. F. F. ET LEG. XI. C. P. F. ET LEG. XXII. P. F. D. V. S. L. L. M. Die zweite: IN. H. DD. DIANAE. ABNOBAE. CASSIANVS. CASATI. V. SLL. ET. ANTIANVS. FRATER. FALCONE. ET. CLARO. COS. Die letztere Inschrift ist also aus dem Jahre 193 nach Christus.

25) *Strab.* Rer. Geogr., VII. pag. 289. 26) *Claud. Ptolem.* Geogr. II, 11. p. 57. ed. Bertii.

	d. Länge.	d. Breite.
Süden kommenden Flusses Narabon (Raab)	41°	47° 40′.
Die Beugung bei der Stadt Kurta (Gran)	42°	47°.
Die nördlichste Beugung bei der Stadt Karpis, (dem heutigen Schlosse Vissegrad)	42° 30′	48°.
Eine andere Beugung [27]	43°	48°.
Die Position [28] bei der Mündung des Daros (Drau)	44° 20′	45° 40′.
Die Beugung bei der Stadt Kornakon (Wukowar)	44° 25′	45° 15′.
Die Beugung bei der Stadt Akuminkon (Acimincum, zwischen Peterwardein und der Theißmündung)	45°	45° 25′.
Die Beugung bei Rhitton (der Mündung der Bega gegenüber)	45° 30′	45′.
Die Mündung des Tibiskos [29] (Theiß)	45°	44° 45′.
Die Mündung des Flusses Saulos (Sau)	45°	44° 30′.
Die Mündung des Flusses Rhabon [30] (Sol)	49°	43° 30′.
Die Mündung des Kiabros (Ciabrus, Dzibra)	49° 30′	43° 45′.
Die Position bei der Mündung des Alutaflusses (des Oltflusses, auch Aluta auf den Charten)	50° 15′	44°.
Die Beugung bei der Stadt Oiskus [31] (an der Mündung des Flusses Oescus, jetzt Isker)	51°	44°.
Die Beugung bei der Stadt Axios (Rissowata)	54° 20′	45° 45′.
Die Beugung bei der Stadt Dinogetia, bei welcher sich die Mündung des Flusses Hierasus (Pruth) befindet	53°	46° 40′.

Jetzt folgen die Mündungen des Isters der Reihe nach, welche Ptolemäus zugleich mit den verschiedenen Stromarmen mit einer für sein Zeitalter wahrhaft bewundernswerthen Künstlichkeit auf seiner Tafel niedergelegt hat [32].

	d. Länge.	d. Breite.
Die erste Theilung des Stroms bei der Stadt Nuiodunon (Noviodunum)	54° 50′	46° 30′.
Hier trennt sich der südlichste, die Insel Peuke umfließende Arm und diese Insel beginnt	55° 20′	46° 30′.
Dieser Arm ergießt sich in den Pontus durch die Mündung, welche die heilige oder Peuke (ἱερὸν ςόμα ἢ Πεύκη) genannt wird	56°	46° 15′.

Um uns nicht zu verwirren, müssen wir zuvörderst die angeführten Positionen näher ins Auge fassen. Die Stadt Nuiodunon, Noviodunum der Peutingerschen Tafel und der Antoninischen Wegcharte, das Standquartier der zweiten Legion mit dem Beinamen Herculea, lag in der Nähe der heutigen Festung Isacktschi. Hier trennt sich die Donau in mehre Arme, und das große Delta der Mündungen beginnt. Auf dieser Stelle schlug einst der Perserkönig Darius, des Hystaspes Sohn, auf seinem Zuge gegen die Scythen im Jahre 513 vor Christus jene berühmte Brücke, welche er während seiner Anwesenheit auf dem nördlichen Ufer der Donau den Joniern zu bewachen anvertraute, und deren Erhaltung ihn und sein Heer nach dem unglücklichen Feldzuge rettete. Herodot [33] sagt, die Brücke sei zwei Tagschifffahrten entfernt von dem Meere über den Hals des Isters, da wo dieser Strom sich in seine Mündungen spaltet, geschlagen worden, und dies kann nur auf dieser Stelle seyn, in einer Entfernung von ungefähr 10 geogr. Meilen vom Meere.

Der südlichste Arm, welcher die Insel Peuke umfloß, ist der von Isacktschi über Tulcza zum See Rasem strömende Donauarm, der sich heutzutage durch die Mündung Jalowa Kukzik Bugasi unterhalb der Landspitze Metlewa Burnu ins Meer ergießt, und diese Hauptmündung, die noch zwei kleinere südliche, Portitza Bugasi und Kurte Bugasi zwischen angeschwemmten Küsteninseln hat, ist die heilige (sacrum ostium) Mündung oder die Mündung Peuke des Ptolemäus. Nach Plinius zog sich aus diesem Arme ein Landsee von 63 Millien ($12\frac{3}{7}$ geogr. Meilen) im Umfange gegen Süden, oberhalb der Stadt Istropolis (Kistendschi), mit Namen Halmyris [34] (Salzwasser), der jetzt in zwei mit einander in Verbindung stehende Seen, Rasem und Babada, getheilt ist, aber noch in den sumpfigen Niederungen zwischen Babadag und Kara Arman deutliche Spuren seiner ehemaligen Ausdehnung zurückgelassen hat. Nach diesen Andeutungen zeigt sich uns das große Inselland im Norden des Sees Rasem und im Süden des Armes Georgiewsk als die Insel Peuke (Fichteninsel), und die von Ptolemäus zur nähern Bestimmung derselben angegebene Position trifft auf die erste Theilung des südlichen Stromarmes bei dem Flecken Borlemi.

Hierauf geht Ptolemäus zur Schilderung des nördlichsten Stromarmes über:

	d. Länge.	d. Breite.
Der nördliche Arm trennt sich bei der Position	55°	46° 45′.
Und von diesem Arme trennt sich abermals ein Arm, der noch weiter nach Norden emporsteigt, und zwar bei der Position	55° 30′	47°.
Der südliche Theil desselben stagnirt, ehe er den Pontus erreicht; aber der nördliche bildet einen sich noch wei-		

27) Diese Position ist nach der lateinischen Version des Bertius; im griechischen Texte fehlt sie. 28) *Ptol.* Geogr. II, 16. pag. 64. 29) Diese Position sollte früher stehen als die vorhergehende bei Rhitton. Dann sind die Zahlen in der Reihenfolge richtig. 30) *Ptol.* Geogr. III, 8. p. 34. 31) Diese und die drei vorhergehenden Positionen sind bei Ptolemäus unrichtig gestellt. Die wirkliche Reihenfolge ist diese: Kiabros, Rhabon, Oiskos, Aluta. Aber die Zahlen bleiben in der Reihenfolge und nur die Namen verändern die Stellung, dann ist alles richtig. 32) *Ptol.* Geogr. III, 10. pag. 87.

33) *Herodot.* IV, 89. *Strab.* Rer. Geogr. VII. pag. 305. Der letztere gibt den Übergangspunkt unbestimmt oberhalb der Insel Peuke an. 34) Auf den Itinerarien liegt hier der Ort Salsovia.

	d. Länge.	d. Breite.
ter nach Norden erstreckenden See mit Namen Thiagola	55° 40′	47° 15′.
Endlich fällt dieser äußerste Arm durch eine Mündung, welche die kleine, oder wie jener See, Thiagola heißt, (*Θιαγολή, ψιλὸν σόμα*) in den Pontus	56° 15′	47°.

Die zuerst angegebenen Positionen lassen sich nicht mehr genau mit einer Darstellung auf den neuesten Charten vergleichen, da das Flußbette zwischen Ismail und Kilia in zu viele Arme zerrissen ist, die vielleicht im Laufe der Jahrhunderte nicht unbedeutenden Veränderungen unterworfen waren. Jedoch auf diesen Theil des Stromlaufs müssen die mitgetheilten Positionen bezogen werden, das ist ausgemacht. Der stagnirende Theil des nördlichsten Armes hat noch Spuren seines Daseyns in den Sümpfen westlich von der im Süden von Kilia Bugasi liegenden Landspitze Baba Gasan und Kislak Balaban zurückgelassen, und seine Mündung mag schon in der frühesten Zeit versandet seyn. Es ist dies die siebente Mündung, von welcher schon Tacitus sagte, daß sie sich in Sümpfen verlöre [35]. Dieser Arm trennte sich ungefähr 2 Meilen östlich von Ismail von dem nördlichsten Arme, bevor dieser mit dem zwischen Ismail und Kilia befindlichen großen Landsee in Verbindung trit, welcher kein anderer seyn kann als der See Thiagola des Ptolemäus. Er steigt weit nach Norden in das heutige Bessarabien empor und erhält sein Wasser zum Theil von der Donau, zum Theil von einigen aus dem Norden ihm zuströmenden Flüßchen. Nach dem See hatte auch die äußerste Mündung des nördlichsten Armes den Namen erhalten, die jedoch gewöhnlicher *ψιλὸν σόμα* genannt wird. Bei Plinius heißt sie Spireostoma und bei Ammianus Stenostoma [36], und ist die nördlichste, durch vorliegende Inseln zerrissene und beengte, große Hauptmündung, drei Meilen unterhalb Kilia, die jetzt den Namen Kilia Bugasi trägt.

Ptolemäus schildert uns nun die zwischen dem nördlichsten und südlichsten Hauptarme befindlichen Stromabtheilungen und Mündungen:

	d. Länge.	d. Breite.
Der südliche Theil des zweiten Stromarmes spaltet sich wieder bei der Position	55° 20′	46° 45′.
Und der nördliche Theil dieses Armes fällt in den Pontus durch die Mündung, welche die Nördliche (Boreostoma) genannt wird	56° 20′	46° 50′.
Der südliche Theil spaltet sich wieder bei der Position	55° 40′	46° 30′.
Und der südliche Theil dieses Arms fällt in den Pontus durch die Mündung, welche Jnariakion genannt wird	56° 30′	46° 20′.
Der nördlichste Theil aber spaltet sich wieder bei der Position	56°	46° 40′.
Und der nördliche Theil dieses Armes ergießt sich durch die Mündung Pseudostomon	56° 15′	46° 40′.
Der südliche Theil aber durch die Mündung, welche die Schöne heißt	56° 15′	46° 30′.

Dies ist die künstliche Darstellung der mittleren Stromarme und Mündungen der Donau bei Ptolemäus, die wir nun mit den jetzigen Verhältnissen zu vergleichen haben. Der Alexandriner Geograph zählt zwischen der nördlichsten und der südlichsten Hauptmündung noch vier dazwischen liegende, die er, wenn wir sie nach der Reihenfolge, von Süden nach Norden vorschreitend, ordnen, Jnariakion, Kalon, Pseudostomon und Boreion nennt, während wir heutzutage in diesem Zwischenraume blos zwei Hauptmündungen, Gederile Bugasi oder Agas Georgios und Euni oder Suline Bugasi antreffen. Hier muß also in dem Laufe der Jahrhunderte eine Veränderung Statt gefunden haben. Es fragt sich nun, welche Mündungen von den angeführten verschwunden sind, und es leidet kaum einen Zweifel, daß es die von Ptolemäus in seiner Aufzählung zuletzt genannten Pseudostomon und die Schöne sind, und daß der ganze mittlere Arm, den Ptolemäus bei der Position 55° 40′ der Länge und 46° 30′ der Breite sich von dem zweiten südlichen Hauptarm trennen läßt, und welcher durch seine Spaltung bei 56° d. L. und 46° 40′ d. B. die beiden mittelsten Mündungen bildet, jetzt gänzlich versandet ist und nur in den drei Küstenseen auf der zwischen den Stromarmen Georgiewsk und Suline liegenden großen Insel, welche Seen auf meiner Specialcharte mit den Namen Resuad, Lastigel und Czesfik bezeichnet sind, schwache Spuren seines ehemaligen Vorhandenseyns zurückgelassen hat. Nach dieser Voraussetzung würde sich Pseudostomon bei der Landspitze Gederim Burnu, und Kalonstoma etwas südlicher, zwischen Gederim Burnu und Agas Georgios ins Meer ergossen haben. Schon in der frühesten Zeit hatten sich hier Inseln gebildet, die durch vermehrte Anschwemmung zur Verstopfung der Mündungen viel beigetragen haben mögen. Plinius nennt bei Kalonstoma die Insel Sarmatica und bei Pseudostomon die Insel Conopon oder *Κωνώπων διάβασις* [der Mücken-Übergang] [37]. Jetzt, wo die Mündungen verschlossen sind, ist natürlich auch von diesen Inseln keine Spur mehr vorhanden; wir müßten denn annehmen, daß von der Insel Cone oder Conopon diabasis, die zwischen den Mündungen Pseudostomon und Boreostoma lag, sich noch ein schwacher Anklang in dem Namen Euni Bugasi erhalten habe. Für Jnariakion und Boreion Stoma bleiben uns nun nur die beiden jetzigen mittleren Hauptmündungen der Donau übrig, durch welche die Arme Georgiewsk und Suline sich in das Meer ergießen. Der erstgenannte Arm ist der von Ptolemäus bei der Position 55° 20′ der Länge und 46° 45′ der Breite südwärts geführte, und diese Spaltung trifft auf die Stelle eine Meile ostwärts von Tulcza. Jnariakion des Ptolemäus ist daher ohne Zweifel die jetzige Hauptmündung Gederile

35) *Tacit.* Germ. 1. Septimum enim os paludibus hauritur. 36) *Plin.* Hist. Nat. IV, 24. *Ammian. Marcell.* XX, 8. in fine.

37) *Plin.* Hist. Nat. IV, 24. Lucan III, 200. nennt die Insel Cone.

Bugast, welche von den heutigen Griechen Agas Georgios genannt wird. Plinius nennt dieselbe Naracustoma, und ebenso Solinus und Ammianus, und bei ihnen, wie bei Ptolemäus, ist es die zweite Mündung nördlich von Peuke oder der heiligen [38]). In dem Periplus des Pontus Euxinus heißt sie Arakon, im Periplus Arrian's Narakon und bei Apollonius Rhodius Narekos oder, wie der Scholiast vermuthen läßt, Arekos [39]). Harduin in seinen Anmerkungen zum Plinius deutet den Namen durch Narcustoma (die faule Mündung) wegen des trägen Laufs des Wassers, und mag wol das Wahre getroffen haben. Die Schreibart Inariakion bei Ptolemäus scheint also durch einen bloßen Schreibfehler entstanden zu seyn, und kann mit gutem Gewissen in Narakion umgeändert werden. Apollonius von Rhodos läßt fälschlich die Insel Peuke durch die Mündungen *Νάρηκος* und *Καλὸν ϛομα* gebildet werden, und beide spielen bei der Rückfahrt der Argonauten eine Rolle, die jedoch bei der offenbaren Unrichtigkeit der Vorstellung des Dichters von keiner geographischen Bedeutung seyn kann.

Wir haben nun noch die letzte Mündung des Ptolemäus, das Boreion Stoma, welche Plinius Boreostoma, Solinus Borionstoma und Ammianus Boreonstoma nennen, zu bestimmen, und diese kann keine andere seyn als die Donaumündung Euni Bugasi, durch welche sich der Arm Suline bei dem Flecken Fonar mit dem Meere vereinigt, und die auch nach jenem Stromarme Suline Bugasi genannt wird.

Über die Zahl der Mündungen selbst herrscht in den Angaben der Alten eine Verschiedenheit. Herodot erwähnt, ohne sie einzeln namhaft zu machen, nur fünf Mündungen [40]), was wol nur darin seinen Grund haben mag, daß er die Reihenfolge mit den nördlichen, Boreonstoma, für geschlossen hielt und Thiagola nicht mitzählte. Ich schließe dies aus dem Namen Boreonstoma, in welchem an sich schon der Beweis liegt, daß man eine Zeit lang dieselbe für die äußerste gehalten hat. Plinius zählt deren sechs, also ebenso viel, wie Ptolemäus, und in derselben Folge: Ostium Peuces, Naracustoma, Calonstoma, Pseudostomon, Boreostoma und Spireostoma (die krumme oder gewundene, die auch Thiagola, Psilon, die kleine, und Stenonstoma, die enge, genannt wird), und deutet auf keine versandete siebente hin, was doch, wie wir sahen, Ptolemäus gethan hat, bevor er seine sechste erwähnte. Strabo, Pomponius Mela, Tacitus, Solinus und Ammianus Marcellinus [41]) zählen sieben Mündungen, und zwar die letzten beiden Schriftsteller mit denselben Namen und in derselben Reihenfolge wie Plinius; von der siebenten weiß jedoch kein einziger von ihnen den Namen anzugeben. Sie wird von ihnen am weitesten nach Norden geschoben, und nach der von Tacitus, Solinus und Ammianus gegebenen Schilderung, daß sie träge und unbewegt, mehr einem schwarzen Sumpfe als einem Flusse zu vergleichen sei, möchten wir schließen, daß die genannten Schriftsteller die Küstenseen östlich von Kilia fälschlich für eine Donaumündung gehalten haben.

Auch über die Stärke der Strömung und die Größe der Donaumündungen finden wir Nachweisungen bei den Alten. Die größte war nach Strabo's Angabe das *ἱερὸν ϛόμα* oder *Πεύκη*, und die kleinsten die drei zunächst folgenden. Die übrigen waren wieder größer, jedoch standen sie der ersten bei weitem nach [42]). Nach Mela waren drei Mündungen sehr schwach, und nur die übrigen vier konnten mit Schiffen befahren werden [43]). Wenn wir Mela's Worte mit den Worten Strabo's vergleichen, so ergibt es sich, daß die Mündungen Naracustoma, Calonstoma und Pseudostomon die drei kleinsten waren, und unsere Ansicht, daß die beiden zuletzt genannten endlich ganz versandet und verschwunden sind, scheint hiedurch noch mehr Bestätigung zu gewinnen. Auch fügt Plinius [44]) noch die Bemerkung hinzu: die Strömung einiger Mündungen sei so stark, daß sie sich 40 Millien (8 geogr. Meilen) weit nicht mit dem Meere vermische, und daß bis in diese Entfernung von der Küste das Stromwasser den süßen Geschmack beibehalte. Dies soll noch jetzt bei den Hauptmündungen der Fall seyn. Solinus [45]) sagt dasselbe von den vier ersten Mündungen, die er als die größten schildert, und geräth auf diese Weise mit Strabo in Widerspruch. Mir scheint jedoch Strabo mehr Glauben zu verdienen, als der unkritische Compilator Solinus. Endlich gibt Strabo die Summe der Entfernung von der ersten bis zur siebenten Donaumündung auf 300 Stadien (7½ geogr. Meile) an, eine Messung, die von Jalowa Kufzik Bugasi bis Kilia Bugasi nur um ein Geringes zu klein ist.

Auf ihrer langen Wanderung von dem Fuße des Schwarzwaldes bis in den Schooß des schwarzen Meeres nimt die Donau eine Menge größerer und kleinerer Flüsse auf, von denen ein großer Theil ebenfalls schon sehr frühzeitig den Römern und Griechen bekannt war. Plinius läßt sechzig Flüsse in den Danubius münden, von denen fast die Hälfte schiffbar wäre. Solinus und Ammianus geben dieselbe Zahl an, dehnen jedoch das Prädicat des Schiffbarseyns beinahe auf alle sechzig aus, was offenbar übertrieben ist, während die Angabe des Plinius der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag [47]).

Die älteste Nachricht über die in die Donau mündenden Flüsse finden wir bei Herodot [48]); aber leider sind die von ihm in so früher Zeit aufgezeichneten Namen sehr verschieden von den Namen bei den spätern Schriftstellern, daß ihre Deutung große Schwierigkeiten hat; sie lassen sich daher nur muthmaßlich bestimmen. Herodot nennt zuerst unter den fünf durch das Scythenland zur Donau strömenden Flüssen den Porata, wie er bei den Scythen,

38) *Plin.* l. c. *Solinus* Polyhist. XIII. *Ammian. Marcell.* XXII, 8. 39) Peripl. Anon. Geogr. minor. Tom. I. p. 23. *Apollon. Argonaut.* l. IV. v. 312. *τὴν μὲν καλέουσι Νάρηκος.* 40) *Herodot.* IV, 47. *Dionys.* Perieget. v. 301. u. *Eustath.* zum 298. V. *Claudian.* de Bell. Get. v. 337. auch Ephorus bei *Strabo* VII. pag. 305. 41) *Strab.* VII. p. 305. *Pomp. Mela* II, 1. *Tacit.* Germ. 1. *Solin.* XIII. *Ammian. Marcell.* XXII, 8.

42) *Strabo* l. c. 43) *Pomp. Mela* II, 1. 44) *Plin.* H. N. IV, 24. 45) *Solin.* Polyhist. XIII. 46) *Strabo* l. c. 47) *Plin.* IV, 24. *Solin.* XIII. *Ammian. Marcell.* XXII, 8. 48) *Herodot.* IV, 48. 49.

oder den Poretos, wie er bei den Hellenen hieß. Dies ist ohne Zweifel der heutige Pruth. Dann folgen der Tiarantos (der Sylfluß), der Araros (der Olt), der Naparis (der Ardschisch) und der Ordessos (der Sereth). Endlich kommt noch auf der nördlichen Seite der Maris (der Marosch, der mit der Theis vereinigt in die Donau fällt). Von der Südseite und zwar zuerst von den Höhen des Hämus (Balkan) führt er drei große Ströme: den Atlas (Tabandere), den Auras (Sara oder Dristra) und Tibisis (den Lommfluß), durch Thracien aber den Athrys (Jantra), den Noes (Osme) und Artanes (Wid), von den Päoniern und dem Gebirge Rhodope den Skios (Isker), und von den Illyriern den Angros (die erste serbische Morawa) vereinigt mit dem Brongos (der zweiten serbischen Morawa) durch die Triballische Ebene (das Amselfeld) zu der Donau. Zuletzt beschließt er die Reihe der von Süden strömenden Flüsse mit der aus dem Lande der Ombriker (Rhätier) kommenden Karpis (Drawe) und Alpis (Innfluß).

Wir haben dem Herodot als dem Vater der Geschichte und Geographie eine größere Ausführlichkeit gewidmet; jetzt mögen nun die von den übrigen Schriftstellern des Alterthums aufgezeichneten Namen der in die Donau mündenden Flüsse folgen.

Ptolemäus in seiner Beschreibung des Donaulaufes deutet vier Flüsse an, die aus der Germania magna der Donau zuströmen. Der erste ist die Altmühl in der Nähe der Stadt Alkimunnis, der zweite der Kampfluß in der Nachbarschaft des Volks der Adrabäkampen, der dritte die March und der vierte der Granfluß in Oberungern. Die March, Marus, nennt Tacitus zugleich mit dem benachbarten Wagfluß, Cusus, und Plinius; den Namen des Granflusses, Granua, hat uns der Kaiser Marcus Antoninus Philosophus am Schlusse einer seiner philosophischen Selbstbetrachtungen aufbehalten [49]). Hierauf folgen, aus Dacien kommend, die Theis, Pathissus von Plinius, Parthiscus von Ammian und *Τίβισκος* von Ptolemäus genannt, welche den Marosch, den *Μάρισος* des Strabo, in sich aufnimt [50]); ferner die Czerna, Tierna, der Sylfluß, *Ῥαβών*, den Ptolemäus im innern Lande mit dem Marosch verwechselt zu haben scheint, der Olt- oder Altfluß, die *Ἀλοῦτα* des Ptolemäus, der Ardschisch, der Naparis, und der Sereth, der Ordessus Herodot's, und endlich der Pruth, den Ptolemäus von Herodot abweichend *Ἱέρασος* nennt. Dies sind die auf dem nördlichen Ufer in den Danubius mündenden Nebenflüsse, deren Namen uns aus dem frühesten Alterthume geblieben sind; wir gehen jetzt auf das südliche Ufer über, wo wir uns wegen der Nachbarschaft blühender Provinzen in bekannteren Regionen befinden. Dennoch müssen wir uns wundern, daß in diesem von den bedeutendsten Heerstraßen durchzogenen Gebiete, wo zur Zeit der römischen Weltherrschaft zahllose Städte an dem Ufer der Donau blühten, der alte Name manches ansehnlichen Flusses mit Stillschweigen übergangen und folglich für uns verloren ist.

Aus der Provinz Rhätien und Vindelicien kamen die Iller — Ilargus, — die Günz — Guntia, — der Lech — Licus, *Λίκιος*, — die Isar — Isargus — mit der Ammer — Amber — vereinigt, und zuletzt an der Grenze der Innfluß, der von Tacitus Aenus, von Ptolemäus *Αἶνος* und von den Itinerarien Oenus genannt wird [51]). Auch die beiden unbekannten Flüsse Strabo's, *Λοῦρας* und *Κλάνης*, die, in den Gebirgen über Vindelicien entspringend, zum Ister flossen, gehören in diese Gegend [52]). Aus Noricum empfing der Danubius die Flüsse Ens — Anisus, — Yps — Ises, — und Erlau — Erlape, — und aus Oberpannonien als den Grenzfluß die Raab, von Ptolemäus *Ἀραβών* und von der Peutingerschen Tafel Arrabo genannt [53]). Aus Unterpannonien kamen die beiden Hauptströme Drawe und Sawe mit der Wassermenge vieler in dieselben mündenden und den Römern wohlbekannten Flüsse, welche ihre alten Namen Dravus und Savus fast ganz unverändert beibehalten haben [54]). In Obermösien finden wir die serbische Morawa, die von Ptolemäus *Μόσχιος*, von Plinius aber richtiger Margis genannt wird [55]); ferner die Mlawa — Pingus, — den Ipek — Apus, — den Timok — Timachus — und als den Grenzfluß die Dschibra — Ciabrus, *Κίαβρος* — [56]). Sechs Meilen nordwestlich von der Mündung des Timok, etwas unterhalb der Katarakten Strabo's, befand sich die berühmte, von dem griechischen Architekten Apollodorus gebaute, steinerne Brücke Trajans über die Donau, die einzige vielleicht, welche der gewaltige Strom in seinen unteren Theilen getragen hat [57]). Noch sind in der Gegend von Tzernetz bei niedrigem Wasser einzelne Pfeiler der alten Brücke in dem Bette des Flusses zu sehen. Noch zwei andere Brücken, wahrscheinlich bloße Schiffbrücken mit befestigten Brückenköpfen, verbanden die beiden Ufer bei Altorsowa, wo auf der Nordseite die Tzerna — Tierna — mündet, und bei der Mündung des Ipek — Apo flumine —, in der Nähe des heutigen Flecken Gradiska. Durch diese drei Brücken stand die durch Trajan eroberte Provinz Dacien mit dem südlichen Donauufer in Verbindung, und an diesen Punkten überschritten die römischen Heerstraßen den Strom.

Es folgen nun noch aus Untermösien kommend der Isker — Oescus, Escus, *Σκίος* —, der Wid — Uius —, die Osme — Escamus —, die Jantra — Ieterus —, und endlich von dem Gebirge Hämus der *Τίβισις*, *Αὔρας* und *Ἄτλας* Herodots [58]), der Lomm, die Dristra und der Tabandere.

---

49) *Tacit* Annal. II, 63. *Plin.* Hist. Nat. IV, 25. *Marc. Antonin* εἰς ἑαυτὸν I, 17.

50) *Plin.* Hist. Nat. IV, 12. *Amm. Marcell.* XVII, 13. *Ptol* Geogr. III, 8. *Strab.* Rer. Geogr. VII, 211. Tab. Peuting. Tierna. Alitta. Auch die Sargetia des Dio Cassius (LXVIII, 14.) gehört hieher.

51) *Pedo Albinovanus* in Eleg. ad Liv. Aug. v. 385. Itin. Antonin. *Ptol.* II, 12. *Plin* H. N. III, 20. *Tacit.* Hist. III, 5. *Ptol.* II, 14. Tab Peuting. Ad Enum.

52) *Strabo* IV. pag. 207.

53) Tabul. Peuting. Itin. Antonin. *Ptol.* II, 16.

54) *Plin* H. N. III, 28. *Strabo* VII. p. 314. *Δράβος* u. *Σάος*. *Ptol.* II, 16. *Δάρος* verschrieben für *Δράος* u. *Σαούιος*.

55) *Ptol* III, 9. *Plin* H. N. III, 29. Tab. Peuting. Margum flumen.

56) *Ptol.* III, 10. *Plin.* l. c. Tab Peuting. Apo flumine.

57) *Dio Cassius* LXVIII, 13. *Procop.* de Aedific IV, 6. Tab. Peuting.

58) *Herodot* IV, 49. *Plin.* Hist. Nat III, 29.

Die Gesamtzahl der von den alten Schriftstellern aufgezeichneten Namen beträgt nach unserer Aufzählung acht und dreißig, und wir könnten das Verzeichniß leicht bis zu der von Plinius, Solinus und Ammianus angegebenen Summe vermehren, wenn wir alle Namen bei den späteren Jornandes, Procopius, Paullus Diaconus, dem ungenannten Geographen von Ravenna und einigen Biographen der Heiligen mit aufnehmen wollten. Dies würde uns jedoch zu weit führen, da die meisten Flüsse bei jenen Schriftstellern mit barbarischen Namen genannt werden und sehr unsicher zu bestimmen sind. Eine weitere Untersuchung der Art gehört aber nicht in unsern Plan. Soviel scheint indessen schon aus dem von uns Mitgetheilten hervorzugehen, daß Plinius bei der summarischen Angabe von sechzig in den Danubius mündenden Flüssen, von denen dreißig schiffbar waren, sich keine Übertreibung zu Schulden kommen ließ. Man prüfe nur und vergleiche die neueren Charten, und man wird sich gewiß von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen.

Als Beschirmer der Grenzen des Reiches stand der Danubius bei den Römern in so großem Ansehn, daß er häufig als ein bärtiger, mit rückwärtsgekehrtem Haupte und flatterndem Gewande auf einem Seeungeheuer ruhender Flußgott, den Blitzstrahl und eine Sumpfpflanze als Attributе führend, auf Münzen vorkommt[59]), ja wir finden sogar Spuren, daß man ihm zugleich mit dem Jupiter Altäre errichtete und göttliche Ehre zu Theil werden ließ. Als sicherster Beweis möge folgende, aus dem Jahre 201 nach Christus herrührende, bei Eching an der Donau in neuester Zeit aufgefundene Steinschrift[60]) dienen:

IN H. D. D.
I. O. M. ET DANV
VIO EX VOT
O PRIMANVS
SECVNDVS V. S. L. M.
MVCIANO ET FABI
. . . .

Der Name selbst aber scheint aus dem alten Worte Dan, Tan oder Don gebildet zu seyn, welches in den Ursprachen im Allgemeinen Wasser oder Fluß bedeutet haben mag. Wir finden dieses Wurzelwort in den alten Flußnamen Tanais, Danaster, Danus, Tanos, Tanager, Tanarus, Eridanus, Rhodanus, und in den daraus gebildeten Völkernamen Dan, Danai, Dani u. a. m. Dan-ubius hieße dann der obere Fluß, und Ister, eigentlich Dan-ister, der untere oder auch der östliche Fluß[61]). (*Aug. Wilhelm.*)

59) *Montfaucon* Tab. LXXXXVII. No. 12 mit der Unterschrift: DANVVIVS. 60) Der in der Inschrift erwähnte Primanus Secundus scheint derselbe zu seyn, der bei Gruter DLVIII, 6. vorkommt. Die angeführten Consuln sind M. Nonius Mucianus und L. Annius Fabianus im Jahre der Stadt Rom 954. Die Schreibart Danuvius ist die auf den Münzen und Steinschriften gewöhnliche und keineswegs, wie Herr Reichard behauptet (Germanien unter den Römern S. 207) ein orthographischer Fehler der Handwerker. Vergl. *Ferussac*, Bulletin des sciences historiques 1829. No. 8. p. 458. 61) Adelung, älteste Geschichte der Teutschen. S. 329.

DANVERS, Township, in der Grafschaft Essex des nordamerikan. Freistates Massachusetts, am Beverley, mit 2 Kirchen, 1 Postamte und 3127 Einwohnern, welche Ziegeleien haben, töpfernes Geschirr und Leder verfertigen. (*H.*)

DANVILLE, Name mehrer Ortschaften in den nordamerikanischen Freistaten: 1) Hauptort der Grafschaft Caledonia im State Vermont, an einem Zuflusse des Passumsick, mit 1 Rathhause, auf welchem die county courts gehalten werden, 1 Kirche, 1 Akademie (Schule) der Chaktaws-Indianer, 1 Gefängnisse und 2500 Einwohnern, welche sehr zerstreut umher wohnen; — 2) in der Grafschaft Steuben des States New-york, mit 1 Postamte und 666 Einw.; — 3) Hauptort der Grafsch. Columbia des States Pennsylvania am O. Arme der Susquehannah und an der Mündung des Mahony, mit 1 Postamte und den Grafschaftsgebäuden; — 4) ein in steigendem Wachsthume begriffener Flecken in der Grafsch. Pittsylvania des States Virginia. Er liegt (Br. 36° 34′. L. 298° 9′) am Dan, wo derselbe einen Katarakt macht, zu dessen Umgehung ein Kanal angelegt ist, und hat 2 Kirchen, 1 Bank, 1 Druckerei, über 200 Häus. und 1500 Einw., die einen sehr bedeutenden Handel mit der umliegenden Gegend und Nordcarolina treiben, indem die Güter von hier den Dan und Roanoke hinab in den Chesapeak und Albemarlekanal nach Norfolk gehen; — 5) Marktflecken in einer der ergiebigsten Gegenden der Grafsch. Mercer des States Kentucky, unweit des Dicks gelegen und gut gebaut, hat eine Kirche, 1 Collegium, 1 Bank, 1 Zeitungsdruckerei, 200 Häus. und etwa 1200 (1810 erst 432) Einw., welche Baumwollen- und Hanfweberei, Sägemühlen und andere umgehende Werke unterhalten und Wochenmärkte eingerichtet haben. (*Leonhardi.*)

D'Anville s. Anville.

DANZ, Johann Andreas, Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen zu Jena, geb. den 1. Febr. 1654 in dem unweit Gotha gelegenen Dorfe Sandhausen. Nachdem er mehre Jahre das gothaische Gymnasium besucht hatte, begab er sich auf die hohe Schule zu Wittenberg, und wurde daselbst 1676 Magister. Er reiste darauf nach Hamburg, um Edzardis Unterricht in den orientalischen Sprachen zu benutzen, und von da nach Leipzig, 1680 aber nach Jena, um daselbst Andere zu lehren. Nach der Rückkehr von einer gelehrten Reise durch Holland und England wurde er 1685 Professor der orientalischen Sprachen in Jena, 1710 zugleich Doctor und Professor der Theologie, und den 20. December 1727 starb er. Er hat sich als schulgerechter Bearbeiter der hebräischen Grammatik, und durch das Bestreben, in das Studium derselben mehr Genauigkeit und größere Vollständigkeit zu bringen, zu seiner Zeit einen berühmten Namen gemacht, und war in dieser Beziehung das Haupt des Orientalismus, wenigstens in Teutschland. Unbekannt mit den Grundsätzen einer echten Sprachphilosophie trug er die durch die cartesische Philosophie beliebt gewordene, demonstrativische Lehrart auf die hebräische Grammatik über, und glaubte ihr

dadurch ein philosophisches Gewand verliehen zu haben. Er gab zwar seinem System einen innern Zusammenhang und seinen grammatischen Regeln eine Vollständigkeit, wie sie vor ihm kein hebräischer Sprachlehrer gegeben hatte, weswegen er dadurch zu großem Ansehen gelangte und sich lange darin behauptete; allein durch die Erfindung einer Menge neuer Terminologien und durch die Subtilität seiner Regeln hat er das hebräische Sprachstudium mehr erschwert als erleichtert. Sehr oft gedruckt wurden seine grammatischen Schriften: Nucifrangibulum. Jen. 1686. 8., darauf mit dem Titel: Literator ebraeo-chaldaicus, plenam utriusque V. T. institutionem harmonice ita tradens, ut cuncta, firmis superstructa fundamentis, innotescant scientifice. Ib. 1696. 8.; die Syntax: Interpres ebraeo-chaldaicus. Ib. 1696. 8. vermehrt cura J. G. Tympe. Ib. 1755. 4. Das Ganze noch einmal cura J. H. Zopf. Ib. 1773. 8. Teutsch m. Anm. v. G. D. Kypke. Bresl. 1757; verm. u. verb. Lpz. 1780; Anhang dazu. Ebend. 1780. 8. Zur Beförderung des syrischen Sprachstudiums schrieb er, jedoch ohne besonderes Verdienst: Aditus Syriae reclusus compendiose ducens ad plenam linguae syriacae antiochenae seu maroniticae cognitionem. Jen. 1689; ed. VII. 1735; emend. Mylius. Frf. 1765. 8. Von seinen zahlreichen akademischen Schriften, in denen er einzelne Gegenstände aus den hebräischen Alterthümern gründlich erörterte, bemerken wir: De cura Iudaeorum in conquirendis proselytis. Jen. 1688. 4. De Ebraeorum re militari. Ib. 1690. 4. Baptismus proselytorum judaicus e monumentis ebraeo-talmudicis erutus. Ib. 1699. 4. Programmata V. de festo iudaico Septimanarum abrogato et surrogato in ejus locum festo Pentecostali Christianorum. Ib. 1715—18. 4. Dissertatio historico-apologetica pro Luthero ex acrimonia styli reprehenso. Ib. 1704. 4. Oratio de Tryphone Justini martyris collocatore habita. Ib. 1708; wieder abgedruckt in den Parerg. Gotting. T. I. lib. IV. Die meisten der bisher genannten akademischen Schriften und mehre andere findet man gesammelt in G. H. Meuschenii N. T. ex talmude illustr. Lips. 1736. 4. und in dem Thes. diss. ad V. Test. *). (*Baur.*)

DANZ, Wilhelm August Friedrich, Regirungsrath und Lehnsreferent in Stuttgart, geb. d. 3. März 1764 zu Stollberg-Gedern, wo sein Vater Regirungsdirector war. Er widmete sich zu Gießen anfangs den theologischen Studien, verließ sie aber wieder und wandte sich zur Rechtswissenschaft. Nach zurückgelegtem akademischen Cursus, und nachdem er zu Wetzlar sich mit dem Reichsprozeß bekannt gemacht hatte, wurde er Hofmeister bei einem jungen Edelmanne, den er 1786 auf die hohe Karlsschule nach Stuttgart begleitete. Bei dieser wurde er 1789 als Professor der Rechte angestellt, nach Aufhebung derselben 1794 aber auf Pension gesetzt. Bei der Achtung, in der er als gelehrter Jurist stand, zeigten sich mehre Aussichten zu vortheilhaften Anstellungen im Auslande, er zog es aber vor, in Stuttgart zu bleiben, wurde 1796 Hofgerichtsassessor, im folgenden Jahre zugleich Regirungsrath und 1803 Lehnsreferent, starb aber schon am 13. Decbr. dieses Jahrs. Danz war in jeder Beziehung, als Lehrer, Geschäftsführer und Schriftsteller, ein ausgezeichneter Mann, und seine sittlichen Eigenschaften erwarben ihm die Liebe Aller, die ihn kannten. Als Lehrer an der hohen Karlsschule wußte er auch das Trockenste und Spitzfindigste seiner Wissenschaft so lebhaft und einleuchtend vorzutragen und mit so passenden Beispielen zu erläutern, daß ihn seine Zuhörer mit ungeduldigem Interesse im Hörsaale erwarteten. Im Geschäftsleben verband er mit einem unermüdeten Fleiß einen leichten und schnellen Überblick und eine unerschütterliche Liebe zu Recht und Wahrheit. Von der kühnen Freimüthigkeit, mit der er sprach, zeugt unter andern eine am Geburtstage des Herzogs Karl gehaltene Rede [1]), in welcher er sich über die Gebrechen der teutschen Statsverfassung mit einer Klarheit und Eindringen in seinen Gegenstand äußerte, daß sein erlauchter Zuhörer ihn lange und empfindlich die Wirkung seines Mißfallens fühlen ließ. In seinen gelehrten Arbeiten veroffenbart sich, bei allem Eifer für das Wissenschaftliche und Gelehrte der Erkenntniß, und bei dem ausgebreiteten Umfange seines Wissens, zugleich ein praktischer Sinn, der ihn besonders auch bei seinem Lieblingsstudium, des vaterländischen Rechts, nie verließ. Überall war seine Darstellung gründlich, klar, einfach und durch ihre praktische Richtung anziehend, daher auch seine Schriften ein sehr ausgebreitetes Publikum fanden: Betrachtungen über die Justizverfassung in Teutschland während eines Zwischenreichs. Stuttg. 1790. 8. Statsrechtliche Betrachtungen über die Lüttichischen Unruhen v. J. 1789. 2 Stücke, nebst 2 Forts. Ebend. 1789—1791. 8. (die zweite Forts. enthält zugleich Betrachtungen über das Verhältniß des burgund. Kreises gegen das Reich und die Reichsgerichte). Grundsätze des gemeinen, ordentlichen bürgerl. Processes. Eb. 1—3 Aufl. 1791—1800. 4. Aufl. zum Theil umgearb. v. Gönner. 1806. 8. (Gönners Erörterungen über den gem. Proceß; ein Zusatz zu den Grundsätzen des Hrn. Prof. Danz. Bamb. 1799. 8.). Grundsätze der summarischen Processe. Stuttg. 1792; 3. Aufl. v. Gönner. 1806. 8. Grundsätze des reichsgerichtlichen Processes. Ebend. 1795. 8. Versuch einer historischen Entwicklung der gemeinrechtlichen Erbfolgeart in Lehen. Ebend. 1793. 8. Über Ascendentenfolge in Lehn- und Stammgütern. Ebend. 1794. 8. Handbuch des heutigen teutschen Privatrechts; nach dem System des Hrn. Hofr. Runde. Eb. 1796—1807. 8 Bde. 8.; die ersten 3 Bände neu aufgelegt; die Zusätze auch besonders gedruckt. Runde war mit seinem Commentator so wenig zufrie-

*) Teychmeieri progr. in fun. Danzii, cum indice ejus scriptor. Jen. 1728. fol. Elog. ej. in actis erudit. Lips. Suppl. T. IX, 379—382. Levensbeschryving van beroemde Mannen. Amst. 1730. P. II, 91. Saxii Onomast. T. V, 349. Eichhorns Gesch. d. Sprachk. 1. Abth. 468.

1) Teutschland, wie es war, wie es ist, und was es vielleicht werden wird; eine Rede, gehalten 1792 am Geburtstage des Herzogs Karl v. Würtemberg; abgedruckt in Mosers neuem patriot. Archiv. 2. Thl. 135. ff.

ben, als mit andern Erscheinungen im juristischen Fache. Mit Gmelin, Tafinger und Gönner gab Danz das krit. Archiv der neuesten jurid. Literatur (Tüb. 1801—1806. 6 Bde. 8.) heraus [2]). (*Baur.*)

DANZ, Ferdinand Georg, Bruder des Vorhergehenden, Professor der Medizin und Prosector am anatomischen Theater in Gießen, geb. den 28. Oktbr. 1768 zu Stollberg-Gedern *). Er studirte zu Gießen, Marburg und Jena, erhielt 1790 in Gießen die medizinische Doctorwürde, wurde Prosector und 1791 außerordentlicher Professor, starb aber schon den 1. März 1793. Große und wohlbegründete Hoffnungen vereitelte sein früher Tod, denn seine schriftstellerischen Leistungen zeugen nicht nur von einer gründlichen gelehrten Kenntniß, sondern auch von einem nicht gemeinen Scharfsinn und Beobachtungsgeist: Versuch einer allgemeinen Geschichte des Keichhustens. Marb. 1791. 8.; ein praktisch nützliches, aus den besten Quellen geschöpftes Buch, worin alles gut geordnet, richtig beurtheilt und mit gehöriger Bestimmtheit und Kürze vorgetragen wird. Grundriß der Zergliederungskunde des neugebornen Kindes in den verschiedenen Zeiten der Schwangerschaft mit Anm. von Sömmering. Frankf. 2. Thl. 1792. 8.; alles ist mit großer Gelehrsamkeit aus alten und neuen Schriftstellern zusammen gezogen, sorgfältig geprüft und mit Ordnung und Deutlichkeit vorgetragen. Dasselbe Lob verdient seine Semiotik, oder Handbuch der allgemeinen Zeichenlehre, Leipz. 1793. 8., deren Abdruck er nicht erlebte. Zu Starks Archiv für die Geburtshilfe und Baldingers neuem Magaz. f. Ärzte lieferte er Beiträge **). (*Baur.*)

DANZÉ, Dorf im Bezirk Vendôme, des franz. Dep. Loir und Cher, in dessen Nähe ergiebige Eisengruben sind. (*H.*)

DANZER, Jakob, Kanonikus zu Buchau, geb. zu Lengenfeld in Schwaben den 4. März 1743. Nach Vollendung seiner Studien ließ er sich zu Isny in das ehemalige unmittelbare Benedictinerreichsstift aufnehmen, verließ es aber 1784, da er an der hohen Schule zu Salzburg, mit dem Charakter eines geistlichen Raths, als Professor der Moral und Pastoraltheologie angestellt wurde. Diese Stelle legte er 1792 nieder, hielt sich längere Zeit in Linz auf und kehrte dann in sein Kloster nach Isny zurück, wo er aber nur so lange blieb, bis er die nachgesuchte Säcularisation erhielt. Aus drückenden ökonomischen Verlegenheiten wurde er gezogen, als er im November 1795 von der Fürstin und dem Kapitel des Damenstiftes zu Buchau eine Präbende und den Ruf als zweiter Kanonikus an der dortigen Kollegiatkirche erhielt, allein schon am 4. Sept. 1796 entzog ihn der Tod seinen glücklichen Verhältnissen. Er war ein sehr achtungswerther, kenntnißreicher und aufgeklärter Geistlicher, der sich von den Fesseln der Vorurtheile zu befreien gewußt hatte, mit vieler Freimüthigkeit die vernunft- und schriftwidrigen Vorstellungen der mehrsten Theologen seiner Kirche rügte, ohne dem wesentlichen Lehrbegriff der letztern zu nahe zu treten, aber sich dennoch den Verfolgungen der Obscuranten und aller Feinde des Lichts aussetzte. Diese verketzerten ihn bei dem Erzbischof Hieronymus von Salzburg, der ihnen aber 1788 in einer sehr nachdrücklichen Kabinetsordre Frieden gebot, nachdem er ihnen ihr liebloses, unbescheidenes und lärmendes Betragen verwiesen hatte. Sie ruhten aber nicht eher, bis Danzer seine Professorstelle niederlegte und Salzburg verließ [1]). Die Veranlassung ihn zu verfolgen nahmen seine Feinde aus seiner Anleitung zur christlichen Moral für seine Schüler in Privatstunden. Salzb. 1787—1791; 2. verb. Aufl. 1792. 3 Bd. 8.; einem Werke, das seinen Verfasser allen Freunden gereinigter, heller und praktischer Religionsbegriffe ehrwürdig machte, in welchem aber seine Feinde pelagianische Sätze und andere Ketzereien fanden. Während die früheren katholischen Theologen die Moral sehr einseitig behandelten, sie fast zu einer bloßen Kasuistik herabwürdigten, oder blos auf die Einrichtung des innern Lebens beschränkten und die gesellschaftlichen Pflichten ausschlossen, war Danzer einer der ersten, der sie vernunftmäßiger, vollständiger und biblischer, nach einer leichten natürlichen Methode, in einem lebhaften Tone und ziemlich reinen Style, mit Benutzung der besten protestantischen Theologen, ohne die seiner Kirche bei Seite zu setzen, vortrug [2]). Außer diesem seinem Hauptwerke gab Danzer, meistens anonym, mehre kleinere zeitgemäße Schriften heraus, durch die er mit Einsicht dem Reiche des Aberglaubens und der religiösen Verfinsterung entgegen wirkte: Reflexionen über Teutschlands 18. Jahrhundert und seine Verfasser, nebst einer Betrachtung über die Lage des heutigen Mönchswesens. 7. Päckchen 1782. 8. Was sind die Reichsprälaten? 1785. 8. Gedanken über das Büchercensurrecht der Bischöfe. 1785. 8. An den Klub des Obscurantensystems. 1792. 8. Über den Geist Jesu

---

2) Gradmanns gel. Schwaben 94. Archiv der jurid. Lit. 4. Bd. 1. Hft. Schlichtegrolls Nekrol. f. d. 19. Jahrh. 5. Bd. 77—98.

*) Nach einigen Nachrichten war er zu Dechsenhausen im Darmstädtischen d. 26. Okt. 1761 geboren. **) Strieders hess. gel. Gesch. 15. Bd. 104. Gruners Alman. f. Ärzte 1795. S. 3—19. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd.

1) Beitrag zur Entlassungsgeschichte des verewigten Danzers von Salzburg, in den Beiträgen zur Beförderung des ält. Christ. und der neuesten Philos. 23. Heft 230—241. Beiträge zur Reform. der christl. Theol. 1793, enthalten 6 Danzers Schicksal betreffende Aktenstücke. 2) Der Verf. selbst sagt in der Vorrede zum 3. Theile seines Werks: „Es ist der erste Versuch, in unsere Schulmoral mehr Licht zu bringen, sie vom scholastischen Wuste zu reinigen, die Tugendlehre aus dem Schutte sinnloser Sprachformeln, peripatetischer Terminologie und hieroglyphischer Fratzen herauszuheben, und sie in einer gemeinverständlichen Sprache vorzutragen, Vernunft und Offenbarung zu vereinigen, praktische Grundsätze aufzustellen und sie in ein System zu bringen, die Philosophie mit der Theologie auszusöhnen. Die ersten Versuche können nie die vollkommensten seyn, und wenn man auf einmal zu viel Licht auf einen gewissen Gegenstand hinwirft, so sehen schwache Augen das nicht mehr, was man ihnen hat sichtbar machen wollen ꝛc.“ Man s. die Beurtheilungen dieses Werks in der allg. Lztg. 1787. Mai. S. 105. Auserles. Lit. des kathol. Teutschl. 1. Bd. 2. Stck. 168. 3. Bd. 2. St. 212. Oberteutsch. allgem. Lztg. 1788. Jan. 409. 1789. Febr. 769.

und seiner Lehre. Salzb. 1793. 8. (ein Andachtsbuch, von Danzer nur herausgegeben). Kritische Geschichte des Portiunkula-Ablasses, (Ulm) 1794. 8. anonym; 1797 mit dem Namen des Verfassers, der den mit dem erwähnten Ablasse in der katholischen Kirche getriebenen großen Betrug, zur Bestreitung und Abstellung desselben, freimüthig aufdeckte [3]). Magazin zur Verbesserung des dogmatischen Lehrbegriffs der Katholiken. 1. Bd. 1794. 8. u. m. a., auch viele Recensionen in der oberteutschen allg. Lit.-Zeitung [4]). (*Baur.*)

DANZER, Joseph Melchior, baierischer wirklicher geistlicher Rath und Stiftsdechant zu Altenöttingen, geb. zu Oberatzbach, einem Dorfe in Niederbaiern, den 2. May 1739. Zu Landshut fing er an sich dem gelehrten Stande zu widmen, und nachdem er auf der damaligen hohen Schule zu Ingolstadt die Philosophie, Theologie und Rechte studirt hatte, und Doctor der Philosophie und beider Rechte geworden war, ließ er sich 1763 zum Priester weihen. Nachdem er 11 Jahre lang an verschiedenen Orten Dorfkaplan gewesen war, kam er 1774 als Professor der Physik und Mathematik nach Straubing, und 1777 in derselben Eigenschaft an das Lyceum in München, wo er zugleich Schulrector war, und an der Direction des Schulwesens überhaupt Antheil hatte. Im Jahr 1786 wurde er frequentirender geistlicher Rath, kam 1788 als Dechant und Vicepropst nach Altenöttingen und starb daselbst den 10. Mai 1800. Selbst aufgeklärt und reich an nützlichen Kenntnissen, suchte er in jedem Verhältnisse Licht zu verbreiten und das Gute zu fördern. Dazu dienten ihm besonders die schätzbaren Kenntnisse, die er sich frühe in der Mathematik und Physik erworben hatte. Schon als Landkaplan ermunterte er viele junge fähige Männer zum Studium dieser Wissenschaften, trug viel zur Verbesserung der Landwirthschaft bei, und vertilgte den aus Mangel an Naturkunde unter dem Landvolke herrschenden Aberglauben. Selbst einige nützliche Erfindungen hat man ihm zu danken, unter denen besonders die Rauchöfen, welche seinen Namen führen, und die in und außer Baiern beliebt wurden, zu bemerken sind *). Ohne sich hervordrängen zu wollen, war es immer und überall sein Zweck zu nützen. Dieser leitete ihn auch bei seinen ihrer nächsten Bestimmung entsprechenden, schriftstellerischen Arbeiten: Entwurf einer theoretisch-praktischen Naturlehre. Augsb. 1771. 8. m. Kpf. Anfangsgründe der Naturlehre. München 1778. 8. Mathematisches Lehrb. Eb. 1780. 2. Thl. 8. Abhandlung von den Kegelschnitten. 1780. 8. **). (*Baur.*)

DANZIG (30° 18′ 45″ östl. Länge, 54° 20′ 48″ nördl. Breite), lat. Gedanum oder Dantiscum, poln. Gdansk, in alten Urkunden Gedaun und Gidanie. Durch merkwürdige Schicksale in der Vergangenheit, wie durch ihre Bedeutung als Handelsplatz und als Festung vom ersten Range in der Gegenwart, gehört diese Stadt zu den wichtigsten Wohnplätzen der preuß. Monarchie, und sie nimt in dieser Hinsicht durch Größe und Bevölkerung die fünfte Stelle unter denselben ein. Sie liegt am linken Ufer des westlichen Hauptarmes der Weichsel, ½ Meilen von der Ostsee, 20 Meilen von Königsberg und 60 Meilen von Berlin entfernt. Weitläufige Festungswerke, aus allen Perioden der Fortificationskunst, und neun Vorstädte umgeben sie; die Namen derselben sind: Petershagen, Altschottland, Stadtgebiet, St. Albrecht, Langefuhr mit Neuschottland, Neugarten, Stolzenberg, Schidlitz und Neufahrwasser mit dem Fort Weichselmünde, wo sich der Hafen, die See- und Weichsel-Lootsen, das Seehandlungs- und Salzcomtoir und der Leuchtthurm (Bliesenfeuer) befinden. Die Festungswerke bestehen aus 19 Hauptbasteien, mehren Forts, vielen größern und kleinen Schanzen, massiven Redouten, 9 erst 1829 erbauten Defensionskasernen. Mittelbar gehören auch die Inundationsschleusen, namentlich die ganz neu und massiv erbaute Steinschleuse am Legethor dazu rc. Besonders merkwürdig treten unter ihnen hervor der Hagelsberg (auch Russengrab) und der Bischofsberg. Vier Haupteingänge führen in die Stadt und zwar durch das hohe Thor, das Legethor, das Langartner Thor und das Jakobsthor. Auf diese Weise in die Stadt selbst eingetreten findet man nur wenig breite und regelmäßige Straßen, doch verschiedene einzelne schöne Theile. Die Stadt zerfällt selbst wieder in die Altstadt (auch Pfefferstadt genannt) in die Vorstadt, die Rechtstadt, die Niederstadt, die Langgarten und die Speicherinsel. Die Rechtstadt zeichnet sich durch eine bessere Bauart aus. Zu ihr gehört der schönste Theil der Stadt, der Längemarkt mit dem Artushofe oder der Börse und dem großen steinernen Springbrunnen. Die Altstadt ist wirklich alt und wenig freundlich, Langgarten eigentlich nur eine lange, breite Straße, und die Speicherinsel mit ihren Warenlagern, Speichern und Krahnen der Mittelpunkt des merkantilischen Verkehrs. Die Stadt selbst zählt über 4700 Privathäuser, die Vorstädte über 600, und man kann in der weitesten Ausdehnung für Stadt und Vorstädte über 6000 Gebäuden annehmen. Für das Jahr 1830 nahm man 63000 Einwohner an, obgleich die letzte amtliche Zählung nur gegen 61000 ergeben hatte. In Hinsicht der Religion zerfallen sie in 43000 Evangelische, 15000

---

3) Ein Recensent in der neuen allg. teutsch. Bibl. 1. Bd. 422 sagt davon: „Die Wärme für Wahrheit und echtes Christenthum, die auf jedem Blatte dieser Schrift so sichtbar ist, fodert jeden auf, der Sinn für die Gegenstände hat, den Verfasser zum Wegweiser in diesen Untersuchungen zu wählen. Wollte Gott, daß es ihm gelingen möchte, durch diese Schrift dem krassesten Betrug und Aberglauben die Larve abzuziehen und den Betrogenen die Augen zu öffnen.“

4) Baaders gel. Baiern. 1. Thl. 212. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd. Allg. Lit.-Anz. 1798. 8. 1246. Danzers letzte Lebenstage in Buchau von Vogler. 1796. 12. mit Danzers Porträt.

*) Man sehe von seiner Erfindung die Schrift: kurze leichtfaßliche Anweisung, holzersparende Rauch-, Kastrol- und Kochöfen zu verfertigen. München 1799. 8. m. Kpf.

**) Baader u. Meusel a. a. O. Münchner Intell.-Bl. 1796. S. 13—18; 30—32; 523—528; 783—788. Jahrg. 1797. S. 36. 770—775. 785—791. 809. Jahrg. 1799. S. 804. u. J. 1800. S. 365. Oberteutsch. Lzrg. 1800. 1. Bd. 991. u. 335. Kapplers Magaz. für kathol. Religionsl. 7. Thl. 100.

Katholiken, 680 Mennoniten und 2500 Juden. Im Jahre 1829 wurden 2612 Kinder geboren, 2319 Personen starben, und 442 Paare wurden getraut. Unter den öffentlichen Gebäuden zählt man 22, welche zur Gottesverehrung bestimmt sind, und zwar: 16 evangel. Kirchen, 4 kathol. Kirchen, ein mennonitisches Bethaus und 2 Synagogen. Die verschiedenen Klöster der Karmeliter, Dominikaner und Brigitiner rc. sind theils schon aufgehoben, theils nach dem Aussterben der noch vorhandenen wenigen Mönche und Nonnen zur Säcularisation bestimmt. Die Marienkirche (auch Parr-, Dom- und Kathedralkirche) ist wegen ihres Alters, ihrer Größe, ihres Altargemäldes (von J. van Eyck), ihrer Orgel und ihrer Uhr, die Katharinenkirche wegen ihrer Denkmähler und ihres Glockenspiels merkwürdig. Das Rathhaus, die Börse (Artushof), die beiden Zeughäuser, das ehemalige Jesuitenkollegium, das Zuchthaus, die Wasserkunst (vor dem hohen Thore, sie steht auf der Radaune und versieht die Stadt durch Hebung des Wassers in die Röhre mit Trinkwasser) sind die wichtigsten Gebäude. Sehr zahlreich sind die Gebäude und die Institute, die sich auf den Handel beziehen, wie die schon genannte Börse, die Bank, die Fabriken, die Packhöfe, die Holzhöfe, die Aschhöfe, Magazine rc. Von den Fabriken verdienen gegen 80 Destillations- und Liqueurfabriken, die Zuckerraffinerien, die Seidenfabriken, Gold- und Silberfabriken, die Tabacksfabriken, die Vitriol- und Scheidewasserfabriken, Seifensiedereien, Färbereien, auch die verschiedenen Mühlwerke, als die Loh-, Tabacks-, Walk-, Roß- und Wassermühlen rc. einer besondern Erwähnung. Die Hauptgegenstände des Handels sind: Getreide, Holz, Flachs, Talg, Asche, Seife, Wolle, gebrannte Wasser, Packleinwand, Wein, Colonial- und Manufacturwaren. England, Dänemark, Frankreich, die Niederlande, Rußland und Schweden halten hier Consulate. Danzig besaß in dem Jahre 1829 bis 1830 78 eigene Schiffe auf der See, die mit 900 Matrosen bemannt waren und 17000 Lasten trugen. Man veranschlagte den Gewinn der Rhederei in der neuesten Zeit auf 3½ Million, den Werth der Ausfuhr auf 6 Millionen. See- und Stromfahrzeuge kamen im Durchschnitt jährlich zwischen 3 und 4000 an. In Bezug auf die Rhede und den Hafen, dessen Leuchtthurm wir oben schon erwähnt haben, bemerken wir, daß der hiesige Moolenbau in den Jahren 1830 und 1831 ununterbrochen fortgesetzt worden ist. Mit den Handelsconjuncturen im Jahre 1830 war man im Ganzen sehr zufrieden; es wurden 38558 Last Weizen und 8232 Lasten Roggen, so wie bedeutende Quantitäten Hölzer aller Art ausgeführt. Nicht minder lebhaft und bedeutend war der Verkehr im Jahre 1831, trotz der Fesseln, welche der Communication durch die Sperrungsmaßregeln angelegt waren und durch die Störungen, welche die in der Stadt selbst ausgebrochene Krankheit veranlaßte. Von Seiten des Civils hat man hier eine Königl. Regirung, ein Provinzial-Steuer-Directorat, eine Landschaftsdirection, ein Kreisamt, ein Polizei-Präsidium, ein Hauptzollamt, ein Oberpostamt, ein Hauptsteueramt, ein Land- und Stadtgericht, ein Kommerz- und Admiralitätscollegium u. s. w. Den Magistrat dirigirt ein Oberbürgermeister, die Polizei leitet der Landrath und Polizeipräsident, das Fort Weichselmünde hat seine besondere Kommandantur; zu Neufahrwasser befindet sich eine von den Lootsenkommandeuren gebildete Hafenpolizei; auch ist in Danzig eine Provinzial-Erziehungscommission und ein Intelligenzcomtoir; in Neufahrwasser aber, wie schon bemerkt, ein Seehandlungs- und Salzcomtoir. Von Seiten des Militärs befindet sich hier ein erster und zweiter Kommandant, ein Divisionskommando, drei Brigadekommando's und eine dem großen Waffenplatz angemessene Garnison. Für die Gesundheitspflege sorgten im Jahre 1830 26 approbirte Ärzte; auch ist in der Stadt ein Hebammen-, Lehr- und Entbindungsinstitut. Sie zählt ferner 7 Hospitäler, ein Findelhaus, ein Pockenhaus rc. Für die Ausbildung des Geistes und für die Erziehung sind verschiedene Lehranstalten, als ein Gymnasium oder die akademische Schule mit einer ansehnlichen Bibliothek, 1832 von 270 Schülern besucht, die Petri-, Pauli- und Johannisschule, zwei höhere Bürgerschulen, eine Schiffahrtsschule zur Ausbildung guter Steuermänner, verschiedene Elementar-, Töchter-, Frei-, Armen-, mennonitische- und jüdische Schulen. Im Jahre 1832 hat sich an diese Anstalten eine Handelsakademie angereiht, die aus einem Legat des im Jahre 1814 verstorbenen Kaufmanns Kabrun, zu welchem die hiesige Kaufmannschaft ansehnliche Zuschüsse hinzufügte, entstanden ist. Zu den Hilfsanstalten für die Wissenschaften und Künste gehören die hiesige naturforschende und physikalische Gesellschaft, die schon erwähnte Bibliothek, ein Mineralienkabinet, eine Gemäldesamlung (ebenfalls von dem patriotischen Kaufmann Kabrun hinterlassen) und die von M. v. Wolff schon vor langen Jahren errichtete Sternwarte. Auch zählt die Stadt 3 Buchhandlungen. Es erscheint hier eine Abendzeitung und das Amtsblatt der königl. Regierung. Unter den Vereinen zu wohlthätigen Zwecken wirkt höchst verdienstlich die Friedensgesellschaft (1830 unter dem Vorstande des Regirungs- und Schulrathes Dr. Jachmann). Schon seit mehren Jahren befindet sich hier eine Rettungsanstalt für Scheintodte und Verunglückte, seit dem Jahre 1829 ein Gewerbeverein, und seit dem Jahre 1830 ein Verein zur Besserung der Strafgefangenen und der verwahrlosten Kinder. Sehr zahlreich sind die Anstalten der Milde, wie das Waisenhaus, das große Spendenhaus, das Findelhaus rc. Unter den wohlthätigen Stiftungen zeichnen sich die des schon mehrmals genannten Kaufmanns Kabrun vorzüglich aus. Auch befindet sich hier die Loge Eugenia zum gekrönten Löwen, eine Tochterloge von Royal York. Für das Vergnügen sorgen mehre gesellige Vereine, das Theater und einige besuchte Örter der Umgegend. Unter den vielen berühmten verdienstvollen und bekannten Männern, die hier geboren worden sind, nennen wir den Generallieutenant Salenmon, den Dichter Opitz, den Naturforscher Hanow, den Astronomen Hävel (Hevelius), den Kupferstecher und Zeichner Chodowiecky, den Geographen Averius, den Historiker Archenholz und den Opticus und Physikus Fahrenheit. Zu den nähern Umgebungen von Danzig gehört die schöne merkwürdige Abtei Oliva (s. d.

Art.) — das vielbesuchte und wohleingerichtete Seebad Zoppot, die Seebadeanstalt zu Bresen-Jenkau mit einer Erziehungsanstalt, — ein Silberhammer, — ein Kupferhammer, — eine Stahl- und Eisenwarenfabrik u. s. w. Weit bekannt durch ihre Fruchtbarkeit ist die Danziger Niederung und die Naturschönheit der Gegend um Oliva. Hier erhebt sich auch der Karlsberg, von welchem man eine herrliche Aussicht in die Landschaft über den belebten Hafen und bis weit hinein in die offene See hat. Zu der neueren Literatur über Danzig gehört Löschin's (Rector an der Johannisschule, von dem im Jahre 1822 auch eine Geschichte von Danzig erschien) Danzig und seine Umgegend, in verbesserter Ausgabe 1829. Plane der Stadt und ihrer Umgegend hat man von v. Gersdorf, von Sotzmann ic. — Werfen wir nach der Beschreibung des heutigen Zustandes von Danzig noch einige Blicke auf die frühern Verhältnisse dieser Stadt, so finden wir sie schon als einen ansehnlichen Ort des Landes in der Zeit, als der heilige Adalbert hier und in der Umgegend das Christenthum predigte. Wir sehen sie geehrt und gefürchtet im Bunde der Hanse und als eine der Quartierstädte desselben. Dem teutschen Orden verdankt sie die Anlegung der Neustadt. Blutige Kämpfe und Belagerungen stehen in den Tafeln ihrer Geschichte, und die Pest mit allen sie begleitenden Schrecken verödete sie zu verschiedenen Malen. Lange hindurch ehrte Danzig die Könige von Polen als Schutzherrn, und bis in die letztern Jahrzehnte des vorigen Jahrh. stand sie in eigenthümlicher Verfassung als ein reicher, blühender, selbständiger, merkantilischer Freistat da. Im Jahre 1793 wurde sie dem preuß. State einverleibt; im Jahre 1807 fiel sie, nach langer und tapferer Vertheidigung des nachmaligen Feldmarschalls Grafen v. Kalkreuth, in die Gewalt der Franzosen, deren Heerführer, der Marschall Lefebvre, von Napoleon mit dem Titel eines Herzogs von Danzig bekleidet wurde. Im Tilsiter Frieden wurde Danzig von neuem zu einer freien Stadt erklärt, aber die französische Herrschaft und die Befehlshaber der immer sehr starken Garnison ließen die Bewohner jene Freiheit sehr wenig genießen. Die lange Belagerung oder Blokade im Jahre 1813 durch die Russen brachte der Stadt neue Trübsale. Am 3. Febr. 1814 wurde sie von neuem ein Eigenthum und Bestandtheil Preußens, und seitdem ist sie der Hauptort des nach ihr benannten Regirungsbezirks, eine der vier Unterabtheilungen der Provinz Preußen. Seit jener Zeit hat sich der Wohlstand Danzigs wieder mächtig gehoben, nur kurze Zeit erwuchs ihr durch die Bedeutung Elbings ein Nebenbuhler. Aber auch die Stürme des Schicksals bedroheten von neuem die Stadt. Durch fürchterliche Sturmfluthen, die besonders in der Umgegend unendlichen Schaden anrichteten, wurde sie im J. 1829 ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme, und 1831 war Danzig die erste preuß. Stadt, welche von der Cholera ergriffen wurde *). (*v. Zedlitz.*)

Dao s. Sunda-Inseln.

DAONA, Stadt in der indischen Halbinsel jenseit des Ganges, dem heutigen Malakka, am Flusse Daonas, der südöstlich von der Mündung des Besynga entspringt, und sich in den Meerbusen von Bengalen ergießt. Das umherwohnende Volk hieß Daonä oder Daones. (*H.*)

DAORIZI (bei *Strabo* 7, 315 und *Plin.* H. N. 3, 22., *Daorsei* bei *Liv.* 45, 26., *Δαορσοί* bei *Appian.* 3, 2., *Δαουέσιοι* bei *Ptol.* und *Δάορσοι* bei *Steph. Byz.*), ein Volk in Dalmatien, welches in der Nähe des Flusses Naro seinen Sitz hatte. Nach Appian hatte es seinen Namen von Daortho, einer Tochter des Illyrios. (S. Schweighäuser zu *Polyb.* 32, 18, 1.) (*H.*)

DAPHITAS, ein Grammatiker oder Sophist, dem sein beißender Witz das Leben kostete. Man erzählt, daß er, um Apollon dem Spotte Preis zu geben, zu Delphi gefragt habe, ob er sein Pferd — er hatte nie eins gehabt — finden werde. Er erhielt zur Antwort, daß er es finden, aber dadurch umkommen werde. Darüber spottend kam er zu Attalus, dem ersten König von Pergamus, der ihn wegen eines Spottgedichts auf denselben von einem Felsen herabstürzen ließ. Der Felsen hieß Pferd. (Valer. Max. I. 8. Externa 8.) Strabo (14. p. 925) hat das auf den Eunuchen Philetäros, der sich zuerst Pergamus unterwarf, bezügliche, den Attalus beschimpfende, Epigramm aufbewahrt, das einzige, welches von ihm übrig ist. (Anthol. gr. ed. Jacobs. T. III. p. 330.) Dabei sagt Strabo, Daphitas sei auf dem Berge Thorax bei Magnesia gekreuzigt worden, und ein Orakel habe ihn vor dem Thorax (Brust oder Harnisch) gewarnt. (*H.*)

Daphnä bei Pelusium s. Taphphanches.

Daphnäa und Daphnäos s. Daphne.

DAPHNE. 1) Eine Oreade, Prophetin der Gäa, als diese noch im Besitz des delphischen Orakels war. (*Paus.* 10, 5.) — 2) Tochter des thessalischen Stromgottes Peneios (Peneus) (*Ovid. Met.* 1, 452 fgg. *Hyg.* 203. nach Andern der Gäa und des Flußgottes Ladon, oder des Amikles *Schol. Lycophr.* 6.), wurde von Apollon mit seiner Liebe verfolgt; in der Angst flehte sie um Verwandlung, und sproßte zum Lorbeer, mit welchem seitdem der liebende Gott seine Schläfe kränzte, wovon er den Beinamen Daphnäos, der Lorbeerbekränzte, hat. Als solcher hatte er einen Tempel zu Daphne (s. den folgenden Art.); seine Schwester hatte als Artemis Daphnäa einen Tempel zu Sparta. Einer besondern Sage gedenkt Pausanias (8, 20). S. Leukippos. (*H.*)

DAPHNE, als Ortsname: 1) eine kleine wasserreiche Landschaft im obern Galiläa, im Stamme Naphthali. (*Joseph Bell.* 4. Anf.) — 2) Stadt in Lydien in der Gegend von Magnesia am Sipylus. (*Plin.* H. N. 5, 29.) — Am berühmtesten aber ist 3) Daphne in Syrien, ein südlich von Antiochia (s. dieses) am Orontes von den syrischen Königen angelegter Lustort mit schönen Gebäuden und einem zwei Meilen im Umfange haltenden Haine von Cypressen und Lorbeern, nebst einem dem Apollon und der Artemis geweihten Tempel. (Strabo p. 516. *Amm. Marc.* 19, 12. 22, 31 fg.) Der reizende Ort galt für einen Sitz der Wollüste. Pompejus, ergötzt von der Anmuth des Ortes und dem Reichthum

*) Mehres über Danzig, was man hier noch vermißt, liefert ein Nachtrag am Ende des D.

seiner Quellen, schenkte den Daphnensern die umliegenden Felder zur Vergrößerung des Haines. (*Eutrop.* 6, 14.) — 4) *Daphnes portus*, (Δάφνης λιμήν) war ein Hafenort am thrazischen Bosporus, 2 Meilen nördlich von Byzanz. (*Arrian Peripl.*) (*H.*)

DAPHNE *L.* (Seidelbast). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Thymeläen und der ersten Ordnung der achten Linné'schen Klasse. Char. Der Kelch corollinisch, trichterförmig, vierspaltig, hinfällig; die Staubfäden in der Kelchröhre eingefügt; eine einsamige Steinfrucht. Die 32 bekannten Arten finden sich innerhalb und außerhalb der Wendekreise, am zahlreichsten in der gemäßigten Zone, meistens als Sträucher, doch auch baumartig. Im nördlichen Teutschland findet sich nur eine: D. Mezereum *L.* (gemeiner Seidelbast, Kellerhals), ein niedriger Strauch mit lanzettförmigen, glatten Blättern, welche erst nach den zu dreien beisammenstehenden Blüthen aus dem Stengel hervorbrechen. (Abb. Engl. bot. t. 1381., Fl. dan. t. 268., Schkuhrs Handb. Taf. 107., Sturm Teutschl. Fl. I, 8.) Dieser Strauch, welcher im ganzen gemäßigten Europa und im nördlichen Asien in Laubwäldern und auf Alpen (auf dem glarner Dödi bis zu einer Höhe von 7000′ über dem Meere) vorkommt, enthält in allen seinen Theilen einen scharfen Stoff (Daphnin), der sich vorzüglich in der fleischigen Hülle der Steinfrucht zeigt. Diese wirkt daher heftig brechenerregend und abführend, und war ehedem officinell (Sem. Coccognidii). Die Rinde des Stämmchens wird noch jetzt als blasenziehend häufig benutzt (s. den folgenden Art.). Auch als Zierstrauch in Gärten ist der Kellerhals zu empfehlen, da seine frühzeitig (im April) erscheinenden rosenrothen Blüthen und die scharlachrothen Steinfrüchte ihm ein schönes Ansehen geben. Eine andere sehr nutzbare Art dieser Gattung ist D. cannabina *Lour.* (Coch. p. 291), ein Baum mit ablang-lanzettförmigen Blättern und doldenförmigen gelben Blüthen. Die Rinde und Wurzel dieses in Cochinchina und Nepal wachsenden Baumes werden als reinigend und auflösend, die Rinde zur Bereitung eines sehr guten Papiers gebraucht. Innerhalb des Stammes nahe an der Wurzel finden sich häufig Stückchen einer harzigen Substanz, welche dem Aloëholz ähnelt. Ebenfalls zur Verfertigung von Papier wird die Rinde von D. Bholua *Hamilt.* (Don prodr. p. 68.) in Nepal benutzt. (*A. Sprengel*)

DAPHNE (chemisch und medizinisch): 1) D. alpina, Alpenseidelbast; a) die Rinde davon enthält, nach C. G. Gmelin, Bär [1]) und Vauquelin [2]) außer Holzfaser und einem in Wasser löslichen, und durch Weingeist, nicht durch Gärbstoff fällbaren, bei der Zersetzung vieles Ammonium liefernden Schleim, röthlich braunen Bitterstoff, eine eigene bittere, krystallisirbare Substanz (s. Daphnium), ein scharfes, grünes Weichharz, und ein scharfes, mit dem Wasser übergehendes Princip (ursprünglich ein flüchtiges Öl). In dem Zeitpunkte des Wachsthums, wo die Daphnien das meiste flüchtige Öl enthalten, müssen sie auch am wirksamsten seyn. So wie dieses Öl nach und nach zu Harz wird, nimt die reizende Kraft derselben ab. Wenn jedoch ein gewisser Antheil dieses Harzes ausgebildet ist, so hindert dieser die Veränderung des übrigen Öls, weshalb auch alte Seidelbastrinden noch auf die Haut wirken. Den durch Äther ausgezogenen scharfen Stoff, welcher weder kalisch noch sauer, sondern harzig und flüchtig ist, begleitet, nach Dublanc Chlorophyll und ein in Äther weniger lösliches Halbharz. Die entfernteren Bestandtheile der Seidelbastrinde sind: Kieselerde, phosphor- und oxalsaurer Kalk nebst Eisenoxyd.

b) Die Blätter und Blumen haben dieselben Bestandtheile, nur weniger scharfen Stoff und weniger Daphnium.

2) a) Die Rinde der Daphne Thymelea s. Gnidium *L.* verhält sich, wie Nr. 1. a.; nur fehlt ihr das Daphnium. Sie gibt, gleich D. Laureola *L.* und andern Daphnearten den Seidelbast (s. weiter unten).

b) Die Früchte, grana Gnidia, besitzen eine ungemeine Schärfe, und galten sonst für ein drastisches Purgirmittel.

c) Die geschälten Samenkörner gaben Gehlen [3]) durch kaltes Auspressen ein strohgelbes, etwas nach Canthariden riechendes Fettöl von erst mildem, dann stark brennendem Geschmack, das vom Alkohol nicht so vollkommen als vom Schwefeläther aufgelöst wird. In die Haut eingerieben, sowol für sich, als mit Ätzammonium zu einem Liniment gemacht, reizt es diese stark genug. In den ganzen Samen fand Göbel [4]) auch Daphnium.

3) Daphne Mezereum, Kellerhals; a) ihr Samenkern enthält, nach Celinsky [5]), 1 Schale, 1,5 Stärkmehl, 2 Schleim, 33 Kleber, 1,5 Eiweißstoff, 0,5 Extractivstoff, 36 scharfes Fettöl und 4,8 Verlust.

b) Die äußere Schale der Samen gab Willert [6]), außer Holzfaser, Schleim, Gärbstoff und Extractivstoff, auch Harz und ein bei der Destillation mit übergehendes, hautröthendes Princip.

c) Das Fleisch der Beeren besteht, nach Ebendemselben a. a. O., aus 1,5 Schleim, 0,6 blaßrothem Satzmehl, 0,2 flockiger Absonderung, 0,2 körniger Absonderung, 4,2 säuerlich bitterlichem Extractivstoff, 82,4 Wasser und 10,4 hülsigem Rückstand (keine Spur von scharfem Stoff).

d) Die Rinde, cortex Mezerei, ist dünn, zähe, mit einer feinen, rothbräunlichen, ins Grünliche spielenden Epidermis bedeckt, hat innen einen weißen, leicht in Streifen theilbaren Bast, keinen Geruch, aber einen sehr scharfen, brennenden Geschmack. Nach C. G. Gmelin und Bär [7]) besteht sie aus Wachs, scharfem Harze, oder vielmehr einer harzähnlichen Materie, aus Daphnium,

1) S. Schweigger's Journal. V. S. 2. 2) S. Bolze's Berlin. Jahrbuch für die Pharmacie. XXVII. 1. S. 179. und Buchners Repertor. XIX 3.

3) S. neues Berlin. Jahrb. für die Pharmacie. II. S. 54. 4) S. Buchners Repertor. der Pharmacie. VIII. 2. 5) In Pfaff's Syst. der Mater. med. III. S. 497 rc. 6) S. ebendaselbst. 7) In Schweigers neuem Journ. für die Chemie und Pharmacie. 1822. III. 1. S. 1. rc. und in Stolze's Berl. Jahrb. für die Pharmacie. XXIII, 1. S. 168. XXVI, 2. S. 66.

(das hier, nach Göbel, an eine eigene Säure Coccogninsäure von ihm genannt, gebunden ist), freier Äpfelsäure, äpfelsaurem Kali, Kalk und Bittererde, gelbfärbendem Princip, süßer Substanz, Gummi, braunrothem Extractivstoff, Holzfaser, Kieselerde, phosphorsaurem Kalk nebst einer Spur von dergleichen Kali, etwas Eisenoxyd und einer Spur mit Äpfelsäure verbundener Alaunerde. — Coldefy-Dorly gewann aus 8 Pfund Rinde fast 9 Drachmen blasenziehendes Harz von schön dunkelgrüner Farbe, butterartiger Consistenz und außerordentlich brennendem Geschmack. Es ist größtentheils löslich in kaltem, absolutem Alkohol, sehr löslich in Schwefeläther, Fett- und Ätherölen. In größern Gaben verschluckt, erregt der Seidelbast Brennen und Blasen auf der Zunge, Wundwerden und Zusammenschnürung des Schlundes, Erbrechen, Magenschmerz und Entzündung, reißendes Grimmen in den Gedärmen, häufigen, aber weniger dünnen Stuhlgang, Harnbrennen, Blutharnen, Schleimabgang aus Harnröhre und Mutterscheide, Engbrüstigkeit, trockenen Husten, Brustschmerzen, Nasenbluten, Zusammenziehung der Pupillen, Herzklopfen, Ohnmachten, Schwindel, lang anhaltende äußere Kälte mit heftigem Durst, Knochenschmerz, besonders am Schädel, Schläfrigkeit, unruhigen Schlaf, Brennen und Jucken über den ganzen Körper etc. Überhaupt wirkt er schneller, wenn er in den Magen kommt, als am entblößten Zellgewebe angebracht.

Zum innerlichen Arzneigebrauch (entweder für sich allein in Decoct, 2 Drachmen mit 3 Pfund Wasser bis auf 2 eingekocht, und davon Anfangs täglich ½ Pfund, nach und nach mehr zu nehmen; oder mit Sarsaparillo, Klettenwurzel, Paponarba oder Seidelbastsyrup etc.) hat man sie, doch vorzugsweise die im Spätherbste von den jüngern Sträuchen genommene, kurze, platte, federkielsdicke, innen holzige, weiße, außen mit einer blaßgelben oder gelbbräunlichen Rinde, in der vornehmlich das wirksame Princip liegt, umgebene Wurzel, und davon noch einmal soviel zu einem Absude, als von der Rinde, bei Haut- und Knochenkrankheiten überhaupt, besonders syphilitischer Art, zur Unterstützung der Quecksilberkur und bei hartnäckigen, gichtischen Zufällen mit Recht empfohlen.

Äußerlich verursacht sie, frisch, oder die getrocknete mit Wasser befeuchtet und biegsam gemacht, brennende Röthe und Blasen auf der Haut, und bei längerm Liegen, Zerstörung derselben. Man hat sie als Umschlag bei Knochengeschwülsten und Gichtknoten, und den Absud davon bei Krebsgeschwüren angerathen. Häufiger aber bedient man sich derselben als eines hautröthenden, und seröse Feuchtigkeiten herbeiziehenden Mittels, um zumal einen langsamen aber dauernden Gegenreiz auf der Haut, am liebsten des Oberarms anzubringen, wo man ein mit Wasser angefeuchtetes Stück der Rinde von etwa einem Zolle ins Gevierte, Morgens und Abends ein frisches, mit der innern Fläche befestigt, und bis zum Wundwerden und Nässen der Hautstelle, insgemein 3 bis 4 Tage liegen läßt. Die seröse Absonderung unterhält man mit den übergelegten Blättern von Wegerich etc., verbindet aber, bei zu starkem Reiz und Ausfluß, mit Wachs- oder Zinksalbe. Um einen constantern Reiz zu bewirken, legt man, wenn die erste Stelle vertrocknet war, neben dieselbe ein frisches Stück Seidelbast. Das blasenziehende Rindenharz (s. oben), wirkt in Pflasterform für sich zu langsam, aber mit wenigem CanthNaNidenpulver desto schneller und sicherer.

Das Unguentum Mezerei, nach der polnischen Pharmacopöa aus der frischen Rinde bereitet, ist ein milderes Zugmittel. Die Bereitungsart desselben von Lugol und Guibourt aus 1 Drachme Extr. cort. Mez. alcoholisatum, 9 Unzen Schweinefett und 1 Unze Wachs zusammengeschmolzen, s. in Geigers Magaz. für Pharm. 1829. Okt. S. 84., jene von Peters in Brandes's Archiv etc. XXXII. S. 117., und eine dritte in Hufelands Journ. der prakt. Heilkunde. 1830. Jan. Nach Dublanc soll der durch Äther ausgezogene scharfe Seidelbaststoff mit seinem zwanzigfachen Gewicht Fett die beste blasenziehende Salbe geben.

Zu Drouot's blasenziehendem Taffet nimt man eine aus ½ Unze zerschnittener Seidelbastrinde und 2 Unzen Essigäther durch achttägige Infusion bereitete Tinctur und eine mit ebensoviel Essigäther und 1½ Unze Canthariden durch achttägige Infusion erhaltene Essenz, zieht über den Rückstand der letzten nochmals die erste durch mehrtägige Infusion ab, und vermischt beide Tincturen, löst darin 2 Drachmen Colophon auf, und trägt das Ganze auf 1 Stück gegummten Taffet von 4 Fuß Länge und 10 Zoll Breite auf.

Zum Drouot'schen blasenziehenden Papier nimt man 1 Unze von der obigen Seidelbasttinctur, und 2 Drachmen Cantharideneßenz mit Colophonzusatz, und bestreicht mit der Masse stark geleimtes Conceptpapier.

Noch dient zu hautröthenden Einreibungen Dorly's Seidelbasttinctur und Salbe (s. Buchners Repertor. etc. XXIII.). (*Th. Schreger.*)

DAPHNE (Mollusca), Name des Thieres der Muschelgattung Arca, deren Typus A. Noae bei Poli (Testacea utriusque Siciliae. Parmae 1791). (*D. Thon.*)

DAPHNEPHORIA, ein von den Böotiern alle neun Jahre dem Apollon Ismenios oder Galaxios gefeiertes Fest; ohne Zweifel ein Sonnenfest. Mit Lorbeer- und Blumenkränzen wurde ein Olivenzweig, Kopo genannt, umwunden, auf dessen Spitze eine eherne Kugel angebracht war, von welcher noch andere kleine Kugeln herabhingen. Gegen die Mitte war eine kleinere Kugel, als die auf der Spitze, befestigt und der Zweig mit 365 purpurnen Bändern behangen; der untere Theil war mit einem safranfarbigen Tuche bedeckt. Nach Proklos waren die obere Kugel Symbol der Sonne, die mittlere des Mondes, die kleinern Kugeln der Sterne oder Planeten, und die Zahl der Bänder deutete auf den jährlichen Lauf der Sonne. Diesen Zweig trug im feierlichen Umgange ein Knabe, der von edler Abkunft, schön und nicht verwaist seyn mußte. Ein langes kostbares Gewand floß ihm bis auf die Knöchel herab, sein Haar umflog frei die Schultern, sein Haupt bedeckte eine goldene Krone, und an den Füßen trug er eine besondere Art von Schuhen, welche, nach ihrem Erfinder, Iphikratides hie-

ken. Diesem Knaben folgte zunächst der Daphnephoros, der Lorbeerträger, der den Zweig nur berührte, und ihm folgte der Chor von Jungfrauen mit Zweigen in den Händen. So begab sich der Zug zum Tempel Apollons, wo ihm zu Ehren Hymnen angestimmt wurden. (Procl. Chrestom. p. 348. Sylb. — Hesych. und das. Albert.) (*H.*)

DAPHNIA, *Müller* (Crustacea). Diese Gattung gehört nach Desmarest (Considérations générales sur la classe des Crustacés. Paris 1825. p. 365.) zur Ordnung Lophyropa, nach Latreille (*Cuvier* regne animal. ed. 2. IV. p. 164.) unter die Abtheilung Entomostraca und in die erste Ordnung derselben, Branchiopoda.

Der Körper dieser Thiere ist länglich, zusammengedrückt und steckt deutlich in einer Schale. Diese Schale ist zweiklappig, wie eine Muschelschale, steht mit der Haut in Verbindung, ist durchscheinend, hat die Öffnung am Bauch und das Gelenke (Schloß) auf dem Rücken. Der Kopf ist von mittlerer Größe, deutlich vom Körper unterschieden, besonders auf der untern Seite, ist mehr oder weniger in einen eingebogenen Rüssel verlängert, der zugespitzt oder stumpf ist. In seinem Innern sitzt ein einziges Auge, welches nur mittelmäßig entwickelt ist, es besteht aus einer kugligen Haut (allgemeine Hornhaut), die ungefähr ein Dutzend kleiner durchsichtiger Kreise (Crystallinsen) umschließt, welche durch einen schwarzen Grund gehoben werden (retina und pigmentum). Der Mund liegt unterhalb an der Wurzel des Rüssels. Latreille betrachtet mit Ramdohr den untern Theil des Kopfs, welchen Strauß für eine Lefze ansieht, als verlängertes Kopfschild und nennt Lippe denjenigen Theil, welchen der letztere als hintern Lippenlappen betrachtet. Unmittelbar unter diesem Theile befinden sich zwei Mandibeln (Ramdohrs innere Kiefern), welche sehr stark, palpenlos, senkrecht nach vorn gerichtet sind und auf zwei horizontalen Maxillen (Ramdohrs äußern Kiefern) liegen, welche in drei starke, hornartige, rückwärts gekrümmte Haken auslaufen [1]). An den zehn Füßen ist das zweite Glied blasenartig, die acht ersten endigen in eine ruderförmige Ausbreitung, welche an den Rändern mit Haaren oder Bartfäden kronen- oder kammförmig besetzt sind. Die beiden vordern scheinen besonders zum Ergreifen der Nahrung bestimmt zu seyn, weswegen sie Ramdohr für äußere und innere Palpen anspricht, auch hält sie Latreille und Desmarest für Branchien. Die beiden letzten Füße haben einen etwas abweichenden Bau, und Ramdohr unterscheidet sie deswegen unter dem Namen von Scheren. Der Hinterleib oder der eigentliche Körper ist in acht Ringe getheilt, und zwischen den Schalenklappen vollkommen frei, das Ende ist nach unten eingebogen und läuft in zwei, nach hinten gerichtete, kleine Haken aus. Der sechste Leibesring zeigt oben eine Reihe von vier Warzen, welche Zähnchen bilden und der vierte hat eine Art von Schwanz. Was den innern Bau betrifft, so ist der Schlund eng, steigt von unten nach oben und von hinten nach vorn. Der Magen oder vielmehr der cylindrische Darm ist ziemlich weit und wie der Körper in seiner ersten Hälfte fast horizontal, sich mit dem hintern Körperende auch nach unten biegend. In ihn münden zwei Arten von Blinddärmen. Die Eierstöcke liegen längs der Seiten zwischen dem ersten und vierten Ring und öffnen sich einzeln am Rücken in eine Höhle (Uterus *Jurine*), welche zwischen der Schale und dem Körper liegt, in welcher die Eier einige Zeit, nachdem sie gelegt sind, bleiben.

Müller hat mit dem Namen Ephippium einen großen, dunkeln, rechteckigen Flecken belegt, welcher zu gewissen Zeiten des Jahres, besonders im Sommer, nach dem Häuten der Weibchen an dem obern Theile der Schalen sich zeigt und den Jurine für eine Krankheit hält. Nach Strauß besteht dieser Fleck aus zwei eiförmigen, durchsichtigen Blasen, eine vor der andern liegend und mit denen der andern Seite zwei kleine eiförmige Kapseln bildend, welche sich wie eine zweiklappige Samenkapsel öffnen. Dieser Fleck theilt sich wie die Schalen, zu denen er gehört, in zwei seitliche Hälften, welche durch eine Längsnath an ihrem obern Rande vereinigt sind. Sein Inneres zeigt einen andern ähnlichen, kleinern mit freien Rändern, der vielleicht der obere ist, welcher an den Klappen sitzt, deren beide Hälften, in einer Schloßfuge aufeinander laufend, die nämlichen Blasen wie die äußern Klappen zeigen. Jede dieser Kapseln umschließt ein Ei mit einer hornartigen, grünlichen Schale, welches übrigens den gewöhnlichen Eiern ähnlich ist, nur daß es längere Zeit zur Entwickelung braucht und unter dieser Gestalt den Winter hindurch bleiben muß. Zur Zeit der Häutung wird das ephippium, so wie die in ihm enthaltenen Eier mit der Schale abgeworfen und dient nun diesen als Schutz im Winter. Über die weitere Veränderung dieser Eier siehe weiter unten.

Die Männchen, wenigstens derjenigen Arten, welche Strauß beobachtete, sind von den Weibchen sehr verschieden. Der Kopf ist verhältnißmäßig kürzer, der Rüssel trit weniger vor, die Schalenklappen sind weniger frei und oben weniger gewölbt und klappen vorn dergestalt auseinander, daß eine weite, fast zirkelförmige Öffnung entsteht. Die Fühler sind viel größer und gleichen zwei nach unten gerichteten Hörnern, welche Müller für Geschlechtsorgane hält. Strauß hat diese Geschlechtsorgane nicht auffinden können, doch bemerkte er, daß die das letzte Glied endigende Klaue der zwei vordern Füße (der zweiten, wenn man die Ruder als die ersten betrachtet) viel größer ist, als bei dem Weibchen, daß sie die Form eines großen Hakens hat, und daß auch die Borste des dritten Glieds verhältnißmäßig viel länger ist. Diese Haken dienen um das Weibchen fest zu halten. Die Drüsen des sechsten Körperrings sind viel kleiner und erscheinen bei jüngern Exemplaren nur als Höckerchen. Hinsichtlich der untern Fühler, welche bei dem Männchen länger sind, gleichen sich die Geschlechter so ziemlich, die beiden Klappen der Schale endigen sich bei dem einen wie bei dem andern in einen nach unten gebogenen, auf der untern Seite gezähnelten Griffel,

1) Einige Abweichungen von obigen Angaben s. u. bei Daphnia sima.

welcher fast so lang ist als die Schalenklappen, der aber bei jeder Häutung sich dergestalt verkürzt, daß er bei den Erwachsenen nur eine kurze Spitze bildet.

Das Nervensystem der Daphnien ist allerdings bei diesen kleinen Thieren schwer zu beobachten, indessen gibt Strauß darüber folgende Auskunft. Das Gehirn liegt im hintern Theil des Kopfs vor dem Ösophagus und besteht aus zwei Lappen, welche neben einander liegen. Aus dem obern und vordern Theil ihrer Verbindung entspringt der Sehnerve als ein ganz kurzer Stamm, der nach dem Auge geht und bald zu einem Nervenknoten anschwillt, der ein Bündel kleinerer Nerven in das Innere des Augapfels abgibt.

Das Circulationssystem besteht in einem Herz, welches im Rücken des ersten Körperrings liegt, es ist ein eiförmiges, mit seinem vordern Ende angeheftetes Bläschen, aus welchem wahrscheinlich eine Pulsader entspringt. Die Zusammenziehungen dieses Herzens sind schnell und folgen in gleichen Zeiträumen; Strauß zählte in einer Minute 260 Schläge.

Nach Strauß's Beobachtungen sind die Daphnien hinsichtlich ihres Respirationssystems sehr von der Gattung Cypris, mit welcher man sie sonst immer zusammenstellte, verschieden und wahre Branchiopoden; er will deswegen aus den Gattungen Cypris und Cythere eine eigene Ordnung gebildet wissen, Ostrapoda, welche auch Desmarest angenommen hat, und die dadurch charakterisirt ist, daß die Respirationsorgane am Munde liegen und die übrigen Füße nur Gangfüße sind.

Die Daphnien sind in stehendem Wasser sehr häufig, manchmal in solcher Menge vorhanden, daß sie demselben ihre eigene Farbe mittheilen, so daß namentlich der sogenannte Wasserfloh manchmal Veranlassung gegeben hat, Blut im Wasser zu vermuthen. Ihr Schwimmen ist mehr eine Art von Springen, wobei ihnen die schnelle Bewegung ihrer Arme besonders behilflich ist.

Die Nahrung dieser Crustaceen besteht in andern kleinen Thierchen und in vegetabilischen Substanzen, wie sie sich häufig in stehenden Wassern finden; sie bringen sie zum Munde, indem sie das durch die oben gedachte Lücke zwischen ihre Schalen eintretende Wasser durch ihre eigentlichen Füße in eine wirbelförmige Bewegung setzen. Im Frühjahr und Sommer sind sie beständig mit dem Ernährungs- und Fortpflanzungsgeschäft beschäftigt, aber im Winter ruhen oder schlafen sie im Schlamme begraben. Auch im Sommer kommen oft Zeiten vor, wo die Sümpfe austrocknen und sie dann Monate lang im Schlamme begraben liegen, ohne durch das Austrocknen ihr Leben zu verlieren; denn sowie nur durch Regen wieder Wasservorrath eintrit, erscheinen sie sogleich wieder in Menge.

Lange Zeit hat man geglaubt, daß die Daphnien Zwitter wären, aber die Beobachtungen von Müller und noch mehr die von Jurine haben bewiesen, daß sie getrennten Geschlechts sind, daß die Männchen nur zu einer bestimmten Jahreszeit erscheinen, und daß eine einzige Begattung hinreicht, um die Weibchen auf mehre Generationen zu befruchten, ja die Zahl der letztern steigt bis auf sechs. Bei der Begattung, welche höchstens acht bis zehn Minuten dauert, nimt das Männchen zuerst seinen Platz auf dem Rücken des Weibchens und erfaßt es mit den langen Fäden der vordern Füße, dann begibt es sich nach dem untern Rand der Schale und indem es mit der seinigen der Öffnung der weiblichen naht, bringt es seine Fäden in dieselbe, so wie die Haken, mit welchen diese Füße versehen sind, hierauf nähert es seinen Schwanz dem des Weibchens. Dieses sucht anfangs dem Männchen zu entgehen, indem es mit großer Geschwindigkeit herumschwimmt und seine Last mit sich trägt, aber bald hernach ergibt es sich dem Männchen, und nun scheint die Begattung statt zu finden. Die sehr hitzigen Männchen verfolgen ohne Unterschied alle Weibchen, selbst diejenigen, die sich in Begattung befinden, oder schon Eier mit sich herumtragen. Nach der Befruchtung bei den Weibchen, welche sich mit Männchen begattet haben, oder nach der Häutung bei denjenigen Weibchen, welche noch von der Begattung ihrer Mütter u. s. w. befruchtet sind, zeigt sich in den Eierstöcken je nach der Jahreszeit eine grüne, rosenrothe oder braune Materie, welche sich in die auf dem Rücken gelegene Höhle zwischen Körper und Schale begibt und daselbst zu runden Kugeln, welche Eier werden, absondert. Diese Eier entwickeln sich nach der Jahreszeit mehr oder minder rasch und zwar rascher im Sommer. Im Winter sieht man am ersten Tage das Ei aus einer mittlern Blase gebildet, welche von andern kleinern umgeben ist, deren Zwischenräume mit kleinen gefärbten Theilchen besetzt sind; vom zweiten auf den dritten Tag wird das Äußere des Eies durchsichtig, weil die gefärbten Theilchen sich mehr nach dem Mittelpunkt begeben, und vom vierten und fünften Tage an vergrößert sich das Ei mehr und nimt eine eiförmige Gestalt an. Erst am sechsten Tage zeigt sich der Fötus mit vom Körper getrennten Armen; am siebenten kann man die Spuren der eigentlichen Füße und des Kopfs unterscheiden; am achten erscheint das Auge zuerst in zwei gleiche Theile getheilt, und man bemerkt zuerst den Darmkanal; am neunten werden alle Theile sichtbarer, das Auge erscheint schwärzer und netzförmig; am zehnten ist die Entwickelung des Fötus vollendet und er trit aus dem Mutterbehältniß heraus, dessen Ausgang sich durch Erhebung des Schwanzes der Mutter öffnet und fängt an im Wasser herumzuschwimmen. Er ist in diesem Zustande nur darin von ältern Individuen verschieden, daß seine Schale nach hinten sehr verlängert ist.

Das Thierchen wächst nun bald, und so wie es an Größe zunimt, häutet es sich mehrmals und wirft dabei auch die Haut ab, welche seine feinsten Theile überzieht. Wenn diese Häutungen statt haben sollen, so heftet es sich mit den vordern Füßen an irgend einen Gegenstand an oder es kriecht in den Schlamm, wo es sich ganz ruhig verhält. Der Kopf trit bei der Häutung zuerst hervor, die Füße, so wie die Mandibeln und die ästigen Arme zuletzt, aber alles geschieht mit einer ausnehmenden Schnelligkeit. Nach der Häutung ist das Thier keineswegs erschöpft, sondern vielmehr viel lebhafter als vorher. Die Häutungen folgen schnell aufeinander und zwar im Sommer schneller als im Winter. In jener

Jahreszeit folgen die Häutungen von zwei zu zwei Tagen, manchmal auch erst nach drei Tagen, im Winter beträgt der Zwischenraum acht bis zehn Tage, und so folgen sich die Häutungen während der ganzen Lebenstage des Thieres.

In den Monaten Juni und Juli ist die Thätigkeit der Entwickelung der Daphnien so stark, daß die kleinen Weibchen schon in dem Alter von sieben Tagen und nach dreimaliger Häutung ihre Eierstöcke mit grüner Materie gefüllt haben, welche schon am achten Tag in das Mutterbehältniß übergeht und sich in Eier verwandelt, aus welchen die Jungen den zehnten Tag ausschlüpfen. Die Fortpflanzung erfolgt nun, mit Beziehung auf die Häutung, von zwei zu zwei oder von drei zu drei Tagen, je nachdem die Jahreszeit weiter gegen den Winter vorrückt. Die Zahl der Jungen, welche bei jeder Fortpflanzung erscheinen, ist sich selten gleich, zuerst erscheinen selten mehr als sechs, doch wächst die Zahl später und wenn das Weibchen seine vollständige Entwickelung erreicht hat, so sieht man nicht selten achtzehn Junge auf einmal in dem Mutterbehältniß.

Die Männchen finden sich in dem Verhältniß zu den Weibchen nur in geringer Anzahl; man bemerkt sie im Frühjahr und im Sommer nur selten, dagegen sie sich im Herbst häufiger zeigen, wahrscheinlich weil dann ihre Gegenwart zu Erhaltung der Gattung nothwendiger ist.

Von den Arten dieser Gattung führen wir folgende an:

1) D. Pulex, *Linné* (Monoculus — Pulex aquaticus arboreus, *Swammerdam* Biblia nat. t. 31. Daphnia pennata *Müller* Entomostraca t. 12. f. 4—7. Schäffer, die grünen Armpolypen u. s. w. t. 1. f. 1—8. Federborstiges Osthorn, *Schransk* Fauna boica III. 1. p. 264). Der gemeine Wasserfloh.

Diese ist eine der gemeinsten Arten und diejenige, an welcher die meisten, auch die oben angeführten Beobachtungen angestellt worden sind. Sie findet sich sehr häufig in Sümpfen und stehenden Wassern und hält sich in der Nähe des Ufers oder der im Wasser befindlichen Körper auf. Die Größe dieses Thierchens beträgt nur eine Linie und die Farbe ist im Frühjahr roth, im Sommer rosenfarb, in den übrigen Jahreszeiten grünlich weiß; der Kopf ist von mittlerer Größe und vom Rücken nicht durch eine Querfuge getrennt, die Schale läuft hinten in eine Spitze aus.

2) D. sima, *Müller* (Entomostraca t. 12. f. 11—12. Monoculus exspinosus, *Degeer* Memoires VII. t. 27. f. 9—13. M. laevis, *Fabr.* Ent. syst. II. p. 492. D. vetula, *Straufs* in Memoires du Museum d'hist. nat. V. pl. 29. f. 25—26).

Diese Art ist nur 1½ Linien lang. Der Kopf viel kleiner und weniger spitzig, als an dem gemeinen Wasserfloh; der hintere Theil der Schale ist zugerundet und nur mit schwachen, kaum bemerkbaren Querlinien versehen.

Dies ist diejenige Art, an welcher Gruithuisen den Kreislauf beobachtet hat. Die von diesem Naturforscher in den Verhandlungen der K. Leop. Carol. Akademie d. N. XIV. 1. p. 397. t. 24. über diesen Gegenstand sowol als über die anatomische Beschaffenheit dieses Thierchens überhaupt gemachten Mittheilungen führen wir hier um deswillen etwas ausführlicher an, da diese Beobachtungen mitunter von denen abweichen, welche Jurine, Strauß u. a. machten und auf welche die obigen Angaben sich gründen.

Der Kopf hat im Ganzen eine nierenförmige Gestalt, ist durchsichtig und sitzt quer über den Schalenklappen, von denen er nicht bedeckt wird. Am obersten und vordersten Theile desselben sieht man die beiden schwarzen Augen, welche linsenförmig gestaltet und an den platten Seiten zusammengewachsen sind, weshalb es unrichtig ist, wenn einige diese Thiere unter die Monoculi zählen, auch sind diese Augen an der jedesmaligen Außenfläche mit kleinen hellen Bläschen, welche die Stelle optischer Linsen vertreten, über und über besetzt, und der zu ihnen gehende Sehnerve ist mehrfach und vereinigt sich pyramidalisch in eine Spitze zusammenlaufend, rückwärts mit dem Gehirn, welches hier nicht sichtbar ist, aber bei einigen andern Daphnien-Arten eine birnförmige Gestalt besitzt. In der Mitte des Kopfes bemerkt man zwei gelbe Körper, die sehr wahrscheinlich der Leber höherer Thiere analog sind und eine gebogene cylindrische Gestalt haben, mit der sie den Ösophagus umgeben, der sich am untersten vordersten Theile des Kopfs in den Mund des Thieres endigt, an welchem die sich meist zwischen den Klappen verbergenden Freßspitzen stehen, und über welche an jeder Seite ein schwarzer Punkt liegt, der wol auch ein Auge seyn kann. Etwas vorwärts an der Basis des Kopfes oder dem eigentlichen Halse sind zu beiden Seiten die zwei Arme befestigt. Jeder dieser Arme besteht aus einem Stamme und aus zwei etwas kürzeren Ästen, von welchen jeder aus drei gleich langen Gliedern zusammengesetzt ist. Zwischen den zwei untern Gliedern ist in der Regel ein dreigliederiges Haar, welches abermals mit kleinen Härchen gefiedert ist, befestigt, und auf dem letzten Gliede stehen oben an drei bis vier solcher gegliederter Haare. Da aber an den von Gruithuisen beobachteten Exemplaren bald da bald dort eins oder zwei dieser Härchen fehlten, so glaubt er, daß, wenn sie in vollständiger Anzahl vorhanden wären, auf jedem Aste ihrer sieben sitzen müßten. Zuweilen scheint sogar das oberste Glied eines Astes verloren zu seyn, in welchem Falle dann das zweite Glied fünf Haare zu tragen pflegt. Diesen Organen gleichen im Allgemeinen die Branchien der Daphnien, welche durch die Klappen stets bedeckt sind, und durch deren Bewegung sie infusorische Thierchen mit einem Strome von Wasser gegen den Mund und zwischen die Klappen in ihr Inneres treiben und rückwärts wieder ausstoßen können, bei welcher Gelegenheit das Thier durch den Mund das Nahrhafte zu sich nimt und durch das Umspühlen des sauerstoffreichen Wassers, sowol in den Branchien, als in dem innern organischen, häutigen, mit Capillargefäßen versehenen Überzuge, den eigentlichen Act der Respiration veranlaßt, wovon Gruithuisen sich dadurch überzeugte, daß das Thier nach jedem gewaltsamen Bewegungsversuche, aus dem engen Gefängnisse zu entkommen, eine Zeit lang die Branchien schnell bewegte, um den in Stocken gerathenen Kreislauf wieder in Gang zu bringen. Die Gestalt dieser Branchien war

bei ihrer steten Bewegung und bei dem Gewirre, welches sie bilden, nicht auszumitteln, nur so viel ist gewiß, daß sie an ihren Enden mit feinen Härchen gefiederte Bewegungshaare haben. Gruithuisen findet es deswegen Unrecht, daß Müller die Daphnien nach diesen sogenannten Füßen eingetheilt habe, da dieselben so schwer zu bemerken sind.

Der Darmkanal und Hintertheil (der Schwanz nach Müller, der Klauenfuß nach Schäffer) sind mit einander innigst verbundene Theile. Der Darmkanal beginnt am Munde und endigt am After, welcher nur durch das Entledigen des Kothes aufgefunden werden kann und sonst nie sichtbar ist. Bei wohlgenährten Thieren ist der Darm immer ganz mit Nahrungsbrei angefüllt, der dann durch die peristaltische Bewegung oft auf- und absteigt; übrigens meint Gruithuisen, sei es leicht abzusehen, daß dieser einzelne Fuß nichts anderes ist, als der Körper dieses Thieres, welchem auch die Branchien und das Herz gehören, und dessen Gelenk und zwei Klauen, wovon eine oft abfällt, nur zum Fortschieben durch enge Pässe, wo das Schwimmen unmöglich ist, eingerichtet sind. Die beiden an diesem Gelenke befindlichen und während der Biegung aus den Klappen vorstehenden Haare dienen ohne Zweifel zu einem Tastorgan, wie bei einigen Säugthieren der Bart.

Die beiden am vordern Rande behaarten Klappen dieser Daphnia sind bei ausgewachsenen Individuen braun und wenig durchsichtig, bei jungen aber so durchsichtig, daß man den ganzen Blutkreislauf darin und im ganzen Thiere wahrnehmen kann. Die innern Flächen dieser Klappen sind mit einem häutigen Mantel ausgekleidet. Einen Kopfschild, wie ihn Schäffer beschreibt, hat Gruithuisen weder bei jungen noch alten Thieren wahrnehmen können, und er vermuthet, daß diese Ansicht nur eine auf besonderer Färbung beruhende Täuschung sei. Die Klappen werden bei alten, eben von Jungen entbundenen Individuen unverhältnißmäßig groß.

Der Eierstock befindet sich im hintersten Raume der Klappen und enthält oben die minderzeitigen Eier, während von den untern gar oft die jungen Daphnien auszuschlüpfen beginnen.

Das Gefäßsystem und der Kreislauf ließen sich bei jungen Individuen dieser Art sehr gut unterscheiden und Gruithuisen hat eine erläuternde Zeichnung davon geliefert, die hier, leider! nicht mitgetheilt werden kann. Der Beobachter nimt ein arterielles und ein venöses Herz an. Blos die vom Herzen ausgehenden Adern scheinen eigene Häute zu haben. Die Capillarkanäle, in welchen das Blut venös wird, sind mit keiner Spur von eigner Adermembran versehen. Das Arterienherz, so wie das Venenherz, bestehen in sackförmigen, muskulösen Häuten, die sie schnell und kräftig zusammenzuziehen vermögen, besonders das erstere, welches wegen der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen auch von andern Naturforschern bei den Daphnien gesehen worden ist und auch bei den Lynceen und Cytheren gesehen werden kann. Aus dem Arterienherzen entspringen die aufsteigenden Kopf- und Muskelarterien und die Arterie, von welcher die Branchien, der Darmkanal und der Klauenfuß mit Blut versehen werden. Der Kopf hat gar keine Vene, und nur die Arme haben eine kleine Arterie und eine Vene, die am ersten Gelenke einige schwer zu entwirrende Beugungen bilden, von welchen aus zwei Capillararterien zu den Gliedern der Arme geschickt werden, aus denen das Blut in die Capillarvenen umwendet und sich in einen Stamm versammelt, welcher ganz allein zum Venenherzen herabgeht. Die aufsteigende Arterie theilt sich hinten am Genicke in zwei Äste; der unterste Ast theilt sich wieder in zwei Zweige, wovon einer die beiden Armarterien und die Hälfte der Mantelarterien abgibt. Der zweite obere Ast theilt sich in zwei Zweige, die den ganzen Kopf mit arteriellem Blute versehen, dann in die Klappen hinabsteigen und sich beiderseits in zwei Capillarkanäle vertheilen. Die absteigende Arterie geht am Darmkanale nach vorwärts, gibt an die Branchien die nöthigen Arterien ab, versieht in ihrem Verlaufe nur sparsam den Darmkanal mit oxydirten Blute und begleitet diesen vorn genau bis zum After, wo sie sich in drei Capillarvenen theilt und abwärts wendet. Über die Scheidepunkte der Arterien und Venen in den Capillarkanälen hinaus bilden sich folgende Venen: erstens in den Armen die oben angegebene, absteigende Vene, zweitens in den Klappen die Capillarvenen, welche am untern Theile des Rückens sich in die einzige aufsteigende, einen Bogen bildende Vene versammeln und sich in das Venenherz endigen; drittens im Klauenschwanze versammeln sich die Capillarvenen nach einigen Anastomosen hinter diesem Organ in eine zweite, sehr kurze, aufsteigende Vene, die sich am untern Theile des Venenherzens endet.

Die Blutkügelchen, welche man hier sieht, und wodurch man auch ihren Kreislauf erforschen kann, sind unfehlbar nur Chyluskügelchen, denn sie gleichen ihnen gar sehr, ausgenommen daß sie alle gleich groß sind. Man kann sich daher leicht denken, daß über den Lauf des Blutes im Gefäßsystem, wie es hier beschrieben wurde, nicht der leiseste Zweifel obwalten kann, nur die Gefäße der Branchien konnte Gruithuisen wegen ihrer steten Bewegung nicht zeichnen, ob er gleich auch in ihnen den Blutlauf deutlich sah, nur das bemerkt er noch, daß die gefiederten Bewegungshaare der Branchien so wenig einen Kreislauf haben, als die Bewegungsarme.

Das Blut macht dem vorhergehenden zufolge folgenden Kreislauf. In das Venenherz ergießen die von den Armen ab- und von dem Klauenschwanze und von den Klappen aufsteigenden Venen das Blut, welches hierauf in das Venenherz ausgeschüttet wird. Das Venenherz schüttet es durch ein Loch in das Arterienherz hinüber. Von diesem geht die größte Blutmasse aufwärts zu den Armen, zum Kopf und Mantel und abwärts zum Klauenfuße, und von da in die Venen u. s. w.

Merkwürdig ist es, daß dieses Thier, welches sich ebenso vielfältig und gewaltsam bewegt, wie die vielfliegenden Vögel, mit einer ausnehmend vollkommenen Lungenrespiration versehen ist. Für die Bewegung der Arme und des Klauenschwanzes scheint also der ganze übrige Capillargefäßapparat da zu seyn, den wir in der innern häutigen Auskleidung der beiden Klappen und in den Branchien aufgefunden haben. Für diese Ansicht

spricht nicht blos die Armuth des Darmkanals an Capillarkanälchen, sondern Gruithuisens hundertfältige, schon oben erwähnte Erfahrung, daß das Thier eine lang anhaltende Bewegung mit den Armen nicht fortsetzen kann, ohne daß dabei der ganze Kreislauf stille steht, den es sodann durch Ruhe und heftiges Umspühlen neuen Wassers an die Klappengefäße mit den Branchien wieder in Gang bringen muß.

Über die Gattung Daphnia sind außer den angeführten Schriften noch zu vergleichen: Histoire des Monocles par Jurine und Ramdohrs Beiträge zur Geschichte der Monoculus. (*D. Thon.*)

DAPHNIS, eine Dichtung, dunkel in ihrem Ursprunge, wie in ihrem Zwecke. Stamme sie aus Griechenland oder Sikelien, oder aus beiden, so ists schwer zu erforschen, wie viel Hellenisches und Sikulisches sie vermischt; was sie auch bezwecke, vielleicht die Nachweisung des alten Ursprungs des bukolischen Gesangs, immer läßt sich dieser nicht deutlich begründen. Nach Sikelien, dem Lande der alten Hirten, wo man die ländlichen Götter, *Θεοὶ Πάλικοι*, am Ätna, identisch mit der römischen Pales, als Schutzgötter verehrte, versetzt die Dichtung den Ursprung des bukolischen Gedichts und sieht in Daphnis (von *δάφνη*, dem Lorbeer) den Erfinder desselben [1]). Ein Sohn des Hermes und einer Nymphe [2]), wurde er in einem Lorbeerhaine geboren, von Hirten gefunden und nach dem Fundorte Daphnis genannt. Nymphen erzogen ihn, den schönen, liebenswürdigen Halbgott, und Pan unterrichtete ihn im Flötenspiel [3]). Täglich folgte seiner Flöte seine große Heerde nach dem Ätna. Wer hörte und sah nicht gern den schönen Jüngling! Eine Nymphe, Echenais (die Zurückhaltende), fesselte ihn und ihre Eifersucht drohete ihm Erblindung, wendete er seine Liebe einer andern zu. Einmal in der Nähe der sikelischen Königsburg weidend sah ihn die Tochter des Königs, machte ihn jener Drohung durch Darbieten berauschenden Weines vergessen und — gewann ihn. Die Drohung ging in Erfüllung. Er flehete zum Hermes, welcher ihn nach dem Olymp versetzte, und sein Namensgedächtniß durch einen hervorsprudelnden Quell, der seinen Namen empfing, erhielt. Alle sikelische Hirten feierten hier einen jährlichen Festtag [4]). Nach Ovidius wird er von der Nymphe in einen Stein verwandelt [5]), und nach Theokritos starb er liebegram [6]). Andere erzählen noch anders [7]). Die älteren Erklärer der fünften Ecloge Virgils deuten die angezogenen Stellen von Daphnis, dem Halbgott, die neueren von Julius Cäsar [8]). — Hat vielleicht die Dichtung ihren Ursprung in dem alten Wahne: daß das Kauen der Lorbeerblätter die Kraft der Weisheit und den Geist zu dichten wecke und befördere [9]). Leicht wäre dann

1) *Athen.* XIV. p. 619. *Diodor. Sic.* IV, 84. *Aelian.* V. H. X, 18. 2) *Serv.* ad *Virgil.* Ecl. VIII, 20. Edit. Lion. T. II. p. 126. 3) *Parthen.* Erot. 29. *Serv.* l. l. 4) *Servius* l. l. 5) *Metam.* IV, 278. 6) *Id.* 1, 66. 7) *Sil. Ital.* XIV, 466. *Theokrit.* Id. VIII. 8) *Voss* zu Virgil's Id. V, 20. Theil 1. S. 244. 9) *Casaubon.* ad *Theophrast.* Charact. edit. Fischer. p. 175.

die Deutung des Namens und des nach und nach entstandenen Mythos mit seinen Ausschmückungen. Doch dies nur Vermuthung. (*Schincke.*)

DAPHNIS von Miletos erbauete mit Päonios, welcher den von Ktesiphon und Metagenes unvollendet gelassenen Tempel der Diana zu Ephesos vollendete, einen Tempel dem Apollo nach dorischer Art in seiner Vaterstadt *). (*Schincke.*)

DAPHNIS, *Hübner* (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung (Verein, nach Hübners Ausdruck) gesondert aus Linné's Gattung Sphinx und von Ochsenheimer Deilephila benannt. Sie begreift die Arten Sphinx Aeacus und Hippothous Cramers und Nerii Linné's. (*D. Thon.*)

DAPHNITIS Spr. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Klasse und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft. Char. Der Kelch vierblättrig, der Griffel einfach, die Frucht unbekannt. Die beiden hieher gehörigen Arten sind Bäume. 1) D. capensis Spr. (Syst. I. 370; Laurophyllus capensis Thunb. prodr. cap. 31.) mit ablangen, ungetheilten, in der Mitte gesägten Blättern. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) D. madagascarensis Spr. (l. c. Diloveia Thouars nov. gen. mad. p. 7.) mit zweilappigen, winkligen, am inneren Rande drüsigen Blättern. Auf Madagaskar. (*A. Sprengel.*)

DAPHNIUM, Daphnin, ein dem Picrotoxin ähnliches, bitterscharfes und giftiges Pflanzenkaloid, nach Göbel an eine eigene Säure, die Coccogninsäure, gebunden, das Vauquelin aus der Rinde von Daphne alpina, und Göbel aus den Samen der Daphne Gnidium etc. erhielt, als sie das weingeistige Extract dieser Pflanzenkörper in Wasser brachten, die Flüssigkeit vom Harz abfiltrirten und verdampften. Sie setzt nach einigen Tagen Krystalle ab, welche durch Wiederauflösen in heißem Wasser und neues Anschießen gereiniget, weiß, glänzend, durchsichtig, etwas hart, von sehr bitterm, anhaltend scharfem Geschmack und äußerst flüchtig erscheinen, in einer Retorte schmelzen, aufschwellen, sich schwärzen und saure Dämpfe ausstoßen, die auf Glühkohlen ganz stechend werden.

Sie lösen sich wenig in kaltem, leicht in heißem Wasser, und krystallisiren beim Erkalten wieder heraus. Ihre wäßrige Lösung schmeckt, eine Stunde auf der Zunge gehalten, scharf, und mehre Stunden lang immer schärfer.

Das Daphnium stellt die Farbe des gerötheten Lackmuses wieder her, läßt aber Veilchensaft unverändert. Weder Kalk- noch Barytwasser trüben die Flüssigkeit, zum Beweis des Nichtdaseyns eines kohlensauren Kali. Das essigsaure Blei wird weiß gefället, und der Niederschlag erhält, umgerührt, einen Atlasglanz. Schwefelsaures Kupfer wirft weiße, etwas ins Grüne spielende Flocken nieder. Eine schwache weiße Trübung erfolgt mit salpetersaur. Silber, allein die Flüssigkeit wird nach einer gewissen Zeit rosenroth. Es fragt sich, ob dies die Wirkung von einigen, in dem Wasser enthaltenen

*) *Vitruv.* VII. praef. §. 16.

Spuren Ammoniums, oder von dem scharfen Princip selbst ist? Vauquelin stimmte früher mehr für das letztere (s. Ann. d. Ch. LXXXIV. S. 174 etc.), ging aber später von dieser Meinung ab (s. Journ. d. Pharm. et de sc. necess. T X. p. 333., frei übergetragen in Stolze's Berlin. Jahrb. f. d. Pharm. 1825. XXVI. 2. S. 60 etc. und in Buchners Repertor. f. d. Pharm. XIX, 1. XXIII, 1.). Vergl. Göbel in Buchners Repertor. VIII, 2. und L. G. Gmelin und Bär a. a. O. Nach Coldefy-Dorly (bei Buchner a. a. O. XXIII. S. 167.) soll ½ Gr. Daphnin, mit Fett zur Salbe gemacht, eine Stelle von 18 Zoll im Umfange röthen können. (*Th. Schreger.*)

DAPHNUS (ὁ Δαφνοῦς), eine alte, im Gebiete der opuntischen Lokrier, nahe bei Alope und der Küste gelegene Stadt, die aber Strabo (9. 650.) schon nur als längst zerstört kannte. (*H.*)

Dapifer s. Seneschall und Truchsess.

DAPP, Raymund, Prediger zu Kleinschönebeck, Schöneiche und Münchehofe, unweit Berlin, geboren den 20. Sept. 1744 in dem Städtchen Geißlingen, im Gebiete der Reichsstadt Ulm, wo sein Vater als Visirer angestellt war. Von dem ulmischen Gymnasium, welches er von frühen Jahren an besuchte, begab er sich 1769 nach Erlangen, und von da nach Halle. Eine Hofmeisterstelle in Berlin, die er annahm, gab 1778 Veranlassung zu seiner Anstellung als Prediger in Kleinschönebeck, wo er den 1. Mai 1819 starb. Er war nicht nur in seinen nächsten amtlichen Verhältnissen ein sehr geachteter, für das leibliche und geistige Wohl seiner Gemeinden mit Einsicht sorgender Prediger, sondern er hat sich auch anerkannte Verdienste durch die Herausgabe von Schriften erworben, welche die Erbauung und religiöse Bildung des Landmanns, und die beste Art, durch populäre Kanzelvorträge auf ihn zu wirken, sowie überhaupt die nützliche Verwaltung des Predigtamts auf dem Lande zum Zwecke haben: Gebetbuch für christliche Landleute. Berl. 1785; verm. Züllich. 1799. 8. Predigtbuch für christliche Landleute nach den Evangelien. Berl. 1788; verm. 1797. 4. Kurze Predigten und Predigtentwürfe über die Evangelien nebst Kasualpredigten und Reden, 6 Jahrgänge, jeder aus 3 Abtheil. bestehend. Eb. 1793—1805. 8. Die ersten Jahrgänge neu aufgelegt. Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten. Eb. 8 Bde., jeder von 3 Stücken, und Schlußband 1805—1817. 8.; eigentlich eine Fortsetzung der kurzen Predigten nach einem erweiterten Plane, indem außer Predigtentwürfen über die Episteln auch Aufsätze über das Landschulwesen und über liturgische Gegenstände, Nachrichten und Vorschläge über Land- und Hauswirthschaft, Landpredigerstand, Amtsführung, Amtsklugheit und dergl. vorkommen. Alle diese Schriften, zu denen auch andere Verfasser Beiträge lieferten, sind im Ganzen gut und zweckmäßig, zeugen von hellen Religionseinsichten, einer genauen Kenntniß des Landmannes und sind faßlich und populär geschrieben. Doch finden sich unter der großen Zahl Predigten und Predigtentwürfen nicht wenige, in denen man eine richtige Disposition, eine gute Auswahl der Materien, Präcision und Gedrungenheit des Stils vermißt. An der allgemeinen teutschen Bibliothek war Dapp ein fleißiger Mitarbeiter, und vor dem 37. Bande der neuen Folge derselben findet man sein Bildniß. Er war auch der erste in der Mark Brandenburg, der in seiner Gemeinde auf öffentliche Kosten eine Industrieschule einführte, die bei ferner zu errichtenden Instituten dieser Art zum Maßstabe genommen wurde *). (*Baur.*)

DAPPER, Olfert oder Olivier, ein Arzt zu Amsterdam, der mehr für die Buchhändler arbeitete, als am Krankenbette beschäftigt war, und 1690 starb. Seinen Namen erhalten die vielen geographisch-historischen Compilationen von fernen Ländern und Welttheilen, die er, meistens mit bedachtsamer Benutzung der besten vorhandenen Quellen, und nicht ohne Sachkenntniß, herausgab. Zuweilen entlehnte er seine Nachrichten aus Schriftstellern, die heut zu Tage sehr selten, und zum Theil gar nicht mehr bekannt sind, war aber auch Ursache, daß manche spätere Schriftsteller, die seiner Autorität ungeprüft folgten, irre geführt wurden, da er zuweilen auch aus unglaubwürdigen Schriftstellern seine Nachrichten entlehnte. Er schmückte seine Werke mit gut gezeichneten und gestochenen Charten und Kupfern, welche die beschriebenen Länder und die Sitten der Einwohner ziemlich treu darstellen. Bei den teutschen Übersetzungen hingegen sind Charten und Kupfer meistens schlechte Nachstiche. Dapper dedicirte seine meisten Werke dem Bürgermeister Nic. Witsen zu Amsterdam, mit welchem ihn die gemeinschaftliche Liebe zur Erdkunde verband. Die bedeutendsten unter seinen noch immer schätzbaren Werken sind: Gedenkwaerdig bedryf der nederlandske oost-indische maetschappye, op de kuste en in het keyzerryk van Taising of Sina. Amst. 1670. fol. m. Kpf. Engl. von J. Ogilby unter dem Titel: Atlas Chinensis etc. Lond. 1671. fol. m. Kpf. Teutsch, Amst. 1674. (andere Exemplare 1675.) Fol. m. K. Franz. im Auszug in der Histoire gén. des voyages T. V, 282. Verschieden von diesem Werke ist die von Dapper zu derselben Zeit herausgegebene Beschryving des keyzerryks van Taising of Sina. Amst. 1670. fol. — Asia of naukeurige beschryving van het rijk des grooten Mogols en eene groote gedulte van Indien etc. Amst. 1672. fol. m. Kpf. u. Charten. Dazu gehört: Beschryving van Persia. Ib. 1672. fol.; beide teutsch von J. Ch. Beer. Nürnb. 1681. 1688. 3 Bde. Fol. m. Kpf. Naukeurige beschryving van Asie: behelsende de gewesten van Mesopotamie, Babylonie, Assyrie, Anatolie, of klein Asie; beneffens een volkome beschryving van gantsch Gelukkigh, Woest en Petreasis of steenigh Arabie. Rotterd. et Amst. 1677; 1680. fol. m. Kpf. u. Charten; das schönste von Dappers Werken; teutsch v. J. Ch. Beer. Nürnb. 1681. Fol. Naukeurige beschryving van gantsch Syrie, en Palestyn of heilige lant;

*) Weyermanns Nachr. v. Gelehrten etc. aus Ulm 141. Gradmanns gel. Schwaben 96.

behalsende de gewesten van Fenicie, Celesyrie, Kommagene, Pierie, Cyrestika, Seleucis, Kassiosis, Chalibonitis, Chalus, Abilene, Apamene, Laodicea, Palmyrene, enz. beneffens de Landen van Perea of Over-Jordaen, Galilea, byzonder Palestyn, Judea en Idumea. Rotterd. 1677; Amst. 1681. fol. m. Kpf. u. Chart. Teutsch von J. van Meursen. Amst. 1681, Nürnb. 1688. mit Kpf. Naukeurige beschryvinge des afrikaensche gewesten van Egypten, Barbaryen, Lybien, Biledulgerid, Negrosland, Guinea, Ethiopien, Abyssinie etc. Amst. 1668; ed. II. 1679. fol. mit Kupf. und Charten. Teutsch, Amst. 1670. Fol. m. Kpf. u. Charten. Engl. v. J. Ogilby (der Dappers Namen verschwieg). Lond. 1670. Fol. mit Kpf. franz. Amst. 1686. Fol. mit Kpf. Naukeurige beschryvinge de eylanden in de Archipel des mittellandsche Zee, Cyprus, Rhodus, Negroponte, Palmos en ontrent dezelve gelegen. Amst. 1688. fol. mit Kpf. u. Charten. Teutsch unter dem Titel: Archipelagus turbatus oder des schönen Griechenlands verwüstete und verödete Wasserfelder rc. Augsb. 1688. 8. mit Kpf., und unter dem Titel: Ergötzlich- und Merkwürdigkeiten des Morgenlandes. Nürnb. 1712. Fol. m. Kpf. Franz. Amst. 1703, Haag 1730. Fol. mit Kpf. Naukeurige beschryving van Morea, eertijts Peloponnesus; en de eylanden, gelegen onder de Kusten van Morea. Amst. 1688. fol. mit Kpf. und Charten. Nur mit dem teutschen Titel kann folgendes Werk von Dapper angeführt werden: Unbekannte neue Welt oder Beschreibung des Welttheils Amerika und des Südlandes, darinnen von Ursprung der Amerikaner und Südländer und den Reisen der Europäer dahin rc. ausführlich gehandelt wird. Amst. 1671; 1673. fol. mit Kpf. u. Charten, die Kupfer sind nur die bei des Montanus Nieuwe en onbekende wereld. Amst. 1671. fol. gebrauchten. Ein Auszug aus den bisher angeführten Dapperschen Werken erschien unter dem Titel: Dapperus exoticus curiosus, d. i. Dappers Afrika, Amerika und asiatische Curiositäten, zusammen getragen von D. E. Männling. Frankf. u. Leipz. 1717. 2. Thl. 8. Von Dapper hat man endlich auch eine historische Beschreibung der Stadt Amsterdam, die daselbst 1663 in Fol. gedruckt wurde, und die Geschichte Herodots und das Leben Homers, ins Holländ. übers. Amst. 1665. 4.*). (*Baur.*)

DAPPES, Val des, ein im Jura am Fuße der Dole liegendes Thal, das nicht über 6000 Jucharten (Morgen) im Umfange hat und von mehren Waadtländern, denen es gehört, als Sommerweide für ihr Vieh benutzt wird. Es hat eine gewisse völkerrechtliche Berühmtheit erlangt; denn der schweizerische Kanton Waadt mußte es unter dem Vorwande einer bessern Verbindung von Paris mit der Simplonstraße im Jahre 1802 an Frankreich abtreten [1]), das auch durch dasselbe in den Jahren 1805 und 1806 eine schöne Heerstraße anlegen ließ, die von der damaligen Hauptstadt des französischen Reichs über Gex und Rousses nach Genf führt. Die Unterhaltung dieses den Transitohandel der Schweiz ohnehin beeinträchtigenden Kunstwerkes dient Frankreich zum Vorwande, die Zurückgabe des Dappenthals an den Kanton Waadt zu verweigern, obgleich es sich in Wien dazu anheischig gemacht hatte [2]). Dies ist der einzige Punkt der Grenzberichtigung zwischen der Schweiz und Frankreich, der, aller Bemühungen der Tagsatzung ungeachtet, bis jetzt noch immer nicht hat erlediget werden können. Immittelst verwahret der Kanton Waadt seine Rechte durch Ausübung der Territorialhoheit in diesem vom französischen Gebiete umgebenen Landestheil [3]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Dapsa (Entomologie) s. Lycoperdina.

DAPTRIUS, Viellot, Gattung von Vögeln aus der Familie *Falconidae* Leach, als deren Kennzeichen angegeben werden: Schnabel von der Wurzel gerade, oben gewölbt, Ränder der obern Kinnlade gerade, die der untern ausgebogen, an der stumpfen Spitze ausgeschweift; Wachshaut mit Haarfedern besetzt; Augenkreise und Kehlsack unbefiedert; Nägel scharf; Flügel lang; die dritte, vierte und fünfte Schwungfeder sind die längsten; der Schwanz ist zugerundet und besteht aus 12 Federn. Die einzige hieher gezählte Art *Daptrius ater*, Viell. (Falco aterrimus, Temmink col. 37. u. 342.) ist in Brasilien und Guinea einheimisch und im Alter schwarz. Der Schwanz ist unten an der Wurzel weiß und hat zwei Reihen bildende schwarze Flecke. (*Boie.*)

DAPTUS (Entomologie). Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) von Fischer*) errichtet und von Dejean**) noch schärfer begrenzt. Sie gehört richtiger in die Abtheilung Scaritides als in die Abtheilung Harpalini, wohin sie Dejean setzt, da die Tarsenglieder nicht erweitert sind. Ihre Merkmale sind: kurze, schnurförmige Fühler; ein großer, dreieckiger, hinten nicht zusammengezogener Kopf mit starken, jedoch nur mäßig langen Kinnbacken und walzigem, am Ende gestutztem Endgliede der Taster; ein kurzes, breites, fast herzförmiges Halsschild, das breiter als der Kopf ist und etwas von den Deckschilden absteht; kurze Beine mit stark ausgerandeten Vorderschienen und an der Spitze geschweifte Deckschilde. Es läßt sich bis jetzt nur eine hieher gehörige Art: D. vittatus (*Dej. Fisch.*), die an feuchten Orten in Sibirien und dem südlichen Frankreich vorkommt, mit Sicherheit nachweisen, denn Daptus pictus *Fisch.* ist nur Abänderung davon, und D. chloroticus *Fisch.* ein Pogonus. D. incrassatus *Dej.* möchte kaum hieher gehören. (*Germar.*)

---

*) Benthems holländ. Kirchenstat. Biogr. univ. T. X. (von Eyriès). Stucks Verzeichniß v. Reisebeschr. 86. *Meusel* bibl. hist., das Register beim 11. Bde. Eberts bibliogr. Lex.

1) Gerold Meyer von Knonau's Abriß der Erdbeschreibung und Statskunde der Schweiz. Zürich, 1824. S. 245.

2) „La Vallée des Dappes, ayant fait partie du Canton de Vaud, lui est rendue." Déclaration des Puissances sur les Affaires de la Suisse. Vienne, du 20. Mars 1815. §. 2. Usteri's Handbuch des schweizerischen Statsrechts. 2. Ausgabe. Aarau 1821. S. 33. §. 2. 3) „Verhandlungen der ordentlichen eidgenössischen Tagsatzung vom Jahre 1826. in der Helvetia. Denkwürdigkeiten für die XXII. Freistaten der schweizerischen Eidgenossenschaft. Neue Folge. Erster Band. Aarau 1827. S. 198.

*) Entomographie de la *Russie*. Tom. II. p. 35.

**) Species general des Coleopt. Tom. IV. p. 17.

DAR, d. i. Reich, Land, steht als Vorsilbe vor vielen Namen von Ländern in Afrika. Diese suche man unter den eigentlichen Namen. (*H.*)

DARA. Diese ehedem so wichtige Stadt Mesopotamiens verdankt ihr Daseyn dem unglücklichen Fortgange, welchen die Perserkriege für das römische Reich hatten. Nesibis und Singara waren verloren, und mit diesen Hauptstützen der Römermacht die letzten Haltpunkte, dem weiteren Vorschreiten der Perser Einhalt zu thun. Der Kaiser Anastasius benutzte daher, jedoch gegen alle Verträge, die Gelegenheit, als die Perser mit den Hunnen beschäftigt waren, um in der Nähe des verlorenen Nesibis eine neue Festung anzulegen. Er wählte für diesen Zweck ein Dorf, 28 Stadien von der Grenze beider Reiche gelegen, Daras [1]), welches er im Jahre 506 [2]), nach anderen 507, zu einer Festung umschaffen ließ und nach seinem Namen Anastasiopolis [3]) benannte. Der neue Name erhielt sich aber nicht lange, und bald erscheint der alte Name Dara wieder, über dessen Ursprung [4]) sich aber nichts ausmitteln läßt. Das von Anastasius begonnene Werk wurde von Justinian weiter ausgeführt [5]), welcher Dara sogar zum Sitz des dux von Mesopotamien erhob. Nichtsdestoweniger konnte aber doch dies neue Bollwerk gegen die Barbaren den längst vorbereiteten Sturz der Römermacht in diesen Provinzen nur verzögern, und Dara wurde Veranlassung zu einer Reihe von blutigen Kämpfen, welche bis zum Anfange des 7. Jahrh. den unglücklichen Ort bald in die Hände der Perser bald in die der Römer brachten [6]), bis endlich die von den Arabern bewirkte Umgestaltung der politischen Welt dem Blutvergießen ein Ende machte. Nach Dionysius Patriarcha [7]) kam Dara im J. 641 in die Gewalt der Araber, für die es immer eine Stadt von Wichtigkeit blieb. Gegenwärtig liegt sie in Trümmern; aber die große Anzahl von Katakomben, welche auf eine römisch-christliche Zeit führen, die großartigen Überreste von Mauern, Thürmen, Palästen, Grotten und andern Bauten jeder Art, welche ehedem Dara furchtbar und schön machten, erregten immer noch die Bewunderung der wenigen Reisenden, welche diesen Ort besucht haben [8]). Er heißt jetzt Kara-Dara (d. i. Schwarz Dara, wie Kara-Amid) und wird von einigen armenischen und kurdischen Familien bewohnt, welche das gute Wasser scheint bewogen zu haben, sich unter den Trümmern anzusiedeln. — Dara liegt zwischen Maredin und Nazibin (Nesibis), ungefähr gleichweit von beiden entfernt, am Südabhange des Dschebel-Maredin (mons Masius), so daß es von drei Seiten durch Berge eingeschlossen wird, und nur auf der Südseite sich die weiten Ebenen von Mesopotamien öffnen. Von Kafr-Tutsa lag Dara nach Jakut 5 Parasangen, nach Edrisi 21 Meilen (7 Parasangen); von Nazibin 15 arab. Meilen (Edrisi) und ebenso viel gibt Cedrenus an. Procopius scheint sich daher verrechnet zu haben, wenn er Pers. I, 10. die Entfernung auf 100 Stadien weniger 2 angibt [9]). Isthakhri nennt Dara eine kleine, schöne Stadt mit Bäumen, Feldern und Fließwasser. Letzteres kommt von den zunächst gelegenen, nördlichen Anhöhen und bildet einen kleinen Fluß, Kordes bei Procopius, der durch die Stadt floß und in zwei große, prachtvoll ausgearbeitete Cisternen [10]) geleitet werden konnte. Etwas mährchenhaft klingt die Erzählung des Procopius (de aedif. II, 2.) von dem unterirdischen Wege, den sich dieser Fluß bei einer Überschwemmung, 40 röm. Meilen weit, bis in das Gebiet von Theodosiopolis, soll gebahnt haben. Derselbe Schriftsteller setzt noch hinzu, daß dieser Umstand zur Vertheidigung der Stadt soll benutzt worden seyn, indem man dadurch den Belagerern das Wasser entzogen habe. (*Tuch.*)

DARA, ältester Sohn des mogolischen Kaisers in Indien Schah Jehan (Djihan), ward geboren im Jahr der Hedschra 1025 (1616—17 n. Chr.), war eine Zeit lang, noch bei Lebzeiten seines Vaters, Regent, bis sein Bruder Aureng-Zeyb (s. diesen) den Vater zu Agra einsperren, den Bruder (11. Sept. 1659) im Gefängniß ermorden ließ. Der Unglückliche ist merkwürdig durch seine Liebe für die Wissenschaften. Zu Benares hatte er sich mit der indischen Literatur vertraut gemacht, und übersetzte theils selbst aus dem Sanskrit in das Persische, theils ließ er daraus übersetzen. Unter diesen übersetzten Schriften zeichnet sich vorzüglich das so wichtige Werk: Upnek'hat aus (s. dies. Art.). Seine Vorliebe für die Religion der Brahmanen brachte ihn auf die

1) *Procop.* Pers. I, 10. de Aedif. II, 1. 2) So die syr. Schriftsteller bei Assemani bibl. or. I. p. 281. Vergl. II. p. 58. Nachrichten des Procopius und Evagrius (III, 37.) führen auf das Jahr 507, was sich leicht ausgleichen würde, wenn man der Angabe des *Bar-Hebr.* chron. syr. p. 82., daß Anastasius 3 Jahre mit der Erbauung zugebracht habe, mehr Glauben beimessen könnte. Im arab. Chron. S. 148. gibt derselbe das 3. Jahr des Anastasius an, was offenbar unrichtig ist.
3) *Procop.* Pers. a. a. O. *Bar-Hebr.* chron. syr. a. a. O.
4) Wahrscheinlich pers. Ursprungs. Schriftsteller des Morgen- u. Abendlandes haben übrigens den Namen Dara vielfach mit Darius Codomannus combinirt, von denen eine Combination so abgeschmackt ist als die andere. S. *Nicol. Alemann.* zu *Procop.* Tom II. p. 134. vergl. mit *Bar-Hebr.* chron. syr. p. 82. *Firuzabadi* im Kamus. p. 527. 5) *Procop.* Pers. II p. 13. de Aedif. II, 2. 6) S. *Assemani* bibl. or. II. p. 119. vergl. mit p. 103. *Bar-Hebr.* chron. syr. p. 87. fg., 97. und im arabischen chron. p. 150, 152, 157. 7) Bei *Assemani* II. p. 103. vergl. p. 118. 8) Am besten beschreibt die Überreste Macdonald Kinneir: Reise durch Kleinasien, Armenien und Kurdistan. Teutsche Übers. (Weim. 1821.) S. 375—379., und *Tavernier* les six voyages en Turquie, en Perse et aux Indes. Thl. I. S. 188. 189. Einzelne Nachrichten liefern Otter, Niebuhr, Olivier, Buckingham. 9) *D'Anville* l'Euphrate et le Tigre. p. 54. meint sehr unrichtig, daß man 200 weniger 2 Stadien anzunehmen habe. Überhaupt ist d'Anville, wie schon Mannert bemerkt, mit Dara sehr im Irrthume, indem er Dadacardin bei Tavernier eigenmächtig in Daracardin umwandelt, um es mit Dara combiniren zu können. Allein Karadara ist unstreitig dasjenige, welches Tavern. Karasera nennt, wie aus einer Vergleichung seiner Beschreibungen mit älteren und neueren Nachrichten hervorgeht. Dadacardin hingegen liegt zwischen Orfa und Meredin und kann nimmermehr für Dara gehalten werden. Die Vermuthungen d'Anville's und Ewalds (zu Wakedi p. 14.) über Cardin stützen sich auf unrichtige Voraussetzungen. 10) *Procop.* de aedif. II, 2. Tavernier u. Kinneir a. a. O. Letzterer fand auch zu Sert solche in Felsen gehauene Cisternen, welche das Quellwasser aufnehmen sollen, das sich hier zur Zeit der größten Hitze frisch erhalten soll.

Idee, einen Versuch zur Vereinigung derselben mit dem Islamismus zu machen, und diese Idee führte er in einer persischen Schrift unter dem arabischen Titel: Medjmâ âl-bahareïn (Wiedervereinigung der zwei Meere) aus. Von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit zeugt eine Art von medizinischer Encyklopädie von ihm in drei starken Foliobänden, welche Brunix der (damals) kaiserlichen Bibliothek zu Paris geschenkt hat, die unter ihren orientalischen Handschriften auch eine von Abbas zu Dehli verfertigte persische Biographie Dara's besitzt, welche sieben Jahre nach dessen traurigem Ende geschrieben ist. (*H.*)

Darabgerd s. Fars.

Darabitta s. Daberath.

DARADAE, Völkerschaft im Innern Libyens, an der Küste des westlichen Oceans, in der Nähe des Flusses Daradus (Ptol.). (*H.*)

DARADAX, ein nur bei Xenophon vorkommender Fluß in Syrien (Anab. I. 4, 10. — ob der Marsyas des Plinius?), an welchem des Belesis Palast und Paradies (Park) lag. Jenen ließ Kyros zerstören, dieses niederhauen. (*H.*)

DARADI, Volk im Süden von Äthiopien über Ägypten, nördlich vom Äquator. (Ptol.) (*H.*)

DARADRAE, Volk, östlich von den Quellen des Indus, auf der diesseitigen Halbinsel. (Plin.) (*H.*)

DARADUS oder DARAS, Fluß im westlichen Innern von Afrika (Ptol.), der auf dem Berge Mandras (j. Kong in Senegambien) entspringt, und nördlich vom Promontorium Arsinarium (Cap Verd) sich in das atlantische Meer ergießt. Man hält ihn für den Senegal. (*H.*)

DARAE, eine gätulische Völkerschaft im Innern Libyens; nicht zu verwechseln mit den Aethiopes Daratitae, die ihren Wohnsitz nach der Küste zu hatten. (Plin. H. N. V, 1.) (*H.*)

DARAH, Fluß und Oase in der Marokkanischen Landschaft Tafilet, s. dieses. (*H.*)

Darah und Daras s. Dara.

Daran s. Atlas, Thl. VI. S. 198.

Darantasia s. Tarantasia.

DARAPTI, haben die Logiker der frühern Zeit einen Vernunftschluß der dritten Figur genannt, welcher durch veränderte Umkehrung des Untersatzes, welche das p. der zweiten Silbe des Wortes andeutet, in die Form Darii der ersten Figur sich umwandelt, was eben durch den gleichen Anfangsbuchstaben des Wortes bezeichnet wird. Weil nämlich in allen allgemein bejahenden, kategorischen, nicht identischen, Urtheilen, welche man durch den Vocal a. bezeichnet, das Prädicat eine größere Sphäre als das Subject hat, sofern ihm die ganze Sphäre des Subjects untergeordnet wird; so lassen sich solche Urtheile nicht simpliciter, sondern nur per accidens, d. h. mit veränderter Quantität, umkehren, wodurch in der gesetzmäßigen Stellung eines Vernunftschlusses nach der Form Darapti der Untersatz sowol als der Schlußsatz particulär wird, welches der Vocal i. andeutet. Es sind zwar die verschiedenen Schlußfiguren nichts als eine syllogistische Spitzfindigkeit, weil sie nur insofern als richtig gelten, als sie sich auf die erste Figur zurückführen lassen, in welcher ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit sofort erkannt wird; indessen können doch die angegebenen Formen dazu dienen, die Richtigkeit eines Vernunftschlusses außer der gesetzmäßigen Stellung in der ersten Figur gehörig zu beurtheilen. Es unterscheidet sich aber die dritte Figur von der ersten dadurch, daß sie den Untersatz umkehrt, welcher also von der Beschaffenheit seyn muß, daß durch dessen Umkehrung ein bejahendes Urtheil entspringt; mithin muß er selbst bejahend seyn, wie der Obersatz nur allgemein seyn kann. S. Darii. (*Grotefend.*)

DARAS, 1) (b. Plin. H. N. VI, 28. Dara bei Ptol.) Fluß in der persischen Provinz Karmanien, der Lage nach der Darabin, der nach Wahls Charte bei Nachelo in den persischen Meerbusen fällt. — 2) S. Daradus. (*H.*)

Darbanja s. Shangallas.

DARCET, Jean, geb. 1725 zu Douazit in Guienne, gest. den 13. Febr. 1801 zu Paris, überwand in seiner Jugend alle Hindernisse, die ihm sein Vater in den Weg legte, um seine Neigung zu dem Studium der Medizin zu unterdrücken. Zu Bordeaux, wo er studirte, erwarb er sich das Nöthigste durch Unterricht von Kindern, bis Montesquieu ihn kennen lernte, der ihm die Erziehung seines Sohnes anvertraute, und den er 1742 nach Paris begleitete. Beide wurden innige Freunde, und Darcet half Montesquieu die Materialien zu dessen berühmten Werke sammeln. Nach dem Tode seines Freundes und Gönners überließ er sich wieder ganz seinem Lieblingsstudium, und insbesondere dem Studium der Chemie, in welcher damals Rouelle, der von Stahl angegebenen Richtung folgend, die Materialien vorbereitete, auf welche die neue Schule sich gründete, und Personen von Stande Neigung zu dieser Wissenschaft einflößte. Unter diesen war ein Graf Lauragais, welchem Darcet von Rouelle zur Leitung seiner chemischen Untersuchungen empfohlen wurde. Als der Graf im Jahre 1757 dem Heere nach Teutschland folgen mußte, begleitete ihn Darcet; beide nahmen der Gelegenheit wahr, die Harzbergwerke zu besuchen. Nach dem Frieden arbeiteten beide gemeinschaftlich fort, und wendeten zunächst ihre Aufmerksamkeit auf die Vervollkommenung des Porcellans. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen theilten sie in den Jahren 1766 und 1768 der Akademie der Wissenschaften mit. Darcet dehnte seine Untersuchungen sodann auf viele andere Erd- und Steinarten, besonders Edelsteine aus, und bewies zuerst die gänzliche Verbrennbarkeit des Diamants. Jene und diese Untersuchungen machte er bekannt in den Mémoires sur l'action d'un feu, égal, violent et continué plusieurs jours, sur un grand nombre de terres. (Paris 1766. 1771. 8.) Bei allen seinen chemischen Arbeiten war Darcet auf Entdeckungen bedacht, die eine nützliche Anwendung auf die Künste verhießen. Im Jahre 1774 bereiste er die Pyrenäen, und die Frucht dieser Reise war seine Histoire géologique des Pyrenées (Paris 1776. 8.), die sich auch durch ihren Stil auszeichnet, auf welchen er viele Sorg-

falt verwendete, wie auch seine Anmerkungen zu Lagrange's Übersetzung der Quaestiones naturales von Seneca (herausgeg. von Naigeon. Paris 1778 fg. 7 Bde. 12.) beweisen. Sieben und zwanzig Jahre lang war Darcet Professor am Collége de France; nach dem Tode von Macquer folgte er diesem in der Akademie der Wissenschaften und als Direktor der Manufaktur von Sèvres; bald darauf wurde er Generalinspektor der Münze und Inspektor der Manufaktur der Gobelins. In allen diesen Stellen hat er durch chemisch-technische Verbesserungen vielfach nützlich gewirkt. Als die neue Chemie, die er durch seine Untersuchungen vorbereitet hatte, hervortrat, war er weit entfernt, ihr entgegen zu treten, und beförderte sie vielmehr. Ganz seiner Wissenschaft lebend, bekümmerte er sich wenig um die Politik, war aber im Jahre 1789 von Paris zu einem der Wähler ernannt worden. Robespierre hatte ihn auf die Proscriptionsliste gesetzt, sein Freund Fourcroy aber ließ ihn auf derselben streichen. — Von Dize erschien 1802: Précis historique sur la vie et les travaux de J. Darcet. 8. (*H.*)

DÁRDA. 1) Nagy (Groß-) Dárda, Marktflecken und Herrschaft in Niederungern jenseit der Donau, Baranyer Gespanschaft und Bezirk, auf einer Ebene unweit Bellye, dem Grafen Casimir Eszterházy gehörig, mit einer römisch-katholischen und griechischen nicht unirten Pfarre, magyarischen und serbischen Einwohnern, liegt eine Meile von Eszek in Slavonien entfernt. Er war einst ansehnlicher und ist wegen seiner öftern Belagerungen merkwürdig. Die Osmanen schlugen hier im J. 1677 ein Lager auf, wurden aber von den ungrischen Truppen, die vom Harschánger Felde kamen, verjagt. Der berühmte k. k. General Veterani erbaute hier ein schönes Kastell. Zu den Zeiten der Römer war hier eine lange steinerne Brücke zur Überfuhr über die morastige und sumpfige Gegend. Die Osmanen baueten hier zur Zeit des Kaisers Soliman eine große hölzerne Brücke, die Zrinyi im Jahre 1664 abbrannte. Im folgenden Jahre stellten sie die Osmanen wieder her, der General Graf Lesle beschädigte sie jedoch sehr, und als im J. 1686 der Oberfeldherr, Herzog von Lothringen, die Türken bei Dárda gänzlich schlug, wurde auch die türkische Brücke zerstört. Der Boden ist fruchtbar und erzeugt auch rothe Tischweine. Zahl der Einwohner: 830 Katholiken, 610 nicht unirte Griechen, 10 Protestanten, 110 Juden. — 2) Kis (Klein-) Dárda, Dorf in derselben Baranyer Gespanschaft, Schikloscher Bezirk, nach Nagy Dárda eingepfarrt, dem Grafen Casimir Eszterházy gehörig, mit katholischen Einwohnern und mittelmäßigem Ackerboden. (*Rumy.*)

DARDANELLEN (türkisch, Boghas-Hissari und Kilidba s. Boghas), heißen die beiden, 400 Klaftern von einander entfernten, osmanischen festen Schlösser auf beiden Seiten der 8 Meilen langen und ½ bis eine Meile breiten Meerenge von Gallipoli, der Dardanellenstraße oder Hellespont (s. Hellespontos), zwischen dem Meer von Marmora und dem Archipelagus. Das eine, Abydus, jetzt Avido, oder das Schloß von Natolien, liegt in Asien, das andere, Sestos, jetzt Sesto, das Schloß von Romanien, in Europa. Dies sind die alten Dardanellen. Ihren Namen haben sie von der Stadt Dardanos (s. Dardania). — Vier Stunden südlicher, bei der Einfahrt in den Hellespont, liegen die im J. 1658 vom Sultan Muhamed IV. auch einander gegenüber angelegten neuen Dardanellen, an 2000 Klafter von einander entfernt; das alte Schloß Chanak Kalesi und das neue vier Stunden davon entfernte, unweit des alten Skamander. — Die durch diese Schlösser vertheidigte Straße hat mehre Buchten, unter denen die von Bujukdere (s. dies.) die merkwürdigste ist; an ihrem Gestade endigt ein Zweig des Balkan. Das aus dem schwarzen Meere kommende Wasser strömt so gewaltig in den Archipelagus, daß man bei widrigem, oder auch selbst bei günstigem, aber schwachem Winde unmöglich in den Archipelagus kommen kann. (Voyage à l'embouchure de la mer noire ou essai sur le Bosphore par le Comte *Andreossy*. Paris 1818.) — Die kleinen Dardanellen liegen an der Meerenge, durch welche man aus dem Golfo di Lepanto schifft. Das eine Schloß liegt in Livadien, das andere in Morea. (*H.*)

DARDANI, ein Volk, welches aus der Gegend von Troja (s. Dardania und Dardanos) über den Hellespont nach Griechenland und von da in die makedonischen, bulgarischen und serbischen Gebirge gekommen seyn soll. Die Dardanier beherrschten vor Christi Geburt das heutige Bulgarien und Serbien. Sie waren sehr kriegerisch und drückten ihre macedonischen Nachbarn um das Jahr 279 v. Chr. durch mancherlei Gewaltthätigkeiten. Zwar wurden sie im J. 191 v. Chr. von den Kelten und im folgenden Jahre von den Römern besiegt, behielten aber doch eine gewisse Unabhängigkeit, bis endlich die Römer im J. 28 v. Chr. sie völlig besiegten und ihr Land in eine besondere Provinz, Dardania genannt, verwandelten, die aber bald nachher zu Mösien geschlagen wurde. Seit dieser Zeit waren die Dardanier friedliche Landleute, gewöhnten sich an die römische Sprache und Sitten, und verloren nach ein paar Jahrhunderten ihren Nationalnamen. (*Rumy.*)

DARDANIA, 1) Landschaft in Troas, die von Dardanos und den Dardaniern den Namen hatte, mit der Stadt Dardania, nach ihrem Erbauer Dardanos benannt (*Il.* 20, 215 fg.), am Fuße des Berges Ida. Sie war der Sitz der Könige bis zu der Zeit von Iliums Erbauung. Schon zu Strabo's Zeit war keine Spur von ihr mehr vorhanden. Die Landschaft erstreckte sich in der Breite von Süden nach Norden nicht über drei Meilen, in der Länge aber über ganz Troas hin, weshalb Dardanisch und Trojanisch auch gleichbedeutend sind (vergl. *Dardanos*). In Südosten reichte sie bis an das Gebiet von Skepsis, an der Küste des Hellesponts aber von Abydos gegen Süden bis an das Vorgebirge Rhöteum. Zu der Landschaft gehörten an der Küste die Städte Ophrynion (jetzt Rene-Kevi), mit einem dem Hektor geheiligten Haine, und Dardanos (bei *Herodot.* und *Strab.*, Dardanon bei *Ptol.*, Dardania bei *Schol. Lycophr.* 29. *Nonni Dionys.* 3, 190. Dardanum bei *Liv.* 37, 9. Dardanium bei *Plin.*

H. N. 5, 30), welche Stadt Strabo ausdrücklich von der vorhin angeführten Dardania unterscheidet. Dardanos lag an der Küste, an der Mündung des Flusses Rhodius in den Hellespont, zwei Meilen südlich von Abydos; an sich ein unbedeutendes Städtchen, historisch merkwürdig aber durch den Frieden, welchen hier Sylla mit Mithradates schloß, und geographisch dadurch, daß sie den Dardanellen den Namen gab. Auch erhielt von dieser, jetzt nicht mehr vorhandenen, Stadt die Landspitze, an welcher sie lag, den Namen *Dardanis* oder *Dardanium promontorium*, wofür man das heutige Cap Berbieri oder Kepos Burun annimt. — 2) *Dardania* (urbs) wird öfters Troja genannt, so wie *Dardanius Dardanides* für trojanisch, *Dardanis* für Trojanerin steht; den Grund s. unter *Dardanos*. Für römisch steht dies öfters auch, weil die Römer ihre Abkunft von Troja herleiteten. — 3) Stadt in Hispania Tarraconensis, muthmaßlich Orduna in Biscaia. — 4) *Dardania* (insula) s. *Samothrake* und *Dardanos*. (*H.*)

Dardanis s. *Dardania*.

Dardanius, *Dardanides*, *Dardanium* s. *Dardania*.

Dardanon s. *Dardania*.

DARDANOS. Abkunft und Wanderungen dieses Stammvaters des trojanischen Königsgeschlechtes werden bei den Alten sehe verschieden erzählt. Homer sagt blos, daß er ein Sohn des Zeus, Erbauer der Stadt Dardania am Ida, und Vater des Königs Erichthonios gewesen sei (*Il.* 20, 215 fgg.); Spätere erst berichten, seine Mutter sei Elektra, des Atlas Tochter, gewesen (*Apollod.* 3, 12, 1. *Schol. Lycophr.* 1302.); als Land seiner Geburt werden Kreta, Etrurien (und hier zwar Corythus, j. Cortona, *Virg. Aen.* 3, 167 fgg.) und Arkadien angegeben (*Dionys. Hal. ant. rom.* 1, 61.). Über seine Begebenheiten gibt Dionysius von Halikarnaß folgenden Bericht: „Elektra gebar dem Zeus den Jasos und Dardanos. Jasos blieb unvermählt, Dardanos aber vermählte sich mit Chryse, des Palas Tochter, die ihm den Idäos und Deimas gebar, welche des Atlas Herrschaft in Arkadien überkamen. Damals aber kam eine große Überschwemmung über Arkadien, die Felder wurden zu Sumpf, und lange Zeit war Anbau unmöglich. Die Menschen, auf Bergen lebend, nährten sich kümmerlich, und da sie sahen, der übrige Boden reiche für alle nicht aus, so theilten sie sich in zwei Theile, deren einer, in Arkadien bleibend, Deimas zu seinem König ernannte, während der andere Theil auf einer grossen Flotte den Peloponnes verließ. Nach Europa zusteuernd, kamen sie an die Bai Melas, wo der Zufall sie an eine thrakische Insel trieb, Samothrake genannt; eine Zusammensetzung von Ort und Mann, denn zu Thrakien gehört das Land, Samon aber, ein Sohn des Hermes und der kyllenischen Nymphe Rhene, hieß der Bebauer. Nicht lange verweilten die Ankömmlinge hier, weil selbst die nur spärlichen Nahrungsmittel einem dürren Boden und einer wilden See erst mußten abgezwungen werden. Mit Zurücklassung weniger steuerten deshalb die andern Asien zu, Dardanos zum Führer wählend, denn Jasos war auf der Insel vom Blitz erschlagen worden, weil ihm nach der Demeter Umarmung gelüstet hatte. In Phrygien ließen sie sich nieder; Idäos mit einem Theile des Heers auf dem nach ihm benannten Gebirg Ida, wo er die seit der Zeit in ganz Phrygien gefeierten Orgien und Mysterien der Göttermutter stiftete; Dardanos aber ließ sich in der Gegend nieder, welche jetzt Troas heißt, wo er eine Stadt seines Namens erbaute, wozu der König Teukros ihm selbst den Bezirk gab, der nach ihm Teukris hieß. Phanodemos, der Verfasser der attischen Archäologie, sagt, daß dieser Teukros aus Attika nach Asien gewandert sei, und, da er ein großes und gutes Land beherrscht, das aber nur wenig bevölkert gewesen, des Dardanos und seiner hellenischen Gefährten Ankunft gern gesehen habe, weil er hiedurch Mitkämpfer in den Kriegen gegen die Barbaren erhielt, und das Land nicht wüst blieb. — Nach seiner ersten Gemahlin Tode vermählte Dardanos sich mit des Teukros Tochter Bateia (Arisbe b. Schol. Lyc. a. a. O.), mit welcher er den Erichthonios erzeugte." Die Genealogie seines Stammes ist nun nach Homer folgende:

Dardanos und Bateia.

Erichthonios und Astyoche.

Tros und Kallirhoë.

Ilos, Erbauer von Ilium. — Assarakos. — Ganymedes.

Laomedon. — Kapys.

Tithonos. — Priamos. — Anchises.

Äneias.

Aus dieser Stammtafel erhellet von selbst der Zusammenhang der Dardaner mit den Trojanern, sowie zuletzt Äneas auf Italien hinweiset. In dem Traumgesicht aber, welches Virgil seinen Helden haben läßt (*Aen.* a. a. O.), wird ausdrücklich bestimmt, daß Dardanus und Jasius aus Italien stammten, und jetzt die Dardaner (Teukrer nach Teukros) in ihr Stammland zurückkehren sollten; namentlich sollen sie Corythus aufsuchen. Diese Verschiedenheit der Sage ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch Wanderungen arkadischer Stämme nach Kreta, Etrurien und Samothrake, an welche sich des Dardanos Name knüpfte, entstanden. Daß ein arkadischer Stamm nach Samothrake gewandert sei, wird aus der Geschlechtsableitung des Bebauers Samon wahrscheinlich; denn dieser stammt von Hermes, einem arkadischen Gott, und einer kyllenischen Nymphe, von einem arkadischen Berge. Samos, eine alte arkadische Stadt (*Strabo* 8. p. 532.) kann die Mutterstadt der Kolonisten gewesen, und die Insel nach dieser benannt worden seyn. Nicht minder glaublich ist, daß die Stadt Arkades oder Arkadia auf Kreta (*Plin. H. N.* 31, 4. *Steph. Byz.*) Namen und Ursprung von arkadischen Kolonisten habe. Hier und dort war ein Berg Ida, die Religion der idäischen Daktyler, die Sage von der Erziehung des Zeus in einer Höhle; eine Hinweisung auf religiöse Institute ist in der

ganzen Sage unverkennbar. Übrigens ist aus den römischen Historikern bekannt, daß aus Arkadien Kolonien nach Etrurien gewandert sind. Ein Theil derselben war ohne Zweifel jener Stamm der Palanten, der mit Evandros aus Arkadien kam, und am palatinischen Berge sich niederließ. Darum läßt der Mythus auch des Palas Tochter in Arkadien mit Dardanos verbunden seyn. Wenn nun aber wahrscheinlich ist, daß Kreta, Samothrake und Italien durch Kolonien in Verbindung gestanden haben; so ist auch wahrscheinlich, daß aus Arkadien die Sagen von Dardanos und Jasion dahin wanderten; und da sie in diesen Ländern lokal geworden waren, so leitete man des Dardanos Ursprung bald aus diesem, bald aus jenem ab. Am einfachsten erklärt sich dies aber durch die Annahme, daß jede jener arkadischen Kolonien aus dem Stamme der Dardaner war, wovon aber der Mythus, nach seiner Weise, als von einer einzigen Person, von Dardanos, spricht. Die Umänderungen und Zusätze, welche der Mythus im Verlauf der Zeit erhielt, haben zum Theil ihren Grund in der Verpflanzung des Mythus nach so verschiedenen Orten. Dazu gehören: 1) des Dardanos Mutter Elektra war, als Zeus sie liebte, Gemahlin des italischen Königs Korythus, und diesem gebar sie den Jasion, dem Zeus aber Dardanos. Als bei der Erbfolge beide Brüder in Streit geriethen, erschlug Dardanos den Jasion, und mußte nach Samothrake flüchten. (*Serv.* zu *Aen.* 7, 207.) — 2) Dardanos verließ Samothrake aus Gram um den erschlagenen Bruder. (*Apollod.* 3, 11, 1; s. Jasion.) — 3) Korybas, Jasions Sohn, begleitete ihn nach Phrygien, und führte daselbst den Dienst der Göttermutter ein. (*Diod. Sic.* 5, 48.) — (S. *Heyne* Exc. VI. zu *Aen.* 3. Kanne zu *Con. Narr.* 21.) (*H.*)

Dardanos, Stadt, s. Dardania.

Dardanus s. Dardanos.

DARDESHEIM, Dardessen (28° 31′ 35″ L. 51° 58′ 43″ Br.), ein mit einer Mauer umgebenes Städtchen in dem Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen. Es liegt 2 M. von Halberstadt entfernt, unmittelbar auf der Braunschweigschen Grenze am Ortsberge, worin gute Steinbrüche, hat 2 Thore, 1 evang. Kirche, 1 Armenhof, auch das Spital zu St. Anna genannt, 250 Häus. und 1400 Einw., welche vorzüglich Ackerbau treiben. — In der Gegend des Hockenthals hat man die schönste Aussicht nach dem Harz. (*Leonhardi.*)

DAREA. Diesen Namen gab Jussieu (gen. pl. p. 15.) zu Ehren des engländischen Apothekers Dare, eines Freundes von Petiver, einer Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Farren und der 24. Linnéschen Klasse. Da Bergius schon sieben Jahre früher (Acta petrop. VI. p. 249. 1782.) derselben Gattung den wohlgebildeten Namen Caenopteris gegeben hat, so dürfte der letztere beizubehalten seyn. Der Gattungscharakter besteht in Folgendem: ablang-lanzettförmige Kapselhäutchen sind am Rande oder auf den Venen der Laubfetzen eingesenkt; die häutigen, ebenen Schleierchen öffnen sich nach dem Rande der Laubfetzen zu. (Schkuhr Filic. t. 82.) Von den 13 bekannten Arten sind fünf auf den Mascarenhas, eine auf Neucaledonien, eine auf Neuseeland, eine in Neuholland, eine ebenda und im südlichen Afrika, eine am Cap, eine in Arabien, eine in Japan, eine in Brasilien und Westindien einheimisch. (*A. Sprengel.*)

Dareikos, Dariken, s. Persische Münzen.

DAREIOS. (Darius.) Dieses Namens gab es drei persische Könige. I. Dareios Hystaspis, der Sohn des Hystaspes, Statthalters von Persis, gelangte nach der Ermordung des medischen Magiers Smerdis, der sich der Regirung bemächtigt hatte, durch das Wiehern seines Pferdes im J. 521 v. Chr. zum Throne. Seine Mitverschwornen waren nämlich überein gekommen, daß der von ihnen, dessen Pferd beim Aufgange der Sonne zuerst wiehern — d. i. für welchen das persische Orakel sich entscheiden — würde, den Thron besteigen sollte. Ihm verdankt das persische Reich seine innere Organisation. Susa wurde von nun an die gewöhnliche Residenz, und von da aus entwarf er die Eintheilung des großen Perserreiches, das damals die asiatischen Länder bis zum Indus umfaßte, in 20 Satrapien, wovon die regelmäßige Ernennung von Statthaltern und eine regelmäßigere Bestimmung der Abgaben die Folge war. Ein Theil der Denkmäler zu Persepolis verdankt ihm ihre Entstehung. Durch Kriege suchte auch er die Grenzen seines ungeheuern Reiches noch zu erweitern und seine Macht zu verstärken. Zwar zu seinem ersten Kriege gegen die Babylonier sah er sich durch deren Empörung genöthigt; nicht so zu den übrigen, die er mit abwechselndem Glücke führte. Sein Feldzug gegen die europäischen Scythen entsprach seinen Erwartungen nicht, allein er machte doch dabei, theils in eigner Person, theils durch Megabyzos, Thrakien und Makedonien zinsbar. Nachdem er durch den berühmten Seemann Skylax von Karyanda den Lauf des Indus und von dessen Mündung an die Seeküsten bis zum persischen Meerbusen hatte untersuchen lassen, eroberte er einen Theil von Indien, konnte aber seine Waffen im Osten nicht weiter verbreiten, weil er zu sehr im Westen beschäftigt war. Kleinasien war gegen ihn aufgestanden. Dieses unterwarf er zwar wieder, die Erbitterung gegen die Athener aber, die den Kleinasiaten Beistand geleistet und Sardes in Asche gelegt, reizte ihn zur Rüstung gegen Griechenland. Der Befehlshaber seines Heeres Mardonios mußte unverrichteter Dinge zurückkehren; Datis, mit einem zweiten Heere von 500,000 Mann und einer Flotte von 600 Segeln ausgesendet, schien anfangs vom Glücke begünstigt, bis Miltiades in den Feldern von Marathon mit 10,000 Griechen die zehnfach überlegene Macht der Perser schlug. Dareios, in Susa von dieser Niederlage benachrichtigt, entbrannte im heftigsten Zorn, und beschloß von neuem, sich an den Griechen zu rächen. Neue Rüstungen setzten drei Jahre lang das ganze Reich in Bewegung, und schon sollte ein neuer Feldzug beginnen, als die Nachricht eintraf, daß Ägypten sich empört habe. Da verschob er seine Rache, um Ägypten erst wieder zu unterwerfen. Vor seinem Abgange sollte er erst, nach Sitte der Perser, über seinen Nachfolger in der Regirung entscheiden. Dareios hatte Söhne aus doppelter Ehe. Vor seiner Thronbesteigung hatte er mit seiner Gemahlin, einer Tochter des Gobryas, drei Söhne er-

zeugt, von denen Artobazanes der älteste war; nach Antrit der Regirung hatte er, um des Thrones desto gewisser zu seyn, sich mit Atossa, einer Tochter des Kyros vermählt, die ihm vier Söhne gebar, von denen Xerxes der älteste war. Die beiden ältesten Söhne aus jeder Ehe stritten sich um das Nachfolgerecht zum Throne. Dareios erklärte sich für Xerxes als seinen Erstgebornen nach der Thronbesteigung; bald darauf starb er, nach einer 36jährigen Regirung, im J. 485 v. Chr. (*Herodot.* B. 3—7, 4. *Ctes. Bibl. Phot. Cod.* 72. *Strabo* B. 5. *Justin.* B. 2.) — Äschylos in seiner echtpatriotischen Tragödie: die Perser, beschwor den Schatten des Abgeschiedenen nach der Schlacht bei Salamis aus der Gruft; und wie ehrwürdig erscheint er da neben Xerxes!

Xerxes hatte von seinen drei Söhnen: Dareios, Hystaspes und Artaxerxes, den jüngsten zu seinem Nachfolger ernannt. Xerxes wurde von dem Obersten der Leibwache, Artabanos, ermordet; dieser meldete hierauf dem Artaxerxes, sein Bruder Dareios habe den Vatermord vollbracht, und Artaxerxes gab deshalb seinem Bruder den Tod. (*Diod. S.* 11, 69.) Xerxes hatte 20 Jahre regirt, Artaxerxes regirte 40 Jahre. Er hinterließ von seiner Gemahlin nur einen Sohn, Xerxes, von seinen Beischläferinnen aber 17 Söhne, unter denen Ochos und Sogdianos. Xerxes bestieg nach des Vaters Tode den Thron, ward aber gleich im ersten Jahre seiner Regirung von Sogdianos ermordet, der hierauf jedoch auch nur sieben Monate regirte, und seinem Bruder Ochos unterlag. (*Diod.* 12, 71.)

II. Ochos, zum König ausgerufen, nannte sich Dareios, und wird von andern insgemein als Dareios Nothos, der Bastard, bezeichnet. Er regirte von dem Jahre 424 v. Chr. bis 405, also 19 Jahre. Die Zeit seiner Regirung war eine unruhvolle, hauptsächlich durch die Ränke, Herrschsucht und Grausamkeit seiner Gemahlin Parysatis, seiner Stiefschwester. Es empörten sich gegen ihn zuerst sein Brudee Arsites, dann Pissuthnes, der Satrap von Lydien; beide fanden, wie früher Sogdianos, ihren Tod im Aschenthurme. Artaxerxes, der Oberste der Verschnittenen, büßte sein Vorhaben, den Dareios vom Throne zu stoßen, durch einen schimpflichen und schmerzhaften Tod. Die Empörung der Meder wurde unterdrückt. Die Lakedämonier schämten sich nicht, ihn zum Bundesgenossen gegen die Athener zu erwählen; er unterstützte sie mit Geld und Schiffen. (*Diod.* 13, 36.) Als er sein herannahendes Ende fühlte, ließ er seine beiden Söhne, Artaxerxes (Mnemon) und (den jüngeren) Kyros, vor sich kommen. Der Plan der Mutter, Kyros auf den Thron zu erheben, gelang nicht; Artaxerxes folgte in der Regirung, Kyros wurde in seiner Satrapie von Lydien, Großphrygien und Kappadokien bestätigt; woraus sich nach des Vaters Tode ein gefährlicher Bürgerkrieg entspann. (*Plutarch. Artax. — Xenoph. Anab.*)

Ein Sohn von Artaxerxes Mnemon hieß auch Dareios, und der Vater hatte ihn zu seinem Nachfolger und Mitregenten ernannt, mußte ihn aber hinrichten lassen, weil er mit 50 von seinen Brüdern gegen des Vaters Leben sich verschworen hatte, wozu seine Liebe zu Aspasia die erste Veranlassung gab. (S. *Aspasia* oder *Milto* Thl. VI. S. 109.)

Unter Artaxerxes Nachfolger gewann der Verschnittene Bagoas so großen Einfluß, daß er selbst nach dem Throne zu trachten anfing, und ihn nur eine Zeit lang mit andern besetzte, um ihn dann desto sicherer einzunehmen. Nachdem die ganze königliche Familie durch ihn ausgerottet worden, erhob er einen seiner Freunde auf den Thron:

III. Dareios Kodoman, der ein Enkel von Ostanes, einem Bruder des Artaxerxes, war. (*Diod.* 17, 5.) Bagoas hatte den Plan, auch ihn zu vergiften; da aber dies entdeckt wurde, lud Dareios ihn sehr höflich zu sich, gab ihm den Becher, und zwang ihn, denselben auszutrinken. Dieser Dareios der dritte bestieg den Thron im J. 333 v. Chr., nicht lange darauf, als sein gefährlicher Gegner Alexandros den Thron von Makedonien bestiegen hatte. Dareios mußte sich bald im Kampfe mit ihm messen. Sein Gegner siegte in den Schlachten am Granikos und bei Issos; nach der unglücklichen Schlacht bei Gaugaméla (*Arrian.* 3, 8 fgg.) in den Ebenen von Arbéla (*Diod.* 17, 55 fgg.) am 2. Oktober des Jahres 331 v. Chr., überließ er dem Sieger seine meisten Staten, selbst Persepolis (s. Alexandros). Bessos, der Satrap von Baktriana, Barzaentes, der Satrap von Arachosien, und der Perser Nabarzanes nahmen ihn gefangen, willens, ihn am Leben zu lassen, wenn Alexander dem Heere, welches jetzt Bessos befehligte, nicht folgen würde. Da dieser aber in Eilmärschen sie bald eingeholt hatte, brachten sie ihm tödtliche Wunden bei, ließen ihn liegen, und ergriffen die Flucht. Dareios, eines bessern Schicksals als Mensch würdig, edel bis zu seinem letzten Augenblicke, von Fehlern bei der Krigführung freilich nicht frei zu sprechen, starb bald an seinen Wunden, und Alexander befahl, den Leichnam in den königlichen Gräbern beizusetzen. (*Arrian.* 3, 21 fg.) War irgend ein Ende tragisch, so war es das seinige, besonders nach des Curtius (5, 9 fgg.) Schilderung. (*H.*)

DAREITAE nennt Herodot (3, 92.) ein an die Kaspier angrenzendes Volk, welches den Persern Tribut zahlte. Ptolemäus nennt ihr Land Dareitis, welches er zu den medischen Landschaften zählt, und auf seiner Charte in die Nachbarschaft von Parthien gesetzt hat. (*H.*)

DARENSEE, ein in der Mitte 356 Metres tiefer See im Thale des heil. Gregorius nahe bei Münster, im Bezirk Colmar des franz. Dep. Oberrhein. Seine Oberfläche wird auf 423 Ares geschätzt; auf der S. Seite hat er einen Abfluß in die Fecht. (*Leonhardi.*)

DARES, ein Troer, Priester des Hephaistos, hatte zwei Söhne, Phegeus und Idäos; jenen erlegte Diomedes, diesen rettete Hephaistos (*Il.* 5, 9.). Der Vater wird angeführt als Erzieher Hektors (*Ptol. Hephaest.* I. p. 103.) und als Verfasser einer phrygischen, vor der Homerischen, auf Palmblätter (*Isidor. or.* 1, 41.) geschriebenen Ilias, welche Älian noch will gesehen haben. (*Var. Hist.* 11, 2.) Noch besitzen wir eine lateinische Schrift unter seinem Namen: *Daretis*

Phrygii de excidio Trojae historia, angeblich — wie der vorangesetzte Brief an den Geschichtschreiber Sallustius besagt — eine von Cornelius Nepos verfertigte Übersetzung der in Athen von ihm aufgefundenen Urschrift. Diese Angabe ist ebenso erdichtet, als das Werk selbst, welches eine Art von pragmatischer Geschichte des trojanischen Krieges enthält. Zu der Zeit des trojanischen Krieges gab es solche Geschichten noch nicht, am wenigsten in Prosa geschriebene; die Übersetzung ist des Nepos unwürdig. Indeß wurde dieses Werk zu Anfange der Buchdruckerkunst öfters gedruckt. Die älteste Ausgabe besteht aus 18 Blättern 4., ohne Angabe von Ort und Jahr, muthmaßlich zu Cöln gegen 1474 gedruckt. Eine in Italien veranstaltete Ausgabe, ebenfalls ohne Angabe von Ort und Jahr, besteht nur aus 11 Blättern. Die als editio princeps von Fabricius und Ernesti angeführte Ausgabe, Mailand 1477, existirt gar nicht. (s. *Sassi* hist. litter. typogr. mediol. p. DLXVI. not. l.) Mehrmals wurde diese Schrift mit Homer, noch öfter mit einer ähnlichen von Dictys (s. diesen) herausgegeben. Über den muthmaßlichen Verfasser s. Josephus. (*J. de Brincken* Progr. de Darete Phrygio. Lüneburg 1736. 8.) (*H.*)

DARET, Pierre, geb. zu Paris 1610. In seiner Vaterstadt zum Künstler gebildet, suchte er sich zu Rom im Zeichnen und Kupferstechen zu vervollkommenen. Ausgezeichnet in diesem letztern Fache, kehrte er ins Vaterland zurück, wo er in einem hohen Alter starb. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch eine Biographie von Raphael, die er in einer freien Übersetzung nach Vasari herausgab *), auf dem Titel mit dem Bildniß Raphaels, von Daret gestochen. Ferner lieferte dieser Meister eine Folge von mehr als hundert Bildnissen, unter dem Titel: Tableaux historiques où sont gravés les illustres François et Etrangers de l'un et l'autre sexe, par Pierre Daret et Louis Boissevin, in gr. 4. 1652 und 1656. Sein vorzüglichstes Werk nach diesem ist eine Folge von Kupferstichen unter dem Titel: La Doctrine des Moeurs (s. Gomberville) 1646. Auch lieferte er ein Zeichenbuch von neunzehn Blättern in Umrissen. Mehre seiner Blätter sind mit **P** bezeichnet. (S. *le Comte* T. 3. p. 396. und *Heinecke* Dictionnaire des Artistes.) (*A. Weise.*)

DARGLE, romantisches Thal in der irischen County Wicklow, 3 Stunden südlich von Dublin. Die mit Wald bedeckten Berge, welche es von allen Seiten umgeben, gewähren malerisch schöne Ansichten und der hier entspringende, das Thal durchströmende, gleichnamige Fluß bildet, von Felsen zu Felsen stürzend, die schönsten Cascaden. (Vergl. v. Jenny Handwörterb. S. 155.) (*Leonhardi.*)

DARGUN, Marktfl. an einem der Peene zuströmenden Bache in dem Wendenschen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin mit einem Schlosse, 1 Kirche und Schule, 136 Häus. und 710 Einw., worunter 12 Judenfamilien und 101 Gewerbetreibende. Es hat zwei Jahrmärkte und ist der Sitz des gleichn. Domanialamts am Kummerower-See, welches auf 6,380716 Q.Ruthen 1 Marktfl. und 23 sonstige Ortschaften in 6 Kirchspielen enthält. — D. war ehemals ein Cisterzienser-Kloster, welches 1149 (1172) gestiftet, in den Religionsunruhen aber aufgehoben und in ein fürstliches Schloß verwandelt, und aus dessen Gütern das herzogliche Amt errichtet wurde. (Vergl. Hassel Erdbeschr. v. Teutschland. Weimar 1819. II. S. 507. Hirsching Stifts- und Klosterlexicon. I. S. 961.) (*Leonhardi.*)

Daricus s. Persische Münzen.

DARIEL [1]) [auf tatarisch enger Paß], ein altes kaukasisches Schloß an der Grenze von Georgien und Ossetien, an einem Bach des Tereck, unter dessen Trümmern man noch die Spuren einer in Felsen gehauenen Wasserleitung sieht, sowie es auch mit dem Tereck durch einen gewölbten Gang in Verbindung gestanden hat. Die gegenwärtige von den Russen angelegte Festung Dariel ist durch den Tereck von dem alten Schloß getrennt und liegt 6 Werste von Laars. Das alte Schloß soll im zweiten Jahrh. v. Chr. Geburt gegen die nördlichen Chasaren gebaut worden seyn; hier und in Wladikawkas waren die bei den Alten sogenannten Pylae Caucasiae, die kaukasische Pforte, welche Plinius (lib. VI.) ein ungeheures Werk der Natur nennt, eingeengt zwischen steilen Klüften durch eiserne Thore verschlossen, unter welchen der Fluß diri odoris durchfließt. Diesseit desselben stand das Felsenschloß Cumania, stark genug, um die Schaaren unzähliger Völker zu hemmen. Procopius (Pers. 1, 20) und andere setzen fälschlich die bei Derbend befindliche kaspische Pforte hieher [2]). Unter dem byzantinischen Kaiser Anastasius erbot sich ein Hunnenfürst (gegen Sold) diesen Paß zu vertheidigen, bis endlich bei der Schwäche der Römer die Perser sich desselben bemächtigten. Das Mährchen von der Erbauerin Prinzessin Dariele, welche hier ihren Zoll bezog, und die Liebhaber, die ihr nicht gefielen, in den Tereck warf, erinnert an die ähnliche mythische Ableitung alter teutscher Schlösser (so z. B. an der Nordgrenze von Hessen der Sababurg, des Lippoldsberges und der Bramburg von Saba, Lippola und Bramba). In neuerer Zeit geht hier die gewöhnliche russische Militärstraße nach Georgien, bei deren Anlegung die jähen höchst gefahrvollen Abhänge und die Felsen, welche nur einen schmalen Steg am Ufer des Flusses offen ließen, weggesprengt und viele Steine zerstreut wurden. Das Thal selbst ist immer noch sehr eng (50 bis 60 Faden breit) und von zwei steilen Gebirgen eingeschlossen, die so hoch sind, daß die Osseten sich des Namens

---

*) Vie de Raphael, traduite de l'italien. Par. 1651. 12. Bombourg hat es in seine Recherches curieuses sur les desseins de Raphael, où il est parlé de plusieurs peintres italiens (Lyon 1707) wieder aufgenommen.

1) Von Ker-Porter Derial genannt. (S. Ker-Porters Reisen in Georgien ɾc. in Bertuchs neuer Bibliothek. B. 35.) 2) Vergl. überhaupt St. de la Croix sur les pyles Caucasiennes et Caspiennes in seiner 1798 zu Paris gedruckten Schrift: Memoires hist. et geogr. sur les pays. Situés entre la mer noire et la mer Caspienne. Vergl. auch Mannert G. d. G. u. R. 2te Aufl. Th. IV. S. 407., mit Ritters Erdkunde. S. 814. 815.

Himmelsfelsenthal bedienen. (S. Klaproth, Freygang, Engelhard, Gamba u. A.) (*Rommel.*)

DARIEN. 1) Rio del Darien, eigentlich Atrato, auch Rio del Chocò und Rio Dabeiba [1]) genannt, ein ansehnlicher, schiffbarer und durch die Goldhaltigkeit seines Sandes berühmter Fluß in Südamerika, welcher in der Provinz Choco des colombischen Depart. Cauca unter 5°20′ nördl. Br. in der Gebirgsgabel der dritten oder westlichen Andesreihe entspringt. Seine Quellflüsse sind der aus einem See entspringende S. Pablo, welcher in den Quido fällt und ebenfalls Abfluß eines See's ist. Schon in seiner Quellgegend ist er fahrbar und durch den Raspadura-Kanal [2]) mit dem S. Juan verbunden. Er durchströmt das Departement von S. nach N. auf etwa 71 geogr. Meilen und mündet sich, durch mehre starke Nebenflüsse vergrößert [3]), fast 4 Meilen breit unter 8°2′ nördl. Br. in den Meerbusen von Darien. — 2) Golfo del Darien, auch Golfo del Uraba genannt. Dieser im J. 1502 von Rodrigo Bastidas entdeckte Busen des caraibischen Meeres öffnet sich zwischen den Vorgebirgen S. Sebastian und Tiburon (9°25′ nördl. Br. 300°24′ L.) in einer Breite von 9 Seemeilen (6¾ geogr. Meilen) und greift 26 Seemeilen (19½ geogr. Meilen) in das Land ein. Seine Küsten sind mit Felsen umgürtet und Landungsplätze nur an der Süd- und Westseite; der beste Hafen heißt Nilcos. Mehre Inseln liegen an der Westküste, und außer dem Atrato ergießen sich noch mehre Flüsse in diesen Golf. — Mit dem Namen der 3) Landenge von Darien wurde früher und zuweilen auch noch jetzt der, Nord- und Südamerika verbindende Isthmus von Panama (s. d. Art.) bezeichnet. (Vergl. Weim. Handb. der neuesten Erdbeschreib. XIX, 61. XX, 8. 24. 260.) (*Leonhardi.*)

DARIEN, 1) eine Provinz des vormaligen spanischen Vicekönigreichs Neugranada in Südamerika, s. d. Art. Neugranada und Tierra firma. — 2) Stadt an dem Flusse Darien, s. S. Maria del Darien. (*H.*)

1) Der Name Rio Dabeiba rührt von einer kriegerischen Frau her, die, den ersten Schriftstellern nach der Eroberung zufolge, Beherrscherin der Berglande zwischen dem Atrato und den Quellen des Rio Sinu (Zenu) nordwärts der Stadt Antioquia gewesen ist. Dem Werke des Petrus Martyr d'Anghiera zufolge (Oceanica p. 52), fand sich dies Weib in einem örtlichen Mythus mit einer Gottheit vermengt, die das Hochgebirge bewohnte und Blitze schleuderte. Heutzutage erkennt man den Namen Dabeiba in dem der Abibe oder Avidi Berge, welcher den Altos del Viento, unter 7° 15′ der Breite, westlich von der Bola del Espiritu Santo oder der Gestade des Cauca ertheilt ward. (Vergl. v. Humboldt's Reise in die Äquinoctialgegenden u. s. w. Stuttgart 1826. Th. 5. S. 255. 2) Diesen jetzt nur für kleine Fahrzeuge schiffbaren Kanal ließ ein Mönch, der Pfarrer zu Novita, im Jahre 1788 durch die Indianer seines Kirchspiels, in einer von natürlichen Überschwemmungen periodisch betroffenen Bergschlucht (Quebreda do la Raspadura) der Andes, zur Erleichterung der Binnenschifffahrt graben, und bewirkte dadurch zuletzt die so lange projectirte Verbindung der beiden an 56¼ geogr. Meilen von einander entfernten Oceane, welche Amerika umfluthen. (Vergl. v. Humboldt a. a. O. S. 254 fg.) 3) Nebenflüsse sind rechts: der Bethe, Bebara, der Murri oder Penderisco, der größte von allen, sodaß sein Wasserreichthum den Atrato selbst aufschwemmt; der Arquia und Sucio; — links, vorzüglich der Naipe oder Napipe.

DARIEN (Br. 31° 23′ L. 295° 57′) auf einer Anhöhe, an dem Hauptmündungsarme der Alatamaha, in der Grafschaft Mac-Intosh des nordamerikanischen Freistates Georgia, ein schnell anwachsender Marktflecken, welcher im J. 1810 nur 257, aber im J. 1819 schon gegen 2000 Einw. zählte, und 1 Kirche, 1 Akademie, 1 Bank, 1 Druckerei, 1 Postamt und 300 Häuser enthielt. Er ist Stapelplatz für die Exporte der Alatamahagegenden, sein Hafen gut, und der Eingang in die Strommündung läßt selbst zur Zeit der Ebbe Schiffe ein, welche nicht über 14 Fuß Wasser bedürfen. Mit Milledgeville steht es durch ein Dampfboot in Verbindung. (*Leonhardi.*)

DARIES, Joachim Georg, geb. zu Güstrow im Mecklenburgischen den 23. Juni 1714, gest. zu Frankfurt an der Oder den 17. Juli 1791, studirte von seinem 14ten Jahre an zu Rostock und Jena Theologie und Philosophie, nachmals die Rechte. In den letzten beiden trat er im J. 1735 zu Jena als Privatlehrer auf, und wurde 1744 zum Professor in der philosophischen Fakultät ernannt. Der außerordentliche Beifall, den seine Vorlesungen sowol über Philosophie als über Rechtswissenschaft fanden, wurde Friedrich dem Großen bekannt, und er berief Daries im J. 1763 unter dem Titel eines geheimen Rathes zum Professor jener Wissenschaften an die Universität zu Frankfurt a. d. O., wo er im J. 1772 zum Direktor der Universität, Ordinarius der Juristenfakultät und erstem Professor der Rechte ernannt wurde. Als Philosoph gehörte er zu den Gegnern Wolfs, und bei dem Scharfsinn, den er besaß, erwarb er sich um Berichtigung mancher philosophischen Begriffe Verdienst. Über fast alle Theile der Philosophie hat er Lehrbücher abgefaßt, auch eins über Mathematik. Besonders eifrig beschäftigte er sich mit den Kameralwissenschaften und war der erste in Teutschland, der Principien für die Finanzwissenschaft aufzustellen versuchte. Zu Jena legte er eine Realschule an, um die Ökonomie auch praktisch zu befördern. Nicht minderen Eifer wendete er der Rechtswissenschaft zu, und seine Institutiones jurisprudentiae universalis, in quibus omnes juris naturae, socialis et gentium partes explicantur (Jena 1740 und 7te Ausg. — außer zwei Nachdrücken — 1766), sowie seine institutiones jurisprudentiae Romano-Germanicae (Jena 1749 und 2te Ausg. 1766), und seine Meditationes ad Pandectas, quibus praecipue juris capita ex fontibus philosophicis explicantur (Frankfurt 1765 fg.), welche sämtlich davon zeugen, daß er auch hier die Philosophie nicht zurückließ, standen zu ihrer Zeit in großem Ansehen. (S. Schlichtegrolls Nekrolog 1792. Bd. 2. Koppe jurist. Almanach auf 1792. Über ihn als Philosophen Buhle Geschichte der Philosophie. Bd. 7. S. 10. — Seine Schriften in Meusels Lexik. der verst. teutsch. Schriftsteller. Bd. 2. S. 280 — 284.) (*H.*)

DARII, ist die logische Benennung des dritten Falles der ersten einfachen Schlußfigur, auf welche sich alle Vernunftschlüsse der übrigen Figuren müssen zurückführen lassen, deren syllogistische Bezeichnung mit einem D beginnt. Die darin enthaltenen Vocale, welche durch das r. nur zu einem Worte vereinigt werden, deuten an, daß

der Obersatz allgemein bejahend, der Schlußsatz aber, wie der Untersatz, nur besonders bejahend sei, z. B. alle Menschen sind sterblich; wir selbst sind Menschen; folglich sind wir auch sterblich. Kehren wir in diesem Vernunftschlusse den Untersatz simpliciter um — zu den Menschen gehören auch wir selbst — so gehört er der dritten Figur an, und wird wegen der einfachen Umkehrung zu der Form Datisi gezählt. Läßt sich aber der umgekehrte Satz als allgemein bejahend darstellen, so findet eine Umkehrung per accidens Statt, und die Form eines solchen Vernunftschlusses erhält den Namen Darapti, indem hier durch das p. die veränderte Umkehrung bezeichnet wird, wie vorher durch das s. die reine oder einfache. Ein Beispiel dieser Art von Vernunftschlüssen ist folgendes:
Alle Menschen sind vernünftige Wesen;
Alle Menschen sind auch sinnliche Wesen;
Folglich sind einige sinnliche Wesen auch vernünftig.

Nach der Form Darii würde man aber schließen müssen, wie folgt:
Alle Menschen sind vernünftige Wesen;
Einige sinnliche Wesen sind Menschen;
Folglich sind einige sinnliche Wesen auch vernünftig.
(*Grotefend.*)

DARIORIGON (*Ptol.*), Dartoloritum (*Tab. Peut.*), die Hauptstadt der Veneter in Gallien, das heutige Vannes in Bretagne. S. Veneti. (*H.*)

Daritae, Daritis s. Dareitae.

Darius s. Dareios.

DARKE, eine erst seit dem Jahre 1814 gebildete Grafschaft im nordamerikanischen Freistate Ohio. Sie grenzt im N. an die nordwestlichen Grafschaften, im O. an Miami, im SO. an Montgomery, in S. an Preble, im W. an Indiana, und liegt ziemlich hoch. In ihrem Umfange, wo sonst die jetzt spurlos verschwundenen Forts — eigentlich nur Blockhäuser — Greenville, Jefferson und Recovery lagen, entspringt der Südwestarm des Miami oder der Stillwater, die diesen vergrößernden Flüsse Greenville und Painter und der Massassanaway, welcher nach Indiana übergeht. Die östliche Seite der Grafschaft ist ganz eben und äußerst fruchtbar, in der westlichen finden sich strichweise große Wiesen und holzlose Ebenen. — Der Hauptort dieser Grafschaft ist Greenville am gleichnamigen Flusse, wo sonst Fort Greenville stand, mit den Grafschaftsgebäuden und einem Postamte. Fort Jefferson, Harrison, Twin und Wayne sind aufblühende Ortschaften. (Vergl. Weimar. Handb. der neuesten Erdbeschr. XVII. S. 633.) (*Leonhardi.*)

DARKEHMEN (54° 17′ 35″ Br. 39° 40′ 15″ L.), Kreisstadt in dem preuß. Regirungsbezirk Gumbinnen, an der Angerap, mit einer Kirche, 6 öffentlichen und 129 Privatgebäuden und 2233 Einw., meist Abkömmlingen französischer und salzburger Emigranten, welche vorzüglich Wollenzeugweberei, Gärberei und Getreidehandel treiben. Es liegt 4½ M. von Gumbinnen entfernt, erhielt im J. 1725 Stadtgerechtigkeit und ist der Sitz einer Superintendentur, des Landraths, eines Justizamtes und Stadtgerichts und einer Postwärterei. Bei der hiesigen Mühle, welche, nebst der Budeynschen, die erste im J. 1722 in Preußen nach sächsischer Art erbaute Panzermühle war, ist ein sehr einträglicher Aalfang. — Dicht bei der Stadt liegt das Dorf Klein-Darkehmen mit 85 Einwohnern. — Der Kreis Darkehmen, welcher, von den Kreisen Insterburg (im N.), Goldap (im O.) und Angerburg (im S.) umschlossen, im W. an den Regirungsbezirk Königsberg grenzt, enthält auf 13,68 QM. 26608 Einw. und in 7 Kirchspielen 1 Stadt, 279 Dörfer, Vorwerke, Colonien und einzelne Etablissements mit 2340 Feuerstätten. Er hat eine mit Fruchtfeldern und Waldungen bedeckte, ebene Oberfläche und wird von der Angerap, einem Quellflusse des Pregel, durchströmt; auch entspringt hier die Auxine, welche bei Norkitten in den Pregel fällt. (Nach Leonhardi, Mützell, v. Zedlitz und v. Schlieben.) (*Leonhardi.*)

Darkemon, Darkmon, der hebräische Name für Dareikos s. Adarco und Persische Münzen. (*H.*)

Darking s. Dorking.

DARLASTON, Kirchspiel in der engl. Grafschaft Stafford, 1½ Stunden nordwestlich von Vednesbury, unweit der Trent, hat 1080 Häuser und 5545 Einwohner. Der Ort ist bekannt durch seine Schlösser und stählernen Rauch- und Schnupftabacksdosen. (Nach v. Jenny.) (*H.*)

DARLEHN (Mutuum), ist derjenige Vertrag, mittelst dessen Jemand (mutuo dans) einem andern (mutuans, mutuo accipiens) Geld oder andere verzehrbare Sachen zum Zweck des Verbrauchs überläßt, unter der Bedingung, daß letzterer demnächst eine gleiche Sorte, der Qualität und Quantität nach, zurückgebe. Dadurch, daß Verbrauch Zweck ist, unterscheidet sich dieses Rechtsgeschäft von dem Borgcontract (Commodatum), und dadurch, daß dieselbe Sorte, der Qualität und Quantität nach, zurückgegeben werden muß, was nur bei Gelde oder andern verzehrbaren Gegenständen denkbar ist, von dem Tausche.

Die Römer rechnen das Darlehn zu den Realcontracten, und es kommt bei ihnen schon frühzeitig vor. Die älteste Art scheint das schon in den zwölf Tafeln erwähnte Foenus mit Zinsen, im Gegensatz des einfachen mutui ohne Zinsen, gewesen zu seyn, wovon das erstere das eigentliche Geldgeschäft mit dem foenerator war, was, wegen des damals fast gänzlich mangelnden, hypothekarischen Credits von Calenden zu Calenden erneuert wurde, und auf welches sich das ex calendario debere [1]) und die actio calendaria [2]) bezieht; das letztere dagegen ein bloßes Freundschaftsgeschäft war, so daß der Schuldner die Sache auf so lange ohne Zinsen erhielt, als er sie bedurfte. Zinsen konnten daher nicht mit der aus diesem Geschäfte entspringenden condictio ex mutuo, sondern nur zufolge einer eigenen Stipulation mit der actio ex stipulatu eingefodert werden. Alles dieses ist jetzt geändert; das foenus im römischen Sinne fällt jetzt hinweg, und wenn gleich das Darlehn auch noch im Zweifel als unentgeld-

1) c. 1. C. IV, 31. *de compensat.* 2) fr. 39. §. 14. D. XXVI, 7. *de administr. tut.*

lich gegeben zu betrachten ist, so können dennoch, sowol aus einem einfachen Nebenvertrage [3]) über zu entrichtende Zinsen, als wegen Verzuges [4]) Zinsen gefodert werden. Wird die Hauptsumme binnen der bestimmten Zeit nicht zurückgezahlt oder die Sache nicht zurückgegeben, so wird der Schuldner mit der actio mutui oder condictio certi ex mutuo belangt; der Schuldner hat dagegen wegen des Versehens des Gläubigers nur die allgemeinen Klagen auf Schadenersatz und keine nach dem Contracte benannte Klage.

Hauptgrundsätze in Bezug auf das Darlehn sind: I. Ein giltiges Darlehn enthält die volle Veräußerung der Sache und gibt nur ein Recht auf eine andere Quantität; denn der Verbrauch bringt es mit sich, daß der Empfänger Eigenthümer wird, so daß also der Geber alienirt [5]). Durch die Überlassung fremder Sachen entsteht daher kein mutuum, und ebenso wenig dann, wenn der Geber zur Veräußerung nicht befugt war. Thut er es dennoch, so kann die Sache, wenn sie noch vorhanden ist, von seinem Vorgesetzten, z. B. dem Vormund, vindicirt werden. Hat indessen der Empfänger die Sache bona fide verzehrt, so geben einige dem Eigenthümer der Sache gegen ihn eine actio in factum auf so viel, als der Empfänger bereichert worden ist, andere eine condictio, welche die Neuern die actio de bene depensis nennen [6]). II. Die Sache muß dem Empfänger durch den Geber überliefert seyn. Indessen kann auch dem Empfänger eine Sache zum Verkauf gegeben werden, um die Kaufsumme als mutuum zu behalten; auch kann dasjenige, was der Gläubiger von Jemandem zu fodern hat, sowol einem dritten, als dem Schuldner selbst, als mutuum gelassen und endlich dem Gläubiger, ohne alles Zuthun von seiner Seite, die auf seinen Namen von einem Dritten erfolgte Zahlung aus dem mutuum ein Anspruch erworben werden. III. Der Empfänger ist verpflichtet, zu der zum voraus bestimmten, oder nach der wahrscheinlichen Absicht der Contrahenten zu bestimmenden Zeit, eine Sache von gleicher Sorte, Quantität und Qualität zurückzugeben, ohne sich durch den zufälligen Verlust des Angeliehenen von dieser Verpflichtung befreien zu können. Die Zurückgabe eines Mehren, als der Schuldner empfing, ist dem mutuum zuwider; soll es daher verzinslich (foenus) werden, so bedarf es hiezu einer Verabredung, wie oben bemerkt, die aber auch als stillschweigend eingegangen aus den Umständen geschlossen werden kann [7]); daß der Schuldner weniger zurückgeben solle, kann dagegen ausgemacht werden. IV. Der Empfänger ist nur dem zur Zurückgabe verpflichtet, mit welchem er über den Empfang contrahirt hat. Eine Ausnahme macht hievon die condictio Juventiana [8]), durch welche derjenige, von dem die dargeliehenen Sachen herrühren, den Empfänger, welcher sie von einem andern empfangen zu haben glaubte, auf Rückgabe belangen kann. S. auch noch Condictionen. (*Spangenberg.*)

3) Thibaut Pandektenr. §. 867. 4) Reichsabschied von 1600. §. 152. 5) Über den durch Salmasius in Betreff dieses Satzes entstandenen Streit s. *Walch* jus controv. p. 321. Glück Pandektencommentar. §. 781. Höpfner Commentar über die Institutionen. §. 766. 6) Thibaut a. a. O.; vergl. mit *Voet.* ad Pand. L. XII. tit. 1. §. 8. Schweppe römisches Privatrecht. §. 449. 7) *Ayrer* de arbitrio judicis circa usuras pecuniae mutuaticiae. §. 26 fs. 8) *J. L. Conradi* de Juventiana condictione. Marburg 1774. 4.

DARLINGTON, Marktflecken in der engl. Grafschaft Durham, am Skern, worüber eine Brücke von 8 Bogen führt, mit einem Square in der Mitte, einer schönen gothischen Kirche, mit einem 180 F. hohen, im 12. Jahrh. erbauten Thurme, 909 Häusern und 5750 Einw., welche gebleichte Leinwand, Damast- und Wollenfabriken unterhalten. In der Nähe eine Mühle zur Schleifung optischer Gläser, eine Mineralquelle und zwei merkwürdige Erdfälle, wovon der Hellkettles 80 Yards im Durchmesser hält. Im J. 1825 ward zwischen hier und Stockton in Durhamshire, bis wohin es 10⅔ engl. Meilen sind, eine Eisenbahn eröffnet, auf welcher die Reisenden in Wagen durch Dampfmaschinen überaus schnell (10 bis 12, und an der abhängigsten Stelle 15 bis 16 engl. Meilen auf eine Stunde) fortgeschafft werden. (Weimar. Handb. VII, 304. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi.*)

DARLINGTON, in Nordamerika: 1) am Ontariosee in dem Distrikt Newcastle des britischen Gouvernements Obercanada mit 58 Einw. — 2) Darlington am Black, Hauptort des gleichn. Distrikts in dem nordamerikanischen Freistat Südcarolina, mit einem Postamte. — Der Distrikt Darlington grenzt im N. an Chesterfield, im NO. an Marlborough, im O. an Marion, im S. in Williamsburg, im SW. an Sumter, im NW. an Kershau und zählte im J. 1820 unter 10949 Einw. 69 freie farbige und 4473 Sklaven. Zwischen dem Big-Pedee und Lynch gelegen, wird er im Innern von Black, Jefferys, Lake-Swamp und Sparrow-Swamp bewässert, und hat meistens Haide und Moräste, aber auch guten Reis- und Tabacksboden. — 3) Darlington am kleinen Pigeon, unweit dessen Mündung, in der Grafschaft Warwick des nordamerikanischen Freistates Indiana, mit einem Postamt. (*Leonhardi.*)

DARLINGTONIA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Klasse (?) und der natürlichen Familie der Leguminosen, hat Candolle (Ann. des sc. nat. 1825. 4. p. 97., Legum. p. 427) so genannt nach dem nordamerikanischen Botaniker, Doktor Darlington. Ihr Charakter besteht in hermaphroditischen Blüthen, fünf Blumenblättchen und einer lanzettförmigen, wenig haarigen, zweiklappigen Hülsenfrucht. Die Gattung Acacia weicht nur darin ab, daß ihr Charakter polygamische Blüthen und eine größere Anzahl von Staubfäden (10 — 200) angibt. Die beiden Arten, welche nach Candolle die Gattung Darlingtonia bilden, sind perennirende nordamerikanische Kräuter mit doppelt gefiederten Blättern, und weißen, in den Blattachseln einzeln stehenden, gestielten Blüthenknöpfen. 1) D. brachyloba *Cand.* (Legum. t. 66., Acacia brachyloba Willd. sp. pl., Mimosa illinoënsis Mx. am. bor.) mit Drüsen zwischen den untersten Blatttheilungen und ziemlich geraden Hülsenfrüchten. Auf Wie-

senflächen von Illinois und Kentucky. — 2) D. glandulosa *Cand.* (Acacia glandulosa Willd., Mimosa gland. Mx., Vent. choix t. 27., Mim. contortuplicata Zuccagn.) mit Drüsen zwischen allen Blatttheilungen und sichelförmigen Hülsenfrüchten. An den Flüssen Mississippi und Tessee. (*A. Sprengel.*)

DARM, oder das Gedärme (intestina), ist der vom Magen bis zum After sich erstreckende Theil des Verdauungsorgans. Da in dem Artikel Darmkanal das Verdauungsorgan im Zusammenhange betrachtet wird, so verweisen wir auf denselben in Betreff aller allgemeinen Eigenschaften des Darms und geben von diesem hier nur eine einfache Beschreibung nach seiner Beschaffenheit im ausgebildeten menschlichen Körper.

Der Darm zerfällt seiner Länge nach in zwei Theile, die man gewöhnlich Dünndarm und Dickdarm nennt; genauer scheint, da von einem Kanale die Rede ist, die Bezeichnung als enger und weiter Darm; in morphologischer Hinsicht aber verdient, da der Durchmesser nicht das Wesentliche ist, der Name Mitteldarm und Afterdarm den Vorzug.

Der Dünndarm (enger Darm, Mitteldarm, intestinum tenue, angustum, medium), reicht von der Pförtnerklappe des Magens bis zur Grimmdarmklappe, und nimt den mittlern Theil des Unterleibes (Herzgrube, Nabel- und Unterbauchgegend) ein, indem er weder in die seitlichen Gegenden der Bauchhöhle sich erstreckt, noch auch bis an die obere und untere Wand derselben (Zwerchfell und Beckenboden) reicht; zugleich ist er größtentheils mehr nach vorn gelagert, indem zwischen ihm und der hintern Wand theils die Stämme der Gefäße und Nerven, theils die Harnorgane liegen.

Er ist der Hauptsitz der Verdauung und zeichnet sich durch Reichthum an Blutgefäßen, Saugadern und Nerven, wie auch durch stärkere Entwickelung der Ringmuskeln und lebhafte Bewegungskraft aus. Seine Schleimhaut ist zarter als die des Magens, hat die meisten und ansehnlichsten Darmzotten und bildet zahlreiche, mehr oder weniger einander parallele Querfalten (valvulae conniventes s. Kerkringii), welche ein größeres oder kleineres Segment eines Ringes bilden und im Ganzen genommen eine halbmondförmige Gestalt haben, indem sie in ihrem mittlern Theile am längsten (etwa 2 bis 3 Linien) sind, an beiden Enden aber in die übrige Fläche sich verlieren; übrigens nehmen sie jede Richtung an, und werden zuweilen durch dazwischen laufende, kleinere Längenfalten zu einer Art Netzwerk umgestaltet.

Der Dünndarm ist der längste Theil des Verdauungskanals; seine Länge beträgt ungefähr 20 Fuß; im Querdurchmesser hält er ungefähr einen Zoll. Seine Gestalt ist im Ganzen genommen etwas kegelförmig, indem er in seinem Verlaufe allmälig sich etwas verengt. Zugleich nimt die Dicke seiner Wandungen, die Stärke seiner Muskelfasern, der Reichthum an Gefäßen und Nerven, die Zahl und Größe seiner Falten und Zotten nach seinem Endtheile zu nach und nach ab, so daß im Ganzen genommen der obere (oder Anfangstheil) den untern Theil an Lebendigkeit überwiegt. Nur die Schleimbälge sind nach einem andern Verhältnisse vertheilt, nämlich am Anfange und Ende am zahlreichsten, werden sie von beiden Punkten aus gegen die Mitte hin seltener; am Anfange finden sich größere, einzeln stehende Schleimbälge (Brunnersche Drüsen), gegen das Ende hin haufenweise an einander gelagerte (Peyersche Drüsen).

Der Dünndarm zerfällt in den Zwölffingerdarm und den Krummdarm.

1) Der Zwölffingerdarm (duodenum) ist der Anfang, der auf die Pförtnerklappe des Magens folgt und kein Gekröse hat, weshalb man ihn den gekröslosen Mitteldarm nennen könnte. Seine Länge beträgt ungefähr 8 Zoll, oder etwa die Breite von 12 Fingern, wovon er auch seinen Namen erhalten hat. Er liegt auf der rechten Seite der Oberbauchgegend, weiter nach oben und nach hinten als der übrige Dünndarm, unter der Leber und dem obern Blatte des Quergrimmdarmgekröses, unterhalb und links von der Gallenblase, rechts vom Magen, rechts, oberhalb und unterhalb vom Pankreas, vor dem innern und mittlern Schenkel des Zwerchfelles der rechten Seite, der Hohlvene und unpaarigen Vene, hinter dem Quergrimmdarme und über dem untern Blatte von dessen Gekröse. Er kann seine Lage weniger ändern als der übrige Dünndarm, da er durch einen zellgewebigen Überzug an die benachbarten Gebilde angeheftet wird; mit seinem obern Theile ist er an die untere Fläche des obern Blattes des Quergrimmdarmgekröses angeheftet, und zwar wo dasselbe von der Gegend der rechten Niere (Ligamentum duodeni renale) und von der untern Fläche der Leber (Ligamentum duodeni hepaticum) sich nach vorn umschlägt; sein unterer Theil berührt die obere Fläche des untern Blattes desselben Gekröses. Er bildet einen Bogen, dessen Wölbung nach der rechten Seite gewendet und frei ist, während die links liegende Höhlung den rechten Endtheil des Pankreas einschließt und mit demselben durch Zellgewebe und Gefäße dicht verbunden ist. Sein oberer Theil nämlich geht vom Magen, an dessen Bewegungen er einigen Theil nimt, horizontal unter der Gallenblase über dem Pankreas nach rechts und etwas nach hinten und oben bis unter den rechten Leberlappen; sein mittlerer Theil steigt senkrecht und etwas links neben dem Pankreas und vor dem obern Theile der rechten Niere herab; sein unterer Theil geht nach links und etwas nach oben vor der Hohlvene vorüber bis vor dem zweiten Bauchwirbel und der Aorta, und endet am untern Blatte des Quergrimmdarmgekröses, über und hinter welchem er liegt, indem er sich nach vorn und unten wendet, als ob er dasselbe durchbohren wollte.

Der Zwölffingerdarm ist weiter als der übrige Dünndarm; seine Schleimhaut ist besonders weich, seine Muskelhaut dick. Sein oberer Theil hat in einer Strecke von etwa 1½ Zoll vom Magen aus keine Falten, sondern nur Zotten; auf der übrigen Fläche liegen die Querfalten ziemlich dicht an und zum Theil auf einander. Die größern, einzeln stehenden, platten und rundlichen Schleimgruben (Brunnersche Drüsen) haben vorzüglich im obersten Theile ihren Sitz. An der innern Fläche des Bogens oder an der linken

Seite des mittlern (herabsteigenden) Theils, wo derselbe an den untern Theil angrenzt, bildet die Schleimhaut einen kleinen Hügel, auf welchem unter einem Fältchen der Gallengang und der pankreatische Gang sich öffnet. Beide Gänge treffen in einem spitzen Winkel zusammen und durchbohren die Wandung des Darms in schräger Richtung, so daß ihre Mündungen, welche dicht neben einander liegen oder auch mit einander vereint sind, geschlossen bleiben, so lange nicht Flüssigkeit von ihren Stämmen aus eindringt, während in diese aus dem Darme nichts zurückfließen kann. Ist der Darm durch Speisebrei ausgedehnt, so werden dadurch nicht allein jene Mündungen etwas erweitert, sondern es wird auch das Zufließen der Flüssigkeiten dadurch befördert, indem nicht allein sein ganzer Bogen das Pankreas, sondern auch sein oberer Theil die Gallenblase zusammendrückt.

Da auf diese Weise die Leber und das Pankreas, deren Erzeugnisse vorzüglichen Antheil an der Verdauung haben, dem Zwölffingerdarme beigegeben sind, so nimt dieser auch in seiner Bedeutung die oberste Stelle in der Reihe der Därme ein, weshalb er von einigen der zweite Magen genannt worden ist. Dem gemäß ist er nicht nur besonders reich an Nerven und Gefäßen, sondern zeigt sich auch durch deren Verbindung als das Mittelglied zwischen dem Magen und dem übrigen Dünndarme. Seine Nerven stammen nämlich nicht nur vom Eingeweidenerven des Rumpfnervensystems, sondern (am obern Theile) auch vom zehnten Hirnnerven, und hängen mit dem Oberbauchgeflechte, Lebergeflechte und Magengeflechte zusammen. Sein oberer und mittlerer Theil bekommt seine Arterien von dem auch zur rechten Hälfte des Magens sich verbreitenden Leberaste der Oberbaucharterie; sein unterer Theil von der obern Gekrösarterie. Seine Venen gehen vereint mit denen des Magens (als gastro-duodenalis) in die Pfortader. Seine Saugadern gehen theils durch das Lendengeflecht, theils in Verbindung mit denen der Leber und des Pankreas in den Saugaderstamm über.

2) Der übrige Dünndarm wird Krummdarm (ileum) genannt; da man ihn aber ehemals auf eine willkürliche Weise abtheilte und die zwei obern Fünftheile, weil man sie seltner mit Speisebrei gefüllt gefunden haben wollte, als Leerdarm (ieiunum), und nur die untern drei Fünftheile als Krummdarm bezeichnete; so würde er füglicher Windungsdarm zu nennen seyn, da er der einzige Theil des Darmkanals ist, welcher eigentliche Windungen bildet.

Er nimt die Nabelgegend, die Unterbauchgegend und den obern Theil der Beckenhöhle ein; fängt in gleicher Höhe mit dem zweiten oder dritten Bauchwirbel, auf dessen linker Seite an, und endet gegen die innre Fläche des rechten Hüftbeins, liegt vor seinem Gekröse und den dahinter liegenden Gefäß- und Nervenstämmen, Nieren und Harnleitern, hinter dem großen Netze, unter dem Quergrimmdarme, dessen Gekröse und dem darüber liegenden Zwölffingerdarme, Magen, Pankreas und Leber, über der Harnblase, dem Mastdarme und den Zeugungsorganen.

Das Gekröse bildet sich aus zwei senkrechten oder vielmehr schräg von der linken nach der rechten Seite herabsteigenden Blättern des Bauchfells, die sich von den Wänden der Bauchhöhle vor den Bauchwirbeln nach vorn schlagen, so daß sie die Bauchhöhle in eine rechte und linke Hälfte theilen, oben mit dem untern Blatte des Querdarmgekröses, seitwärts mit den innern Blättern des rechten und linken Grimmdarmgekröses, unten mit dem Gekröse des rechten Grimmdarms zusammenhängen. Seine Breite, d. h. die Fläche zwischen dem hintern Wandungstheile des Bauchfells und dem Darme, ist oben und unten am geringsten, in der Mitte am bedeutendsten und bis zum Betrage von vier Zoll; somit kann denn auch der mittlere Theil des Windungsdarms viel freier seine Lage ändern, als es seine beiden Enden können. Die Höhe des Gekröses oder seine Ausdehnung zwischen dem obern und untern Theile des Windungsdarms ist in verschiedenen Breiten sehr verschieden: wo es vom hintern Wandungstheile des Bauchfells ausgeht, oder an seiner Wurzel, ist es nur ungefähr drei bis vier Zoll hoch, indem es vom zweiten oder dritten bis unter den fünften Bauchwirbel sich erstreckt; dann nimt aber seine Höhe schnell zu, so daß sein Rand am Darme eine Ausdehnung von etwa 14 Fuß hat und stark gekräuselt ist.

Der Darm ist nach allen möglichen Richtungen in Windungen zusammen gelegt, deren Gang sich nicht mit einem Blicke übersehen läßt; überall ist er gekrümmt, so daß die am Gekröse angeheftete, hintere Seite concav und zusammengefaltet, die entgegengesetzte, freie, vordere Seite hingegen gewölbt ist, und dieser Unterschied ist so bedeutend, daß die Länge der freien Seite beinahe 6 Fuß mehr beträgt als die der angehefteten. Ist der Darm leer, so ist seine Höhle parabolisch, nämlich an der Anheftungsseite durch die als Bauchfellüberzug aus einander weichenden Blätter des Gekröses mehr verengt als an der freien Seite; doch bei seiner Ausdehnung wird sie kreisrund. Übrigens läßt sich der Darm vermöge der großen Ausdehnung seines Gekröses sehr leicht verschieben, sei es nun durch den Druck, welchen die Anfüllung des Magens, oder der Harnblase, oder des Fruchthälters verursacht, oder durch den Druck des Zwerchfells und der Bauchmuskeln beim Athmen und bei Muskelanstrengungen.

Die Schleimhaut ist dünner als im Zwölffingerdarme und wird, je mehr sie dem Dickdarme sich nähert, immer dünner, wie auch in demselben Verhältniß ihre Falten kürzer und seltener werden, der Darm überhaupt aber enger und an Gefäßen ärmer wird. Auch die größern, einzeln stehenden Schleimbälge verlieren sich in ihm allmälig ganz; dagegen treten die seichten, gruppenweise dicht an einander gelagerten (die sogenannten Peyerschen Drüsen) auf, welche an der vom Gekröse abgewendeten oder freien Seite des Darms ihren Sitz haben. Man zählt solcher Gruppen, wenn sie völlig entwickelt sind, bis auf dreißig, von welchen die kleinern

rundlich, die größern länglich, und die am Ende des Dünndarms liegenden auf zwei Zoll und darüber lang sind. — Die Blutgefäße sind Zweige der obern Gekrösarterie und Gekrösvene; die Nerven gehören zu dem jene Arterie begleitenden, obern Gekrösgeflechte.

II. Der Dickdarm (weite Darm, Afterdarm, intestinum, crassum, amplum, anale) hat eine Länge von ungefähr 5 bis 6 Zoll, während der Querdurchmesser etwa 2 Zoll und darüber beträgt, und zerfällt in den Grimmdarm und Mastdarm.

1) Der Grimmdarm (colon) ist das Mittelglied zwischen dem Dünndarme, in welchem die Assimilation und Einsaugung am stärksten ist, und dem Mastdarme, wo die Egestivität das Übergewicht hat. Seine Schleimhaut ist dünner, aber dichter und derber als die des Dünndarms; sie hat keine deutlichen Zotten, aber hin und wieder kleine Vorragungen in Form ästiger Fältchen oder auch eines feinen Netzes; die Schleimgruben stehen einzeln, sind aber groß. Die Ringfasern sind schwächer als die Längenfasern, diese sind vorzüglich in drei einzelne Stränge (ligamenta coli) vereint, die von einem Ende des Grimmdarms zum andern sich erstrecken, und von denen der breiteste (ligamentum intestinale) am freien Rande, der zweite (ligamentum mesocolicum) an dem Rande, wo das Gekröse sich ansetzt, und der dritte an dem, wo das Netz angeheftet ist, liegt. Jeder dieser Stränge bildet eine Einschnürung des Darms, so daß dieser in seiner ganzen Länge äußerlich drei rinnenartige Vertiefungen hat und zwischen denselben in drei Bauschen hervortrit. Außerdem verkürzen diese Stränge die längere Schleimhaut, so daß diese hin und wieder in Querfalten eingestülpt ist und dadurch der Cylinder in mehre Zellen getheilt wird; diese Falten unterscheiden sich von denen des Dünndarms dadurch, daß sie weit aus einander liegen und größer sind, doch nehmen sie gegen das Ende des Darms an Größe ab.

Die Gefäße des Grimmdarms stehen denen des Dünndarms in Hinsicht auf Zahl, wie auf Durchmesser nach. Seine Arterien machen weniger Verbindungsbogen und entspringen aus zwei Stämmen, wovon der eine auch an den Dünndarm, der andere auch an den Mastdarm sich verzweigt: nämlich die Arterien des rechten und queren Grimmdarms (colica dextra und media) sind die letzten Zweige der obern Gekrösarterie, die des linken (colica sinistra) aber ist der erste Zweig der untern Gekrösarterie, und wie die Arterie am Anfange des Grimmdarms (ileocolica) zugleich an das Ende des Dünndarms sich verzweigt und bogenartig wieder mit ihr anmündet, so vereinen sich auch an seinem Ende die letzten Zweige seiner Arterie durch Anmündung mit der ersten Arterie des Mastdarms, welche mit derselben aus der untern Gekrösarterie entsprungen ist. Dem gemäß gehören auch die Nerven theils dem obern, theils dem untern Gekrösgeflechte an. Die Venen gehen in die große Gekrösvene über, und die Saugadern hängen mit dem Lendengeflechte zusammen.

Nur der querliegende Theil des Grimmdarms ist vermöge seines längern Gekröses mehr frei beweglich; seine senkrecht liegenden Theile hingegen sind vorzüglich durch das kurze, äußere Blatt ihres Gekröses dicht an die Bauchwand geheftet und befestigt. Überhaupt nämlich sind die beiden Blätter des Grimmdarmgekröses nicht überall dicht an einander gelegt; Gefäße und Nerven verlaufen daher meist nur an einem Blatte, und zwar an dem, welches zum innern Umkreise des Bogens gehört, den der Grimmdarm macht, also am innern Blatte der beiden senkrechten Theile und am untern Blatte des queren Theils. Eine andere Eigenthümlichkeit ist die, daß der als Fortsetzung des Gekröses den Grimmdarm einschließende Bauchfellüberzug an dessen entgegengesetzter Seite wieder von ihm abweicht und frei liegende Verlängerungen des Bauchfells bildet, welche aus zwei, hier ungemein zarten Blättern desselben bestehen, zwischen welchen Fett abgelagert ist, und die man Netze (omenta, epiploa) nennt: durch das große Netz (omentum gastrocolicum) setzt sich der Bauchfellüberzug des queren Grimmdarms in den Bauchfellüberzug des Magens fort; dagegen sind die sogenannten Fettanhänge (omentula, appendices epiploicae) freie, walzenförmige Zipfel, welche hin und wieder vom freien Rande des Grimmdarms in die Höhle des Bauchfellsackes herein ragen.

Der Grimmdarm ist am Umkreise des Windungsdarms gelagert, oder umgibt ihn, und zerfällt demnach in einen rechten, senkrecht aufsteigenden, einen mittlern, wagerecht queren, und einen linken, senkrecht herabsteigenden Theil.

a) Der rechte Theil beginnt unten an der innern Seite des rechten Hüftbeins, indem das Ende des Dünndarms an der innern oder linken Wand des Anfangstheils des Dickdarms in diesen übergeht. Die Grenze ist äußerlich durch eine ringförmige Einschnürung bezeichnet, welcher die in die Höhle des Dickdarms hereinragende Grimmdarmklappe (valvula Bauhini s. Fallopii) entspricht. Da nämlich der Dünndarm ein viel dünneres Rohr darstellt als der Dickdarm, und die Längenmuskeln, welche von jenem zu diesem gehen, viel kürzer sind als die Schleimhaut; so treiben sie diese samt ihren Ringmuskeln in die Höhle des Dickdarms herein in zwei halbmondförmigen Falten, wovon das innere Blatt dem Dünndarme, das äußere dem Dickdarme angehört. Die eine Falte (valvula ileocoecalis) ist etwas kürzer, liegt unten, hängt mit dem Blinddarme zusammen und hat eine schräge Richtung; die andere (valvula ileocolica) liegt mehr wagerecht, höher und setzt sich in die Wand des aufsteigenden Grimmdarms fort. Die dazwischen in Form einer Querspalte bleibende Mündung gestattet dem aus dem Dünndarme andringenden Speisebrei den Durchgang, indem derselbe keilförmig wirkt und die Falten von einander treibt; gegen den Rücktrit aus dem Dickdarme aber wird sie schon mechanisch verschlossen, indem der Darminhalt (Luft oder Koth), wenn er durch die Muskeln des Blinddarms nach oben gedrängt wird, die untere Falte gegen die Mündung drückt, und wenn er vom aufsteigenden

Grimmdarme abwärts getrieben wird, die obere Falte ausbreitet und die Mündung noch vollständiger schließt.

Der **Blinddarm** (coecum) ist der nach unten sich erstreckende, etwa zwei Zoll lange, sackförmige Anfang des Dickdarms. Er grenzt links an den Dünndarm, rechts an den rechten Hüftbeinmuskel, hinten an denselben, den runden Lendenmuskel und den Harnleiter der rechten Seite, vorn an die Bauchwand, endet nach unten blind und setzt sich nach oben, mit Ausnahme der Stelle, wo die Grimmdarmklappe sich findet, unmittelbar in den aufsteigenden Grimmdarm fort. Er wird sowol durch die drei Stränge von Längenmuskeln in seiner Länge, als auch in die Quere eingeschnürt, so daß seine Oberfläche ungleich wird und zwischen diesen Furchen in Längenbauschen und Querzellen sich erhebt. An seiner hintern, linken und untern Seite bildet er eine enge, cylindrische Ausstülpung, den **Wurmfortsatz** (appendix vermiformis). Dieser hat zwei Linien im Durchmesser, nimt keinen Speisebrei oder Darmkoth auf, ergießt aber aus seinen zahlreichen Schleimgruben Schleim in den Blinddarm, wobei er dadurch unterstützt wird, daß die an ihn sich fortsetzenden Muskelstränge des Blinddarms ihn vollständig umgeben. Er ist etwa zwei Zoll lang und steigt gekrümmt schräg herauf, wo er blind endet.

Der **aufsteigende Grimmdarm** (colon adscendens s. dextrum) ist die vom Blinddarme nach oben gehende Fortsetzung, und steigt vom rechten Hüftbeine aus, vor der rechten Niere, erst etwas schräg nach hinten, dann etwas schräg nach vorn, bis unter den rechten Leberlappen herauf.

Das **rechte Grimmdarmgekröse** (mesocolon dextrum) ist sehr kurz. Der Blinddarm wird vermittelst einer kurzen Falte des Bauchfells (mesocoecum, ligamentum coecale) mit seiner hintern Fläche an den Hiftbeinmuskel geheftet und nur an seiner vordern und untern Fläche überzogen; dieser Überzug verlängert sich über den Wurmfortsatz und heftet denselben zum Theil an den Blinddarm an. Das Gekröse des aufsteigenden Grimmdarms besteht aus dem äußern Blatte, welches vom Hüftbeinmuskel, Lendenmuskel und queren Bauchmuskel sich nach vorn umschlägt, nach hinten liegt und kürzer ist, und dem innern von der rechten Seite der Bauchwirbel umgeschlagenen, weiter nach vorn liegenden und längern Blatte.

b) Der aufsteigende Grimmdarm setzt sich durch eine Umbeugung (flexura coli dextra) in den **Querdarm** (colon transversum) fort, welcher in der Oberbauchgegend unter der Leber und dem Magen, über dem Windungsdarme, vor seinem Gekröse und hinter der Bauchwand, erst schräg nach vorn, dann schräg nach hinten, quer herüber zur linken Seite sich erstreckt, bis er unter und hinter die Milz gelangt, wo er sich nach unten umbeugt (flexura coli sinistra).

Das **Querdarmgekröse** (mesocolon transversum) hat eine bedeutende Länge, so daß der Querdarm den freiesten, beweglichsten Theil des Dickdarms darstellt und sich, namentlich wenn er angefüllt ist, bis zur Nabelgegend herabsenken kann. Es theilt die Bauchhöhle in einen obern Theil, welcher die Leber, den Zwölffingerdarm, das Pankreas, den Magen und die Milz enthält, und einen untern Theil, in welchem die übrigen Baucheingeweide liegen. Sein oberes Blatt ist eine Umschlagung des Bauchfells rechts von der vordern Fläche der rechten Niere und von der untern Fläche der Leber (ligamentum coli hepaticum), in der Mitte vor dem Pankreas und den obersten Bauchwirbeln, links von der Milz (ligamentum coli splenicum); sein unteres Blatt ist eine Umschlagung der hintern Wand des Bauchfells, und hängt mit dem innern Blatte des rechten und linken Grimmdarmgekröses zusammen. Beide Blätter legen sich nach vorn zu an einander, weichen am Querdarme aus einander, um ihn vollständig zu überziehen, treten aber an seiner entgegengesetzten Seite wieder zusammen, um das von ihm vor dem Windungsdarme herabhängende, dann aber wieder nach oben hinter der vordern Bauchwand sich erstreckende und in den Überzug der vordern und hintern Fläche des Magens aus einander weichende, große Netz zu bilden.

c) Der **linke Theil** geht als absteigender Grimmdarm (colon descendens) aus dem linken Hypochondrium vor der linken Niere, erst schräg nach hinten, dann schräg nach vorn bis zur innern Fläche des linken Hüftbeins; dann beugt er sich (als flexura sigmoïdea s. iliaca, S romanum) nach innen, oben und hinten bis zur linken Fläche des untersten Bauchwirbels und von da wieder nach unten um, und geht in den Mastdarm über.

Das **linke Grimmdarmgekröse** (mesocolon sinistrum) verhält sich wie das rechte, ist aber gemeiniglich noch kürzer, so daß es sich nur als eine kurze Falte über die vordere Fläche des Darms ausspannt.

2) Der **Mastdarm** (rectum) geht von der linken Seite des untersten Bauchwirbels schräg nach rechts vor dem ersten und zweiten Beckenwirbel herab, dann in der Mittellinie vor den drei untern Beckenwirbeln und dem Schwanzbeine herab und dann etwas nach hinten gebogen zum After. Beim Eintritte in das Becken bekommt er durch Umschlagung des Bauchfells vom untersten Bauchwirbel und obersten Beckenwirbel ein Gekröse (mesorectum); in der Beckenhöhle selbst liegt seine hintere Fläche unmittelbar an den Becken- und Schwanzwirbeln und deren Muskeln an, die vordere Fläche aber ist in ihrem obern Theile vom Bauchfelle, welches hier den Boden seines Sackes bildet, überzogen, und vom dritten Beckenwirbel an ohne Überzug, blos durch Zellgewebe beim männlichen Geschlechte mit der Harnblase, beim weiblichen mit dem Fruchtgange verbunden.

Der Mastdarm ist sehr dehnbar; seine Schleimhaut hat viele und große Schleimbälge und ist übrigens glatt, außer daß sie im untersten Theile bis zum After in Längenfalten zusammen gelegt ist, welche bei Anfüllung des Darms verschwinden. Seine Muskelhaut ist stärker als am ganzen übrigen Darme und der der Speiseröhre gleich; die vom Grimmdarme sich fortsetzenden Bündel von Längenmuskeln werden so breit, daß sie den Mastdarm an seiner ganzen Oberfläche umgeben; auch die Ringmus-

keln sind stark, besonders aber am After röther, dicker und zu dessen innerem Schliessmuskel (sphincter ani internus) entwickelt. An diesen lagern sich aber willkürliche Muskeln, und zwar der ihn umgebende und seine Wirkung unterstützende, äußere Schließmuskel, der hinten an der Spitze des Schwanzbeins, vorn am Damme und seinen Muskeln befestigt ist; ferner die queren Dammmuskeln (transversi perinaei), welche vom Sitzbeinhöcker zum Schließmuskel gehen und als dessen Antagonisten den After öffnen; endlich die Heber des Mastdarms (levatores ani), welche von der innern Fläche der vordern und seitlichen Beckenknochen zum Schließmuskel und zum Schwanzbeine herab gehen und den After theils herauf ziehen, theils öffnen.

So zeigt sich der Mastdarm auch im Verhältnisse seiner Nerven und Gefäße als der Übergangspunkt von den Eingeweiden zur äußern Oberfläche. Seine zahlreichen Nerven stammen theils vom Beckengeflechte des Rumpfnervens, theils von den drei untersten Kreuzbeinnerven des Rückenmarks. Er ist reicher an Blut als der Grimmdarm, und bekommt dasselbe an seinem obern Theile aus der untern Gekrösarterie durch die innere Mastdarmarterie (haemorrhoidalis interna), an seinem untern Theile aber aus der Beckenarterie, und zwar durch die mittlere und äußere Mastdarmarterie (haemorrhoidalis media und externa) aus der Schamarterie, und durch kleine Zweige aus der Nabelarterie. Seine Venen haben einen beträchtlichen Durchmesser; die obern oder innern gehen durch die untere Gekrösvene in die Pfortader, die untern oder äußern hingegen durch die Beckenvenen in die untere Hohlader ein. Seine Saugadern treten in das Beckengeflecht. (*Burdach.*)

DARMAUSLEERUNG (excretio alvina). I. **Physiologisch.** Der Darmkanal ist der Durchgangspunkt für fremde Stoffe, welche dem Einflusse der Verdauung unterworfen werden. Denn da das Leben überall zwar äußerlich bedingt ist, aber nur durch eigene Thätigkeit sich erhält, also auch der organische Körper zwar fremden Stoffes bedarf, aber nur um daraus seine eigene Substanz zu bilden; so werden die Nahrungsmittel bei der Verdauung immer zersetzt, und indem aus ihnen einerseits ein dem Organismus entsprechender (assimilirter) Stoff gebildet wird, bleibt andrerseits ein dem Organismus fremdartiger Rückstand, dessen derselbe sich zu entledigen hat. So hat die unmittelbare Beobachtung nachgewiesen, daß selbst von den nahrhaftesten Flüssigkeiten ein der Verdauung widerstehender Rückstand bleibt; ebenso weiß man, daß Menschen bei anhaltendem, ausschließlichem Genusse solcher flüssiger Nahrungsmittel doch festen Koth ausleeren, und somit scheint die Darmausleerung auf keiner Stufe des Thierreichs zu fehlen, auch da nicht, wo der Verdauungskanal sich blind endet und blos Flüssigkeit aufnimt; zwar trit sie bei einigen Insecten während des Larvenzustandes nicht ein, erfolgt aber sogleich nach der letzten Metamorphose. Noch mehr Überbleibsel finden sich, wo feste Nahrungsmittel aufgenommen werden; so widersteht z. B. alles Epidermatische von Pflanzen (Hülsen von Früchten und Samenkörnern, Schalen von Knollen rc.) und von thierischen Körpern (Oberhaut, Haare, Federn, Nägel, Hörner) der Verdauung und wird unzersetzt ausgeleert.

Zugleich ist aber der Darmkanal auch ein Weg zur Ausführung von Stoffen, welche aus der Substanz des eigenen Körpers gebildet und zu Unterhaltung des Lebens untauglich sind. Denn der organische Körper wechselt unaufhörlich die Materie, woraus er besteht, und verjüngt sich, indem er die Stoffe, welche eine Zeitlang seine Bestandtheile waren, umwandelt und an die Außenwelt absetzt. Nun ist der Darmkanal nicht allein die größte Grenzfläche des Organismus gegen die Außenwelt, wo also auch eine bedeutende Ausscheidung vor sich gehen muß, sondern er ist auch dadurch, daß er eine innere Höhle darstellt, geeignet, gröbere Auswurfstoffe anzusammeln, um sie dann in größerer Masse auszuleeren. Daher kommt es denn, daß die Quantität der Darmausleerung oft viel größer ist als die der eine geraume Zeit hindurch genossenen Nahrungsmittel; dies ist der Fall, wo nach mehrwöchentlichen Krankheiten, in welchen äußerst wenig Nahrung genommen worden ist, durch erhöhte Lebendigkeit des Darmkanals kritische Stuhlgänge erfolgen; ferner beim Gebrauche von Mineralwässern und andern Arzneimitteln, welche die Secretion dieses Organs verstärken; endlich auch wenn letztere krankhaft gesteigert ist bei Durchfall, Ruhr und Lienterie. Am deutlichsten zeigt sich aber dies Verhältniß beim Embryo, wo ohne Aufnahme von Nahrung und selbst in dem an beiden Enden widernatürlich verschlossenen Darmkanale Darmkoth sich bildet.

Somit hat denn die Darmausleerung eine doppelte Bedeutung, nämlich den Organismus sowol von den ihm absolut fremdartigen Körpern, als auch von eigenen, ihm fremdartig gewordenen Stoffen zu befreien.

Was die Wege derselben betrifft, so dient bei denjenigen Thieren, deren Verdauungsorgan nur eine einzige Öffnung hat, diese sowol zur Aufnahme der Nahrungsmittel, als auch zur Ausleerung, und diese wird bei kurzen und weiten Verdauungsorganen zum Theil durch Umstülpung bewirkt, ist aber, wo dieselben lang und eng sind, weniger bemerklich. Aber auch bei Thieren, die mit einem After versehen sind, erfolgt hin und wieder die Ausleerung vermittelst einer rückgängigen Bewegung durch den Mund: so leeren die Blutegel mehr durch den Mund als durch den After aus; bei vielen Vögeln scheidet der Magen die unverdaulichen Substanzen (Haare, Federn, Knochen, Fischschuppen, Insectenschalen, zum Theil auch Kerne und Schalen von Beeren) von den in Speisebrei verwandelten verdaulichen ab und ballt sie in Klumpen zusammen, welche durch Erbrechen ausgestoßen werden.

Bei einigen niedern Thieren scheint die Ausleerung passiv zu seyn, oder gelegentlich bei anderweitigen Bewegungen zu erfolgen: so bei den rippenartigen Akalephen, bei welchen, indem sie schwimmen, das Wasser durch die Verdauungsorgane hindurch strömt, und bei den Thieren, deren Kiemen in der Cloake liegen, wird diese durch die Athmungsbewegungen ausgespült. Bei

den übrigen Thierordnungen und beim Menschen wird der Darmkoth durch die peristaltische Bewegung in den Mastdarm getrieben, in diesem aber durch die Schließmuskeln des Afters zurückgehalten, um dann mit einem Male in größerer Quantität ausgeleert werden zu können. Der Mastdarm ist durch eine bedeutende Dehnbarkeit hiezu organisirt, indem seine Schleimhaut nach unten zu in Falten gelegt ist, seine Quermuskeln keine geschlossenen Ringe bilden, er durch keinen vollständigen Bauchfellüberzug begrenzt, auch von lockerem, fetthaltigem Zellgewebe und weichen, nachgiebigen Organen umgeben ist.

Ein gewisser Grad von Ausdehnung verursacht aber eine Reizung der Nerven, welche einerseits unmittelbar die Muskelthätigkeit des Mastdarms anregt, andererseits auf das Gemeingefühl wirkt, den Trieb zur Ausleerung hervorruft und so mittelbar die willkürlichen Muskeln in Thätigkeit setzt.

Die Thätigkeit des Mastdarms ist die wesentlichste Bedingung; wo sie fehlt, vermag alle Anstrengung des Willens nicht eine Ausleerung zu bewirken, und diese erfolgt dagegen auch bei geöffneter Bauchhöhle, wo die willkürlichen Muskeln wenig mitwirken können. Sie hängt zuvörderst von der örtlichen Reizbarkeit des Mastdarms ab; so wird diese bei strenger, anhaltender Geistesthätigkeit durch Concentrirung des sensibeln Lebens im Gehirne für den Augenblick vermindert, und sie wird bleibend abgestumpft und dadurch habituelle Verstopfung bewirkt, wenn durch häufige Nichtbeachtung oder Unterdrückung des Dranges der Mastdarm eine bedeutende Ausdehnung gewohnt worden ist. Seine Reizbarkeit hängt aber auch von der gesamten sensibeln Stimmung ab; im höhern Lebensalter und bei phlegmatischem Temperamente ist unter übrigens gleichen Umständen der Stuhlgang träger; bei Apoplexie, Lähmung, Blödsinn findet sich gemeiniglich eine hartnäckige Verstopfung; beim Embryo und bei winterschlafenden Thieren, wo die Sensibilität stumpf ist, füllt sich der Mastdarm bei fortwährender peristaltischer Bewegung an, und entleert sich erst nach der Geburt oder nach dem Erwachen, wo das Leben in der animalen Sphäre frei hervor trit. Endlich wird die Reizung des Mastdarms durch die Beschaffenheit der Reize bestimmt; bei weniger und reizloser Nahrung und bei Mangel an Galle oder bei unvollkommener Entwickelung des Gallenstoffs entsteht Verstopfung, während starke Reizmittel des Darmkanals oder Überfluß an Galle und Gallenstoff häufige Ausleerungen bewirken; der feste Darmkoth ist der gewohnte Reiz, flüssiger hingegen ist ungewohnt und reizt stärker, wie denn auch selbst die mildeste Flüssigkeit, in einem Klystiere beigebracht, eine Ausleerung zu veranlassen pflegt.

Die Ausleerung wird aber durch das animale Leben zu Stande gebracht, indem zuvörderst die Anhäufung des Darmkothes das Gemeingefühl unangenehm afficirt. So lange derselbe blos den Mastdarm ausdehnt, verursacht er nur ein stumpfes Gefühl von Vollheit und Belastung; wenn er aber gegen den After und seine Schließmuskeln andringt, so entsteht eine lästigere, peinlichere Empfindung, welche daher nicht wie der Hunger allmälig, sondern plötzlich eintrit und, wenn sie nicht bald beseitigt wird, Unruhe und Angst bewirkt. Bei krankhaft erhöhter Reizbarkeit des Mastdarms, die entweder in dessen Zustande selbst (wie bei Entzündungen) oder consensuell im abnormen Zustande der benachbarten Theile (wie bei Steinen in der Harnblase) begründet ist, entsteht ein solches Gefühl von andringendem Darmkothe, ungeachtet keiner vorhanden ist (Tenesmus).

Die lästige Empfindung weckt den Trieb zur Ausleerung. Dieser trit aber anfänglich nur als organische Reaction hervor und nimt erst bei regerem, animalem Leben den Charakter der Willkür an; neugeborne Kinder und Thiere geben dem Drange sogleich nach und wirken durch ihre willkürlichen Muskeln auf die Ausleerung; einige Thiere fangen späterhin an, dieselbe der Willkür zu unterwerfen, indem sie sie nur unter bestimmten Umständen bewirken und bis zu deren Eintritte verschieben. Der Mensch kann durch seinen Willen vermittelst der Schließmuskeln die Ausleerung hemmen und auf diese Weise z. B. leichte Diarrhöen haben, wie diese umgekehrt immer heftiger werden, je mehr man dem Drange sogleich nachgibt. Auf einem gewissen Punkte aber, namentlich wo die peristaltische Bewegung oder die Reizbarkeit des Mastdarms widernatürlich vermehrt, oder der Darmkoth vermöge seiner Flüssigkeit oder Schärfe zu reizend ist, wird die Willenskraft durch die organische Reizung überwunden. Die Furcht schwächt die Kraft der Schließmuskeln, so daß das Bedürfniß der Ausleerung dringender wird, wie man dies vor dem Anfange einer Schlacht bemerkt hat; auch die unmittelbare Richtung der Phantasie auf die Ausleerung hat einen Einfluß, wie denn diese bei manchen Personen schon durch die lebhafte Vorstellung der zu nehmenden Purganz oder des zu gebrauchenden Klystiers bewirkt wird, und ein Abführmittel unter gleichen Umständen eher wirkt, wenn der Arzt seine Wirkung voraus gesagt hat.

Der After wird geöffnet erstlich durch den keilförmig eindringenden Koth. Dieser wird aber durch die peristaltische Bewegung des Mastdarms, namentlich seiner Ringmuskeln, gegen den After getrieben. Sodann kommt die willkürliche Bewegung der Bauchwände (die Bauchpresse) zu Hilfe; das Zwerchfell wird herabgedrängt durch Einathmungsbewegungen, die Bauchmuskeln werden nach hinten gezogen durch Ausathmungsbewegungen, und der Boden der Beckenhöhle wird durch Hebemuskeln des Afters heraufgehoben, und indem so die Bauchhöhle sich in allen Richtungen verengert, muß der von allen Seiten gepreßte Koth einen Ausweg suchen und in den After dringen. Dieser wird zweitens durch die Antagonisten seiner Schließmuskeln, nämlich durch die queren Dammmuskeln und durch die Heber des Afters, aus einander gezogen.

Ist der After geöffnet, so treibt der Mastdarm durch seine peristaltische Bewegung, und unterstützt durch die fortdauernde oder auch vermehrte Verengerung der Bauchhöhle, den Koth aus, dessen Wege durch den ergoßnen Schleim schlüpfrig gemacht werden. Indem die Hebe-

muskeln des Afters die Muskelhaut des Mastdarms anspannen und heraufziehen, kann eine Ausstülpung der Schleimhaut erfolgen; dies ist bei einigen Thieren, z. B. Pferden, normal, und gibt bei Menschen einen Vorfall des Mastdarms ab, welcher bei Kindern durch heftiges Schreien, bei Erwachsenen durch gewaltsames Drängen bei Hartleibigkeit entstehen und durch starkes Einathmen vermehrt werden kann. (*Burdach.*)

II. Diätetisch. Bei diesem in der Regel täglich wiederkehrenden Geschäfte, das nie im Freien, am wenigsten bei Wind und Unwetter, noch auf zugigen oder schmutzigen, und nur mittelst einer Unterlage auf fremden, oft verdächtigen Gasthausabtritten vorgenommen werden sollte, ist immer, sowol zu Hause als auf Reisen, eine gewisse Zeitordnung zu beobachten, welche der unsrer gewöhnlichen Mahlzeiten entspricht, und woran sich unsere Natur leicht gewöhnt. Die beste Zeit dazu bleibt überhaupt der frühe Morgen, und der Abend kurz vor Schlafengehen, die Niemand versäumen sollte. Denn nichts ist peinlicher und zugleich schädlicher, als diesem Naturdrang länger widerstehen zu müssen, aber gleich gesundheitswidrig ist es, ihm nicht zur rechten Zeit Folge zu leisten, weil er ein- oder zweimal unterdrückt, nicht sogleich wiederkehrt und oft eine nur um so hartnäckigere Leibesverstopfung zurückläßt. Bei Personen von straffer Faser und melancholischem Temperamente kommt die längere Unterbrechung dieser Function häufiger vor, ist aber oft auch nichts weiter, als Folge einer übeln Gewohnheit, wie bei den Weibern.

Auch auf Reisen stellen sich dergleichen Obstructionen gewöhnlich ein, hauptsächlich wegen der seltenern Gelegenheit, bequem zu Stuhle zu gehen, ob der veränderten Kost, wegen des längern Sitzens im Wagen ꝛc. Am nachtheiligsten werden sie für solche, die wenigstens einen Tag um den andern oder alltäglich ein- bis zweimal ihre gehörige Leibesöffnung haben müssen. Besonders in der zweiten Hälfte des Lebens sei diese immer im gehörigen Gange. Viele Beschwerden nach dem fünfundvierzigsten Lebensjahre haben zunächst ihren Grund in deren Störung, zumal bei Gelehrten u. a. vielsitzenden Personen. Hier wirken keine Laxirmittel, sie machen vielmehr das Übel ärger; hier nützt vorzüglich eine veränderte Diät, mehr Bewegung und möglichst bessere Naturgewöhnung. In diesen liegt hier einzig unser Heil.

Die Sitzung auf dem Abtritte sei möglichst bequem, mit aufgezogenen Schenkeln (eine mehr kauernde), dauere weder zu kurz, noch zu lange und bleibe ungestört; alles Lesen und Meditiren während derselben schadet Kopf und Augen, zumal bei einiger Stuhlerschwerung. Wer überhaupt dazu eher, als zum Gegentheil geneigt ist, sei nicht überängstlich. Kräftige Körper pflegen mehr hartleibig, als durchfällig zu seyn; ihre Saugadern nehmen mehr auf, wodurch die Excremente steifer, fester, trockener werden. *Oportet sanorum sedes esse figuratas!* —

Wer an wirklicher Leibesverstopfung leidet, der sehe wohl zu, ob Vernachlässigung des täglichen Stuhlgangs, oder unterdrückter, oder auch zu häufiger Schweiß, ob Unverdaulichkeiten, oder zu weniges Trinken ꝛc. daran Schuld seien, und suche diese Hindernisse zu beseitigen. — Bei Geneigtheit zu Obstructionen wasche man früh kurz nach dem Aufstehen seinen von Nachtschweiß wohl abgetrockneten Unterleib mit frischem Wasser, genieße mehr flüssige, wenigere feste Speisen, keine Mehl- und Fettspeisen, keine Hülsenfrüchte u. a. schwer verdauliche Dinge, trinke verhältnißmäßig genug und wenig auf einmal, aber öfter, allenfalls eine Tasse Kaffee nüchtern bei einer Pfeife Tabak, oder genieße zum Frühstück Hafergrütz- oder Biersuppe mit etwas Salzbutter, den Tag über Süßmolken, Buttermilch, Zucker, frisches Kernobst, reife Weintrauben, saftige Rosinen ohne Kerne, Feigen, getrocknete Pflaumen und mehr säuerlich süße Speisen überhaupt, vermeide alles, was den Körper erhitzt, und mache sich mehr Bewegung in freier Luft zu Fuße oder zu Pferde. Übrigens müssen eigentliche Purganzen, die sogenannten Polychrest- u. a. Laxirpillen, so lange wie möglich noch wegbleiben, bis sie der Arzt anräth. Man denke immer an jenen italiänischen Grafen, auf dessen Leichensteine die Worte stehen: Ich befand mich wohl, wollte mich noch besser befinden, nahm Arznei und — starb! —

Allein in Fiebern mindert diese Ausleerung meist die Congestionen, die Hitze, die Beängstigung u. a. Zufälle, und ein mäßiger Durchfall entscheidet am sichersten die gastrischen Fieber. Auch chronische Krankheiten beruhen oft auf Anomalien des Stuhlgangs, oder diese hindern doch die Heilung, wenn sie zu den übrigen schon vorhandenen hinzukommen.

Für neugeborne Kinder, wenn sie das angehäufte Meconium (ihren ersten Darmunrath) nicht ausleeren können, paßt die erste Muttermilch, oder ein Klystier mit Zucker ꝛc.; für etwas ältere, die obstipirt sind, zunächst ein und das andere Klystier von Kamillenaufguß, oder Salzwasser mit Öl, oder von Süßmolken mit Honig ꝛc., nachher irgend ein bitteres Extrakt von Quecken, Löwenzahn, Bitterklee ꝛc. in einem aromatischen Wasser aufgelöst, Kaffeelöffelweise, bis gelinde Öffnung erfolgt. Oft wirkt auch die veränderte Kindernahrung hier wohlthätig. Trinkt das Kind an der Brust, so ist die übrigens fehlerfreie Milch zu fett, zu schwer oder zu alt. Die Säugende muß dann weniger Fleisch- und mehr Pflanzenkost, nebst vielem wässerigem Getränke genießen, sich viele Bewegung machen ꝛc. Dabei kann man dem Säugling neben der Brust Kuhmilch mit Wasser, oder einen dünnen Mehlbrei ohne Fett und ohne Fleischbrühe geben. Schlägt alles dies nicht an, so muß man die Amme verändern oder das Kind entwöhnen, oder, bei künstlicher Auffütterung, die Milch von einer andern Kuh nehmen kein Eigelb zusetzen, den Brei mit Wasser und Milch, nicht mit Fleischbrühe bereiten, ohne Butterzusatz u. s. f.

Die bei Säuglingen kurz vorübergehenden und zu gewissen Zeiten, z. B. während des Zahndurchbruches, auch wol länger dauernden Durchfälle sind nicht sogleich mit Arzneien zu bestürmen und zu stopfen. Entstehen sie von zu vieler und fehlerhafter Milch oder anderer Nahrung, so sind sie eine wohlthätige Selbsthilfe der Natur und hören gewöhnlich von selbst auf, wenn der

schädliche Stoff entfernt ist. Stärkere, anhaltendere, schmerzhaftere, zähe, leimartige, graue oder weißgefärbte, gallengrüne, blutige Stuhlgänge fodern baldige Kunsthilfe. — Die nach Erkältung oder Diätfehlern eintretenden Durchfälle verschwinden oft von selbst durch Wärme, oder nach dem Genuß von schleimigen Getränken oder Fleischbrühe mit Eigelb. — Rhabarbersäfte, Tinktur u. a. Hausmittel sollten hier nicht immer unbedingt und ohne den Rath des Arztes angewendet werden. Noch dringender verlangt der Brechdurchfall bei Kindern ärztlichen Beistand.

Den Durchfall im spätern Lebensalter, wenn er gelinde, schmerzlos und ohne Entkräftung nicht zu lange andauert, darf man in keinem Falle unterdrücken, am wenigsten durch geistige und zusammenziehende Mittel; man halte sich dabei warm, genieße mehr feste, trockene Speisen, kein Obst, keine Säure und trinke weniger, am wenigsten kaltes Wasser, sondern ein Warmbier u. a. schleimige Getränke, ein Glas kräftiges Bitterbier ɪc. Ist er aber heftiger und etwas schmerzhaft, so ändere man seine Diät, trinke einige Tassen Fliederthee, nehme von Zeit zu Zeit ein Theelöffelchen Zimmettinktur in Wein, oder echtes Stoughtons Elixir, oder einige Pfeffermünzbonbons, bähe den Unterleib trocken mit immer warmen Tüchern und suche in Schweiß zu kommen. Wird er ruhrartig, so lasse man eiligst einen Arzt rufen.

Bei Blähungsbeschwerden und Windkolik, besonders mit Durchfall oder Leibesverstopfung und Schmerzen verbunden, sei man vorsichtig in der Auswahl blähungtreibender Hausmittel, deren Bestimmung man lieber dem Arzte überläßt. Oft thun einige Tropfen süßen Salpetergeistes auf Zucker mit Kamillenthee und ein Klystier aus diesem, nebst Einreibungen der Nabelgegend mit Hoffmanns Tropfen und Frottiren des Unterleibs mit erwärmtem Flanell einstweilen gute Dienste. Übrigens hüte man sich vor allem, was die Erfahrung als schwächend, eröffnend kund that, meide jede Erkältung von innen und außen, und verhalte sich ruhig in einer Lagerung mit an den Leib gezogenen Schenkeln. — Die Hauptregel bleibt immer: gib Acht auf das, was du issest und trinkest, und genieße nur, was Erfahrung dir als unschädlich, als wohlthuend bestätiget. Genieße, was deinem Leibe gesund ist.

Übrigens gehe man weder als Gesunder, noch viel weniger als Kranker auf den Abtrit mit nackten Füßen, am wenigsten des Nachts und wenn man schwitzt; man sitze nicht mit entblößten Schenkeln darauf. Bei Durchfall und sonstigem Übelbefinden bediene man sich lieber eines bequemen und immer rein gehaltenen Leibstuhles, oder eines der neuern nicht riechenden Abtritte (s. oben den Artikel Abtrit), und bei Bettlägrigkeit eines Stechbeckens oder Untersetzgeschirres, das nach der Entledigung des Stuhls sogleich beseitiget und gesäubert werden muß.

(*Th. Schreger.*)

Darmbruch s. Bruch, Thl. XIV. S. 186 fgg.

DARMEXCREMENTE (Darmkoth, Darmunrath), alvius, stercus, alvi excrementa, faeces intestinales s. alvinae etc. Chemisch. Sie werden in dem bei den verschiedenen Thierklassen verschiedenartig organisirten Verdauungsapparate gebildet, und sind die unverdauten Überreste und ein Rückstand oder Niederschlag der genossenen Nahrungsmittel, insbesondere diejenigen Theile derselben, die dem Thierorganismus nicht mehr zur Ernährung dienen können, und woraus durch den Verdauungsproceß schon die nährenden Bestandtheile abgeschieden sind. Durch das Digestionsgeschäft erleiden sie nicht allein eine große Veränderung, sondern es werden denselben auch durch verschiedene Organe aus dem Thierleibe Stoffe zugeführt, wodurch die vegetabilischen der animalischen Natur näher kommen. Sie haben also keine Ähnlichkeit mit den Nahrungsmitteln der Thiere mehr, außer wenn sie ganz unverdaut bleiben, wie Obstkerne, Samenhülsen, Knorpel ɪc., sondern müssen als eigene thierische Materien betrachtet werden.

Ihre Elementarstoffe im Allgemeinen sind aus Wasserstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Phosphor, aus Kalien, Erden, Metalloxyden, und in einigen Fällen auch aus Schwefel zusammengesetzt. Das quantitative und qualitative Mischungsverhältniß dieser Grundstoffe weicht indeß bei den mancherlei Thierexcrementen sehr ab, und hieraus entspringt die Verschiedenheit derselben selbst, obschon auch die Nahrungsmittel an sich und die individuelle Constitution jedes einzelnen Subjects hierauf gleich bedeutenden Einfluß haben. Noch größer ist jener der besondern Organisation einzelner Thiergattungen, und auf dieser beruht es hauptsächlich, daß sich die Darmexcremente so verschiedenartig gestalten und charakterisiren. Desto weniger läßt sich aber auch über das Verhalten jeder besondern Art von Excrementen, über die Beschaffenheit ihrer nähern Bestandtheile und über die Veränderung, welche sie durch Zersetzung erfahren, etwas bestimmtes angeben. Der sie beim Abgang begleitende und überziehende Darmschleim wird, nach Berzelius, einmal getrocknet, durch Wasser nicht mehr schleimig, wol aber durch Kalilauge, welche jedoch die Durchsichtigkeit desselben nicht wieder herstellt.

I. Menschenexcremente. A) Natürliche. a) Kindspech (Meconium).

Dieser Darmkoth, den nur die weiten oder dicken Därme ungeborner und neugeborner Kinder enthalten, hat kalische Eigenschaften, dahingegen der Inhalt der engen oder dünnen Gedärme säuerlich ist. Das Meconium scheint blos das Excrement zu seyn, und es läßt sich in demselben kein eiweisartiger oder nährender Stoff entdecken. Es ist eine dickliche, zähe, gelbgrünschwarze, animalisch riechende, etwas bitter schmeckende Masse, und in den verschiedenen Perioden der Schwangerschaft sich gleich. Nach Bunlva und Vauquelin ist wahre Galle darin. Ich fand in reinem, von selbst abgegangenem, noch frischem Meconium, außer Wasser und etwas Darmschleim, nebst vielen vom Embryo während seiner Ausbildung abgefallenen und verschluckten Hauthärchen, Spuren von Gallenstoff und Natron, kein Eiweis. Auch in feuchter Luft ging es spät erst in Fäulniß. Nach Bouillon Lagrange soll es keine wirkliche Galle, aber 110 Wasser, 2 mit Haaren gemengten Darmschleim, und 28 einer in Wasser löslichen, etwas bit-

tern Materie enthalten, die, aus getrocknetem Meconium durch siedendes Wasser gezogen, aus dieser Auflösung aber durch Chlor in gelblichweißen Flocken gefällt wird, mit Salpetersäure Fett, Oxalsäure und einen rothen Stoff liefert, Vitriolöl röthet, kaum in kaltem, ein wenig nur in kochendem Weingeist sich löst, und dessen wässerige Lösung stark durch salpetersaur. Quecksilberoxydul, aber schwach durch essigsaur. Blei, durch Gallusaufguß und durch Weingeist niedergeschlagen wird. Bei der trocknen Destillation gibt es etwas Ammonium.

b) Darmkoth erwachsener Menschen.

Bei gesunden und starken Menschen ist er gewöhnlich von der Consistenz eines steifen Breies. Seine Farbe spielt zwischen Dunkelgrün und Gelb nach der Menge seines Galleninhalts, und nach der Verschiedenheit zuvor genossener Nahrungsmittel. Der gewöhnliche ist gelbbraun oder dunkelgrün; der dunklere beweist einen Überschuß, der hellere einen geringern Gehalt von Galle, und der weiße, thonähnliche, wie bei Gelbsüchtigen ꝛc., Mangel daran. Im Durchlauf sind die Excremente, wie bei jungen Kindern, insgemein nur hell- oder safrangelb, weil alles Genossene zu schnell durch die Därme geht, um genug Gallenpigment aufzunehmen.

Die Kothstange ist allezeit von einem ihr gleich gefärbten Schleime überzogen. Ihre äußere Farbe erscheint gemeiniglich dunkler und fällt mehr ins Grüne, geht dagegen nach innen zu mehr ins Braungelbe über. Der Geruch ist eigenthümlich stinkend, verändert sich an freier Luft, wird in der Wärme nach einigen Tagen säuerlich, wie der von saurem Brode, und endlich faul, ammonialisch. Alles dies variirt indeß sehr, am meisten die Consistenz.

Homberg untersuchte den festen Menschendarmkoth chemisch zuerst, fand im trocknen, abermals destillirten Rückstande desselben Dippels Thieröl, und in dem bei Alaunzusatz sich von selbst entzündenden, aus 6seitigen Krystallen bestehenden Rückstande zufällig einen Pyrophorus (s. dies. Art.). Nach Homberg und Sage, Teichmeyer, dem ält. Vogel, Proust, Vauquelin und John hat diese Excremente Berzelius am vollständigsten zergliedert, und in 100 Theilen 26,7 trockne Substanz nebst 73,3 Wasser, 0,9 darin auflöslichen Gallenstoff, 2,7 einer eigenthümlichen, extraktartigen, in Wasser und Weingeist braun löslichen, durch salzsaur. Zinn, essigs. Blei, salpeters. Silber, und durch Gallusaufguß in braunen Flocken fällbaren, stickstoffhaltigen Materie, 0,9 löslichen Eiweißstoff, 1,2 Salze aus kohlens., salzs. und schwefels. Natron, phosphors. Talkerdeammonium nebst phosphors. Kalk und 7,0 extrahirter, unauflöslicher Stoffe oder gröberer, unverdauter Speiseüberreste gefunden. Die in dem Darmkanale niedergeschlagenen Stoffe bestanden aus einer eigenen, in Wasser und Weingeist nicht löslichen, grauen, und aus einer, nach Entfernung des in Weingeist löslichen, gelbgrünen Fettes, in Wasser sich lösenden, durch Gärbstoff schwach fällbaren, thierischen Substanz, und einem unauflöslichen Rückstande zusammen 14,0, aus Spuren von Schwefel, Phosphor, Kieselerde und schwefelsaurem Kalke. Bei der Destillation ging, zugleich mit dem Wasser, eine in dieser Form Bleisalze bräunlich fällende Substanz mit über.

Manche Menschenexcremente enthalten nach Vauquelin eine freie Säure, die der Essigsäure ähnlich scheint, andere, nach John, nichts davon, sondern vielmehr Kali, zum offenbaren Beweis, daß die Natur desselben durch die Nahrung in Hinsicht der Mischungstheile sehr wesentlichen Veränderungen unterworfen ist, welches auch schon der bloße Augenschein lehrt.

Schon die alten Griechen und Römer erkannten die Düngkraft der Menschenexcremente und gebrauchten sie, wie die Chinesen und andere Völker noch jetzt, zur Beförderung der Pflanzenvegetation. Seit 30 Jahren bereiten die Franzosen daraus sogenanntes Düngepulver. Auch in England, in der Schweiz, und hier und da in Teutschland fand das Beispiel Nachahmung. Zur Verdickung und Aufsaugung der sogen. Urate (s. diesen Art.), daher zur Anfertigung des künstlichen Düngpulvers dienen: gebrannter Kalk, Gyps, Mergel, Holz- und Seifensiederasche, trockner Straßenmoder ꝛc. Die steife Masse wird mit Spaten und Schaufeln herausgehoben, auf Brettern und Horden getrocknet und sodann mit irgend einem Kolben Hartholz gepulvert. Der unter dem Namen: Poudrette composée bekannt gewordene, künstliche Dünger wird aus den mit Kalk und Gyps verdickten, festen Excrementen gewonnen, die mit Menschenharn verdünnt sind (s. Hermbstädt in s. Archiv für Agriculturchemie a. m. O. — Hericart de Thury Schrift: Urat, ein neues Düngungsmittel der Hrn. Donat u. Compagnie. a. d. Fr. m. 1 K. Weimar 1820. 8. — Theor.-prakt. Unterricht in der fast kostenlosen Selbstverfertigung künstl. Düngmittel aus menschl. Excrementen, Poudrette und Urate genannt ꝛc., von Fr. Büttner. Berl. 1824. 8.; vergl. die Art. Compost und Dung).

Endlich hat Raimann aus, durch Destillation in Kesseln eingedunsteten und getrockneten, Menschenexcrementen ein Beleuchtungsgas (Kothgas) bereitet und jüngst in Berlin zuerst versucht. Das Gas brennt bedeutend weniger hell, allein das Licht ist weißer und der hellblaue Theil der Flamme soll an der Basis beträchtlicher erscheinen. (Vergl. über Leuchtgas-Bereitung aus Excrementen: Erdmanns Journ. f. techn. u. ökon. Chemie. IV. 4. S. 405 ꝛc.)

B) Krankhafte Menschenexcremente.

a) Bei Durchfällen; sie sind bald wäßriger, bald schleimiger, bald gemischter Natur. Der von einem Kranken abgehende, dünne Darmkoth nebst Darmsaft und Darmschleim beträgt in einem Tage zuweilen mehre Pfunde, und enthält mehr oder weniger Eiweißstoff.

b) Die lienterischen Darmausleerungen bestehen entweder ganz aus noch rohen und fast unveränderten Nahrungsstoffen, oder diese sind mit mehr oder weniger Darmkoth vermengt.

c) Beim Darmflusse (*Fluxus s. Passio coeliaca*) geht ein seröser, lymphatischer, gerinnbarer Stoff, wirklicher Chylus, durch den Stuhl ab.

d) Der Abgang bei schmelzendem oder colliquativem Durchlauf hat zur Basis Darmkoth u. a. durch den After ausgeleerte Materien, mit Fetttheilen über- und durchzogen.

e) Der Darmunrath in dem sogen. Leberflusse (*Fluxus hepaticus, Hepatirrhoea*), ein nur schwach gefärbtes Secum aus den Gefäßen des Pfortadersystems, sieht aus, wie dünnes, blutiges Abwaschwasser vom Fleische, mit glänzend schwarzem, leberfarbigem Blutgerinnsel untermengt. Die ganz schwarzen, oder sehr dunkeln Stuhlausleerungen entstehen nicht blos vom Blute oder von dunkelfarbiger Galle, sondern auch von Absonderung einer mißfarbigen Flüssigkeit aus der Darmschleimhaut.

f) Die Afterentleerung bei den fließenden Hämorrhoiden ist aa) reines Arterien- oder Venenblut (s. oben Blut, Thl. XI. S. 68), oder bb) ein weißlicher, mehr oder minder dicklicher und scharfer Schleim, wie in der *Blennochezia s. Proctorrhoea haemorrhoidales*.

g) Die frischen, theils blutigen, theils schleimigen, gallertartigen, oder einer dicken Milch, oder einer eitrigen Flüssigkeit ähnelnden Darmexcremente von (zumal ansteckenden) Ruhrkranken stinken specifisch, manchmal fast wie faule Eier. Fiedler will darin über ½ kohlens. Gas und fast ¼ Wasserstoffgas gefunden haben, Birnstiel aber Schwefelwasserstoffgas mit Ammonialgas.

h) Der Stuhlgang gelbsüchtiger u. a. leberkranker Personen fällt mehr weiß, thonartig aus, wie der weiße Hundskoth.

i) Der Darmkoth in der Bleikolik enthält, wenn man ihn verkohlt, mit Salpeter verpufft, in Salpetersäure kocht, die Flüssigkeit filtrirt, neutralisirt und dann mit kohlensaurem und chromsaur. Kali und mit Schwefelwasserstoff auf Blei prüft, nach C. Wibmer (in dessen Tract. de effectu plumbi i. organ. anim. etc. Monach. 1829. 8.) vieles Blei.

k) Die Kothsteine, jene Pseudo-Intestinalconcretionen, bilden sich aus Darmkoth, der steinartig erhärten kann (vergl. d. Art. Concremente, animalische).

II. Säugthierexcremente.

1) Der weiße Hundskoth, als sogenanntes *Album graecum* sonst officinell, besteht, nach Fourcroy, aus reiner Knochen- oder phosphorsaurer Kalkerde und erscheint nur, wenn die Hunde von lauter Knochen und Knorpeln sich nähren, und dann allein die von ihrer Gallerte erschöpfte Knochenmasse mit Darmschleim wieder ausleeren.

Der Unrath frei herumlaufender Hunde weicht aber gar sehr von dem Darmabgange jener ab, welche z. B. Kartoffeln rc. zu fressen bekommen. Letzterer ist, nach van Maanen, breiweicher, mehr gefärbt und gar nicht so widrig von Geruch. Er enthält außer Cholestearin (s. oben), salpeters. Natron, Welters Bitter und viele Milchzuckersäure. Die trockne Destillation gibt Kohlenwasserstoffgas und kohlens. Gas, Essigsäure, brenzliches Öl und kaum eine Spur von Ammonium.

2) Der Darmkoth von Pferden, Rindern, Schweinen, Schafen, Ziegen u. s. w. ist sehr verschieden, wenn sie auch einerlei Futter fressen. Aber das Meconium dieser noch nicht oder so eben gebornen Thiere verhält sich ganz wie das Kindspech. Ganz anders ist die Mistung des Pferdes rc. beschaffen, wenn es mit frischem Gras, als wenn es mit Hafer gefüttert wird, dort grüner und breiiger, hier gelblicher, trockner, speizig rc. — Der Dung der sowol am mittelländischen Meere, als in Ägypten von Salzpflanzen lebenden Pferde, Rinder und Kameele gibt, nach Haselquist und Chaptal, in seinem Ruse vielen Salmiak durch Sublimation (der ägyptische ist sehr berühmt). — Aus dem Miste der im Stalle gefütterten Pferde und Kühe will Becker einen wahren Salpeter gezogen haben. — Der Inhalt des Weitdarmes bei Pferden hat, nach Emmert, keine Säure in sich, sondern zeigt vielmehr Spuren eines freien Kali und schwach oxydirten Eisens; außerdem enthält er, nach Fourcroy und Vauquelin, mehr phosphors. Kalk, als ihr Futter bei sich führt. — Nach Zierl gaben die Excremente eines mit Hafer und Häckfel gefütterten Pferdes: 65,0 Pflanzenfaser mit Überresten der Nahrung, 20,5 moderartiges, grünes Satzmehl mit Eiweißgerinnsel und Darmschleim, 5,6 Gallenstoff mit Extraktivstoff und 6,5 Gallenzucker mit auflöslichen Salzen (s. Kastners Arch. d. ges. Naturk. 1824. II, 4. S. 476 rc.). — Frische Excremente von Rindern, die im Stalle mit Rübenkraut gefüttert werden, haben eine gelblichgrüne Farbe, keinen unangenehmen, dem Moschus einigermaßen ähnlichen Geruch. Ihr specif. Gewicht verhält sich, nach Einhof, zu dem des Wassers = 104⅕ : 100. Sie enthalten weder freie Säure noch freies Kali, sondern in 100 Theilen 71⅞ Wäßrigkeit und 28⅛ fester Masse, 1,1 Sand, 15,6 Pflanzenfaser, phosphors. Kalk, dergl. Kali und salzsaur. Kali, zusammen 2,4, woraus erhellt, daß die Quantität der in denselben befindlichen, auflöslichen Materie im Verhältniß zur ganzen Masse sehr gering ist. Sie haben ihre Farbe und ihren Geruch von einer grünlichen, schleimigen, in den meisten Flüssigkeiten unauflöslichen Materie (9, 4), welche heißen Weingeist blos etwas grün färbt und erwärmt nach Galle riecht, ohne davon etwas bei sich zu führen; dagegen scheint sie das grünfärbende Princip der Gewächse (s. Blättergrün) zu enthalten. Außerdem ist im Rindermiste noch eine andere thierische Substanz, welche mit Wasser eine farblose, an der Luft gelbende und bräunende, in ammoniakalische Fäulniß übergehende und durch Weingeist, nicht durch Gärbstoff fällbare Auflösung bildet (etwa Speisestoff mit etwas Bitterstoff?). Von 8 Drachmen Kohle dieser an der Luft verfaulten, getrockneten und destillirten Excremente bekam Einhof 280 Gran Asche, welche 12 Gr. Kalk, 12,5 phosphors. Kalk, 2 Talkerde, 5 Eisen, 14 Alaunerde mit etwas Manganoxyd, 52 Kieselerde, 160 Sand mit etwas eisenhaltigem Thone vermischt, 12 salzs. und schwefels. Kali enthielt. Während der Fäulniß an der Luft absorbiren dieselben Excremente viel Sauerstoffgas, färben sich dunkler, entwickeln kohlens. Gas, Salpetersäure und Ammonium; allein die Menge des in Wasser auflöslichen Extrakts wird dadurch nicht größer. Nach

Zierl enthalten die Excremente von Rindern, die mit Kartoffeln, Saubohnen und Häckſel gefüttert werden: 56,5 Pflanzenfaſer mit Überreſten der Nahrung, 33,5 moderartiges, grünes Satzmehl ꝛc., 4,35 Gallen- und Extraktivſtoff und 4,46 Gallenzucker mit auflösl. Salzen; dagegen die Schafexcremente bei Heufütterung 44,0 Pflanzenfaſer ꝛc., 40,0 moderartiges, grünes Satzmehl ꝛc., 6,1 Gallenſtoff ꝛc. und 7,5 Gallenzucker ꝛc. — Der Waſſergehalt aller genannten Säugthierexcremente unter Nr. 2. iſt äußerſt verſchieden nach den Nahrungsmitteln ꝛc. — Durch Zierl's u. A. Unterſuchung wird die Erfahrung, daß Schafexcremente die ſchnellſte und intenſivſte, Rindviehdünger die langſamſte aber am meiſten nachhaltende, und Pferdemiſt zwar eine ſchnelle, aber wenig anhaltend düngende Wirkung hervorbringen, wiſſenſchaftlich beſtätigt.

3) Kachelot-Excremente, ſ. oben Amber.

4) Der Koth von Fledermäuſen enthält deutliche Überreſte von verzehrten Inſekten, Flügeldecken und Bruſtſchildern.

5) Delphin- u. a. Wallthier-Excremente haben bei angehender Fäulniß einen widrigen Geruch und einige Ähnlichkeit mit Menſchenkoth, eine grüne Farbe und riechen an der Luft ſchwach moſchusartig. Die Excremente des Delphinus Globiceps, eine Zeit lang ſich ſelbſt überlaſſen, gaben nach Chevaillier und Laſſaigne (ſ. Trommsdorffs neues Journ. der Pharmacie. 1822. VI. 2. S. 336 ꝛc.) Ammonium, theils frei, theils gebunden, eine Ambreinähnliche, doch verſchiedentlich ſchmelzbare, perlfarbene Materie, Fiſchöl, Osmazom, Gallerte, ſalzſaures Natron- und Bittererdeſalz, Spuren ſchwefelſauren Salzes, kohlen- und phosphorſauren Kalk. Es fragt ſich, ob die Fäulniß dieſer Excremente etwa eine anfangende Zerſetzung obiger perlfarbenen Materie beſtimmt habe, wodurch dieſe weniger ſchmelzbar würde, oder ſtünde ſie etwa zwiſchen der Ambreine und Choleſtearine, fähig, wie die erſte, durch Wirkung der Salpeterſäure, Ambraſäure zu geben? —

6) Dajespis, angeblich der Niederſchlag aus dem Urine, oder die Excremente des ſogenannten Klipdas (Hyrax capensis), eines exotiſchen Nagethiers, deſſen Fleiſch genießbar iſt, findet ſich in einzelnen ſchwärzlichbraunen, etwas klebrigen, feſten, ſchwer zerreiblichen, im Bruche unebenen, bald dunklern, bald hellern, zum Theil harzig glänzenden, mit Halmen, Spreu ꝛc. vermengten Stückchen an ſchroffen Bergabhängen, auf dem Kap am häufigſten. Friſch ſind ſie noch weich, und werden in Weinaufguß, oder trocken gepulvert, von den dortigen Koloniſten, beſonders bei hyſteriſchen Beſchwerden mit Nutzen gebraucht. Thunberg und Sparrmann hielten ſie für ein verdicktes Bergöl. Nach Schrader aber ſind ſie größtentheils animaliſcher Natur, und wahrſcheinlich irgend eine Excretion, die hauptſächlich eine eigene, im Weingeiſt und Waſſer lösliche, durchdringend riechende, thieriſche Subſtanz enthält, daneben ganz wenig Blut und Harn, zufällig Sand und vegetabiliſche Unreinigkeiten. Schrader fand darin 0,01 Talgſubſtanz, 0,02 grünes Harz, in abſolutem Alkohol löslich, 0,38 eines im gemeinen Weingeiſt und im Waſſer löslichen, gelben Riechſtoffes, 0,25 einer in Waſſer löslichen, braunen Materie und 8,34 unaufgelöſten Rückſtandes. — Johns Analyſe in Meckels Archiv für die Phyſiologie. III. J. 1817. S. 179 ꝛc. gab ähnliche Reſultate.

III. Reptilienexcremente *). 1) Der Darmunrath der Rieſenſchlange (Boa Constrictor) iſt, nach Edm. Davy im friſchen Zuſtande weich, erhärtet aber an der Luft und ſieht dann graulichweiß aus, bricht wie Kalk, aber leichter, und läßt ſich in Pulver fettig anfühlen; der Geruch iſt etwas ſtechend, nicht widrig, das ſpecifiſche Gewicht faſt jenes des Kalkes. Er löſt ſich weder in Waſſer, noch in Alkohol, noch auch in Salzſäure, ſelbſt beim Sieden auf, allmälig aber in Schwefelſäure, leicht und mit Aufbrauſen in Salpeterſäure mittelſt Erhitzung, auch in concentrirter Kalilauge. — Prout fand ihn feſt, weißgelblich, erdig im Bruche, trockener und härter als Kalk, von ſchwachem Ekelgeruch, und in 100 Theilen deſſelben 90,16 Harnſäure, 3,45 Kali, 1,70 Ammonium, 0,95 ſchwefelſaures Kali, 0,80 kohlenſauren und phosphorſauren Kalk nebſt Talkerde, und 2,94 Schleim mit animaliſchem Pigment. — Coſta will darin 3 phosphorſauren Kalk, 2 kohlenſauren Kalk und 5 Eiweisſtoff gefunden haben, Arant und Pfaff aber zugleich harnſaures Ammonium, und Mareet phosphorſaures. Nach S. Davy ſoll er nichts als concretes Harn ſeyn und aus faſt reiner Harnſäure beſtehen. Dagegen hält ihn Edm. Davy für keine einfache Zuſammenſetzung, deren Hauptbeſtandtheil zwar Harnſäure ſei, die aber auch Ammonium und ein wenig kohlenſäuerliches Natron, phosphorſauren Kalk und Eiſenoxyd enthalte. Vielleicht kann hier die verſchiedene Lebensart der Thiere in gezähmtem oder freiem Zuſtande eine Verſchiedenheit bewirken (vergl. Schweiggers Journal für Chemie und Phyſik. V, 3. S. 344 ꝛc.). Bei der Braſilianiſchen Anaconde Boas beſteht der Darmkoth nach Vauquelin und Bennerſcheidt vorzüglich aus Harnſäure, harnſaurem Ammonium, phosphorſaurem Kalk, Eiſen und thieriſcher Materie. Aus der friſchen Maſſe dunſtet freies Ammonium aus (ſ. Archiv des Apothekervereins im nördlichen Teutſchland ꝛc. XXIII. 1.).

2) Die Excremente der Lacerta agilis und Iguana ſind braun und mit dem Harne, als einer kreideartigen Subſtanz vermengt, welche nach Scholz 94 Harnſäure, 2 Ammonium, 3,38 phosphorſauren Kalk und 0,67 zufälligen Sand enthält (vergl. den Art. Harn).

IV. Vögelexcremente **). 1) Die Excremente fleiſchfreſſender Vögel beſtehen nach Brugnatelli faſt ganz aus einer weißlichen Materie, nämlich harnſaurem Kalke, welchen nebſt phosphorſaurem Ammonium Wollaſton auch ſehr häufig in den Excrementen des Falken, Fourcroy, Vauquelin und Chevreul aber in denen des Adlers und Geiers,

*) Vergl. den Art. Harn. **) Vergl. den Art. Harn.

sowie John im weißen Überzuge des Raben- und Krähenmistes fanden.

2) Die Excremente des übrigen wilden Geflügels, sowol der Land- als Wasservögel, enthalten ebenfalls, nach Chevreul, wahre Harnsäure und Färbestoff; so fand Wollaston dergleichen im Kothe eines engl. Wasservogels, Gannet genannt, John im Nachtigallenmiste. Bei den insektenfressenden Vögeln zeigt der kalkartige Koth nicht das geringste mehr von der eingenommenen Nahrung, sie verdauen viel vollständiger als die Fledermäuse, und werfen das wenige, was für sie unverdaulich ist, in Gewollen durch die Speiseröhre, also durch den Schnabel aus.

3) Im kreideartigen Überzuge des Taubenkothes ist, nach Vauquelin und John, viele freie Harnsäure, Gallen- und Eiweisstoff, nebst einer großen Menge mehlartiger Theile enthalten.

4) Aus dem Haushühnerkothe erhielt Vauquelin: a) phosphorsauren und kohlensauren Kalk, davon der Koth, den ein Huhn in einigen Tagen von sich gibt, mehr enthält, als das von ihm gefressene Körnerfutter, so daß also Kalk im organischen Körper erzeugt werden kann. b) Kieselerde, aber weniger, als das zuletzt verzehrte Futter mit sich führte, so, daß jene, nach Vauquelin, im Organismus vielleicht zu Kalk werden dürfte. Den weißen, kreideartigen Überzug des Mistes von Hähnen und nicht legenden Hühnern sah Vauquelin erst für erhärteten Eiweisstoff an, erkannte ihn aber später, wie Wollaston, für Harnsäure. Durch Calcination von gleich vielen Excrementen eines Huhns und eines Hahns erhielt er dort 5,201, hier aber nur 3 Rückstand. Der in Salpetersäure unauflösliche Aschenüberrest aus Sand, Steinchen und Kohlentheilchen vom ersten betrug 2,335, während der vom letzten 1,06 wog. Die salpetersaure Auflösung des Hühnerkothes gab 2, und jene des Hahnenkothes 1,166 phosphorsauren Kalk, sowie die erste 0,185, die letzte aber 0,265 kohlensauren Kalk. Die Excrementenasche des Huhns entwickelte bei der Auflösung auch einen Schwefelgeruch. — Übrigens schloß Vauquelin aus seinen vergleichenden Untersuchungen der Excremente eines Huhnes mit dem Hafer, den es gefressen, und den Schalen der Eier, die es unterdessen gelegt hatte, daß in den Verdauungsorganen und Nieren der Vögel Phosphorsäure und Kalk gebildet würde, und daß der Phosphor, sowie der Kalk, zusammengesetzte Körper wären, welche aus Bestandtheilen sich erzeugten, die der Hafer, oder das Wasser, oder die Luft, wozu das Huhn nur allein Zugang hatte, hergäben. Da sich die Kieselerde, ein Bestandtheil des Hafers, in den Excrementen und Eierschalen nicht wiederfände, so wäre es möglich, daß ein Theil des Kalkes daraus gebildet würde. — Allein die Bildung des größten Theiles des Kalkes läßt sich dadurch nicht erklären, weil die Menge der im Hafer befindlichen Kieselerde zu gering ist gegen den vielen phosphor- und kohlensauren Kalk, welchen das Huhn producirt. — In dem Kothe eines Huhnes, das im Freien lebte, und allerlei thierische und vegetabilische Stoffe zugleich genoß, fand Wollaston weit über $\frac{1}{2}$ Harnsäure, allein mit Kalk darin verbunden. — Die gelbe Feuchtigkeit, welche die Hühner ausleeren, trübt sich an der Luft und läßt denselben weißen Stoff (Harnsäure) fallen, welcher die Excremente bedeckt. — Die Excremente eines blos mit Hirse gemästeten Fasans gaben Wollaston $\frac{1}{2}$ Harnsäure, so wie jene von einer mit lauter Kräutern aufgefütterten Gans nur $\frac{1}{40}$ Theile des Ganzen an Harnsäure.

5) Der Guano, d. i. der natürliche, nach Alex. v. Humboldt, seit undenklichen Zeiten angesammelte Dünger von vielen Vögeln auf den Südseeinseln nahe an der Küste von Peru, welcher Lagen von 50 — 60 Fuß bildet und wie Minen des Eisenochers bearbeitet wird, besteht, nach Fourcroy und Vauquelin, aus $\frac{1}{4}$ zum Theil mit Ammonium und Kalk verbundener Harnsäure, ferner aus Oxalsäure, zum Theil mit Ammonium und Kali, aus Phosphorsäure, mit denselben Basen und mit Kalk vermischt, aus wenig schwefel- und salzsaurem Kali und Ammonium, etwas fettiger Materie, Sand, zum Theil Quarz-, zum Theil eisenschüssigem Sande.

V. Fischexcremente. In diesen und namentlich in denen des Seerochen fanden Chevaillier und Lassaigne (a. a. O.) außer Ammonium, Fischthran, Osmazom, Gallerte u. m. Salzen, eine perlfarbene, der Ambreine sich nähernde Materie, aber in kleinerer Menge, als die Wallthier-Excremente gaben (s. oben).

Möglich wäre es, daß diese eigene Materie alle, wenigstens Seefisch-Excremente enthielten, und daß sie, in gehörige Umstände versetzt, oder vielleicht durch eine Krankheit der Fische die Entstehung des grauen Ambers bewirkte.

VI. Insekten- und Raupenkoth. Die dunkeln Darmexcremente der Raupen aus den unverdaulichen Pflanzenfasern, die aber meistens so wie im Blatt zusammenhängen, bilden mit dem Darmschleim entweder einen Cylinder, oder ein sechsseitiges Prisma, oder eine mehr eiförmige Masse. Frisch sind sie ganz weich, werden aber an der Luft sehr hart, ganz schwarzgrün und dann schwerlöslich in kaltem Wasser, in dem die frischen zerfallen; das Wasser wird davon etwas schleimig und von dem Chlorophyll oder Blattgrün grün gefärbt. — Der Seidenraupenkoth soll nach Chaussier eine freie Säure bei sich führen, zum Theil mit Ammonium verbunden, und jener des aus der Puppe gekrochenen Seidenwurmschmetterlings, nach Brugnatelli, einen thierischen Stoff, viel harnsaures Ammonium, kohlen- und phosphorsauren Kalk nebst phosphorsaurer Talkerde. — Auch in den Excrementen des Maulbeerschmetterlings fand derselbe harnsaures Ammonium, so wie John bei andern Schmetterlingen. *(Th. Schreger.)*

DARMGAS (Blähungen), aër intestinalis, flatus, ist gewöhnlich aus mehren Luftarten zusammengesetzt, besonders aus kohlensaurem Gas, Stickgas, reinem, gekohltem oder geschwefeltem Wasserstoffgas. Das kohlensaure Gas ist gewöhnliches Produkt einer guten,

bi eübrigen aber sind Zeichen oder Folgen einer gestörten, langsamen, abnormen Digestion. Die Menge des Sauerstoffgases nimt nach Jurine in den Blähungen vom Magen bis zu den weiten Gedärmen ab, oder es findet sich gar keines mehr in dem Darmschlauche. Umgekehrt nimt das Stickgas, nach Jurine und Magendie ***) zu. Das Wasserstoffgas vermehrt sich von dem Magen aus immer fort bis zum Engdarm, vermindert sich aber im Weitdarme. Das Verhältniß des kohlensauren Gases ist am veränderlichsten; im Magen scheint es häufiger als im übrigen Darmkanale zu seyn, und nach Jurine vom Magen zum Afterdarm sich zu verlieren, nach Magendie aber und Chevreul vielmehr und wol richtiger zuzunehmen. Im Weitdarme will man gewöhnlich kohlensaures Stick-, Kohlen- und Schwefelwasserstoffgas gefunden haben, und im Afterdarme sogar Spuren von überkohltem Wasserstoffgas. — Die geruchlosen Blähungen sind, nach Fourcroy, kohlensaures Gas, die stinkenden bestehen aus diesem und gekohltem Weinsteingeist, seltener enthalten sie Schwefelwasserstoffgas, welches sich bei der Annäherung eines Lichtes entzünden soll; — umgekehrt wird dieses von Stickgasblähungen ausgelöscht. Magendie fand, daß die engen Därme kein Sauerstoffgas, aber 24,39 kohlensaures, 55,53 Wasserstoff- und 20,39 Stickgas, die weiten ebenfalls kein Sauerstoffgas, dagegen 43,50 kohlensaures Gas, kein reines Wasserstoffgas, 5,47 Kohlen- und Schwefelwasserstoffgas und 51,03 Stickgas enthielten. Kleine Abweichungen kamen zwar bei verschiedenen Subjekten in diesen Verhältnissen vor, ähnelten sich aber alle.

Nach Chevreul enthielten die engen Därme eines Mannes von 24 Jahren, der vor seiner Hinrichtung Brod und Käse mit etwas Rothwein genossen hatte, 24,39 kohlensaures Gas, 55,53 reines Wasserstoffgas, und 20,08 Stickgas, die weiten hingegen 43,50 kohlensaures Gas, 5,47 Kohlenwasserstoffgas, nebst einigen Spuren Schwefelwasserstoffgases und 51,03 Stickgas †). Aus Chevillot's neuen Untersuchungen ergibt sich: 1) daß in krankhaften Zuständen, namentlich in der Pneumatose, die von der Flatulenz wohl zu unterscheiden ist, 6 Arten von Gas im Darmkanale des Menschen vorkommen, nämlich Sauerstoffgas, kohlensaures Gas, Wasserstoffgas, Kohlenwasserstoffgas und Schwefelwasserstoffgas; 2) daß in Krankheiten der Darmschlauch mehr Stickgas enthält, als im gesunden Zustande, was in mehren Fällen hinsichtlich der Kohlensäure sich gerade umgekehrt verhält; 3) daß bei Kranken die Menge des kohlensauren Gases bei einer Temperatur von 11 bis 21° immer zu, dagegen bei — 2° bis + 5° abnimt; 4) daß bei Erwachsenen die Menge des Wasserstoffgases bei 11 — 16° beträchtlicher ist, als bei einer Temperatur von — 1° bis + 6°, während bei Greisen unter denselben Temperaturverhältnissen das Umgekehrte statt hat; 5) endlich, daß im Engdarme sich mehr Wasserstoff findet, als im Magen und im Weitdarme, während man bisher behauptete, daß es nach diesem letzten hin zunähme. (Vergl. Gerson und Julius Mag. der ausländ. Literatur der ges. Heilkunde. 1830. S. 8., und Frorieps Notizen aus der Natur- und Heilkunde. 1829. Nr. 556. S. 89 ic.)

Das Darmgas eines Elephanten bestand, nach Vauquelin, vorzüglich aus 75 Maaß Kohlendunst und 160 Wasserstoffgas in einer neuen Art von Combination, die von der der bekannten Arten des Kohlenwasserstoffgases abwich.

Das Gas in dem Darmkanal durch die Trommelsucht aufgeblähter Rinder lieferte Lameran und Fremy 80 Schwefelwasserstoffgas, 15,0 Kohlenwasserstoffgas und 5,0 kohlensaures Gas. — Dasselbe bestand in einem andern Falle aus ⅓ kohlensaurem Gas und ⅔ Kohlenoxydgas, in einem dritten aus ⅓ von jenem und ⅔ von diesem.

Der Raupendarm enthält, nach Rengger, meistens Luft, ehe das Einpuppungsgeschäft beginnt (vergl. den Art. Verdauung). (*Th. Schreger.*)

DARMKANAL (canalis s. tubus alimentarius, cibarius, intestinalis) im weitesten Sinne des Wortes ist gleichbedeutend mit Verdauungsorganen, und es scheint um so angemessener, ihn hier in dieser Bedeutung morphologisch und physiologisch abzuhandeln, da der Artikel Darm einer solchen Grundlage bedarf.

I. Begriff. Unter Verdauungsorganen verstehen wir die Höhle innerhalb des thierischen Körpers, welche fremde, feste oder tropfbar flüssige Stoffe aufnimt und durch deren Umwandlung die dem Organismus eigenthümliche Flüssigkeit bildet, aus welcher, nachdem sie anderweitige Veränderungen erfahren hat, sowol die sämtlichen Organe gebildet und ernährt, als auch die verschiedenen besondern Säfte erzeugt werden. Aus diesem in der größten Allgemeinheit aufgefaßten Begriffe ergeben sich nun zweierlei Verhältnisse dieser Organe, nämlich einerseits zur äußern Oberfläche (A), andererseits zu den übrigen Organen, welche die zu ihrer Erhaltung geeignete Flüssigkeit empfangen (B).

A) Auf der untersten Stufe des Thierreichs findet sich blos eine äußere Oberfläche, welche jede Wechselwirkung mit der Außenwelt vermittelt und so auch Flüssigkeit als Nahrungsstoff einsaugt. Eigene Verdauungsorgane fehlen hier; diese sind also wol ein eigenthümliches, aber kein allgemeines Attribut des thierischen Körpers, wie man ehemals glaubte. So fehlen sie bei den meisten Infusorien und Spongien, unter den Entozoen aber bei Ligula und Tricuspidaria. Bei letztern findet sich eine Einsenkung der äußern Oberfläche in Form einer flachen Grube oder einer geräumigern Mundhöhle, die sich aber ohne irgend eine Fortsetzung blind endet. Bei allen übrigen Thieren ist diese Einsenkung, mit welcher das Verdauungsorgan nur angedeutet wird, zu einer Höhle entwickelt, welche durch einen größern oder kleinern Theil des Körpers sich erstreckt und im Gegensatze zur äußern Oberfläche die mit Stoffen der Außenwelt ebenfalls in Berührung tretende, innere Oberfläche bildet.

***) Meckels Archiv f. d. Physiol. 1817. III, 2. S. 309 ic.

†) Über die Natur des elastischen Fluidum in der Windkolik, f. Aufklärungen i. d. Arzneiwissenschaft ic. von Göttling und Hufeland. I, 1.

1) Sie erscheint aber auf einer untern Stufe nur als eine vergrößerte Einsenkung, nämlich mit einer einzigen Öffnung nach außen versehen und innerhalb des Körpers blind endend. Dies ist der Fall ausnahmsweise bei einigen Spongien (Manon und Tragus) und Infusorien (Cercarien, Vibratorien und Rotatorien), während die meisten derselben keine Verdauungshöhle haben; allgemein bei den eigentlichen Polypen (Hydern, Petalopoden, Seefedern und Korallenpolypen), so wie bei den Trematoden, Akanthocephalen, Cestoideen und Blasenwürmern; ferner bei den meisten Strahlthieren (den Actinien, Asterien und den meisten Akalephen); endlich ausnahmsweise unter den Nematoideen bei den Filarien.

2) Auf einer höhern Stufe ist die Verdauungshöhle mit einem Eingange und einem Ausgange versehen und, indem sie an zwei Stellen sich öffnet, zugleich mehr schlauchförmig gebildet, so daß sie einen eigentlichen Darmkanal darstellt. So ist es ausnahmsweise unter den Strahlthieren bei den rippenartigen Akalephen (Beroe, Cestum, Callianira rc.), Echiniden und Holothurien; ferner bei den meisten Nematoideen; endlich allgemein bei den Mollusken, den sämtlichen Gliederthieren und Wirbelthieren.

B) In Hinsicht auf die Leitung der in den Verdauungsorganen erzeugten, bildungsstoffigen Flüssigkeit zu den übrigen Organen erkennen wir wieder eine Stufenfolge verschiedener Formen.

1) Auf der untersten Stufe, namentlich bei den Polypen, fehlen alle leitende Gebilde; die bildungsstoffige Flüssigkeit schwitzt durch die Wandung des Verdauungsorgans, bildet sich dabei weiter aus und verbreitet sich, ohne in besondere Kanäle einzugehen, gleichförmig in die Substanz des Körpers.

2) Auf einer höhern Stufe gibt es zwar noch kein eigenes Gefäßsystem, aber die blind endenden Verdauungsorgane vertreten dessen Stelle, indem sie die in ihnen gebildete Flüssigkeit den Organen zuführen. Sie sind nämlich entweder

a) in ihrem ganzen Verlaufe gefäßartig, d. h. eng und verzweigt bei mehren Thieren, die blos flüssige Nahrung einsaugen, wie bei mehren Cercarien (wo von einer Saugmündung ein gabelförmig getheilter Kanal durch den Körper sich erstreckt), bei den Cystikern, Akanthocephalen, Trematoden und Cestoideen (wo die von den Saugmündungen ausgehenden Kanäle verästelt und anastomosirend durch den Körper laufen), bei den röhrenartigen Akalephen (wo Saugröhren sich verbreiten, zum Theil aber auch eine größere Röhre sich findet, welche selbst kleinere Thiere ganz verschlingen kann), und unter den scheibenartigen Akalephen bei Berenice und den verwandten Sippen (wo aus den Saugöffnungen verzweigte Kanäle entspringen); oder

b) sie bilden geräumigere Höhlen mit blinden Anhängen, welche entweder weit und sackartig sind, von denen weiter unten (III. D. 2.) die Rede seyn wird, oder einen geringern Durchmesser und eine gefäßartige Form haben. Letzteres findet Statt unter den Polypen bei Pennatula cynomorium (wo sich die sackförmige Verdauungshöhle in fünf oder sechs Kanäle spaltet), und unter den Strahlthieren bei Lucernaria und bei den scheibenartigen Akalephen oder Medusen (wo die aus der centralen Verdauungshöhle entsprungenen Kanäle divergirend und gespalten zum Umkreise des Körpers gehen und daselbst zum Theil eine ringförmige Anastomose bilden). Daß dies keine wirklichen Gefäße, sondern nur Andeutungen oder die niedrigsten Formen derselben durch Verlängerungen des Verdauungsorgans sind, geht schon daraus hervor, daß sie bei verwandten Thieren in verschiedenen Gestalten vorkommen, indem die Verlängerungen der Verdauungshöhle bei den Medusen bald (wie z. B. bei Ägina) als sackartige Ausstülpungen, bald (wie z. B. bei Äquorea) als enge, gefäßartige Kanäle zum Umkreise des Körpers sich erstrecken. Übrigens unterscheiden sie sich auch dadurch von den wirklichen Gefäßen, daß sie als Stämme und mit offenen Mündungen aus den Verdauungsorganen treten.

3) Auf den höhern Stufen erscheint ein selbständiges, abgeschlossenes Gefäßsystem, in welchem die bei der Verdauung gebildete Flüssigkeit als Blut umläuft und durch die Athmung ausgebildet wird.

a) Eine niedere Form ist es, wo das Blut direkt durch die Verdauung gebildet wird und mittels Durchschwitzung aus den Verdauungsorganen unmittelbar in die Blutgefäße trit. Dies Verhältniß erscheint zuerst bei den Holothurien, indem hier ein einfacher Kreislauf zwischen Verdauungs- und Athmungsorganen Statt findet, und das Blut wechselsweise vom Darmkanale zu den Kiemen und von diesen zu jenem geht. Dann trit ein Centralorgan des Gefäßsystems (ein Herz) hinzu, welches das Blut entweder durch unmittelbare Aufsaugung aus dem Darmkanale, oder durch Venen, die in diesem wurzeln, empfängt und an den übrigen Körper versendet. Dies ist der Fall bei den Mollusken, Anneliden, Crustaceen, Arachniden, und nach den neuern Entdeckungen auch bei den Insekten, wiewol zum Theil nur während ihres Larvenzustandes.

b) Bei sämtlichen Wirbelthieren finden sich Saugadern als Mittelgebilde zwischen dem Darmkanale und dem Blutgefäßsysteme. Das Erzeugniß der Verdauung erscheint hier auf drei Stufen der Entwickelung: als Chymus im Darmkanale, als Chylus in den Saugadern und als Blut in den Venen und Arterien. Hier verdienen dann die Verdauungsorgane den Namen der ersten Wege (primae viae) für die von außen gewonnenen Nahrungsstoffe.

II. Substanz. A) Auf der untersten Bildungsstufe ist das Verdauungsorgan noch nicht von der Leibesmasse geschieden, sondern blos die innere Fläche derselben oder eine Rinne; so bei den Cercarien, Vibratorien, Rotatorien, den meisten Polypen, und unter den Akalephen bei den Beroiden.

B) Dagegen ist es unter den Polypen bei den Petalopoden, ferner bei den meisten Strahlthieren, Mollusken, Gliederthieren und Wirbelthieren ein eigenthümliches, membranöses Gebilde. Schon bei Actinien und Anneliden unterscheidet man daran eine innere und eine äußere muskulöse Membran, und bei den Insekten hat man selbst drei Membranen erkannt; bei den Wirbelthie-

ren sind diese verschiedenen Schichten deutlicher. Wie der Darmkanal die innere, mit fremden Körpern in Berührung tretende Oberfläche darstellt und an Mund und After in die äußere Oberfläche unmittelbar übergeht: so ist er auch dieser analog gebildet und besteht wesentlich aus drei verschiedenen Schichten, zu welchen meist noch eine vierte, minder wesentliche hinzutrit.

1) Die Schleimhaut ist die mittlere Schicht, der wesentlichste, die Verdauung bewirkende Bestandtheil des Darmkanals, und das Analogon des Hautorgans (derma). Sie zerfällt aber in zwei Blätter.

a) Die Zellhaut (tunica cellulosa, vormals durch Mißverständniß nervea genannt) ist die Grundlage und behauptet die Form des Darmkanals, wenn auch die übrigen Membranen weggenommen sind, ist also das Analogon der Lederhaut (corium). Von dieser unterscheidet sie sich durch ihr weicheres, lockeres, schwammiges Gewebe, vermöge dessen sie sich mit Flüssigkeit voll saugen kann. Sie stellt gemeiniglich die dickste Schicht des Verdauungskanals dar; ihre Dehnbarkeit und Contractilität ist gering; sie ist durchscheinend, weißlich und mit verschiedenen Nüancen von Roth, je nachdem in ihren Haargefäßen mehr oder weniger Blut sich findet. In ihr finden sich nämlich unzählige, baumförmig verzweigte, in verschiedenen Schichten über einander liegende und vielfach unter einander anmündende Haargefäße.

b) An ihrer innern Fläche erheben sich zahlreiche Haargefäße und breiten sich als sogenannte Flockenhaut (tunica villosa) aus, welche dem Malpighischen Netze des Hautorgans analog, aber viel stärker entwickelt, gefäßreicher und durch Zutrit von mehr fester Substanz zu einer wirklichen Membran ausgebildet ist, da sie den eigentlichen Sitz des Bildungsherganges bei der Verdauung ausmacht. Sie ist weich, an sich völlig durchsichtig und nur, wenn sie mehr Blut in ihren Gefäßen aufnimt, wie bei der Verdauung, röthlich.

2) Die thierische Substanz kann nicht nackt in Berührung mit fremder Substanz kommen, sondern wird durch eine hornartige Decke geschützt, welche als Epidermis die äußerste Schicht des Hautorgans, als Epithelium die innerste Schicht des Verdauungskanals darstellt. Dieses ist im Anfange der Verdauungsorgane, wo die fremdartigen Stoffe noch zu fremdartig sind, am deutlichsten, geht am Munde unmittelbar in die Epidermis über und läßt sich hier, so wie in der Speiseröhre und dem Magen, ablösen; in letzterem ist es selbst schwielig verdickt, wo derselbe mit starker mechanischer Kraft auf die Nahrungsmittel einwirken muß, wie z. B. bei Regenwürmern und körnerfressenden Vögeln; auch am Ende des Darmkanals, wo die verdaulichen Stoffe schon ausgezogen sind und der Darmkoth wieder als fremder Körper sich verhält, ist es deutlich, leicht abzulösen und geht endlich in die Epidermis über. Im mittlern Theile der Verdauungsorgane hingegen, wo die Wechselwirkung derselben mit den Nahrungsmitteln am innigsten, die Aneignung und Einsaugung am stärksten ist, wird dieser isolirende Überzug so zart und mit der Flockenhaut so verschmolzen, daß man ihn nicht so leicht deutlich darstellen kann; der Darmschleim trägt hier zum Schutze der Schleimhaut bei, denn wenn man ihn bei einem lebenden Thiere mit dem Schwamme abwischt, so entzündet sich diese gleich dem seiner Oberhaut beraubten Hautorgane. Gleichwol kann das Epithelium auch hier nicht völlig fehlen; denn ohne dasselbe würden die einander gegenüber liegenden Wandungen bei anhaltendem Fasten, wo auch wenig Darmschleim abgesondert wird, wie bei winterschlafenden Thieren, verwachsen; die Aphthen und Blattern, die in den Därmen vorkommen, können nur unter dem Epithelium ihren Sitz haben; die Hautlappen, die bei heftiger Ruhr bisweilen abgehen, sind wol nicht immer bloße Gerinnsel; die innere Haut des Darmkanals, welche die Insekten bei der Häutung ausleeren, kann nur epidermatischer Natur seyn; endlich haben auch mehre aufmerksame Beobachter bei mikroskopischer Untersuchung der Darmzotten das Epithelium von denselben sich ablösen sehen, namentlich im Anfange der Fäulniß.

3) Wie das aus Muskeln und Knochen bestehende Bewegungssystem peripherisch gelagert und dem Hautorgane, als dem Grenzgebilde gegen die äußern Körper, mit welchen der Organismus durch Bewegung in mechanische Wechselwirkung treten soll, beigegeben ist: so steht auch die Schleimhaut des Verdauungskanals an ihrer äußern Fläche in Verbindung mit Bewegungsgebilden, und zwar an einigen Punkten mit Knochen und willkürlichen Muskeln, in ihrer ungleich größern Ausdehnung aber mit einer ihr eigenthümlichen Muskelhaut (tunica carnea). Da diese einzig und allein die Bewegungen des Verdauungsorgans zu bewirken bestimmt ist, so schließt sie sich auch der Zellhaut desselben viel inniger an, als bei den höhern Thieren die willkürlichen Muskeln, da sie zunächst mehr auf die Knochen sich beziehen, mit der Lederhaut verbunden zu seyn pflegen. Die Muskelhaut besteht aber meist aus mehren Schichten, und zwar aus quer oder schräg gestellten, meist dicker geschichteten, unmittelbar an die Zellhaut gehefteten Ringfasern, und weiter nach außen liegenden, meist weniger dicht sich an einander schließenden und eine dünnere Schicht darstellenden Längenfasern.

4) Noch weiter nach außen endlich wird der Darmkanal an benachbarte Theile angeheftet und mit dem übrigen Organismus in Verbindung gebracht entweder durch Zellgewebe, oder durch eine seröse Membran (das Bauchfell), welche, sich an ihn anschließend, seinen Bauchfellüberzug bildet; dieser gehört ihm aber nicht wesentlich zu, fehlt an einer großen Strecke und ist nur durch ein lockres Zellgewebe, in welchem sich häufig Fett vorfindet, an die Muskelhaut geheftet.

III. Flächenraum. Die Umwandlung und Aneignung der Nahrungsmittel beruht auf Berührung der organischen Fläche und der von derselben ausgeschiedenen Flüssigkeiten, steht also mit dem Flächenraume des Verdauungsorgans in geradem Verhältnisse. Im Ganzen genommen gilt hier die Regel, daß dieser Flächenraum um so kleiner ist, je mehr auf der einen Seite die Nahrungsmittel dem organischen Körper verwandt, leicht zu zersetzen und umzuwandeln sind, und je mehr auf der andern Seite die Substanz des organischen Körpers ein-

fach, der mannigfaltigen Entwicklung ermangelnd, je niedriger also die Bildungsstufe des Thieres überhaupt ist. So ist bei den meisten Polypen, namentlich den Hydern, die innere, verdauende Oberfläche merklich kleiner, als die äußere, da sie theils nur von thierischer Nahrung leben, theils ihr ganzer Körper aus gleichartiger Substanz besteht. Die Vergrößerung der organischen Fläche zu Vermehrung jenes Contactes wird auf den verschiedenen Stufen der Thierreiche durch verschiedene Verhältnisse der Bildung, die einander zum Theil compensiren können, bewirkt.

A. Die Vervielfachung des Verdauungsorgans kommt nur auf den untersten Stufen und hier in verschiedenen Graden vor.

1) In seinem ganzen Verlaufe ist dasselbe mehrfach bei den Spongien, welche überhaupt Verdauungshöhlen haben (die hier von unbestimmter Zahl sind); bei den Trematoden und Cestoideen (indem z. B. bei den Bandwürmern vier Saugmündungen in ebenso viel Verdauungskanäle sich fortsetzen, die dann in zwei Stämme vereint an den Seitenrändern des Körpers hinlaufen und durch Querzweige mit einander anmünden); unter den Medusen bei Berenice (wo von den Saugmündungen verzweigte Kanäle entspringen), und Geryonia (wo jeder solcher Kanal in eine eigene, magenartige Erweiterung übergeht).

2) Bei den Rhizostomen liegt zwischen dem mehrfachen Anfange und Ende eine einfache Centralhöhle; zahlreiche Kanäle gehen von den Saugmündungen aus, vereinen sich allmälig in Stämme, endlich in einen Hauptstamm, der in den Magen übergeht, von welchem dann gefäßartige Fortsätze durch den Körper sich verbreiten.

3) Nur das Ende ist mehrfach bei einigen Polypen und Strahlthieren (I. B. 2. b.).

4) Nur der Anfang ist mehrfach unter den Akalephen bei Physophoren und Velellen (wo die verschiedenen, von Saugmündungen ausgehenden Kanäle in einen Stamm sich vereinen), und unter den Anneliden bei den Siphonostomen (wo zwei Mundöffnungen und zwei in einen Darm sich vereinende Speiseröhren vorhanden sind).

5) Die letzte Spur einer Verdoppelung, die bei höhern Thieren gänzlich fehlt, findet sich in schlingenartigen Abweichungen oder zurücklaufenden Gängen bei einigen Cicaden; so spaltet sich bei Tettigonia plebeia die Speiseröhre in den fortlaufenden Darm, und in den durch einen langen gewundenen Gang sich wieder in sie einsenkenden Magen.

B. In Hinsicht auf den Durchmesser finden wir, daß auf den höhern Stufen des Thierreichs derselbe im Ganzen genommen bedeutender und somit die innere Oberfläche des Körpers beträchtlich größer ist als die äußere.

1) Über den Querdurchmesser oder die Weite des Verdauungskanals lassen sich keine allgemeinen Ansichten aufstellen, da hier an verschiedenen Stellen dieses Kanals bei denselben Thieren große Verschiedenheiten Statt finden; z. B. bei Thieren, die blos Flüssigkeiten auffaugen, ist er überhaupt zwar eng, aber stellenweise erweitert; bei solchen, die viel feste Nahrungsmittel mit einem Male aufnehmen, ist er im Ganzen genommen weit, aber oft nur in seinem Anfangstheile. Hin und wieder ist die geringe Weite durch eine größere Länge compensirt, oder umgekehrt; jedoch findet sich auch bei verwandten Thieren bisweilen ein enger und kurzer, oder ein weiter und langer Verdauungskanal.

2) Auch in Hinsicht auf die Länge kommen bei verwandten Thieren bedeutende Verschiedenheiten vor. Wir schätzen dieselbe in Verhältniß zur Länge des Rumpfs oder des Körpers mit Abrechnung der Gliedmaßen. Ein sehr kurzer Verdauungskanal ist so lang, wie die Rumpfhöhle, liegt in der Axe des Körpers und verläuft ganz gerade; ist er weniger kurz, so verläuft er geschlängelt. Ein längerer verläuft in Bogen oder gerade, aber mit knieförmigen Umbeugungen durch die Rumpfhöhle; ein langer bildet vielfache, runde Biegungen oder Windungen, welche entweder concentrisch in einer Fläche, also scheibenförmig neben einander, oder schneckenförmig auf einander, oder bei der größten Länge knäuelförmig durch einander liegen. Bei den Infusorien, Polypen, Akalephen und unter den Echinodermen bei Asterien und Actinien ist er kurz; aber bei den Comatulen macht er schon eine, bei Holothurien zwei, bei Echiniden bis fünf knieförmige Umbeugungen. Bei den meisten Anneliden ist er ganz gerade, aber bei mehren ein, zwei und mehre Male knieförmig umgebogen, und bei Thalassema schon sechs mal so lang als der Körper und gewunden. Bei den meisten Arachniden, Crustaceen und Insekten ist er ganz gerade, zum Theil aber auch umgebogen oder selbst gewunden, ja bei Scarabäen und Melolonthen sechs bis sieben mal länger als der Körper. Unter den Mollusken haben nur die Salpen einen geraden, die übrigen einen gebogenen oder gewundenen Darmkanal. — Bei den Wirbelthieren betrachtet man blos die Länge des eigentlichen Darms, da der Anfangstheil des Verdauungskanals (Mundhöhle und Speiseröhre) immer gerade ist. Man vergleicht sie aber mit der Länge des Raums zwischen Mund und After, welche bei den höhern Wirbelthieren mit der Länge des Rumpfs (den Hals und das Antlitz mit inbegriffen) gleich ist. Bei den Fischen finden sich indeß Schwierigkeiten, da theils der After nicht immer am hintern Ende der Rumpfhöhle befindlich ist, theils diese oft nur kurz ist und der Rumpf hinter ihr gliederartig sich verhält. In Vergleich zu den obern Klassen ist hier der Darm am kürzesten, jedoch mit großen Verschiedenheiten unter verwandten Fischen: so ist er unter den Lophobranchiern bei Syngnathus kurz und gerade, bei Orthogoriscus aber fünf bis sieben mal so lang als der Körper; unter den Schuppenflossern bei Sphyräna kurz und gerade, bei Mugil 4 mal größer als der Körper, und 8 mal größer als der Raum zwischen Mund und After rc. Unter den Amphibien haben die Ophidier den kürzesten, die Batrachier einen etwas längern, die Chelonier den längsten Darm, indem der Raum zwischen Mund und After zu ihm bei Testudo wie 1 : 4,

bei Emys wie 1: 7 sich verhält. Bei den Vögeln ist der Darm im Ganzen länger als bei den meisten Amphibien und kürzer als bei den meisten Säugethieren; doch ist bei den Pinguinen jenes Verhältniß wie 1: 15. Dasselbe ist bei den Handflüglern nur wie 1: 2 bis 7; bei den Raubthieren 1: 3 bis 7; bei den Quadrumanen 1: 3 bis 8; bei den Zahnlosen 1: 4 bis 8; bei den Nagern 1: 5 bis 17; bei den Beutelthieren 1: 5 bis 12; bei den Einhufern 1: 8; bei den Wiederkäuern und Cetaceen 1: 12 bis 30. Beim Menschen ist es wie 1: 5, wiewol es auch bei den einzelnen Individuen verschieden ist, indem die Länge des Darms nicht immer in Übereinstimmung mit der Länge des Rumpfs zu oder abnimt.

C. Die Fläche des Verdauungsorgans wird ferner vergrößert durch Einstülpungen, welche den Stülpungen des Hautorgans nach außen entsprechen.

1) Dahin gehören zuerst die Flocken oder Darmzotten (villi), welche den Papillen des Hautorgans analog, aber freier entwickelt, reicher an Gefäßen und ärmer an Nerven sind. Sie kommen in allen Klassen der Wirbelthiere vor, fehlen jedoch bei vielen Fischen, unter den Amphibien bei den Cheloniern, und unter den Säugethieren bei den Cetaceen und Monotremen, wo ihre Stelle durch Falten ersetzt wird. Sie bilden Vorragungen, welche der innern Fläche des Darmkanals eine sammetartige Beschaffenheit geben und unter Wasser sich deutlich erkennen lassen. Beim Menschen sind sie ungefähr eine Viertellinie lang; bei vielen Thieren sind sie ungleich länger, wie sie denn z. B. beim Hamster die Länge einer Linie haben und beim Rhinoceros über einen Zoll lang seyn sollen. Sie sind meist kegelförmig, bisweilen walzenförmig und bestehen aus einem mit Epithelium überzogenen, weichen Zellgewebe, welches von der Flockenhaut ausgeht und wässerige Feuchtigkeit, selbst noch nach dem Tode, gierig einsaugt, wo denn die Zotten im Querdurchmesser anschwellen und rundlich werden, indeß sie im Zustande der Leerheit platt oder zungenförmig sind; Höhlen finden sich nicht darin. An der Oberfläche jenes Gewebes verbreitet sich ein dichtes Gefäßnetz; in jede Zotte treten nämlich aus der Zottenhaut mehre Arterienzweige, welche sich vielfach zertheilen und anastomosiren; aus ihnen entspringt an der Spitze eine Vene, welche im Verlaufe durch die Zotte noch mehre Wurzeln aufnimt. Saugadern scheinen erst an der Basis der Zotten oder auf der Fläche der Zottenhaut ihren Anfang zu nehmen, und Nerven lassen sich nicht in sie verfolgen.

2) Falten, welche den Hautlappen und Kämmen entsprechen, finden sich schon bei mehren niedern Thieren, so unter den Akalephen bei Cestum, unter den Echinodermen bei Actinien, ferner bei Mollusken, Anneliden, Nematoideen und Insekten; endlich bei allen Wirbelthieren. Sie bestehen entweder nur aus der Zottenhaut, oder zugleich auch aus der Zellhaut, welche entweder ebenfalls gefaltet ist oder nur als ein einfaches Blatt oder als eine Leiste eintrit. Im Ganzen genommen werden sie dadurch gebildet, daß die Schleimhaut nicht eine gleich große Ausdehnung hat als die Muskelhaut und daher, wenn sie in Verhältniß zu dieser zu kurz ist, durch dieselbe in Querfalten, oder wenn sie einen zu engen Cylinder darstellt, in Längenfalten zusammengelegt wird. Bei einigen Mollusken und Fischen finden sich auch spirale Falten. Übrigens unterscheiden sie sich von den Zotten nur durch ihre größere Ausdehnung, wogegen ihr Gefäßnetz weniger dicht ist; wo sie daher schmal, wie zerschnitten, sind und fransenartige Läppchen bilden, grenzen sie an die Zotten an. Übrigens kommen sie mit diesen entweder zusammen vor, so daß die Zotten zwischen ihnen oder auf ihnen stehen, oder beiderlei Gebilde sind an verschiedene Stellen vertheilt.

3) Während die Zotten und Falten nur auf den Bildungshergang durch Vergrößerung der verdauenden Fläche sich beziehen, so haben dagegen die Klappen und Zähne nur eine mechanische Beziehung. Die Klappen nämlich sind Falten der Schleimhaut, in welche stärker entwickelte Ringfasern mit eintreten, indem diese einen engern Ring bilden als die Schleimhaut, wobei zum Theil auch die Längenfasern für die Breite jener Ringe zu kurz sind. Die Klappen verengern also theils durch ihren Bau, theils durch ihre Muskelthätigkeit einzelne Stellen des Verdauungskanals, so daß die Fortbewegung seines Inhalts erschwert und verlangsamt, oder auch zuweilen ganz gehemmt wird. Zum Theil sind sie so gestellt, daß diese Bewegung entweder vorzüglich, oder auch ausschließlich nur in einer Richtung vor sich gehen kann.

4) Eine stärkere Entwickelung des Epitheliums zu dichter, hornartiger Masse gibt in den Verdauungskanal ragende Gebilde, welche zu rein mechanischer Wirkung auf die Nahrungsmittel bestimmt und den Waffen des Hautorgans (Hörnern, Geweihen, Hufen, Krallen, Spornen, Stacheln) analog sind. Sie dienen theils den Rückgang der Nahrungsmittel zu verhindern, theils auch zum Ergreifen, Festhalten und Zertheilen derselben. Es sind die Zähne im weitesten Sinne des Wortes. Die Mundzähne sind in die Verdauungshöhle hereinragende, den Zotten analoge, mit Gefäßen und Nerven versehene Papillen der Schleimhaut, welche sich mit Knochen und einem in hornartige Substanz umgewandelten Epithelium überziehen; sie stehen ursprünglich nur mit der Schleimhaut in Verbindung, und werden gleich der Oberhaut und andern epidermatischen Gebilden periodisch abgeworfen und durch neue ersetzt. Bei den Vögeln vertrit der Schnabel oder der hörnerne Überzug der Lippen die Stelle der Zähne. Zum Zurückhalten der Nahrungsmittel dienen die Stacheln auf der Zunge einiger Raubthiere und Fledermäuse, sowie die Zähne an der Zunge und dem Gaumen mehrer Fische, und die Stacheln daselbst bei Ornithorhynchus und Hystrix; ferner an der Speiseröhre die scharfen Höckerchen oder steifen Borsten vieler Insekten, und die hörnernen Spitzen einiger Schildkröten. Im Magen kommen ähnliche Gebilde vor: so ragt am Ende desselben bei Acephalen ein Kalkstück herein, auf welchem ein knorpeliges Blatt mit drei Spitzen eingelenkt ist; mehre Gasteropoden haben

im zweiten Magen im Kreise stehende, konische, knorpelige Vorragungen und im dritten Magen krumme Stacheln; unter den Anneliden hat Aphrodite Schwielen im Magen mit knorpeligen Zähnen besetzt, bei Insekten, namentlich Orthopteren, enthält der Muskelmagen häufig hornartige Spitzen auf Längenschwielen, und bei Crustaceen liegt am Ende des Magens ein Knochengerüst mit kreisförmig gestellten Zähnen, die gleichzeitig mit der Schale jährlich gewechselt werden.

D. Die **Ausstülpungen** sind ein anderes Mittel zu Vergrößerung der Fläche. Dahin gehören:

1) die **Schleimgruben** (cryptae mucosae), welche den Talggruben des Hautorgans entsprechen und erst bei den Wirbelthieren gefunden werden. Es sind kleine Vertiefungen der Schleimhaut, an deren Boden zahlreiche Gefäße sich verbreiten. Die meisten sind so klein, daß man sie mit bloßen Augen nicht erkennt; die größten haben die Größe eines Hirsenkorns. Einige sind mehr flach und offen, andere tiefer und mit einer engern Öffnung versehen, so daß sie die Form eines Beutelchens mit einem kurzen Ausführungsgange haben, wo sie denn vermöge der Verdoppelung der Schleimhaut, durch welche sie gebildet werden, eine Verdickung und Unebenheit der Wandung verursachen und als körnige Massen (Granulationen) erscheinen. Sie liegen entweder einzeln oder mehre dicht beisammen, und zwar neben einander, so daß sie körnige Scheiben darstellen, oder in hügelförmigen Massen über einander; die dicht beisammen stehenden haben zum Theil gemeinschaftliche Mündungen. Sie stellen die ersten Anfänge eigener Absonderungsorgane vor; die Flüssigkeit, welche sie absondern, stockt eine Zeitlang in ihnen, ehe sie unter Mitwirkung der Muskelhaut in die Höhle des Verdauungskanals sich ergießt, und wird dabei dicklicher, zäher, schleimiger. So stehen sie denn, als absondernde Ausstülpungen, den Zotten, als einsaugenden Einstülpungen, gegenüber. Sie finden sich häufig neben und zwischen den Zotten, zum Theil auch auf den Falten selbst; nicht selten bilden sie einen Gegensatz, so daß sie am freien, gewölbten Rande einer gebogenen Stelle des Darmkanals in Scheiben beisammen liegen, während der angeheftete, ausgehöhlte Rand derselben Stelle in Falten hereinragt, oder so, daß sie an verschiedene Stellen vertheilt und da überwiegend sind, wo die Excretion vorherrscht, indeß die Zotten und Falten da mehr hervortreten, wo die Assimilation überwiegt.

2) Zu den **größern Ausstülpungen** gehören zuvörderst die sackartigen oder walzenförmigen, blind sich endenden, seitlichen Verlängerungen des Verdauungskanals. Dahin gehören die blinden Anhänge der Verdauungshöhle bei Actinien, Asterien (wo theils in der Ebene 10 Säcke hervortreten, die sich wieder in eine Menge kleinerer Säcke spalten, theils von der obern Fläche blinde Anhänge ausgehen), Medusen (wo meist 4, oder 8, aber auch 32 und mehr Nebensäcke sich finden) und Anneliden (wie bei dem Blutegel und der Aphrodite, wo 9 und mehre Paare, zum Theil ästiger und an den Enden blasenförmig erweiterter Blinddärme ansitzen). Es gehören dahin die sackförmigen Anhänge oder Kröpfe an der Speiseröhre unter den Anneliden bei Siphonostoma, unter den Insekten bei Dipteren und Lepidopteren, unter den Vögeln bei körnerfressenden, namentlich hühnerartigen, aber auch bei einigen fleischfressenden etc.; — ferner die blinden Anhänge am Magen unter den Mollusken bei Cephalopoden (einfache) und Cirrhipoden (mehrfache), unter den Insekten bei einigen Apteren (2), Lepidopteren (meist 6), Orthopteren (2 bis 8), pflanzenfressenden Koleopteren (zahlreich und in drei Kränzen gestellt), unter den Arachniden bei Phalangium (über 30); der Blindsack des Magens bei Mammalien schließt sich an diese Anhänge an, und zum Theil die Vervielfachung desselben bei Wiederkäuern und Cetaceen; — endlich die eigentlich sogenannten Blinddärme und Wurmfortsätze (IV. A, 3). Allein es können auch theils die die oben (I. B, 2. b.) angeführten gefäßartigen Fortsetzungen, theils die in den Verdauungskanal sich mündenden, gefäßartigen Absonderungsorgane als Ausstülpungen desselben betrachtet werden. Die nähere Bestimmung dieser einzelnen Formen unterliegt bedeutenden Schwierigkeiten. Im Ganzen können wir festsetzen, daß die Ausstülpungen, welche weit genug sind, um Nahrungsmittel aufzunehmen, durch unmittelbare Einwirkung auf dieselben einen Theil der verdauenden Fläche darstellen; daß die, welche zu eng sind, um Nahrungsmittel eintreten zu lassen, von einer Stelle ausgehen, wo die Verdauung vollendet wird, an verschiedene Gegenden des Körpers sich verästeln und den Nahrungssaft leiten; daß endlich die ebenfalls engen, welche aber nur an einer einzelnen Stelle des Körpers blind sich enden, absondernde und ihre Flüssigkeit in die Verdauungshöhle ergießende Organe sind. Allein die Formen gehen verschiedentlich in einander über. Das Speichelorgan ist bei einigen Fischen ein drüsiges Organ (Pankreas), bei andern eine Reihe von Wurmfortsätzen und bei Insekten ein langes Gefäßpaar; die Anhänge am Darme mancher Vögel und Säugethiere stehen zwischen dem Wurmfortsatze und dem Blinddarme mitten inne. Die sackartigen Erweiterungen z. B. der Asterien, verdauen nicht nur, sondern sind auch Absonderungsorgane und dienen, wo sie durch den größten Theil des Körpers sich erstrecken, zugleich zur Leitung des Nahrungssaftes. Auch in Hinsicht auf die Qualität der Absonderung finden sich Übergänge ohne scharfe Grenzen; der Speichel ist dem Darmsafte sehr ähnlich und wird nicht nur in seinen eigentlichen Drüsen, sondern auch an der ganzen Schleimhaut der Mundhöhle abgesondert; die Flüssigkeit, welche bei Insekten in den Darm unterhalb des Magens ergossen wird, hat die Qualität der Galle und des Harns zugleich, und es würde gleich irrig seyn, wenn wir die Gefäße, worin sie gebildet wird, für Gallengefäße oder für Harngefäße erklären wollten, sowie die Magensäcke der Asterien geradezu weder als Lebern, noch als Speicheldrüsen oder Nieren betrachtet werden können.

IV. **Theile.**

A. Die **Abtheilungen** des Verdauungsorgans fehlen, indem dasselbe einen gleichförmigen Schlauch

darstellt, bei einigen niedern Thieren, wie unter den Mollusken bei Lingula, unter den Nematoideen bei Filarien, unter den Anneliden bei Naiden, unter den Arachniden beim Scorpion, unter den Entomostraceen bei Apus, unter den Isopoden bei Idothea. Die Abtheilung wird aber bewirkt durch Veränderung des Durchmessers oder der Substanz, oder durch Klappen. Da der Darmkanal in seinem Verlaufe oft nur allmälig sich erweitert oder verengt und ebenso die Beschaffenheit seiner Membranen nach und nach ändert, so wird nur durch Klappen die Grenze seiner Theile scharf bestimmt. Auf der höhern Stufe des Thierreichs finden wir aber außer der Anfangs- und der Endklappe zwei Klappen (Pförtnerklappe und Grimmdarmklappe), wodurch der ganze Darmkanal in drei Theile (Munddarm, Mitteldarm und Afterdarm) zerfällt.

1) Der Munddarm beginnt bei seiner vollständigen Entwickelung mit den Lippen und ihrem Ringmuskel, als der Anfangsklappe, und begreift die Mundhöhle, wo die Nahrungsmittel zum Theil einige Zeit verweilen, um zertheilt und in Speichel eingeweicht, vermöge der hier herrschenden Sensibilität empfunden zu werden; den Speiseröhrenkopf und die Speiseröhre, welche nur als Leiter dienen, und durch Übergewicht der Muskeln sich auszeichnen; und den Magen, in dessen geräumigerer Höhle die Speisen länger verweilen, um durch die überwiegende, bildende Thätigkeit seiner Schleimhaut umgewandelt zu werden. Die Mundhöhle ist nicht unterscheidbar bei allen niedrigern Thieren, welche keine Kauwerkzeuge und Zunge haben, wie z. B. bei saugenden Insekten, wo die Speiseröhre eine unmittelbare Fortsetzung des Saugrüssels ist. Der Speiseröhrenkopf ist durch das Gaumensegel, als eine Halbklappe gegen die Mundhöhle, nur bei Krokodilen und Mammalien abgegrenzt. Bei den Actinien, Asterien, Medusen und Cirrhipoden, den meisten Acephalen und mehren Insekten ist der Raum zwischen Mundöffnung und Magen so kurz, daß kaum eine wirkliche Speiseröhre angenommen werden kann. Wenn man die große, mit einer einzigen Öffnung versehene Verdauungshöhle der erstern Thiere als Magen zu bezeichnen berechtigt ist, so besteht hier das ganze Verdauungsorgan aus einem Munddarme. Dagegen fehlt bei andern Thieren der Magen, indem die Speiseröhre unmittelbar in den Darm übergeht, während bei verwandten Thieren ein Magen sich vorfindet. So haben unter den Echinodermen die Holothurien einen Magen, die Echinoden keinen; unter den Anneliden haben Ascaris, Lumbricus, Thalassema ꝛc. einen, Hirudo und Sipunculus keinen; bei den Mollusken, den Insekten und vielen Crustaceen ist er zu unterscheiden; dagegen ist er bei einigen Fischen (z. B. Gobius, Cobitis, Bellone) gar nicht kenntlich; bei den meisten, wo die Speiseröhre unmerklich in ihn übergeht, nur durch die Verschiedenheit der Textur ausgezeichnet, und blos bei einigen durch seine größere Weite oder durch eine leichte Einschnürung gegen die Speiseröhre begrenzt. Bei einigen Anneliden und Mollusken, bei mehren Insekten, bei den Vögeln, den Wiederkäuern und Cetaceen zerfällt der Magen in zwei bis vier auf einander folgende oder zum Theil auseinander hervortretende Abtheilungen, in deren Anordnung kein allgemeines Gesetz zu erkennen ist, indem z. B. bei den Hymenopteren der erste Magen dünnhäutig, der zweite stark muskulös ist, während es sich bei Neuropteren und Orthopteren umgekehrt verhält.

2) Der Mitteldarm ist ein einfacher Kanal, welcher die meisten Zotten und Falten hat und unter Einwirkung sowol eigener, als auch von Nebenorganen in ihn ergossener Flüssigkeiten die im Magen begonnene Verdauung fortsetzt. Seine obere Grenze wird bei den Holothurien, Mollusken, Gliederthieren und Vögeln nur durch die Verschiedenheit des Durchmessers oder auch durch eine eigene Einschnürung bezeichnet; bei den meisten Fischen, mehren Amphibien und bei den Mammalien wird sie durch die Pförtnerklappe des Magens gegeben.

3) Der Afterdarm, welcher die Überreste der Verdauung führt, zeichnet sich durch seine größere Weite, sowie durch eine Klappe (die Grimmdarmklappe, valvula coli) und einen blinden Anhang (den Blinddarm, coecum) aus. Diese Verschiedenheiten fehlen, und der ganze Darm ist mehr ein gleichförmiges Rohr bei den Mollusken und Anneliden, vielen Fischen, einigen Amphibien und Vögeln und wenigen Säugethieren. Was die Wirbelthiere anlangt, so fehlt bisweilen Blinddarm und Grimmdarmklappe zugleich, wie bei den meisten Fischen, unter den Klettervögeln bei den meisten Gattungen, unter den Säugethieren bei den Fledermäusen, den meisten Sohlengängern, Cetaceen und Zahnlosen, unter den Zehengängern beim Marder, unter den Nagern bei den Schläfern. In andern Fällen findet sich ein Blinddarm ohne Grimmdarmklappe, wie unter den Batrachiern bei den Kröten, ferner bei mehren Sauriern und Ophidiern, bei den meisten Vögeln, unter den Monotremen bei Ornithorhynchus. Dagegen kommt auch die Grimmdarmklappe ohne Blinddarm vor, wie bei einigen Fischen, mehren Sauriern und unter den Säugethieren beim Gürtelthiere. Klappe und Blinddarm finden sich beisammen bei den Cheloniern, einigen körnerfressenden Vögeln und den meisten Säugethieren. Die Verschiedenheit der Bildung unter verwandten Thieren erscheint noch bedeutender, wenn man die Größe dieser Gebilde in Betracht zieht; z. B. der Blinddarm fehlt unter den Nagern bei Schläfern gänzlich und ist dagegen bei Hasen länger als das ganze Thier. Ein am Blinddarme ansitzender Wurmfortsatz findet sich nur bei dem Phaskolom, dem Urangutang und dem Menschen. — Der Afterdarm ist meist kürzer als der Mitteldarm, doch finden sich hier wieder große Verschiedenheiten auch bei verwandten Thieren. So verhält sich die Länge des Afterdarms zu der des Mitteldarms beim zweizehigen Strauß wie 2: 1, beim dreizehigen aber wie 1: 6; bei den Einhufern wie 1: 2, bei den Quadrumanen wie 1: 2 bis 8, bei den Pachydermen wie 1: 2 bis 12, bei den Beutelthieren wie 1: 3 bis 4, bei den Nagern und Wiederkäuern wie 1: 4 bis 5, bei den Monotremen wie 1: 4 bis 7, bei dem Menschen wie 1: 5, bei den Fleisch-

fressern wie 1 : 6 bis 24, bei den Zahnlosen wie 1 : 9 bis 20. — Der Darm endet im After mit einer Klappe; häufig treten noch eigene Absonderungsorgane (Afterdrüsen) hinzu.

B) Der Darmkanal stellt in seinem Verlaufe Gegensätze dar, und zwar:

1) Den Gegensatz des peripherischen und centralen Theils. Wo das Verdauungsorgan an die äussere Oberfläche angrenzt, wird es dieser immer mehr ähnlich, indem es in einen nähern und unmittelbarern Verkehr mit dem animalen Leben trit, deutlichere Empfindungen vermittelt, der Willkür gehorcht und in seiner bildenden Thätigkeit mehr durch Sensibilität bestimmt wird; je weiter es dagegen von der äussern Oberfläche sich entfernt und in die Leibeshöhle sich erstreckt, um so freier wird es von der Beziehung zum animalen Leben, und um so mächtiger wird seine rein bildende oder pflanzliche Kraft. Wo es nur eine einzige Öffnung hat (I, A, 1.), da liegen an derselben die Tentakeln als die ersten Sinnes- und Bewegungsorgane, und wenn Nerven da sind, so wird der Anfangstheil von dem centralen Ganglienringe umgeben; in der Verdauungshöhle trit das animale Leben zurück, und ihre gefäßartigen Fortsätze (I, B, 2.) zeigen nur rein pflanzliche Thätigkeit. Wo das Verdauungsorgan ein an beiden Enden offener Kanal ist, liegt der selbständige Theil in der Mitte, während die beiden Enden in näherer Verbindung mit dem animalen Leben stehen. Der Munddarm und das Ende des Afterdarms haben mit dem sensibeln Centralorgane direkt verbundene Nerven; im Mitteldarme dagegen und im Anfangstheile des Afterdarms finden sich nur Rumpfnerven, die mit dem sensibeln Centralorgane blos in mittelbarem Verkehr stehen. Am Munde und After sind rein willkürliche, dicke, hochrothe Muskeln, wobei die Schliessmuskeln und ihre Antagonisten, die Längenmuskeln, auseinander gelegt sind; in der Speiseröhre und im Mastdarme erlischt die Willkür allmälig, die Muskeln werden dünner, bleicher, Ringfasern und Längenfasern auf einander geschichtet, und weiter gegen den Mitteldarm zu steigt dies Verhältniß, so daß der pflanzliche Charakter hier seine größte Höhe erreicht; der Munddarm bildet aber an seiner Grenze gegen den klappenlosen Mitteldarm die Pförtnerklappe, so wie der Afterdarm die Grimmdarmklappe als die letzten Reste stärker entwickelter Muskeln.

2) Ein neuer Gegensatz entwickelt sich zwischen dem Anfange und dem Ende und spricht sich, wo der Typus am reinsten ist, auch in der Lage der beiden Mündungen aus. Bei Thieren, in deren Form die Breite vorherrscht, namentlich bei Seeigeln, liegt der Mund an der untern (Bauche), der After an der obern (Rücken-) Fläche; bei vorherrschender Dimension der Länge und zum Theil selbst bei kugeliger Bildung liegt der Mund an dem zuerst vorschreitenden (vordern), und der After an dem entgegengesetzten Körperende, wie unter den Strahlthieren bei Holothurien und rippenartigen Akalephen, unter den Mollusken bei Muscheln, unter den Entozoen bei Nematoideen, ferner bei sämtlichen Gliederthieren, vielen Fischen und den Thieren der drei höhern Klassen. Indeß liegt der After bisweilen auch mehr in der Nähe des Mundes, entweder seitwärts, wie unter den Mollusken bei Gasteropoden und Pteropoden, oder an der untern Fläche, wie unter den Asteriden bei Comatula, unter den Echiniden bei Scutella und bei mehren Fischen, deren Rumpfhöhle durch den Schwanz, als die gliedartige Fortsetzung des Rumpfs, beschränkt wird, am meisten bei den Schollen. — Der Munddarm zeichnet sich durch höheres animales Leben und insbesondere durch höhere Sensibilität aus; der Afterdarm zeigt geringeres animales Leben, darin aber mehr reine Bewegungskraft. Jener bekommt bei den Wirbelthieren Nerven vom Gehirne, dieser vom Ende des Rückenmarks; bei wirbellosen Thieren geht jener durch den centralen Ganglienring, wo ein solcher vorhanden ist, hindurch und erhält seine Nerven von demselben, während der Afterdarm vom Ende des Ganglienstranges Nerven erhält und, wenn das Herz ringförmig ist, durch dasselbe hindurch geht. Wie am After zu seinem Schliessmuskel peripherische Längenmuskeln als Antagonisten hinzutreten: so findet sich dasselbe auch am Munde, aber hier trit an der Mundhöhle selbst noch ein Längenmuskel (buccinator) und ein Ringmuskel (palatopharyngeus), am Speiseröhrenkopfe ein Längenmuskel (stylopharyngeus) und ein Ringmuskel (constrictor pharyngis) auf, und das höchste Organ der willkürlichen Bewegung, die Zunge, erscheint als Schleimhautmuskel. Die Zotten der Schleimhaut sind hier durch Übergewicht der Nerven über die Gefäße in sensible Papillen verwandelt, und, während im Afterdarme das Gemeingefühl nur eine höhere Regsamkeit gewinnt, ist es hier zur Sinnesthätigkeit entwickelt. Nur der äußerste Theil des Afterdarms hat Rückenmarknerven; dagegen breiten sich über den ganzen Magendarm Hirnnerven aus, so daß noch im Magen die bildende Thätigkeit und willenlose Bewegung unter unmittelbarem Einflusse des Gehirns steht, und bei Wiederkäuern auch die Willkür noch einen Einfluß ausübt. Die Mundhöhle steht in Verbindung mit den übrigen Sinnesorganen und mit Secretionsgebilden, deren Erzeugniß durch die Verdauung wieder in die lebendige Masse aufgenommen wird; der Mastdarm dagegen ist an Gebilde gelagert, die nur auf Bewegung oder Mechanismus sich beziehen, und mit rein egestiven Secretionsorganen (Afterdrüsen, Harnwegen, Zeugungswegen) verbunden. In den einzelnen Abtheilungen finden sich fortschreitende Verhältnisse eines relativen Übergewichts der einen oder der andern Richtung des Lebens; so ist die Sensibilität am regsten in der Mundhöhle und am After, die Bewegung vorherrschend in der Speiseröhre und dem Mastdarme, die bildende Thätigkeit überwiegend im Magen und im Grimm- und Blinddarme. Im Mitteldarme aber übertrifft der an den Magen grenzende Theil den an den Afterdarm sich anschließenden Theil bei weitem an lebendiger Thätigkeit.

V. Beziehungen.

A) Verbindungen des Darmkanals mit dem übrigen Körper kommen auch auf den untersten Bildungsstufen vor und bestehen namentlich bei Actinien, Asterien, Echiniden und Anneliden aus Fäden oder Blättern,

die zwischen dem Darmkanale und der übrigen Leibesmasse ausgespannt sind und diesen Raum zum Theil als deutliche Scheidewände abtheilen. Ein sonderbares Verhältniß ist es, daß nach zahlreichen Beobachtungen manche Holothurien, wenn man sie gefangen und in ein Gefäß mit Wasser gesetzt hat, ihren Darmkanal, ungeachtet er ebenfalls durch membranöse Blätter angeheftet ist, unter krampfhaften Bewegungen durch den Mund auswerfen.

1) Bei den Wirbelthieren ist bei einem vollständigen Gefäß- und Nervensysteme der Darmkanal theils durch Zellgewebe, theils durch eine seröse Membran, das Bauchfell, mit dem übrigen Körper in Verbindung gesetzt. Letzteres ist ein völlig geschlossener Sack, der an den Wänden der Bauchhöhle anliegt, in seiner Höhle blos serösen Dunst enthält, aber an einzelnen Stellen Einstülpungen bildet, welche in diese Höhle hereinragen und als Falten Eingeweide in sich aufnehmen; letztere liegen also ohne Ausnahme außerhalb des Bauchfellsackes, d. h. zwischen dessen äußerer Fläche und den Bauchwänden. Ist die Umbiegungsstelle, oder der Raum, welchen das Bauchfell durchläuft, um von dem einen Gebilde, welches von ihm überzogen ist, zu einem andern Gebilde zu gelangen, sehr kurz, so hat dieser Theil den aus dem Alterhume herrührenden, unschicklichen Namen eines Bandes. Bildet das Bauchfell eine längere Falte, oder durchläuft es einen größern Raum von seiner Umbeugung bis zu dem Organe, welchem es als Überzug dienen soll, so heißt es Gekröse (mesenterium), oder Netz (omentum), und zwar trägt sie den ersten Namen, wenn sie von der Bauchwand unmittelbar ausgeht, den letzten aber, wenn sie schon ein Eingeweide überzogen hat, und von diesem zu einem andern übergeht, in welchem Falle sie sich auch durch größere Zartheit und Durchsichtigkeit auszeichnet. Diese Gebilde nun verknüpfen den Darmkanal mit dem übrigen Organismus theils mechanisch, indem sie ihn anheften und dabei doch, wenn sie länger sind, eine freie Bewegung bis auf einen gewissen Punkt gestatten; theils ihn unter den Einfluß der gesamten Lebensthätigkeit stellen, indem sie die zu ihm tretenden Nerven und Gefäße leiten.

2) Nerven bekommt die Mundhöhle vom fünften und neunten, der Speiseröhrenkopf vom fünften, neunten und zehnten, die Speiseröhre vom zehnten Hirnnerven, der Magen von demselben und dem Oberbauch- und Lebergeflechte des Rumpfnerven; der Mitteldarm und größte Theil des Afterdarms vom Rumpfnerven durch das obere und untere Gekrösgeflechte, welche theils unmittelbar, theils mittelbar durch das Oberbauchgeflechte und die Eingeweidnerven mit dem Stamme des Rumpfnerven zusammenhängen; der Mastdarm endlich theils vom Rumpfnerven, und zwar sowol mittelbar durch das Beckengeflechte, als auch unmittelbar von seinem Stamme, theils vom dritten und vierten Beckennerven des Rückenmarks.

3) Die Arterien der Mundhöhle und des Speiseröhrenkopfs stammen von der äußern Carotis (maxillaris externa, interna und lingualis); die der Speiseröhre unmittelbar von der Aorta; die des Magens von allen drei Ästen der Oberbaucharterie; der Mitteldarm an seinem Anfange vom Leberaste derselben, übrigens von der obern Gekrösarterie; der Afterdarm in seinem ersten, größern Theile von der obern Gekrösarterie, im folgenden Theile von der untern Gekrösarterie und in seinem Endstücke von der mittlern Kreuzbeinarterie und von der Beckenarterie (pudenda communis und umbilicalis, auch obturatoria und ischiadica). Die Gekrösarterien haben die Eigenthümlichkeit, daß sie mehr oder weniger parallele Äste ausschicken, deren jeder gabelförmig sich in zwei Zweige spaltet, welche dann theils mit den Zweigen der benachbarten Äste, theils bogenförmig unter einander wieder sich vereinen, so daß dadurch ein großes Netz gebildet wird. Die Stämme verlaufen entweder am innern (d. h. dem Centrum der Bauchhöhle nähern) Blatte des Gekröses, oder zwischen beiden Blättern desselben, und bilden in demselben (wo es am längsten ist, vier auf einander folgende) anastomatische Bogen, aus deren gewölbtem Rande neue Zweige gegen den Darm hinlaufen. Aus dem letzten Bogen treten die Zweige an den Darm selbst; jeder derselben spaltet sich hier (am Gekrösrande) in zwei Reiser, welche gabelförmig den Darm umspannen und theils mit ihren Endzweigen am *entgegengesetzten* (freien) Rande des Darms in einander laufen, also einen neuen Bogen bilden, theils durch ihre seitlichen Verzweigungen mit den benachbarten Reisern anmünden und so ein Netz bilden, welches zwischen dem Bauchfellüberzuge und der Muskelhaut liegt. Durch letztere dringen viele Reiser hindurch und bilden an der Zellhaut ein noch dichteres Netz, aus welchem die letzten Endzweige in einem ebenfalls dichten Netze an die Zottenhaut sich verbreiten.

4) Die Venen entsprechen den Arterien nur in ihren Wurzeln, senken sich aber in Stämme von eigenthümlichem Verlaufe ein. Die der Mundhöhle und des Speiseröhrenkopfs gehen in die innere Drosselvene; die der Speiseröhre in die unpaarige Vene, zum Theil auch in die obere Hohlvene selbst; die des Magens gehen theils mittelbar durch die Milzvene und die Gekrösvene, theils unmittelbar in den Stamm der Pfortader über; die des Darms gehen durch ähnliche Bogen, wie die Arterien, im Gekröse hin, vereinen sich aber in einen Stamm (die Gekrösvene), wodurch sein Zusammentreffen mit der Milzvene die Pfortader bildet; nur die Venen des Mastdarms gehen zum Theil durch die Beckenvenen in die untere Hohlvene ein.

5) Die Saugadern der Mundhöhle und des obern Theils der Speiseröhre gehen zunächst in das Halsgeflechte; die des untern Theils der Speiseröhre in das Geflechte des hintern Mittelfells und in den Saugaderstamm, die des Magens vereinen sich mit denen der Leber, der Milz und des Darms; letztere sammeln sich vom Umfange des Darms an dessen Gekrösrande, laufen im Gekröse unter mannigfaltigen Anmündungen hin, bilden erst kleinere, dann größere Gekrösdrüsen (glandulae mesaraicae), welche vorzüglich an den gabelförmigen Spaltungen der Blutgefäße liegen, verbinden sich nach ihrem Abgange vom Gekröse mit dem Becken- und Lendengeflechte, und bilden mit diesem endlich den un-

tern Anfang des Saugaderstamms. Sie werden, weil sie während der Verdauung das wie Milch aussehende Erzeugniß derselben aus dem Darmkanale in das Blutsystem führen, Milchgefäße (vasa lactea, chylifera) genannt, und ihre Drüsen zeichnen sich vor andern durch höhere Entwickelung aus, indem sie nicht nur sehr zahlreich (mehre hundert) sind, sondern auch aus feinern Verästelungen der Saugadern, zahlreichern Arterien und zartern Umhüllungen bestehen, so wie auch häufiger unmittelbar in Venen münden.

B) In Hinsicht auf Anlagerung bemerken wir vorzüglich, daß

1) das Verdauungsorgan meistentheils zwischen den Centralorganen des animalen und bildenden Lebens liegt. Am vollkommensten ist dies Verhältniß ausgeprägt bei den Gliederthieren, wo der Darmkanal über dem Ganglienstrange und unter dem Herzen liegt, indem alle drei Organe in beinahe gleicher Länge durch den Körper sich erstrecken. Bei den Wirbelthieren liegt wenigstens die Speiseröhre zwischen der Wirbelsäule und dem Herzen. Bei einigen Mollusken geht der Munddarm durch den dem Gehirne analogen Ganglienring, und der Afterdarm durch das Herz.

2) Auf der niedrigsten Stufe des Lebens sind Verdauung und Athmung verschmolzen, so daß eine und dieselbe Fläche beiden Funktionen ohne Unterschied vorsteht. Wo besondere Organe für dieselben auftreten, sind sie verschiedentlich an einander gelagert, so daß die Athmungshöhle auch Mund und After, wie bei Biphora, oder nur den Mund, wie bei den übrigen nackten und vielen gehäusten Acephalen, oder den After, wie bei Cephalopoden und Holothurien, enthält; oder die Athmungsorgane einzig, wie bei einigen Neuropteren, oder zum Theil, wie beim Wetterfische, im Darmkanale enthalten sind; oder ein Theil des letztern ein secundäres Athmungsorgan darstellt, wie die Schwimmblase der Fische. Bei den Wirbelthieren sind beiderlei Organe in ihrem Anfange mit einander verbunden, und sie unterstützen einander gegenseitig in ihren Bewegungen, wie z. B. bei Fischen und Fröschen das Einathmen durch Schlingen bewirkt wird, und bei höhern Thieren die Bewegungen am Kehlkopfe zum Schlingen mitwirken.

3) Die bedeutendsten Aussonderungsorgane sind mit dem aussondernden Ende des Darmkanals verbunden. Die Harn- und Zeugungsorgane öffnen sich entweder mit dem Afterdarme in eine gemeinschaftliche Höhle, wie bei Knorpelfischen, den meisten Amphibien, den Vögeln und den Monotremen unter den Säugethieren; oder sie liegen an ihm an und sind durch Gefäße und Nerven vielfältig mit ihm verknüpft.

C) Was die Verhältnisse zum Organismus überhaupt betrifft, so erscheint das Verdauungsorgan in der Thierreihe als das erste besondere Bildungsorgan, früher als Gefäßsystem und Secretionsorgane, deren Funktion es in ihrer Indifferenz in sich trägt, und welche es im Fortschreiten in der Thierreihe aus sich entwickelt und allmälig immer mehr von sich abscheidet.

1) Die Stufe, welche ein Thier unter seines Gleichen einnimt, bestimmt die Bildungsverhältnisse des Verdauungsorgans. Nur auf der niedrigsten Stufe ist dieses mehrfach, ohne eigene Wandung, ohne Gegensatz eines ingestiven und egestiven Theils, und der Leiter des Erzeugnisses der Verdauung zum übrigen Körper. Je niedriger das Thier steht, desto einfacher ist der Apparat, indem eine reichere Bildungskraft mit geringern Mitteln Genügendes auszurichten vermag, zum Theil auch die Substanz des Leibes auf einer niedrigern Entwicklungsstufe steht, und die zu ihrem Ersatze bestimmte Flüssigkeit leichter aus den Nahrungsmitteln gebildet werden kann. So ist im Ganzen genommen der Verdauungskanal um so kürzer, um so gleichförmiger und um so weniger mit Falten und Zotten besetzt und mit Nebenorganen versehen, je niedriger die ganze Organisation ist. Allein diese Momente geben keinen allgemeingiltigen Maßstab. Durch eine einseitige Entwickelung kann ein Organ in einer gewissen Richtung mehr ausgebildet seyn, als bei andern, in Hinsicht auf Gesamtorganismus höher stehenden Thieren; so gibt die mehrfache und specifische Abtheilung des Magens und die größere Länge des Darms den Wiederkäuern und Cetaceen ebenso wenig, als der Hinzutrit eigener Afterdrüsen mehren Nagern und Fleischfressern den Primat unter den Säugethieren. Der menschliche Darmkanal steht in Hinsicht auf seine Länge und auf die Zahl seiner Abtheilungen, Anhänge und Nebenorgane in der Mitte zwischen dem der verschiedenen Säugethiere; er charakterisirt sich durch ein gewisses Mittelmaß, durch eine bestimmte Scheidung seiner Abtheilungen und durch Vereinigung mancher einzelnen Bildungen, z. B. durch das gleichzeitige Daseyn von Falten und Zotten im Anfange des Mitteldarms, und von Blinddarm und Wurmfortsatz am Anfange des Afterdarms.

2) Die Bildung steht ferner in Verhältniß zur Gesamtform; wo die Längenform vorherrscht und der Körper schmal ist, findet man den Darmkanal kürzer, mehr gerade und seine Abtheilungen weniger bestimmt; bei überwiegender Breite hingegen pflegt er länger und mehr gewunden zu seyn.

3) Es findet eine bestimmte Proportion zwischen der Qualität der Nahrungsmittel, der Beschaffenheit der organischen Substanz, deren Ersatz durch die Verdauung bezweckt wird, und dem Baue der Verdauungsorgane statt. Je mehr der Nahrungsstoff concentrirt ist, um so leichter kann er assimilirt werden, und um so kleiner braucht die verdauende Fläche zu seyn; wo hingegen die Nahrungsmittel weniger ergibig und mehr fremdartig sind, also theils in größrer Masse aufgenommen, theils in anhaltendere und vielfachere Berührung mit der organischen Wandung gesetzt werden müssen, ist die verdauende Fläche größer. So ist der Darmkanal mehr oder weniger geräumig, je nachdem feste Stoffe oder Flüssigkeiten, vegetabilische oder thierische Körper, Blätter oder Samenkörner u. s. w. als Nahrung dienen; die Geräumigkeit aber wird meist durch die Länge, jedoch zum Theil auch durch die Weite, sowie durch die Zahl und Größe der Falten, Zotten und Ausstülpungen bestimmt. Indessen kommt es auch auf andere Lebensverhältnisse noch an: bei zwei von gleicher Nahrung lebenden Thieren kann die Stärke der Consumtion, so wie die Kraft

der Aneignung, mithin auch die Quantität der zum Ersatze dienenden Stoffe und die Zeitdauer der Verdauung, so wie der dazu nöthige Flächenraum, verschieden seyn. Daher findet man denn hin und wieder den Darmkanal pflanzenfressender Thiere in Vergleich zu dem mancher fleischfressenden kurz und eng.

VI. Lebensthätigkeit. Die Verdauung ist ein zusammengesetzter Hergang, welcher durch das Zusammenwirken mannigfaltiger Kräfte vermittelt wird und daher den Gegenstand eines eigenen Artikels in diesem Werke ausmachen muß; hier müssen wir uns beschränken, einzelne Lebensäußerungen des Darmkanals, als die Elemente seiner Gesamtthätigkeit, zu betrachten.

A) Animales Leben.

1) Die Empfindung ist in der Mundhöhle am lebhaftesten und zur Sinnesthätigkeit des Geschmacks gesteigert. Im ganzen übrigen Verdauungskanale herrscht nur Gemeingefühl, welches aber im Magendarme unter anderem auch in eigenthümlichen Formen, als Hunger, Durst und Sättigungsgefühl, sich gestaltet. Das Gemeingefühl im Magen und Darme ist stumpfer als in der Mundhöhle; im Normalzustande fühlen wir nichts mehr von den Nahrungsmitteln, sobald sie in die Speiseröhre gebracht worden sind; die Empfindung lehrt uns nichts von den Bewegungen, Ausdehnungen und Verengerungen des Darmkanals und von den Stellen, wo der Speisebrei sich befindet; viele scharfe Substanzen, die im Munde brennen, z. B. Senf, Pfeffer rc. empfinden wir nicht mehr im Magen, ebenso wenig wird die spezifische Schwere, z. B. von verschluckten Metallen, percipirt, und durchgehende spitzige Körper erregen selten Schmerzen; gegen Verwundungen, so wie gegen die Berührung der innern Fläche bei Wunden oder Geschwüren, zeigt sich der Magen und Darm allerdings empfindlicher als drüsige Eingeweide, aber ungleich weniger empfindlich, als das äußere Hautorgan. Eine zu sehr abweichende Temperatur der (durch den Mund oder in Klystieren) eingebrachten Substanzen, oder eine zu lebhafte chemische Wirksamkeit derselben (z. B. von Alkohol, Laugensalzen, Säuren und Salzen), oder eine zu starke Ausdehnung des Kanals (z. B. durch Luft), oder ein innerer krankhafter Zustand desselben, namentlich wo der Blutandrang vermehrt, die Schleimdecke entfernt und der Kanal krampfhaft verengert ist, verursacht mehr oder weniger bedeutende Schmerzen. Der Magen ist empfindlicher als der Mitteldarm, und dieser übertrifft den Anfang des Afterdarms an Empfindlichkeit; aber im Mastdarme wird das Gemeingefühl wieder mehr rege und nimt im After so zu, daß dieser (zum Theil wegen Ungewohnheit fremder Berührung) selbst empfindlicher ist, als der Mund.

2) Die Bewegung ist in der ganzen Mundhöhle unter dem Einflusse der Hirnnerven, namentlich des siebenten und zwölften Paars, ganz vom Willen abhängig und nach allen Richtungen möglich. Am After gewinnt der Wille vermittelst der Kreuzbeinnerven ebenfalls Einfluß, jedoch in viel niedrigerem Grade, in beschränkterem Raume und nur in einförmiger Richtung. In der Speiseröhre, dem Magen und dem Darme ist die Bewegung ganz unwillkürlich, nur örtlich bedingt und isolirt.

a) Sie wird also hervorgerufen erstlich durch örtliche Reizung der innern Fläche des Darmkanals, welche eine consensuelle Thätigkeit der Muskelhaut derselben Stelle erregt. Während sich hier eine lebendige Spannung zwischen der peripherischen Sensibilität der Schleimhaut und der Bewegungskraft der Muskelhaut wirksam beweiset, ist die Beziehung der letztern zur Einheit des Nervensystems, oder zur centralen Sensibilität geringer, der Darm bewegt sich noch bei Reizung der innern Fläche, nachdem seine Nervenstämme zerschnitten sind, oder seine Verbindung mit dem übrigen Organismus ganz aufgehoben ist, oder wenn nach dem Tode die übrigen Organe ihre Reizbarkeit meist schon verloren haben; ebenso kann eine Reizung seiner Nervenstämme, nur wenn sie sehr bedeutend ist (z. B. durch eine starke galvanische Säule), eine Bewegung in ihm erregen, und wenn Gemüthsbewegungen (z. B. Furcht) einen Einfluß darauf ausüben, so wird derselbe vielleicht mehr durch Veränderungen im Blutlaufe vermittelt, als durch direkte Einwirkung auf die Nerven gesetzt. Wie nun in diesen Verhältnissen ein vergleichungsweise mehr isolirtes, blos für örtliche, peripherische Reizung empfängliches Leben sich ausspricht: so zeigt sich auch der innere Typus oder das eigene Leben der Muskelhaut als der zweite Bestimmungsgrund der Bewegung. Das Leben des Muskels besteht in wechselnder Zusammenziehung und Ausdehnung, und wo es nicht unter der Macht des Willens steht, erfolgt dieser Wechsel in Zeiträumen, welche bei innigerem Zusammenhange mit dem Gesamtleben gleichförmig (rhythmisch), bei mehr isolirter Lebendigkeit dagegen ungleich und unbestimmt sind; die Muskelfasern bringen, ehe sie von neuem sich zusammenziehen, längere oder kürzere Zeit im Zustande der Ausdehnung zu, je nachdem sie vorher stärker und anhaltender oder schwächer und vorübergehender sich zusammengezogen haben, und je nachdem ihre Lebendigkeit träger oder regsamer, die Wiederherstellung ihrer Reizbarkeit langsamer oder schneller ist. Am Darmkanale an einander geschichtet, erregen sie zwar einander zur Thätigkeit, so daß die Bewegung in der Folge ihrer Anlagerung sich fortpflanzt, allein jede Stelle behauptet dabei doch wieder ihre Selbstständigkeit. Daher sieht man denn bei Vivisectionen und bei geschlachteten Thieren nie den ganzen Darmkanal gleichzeitig in Bewegung, sondern einzelne Stellen regungslos, welche nach einiger Zeit in Bewegung gerathen, diese aber nur über eine gewisse Strecke, an welche wieder eine ruhende Stelle angrenzt, verbreiten, so daß das Ganze einen Schein thierischer Willkür erhält.

b) Die Bewegung der Speiseröhre, des Magens und des Darms ist wellenförmig, oder wie an einem fortkriechenden Wurme, d. h. sie pflanzt sich über die Theile in der Ordnung, in welcher sie an einander grenzen, fort, so daß Verengerungen und Erweiterungen in abwechselnder Folge gleichzeitig neben einander statt finden, und die jetzt verengerten Stellen im folgenden Momente erweitert werden und umgekehrt. — Der Kanal wird nicht nur

durch seinen Inhalt (Luft, Säfte und Nahrungsmittel), sondern auch durch die lebendige Turgescenz und Prallheit seiner Wandungen (vorzüglich durch den Andrang der Säfte vom Gefäßsysteme aus, so wie durch die aus der Höhle eingesogene Flüssigkeit) ausgedehnt. Die Ringfasern der Muskelhaut wirken diesen Kräften entgegen, indem sie die Längenrichtung des Darmkanals durchkreuzen und seinen Querdurchmesser oder sein Lumen verkleinern. Zunächst an der Schleimhaut angelagert, stehen sie mit dieser im nächsten Consensus, wie man sie denn bei örtlicher Reizung der innern Fläche sogleich in Wirksamkeit treten sieht; außerdem sind sie durch höhere Lebendigkeit, durch ununterbrochene Anlagerung an einander, und durch ihre Richtung gegen den Darm, welchen sie völlig zu schließen vermögen, besonders mächtig; sie geben daher das wesentlichste Moment der zusammendrückenden (peristaltischen) Bewegung ab, und sind im Stande diese allein zu bewerkstelligen. Indem sie nämlich an einem Punkte den Darmkanal verengern, treiben sie dessen Inhalt in die nächste Stelle, welche ihm bei der Ruhe ihrer Ringfasern hinlänglichen Raum darbietet, bis diese ebenfalls in Thätigkeit gesetzt werden und ihn weiter treiben. — Die Längenfasern, der Axe des Darmkanals parallel laufend, an seiner äußern Fläche gelagert und zum Theil ihn nicht ganz umschließend, verkürzen denselben, so daß sein Inhalt einen kürzern Weg zu durchlaufen hat; wenn man einen lebendigen Darm quer durchschneidet, so werden sie durch Verwundung örtlich gereizt und verkürzen ihn so, daß die Schleimhaut herausgestülpt wird und an dem Schnitte eine ringförmige Wulst bildet. Durch an der innern Fläche angebrachte Reize werden sie nicht unmittelbar in Bewegung gesetzt, aber sie wirken als Antagonisten der Ringfasern. Wenn nämlich diese durch ihre Thätigkeit eine Stelle verengern, so werden dadurch die Längenfasern der angrenzenden Stelle antagonistisch erregt und ziehen den weiter nach unten liegenden Theil des Darmkanals gegen die verengte Stelle, die ihnen als Stützpunkt dient, hin und dem Inhalte derselben entgegen. Während also der Darmkanal durch die Ringfasern austreibt, nimt er durch die Längenfasern auf; jeder Punkt desselben fängt die Nahrungsmittel auf oder verschluckt sie, wie sie der Mund verschluckt hat. So ist denn bei der peristaltischen Bewegung die ganze Muskelhaut gleichzeitig in Thätigkeit, aber so, daß sie dem Raume wie der Zeit nach wechselt. An und für sich können die Längenfasern keine Erweiterung bewirken; aber sie thun dies, wo sie über eine durch Ringmuskeln verengerte Stelle oder eine Klappe (III, C, 3) herübergehen, indem sie nämlich über eine solche Stelle hinweg sich anspannen, so daß sie daselbst mehr als gewöhnlich in einer Ebene zu liegen kommen, so ziehen sie dadurch die Ringfasern mehr nach außen und öffnen die Klappe.

c) Die Richtung geht vom Munde gegen den After hin und wird zuvörderst durch die Richtung des Impulses bestimmt; die Theile treten der Reihenfolge nach in Wirksamkeit, und nachdem die von den Speisen zuerst berührten Stellen gewirkt haben, werden die benachbarten Stellen thätig, deren Reizbarkeit noch nicht abgestumpft, und deren Bewegungskraft noch ungeschwächt ist. Die Wichtigkeit dieses Momentes wird bei der antiperistaltischen Bewegung offenbar, indem hier, vermöge eines an einer tiefer liegenden Stelle gegebenen Impulses, die Bewegung in umgekehrter Aufeinanderfolge der Muskelthätigkeit sich fortpflanzt, und der Darm gegen den Magen, der untere gegen den obern Magenmund und die Speiseröhre gegen die Mundhöhle wirkt. Auch die Richtung der Entleerung wirkt mit; ist der Mitteldarm durch die Grimmdarmklappe, der Afterdarm durch den After entleert, so ist dadurch ein leerer Raum entstanden, in welchen der Inhalt des obern Theils leichter eingetrieben wird. Hiezu kommt das Übergewicht der Lebendigkeit der höher über die tiefer gelegenen Stellen. Der Einfluß der Schwere aber ist ganz unwesentlich, wie denn z. B. bei Thieren mit langem Halse, die ihr Futter vom Boden aufnehmen, dieses von unten nach oben durch die Speiseröhre geht. — Nach einem allgemeinern Gesetze des Lebens verbindet sich mit der fortschreitenden auch eine rückgängige Bewegung; der Bissen oder der Speisebrei wird eine Strecke in der Richtung gegen den After und dann wieder zurückgetrieben, und schwankt so auf und ab, während er durch das Übergewicht der vom Munde ausgehenden Richtung immer weniger aufwärts und immer mehr abwärts rückt. Nöthig ist diese Verlangsamung des Durchgangs durch den Darmkanal, damit durch vervielfachte und länger fortgesetzte Berührung der Nahrung mit der lebendigen Wandung ihre assimilirbaren Theile vollständig ausgezogen werden; nothwendig aber muß sie erfolgen, weil durch die Verengerung jedes Segments des Darmkanals sein Inhalt in zwei Portionen getheilt, die eine nach unten, die andere nach oben getrieben wird, und der nach oben gehende Impuls sich über eine gewisse Strecke verbreitet. Bisweilen wird in einzelnen Momenten die rückgängige Bewegung vorherrschend und breitet sich über eine größere Strecke aus, wie im normalen Zustande bei Wiederkäuern, im abnormen beim Erbrechen. Übrigens verweilt die Nahrung in jeder Abtheilung des Darmkanals eine Zeit lang, bevor ihr durch die später in Wirksamkeit tretenden Längenmuskeln der folgenden Abtheilung die Klappe zum Austritte geöffnet wird. So zerfällt die Verdauung in drei Stadien von ziemlich gleicher Zeitdauer (von ungefähr sechs Stunden); der Magendarm ist nämlich am kürzesten, und die Nahrung gelangt sehr schnell in den Magen, verweilt aber hier um so länger, da sie hier die erste Stufe der Umwandlung erfährt und zu Speisebrei umgewandelt wird; der Mitteldarm hat die größte Länge, aber da seine Ringfasern sehr thätig sind, so wird der Speisebrei verhältnißmäßig schneller fortgetrieben; der Afterdarm ist kürzer, aber auch weiter und träger, so daß der Koth vergleichungsweise langsamer vorrückt.

d) Die Wirkung der peristaltischen Bewegung beschränkt sich jedoch nicht auf das Forttreiben des Darminhaltes, sondern besteht auch darin, daß die festen Nahrungsstoffe zerrieben und mit den in den Darm ergossenen Flüssigkeiten gleichförmiger gemengt, die Schleimgruben ausgepreßt, die Zotten in den Speisebrei eingetaucht,

überhaupt aber die Lebensäußerungen der Schleimhaut erhöht werden.

B) Pflanzliches Leben.

1) Die Secretion des Darmkanals ist

a) gasförmig. Denn wiewol theils mit, theils in den Nahrungsmitteln atmosphärische Luft in den Darmkanal trit, und aus ihnen bei ihrer Zersetzung während der Verdauung verschiedene Gasarten sich entwickeln, so wird auch, wie am Hautorgane, so am Darmkanale Gas abgesondert; denn wenn man an einem lebendigen Darme eine Strecke völlig entleert und doppelt unterbindet, so findet man dieselbe nach einiger Zeit mit Luft gefüllt. Es scheint aber vorzugsweise das kohlensaure Gas ein solches Secretionsproduct zu seyn.

b) Die wässerige Secretion, welche dem Hautdunste oder Schweiße entspricht und den Magensaft und Darmsaft in sich begreift, ist sehr bedeutend, da der Darmkanal an Flächenraum so wie an Zahl peripherischer Blutgefäße das Hautorgan übertrifft; trocknet man an einem lebendigen Darme die innere Fläche mit einem Schwamme ab, so erscheint sie nach einer Minute schon wieder völlig feucht, und wie sehr im abnormen Zustande diese Secretion zunehmen kann, sieht man bei Durchfällen theils aus der Quantität der Ausleerungen, theils aus der Gewichtsabnahme des Körpers, welche binnen 24 Stunden auf zwanzig Pfund bisweilen beträgt. Übrigens zeichnet sich diese Flüssigkeit dadurch aus, daß sie eine freie Säure enthält, welche blaue Pflanzensäfte röthet, den Eiweisstoff aber zum Gerinnen bringt und bei stärkerer Einwirkung auflöset.

c) Der Schleim ist eine zähere, weniger durchsichtige, mehr grauliche Flüssigkeit, ohne eine freie Säure, und wird in den Schleimbälgen, welche den Talgbälgen des Hautorgans entsprechen, secernirt, so daß er denn dem Hauttalge (Hautschmiere) gegenüber steht. Gleich diesem ist er mehr ein Auswurfsstoff, welcher noch mechanische Beziehungen hat, indem er die Bewegung und Fortreibung, namentlich des trocknen Kothes erleichtert und besonders im Afterdarme reichlich ist, während die wässerige Secretion im Magen- und Mitteldarme vorherrscht und, dem chemischen Hergange der Verdauung dienend, selbst wieder eingesogen wird.

2) Die Einsaugung dieser secernirten Säfte, so wie der durch die Verdauung erzeugten erfolgt

a) durch die Wandungen des Darmkanals. Kein Gefäß liegt an der innern Oberfläche mit offener Mündung frei; die Flüssigkeit, welche in die Gefäße dringen soll, muß also zuvor die Schleimhaut durchdringen. Diese aber saugt sich leicht voll, denn bei mancherlei Versuchen noch nach dem Tode zeigt sie sich nicht nur für Flüssigkeit, welche gegen sie angedrängt wird, in hohem Grade permeabel, sondern auch derselben adhäsiv verwandt und sie hygroskopisch anziehend, und während der Verdauung findet man sie und namentlich ihre Zotten strotzend. Bei niedern Thieren, welche keine Gefäße haben, dringt aber der durch die Verdauung erzeugte Nahrungssaft auch durch die Muskelhaut (wie die unmittelbare Beobachtung gelehrt hat), um sich an den übrigen Körper zu vertheilen. Die Durchschwitzung durch die Wandungen des Darmkanals ist also die niedrigste und allgemeinste Form der Auffaugung.

b) Aus dem Gewebe der Schleimhaut dringt die Flüssigkeit bei den Wirbelthieren in die Saugadern. Denn diese findet man, wenn der Darmkanal blos wässerige Säfte enthält, mit durchsichtiger, wenn er milchartige Flüssigkeit enthält, mit weißer Flüssigkeit gefüllt. Die Anfüllung sämtlicher Saugadern des Gekröses und des Saugaderstammes selbst während der Verdauung beweiset, daß diese Gefäße bestimmt sind, den durch die Verdauung erzeugten Chylus in sich aufzunehmen und in das Blutsystem zu führen.

c) Bei den wirbellosen Thieren fehlen die Saugadern, und bei denen, welche Blutgefäße haben, muß der Chylus aus der Substanz des Darmkanals in dieselben und zwar in die abführenden, oder Venen, treten, also dem Blute unmittelbar beigemischt werden. Mannigfaltige Versuche haben gelehrt, daß dies zum Theil auch bei Wirbelthieren Statt findet; besonders scheint es, daß fremdartige Stoffe, für welche die Saugadern nicht permeabel sind, oder keine adhäsive Verwandtschaft besitzen, von den Venen des Darmkanals aufgenommen werden, um dann bald wieder durch Secretion ausgeschieden und nach außen abgesetzt zu werden.

VII. Die Bildungsgeschichte des Darmkanals, wie sie durch fortlaufende Beobachtungen am bebrüteten Vogelei erkannt, und durch Beobachtungen an den Eiern anderer Thiere theils ergänzt, theils bestätigt worden ist, mag hier im Umrisse einen Platz finden, um einen allgemeinen Begriff zu gewähren.

Das Ei ist im Allgemeinen und seinen wesentlichsten Theilen nach eine gefüllte Blase, welche aus einer zusammenhaltenden, beschützenden, einsaugenden und ausdünstenden Oberhaut und einer zur Bildung des Embryo bestimmten Substanz, dem Fruchtstoffe, besteht. Zwischen beiden, also dicht unter der Oberfläche des Eies, erscheint der Keim, und zwar zuerst als eine kleine Scheibe, die Keimhaut, welche der Form des Eies gemäß an ihrer äußern Fläche gewölbt, an der innern hohl ist. Sie spaltet sich bei ihrer Entwickelung in einen äußern, zunächst unter der Oberhaut des Eies liegenden Theil, das sogenannte seröse Blatt, welches sich allmälig zum Nerven-, Muskel-, Knochen- und Hautsysteme entwickelt; eine mittlere Schicht, die sich zum Blutsysteme ausbildet; und eine innerste, zunächst an den Fruchtstoff angelagerte Membran, das Schleimblatt, welches zum Darmkanale und zu den ihm verwandten Organen sich entwickelt.

Das Schleimblatt breitet sich immer mehr aus und wächst allmälig um den Fruchtstoff herum, so daß es denselben endlich einschließt und somit eine geschlossene Blase, die Darmblase, darstellt. Diese Blase legt sich auf einer Linie ihrer äußern Fläche an die von der Wirbelsäule gebildete Axe des Körpers, und nimt nun derselben gemäß allmälig auch die Längenform an, oder verwandelt sich nach und nach, gleich einer zähen Blase, die man nach zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander zieht, in ein Rohr. Diese Umwandlung erfolgt zuerst an beiden Enden, so daß eine Speiseröhre und ein Mastdarm entsteht, während die dazwischen liegende

Stelle noch blasig bleibt, jedoch schon die vorherrschende Längenrichtung zeigt, so daß sie, wenn man den freien Theil der Blase abgeschnitten hat, wie eine längs der Wirbelsäule sich erstreckende Grube, oder wie ein Boot erscheint, welches an seinem vordern und hintern Ende ein niedriges Verdeck hat, und dessen Seitenränder, so wie die Ränder der Verdecke, in ein (abgeschnittenes) kugliches Gewölbe übergehen. Man kann diesen Hergang mit einem Spinnen vergleichen, wo ein Klumpen Wolle an seinen beiden Enden zugleich in zwei Fäden ausgezogen und zur Bildung beider verwendet wird. Die Darmblase wird also immer kleiner, je mehr der aus ihr entstehende Darmkanal in seiner Ausbildung fortschreitet; überdies nimt auch ihre relative Größe ab, indem der Embryo, gegen den sie anfangs ungeheuer groß war, sie überwächst.

Nämlich die aus dem serösen Blatte entstandene, Gehirn und Rückenmark mit Schädel und Wirbelsäule in sich begreifende Axe des Körpers wächst bedeutend nicht nur in die Länge, sondern auch in die Breite, und verwandelt sich aus einem länglichen Blatte mehr oder weniger deutlich in einen länglichen Cylinder, indem die aus Nerven, Muskeln, Knochen und Haut samt den dazu gehörigen Blutgefäßen bestehenden Rumpfwände an beiden Seitenrändern der Axe hervorsprossen und bogenförmig einander entgegen wachsen, bis sie endlich in der Mittellinie, der Axe gegenüber, auf einander treffen und sich zur Schließung der Rumpfshöhle vereinen. Auf diese Weise wird nun bei den wirbellosen Thieren, so wie bei den Fischen und Batrachiern, auch die ganze Darmblase von den Rumpfwänden umwachsen und eingeschlossen. In den höhern Thierklassen hingegen bleibt der Rest der Darmblase, welcher dem an der Wirbelsäule gehefteten und zum Darme gewordenen Theile gegenüber liegt, außerhalb der Rumpfshöhle und hängt mit dem Darme durch ein engeres, röhriges Stück, den Darmblasengang, zusammen; für letztern aber bleibt eine Lücke in der Rumpfswand, die Nabelöffnung. Bei den Cheloniern und Vögeln ist dieser Gang (den man hier den Dottergang nennt) sehr kurz; der Rest der Darmblase liegt also dicht am Leibe und trit um die Zeit des Auskriechens aus dem Ei in die Rumpfshöhle, wo er den in ihm noch übrigen Fruchtstoff (Dotter) als die erste Nahrung des jungen Thieres in den Darm ergießt, und dann selbst, gleichsam als Schlußstein, zu Ergänzung des Darmes verwendet wird. Während so bei allen diesen Thieren die ganze Darmblase zur Bildung des Darmkanals aufgeht, bleibt bei den Mammalien für immer ein Theil derselben übrig, außerhalb der Rumpfshöhle, und gehört zu den vergänglichen Eitheilchen des Embryo, indem er allmälig verschwindet, nachdem der Darm sich gegen ihn abgeschnürt und geschlossen hat. Hier treten nämlich durch die Nabelöffnung auch die vom Embryo zum Fruchtkuchen gehenden Gefäße und Membranen und bilden den Nabelstrang, welcher den Rest der Darmblase (Nabelbläschen) einschließt; indem nun der Nabelstrang eine mehr oder weniger bedeutende Länge erreicht, wird auch der Rest der Darmblase weiter vom Leibe abgerückt, und der Darmblasengang zu einem langen Kanale ausgezogen; dieser wird aber dabei immer enger und verwächst endlich, indeß der Darmkanal sich schließt, zu einem dünnen Faden, an welchem eine Zeitlang noch Blutgefäße übrig bleiben, die den noch übrigen Fruchtstoff aus dem Reste der Darmblase auffaugen. Der zuletzt gebildete, mittlere Theil des Darmkanals liegt eine Zeitlang, von dem noch geräumigen Nabelstrange eingeschlossen, außerhalb der Rumpfshöhle, zieht sich dann durch die Nabelöffnung in dieselbe und löst sich dabei von dem fadenförmigen Überreste des Darmblasenganges ab. Der entleerte Überrest der Darmblase und ihres Ganges nebst den dazu gehörigen Gefäßen welkt allmälig, stirbt ab, wird endlich aufgelöst und eingesogen und verschwindet so geraume Zeit vor der Geburt.

Der Darmkanal ist in den ersten Zeiten seiner Bildung ein gerades, in der Mittellinie liegendes, an die Wirbelsäule geheftetes Rohr, und so bleibt er lebenslänglich bei niedern Thieren (z. B. bei einigen Fischen) in seinem ganzen Verlaufe, bei den höhern Klassen hingegen nur an den beiden Endpunkten, nämlich an der Mundhöhle mit der Speiseröhre und am Mastdarme. Wie aber der Darm durch fortschreitendes Wachsthum länger wird als die Wirbelsäule, löst er sich von derselben ab und legt sich in Windungen knäuelförmig zusammen. Ebenso ist er anfänglich mehr gleichartig und bildet erst allmälig durch Verengerung oder Erweiterung, sowie durch verschiedenartige Entwickelung seiner Substanz, seine Abtheilungen aus.

Die beiden Enden des Rohres sind, da dasselbe aus einer Blase gebildet worden ist, anfänglich geschlossen; sie liegen aber an den entgegengesetzten Enden des Rumpfes (Kopf und Schwanz) und berühren so die aus dem serösen Blatte gebildete Rumpfswand, und werden hier von Nerven des Gehirns und Rückenmarks durchzogen und von willkürlichen Muskeln umlagert; endlich bricht ihre Wandung, wo sie die äußere Oberfläche berührt, durch und bildet so die Öffnungen des Mundes und des Afters, wodurch das zuvor blind sich endende Rohr zu einem an beiden Enden offenen Kanale wird.

Übrigens bildet der Darmkanal durch allmälige Ausstülpung nicht allein seine eigenen Anhänge, sondern auch die ihm gehörigen Bildungsorgane, Speicheldrüsen, Pankreas und Leber, außerdem aber auch die Athmungsorgane und Harnwege.

Wenn in dieser Darstellung von einem Ausziehen der Darmblase in ein Rohr, von einem Durchbrechen, Ein- und Ausstülpen der Wandung die Rede gewesen ist, so versteht es sich von selbst, daß dadurch nur die Äußerung eines innern Gestaltungsprozesses versinnlicht werden soll, denn es ist keine äußere Gewalt vorhanden, welche mechanisch durch Druck, Stoß und Zug wirken könnte, sondern alles gestaltet sich nach einem bestimmten Typus durch innere Umwandlung der Substanz.

VIII. **Allgemeine Ansichten.** Der wahrhafte Kern des Lebens ist das Selbstgefühl, und alle übrigen Lebensäußerungen sind nur ihm untergeordnete Mittel. Da es aber als ein Besonderes an einen beharrlichen Träger geknüpft seyn muß, so wird es durch das Blutsystem materiell bedingt, insofern von diesem das lebendige Da-

sein seines Organs (des sensibeln Centralorgans) abhängt. Somit ist dann eine ideelle und eine materielle Lebenssphäre gegeben.

Beide sind, da alles besondere Leben nur im Zusammenhange mit dem universellen Leben bestehen kann, von der Wechselwirkung mit der Außenwelt abhängig. Dieser Verkehr ist seiner Beschaffenheit nach theils dynamisch (oder auf reine Thätigkeit bezogen), theils materiell, und seiner Richtung nach theils ingestiv (Empfindung und Einsaugung), theils egestiv (Bewegung und Aussonderung). Eine vollständige Wechselwirkung wird aber durch Flächenberührung vermittelt; und so schafft sich denn der Organismus Oberflächen, welche mit der Außenwelt in Berührung treten.

Auf der untersten Stufe des Thierreichs ist das Leben noch einförmig, indifferent, und wie der Leib eine gleichartige Masse ohne sensibles Centralorgan und ohne Blutsystem ist, so wird auch der gesamte Verkehr mit der äußern Natur ohne Unterschied durch die Oberfläche der Substanz vermittelt. Nur in fortschreitender Entfaltung in Gegensätze steigert sich das Leben. Der Gegensatz ist aber die Entwickelung eines Einigen nach zwei verschiedenen Richtungen hin; seine Glieder sind also nicht absolut verschieden, negiren einander nicht, sondern jedes, aus einer gemeinschaftlichen Wurzel hervorgehend, prägt das Ganze auf besondere Weise aus und schließt von der Eigenthümlichkeit des Ganzen etwas in sich. In diesem Sinne ist das Folgende zu verstehen.

Der völlig entwickelte Organismus zeigt den Gegensatz eines auf Selbstgefühl bezogenen, sensibeln (Gehirn und Rückenmark), und eines auf Materialität und Bildung bezogenen Centralorgans (Herz). Der übrige Leib ist Peripherie, bestimmt, durch Verkehr mit der Außenwelt das Leben der Centralorgane zu vermitteln, und scheidet sich dann in einen animalen und einen pflanzlichen Theil, welche die äußere und innere Oberfläche bilden. Die animale Peripherie vermittelt Empfindung und willkürliche Bewegung und besteht demnach aus dem Empfindungssysteme (Hautorgan) und dem Bewegungssysteme (Muskeln und Knochen), aus den diese beiden Systeme mit dem Gehirne und Rückenmarke verknüpfenden Nerven und den als allgemeine Lebensbedingung hinzutretenden Gefäßen; die pflanzliche Peripherie bewirkt Einsaugung und Ausscheidung, und ihre Bestandtheile sind die diesen Funktionen unmittelbar vorstehende Schleimhaut, die durch unwillkürliche Bewegung die Ausscheidung vollbringende Muskelhaut, die diese Membrane mit dem Herzen in Verbindung setzenden Gefäße und die als Bedingungen der Einheit im thierischen Organismus hinzutretenden Nerven. Die animale Peripherie bildet außer den nächsten Umgebungen des sensibeln Centralorgans (Schädel und Wirbelsäule mit den dazu gehörigen Gebilden) die Wandungen des Leibes oder der Höhlen, welche die pflanzliche Peripherie enthalten, also am Schädel die Wandung der Mund- und Nasenhöhle (das Antlitz) und an der Wirbelsäule die Wandung der Rumpfshöhle (mit Einschluß des Halses, als einer verengerten Rumpfhöhle); die pflanzliche Peripherie bildet den Verdauungskanal. Dieser aber entwickelt aus sich in immer schärferer Scheidung und strengerer Gegensetzung Bildungsorgane, deren Erzeugnisse zur Einsaugung (Speicheldrüsen und Pankreas) oder zur Ausscheidung (Harn- und Zeugungswege) bestimmt sind, oder deren Leben beiden Richtungen zugewendet ist (Lungen und Leber), sowie die Rumpfswand an einzelnen Stellen zu Organen gesteigerter Empfindung (Sinnesorganen) oder gesteigerter Bewegung (Gliedmaßen) sich entwickelt.

Wie diese Gegensätze in der Thierreihe allmälig immer bestimmter hervortreten, geht aus den oben (I—IV) im Umrisse gezeichneten Bildungsverhältnissen hervor; wie sie im Laufe des Lebens sich entfalten, möge hier in der Kürze angedeutet werden.

Die Keimhaut äußert überhaupt nur pflanzliches Leben und trägt den Keim des animalen noch mit jenem verschmolzen in sich. Ihr Schleimblatt (die künftige pflanzliche Peripherie) zeigt aber überwiegende Materialität, denn es berührt unmittelbar und umspannt den eigentlichen und ursprünglichen Fruchtstoff (den ölhaltigen Dotter), den sie einsaugt und in Blut umwandelt. Das seröse Blatt (welches sich zur animalen Peripherie umgestalten soll) liegt an der Oberfläche unter der Oberhaut des Eies, welche entweder das ganze Ei gegen die Außenwelt begrenzt, oder durch einen dünnern, secundären Fruchtstoff (Eiweiß) davon geschieden ist; es bewirkt also den äußern Verkehr, und zwar dynamisch ingestiv durch Aufnahme der Eindrücke der Außenwelt (besonders der Wärme), materiell ingestiv durch Einsaugung feinerer (namentlich luftförmiger) Stoffe und materiell egestiv durch Aushauchen wässeriger Theile.

Während das Hautorgan und der Darmkanal in ihrer Bildung begriffen sind, zeigen sie an beiden Enden des Leibes keine Öffnung, sondern liegen hier dicht aneinander; wenn sich aber ihre Lebendigkeit höher entwickelt, so wirken sie an diesen Stellen widersprechend und feindlich auf einander, indifferenziren sich also bis zur Vernichtung; sowol die blinden Enden des Darmkanals, als auch die sie überziehenden Stellen des Hautorgans welken, sterben, werden aufgesogen, und es öffnet sich Mund und After. Während aber am Umkreise dieser Mündungen die animale Peripherie vermöge der Nähe ihres Centralorgans mächtiger ist als die hier liegenden äußersten Theile des Darmkanals, und diese dem unmittelbaren Einflusse des animalen Lebens unterwirft, findet an der Nabelöffnung das entgegengesetzte Verhältniß statt. Hier nämlich, wo das Urorgan des Verdauungssystems (die Darmblase) und das spätere Athmungsorgan des Embryo (der Fruchtkuchen) außerhalb der Rumpfshöhle liegen, ist das pflanzliche Leben mächtiger und die Verbindungsgebilde jener Organe mit den Eingeweiden (Darmblasengang und Nabelgefäße) gestatten der animalen Peripherie nicht, sich weiter auszubreiten, und somit schließt sich die Rumpfswand hier erst, nachdem jene Organe abgestorben sind.

Nachdem der ursprüngliche Fruchtstoff verzehrt ist, treten bei dem Embryo beide Flächen in ein dieser Periode eigenthümliches Verhältniß. Der Darmkanal nimt, da das animale Leben noch nicht freithätig wirkt, weder von außen auf, noch stößt er etwas aus; indeß setzt er Se-

cretionsprodukte in seine Höhle ab und saugt davon die assimilirbaren Theile wieder ein. Das Hautorgan dagegen saugt jetzt bei seiner höhern Permeabilität Nahrungsstoff aus der Umgebung ein, und dünstet noch nicht aus, secernirt indeß schon eine talgähnliche Substanz, und vermittelt die Empfindung, so weit diese jetzt möglich ist.

Nach der Geburt werden die Funktionen mehr geschieden. An dem begrenzenden Hautorgane wird das animale Leben überwiegend, während die Einsaugung immer schwächer und unwesentlicher wird, und die Ausscheidung nur auf luftförmige und wässerige Stoffe, sowie auf etwas talgige Substanz sich beschränkt. Im Darmkanale aber erreicht die Einsaugung und die Ausscheidung gröberer Stoffe ihre größte Höhe.

Beide Flächen bleiben in ihrem allgemeinen Charakter einander gleich, in der Wechselwirkung mit der Außenwelt, in der Berührung fremder Stoffe und in der Ausscheidung, und ihre specifische Differenz wird zum Theil schon durch das Verhältniß ihrer Lage bestimmt. Die äußere Oberfläche wird von der Außenwelt umfaßt, bezeichnet die Individualität als eine Einzelnheit im Weltganzen, und vermittelt eine dynamische und mechanische Wechselwirkung; die innere Oberfläche hingegen umfaßt vermöge ihres röhrigen oder blasigen Baues einzelne fremde Körper, deren sie sich bemächtigt hat, überwältigt sie und bewerkstelligt mit Hilfe der an ihr gesammelten organischen Flüssigkeit den chemischen Proceß der Verdauung. Wenn man einen Armpolypen umwendet, so wird die ursprünglich äußere, jetzt nach innen gewendete Fläche die verdauende, weil sie die fremden Stoffe festhält und umschließt. Selbst bei dem Menschen sieht man eine Umwandlung der Flächen in die entgegengesetzte Form unter abnormen Verhältnissen der Lage: wo die Schleimhaut (bei einem Vorfalle des Mastdarms oder bei einem widernatürlichen After) nach außen gestülpt ist, wird sie mit der Zeit dem Hautorgane ähnlich, bleich, dicht, glatt, trocken; wo dagegen eine Stelle des letztern lange Zeit hindurch mit einer andern Stelle desselben unausgesetzt in Berührung gestanden und somit eine permanente Höhle gebildet hat (wie in der Kniekehle bei steter Beugung), so wird sie allmälig der Schleimhaut gleich, roth, weich, mit verdünnter Oberhaut und Schleim absondernd. (*Burdach.*)

Darmkoth f. Darmexcremente.

Von Darmkrankheiten f. folgende Artikel: Darmentzündung f. Enteritis. Darmgicht f. Ilius. Darmfistel f. Fistel.

DARMSAFT (succus s. liquor entericus), eine seröse Feuchtigkeit, welche, nebst dem Darmschleime, in die Höhle des ganzen Darmkanals aus dessen feinsten Schlagaderenden ausschwitzt, wenn die Darmschleimhaut durch die Galle gereizt wird. Haller hielt sie für ein Gemisch aus Galle, Bauchspeichel, dem Rückstande der Speisen und dem Darmschleime, Fourcroy für einen klebrigen Schleim. Allein mit dem gewöhnlichen Stuhlgange geht nur sehr wenig dieses Saftes, den Darmkoth befeuchtend, ab, weil der größte Theil wieder von den Saugadern aufgenommen wird. Daher läßt sich derselbe schwierig ganz rein erhalten, außer bei chronischen Durchfällen, wo dessen Ausschwitzung oft so übermäßig ist, daß in einem Tage viele Pfunde fast ganz wäßriger Flüssigkeit abgehen, die einen möglichst reinen Darmsaft darstellt und, gleich der Feuchtigkeit anderer Höhlen, größtentheils aus Wasser, mit etwas Eiweißstoff besteht (Vergl. die Verdauung nach Versuchen von F. Tiedemann u. L. Gmelin ꝛc. Heidelb. 1826. I. 1827. II.). (*Th. Schreger.*)

Darmschleim f. Schleim.

Darmseuche f. Krankheiten der Schafe.

DARMSHEIM, evangel. Pfarrdorf im Oberamte Böblingen und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg mit 891 Einwohnern; Wollenspinnerei und Weberei. (*Memminger.*)

DARMSTADT, Grossherzogthum, f. unter Hessen, Sect. II. Thl. VII. S. 164 flg. insbesondere S. 170. flg. S. 186—198.

DARMSTADT, Kreis. I. Bestandtheile. Dieser Bezirk wurde im Jahre 1829, unter dem Namen Landrathsbezirk Darmstadt, neu gebildet, erhielt aber im J. 1832, sowie alle Landrathsbezirke, die Benennung eines Kreises. Derselbe ist zusammengesetzt: 1) aus der Stadt Darmstadt, 2) aus dem Pfarrdorfe Bessungen, nebst dem Forsthause Böllenfallthor, 3) Schloß und Hof Kranichstein, 4) Karlshof, Einsiedel und einigen einzelnen Häusern. II. Lage und Grenzen. Der Kreis liegt zwischen dem 49°,49′, und 49°,56′ nördl. Breite und zwischen dem 26°,15′ und 26°,26′ östlicher Länge. Seine Grenzen sind nördlich der Kreis Langen; östlich die Kreise Dieburg und Reinheim, südlich der Kreis Bensheim und westlich der Kreis Dornberg. III. Natürliche Beschaffenheit. Der Kreis ist größtentheils eben; nur auf der östlichen Seite, gegen den Odenwald hin, sind einige Anhöhen, wie der Herrgottsberg, 630 Par. Fuß hoch, der Busenberg, die Ludwigshöhe. Der Boden ist von großer Verschiedenheit, ist aber doch meistens Sand, und zwar theils Flugsand, theils mit Moorerde und Granit oder Granitsand vermischt. Der häufige Flugsand ist für die Bewohner von Darmstadt und der Umgegend sehr beschwerlich, besonders zu heißer Sommerszeit. Am besten und sehr fruchtbar ist der Boden auf der östlichen Seite, wo auch die meisten Gemüßgärten sich befinden. Auch Lehmboden kommt vor mit grünem und rothem Thon. Die Gewässer sind kaum nennenswerth. Das Darmbächlein, welches man allenthalben überschreiten kann, bewässert Darmstadt und verliert sich unterhalb dieser Stadt im Sande. Teiche sind der große und kleine Woog und der Steinbrücker Teich. IV. Bevölkerung. Diese beträgt 25090 Selen, worunter 22356 Protestanten, 2154 Katholiken und 580 Juden sich befinden, welche zusammen eine Stadt, ein Pfarrdorf, mehre Höfe, überhaupt gegen 1500 Häuser bewohnen. V. Naturprodukte. a) Aus dem Thierreiche: 652 Pferde, 17 Fohlen, 11 Bullen, 4 Ochsen, 822 Kühe, 135 Rinder, 625 Schafe, 1103 Schweine, 181 Ziegen. Fische in verschiedenen Teichen; Wildpret verschiedener Art. b) Aus dem Pflanzenreiche: Korn, Gerste, Spelz, Hafer, Hei-

bekorn, Kartoffeln, Spargel, Mohn, Obst, viel Gemüse, etwas Hanf. c) Aus dem Mineralreiche: Granit, in großen Blöcken und Geröllen. Mandelstein, in mehren Abstufungen und großer Menge. Beträchtliche Steinbrüche bei den Dreibrunnen. Kalkspath, Röthel, Tripel, Schwerspath, Quarz, Steinmark, Jaspis, Porphyr, Lehm, Thon, Kies. Kupfergruben. VI. Gewerbe und Handel. Hievon ist bei Darmstadt die Rede. Im Bezirke oder Kreise befinden sich mehre Mühlen und Ziegelhütten. VII. Verwaltung. a) Administrativ-Verwaltung: ein Kreisrath und zwei Bürgermeister, zu Darmstadt nämlich und Bessungen. b) Justizverwaltung: Stadtgericht zu Darmstadt. c) Finanzverwaltung: das Rentamt zu Darmstadt umfaßt den Kreis Darmstadt und 11 Bürgermeistereien aus dem Bezirke oder Kreise Langen. d) Steuerverwaltung: der Kreis gehört zur Obereinnehmerei Darmstadt. e) Forstverwaltung: der Kreis gehört zum Forste Darmstadt, welcher in 4 Reviere eingetheilt ist, welche sich, außer Darmstadt, in die Bezirke Langen und Offenbach ausdehnen. f) Kirchenverwaltung: das evangelische Dekanat Darmstadt (und Pfungstadt) erstreckt sich über die evangelischen Pfarreien in Darmstadt und Bessungen, außerdem aber noch über 13 Pfarreien in andern Kreisen. Das katholische Dekanat Darmstadt hat unter sich, außer Darmstadt, die Pfarreien in Geinsheim und Hasloch. (*Dahl.*)

DARMSTADT, im Kreise gleiches Namens, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Hessen, liegt in einer von den Vorhöhen des Odenwaldes, dem Rhein und Main begrenzten Ebene, da wo die Landstraßen von Frankfurt durch die Bergstraße und vom Rhein durch den Odenwald sich durchkreuzen, und unter dem 49°, 52′, 24″ nördl. Breite und unter dem 26°, 19′, 30″ östlicher Länge, sowie 380 Par. Fuß über der Meeresfläche erhaben. Diese Stadt hat beinahe anderthalb Stunden im Umfange, ist aber sehr weitläufig gebaut und hat ihren Namen von einem ganz unbedeutenden Bächelchen Darm, wie man gewöhnlich annimt. Ihre Geschichte ist kürzlich folgende: Schon in dem ältesten Todtenbuche der Mainzer Domkirche kömmt der Ort Darmundestat vor, in welchem der Graf Siegeboto der Mainzer Kirche 5 Solidos schenkt. Auch in dem Lorscher Schenkungsbuche kommt bemeldeter Ort, jedoch nur ein einziges Mal, vor, wo jedoch das Alter der Urkunde nicht angegeben ist. Soviel ist gewiß, daß sie in den Zeitraum zwischen das achte und eilfte Jahrhundert gehört. Die Grafen von Katzenelnbogen kamen in den Besitz von Darmstadt, welches 1319 eine Villa (Dorf) genannt wird und Würzburgisches Lehn war. Kaiser Ludwig der Baier bewilligte 1330 dem Grafen Wilhelm I. von Katzenelnbogen für Darmstadt Stadt- und Festungsrechte, einen Wochen- und einen Jahrmarkt. Bald darauf erhielt die Stadt — die jetzige Altstadt — ihre hohen und wohlverwahrten Mauern, auch mehre andere Befestigungen nach damaliger Art. Ein Schloß wurde daselbst erbaut, und dieses wurde der gewöhnliche Sitz der Grafen. Im J. 1403 hielt der rheinländische Adel ein berühmtes Turnier zu Darmstadt. Nach Philipps, des letzten Grafen von Katzenelnbogen, Tode, 1479, kam Darmstadt durch eine Erbtochter an den Landgrafen Heinrich III. von Hessen. Im J. 1518 (nicht 1516) ward bemeldete Stadt von Franz von Sickingen belagert, aber bald durch einen Vergleich gerettet. Im schmalkaldischen Kriege wurde dieselbe von dem kaiserlichen General Grafen von Büren belagert, eingenommen und der alte Sitz der Grafen von Katzenelnbogen in die Luft gesprengt. Nach Philipps des Großmüthigen Tode, 1567, kam Darmstadt und die Grafschaft Katzenelnbogen an dessen jüngsten Sohn, Georg I., der die hessen-darmstädtische Linie stiftete und seine Residenz in Darmstadt nahm. Er vergrößerte die Stadt und fing im J. 1568 einen neuen Schloßbau an. Unter Landgraf Ludwig V. wurde die Stadt nach Nordosten hin über ihre alten Mauern ausgedehnt. Im 30jährigen Kriege, sowie in dem französischen Mordbrennerkriege zu Ende des 17. Jahrhunderts, hatte die Stadt viel Ungemach auszustehen. Die Landgrafen Ludwig VI. und Ernst Ludwig trugen wieder Manches zur Erweiterung und Verschönerung der Stadt bei, womit ihre Nachfolger fortfuhren. Das Meiste aber that der Großherzog Ludwig I., unter dessen Regirung die Stadt Darmstadt ihren höchsten Glanz erreichte. Die alten Mauern wurden größtentheils abgetragen, sowie die alten Thore; die ganze Stadt wurde nach allen Richtungen erweitert, und viele ganz regulär gebaute Straßen mit schönen großen Gebäuden gleichsam hervor gezaubert. Darmstadt war, in kirchlicher Hinsicht, anfangs ein Filial von Bessungen, später wurde dieses letztere Dorf eine Tochter von Darmstadt und endlich eine eigene Pfarrei. Mit der Reformation hörte auch das dortige Halbstift auf, und die lutherische Konfession wurde als die einzige eingeführt. Erst in den neuesten Zeiten bekamen die reformirten und katholischen Konfessionen freien und öffentlichen Gottesdienst.

Darmstadt ist der Sitz aller Central-Oberbehörden und der Provinzialbehörden der Provinz Starkenburg. Man findet 8 Thore, worunter 1) das Main-, 2) das Rhein-, 3) das Neckar-, 4) das Bessunger-, 5) das Jäger- und 6) das Sporer Thor. Das schönste ist das Rheinthor. Durch dasselbe führt die Straße nach dem Rhein. Durch das Mainthor geht die Straße nach Frankfurt und nach Offenbach. Durch das Neckarthor zieht die Straße nach der Bergstraße, Mannheim und Heidelberg. Diese drei Thore haben auf beiden Seiten schöne Wachthäuser, abwechselnd mit ionischen und dorischen Säulen. Durch das Jägerthor führt die Straße nach Dieburg und in den Odenwald. Vorstädte hat Darmstadt drei: die Pankratius- (Bangerts-), die Dieburger- und Bessunger Vorstadt. Die erstere ist die größte und liegt vor dem Sporerthore, die zweite ist vor dem Jägerthore und die dritte vor dem Bessungerthore gelegen. Letztere ist die schönste und zieht sich ganz nach Bessungen hin. Die Stadt selbst theilt sich in die Alt- und Neustadt ab. Erstere ist zum Theil noch mit der alten Stadtmauer und mit Thürmen umgeben, hat mehre ganz verschiedene Bauarten und meistens enge, winkelichte und

finstere Gassen. Die Neustadt hingegen besteht aus breiten, geraden, sich rechtwinkelig durchschneidenden Straßen, unter welchen die Rheinstraße (355 Klafter lang) und die Neckarstraße (200 Klafter lang) die schönsten sind. Man zählt 72 Straßen, Gassen und Gäßchen, welche in 9 Distrikte eingetheilt sind. Plätze hat die Stadt 12, worunter 1) der Louisenplatz in der Form eines Achtecks, mit schönen Umgebungen und einem Springbrunnen; 2) der Marktplatz in der Altstadt, mit dem Stadtrathhause und der Hauptfronte des Schlosses; 3) der Paradeplatz, mit Stein- und Ketteneinfassung, begrenzt vom Schlosse und dem Zeughause; 4) der Mainplatz, neu und schön angelegt und mit Bäumen bepflanzt, aber ohne Einfassung, von dem neuen Kollegiengebäude und dem Marstalle begrenzt; 5) der Neckarplatz, mit Stein- und Ketteneinfassung, auch mit Platanen schön bepflanzt und begrenzt von der neuen Kavalleriekaserne; 6) der Ballonplatz, unfern des Jägerthores, begrenzt von der neuen Infanteriekaserne; 7) der Ludwigsplatz ꝛc. Sodann hat die Stadt 37 öffentliche Brunnen. Außer 1270 Wohnhäusern zählt die Stadt 53 öffentliche Gebäude, unter denen vorzüglich zu bemerken sind: 1) das großherzogliche Residenzschloß. Dieses besteht aus sehr ungleichartigen Theilen, die mit einem trockenen Graben — zu botanischen Pflanzungen benutzt — umgeben sind. Der älteste Bau ist vom J. 1568; ein neuer großer Schloßbau wurde 1629 aufgeführt, der aber im J. 1715 abbrannte; 1664 wurde der sogenannte Glockenbau angefangen, mit einem Thurme, worauf sich das 1671 errichtete schöne Glockenspiel befindet. Endlich wurde im J. 1717 ein neuer Bau unternommen, aber kaum zum vierten Theile ausgeführt. Das ganze Schloß hat drei Höfe, von acht großen Flügeln und der Hofkapelle eingeschlossen, welche zusammen 455 Fuß in der Länge und 400 Fuß in der Breite haben. Der gegen den Markt stehende Hauptflügel ist 400 F. und der Seitenflügel gegen den Paradeplatz hin 230 F. lang und beide sind 60 F. breit. In diesem Theile des Schlosses befinden sich: die Hauptwache, das Archiv, die Hauptstaatskasse, das Museum, die Bibliothek, der Concertsaal ꝛc. 2) Das Palais des Groß- und Erbprinzen, auf dem Louisenplatze, worin aber auch gegenwärtig der Großherzog wohnt. 3) Das Palais, welches vormals dem Landgrafen Christian gehörte, in der Louisenstraße. Dasselbe hat auf der Zinne ein Belvedere. 4) Das Hofopernthеater; es wurde in den Jahren 1818 und 1819 gebaut und zwar im italienischen Stile mit 6 kolossalen, korinthischen Säulen, worauf der Fronton ruhet. Dasselbe faßt gegen 2000 Zuschauer und ist eins der schönsten Theatergebäude in Teutschland. 5) Das alte Opernhaus; es wird gegenwärtig nur zu Theaterarbeiten gebraucht und von dem Maschinenmeister bewohnt. 6) Das Gesellschaftshaus oder Cassino, welches im J. 1818 vollendet wurde. Man findet hier eine sehr reiche Lectüre. Der Tanzsaal hat nur ein Bogenfenster und ist einer der schönsten seiner Art in Teutschland. Er wird bei landständischen Versamlungen von der zweiten Kammer zu ihren Sitzungen benutzt. 7) Die große Infanteriekaserne am Ballonplatze wurde erst vor kurzem vollendet und ist ein imposantes Gebäude. Noch schönera ber ist 8) die neue Kavalleriekaserne am Neckarthore; diese wurde im J. 1827 beendiget und von 4 Schwadronen Chevauxlegers (386 Mann) bezogen. 9) Das Zeughaus, vormalige Exercirhaus, auf dem Paradeplatz, wurde 1771 von dem Baumeister Schuhknecht erbauet. Das Innere bildet einen einzigen, 32 Fuß hohen Saal, dessen Decke von keiner Säule getragen wird. Der ganze Dachstuhl ist künstliches Hängewerk. Das ganze Gebäude ist in seiner Art einzig und sehenswerth. 10) Der neue Marstall am Mainthore, ein dreiflügeliches, großes, schönes Gebäude. 11) Die beiden Kollegienhäuser, 1777 und 1827 erbaut. Das neueste ist das schönste, höchste und größte. 12) Die Stadtkirche, ein altes, unansehnliches Gebäude, zum Theil noch aus den Zeiten der Grafen von Katzenelnbogen. In derselben ist die Begräbnißgruft für die großherzogliche Familie. Der viereckige Thurm ist 200 Fuß hoch, aber alt und baufällig. Auf demselben wohnt ein Thürmer. 13) Die kathol. Kirche, auf dem Riedeselsberge, ist eine große Rotunde mit 28 korinthischen Säulen, jede von 49 F. Höhe und $5\frac{1}{2}$ F. Dicke. Jedes der schön geformten Kapitäle wiegt 82 Ztr. Auf diesen Säulen führt eine Gallerie rings umher, und darüber wölbt sich die herrliche Kuppel. Der Durchmesser des untern Raums beträgt 173, der der Kuppel 134 F. im Lichten, und in der Höhe mißt sie 120 Fuß. Das Licht fällt nur durch ein einziges großes Fenster in der Mitte der Kuppel herein und erhellt die Kirche hinlänglich. Im Jahre 1822 wurde von dem Großherzoge selbst der Grundstein zu derselben gelegt, und im J. 1827 wurde sie am 16. Sept. feierlich eingesegnet. 14) Eine dritte aber kleine Kirche ist die Hofkirche im Innern des Schloßgebäudes, und eine vierte ist 15) die kleine Kirche oder Kapelle auf dem vormaligen Kirchhofe, welche viele Jahre hindurch den Reformirten zu ihrem Gottesdienste diente. 16) Die Freimaurerloge, im ägyptischen Stile 1816 erbaut. 17) Die Synagoge der Juden hat nichts besonderes. 18) Das Gymnasium oder Pädagogium erhielt im J. 1628 ein eigenes Gebäude, welches aber gegenwärtig sehr baufällig ist, und soll das Waisenhaus, welches von keinen Waisen mehr bewohnt wird, für das Gymnasium eingerichtet werden. 19) Das Stadtrathhaus auf dem Speisemarkt, ein großes, regelloses Gebäude, welches 1680 gegründet wurde. 20) Das Armenhaus wurde 1808 erbauet und erst neuerdings durch ein Krankenhaus erweitert. Neben demselben steht 21) das Korrektionshaus. 22) Das Arresthaus mit den Criminalgefängnissen, ein altes, finsteres Gebäude. Endlich hat die Stadt mehre Schulhäuser, jedoch noch keines für die katholische Schuljugend.

Die Bevölkerung von Darmstadt und den zugehörigen Höfen betrug im J. 1830, mit Ausschluß der Militärpersonen, welche nicht als seßhaft angesehen werden können, 23242 Selen, worunter 20579 Protestanten, 2107 Katholiken und 556 Juden gezählt wurden. Die protestantische Stadtgemeinde hat drei Pfarreien, näm-

lich: die Stadt-, Hof- und Garnisonspfarrei. Erstere hat 4, die zweite 2, und die dritte einen Geistlichen. Unter denselben ist ein Dekan für das Dekanat Darmstadt und Pfungstadt. Die Bevölkerung ist in Darmstadt innerhalb 18 Jahren beinahe um das Doppelte und in 31 Jahren beinahe auf das Dreifache gestiegen. Die Garnison besteht aus zwei Regimentern Infanterie, 4 Schwadronen Kavallerie, nebst der reitenden und Fuß-Artillerie. Beide haben neue und schöne Kasernen; desgleichen auch die Infanterie und Kavallerie. Ein überaus schönes, neues Hospitalgebäude oder Lazareth steht für das Militär vor dem Jägerthore. — Die Hauptnahrungszweige der Bewohner von Darmstadt sind Gewerbsindustrie, Handel, Acker- und Gartenbau. Man findet hier einige Tabacks- und Wachslichterfabriken, eine Tapeten- und eine Silberwarenfabrik, eine Fabrik in gefärbtem Papier; sodann Kutschen-, Regenschirm-, Stärke-, Blumen- und Spielkarten Fabrikanten, 8 Buchhandlungen, mehre Buchdruckereien, Kupfer- und Steindruckereien, mehre geschickte Kupferstecher, ein lithographisches und ein zinkographisches Institut, welche vortreffliche Arbeiten liefern. Auch werden hier vorzügliche mathematische, physikalische und musikalische Instrumente verfertigt. Man findet ferner sehr geschickte Graveurs, Gold- und Silberarbeiter, Maler, Lakirer, Vergolder, Goldsticker, Möbelkunstschreiner, Kunstschlosser, Dreher, Schönfärber und sonstige feine und andere Gewerbe in Menge. Der Handel ist auf Detailverkauf und auf Krämerei beschränkt. Wochenmärkte sind zwei, wöchentlich ein Frucht-, Heu- und Strohmarkt, und zwei Jahrmärkte, wovon jeder 14 Tage dauert. Der Hof, die vielen Statsbehörden und die Garnison geben einen bedeutenden Erwerb; die neuen Bauten haben aber sehr abgenommen. — Für den Schulunterricht ist sehr gut gesorgt. Man findet hier ein Landesgymnasium, aus 5 Klassen bestehend, mit 7 ordentlichen und 5 außerordentlichen Lehrern besetzt. Außerdem ist hier eine Real- oder höhere Bürgerschule, besonders zum Unterrichte künftiger Kaufleute, Künstler, Ökonomen, Apotheker, Rechnungsführer 2c. bestimmt. Bürger- oder Stadtschulen hat die Stadt sechs, dann eine Stadtfreischule, eine Zeichnenschule, eine Gesangschule, eine Garnisonschule, zwei Arbeitsschulen, eine höhere Militärschule für Officiere und Unterofficiere, mehre Privatlehranstalten für Knaben und Mädchen 2c. — Bedeutend und zum Theil großartig sind die Samlungen für Literatur und Kunst. Namentlich 1) die Hofbibliothek, von Ludwig VI. gegründet, von dem Großherzoge Ludwig I. ansehnlich vermehrt und jetzt aus 120000 Bänden bestehend; 2) das sehr reichhaltige Landesarchiv; 3) die Bildergallerie, in 9 Sälen aufgestellt und nach den verschiedenen Schulen abgetheilt, mit vielen vortrefflichen Gemälden, besonders aus der niederländischen Schule; 4) die Antikensamlung, bestehend in Vorstellungen der Ruinen des alten Roms und Gypsabdrücken antiker Statuen und Büsten; 5) ein sehr reichhaltiges Naturalienkabinet aus den drei Reichen der Natur, vorzüglich dem Thierreiche; 6) ein Münz- und Medaillenkabinet; 7) eine Waffen- und eine Trachtensamlung, sowie von Glasmalereien. 8) Das sogenannte alte Museum, bestehend in einer Samlung von Kunstwerken aller Art und Zeit, in 10 Sälen aufgestellt, nebst einer reichen Samlung von Handzeichnungen großer Meister, Kupferstichen alter und neuerer Künstler, endlich physikalischer und mathematischer Instrumente. Auf dem sogenannten Glockenthurme im Schlosse befindet sich ein Glockenspiel von 28 Glocken, welche von Franz Hemony in Amsterdam gegossen und im J. 1670 aufgehängt wurden. Dasselbe spielt alle halbe Stunden von selbst und kann auch nach Belieben gespielt werden. Außer den Kunst- und literarischen Samlungen im Schlosse findet man auch mehre schöne Privatsamlungen in der Stadt. — Zu den Wohlthätigkeitsanstalten in Darmstadt gehören: 1) das Armen- und Krankenhaus für Bedürftige und Kranke aller Art. 2) Eine Arbeits- und Erziehungsanstalt für Erwachsene und Kinder, die gern arbeiten, aber keine Arbeit finden können. 3) Ein Frauenverein zur Unterstützung der Armen. 4) Eine Anstalt für arme und kranke Juden. Für das Militär besteht eine eigene, sehr gut eingerichtete Krankenverpflegung in dem neuen, sehr geräumigen Lazarethe. Außer diesen Anstalten bestehen noch folgende: 1) ein Pfandhaus und Leihanstalt; 2) eine Sparkasse; 3) eine Bibelgesellschaft, und noch mehre andere. — Zur Unterhaltung dienen: a) das Hofoperntheater, worin aber gegenwärtig nur höchst selten gespielt oder gesungen wird; b) das Cassino und einige andere Gesellschaften; c) der Schloßgarten (Herrngarten) und mehre andere schöne Gärten in den Umgebungen von Darmstadt; d) der Karlshof und die Windmühle; e) das Bessunger Chausseehaus; f) die Fasanerie 2c., endlich g) einige Leihbibliotheken und Lesezirkel. — Darmstadt ist der Sitz der höchsten Statsbehörden und Landeskollegien, namentlich: 1) des großherzoglichen Statsministeriums; 2) des Administrativjustizhofes, auch Lehenshofes für die Provinzen Starkenburg und Oberhessen; 3) der Oberfinanzkammer; 4) des Oberappellationsgerichtes und Kassationshofes; 5) des Medizinalkollegiums für die drei Provinzen; 6) des Oberkonsistoriums für dieselben; 7) des Oberschulkollegiums für dieselben; 8) des Hofgerichtes für die Provinz Starkenburg; 9) eines Stadtgerichtes 2c.

Das Wapen der Stadt Darmstadt besteht aus einem blauen Felde, das von einem mit einer weißen Kugel bezeichneten, schwarzen Querbande durchschnitten wird. In dem untern Theile des blauen Feldes steht eine weiße Lilie, im obern ein halber rother Löwe. — Von Darmstadt hat man mehre schöne Ansichten, und zwar a) eine alte von 1655 in Merians Topographia Hassiae; b) Ansicht von der Ostseite, ein gemalter Kupferstich von 1826; c) Ansichten von Darmstadt und dessen Umgebungen, 2 Lieferungen mit 12 ausgemalten Blättern; d) mehre Ansichten einzelner Gegenstände in und bei Darmstadt 2c. (*Dahl.*)

Darmsteine s. d. Art. Concremente, animalische.

DARNETAL, Marktflecken im Bezirk Rouen des franz. Dep. Nieder-Seine, ¼ Stunde östlich von Rouen an den Flüßchen Robec und Aubette gelegen, hat 2

Kirchen, 600 Häuf. und 5300 Einwohner, welche sich größtentheils von den bedeutenden Wollfabriken nähren, die vorzügliche Tuche, Façon d'Elbeuf, Espagnolettes, Ratines, Flanell und Decken liefern. Auch sind hier Färbereien, Bleichen, Papier- und Krappmühlen und Twistspinnereien. (*H.*)

DARNEY, Kantonshauptstadt im Bezirk Mirecourt des franz. Depart. des Vosges (Wasgau). Sie liegt auf einem Felsen an der Saonne und hat 240 Häuf. und 1033 Einwohner. (*Leonhardi.*)

Darnis s. Derne.

DARNIS, *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung der Hemipteren, aus Membracis gesondert, von Latreille (*Cuvier* regne animal ed. 2. V, 219.) unter die Abtheilung Cicadella der Cicadarier gestellt. Die Gattungskennzeichen bestehen blos darin, daß der Thorax nach hinten verlängert ist, daß diese Verlängerung ganz oder zum Theil den Hinterleib und die Flügeldecken bedeckt und die Gestalt eines langen, gewölbten Dreiecks hat. Die wenigen Arten leben in Südamerika. Als Typus gilt D. cimicoides. Vergl. noch Membracis. (*D. Thon.*)

DARNLEY (9° 34′ südl. Br., 160° 30′ L.), eine Insel an der Westküste von Neuguinea, welche von den Eingebornen Wamfax genannt wird. Sie hat 4 Meil. im Umfange, eine abwechselnde Oberfläche und, bei großem Mangel an süßem Wasser, doch eine reiche Vegetation und Überfluß an Holz und Manglebäumen; außerdem erzeugt sie süße Kartoffeln, Yams, Pisangs, Kokosnüsse und Zuckerrohr. Die Einwohner, welche den Papuas in Neuguinea gleichen, sind zahlreich, wie diese, Anthropophagen, und wohnen in Ortschaften von 10 bis 12 Hütten, deren vornehmste Verzierungen Menschenschädel sind. Die Insel wurde 1792 von Bligh entdeckt; in der Treacherousbai waren die Gefährten von Bampton, Capt. Hill, Shaw und Carter nebst 5 Matrosen von den Einwohnern niedergemacht worden. (Hassel Erdbeschr. v. Australien. Weim. 1825. S. 212.) (*Leonhardi.*)

DARNLEY, Heinrich Stuart, Lord, Sohn des Grafen von Lenox, der von einem Zweige des Hauses Stuart abstammte, und der Margaretha Douglas, der Tochter der Margaretha von England, der Schwester Heinrichs VIII., wurde geboren 1541, am 29. Jul. 1565 Gemahl der Maria Stuart mit dem Titel eines Königs von Schottland, und verlor sein Leben zu Edinburg den 9. Febr. 1567 (S. Maria Stuart). (*H.*)

DAROCA, Ciudade in der spanischen Provinz Aragon, am Fluß Xiloca, zwischen zwei Hügeln in einer fruchtbaren Ebene, hat 2863 Einwohner, 1 Collegiatstift, 7 Pfarrkirchen, 6 Klöster, 3 Hospitäler. Die ehemals häufigen Überschwemmungen sind jetzt durch einen unterirdischen Kanal gehemmt. In der Nähe erfocht der König Alfons I. im J. 1121 einen glänzenden Sieg über die Mauren. (*H.*)

DARÓCZ oder Darótz, eilf Ortschaften in Ungern und drei Ortschaften in Siebenbürgen, von welchen folgende angeführt zu werden verdienen: 1) Király-Daròcz (König-Daròcz), Kruszana-Daròcz, Darrsholz, walachisch Dorotz, ein Marktflecken, dessen eine Hälfte in Oberungern jenseits der Theiß, Szatmarer Gespanschaft, Kraßnaköjer Bezirk, die andere Hälfte in Siebenbürgen, in der mittleren Szolnoker Gespanschaft, im äußern oder untern Kreise und Tarnader Bezirk liegt und den Grafen Károlyi und andern adeligen Besitzern gehört, vom Flusse Kraßna durchströmt, mit magyarischen, teutschen und walachischen Einwohnern, einer katholischen, reformirten und griechisch-unirten Kirche. Einwohnerzahl im ungrischen und siebenbürgischen Antheil 1260. Der Ackerboden ist fruchtbar und nur ein Drittheil desselben ist Überschwemmungen ausgesetzt, was auch von den Wiesen, die gutes Heu erzeugen, gilt. Die Weide ist ausgebreitet und gut. An Brenn- und Bauholz ist kein Mangel. Die Einwohner haben auch Weingärten zu Szatmar und Erdöd, und mehre erzeugen Gemüse, vorzüglich aber guten Kopfkohl zu Sauerkraut und bauen viel Hanf an. Zum Absatze der erzeugten Produkte ist gute Gelegenheit auf den Marktplätzen zu Nagy Károly und Szatmár. — 2) Magyarisches Pfarrdorf in Niederungern jenseits der Donau, Baranyer Gespanschaft und Bezirk, zur Herrschaft Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Karl gehörig, auf einem erhabenen Orte an den Donausümpfen unweit des Einflusses der Drau in die Donau, mit 90 Bauernsessionen, einer reformirten Kirche und meistens reformirten Einwohnern, sehr fruchtbarem Boden. — 3) Nagy (Groß-) Darócz, slawisch Welke Drawce, magyar. Dorf in Niederungern diesseits der Donau, Neograder Gespanschaft, Fileker Bezirk, mehren adeligen Familien gehörig, mit einer katholischen Pfarre, sehr fruchtbarem Ackerboden, der fast gar nicht gedüngt wird und treffliches Getreide, Kukurutz (Mais), Melonen und Kopfkohl erzeugt. Die Einwohner mästen in ihren Eichenwaldungen viele Schweine und ziehen auch viel Rindvieh und schöne Pferde auf. — 4) Darócz, Draucze, Pfarrdorf in Oberungern diesseits der Theiß, Unghvarer Gespanschaft, Minajer Bezirk, zur Kameralherrschaft Unghvár gehörig, ½ Stunde von Unghvár, mit einer kathol. Pfarre und guten Weingebirgen. — 5) Tiboldi-Darócz, magyar. Dorf in Oberungern diesseits der Theiß, Borschoder Gespanschaft, Erlauer Bezirk, der Familie von Tibold gehörig, unter dem Weingebirge Bik, am Flusse Karsipataka, in einem Thale, mit fruchtbarem Boden, hinlänglicher Weide und Holz, Weinbau. (*Rumy.*)

DARÓCZ, Franz, ein Unger aus der Beregher Gespanschaft, der nach Istvánffi (Cap. 83.) während der unruhigen Zeiten unter Basta in Siebenbürgen Kanzler und später in Ungern Präsident der Zipser Kammer war und am 1. Mai 1616 starb. Von ihm erschien im Drucke eine Descriptio rerum in Transilvania gestarum post Moldavicam expeditionem. 1600. 4. (*Rumy.*)

DAROMA *). Hierunter verstehen Eusebius und Hieronymus im Onomastikon den südlichen Theil von Ju-

*) Griechisch *Δαρωμᾶς*. Zufällig kommt aber der Name nicht vor. Über Daroma vergl. Reland. Palaestina. p. 185 ff.

bäa, welcher südlich (s. v. Lachis) von Eleutheropolis in das Gebiet dieser Stadt eingreift (s. v. Esthemo), sich über Ziklag an den Bezirk Geraritika anlehnt (s. v. Gerar) und östlich sich bis zum todten Meere hin erstreckt (s. v. Gadda). Ob die genannten Schriftsteller auch noch die Wüste Maon mit zu Daroma gerechnet haben, ist nicht ganz deutlich, aber wahrscheinlich **). Der Name Daroma ist aus dem Hebräischen דָּרוֹם beibehalten und bedeutet die Mittagsgegend, wie schon Hieronymus (s. v. Duma) erklärt: in Daroma, hoc est ad australem plagam. Die gewöhnlichere Bezeichnung des südlichen Palästina war übrigens אֶרֶץ הַנֶּגֶב, wofür aber schon die Targumim דרום gebrauchen.

(*Tuch.*)

DARRBLEI, kupferhaltiges Blei, welches bei dem Darren der Kühnstöcke in dem Darrofen zuerst abfließt (vergl. Blei). (*Th. Schreger.*)

DARREN (Dörren), Excoctio s. Eliquatio secundaria, Recoctio, Ressuage, Resudation, Risudamento, heißt in der Hüttenkunde ein zweiter Saigerungsproceß, welchen man mit dem noch vieles silberhaltiges Blei nach der ersten Schmelzung oder Absaigerung mit sich führendem Kupfer bei einer stärkern Hitze in besondern Saigerdarröfen (s. Ofen) vornimt, um das zurückgebliebene Blei und Silber vollends abzutreiben. — Über das Dörren des Malzes s. d. Art. Bierbrauen, 10. Th. S. 135 etc. — Über das Dörren des Obstes s. den Art. Obst etc. (*Th. Schreger.*)

DARREN zum Abtrocknen des Obstes (s. Obst); zum Abtrocknen frischer Gewächse etc. ohne Rauch in Wärmestuben etc. dienen 1) Rahmen mit Holzspangeflechte oder Drathgitter, worüber auch wol Bastmatten oder Binsendecken, Papier etc. gelegt werden. Doch sind die Bastmatten weniger vortheilhaft, weil sie leicht ihren Geruch den Vegetabilien mittheilen. — Zum Abtrocknen frischer Pflanzentheile eignen sich auch 2) im Kleinen die sandleeren Digestoria oder eisernen Trockenplatten, die auf der untern Seite eines Digestorium (s. diesen Artikel und den Artikel Öfen) angelegt sind, so daß dessen Thurm damit in Verbindung steht und die Trockenplatte dann erhitzt wird, wenn man die Digestion bei Seite setzen kann. Durch einen Schieber schließt sich indeß die Feuerflucht, so lange die Wärme zum Trocknen nöthig ist; 3) läßt sich zu demselben Zwecke Picters Abdämpfungsapparat und Göttlings danach eingerichtete Abrauchegeräthschaft (s. dessen Taschenbuch der Apothekerk. 1798), der untere Behälter mit seinem Zugrohr, wenn er nur aus Eisenblech kleiner gearbeitet und mit Papier zum Aufstreuen der Pflanzenkörper und mancher anderen chemischen Präparate belegt ist, sehr vortheilhaft anwenden, gleichwie 4) der eigentlich zur Abtrocknung des Schießpulvers bestimmte Maier-Gerhardsonsche Trockenapparat, eine Darre, deren Platte durch heiße Wasserdämpfe immerfort erwärmt wird, welche aus einer darunter stehenden Pfanne voll siedendem Wasser emporsteigen; 5) gehören hieher die durchlöcherten Darrbreter, Darrbleche, Darrhorden, d. h. hölzerne Rahmen, die mit engmaschigem Bindfadengeflechte bezogen sind und an vier Stücken auf luftigen Trockenböden aufgehangen werden; 6) Siebe, die auf Gerüsten liegen und mit dem Namen des auf ihnen abzutrocknenden Körpers bezeichnet sind. 7) Die Tabacksdarre ist ein 4 Fuß hoher, ebenso breiter und verhältnißmäßig langer Ofen, oben mit Kacheln oder Fliesen bedeckt, auf welchen der saucirte Taback getrocknet wird. An einer schmalen Seite des Ofens ist das Schürloch, und über der obern Seite noch eine Decke angebracht, welche die Feuerhitze zusammenhalten muß. 8) Die Zuckerdarren bestehen aus Lattengerüsten, auf welchen in der geheizten Darrstube die raffinirten Zuckerhüte völlig getrocknet werden.

(*Th. Schreger.*)

DARRKUPFER (Darrlinge) heißt in der Hüttenkunde das ganz ausgesaigerte Kupfer, welches zu Gahrkupfer geschmolzen wird, nachdem zuvor das anhängende Werkblei abgeschlagen worden ist (vergl. den Art. Kupfer). (*Th. Schreger.*)

Darrmalz (s. den Art. Bierbrauen). — Darrobst s. Obst. — Darrofen s. Darren. — Darrzinn s. Zinn.

DARRO, Nebenfluß des Xenil in der spanischen Provinz Granada. (*H.*)

Darrsucht s. Rückenmark.

DARS, auch Darsz, Dartz und Dartze, eine waldige, sandige Halbinsel Neuvorpommerns, zum Franzburger Kreise gehörig. Der Dars wird im N. von der Ostsee, im S. von dem bodstedter und saaler Bodden begrenzt, und hängt im W. unweit des Dorfes Arendshop durch eine kaum 1000 Schritte breite Landenge mit Mecklenburg (speziell Fischland) zusammen. Urkundlich gewiß bildete noch im J. 1328 [1]) die Insel Zingst (s. diese) mit dem Dars die Voigtei Hertesburg, welche aber bald nachher unter die Gerichtsbarkeit des Landes Bard kam. Bogislaff VI., Herzog von Wolgast, und Herzog Wartislaff VI. von Bard und Rügen, legten, muthmaßlich um den nähesten Hansestädten Abbruch zu thun, vor dem J. 1392 auf dem Dars bei Arendshop an der mecklenburgischen Grenze eine Burg und Stadt an und ließen den damals dort befindlichen Hafen ausräumen. Die Rostocker aber zerstörten mit gewaffneter Hand im J. 1392 [2]) die ganze Anlage.

Von jeher ist der holz- und wildreiche Dars ein ausgezeichnetes Jagdrevier gewesen. Die pommerschen Herzoge hatten im Dorfe Born ein Jagdschloß [3]), das viel von ihnen besucht ward. Auch Peter der Große, König August von Polen und König Friedrich von Dänemark belustigten sich hier (wahrscheinlich im J. 1712) vierzehn Tage hinter einander mit der Jagd so sorglos, wie die Sage geht, daß die Schweden von Stralsund aus die Herrscher überfielen und beinahe gefangen genommen hätten.

**) S. Cellarius Not. orbis antiq. II. p. 591.

1) *Westphal* Diplomatorium Mecklenb. misc. beim Jahre 1328. 2) Kanzow Pomerania. 1ster Band. S. 426. 3) Das erst in dem letzten Viertel des 18. Jahrh. eingestürzt ist.

Nach Dähnert [4]) hatte der Dars im J. 1782 Arealgröße 10687 Morgen zu 300 Quadratruthen, nämlich Arendshop 1449 M. 30 QR., Born mit Bliesenrad 3564 M. 270 QR., Prerow mit Wiek 3500 M. 120 QR. (bei allen die Waldungen mit eingeschlossen), die Kronwaldung 3173 M. 150 QR. [5]), und nach ebendemselben a. a. O. waren im Jahre 1767 in Arendshop 38 Einwohner, in Bliesenrad 29, in Born 357, in Prerow 464, in Wiek 368, also in Summa auf dem Dars 1274 Einwohner. Im Jahre 1819 [6]) waren im Kirchspiele Prerow, das die Halbinsel Dars und die Insel Zingst [7]) in sich begreift, 3919 Einw., nach welchen auf den Dars etwa 2700 Einw. [8]) gerechnet werden müssen.
(C. D. G. v. d. Lancken.)

DARSA, Stadt in Pisidien unweit des Sees Askanios. (*Liv.* 38, 13.) *(H.)*

Darsena s. Docke.

Darstellung s. Mimik und Stil.

DARTFORD (51° 6′ 26″ Br. 17′ 53′ 55″ L.) Marktflecken in dem westlichen Theile (Sutton Lathe) der engl. Grafschaft Kent, zwischen zwei Hügeln am Darent; hat 609 Häuser und 3595 Einwohner, welche Pulver-, Papier- und Eisendrathmühlen unterhalten. Die Kirche enthält mehre Grabdenkmäler, worunter eines dem Johann Spielmann zu Ehren gesetzt, welcher unter der Regierung Elisabeths die erste Papiermühle in England errichtete. (Weimar. Handb. VII, 177. v. Jenny Handwörterb. 155.) *(Leonhardi.)*

Dartford, Markis von, s. (Edward) *Villiers.*

DARTMOUTH (50° 17′ Br. 14° 5′ L.) ein Borough in der engl. Grafschaft Devon, welcher zwei Deputirte zum Parliamente sendet, liegt an der Mündung des Dart, und hat 3 Kirchen, von denen eine auf einem Hügel steht und einen 70 Fuß hohen Thurm hat, der den Schiffern zum Merkzeichen dient, 3 Armenschulen, 564 Häuser und 4485 Einwohner, deren Erwerbszweige der Härings- und Sardellenfang, Schiffbau und der Handel nach Portugal, Italien und Nordamerika sind. Der geräumige und sichere Hafen, welcher 300 Segel fassen kann, wird durch ein Kastell geschützt. *(Leonhardi.)*

---

4) Pomm. Land. Urk. 1. Suppl. Bd. S. 1274. 5) August von Wehrs in dem sehr verdienstlichen Werkchen, betitelt: der Darß und der Zingst, ein Beitrag zur Kenntniß von Neuvorpommern. Hannover 1819. 8. S. 106 gibt an, daß nach einer Vermessung vom J. 1690 die Arealgröße des Darses 8452 Morgen betragen haben soll, und sagt S. 4, daß die Länge des Darses von der mecklenburgischen Grenze bis zum prerowschen Strome 1¾ teutsche Meile und die größte Breite von Süden nach Norden 1¼ teutsche Meile gerechnet werde.
6) Nach den landräthlichen Listen. 7) Die nach Dähnert a. a. O. im Jahre 1767 552 Einw. hatte. 8) Ganz genau die Einwohnerzahl auf dem Dars zu bestimmen, hat noch kein pomm. Schriftsteller vermocht — selbst von Wehrs nicht —, da die Behörde-Listen nur die Einwohnerzahlen nach den Kirchspielen einliefern, das Dorf Prerow auf dem Dars, die Kirche desselben auf dem Zingst liegt, und das Dorf Pramort auf dem Zingst in Mohrdorf auf dem Festlande eingepfarrt ist. Beim Artikel Zingst oder bei den Nachträgen zum Buchstaben D sollen aber endlich einmal die Einwohnerzahlen beider Ländchen ganz genau angegeben werden.

DARTUS *Lour.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Solaneen (?) und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Klasse. Char. Der Kelch fünfspaltig, die Corolle tellerförmig, die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt, die Narbe fünflappig, die Beere dünnhäutig, durchscheinend, einfächerig, vielsamig. Die einzige bekannte Art, D. Perlarius *Lour.* (Flor. cochinch. ed. *Willd.* p. 152), ist ein Baum mit ablangen, gesägten, unten filzigen Blättern und weißen Doldentrauben. Er wächst in Cochinchina und auf den moluckischen Inseln, wo seine Wurzel als diuretisches Mittel benutzt wird. — Abb. Rumph. amboin. VI. t. 57. *(A. Sprengel.)*

DARU, Pierre Antoine Bruno, Graf, ward zu Montpellier im J. 1767 geboren. Sein feuriges Auge und das Haar war schwarz und sein Wuchs von Mittelmaß wie bei den Provencalen, aber seine Gestalt gedrungener und voller; sein Gesicht hatte den Stempel des Geistes und jenen Ernst, den die Männer gewöhnlich haben, welche durch die Revolution gegangen und Theilnehmer an ihren Arbeiten und Gefahren gewesen sind. Schon in der Schule war er eifrig und zeichnete sich aus, trat aber früh im 16ten Jahre in den Kriegsstand, und erglühte dann in seinen jugendlichen Hoffnungsträumen für die Revolution. Er übte seine erste Kraft darin und brach sich die Bahn, wie es gehen wollte, erkannte aber bald, wie nöthig eine feste und strenge Ordnung sei, und was ihm am besten gelingen könne. Bei seinem mathematischen Scharfsinn und außerordentlichen Zahlengedächtnisse ward es ihm leicht, die verwickeltesten Verwaltungssachen zu durchblicken und zu ordnen; war er aber ermüdet von den kalten, trocknen Geschäftscombinationen, so stellte seine blühende Einbildungskraft das innere Gleichgewicht wieder her und machte den finstern Finanzmann zum Dichter und Geschichtschreiber. Während der Schreckensperiode ward auch er zehn Monate lang eingekerkert. Im Gefängniß schrieb er die heitere poetische Epistel an seinen sans-culotte. Im folgenden Jahre wurde er Chef einer Abtheilung im Kriegsministerium, und bald darauf Commissaire-ordonnateur en Chef bei der Donauarmee. Während er diese Geschäfte verwaltete, vollendete er seine ausgezeichnete Übersetzung des Horaz (Oeuvres d'Horace traduites en vers p. P. Daru. 2 Bde. 1798, die Oden enthaltend; die Satiren und Briefe folgten 1801; eine neue verbesserte Ausgabe der sämtlichen Gedichte 1804—1805. 4 Bde.), wodurch er seinen literarischen Ruf begründete. Im Jahre 1800 erschien seine *Cléopédie*, ou la theorie des Réputations en Litterature; suivi du Poeme des Alpes. In demselben Jahre wurden ihm die wichtigen Geschäfte des Generalsecretairs des Kriegsministeriums übertragen, und er trat in die Reihe des Inspecteurs aux revues. Hier erkannte ihn Napoleon, und brauchte ihn bei der Kriegsverwaltung und zu immer wichtigern Geschäften. Daru diente mit Eifer und mit Treue. Er verstand die unglaublich schwere Kunst, seine Stellung richtig zu nehmen und zu behaupten. Seine Berichte an Napoleon diktirte er, ohne auch nur ein Blättchen Papier vor sich zu haben, als er in den Feldzügen nach Österreich und Preußen Ge-

neralintendant der Armee war, und über seine Verwaltung der besagten Lande, über ihre Hilfsmittel, die Einnahmen und Ausgaben, die Kassenvorräthe und Rückstände Nachweisung zu geben hatte. Er rechnete scharf und verwaltete streng; seine Güter büßten dafür, so weit Blüchers Macht sie nach den Siegen in Frankreich erreichen konnte. Der Verlust war bei seinem großen Vermögen leicht zu verschmerzen. Wo er seyn mochte, er war immer in großer Thätigkeit, im Statsrathe sprach er nach den Grundsätzen und mit der ihm stets gegenwärtigen und klaren Geschäftskenntniß, die an ihm zu bewundern war; im Archive von Venedig verband er mit dem gegebenen Geschäftszwecke seinen Geschichtszweck. Er sollte berichten, was und wie es mit der berüchtigten Polizei dort gewesen sei, und er sammelte zugleich für ein Geschichtswerk über diesen Stat von dem ersten Entstehen bis zu seinem Untergange. Dieses Werk erschien im J. 1819: Histoire de Venise, 7 Bde. 8., und bezeichnet Daru's Sinn und Takt besonders in der Schilderung von den letzten Ereignissen zu Venedig, wo französischer Seits die liberale Partei begünstigt und verrathen, alles verwirret und zum Untergange geführt wurde. Er sagt die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit; er zeigt die unheilvollen Fäden in ihrer vollen Bewegung; aber der Gesandschaftssecretair erscheint nur in seinem übertriebenen jugendlichen Eifer und nicht sein Verführer. Nach der Thronbesteigung des Königs theilte Daru, Graf und Minister der Kriegsverwaltung unter Napoleon, dessen Begleiter in allen seinen Feldzügen seit 1804 und Bevollmächtigter zur Vollziehung der Friedensschlüsse von Presburg, Tilsit und Wien, anfangs das Loos der Zurückgesetzten, ward aber im J. 1818 zum Pair ernannt und stimmte dann warnend mit jenen, welche für Mäßigung und Ordnung strebten; er berichtete über viele der wichtigsten Finanzsachen und erhielt auch Verwaltungsaufträge. Seine wissenschaftliche Beschäftigung blieb indeß vorherrschend, welche ihm schon 1805 das Institut geöffnet hatte. Derselbe, welcher 1802 eine Abhandlung sur la population militaire de France im gesetzgebenden Körper vorgetragen hatte, trug hier eine sur le génie du christianisme, und sur le systême métrique appliqué à la poesie vor, und beschrieb das Leben von Sully, mit dem er selbst viel Ähnlichkeit hatte, in der Treue und der Freundschaft, wie in der Wissenschaftlichkeit und dem haushälterischen Sinne. Nur war Sully reicher, und nach einem ebenso arbeitsamen und noch bedrängteren Leben 82 Jahr alt geworden, Daru hat es nur auf die sechzig gebracht. Er starb d. 6. Sept. 1829.

Sein Bruder Baron Martial, der in manchen Schriften mit ihm ist verwechselt worden, gleicht ihm an Gestalt, nur sind die Züge sanfter, und in Wissenschaftlichkeit. Er ist in der Kriegsverwaltung gewesen und lebt, unabhängig durch sein Vermögen, in der Gesellschaft der Vorstadt St. Germain und mit den Gelehrten. Seine Liebe zur Geschichte erkennt sich in der Histoire de Bretagne.

(v. Bosse.)

Darudj s. Ahriman. (Thl. 2. S. 254.)

DARUVÁR, serbisch Podborje oder Illixe (spr. Illidsche), Herrschaft und großer (in den sechziger Jahren des 18. Jahrh. neu angelegter) Marktflecken in Slavonien, Poschegaer Gespanschaft, im obern Bezirk, worin die Besitzer, die adelige Familie Jankovics de Daruvár, ein prächtiges Kastell besitzt [1]), mit einer katholischen und griechischen, nicht unirten Pfarre und Kirche, einer Normalschule und mehren Wirthschaftsgebäuden, gegen 120 Häusern und 1070 Einwohnern, worunter 270 Katholiken, 790 nicht unirte Serben und 10 Juden sind. Der Marktflecken liegt in einer Ebene, ist ganz von Hügeln und Bergen umgeben, drei Stunden von Pakracz entfernt. Hier befindet sich ein heilsames warmes Bad, dessen Ruf bewährt ist und welches häufig besucht wird, mit einem Wirthshause für die Badegäste und einer Mühle, welche durch die Mineralquellen getrieben wird. Daruvár hat der natürlich warmen Mineralquellen in einer Länge von ein paar hundert Schritten mehre. Im ganzen Orte gibt es keinen Brunnen mit kaltem Koch- und Trinkwasser, als in dem Schlosse des Grundherrn; überall wo man gräbt, sprudelt sogleich warmes Wasser hervor. Nach den Untersuchungen des Chemikers Dr. Kitaibel aus Pest im J. 1808 enthält dieses mineralische Wasser: fixe Luft oder kohlensaures Gas, Kalkerde, Magnesia oder Bittererde, Eisen und Glaubersalz (also keinen Schwefel); dagegen nach älteren (freilich nicht der neueren Chemie gemäßen) Untersuchungen des Dr. Hinterholzner: Schwefelgeist, Kalkerde, Talk, Eisenocher, Alkali, und nach Pillers und Mitterpachers Untersuchungen (Iter per Poseganam Slavoniae provinciam 1783. S. 96) Alkali und Schwefel und kein Eisen [2]). Man rühmt die Wirkungen des Bades vorzüglich in rheumatischen und gichtischen Zuständen, in Lähmungen und in der Wassersucht. Auch soll es nach der Versicherung einiger Ärzte dienen gegen Kopfweh, Schwindel, Krämpfe, schleimige Schlagflüsse, Engbrüstigkeit, Leber- und Milzverhärtungen, Gedärmkrankheiten, chronische Bauchflüsse aus Atonie, ödematische Geschwülste nach langwierigen Krankheiten, gegen die Hämorrhoiden, gegen die gestörte monatliche Reinigung, Bleichsucht, gegen den weißen Fluß und andere Frauenzimmerkrankheiten aus Schwäche des Unterleibes u. s. w. Die Grundherrschaft ist bemüht, alles Mögliche zum Unterkommen und zur Bequemlichkeit der Gäste vorzukehren. Durch ihre Vorsorge sind zwei solid aufgeführte Badehäuser vorhanden:

---

1) Ehemals führte der Marktflecken nur den serbischen Namen Podborje, d. h. unter dem Berge, so wie zwei daran stoßende auch heut zu Tage noch den Namen Ober- und Unter-Podborje führen. Das gemeine serbische Volk nennt ihn auch jetzt noch immer Podborje, gewöhnlich auch nur Illixe (spr. Illidsche), d. h. Bad, wegen des warmen Bades. Der ungrische Name Daruvár bedeutet Kranichschloß und entstand daher, weil die von Jankovics'sche Familie einen Kranich (daru) in ihrem Wapen führt. 2) S. Hinterholzner in einem von Csaplovics im ersten Theile seines Werks: „Slavonien und zum Theil Kroatien (Pesth 1819)" mitgetheilten Aufsatz. Die neueste in magyarischer Sprache erschienene Schrift über das Daruvárer Bad, von Dr. Tóth, Arzt zu Csepregh: Tudósitás a' Daruvári és Lipiki ferdőkrűl (Nachricht von den Daruvárer und Lipiker Bädern), Wien, gedr. b. Haykul 1818. (3 Bogen in 8.) enthält über die Bestandtheile der Daruvárer Heilquellen nichts Neues und ist überhaupt sehr dürftig und unbefriedigend.

das alte oder Antoni-Bad und das neue oder Johannes-Bad [3]). Das gemeine Volk badet sich auch in der nächsten besten warmen Quelle. Hauptsächlich wird (wie zu Marienbrunn in Böhmen) das Schlammbad für sehr wirksam und heilsam gehalten. In der Nähe des Bades ladet eine schöne Allee von Hainbuchen auf einer lieblichen Wiese in ihren Schatten ein. Ein anderer Spaziergang führt zu dem sogenannten römischen Brunnen unter drei großen Wasserulmen, einer erst unlängst niedlich eingefaßten Quelle. Der große, mit Laubgängen versehene, herrschaftliche Garten steht jedem Badegaste zur angenehmen Erholung offen, und das nahe Birkenwäldchen ladet zum Lustwandeln ein. Nicht weit von Daruvar liegen die Ruinen der ehemaligen Abtei St. Helena von Podborje, welche der Bischof von Diakovár in seinem Titel führt. Die Anhöhen, an welchen die Heilquellen entspringen, sind durch viele von Zeit zu Zeit entdeckte Denkmäler des grauesten Alterthums, wahrscheinlich großentheils aus der Zeit der Römer (die Slavonien als Pannonia interamnensis im Besitz hatten und bekanntlich große Liebhaber von Bädern waren), sehr merkwürdig [4]).

Das nahe Weingebirge liefert sehr guten rothen Wein. Sehr schön ist von da die Aussicht in die Militärgrenze über den großen Wald Lugh auf mehre Meilen hin. — Der Marktflecken Daruvár wird beinahe von lauter Honoratioren und von Handwerkern bewohnt. Die Einwohner sind eine Colonie von Teutschen, Ungern, Serben, Italiänern und Franzosen. Hier ist der beständige Sitz eines Comitatsstuhlrichters. Mehre Einwohner beschäftigen sich mit der Wollenweberei aus slavonischer Schafwolle und mit der Seidencultur. In den Gebirgen von Daruvár bricht schwarzer Marmor mit rothen Streifen. — Die Herrschaft Daruvár enthält außer dem Marktflecken noch 16 Dörfer. Ehemals war Daruvár die nördliche Hälfte der Herrschaft Czlrach oder Schlratz; als aber ihr Besitzer, Hr. von Jankovics (spr. Jankowitsch), ein ungrischer Edelmann, wegen seiner dem Königreiche geleisteten Dienste in den Grafenstand erhoben wurde, ward der nördliche Theil unter dem Namen Daruvár zu einer besondern Herrschaft gemacht, wegen welcher er auch Sitz und Stimme auf dem ungrischen Reichstage hat. Sie stößt gegen Osten und Norden an die Veröczer Gespanschaft, gegen Westen an Kroatien. Die Einwohner sind meistens nicht unirte Serben. Der größte Theil des Landes besteht aus abwechselnden Hügeln und Thälern. Man findet in dieser Herrschaft zwar auch Berge, aber auch viele fruchtbare Ebenen, welche den schönsten Weizen und andere Getreidearten tragen. Wein wird nicht in hinlänglicher Menge gebaut, sondern aus der Nachbarschaft zugeführt. Dagegen geben die vielen Pflaumengärten eine erstaunliche Menge Sliwowicza (Pflaumenbranntwein).

Den Namen Daruvar führte einst eine Abtei, die später säcularisirt und in einen Edelsitz verwandelt wurde. Als Hr. von Jankovics im J. 1760 den Ort an sich brachte, bestand er nur aus dem Edelhofe und vier Bauerhäusern, aber im J. 1777 zählte man darin schon über 60 neue, gutgebaute Häuser. (Mehr über Daruvár und das Daruvárer Bad s. in Taube's historischer und geographischer Beschreibung des Königreichs Slavonien und des Herzogthums Sirmien, III. Theil. S. 37—45. und in „Slavonien und zum Theil Kroatien von Johann von Csaplovics" S. 50—64.) (*Rumy*.)

DARWIN, Erasmus, gehört zu den medizinischen Schriftstellern, die durch Aufwand von Worten und durch Verschweigung ihrer Vorgänger sich den Schein von Originalität zu geben wissen, auch eine Zeit lang glänzen, aber sehr bald wieder in Vergessenheit gerathen, weil ihre Theorien erborgt oder übel angewandt sind. Es gab wirklich eine Zeit (1796—1806), wo in England, wie in Teutschland, Darwins sogenanntes System in gewisser Achtung stand, wo sogar mehre Teutsche einzelne Theile desselben annahmen und praktisch anzuwenden suchten. Nach und nach lernte man indeß die Unhaltbarkeit, die Folgewidrigkeit und Un-

3) Das alte Bad enthält, nebst einem geräumigen Badezimmer für das gemeine Volk, noch drei andere Badestuben. Das Wasser wird in alle diese Bäder aus der Brunnenstube oder dem sogenannten Ursprunge, welcher sich in der Mitte befindet, durch Röhren immer Abends eingelassen, damit es in der Nacht zum morgenden Gebrauche abkühle, weil es ursprünglich sehr heiß ist. Jede Badestube hat ihren eigenen Abfluß in den vorbeifließenden Bach Toplica. Das neue Bad enthält in der Mitte ein gemeinschaftliches Zimmer und auf beiden Seiten zwei Badestuben.

4) Links von dem Schlammbade findet man auf dem etwas steilen Hügel Fundamente von Gebäuden. Ein erhöheter Erddamm, den jetzt der Wald deckt, läuft von hier eine gute halbe Stunde fort bis in das Weingebirge, und man findet längs desselben überall Fundamente als Beweise eines ehemaligen großen Wohnplatzes. Die Einwohner benutzen diese Überreste und graben sowol die zubereiteten Steine als auch die alten Ziegel, womit die neuen in Hinsicht der Güte in gar keinen Vergleich gebracht werden können, fleißig aus. Zwanzig Schritte vom heutigen Daruvárer Bade, gegen den nahe gelegenen hohen Berg zu, in welchem die warmen Quellen ihren Ursprung haben, wurde unter der Erde ein römisches Bad mit vielen Alterthümern entdeckt. Dieses Bad hatte die Republik Jasoru dem Kaiser Commodus geweiht. Dies erhellt aus der hier gefundenen Inschrift: DIVO LVC AVREL COMMODO CAES PATRI PATRIAE HAS THERMAS DEDICAVIT RESPVBLIC IASORV. Die römischen Schriftsteller machen dieser Republik sonst keine Erwähnung; nur Plinius gedenkt des Volkes Jasi, welches auf beiden Seiten der Drave wohnte, folglich im heutigen Ungern und in Slavonien seinen Sitz hatte. Daß Daruvár zum Gebiete der Republik Jasoru gehörte, erhellt aus folgender Inschrift auf einem zerbrochenen Marmor: THERMAE IASORVENSES HC. Vermuthlich ist dieses römische Bad durch ein Erdbeben verschüttet worden und mit der Zeit ganz in Vergessenheit gekommen. Daß in oder bei dem Marktflecken Daruvár eine große Stadt, vielleicht Jasora, die Hauptstadt jener Republik, gestanden habe, beweisen die hier häufig entdeckten Alterthümer. Es ist merkwürdig, daß von den hier gefundenen römischen Münzen die goldenen insgesamt unter dem Kaiser Commodus, der doch nicht viel über 12 Jahre regirt hat, geprägt worden sind. Eine kleine Stunde von Daruvár ist ein anderes Denkmal alter Zeiten zu sehen, nämlich ein herrlicher, leider meistens verwüsteter Palast, dessen Bruchstücke ein prächtiges Gebäude andeuten. Das unterste Stockwerk ist fast noch ganz, aber durch feindselige Hände und durch die verwüstende Kraft der Zeit sehr beschädigt. Diese Trümmer sind offenbar ein Werk der mittlern Zeit und zwar der Tempelherren, die in Slavonien große Güter besaßen und, nachdem sie bereits vom Könige Philipp IV. in Frankreich ausgerottet und vom Papst Clemens V. auf der Kirchenversamlung zu Vienne im J. 1313 aufgehoben worden waren, nach vorhandenen Urkunden noch lange nachher Besitzer ihrer Güter in Slavonien geblieben sind.

gründlichkeit jenes Systems einsehen, und jetzt interessirt es nur noch den Geschichtsforscher. Doch es wird zuerst nöthig seyn, den Mann und seine Lebensumstände kennen zu lernen, ehe wir seine Lehre würdigen.

In Elton bei Newark in Nottinghamshire 1731 geboren, hatte er zu Cambridge und Edinburgh studirt, als er sich 1756 zu Litchfield niederließ. Seine praktischen Einsichten und Talente werden gerühmt, wenigstens reichten sie hin, um seine Familie zu erhalten, die in der ersten Ehe aus drei, in der zweiten aus sechs Kindern bestand. In den spätern Jahren seines Lebens zog er nach Derby, wo er auch 1802 gestorben ist.

Als Darwin 1793 den Anfang seiner Zoonomie herausgab, hieß es, der Verfasser habe zwanzig Jahre daran gearbeitet. Man erwartete nichts geringeres davon, als gänzliche Umgestaltung der Medizin, zunächst aber der Physiologie und Anthropologie. Die allerersten Grundsätze der Darwinschen Zoonomie sind aus Dav. Hartley's observations on man and his frame. Lond. 1749. 8. entlehnt. Die ursprünglichen Bewegungen der sensoriellen Faser sind nämlich eins mit den Ideen. Nun gibt es eine Vergesellschaftung oder Association dieser Bewegungen oder Ideen, wie es eine Verkettung sensorieller und Muscular-Bewegungen gibt. Auf diesen von Hartley schon aufgestellten Associationen baute Darwin die Theorie der Empfindungen, wobei indeß der Versuch, die Täuschungen der Sinne zu erklären, nicht zu übersehen ist. Doch ist das ganze Werk eine Samlung unzusammenhängender Theorien und Beobachtungen einzelner Krankheiten, in denen man bald Joh. Browns Erregungslehre, bald Dav. Hartley's Ideen, bald eigene Bestrebungen, den Materialismus zu gründen, bemerkt. Gleichwol wendet er alles, was von dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen der Thiere gesagt wird, auf die Erscheinungen der Pflanzenwelt an, wobei es nicht an selbstgewählten Ausdrücken fehlt, wie Volition, Visibility, Saporosity, Odorosity etc. Thom. Brown gab eine Kritik dieses Werks unter dem Titel: Observations on the zoonomie of Dr. Darwin. Edinb. 1798. 8. heraus.

Ein anderes berühmtes Werk erschien früher und ist früher in Vergessenheit gerathen: The botanic garden. Lond. 1781. 4. Die Ökonomie und die Begattung der Gewächse waren die Gegenstände, die der Verfasser, nach dem Muster von Akenside und Armstrong, poetisch behandelte, aber mit so wenigem Geschmack, daß es der Satyre: The love of the triangles, kaum bedurfte, um jener Poesie ihren niedrigen Standpunkt anzuweisen.

Erasmus Sohn, Karl Darwin (geb. 1758, † 1778) ist wegen einer Anleitung zur Unterscheidung des Eiters vom Schleim, durch Hilfe der Lauge, bekannt. (Experiments, establishing a criterion between mucaginous and purulent matter. Lond. 1780. 8.), worin auch von den Kräften des Fingerhuts gegen die Wassersucht die ersten Nachrichten vorkommen. Zu gleicher Zeit erschien desselben Diss. de motu retrogrado vasorum absorbentium. Lond. 1780. 8., worin aus dem schnellen Abgang der sämtlichen Eigenschaften genossener Getränke mit dem Urin, und aus den Metastasen voreilig auf Bewegung der Lymphe von den Stämmen in die Zweige der Saugadern geschlossen wurde. (*Curt Sprengel.*)

DARWINIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Myrteen (nach Don im Edinb. n. phil. journ. 1829. Apr. p. 83.) und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse hat Rudge (Linn. transact. 11. 299. t. 22.) so genannt nach dem bekannten Physiologen Erasmus Darwin. Char. Der Kelch corollinisch, röhrenförmig, fünfwinklig, mit fünfspaltigem Saume; die Staubfäden kurz, flachgedrückt, sind in doppelter Reihe der Kelchmündung eingefügt; der Griffel haarförmig, an der Spitze bärtig; die Samenkapsel fünfwinklig, einsamig. Die beiden bekannten Arten sind ästige, am Boden liegende, neuholländische Sträucher. 1) *D. fascicularis* Rudg. l. c. mit linienförmig-pfriemenförmigen, drüsig-rauhen Blättern und einem Griffel, welcher die rosenrothe Blume dreimal an Länge übertrifft. 2) *D. taxifolia* Cunningham (in Field's Mem. p. 352.) mit säbelförmigen Blättern und einem Griffel, welcher kürzer ist, als die weiße Blume. (*A. Sprengel.*)

Daryachis, *Gesner.* Name der Hirundo riparia, *Linné.* (*Thon.*)

DASCHOUR, Dahschour, Dajior, Ort in Ägypten in der Nähe des alten Memphis auf dem linken Ufer des Nils. Hier befindet sich eine große Pyramide, über 300 Fuß hoch, aus feinkörnigem Sandstein erbaut; dabei eine kleinere, eine dritte nordwestlich davon gegen die Wüste. Alle diese Pyramiden sind genau orientirt. (*L. F. Kämtz.*)

DASCILLUS *Latr.* Atopa *Fabr.* (Entomologie). Käfergattung aus der Abtheilung mit fünf Tarsengliedern, in die Zunft Cebrionites gehörig, durch freistehende Kinnbacken, abgestutztes Endglied der Taster, fadenförmige, ungezähnte Fühler und einen länglichen, überall gleich breiten, an den Enden stumpf gerundeten, oben gewölbten, unten flachen Körper ausgezeichnet. Die einzige bekannte Art D. cervinus, von welchem D. cinereus nur Abänderung ist, findet sich in waldigen Gegenden in Europa auf Blumen. (*Germar.*)

DASCUSA [*Δασκοῦσα*, *Δασκοῦτα*] [1]) war eine der römischen Grenzfestungen (not. imp. cap. 27.) Kleinarmeniens. Sie lag am südlichen Abhange des Antitaurus, da, wo sich der schon schiffbare Euphrat den Durchgang gebahnt hat, am Ufer des Flusses (Ptolemäus). Der Lage nach kann Dascusa im Alterthume kein ganz unwichtiger Ort gewesen seyn, denn es war ein Mittelort auf der Straße, welche von Melitene nordwärts über Zimara nach Satala und Nikopolis führte. So erscheint es auf den Peutingerschen Tafeln

1) *Δασκοῦσα* ist bei Ptolem. 5, 7. fast allgemein vorgezogene Lesart des cod. Palatinus für *Δασκοῦτα*. Indeß scheint doch die letztere Lesart die ursprüngliche zu seyn, welche sich auf aramäische Aussprache stützt und wahrscheinlich im cod. Pal. nur nach der üblicheren Form geändert ist. Ptolemäus benutzte hauptsächlich Quellen eines semitischen Volks (s. Brehmer Entdeckungen im Alterthum Th. 1. S. 25 ff.), woraus sich die Aramaismen leicht erklären. Dazu noch findet sich auch bei Orosius 1, 2. die gut verbürgte Variante Dascuta, welche gewiß auch hier mehr Beachtung verdient.

und im Itinerarium Anton. (p. 209 ed. Wesseling.), und aus Plinius (N. H. 5, 24.) geht hervor, daß Dascusa auch von der Flußschifffahrt berührt wurde. Die nähere Bestimmung der Lage ist unsicher; nur so viel scheint aus einer Vergleichung der Angaben über jene Straße hervorzugehen, daß Dascusa ungefähr in der Mitte zwischen Melitene und Zimara lag, von ersterem namentlich nicht über 68 röm. Meilen entfernt [2]). Es ist daher unmöglich, Dascusa mit Bullialdus (ad Ducae hist. Byz. pag. 231,) für Arzenkân (Arzendjân) zu halten, welches zwischen Siwas und Arzen-ar-Rûm liegt [3]), obgleich Orosius (1, 2.) sein verdächtiges Dacusa, worunter er unfehlbar Dascusa [4]) versteht, auf die Grenze Kappadociens und Armeniens, in die Nähe der Quellen des Euphrat setzt. (*Tuch.*)

DASCYLLUS, *Cuvier* (Pisces), falsche Schreibart, da das Stammwort δάσκιλλος ist. Eine Fischgattung, zur Familie Sciaenoides der Ordnung Acanthopterygii gehörig und zwischen Pomacentrus und Glyphisodon stehend. (*Cuvier* règne animal ed. 2. II. 179. Ej. hist. nat. d. Poissons V. p. 433.) Sie unterscheidet sich von Pomacentrus (s. diesen Art.) nur durch die Zähne, die nicht schneidend und nur in einer Reihe stehend sind, sondern eine gleichsam kurzhaarige, sammetartige Binde darstellen, in welcher stärkere, kegelförmige, spitzige eine äußere Reihe bilden. Alle hieher gehörigen Arten leben in den indischen Meeren.

1) D. aruanus *Linné* (Chaetodon arcuatus, *Linné* Mus. Adolphi Friderici, pl. 33. f. 8. — Ch. arcuatus, id. Syst. Nat. ed. 12. ed. *Gmel.* Bloch ausl. Fischr. taf. 198. f. 2. fig. mutilata. — Lutjan arauna *Lacépède* IV. 720. Die von Bloch angeführten Citate sind zweifelhaft. — Pomacentrus aruanus, Rüppell Atlas zur Reise im nördl. Afrika S. 39. — Chaetodon abu dafur, Forskål).

Die Höhe dieses Fisches ist nur ein und ein halbmal in seiner ganzen Länge enthalten, und wenn man den Schwanz wegnähme, so würde er fast kreisförmig erscheinen. Die Mundöffnung reicht nicht ganz bis unter das hochsitzende, sehr große Auge. Das Nasenloch scheint nur einfach zu seyn, oder wenigstens ist das andere ausnehmend klein. Die untern Augenbogen (os sous-orbitaires) sind sehr schmal und fein gezähnelt, der Vorkiemendeckel ist ebenfalls rings herum fein gezähnelt, seine Ecke abgerundet, und der geradlinige hintere Rand steigt etwas nach hinten in die Höhe. Der Kiemendeckel hat nach oben zwei kleine, wenig vorstehende Spitzen, der untere Rand desselben ist fein gezähnelt. Auf jeder Bauchflosse liegt eine spitzige Schuppe, und zwischen ihnen findet sich eine Gruppe Schuppen, von denen die letzte dreieckig ist. Die Rückenflosse ist ziemlich hoch, und der weiche Theil derselben bildet eine Spitze. Auch die Afterflosse ist etwas zugespitzt, der Schwanz aber gabelförmig (in Blochs Abbildung verstümmelt) und die Lappen ziemlich spitzig. Die Zahl der Strahlen in den Flossen ist folgende: Kiemen 5, Rückenflosse $\frac{12}{11}$, Afterflosse $\frac{2}{11}$, Schwanzflosse 15, Brustflosse 16, Bauchflossen $\frac{1}{5}$. Alle Theile des Kopfs, mit Ausnahme der Kiefern und der Kiemenhaut, sind mit Schuppen bedeckt, auch stehen diese an den Wurzeln der Stacheln und fast auf allen weichen Theilen der Rücken- und Afterflossen. Die Seitenlinie steht im obern Viertel des Körpers, läuft in gleicher Biegung wie der Rücken und endigt mit der Rückenflosse, es findet sich aber noch eine andere gerade auf der Mitte des Schwanzes, welche indessen viel weniger bemerkbar ist. Die Zeichnung dieses Fisches ist sehr regelmäßig. Der Raum von dem Unterkiefer bis zu den drei ersten Stacheln der Rückenflosse und diese mit eingeschlossen ist schwarz, aber in diesem Schwarz findet sich zwischen den Augen ein großer, runder, weißer Fleck, welcher von einem Auge zum andern geht, und der hintere Rand der schwarzen Färbung, welcher das Auge hinten streift, steigt schräg nach hinten in die Höhe. Eine zweite schwarze Binde umfaßt die Bauchflossen, die Wurzeln der Brustflossen und steigt weniger schräg nach dem 6., 7., 8. und 9. Rückenstachel herauf, so daß die weiße Binde, welche zwischen dem Schwarzen sich befindet, unten breiter und oben schmäler ist. Eine dritte schwarze Binde steht noch mehr senkrecht, sie umfaßt den weichen Theil der Afterflosse, der Rückenflosse und den ganzen dazwischen liegenden Raum. Ein schwarzer Rand vereinigt die drei Binden oben auf der Rückenflosse, deren hintere Spitze so wie das Ende des Schwanzes und die ganze Schwanzflosse weiß ist.

Kleinere Exemplare sind reiner und lebhafter gezeichnet als größere, welche letztere übrigens auch nicht über 3 Zoll in der Länge messen. Bei einem Exemplar bemerkte Cuvier eine dunkle Färbung an der Wurzel der Schwanzflosse, und nach Valentyn sind die Flossen am lebenden Fisch citronengelb und die Iris der Augen blau, denn die oben angegebene Färbung ist nur nach Kabinets-Exemplaren beschrieben. — Dieser Fisch findet sich im ganzen indischen Meer und in allen heißen Theilen des Südmeeres, am häufigsten kam er von Isle de France und findet sich auch im rothen Meere.

2) D. marginatus, *Ehrenberg*, *Rüppell*. Cuvier hält den Ehrenbergischen Fisch identisch mit dem von Rüppell beschriebenen (Atlas S. 38. t. 18. f. 2.); indessen weicht Cuviers Beschreibung ziemlich

2) Plin. l. c. gibt 74 Meilen an, was aber von der Flußschifffahrt (inde navigatur) verstanden werden soll. Allein auch das itin. Ant. differirt mit den Tab. Peut. um 23 Meilen, indem jenes von Melitene bis Ciaca 18, und von da bis Dascusa 32 Meilen rechnet, diese hingegen von Melitene bis Ciaca (nicht Craca, s. Salmas. ad Solin. p. 441.) 28, und weiter bis Dascusa noch 45 Meilen angeben. Allein durch Ptolem. wird es deutlich, was auch Mannert (Geogr. der Gr. u. R. Th. 6, 2. S. 304 u. 305) annimt, daß in den Tab. Peut. 18 statt 28 gesetzt werden müssen, und umgekehrt im Itiner. 42 statt 32, wo schon Wesseling die Angabe der Tab. vorzog. Der Abstand beläuft sich alsdann auf 60 bis 63 röm. Meilen. — Die Differenz von 7 Meilen in der Entfernung Dascusa's von Zimara beruht darauf, daß die Tab. Peut. einen andern Weg zeichnen als das Itiner. Anton. Nur die LXXV mill. p. bei Plinius l. c. scheinen gänzlich auf einem Irrthume zu beruhen, wenn nicht auch hier ein X zu viel steht und LXV gelesen werden muß. 3) Abulfeda in Büschings Magazin. Th. 5. S. 309. Schultens index geogr. zur vita Saladini s. v. Arzenchanum. Herbelot Orient. Bibl. Th. 1. S. 414 d. teut. Übers. 4) So will auch Wesseling zum Itiner. l. c. gelesen wissen.

ab. Er sagt folgendes. Der Fisch ist bläulich mit gelbem Rande der Schuppen, wodurch er gelb, mit Blau gefleckt, erscheint, der vordere Theil des Körpers ist mehr einförmig, braungrünlich; eine breite schwarze Binde nimt den Rand des stachelichen Theils der Rückenflosse ein, am weichen Theil ist ein Stück des obern Randes schwarz, an der Afterflosse aber der ganze vordere Rand; Schwanz und Schwanzflosse sind bläulich, so wie die Brustflosse, welche an ihrer Basis eine schwärzliche Binde hat; die Bauchflossen sind schwärzlich und laufen fadenförmig aus. Dieser Fisch ist etwas höher und folglich mehr zugerundet, als die vorige Art. Flossenstrahlen: Rückenflosse $\frac{12}{13}$, Afterflosse $\frac{2}{12}$. — Dagegen gibt Rüppell folgendes an: „Der Körper dieses Fisches, welchen ich nie grösser als zwei Zoll lang gesehen habe, ist ovalelliptisch mit zugerundetem Kopfprofil, das hintere Ende der Rücken- und Afterflosse etwas verlängert, wie bei Glyphisodon saxatilis, die Schwanzflosse ein wenig ausgekerbt. Der Kopf und der vordere untere Theil des Körpers dunkelgrau, der Rücken und die Gegend des Schwanzes gelblich, letzterer mit einigen feinen, lazurblauen Punkten und lazurfarbigem Randsaum an den Schwanzseiten; der äußere Theil der Rücken- und Afterflosse schwarz; Bauchflosse von gleicher Farbe; Brustflosse und hinterer Theil der Schwanzflosse grau hyalinisch. Iris braun mit gelbem Ring. Fünf Strahlen in der Kiemenhaut. Brustfl. $\frac{2}{18}$, Bauchfl. $\frac{1}{5}$, Rückenfl. $\frac{12}{13}$, Afterfl. $\frac{2}{12}$. Schwanzfl. — Kleiner muskulöser Magenstumpfsack mit zwei Blinddärmen am Pylorus; mehrmals gewundener Darmkanal $1\frac{1}{4}$ mal so lang als der ganze Körper; membranöse Schwimmblase mit zwei Stumpfsäcken zu beiden Seiten der Schwanzwirbel. Dieser Fisch kam im Frühjahr sehr häufig zwischen den Korallen bei Massana vor. Vielleicht ist er nur die Jugend einer größern, mir unbekannten Art." — Vergleicht man mit dieser Beschreibung noch Cuviers Abbildung pl. 133. fig. 2. und diese wiederum mit Rüppells, so muß die angebliche Identität um so mehr auffallen.

3) D. trimaculatus, *Rüppell* (Atlas S. 39. t. 8. f. 3. — *Cuvier* l. c. p. 441.). Kopfprofil und Körperform wie bei D. aruanus, Schwanzflosse abgestutzt, Hauptfarbe des Körpers und aller Flossen grauschwarz; freier Rand aller Flossen mit Ausnahme der Brustflosse schwarz; am Scheitel und auf jeder Seite in der Mitte der Basis der Rückenflosse ein schneeweißer Fleck. Iris schwarzbraun mit silberfarbigem Ring um die Pupille. Brustfl. $\frac{2}{18}$, Bauchfl. $\frac{1}{5}$, Rückenfl. $\frac{12}{15}$ (soll heißen: Rückenflosse 12 Stacheln, 15 weiche Strahlen), Afterfl. $\frac{2}{14}$, Schwanzfl. 17. — Magen, Darmkanal und Schwimmblase wie bei D. aruanus, nur daß hier drei Blinddärme am Pylorus sind. Gewöhnliche Körperlänge 5 Zoll. Vorkommen Massana. (*Rüppell* l. c.) (*D. Thon.*)

Dasea s. Megalopolis.

DASIA. Eine von Agardh (Syst. alg. n. 78. p. 211.) gestiftete Gewächsgattung aus der Gruppe der Florideen der natürlichen Familie der Algen und aus der 24. Linnéischen Klasse. Char. Das Laub fadenförmig, roth; die Fruchtbildung zwiefacher Art: es finden sich sowol gestielte Kapseln mit gezähnter Mündung, welche einen Knäuel von Sporidien einschließen und von Bündeln gegliederter Fäden umgeben sind, als auch Schötchen (oder Fruchtbehälter) mit Fäden vermischt. Die einzige bekannte Art, *D. pedicellata*, Ag. (l. c., Fucus confervoides Wulf. in Jacqu. coll. III. t. 14. f. 1., Esper t. 68., Sphaerococcus pedicellatus Ag. sp., Chondria pedicellata Spr. syst.), kommt im atlantischen Ocean bei Newyork und im adriatischen Meere vor. (*A. Sprengel.*)

DASIUS, in der Metrik einer von den fünfsylbigen Versfüßen, die von den alten Grammatikern überflüssiger und unnützer Weise aufgestellt und einzeln benamt werden. Dasius heißt nun bei Diomedes (III. S. 479 Putsch.) der Complex von drei kurzen und zwei langen Sylben: ◡◡◡–.–. Ihrer rhythmischen Geltung nach kann diese Sylbenfolge eine trochäische Dipodie seyn, oder die zwei zusammenstoßenden Hälften zweier iambischen Dipodien, oder ein zum Theil aufgelöster Antispast mit langer Endsylbe (da ein Epitritus I. als solcher ebenso wenig ein Metrum bildet) u. s. w. (*F. Ritschl.*)

DASKALIA, eine Klippe in der Mitte des Kanals Biskardo, welcher die Insel Ithaka von Kephalonia scheidet. Man hält sie für die Insel Asteris des Homer (Od. 4, 844); bei Strabo u. A. Asteria. (*H.*)

DASKON, Meerbusen in Sicilien, unweit Syrakus, der südlichste Einschnitt des syrakusischen Hafens. An dieser Bai lag das Kastell Daskon. (Diod. 13, 13. 14, 72.) (*H.*)

DASKYLION *) heißen bei Stephanus Byz. fünf Ortschaften, von welchen blos Daskylion in Bithynien (früher Phrygien) etwas bekannter geworden ist. Dieses lag an der Küste der Propontis (Plin. N. H. V, 32.), östlich vom Flusse Rhyndacus, wie aus Ptolemäus V, 1. und Mela I, 19. hervorgeht. Unter persischer Herrschaft war hier der Sitz des Satrapen von Mysien und Kleinphrygien, weshalb sich auch Alexander schnell dieses Punktes zu bemächtigen suchte (Xen. Hell. IV. p. 298. Arrian. exp. Alex. I, 18.). In späterer Zeit war zu Daskylion ein Bischof (vergl. Harduin zu Plin. l. c.). — Bei dieser Stadt befand sich ein Landsee, welcher von ihr nach Strabo XII. pag. 220. (ed. Tschuck.) *Δασκυλῖτις*, nach Stephanus Byz. auch *Δασκυλία* genannt wurde. Pococke (Beschr. des Morgenl. Th. 3. S. 175 der teut. Übers.) will ihn im See Magriaas-Guel wieder finden. Nur Dionysius Hal. (Antiq. I. pag. 58.) gebraucht *Δασκυλῖτις* als Name einer Landschaft, in welche er noch den lacus Ascanius versetzt, welcher bei Nicäa war. (*Tuch.*)

Daskylitis s. Daskylion.

DASSARETAE (Plin. H. N. 3, 23. Mela 2, 3.) die Bewohner von Dassaretia, einer Landschaft in Illyrien mit der Hauptstadt Lychnidus, wohnten um den See Lychnidus, auf der westlichen Grenze Makedoniens, im Osten der heutigen Landschaft Albanien. Strabo (7. p. 316) stellt sie zwischen die dalmatischen Ardiäi und

*) *Δασκύλιον* b. Xenoph., Arrian., Steph. Byz., Hierocles Synecd. p. 693 ed Wessel.; *Δασκύλειον* hingegen schreiben Strabo und Ptolemäus. Mela und Plinius bilden die Form Dascylos, worüber zu vergl. Vossius zu Mela l. c.

die Dardani. Zu ihnen hatte sich ein Haufe der thrakischen Phrygier oder Bryges gezogen (Scymn. v. 429). Bei Livius (27, 32. 31, 40.), Strabo und Ptolemäus (3, 13.) heißen sie *Dassaretii*, bei Andern *Dassaritae* und *Dassaritii* (Steph.); bei Polybius (5, 108. 8, 88.) heißt die Landschaft *Dassaretis*. (*H.*)

DASSDORF, Karl Wilhelm, Hofrath und erster königl. Bibliothekar in Dresden, geboren den 2. Februar 1750 zu Stauchitz, einem Dorfe im Meißnischen, wo sein Vater damals Postmeister war, der einige Jahre darauf nach Zeitz und 1756 nach Merseburg versetzt wurde. Der Sohn kam in seinem 12. Jahre auf die kurfürstliche Landesschule zu Meißen, wo er sich gründliche philologische Kenntnisse erwarb und auf Veranlassung seiner Lehrer selbst im Hebräischen Privatstunden gab. Auf der hohen Schule zu Leipzig, die er 1768 bezog, um sich zum Theologen zu bilden, machten Crusius, Garve, Böhme, Ernesti, Morus und Gellert sich um seine Bildung verdient. Der Kreissteuereinnehmer Weiße übertrug ihm den Unterricht seiner Kinder, und auf dessen und Zollikofers Empfehlung kam er 1773 als Hofmeister in das Haus des geh. Raths von Ferber nach Dresden. Durch Empfehlung desselben erhielt er 1775 die dritte Bibliothekarsstelle bei der kurfürstlichen Bibliothek, nach Canzlers Tode 1786 die zweite, und nach Adelungs Tode 1806 die erste, auch wurde ihm 1807 der Titel eines königl. sächsischen Hofraths beigelegt. Ein Schlagfluß endete den 28. Februar 1812 sein Leben. Als Bibliothekar war er seinem Amte nicht nur ganz gewachsen, sondern er erfüllte auch die Obliegenheiten desselben mit seltener Gewissenhaftigkeit und Humanität und that in dieser Beziehung weit mehr, als von ihm verlangt werden konnte. Mit der freundlichsten Bereitwilligkeit erleichterte er den Besuchenden auf jede Art den Gebrauch der Bibliothek und wandte viele Zeit darauf, die Arbeiten abwesender Gelehrten durch Auszüge, literarische Nachweisungen rc. zu fördern, was mehre derselben in den Vorreden und in ihren Schriften dankbar rühmten. In dieser Beziehung sagte er mit Wahrheit: Aliis inserviendo consumor. Auch außer den Stunden des Dienstes brachte er seine meiste Zeit auf der Bibliothek zu, deren musterhafte Ordnung er noch immer zu vervollkommenen strebte. Die Kenntnisse, die sein Amt erfoderten, besaß er in reichem Maße, und überhaupt liebte er die Wissenschaften mit wahrem Enthusiasmus. Alte und neuere Sprachen hatte er gründlich studirt, und mit der politischen und Literaturgeschichte alter und neuer Zeit und der Bibliographie aller Wissenschaften war er sehr vertraut. Öfters gab er Privatunterricht in der klassischen Literaturgeschichte, Ästhetik, Archäologie und im lateinischen und teutschen Styl, und bereitete hoffnungsvolle Jünglinge zur Akademie vor. Seiner aufopfernden Dienstfertigkeit und Amtstreue war es zuzuschreiben, daß er zu literarischen Arbeiten fürs Publikum nur wenig Zeit gewinnen konnte. Was er aber drucken ließ, fand und verdiente Beifall: Joh. Winkelmanns Briefe an seine Freunde. Dresd. 1777—1780. 2 Th. 8. Die von Daßdorf beigefügten Zusätze und literarischen Anmerkungen zeugen von einem feinen Geschmack und ausgebreiteter Kenntniß der Kunstliteratur. Casati poemata graeca et latina. Ib. 1778. 4.; mit einer Vorrede und diplomatischen Genealogie des gräflichen Hauses Casati. Castruccii Bonamici de rebus ad Velitras gestis et de bello italico commentarii, curante Dassd. Ib. 1779. 8. La vie de Gasp. de Coligni, revue et aug. de quelques remarq. Ib. 1783. 8. Beschreibung der Residenzstadt Dresden und einiger umliegenden Gegenden. Eb. 1782. 8. empfahl sich durch gute Ordnung und geschmackvollen Styl, und ließ die von 2 Ausländern (J. C. F. Krause und J. K. L. Albanus) verfaßte neue Auflage hinter sich zurück. Numismatisch-historischer Leitfaden zur Übersicht der sächsischen Geschichte. Eb. 1801. 8. Von der fürstl. Jablonowskyschen Gesellschaft in Leipzig erhielt er 1779 die historische Preismedaille wegen seiner Abhandlung: De statu literarum in Polonia sub duobus ultimis ex stirpe Jagellonica regibus, und bei der Wittenberger akademischen Jubelfeier erhielt er aus Schröckhs Händen den poetischen Lorbeerkranz, denn er hat einzeln und in Zeitschriften viele (auch lateinische) Gedichte drucken lassen, die nicht ohne Verdienst sind. Sein musikalisches Drama: Andromache. Dresd. 1777. 8. (zum Theil aus den 2 ersten Akten der Andromache des Euripides übersetzt) hat keine Sensation gemacht. In frühern Jahren verfertigte er (ohne Namen) verschiedene Übersetzungen aus dem Franz., Engl. und Italiän., und zu der Bibliothek der schönen Wissenschaften lieferte er Beiträge *). (*Baur.*)

DASSEL, eine kleine Landstadt im Amte Erichsburg-Hunnesrück, welches von den übrigen Theilen des Fürstenthums Hildesheim ganz abgesondert liegt. Durch die Stadt fließt die sogenannte Spüling und vor der Stadt vorbei die Ilme, welche letztere die Fruchtbarkeit der daran liegenden Wiesen befördert. Die Lage der Stadt Dassel am Bierberge ist ziemlich schön und bietet romantische Aussichten auf den Burgberg und den Sollingerwald dar. Sie hat 244 Häuser, die sehr eng gebaut sind, weshalb die Stadt oft von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht ist. Unter den Wohnungen befinden sich drei adelige Höfe. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 1400 beläuft, leben vorzüglich vom Ackerbaue und von der Viehzucht. Die wenigen, daselbst wohnenden Katholiken gehen nach Hunnesrück zur Kirche. Auch einige Herrnhuter gibt es hier, welche zwar ihre eigenen gottesdienstlichen Versamlungen haben, aber auch die evangelische Kirche fleißig besuchen. Dassel hat eine Kirche, einen Oberprediger und einen Diakonus, eine Bürgerschule, eine Töchterschule und eine Schule für die in der Stadt und Umgegend wohnenden Katholiken. Eine Viertelstunde von der Stadt liegt eine gräflich v. Stollbergsche (sonst gräflich v. Brabecksche) Eisenhütte, wo Öfen, Töpfe und andere eiserne Waaren verfertigt werden. Sie hat sehr bedeutenden Absatz. — Die Feldmark von Dassel besteht aus 2950 Morgen und ist hier die Drei-Felder-Eintheilung üblich. Wiesen gibt es vor

*) Klübe's gel. Dresd. 26. Haymanns Schriftsteller u. Künstl. Dresd. 205. 210. 263. 319. Jördens Lex. d. Dichter. 6. Bd. 13. Leipz. Lit. Ztg. 1812. No. 76. Hall. Lit. Ztg. 1812. No. 86.

Dassel 800, Anger 150, Berge und Waldungen 7500 Morgen. Der Boden ist meistentheils sehr thonig und kalt.

Die erste Kapelle zu Dassel sollen die Grafen und Brüder Bernhard, Johann und Wilhelm nach ihrer Bekehrung zu Paderborn 778 gebaut haben. Sie brannte mit der ganzen Stadt 1392 ab und wurde nun schöner und größer wieder aufgebaut und 1447 vollendet. Die erste Burg der Grafen von Dassel lag südwärts von der Stadt auf dem sogenannten Burgberge, und zeigt man noch jetzt die Stelle, wo sie gelegen hat. Die zweite Burg wurde an der Stelle erbaut, wo Dassel selbst liegt, welches ursprünglich castellum mag geheißen haben. Hier fühlte sich, weil dieses castellum in der Ebene lag, der Graf nicht sicher genug, und erbauete eine dritte Burg auf einem Berge gegen Norden von Dassel aus, welche im J. 1520 von den Truppen des Herzogs Erich eingenommen und nachher zerstört wurde. Man sieht noch jetzt merkwürdige Ruinen dieses alten Grafensitzes. Auf der Nordseite von Dassel steht ein alter Stein mit einem Kreuze bezeichnet, auf welchem noch alte Mönchsschrift zu lesen ist. Hier soll der letzte der Herren v. Ellenhofen von den Dasselschen Frauen auf dem Rückwege von Graf Adolf dem Kühnen von Dassel, den er besucht hatte, erschlagen worden seyn, weil er einen Dasselschen Kuhhirten durch einen Pfeilschuß mit der Armbrust getödtet hatte, ehe er auf die gräfliche Burg geritten war.

Der erste bekannte Graf von Dassel ist nach Letzners Chronik der Graf Walther, zugleich Herr von Nienover. Er lebte ums Jahr 700. Sein Sohn und Nachfolger, Bernhard I., bewohnte das Schloß am Burgberge und starb 795 als Christ. Seine zweite Gemahlin war Hasela, Königs Wittekind von Sachsen Tochter. Der fünfte Graf von Dassel war Bodo nach dem Jahre 800; er fing an, die Stadt Dassel zu bauen, wurde aber durch Krieg daran behindert. Als berühmt verdient noch angeführt zu werden der 17. Graf von Dassel, Adolf der Kühne, welcher das Stift Nordheim verbrannte und darüber in die Acht kam. Der sächsische Landvoigt, welcher über Göttingen und Nordheim gesetzt war, zog darauf Lauenberg und alles dazu Gehörige im Göttinger Lande und in der Einbecker Börde als ein verwirktes Lehn seinem Herrn zum Besten ein, wodurch die Grafschaft Dassel sehr verkleinert wurde. Der letzte Graf von Dassel war Simon, der ohne Erben verstarb. Der Graf Otho von Wohldenberg, der 35. Bischof von Hildesheim, bekam hierauf die Grafschaft Dassel, und so wurde diese ein Theil des Fürstenthums Hildesheim, welches jetzt dem Königreiche Hannover einverleibt ist. (*Schickedanz.*)

DASSIER, 1) Jean, geb. zu Genf 1677 und gest. daselbst 1763, studirte zu Paris die Münzschneidekunst, in welcher er sich auszeichnete. Er hat eine große Anzahl von Denkmünzen in Stahl gestochen mit den Bildnissen der berühmtesten Männer aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV., von denen viele in Köhlers historischen Münzbelustigungen kopirt sind. D's Arbeit hat andern Künstlern zum Muster gedient. — 2) Sein Sohn, Jakob Anton, geb. zu Genf 1715, widmete sich derselben Kunst, die er in Italien und Frankreich studirte, und begab sich hierauf nach London, wo er als zweiter Münzmeister angestellt wurde. Von da ging er nach Petersburg, wo er viele Denkmünzen verfertigte, starb aber auf der Rückreise nach London zu Kopenhagen im J. 1759. Seine Werke zeichnen sich, wie die seines Vaters, durch Feinheit der Arbeit aus, sind aber noch interessanter durch die dargestellten Personen. Alle seine Denkmünzen stellen, und mit der größten Ähnlichkeit, Männer dar, die sich in den Wissenschaften ausgezeichnet haben, wie Montesquieu, Locke, Newton, Pascal, Haller u. s. Dupuis und Benoit haben viele Bildnisse nach diesen Denkmünzen in Kupfer gestochen. Es erschien 1778 eine Explication des medailles gravées par J. Dassier et par son fils, représentant une suite de sujets tirés de l'histoire romaine; ein seltnes und gesuchtes Werk. (Auguis in der Biogr. univ.) (*H.*)

DASSONVILLE, Jacques, geb. im Hafen St. Ouen im J. 1719, trieb die Malerei und das Radiren in Kupfer blos aus Liebhaberei. Man hat von ihm funfzig radirte Blätter Bambocciaden in Ostade's Geschmack, welche wegen ihrer Mannigfaltigkeit eine angenehme Unterhaltung gewähren, obgleich er sein Vorbild Ostade nicht vollkommen erreichte. Übrigens ist er im Ausdruck der Köpfe glücklich, weniger aber in den äußern Theilen der Figuren. Huber (Handbuch VIII, 177.) führt viele Blätter von ihm an. (*A. Weise.*)

DASSOV, Dassovius, (Nikolaus und Theodor), Brüder, Theologen aus Hamburg, wo ihr Vater Johannes, zu Buxtehude geboren, 1681 als Archidiakonus an der St. Petershauptkirche starb. Nikolaus, geboren den 11. December 1639, studirte zu Greifswald, wurde daselbst Professor der Theologie, Konsistorialassessor und Pastor an der St. Marienkirche, und starb den 8. August 1706. Man hat von ihm viele Dissertationen und Programme: De prisca Nicolaitarum haeresi. Gryphisw. 1682. 4. De vento pentecostali. Ib. 1690. 4. De mateologia Terministarum. Ib. 1701. 4. De haeresi Berengeriana. Ib. 1702. 4. Predigten u. a. m. [1]). — Sein jüngerer Bruder Theodor studirte seit 1669 in Gießen, und begab sich 1674 nach Wittenberg, wo er Adjunkt der philosophischen Fakultät wurde. Nach der Rückkehr von einer wissenschaftlichen Reise nach England, wurde er 1678 Professor der Dichtkunst und 1689 der orientalischen Sprachen zu Wittenberg, ging 1701 als Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen nach Kiel, wurde um 1714 dänischer Oberkonsistorialrath, Generalsuperintendent der Herzogthümer Schleswig und Holstein und Propst zu Rendsburg, und starb daselbst im Januar 1721. Er war ein gelehrter Kenner und Beförderer der orientalischen Literatur, und gab in seinen zahlreichen akademischen Schriften schätzbare Erläuterungen über Gegenstände der hebräischen Archäologie: De ingressu in sanctum sanctorum pontificis hebraei summi. Viteb. 1692. 4. De suspendio

1) Beuthners Hamb. Gel. Lex. 60. Thieß Hamb. Gel. Lex. 116.

hominis lapidibus obrui?, ad Gal. III. 13. et Deuter. XXI. 22. Ib. 1694. 4.; wieder abgedr. in dem Thesaur. theol. philol. T. II. 614. De consensu Judaeorum cum mente Lutheri in versione bibliorum. Ib. 1696. 4. De infante Hebraeo liberaliter educato. Ib. 1698. 4. De sepultura animalium Hebraeis usitata. Ib. 1697. 4. De altari exteriori Hierosolymit. templi. Ib. 1698. 4. De victimis Hebraeorum gravidis. Ib. 1699; 1714. 4. De imaginibus Hebraearum rerum, quae nostra aetate circumferuntur. Kilon. 1701. 4. und in Ugolini thes. T. IX. Dissidium pontificis romani et hebraei. Ib. 1703. 4. De Vacca Rufa, ex antiquitate hebraea speciatimque ex Maimonide, opusculum, quantum constat, nunquam antea formis exscriptum. Ex Msc. ed. J. G. W. Dunkel. Lips. 1757. 4. u. v. a. Aus Dassovs Vorlesungen entstanden sind die unter seinem Namen gedruckten Antiquitates hebraicae quam plurima utriusque foederis loca difficiliora illustrantes; acced. J. A. Fabricii notitia scriptorum, qui antiquitates hebr. illustrant. Hafniae 1742. 8. Seine Meinung von der Seligkeit der Gläubigen in diesem Leben veranlaßte einen Streit zwischen ihm und dem gottorpischen Generalsuperintendenten H. Muhlius [2]). (*Baur.*)

DASTARKON nennt nur Strabo XII. p. 24. (ed. Tzsch.) als ein vom Flusse Karmala (vergl. p. 34.) umgebenes Bergschloß, mit einem Tempel des Kataonischen Apollo. Nach seiner Angabe bleibt es aber unbestimmt, ob es in Kataonien oder Melitene lag. (S. Mannert Geogr. der Gr. u. R. Th. 6, 2. S. 246.) (*Tuch.*)

DASTEIRA, ein anderweitig unbekannter Ort, bei Strabo XII. pag. 122. am Westsaume der armenischen Landschaft Akilisene. (*Tuch.*)

DASUS. Eine von Loureiro (Flor. coch. p. 176.) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft. Char. Der Kelch röhrig, fast fünflappig; die Corolle glockenförmig, dicht behaart; die Staubfäden in der Basis der Corolle eingefügt; die Narbe fünfspaltig; die Beere einsamig. Die einzige bekannte Art, D. verticillatus Lour., wächst als ein mäßig hoher Baum mit lanzettförmigen, unten filzigen Blättern und wirbelförmigen, weißen Blüthen in Cochinchina. (*A. Sprengel.*)

Dasyates *Rafinesque*, (Pisces) s. Trygon.

Dasybatus *Blainville*, (Pisces) s. Raja.

DASYCERUS (Entomologie). Eine von Brongniart errichtete, von Latreille charakterisirte Käfergattung, aus der Abtheilung mit drei Tarsengliedern an allen Füßen, deren genauere Kenntniß wir vorzüglich Müller *) zu verdanken haben. Die einzige bekannte Art — D. sulcatus Auct. **) zeichnet sich durch feine, fadenförmige Fühler mit vier dicken, sternförmig behaarten Endgliedern, sechseckiges Halsschild und eirunde, oben gewölbte und gefurchte Deckschilde aus. Man trifft dies kleine, nur eine Linie lange Thierchen in und an alten faulenden Baumstöcken und Baumwurzeln, auch unter Moos an der Erde, meistens gesellschaftlich lebend, an. Zur Begattungszeit durchstochen, oder zwischen den Fingern zerrieben, gibt es eine schwache, dem Geruch der Wanzen ähnelnde Ausdünstung von sich. (*Germar.*)

DASYCHIRA. Name einer Schmetterlingsgattung aus der Familie der Spinner, von Hübner vorgeschlagen, wohin er Orgyia fascelina, pudibunda, antiqua und gonostigma bringt. (*Germar.*)

DASYGASTRAE, *Latreille* (Insecta). Eine Familie der Bienen (familles du règne animal), diejenigen umfassend, deren Hinterleib unten behaart ist. Da aber mehre Gattungen nach andern Kennzeichen, z. B. Ceratina, von dieser Gruppe nicht getrennt werden können, aber doch jenes Kennzeichen nicht führen, so hat Latreille dieselbe in seinem neuesten System (Cuvier règne animal ed. II. V. p. 347.) nur noch beiläufig aufgeführt. (*D. Thon.*)

DASYGNATHUS (Entomologie). Eine von Mac Leay †) aufgestellte Käfergattung, der Gattung Geotrupes *Fabr.* verwandt, unter die Abtheilung Scarabaeides xylophili *Latr.* gehörig. Die einzige bekannte Art D. Dejeanii ist in Neuholland einheimisch und wird auf folgende Weise beschrieben: der Körper schwarzbraun, unten rothbraun behaart, Kopfschild vorn punktirt, Halsschild glatt, Deckschilde tief gestreift, an den Seiten rauch und die Streifen verwischt; After punktirt, glatt. Der Kopf ist ziemlich viereckig, ohne Quernaht, mit vorragendem, an den Seiten gerundetem, am Rande verdicktem und aufgeworfenem Kopfschilde. Der Körper ist länglich eirund, unten behaart, der After unbedeckt. Das Halsschild ist gerandet, das Schildchen klein, an der Spitze gerundet. Die Schienen der Vorderbeine führen am Außenrande drei Zähne. (*Germar.*)

DASYLLIOS, ein Beiname des Dionysos, unter welchem er zu Megara verehrt wurde (Paus. 1, 43.). Es heißt der Behaarte und ist die Verkleinerungsform von δασύς, behaart; Dionysos soll so benannt worden seyn, entweder weil Zeus ihn als Kind eine Zeitlang in eine Ziege verwandelt hatte, oder weil er ein Fell über den Schultern trug. (*H.*)

Dasymeter s. Manometer.

Dasyna *Desvoidy*, (Insecta) s. Myodariae.

DASYNEMA. Eine von dem jüngeren Schott aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Dillenieen und der vierten Ordnung der dreizehnten Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch vier-, sechs- oder achtblättrig; keine Corolle; steifbehaarte Staubfäden stehen auf dem hackerigen Fruchtboden; die Antheren öffnen sich der Länge nach; die Samenkapsel ist borstig, vierklappig, einsamig; der Samen ist von einer Ausbreitung des Keimganges (arillus) umgeben. Die beiden

2) *Loescher* de vita ejus. Witteb. 1699. 4. Beuthner u. Thieß a. a. O. Catal. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. 1195. *Meusel* bibl. hist. das Register beim 11. Bde.

*) Germars und Zinckens Magazin der Entomologie. II. S. 274. **) Abbildung in meinen Icon. Ins. Eur. Fasc IV. tab. 4.

†) Horae entomolog. I. p. 141.

bekannten Arten sind brasilische Bäume. 1) D. hirsutum *Schott* (in Spr. syst. append. p. 408.) mit kurzgestielten, umgekehrt-eiförmigen, langzugespitzten, unten zottigen Blättern, vierblättrigen Kelchen und nackten Antheren. 2) D. pubescens *Schott* l. c. mit langgestielten, ablangen, zugespitzten, unten feinbehaarten Blättern, sechs- oder achtblättrigen Kelchen und an der Spitze mit Anhängseln versehenen Antheren. (*A. Sprengel.*)

DASYORNIS, *Vigors* (Ornithologie), in den *Linn.* transact. T. XV. part. 3. p. 231. charakterisirte Gattung aus der Familie der Meruliden oder vielleicht richtiger der Sänger. Die hieher gezählten Vögel haben große Ähnlichkeit mit der Gattung Timalia Horsf. und folgende Eigenthümlichkeiten: Schnabel stark, wenig gebogen; Firste hervortretend, Oberschnabel kaum ausgeschweift; Nasenlöcher an der Wurzel des Schnabels, oval, zum Theil durch eine Haut verschlossen; Flügel kurz, abgerundet; erste Schwungfeder sehr kurz, die dritte, sechste und siebente gleich lang und die längsten; Schwanz lang, abgestuft; Füße stark, Hinterzehe mit lang gekrümmtem Nagel, Fersen hinten glatt, vorn mit Tafeln belegt, Mundwinkel durch steife und rückwärts gebogene Borsten ausgezeichnet. Typus der Gattung ist: Dasyornis australis *Vig.* aus der Gegend von Paramatta in Neuholland. Oben gelbbraun, unten heller, Kehle und Mitte des Bauchs weiß, Ruder und Schwungfedern rothbraun. Länge 11 Zoll.

Ferner will man hieher zählen die unter dem Namen le Flûteur von le Vaillant beschriebene Motacilla africana. *Gm.* (*Boie.*)

DASYPHYLLUM Kunth. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Cynareen der natürlichen Familie der Compositae — und aus der ersten Ordnung der neunzehnten Linnéschen Klasse. Char. Die Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches mit einem kurzen, krautartigen Stachel versehen; der Fruchtboden behaart; die Samenkrone ungestielt, federig; die Samen behaart. Die einzige bekannte Art, D. argenteum *Kunth* (in Humb. et Bonpl. nov. gen. VI. p. 18. t. 308.), welche in Quito wächst, ist ein klafterhohes, sehr dorniges Bäumchen mit gehäuften, elliptischen, glattrandigen, an der Spitze dornigen, auf beiden Flächen seidenhaarigen Blättern und zusammengedrängten Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DASYPODA, *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung Hymenopteren aus Linné's Apis gesondert, von Latreille in die Section Andrenetae der Familie Mellifera gestellt (*Cuvier* règne animal ed. II. V. p. 343.). Sie ward früher von Fabricius zu Andrena gezählt, von Jurine (Nouvelle Méthode de classer les Hyménoptères. Génève 1807. p. 247. und 250.) unter Trachusa, von Kirby unter Melitta aufgeführt. Die Kennzeichen sind: Maxillen und Unterlippe sind verlängert, jene an der Spitze gebogen, diese an der Basis in eine cylindrische Scheide eingeschlossen, am Ende in eine lange, zum Theil behaarte Zunge auslaufend, in der Ruhe nach oben gebogen, die zwei seitlichen Abtheilungen sehr klein; die vier Palpen ziemlich gleich, fadenförmig, die Maxillarpalpen (anteriores, Panzer Revision der Insektenfauna II. p. 204.) kürzer, sechsgliedrig, die Labialpalpen etwas länger, viergliedrig, die Mandibeln hornartig, bogig, spitzig, höchstens einzähnig; die Fühler fadenförmig oder nur schwach nach der Spitze verdickt, kurz, zwölf- und dreizehngliedrig. — Der Kopf steht vertikal, ist zusammengedrückt, niedriger und schmäler als der Thorax; die Augen stehen getrennt, sind oval, auf dem Scheitel stehen drei Nebenaugen fast in einer geraden Linie, der Thorax ist fast rund, an beiden Enden stumpf, auf den Vorderflügeln sind zwei Submarginalzellen vorhanden; die Vorderfüße sind kurz, die hintern lang, das erste Tarsenglied derselben ist fast so lang, als das Schienbein, Schienbeine und Tarsen sind mit langen, dicken Haaren bekleidet, welche bei dem Weibchen Büschel bilden.

Diese Bienen fliegen schneller, als die der Gattung Andrena, graben wie diese Löcher in die Erde, in welche sie ihre Eier nebst einer Partie Samenstaub (Pollen) zur Nahrung der Larven legen. Das vollkommene Insekt findet sich namentlich auf syngenesischen Blüthen, z. B. Tassilago farfara (Huflattig), Serratula arvensis, (Scharte) ꝛc.

Als Typus gilt: D. hirta. *Fabr.* (mas. Syst. Piez. p. 336. Apis farfarisequa *Panz.* fauna 55. n. 14. — foem. D. hirtipes, Syst. Piez. p. 335. *Panzer* l. c. Andrena plumipes 46. n. 16.), gräulich behaart, der Hinterleib mit weißen Ringen, die Füße, besonders die hintern (beim Männchen die Tarsen) stark rothbraun behaart. (*D. Thon.*)

DASYPODIUS, Petrus (eigentlich Rauchfuß). Ein Gelehrter des 16. Jahrhunderts, der nach einigen Nachrichten zu Frauenfeld in der Schweiz soll geboren seyn; gewiß ist, daß er 1530 daselbst Schullehrer war. Er kam dann nach Straßburg als Professor der griechischen Sprache und starb daselbst 1559. Man hat von ihm ein Wörterbuch der griechischen, lateinischen und teutschen Sprache (Straßburg 1534. 8.), und ein zweites lateinisch-teutsches. Sie waren für die damaligen Zeiten nicht ohne Werth und wurden oft wieder abgedruckt. — Sein Sohn Konrad war Professor der Mathematik zu Straßburg und hat sich durch die Übersetzung eines Theiles des Euklides verdient gemacht. Nach seiner Anleitung wurde 1580 die berühmte astronomische Uhr am Münster zu Straßburg verfertigt. Er beschrieb ihre Einrichtung in seinem Heron mathematicus (1580. 4.). (*Escher.*)

DASYPODIUS, Wenceslaus, ein gelehrter Böhme, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, schrieb: Elegia de ultimo judicio et mundi fine, worin er das Ende der Welt und die Erscheinung des Sohnes Gottes, um die Lebendigen und die Todten zu richten, auf das Jahr 1583 weissagte; er erlebte aber selbst die Grundlosigkeit seiner Weissagung. Carmen de terrae motu, qui anno 1581 Moraviam concussit. Calendarium perpetuum ad horizontem Pragensem directum. Pragae 1591. Dictionarium latino-bohemicum wurde in Polen als Grundlage des ersten Ma-

tionalwörterbuchs gebraucht, indem man an die Stelle eines böhmischen, ein polnisches Wort setzte. In dieser Gestalt wurde das Buch mehrmals in Krakau und Warschau gedruckt; die zu Danzig 1642 erschienene Ausgabe ist lateinisch, teutsch und polnisch *) (*Baur.*)

DASYPOGON R. Br. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Jumeen und der ersten Ordnung der sechsten Linnéschen Klasse. Char. Knopfförmige Blüthen; der Kelch doppelt: der äußere dreispaltig, der innere dreiblättrig, corollinisch; die an der Spitze verdickten Staubfäden stehen auf der Basis des inneren Kelches; die Narbe einfach; die Schlauchfrucht über dem Kelche, einsamig. Die einzige bekannte Art, D. bromeliaefolius R. Br. (Prodr. p. 263., Flinders voyag. app. p. 608. t. 8.), in Neuholland (am König Georg's Sund) einheimisch, ist ein einfaches, behaartes Staudengewächs mit Grasblättern und knopfförmigen Blüthen, welche mit Stützblättchen versehen sind. (*A. Sprengel.*)

DASYPOGON, *Meigen* (Insecta), Wolfsfliege. Eine Gattung zweiflügeliger Insekten, von Meigen (systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten II. S. 256. sq. Wiedemann aussereuropäische zweiflügelige Insekten I. S. 367. II. 643.) unter die Familie Asilici, von Latreille (*Cuvier* règne animal ed. II. V. p. 457.) unter die Tanystomata gerechnet, von Linné zu Asilus gezählt. Kennzeichen: Fühler vorgestreckt, dreigliedrig; die beiden ersten Glieder fast walzenförmig, gleich lang; das dritte verlängert, zusammengedrückt, fast spindelförmig, an der Spitze mit einem kurzen, zweigliedrigen Griffel. Rüssel vorstehend, wagerecht, so lang als der Kopf, Schienbeine gerade, Flügel aufliegend, parallel. — Der Kopf fast halbkugelig, am Untergesicht ein borstiger, steifer Knebelbart; Augen länglichrund, im Leben grün, auf dem Scheitel drei Nebenaugen; Palpen kurz, haarig, zweigliedrig, von verschiedener Bildung. Der Hinterleib bei einigen Arten walzenförmig, bei andern striemenförmig flach gewölbt, siebenringelig: der erste Ring kurz, wulstartig; das Männchen hat einen stumpfen After, mit hornartiger, geschlossener Zange; bei dem Weibchen ist der After ebenfalls stumpf, mit einem Kranze kurzer, steifer Zähnchen. Beine starkborstig, die Füße mit zwei Afterklauen. Die Schwinger unbedeckt, die Schüppchen klein einfach, die Flügel ziemlich breit, stumpf, lanzettförmig, die Adern bei den verschiedenen Arten abweichend.

Diese Insekten leben vom Staube und nähren sich meist von kleinen Fliegen, namentlich auch von der gewöhnlichen Stubenfliege, ihren Raub an den Rüssel gespießt zwischen den Vorderbeinen mitschleppend. Die Anzahl der Arten ist groß, Meigen zählt am angeführten Orte vier und vierzig europäische, Wiedemann neun und siebenzig außereuropäische auf. Zu leichterer Übersicht theilt sie Meigen in drei Abtheilungen, aus welchen wir einige Arten als Beispiele aufführen wollen.

A. Vorderschienen mit einem Endstachel.

1) D. teutonus *Linné* (*Panzer* Fauna I. nr. 11.). Schwarz; Untergesicht und Flecken der Brustseiten goldfarbig; Hinterleib mit weißen Seitenpunkten, Fühler und Beine rothgelb, Flügel bräunlich, an den Spitzen dunkler. Acht bis neun Linien lang. In Teutschland, Frankreich, Rußland.

2) D. punctatus *Fabr.* (foemina. *Panzer* l. c. 45. n. 24. Asilus Diadema *id.* mas. *Panzer* l. c. n. 23. Variet. Das. nervosus. *Panz.* 105. n. 9.). Schwarz, der Hinterleib mit weißen Seitenpunkten, das Männchen mit rußigbraunen Flügeln und schwarzen Beinen, das Weibchen mit ziegelrother Binde des Hinterleibs, rostfarbigen Beinen und fast glashellen Flügeln. Die schwarze Farbe dieser Art schimmert an beiden Geschlechtern ins Dunkelviolett und spielt im Sonnenschein mit goldglänzenden Punkten. Bei der angeführten Abänderung sind die Flügel fast farbenlos mit mehr oder weniger braun gesäumten Adern. Zehn bis eilf Linien lang. Nicht selten in der Gegend von Paris, außerdem im südlichen Frankreich, in Italien, im südlichen Teutschland und in Rußland einheimisch.

B. Schienen ohne Endstachel.

3) D. sabaudus, *Fabr.* (*Meig.* l. c. taf. 20. f. 12.). Rostgelb, das Rückenschild mit zwei braunen Linien, der Knebelbart gelb. Acht bis zehn Linien lang, im südlichen Frankreich, auch bei Nizza.

4) D. brevirostris, *Meig.* (foem. Das. armillatus Fallén Diptera suec. Asil. 12, 3. mas. D. longitarsis. ib. 13. 4.). Schwarz, Rückenschild hinten grauhaarig; hinterste Schienen an der Wurzel rothgelb. Vier Linien lang. In Teutschland, bei Stollberg auf Bergwiesen.

C. Unbekannte Abtheilung.

5) D. liburnicus, *Germar.* Schwarz; die Ränder des Rückenschildes rostfarbig mit messinggelbem Schimmer; Hinterleib mit weißlichen Seitenflecken; Beine rostgelb, Schenkel oben schwarz. Neun Linien lang. Italien. (*D. Thon.*)

DASYPROCTA, *Illiger* (Mammalia). Steißthier, Aguti, Acuti (δασύς und πρωκτός). Eine Säugethiergattung aus der Ordnung der Nager, von Linné früher zu Mus, von Erxleben unter Cavia, von Lacépède Aguti, von Fr. Cuvier Chloromys genannt. Früher gab ihm Illiger den Namen Platypyga und Schinz verband damit noch die Gattung Viscaccia (s. unten). Cuvier (règne animal ed. 2. I.) stellt sie zwischen Kerodon und Coelogenys.

Nach demselben haben sie folgende Kennzeichen: Vier Zehen an den vordern, drei an den hintern Füßen; Backzähne $\frac{4.4}{4.4}$, welche unter einander fast gleich, mit flacher, unregelmäßig gefurchter Krone, im Umkreise rund, die obern am innern, die untern am äußern Rand ausgekerbt.

Die Schneidezähne $\frac{2}{2}$ sind fast in einem Halbzirkel gekrümmt, ihre vordere Seite ist glatt, die Schneide der obern ist keilförmig, die Schärfe derselben steht quer und

*) *Balbini* Bohemia docta T. II, 249. Adelungs Zus. z. Jöcher.

ist etwas ausgerandet; die untern sind etwas zusammengedrückt, rundlich, die Schneide keilförmig, die Schärfe derselben gerundet. Die Backen- oder Mahlzähne haben einen ganz eigenen Bau. Sie bestehen aus einer Emailröhre, die sich an den mittleren jeder Reihe ein oder zweimal faltet, und zwar bei den untern an der auswendigen, bei den obern an der inwendigen Seite. Diese Emailfalte geht blos bis aufs Zahnfleisch herunter. Unterhalb ist die Röhre bis auf den Grund der Alveola cylindrisch und da horizontal abgestutzt. Auf dieser Abstutzung bemerkt man die stumpfen Enden von vier bis sechs Emailröhren, von denen einige cylindrisch, andere elliptisch sind. So wie nun die Krone des Zahnes sich abnutzt, bemerkt man den Durchschnitt dieser Emailröhren, welche durch ein in der gemeinschaftlichen Röhre enthaltenes Bindungsmittel vereinigt sind, durch welches letztere auch ihre eigene Röhre ausgefüllt ist. So lange die Krone noch nicht abgenutzt ist, stehen quer auf ihr fünf oder sechs Erhöhungen, durch die äußern Emailfalten verursacht. Die Vertiefung außen vor den untern Zahnreihen, wie man sie bei den Cavien findet, ist hier nicht vorhanden. Das Schenkelbein ist so aufgeschwollen wie bei den Cavien. Das Felsenbein enthält, wie bei diesen, eine Höhle, in welcher eine besondere Verlängerung des kleinen Gehirns liegt. Die Querwand der Ethmoidalhöhle ist so groß, als das Hinterhauptloch, aber diese Grube ist weiter als man sie bei den Cavien sieht; die Fortsätze des Ethmoidal- und der Kieferndbeine nehmen zwei Drittheile der Länge des Kopfs ein. Das Organ des Geruchs ist nur bei den Schweinen stärker entwickelt als hier. Das Infraorbitalloch ist sehr groß und dient wie bei den meisten Nagern nicht blos zum Durchgang der Infraorbitalnerven, sondern auch ein Theil des Kaumuskels geht hindurch, um sich an die vordere Seite des Kieferbeins anzusetzen. Die Augen sind groß und vorspringend, die Füße schmächtig und mager, die vordern haben 4 deutliche Zehen und statt des Daumens einen kurzen aufgeschwollenen Höcker; die hintern von unverhältnißmäßiger Länge haben nur 3 mit starken Nägeln versehene Zehen. Die Fußwurzel ist nackt und schwielig und erstreckt sich bis etwas auf den hintern Theil des Metatarsus. Der Schwanz ist äußerlich nicht sichtbar oder sehr kurz, er hat nur 5 bis 7 Wirbel. Über die Brüste, deren Zahl nach den Arten verschieden ist, und die sowol an der Brust als am Bauche stehen, wird das Nöthige bei den einzelnen Arten erwähnt werden, ebenso über die Geschlechtstheile. Das Haar ist von sehr verschiedener Länge, vom kurz abgeschnittenen bis auf eine Länge von 3″, ist aber bei allen spröde, ganz gerade und geht leicht aus, wie bei den meisten Arten Hirschen.

Diese Thiere leben nicht in der Erde, sondern unter umgestürzten Bäumen und in ihren Höhlen, manchmal sogar wenn diese in ziemlicher Höhe liegen.

Ihr Gesichtssinn scheint nicht sehr entwickelt zu seyn, obgleich die Anatomie noch nicht näher darüber belehrt hat, doch behauptet Azara, daß sie bei der Nacht besser sehen, als am Tage und dann den Hunden leichter entgehen. Ihre Nahrung besteht in mancherlei Gewächsen und Früchten, und sie sollen jährlich nur einmal 3 bis 5 Junge zur Welt bringen. Sie gleichen übrigens im Allgemeinen, nach Lebensart und Fleisch, unsern Hasen und Kaninchen und scheinen die Stelle dieser Thiere auf den Antillen und überhaupt im südlichen Amerika zu vertreten.

Wagler, dem wir eine schöne Auseinandersetzung der Arten dieser Gattung verdanken (Oken Isis 1831. Hft. 6.), hat noch die Bemerkung gemacht, daß bei den Agutis von fast vier zu vier Wochen eine Menstruation Statt findet, wobei sie vieles Blut, ohne Beimischung von Schleim, verlieren. Ob dieser Blutfluß Folge des nicht befriedigten Geschlechtstriebes des von ihm beobachteten, sehr kräftigen Weibchens war, oder ob dieser zur bestimmten Zeit auch beim wilden Thiere erfolgt, wagt er nicht zu bestimmen.

1) D. Aguti, *Linné* (unter Mus! Chloromys Aguti *Desmoulins*, Dict. classiq. d'hist. nat. IV. p. 46. — Dictionaire des sc. nat. mit Abbild. — Prinz von Neuwied, Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens II. 458. — Rengger, Säugethiere von Paraguay. 259. — Bei den Guaranis in Paraguay Acuti, Cotia oder Cutia an der Ostküste von Brasilien, Maniang-kün bei den Botocuden, Hohiong bei den Camacaes. — *Wagler* l. c. 618).

Die Kennzeichen dieser Art lassen sich nach Wagler, wie folgt, bestimmen. Die Oberseite ist olivengelblich mit schwarz geringelten Haaren, die Haare des Steißes sind röthlich, fein schwarz gesprengt mit weißlicher Wurzel, die Vorder- und Hinterfüße sind schwärzlichbraun, die ganze untere Seite ist vollkommen ockerfarbig mit einer weißlichen Mittelbinde auf der Brust; die Beine sind unten ockerfarben, der Schwanz kegelförmig platt gedrückt 6″ lang; die Schneidezähne sind vorn orangeröthlich.

Die folgende genauere Beschreibung dieses Thieres, in dessen Naturgeschichte so manches aufzuklären war, verdanken wir Rengger.

Der Acuti ist mit geraden, groben, rauh anzufühlenden, etwas glänzenden Borstenhaaren bedeckt, die mit Ausnahme der wenigen 2″ langen Schnurrhaare im Gesichte und der Haare an den Extremitäten kurz, an den zwei vordern Drittheilen des Rumpfs Zoll lang, auf dem Kreuz und an den Schenkeln über 3″ lang sind. Schnauzenspitze, Kehle, Ohren, Schwanz und Fußsohlen sind unbehaart.

An den Haaren der obern und äußern Theile des Körpers, bis gegen das Fußgelenk hinab, sowie an denen des Bauches, mit Ausnahme der Mittellinie, wechseln 3 bis 4 braune Ringe mit ebenso vielen citronengelben oder auch grünlichgelben ab, und zwar so, daß bald die eine, bald die andere dieser Farben die Spitze derselben einnimt. Auf dem hintern Theile des Kreuzes gehen die gelben Ringe in lichtbräunlich rothe über, an der untern Seite des Halses, an der Brust und an der innern Seite der Extremitäten bis in die Nähe des Fußgelenkes erscheinen die Haare in ihrer ganzen Länge citronengelb, längs der Mittellinie des Bauches gelblich-

weiß, am untern Ende der Vorderarme und der Beine, sowie auf den Füßen braun. Die Borsten im Gesichte, am Schwanz und Fußsohlen sind schwarz, die nackten Theile des Kopfs bräunlich fleischroth, die Nägel braun. Je nachdem sich das Thier bewegt, seine Haare an den Körper anlegt oder empor richtet, und je nachdem zugleich das Licht auf sie fällt, ändert auch die Farbe der obern und äußern Theile, indem bald die braunen, bald die gelben Ringe mehr zum Vorschein kommen.

Es gibt einige Farbenabänderungen, theils vom Alter, theils von der Jahreszeit, theils von der Individualität abhängig. Beim jungen Thiere sind die Haare am hintern Theile des Kreuzes (Steiß) gewöhnlich nicht bräunlich roth und braun, sondern wie auf dem Rücken citronengelb und braun geringelt. Die dunklere Farbe nehmen sie mit dem ersten, zuweilen erst mit dem zweiten Haarwechsel an, der im Anfang des Winters eintrit. Das schöne Citronengelb der Haare wird während des Sommers blässer, wodurch das Braun mehr vortrit und das Thier im Herbst dunkler erscheint als im Winter. Nicht selten findet man Individuen, bei denen die Mittellinie des Bauches statt gelblich-weiß, röthlich-gelb ist.

Folgende sind die Hauptmaße dieses Thieres, 1″ 6‴ ganze Länge; 3″ 6‴ Länge des Kopfs; 1′ 2″ Länge des Rumpfes; 6‴ Länge des Schwanzes; 9″ vordere Höhe; 11″ hintere Höhe. Mitunter sind Individuen einen Zoll länger. Das Gerippe eines ungefähr 2jährigen Thieres hatte folgende Maße: 3″ 2‴ Länge des Kopfs; 2″ 2‴ Länge des Unterkiefers samt den Schneidezähnen; 1″ 10‴ Länge der Halswirbelsäule; 7″ 3‴ Länge der Rücken- und Lendenwirbel zusammengenommen; 4″ 0‴ Länge des Heiligenbeines und des Schwanzes zusammengenommen; 2″ 5‴ Länge des Oberarmes; 2″ 9‴ Länge des Vorderarmes mit dem Ellenbogenfortsatze; 1″ 10‴ Länge des Vorderfußes mit dem Nagel der zweiten Zehe nach innen; 3″ 3‴ Länge des Beckens; 2″ 9‴ Länge des Schenkels; 3″ 0‴ L. des Beines; 4″ 1‴ L. des Hinterfußes vom Nagel der Mittelzehe an bis ans Ende des Fersenbeines; 3″ 4‴ L. des Brustbeines.

Der Acuti hat in jeder Kinnlade 2 keilförmig zulaufende Schneidezähne und 8 Backenzähne. Die letztern sind halb zusammengesetzt, sie haben eine eigentliche Wurzel, der Schmelz dringt in die Knochensubstanz der Krone von jeder Seite des Zahnes einmal hinein und bildet mit derselben mehre Windungen, oder vielmehr, wie es Rengger lieber ausdrücken will, die Krone besteht aus einer mit Schmelz überzogenen Knochenplatte, welche in mehre Querfalten gelegt ist, zwischen denen sich ein spaltenförmiger, leerer Raum befindet. Ihre Oberfläche zeigt sich daher, wenn der Zahn im Durchbrechen begriffen ist, als ein in einer Schlangenlinie stark gewundener Grat, sowie aber dieser sich abnutzt, wird sie eben und später sogar concav; die leeren Räume zwischen den Windungen erscheinen als dunkele Spalten, die zuletzt, wenn der Zahn bis an die Wurzel abgeschliffen ist, gänzlich verschwinden. Die Backenzähne treten beim Acuti nur langsam hervor, denn erst im dritten Jahre ist sein Gebiß vollständig. Bei einem ungefähr 2jährigen Thiere fand Rengger den stark abgenutzten ersten Backenzahn des Oberkiefers mit drei, denjenigen des Unterkiefers mit zwei auseinander stehenden, dünnen und kurzen Wurzeln versehen, während die zwei folgenden, von denen der hintere noch unter dem Zahnfleisch verborgen lag, nur eine Wurzel hatten, die aber so dick wie die Krone und viereckig war. Er fand später keine Gelegenheit die Wurzeln der ersten Backenzähne bei einem ausgewachsenen Acuti zu untersuchen, glaubt jedoch aus der oben angegebenen Verschiedenheit schließen zu können, daß die vier ersten Backenzähne bei dieser Art ausfallen und durch neue ersetzt werden, was etwa im dritten Altersjahre vor sich gehen möchte.

Dieser Nager hat ein sehr feines, leichtes und gefälliges Aussehen. Der Kopf nähert sich der eiförmigen Gestalt, ist schmal, auf der obern Seite etwas gewölbt; die Schnauze ist nicht sehr stumpf, die Oberlippe gespalten, die Augen sind groß und hervorstehend, die Ohren fast kreisförmig, 1½ Zoll lang und breit, an ihrem obern Rande mit einem schwachen Ausschnitt versehen, die untere Kinnlade ist weit kürzer als die obere, der Hals schlank nach oben gebogen, der Rumpf an der Brust schmal, auf dem Kreuze breit. Der Schwanz erscheint blos als eine hornähnliche Hervorragung. Die Extremitäten sind fein gebaut, an den vordern finden sich vier Zehen und statt des Daumens, der nur im Gerippe sichtbar ist, eine Warze, an den hintern blos drei Zehen, die Krallen sind breit und seitwärts gewölbt, der Länge nach aber nur wenig gebogen. Das männliche Thier trägt in seiner Ruthe zwei knorpelartige, weiße, völlig runde, etwa einen halben Zoll lange Stacheln, auch äußerlich bemerkt man noch an jeder Seite der Ruthe eine knochige Lamelle, deren äußerer Rand sägeförmig eingeschnitten ist; die Eichel ist mit harten, spitzigen, nach hinten gerichteten Wärzchen besetzt. Der Acuti bewohnt ganz Paraguay und Brasilien. Von dessen Lebensart im freien Zustande, sagt Rengger, sei ihm nur wenig bekannt, da es beinahe unmöglich sei, ein so furchtsames und so flüchtiges Thier, das überdies mehr bei Nacht als bei Tag umherstreift, näher zu beobachten. Er hält sich vorzüglich in trockenen und hochgelegenen Wäldern auf; das freie Feld und sumpfige Gegenden besucht er nicht. Den größten Theil des Tages bringt er in seinem Lager zu, das er sich in einem hohlen Stamme oder unter den verschlungenen Wurzeln eines Baumes aus dürrem Laub und Grase bereitet. Einige Zeit vor Sonnenuntergang verläßt er dasselbe und geht seiner Nahrung nach; ist die Witterung schön, so verweilt er die ganze Nacht auf seinen Streifereien, sonst aber kehrt er schon vor Mitternacht zu seinem Lager zurück. In ganz unbewohnten Gegenden sieht man auch bei hellem Tage ihn in den Wäldern herumlaufen. Er hat die Gewohnheit, seinen Aufenthaltsort mehrentheils auf dem nämlichen Wege zu verlassen und wieder dahin zurückzukehren, wodurch ein gebahnter, schmaler, oft über eine halbe Stunde langer Fußsteig entsteht, welcher das Lager des Thieres verräth. Nach der Angabe des Prinzen von Neuwied sind die Acutis sehr schnelle gewandte Thierchen, und ihr Lauf ist pfeilschnell, besonders geradeaus. Nach demselben Reisenden ist ihre Stim-

me ein kurzer sehr lauter Pfiff, der öfters wiederholt wird, besonders wenn man sie plötzlich erschreckt.

Die Nahrung des Acuti besteht aus Kräutern, Blumen, Samen und Früchten. In angebaueten Gegenden besucht er auch die Zuckerrohrpflanzungen und die Gemüsegärten, richtet aber darin nie viel Schaden an. Er lebt im Sommer und im Herbst allein, im Winter und im Frühling paarweise, nie aber versammelt er sich in großen Gesellschaften. Das Weibchen wirft im Anfange des Frühjahres, d. h. im Weinmonat, zwei, höchstens drei Junge, die es während mehrer Wochen säugt und, wenn sie fressen können, noch einige Zeit beim Aufsuchen der Nahrung mit sich führt.

Der Acuti wird, jung eingefangen und sorgsam aufgezogen, beinahe zum Hausthiere. Rengger selbst besaß einige Individuen, die frei herumliefen, ohne daß sie deshalb entflohen wären. Sogar mitten in großen Wäldern, ihrem natürlichen Aufenthaltsorte, entweichen sie nicht, wenn sie einmal gezähmt sind. So sah dieser Reisende in den Waldungen des nördlichen Paraguay bei der Hütte einiger wildlebenden Guaranis zwei zahme Acutis, welche den Morgen und den Abend im Walde, den Mittag und die Nacht bei den Indianern zubrachten. Es ist aber nicht sowol die Anhänglichkeit an den Menschen, als die Angewöhnung an ihren Aufenthaltsort, welche in ihnen den Hang zur Freiheit unterdrückt. Sie sind dem Menschen nur wenig ergeben, unterscheiden ihren Wärter keineswegen von andern Personen, gehorchen nur selten seinem Rufe und suchen ihn gewöhnlich nur dann auf, wenn sie der Hunger drängt; auch lassen sie sich ungern von ihm berühren. Sie dulden keinen Zwang, leben ganz nach ihrem eignen Willen und können höchstens dazu abgerichtet werden, zu gewissen Stunden ihre Nahrung an einer bestimmten Stelle aufzusuchen. Übrigens verändern sie im häuslichen Zustande ihre Lebensart in so weit, daß sie mehr bei Tage herumlaufen und bei Nacht ausruhen. Gewöhnlich wählen sie irgend einen dunkeln Winkel des Hauses zu ihrem Lager und polstern dasselbe mit Stroh oder Blättern aus, zuweilen aber auch mit seidenen Frauenzimmerschuhen, Schnupftüchern, Strümpfen &c., die sie in kleine Stücke zernagen. Sonst richten sie mit ihren Zähnen nur wenig Schaden an, außer wenn man sie einschließt, wo sie dann aus Langerweile alles zerstören, was für ihr Gebiß nicht zu hart ist. Ihre Bewegungen sind sehr leicht, sie gehen entweder im langsamen Schritte, wobei sie blos mit den Zehen auftreten, oder sie laufen im gestreckten Galopp und machen zuweilen Sprünge, die an Weite denen unseres gemeinen Hasen nicht viel nachgeben. Unter ihren Sinnen scheint der Geruchssinn der stärkste zu seyn, denn sie wittern schon auf große Entfernung riechende Gegenstände. Auf ihn folgt das Gehör, dessen innere Organe sehr ausgebildet sind. Ihr Gesicht hingegen ist sowol bei Tage als bei Nacht schwach, überdies ist die Stellung der Augen bei ihnen so, daß das Thier Gegenstände, die gerade vor ihm liegen, nicht leicht sehen kann. Außer dem angegebenen Pfiff lassen sie zuweilen einen knurrenden Ton hören, aber nur ganz leise, wenn sie an einem verborgenen Orte irgend etwas zernagen. Werden sie in Zorn oder auch in große Furcht gesetzt, so sträuben sie ihre Rückenhaare, und es fällt ihnen dann, wie schon Azara bemerkt hat, nicht selten ein Theil derselben aus.

Man ernährt sie mit allem, was im Hause gegessen wird, sie lieben aber das Fleisch lange nicht so, wie Azara angibt, sondern fressen dasselbe blos in Ermangelung anderer Nahrung. Eine ihrer Lieblingsspeisen hingegen sind die Rosen; sowie eine dieser Blumen in ihre Wohnung gebracht wird, wittern sie solche auf der Stelle und suchen sie auf. Ihre Nahrung ergreifen sie gewöhnlich erst mit den Schneidezähnen und nehmen sie dann zwischen die beiden Daumenwarzen der Vorderfüße, indem sie sich zugleich, wie das Eichhorn, auf die Hinterfüße setzen. Zuweilen fressen sie auch in einer kauernden Stellung, besonders wenn sie entweder ganz kleine oder große Bissen vor sich haben. Rengger sah sie nie trinken, jedoch sollen sie nach von Dr. Parlet ihm mitgetheilten Beobachtungen das Wasser lappend zu sich nehmen. Der nämliche Arzt besaß ein Paar zahme Acutis, die sich während des Winters begatteten. Das Weibchen wich lange dem nachjagenden Männchen aus und biß sogar nach demselben, endlich ging die Begattung und zwar bei Nacht und unter Geschrei vor sich. Nach 6 Wochen warf das Weibchen zwei todte, nicht ganz ausgebildete Junge.

Die Haut des Acuti wird in Paraguay nicht gebraucht, und sein Fleisch, von dem man öfters muß gegessen haben, um es schmackhaft zu finden, mehrentheils nur von den Indianern benutzt. Gegen diese Angabe Renggers behauptet der Prinz von Neuwied, daß es sehr wohlschmeckend, zart und weiß sei. Man fängt ihn gewöhnlich in Fallen oder mit dünnen Reisern bedeckten Gruben, welche die Jäger auf den erwähnten Fußwegen herrichten. Nur zufälliger Weise kann man ihn schießen, denn sowie ihn die Hunde verfolgen, versteckt er sich im ersten besten Loche, in einem Baume oder im Boden. Aus diesem Schlupfwinkel wird er alsdann entweder herausgegraben, oder durch Rauch herausgetrieben.

Unter den Thieren sind die verschiedenen größern Katzenarten und die beiden wilden Hunde in Paraguay seine gefährlichsten Feinde.

Zusatz. Die von Lichtenstein (Doubletten des Berl. Museums. 3.) nur sehr kurz diagnostirte D. Azarae, welche Azara's Acuti seyn, aber von D. Aguti Auctorum differiren soll, ist mit vorstehendem entweder identisch oder eigner Art, was noch zu ermitteln.

2) D. croconata, *Wagler* (l. c. 618).

Der Rücken, der Steiß und die Schenkel sind glänzend, rostsaffranfarben, einfärbig, die Haare an der Wurzel röthlichgelb, eine Binde auf der untern Seite des Körpers vom Anfang der Brust bis zum After und die innere Seite der Schenkel sind ganz weiß, Kopf und Hals oben, der obere Rücken und die Seiten des Oberbauches sind kastanienbräunlich, jedoch, je nachdem das Licht darauf fällt, bald mehr ins Olivenfarbige, bald mehr ins Gelbliche fallend, glänzend, die Haare schwarz gewellt, der Schwanz ist rund, ganz kurz, nur vier Linien lang, die Vorderzähne sind durchaus schneeweiß.

Der ganze Habitus ist der der vorigen Art, doch ist

die Schnauze schwächer, etwas gebogen; die Haare an der Gurgel stehen mehr oder weniger nach vorn und hinten aufrecht, wodurch eine Art Halsband entsteht; die fleischfarbenen Ohren haben einen breiten, dunkleren, mit wenigen sehr kurzen Haaren besetzten Rand. Lippen und Kinn sind mit wenigen weißen Haaren besetzt, Hinter- und Vorderfüße sind schwarzbräunlich; der Schwanz ist wie bei der vorigen Art nackt, ebenso die Sohlen der Vorder- und Hinterfüße, welche tief schwarz sind; die Klauen sind hornbraun, kürzer und zusammengedrückter; die Schnurrhaare kürzer, schwarz und viel schwächer als bei der vorigen Art; die Haare des Hinterkopfes und des Nackens sind kaum länger als die auf dem Rücken. Die Länge beträgt von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 17¾ Zoll.

Eine ausgezeichnet schöne, leicht erkennbare Art! Die rothe Farbe nimt die ganze obere Hälfte der Körperslänge an Raum ein und bringt von beiden Seiten allmälig in etwas schiefer Richtung in die gemischten Haare des vordern Rumpftheiles ein. Von oben betrachtet haben die gemischten Haare des Rückens einen schönen Stahl-, die rothen einen starken Glasglanz. Das Vaterland ist Brasilien; von Spix brachte das Thier vom Amazonenfluß mit für das Münchener Museum.

3) D. prymnolopha *Wagler* (l. c. 629).

Die Seiten des Halses und Rumpfes sind strohfarben, die Haare schwarz gesprenkelt, die Haare des Kopfes, des Rückens und der Seiten des Steißes sind rothgelb, an den letztern Theilen wenig, auf dem Rücken häufiger und breiter gesprenkelt; auf dem Hinterkopf oberhalb des Nackens steht ein gerader Büschel kohlschwarzer Haare, ein ähnlicher sehr langer hängt in der Mitte des Steißes über den After herab. Die Schenkel sind oben rothgelb; Vorder- und Hinterfüße bräunlich, rothgelb gesprenkelt, die Gurgel und die untere Seite des Körpers sind strohgelb, in der Mitte des Unterleibes läuft eine weiße Längsbinde; der Schwanz ist stark, platt, kegelförmig, oben gewölbt, 10‴ lang, die Schneidezähne sind vorn orangekastanienbraun. Der Habitus ist der der vorigen Arten. Die Länge beträgt von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 18″, der Kopf mißt 4″, 5‴. Die Schnauze ist oben gerade, an der Spitze etwas breit und stumpf; die Haare des Kopfbüschels sind an der Wurzel graulich, die des Steißbüschels, welcher fast wie ein Pferdeschwanz vorsteht, an der Wurzel strohgelb. Dieser letztere Büschel ist seitlich zusammengedrückt, ungefähr 1½″ breit, 6½″ lang und hängt bogenförmig herab; unter ihm steht ein ähnlicher, doch viel kürzerer Büschel aus strohgelben, an der Spitze schwärzlichen Haaren bestehend. Der Schwanz ist breit und stärker als an irgend einer andern Art, oben gewölbt, unten flach und daselbst mit einer nackten, gleichsam hornartigen Haut überzogen; die Vorder- und Hinterfüße sind schwärzlich fleischfarben; die Klauen hornfarben, länger als an andern Arten, an den Vorderfüßen kürzer und schwächer, an den hintern viel breiter, glatt gewölbt. Die Schnurrhaare sind schwach. Das Vaterland ist Guiana.

4) D. cristata, *Geoffroy*. (Chloromys cristata *Desmoulins*, Diction. classique d'hist. nat. IV. 46. — Cavia cristata *Geoffroy*, *Desmarest*. — Cavia Agouti? *Herrmann* Observat. zool. p. 52. — Ménagerie du Musée etc. fasc. 5. t. 3. Weibchen, als Aguti benannt).

Schwärzlich mit Braun gesprenkelt, der Bauch braun, die Haare des Hinterkopfes in einen Kamm aufgerichtet und so wie die des Steißes sehr lang; die Ohren kurz, der Schwanz sehr kurz. — Die Schnauze nicht, wie beim Aguti, dem diese Art übrigens sehr ähnlich ist, gebogen, sondern gerade. — Vaterland Surinam.

5) D. Acachi, *Erxleben* (Cavia Acachi *Aust.* — *Buffon* Supplem. IV. t. 36. — *Guérin* Iconographie du règne animal, mammifères. t. 32. fig. 2.).

Braun, gelb gesprenkelt, Steiß schwärzlich, Bauch roth (oder rothgelb), Hinterkopf ohne Kamm, Ohren kurz, Schwanz schwach, etwas verlängert, sechs Brüste (?). — Nur so groß als ein junges Kaninchen — Fuß lang. — In den Wäldern Guiana's einheimisch.

6) D. exilis, *Wagler* (l. c. p. 621).

Dieses Thier unterscheidet sich durch folgende Kennzeichen: die ganze Oberseite ist kastanienbräunlich, alle Haare schwarz gewellt, im Nacken steht eine doppelte rothe Binde; Gurgel und Unterseite sind gelbroth, die letztere mit einer weißen Längsbinde; der Schwanz fehlt; die Schneidezähne sind vorn gelblich.

Kaum größer als eine Wanderratte (Mus decumanus), ein sehr schlankes, zart gebauetes Thierchen, die Ohren ziemlich groß, nackt, am Rande mit kaum sichtbaren kurzen Haaren besetzt, die Schläfe und Seiten des Halses mit einfarbigen, blaß zimmetfarbigen Haaren besetzt; im Nacken steht auf jeder Seite eine orangerothe, einfarbige Längsbinde, und die Haare sind da länger als am übrigen Hals, die Schnurrhaare sind stark, sehr lang, zum Theil länger als der Kopf, tief schwarz, auch stehen zwei oder drei am Auge; die Vorder- und Hinterbeine sind sparsam mit sehr kurzen röthlichen, mehr oder wenig schwärzlich besprenkelten Haaren besetzt; die Krallen der Vorder- und Hinterfüße sind pfriemenförmig, von Farbe bräunlichgelb, die Haare des Steißes sind um die Hälfte und mehr länger, als die des übrigen Rückens, die Haare sind überhaupt zarter und weicher, als die der Gattungsverwandten, mit Ausnahme der obigen zweiten Art. Ein Schwanz ist nicht zu bemerken. Die Vorder- und Hinterfüße sind nackt und schwarzbraun; statt des Daumens steht an den Vorderfüßen nur eine pfriemenförmige, nach unten gerichtete Kralle, indem das Daumenglied selbst unter der Haut verborgen ist. Die Länge beträgt von der Nasenspitze bis an das Körperende 9½″; der Kopf mißt 2″.

Wagler hat sich durch die zum Theil schon concaven Backenzähne, durch die sehr harten, an der Spitze gänzlich knorpelfreien Fuß- und Zehenknochen rc. überzeugt, daß dieses Thier keineswegs etwa nur eine jugendliche Altersverschiedenheit sei, sondern wenigstens zwei Jahr alt seyn müsse.

7) D. patagonica, *Pennant* (Quadrup. pl. 39. Cavia. — Lièvres du port Désiré. *Narborough* Voy. to the streight of Magellan. p. 33. — Lièvre Pampa *Azara* l. c. II. p. 51. — Mara magellanica, Lesson

Centuria zoologique. p. 113. t. 42. beste Abbildung!) der Pampashase.

Dieses in neuerer Zeit öfters von den in Südamerika Reisenden erwähnte Thier ist dort noch ziemlich unbekannt gewesen. Lesson führt dasselbe unter dem gedachten neuen Gattungsnamen an, ohne die Gattung näher zu charakterisiren. Wir folgen ihm in nachstehender Schilderung. Dieses kleine Säugethier der Pampas von Patagonien, welches auch in den kältern Gegenden des südlichen Amerika lebt, ist von der Größe des gemeinen europäischen Hasens. Es unterscheidet sich von den Cavien durch die Gestalt des Kopfes, durch die Länge der Ohren, durch die schmächtigen, ziemlich langen und gleich hohen Beine, welche wie bei den Acutis nur drei Zehen an den hintern und vier an den vordern Füßen haben. Die Zehen der Vorderfüße sind sehr klein und kurz, doch die mittlern viel länger als die äußern. Die Zehen an den Hinterfüßen sind von mittlerer Länge, die mittelste am längsten. Die Krallen sind dreieckig, und die Haare, welche die Extremitäten bedecken, gehen blos bis an die Wurzel derselben. Der Pelz dieses Thieres ist sanft, seidenartig, sehr dicht, auf dem Rücken und auf der obern Seite der Gliedmaßen braun, auf den Seiten sind die Haare weiß und hellrostroth geringelt, ebenso am Hals, auf den Wangen und an der hintern Seite der Extremitäten, wodurch diese Theile gelbzimmetfarben oder gelbbraun erscheinen. Die Haare der untern Körperseite und an der innern Seite der Glieder sind weiß. Man bemerkt unter den langen Seitenhaaren des Körpers keine Wollhaare. Ein violettschwarzer Fleck nimt die ganze Hüftengegend am Ende des Rückens ein, indessen die ganze Steißgegend unter demselben rein weiß ist. Die Haare an diesen Stellen sind bei weitem länger als alle übrigen. Eine Spur eines nackten Schwanzes ist zu bemerken. Am Kopfe stehen schwarze glänzende Schnurrhaare. Die breiten spitzigen Ohren sind mit Haaren eingefaßt, die an ihrer Spitze einen schwachen pinselartigen Büschel bilden. Die Eingebornen an der Küste der magellanischen Meerenge nennen dies Thier Mara, über dessen Sitten und Lebensweise, sowie über den Zahnbau noch Aufklärung zu wünschen ist *). Dieser Mara ist der Pampashase der Creolen von Buenos-Ayres, und die eben gegebene Beschreibung gründet sich auf ein schlecht erhaltenes Exemplar im Museum **).

*) Wir setzen die eigenen Worte Lessons, die wir eben abkürzten, hieher, da es nach ihnen scheint, als wolle er dies Thier sogar den Zahnlosen (!) beigesellen. „Tout porte à croire, que les voyageurs français qui explorent l'Amérique méridionale, nous donneront des renseignemens complets sur ce singulier et curieux édenté (?!), qu'on laisse parmi les Agoutis, faute de details suffisans pour l'en retirer; car il s'en éloigne par tous ses caractères exterieures (was der Augenschein widerlegt!), bien que la forme et le nombre de ses molaires soient inconnues." **) Dennoch tadelt Lesson die früher in Nachträgen zu Buffon von ihm (doch wol nach demselben Exemplar?) gelieferte Abbildung und deutet stillschweigend an, namentlich in dem Nachtrag zu seiner Centurie, daß die hier gelieferte Abbildung — doch wol eben nach demselben Exemplar gefertigt? — eine gute sei!

Die weiter folgenden Notizen sind aus Azara entlehnt. Männchen und Weibchen leben vereinigt und laufen zusammen ziemlich schnell, werden aber leicht müde, sodaß sie der Jäger zu Pferde leicht erreichen kann. Sie schreien in der Nacht und sehr stark, wenn sie gefangen werden o, o, o, y. — Die Indianer essen ihr Fleisch. Jung lassen sie sich zähmen. Die ganze Länge beträgt 2′,6″; die des Schwanzes 1″,6‴; er ist dick, haarlos und hart wie Holz. Die längste Kralle der Vorderfüße 6‴ lang, schwarz, spitzig, stark, zum Graben eingerichtet; an den Ohrenspitzen steht ein Büschel verlängerter Haare. In den Weichen stehen zwei Brüste, zwei andere weiter vorn. Das Weibchen scheint zwei Junge zu werfen.

Zusatz. Noch sind zwei zweifelhafte Arten zu erwähnen. — Cavia leporina *Erxleben*, welche vielleicht zu Aguti gehört, und die von Fr. Cuvier nur genannte Chloromys carolinensis. (*D. Thon.*)

DASYPUS *Linné* (Mammalia, δασύπους, Name des Hasens und Kaninchens), Gürtelthier, Armadill, Tatu, Panzerthier, Schildferkel. Eine Gattung Säugethiere, welche Linné in seine Ordnung Bruta, Illiger in die Ordnung Effodientia, Familie cingulata, und Cuvier unter die Zahnlosen (edentata im engern Sinne) stellt, Storr nennt die Gattung Cataphractus, Klein Tatu, Brisson Armadillo. Illiger sonderte daraus die Gattung Tolypeutes, Friedrich Cuvier trennte sie in die Gattungen Priodontes und Tatusca, Georg Cuvier in die subgenera Cachicame, Apar, Encoubert, Cabassou und Priodontes (règne animal. ed. II. tom. I.), auch rechnet er als sechstes Chlamyphorus (s. dies. Artikel) dazu.

Das Hauptkennzeichen dieser Thiere ist ein knochenharter, schuppiger Körper, welcher aus gleichen und ähnlichen, mosaikartig zusammengesetzten Schilden besteht, welche den Kopf, den Rumpf und zum Theil auch den Schwanz bedecken. Auf der Stirn steht ein großer Schild, ein zweiter sehr großer und gewölbter Panzer auf den Schultern, ein ähnlicher auf den Hüften, und zwischen beiden befinden sich mehre bewegliche, parallele Querstreifen, wodurch die Bewegung des Körpers möglich gemacht wird. Haare finden sich nur wenige zwischen den Schilden und an von diesen nicht bedeckten Theilen des Körpers.

Nach dem Zahnbau würden diese Thiere eigentlich in verschiedene Ordnungen gehören, denn der Charakter der zahnlosen Säugethiere besteht streng genommen in dem Mangel der Schneidezähne; indessen ist eine Art allerdings mit Schneidezähnen versehen, jedoch in ihrem ganzen übrigen Bau den andern so ähnlich, daß man durch eine Trennung sie unnatürlich zerreißen würde. Indessen kann man sich dieses und einiger andern Kennzeichen bedienen, um die Gattung selbst in Unterabtheilungen zu bringen.

Diese Thiere finden sich von verschiedener Größe, von der eines Igels bis zu der eines Dachses. Es sind im Allgemeinen plumpe, niedrig auf den Beinen stehende Thiere, deren Vorderfüße mit vier oder fünf

Zehen und sehr starken Grabklauen versehen, besonders zum Eingraben in die Erde eingerichtet sind. Ihr Kopf ist ziemlich klein, die Schnauze mehr oder weniger in die Länge gezogen, der Kopf selbst oben platt, die Augen sind klein und stehen seitlich, die ziemlich langen Ohren gleichen Schweineohren, sind spitz und beweglich, der Mund hat nur eine kleine Öffnung. Der Scheitel ist mit einem Schilde bedeckt, welches mehr oder weniger über die Augenbogen vorragt und manchmal die Augenlieder wie mit einem Kranze einfaßt, auf dem Hinterkopf stehen oft ein oder zwei Reihen ähnlicher Schilde von mehr länglicher Gestalt, die eine Art Kranz bilden. Der Hals ist immer kurz und manchmal mit einigen Schildreihen bedeckt, die Schultern sind breit, mehr oder weniger gerundet, und auf ihnen ruht ein größerer, vorn halbmondförmig ausgerandeter Panzer, welcher hinten gerade abgestutzt und an den Seiten zugerundet ist. Er wird durch eine Menge knochiger Schildchen, die nach Form und Lage symmetrisch sind und welche die allgemeine Epidermis überzieht, gebildet. Sie stehen in der Regel in Querreihen, und jedes von ihnen diente offenbar als Basis eines Haares, welches jedoch, schnell genug abgenutzt, verschwindet. Hinter dem Schulterpanzer steht man mehre Querreihen, ebenfalls aus Schilden zusammengesetzt, und diese Binden sind durch schmale Zwischenräume, in denen eine nackte biegsame Haut steht, von einander getrennt. Die Zahl dieser Binden steigt von drei auf zwölf, ist aber nicht, wie man sonst wol glaubte, bei allen Individuen einer Art gleich, kann deshalb auch nicht als Unterscheidungskennzeichen der Arten benutzt werden. Die Lendengegend bis an den Schwanz nebst dem obern Theile der Schenkel ist mit einem ähnlichen Schildpanzer, wie die Schultern bedeckt, sein vorderer Rand ist der größte und gerade, quer nach der Achse des Körpers abgeschnitten, an den Seiten und nach hinten ist er zugerundet und hat in der Mitte eine Ausrandung für den Schwanz. Der Schwanz, meist lang und kegelförmig, ist bald ebenfalls mit Knochenplatten bedeckt, welche häufig Ringe bilden, theils nur mit Knötchen besetzt, wie man solche an den Beinen findet. Die Haut des Bauches ist sehr dick, ohne Schilde und Schuppen, aber sparsam mit langen, harten, den Schweinsborsten ähnlichen Haaren besetzt. Solche Haare stehen auch an den Schenkeln, an den Schienbeinen und den vordern Extremitäten. Die Anzahl der Zehen, deren Klauen mehr oder weniger stark sind, ist nicht gleich, doch finden sich beständig an den Hinterfüßen fünf, an den Vorderfüßen bald fünf, bald nur vier. Sie sind fast bis an die Spitze verwachsen. Auch die Zahl der Brüste ist verschieden, indem sich bald nur zwei Bauchbrüste, bald außer diesen noch zwei Brustbrüste finden. Die Ruthe der Männchen ist zwar sehr sichtbar, die Hoden liegen aber im Innern des Körpers verborgen.

Was den innern Bau betrifft, der in vielfacher Hinsicht merkwürdig ist, so beginnen wir dessen Schilderung mit dem Bau der Zähne. Da aber dieser in mehrfacher Beziehung mit denen der Faulthiere übereintrifft, so können wir nicht umhin, den Zahnbau der letztern dabei etwas mit zu berücksichtigen.

Bei den Gürtelthieren sowol als bei den Faulthieren haben die beiden möglichen Bewegungen des Unterkiefers, nämlich die senkrechte und horizontale, wie überall einen Einfluß auf die Form der Zähne. Diese Zähne sind alle cylindrisch, oder haben doch so ziemlich diese Gestalt ihrer Länge nach. Konisch sind sie nur an der Spitze und zwar auch nur so lange, als sie nicht abgenutzt sind, dabei haben sie keine Wurzel, wie die Schneidezähne der Nager, und ein permanentes Wachsthum. Sie müßten sich also am freien Ende, wie bei den Wiederkäuern und Nagern abnutzen, indem bei den Gürtel- und Faulthieren der Unterkiefer ebenso gut eine freie horizontale Bewegung hat als bei jenen. Betrachtet man nun die Durchschnittsgestalt dieser Zähne, so ergibt sich leicht, daß bei einem Gleiten des Unterkiefers nach vorn die obern und untern Reihen insofern einander rinnenförmig aushöhlen, als beide nicht von gleicher Breite sind, die schmälern also eine Rinne in den breitern bilden würden. Dieser Fall trit auch allerdings unter den Faulthieren bei den Aï ein, bei dem der Gelenkkopf des Unterkiefers auf ähnliche Weise wie bei den Nagethieren gebaut ist, weshalb denn auch die Hauptbewegung des Kiefers nach vorne geht. Bei dem Unau hingegen ist diese letztere Bewegung sehr beschränkt, dagegen die Querbewegung vorherrschend, weshalb bei demselben auch die Zähne sich in einer ebenen Fläche, wie bei den Wiederkäuern, abnutzen. Unter den Gürtelthieren zeigt das Riesengürtelthier gegen die übrigen dieselbe Abweichung, wie der Aï gegen den Unau. Der Gelenkkopf des Unterkiefers läuft nämlich in einer der Länge nach so schmal ausgehöhlten Gelenkhöhle, wie man sie bei keinem Nager antrifft, so daß nicht die geringste Seitenbewegung möglich ist, und die Zahnreihen, so schmal sie auch sind, dicht aneinander herabgleiten und sich also in einer vollkommenen Fläche abnutzen (*Cuvier* Ossemens fossiles. V. 1. II. 1. 2. 3.). Bei den andern Gürtelthieren dagegen ist das Gelenk ungefähr wie bei den Wiederkäuern gebildet, und es sind Seitenbewegungen vorhanden. Da aber die Form des Baues cylindrisch, das Email folglich zirkelförmig ist, so findet die Abnutzung auf allen Punkten der Oberfläche gleichmäßig Statt, und die durch sie entstehende Schneide genügt für die Art der Nahrung, welche diese Thiere zu sich nehmen. Was die Zahl und Stellung der Zähne betrifft, so wird davon bei den einzelnen Unterabtheilungen und Arten die Rede seyn. Die Zunge ist ziemlich, auch stark ausdehnbar, mit Papillen besetzt. — Was weiter den innern Bau betrifft, so führen wir über die hauptsächlichsten Verschiedenheiten desselben folgendes an. Am Skelett ist das Kreuzbein, wie überhaupt bei den Zahnlosen, sehr breit und lang, hier aber, wenn man alle erwachsenen Wirbel dazu rechnet, am größten. Alle mit dem Sitzbein sich verbindenden Wirbel verwachsen unter einander mit denen, die sich an das Hüftbein setzen und dürften daher vielleicht, wie Meckel (vergleichende Anatomie. II, 2. p. 252) mein

mit zum Heiligenbein zu zählen seyn. Die vordern Gelenkfortsätze der Lendenwirbel sind sehr stark nach oben und vorn verlängert und beträchtlich größer als die Dornen. Die Querfortsätze der Halswirbel sind vom zweiten in der Regel bis zum sechsten mit den Körpern und Bögen verwachsen, hinsichtlich der Verknöcherungsweise des ersten Halswirbels fand derselbe Anatom zwei ansehnliche, gleich große, fast symmetrisch liegende Knochenkerne. Die erste Rippe ist besonders gegen ihr unteres Ende sehr breit und deshalb fast völlig dreieckig, die übrigen sind fast ungefähr gleich breit, und ihr hinterer Rand springt in dem größten innern Theil ihrer Länge so bedeutend nach außen vor, daß dadurch an der äußern Fläche eine tiefe, von dem Wirbelende bis gegen das Brustbeinende verlaufende Rinne gebildet wird. Die Verbindung der Rippen mit dem Brustbein ist schon im frühern Lebensalter vollkommen knöchern, nach dem Typus der Vögel und Amphibien. Die fünfzehigen Gürtelthiere haben die verhältnißmäßig längste Ellenbogenröhre, indem sie doppelt so lang als die Speiche ist. In Betreff der Knochen der Handwurzel bieten die Gürtelthiere sehr große und zum Theil merkwürdige Verschiedenheiten dar. (Meckel a. a. O. p. 386.) Die vierfingerigen haben die gewöhnlichen acht Knochen, wovon das Erbsenbein klein ist. Anders verhalten sich die fünffingerigen. Dasypus sexcinctus hat ein weit größeres Erbsenbein, das große dreieckige Bein drängt das Hackenbein nach innen und erreicht den fünften Mittelhandknochen, die beiden vieleckigen Beine sind verschmolzen, am äußern Rande liegt ein kleiner überzähliger Knochen. Bei Dasypus gigas ist die Anordnung ähnlich, nur sind die beiden vieleckigen Beine getrennt. Dagegen ist bei Dasypus duodecimcinctus das zweite vieleckige Bein mit dem zweiten Mittelhandknochen und nach Cuviers Angabe sogar mit dem ersten verwachsen. Bei den Gürtelthieren ist überhaupt die mittlere Vorderzehe oder der mittlere Finger stark entwickelt, sehr breit und dick. Bei Dasypus niger ist der zweite der längste, der dritte der dickste, der Daumen dünn und schlank, der vierte dicker, gleich lang, der fünfte fehlt; bei andern Arten, z. B. Dasypus gigas, ist der Daumen und der zweite Finger schlank, die übrigen sind breit und dick, der vierte noch mehr, der fünfte sehr kurz. Am mittelsten und vierten sind zwei Phalangen verwachsen. Die Schaambeine verbinden sich an der Stelle der Sitzbeinhöcker mit dem untern Theile des Kreuzbeins, wodurch der Hüftbeinausschnitt in ein Loch verwandelt wird. Die Unterschenkelknochen sind stark und weit von einander entfernt, das Schienbein, wie gewöhnlich nach innen ausgehöhlt, das Wadenbein kürzer als das Schienbein und nicht mit dem Oberschenkelbein verbunden. Bei den vierzehigen (d. h. welche an den Vorderfüßen nur vier Zehen haben) besteht die fünfte nur aus zwei, bei den fünfzehigen aus drei Gliedern. Die der zwei bis drei innern hintern Zehen (Zehen im engern Begriff) sind hier weit länglicher als die äußern, doch nicht in demselben Verhältniß als an der Hand. Die Nagelglieder sind verhältnißmäßig breiter, kürzer, stumpfer und gerader, tragen hinten an den Seiten schwache Spuren von Nagelscheiden. Die verschiedenen Zehen sind viel weniger verschieden als die Finger (die Zehen des Vorderfußes). Wie alle Zahnlosen haben auch die Gürtelthiere ein sehr großes Stirnbein ohne Jochfortsatz, dessen Stirn und Augenhöhlentheil unter einem stumpfen Winkel allmälig in einander übergehen. Das Stirntheil ist sehr stark entwickelt. Das Zwischenkieferbein ist, wie überhaupt bei den Zahnlosen, zwar außerordentlich klein, doch unter diesen bei den Gürtelthieren noch am größten, indem sich ein kurzer, aber breiter, oberer und ein kleiner, dünner, unterer Ast vorfindet. — Der Darmkanal ist bei den Gürtelthieren sehr lang und sein Verhältniß zu der Entfernung zwischen Mund und After, zwischen 8 und 9 zu 1. Der dicke Darm beträgt nur $\frac{1}{10}$ der Länge des dünnen und ist durch eine quere Klappe von demselben getrennt. Die Milz ist im Verhältniß zu dem einfachen rundlichen Magen sehr groß, die Blinddärme fehlen. Näheres bei einzelnen Arten.

Was die Verbreitung der Gürtelthiere betrifft, so finden sie sich nirgends als in den heißen und gemäßigten Gegenden des mittägigen Amerika, namentlich in Neuspanien, Guiana, Brasilien, Paraguay und Chili. Hinsichtlich ihres Aufenthaltes an sich bewohnen sie nach Rengger, der in der neuern Zeit die genauesten Beobachtungen über diese Thiere in Paraguay anstellte, theils die offenen Felder, theils die Gebüsche und den Saum der Waldungen; im Innern der Wälder kommen sie nicht vor. Sie leben in keinem ganz bestimmten Reviere und ändern öfters ihr Lager *). Dieses besteht in einer gangförmigen, vier bis sieben Fuß langen Höhle, welche sie mit ihren starken Nägeln in die Erde graben. Ein solcher unterirdischer Gang bildet gewöhnlich mit der Oberfläche des Bodens, indem er in die Tiefe geht, einen schiefen Winkel, seine Mündung ist kreisförmig und hat, je nach der Größe des Thieres, einen Durchmesser von 9 Zoll bis 2 Fuß, gegen sein blindes Ende zu wird er immer breiter, so daß sich das Thier im Grunde desselben bequem umwenden kann; seine Richtung ist bald gerade, bald von der Mitte weg auf die eine oder andere Seite gebogen. In diesen Höhlen bringen die Gürtelthiere die ganze Zeit zu, die sie nicht zum Aufsuchen ihrer Nahrung verwenden. In den Wildnissen gehen sie sowol bei Tage, besonders wenn der Himmel bewölkt ist, als bei Nacht aus, in bewohnten Gegenden aber trifft man sie gewöhnlich nur mit einbrechender Dämmerung und bei Nacht an, sie kehren, wie gesagt, nicht immer zu der nämlichen Höhle zurück, sondern graben sich von Zeit zu Zeit, oft jede Nacht, eine neue, sei es, daß sie den Weg zur frühern nicht mehr finden, oder durch irgend ein Raubthier davon verscheucht werden, oder auch, was wol das wahrscheinlichste ist, daß sie einen Theil ihrer Nahrung aus der Erde hervorsuchen und zu dem Ende einen erschöpften Boden gegen einen frischen vertauschen. Sie

*) Das Folgende aus Renggers Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay.

legen nämlich, wie schon Azara bemerkt hat, ihren Bau vorzugsweise am Fuße von Termitenhügeln und Ameisenhaufen an und untergraben dieselben, wodurch viele von diesen, wie man bei zahmen Gürtelthieren bemerkt, ihrem Geschmacke sehr zusagenden Insekten in ihre Höhle hinabfallen und ihnen zur Beute werden.

Außerdem besteht ihre Nahrung vornehmlich aus Käfern und deren Larven, aus Raupen, Heuschrecken und andern Insekten, sowie auch aus Erdwürmern. Rengger sah öfters einen Dasypus novemcinctus, welcher mit einigen Pferden in einem Hofe eingeschlossen war, zu, wie er die Mistkäfer, die sich in die Erde eingegraben hatten, herausscharrte, oder beim Regenwetter die hervorkriechenden Regenwürmer aufsuchte und verzehrte. Daß sie kleine Vögel, die auf der Erde nisten, Eidechsen, Kröten und Schlangen fräßen, wie Azara angibt, ist ein Irrthum; eingeschlossene Gürtelthiere wenigstens berühren diese Thiere nicht, auch ist ihr Zahnbau nicht so geschaffen, wie wir oben gesehen haben, daß sie dieselben zerreißen könnten. Aus diesem letztern Grunde scheint auch Azara's Behauptung, daß sie das Aas lieben, unwahrscheinlich, und wenn sie, wie es wirklich der Fall ist, todte Körper aufsuchen, so geschieht dies nach Renggers Meinung nur der Insekten, Larven und Würmer wegen, die sich immer in großer Anzahl bei den Äsern einfinden. Zuweilen fand Rengger in ihren Magen auch Überreste von vegetabilischen Stoffen, die aber so fein zermalmt waren, daß er nie die Pflanze oder auch nur den Pflanzentheil, dem sie angehört hatten, erkennen konnte. So viel aber, meint er, sei gegen die herrschende Meinung in Paraguay gewiß, daß die Gürtelthiere keine Maniocwurzeln benagen, wiewol sie sich gern in den Maniocpflanzungen aufhalten, weil sie dort viele von den Stauden herabfallende Raupen oder auf den Wurzeln sitzende Larven finden.

Bei ihrem bepanzerten Körper läßt sich von den Gürtelthieren nicht viel Gewandtheit erwarten. Ihr gewöhnlicher Gang ist ein langsamer Schritt, wenn sie denselben beschleunigen, so machen sie keine Sätze, sondern wiederholen ihre Schritte nur mit mehr Schnelligkeit, wobei sie jedoch nie so geschwind vorwärts kommen, daß sie ein Mensch nicht einholen könnte. Sie nehmen ihren Lauf entweder in gerader Richtung oder in großen Bogen, indem ihr wenig biegsamer Panzer ihnen nicht gestattet, sich auf die eine oder die andere Seite zu wenden. Was ihnen aber an Gewandtheit gebricht, wird durch ihre große Muskelkraft ersetzt. Diese zeigt sich besonders in der Schnelligkeit, mit der sie sich in die Erde eingraben, und zwar an Stellen, wo eine Haue oft nur mit Mühe eindringt, wie z. B. am Fuß von Termitenhügeln. Ein ausgewachsenes Gürtelthier, das einen Feind in der Nähe wittert, braucht höchstens drei Minuten, um einen Gang zu graben, dessen Länge diejenige seines Körpers schon um ein beträchtliches übertrifft. Bei dieser Arbeit kratzen sie mit den Nägeln der Vorderfüße die Erde auf und scharren mit den Hinterfüßen den aufgelockerten Theil derselben hinter sich. Ein anderer Beweis ihrer Kraft ergibt sich aus dem Umstande, daß selbst der stärkste Mann es nicht vermag, ein ausgewachsenes Gürtelthier, das sich schon über seine Körperlänge eingegraben hat, beim Schwanze wieder rückwärts aus dem Gange herauszuziehen, so kräftig weiß das Thier seinen Panzer und seine Füße an die Wände der Höhle anzustemmen. Wenn man endlich ein Gürtelthier beim Schwanze oder bei einem Beine in der Hand hält und nicht genau auf dasselbe achtet, so macht es sich zuweilen plötzlich wieder frei, indem es sich nur in etwas zusammenbiegt und dann gleich einer Springfeder wieder ausstreckt.

Die Gürtelthiere leben immer einzeln, nie wird man zwei Individuen in der nämlichen Höhle antreffen, wenn es nicht die Mutter mit ihren Jungen ist. Der unterirdische Bau dient ihnen nicht nur, um darin auszuruhen, sondern auch als Zufluchtsort gegen ihre Feinde. Befinden sie sich in der Nähe ihrer Höhle und wittern die Gefahr, so begeben sie sich auf der Stelle in dieselbe, ist aber die Entfernung davon zu groß, so suchen sie so schnell wie möglich eine neue zu graben, lieber, als daß sie sich in eine fremde Höhle flüchteten. Sie legen ihren Koth, der weich und walzenförmig ist, nie in der Nähe ihrer Wohnung ab, und trifft man solchen bei der Mündung einer Höhle an, so kann man gewiß seyn, daß das Thier sie verlassen hat und nicht wieder dahin zurückkehrt.

Die Begattungszeit der Gürtelthiere fällt in den Winter, bei den einen auf den Anfang, bei den andern auf das Ende desselben. Die beiden Geschlechter suchen sich alsdann auf ihren Streifereien bei Nacht auf, verweilen aber nicht länger bei einander, als zur Befriedigung ihres Geschlechtstriebes nothwendig ist, wie Rengger dieß auf dem Anstande bei hellem Mondschein mehrmals zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Weibchen wirft, je nach dem Zeitpunkt der Begattung, bald noch im Winter, bald erst im Frühjahr drei bis neun Junge, die es in seiner Höhle versteckt hält und während einiger Wochen säugen soll. Jedoch kann die Säugezeit nicht lange dauern, indem Rengger Junge vom Dasypus novemcinctus auf dem Felde antraf, deren Länge mit dem Schwanze kaum einen Fuß betrug; die Jungen kommen bekanntlich schon mit dem Panzer auf die Welt, dieser ist aber noch ganz weich und knorpelig und verknöchert erst nach mehren Monaten.

Nur äußerst selten werden in Paraguay Gürtelthiere aufgezogen, da sie sehr traurige und ihres Grabens wegen auch schädliche Hausgenossen sind. Diejenigen, welche Rengger sah, hielten sich den Tag über in einem Winkel ihres Käfigs ganz ruhig, wobei sie die Extremitäten unter ihren Panzer zurückzogen und die Spitze der Schnauze gegen den Boden senkten; bei einbrechender Nacht hingegen fingen sie an umher zu laufen, nahmen die ihnen vorgelegte Nahrung zu sich und versuchten von Zeit zu Zeit mit ihren Klauen ein Loch in den Käfig zu graben. Ließ man sie in einem Hofe frei herum laufen, so gruben sie sich zuweilen schon bei Tage, gewiß aber in der ersten Nacht in die Erde ein und lebten dann wie im Zustande der Freiheit, indem sie nur bei Nacht sich zeigten und alle drei oder vier Tage eine neue Höhle gruben. Sie gaben übrigens beinahe keine Zeichen von Intelligenz und schienen den Menschen kaum von den andern Geschöpfen, mit denen sie lebten, zu

unterscheiden, jedoch gewöhnten sie sich daran, von ihm berührt und herumgetragen zu werden, während sie vor Hunden und Katzen zu fliehen suchten. Erschreckte man sie durch einen Schlag oder durch einen starken Laut, so sprangen sie einige Schritte weit fort und versuchten sogleich ein Loch zu graben. In ihrem Laufe achteten sie weder auf leblose Gegenstände, noch auf lebende Thiere, die in ihrem Wege lagen, sondern rannten über alles weg. Unter ihren Sinnen ist der Geruch der vorzüglichste, lange nicht so scharf sind ihre Gehörorgane, ihre Augen endlich, die vom hellen Sonnenlicht geblendet werden, dienen ihnen blos, um ganz nahe Gegenstände wahrzunehmen.

Die Nahrung der Gürtelthiere besteht in der Gefangenschaft in Würmern, Insekten, Larven und rohem oder gekochtem Fleische, das man aber in kleine Stücke zerschneiden muß, indem sie von größern, wie Rengger dies oft beobachtete, nicht leicht etwas abbeißen können. Sie ergreifen ihre Speise theils mit den Lippen, theils mit ihrer sehr ausdehnbaren und mit vielen Papillen besetzten Zunge.

Die wilden Indianer essen das Fleisch aller in Paraguay vorkommenden Gürtelthiere, die übrigen Einwohner hingegen nur dasjenige von Dasypus novemcinctus und hybridus. „Gebraten und mit spanischem Pfeffer und Citronensaft versetzt," sagt Rengger, „ist das Fleisch der zwei letztern Arten wenigstens für meinen Geschmack eins der angenehmsten Gerichte." Auch der Prinz von Neuwied zählt sie in Brasilien zu dem gemeinsten und schmackhaftesten Wildpret. In Paraguay verfertigt man aus dem Panzer zuweilen kleine Körbe, hingegen benutzt man ihn nicht mehr, wie zu Azara's Zeit, um Guitarrenböden daraus zu machen. Nach der Angabe des Prinzen von Neuwied verfertigten die Botocuden aus dem Schwanzpanzer Sprachröhre.

Der Jäger in Paraguay stellt den Gürtelthieren gewöhnlich bei Mondscheine nach. Hiezu bewaffnet er sich blos mit einem dicken Stock von hartem Holz, der an einem Ende spitz oder auch keilförmig zuläuft und sucht mit einigen Hunden das Wild auf. So wie diese ein Gürtelthier aufjagen, sind sie ihm auch sogleich auf dem Leibe, wenn es anders nicht in seine Höhle entwischt. Da sie dasselbe mit den Zähnen nicht anpacken können, so halten sie es mit den Füßen und der Schnauze am Boden fest, bis der Jäger hinzukommt und das Thier durch einen Schlag auf den Kopf erlegt. Kann es sich aber noch zu rechter Zeit in seine Höhle flüchten, so wird diese vom Jäger vermittelst seines Stockes so lange erweitert, bis er das Gürtelthier mit einer Hand beim Schwanze fassen kann, worauf er ihm dann mit der andern Hand sein Messer in den After stößt. Der heftige Schmerz hindert nun das Thier sich gegen die Wände des Ganges anzustemmen, so daß es aus demselben herausgezogen werden kann. Auch füllt man zuweilen seine Höhle mit Wasser, wodurch es genöthigt wird, sie zu verlassen, oder man richtet an der Mündung derselben eine Falle auf, in welcher es beim Heraustreten erschlagen wird.

Die Gürtelthiere sind für die Einwohner von Paraguay, welche einen bedeutenden Theil ihres Lebens zu Pferde zubringen, die entfernte Ursache mancher Unglücksfälle, indem beim Zusammentreiben des Rindviehs oder auf der Jagd die im gestreckten Galoppe begriffenen Pferde zuweilen mit einem Fuß in eine Höhle treten, sich überschlagen und so schwere Verwundungen des Reiters verursachen. Die Eigenthümer von Meiereien verfolgen daher diese Thiere und suchen sie in ihren Besitzungen auszurotten.

Unter den Säugethieren stellen ihnen die größern Katzenarten und die beiden Aguara's (Canis jubatus und Azarae) nach, jedoch scheinen sie nicht häufig die Beute dieser Feinde zu werden, denn wo sie der Mensch in Ruhe läßt, da finden sie sich, mit Ausnahme des Riesengürtelthiers, in Paraguay immer in großer Anzahl vor. Ein gleiches ist in Brasilien der Fall. Einige von ihnen haben die Fähigkeit, sich zusammen zu kugeln und entgehen dadurch oft ihren Feinden (die Gattung Tolipeutes *Illigers*).

Man hat die einzelen Arten der Gürtelthiere in frühern Zeiten nach der Zahl der beweglichen Gürtel unterschieden, aber schon Azara zeigte, daß dieses Kennzeichen sehr trüglich sei, und der Prinz von Neuwied stimmt ihm darin bei. Der letztere gibt dabei an, daß es leicht sei, durch eine Menge von andern charakteristischen Zügen diese Thiere hinlänglich von einander zu unterscheiden, ohne gerade die trügerische, öfters abändernde Zahl der Gürtel zu Hilfe zu nehmen. Dabei bemerkt derselbe Naturforscher, daß die von Buffon und andern Schriftstellern gegebenen, halben und oberflächlichen Beschreibungen nach verstümmelten, zusammengetrockneten, ausgestopften Exemplaren, begleitet von barbarisch verdrehten Provinzialnamen, welche die Gürtelthiere in den Sprachen der brasilianischen Urvölker führen, der wahren Kenntniß dieser Thiere mehr geschadet als Nutzen gebracht habe, und er ist mit Recht der Meinung, die in den französischen Werken über die Naturgeschichte der Gürtelthiere vorkommenden, sonderbar verdrehten Provinzialbenennungen dieser Geschöpfe gänzlich zu verabschieden, so z. B. Encoubert, Apar, Peba, Tatouay u. a.; denn abgesehen davon, daß sie eben gewöhnlich verdreht sind und im Lande selbst ganz anders ausgesprochen werden, gelten sie überdies auch nur auf einem ganz kleinen Raume und werden in verschiedenen Gegenden oft sehr verschiedenen Thierarten beigelegt.

A. Gürtelthiere mit zwei Schneidezähnen im Oberkiefer, im untern keine. Dasypus, *Fr. Cuvier*.

1) D. setosus, *Linné* (Auctorum. — D. gilvipes, Illiger in den Abhandlungen der Berliner Akademie. — D. setosus, Prinz v. Neuwied Beiträge zur Naturgeschichte von Brasilien. II. 520. — D. Encoubert, *Desmarest*. — Encoubert ou tatou à six bandes; Cirquinçon ou tatou à 18 bandes, *Buffon*. — Tatou second, Tatou Payou ou tatou à main jaune. *Azara* quadrupèdes de Paraguay II. p. 142. — *Guérin* iconographie du règne animal. Mammif. pl. 34. — *Geoffroy* et *Fr. Cuvier* Mammifères fasc. 38. —

Tatú-Peba im Sertong von Bahia. — Tatu-poyu (Tatu mit gelber Hand) in Paraguay, der guaranische Name).

Unter allen Gürtelthieren hat diese Art das häßlichste und schwerfälligste Aussehen. Der Kopf ist sehr dick, plump, groß, schweineartig, mit sehr breiter, flacher Stirn und Vorderfläche, nach dem stumpfen Rüssel hin sich verschmälernd. Die obere Seite des Kopfes ist bei dieser Art mit einer Gruppe von unregelmäßigen, sechseckigen Schildchen bedeckt; diese fängt sechs Linien oder einen Zoll hinter der Schnauze an, geht bis ans Hinterhauptloch, hat über jedem Auge einen kleinen Ausschnitt, ist zwischen den Ohren stumpf, beinahe geradlinig abgeschnitten und an den beiden Ecken, gegen die Ohren hin, etwas abgestutzt. Der obere Stirnrand des Panzers hat zwischen den Ohren etwa sieben beinahe viereckige, etwas gefurchte Tafeln. Die Ohren stehen etwas seitwärts heraus, wie beim Ochsen, sind etwas breit eiförmig und oben stark abgerundet, sie bestehen aus dicker, lederartiger Haut und sind chagrinartig mit kleinen Knöpfchen besetzt, einen Zoll lang und beinahe einen Zoll breit. Das Auge ist klein und länglich gestaltet, wie beim Schweine; unter den Schildchen, die unter demselben stehen, befindet sich eine Warze mit einem Büschel langer, schwarzer Borsten; die Nasenkuppe ist abgestumpft, wie am Schweine, aber ohne ausgebreiteten, hervortretenden Rand; die rundlichen Nasenlöcher sind nach vorne geöffnet. Die Zunge ist lang, schmal, fleischig und zugespitzt. Der Gaumen ist mit erhöheten Querleisten bezeichnet. In der obern Kinnlade sind achtzehn, in der untern zwanzig Zähne vorhanden, welche alle die Gestalt von seitwärts etwas zusammengedrückten Walzen haben. Sie sind mit keiner eigentlichen Wurzel versehen, und ihre Knochensubstanz ist nur von einem dünnen Blättchen Schmelz umgeben. Der erste Zahn der obern Kinnlade steckt im hintersten Ende des Zwischenkieferknochens und muß also, seiner Lage nach, als ein Schneidezahn angesehen werden, obschon er den Dienst eines Backenzahns verrichtet. Diesen zwei Schneidezähnen entsprechen in der Unterkinnlade die beiden zweiten Zähne, welche daher, sowie die zwei ersten, auch für Schneidezähne gehalten werden, wiewol sie weder als solche dienen, noch die gewöhnliche Stelle derselben einnehmen, indem sie nicht vorn in der Kinnlade, sondern seitwärts und in der nämlichen Reihe mit den Backenzähnen stehen. Durch diesen Standort, sowie durch eine schwache, rückwärts gerichtete Krümmung hat der erste Zahn eher das Aussehen eines Eckzahnes als eines Schneidezahnes. Bei geschlossenen Kinnladen passen der erste und der zweite Zahn des Oberkiefers auf den zweiten und dritten des Unterkiefers, die folgenden Zähne aber greifen von beiden Kinnladen zwischen einander ein, so daß immer ein Zahn mit zwei entgegengesetzten in Berührung steht. Bei jenen bildet daher die Mahlfläche nur eine, bei diesen hingegen zwei Ebenen, von denen die eine etwas nach vorn, die andere etwas nach hinten gerichtet ist. In dem Oberkiefer nehmen die Zähne bis zum sechsten, im Unterkiefer bis zum siebenten an Größe zu, und von da an werden sie wieder kleiner.

Was den Panzer betrifft, so ist derselbe auf folgende Weise zusammengesetzt. Auf dem Nacken finden sich neun neben einander stehende, länglich viereckige Schildchen, deren längere Seiten mit der Achse des Körpers parallel laufen. Diese Schildchen sind sämtlich in ihrer Mitte mit zwei Längsfurchen bezeichnet, sowie überhaupt sämtliche Panzerstücke des Thieres. Der ebengenannte Nackenpanzer ist rundum von Haut umgeben, welche nach den Ohren und der Kehle hinab ein breites, nacktes, ungepanzertes Feld bildet. Die Schale, welche den Rücken und die Seiten des Rumpfes bedeckt, besteht zuvörderst aus dem Schulterpanzer, der etwas mehr als zwei Zoll von der Länge des Rückens einnimt, dicht hinter dem Nackenpanzer steht und an den Seiten des Kopfes mit seiner untern Ecke vor dem Ohre befestigt ist. Er ist in seiner Mitte aus fünf, an den Seiten aus sieben querlaufenden und fest mit einander verbundenen Reihen von Schildchen zusammengesetzt, welche die Gestalt von unregelmäßigen Sechsecken haben, ausgenommen an der hintersten Reihe, wo sie die Form eines Dachziegels annehmen, dessen Spitze nach vorn gerichtet ist. Alle diese Schildchen sind auf ihrer Mitte durch ein paar Längsfurchen bezeichnet, von welchen senkrecht auf den Rand wieder andere solcher Furchen laufen, wodurch mehre undeutliche, kleine Randschildchen entstehen. Die Schilde der hintern Randreihe haben zwei deutliche, regelmäßige Längsstreifen und an ihrem vordern, dem Kopfe zugewendeten Ende noch ein kleines, rundliches Plättchen. Auf den Schulterpanzer folgen sechs von einander getrennte, bewegliche und querlaufende Reihen oder Gürtel, der siebente oder hinterste ist nur an den Seiten getrennt, oben aber mit dem Hüftpanzer verwachsen, weshalb er auch zu diesem gezählt werden muß. Diese beweglichen Gürtel sind aus Rectangelstücken zusammengesetzt, die zum Theil an der hintern und vordern schmalen Seite etwas buchtig, unregelmäßig gebildet sind; alle haben in ihrer Mitte zwei Längsfurchen und ein jedes Schildchen ferner am hintern Ende in der Mitte seines Randes zwei etwa zwölf bis vierzehn Linien lange, weißliche Borstenhaare, die in eben dieser Vertheilung auch am hintern Rande des Schulterpanzers gefunden werden. Der Hüftenpanzer ist über dem Schwanze in der Mitte ausgeschnitten, an seinem Rande treten die Schildchen sägeförmig vor; ebenso erscheint der Rand der beweglichen Gürtel abwechselnd vortretend oder gezackt. Der Hüftenpanzer besteht aus zehn regelmäßigen Querreihen, von welchen die letzte durch den Schwanzausschnitt unterbrochen wird. Die Schildchen sind länglich, beinahe sechseckig oder abgerundet viereckig, blos die Randschuppen deutlich viereckig. Die ersten beiden Querreihen hinter den Gürteln haben an der Hinterseite eines jeden Schildchens zwei weißliche, lange Borsten, die übrigen Schüppchen aber sämtlich nur eine. Auch am hintern Rande des Stirnpanzers, sowie am Nacken- und Schulterpanzer stehen ebenfalls an der Hinterseite der Schildchen zwei gepaarte Borsten, sind aber an diesen

Theilen sehr klein und nutzen sich nach und nach immer mehr ab. Die Feldchen des Hüftenpanzers haben in ihrer Mitte ein etwas längliches und rund darum her einen Rand von kleinen Plättchen. Der Schwanz hat 21 bis 22 Panzerbinden; die vier, nach Rengger die fünf, erstern sind stark beweglich und haben nur eine Reihe von beinahe viereckigen Schildchen; die acht folgenden Querbinden haben jede zwei Querreihen, deren Schildchen etwas fünfeckig sind; die folgenden bis zum Ende des Schwanzes sind weniger regelmäßig und bestehen aus viereckigen, kleinen Schildchen, meistens ebenfalls aus zwei irregulären Querreihen. Alle diese Schwanzschilde haben an ihrem hintern Ende eine bis drei abgenutzte Borsten. Endlich finden sich noch unter jedem Auge zwei bis drei einen Zoll lange, horizontallaufende und mit einander verbundene, am Halse gleich vor dem vordern Winkel des Schulterpanzers zwei querlaufende, nicht zusammenhängende Reihen von Schildchen vor.

Der Bauch des Thieres ist etwas hängend, am Männchen mit einer eilf Linien langen, herabhängenden Ruthe, welche vor dem After steht und etwas zugespitzt ist, die Hoden sind äußerlich nicht sichtbar. Die vier Beine sind sehr dick und plump mit fünf Zehen, die drei äußern Zehen der Vorderfüße haben lange Grabklauen, die dritte ist die längste, sie trit einen Zoll lang aus der Haut hervor, nach ihr folgt in der Länge die zweite von außen, der Zeigefinger ist kürzer, und die innerste oder der Daumen ist die kürzeste, die beiden innersten haben ihre scharfe Grabeschneide nach innen, die andern nach außen gerichtet. Die Hinterfüße treten bis zur Ferse auf. Zehen und Nägel sind hier kleiner als an den Vorderfüßen; die äußerste Zehe steht am weitesten zurück, nach ihr die innerste, dann die zweite von außen, die beiden übrigen sind einander gleich und am längsten. Die Unterseite des Kopfes, Füße und Bauch sind mit starker Haut bedeckt, welche mit Querreihen von flachen, glatten, rundlichen Warzen besetzt ist, alle diese Warzen sind an ihrem untern Rande mit 11 Linien langen, schwärzlichen Borstenhaaren besetzt, gewöhnlich vier an jeder Erhöhung. Am Bauche sind die Borsten weißlich. Die Vorderseite der Vorderbeine ist nach oben mit Querreihen von gelblichen Hornplättchen besetzt, die Warzen sind hier von der Masse der Panzer; weiter an den Beinen hinab stehen sie vereint und sind vier-, fünf- oder sechseckig; ebenso ist es auf der Oberseite des Vorderfußes, doch sind die Schildchen kleiner und deren weniger. Die Farbe der Schildchen ist bräunlichgelb. Durch die Reibung verliert sie zuweilen an einigen Theilen, auf dem Kopfe und an den Seiten des Rumpfes von ihrer braunen Schattirung und wird lichtgelb oder gelblichweiß, die Haut hat ebenfalls eine bräunlichgelbe Farbe, die aber mit grau gemischt ist.

Man trifft zuweilen Individuen an, welche statt sechs, sieben bewegliche Rückengürtel und an dem Hüftpanzer statt zehn, eilf Schildreihen haben. Diese Abänderungen sind blos individuell und hängen keineswegs von dem Alter ab, indem man dieselben ebenso gut bei ganz jungen als bei ausgewachsenen Thieren findet.

Die Maße eines großen männlichen Gürtelthieres dieser Art sind 5" Länge des Kopfes; 2" 9''' Breite desselben zwischen beiden Jochbogen; 1' 1" Länge des Rumpfes, 9" Länge des Schwanzes, 8" ungefähr die mittlere Höhe.

Der Magen dieser Art ist einfach, häutig und etwas birnförmig, der blinde Sack nimt nur einen kleinen Theil desselben ein. Es ist kein Blinddarm vorhanden, hingegen ist das Kolon an der Stelle, wo sich der dünne Darm in dasselbe einsenkt, erweitert. Das männliche Glied hat eine Länge von 4 Zoll; es ist im Zustande der Erschlaffung etwas gewunden, wie ein Korkzieher, und bis an sein Ende von einer Haut umgeben. Dieses stellt ein kleines Kugelsegment vor, in dessen Mitte sich die Harnröhre öffnet. Die Hoden liegen unter der Haut und sind im Verhältniß zur Größe des Thieres klein.

Diese Art ist in ganz Paraguay zu Hause; der Prinz von Neuwied fand sie in Brasilien in den großen Campos Geraës und den angrenzenden Gegenden des Sertong, sie lebt auch in Minas Geraës. Nach dem letztern Reisenden ist der Geruch des Thieres unangenehm süßlich, nach Rengger aber stinkend.

B. Gürtelthiere ohne Schneidezähne. Tatusca *Fr. Cuvier*.

2) D. gymnurus *Illiger*. (D. unicinctus *Linné*. — D. 12cinctus. Schreber Säugethiere. t. 75. 76. f. 11. 12. — D. Tatouay *Desmarest*. — *Seba* Thes. I. t. 30. f. 3. 4. Le Kabasson ou tatou a 12 bandes *Buffon*. — *Cuv*. ossem. foss. V. t. 11. f. 7. 8. 9. (cran.). — Tatou tatouay *Azara* II. p. 155. Prinz von Neuwied a. a. O. S. 529. — Rengger a. a. O. S. 290. — *Guérin* l. c. fig. 2. — Bei den Guaranis in Paraguay Tatu-ay (Wundentatu, wegen Fettgebrauchs), bei den Kreolen Tatu-ava (Indianertatu, wegen der Farbe), — im östlichen Brasilien Tatu de rabo molle, auch Tatu-Chinia).

Mit seinem plumpen, ungeschickten Körper gleicht dieses Gürtelthier dem Rhinoceros im Kleinen. Die obere Seite seines Kopfes ist von der Nasenwurzel bis ans Hinterhaupt mit großen, aneinander stoßenden, unregelmäßigen, sechseckigen Schildchen bedeckt. Auf dem Nacken sitzen drei freie Reihen von länglich viereckigen Schildchen, deren längere Seiten quer laufen. Der Schulterpanzer ist aus sieben Reihen von ebenfalls länglich viereckigen Schildchen, deren längere Seiten aber mit der Achse des Körpers gleich laufen, zusammengesetzt. Auf ihn folgen dreizehn bewegliche Gürtel, deren Schildchen denjenigen des Nackens ähnlich sind. Der Hüftpanzer endlich besteht aus zehn Reihen viereckiger Schildchen, welche gegen den Schwanz hin an Breite, sowie überhaupt an Größe zunehmen. Noch finden sich auf dem Rücken der Füße, auf der vordern Seite der Beine und auf der untern Seite des Schwanzendes einige eiförmige Schuppen vor. Alle viereckigen Schildchen sind ihrer Länge nach doppelt gefurcht. Die Haut, welche den übrigen Körper bedeckt, ist, wie bei der vorhergehenden Art dick, runzlig und mit querlaufenden Reihen von hornartigen, glatten Warzen besetzt. Neben jedem hintern Winkel der viereckigen Schildchen des Rückens trit ein starkes

Borstenhaar hervor, und ähnliche Haare stehen, jedoch nur in geringer Anzahl, hinter den Hautwarzen.

Der Kopf ist nicht so lang und breit, hingegen ebenso hoch, wie bei der vorigen Art, seine Scheitelfläche ist etwas gewölbt. Die Schnauze läuft stumpf zu, die Augen sind klein, von schwarzer Farbe, die Ohren chagrinartig, trichterförmig, 18 Linien lang und breit, oben mit einem kleinen Ausschnitt versehen. Die untere Kinnlade ist nicht so lang als die obere. Rengger, dem wir hinsichtlich der Angaben über diese Art folgen, fand bei allen ausgewachsenen Individuen in beiden Kinnladen immer nur 16 Backenzähne. Die drei ersten der obern und der erste der untern Kinnlade sind etwas nach vorn gerichtet, die übrigen stehen senkrecht. Sie passen von beiden Kinnladen, wenn diese geschlossen sind, nicht auf einander, sondern treten zwischen einander, so daß mit Ausnahme des ersten obern und des letzten untern ein Zahn immer mit zwei entgegengesetzten in Berührung steht. Ihre Krone hat beim Hervortreten aus dem Knochen die Gestalt eines seitwärts etwas zusammengedrückten Kegels, allmälig reiben sich aber die Spitzen ab und die Mahlflächen bieten im Oberkiefer bei den drei ersten Zähnen eine etwas nach hinten sehende, bei den übrigen hingegen zwei Ebenen dar, von denen die eine etwas nach vorn, die andere etwas nach hinten gerichtet ist, und die bei ihrem Zusammenstoßen einen querlaufenden Grat bilden. Im Unterkiefer sieht die Mahlfläche des ersten und die des zweiten Zahnes etwas nach vorn. Bei den vier folgenden ist sie wie bei den fünf hintern Zähnen des Oberkiefers beschaffen, und bei den zwei letzten ist sie horizontal. Die Zähne beider Kinnladen nehmen vom ersten bis zum sechsten an Größe zu und dann wiederum ab.

Der Hals dieses Thieres ist sehr kurz, der Rumpf ist nicht so breit wie bei der vorigen Art, sondern mehr walzenförmig. Die Zunge ist länglich, zugespitzt und fleischig und kann einen Zoll lang aus dem Munde treten. Die Extremitäten sind kurz aber stark und mit fünf Zehen versehen; die Klauen sind an den Vorderfüßen und besonders an den drei äußern Zehen rinnenartig gebogen und an der äußern Seite mit einem scharfen Rande versehen, an den Hinterfüßen sind sie viel kleiner, gerade und nur in der Mitte etwas seitwärts gewölbt. Der Schwanz ist rund, läuft kegelförmig zu und ist mit einer nackten, runzlichen, rauhen, harten Haut bedeckt. Die Ruthe des Männchens hing bei den Exemplaren des Prinzen von Neuwied 5 Linien lang herab, die Hoden waren wie bei der vorigen Art verborgen.

Die Farbe der Schildchen ist lichtbräunlichgelb und hat nach Rengger wirklich einige Ähnlichkeit mit der Hautfarbe der Indianer. Mit dem Alter wird sie durch Reibung immer heller, so daß sie zuweilen ins Weißlichgelbe übergeht. Die Haut ist blaßbräunlichgrau. Die Borsten sind gelblichweiß und die Klauen bräunlichgelb.

Rengger will bei diesem Gürtelthiere keine Abänderungen angetroffen haben und gibt seine Maße wie folgt an: 4″ 4‴ Länge des Kopfes, 2″ Breite desselben zwischen den Jochbogen, 1′ 6‴ Länge des Rumpfes, 6″ 3‴ Länge des Schwanzes, 7″ ungefähr die mittlere Höhe.

Über den innern Bau des Thieres finden sich bei Rengger folgende Angaben. Der Magen ist einfach und häutig, der blinde Sack nimt beinahe die Hälfte desselben ein. Die dünnen Därme sind lang, es ist kein Blinddarm vorhanden, hingegen zeigt der dicke Darm bei seinem Anfange eine kugelförmige Anschwellung, in deren Mitte sich der dicke Darm einsenkt, die Lungenflügel haben jeder drei, die Leber fünf Lappen. Die Hauptmaße des Gerippes von einem ausgewachsenen, jedoch nicht sehr großen, männlichen Individuum waren folgende: 4″ 0‴ Länge des Schädels; 1″ 11‴ der sieben Halswirbel zusammengenommen; 6″ 6‴ Länge der Rücken- und Lendenwirbel zusammengenommen; 1″ 6‴ Länge des Heiligenbeins; 2″ 8‴ Länge des Steißbeines bis zu den freien Schwanzwirbeln; 6″ 6‴ Länge der freien Schwanzwirbel zusammengenommen; 2″ 6‴ Länge des Oberarms; 2″ 10‴ Länge der Ulna; 1″ 6‴ Länge des Radius; 3″ 0‴ Länge des Vorderfußes bis ans Ende des Nagels vom Zeigefinger, welcher der längste ist; 1″ 6‴ Durchmesser der Beckenöffnung zwischen der Verbindung der Schaambeine und dem mit dem Sitzbeine verwachsenen Theile des Steißbeines; 1″ 3‴ Querdurchmesser der Beckenöffnung; 2″ 9‴ Länge des Schenkels; 2″ 1‴ Länge des Beines, dessen beide Knochen gleich lang sind; 3″ 3‴ Länge des Hinterfußes mit dem sieben Linien langen Nagel des Mittelfingers.

Am Schädel dieser Art zeichnet sich besonders das Siebbein durch seine große Entwickelung aus. Die Siebbeinplatte nimt ungefähr den siebenten oder achten Theil des Umfanges der Hirnhöhle ein und hilft nicht nur die Grundfläche derselben bilden, sondern macht allein ihre vordere Wand aus, indem sie unter dem Stirnbein aufwärts steigt und sich umwölbt. Die Zellen, welche von dieser Platte ausgehen, erstrecken sich hiemit nicht allein nach unten, sondern auch nach vorn und nach oben. In dieser letztern Richtung vertreten sie die Stelle der Stirnhöhle, von der nur einige Rudimente vorhanden sind. Eine ähnliche Bildung des Siebbeines findet sich auch bei den andern Gürtelthieren, woraus sich der feine Geruch dieser Thiere erklären läßt. — Bei ganz jungen Individuen trifft man die sieben Halswirbel von einander getrennt und beweglich an, bei ausgewachsenen hingegen sind der zweite und dritte mit einander verwachsen, und ihre Dornfortsätze bilden nur ein Stück; bei ganz alten Individuen endlich anchylosiren sich alle Halswirbel, so daß sie nur ein unbewegliches Ganze ausmachen. Die Querfortsätze des vierten bis siebenten Steißbeinwirbels verbinden sich theils mit den hintern oder obern, theils mit der innern Seite des aufsteigenden Astes vom Sitzbein, wodurch sie die sonst weite Beckenöffnung verengern, dem Becken selbst aber mehr Festigkeit und den hintern Extremitäten eine stärkere Stütze geben. Es sind sechs wahre und sieben falsche Rippen vorhanden, nebst einem kleinen Ansatz einer achten. Die erste derselben ist wenigstens viermal so breit als die übrigen, die 5 folgenden wahren Rippen bestehen nur bei ihrer Umbeugung aus Knorpel und vereinigen sich mit dem Brustbeine vermittelst Knochensubstanz, welche zwei Drittheile des vor-

wärtslaufenden Astes einnimt und die man allenfalls für einen besondern Knochen ansehen könnte, auch verbinden sie sich nicht mit den Seiten, sondern mit der untern Fläche des Brustbeines. Die Knorpel der falschen Rippen haben eine sensenförmige Gestalt. Auf der äußern Fläche des Schulterblattes findet sich unter dem gewöhnlich vorhandenen Grate noch ein zweiter, niedriger vor, welcher mit dem erstern parallel läuft. Der Kronenfortsatz zeigt sich als ein abgesonderter 14‴ langer Knochen, der sich nach vorn und innen über das Schultergelenk hinabbeugt. Die Knochen des Ober- und Vorderarmes, des Schenkels und des Beines sind kurz, dick und mit stark hervortretenden Gräten, sowie mit beträchtlichen Vertiefungen versehen. Das Gerippe hängt an einigen Stellen durch ein kurzes und dickes Zellgewebe mit dem Panzer zusammen. Dies ist der Fall am Ende der Querfortsätze der vier letzten Rückenwirbel und aller Lendenwirbel, ferner an den Dornenfortsätzen der 6 ersten Wirbel des Steißbeines, an dem obern und dem vordern Rande des Hüftbeines und an dem hintern Rande des Sitzbeines.

In Brasilien findet sich dieses Thier an der Küste sowie auch im Innern, außerdem auch in ganz Paraguay, wenn auch nicht sehr häufig, scheint also über ganz Südamerika verbreitet zu seyn. In Paraguay richtet es zuweilen bedeutenden Schaden an den Maniocpflanzungen an, um so mehr, als es jede Nacht eine neue Pflanze untergräbt.

Zu dieser Art dürfte vielleicht ein von Thunberg (Kongl. Vet. Acad. Handl. f. Ao. 1818. p. 68. t. 1.) beschriebenes, nach ihm in Brasilien einheimisches Gürtelthier gehören. Es soll mit 28 gleichen Gürteln versehen seyn, runde Ohren, an allen Füßen fünf Zehen haben, von der Schnauzenspitze zum Schwanz 1′, dieser aber 4″ messen.

8) D. longicaudus *Wied*. Das gemeine Gürtelthier (Prinz von Neuwied a. a. O. S. 531. — Rengger a. a. O. S. 296. — D. Peba *Desmarest*. — D. 7cinctus *Linné*. — D. 7cinctus? D. octocinctus *Schreber* t. 73. 76. f. 5. 6. — D. 9cinctus *L*. Tatu novemcinctus Blumenbach Abbild. t. 83. Tatuete und Cochicame *Buffon*. — *Cuvier* ossem. foss. V. t. 10. (Skel. — Tatu noir *Azara* l. c. II. 177. — Tatú-Peba am Parahybo do Sul. — Tatú-verdadaro an der Ostküste und im Sertong von Bahia in Brasilien. — Bei den Guaranis in Paraguay Tatu-hu (schwarze Tatu.)

Dieses Gürtelthier ist das gemeinste von allen, auch in den Samlungen sieht man es am häufigsten, und es ist mehrmals nach Europa gebracht worden. Schon auf den ersten Blick erkennt man es an der zierlichen, schlanken Gestalt, an dem spitzigen Kopf, den langen Ohren und Schwanz, sowie an der Anzahl der beweglichen Gürtel, deren meist 9 vorhanden sind, und an den 4 Brüsten.

Rengger gibt die Maße eines großen Individuums dieser Art folgendermaßen an: 4″ Länge des Kopfes, 1′ 3″ 4‴ Länge des Rumpfes, 1′ 1″ 3‴ Länge des Schwanzes, 8″ ungefähr die mittlere Höhe, 1″ 8‴ Länge des Ohres. Der Kopf ist sehr verlängert und im Verhältniß zum Körper kleiner als der anderer Arten; die Stirn ist mit rundlichen Schilden bedeckt, welche bis an die Nase gehen und das Auge umgeben; auf den Wangen stehen einige, von einander entfernte, rundliche Schuppen; der Hals ist nackt; die Panzer auf den Schultern und auf den Hüften bestehen aus kleinen, gewölbten, sechseckigen Schilden; die beweglichen Gürtel sind aus länglichen, rectangulären Schilden zusammengesetzt, auf deren jedem ein vertiefter Eindruck in Form eines länglichen Dreiecks steht, wodurch sich auf dem ganzen Gürtel eine vertiefte Zickzacklinie zeigt. Der Schwanz ist lang und kegelförmig mit Ringen bedeckt, welche aus einer zwei- bis dreifachen Reihe Schilden bestehen; auf dem Bauche und den Extremitäten stehen ebenfalls einige Reihen Schilde, hinter denen in der Regel einige weiße Haare entspringen; die Schilde der hintern Füße sind stärker als die übrigen, an den vordern stehen vier Zehen mit mittelmäßigen Klauen; es sind zwei Brust- und zwei Bauchbrüste vorhanden.

Diese Art hat in jeder Kinnlade 16 Backenzähne, irriger Weise gibt man ihr im Oberkiefer 18. Man erkennt nach Rengger die Vollständigkeit ihres Gebisses am Daseyn des hintersten, obersten Backenzahnes, welcher um zwei Drittheile kleiner ist und etwas mehr nach innen steht, als die vordern. Alle Zähne haben eine walzenförmige Gestalt, nur sind die drei ersten jeder Kinnlade von den Seiten zusammengedrückt. Das obere Gebiß paßt ebenso wenig wie bei den vorigen Arten auf das untere, indem mit Ausnahme des ersten und des letzten oberen, sowie des ersten unteren Zahnes, jeder mit zwei entgegengesetzten in Berührung steht. Dadurch erhält ihre Mahlfläche die nämliche Gestalt, wie bei jenen Arten, außer daß der querlaufende Grat weniger sichtbar ist. Bei ganz jungen Individuen, denen die Zähne eben durchbrechen, laufen sie in beiden Kinnladen spitzig zu und zwar so, daß der erste Zahn eine einfache, die übrigen gleich einer Bischofsmütze eine doppelte Spitze haben. Die Zunge ist lang und schmal, da der Bau des Unterkiefers keine andere Gestalt zuläßt; sie läßt sich zwei Zoll lang aus dem Munde hervorziehen.

Was die Farbe des Thieres betrifft, so ist sie mehr schwärzlich, als an den übrigen Arten, allein an vielen Stellen vom Einkriechen in die Erde abgeschliffen und dann weißlich.

Dieses Gürtelthier hat bald 7, bald 8, bald 9 bewegliche Gürtel, was jedoch, wie schon oben bemerkt ist, nicht vom zunehmenden Alter herrührt. „Ich habe," sagt Rengger, „mit Dr. Parlet an mehren ganz jungen Individuen, welche nur sieben oder acht bewegliche Gürtel besaßen, die Schildreihen des ganzen Rückenpanzers gezählt und dieselben nach einem und selbst nach zwei Jahren nie vermehrt gefunden, nur an Größe hatten sie zugenommen. Bei einigen Individuen war zwar während dieser Zeit die Zahl der beweglichen Gürtel von sieben auf acht, oder von acht auf neun gestiegen, diese Vermehrung fand aber nicht durch Erzeugung eines neuen Gürtels, sondern dadurch statt, daß die erste Schilderreihe des Hüftpanzers, die ohnehin einem

Gürtel sehr ähnlich ist, vermittelst des Wachsthums und der Ausdehnung der Fiechsenhaut einige Beweglichkeit erhielt, und hiemit die Anzahl der Gürtel auf Kosten des Hüftpanzers vermehrt ward." Der Prinz von Neuwied will sogar an einem großen Exemplar dieser Art 10 Gürtel gefunden haben.

Um den Bau des Rückenpanzers der Gürtelthiere genauer zu untersuchen, ließ Rengger den eines jungen Individuums dieser Art einige Zeit lang in Wasser einweichen. Vermittelst der hiedurch bewirkten Zersetzung nahm er zwei verschiedene Bestandtheile an demselben wahr. Den Überzug des Panzers bilden dünne, halb durchsichtige, hornartige Schuppen, oder die bisher beschriebenen Schildchen, welche bei dieser Art auf den Schultern und auf dem Kreuz theils eiförmig, theils unregelmäßig fünf- oder sechseckig, auf dem beweglichen Gürtel hingegen dreieckig sind. Sie vertreten die Stelle der Oberhaut und des malpighischen Netzes. Der unter demselben liegende Körper des Panzers ist aus querlaufenden Reihen von kleinen, sich berührenden Knochenplatten zusammengesetzt, die an dem Schulterpanzer und dem Kreuzpanzer theils eine länglich viereckige, theils eine unregelmäßig fünf- und sechseckige, an den Gürteln nur eine länglich viereckige Gestalt haben. Sie werden durch eine dichte, flechsenartige Haut mit einander verbunden, welche zwischen die einzelnen Platten sowol, als zwischen die Reihen von Platten hineindringt und zugleich die ganze innere Fläche der Schale überzieht. Die Gestalt der Schildchen ist auf den Knochenplatten stark abgedrückt, und die Nähte der letztern sind nur auf ihrer innern Fläche sichtbar. Man sieht hieraus, daß der Panzer der Gürtelthiere große Ähnlichkeit mit der Schale der Schildkröten hat.

Das Gerippe dieses Gürtelthieres hat mit demjenigen der vorhergehenden Art große Ähnlichkeit, nur findet sich bei ihm ein Rückenwirbel und eine Rippe weniger als bei dieser. Ferner sind die Rippen bei gegenwärtiger breiter als bei jener und die acht hintersten derselben auf ihrer äußern Seite mit einer breiten, der Länge nach laufenden Rinne versehen. Der Magen weicht in seiner Gestalt ab; er ist ein großer, häutiger, nach dem Darmende verdünnter und gekrümmter Sack, jedoch hat seine Muskelhaut gegen den Pylorus hin eine beträchtliche Dicke. Die Leber ist in vier ganzrandige Lappen getheilt. Die männliche Ruthe geht in drei kegelförmige Spitzen aus, die im Dreiecke stehen und von denen die obere oder vordere doppelt so groß ist, als die zwei andern; auf dieser öffnet sich nahe bei ihrem Ende und nach unten, als eine kleine Querspalte, die Harnröhre. Die äußern weiblichen Geschlechtstheile sind runzlich und an ihrem untern Ende etwas hervorspringend. Die Scheide ist lang, die Gebärmutter einfach und von länglich birnförmiger Gestalt. Sie nimt die kurzen fallopischen Röhren gleich über der Mitte ihrer rechten und linken Seite auf. Die Eierstöcke sind bohnenförmig. Da die Blase weit oben im Becken liegt, so findet sich auch beim Weibchen eine lange Harnröhre vor.

Über die Anzahl der Jungen und die Fortpflanzung überhaupt schweigt Rengger; auch der Prinz von Neuwied konnte jene nicht in Erfahrung bringen, sagt aber, daß die jungen Thierchen allerliebst seien und eine mehr weißliche Farbe als die alten hätten.

Dieses Thier scheint über ganz Südamerika verbreitet zu seyn; denn es lebt in Guiana, Brasilien und Paraguay, doch nach Rengger von diesem Lande nicht weiter südlich. In manchen Gegenden Brasiliens sind diese Thiere äußerst zahlreich, ihre Höhlen oder Baue findet der Jäger leicht, indem es mit dem Schwanze eine kleine Rinne zieht. Man fängt es häufig in Schlagfallen (Mundeos), und der Prinz von Neuwied erhielt in den Wäldern am Mucuri auf diese Art in drei Wochen 30 solcher Gürtelthiere, welche sämtlich der Mannschaft zur Speise dienten. Oft fand man diese Thiere unter den schweren Schlagbäumen nach zehn bis zwölf Stunden noch lebend, indem der Seitenpanzer das Gewicht des Fallholzes etwas bricht; ja man hat selbst Beispiele, daß sich diese Thiere unter dem Schlagbaume herausgegraben haben. Wenn man sie gefangen halten will, muß man sie in sehr feste Behältnisse bringen, damit sie sich nicht durchgraben. Eine Stimme hörte der Prinz von Neuwied nie von ihnen.

4) D. tricinctus *Linné* (*Seba* thesaurus I. t. 38. f. 2. 3. — D. Apar *Desmarest* — Tatu mataco *Azara* l. c. 197.). Diese Art ist wegen ihres Vermögens, sich zusammenkugeln zu können, von Illiger zu einer eigenen Gattung Tolypeutes erhoben worden.

Die Länge dieses Thieres von der Schnauzenspitze bis an die Schwanzwurzel ist 1 Fuß 2 Zoll 8 Linien, der Schwanz mißt 2 Zoll 4 Linien, der Kopf ist 1" 3"' breit, die Ohren sind 1" lang. Der Kopf ist länglich, fast pyramidal, die Schnauze spitzig, der Kopfpanzer ist sehr dick und hoch und besteht aus rauhen, unregelmäßig polygonischen Schilden. Er reicht hinten über den Kopf und bildet einen Cirkelabschnitt, der in die Ausrandung des Schulterpanzers paßt. Auf den untern Augenliedern stehen keine Schilde, aber auf dem Halse stehen zwei hinter einander, von denen das hinterste das größte ist. Die Ohren sind zugerundet. Der Schulterpanzer ist vorn in der Mitte ausgerandet und verlängert sich nach vorn auf beiden Seiten in eine Spitze, welche die Wangen erreicht. Er besteht aus 9—10 Gürteln, aus runzlichen oder höckerigen, polygonen Schilden zusammengesetzt, mit Ausnahme derjenigen der letzten Reihe, welche die Form eines Parallelogramms haben. Die drei beweglichen Binden bestehen aus rektangulären Schilden, deren Größe nach den Seiten herunter abnimt und die alle höckerig sind. Der Kreuzpanzer besteht aus dreizehn Reihen polygoner Schilde, welche ebenfalls runzlich sind. Der Schwanz ist kurz und platt, die Beine schwach mit eben solchen Zehen, der Daumen und die äußere Zehe sind kurz. Es sind nur zwei Pectoralbrüste vorhanden. Die Farbe des Körpers ist ein glänzendes, dunkeles Bleigrün, die Haare, welche besonders an den Beinen stehen, sind braun.

Bei dieser Art ist der Panzer am dicksten und festesten. Die kleinen vorspringenden Höcker, welche symmetrisch jedes Schildchen besetzen, geben ihm ein ganz ei-

genes Ansehen. Der Bau des Panzers macht das Zusammenkugeln des Thieres möglich, dagegen scheint es nach den schwachen Füßen und Klauen nicht stark zu graben. Es findet sich vom 36° südlicher Breite in Tucuman und in den Umgebungen von Buenos Ayres.

5) D. hybridus *Desmarest* (Mammal. p. 368. — Tatou mules *Azara* l. c. p. 186.). Mißt von der Schnauzenspitze bis zum Anfang des Schwanzes 11″ 8‴, der Schwanz 6″ 3‴, ist dem Longicaudus sehr ähnlich, weicht aber besonders durch den viel kürzern Schwanz, durch kürzere Beine, vorn breiten, unten weniger haarigen Körper und weiter aus einander stehende Gürtel ab. — Die Schnauze ist lang, die Ohren groß, der Schwanz rund, Gürtel finden sich 5—7. Die Farbe ist weniger schwarz als bei dem Longicaudus, weshalb man vermuthet, daß es weniger in Höhlen lebt. Es soll überhaupt mehr offene Stellen lieben, wo nur niedrig Gebüsch wächst. Nach Azara, dem wir allein die Kenntniß dieser Art verdanken, wirft das Weibchen im October 8—12 Junge. Rengger konnte dieses Thieres nicht habhaft werden, ob er gleich viele Bruchstücke von demselben sah und es nach Azara zu Assumption und in den Missions-Provinzen sehr gemein gewesen ist.

6) D. minutus *Desmarest* (Mammal. — Patagonicus, *Ej.* Nouv. Dict. d'hist. nat. — Tatou pichiy, *Azara* l. c. II. 192.). Der Schwanz rund, an der Wurzel gepanzert, fast von halber Körperlänge, 6—7 bewegliche Gürtel aus rectangulären Schilden zusammengesetzt; die Ohren sehr klein, der Kopf mit unregelmäßigen, glatten Schuppen, welche über den Augen einen Ausschnitt bilden, bedeckt, auf dem Panzer und am Unterleibe viele braune Haare; die Ränder der Gürtel und des Kreuzpanzers scharf gezahnt. — Mißt von der Schnauze bis zum Schwanz 10″, dieser 4½″. Ist dem nachfolgenden Villosus sehr ähnlich, aber kleiner und hat wenigere und kürzere Haare. Zwei Brustdrüsen.

Wir entlehnen diese Beschreibung aus *Fischer* Synopsis Mammalium. Indessen findet sich eine andere, genauere zwar, welche aber nicht dazu dient, einen Irrthum aufzuklären, der sich hier irgendwo eingeschlichen (im Dictionaire des Scienc. nat. tom. 52., wo das Thier D. minimus heißt). Denn Desmarest citirt dabei F. Cuviers Encoubert bei dieser Art, welches Synonyms Rengger, dem man wol eher folgen darf, bei D. sexcinctus, wo wir es auch angeführt, gedenkt. Hier müssen noch unmittelbare Vergleichungen entscheiden, ob wir gleich geneigt sind, die Art zu Sexcinctus zu ziehen. Wir übersetzen Desmarest's Beschreibung wörtlich, woraus sich die Ähnlichkeit ergeben wird.

Diese Art, von der wir ein Individuum besaßen und von welcher ein anderes, das in der Menagerie lebte, von Friedrich Cuvier unter dem Namen Encoubert beschrieben worden ist, verdient den Namen, welchen wir ihr geben, indem sie die kleinste von allen Arten der Gattung ist, mit Ausnahme des Chlamyphorus. Sie mißt nur 10″ in der Länge, ihr Schwanz hat 4″ 6‴, der Kopf 2″ 8‴, die Ohren 3‴. Der Kopfpanzer dieser Art ist ziemlich flach und besteht aus unregelmäßigen Schilden, die Ohren sind sehr spitz, die Augen unter dem Rande des Kopfpanzers verborgen, auf dem untern Augenliede stehen kleine Schilde, deren man keine auf den Backenknochen sieht, wo sich dagegen ein starker Büschel steifer, brauner Haare findet; der Hals ist außerordentlich kurz und oben mit einer Reihe sehr kleiner Schilde bedeckt; der Schulterpanzer ist ungefähr 2″ lang, die beweglichen Gürtel des Rückens, an der Zahl 6 bis 7, sind aus rectangulären, mehr langen als breiten Stücken gebildet, von denen jedes auf der einen und andern Seite durch eine sehr zusammengedrückte, bogige und nach hinten spitzige Schuppe eingefaßt ist; der Kreuzpanzer besteht aus 10 Reihen fast viereckiger Stücke, und sein äußerer Rand ist stark gezähnt; alle Schilde haben zwei vertiefte Längslinien, der Zwischenraum zwischen beiden ist glatt, die äußern Ränder gleichsam körnig. Aus allen Schilden des Panzers entspringen braune Haare, die jedoch weniger lang, als bei dem behaarten Gürtelthier sind; auch stehen an der Unterseite des Körpers und an den Füßen weniger Haare als bei dem eben genannten. Der Schwanz ist mit starken Schilden bedeckt, welche besonders an dessen Wurzel ringförmig gestellt sind. Die Klauen sind von mittlerer Stärke.

7) In diese Abtheilung gehört noch D. quadricinctus *L.*, eine nur von Columna (Aquat. p. XV.) gesehene Art, deren Existenz nur auf einem zusammengeleimten Panzer beruht.

C. Gürtelthiere mit vielen $\frac{25 \cdot 25}{24 \cdot 14}$ plattenförmigen Backenzähnen. Priodontes *F. Cuvier.*

8) D. Gigas *Cuvier.* (D. giganteus *Desmarest.* — *Cuvier* ossem. foss. V. t. 11. f. 1—3. — Deuxième Kabassou *Buffon.* — Grand tatou *Azara* Essai. II. p. 132.) das Riesengürtelthier.

Dieses Thier ist das größte der ganzen Familie (mit Ausnahme der bis jetzt bekannt gewordenen fossilen Reste). Seine ganze Länge beträgt von der Nasenspitze bis zum hintern Rande des Kreuzpanzers 3′ 2″ 6‴, der Kopf mißt 7″ 6‴ in die Länge, 3″ 9‴ in die Breite, der Hals ist 2″ 8‴ lang und die Ohren 1″ 9‴, der Schwanz 1″ 5‴. Der Kopf ist verhältnißmäßig kleiner als an den andern Gürtelthieren, auf der Stirne gewölbt und von den Augen bis an das Ende der Schnauze cylindrisch; der Kopfpanzer ist am Hinterkopf mit zwei Reihen Schilden eingefaßt; die Ohren sind von mittelmäßiger Größe, spitzig und liegen schräg nach hinten; der Schulterpanzer besteht in der Mitte aus neun Reihen Schilden, der Kreuzpanzer aus siebenzehn bis achtzehn; die beweglichen Gürtel, zwölf bis dreizehn an der Zahl, bestehen aus rectangulären Schilden, der Schwanz ist an der Wurzel sehr dick (bis über 10″ im Umfang), spitzig an der Wurzel, mit ringförmigen, gegen das Ende in gekreuzte Spirallinien gestellten Schuppen bedeckt. An den Vorderfüßen ist der äußerste Finger sehr kurz, schwach und aufwärts gebogen; die Klaue des zweiten Fingers ist 2″ lang, einen Zoll breit und messerförmig, die des dritten ist 4″ lang, an der Wurzel 1½″ breit, die Klaue des Zeigefingers ist 14‴ lang, die des Daumens ziemlich klein. Die Zehen der Hinterfüße sind kurz, mit

weniger starken Klauen als an den Vorderfüßen. Die allgemeine Farbe der Schale ist überall schwärzlich, wo die Oberhaut nicht abgerieben ist.

Dieses Thier bewohnt die nördlichsten, holzreichen Gegenden von Paraguay, ist aber in den bewohnten Gegenden so selten geworden, daß Rengger kein Exemplar auftreiben konnte; auch der Prinz von Neuwied erhielt, wie wir schon oben bemerkt haben, nur unvollständige Schwänze dieses Thieres, welche den Botocuden als Sprachröhre gedient hatten. (*D. Thon.*)

DASYSTEMON Cand. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sedeen und der fünften Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Drei bis sieben blattartige, ungleichförmige Kelchblättchen; ebenso viel, meist aber fünf Corollenblättchen, welche an der Basis kaum verwachsen sind; drei bis sieben dicke, mit den Corollenblättchen alternirende Staubfäden mit aufrechten Antheren; drei bis fünf vielsamige Kapseln. Die einzige bekannte Art, *D. calycinus* Cand. (Prodr. III. 382, Crassula calycina Desf. catal. hort. par. 1817.), ist ein neuholländisches, schuppig-blattriges Sommergewächs mit gablig-ästigem Stengel, linienförmigen, an der Basis zusammengewachsenen Blättern und weißgrünlichen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DASYTES, *Paykull* (Insecta), Haarweichkäfer. Eine Käfergattung aus der Abtheilung Pentamera, Familie Serricornes, Section Malacodermes und Tribus Melyrides; zwischen Malachius und Zygia stehend, aus Lagria *Fabr.* gesondert. — Die Kennzeichen derselben sind folgende. Das erste Tarsenglied ist ganz deutlich länger als das vorhergehende, die Klauen am letzten haben einen häutigen Anhang, oder einen sehr zusammengedrückten Zahn; der Thorax ist fast viereckig, die Fühler sind von der Länge des Kopfes und Brustschildes, an der Wurzel sehr aus einander gerückt und stehen vor den Augen. Die retraktilen Bläschen an den Seiten des Körpers, welche Malachius hat, fehlen hier. — Die Palpen sind ungleich, nach außen dicker, an der Spitze schief abgestutzt; der Kopf verschmälert sich nach vorn etwas rüsselförmig, das vorletzte Tarsenglied ist kegelförmig. Der Körper ist linienförmig, lang; das Brustschild kurz, gerandet, kaum schmäler als die Flügeldecken.

Diese Käfer leben meist auf Blüthen, viele sind in Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, Dalmatien, Ungern, Schweden, einige sogar in Lappland, wenige der bekannten in Brasilien und Peru einheimisch. Dejean (Catalogue des Coléoptères p. 39) zählt 35 Arten auf.

Der Unterschied der Geschlechter besteht darin, daß die Männchen kleiner sind, längere Fühler als die Weibchen, oft Eindrücke auf den Bauchringen haben und das letzte Körpersegment immer ausgeschnitten ist.

Die Larve einer Art lebt im Fruchtboden der Himbeeren. — Als Beispiele führen wir folgende Arten an.

1) D. coeruleus *Fabr.* (Melyris coerulea, Illiger Käfer Preußens Lagria coerulea, *Rossi* fauna Etrusca. — Telephorus coeruleus *Degeer*, Insecta. Abb. *Panzer* Fauna 96. f. 10.) Lang, behaart, oben blau, der Thorax mit wenigen, tief eingedrückten Punkten, Flügeldecken an der Spitze abgerundet, Fühler schwarz. Über vier Linien lang. Auf allerlei Blüthen, Umbellaten, im Juni in Teutschland nicht selten.

2) D. niger *Linné* (Dermestes... Fauna Suec. 439. — Dasytes niger *Panzer* fauna 96. f. 9. — Melyris nigra *Illig.* l. c. — Melyris villosus *Olivier* Entomol. II. taf. 2. f. 10. a. b.). Lang, schwarz, behaart, schwach punktirt, Thorax auf beiden Seiten mit einem Eindruck, Fühler schwach, sägezähnig. — Etwa drei Linien lang. — Männchen: Thorax etwas flachgedrückt, Fühler von halber Körperlänge, die meisten Hinterleibsringe an der Spitze eingedrückt, der vorletzte ausgerandet. Weibchen: etwas größer, Thorax gewölbter, Fühler kürzer, alle Hinterleibsringe glatt, ganzrandig. — Auf Wiesenblüthen in waldigen Gegenden, meist in der Nähe von Himbeeren (Rubus Idaeus), in deren Fruchtboden die Larve lebt. In Teutschland, Frankreich, England u. s. w., auch in Lappland. (*D. Thon.*)

DASYURUS, *Geoffroy* (Mammalia). Eine Gattung der Beutelthiere (Marsupialia) mit folgenden Kennzeichen. Schneidezähne $\frac{8}{6}$ klein, gleich groß, oder die zwei mittleren bedeutend größer als die seitlichen; Eckzähne $\frac{1.1}{1.1}$ deutlich abgerückt und länger als die ersten; Mahlzähne $\frac{6.6}{6.6}$, von denen die zwei oder drei ersten sogenannte falsche, die übrigen zugespitzt sind; der Daumen der Hinterfüße ist bis auf ein Knötchen geschwunden oder fehlt ganz; kein Wickelschwanz.

Der Kopf ist kegelförmig, die Schnauze spitzig, die Nase, mehr oder weniger rüsselförmig, ist durch keine Furche getrennt. Die Füße sind lang, schmächtig, alle mit fünf getrennten Zehen und kleinen, hackigen Krallen versehen; an den hintern Füßen ist aber der Daumen sehr kurz, nur höckerförmig, nagellos und von den andern Zehen abgerückt. Der lange Schwanz, kein Greifschwanz, ist mit Haaren bedeckt. Die Augen sind lebhaft und stehen seitlich fast in der Mitte der beiden andern Organe. Die Ohren sind von mittelmäßiger Länge, meist ganz oder theilweise behaart. Der Rachen ist nicht bis an den hintern Augenrand gespalten. Die Weibchen haben zwar eine Zitzentasche, sie ist aber nicht sehr deutlich und bei denjenigen, welche noch nicht trächtig waren, an getrockneten Häuten schwer zu unterscheiden.

Diese Thiere nähern sich sehr den gewöhnlichen Beutelthieren und leben wie diese von Fleisch, unterscheiden sich aber von den eigentlichen Beutelthieren hauptsächlich dadurch, daß sie nicht wie diese auf Bäume klettern und wegen des Baues der Vorderfüße diese nicht als Hände brauchen können. Diese Thiere leben vielmehr nach Art der Marder und Füchse, halten sich während des Tages in Felsenhöhlen verborgen und gehen des Nachts ihrem Raube nach. Sie leben von dem faulenden Fleisch der Seehunde und Cetaceen, welche an den Küsten stranden und sterben. Sie sind sehr gefräßig, dringen mit vieler Kühnheit in die Wohnungen der Menschen und werden dadurch sehr lästig. Sie bewohnen sämtlich Neu-Holland und die benachbarten Inseln.

1) D. ursinus *Harris.* (Transactions of the Linnéan Society. IX. p. 176. t. 19. f. 2. — *Temminck*

Monographie de Mammalogie. I. p. 68. t. 8. Schädel des erwachsenen).

Die Größe der erwachsenen ist ungefähr die eines kleinen Dachses. Die Hauptkennzeichen sind die schwarze Farbe mit einzelnen weißen Flecken, die kahlen Ohren und der unten kahle Schwanz, der nur zum Theil ein Greifschwanz ist. Letzterer ist halb so lang als Kopf und Körper zusammengenommen, die Ohren sind nur mit kurzen, einzeln stehenden Haaren bedeckt, die Schnauze ist kurz und stumpf, die Augen stehen in der Mitte zwischen Nase und Ohren, an beiden Kiefern und über den Augen stehen lange Schnurrhaare, die Füße haben eine nackte, runzliche Sohle. Der Pelz ist rauh, grob, die Seidenhaare sind sehr dick, das ganze Thier ist überhaupt mit einem schwarzen oder braunschwarzen Pelz bekleidet. Auf der Brust zwischen den Vorderfüßen steht ein schmales, weißes Halsband, und nach Harris finden sich unregelmäßige, weiße Flecken bald auf den Schultern, bald an der Kehle und über dem Steiß. Die Schnurrhaare sind schwarz, an der Oberlippe 4″ lang, die über den Augen 4″ 2‴ und die am Unterkiefer, welche zwei Büschel bilden, sind 2″ lang. Harris gibt von den beiden Individuen, welche er lebend besaß, folgende Maaße. Die ganze Länge 2′ 2″ englisch Maaß, der Schwanz allein 8″, der Kopf 6″, die Höhe an den Schultern 9″ 6‴.

Das Vaterland ist, wie gesagt, Neuholland. Die ersten Verbrechercolonien, welche an die wüste Küste dieses Landes in die Umgebung von Hobart-Town gebracht wurden, wurden von der Raubgier dieses Thieres sehr belästigt, indem es ihr Geflügel aufzehrte; indessen diente dagegen sein Fleisch auch wieder den Deportirten, das noch überdies nach Harris keinen übeln Geschmack hat, indem dieser von dem des Kalbfleisches nicht viel abweicht. Diese Thiere sind fleischfressend, und jede Art Fleisch steht ihnen an, doch lieben sie besonders das Fleisch der Wallrosse. Sie sind die gefürchteten Verwüster der Hühnerhöfe, wie bei uns die Marder und Iltisse, und ihr engländischer Name native devil (natürlicher Teufel) ist in dieser Hinsicht bezeichnend genug. Harris hatte lange Zeit ein Pärchen lebendig, welches aber fast beständig im Kampf mit einander war. Sie setzten sich oft auf die Hinterbeine und bedienten sich der Vorderpfoten beim Fressen. Sie werfen vier oder fünf Junge, welche nackt geboren und in den Beutel aufgenommen werden und sehr fest an den Zitzen hängen.

2) D. macrourus *Geoffroy* (Annales du Mus. III. — *Péron* voyage aux terres australes. t. 33. schöne Abbildung). — Viverra maculata, *Shaw* General Zoology. I. 2. 488. — Spotted martin, *Philipps* Voy. t. 46. — Dasyure a longue queue. *Cuvier* regne animal).

Diese Art unterscheidet sich von ihren Gattungsverwandten durch die rothbraune Farbe mit weißen Flecken, welche letztere sich auch über den Schwanz erstrecken.

Die Größe ist die einer Hauskatze. Der Schwanz ist fast so lang, als Körper und Kopf zusammengenommen; die Schnauze schwach, in die Länge gezogen, die Ohren kurz, die Augen näher an den Ohren als an der Nase. Der Pelz dieser Art fühlt sich nicht sehr sanft an, ist kurz und sehr dicht, die Haare des Schwanzes sind nicht lang und buschig, sondern werden nach dessen Spitze zu kürzer. Die Farbe des Pelzes ist kastanienbraun mit vielen, rein weißen Flecken von verschiedener Größe. Auf dem Rücken sind sie anfangs so klein, daß man sie kaum unterscheidet, dann werden sie größer und breiter, endlich an den Seiten fast Zoll groß. Die an dem Schwanze wechseln auch in der Größe und bedecken die größere Hälfte dieses Theiles, der gegen das Ende einfärbig wird. Die größten Flecken sieht man an den Seiten des Körpers und des Halses, kleine auch auf dem Kopfe. Der Bauch ist schmutzig weiß, der Kopf zieht ins Rostrothe, ist heller als der Rücken, und die vordern Füße haben eine gelbliche Farbe, die Ohren sind kurz und die Krallen weißlich.

Die Länge des erwachsenen Thieres ist 3′ 1 bis 2″, der Schwanz mißt 16″; der vordere Augenrand ist von der Nasenspitze 1″ 9‴ entfernt.

Dieses Thier lebt ebenfalls in Neuholland (Botany Bay, Sidney-Cow), von seiner Lebensweise ist nicht viel mehr bekannt, als daß es eben von dem Fleisch gestrandeter Robben lebt, wie schon Pérons Abbildung zeigt.

3) D. Maugei *Geoffroy* (Annales l. c. t. 7. f. 5 — 8. Cranium. — *Freycinet* Voyage, Zoologie. t. 4. — *Geoffroy* et *Cuvier Mammifères* fasc. 44).

Diese Art unterscheidet sich durch ihre Olivenfarbe mit weißen Flecken und durch den ungefleckten Schwanz.

Die Größe ist ungefähr die vom Iltis (Mustela Patorius). Das in gedachter Reise abgebildete Exemplar maß in ganzer Länge 2′ 3″, der Kopf 3″ 1‴, der Körper vom Hinterkopf bis zur Schwanzwurzel 11″, der Schwanz 12″; die 11‴ hohen Ohren zeigten sich im Leben wegen der vielfach verbreiteten, feinen Blutgefäße rosenroth. Der fleckenlose Schwanz hat eine weiße Spitze, die schmächtig ist. Der Daumen an den hintern Füßen ist von den übrigen Zehen weit abgerückt und steckt fast ganz in der Haut. Der Pelz ist haarreich, dicht; die obern Theile wechseln in Olivenfarben und Rothgelb, die untern sind hell aschgrau, alle Theile des Körpers und des Kopfes, mit Ausnahme der hintern Füße und des Schwanzes, sind mit großen und kleinen, rein weißen Flecken bedeckt. Die olivenfarbigen und aschgrauen Haare haben zwei Farben, indem ihre Wurzel überall dunkel aschgrau ist, aber die Haare der weißen Flecken sind durchaus weiß. Die Wurzel des Schwanzes ist auf der obern Seite von der Farbe des Rückens, aber ohne Flecken, weiterhin ist er rostgelb mit schwarzen Haarspitzen, und seine Spitze, die etwas pfriemenförmig ausläuft, hat weiße Haare, sowie auch die ganze untere Seite weißlich ist; die Kehle und das Ende der vier Extremitäten ist rein weiß, die Schnauze olivengelb mit einem schwarzen Fleck vor dem Auge.

Quoy und Gaimard erhielten ein Individuum fünf Monate lang am Bord der Corvette Urania lebendig. Dies zierliche kleine Thier war nicht schüchtern und nicht bissig, wie man es auch necken mochte; da es aber sehr lichtscheu war und gern das Dunkle suchte, so gefiel es sich am liebsten in dem kleinen Behälter, den man zu seinem Aufenthalt bestimmt hatte. Als man das Kap Horn umschiffte und ihm denselben wärmer machen wollte, warf

es alles Pelzwerk, womit man jenes ausgekleidet hatte, wieder heraus. Es war nicht bösartig, aber man bemerkte auch nicht, daß es für die Person, die ihm Nahrung reichte und es liebkoste, eine besondere Anhänglichkeit gezeigt hätte. Die Zeit, wenn es [illegible] nahm, war immer eine Art von Unterhaltung für die Zuschauer. Da es nur von rohem oder gekochtem Fleische lebte, so erfaßte es gierig die dargebotenen Stücken, und wenn es eins im Maule hatte, so warf es oft dasselbe wieder in die Luft und schnappte es geschickt auf, offenbar um ihm eine zum Verschlucken bessere Lage zu geben. Es bediente sich beim Fressen auch seiner Vorderfüße, nach jeder Mahlzeit aber setzte es sich auf die Hinterbeine und rieb lange und eifrig nicht blos die beiden Vorderfüße so gegen einander, so wie wir es mit den Händen machen, sondern strich sie auch ohne Aufhören über die glatte, immer sehr feuchte und dunkelrothe Schnauzenspitze, manchmal über die Ohren und den Kopf, gleichsam um alles wegzuschaffen, was etwa von Stückchen der Nahrungsmittel da hängen geblieben wäre. Diese Sorge für äußerste Reinlichkeit erfolgte allemal nach jeder Mahlzeit.

Diese Thiere sind noch ziemlich gemein zu Port Jackson; da man ihnen aber wegen ihrer Schädlichkeit fortwährend nachstellt, so werden sie bald seltener werden.

4) D. viverrinus *Geoffroy*. (Annales l. c. D. maculatus *id*. in Catalog. du Musée. — Spotted Opossam or Tapoo-Tafa; *Phillips White* Voy. to New Soud-Wales, gute Abbildung. — *Guérin* Iconogr. Mammifer. t. 20. f. 2.).

Kennzeichen: schwarz mit weißen Flecken, der Schwanz ungefleckt. Die Größe geringer als die des Iltis, Schnauze spitzig, Schwanz so lang als der Körper und der halbe Kopf mit langen gegen das Ende büschelförmigen Haaren, die Formen ganz wie die der vorigen Art, aber kleiner. Der Pelz dicht, braun, schwarz oder chocoladenfarben mit sehr großen, unregelmäßigen, weißen Flecken, mit denen es sich ebenso verhält, wie bei der vorigen Art; der Bauch grau; die Ohren kürzer und mehr eiförmig; der Schwanz an der Wurzel schwächer, gegen das Ende mehr buschig. Die ganze Länge beträgt 18 bis 20″, wovon der Schwanz allein 8 Zoll wegnimt; der vordere Rand der Augen ist 1″ 4‴ von der Nasenspitze entfernt.

Das Vaterland ist ebenfalls Neuholland und namentlich Port Jackson.

Zusatz. Was den Das. Tafa der Systeme betrifft, so beruht derselbe einzig auf einer sehr mittelmäßigen Figur in *White* Voyage und unvollständigen Beschreibung; da er, außer von diesem Reisenden, nicht wieder gesehen ward, so ist er billig vor der Hand als Art zu streichen.

Hinsichtlich des Das. cynocephalus siehe den Art. Thylacinus. (*D. Thon.*)

Dasyus (Insecta) s. Scarabaeides.

DATAMES, Sohn des Kamissares, unter der Regirung des Artaxerxes Mnemon Statthalters in Kappadozien, welche Statthalterschaft ihm übertragen wurde, als im Kriege gegen die Kadusier in den kaukasischen Gebirgen sein Vater gefallen war, er aber sich vorzüglich ausgezeichnet hatte. Er erhielt nun öftere Gelegenheit, Feinde des Königs und Empörer zu bekämpfen, unter denen selbst sein naher Anverwandter Thyus, der Dynast von Paphlagonien, war, und bei allen diesen Gelegenheiten bewies er gleich viel Feldherrntalent, Tapferkeit, Treue und Diensteifer. Durch alles dies stieg er immer mächtiger der [illegible] Königs Gunst, reizte dadurch aber auch desto Untergange verschworen. [illegible] gegen sich, die sich zu seinem von dem Könige, mit welchem er [illegible] ihn zum Abfall gem Kampfe begriffen war. Gleich im ersten [illegible] jüngerer Sohn; der Vater, sein Gefühl unterdrückend, bricht desto schneller auf, um in dem Heere den üblen Eindruck nicht wirken zu lassen, und nimt die vortheilhafteste Stellung. Da verbindet sich sein eigner Schwiegervater Mithrobarzanes mit dem Feinde und geht mit der Reuterei zu diesem über. Er, benachrichtigt von dem Aufbruch, macht den Seinen kund, dies geschehe in Einverständniß mit ihm, um den Feind desto sicherer zu verderben; nun dürfe er aber auch nicht säumen. Ehe jener noch ankommt, ist er schon an dem Feinde, der, von Mithrobarzanes sich verrathen glaubend, diesen angreift und so ihn nöthigt, wider seinen Willen sich für Datames zu schlagen. Nachmals fiel selbst sein ältester Sohn Scismas von ihm ab und verrieth ihn dem Könige, der jedoch durch sein großes Heer unter Autophradates ihn nicht zu besiegen vermochte. Was der Krieg nicht gekonnt hatte, das gelang der Hinterlist. Mehrmals entging des Datames vorsichtige Klugheit auch dieser, bis endlich der Held verstellter Freundschaft unterlag, und Mithridates, des Ariobarzanes Sohn, ihn rücklings meuchelmordete. (*Nepos*. — *Diod*. 15, 91. *Polyaen*. 7.).

Eines Datames, als Königs von Kappadozien, gedenkt Diodor (*Fragm*. 31, 12.), dessen Geschlecht von Kyros abgeleitet wird. Sein Vater war Anaphas, und ihm folgte, als er in einem Treffen gegen die Perser gefallen war, sein Sohn Aramnes. (*H.*)

DATAPHERNES, Persischer Heerführer. Bessos, des Dareios verrätherischer Mörder (s. Dareios), hatte sich als Artaxerxes IV. zum König aufgeworfen; gegen ihn verschworen sich nachher Spitamenes, Katanes und Datapehernes, und er wurde grausam hingerichtet (*Curt*. 7, 5.); den Spitamenes, der mit Datapehernes eine Empörung gegen Alexander angestiftet, ermordete seine Gemahlin, und hierauf lieferten die Daher Alexandern den Dataphernes aus (das. 8, 3.; vergl. aber Arrian. 4, 17. und 3, 30.). (*H.*)

DATARIE, päpstliche, war in ältern Zeiten von der sogenannten apostolischen Kanzlei nicht unterschieden, scheint aber später als eine eigene und gewissermaßen obere Abtheilung derselben angeordnet worden zu seyn, indem in der eigentlichen Kanzlei oder Ausfertigungsbehörde nichts ohne Genehmigung der Datarie ausgefertigt werden darf. Der Vorsteher dieser Anstalt ist gewöhnlich ein Cardinal, wenigstens ein Prälat und wird Datarius genannt, weil er auf die an den Papst gerichteten Gesuche um irgend eine Bewilligung mittelst einer Bulle Ort und Zeit oder das Datum des päpstlichen Entschlusses zu bemerken hat, worauf er sie dem Vorsteher der Kanzlei einhändigen läßt, um den Entwurf und die Ausfertigung, auch Taxation der Bulle, zu besor-

gen. Unter ihm stehen die Subdatarien, Revisoren und andere Subalternen, deren Anzahl bei der päpstlichen Kanzlei überhaupt sehr groß ist, wie denn Ciampini de S. Rom. Eccl. Vicecancellario illiusque munere, auctoritate et potestate die Zahl der Kanzlei- [...] der Unvollstän-personen über tausend steigen läßt [...] man überhaupt von dem digkeit der Nachrichten [...] dem römischen Hofe hat, läßt sich Geschäfts[...] die eigentliche Bestimmung der Datarie und der Wirkungskreis des Datarius nicht genauer angeben. Es scheint jedoch, daß alle wichtigen Sachen, welche durch feierliche Bullen abgemacht werden müssen, dahin gehören, und daß der Datarius in Ansehung derselben den Vortrag bei dem Papste hat, also zugleich eine Art von Geheimerreferendair ist. (*v. Arnoldi.*)

DATHAN, Sohn Eliabs aus dem Stamme Ruben, war mit seinem Bruder Abiram ein Hauptmitglied der Verschwörung, welche, auf Korachs Anstiften, eine Anzahl unzufriedener Israeliten zusammenbrachte, um sich den vermeinten Anmaßungen des Mose und Aaron zu widersetzen. Vielleicht war Eifersucht die Triebfeder, weil man nähere Ansprüche auf die Würden beider zu haben glaubte, wie es Josephus (Antiq. IV, 2, 2.) darstellt. Allein die göttliche Strafe ereilte die Verschwornen früher, ehe sie ihr Vorhaben ausführen konnten. Die Erde berstete unter ihnen „und sie fuhren hinunter **lebendig** in die Hölle mit allem, das sie hatten." 4. Mos. 16.; vergl. 5. Mos. 11, 6. Sirach 45, 22—24. Die Sage von diesem außerordentlichen Einschreiten Gottes lebte noch lange fort, und diente den spätern Psalmisten (106, 17.) zum warnenden Beispiele von Ungehorsam gegen den göttlichen Willen. (*Tuch.*)

DATHE, Johann August, Professor der hebräischen Sprache zu Leipzig, Sohn des herzoglichen Raths und Amtmanns Georg Wilhelm Dathe zu Weißenfels, wo er den 4. Julius 1731 geboren war. Die religiöse Erziehung, welche er im elterlichen Hause erhielt, wirkte wohlthätig auf sein ganzes Leben und trug schöne Tugendfrüchte. Von der Domschule zu Naumburg, die er 6 Jahre lang besuchte, begab er sich 1751 nach Wittenberg und 1754 nach Leipzig, wo er an seinem Schwager, dem berühmten Ernesti, einen Lehrer hatte, der seinen Studien die zweckmäßigste Richtung gab. Unter diesem vertheidigte er eine Dissertation de Origene, interpretationis librorum s. grammaticae auctore, und wurde darauf 1756 Magister. Da aber in eben diesem Jahre der 7jährige Krieg ausbrach, begab er sich nach Göttingen, hörte hier besonders Michaelis und Geßner, und habilitirte sich 1757 als Magister legens in Leipzig mit einer Dissertation de reliquiis Aquilae in interpretatione Hoseae. Als ihm 1762 ein außerordentliches philosophisches Lehramt zu Theil wurde, ließ er ein Programm de Anaxarcho, philosopho eudaemonico, drucken, und als er in demselben Jahre die ordentliche Professur der hebräischen Sprache erhielt, schrieb er eine Abhandlung de difficultate rei criticae in Vet. Test. caute diiudicanda. Dieses Amt bekleidete er, bis er den 17. März 1791 starb. Als gelehrter und gründlicher Kenner der orientalischen Literatur war er ein sehr geschätzter und nützlicher Docent, und seine Vorträge hatten das Eigene, daß sie den Zuhörer immer zugleich auf religiöse Gesinnungen hinlenkten. Die gelehrte [...], welcher er den größten Theil seiner von Amtsgeschäften freien Stunden widmete, war die Bearbeitung einer neuen lateinischen Übersetzung des ganzen alten Testaments, das hohe Lied nicht ausgenommen, welches er aber für das Liebeslied eines alten, unbekannten Dichters hielt, dem eine wahre Geschichte zum Grunde liege. Diese Übersetzung, die als ein fortdauernder Kommentar anzusehen ist, erschien unter dem Titel: Pentateuchus ex recensione textus hebraici et versionum antiquarum lat. versus notisque philol. et crit. illustr. Halae 1781; ed. II. emend. 1791. 8. Libri historici V. Test. Ib. 1784. 8. Jobus, proverbia Salomonis, Ecclesiastes et canticum canticor. Ib. 1789. 8. Psalmi. Ib. 1787; ed. II. 1794. 8. Prophetae majores. Ib. 1779; ed. II. emend. 1785. 8. Prophetae minores. Ib. 1773; ed. III. 1790. 8. Die Übersetzung ist rein und fließend; Dathe bemühte sich, den Sinn der Originale deutlich und richtig darzustellen, ohne sich jedoch zu bestreben, die Schönheiten derselben im Lateinischen nachzubilden; besonders vermißt man in den poetischen Büchern Lebhaftigkeit und Feuer. Mit großer Sorgfalt hat Dathe die bis auf seine Zeit verbesserte Sprach- und Alterthumskunde benutzt, die berichtigten Vorstellungsarten von der alten Welt gesammelt, auf die einzelnen Bücher angewandt und in eine leichte Übersicht gebracht. In der Kritik, wie im Widerspruch gegen andere Gelehrte, war er sehr bescheiden, änderte nur sehr ungern am Texte, und in der Exegese äußert sich seine Anhänglichkeit an das kirchliche System. Die erläuternden Anmerkungen unter dem Texte, die jedoch wenig Eigenes enthalten, sind zweckmäßig, und seine ganze Arbeit ist besonders angehenden Theologen nützlich [1]). Im Jahre 1768 gab Dathe den syrischen Psalter nach des Erpenius Ausgabe mit philologischen und kritischen Anmerkungen heraus, und 1776 erschien von ihm ganz umgearbeitet Glassii philologia sacra, doch nur die Grammatik und Rhetorik, als das Beste und Brauchbarste am Buche, wobei jedoch bemerkt wurde, daß das Werk noch weit mehr umgeschmolzen, verbessert und vieles theils hätte hinzugefügt, theils weggelassen werden sollen [2]). Mit einer lehrreichen Vorrede gab Dathe Briani Waltoni in biblia polyglotta prolegomena. Lips. 1778. 8. heraus, und nach seinem Tode

1) So betrachtete Dathe selbst seine Arbeit, indem er in der Vorrede zum Jobus etc., womit er sein Werk endigte, sagt: Id autem non fuerat hoc, ut viris doctis, linguarum peritis et apparatu librorum philologico instructis, novam offerrem librorum sacrorum versionem, qua eos facile carere posse probe novi. Sed his, qui illo apparatu biblico vel destituti sunt, vel multa legendi, conferendi, examinandi neque voluntatem neque tempus haberent, prodesse, maxime vero sacrarum literarum studiosis viam ostendere volui, quam ad scripturae sacrae interpretationem doctam et eruditam ingrederentur. 2) Den zweiten Theil, der die Kritik und Hermeneutik enthält, und der in Glassius Werke voransteht, bearbeitete, nach Dathe's Tode, der Prof. Bauer in Heidelberg.

edirte E. F. C. Rosenmüller: Dathii opuscula ad crisin et interpretationem vet. T. spectantia. Lips. 1796. 8. [3]). An Ernesti's theologischer Bibliothek hatte Dathe vielen Antheil, und in seinem Testamente vermachte er der Leipziger Universitätsbibliothek einen großen Theil seiner reichhaltigen Büchersamlung und 4000 Rthl. zur Unterhaltung der Gebäude des Paulinums [4]). (*Baur.*)

DATHEMA war ein befestigter Ort in Gilead, in welchen die von Timotheus, dem Anführer der Ammoniter, gedrängten Juden sich flüchteten, aber von Judas Maccabäus befreit wurden, als die Feinde eben den Sturm begannen. 1. Macc. 5, 9. ff. Joseph. Ant. 12, 8, 1. ss. Über die Lage haben wir nur folgende ungenügende Angaben: Judas ging über den Jordan drei Tagemärsche weit, wandte sich nach Bosor, von wo aus er Dathema in einer Nacht erreichte. (*Tuch.*)

DATHENUS, Peter, zu Ypern geboren, war Mönch in der Abtei zu Poperingen, nahm aber die Grundsätze der Reformation an, entfloh aus seinem Kloster nach England, wo er Buchdrucker wurde, gegen 1551 sich für den geistlichen Stand vorbereitete; kehrte nach drei Jahren auf den Kontinent zurück, ward im J. 1555 Prediger zu Frankfurt, ging von da in die Niederlande und predigte daselbst die Lehre Calvins, und zwar mit einem fanatischen Eifer, den er selbst gegen den Prinzen von Oranien richtete, weshalb er es jedoch rathsam fand, sich nach der Pfalz zu begeben, wo der Kurfürst Friedrich ihn, unter dem Titel eines Rathes, zu seinem Kaplan ernannte und ihn seinem Sohne Kasimir zum Begleiter gab. Er ging indeß nach den Niederlanden zurück, wurde zu Vreeswyk verhaftet und saß zwei Monate lang gefangen. Im J. 1578 ward er Prediger zu Utrecht, ging aber 1585 nach Holstein, prakticirte dann unter dem Namen Peter Montanus zu Stade als Arzt und zuletzt zu Elbingen, wo er 1590 starb. Literarisch merkwürdig ist er durch seine Übersetzung der Psalmen in holländische Verse, die er der Musik zu der französischen Übersetzung von Marot und Beza anpaßte. Seine Übersetzung, für die Zeit, in welcher sie erschien, nicht ohne Werth, erhielt ein vorzügliches Ansehen dadurch, daß man sich derselben bis zum Jahre 1773 beim Gottesdienste bediente. Es hatte endlich doch nicht an solchen gefehlt, die sie ins Lächerliche gewendet hatten, wie die zu Utrecht 1758 erschienene Schnurre unter dem Titel Datheniana. (Nach Morron in der Bibl. univ.). (*H.*)

3) Inhalt: die oben genannten Differt. de reliquiis Aquilae and de difficultate etc. Ferner: De ratione consensus versionis chald. et syr proverbiorum Salomonis 1764; de ordine pericoparum biblicarum non mutando (in welcher er des Propst's Harenberg u. A. Hypothese von der Verwechslung der Blätter in den ältesten Handschriften und der daher entstandenen Unordnung in manchen biblischen Büchern untersucht und widerlegt) 1769; in canticum Mosis Deut. XXXII. 1769. Der Herausgeber hat, doch nur selten, Anmerkungen und ein Register über die erklärten Bibelstellen, hebräischen und griechischen Wörter, hinzugefügt. 4) *A. W. Ernesti* elogium Dathii. Lips. 1792. 4. Biographien jetztleb. Gel. Leipz. 1779. 2. Hft. Nova acta hist. eccles. 9. Bd. 661—667. Schlichtegrolls Nekrol. a. d. J. 1791. 1. Bd. 175—183. (Ecks) Leipz. gel. Tageb. 1791. S. 41. Meusels Lex. der verst. Schriftst. 2. Bd.

DATHEVATSI, Gregor, einer der gelehrtesten Lehrer der armenischen Kirche, erhielt seinen Namen von dem Kloster Dathev in der Provinz Sionnikh, wo er als Mönch lebte. Er war ums Jahr 1340 geboren, und hatte den Johann Orodnetsi, einen der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts, zum Lehrer in der Philosophie und Theologie. Dathevatsi zeichnete sich bald selbst als Lehrer in beiden Disciplinen aus und hinterließ mehre ausgezeichnete Schüler, als er 1410 starb. Sein Hauptwerk, magnae quaestiones genannt, enthält einen vollständigen Abriß der Theologie und Metaphysik, nach den religiösen Grundsätzen der armenischen Kirche und des konstantinopolitanischen Archimandriten Eutyches, des Stifters einer dem Christenthum nachtheiligen Sekte. Es wurde zu Konstantinopel in einem Quartbande gedruckt, und in der königl. Bibliothek zu Paris wird es handschriftlich verwahrt. Andere Schriften: über die Kirchendisciplin, Homilien, Reden ꝛc. hat Dathevatsi handschriftlich hinterlassen *). (*Baur.*)

DATI, Carlo Roberto, aus einem schon im 14ten Jahrhundert berühmten und an ausgezeichneten Männern fruchtbaren, florentinischen Geschlechte, ward zu Florenz 1619 geboren und starb ebendaselbst 1676. Er hatte eine gründliche Schulbildung erhalten, so daß ihm seit 1648 die Professur der alten Sprachen übertragen werden konnte; doch beschäftigte er sich am liebsten mit dem Studium seiner Muttersprache und hat als Akademiker viel zur Ausarbeitung der 3. Ausgabe des Wörterbuchs der Crusca beigetragen. Auch die physischen Wissenschaften hatte er eifrig unter Torricelli und Galilei studirt. Demungeachtet trieb er als Gewerbe die Goldschlägerkunst und erwarb damit ein bedeutendes Vermögen. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit und seiner feinen Sitten ward durch viele Ausländer verbreitet, welchen er bei ihrem Aufenthalte in Florenz sich freundlich erwiesen. So stand er namentlich in Briefwechsel mit Ménage, Ezechiel Spanheim, Nic. Heinsius, Lambecius, Gronovius und Milton, welcher letztere seiner auch in einigen lateinischen Gedichten ehrenvoll gedenkt. Ludwig XIV. hätte ihn gern an sich gezogen; gab ihm aber doch, obwol Dati seine Anträge von sich wies, eine Pension von 100 Louisd'or, wofür Dati eine Lobrede auf den König hielt, welche italiänisch zu Florenz 1669 und französisch zu Rom 1670 erschien. Schon in seinem 21. Jahre ward er Mitglied der Accademia della Crusca, wobei er den Namen des Smarrito annahm; etwas später nahm ihn auch die Accademia fiorentina auf. Sein Hauptwerk sind seine Vite de' pittori antichi. Firenze 1667. 4., die er Ludwig XIV. dedicirte. Später sind sie wieder abgedruckt: Napoli. 1730. 4., dann mit vielen Noten von Guglielmo della Valle, Siena 1795. 4. Geringere Abdrücke sind in neuerer Zeit in Mailand, Padua und Venedig erschienen. Dati wollte eigentlich in diesem Werke von der Malerei der Alten überhaupt handeln, wo denn dieser Band der zweite des Ganzen geworden wäre; allein er fand dabei so viele Schwierigkeiten, daß er sich begnügte, diesen Theil seiner Ar-

*) Biogr. univ. T. X. (von Saint-Martin).

heit, die Biographie des Zeuxis, Parrhasius, Apelles und Protogenes, mit vielen Abhandlungen und Noten, welche ursprünglich für andere Theile des Werks bestimmt waren, herauszugeben. Zu gleicher Zeit unternahm er eine Samlung von musterhaften Schriften verschiedener Gattungen in italiänischer Sprache, wovon er indeß nur die Erscheinung des ersten Bandes noch erlebte. Das sind die Prose fiorentine raccolte dallo Smarrito. Firenze 1661. 8. Dieser Band enthält 10 Reden von verschiedenen Verfassern, auch einige von ihm selbst. Diese Samlung ist unter dem nämlichen Titel von Bottari und andern fortgesetzt, so daß das Ganze 17 Bände in 8. ausmacht, wovon die 6 ersten Bände dem von Dati besorgten ersten Theile entsprechen. Firenze 1716—1745. 17. vol. 8. Vergleiche Gamba, Serie de' testi. Venezia 1828. (*Blanc.*)

DATIO in solutum, oder Angabe an Zahlungsstatt, nennt man eine vom Kaiser Justinian eingeführte Rechtswohlthat, zufolge deren der Schuldner, welcher eine Geldsumme zu bezahlen hat und von seinem Gläubiger gedrängt wird, falls er auf keine andere Art dieselbe zurückzahlen kann, die Befugniß hat, dem Gläubiger, unter Bestellung gehöriger Sicherheit wegen der Entwährung, seine besten Sachen anzubieten und nach einer gerichtlichen Schätzung aufzunöthigen *) (*Stryck* de benefic. dat. in solutum in Opp. T. I. n. 9.). (*Spangenberg.*)

DATIS, persischer Heerführer unter Dareios, verlor die Schlacht von Marathon. S. Persische Kriege. (*H.*)

DATIS, König des Volks der Heruler zur Zeit des Kaisers Justinian, welchen die an dem Ufer der Donau auf dem oströmischen Gebiete hausenden Stämme des Volks nebst seinem Bruder Aordus und einem Geleite von 200 Jünglingen von ihren alten Stammgenossen aus Thule (Skandinavien) herbeiholten, nachdem sie zuvor ihren König Anirich aus unbeschränkter Freiheitsliebe ermordet hatten. Er gewann die Herrschaft über die Heruler gegen den von Justinian während der Abwesenheit der Thulitischen Gesandtschaft eingesetzten König Suartun †). S. den Art. Heruler in dem siebenten Theile der zweiten Section dieses Werkes S. 70. (*Aug. Wilhelm.*)

DATISCA L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Resedeen und der neunten Ordnung (Polyandria) der 22sten Linnéschen Klasse. Char. Die männliche Blüthe besteht aus einem fünfblättrigen Kelche und fast ungestielten Antheren; die weibliche aus einem zweizähnigen, über dem Fruchtknoten stehenden Kelche; die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige Kapsel. Die drei bekannten Arten sind perennirende Kräuter. 1) D. cannabina L., ein glattes Kraut mit gefiederten Blättern, fünf- bis zehnpaarigen, ungleich-lanzettförmigen, langzugespitzten, gesägten Blättern und kurzen Hörnern der Fruchtkapsel. Diese Pflanze, welche dem Hanfe im Äußeren gleicht, wächst auf Kreta und in Kleinasien. Abb. Lam. ill. t. 823. 2) D. nepalensis Don (Prodr. 203.) ebenfalls ein glattes Kraut mit gefiederten Blättern, aber mit zweipaarigen, ei-lanzettförmigen Blättchen und langen Hörnern der Kapsel. In Nepal. 3) D. hirta L., ein steifbehaartes Kraut mit herablaufend-gefiederten Blättern. In Pennsylvanien. (*A. Sprengel.*)

Die hanfartige, gelbblühende Datisca kommt häufig als Schmuckpflanze in unsern Gärten ꝛc. vor. Sie hat einen sehr bittern Geschmack. Braconnot entdeckte darin einen eigenen Stoff, Datiscin, welcher dem Inulin (s. unten), am nächsten kommen, sich aber doch noch wesentlich davon unterscheiden soll (vergl. Bucholz's neueste Ausg. von Grens Grundriß der Chemie. 1818. II; Trommsdorff's n. Journ. der Pharm. II. 1.). Er schießt beim Verdunsten des Absuds der Pflanze krystallinisch an, und scheint eher zu den Säuren, als zu den Kaloiden zu gehören. Rubini (s. Weigels italiän. Biblioth. IV, 1.) empfiehlt den Aufguß der frischen Pflanze von ½—1 Unze, oder am Morgen 1 Skrup. bis ½ Dr. des Pulvers der im Schatten getrockneten Pflanze, 3—4 mal nach Umständen wiederholt, oder das etwas langsamer wirkende Extract zu 3 Gr. mit 1 Gr. Pulver bis zu 6 Gr. gestiegen, gegen Wechselfieber da, wo die China angezeigt ist, welcher jedoch die Datisca deshalb vorzuziehen ist, weil sie, bei Unreinigkeiten in den ersten Wegen, Erbrechen oder Laxiren erregt und so zur glücklichen Heilung des Fiebers sich selbst den Weg bahnt. Oft aber heilt sie dieses auch ohne Ausleerungen ꝛc. — Außerdem werden die Blätter der Pflanze in Pillen- oder Bolusform, nach Carus, häufig zu 3—8 Gr. mit Eisenvitriol und Elektuarlenitiv in Parma bei gastrischen und skrophulösen Übeln (auch gegen Fieber) angewendet. Sie bewirken leicht Übelkeit, Erbrechen und Purgiren. Übrigens nützt die Pflanze nach Braconnot, vermöge ihres gelben Farbstoffs, auch in der Färberei (s. Annal. d. chem. et de phys. III. p. 277. etc.). (*Th. Schreger.*)

DATISI heißt in der Logik diejenige Schlußform, welche, wie das s. der zweiten Silbe andeutet, durch simpele Umkehrung des Untersatzes die mit dem Namen Darii, welcher gleichen Anfangsconsonanten und gleiche Vocale hat, bezeichnete Schlußform der ersten Figur in einen Vernunftschluß der dritten Figur umwandelt. S. Darii. Das t. hat, wie das r. in Darii, keine weitere Bedeutung, sondern dient nur zur Verbindung der Vocale. (*Grotefend.*)

Dativus s. Casus.

DATJÀ nennen die Serbler das Todtenmahl, welches von ihnen dreimal im Jahre, und zwar stets am Sonnabend Abends und am Sonntag früh, gehalten wird, und daher cseirdesnjitza (das vierzigtägige, d. h. nach 40 Tagen gefeierte), polugodischnjitza (das halbjährige) und godischnjitza (das jährliche) heißt. Zu dem Todtenmahle ladet man in Serbien alle Bewohner des Dorfes, einen nach dem andern (der Reihe nach),

---

*) Novell. IV. c. 3. Jüngst. R. A. §. 172.

†) *Procop.* Bell. Goth. II, 12. p. 433. edit. Lugdun.

mit den Worten ein: Dodjite dovecse, da spomenemo mrtve (d. h. kommt heute Abends, daß wir der Todten Erwähnung machen!). Zum Todtenmahle muß auch der Pfarrer (Popa) erscheinen, um ein Gebet zu sprechen. Beim Zutrinken sprechen sich die Serbler so an: za ispokoj dusche brata N. (Zur Erquickung der Sele des Bruders N.!). Der Angesprochene antwortet: Bog da mu duschu prosti! (Gott spreche seine Sele von Sünden los!) und die übrigen Gäste rufen gleichfalls: Bog da mu duschu prosti! — Das ganze serbische Todtenmahl hat in der That viel Feierliches, Ehrwürdiges und Rührendes. (*Rumy*).

DATJOWSCHE SEE, der, in Hinterpommern, im Kreise Fürstenthum des Regirungsbezirkes Köslin, bei den Dörfern Datjow und Tessin, beinahe ¾ Meile lang und ½ M. breit. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DATNIA, *Cuvier* (Pisces). Eine Fischgattung aus der Familie der Percoides in der Ordnung Acanthopterygii und zwar unter denjenigen Gattungen stehend, welche sich durch eine einzige Rückenflosse, sechs Kiemenstrahlen und spitzige Zähne (dents canines) auszeichnen. Sie kann eigentlich als eine zweite Unterabtheilung der Gattung Therapon betrachtet werden, von der sie sich nur durch einen höhern Körper, ein geradliniges oder concaves Kopfprofil, eine zugespitzte Schnauze, stärkere, einen größern Raum einnehmende, wenn auch in der Zahl gleiche Rückenstacheln, die wenig ausgerandete Rückenflosse und den Mangel der Gaumenzähne auszeichnet. Sie würde nach Blochs System zu Holocentrus gehören, und Buchanan stellt die eine von ihm beschriebene Art zu Coius. Cuvier hat diese Gattung aufgestellt in seiner Histoire naturelle des Poissons III. p. 138 und sagt von der Gruppe, zu welcher er sie zählt, und welche die Gattungen Therapon, Datnia, Pelates und Helotes umfaßt, Folgendes:

Wenn es irgend eine Gruppe von Fischen gibt, die dazu gemacht zu seyn scheint, die Naturforscher zur Verzweiflung zu bringen, indem sie zeigt, bis zu welchem Grade die Natur ihrer charakterisirenden Combinationen spottet: so ist es diejenige, von welcher wir in diesem Artikel handeln und welche mit einer Menge innerer und äußerer, so eigenthümlicher Verhältnisse, daß man sie nicht trennen kann, mit einer großen Ähnlichkeit zur ganzen Familie der Barsche, Arten, welche mit Gaumenzähnen versehen sind, mit andern vereinigt, welche diese standhaft zu entbehren scheinen. Alle diese Fische haben sammetartige Zähne in den Kiefern; Zähnchen am untern Augenbogen, am Vorkiemendeckel und selbst oft am Schulterknochen. Keiner von ihnen hat mehr als sechs Strahlen in den Kiemen; man sieht Schuppen weder an ihrem Schädel, noch an der Schnauze, noch an den Kiefern; ihre Rückenstacheln legen sich in eine Furche des Rückens, welche an jeder Seite durch eine Vertiefung angedeutet ist; ihre Schwimmblase ist standhaft durch eine Einschnürung in zwei deutliche Säcke getheilt, wie bei dem Karpfen u. s. w., für die Familie der Stachelflosser ein seltener Charakter.

1) Datnia argentea *Cuvier* (l. c. Taf. 54. Coius Datnia *Hamilton Buchanan* Fishes of the river Ganges. p. 88. t. 9. f. 29.). Der Körper ist zusammengedrückt und hoch, von der Seite gesehen etwas eiförmig, die Höhe nicht ganz dreimal in der Länge enthalten; das Profil des Kopfes steigt schräg von der Rückenflosse herab; das Auge steht ziemlich hoch, und die beiden Nasenlöcher stehen ziemlich weit von einander; die Schnauze ist vorn etwas plattgedrückt; in jedem Kiefer steht eine ziemlich breite Binde feiner, sammetartiger Zähne. Der erste Unteraugenbogenknochen ist fein, aber deutlich gezähnt; oben auf dem Kopfe stehen einige schwache, zum Theil verästelte, erhabene Längslinien; Schuppen stehen blos auf der Wange und auf den Kiemendeckelstücken. Der Vorkiemendeckel hat einen fein gezähnelten Rand. Der knöcherne Kiemendeckel läuft in zwei scharfe Spitzen aus, von denen die untere die längste ist; die Kiemenhaut hat nur sechs Strahlen. Der Oberschulterknochen und der rabenschnabelförmige Fortsatz oberhalb der Brustflosse sind gezähnelt. Von den sehr starken, wechselsweise nach der einen und der andern Seite erweiterten Rückenstacheln ist die erste kurz, die vierte und die fünfte sind die längsten; an der Afterflosse stehen drei sehr starke Stacheln. Die Schwanzflosse ist halbmondförmig ausgeschnitten. Auch vor der Bauchflosse steht ein Stachel. Die Rückenflosse hat $\frac{12 \text{ Stacheln}}{10 \text{ Strahlen}}$, die Afterflosse $\frac{3}{8}$; die Seitenlinie läuft fast mit dem Rücken parallel auf dem obern Drittheil des Körpers. Der ganze Fisch ist silberfarben, gegen den Rücken und auf diesem graulich. Die Stacheln seiner Flossen sind silberfarben, die Flossenhaut derselben und alle weichen Theile grau, der Rand zwischen den Stacheln schwarz gesäumt. Auf der Afterflosse steht ein schwärzlicher Fleck, jede Schuppe hat einen schmalen, glanzlosen Rand. Nach Buchanan hat dieser Fisch im lebenden Zustand grünliche Fleckenreihen, welche gegen den Rücken goldglänzend, nach dem Bauche zu perlmutterglänzend sind, und auf dem weichen Theile der Rücken- und Schwanzflosse stehen schwarze Punkte. Er soll gewöhnlich 6 bis 10″ lang werden.

Die Leber dieses Fisches ist klein, die Gallenblase klein, verlängert und reicht über die Magenspitze hinaus. Dieser letztere in Gestalt eines länglichen, spitzigen Sacks geht nach hinten über die Hälfte der Leibeslänge hinab und steigt nach vorn mit seinem obern Ast bis an das Zwerchfell hinauf. Der Darmkanal, mittelmäßig lang und eng, macht nur zwei Biegungen. Der erste Theil der Schwimmblase ist kugelig und geht vom Zwerchfell bis an die Theilung des Magens, der zweite ist dreimal länger, zweimal höher und nimt den ganzen hintern Theil des Unterleibes ein, man sieht an demselben die Eindrücke der Rippen, an welchen er stark anhängt. Ein Luftkanal ist nicht vorhanden.

Dieser Fisch findet sich in allen Mündungen des Ganges und ist auf dem Markte von Calcutta sehr gemein, sein Fleisch aber nicht sehr geachtet.

2) Datnia cancellata *Cuv.* (l. c.) Dieser Fisch gleicht dem vorigen in der Gestalt, sowie nach der Anzahl und der Größe der Stacheln, doch ist er kleiner und anders gefärbt. Die Schnauze ist etwas kürzer, die

Zähnchen des Vorkiemendeckels sind sehr stark. Er ist silberfarben, gegen den Rücken bräunlich; vier verloschene Binden laufen der Länge nach über den Körper und sind durch drei oder vier, noch mehr verloschene, senkrechte gekreuzt. Die zweite der Längsbinden endet mitten auf der Wurzel der Schwanzflosse durch einen etwas schwärzern Fleck. Die Haut zwischen den Rückenflossen ist dunkelbraun, der übrige Theil der Flossen gelbgrau. Am innern Rande der Wurzel der Afterflosse steht ein brauner Fleck. Das beschriebene Individuum war nur 8″ lang. Bei dieser Art ist der zweite Theil der Schwimmblase kleiner, der Magen groß, hinten zugerundet und dessen aufsteigender Ast näher am Zwerchfell, die Blinddärme konnten wegen der schlecht erhaltenen Eingeweide nicht gezählt werden. (*D. Thon.*)

Datolith s. die Nachträge zu D.

Daton, Datum, Datos, Datus, früher Krenides, zuletzt Philippi, s. diesen Art. (*H.*)

DATT, Johann Philipp, Regirungs- und Konsistorialrath in Stuttgart, geboren den 29. Oktober 1654 in der ehemaligen Reichsstadt Eßlingen, wo sein Vater reichsritterschaftlicher Syndikus und der Stadt Ammann war. Frühe schon studirte er die alten Sprachen mit solchem Fleiß, daß er in seinem 16. Jahre nicht nur den Virgil, sondern auch die seltener gelesenen Dichter, einen Statius, Lukan, Claudian rc. fast auswendig wußte. Auf der hohen Schule zu Straßburg, wo er seit 1674 die Rechte studirte, hatte er dem Unterrichte und der Leitung des humanistischen Statsrechtslehrers und ersten Prätors der Stadt, Ulrich Obrecht, das meiste zu danken, und zu seiner Bildung für den Statsdienst trug auch der Zutrit in angesehenen Familien bei. Nach der französischen Besitznahme der damaligen Reichsstadt Straßburg 1681 kehrte er nach Eßlingen zurück, erhielt einige Jahre nachher die Direktion über die ganze Kanzlei-Registratur und wurde dadurch zur bessern Einrichtung des reichhaltigen Archivs, sowie zur Benutzung desselben für eigene historische Forschungen veranlaßt. Die Republik wählte ihn 1690 zu ihrem Konsulenten, und von der Zeit an wurde er viel auf Reichs- und Kreistage verschickt, und als 1693 die Franzosen in Schwaben einfielen, ging er, sein Vaterland zu retten, nebst andern als Geißel nach Straßburg, von wo er im Februar 1694 zurückkam. Bald darauf berief ihn der Herzog von Würtemberg als Regirungs- und Konsistorialrath in seine Dienste, und dieses Amt bekleidete er, bis er den 28. Februar 1722 starb. Seinen Bemühungen dankte Würtemberg die Rettung der Klöster Herrnall und Reichenbach gegen die Ansprüche Badens. In der gelehrten Welt hat er sich durch ein gehaltvolles publicistisch-historisches Werk bekannt gemacht, das er unter dem Titel herausgab: Volumen rerum germanicarum novum, sive de pace imperii publica libri V. ad illustrandam publicae pacis, regimenti, camerae imperialis, vemicorum Westphaliae judiciorum, foederum imperii ejusque statuum, Suevicae praesertim confoederationis, collectarum et contributionum, comitiorum Wormatiensium anni 1695 statusque seculi XII. XIII. XIV. et XV. publici historiam ex antiquis legibus, rescriptis caesarum, actis et recessibus comitiorum veterum, tabulis ligae triumviralis Suevicae et pacis publicae foederum originalibus, selectisque aliis rerum imperialium documentis, vel ex archivo et mss. nunc primum integra serie et fide collectis ed. J. P. Datt. Ulmae 1698. fol. 922 Seiten. Dieses mit seltener diplomatischer Genauigkeit aus unbenutzten handschriftlichen Quellen und Archiven geschöpfte Werk ist zwar zunächst der Erläuterung des gesetzlichen Reichsfriedens vom J. 1495 bestimmt, verbreitet sich aber fast über alles, was zur Kenntniß des mittleren Zeitalters gehört, gibt viele befriedigende neue Aufschlüsse über wichtige Ereignisse und Einrichtungen, und kann als ein teutsches Statsrecht der mittleren Zeiten angesehen werden. Außer diesem Werke ließ Datt einen Traktat de venditione liberorum drucken *). (*Baur.*)

Dattelbaum s. Phönix.

Dattelland s. Belad el Dscherid (Thl. VIII. S. 409).

DATTELN, dactyli, sind die Früchte des ursprünglich wol in Ostindien und Arabien heimischen, heut zu Tage durch den ganzen Orient und durch Nordafrika verbreiteten und von da nach dem südlichen Portugal und Spanien, den Inseln des Mittelmeers und nach Unteritalien verpflanzten Dattelbaums, Phoenix dactylifera L. (s. unten), der 2—300 Jahre alt wird. Aus dem Innern des Gebietes von Tripoli (Belad-el-dscherid, wörtlich Dattelland), von Tunis, aus Ägypten und Syrien kommen die meisten und besten Datteln in den Handel. Man sammelt sie theils noch unreif, theils halb, theils ganz reif, breitet sie auf Strohmatten aus, wo sie bald weich und breiartig werden, dann anschwellen und nun nicht wieder faulen. Wenn sie getrocknet sind, wird aus ihnen der Zuckersaft gepreßt, die ausgepreßten genießt das gemeine Volk; oder man begießt sie noch einmal mit ihrem Saft, bevor sie eingepackt werden, oder endlich man hebt sie unausgepreßt in Krügen mit Syrup auf. Die aus Syrien und Ägypten kommenden sind zum Theil auf der Palme selbst getrocknet, oder sie werden kurz vor der Reife abgenommen und an Fäden zum Trocknen aufgehängt. Sie müssen groß und länglich, recht voll und fleischig, von Größe und Form der Eicheln, aber noch dicker, außen schön röthlichgelb, sehr dünnhäutig, ohne alle Runzeln, frisch, innen um den steinharten, entlang gefurchten Kern weißlich, von rein süßem, zuckerartig schleimigem Geschmack seyn, wie die über Marseille, Genua, Venedig und Livorno kommenden tunitanischen rc. — Schlecht sind die noch unreifen, wachsgelben, cylindrisch ovalen, kaum zolllangen, innen noch roh-festen, fleischigen, kernlosen, krautigherb und zusammenziehend schmeckenden spanischen, die entweder zu dürftigen oder schon wurmigen Datteln von Salée, und die meist schon alten, verlegenen, mithin ausgetrockneten, harten, runzlichen, löchrigen und wurmstichigen aus der Levante, welche beim Schütteln schlottern oder klappern und widrig fad von Geschmack sind. Die Datteln sind in der Heilkunst entbehrlich, dienen aber, mit Zucker

*) Mosers erläutertes Würtemberg. Leipz. gel. Zeitg. 1722. S. 275—278. *Buderi* bibl. jur. 616. Pütters Lit. d. Statsrechts. 2. Th. 297.

eingemacht, vorzüglich zum Nachtisch ꝛc. und sind nährend. Durch Aufguß oder durch Kochen mit Wasser wird die Dattelpulpe ausgezogen und nachher durch einen feinlöchrigen Durchschlag durchgetrieben. Auch läßt sich aus ihrem Safte durch Gährung eine Art Wein und daraus durch Destillation ein starker Branntwein bereiten. Dieser Palmwein war bereits im höchsten Alterthume bekannt, wo die Äthiopier sich desselben beim Einbalsamiren ihrer Todten bedienten, um die Eingeweide damit auszuwaschen. Aus den Früchten wird noch jetzt in Syrien und Ägypten ein dicker und süßer Syrup gepreßt, dessen man sich, anstatt der Butter, zur Bereitung der Speisen bedient. Viele Völker Afrika's und Indiens leben fast einzig von Datteln. Aus den in Butter gebratenen macht man in Asien eine trockne Paste, Alnha genannt, dergleichen jeder asiatische Kavallerist statt aller anderer Nahrungsmittel mit sich führt. Tammer heißt in Asien das Dattelbrod. — Mit den zerstampften Dattelstengeln füttert man die Kameele ꝛc. in Asien, mit Dattelfrüchten in Arabien, namentlich zu Muskat ꝛc. alles Schlachtvieh, dessen Fleisch davon sehr wohlschmeckend werden soll.

Phoenix declinata am Vorgebirge der guten Hoffnung trägt lederartige, geschmacklose Früchte, welche in ihrem Vaterlande unter dem Namen wilder Kaffee bekannt, von den Hottentotten geröstet und wie Kaffee benutzt werden. — Auch die gerösteten Dattelkerne sind dem gerösteten Kaffee sehr ähnlich. (*Th. Schreger.*)

Dattelpalme s. Phönix.

DATTENBERG, Dorf in dem Kreise Neuwied des preuß. Regirungsbezirks Coblenz, mit 320 Einw. und dem Hüttenwerk Alsau. (*H.*)

DATTENFELD, Bürgermeisterei in dem Waldbröler Kreise des preuß. Regirungsbezirks Cöln, mit 450 Einw., ergiebigen Eisengruben und einem Blaufarbenwerk. (*H.*)

DATUM, Zeit- und Ortsangabe in Urkunden und anderen Schriften der Vorzeit, muß jedem, der nur die heutige Art zu datiren kennt, nicht als Gegenstand einer wissenschaftlichen Erörterung erscheinen. Seitdem Kalender fast in Jedermanns Händen sind, ist nichts leichter und einfacher, selbst für den Ungelehrten, als Jahr und Tag, wenn etwas geschehen ist oder geschehen soll, allenfalls nach dem Kalender anzugeben. Eines solchen Hilfsmittels entbehrten die Alten lange Zeit ganz. Fast nur die Geistlichkeit hatte Kenntniß von Zeitrechnung und Kalenderwesen. Die Hauptsache dabei war das Kirchliche; denn der Kirchenkalender mußte ihr zur Norm bei gottesdienstlichen Verrichtungen dienen. Selbst nach Erfindung der Buchdruckerkunst ward spät erst daran gedacht, Kalender durch den Druck so gemein zu machen, als sie es nun sind. Der große Haufen hätte ohnehin noch keinen Gebrauch davon machen können. — Da die meisten Verhandlungen und schriftlichen Ausfertigungen darüber sowol in den Kanzleien der Großen als bei Privaten durch die Hände der Geistlichen gingen, so war davon eine natürliche Folge, daß diese sich auch der bei ihnen üblichen Zeitangaben bedienten, welchen sämtlich, neben dem römischen Kalender, die kirchlichen Festbestimmungen und Heiligentage zu Grunde lagen. Die Kirchenkalender kannten aber unsere einfache Art nicht, jedem Monatstage seine Zahl in fortlaufender Ordnung beizulegen und danach zu datiren. Selbst die Angabe der Jahre nach der christlichen Zeitrechnung, obwol diese auch von der Kirche ausgegangen war, vernachlässigten Urkundenschreiber oft, oder es treten andere Umstände ein, welche die Angabe in manchen Fällen zweifelhaft machen. — Durch alles dieses wird es dem Diplomatiker und Geschichtsforscher oft sehr erschwert, den eigentlichen Zeitpunkt eines Ereignisses ausfindig zu machen, und es ist nichts gewisser, als daß durch Unbekanntschaft mit den verschiedenen Arten des Datirens in der Vorzeit oder durch oberflächliche Untersuchung und Vergleichung mehrer Zeitangaben manche chronologische Unrichtigkeiten in Stammtafeln und Geschichten von jeher eingeschlichen und vererbt worden sind. Wol ist daher die diplomatische Zeitkunde ein wichtiger, aber auch schwieriger Theil der Urkundenwissenschaft. Zwar ist seit dem verflossenen Jahrhundert durch die Arbeiten mehrer fleißiger Gelehrten dem Diplomatiker die Mühe, dergleichen dunkele Zeitangaben auszufinden und in die heutige Kalendersprache zu übersetzen, besonders durch mancherlei Tabellen und Kalender über das Mittelalter, sehr erleichtert worden, obwol sie nicht alle Daten erklären. Doch kann der gründliche Diplomatiker darum die Kenntniß der ehemaligen mancherlei Zeitangaben keineswegs ganz entbehren, wozu es auch an Anweisungen in älteren und neueren Werken nicht fehlt. Hier eine solche zu geben, würde überflüssig und dem Zweck der Encyklopädie nicht gemäß seyn. Es wird sich daher nur auf eine kurze geschichtliche Übersicht beschränkt, zumal da manches hier einschlagende unter andern Artikeln vorkommt.

I. Angabe des Jahres im Datum. Die ältesten Urkunden haben bis auf die Zeiten Karls d. Gr. noch keine Angabe des Jahres nach Chr. Geburt, und selbst unter Karl und seinen Nachfolgern werden nur die Jahre der Regirung und meistens auch die Indictionszahlen angegeben. Die wol häufig beigefügte Formel: Christo propitio, oder: regnante Christo, konnte zur Zeitbestimmung nichts beitragen. Stimmen nun wegen der verschiedenen Arten, wie zu zählen angefangen ward, die Regirungs- und Indictionszahlen nicht überein, so bleibt die eigentliche Ausfertigungszeit solcher Urkunden immer etwas zweifelhaft, ist oft gar nicht mit völliger Zuverlässigkeit ausfindig zu machen. Denn Kennzeichen, aus der Graphik hergenommen, können zwar auf einen größern Zeitabschnitt, aber nicht auf einzelne Jahre weisen. Gegen Ende des 9. Jahrh. wird zwar die Angabe der Jahre nach christlicher Zeitrechnung gewöhnlicher, damit hört aber die Ungewißheit noch nicht auf. Es mögen hier nur als Beispiel zwei Urkunden K. Arnulfs dienen. Die eine ist datirt: anno domini 889 Ind. VII. anno I. regni D. Arnolfi regis; die andere a. domini 891 Ind. VIII. a. 4to regni Arnolfi. In der ersten trifft die Indiction auf das J. 889, weniger das Regirungsjahr 1, man mag vom Jahre der ersten Erwählung (887) oder dem des Todes seines Vorgängers (888 im Jan.) zu zählen anfangen. In keiner Art läßt sich damit das Da-

tum der zweiten vereinbaren. Die Indiction müßte IX. seyn, das Regirungsjahr III., wenn der Schreiber der zweiten nicht ein anderes Jahr zum Anfang der Regirung als der erste angenommen hat. — Es scheint in einem solchen Falle am sichersten, sich an das Jahr der christlichen Zeitrechnung zu halten. Doch auch damit ist noch zu keiner Gewißheit zu gelangen. Denn es entstehet nun doch noch der Zweifel: wo fing der Schreiber, oder der Gebrauch der Kanzlei, welcher er diente, das Jahr an? Bald ist Weihnachten, bald der 1. Januar, bald der 19. März, wie in Lüttich, bald Mariä Verkündigung, der 25. März, bald Ostern rc. Jahresanfang. Die Formeln: anno domini, anno dominicae incarnationis, oder incarnationis domini, auch incarnationis verbi und anno gratiae, entscheiden allein nichts. Denn es läßt sich wol nicht behaupten, daß die Worte incarnatio domini jederzeit auf Mariä Verkündigung als Jahresanfang weisen, vielmehr werden sie mit der späteren Formel: anno a nativitate Christi oder domini, welche schon entscheidender ist, oft gleichbedeutend gebraucht. Wollte man aber auch den Anfang jeden Jahres, welches durch incarn. dom. bezeichnet ist, in den März verlegen, so entsteht die weitere Frage, ob der Schreiber, wenn er z. B. seine Urkunde im Jan. 800 datirt, dieses Jahr schon mit dem 25. März 799, nach gemeinem Gebrauch gezählt, angefangen hat, oder ob er bereits im J. 801 schreibt, welches er nach seiner Art zu zählen erst mit dem nächsten März anfangen wird, ob er also seinen Jahresanfang um fast sieben Monate vorausnimt, oder dem gewöhnlichen um drei, fast vier Monate nachsetzt. Die letzte Art zu rechnen war doch, in Teutschland wenigstens, die gewöhnlichste, und es ist fast unbegreiflich, wie sich die Gewohnheit, das Jahr erst mit dem März anzufangen, in manchen Kanzleien so lange erhalten konnte, z. B. zu Trier, Cöln, Lüttich und in den Niederlanden, ungeachtet im gemeinen Leben der 1. Jänner als Neujahr galt. Nothwendig mußte dieses zu manchen Verwirrungen Anlaß geben, die auch in den Kanzleien und von Notarien nicht unbemerkt bleiben konnten. Das führte denn wol hauptsächlich auf den Gebrauch, außer der eigentlichen Jahrzahl auch noch andere chronologische Merkmale anzugeben. Dahin gehören vorzüglich Indictionen, Regirungsjahre, Goldene Zahl, Concurrenten, Epakten, Regularen, Sonntagsbuchstaben, Mondsalter (*Luna*), *Claves terminorum*, *Terminus paschalis*, wovon oben unter Claves, Concurrenten, Cyclus schon mehres vorgekommen ist. Die Daten werden dadurch oft sehr weitläufig, zumal da man sich bei der Angabe der Regirungsjahre nicht immer auf kaiserliche, königliche und päpstliche beschränkte, sondern auch wol die Jahre der Erwählung eines Bischofs, Abtes rc. angeführt werden. So hat eine Urkunde des Grafen Florens II. von Holland folgendes Datum: „Actum est hoc publice in Haecmunda in Eccl. B. Petri Ap. a. incarn. Domini 1108. Indict. II. Id. Apr. quando octavae Paschae celebrantur, regnante quinto Henrico, anno Imp. sui tertio, Burchardi Traject. Eccl. Episcopi anno Episcopatus sui nono, domini Athalardi Abbatis (Egmondani) anno suo quarto suscepti pastoralis officii." Auch historische Umstände werden in Daten häufig angeführt. So erwähnen Urkunden K. Friedrich I. im Datum der Zerstörung Mailands. — Erzbischof Konrad von Mainz datirt eine Urkunde von 1195: „Acta sunt hec anno ab inc. dom. 1195, Ind. XIII. Celestino Romane sedi presidente. Heinrico V. — imperium gubernante. Anno electionis nostre in Mogunt. Archiepiscopat. 34, *Exilii* 31, *reversionis* 13. Eine Urkunde der Äbtissin Agnes von Quedlinburg hat das Datum: „Preposita existente Domina Oderade, Decana Dom. Mathilda, Praeposito S. Wiberti domino Bertoldo. A. D. d. 1200. Ind. III. Ep. III. Conc. VI. regnante dom. nostro Jes. Chr. Feliciter. Amen." und eine Urkunde der Herren von Plesse: „anno gratie 1247 Ind. V. tempore dom. Innoc. Pape quarti, Romano imperio inter Fridericum quondam Imperatorem et Regem Henr. quondam Thuring. Lantgravium in scismate constituto, mortis ejusdem regis anno primo, nob. Domino Archiepisc. Sifrido Eccl. Moguntinensis." — Je specieller und genauer dergleichen Angaben sind, desto mehr können sie dazu dienen, das wahre Datum auszufinden, selbst unrichtige zu berichtigen. So finden sich viele Urkunden teutscher Könige, welche vor einem belagerten Ort datirt sind, wo sich dann mit andern Geschichtsquellen das Datum vergleichen und ein Irrthum im Jahr, wenn er sich hier oder dort findet, entdecken läßt. Eine Urkunde K. Heinrich VII. „data Rome *in militiis* XIV. Kal. Aug. Ind. X. A. D. 1311, regni nri anno IV. Imper. vero I." hat offenbar einen Schreibfehler in der Jahrzahl. Denn 1311 war Heinrich VII. nicht in Rom, sondern hielt seinen Römerzug erst 1312, und auf dieses letzte Jahr weisen auch die Indiction und die angegebenen Regirungsjahre. — Wie eine Triersche, auf das J. 1158 lautende, aber in das J. 1159 gehörende Urkunde über Nassau im Datum nur aus den derselben beigefügten Kennzeichen hat berichtigt werden können, ist oben im Art. Cyclus unter Epakten auseinander gesetzt worden. — In Kanzleien, wo ein solcher vom gewöhnlichen abweichender Jahresanfang üblich war, mag endlich die daraus entstehende Verwirrung und Ungewißheit wahrgenommen worden seyn. Es kam daher später der Gebrauch auf, jene Eigenheit in dem Datum selbst zu bezeichnen. Daher häufig der Zusatz: secundum morem oder stilum Curiae nostrae, „na Costume onses hohf," wie eine Urkunde des Herzogs Philipp v. Burgund von 144$\frac{1}{2}$ 20. Febr. datirt ist, oder sec. stilum Treverensis, Leodiensis, Moguntinae, Cameracensis Ecclesiae u. s. w., auch teutsch, wie eine Urkunde des Erzbischofs Boemund zu Trier von 135$\frac{8}{9}$: „da man nach Gewonheyt des stifftes von Trere czalte nach Cristus Geburte rc.," wo denn doch eigentlich hätte gesagt werden sollen: nach Christi Menschwerdung. Auch ward es in den Niederlanden besonders üblich, statt jener Formeln im Datum zu bezeichnen, ob die Ausfertigung vor oder nach Ostern geschehen. So hat eine Urkunde K. Maximilians, als Besitzers der Niederlande, das Datum: „en notre ville de Bruges le 12 jour d'Avril l'an de grace 1486 *avant pasques*." Sie ist also in das J. 1487 zu

setzen, in welchem Ostern auf den 15. April fiel, statt daß 1486 Ostern schon am 26. März gefeiert war. Eine andere von Max. hat dagegen: d. Malines 1. Avr. 1513 *après pasques.* Ostern war in diesem Jahr bereits am 27. März gewesen und die Urkunde gehört also auch in das J. 1513. Aus Unachtsamkeit ließen aber die Schreiber oft auch eine solche Bestimmung aus. Graf Heinrich von Nassau ward von K. Karl V., nach Antretung der Regirung in den Niederlanden, als Haupt einer Gesandtschaft an K. Franz I. von Frankreich geschickt, um mit diesem über Karls Vermählung mit der Prinzessin Renate, über eine Allianz und andere Gegenstände zu unterhandeln. Die Vollmachten sind im Jänner 1514 datirt, ohne Zweifel nach Gewohnheit des Brabantschen Hofes, obwol nichts angegeben ist. Denn Karl trat erst 1515 die Regirung der Niederlande an, und im J. 1515 erfolgte auch erst die Gesandtschaft an K. Franz I. — Ebenso ist die Vollmacht Karls für den nämlichen Grafen Heinrich als Botschafter zur Kaiserwahl in Frankfurt datirt: Barcellona 31. März 1518. Dennoch ist K. Maximilian darin als verstorben aufgeführt, der doch erst im Jan. 1519 mit Tode abging. Die Vollmacht gehört also auch in das J. 1519, in welchem Jahre die Ostern auf den 24. April fielen. — Nicht weniger Verwirrung macht es, wenn Urkunden- und Chronikenschreiber das Jahr mit Weihnachten anfangen. Die Verfasser der Art de verifier les dates sagen zwar, der Unterschied von 7 Tagen sei zu unbedeutend, um Unrichtigkeiten zu veranlassen. Sie bedenken aber nicht, daß falls der Schreiber nicht ausdrücklich bemerkt, oder aus anderen Umständen bekannt ist, er fange seine Jahre mit Weihnachten an, der Unterschied ein ganzes Jahr beträgt. So erzählen wirklich Chroniken, Karl der Große sei am Weihnachtstage 801 in Rom zum Kaiser gekrönt worden, und im J. 813 gestorben, während allgemein das J. 800 als Krönungs-, das J. 814 als Todesjahr Karls angenommen wird. Bei jenen Angaben, wenn sie richtig sind, muß der erste Chronist sein Jahr mit Weihnachten, der letzte mit Ostern oder Mar. Verkündigung angefangen haben. Daß der Jahresanfang mit Weihnachten dem Geschichtsforscher weniger zu schaffen macht, liegt einzig darin, daß der Begebenheiten und Handlungen zwischen dem 25. Dec. und 1. Jan. weniger seyn können, als während eines Zeitverlaufs von mehren Monaten, daß also die Zweifel im ersten Falle seltener sind als im letzten.

Zu den nicht oft vorkommenden, aber auch sehr zweifelhaften Jahresangaben gehören die a passione domini und anno trabeationis Christi. Bei der ersten vom Leiden Christi ist der Jahresanfang wol in die Passionszeit oder Charwoche gesetzt worden. Die Dunkelheit eines solchen Datums liegt aber hauptsächlich in der Verschiedenheit der Meinungen über das Lebensjahr Jesu, in welches sein Tod falle, ob in das 32., 33. oder 34. Jahr, wonach denn auch 32, 33 oder 34 Jahre von dem Jahre nach der gewöhnlichen christlichen Zeitrechnung abgezogen werden müssen. Über annus trabeationis sind die Meinungen der Ausleger getheilt, indem einige diese Formel mit annus passionis, andere mit annus incarnationis gleichbedeutend halten, je nachdem sie die Herleitung von trabs oder trabes, ein Balken, also auf die Kreuzesbalken sich beziehend, annehmen, oder von trabea, ein Kleid, trabeatio also Bekleidung mit Fleisch, Menschwerdung. Die letzte Erklärung ist wol die richtigste, Jahresanfang in beiden Fällen ungefähr der nämliche. — Zu den seltenen Daten gehören noch die mit der Jahresangabe nach Erschaffung der Welt [1]), wobei immer zweifelhaft ist, welcher Zeitrechnung der Schreiber folgt.

II. Angabe der Monate im Datum. So lange, wie in der früheren Periode in den Daten der Urkunden nicht einmal die Jahre der christlichen Zeitrechnung vorkamen, ward noch weniger eines Monats gedacht. Später kommt neben der Angabe des Jahres Christi oft auch noch kein Monat, oder doch nur ohne Tagsbezeichnung der Monatsname, z. B. mense Junii, vor, oder, was sich am längsten, zumal bei Urkunden in lateinischer Sprache erhielt, Monats- und Tagsangabe wurden aus dem römischen Kalender genommen. Daraus konnte, wenn auch der römische Kalender und die Bezeichnung der Tage nach Kalenden, Nonen, Idus, den meisten fremd war, doch keine Verwirrung oder Ungewißheit entstehen. Wol aber gab dazu der Gebrauch teutscher Benennungen der Monate Anlaß. Zu Karl d. Gr. Zeiten kamen, wie wir aus Eginhard wissen, folgende Monatsnamen auf: Wintermond, Hornung, Lenzmond, Ostermond, Wunnemond, Brachmond, Heumond, Ährenmond, Herbstmond, Weinmond, Windmond, Heilige- oder Heilmond. Sie wurden aber theils verändert, theils nicht in der nämlichen Bedeutung gebraucht.

Wintermonat heißt nicht immer der Jänner allein. Auch November und December führen wol diesen Namen, zuweilen mit dem Zusatz: der erste, der zweite. Selbst dem Februar ward er an einigen Orten beigelegt. — Dagegen kommt der Jänner auch unter dem Namen Hartmond vor in einer Naff. Kellereirechnung von 1455, der 30. Hartmond in einer Urkunde von 1452 und in einer andern von 1479: „des 10. Dagbes des Mondes Januar zu Dutzsche Hartmont." Frisch aber hat Hartmond für December gefunden, und Haltaus für Februar. — Diesem letzten Monat legt die angef. Rechnung den Namen Spurkel bei, der sich auch noch in der Volkssprache erhalten hat, wie Sporkel bei den Niederländern. — In einer zu Middelburg 125? ausgefertigten Urkunde des K. Wilhelm heißt der Februar Zille. — Statt Ostermond wird der April auch Grasmonat genannt. — August kommt auch als Ernte- und Kochmonat vor, welches letztere sich auf die Zeitigung des Weines besonders beziehet. — Den September nennt die Kellereirechnung Füllmonat, wie auch Haltaus hat, dagegen den October statt des Septembers Herbstmonat, vermuthlich in Rücksicht der Weinlese, welche in den Weinländern häufig der Herbst genannt wird. — Eine andere Benennung des Octobers ist nach einer Ur-

1) Wovon in m. histor. Denkwürdigkeiten S. 152 ein Beispiel angeführt ist.

kunde von 1484 Laupraysse „zu Latin October" wie der Schreiber selbst hinzusetzt, vielleicht so viel als Laubreiße, weil dieser Monat die Bäume zu entblättern anfängt. — November heißt in obiger Rechnung Schlachtmonat, wahrscheinlich vom Einschlachten der Schweine rc., daher auch Blutmonat, und December ist nach der nämlichen Rechnung Wintermonat, nach Haltaus auch Wolfsmonat, und, wie noch gewöhnlich ist, Christmonat. — Nicht oft setzen aber diese verschiedenen Benennungen der Monate den Diplomatiker in Verlegenheit. Denn selbst Urkunden in teutscher Sprache haben im 14. Jahrhundert und später sehr häufig noch das ganze Datum in der lateinischen. Andere Ursachen der Ungewißheit eines Datums gibt der nächstfolgende Abschnitt.

III. Anzeige der Tage im Datum. Oben ist schon bemerkt worden, daß die speciellere Zeitbestimmung in den früheren Jahrhunderten gewöhnlich aus dem römischen Kalender genommen ward. Die Zahl des Monatstages nach unserer heutigen Art anzugeben, war höchst selten. In Urkundensamlungen werden sich nur einzelne Beispiele finden. Gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts fing aber der Kirchenkalender an, der herrschende zu werden, und — mit Ausnahme der päpstlichen, größtentheils auch der kaiserlichen Urkunden — den römischen Kalender und die Angabe der Monatstage nach der Zahlenfolge fast ganz zu verdrängen. Damit ward die Zeitbestimmung nach Tagen bei den meisten Urkunden des 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderts sehr erschwert, und erst mit dem 17ten kam das Datiren nach dem bürgerlichen Kalender wieder eigentlich in Gebrauch. So machte denn fast jedes Datum eine besondere Berechnung nöthig, zumal ehe der Diplomatiker mit solchen Hilfsmitteln, wie sie oben im Art. Concurrenten zum Theil angegeben worden, versehen war.

Nach dem Kirchenkalender fiel nämlich die Angabe der Monate nach ihren Namen und der Tage eines jeden Monats nach der Zahlenfolge, in früheren Zeiten selbst die gewöhnliche Benennung der Wochentage, zumal in lateinischen Urkunden, ganz weg. Statt nach Monatstagen ward 1) nach Fest- und Heiligentagen, 2) nach kirchlichen Benennungen der Sonntage; 3) nach Tagen vor oder nach einem Fest- oder Heiligentage und Sonntage datirt.

1) Bei der ersten Art findet wieder eine Unterabtheilung statt. Nach der Anordnung der Kirche gibt es

a) unbewegliche Feste, d. i. solche, welche in jedem Jahre auf den nämlichen Tag fallen und gefeiert werden. Der eigentlichen Feste dieser Art sind nur wenige, nämlich das Fest der Beschneidung und Erscheinung Christi, Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung, sodann Weihnachten, dagegen aber alle Marien- und andere Heiligentage. Die Tage, wenn sie einfallen, sind theils allgemein bekannt, theils sind sie in alphabetischen Verzeichnissen, welche Rabe, Pilgram, Helwig u. a. lieferten, leicht aufzufinden. Wenn also eine Urkunde auf den Tag, an welchem ein solches Fest, oder der Heiligentag einfällt, mit dem gewöhnlichen Namen datirt ist, so läßt sich der Monatstag leicht bestimmen. Die Feste führen aber zum Theil mehre Namen, wie das Beschneidungsfest, als 1. Jänner, auch Jahresfest und der achte Tag unseres Herrn, d. i. die Octave der Weihnachten, genannt wird. Synonyme vom Erscheinungsfest oder Epiphaniae sind: drei Königefest, adoratio Magorum, Oberstentag, zwölfte auch dreizehnte Tag, (nämlich nach Weihnachten, je nachdem vom Weihnachtstag selbst, oder vom folgenden Tage an gezählt ward). — Die beiden Kreuzesfeste werden zwar gewöhnlich durch Zusätze: als es funden ward, nach Ostern, im Mayen, und: als es erhocht ward, im Herbst rc. unterschieden. Es wird aber auch der h. Kreuzestag ohne Zusatz zuweilen genannt, in welchem Falle zweifelhaft bleibt, welcher Kreuzestag zu verstehen sei, wenn nicht eine andere Bestimmung dazu kommt, wie in einer Urkunde von 1473 im Dillenb. Archive: „uff Maintag uff des hilligen Crutzabent." In diesem Jahre fiel Kreuzerfindung auf einen Montag, die Vigilie war also Sonntags; Kreuzerhöhung hingegen traf auf einen Dienstag, und die Vigilie wird also richtig als Montag angegeben. Dieses beweiset gegen Pilgrams Regel, daß Kreuzerfindung, als das älteste der beiden Feste, immer zu vermuthen sei. — Noch mehr Zweifel entstehen bei den Heiligentagen, weil mehre einerlei Namen führen, die in Daten nicht immer genau unterschieden werden, der nämliche Tag aber oft mehre Bezeichnungen hat, wovon manche dunkel sind. Peterstag im gemeinen Leben bezeichnet den 22. Febr., obwol mehre Tage dieses Namens sind, als 29. Jun., 1. Aug., 25. Nov. und einige weniger vorkommende im Apr. und Dec. Die gewöhnlichsten sind Peters Stuhlfeier (ad cathedram), Peter und Paul, und Peters Kettenfeier (Vincula Petri), und werden auch in Daten gemeiniglich mit den angeführten, auch anderen Bezeichnungen unterschieden, als Peterstag im Winter, in den Fasten, Peterstag „als sich die Erde entschlußt" — „also he uff den Stul ward gebracht zu Rome," auch „uff den Sechsel zu Rome" — „als he gekronet ward," welches alles den 22. Febr. bezeichnet; sowie den 1. August Peterstag „in der Erne" — „als oeme Banden entsprungen" — „Fenknuß," Vinkeltag rc. Wird aber Peterstag ohne Zusatz gebraucht, so bleibt oft zweifelhaft, welcher zu verstehen ist. Denn es fehlt nicht an Beispielen, wo der 22. Febr. und dagegen auch wieder der 1. Aug. anzunehmen ist. Ebenso zweifelhaft sind die Beinamen: Kräutertag, Peterstag, als man Meerrettig weihet rc. [2]). — Ebenso ists mit den mehren Johannistagen. Eine Urkunde Gottfrieds Gr. von Dietz von 1332 ist ganz ungewöhnlich datirt auf Freit. nach „s. Johannis Martyris Dage als er geboren wart." Das scheint aber der 24. Jun. zu seyn. Doch ist der Zusatz Märterers statt Täufers

2) Vergl. Spieß archiv. Nebenarb. II. 83. und Zinkernagel Handb. für Archiv. S. 261.

nicht gebräuchlich. Es mag also wol eher Johannes Enthauptung, 29. Aug., zu verstehen seyn, und der Schreiber das Wort Natalis, welches die Martyrologen so wie passio gebrauchten und den Todestag eines Märterers damit anzeigten, mit Nativitas für gleichbedeutend gehalten und darum als er geboren ward übersetzt haben. — Die meisten Zweifel entstehen bei den vielen Marien- oder Frauentagen und durch die mancherlei Benennungen, unter denen fast jeder derselben vorkommt. So heißt das Fest der Reinigung Mariä (Purificatio Virginis), 2. Febr., auch Mar. Lichtmesse, unser Frauentag als man Lichte weihet, Kerzweihe, U. Fr. Tag Klibelmesse (Urkunde Chr. Heinr. v. Weilnau 1337.), U. Fr. Tag als man Kerze seynet, festum praesentationis domini. — Den Namen: U. Fr. Tag Würzweihe führt zwar gemeiniglich nur das Fest Mar. Himmelfahrt. Er kommt aber auch als Mar. Reinigung vor in einer Urkunde des Bischofs Friedrich zu Worms für die Grafen Johann und Engelbert zu Nassau 1433: Dienstag nehst nach unser lieben „Frauentag Wurzwihe Purificationis zu latin genannt." Der oben angeführte Name Klibelmesse wird dagegen gemeiniglich dem Tage Mar. Verkündigung, 25. März, beigelegt. — Sehr zweifelhaft ist die Bedeutung von U. L. Fr. Tag der erste, welche bald Mar. Reinigung, bald Mar. Himmelfahrt zugeschrieben wird. — Daß Mariä Krönung auch vom 16. Aug. zu verstehen sei und auf ihr Prädikat Himmelskönigin Bezug habe, ist höchst wahrscheinlich. — Mar. Opferung, praesentatio, 21. Nov., kommt auch unter dem Namen Anburtung, und illatio Mariae (Einführung in den Tempel) vor, und Mariä Empfängniß (als sie empfangen ward), 8. Dec., wird auch wol der 25. März oder Mar. Verkündigung, als sie empfangen hat, genannt, sowie der Name: U. Fr. Tag der Verholenen — verborgenen, dem 8. Dec. u. 25. März beigelegt wird. — Kommt ein Marientag ohne alle Bezeichnung vor, so ist eine Erklärung fast unmöglich, wenn nicht andere Umstände darauf deuten, wie z. B. die in Pacht- oder Erbzinsbriefen häufig vorkommende Bestimmung des Termins, wenn die Pachtfrüchte abgeliefert werden mußten; „zuschen den zweyn unser Frauen Dagen, als man alle Pecte spolget zu weren," worunter dann nach landwirthschaftlichen Rücksichten Mar. Geburt der 8. Sept. und Mar. Empf. der 8. Dec. zu verstehen seyn würde, weil in den meisten Gegenden die Fruchternte am 8. Sept. noch nicht beendigt ist. Pilgram und andere deuten dagegen die Formel: zwischen zwei Frauentagen, auf Mar. Himmelfahrt und Geburt, oder 15. Aug. und 8. Sept. Und diese Meinung ist auch wol als die richtige anzunehmen, da die obige Formel in Urkunden auch häufig mit dem erklärenden Zusatz: als sie zu Himmel fuhr, und als sie geboren ward, zur Bestimmung des gewöhnlichen Pachtlieferungstermins vorkommt. Ein so früher Termin, wofür später der Martinstag bestimmt ward, macht es wahrscheinlich, daß Pachtfrüchte ehedem vom Felde weg im Stroh geliefert wurden. — Auch die Verteutschung lateinischer Namen veranlaßt oft Dunkelheiten, z. B. Jeils für Egidius, Koße und Demesse für Cosmus und Damianus, Ayt, Agte, Afte für Agathe, Hiesel auch Matz für Mathias, Treutel für Gertrud ꝛc. Zwölfherrentag für Apostelstag. — Schwieriger noch, wenigstens Berechnungen erfodernd, sind

b) die Daten nach beweglichen Festen, nämlich solche, die nicht jährlich auf die nämlichen Monatstage fallen, sondern nach der Osterfeier sich richten, so wie diese von dem ersten Vollmond nach dem 21. März jeden Jahres abhängt, also bald früher, bald später einfällt. — Dahin gehören vor Ostern die Fasten und Fastnacht, Aschermittwoche, grüner Donnerstag, Charfreitag, nach Ostern Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis oder Dreifaltigkeitsfest, Fronleichnam. Außerdem gehören hiehin die meisten Sonntage und Quatember, die Kreuzwoche. Hier ist nun, um ein Datum zu finden und dessen Monatstag zu bestimmen, vor allem nöthig, sich die verschiedenen Namen bekannt zu machen, unter welchen dergleichen Tage und Feste vorkommen. So wird Fastnacht, bekanntlich immer ein Dienstag, auch Vastel — Fastenabend genannt, was leicht zu dem Irrthume verleiten kann, als sei nach der gewöhnlichen Bedeutung von Abend oder Vigilie, der Tag vorher darunter zu verstehen, da Abend hier auf die folgende Aschermittwoche, als eigentlichen Anfang der Fasten, sich beziehet. Daher auch der lateinische Name: Vigilia carnisprivii. — Aschermittwoche selbst kommt gewöhnlich unter dem Namen Asche- und Eschetag vor, dies cinerum, auch caput ieiunii und quadragesimae. — Grüner Donnerstag heißt auch der weiße- und hohe Donnerstag, Mendeltag, coena domini, Antlaßtag ꝛc. Ostern, Paisch- (Pascha-) Tag, dominica sancta; Himmelfahrt, dies ascensionis domini, Montag; Pfingsten, Dominica rosarum, Gedächtniß der Geistessendung; Fronleichnam, Sacramentstag, heil. Blutstag, festum Corporis Christi. Die Quatemper, auch Quatertemper, Weich- und Weih-, auch Fronfasten, vier Hochzeiten, Temperfasten, werden meistens nach der Zeit, wenn sie fallen, in den Urkunden angegeben. Außerdem hat es, da deren vier sind, welche immer auf Mittwochen gesetzt werden, Schwierigkeit, sie zu unterscheiden. Zwei Quatember kann man übrigens zu den unbeweglichen rechnen, da sie jedesmal auf die Mittwoche nach Kreuzerhöhung und nach dem Lucientage fallen. Die beiden andern Reminiscere und Trinitatis richten sich nach der Osterfeier. Ist diese für ein gegebenes Jahr der julianischen Zeitrechnung gefunden, wovon oben in anderen Artikeln gehandelt worden, so lassen sich auch die andern Festtage danach leicht abzählen, denn Himmelfahrt ist immer der 40ste, Pfingsten der 50ste, Fronleichnam der 60ste Tag nach Ostern, wie Trinitatis die Octave von Pfingsten ist. —

2) Daten nach kirchlichen Benennungen

der Sonntage. Daß die Kirche die Sonntage nicht in fortlaufenden Nummern vom Anfange des gemeinen Jahres, oder vom Anfange des Kirchenjahres, dem 1. Adventssonntage, zählt, ist bekannt. Sie haben entweder eigene Namen, wie die Adventssonntage, Septuagesimä, Sexagesimä, Quinquagesimä, Quadragesimä, Palmsonntag, oder sie werden nach den nur auf Sonntage fallenden Festen, wie Ostern rc., oder als auf ein Fest folgend, wie 1. 2. 3. rc. Sonntag nach Pfingsten genannt, wogegen die Protestanten den 1. Sonntag nach Pfingsten Trinitatis, den 2. 3. 4. rc. Sonntag nach Pfingsten aber den 1. 2. 3. rc. nach Trinitatis nennen, so daß jeder Sonntag nach Pfingsten, deren 28 seyn können, gegen die Sonntage nach Trinit. um eine Zahl voraus ist. Ebenso werden auch wol der 1. 2. 3. rc. Sonntag in den Fasten, der 1. rc. Sonntag nach Ostern, gezählt. Doch sind diese meistens unter dem Namen bekannter, der ihnen von den Eingängen der Messen (introitus missarum) beigelegt wird, als: Reminiscere, Oculi, Lätare rc. vor Ostern, oder: Quasimodogeniti, Jubilate, Rogate rc. nach Ostern. Diese Eingänge sind die ersten Worte des aus einem Psalm oder einer anderen Schriftstelle entnommenen Gesangs (Antiphone), welcher in der römischen Kirche angestimmt wird, wenn der Priester zum Messelesen vor den Altar trit, je nachdem ihn das Meßbuch (missale) eines jeden Kirchsprengels für diesen oder jenen Sonn-, Fest- oder Heiligentag vorschreibt [3]). Hienach wird nun häufig der Tag selbst genannt. Besonders hat jeder Sonntag einen solchen Eingangsnamen, deren mehre auch noch die gewöhnlichen Kalendernamen mancher Sonntage sind. — Es ist sich aber dabei vor Verwechslungen zu hüten, da mehre Messen einerlei Eingänge haben.

Aller dieser Sonntagsnamen, zumal auch der von den Meßeingängen hergenommenen, bedienten sich dann auch die Urkundenschreiber in dem Datum, entweder ganz einfach: datum a. d. 1368. dominica Invocavit, oder auch mit einem Zusatz, z. B. Dirre Brief wart gegeben von Chr. Geb. 1375 am Suntage Reminiscere in der Vasten, und Urk. K. Sigismunds 1418: „Suntag als man in der heil. Kirchen singet Letare." — Eben dieser Sonntag wird aber auch von dem Eingang: freue dich Jerusalem, der Sonntag Jerusalem, und der fröhliche Sonntag, außerdem auch Sonntag zu Mittfasten genannt, sowie mehre Sonntage auch andere Namen führen, z. B. Quinquagesimä, der Herrenfastnacht, und Sonntag zu Vastelabend; Judica, der Passions- auch schwarze Sonntag; Palmsonntag, dominica ramorum, Osanna, indulgentiae etc. — Fiel ein merkwürdiger Frauentag, oder das Fest eines anderen großen Heiligen in der Nähe eines Sonntags ein, so war es nicht ungewöhnlich, diesen Sonntag auch danach zu bezeichnen, z. B. Sonntag vor Lichtmesse. —

So ist es denn oft schwierig, ausfindig zu machen, welchen Sonntag der Schreiber unter diesem oder jenem Namen im Sinne gehabt habe. Ist der Sonntag gefunden, so muß dann ferner, meist nach dem Osterfest, berechnet werden, welcher Monatstag derselbe in dem gegebenen Jahre gewesen. — Es ist dabei zu beachten, daß von den Sonntagen mehre wandelbar sind, je nachdem Ostern frühe oder spät fallen, indem die nach ihren Eingängen benannten Sonntage Omnis terra und Adorate, oder der zweite und dritte Sonntag nach Epiphaniä ausfallen, wenn wegen der früheren Ostern auf den 1. Sonnt. nach Epiph. der Sonntag Septuag. folgt, wogegen Sonnt. Omnis terra und 4 Sonntage mit dem Eingang Adorate, also 6 Sonnt. nach Epiph. und vor Septuag. seyn können, wenn Ostern erst den 21. Apr. und später einfallen. Im ersten Falle wird der Sonntag Dicit dominus, oder der 23. nach Pfingsten, von zwei- bis fünfmal mit demselben Eingang wiederholt, mit anderen Worten: die Sonntage nach Pfingsten können bis zu den Adventssonntagen auf 24 — 28 steigen. Fallen Ostern auf den 24. oder 25. Apr., so kommt nur ein Sonntag Dicit dominus vor, weil dagegen die Sonntage Omnis terra und mehre Adorate vor Septuagesimä bereits eingeschaltet waren [4]). —

3) Daten nach Tagen vor oder nach Fest-, Sonn- und Heiligentagen. Dabei sind auch mehre Arten zu unterscheiden. Die einfachen sind die, welche den nächstvorhergehenden, oder nächstfolgenden Tag eines unbeweglichen Festes oder Heiligentages bezeichnen. Die ersten werden durch Vigilia, Abend, Vorabend, auch pridie und nehesten Tag vor Martini z. B. ausgedrückt. So hat eine Urkunde von 1357 in teutscher Sprache das Datum „in vigilia beati Mathie apostoli," eine andere von 1351. „an dem heil. Christs Abend." Hier ist ohne weitere Berechnung klar, daß die erste auf den 23. Febr., die andere am 24. Dec. gegeben ist. Die Zusätze in crastino, infra, den nehesten Tag nach — bezeichnen ebenso den nächsten nach dem Fest oder Heiligentag, z. B. 1360 in crastino b. Mich. Archang., den 30. Sept. So auch in Octava den achten, z. B. nach Johannes dem T. oder wie 1357. infra octavas nativ. b. Joh. B. den folgenden Tag, 2. Jul. — Bei beweglichen Festen und Sonntagen muß freilich erst nach der Osterfeier berechnet werden, auf welchen Tag ein solches Fest oder der Sonntag in dem gegebenen Jahre fällt. —

Eine andere Art ist die Bezeichnung nach Ferien. In früheren Zeiten war es nicht gewöhnlich, die Wochentage nach ihren Namen anzugeben. Sie wurden dagegen mit der Benennung Feria so gezählt, daß Feria 1. der Sonntag, 2. Montag rc. bedeutete bis Sonnabend, welcher feria septima war. Dieses setzt voraus, daß in dem Datum ein Sonn- oder Festtag, sei es ein

3) In der Helwigschen Zeitrechnung findet sich ein alphabet. Verzeichniß der gewöhnlichsten Eingänge, ein vollständigeres aber in A. C. Wedekinds kl. Schrift: die Eingänge der Messen. Braunschw. 1815. 8.

4) Eine gute Anleitung zur Berechnung der Sonntage und beweglichen Feste gibt Gruber im diplom. Lehrsystem. Bd. III.

beweglicher oder unbeweglicher, angegeben wird, wornach die Ferie vor oder nach dem genannten Feste gezählt wird. So sind Nass. Urkunden von 1364 datirt: „fer. VI. ante Tiburt. et Valer." „Fer. II. post Laetare! fer. IV. post Ambros." Bei der ersten und letzten ist nachzurechnen, auf welchen Wochentag Tiburtius und Ambrosius im J. 1364 gefallen, wo dann durch Fortzählen leicht zu finden ist, daß Freitag vor Tib. der 12. Apr., Mittwoch n. Ambr. der 10. Apr. war. Denn fer. VI. zeigt nicht den 6. Tag vor Tib. sondern den 6. Wochentag oder den Freitag vorher an, sowie fer. IV. nicht gerade den 4. Tag nach Ambr. sondern den 4. Wochentag oder Mittwoche nach diesem Heiligentage bezeichnet. — Bei dem zweiten Beispiel muß erst gesucht werden, auf den wievielsten Monatstag der Sonntag Lätare 1364 einfiel, welches der 3. März war. Dann erst ergibt sich, daß die Urkunde am 4. März, als dem Montage, datirt sei. — Ein anderes Datum verbindet die Angabe nach Ferien mit infra: „datum fer. 4. infra octavas Epiph. dom. 1360., secundum stilum treverensem." Im J. 1360, welches hier wegen des Beisatzes sec. stil. Treverensem anzunehmen ist, fiel Erscheinung Chr. oder 6. Jan. auf einen Montag. Die Octave war Mont. 13. Jan., die vierte Ferie also, oder Mittw. nachher, der 15. Jan. —

Indessen fing man später an, neben der Angabe nach Ferien, auch die nach Wochentagen zu gebrauchen. So ist aus dem nämlichen J. 1360 eine Urkunde des Erzb. Gerlach zu Mainz datirt. „Eltvil am Freitage vor Palmen," damals der 27. März. Eine Urk. Wilh. Herrn v. Braunsberg von 1333 ist datirt: „Sunsdags so man zelt vierzihen Nachte — (was häufig statt Tage vorkommt) nach Ostern." Ostern war damals am 4. April, der 14. Tag nachher, also der 18. April oder Sonntag Misericord. domini. —

In den meisten Fällen kann alle diese beschwerlichen Berechnungen ersparen, wer die früher genannten Hilfsmittel, besonders die 35 Kalender besitzt, welche Pilgram, Zinkernagel und Steinbeck, nach den 35 Tagen, auf welche Ostern vom 22. März bis 25. Apr. fallen kann, geliefert haben.

Zu dem Datum rechnet man heutiges Tages auch den Ort der Ausfertigung. Doch wird solcher, mit wenigen Ausnahmen, in früheren Urkunden selten angegeben, am häufigsten noch in kaiserlichen Ausfertigungen. Einiges ist darüber auch schon oben unter Actum et datum vorgekommen. (*v. Arnoldi.*)

DATURA *L.* (Stechapfel). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Solaneen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch röhrig, mit der schildförmigen Basis stehenbleibend; die Corolle trichterförmig, gefaltet, mit gezähntem Saume; die Narbe zweilappig; die Kapselfrucht stachlicht oder unbewehrt, halbvierfächerig, vierklappig mit getrenntem Mutterkuchen. Die zwölf bekannten Arten sind besonders in Südamerika, aber auch im südlichen Asien und in Nordafrika einheimisch. Zwei davon D. arborea *L.* (Sp. pl., Ruiz et Pav. fl. per. II. p. 16. t. 128.) und D. sanguinea *Ruiz* et *Pav.* (l. c. p. 15.) sind baumartig (Persoon hat beide unter dem Namen Brugmansia candida und bicolor als besondere Gattung); die übrigen einjährige Kräuter, aber oft mit hohem, starkem Stengel. Sowol die beiden genannten, als D. fastuosa *L.* (Sp. pl. — Rumph. amb. V. t. 243. f. 2.) sind wegen ihrer großen, schöngefärbten Blumen zu den Prachtgewächsen zu rechnen. Die einzige Art, welche in Europa wild wächst, aber wahrscheinlich von Amerika oder Ostindien her eingeführt ist, D. Stramonium *L.* (der gemeine Stechapfel), ist als eine stark narkotische Giftpflanze bekannt. Dieses einjährige, stinkende Kraut, welches jetzt im gemäßigten Europa, besonders auf Schutthaufen, häufig vorkommt, hat glatte, eiförmige, buchtig-gezähnte Blätter, weißgrünliche Corollen mit fünfzähnigem Saume und aufrechte, dornige, eiförmige Samenkapseln. Abb. Engl. bot. t. 1288., Flor. dan. t. 446. — Das Kraut ist officinell. (S. den folgenden Artikel.) (*A. Sprengel.*)

DATURA STRAMONIUM *L.* (Stechapfel), ein überall in Europa auf wüsten Stellen an Gräben ꝛc. vegetirendes, ursprünglich amerikanisches Sommergewächs, dessen krautartiger, glatter, aufrechter, 2—3 Fuß hoher Stengel viele ausgebreitete Äste treibt. In den Winkeln, welche die Äste mit den Stengeln bilden, stehen auf langen Stielen die großen, breiten, eirunden, zugespitzten, glatten, geaderten, dunkelgrünen Blätter von widrigem, betäubendem Geruche und Ekelgeschmacke. Die großen, trichterförmigen, gefalteten, fünfspaltigen weißen Blumen kommen auf kurzen Stielen zwischen den Blättern und Zweigen einzeln hervor. — Die vielen kleinen, nierenförmigen, zusammengedrückten, schwarzbraunen, fast geruchlosen Samen (sogenannter schwarzer Kümmel) liegen in einer aufrechten, ovalen, fast viereckigen, vierklappigen, dicht mit Stacheln besetzten, zweifächerigen Samenkapsel. R. Brandes entwickelte daraus ein eigenes Kaloid (s. Daturin). Promnitz (in Pfaffs Syst. d. Mat. Med. ꝛc.) zog aus dem frischen Kraute 0,58 gummigen Extractivstoff, 0,12 Harz, 0,25 phosphorsauren und pflanzensauren Kalk und Talkerde, 0,60 Extractivstoff, 0,64 grünes Satzmehl, 0,15 Eiweißstoff und 91,25 Wasser.

Alle Theile dieser Giftpflanze wirken in einem hohen Grade narkotisch scharf; frisch haucht sie in eingeschlossener, natürlich warmer Luft, noch mehr beim Trocknen in gelinder Hitze dergleichen Giftdünste aus. Ein frisches zerquetschtes Blatt auf ein Geschwür *) neben ein Auge gelegt, lähmt die Pupille, und in die Nase gesteckt, den Sehnerven. Zu große Gaben davon innerlich genommen, bewirken binnen 24, spätestens 36 Stunden mehr oder weniger heftige Zufälle des Narkotismus (vergl. *Meigs* in The North-American medic. and surgic. Journ. 1827. 8. Januar), manchmal plötzlichen Tod. Die Wirkung ihres Saftes auf Erweiterung der Pupille ist jener der Datura fastuosa, Met. arborea, ferox und tatula,

*) Eine chemische Untersuchung der Samen des blauen Stechapfels (Dat. Tatula), s. in Scherers nord. Ann. der Chemie. VIII. S. 147. und von A. Lindbergson in: Kongl. Vetenskaps Academ. Handlingar för ar. 1820.

sowie jener von der Belladonna ganz gleich. Brech- und Abführmittel, Pflanzensäure, besonders Citronen- und Essigsäure, auch mit Wasser zum Getränk und in Klystieren, kalte Essigüberschläge auf den Kopf, bei Blutandrang nach oben Blutegel, zuletzt schwarzer Kaffee oder Wein sind die Gegenmittel.

Die Blätter, bei uns im Juni gesammelt, und die Samen des Stechapfels sind, seit Störk sie als Arzneimittel in ihren verdienten Ruf brachte, officinell. Die frisch zerquetschten Blätter als Brei räth Plenk äußerlich zur Erweichung harter Entzündungsgeschwülste und zur Vertreibung der Milch aus den Brüsten entwöhnender Mütter, gegen Brustknoten, Gichtbeulen, bei schmerzhaften Hämorrhoiden, bei Hernia humoralis, Cunningham bei Milzanschwellungen und bereitet eine Salbe daraus mit Schweineschmalz, Read bei rheumatischen Schmerzen an. Auch läßt man den Rauch der auf Glühkohlen verglimmenden Blätter und Stengel asthmatische Personen bei reinen Brustkrämpfen ohne Entzündung und organische Fehler einathmen, oder nebst gewöhnlichem Taback rauchen, beides aber mit nöthiger Vorsicht, der gefährlichen Folgen wegen, die bei ältern Personen Schlagfluß und Erstickungstod herbeiführen können.

Innerlich gibt man die gepulverten Blätter zu 20 Gr. dreimal täglich in der Fallsucht, und die gepulverten Samen zu 1 Gr. in 24 Stunden, nach Bird, mit Nutzen in der Kardialgie, Prosopalgie und im chronischen Husten.

1) Extractum Stramonii: a) aus dem Safte des frischen Krautes bereitet, von Honigdicke und sehr widrigem Geschmack, dient anfangs zu ¼ — 1 Gran in nach und nach steigenden Gaben, mit Kampher, Baldrian, bittern Extracten, in Pillen oder in Auflösung mit einem aromatischen Wasser: bei rein nervösem, fieberlosem Wahnsinn nach und nach bis zu 1 Skr.; in der Epilepsie, Hydrophobie (zeitig und sogleich zu 2 Gr. nach Harles), gegen Zuckungen, Ischias und Gesichtsschmerz, nach Kirkhof im chronischen Rheumatismus, gegen Nevralgien ꝛc. — b) Das Extract aus den Samen, die bei allen Daturaarten Zufälle von Vergiftung erregen, durch einigemal unterbrochene Eindickung möglichst rein von den sehr vielen mehlichen Theilen zu erhalten, die schwer davon sich trennen lassen, ist, nach Marcet, das wirksamste schmerzstillende Narkoticum zu ⅛ — 2 Gran in steigender Gabe 2 — 3 mal täglich, in rheumatischen und gichtischen Leiden, vorzüglich im Hüft- und Gesichtsweh, wo Kopf, Augen und Athem angegriffen sind; King gebrauchte es zu ½ — 1 Gran mit Erfolg bei asthenischen Hirnentzündungen, Begbie, bei allgemeinen und örtlichen Nevralgien, z. B. Opisthotonus ꝛc. Überhaupt ist es, nach Zaar, ein gutes krampfstillendes Mittel.

2) Tinctura Stramonii aus 4 Unzen gepulverten Stechapfelsamens, die mit 15 Unzen rectif. Weingeist und 1 Unze Salmiakgeist einige Tage in gelinder Wärme aufgestellt werden. Von der Colatur gibt man anfangs 6, allmälig 14 — 25 Tropfen alle 2 Stunden in asthmatischen Beschwerden. Hufeland und Günther sahen von ihr und der Tinct. digit. purp. große Wirkungen beim acuten Wahnsinne und andern periodischen Seelenstörungen, in der Fallsucht und im Veitstanze, Zollikoffer bei chronischen Rheumatalgien, Belten bei heftigem Kopfrheuma, Joh. Wendt bei Nymphomanie und chronischen Krämpfen. Auch äußerlich läßt sich diese Tinctur bei hartnäckigen, skrophulösen Augenentzündungen mit krampfhaft verschlossenen Augenlidern, zu 2 Drachmen mit 8 Unzen Wasser verdünnt, in beständig kühlen Überschlägen, oder zu Einreibungen auf die schmerzhaften Stellen im chronischen Rheumatismus, bei hysterrheumatischem, halbseitigem Kopfweh, bei Clanus, nach Fehr, vortheilhaft benutzen, oder in Salbenform.

3) Oleum sem. Stramonii expressum, ein sehr schleimiges Öl, das, äußerlich angewendet, kühlend, schmerzstillend und zurücktreibend wirken soll, aber wol nichts mehr leistet, als jedes andere Fettöl; (vergl. *Störk* Lib. de Stramon. Hyosc. Acon. etc. Vindob. 1762. 8. — Gredings sämtl. medic. Schriften ꝛc. 1790. 1. Bd. S. 27 ꝛc. — Bernard in Gersons und Julius Magazin. VIII. S. 291 ꝛc. — Hufelands Journ. der pr. Heilkunde. IX. 3. S. 189 ꝛc. XXXVI. 2. S. 107 ꝛc. — Vergl. Günther ebendas. Nov. 1829. 11. S. 111 ꝛc. — Amelung ebendas. 1828. Novbr. *C. Engelhart* Diss. de Datura stramonia etc. Ultraj. 1822. 8. — Joh. Wendt in Rusts Magaz. für die ges. Heilk. 1827. XXIV. 2. S. 322 ꝛc. — J. R. L. de Kirkhof in d. N. Saml. auserles. Abhandl. zum Gebr. prakt. Ärzte. 1828. XII. 1. ꝛc.).

(*Th. Schreger.*)

DATURIN, Daturium, ein eigenes, rein bitteres, narkotisch giftiges Pflanzenkaloid, welches R. Brandes *) in den Stechapfelsamen mit Äpfelsäure verbunden fand und auf die bekannte Art darstellte (s. Brucin, Daphnin etc.). In der sehr verdünnten, geistigen Auflösung desselben schießen erst nach mehren Wochen förmliche morphinähnliche Krystalle an, nämlich: büschelförmig zusammengesetzte, nach verschiedenen Richtungen strahlenförmig auslaufende, vierseitige, rechtwinkelige Prismen mit 2 breitern und 2 schmälern Seitenflächen. — In Wasser ist das Daturin fast unlöslich, wie in kaltem Alkohol, desto reichlicher aber wird es vom siedenden aufgenommen, und aus dessen erkalteter Lösung in zarten Flocken wieder niedergeschlagen. Die Säuren werden durch dieses Kaloid vollkommen neutralisirt, wiewol die basische Wirkung desselben sehr schwach, und viel davon nöthig ist, um eine bestimmte Menge von Säure zu sättigen.

1) Schwefelsaures Daturin in ansehnlichen Prismen mit Quadratbasis, die an der Luft nicht feucht, sondern verwitternd, weiß und undurchsichtig werden, dagegen im unveränderten Zustande farblos und durchsichtig erscheinen. In Wasser löst sich das Salz leicht, aus der Lösung fällen Kalien das Kaloid

*) S. d. Schweiggersche Journ. der Chemie und Physik u. s. w. XXVI. 1. S. 98 ꝛc. Vergl. Pauli's und Polex's Preisschriften, angezeigt in d. Übers. der Verhandl. der Gr. Gallischen naturwissenschaftl. Gesellschaft. 1819 — 20.

flockig, und salzsaurer Baryt zeigt im Salze die Schwefelsäure aufs bestimmteste an.

2) Salpetersaures Daturin, zarte, federartige Krystalle; aber unter keinen Verhältnissen der Concentration der Säure erscheinen jene Farbenänderungen, welche man unter diesen Umständen beim Strychnin bemerkt (s. diesen Artikel).

3) Das hydrochlorinsaure Daturin schießt in platten, vierseitigen, farblosen, fast cubischen Tafeln an, welche in Wasser, wie Nr. 1., leicht löslich sind.

4) Hydrojodsaures Daturin, eine unkrystallisirbare, sehr hygroskopische Masse, welche man beim Verdunsten einer mit Jodin während des Siedens versetzten Abkochung des Daturins mit Wasser erhält. Das Jodin verliert hier beim Sieden bald seine Farbe, wird gelblich und verschwindet, Daturin auflösend, alsobald in der Flüssigkeit.

5) Das essigsaure Daturin bildet eine formlose, schnell an der Luft zerfließliche und in Wasser sehr leicht lösliche Salzmasse. (*Th. Schreger.*)

DAU, Michael, aus Marienburg in Preußen, wurde ums Jahr 1682 Rector der Kronschule zu Dorpat, 1693 Professor der theoretischen Philosophie, 1695 aber der Beredsamkeit und Dichtkunst. In derselben Eigenschaft kam er nach Pernau, als die hohe Schule dahin verlegt wurde, war zugleich Bürgermeister und starb im J. 1710. Bemerkenswerth sind seine akademischen Schriften: De lege naturali 1694. 4. De astrologia judiciaria. 1695. 4. De trinitate Platonis et Platonicorum. 1696. 4. De immortalitate animae. 1696. 4. De sensibus brutorum. 1699. 4. etc. In teutscher Sprache schrieb er einen Sittenspiegel (1701.) und: der närrische und elende Atheist. O. J. (1699). 8. *). (*Baur.*)

DAUBENSEE, der fünfstündige Weg von dem Berner Kanderthale nach dem in Wallis belegenen Leuckerbade führt über die Gemmi (Zwillings-Felsen), einen in den eigentlichen Schweizeralpen stehenden Berg. Ehe man den höchsten Punkt dieses Passes, die Daube genannt, erreicht, der 7160 Fuß über das Meer sich erhebt, gelangt man an die östlichen Ufer des Daubensee's. Das Becken, dessen Länge auf 4280 und dessen Breite auf 1150 Fuß angegeben wird, umschließen fast von allen Seiten nackte, senkrechte Felsenwände. Auch sind die Ufer nicht jeden Sommer von Schnee- und Eisflächen frei, was bei einer Höhe von 6860 Fuß über dem Meere nicht befremden darf. Der See empfängt sein Wasser von dem eine Stunde entfernten Lämmern-Gletscher. Es ist trübe und schlammig, höchstens 20 Fuß tief, ohne sichtbaren Abfluß und ernährt durchaus keine Fische. Razoumowsky [1]) übersetzt den teutschen Namen gewiß unrichtig durch Lac des pigeons; indem die Benennung nicht von Taube, sondern vielmehr von den auch hier einheimischen Alpendohlen (Corvus Pyrrhocorax *Linn.*) herkommt, die in der Landessprache Dävi [2]) heißen und deren Krächzen die einzigen Töne sind, die man in dieser gräßlichen Einöde neben dem Donner der Gletscher und dem Wolfsgeheul vernimt. Vom Daubensee windet sich der Pfad nach dem Schwarrenbach [3]), einer einsamen, nur im Sommer bewohnten Herberge, wo der Reisende Wein, Brod, Käse, Eier, Ziegenmilch und im Nothfall, selbst ein Nachtlager bekommen kann. In diese Hütte versetzt Werner den Schauplatz seines schauerlichen Trauerspiels: „Der vier- und zwanzigste Februar", doch ist die Versicherung beruhigend, daß man jetzt nicht zittern darf, von der Nacht hier überfallen zu werden [4]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DAUBENTON, Louis Jean Marie, geb. zu Montbar am 29. Mai 1716, ist einer derjenigen Naturforscher, welche ihr anfängliches Studium, die Theologie, aufgaben, um sich dem der Medizin zu widmen, und dann sich ganz dem der Naturgeschichte und namentlich der Zoologie hingaben. Er machte, wie zu jener Zeit gewöhnlich, seinen ersten Cursus bei den Jesuiten, und zeigte schon damals den sanften Charakter und Fleiß, welche beide ihm im Leben immer eigen blieben.

Sein Leben wird erst mit der Zeit für die Wissenschaft wichtig, wo er nach Paris kam, um Theologie zu studiren, diese aber verließ und zur Medizin überging. In jener Epoche aber war es gerade, wo man in Frankreich nicht blos die Naturwissenschaften überhaupt, sondern auch die Anatomie insbesondere mit ebenso vielem Eifer als Erfolg betrieb und unter Daubentons Lehrern Baron, Martinencq, Coll de Villars, Winslow, Hunauld, Antoine de Jussieu ꝛc. glänzen einige sehr gefeierte Namen.

Die verschiedenen ärztlichen Würden nahm er zu Rheims in den Jahren 1740 und 1741 an, und begab sich nach dem Tode seines Vaters wieder in seinen Geburtsort, wo er sich, besonders bei einer damals herrschenden Epidemie, als tüchtiger praktischer Arzt zeigte. Indessen ließ ihn die Verbindung mit Buffon, dessen Bekanntschaft er schon in Paris gemacht hatte, und der damals sein großes Meisterwerk begann, nicht lange in dieser Laufbahn, die er nur verließ, um sich dem Studium der Natur ganz zu widmen.

---

*) Gadebusch Liefl. Bibl. Adelungs Zus. z. Jöcher.

1) C'est entre ces rochers (du Gemmi) que se trouve situé le lac nommé par les gens du pays Dauben sé, lac des pigeons; ce lac que nous cotoyames surtoute sa longueur qui est d'environ une demi lieuë, n'est pas d'une largeur considérable; ses eaux sont troubles et bourbeuses, et ne sont que la produit des eaux de plue et des neiges fondues qui découlent du haut de ces montagnes qui le bordent et le resserrent; aussi dans les grandes chaleurs est-il entiérement à sec, et il y croit une verdure qui donne un bon pâturage pour le bétoil qu'on y mène paitre." *Voyage minéralogique dans la gouvernement d'Aigle et une partie du Vallais. Par. Mr. le Comte G. de Razoumowsky.* Lausanne MDCCLXXXIV. p. 180. 2) Diese von Ebel (Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. Dritte Aufl. 1810. III. S. 27) angeführte Benennung fehlt in Meisners und Schinz's „Die Vögel in der Schweiz." Zürich 1815. S. 58. unter dem schweizerischen Namen der Alpendohle; doch steht unter denselben das dem Laute nach nahe verwandte „Däsi." 3) Ebel a. a. O. erzählt, daß im Jahre 1788 der Schnee hier bis 18 Fuß hoch fiel. 4) Wir entlehnen sie aus dem lehrreichen Handbuch für Reisende in der Schweiz von Robert Glutz-Blozheim. Sechste Aufl. Zürich 1830. S. 236.

Mit dieser Änderung trat auch eine Veränderung des Aufenthaltes ein. Ein Mann, der Buffon beständig bei seinen Arbeiten behilflich seyn sollte, durfte diesem nicht entfernt seyn, und so nahm er seinen Aufenthalt in Paris, wo er als Aufseher und Demonstrator an dem damals nicht sehr umfangreichen Kabinet der Naturgeschichte angestellt wurde. In dieser Stellung war er gewissermaßen natürlicher Mitarbeiter seines berühmten Landsmannes, der indessen allerdings einen Theil dieses Ruhmes der Thätigkeit Daubentons verdankt.

Die Arbeiten des letztern erschienen in der ersten Ausgabe und den ersten Theilen des Buffonschen Werkes, und man konnte sie gewissermaßen als eine Fortsetzung und Ergänzung dessen ansehen, was früher Perrault und andere für das königliche Kabinet der Anatomie geliefert hatten, deren Präparate sich noch in dieser Samlung befanden. Diese Arbeiten, welche sich, so weit sie bekannt geworden sind, nur auf die Säugethiere erstreckten, trugen nicht wenig dazu bei, wie bemerkt, den Werth der Buffonschen Werke in den Augen der wissenschaftlichen Naturforscher bedeutend zu steigern. Sei es nun, daß Buffon, auf seinen Ruhm eifersüchtig, diesen nicht gern mit einem andern theilen wollte, oder daß er glaubte, daß ein solches Eingehen in das Einzelne, solche Ausmessungen, solche ängstliche Genauigkeit in der Beschreibung der Organe, in eine allgemeine Naturgeschichte, wie er sie beabsichtigte, nicht gehörten, und den Leser entweder nicht interessiren, oder ihm den Gesichtspunkt, den er von demselben aufgefaßt wünschte, entrücken möchten, — genug Buffon nahm nach Vollendung der Säugethiere schon bei den Vögeln keine Rücksicht mehr auf das Anatomische, und entfernte sogar Daubentons Beiträge zur Naturgeschichte und Anatomie der Säugethiere bei der später erschienenen Ausgabe in 12 Format.

Diese Ansicht Buffons, sowie die gehässigen Angriffe Reaumurs, wodurch Daubenton sogar fast um seine Stelle kam, auf der er jedoch durch die Fürsprache Buffons bei Madame Pompadour erhalten worden seyn soll, machten ihm nicht wenig Verdruß. Immer ist ein Theil der Schuld wol mit Recht auf Buffon geschoben worden, wie ihn auch Manches vertheidigen mag, und er hat wenigstens darin sehr Unrecht gehabt, daß er der Wissenschaft einen großen Verlust zufügte, indem er Daubenton als Mitarbeiter entfernte.

Dieser beschäftigte sich nun damit, die Resultate seiner Forschungen in einzelnen Abhandlungen herauszugeben, welche man in den Memoires de l'Academie des Sciences für die Jahre 1754 bis 1781 findet. Die meisten darunter beziehen sich auf Naturgeschichte, und namentlich sind anzuführen diejenigen über die Fledermäuse, über eine neue Art Spitzmaus, welche seitdem den Namen des Entdeckers führt, über das Moschusthier und seine Organisation, über die eigenthümliche Bildung der Stimmorgane der Vögel ic.

Vor allem muß man aber hervorheben, daß Daubenton als derjenige zu betrachten ist, welcher die paläontographische vergleichende Anatomie begründete. Er war es, welcher in dieser Beziehung eine Menge von Irrthümern und falschen Ansichten der damaligen Naturforscher berichtigte, er war es, der zuerst den angeblichen Knochen eines Riesen der Vorwelt, den man in der Geräthekammer (garde-meuble) der Könige von Frankreich aufbewahrte, für den Radius einer Giraffe erklärte, deren Skelett das königliche Naturalienkabinet damals noch nicht besaß.

Außerdem hat er auch noch den Unterschied zwischen wirbellosen Thieren und Thieren mit rothem Blut, den schon Buffon andeutete, weiter herausgehoben und entwickelt. Nicht minder wichtig ist seine Abhandlung über das Hinterhauptsloch, aus dessen Verhältniß und Lage er die aufrechte Stellung des Menschen, als diesem allein zukommend, ableitete, sowie dessen höhere thierische Organisation.

Wichtig ist auch seine Abhandlung über die Unverdaulichkeit und die darin dargelegte Ansicht, daß die absteigende Entwickelung des menschlichen Organismus hauptsächlich auf dem Magen beruhe, und daß man der daraus entspringenden Abnahme der Kräfte ic. durch eine passende Lebensweise und geeignete Medicamente begegnen müsse. Er selbst schien von dieser Ansicht sehr überzeugt zu seyn, denn unter den diätetischen Heilmitteln, die er täglich und in kleiner Dosis nahm, befand sich auch die Ipecacuanha, von welcher er einen halben Gran nahm, und je nachdem es der Magen zu verlangen schien, mit der Dosis bis auf sechs Gran stieg.

Bei allen seinen zahlreichen Untersuchungen zeigte er sich immer als wahren Menschenfreund, indem er aus seinen Forschungen nur nützliche, der Wissenschaft förderliche oder für das Leben und die Gewerbe vortheilhafte Resultate zu erlangen suchte.

Unter diesen Forschungen muß besonders diejenige lange Reihe derselben genannt werden, welche sich auf die Wollproduction der Schafe in Frankreich und deren Verbesserung bezieht. Er fing sie im Jahre 1766 an und setzte sie bis an seinen Tod fort. Die desfallsigen Abhandlungen finden sich in den bereits gedachten Memoires, und ihr Inhalt betrifft besonders folgende Gegenstände: 1) über das Wiederkäuen und das Temperament der Schafe überhaupt; 2) über die Stallfütterung und ihre Vortheile, als deren Begründer er ebenfalls anzusehen ist; 3) über die Verbesserung des Schafviehes überhaupt; 4) über die Abwartung der Schafe und die für sie passenden Arzneimittel; 5) Vergleichung der französischen Wollsorten mit denen des Auslandes; 6) von den Purgirmitteln für die Schafe.

Im Jahre 1782 erschien seine Instruction pour les bergers mit sehr zweckmäßigen Kupfern ausgestattet, welche gleichsam den Kern der Resultate aller seiner bisherigen Forschungen enthielt, und die dazu bestimmt war, allen einigermaßen gebildeten Landwirthen den Weg zu zu zeigen, den sie einschlagen müßten, um ihre Schafzucht auf eine höhere Stufe der Vervollkommenung zu bringen. Ist diese Anweisung hinsichtlich ihres Inhaltes wichtig, so ist sie es nicht minder in Bezug auf ihre Abfassung, die als ein Muster dafür gelten kann, wie man es anzufangen habe, die Resultate wissenschaftlicher Forschungen auch dem minder Gebildeten zugänglich zu ma-

chen, die Wissenschaft ins Leben einzuführen, die todte Theorie in goldene Praxis zu verwandeln [1]).

Dieses Werk verschaffte ihm nicht allein eine sehr große Popularität und einen in Bezug auf diesen Gegenstand unvergänglichen Ruhm, sondern es brachte ihm, so zu sagen, auch die Krone des Lebens in jener unglücklichen Zeit, wo in Frankreich nicht Würde, Wissenschaft oder redliches Leben heilig war, wo kaum der den Verfolgungen der Tyrannen entging, der in der größten Dunkelheit, abgeschieden von allem politischen Leben, sein Daseyn fristete. Auch den 80jährigen Greis Daubenton würde bei dem Verdacht unlauterer Gesinnungen gegen die Republik nicht der Titel und die Stelle eines Direktors des Nationalmuseums der Naturgeschichte gerettet haben, aber seine Freunde riethen ihm, sich als einfachen Schäfer zu legitimiren, der nur darauf denke, dem Stat durch seine Dienste nützlich zu werden. Er konnte dies beweisen und erhielt folgendes Zeugniß, welches ihm das Leben sicherte, und das wir, der Merkwürdigkeit halber, wörtlich hersetzen, da dergleichen wol nicht wieder in der Geschichte vorkommen dürfte.

Section des sans culotte.

Copie de l'extrait des deliberations de l'Assemblée générale, dans la séance du 5., de la première décade, du troisième mois de la seconde année de la republique française une et indivisible.

Appert que d'aprés le rapport faite de la Societé fraternelle de la section des sans culotte sur le bon civisme et faits d'humanité qu'a toujour témoignés le berger *Daubenton*, l'assemblée générale arrête unanimement qu'il lui sera accordé un certificat de civisme, et le président, suivie de plusieurs membres de la dite assemblée, lui donna l'acccolade avec toutes les acclamations dues à un vraie modèle d'humanité, ce qui a été témoigné par plusieures reprises.

Pour copie conforme.
Signé *R. G. Dardel*, président.
Signé *Domond*, secretair.

Unter den einzeln erschienenen Werken Daubentons ist namentlich sein Unterricht für die Normalschule, dann aber besonders die Arbeiten für die große systematische Encyklopädie zu bemerken. Für die letztere verfaßte er die Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere und Cetaceen, der Eier legenden Reptilien und Schlangen, sowie der Fische [2]).

Bei der Bearbeitung hatte er besonders folgende drei Formen des Vortrags im Auge:

1) die Elementarform, welche sich darauf beschränkte, die einfachen Elementarbegriffe der Wissenschaft, mit Hinweglassung der in derselben sich findenden Schwierigkeiten, als Einleitung zu weiterm Studium vorzutragen;

2) den vollständigen Cursus, worin systematisch in alle Einzelnheiten eingehend, die sämtlichen Theile der Wissenschaft abgehandelt werden;

3) die Elemente oder gleichsam die Philosophie der Wissenschaft, ihre Grundsätze, Beziehungen, allgemeinen Resultate und Anwendung darstellend.

Nach den beiden erstern Methoden lehrte er in der Veterinärschule zu Alfort und am Museum der Naturgeschichte, nach der letztern an der Normalschule. In dieser Weise faßte er auch immer bei seinen Arbeiten jeden Gegenstand auf, wodurch es ihm gelang, diese Klarheit und Genauigkeit zu erreichen, durch welche seine Schriften sich auszeichnen.

Er stand schon in den achtziger Jahren, als er zum Mitglied des Senats ernannt wurde; doch traf ihn, als er zum erstenmal der Sitzung beiwohnte, ein Schlagfluß, in dessen Folge er in einem Alter von 84 Jahren am 31. December 1799 verschied.

Noch in den letzten Augenblicken seines Lebens, so lange sein Geist noch frei war, zeigte er seine Beobachtungsgabe, indem er mit den ungelähmten Fingern seinen Puls untersuchte. Überhaupt hatte er mehrmals mit philosophischer Gleichgiltigkeit sich gegen seine Schüler über die Gebrechlichkeiten des Alters ausgesprochen und dieselben an seinem eigenen Körper nachgewiesen.

Eine grenzenlose Geduld, eine hartnäckige Ausdauer, eine Aufmerksamkeit, welcher so zu sagen nicht das Geringste entging, zeigt sich schon in seinen Schriften; außerdem gehörte Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit, Thätigkeit und Mittheilungsgabe zu seinem Charakter. Gehässige heftige Leidenschaften waren ihm bei seinem arbeitsamen Leben fremd; er zog den Genuß aus seinen Studien jedem andern vor, sie waren ihm mehr ein Vergnügen als eine Arbeit, seine Erholung bestand in Abwechselung, und als er in den letzten Jahren seines Lebens anfing, Romane zu lesen, nannte er diese Lektüre — seinen Geist auf Diät setzen. So war, mit Ausschluß weniger trüben Tage, deren Veranlassung wir oben berührten, sein Leben eins der glücklichsten, besonders durch die Lage, in welcher er sich befand, was er fühlte und oft mit Dankbarkeit gegen Buffon aussprach. Ohne diesen, sagte er zu Lacépède, hätte ich nicht funfzig glückliche Jahre in dem Pflanzengarten verlebt! (*D. Thon.*)

Daubentonia (Mammalia) s. Cheiromys.

DAUBENTONIA. So hat Candolle (Legum. p. 285.) nach dem berühmten Naturforscher Daubenton eine Pflanzengattung genannt, welche der natürlichen Familie der Leguminosen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéschen Klasse angehört. Char. Der Kelch glockenförmig, fünfzähnig; die Schmetterlingsblume mit stumpfem Kiele und rundlichem, gestieltem Wimpel;

1) Der Verfasser dieses Artikels kann hier eine Bemerkung über das Interesse nicht unterdrücken, welches ihm diese Schrift Daubentons, in der Ursprache gelesen, einflößte, als er sie zum erstenmal, etwa im Jahre 1809, damals noch nicht mit der französischen Literatur bekannt, durch Zufall in die Hände bekam. Nicht allein hatte er ihr viel zu verdanken, welches ihm später bei Ausübung der praktischen Ökonomie hinsichtlich der Schafzucht sehr von Nutzen war, sondern noch mehr verdankt er es ihr, durch sie auf die Wichtigkeit der französischen Literatur an sich aufmerksam gemacht worden zu seyn. 2) Histoire naturelle des Quadrupèdes et Cétacés. 1 Vol. 4. — Hist. nat. des Oiseaux par Mauduit, Ovipares et serpens par Daubenton. 1½ Vol. 4. — Hist. nat. des Poissons. ½ Vol. 4.

die Staubfäden in zwei Bündeln; die Hülsenfrucht langgestielt, vierflügelig, zwischen den Samen verschmälert. Die Gattung Piscidia, von welcher Daubentonia getrennt ist, unterscheidet sich nur durch einen fünfspaltigen Kelch und monadelphische Staubfäden. Die beiden Arten, welche Candolle zu D. rechnet, sind mexikanische Sträucher mit abgebrochen-gefiederten Blättern, ablangen Afterblättchen und traubenförmigen Blüthen. 1) D. punicea *Cand.* (l. c. p. 286., prodr. II. p. 267., Piscidia punicea *Cav.* icon. IV. t. 316., Aeschynomene miniata Orteg. dec.) mit acht- bis neunpaarigen Blättern, ablangen, stumpfen Blättchen und rothen Blüthentrauben, welche dreimal kürzer sind, als die Blätter. 2) D. longifolia *Cand.* (ll. cc., Piscidia longif. *Willd.* sp. pl., Aeschynomene longif. *Cav.* l. c. t. 315.) mit eilf- bis zwölfpaarigen Blättern, lanzettförmigen, spitzen Blättchen und gelben Blüthentrauben, welche wenig kürzer sind, als die Blätter.

(*A. Sprengel.*)

DAUBIGNY, Jean-Louis-Marie Vilain, geb. zu St. Just in der Picardie, war vor dem Ausbruche der Revolution Procurator beim Parlament zu Paris. Nach dem Ausbruche der Revolution war er Mitglied aller Klubs, die auf Umsturz der Monarchie hinwirkten, und bewies sich als wüthender Jakobiner. Als Officier der Pariser Municipalität trug er zu den Ereignissen des 10. August 1792 viel bei, und mehre Personen, die sich in den elysäischen Feldern zum Beistand des Königs versammelt hatten, wurden unter seinen Augen ermordet. Nach den Tagen des 2ten und 3ten Septembers klagte der Minister Roland ihn eines beträchtlichen Diebstahls an, den er an dem Eigenthum der Krone begangen; da er aber zu der mächtigsten Partei gehörte, so blieb die Anklage ohne Folgen, und er wurde 1793 Adjunkt beim Kriegsministerium unter Bouchotte. Bourdon de l'Oise wiederholte die Anklage noch zweimal, allein das erstemal erklärten sich Robespierre und St. Just für ihn, und das zweitemal kam ihm die Amnestie vom 3. Brumaire des Jahres 4. zu statten. Glücklich allen Gefahren der Schreckenszeit entgangen, ließ er sich unter dem Consulat in die Verschwörung gegen Bonaparte ein, den man durch die Höllenmaschine vernichten wollte. In Folge der Untersuchung hierüber ward er zur Deportation nach den Sechellesinseln verurtheilt, wo er gestorben ist. (*H.*)

DAUBORN, Gericht, Kirchsprengel und Pfarrdorf der alten Grafschaft Dietz, auch bis in die neuesten Zeiten ein besonderes Oranien-Nassauisches Amt, obwol zu dem Hauptorte nur noch ein Filial Eufingen und einige Höfe gehören, welche zusammen ungefähr 900 Einwohner haben. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Menge der Branntweinbrennereien, welche in dem kleinen Gericht betrieben werden, sind Quellen eines großen Wohlstandes. — Der alte Name des Ortes Tabernae, unter welchem es noch in einer Urkunde Karls des Gr. von 790 vorkommt, woraus nachher Dewern, Debern und zuletzt Dauborn gebildet ward, läßt nicht zweifeln, daß die Römer hier eine Station hatten, welche wahrscheinlich mit dem einige Stunden entfernten Theodissa an der Straße nach Coblenz und der dasigen Lahnbrücke in Verbindung stand. — Jetzt ist das Gericht dem Herzogl. Nassauischen Amte Limburg einverleibt.

(*v. Arnoldi.*)

Daubrawicze s. Dobrawitz; Daubrawitz s. Dubrawitz; Daubrawnik s. Dubrawnik.

DAUCHINGEN, katholisches Pfarrdorf mit 826 Einwohnern, Ackerbau und Viehzucht, im großherzogl. Badenschen Bezirksamte Villingen, über eine teutsche M. nordöstl. von der Amtsstadt am Anfange des Neckars, mit den Trümmern und Spuren zweier Burgen in seiner Feldmark, die auf ein ehemaliges, von ihm benanntes Rittergeschlecht schließen lassen. (*T. A. Leger.*)

DAUCHSTEIN, verfallene Ritterburg im großherzogl. Badenschen Bezirksamte Mosbach und grundherrl. gräfl. Waldkirch'schen Amte Binau, auf einem hohen Berge am Neckarstrome, von Weinbergen umgeben, berühmt wegen ihrer romantischen Lage und ihrer schönen Aussicht, besonders in die oberen Neckargegenden bis Heilbronn. Ihre Geschichte ist bis jetzt noch ganz im Dunkel der Vorzeit verhüllt. Zu ihr führt ein alter Weg, den man heute noch den Reiterpfad nennt. (*T. A. Leger.*)

DAUCIONES, Volk. Die Daukionen — *Δαυκίωνες* — gehören zu den sechs Völkerschaften, die Claudius Ptolemäus auf seiner größten der vier skandischen Inseln, die vorzugsweise Skandeia heißt, dem südlichen Theile des heutigen Schwedens, als heimisch aufgezeichnet hat [1]). Kein anderer Schriftsteller kennt diesen Volksnamen. Nach der Schilderung des alexandrinischen Geographen lassen sich die Sitze der Daukionen nur muthmaßlich bestimmen. Die Westseite der vermeintlichen Insel bewohnten die Chädeinee, die Ostseite die Phavonen und Phiräser, die Südseite die Guten und Daukionen und das Mittelland die Levonen. Nach dieser Angabe hausten die Guten offenbar in dem südlichen Theile des alten Gothien, wohin sie schon ihrem Namen nach gehören, und die Daukionen neben ihnen in Südermanland und Upland, so daß beide Völker die Südostküste Schwedens zur Zeit des Ptolemäus besetzt hielten. Da sich indessen in jener Gegend weder in den alten Gaubenennungen noch in den Ortsnamen eine Hindeutung auf die einstige Anwesenheit der Daukionen entdecken läßt, so möchte ich vermuthen, daß der Volksname nicht in ursprünglicher Gestalt auf uns gekommen ist. Ohnedies scheint der Text des Ptolemäus in der Schilderung Skandiens sehr verdorben zu seyn, wie wir aus einer Stelle des Jornandes schließen müssen, welcher behauptet, Ptolemäus habe auf jener Insel sieben Völkernamen genannt, während wir jetzt in allen Recensionen des ptolemäischen Textes blos sechs vorfinden [2]). Vielleicht lautete der Name ursprünglich Dankionen — *Δανκίωνες*, — und dann würde er mit den Danis des Jornandes identisch seyn, die vor ihrer Vertreibung durch die Heruler bei Danmora in Upsala-Län und in den benachbarten Kü-

---

1) *Ptolemaei* Geograph. II, c. 11. p. 61. ed. *Pet. Bertii.* 2) *Jornandes de Reb. Get. Edit. Lugdun.* p. 1057. In Scanzia vero insula — licet multae et diversae maneant nationes, septem tamen earum nomina meminit Ptolemaeus. Und die andere Stelle, die kurz vorhergeht, nach welcher Ptolemäus die Insel mit dem Blatte einer Ceder verglichen haben soll.

stenstrichen heimisch gewesen zu seyn scheinen, also in einer Gegend, in welcher nach der summarischen Bestimmung des Ptolemäus die Stammsitze der Daukionen ebenfalls gesucht werden müssen. (Vergl. den Art. Dani.)

(*Aug. Wilhelm.*)

DAUCUS *L.* (Mohrrübe). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Caucalinen der natürlichen Familie der Umbellaten und aus der zweiten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Die gemeinschaftlichen und besondern Doldenhüllen vielblätterig, halbgefiedert; die Blumen meist strahlig; die Frucht ablang, mit fünf stachelichten Rippen und dazwischen liegenden borstigen oder stachlichten Winkeln; der Eiweiskörper zusammengewickelt oder haldmondsförmig. Von den 18 bekannten Arten, Kräutern mit zusammengesetzten Blättern, sind die meisten auf den Küsten des Mittelmeeres einheimisch; D. hispidus *Desf.* wächst dort, in der Normandie und in Cornwallis; D. montanus *Humb.* in Neu-Granada; D. montevidensis *Link.* in Montevideo und der zweifelhafte D. depressus *Spr.* (Athamanta depressa Don.) auf dem Himalaya-Gebirge. Die verbreitetste Art ist D. Carota *L.* (die gemeine Mohrrübe), welche sowol wild (D. C. sylvestris), als angebaut (D. C. sativus) in Europa, Asien und Amerika vorkommt. Dieses zweijährige, hackerige Kraut hat dreifach gefiederte Blätter, haldgefiederte Blättchen, deren Fetzen lanzettförmig und borstig zugespitzt sind, Doldenhüllen, welche den Dolden an Länge fast gleichen und Früchte mit geraden Stacheln. (Abb. Flor. dan. t. 723., Engl. bot. 1174.) — Die Mohrrübe war schon den Alten als Nahrungs- und Heilmittel bekannt: Diphylus von Siphnus (beim Athenäus) nennt sie in seiner Abhandlung über die Nahrungsmittel τὸ καρωτὸν, Dioskorides (Mat. med. III. 52. p. 401. ed. Spr.) ὁ σταφυλῖνος, welches Wort bei andern Schriftstellern die Pastinake bezeichnet. Unter den vielen Abarten der Mohrrübe ist besonders eine, D. mauritanicus *L.*, bemerkenswerth, weil bei ihr beständig die mittelste Blume der Dolde fehlschlägt und ein purpurrothes, fleischiges Knöpfchen bildet. — Eine andere Art ist D. gummifer *Lam.* (Enc., Abb. Moris. hist. sect. 9. t. 13.), ein steifbehaartes, zweijähriges Kraut mit meist dreifach gefiederten, glänzenden Blättern, eiförmigen, eingeschnittenen, zugespitzten Blättchen und breiter, am Rande trockenhäutiger Doldenhülle, welche weit kürzer ist, als die Dolde. Diese Pflanze, welche in Italien und Sizilien einheimisch ist, schwitzt aus verletzten Stellen einen klebrigen, aromatischen Saft aus, das sizilische Bdellium der Araber und Latinobarbaren. (*A. Sprengel.*)

DAUCUS CAROTA *L.*, gemeine Möhre, Mohrrübe, gelbe Rübe oder Wurzel, Carotte etc. (ökonomisch, chemisch und arzneilich):

1) Die auf trockenen Stellen und Bergen wachsende wilde Möhre, Dauc. sylvestris, hat eine dünne, holzige und unschmackhafte Wurzel. Das Kraut derselben dient zum Viehfutter; aus den Samenstengeln bereitet man hier und da mit Käsematten eine Art Handkäse, indem man die weiche Matte um die Samendolde herum drückt und dann wie gewöhnlich auf Horden trocknet. Dieser Käse schmeckt gewürzhaft und heißt in der Volkssprache Stielquark.

2) Von der durch Kultur veredelten, entweder spindel- oder cylinderförmigen Wurzel des Daucus sativus gibt es, außer der weißen, als der geringsten, und der rothgelben engländischen oder holländischen, welche die beste ist, bei uns zwei Hauptspielarten. Die orangefarbige oder goldgelbe, welche etwas feiner, würziger, und die citronen- oder hellgelbe, welche süßer, aber nicht so fein schmeckt. Diese läßt sich länger aufbewahren, jene wird im Winter leicht anbrüchig. In den Gärten baut man vorzüglich die Frühmöhren, von welchen der Same aus Holland zu uns kam. Sie unterscheiden sich durch ihre dunklere Farbe und sind theils goldgelb, theils roth- oder braungelb, und haben kurze Blätter. Jetzt sind die holländischen größtentheils ausgeartet. — In einem fetten, aber nicht frisch gedüngten, mit vielem Sand vermengten Boden werden die Möhren besonders wohlschmeckend und auch früher eßbar, zumal wenn sie im Frühjahre gesäet wurden. Noch gibt es schwarzrothe und citronengelbe, spindelförmige, große Carotten aus Avignon in Frankreich, kleine gelbe und kleine rothgelbe, cylinderförmige aus Holland rc. Wakenroder (s. dessen Dissert. de Anthelmint. regni vegetabilis. Gott. 1826. p. 4.; teutsch in Geigers Magaz. für die Pharm. Mai 1827. 8.) fand darin, außer vielem Schleimzucker, ein eigenes, farbloses Ätheröl von besonderem, starkem Geruche und erhitzendem übelgeschmacke, und einen eigenen, krystallinischen, purpurfarbigen Stoff, der in Äther- und Fettölen löslich und den Harzen analog ist. Braconnot will daraus seine Gallert- oder pektische Säure dargestellt haben (s. dies. Art. unten).

Der frisch ausgepreßte Möhrensaft enthält, nach Vauquelin (in d. Annal de Ch. Mai 1829. daraus teutsch in Erdmanns Journ. f. techn. u. ökonom. Ch. rc. 1829. V. 4. S. 451 rc., bei Geiger a. a. O. 1830. S. 183 rc., und in Buchners Repertor. für die Pharm. XXXII. 3. S. 904 rc.) Eiweisstoff, und mit diesem verbunden, eine fettige, harzähnliche Substanz von schöngelber Farbe (Carotin), und Mannit oder Mannazucker, ferner eine schwer krystallisirbare, zuckerige Materie, eine organische Substanz, welche durch den Zuckerstoff auflöslich gemacht wird, und Äpfelsäure. Der Salzrückstand des eingeäscherten Saftes besteht aus Kali und Kalk mit Phosphor- und Kohlensäure verbunden. Der durch kaltes Wasser erschöpfte Rückstand enthält: Pflanzenfaser und Gallert- oder pektische Säure, oder den Stoff, der sich darein umwandelt, wenn man sie nicht als schon gebildet darin annehmen will. — Der Zuckerstoff der Möhren in seinem ganz reinen Zustande ist der Weingährung fähig, verliert aber diese Eigenschaft in Verbindung mit der obigen organischen Substanz und wird dann zu Mannazucker.

Diätetisch gehören zumal die jungen, saftigen, gut durchkochten Carotten, als Frühgemüse, zu den leichtverdaulichen, wohlnährenden, etwas laxirenden Wurzelgewächsen. Zu alt schwächen sie, vermöge ihres

vielen, etwas holzigen Faserstoffes, oft die Verdauung und erregen, in Menge genossen, leicht Durchfall, oder gehen zum Theil unverdaut durch den Stuhl wieder ab, besonders wenn sie nicht weich genug gekocht sind. Nach Vauquelin und Percy enthalten sie 14 Pfund Nährstoff.

Früh nüchtern und roh genossen, sind sie bei Kindern ein gutes Hausmittel gegen Spulwürmer. Auf dem Reibeisen gerieben, dienen sie überhaupt gegen Magendrücken und Magenweh.

Bei den Franzosen sind sie ein gewöhnliches Suppengewürz, und bei uns, mit Essig, Öl, Salz und Pfeffer gewürzt, ein lieblicher Wintersalat. Geröstet geben sie einen fadsüßlichen Afterkaffee; roh und frisch wirken sie, gleich ihrem Samen, harntreibend. Bei den Arabern und in Indien gelten sie für ein treffliches Aphrodisiacum. — Der Möhrenbranntwein ist zwar gut, aber wegen der Vorarbeiten theurer als der Kornbranntwein.

In England füttert man Pferde, auch bei schwerer Arbeit, lange Zeit blos mit Mohrrüben und Heu. Für Kühe, welche davon viele und gute Milch geben, sind sie, gleich wie für Schweine und Gänse, die man damit mästet, ein gutes Sommer- und Winterfutter.

Arzneilich gebraucht man die Carotten, zerrieben und erwärmt, äußerlich als Breiumschlag auf Geschwüre, selbst Krebsgeschwüre, deren Schmerzen sie, vermöge der bei einem gewissen Grade von Gährung entwickelten Kohlensäure, wenigstens lindern, zugleich aber die schwieligen Ränder erweichen, die jauchige Eiterung und den übeln Geruch verbessern. — Deshalb wirken, nach Polack rc., Halbbäder aus abgekochten Möhren mit Zusatz von Cicuta, Hyoscyamus rc. so heilsam bei Mutterkrebs. — Gleich gute Dienste thut der Carottenbrei bei scorbutischen Geschwüren und bei Verbrennungen.

Der Möhrensaft, succus Dauci inspissatus, Roob Dauci, dessen einfachste, beste Bereitungsart Pohl lehrt in seinen hauswirthschaftlichen Neuigkeiten, Leipz. 1829. Heft 4. S. 452 rc., besteht aus dem Zucker- und Riechstoffe der Möhren, verbunden mit Schleim und einem gelinden Empyreuma. Er muß zähe und dicklich genug ausfallen, gelbbräunlich von Farbe seyn und einen reinen, süßen Wohlgeschmack haben. Zu wenig eingedickt und an einem warmen Orte aufbewahrt, gährt er fort, beschlägt, schmeckt dann säuerlich, fad, moderig, der angebrannte aber brenzlich, bitter. Durch Einkochen in kupfernen oder messingenen Gefäßen wird er leicht kupferhaltig, somit der Gesundheit schädlich; der gewöhnlich verkäufliche ist daher auf Kupfer zu prüfen.

Fürs Haus wird er statt des Honigs benutzt und in der Ökonomie zum Gelbfärben blasser Winterbutter. Auch läßt sich daraus durch Gährung und Destillation Branntwein bereiten (s. oben).

Arzneilich ist er vermöge seines Riechstoffs ein gutes Wurmmittel für Kinder; außerdem bei Husten, Heiserkeit, bei chronisch-entzündlichen Brustkrankheiten ein gelindes Reizmittel für die Lungen, ein mildes Expectorans; der aus geriebenen Möhren kalt ausgepreßte Saft, täglich mehremal zu einem Eßlöffel, empfiehlt sich vorzüglich gegen Keuchhusten. Noch dient er zu einem einhüllenden Mittel für scharfe Reize, sowie gegen die Ruhr und beim Blasenstein. Innerlich und äußerlich bedient man sich seiner mit Nutzen bei Aphthen, äußerlich auch, als Überschlages, entweder für sich allein oder als Vehikels für andere Heilmittel, statt des Carottenbreies, bei schlimmen, krebsartigen Geschwüren (s. oben).

3) Der wilde Möhrensamen, dessen vorwaltende Grundstoffe ein ätherisches Princip und Schleim sind, wird, zerstoßen, mit gutem, weißem Weine angesetzt und täglich von Erwachsenen zu einem Theelöffel genommen, von Handel gegen Skropheln gerühmt, wenn er starken Harnabgang bewirkt; auch wird der wäßrige Aufguß davon bei Harn- und Steinbeschwerden empfohlen. Man kann Wein oder Bier aufgießen.

4) Die in der Mitte der Carotten-Dolde sitzende unfruchtbare rothe Blume der wilden Art gibt mit Limoniensaft eine schöne Carminfarbe.

(*Th. Schreger.*)

Daucus creticus s. Athamanta.

DAUDALUS Boie (Ornithologie), Gattung aus der Familie der Meruliden, deren Kennzeichen auch sie von den übrigens nahe verwandten Sängern unterscheiden. Die Fersen sind nicht mit Tafeln belegt, sondern gestiefelt, die Flügel sehr ausgebildet, die Augen groß, die Beine überaus schmächtig, das Gefieder olivenbraun mit rostrothen Abzeichen. Die bekannten Arten wiederholen die Krammetsvögel in kleinerm Maßstabe, bilden einen Übergang von denselben zu den Fliegenschnäppern und sind gleich letztern geschickte Fliegenjäger. Außer der Fortpflanzungsperiode leben sie aber auch von Beeren und nisten auf trocknem Laube auf der Erde. Man findet dergleichen in Europa und Afrika.

Hieher 1) das bekannte Rothkehlchen, Motacilla rubecula Lin. mit dunkel olivengrauem Oberkörper, weißlichem Unterkörper, grauen Seiten und schön gelbrother Stirn, Vorderhalse und Oberbrust. Zwei afrikanische Arten stehen demselben in allem Betrachte sehr nahe.

2) Turdus phoenicurus Gm., le Jaufredic Vaill. oiseaux d'Afrique pl. III. fig. 2. Größe der Nachtigall, Farbe des vorigen, allein auch der Schwanz rostfarben, Augengegend schwärzlich, mit weißlichem Streif über den Augen. Liebt im Herbste die Trauben. Sehr gemein am Kap.

3) Turdus ruficandus Gm. Le reclameur Vaill. l. c. pl. 104. Obere Theile bräunlichgrau mit Seidenglanz, untere heller. Schwanzfedern, mit Ausnahme der mittelsten schwarzbraunen, schön olivenfarben. Größe des vorigen.

Mehre andere sind weder abgebildet noch beschrieben. (*Boie.*)

DAUDE, Adrian, Professor in Würzburg, geboren zu Fritzlar den 9. November 1704, ließ sich zu Mainz in den Jesuitenorden aufnehmen, lehrte in den Ordensschulen zu Heiligenstadt, Mannheim, Mainz und Wetzlar und legte 1738 die Ordensgelübde ab. In demselben Jahre erhielt er zu Bamberg den philosophischen Lehrstuhl, wurde dann auf der hohen Schule zu Würz-

burg Professor der Polemik und Geschichte und starb den 12. Juni 1755. Er stand in und außer seinem Orden in vorzüglicher Achtung, wußte den wissenschaftlichen Eifer der Studirenden anzuregen, brachte historische Disputirübungen in Gang und schrieb: Majestas hierarchiae ecclesiasticae etc., ex dogmatibus theologicis, sacris canonum statutis, historia eccles. et civili proposita. Bamb. 1760. Vol. II. 4. zusammen 4 Alph. 5 Bogen (zuerst als Dissertat. Würzb. 1746. 4. auf 46 Seiten). Historia universalis pragmatica romani imperii et regnorum, provinciarum, una cum insignioribus monumentis hierarchiae ecclesiasticae. Tom. I. cont. apparatum chronol., notitiam sex priorum mundi aetatum et hist. univ. rom. imp. ab ejusdem primo monarcha ad Constant. M. Wirceb. 1748. T. II. P. I. cont. hist. saec. IV. et V. a Const. M. ad Augustulum. Ib. 1751. T. II. P. II. cont. hist. ab Aug. ad Carolum M. Ib. 1751. Hist. univers. etc. Vienn. Vol. II. 1755. 8. (weder pragmatisch noch genau). Von einem ungenannten Jesuiten nach des Verfassers Tode verb. und herausgegeb. zu Venedig 1756. 1. Bd. in 4. Hist. univ. rom. imp. etc. (ab ejus haerede in compend. red.) Wirceb. 1757—60. Vol. II. 8. *) (*Baur.*)

DAUDEBARDIA *Hartmann* (Mollusca). Diese von Cuvier (regne animal. ed. 2.), sowie von Blainville (Manuel de Malacologie 1825.) übergangene, obschon im J. 1821 (System der Erd- und Süßwasser-Gasteropoden Europa's, von Hartmann von Hartmannsruthi. Nürnb. 1821.) aufgestellte Schneckengattung, deren beide Arten schon Draparnaud (Hist. nat. des Mollusq.) als zur Gattung Helix gehörig beschrieben, und die Feruffac in seiner Gattung Helix als Untergattung Helicophanta (s. d. Art.) aufführt, stellt Menke (Synopsis Molluscorum ed. 2. p. 14.) in die Familie Helicea, Abtheilung Tetracera, zwischen Vitrina und Succinea. Die Kennzeichen sind: die Schale, ein vollständiges Gehäuse, rechts gewunden, faßt den Bewohner nicht ganz, ist rundlich oder beinahe ohrförmig, nur aus wenigen Windungen bestehend und sehr brüchig, die letzte Windung ist groß. Die Mündung ist halbmondförmig, oft sehr ausgeschweift, weit. (Abb. l. c. t. 1. f. 9.) — Die beiden Arten sind um deswillen sehr merkwürdig, weil sie den Übergang von den nackten Schnecken zu denen mit einer Schale machen.

1) D. brevipes *Draparnaud* (Hist. nat. d. Mollusq. d. l. France. pl. VIII. f. 30—33. *d'Audebard de Ferussac* Hist. des Mollusques. pl. X. f. 1. — Helicophanta br. Pfeiffer Naturgeschichte teutscher Land- und Süßwassermollusken. 3. Abth. p. 12. t. IV. f. 1. 2. 3. — wobei auffallend ist, daß hier das Citat aus Hartmann fehlt). Das 6—8''' lange Thier dreimal so lang als die Schale, von dieser nur am äußersten Ende bedeckt. Der Rücken dunkelgrau gekörnt; Kopf und Fußsohle weiß; Fühler beinahe schwarz. Zwischen den obern Fühlern befinden sich zwei Furchen, welche längs dem Rücken bis zur Schale divergirend hinziehen und sich da mit zwei gleichen Furchen, die an beiden Seiten vom Fußrande aufsteigen, vereinigen. Wenn das Thier ausgestreckt ist, liegt die Schale platt auf und deckt die Fußspitze. Die Respirationsöffnung verhältnißmäßig groß, weit geöffnet, an der rechten Seite unter der Schale. Diese 2—2½''' lang, platt, röthlichgelb, dünn, durchscheinend, matt glänzend, bogig gestreift. Das Gewinde mit 2—2½ Windungen; die letzte bildet fast das ganze Gehäuse. Mündung gerundet, sehr groß, länger als breit, zur Axe schief stehend. Mundsaum einfach, Nabel offen, erweitert. — Findet sich an feuchten, schattigen Orten unter Steinen, Moos, verwesendem Laube, z. B. in Hessen am Schöneberg bei Hofgeismar, bei Überlingen am Bodensee, wo sie aber nicht mehr vorkommen soll. Gehört zu den seltensten Schnecken Teutschlands.

2) D. rufa *Draparnaud* (gleich obiger nicht Hartmann noch Pfeiffer, denn diese haben sie ja nur in eine anders benannte Gattung gestellt; Draparnaud benannte sie aber zuerst als Art. Durch Nichtbefolgung der Regel, den ersten Namengeber der Art beizubehalten, entsteht grenzenlose Verwirrung! *Drap.* l. c. f. 26—29. *Fer.* l. c. f. 2. Pfeiff. a. a. O. f. 4—6). Thier 3—4½''' lang, im Wesentlichen mit vorigem übereinstimmend, nur dunkler mit längern Fühlern. Die Eingeweide zum Theil selbst durch die Schale sichtbar. Schale aus zwei Windungen bestehend, mehr niedergedrückt; 1⅓—1½''' lang. Mündung ebenso hoch als breit. Aufenthalt in Gesellschaft voriger. (*D. Thon.*)

DAUDET, Jean Baptiste, geb. zu Lyon 1737, wurde von seinem Vater, der Kupferstecher und Kupferstichhändler war, unterrichtet und vervollkommnete sich zu Paris in seiner Kunst, indem sich Wille seiner annahm, für welchen er auch mehre Platten nach Dietrich gestochen hat. Die Werke dieses Meisters, Landschaften und Seestücke in großem Format, sind geistreich behandelt. (Huber's Handb. Thl. 8. S. 271.) (*A. Weise.*)

DAUDET, N. Chevalier, aus Nimes, Ingenieur-Geograph des Königs und der Königin von Frankreich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, edirte: Le plan de la ville de Rheims, avec les cérémonies du sacre. 1722. fol. Nouveau guide des chemins du royaume de France, contenant toutes les routes tant gén. que particulières. Par. 1724; 1733. 12. Epitre héroique à la reine, sur sa maladie. 1726. 12. Journal hist. du première voyage du roi Louis XV. dans la ville de Compiègne, de l'ouverture du congrès convoqué à Soissons etc. Par. 1729. 12. Hist. de l'auguste naissance de Msgr. le dauphin (Louis). Ib. 1731. 8. Mém. instructif (avec pièces) concernant le canal de Conti. Ib. 1733. 4. Nouvelle introduction à la géometrie prat. Ib. 1740. Vol. II. 12. Mehre Karten von französischen Provinzen *). (*Baur.*)

DAUDIN, François-Marie, Sohn eines Gene-

*) Bönicke's Geschichte d. Univ. Würzb. 2. Th. 96—102. Jäck's Pantheon der Literaten Bambergs, Heft 1, 194; Heft 7, 1192. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd. Baader's Lex. verst. baier. Schriftst. 1. Bd. 1. Th. 90.

*) Biogr. univ. T. X. (von Vincens St. Laurent).

raleinnehmers der Finanzen, geb. zu Paris 1776 und gest. das. 1804, ist der Verfasser mehrer naturhistorischer Werke, die jedoch nur als mittelmäßige Compilationen zu betrachten sind. Tableau des divisions, sous-divisions, ordres et genres des mammifères et oiseaux, d'après la methode de M. Lacépède, avec l'indication de toutes les espèces decrites par Buffon, et leur distribution dans chacun des genres. 1802. 12. Traité élémentaire et complet d'ornithologie. 2 Bde. 4. 1800. (unvollendet geblieben). Histoire naturelle des reptiles. 6 Bde. 8. 1802—3. Histoire naturelle des rainettes, des grenouilles et des crapauds. 1803. Mehre dieser Werke, besonders das über die Reptilien, haben indeß Kupfer nach sehr netten Zeichnungen von der Hand der Gattin des Verfassers, die kurz vor ihm starb. Seine einzelnen Abhandlungen sammelte er in seinem Recueil de memoires et de notes sur des espèces inédites ou peu connues de Mollusques et de Zoophytes. 1800. 8. (*H.*)

DAUDNAGAR (Davidsstadt), in der britischvorderindischen Provinz Bahar, zwei Meilen vom östlichen Ufer des Fl. Soane, mit 8000 Häusern, 48000 Einw., deren Hauptnahrungszweige Baumwollenwebereien und Verfertigung des Opium sind. (*H.*)

DAUENBERG, zerstörte Ritterburg und landesherrliches Kammergut mit 11 nach Eigelberg eingepfarrten Bewohnern kathol. Religion, im großherzogl. Badenschen Bezirksamte Stockach und in der ehemal. Landgrafschaft Nellenburg, gehörte vordem den Freiherren von Stuben. (*T. A. Leger.*)

Daufers s. Taufers.

DAUGENDORF, ein kath. Pfarrdorf im Oberamte Riedlingen und Donaukreise des Königreichs Würtemberg mit 438 Einwohnern. Der Ort kommt schon in Urkunden zu Anfange des 9. Jahrhunderts vor. (*Memminger.*)

Daulia, Daulias und Daulion s. Daulis.

DAULIS, Stadt in Mittelgriechenland, in der Provinz Phokis, auf der Hauptstraße nach dem westlicher liegenden Delphi, am südöstlichen Abhange des Parnassus. Strabo (9, p. 648) sagt: bei Homer heiße die Stadt Daulis, bei Späteren Daulia. Einige nennen das Gebiet der Stadt Daulia, Andere Daulion; beide Namen kommen aber auch für die Stadt selbst vor. Nach Einigen hat die Stadt ihren Namen von der Nymphe Daulis, einer Tochter des Flußgottes Kephissos, nach Andern von δαυλόν, welches ein dicht eingehegtes, verwachsenes Gebiet bezeichnet habe (Paus. 10, 4. Strabo a. a. O.). Die Stadt lag auf einer Anhöhe und war gut befestigt (Thucyd. 2, 29.), und hatte nach Pausanias die größten und stärksten Bewohner von ganz Phokis. Noch jetzt sieht man die Ruinen der alten Befestigung, der Ort selbst ist verschwunden, in der Ebene aber erinnert ein Dörfchen Daulia von etwa 50 Häusern an das alte Daulis, welches einen Tempel der Minerva mit einem alten Götterbilde hatte. Hier soll, wie Strabo sagt, der Thrakier Tereus geherrscht, und nach Thukydides die Begebenheit mit Philomele und Prokne, welche Andere nach Megaris versetzten, vorgefallen seyn (vergl. Paus. a. a. O. Apollod. 2, 14, 11.). Prokne wurde in eine Schwalbe, Philomele in eine Nachtigall verwandelt, und beide kommen daher bei den Dichtern als Daulias avis, oder auch blos als Daulias, vor. (*H.*)

DAULSEN, ein ½ Meile von Verden gelegenes und in die Domkirche daselbst eingepfarrtes Dorf, merkwürdig als der Geburtsort des bekannten Seeräubers Gödke Michaelis, dessen Gehilfe ein gewisser Klaus Störtebeker war. Beide wurden, nebst vielen andern, von den Hamburgern gefangen genommen und hingerichtet. (Versuch einer zuverlässigen Nachricht von der Stadt Hamburg. 1. Th. S. 344. Wilkens hamburgischer Ehrentempel. S. 6 u. 7.) Ihre Wapen stehen noch in einem Fenster des hohen Chors im Dom zu Verden. (*Schlichthorst.*)

DAUM bedeutet in der Seesprache so viel, als die Länge eines Zolles. (*Braubach.*)

DAUM, Christian, Rektor in Zwickau, wo er den 19. März 1612 geboren war. Schon in seinem 8. Jahre hatte er es im Lateinischen und Griechischen ziemlich weit gebracht, und auf der hohen Schule zu Leipzig setzte er die linguistischen Studien eifrig fort, wurde aber zweimal durch die Pest zur Flucht genöthigt, nahm eine Hofmeisterstelle an, wurde 1642 dritter Kollege an der Schule in Zwickau und starb als Rektor dieser Anstalt den 15. December 1687. Außer der lateinischen und griechischen Sprache verstand er auch Hebräisch, Arabisch, Türkisch, Böhmisch, Spanisch, Französisch und Italiänisch, war ein sehr fertiger lateinischer Dichter, stand mit vielen Gelehrten in Italien, Frankreich, Holland, Schweden, Dänemark und Teutschland in Briefwechsel, und wurde als ein eifriger Beförderer der humanistischen Studien von seinen Zeitgenossen geschätzt. Aus der großen Zahl seiner für ihr Zeitalter nützlichen, zum Theil noch jetzt beachtenswerthen Schriften bemerken wir: De causis amissarum quarundam latinae linguae radicum, uti et multarum vocum derivatarum. Cygneae 1642. 8., wieder abgedruckt in Graevii collect. dissertatt. rariss. Traj. 1716. p. 447—535; war eigentlich nur der Vorläufer eines größern Werks, an dem Daum zeitlebens arbeitete, das er aber unvollendet hinterließ. Sirenae, seu vota metrica, vario carminum genere. Ib. 1646. 8. Versiculus ex anthologia graeca latinis hexametris plus trecenties redditus. Ib. 1652; eine Spielerei, als Beweis eines fruchtbaren Geistes merkwürdig. Catonis disticha, graece a Planude etc. germ. a Mart. Opitio expressa, cum excerptis ac notis edid. Ib. 1652; 1662. 8.; die erste Auflage 120, die zweite 242 Seiten. Palaponista Bernheytensis, sive de vita privata et aulica lib. II. versibus leoninis scripti. Ib. 1660; nicht die erste Ausgabe, wie Daum meinte, eine frühere erschien zu Cöln 1504. Ravisianae et quaedam J. A. Campani epistolae. Ib. 1662. 8. Homiliae ac meditationes in festum nativit. J. C. ex patrum operibus collectae. Ib. 1670. 8. Hieronymi graeci libellus de trinitate et Gennadii, patriarchae Constantinopolitani, opuscula; item Hieronymus de baptismo. Ib. 1677. 8. Fabulae Camerarii cum indice et aliis carmine redditarum et alibi reperiendarum, c. not. Lips. 1679. Henrici Septimellensis seu pauperis elegia, sive dialogus de diversitate fortunae et

philosophiae consolatione. Ib. 1680; erste Ausgabe, neu gedruckt zu Florenz 1730. 4. Bened. P. Petrocorii de vita B. Martini lib. VII.; carmen ad Restitutum, et epigrammata Basilicae B. Martini apud Turones inscriptum, cum Fr. Jureti, Casp. Barthii nepot., J. Fr. Gronovii et suis notis, recens. Ib. 1681. 8.; voraus ein Verzeichniß aller christlichen Dichter, die über religiöse Gegenstände geschrieben haben. Mit Thomas Reinesius und Kaspar Barth lebte er in freundschaftlichen Verhältnissen, und er hat mehre Schriften des letztern zum Druck befördert: Soliloquiorum rerum divinarum lib. XX. Cygn. 1655. 4. Animadverss. ad Claud. Mamertum; ad Guil. Britonem; Statii Papiniani opera cum animadverss. Barthii et indice Daumiano; Petr. Aretini colloquium muliebre etc. Aus Daums eigenem Nachlasse erschienen 2 Briefsammlungen zu Dresden 1697, und zu Chemnitz 1709. 8. Seine Bibliothek und Manuscripte kaufte der Rath von Zwickau. Daums Eltervater, Johann Daum, der als Sekretair dem Kurhause Sachsen nützliche Dienste leistete, hat der Kaiser Leopold I. mit seinen Brüdern und beider Nachkommen 1658 in den Adelstand erhoben *). (*Baur.*)

DAUMAZAN, Damazan, Stadt im Bezirk Pamiers des franz. Dep. Arriège, an der Rize, mit 217 Häus. und 860 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

Daumen s. Gliedmaße.

DAUMKRAFT. Eine bekannte und bei der Marine sehr nützliche Maschine. Sie besteht aus einer gezähnten Stange, welche durch ein Rad und zwei Getriebe in Bewegung gesetzt wird, und ein einziger Mann ist im Stande, eine Last von 3 bis 4000 Pfund damit zu heben. Man bedient sich dieses Werkzeugs, um Wolle, Lumpen, Hanf u. s. w. damit zusammen zu schrauben, damit sie weniger Platz einnehmen, auch hebt man die Kanonen damit auf die Stapeeren und bringt sie damit wieder herunter. (*Braubach.*)

Daumschrauben s. Tortur.

DAUN, ein Flecken und Kreisort gleichen Namens im königl. preuß. Regirungsbezirke Trier, liegt in einer der höchsten Gegenden der Eifel (s. den Art.), am Fuße eines vulkanischen Kopfes, an welchem die Lieser vorbeifließt [1]). Auf dem Berge, wo die Burg der alten Grafen von Daun (de Duna) war, soll, der Sage nach, ein römisches Castrum gewesen seyn. Die Sage wird bekräftigt durch aufgefundene römische Steinschriften und Götterbilder [2]). — In der Kirche des Ortes befinden sich mehre Denkmale, Gemälde und Wapenschilder der Grafen von Daun. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 563 Selen. — Vor der französischen Besitznahme gehörte der Ort dem Kurfürsten von Trier, und war der Sitz eines Amtsverwalters, der 58 Gemeinden zu verwalten hatte; unter der französischen Regirung war er Hauptort eines Cantons. (*Wyttenbach.*)

DAUN, Leopold Joseph Maria, Graf von, östreichischer General-Feldmarschall und oberster Anführer der kaiserlichen Truppen fast während der ganzen Dauer des siebenjährigen Krieges, war aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter, das ursprünglich aus den Rheinlanden stammte (s. den vor. Art.; mehr über dieses Grafengeschlecht s. in den Nachträgen), und später in den östreichischen Erbstaten heimisch wurde, am 25. Sept. 1705 zu Wien geboren. Sowol sein Großvater Wilhelm Johann Anton, gestorben 1706, als sein Vater Wirich Philipp Lorenz, gest. 1741, waren kaiserliche Feldmarschälle; letzterer hatte sich besonders in dem spanischen Erbfolgekriege ausgezeichnet und war von dem Könige Karl zum Grand von Spanien und Ritter des goldenen Vließes, auch zum Fürsten von Thiano ernannt worden und zweimal Vicekönig von Neapel gewesen. Seine Gemahlin war Barbara, Tochter eines Grafen von Herberstein, und Leopold Joseph sein jüngerer Sohn. Dieser wurde in Italien erzogen, studirte in Rom und sollte sich dem geistlichen Stande widmen, wählte aber, aus vorherrschender Neigung zum Kriege, den Maltheserorden, in welchem er eine Kommende erhielt und den er bei seiner Verheirathung im Jahr 1745 wieder verließ. Im kaiserlichen Dienste stieg er, anfangs durch die Umstände begünstigt, bald aber auch durch eigenes Verdienst gehoben, rasch empor. Schon im Alter von 20 Jahren war er Oberster in dem Infanterieregiment seines Vaters, 1736 wurde er kaiserlicher wirklicher Kämmerer, 1737 Generalmajor, 1739 Feldmarschall-Lieutenant, 1740 Inhaber des Infanterieregiments Franz Wallis, 1745 Generalfeldzeugmeister, 1748 wirklicher geheimer Rath, 1751 Kommandant von Wien, 1753 Ritter des goldenen Vließes und 1754 Generalfeldmarschall. Die ersten Feldzüge machte er gegen die Türken in den Jahren 1737 bis 1739 und wurde im letztern Jahre in der unglücklichen Schlacht bei Grotzka verwundet. In den ersten Kriegen der Kaiserin Maria Theresia focht er gegen die Preußen und Franzosen. Er war bei der Belagerung von Prag, bei der Eroberung Baierns, bei dem berühmten Rheinübergange des Prinzen Karl von Lothringen am 23. August 1744 und bei dessen Rückgange, und hatte sich schon jetzt den Ruf eines tapfern, sorgsamen und vorsichtigen Feldherrn erworben. Daher erbaten sich bei dem eben erwähnten Rheinübergange die Grenadiere, welche die Avantgarde bildeten, ihn zum Anführer und bei dem Rückgange befehligte er die Nachhut und traf so gute Anstalten, daß er nur viertehalb hundert Mann einbüßte. Mitten unter diesen Feldzügen heirathete er am 1. März 1745 die junge Witwe eines Grafen von Nostitz, Maria Josepha, eine Tochter der kaiserlichen Oberhofmeisterin, Gräfin von Fux, die bei Maria Theresia alles vermochte und selbst von der Kaiserin geliebt war. Diese, nicht kinderlose, Verbindung verschaffte ihm ein bedeutendes Vermögen, und er stand von nun an unter

*) *Feustelii* memor. Daumii. Lips. 1683. 4. und in Hasers Memor. philosoph. Dec. II. 506. *Loescheri* Memor. ejusd. renov. Witteb. 1701. 4. und in Rolle Memor. philos. 252. *Ludovici* hist. scholar. P. III. 99. *Fabricii* hist. bibl. P. VI. 446. Mém. de Niceron. T. XXX. 114. *Saxii* Onomast. T. V. 562.

1) S. die statistisch-topographische Beschreibung des Regirungsbezirks Trier. IV. Lieferung. (im Trierschen Taschenkalender f. d. J. 1831.) Der Daunerbecher, ein eisenhaltiger Sauerbrunnen, wird wenig benutzt. 2) S. Triersche Chronik vom J. 1823. S. 100.

allen Umständen unerschütterlich fest in der Gunst seiner Herrscherin, welcher er schon früher von dem trefflichen General Khevenhüller auf dem Sterbebette dringend empfohlen war. Wenige Monate nachher, am 4. Juni 1745, war er in der unglücklichen Schlacht bei Hohenfriedberg und wurde abermals verwundet. Nach dem Frieden mit Preußen, der noch vor dem Schluß des Jahres erfolgte, führte er 1746 die Infanterie nach den Niederlanden gegen die Franzosen und hatte in den folgenden Feldzügen, welche der Aachner Friede 1748 beendigte, mit seinem Corps meistens die Avantgarde. Man unternahm hierauf in Östreich die Einführung einer neuen Kriegsverfassung, deren Bedürfniß lange schon gefühlt worden war. Daun, der unermüdet thätige, am Hofe begünstigte, patriotische und kenntnißreiche Feldherr, dem neben eigenen, reichen Erfahrungen auch die des Vaters und Großvaters zu Hilfe kamen, war mehr als irgend einer zu diesem Werk geeignet und brachte es zu Stande unter endlosen Hindernissen, welche Eigennutz, Starrsinn, offener Widerspruch und heimliche Kabale ihm in den Weg wälzten. Er benutzte dabei die Materialien, welche Khevenhüller, einst sein Lehrer, und lange vor ihm Montecuculi und andere, theils gedruckt, theils handschriftlich hinterlassen hatten. Neben dem seit 1749 eingeführten Kriegsexercitium war auch die 1751 errichtete Militärakademie zu Neustadt sein Werk. Die Kaiserin, welche mit ihrer ganzen Familie diese neue Anstalt besuchte, fand sie weit über ihrer Erwartung und ehrte den Begründer durch ein ehernes, zehn Fuß hohes und neun Centner schweres Standbild, welches im Ingenieursaale aufgestellt wurde. Am meisten wurde jedoch sein Ruf durch den siebenjährigen Krieg ausgebreitet, obwol hier, wo er Friedrich II. gegenüber stand, seine Wirksamkeit keine durchaus glänzende war. Nachdem die östreichischen Heere unter dem Oberbefehle Browns bereits den Kampf gegen Preußen eröffnet hatten, erhielt er im Frühling 1757 an die Stelle des plötzlich verstorbenen Generals Piccolomini den Oberbefehl über ein Corps, welches derselbe in Mähren zusammengezogen hatte und welches die Hauptarmee in Böhmen unter Prinz Karl von Lothringen verstärken sollte. Er war mit demselben bis Böhmisch-Brod gekommen, als Friedrich II. am 6. Mai die Hauptarmee schlug und größtentheils in Prag einschloß. Nach diesem schweren Unfalle beruhte die letzte Hoffnung Östreichs auf Daun, der jedoch vor dem schwächern preußischen Heere des Herzogs von Bevern vorsichtig zurückwich, mehre Wochen nichts unternahm und sich nur von allen Seiten her verstärkte. Auf die gemessensten Befehle von Wien aus, Alles zur Rettung des belagerten Heeres zu versuchen, ging er endlich den 12. Juni vorwärts bis in die Nähe von Collin und erwartete dort in einer festen, beinahe unzugänglichen Stellung den Angriff des Königs. Die Schlacht geschah am 18. Juni und endigte, trotz der ausdauerndsten Tapferkeit der Preußen, mit ihrer Niederlage, vornehmlich, weil fehlerhafte Dispositionen eines Theils der Schlachtordnung das Fußvolk dem Einhauen der feindlichen Reuterei bloßstellten. Dieser erste Sieg, welchen die Kaiserlichen nach vielen verlornen Schlachten über die Preußen davon trugen, war auch unter allen Waffenthaten Launs die glänzendste und verdienstlichste und nicht ohne die härteste Anstrengung von seiner Seite errungen. Er wurde in dieser Schlacht selbst zweimal verwundet, blieb aber zu Pferde und ließ sich erst am späten Abend verbinden. Sein Sieg erweckte in den östreichischen Staten die ausschweifendste Freude und veranlaßte die Kaiserin zur Stiftung eines Militärordens, des ersten in der östreichischen Monarchie, von welchem Daun das zweite Großkreuz erhielt. Auch die Armee wurde belohnt und ihr Anführer erhielt die Vollmacht, die erledigten Stellen nach eigenem Gutdünken zu vergeben. Nach dem Entsatze von Prag trat der Prinz Karl von Lothringen nochmals an die Spitze der kaiserlichen Heere, bis zu Ende des Feldzugs von 1757, der nach manchen von den Östreichern errungenen Vortheilen zuletzt durch die Niederlage bei Leuthen am 5. December, den unglücklichsten Ausgang für sie nahm. Als dem Prinzen Karl hiedurch der Krieg für immer verleidet worden war, erhielt Daun den Oberbefehl, welchen er durch alle folgenden fünf Feldzüge bis zum Jahr 1762 unausgesetzt führte. Der erste derselben, vom J. 1758, gehörte zu den glücklicheren. Er hemmte nochmals die Fortschritte des Königs in den östreichischen Staten, vereitelte die Belagerung von Ollmütz und nöthigte, am 14. Oktober, durch einen nächtlichen Überfall die Preußen bei Hochkirch in der Lausitz zum Rückzuge. Sein Plan bei diesem Angriffe war von der Art, daß bei gehöriger Ausführung desselben der größte Theil des preußischen Heeres vernichtet seyn würde; aber er gelang nur sehr mangelhaft, wovon Daun die Schuld dem verspäteten Angriffe des Prinzen von Baden-Durlach beimaß. Auch die weitern Folgen dieses Sieges wußte Friedrich beinahe gänzlich zu vereiteln. Dennoch erhielt der kaiserliche Feldherr nach dieser Schlacht von der Beherrscherin Rußlands einen kostbaren Degen und selbst von dem Papst geweihte Ehrengeschenke. Das Jahr 1759 verging größtentheils ohne bedeutende Waffenthaten, bis zum 21. November, wo Daun den preußischen General Fink bei Maxen mit großer Übermacht angriff und ihn mit seinem Corps von 11000 Mann gefangen nahm. Im J. 1760 rettete er das von den Preußen belagerte Dresden, konnte aber nicht verhindern, daß Laudon in seiner Nähe am 15. August bei Liegnitz von dem Könige geschlagen wurde. Am 3. November bei Torgau angegriffen, behauptete er lange das Schlachtfeld und glaubte sich bereits Sieger; als aber die Preußen spät noch den Angriff erneuerten, befahl er den Rückzug, weil er wegen einer erhaltenen Wunde am Fuße vom Schlachtfelde zurückgehalten wurde und fürchtete, daß in seiner Abwesenheit durch die Dunkelheit der Nacht Verwirrung entstehen und die Armee von der Elbe abgeschnitten werden möchte. Als er hierauf, von seiner Gemahlin abgeholt, nach Wien zurückkehrte, kam ihm die Kaiserin mit ihrer ganzen Familie zwei Meilen weit entgegen und führte ihn, wie im Triumphe, in die Stadt. Bis

zu seiner Heilung wurde er täglich von den kaiserlichen Personen besucht und die Kriegskonferenzen in seinem Hause gehalten. Als er zum erstenmal das Haus verließ, wurde er als Mitglied in den neu errichteten Statsrath eingeführt. Seine fernern Kriegsthaten entsprachen jedoch diesen Auszeichnungen wenig. Während des Jahres 1761 stand er unthätig in Sachsen, dem Prinzen Heinrich von Preußen gegenüber. Im J. 1762 hatte er wieder den König in Schlesien zum Gegner, wurde von ihm aus seinen Verschanzungen bei Burkersdorf verdrängt und konnte es nicht hindern, daß Schweidnitz von den Preußen belagert und erobert wurde. Seine in den letzten Jahren immer mehr hervortretende Unthätigkeit machte ihn jetzt zum Gegenstande des Spottes der Wiener, und der Vergleich mit dem thätigen Laudon gereichte ihm nicht zum Vortheil. Nach dem Hubertsburger Frieden arbeitete er von neuem an Verbesserung des Kriegswesens. Kaiser Joseph billigte die meisten seiner Vorschläge. Er endigte aber seine Laufbahn bereits am 5. Febr. 1766. Auf seinem Sterbebette empfahl er der Kaiserin dringend den General Lascy. Die hohe Achtung der Kaiseein gegen ihn offenbarte sich noch nach seinem Tode duech die Auszeichnungen, welche seinem hinterlassenen Sohne zu Theil wurden. Er wurde vom Stabscapitän zum Obersten erhoben und erhielt das Regiment seines Vaters. Er hatte indeß wenig Anlage zum Krieger und starb sehr früh. — Daun war ein unterrichteter Mann, der außer den Kriegswissenschaften in allen Fächern der Statsverwaltung Kenntnisse besaß und von der Kaiserin als wirklicher geheimer Rath in Allem zu Rathe gezogen wuede. Als Feldherr war er persönlich tapfer, besonnen und einsichtsvoll, aber übertrieben vorsichtig und unentschlossen. Nur ein einziges Mal griff er, im Laufe von fünf Feldzügen den König selbst an, und obwol wegen der fehlerhaften Stellung des Königs bei Hochkirch der Erfolg des nächtlichen Angriffs gewiß war, mußte er doch von seinen Unterbefehlshabern beinahe mit Gewalt dazu gedrängt werden. Sein Verhältniß zu dem kaiserlichen Hofkriegsrathe, dessen Präsident, der Graf von Neuperg, ihm wenig wohlwollte, kann diese Vorsicht nur zum Theil entschuldigen, denn auch in der Benutzung seiner Siege zeigte er sich gleich bedenklich. Er war unermüdet thätig, kannte fast kein Vergnügen, als die Arbeit und erlaubte sich von Geschäften nur wenige Stunden Erholung. Sein Charakter war sehr rechtschaffen und achtungswerth, er mißbrauchte seinen großen Einfluß nicht und schadete selbst denen nicht, die ihm mißfielen. Er war religiös und beobachtete sehr genau die gottesdienstlichen Gebräuche der katholischen Kirche. Täglich hörte er die Messe, nie unterließ er, wenn er zu Wien war, den Sonnabendsandachten zu Mariahilf beizuwohnen, und beim Anfange jedes Feldzuges verrichtete er seine Devotion zu Mariazell. Seine Gewohnheit, stets methodisch und nach Regeln zu handeln und alle möglichen Folgen eines Schrittes sorgfältig zu combiniren, sowie auch seine ängstliche Sorge für den Unterhalt der Armee, schadeten seiner Wirksamkeit als Feldherr, wozu er sonst ausgezeichnete Eigenschaften besaß *). (*Rese.*)

DAUNIA, Apulia Daunia, hieß der nördlich gelegene Theil von Apulien in Unteritalien (Großgriechenland) am adriatischen Meere, zwischen den Flüssen Frento nördlich und dem Aufidus (Ofanto) südlich, und landeinwärts an Samnium grenzend. Es umfaßte also Theile von den jetzigen Landschaften Capitanata, Basilicata und Terra di Bari. Das triftenreiche Waldgebiege Garganus (Monte di S. Angelo) bildet ein Vorgebirge, vor welchem die Inseln des Diomedes liegen (j. Tri meti). Das Land umfaßte die Städte Teanum (j. Teagonara), Luceria, Arpi oder Argos Hippion und Argyrippe (j. Arpe), Sipontum, Asculum (Ascoli), Cannä, Venusia (Venosa), des Horaz Geburtsort, und Salapia (Salpe). Über den Namen von Daunien s. Daunos. (*H.*)

DAUNOS, kommt vor 1) als der Sohn Lykaons (also Enkel des Pelasgos) und Bruder des Japyx und Peuketios (Anton. Lib. 31. wo aber Daunios statt Daunos steht); — 2) als der Sohn des Pilumnus (also Enkel des Saturnus) und der Danaë, welcher mit Venilia den Turnus, König der Rutuler †), erzeugte. (Aen. 10, 615. ss.) Virgil hat aber ohne Zweifel das Wort Sohn hier nicht im strengen Sinne genommen, sondern als Abkömmling überhaupt, wie er denn in der angeführten Stelle den Pilumnus als Großvater von des Turnus Großvater bezeichnet (Pilumnus illi quartus pater). Diesem nach könnte Daunus, des Turnus Vater, wol als derselbe angenommen werden, zu welchem nach der Eroberung von Troja Diomedes kam, der ihm Beistand im Kriege gegen die Messapier leistete und von ihm seine Tochter Euippe zur Gemahlin und einen Theil des Landes erhielt (Ant. Lib. 37.). Von Daunos, als einem Halbbruder des Perseus, ließe sich dies nicht sagen; Virgil nimt Daunus bei der Ankunft des Äneas in Italien zwar als einen Greis, aber als noch lebend an. — Beide Daunos werden als Gründer des Reiches Daunien genannt. Bei dem ersten erkennt man sogleich die Absicht der Sage, die drei Grenzländer Daunien, Peuketien und Japygien gemeinschaftlich abzuleiten. Die drei Brüder sollen mit Illyriern angekommen, die Ausoner vertrieben und das Land unter sich getheilt haben. Dieses wüede einigermaßen mit dem stimmen, was Festus sagt: Daunia appellatur a Dauno, *Illyricae* gentis claro viro; es ist aber höchst wahescheinlich, daß damit ein anderer Daunus gemeint ist, denn gegen den Daunus, Lykaons Sohn, erheben sich bedeutende Schwierigkeiten, da we-

---

*) S. Tempel des Nachruhms. Wien 1797. Thl. 1. S. 124—152. Histor. Taschenbuch für das Jahr 1789. S. 363—370. Geständnisse eines östreichischen Veterans (von Kuniaczo) und ähnliche Schriften über den siebenjährigen Krieg und dessen Helden.

†) Diese werden Daunia gens, von den Dauniern abstammend, genannt. Heyne, von welchem über diese ganze Sage nachzusehen ist Exc. VII. zu Aen. 7., vermuthet, daß ein Wortspiel mit Danaë und Daunia sowol die Abkunft des Daunos von Danae, als der Rutuler von den Dauniern hervorgebracht habe.

der Apollodor (3, 8.) noch Pausanias unter Lykaons Söhnen die angeführten Namen nennen, und außerdem Japygien von einem Sohne des Dädalos abgeleitet wird (Solin. 8.). — Plinius (H. N. 3, 2.) leitet den Namen Daunien von Daunos, des Diomedes Schwiegervater, ab. Da nun Virgil dessen Abkunft auf einen einheimischen Gott zurückführt, um seinen Turnus desto mehr zu verherrlichen; so ist man an die von dem Dichter angegebene Genealogie nicht gebunden, erhält aber dadurch freilich einen Daunos von unbekannter Abkunft. Wer er nun gewesen sei, von ihm leitete man den Namen Daunien ab, und er wird als der erste Beherrscher des wasserarmen und zu seiner Zeit nur von einem noch rohen Landvolke bewohnten Landes genannt (Horat. Od. 3, 30, 8. ss.). Ovid (Met. 14, 458. 510.) nennt ihn den Japygischen Daunus, weil die Alten den Namen Japygien, der sonst Kalabrien eigen ist, auch für Apulien gebrauchten. (Vergl. Strabo 6. p. 277.) (*H.*)

Dauphin, Dauphine und Dauphiné s. die Nachträge zu D.

DAUPHIN, eine der 51 Grafschaften, in welche der nordamerikanische Freistat Pensylvania getheilt ist. Sie grenzt im N. an Northumberland, im N.O. an Schuylkill, im S.O. an Libanon, im S.W. an Cumberland, von welchem es durch die Susquehannah getrennt wird, im W. an Miflin, und hatte 1820 auf einem Flächenraume von 30,06 Q.Meil. in 9 Ortschaften 21653 Einwohner. Fünf Reihen von Bergen ziehen vom N.O. durch die Grafschaft zur Susquehannah herab. Die vordersten sind die blauen Berge oder South-Mountains; auf diese folgen die niedrigen Second-Mountains; die dritte Parallele bilden die Little-Mountains; die vierte die Peters-Mountains und hinter der fünften, den Wikinisky-Mountains, öffnet sich ein fast eine Meile breites Thal, Likens-Valley, das sich bis zu den Mahantangogebirgen, welche die Grafschaft von Northumberland trennen, fortzieht. Diese mit dichten Wäldern besetzten Sandsteingebirge verschließen in ihrem Innern viele nutzbare Mineralien und liefern besonders gute Mühlsteine. Die zwischen ihnen liegenden und durch Kriks — der Mahantango auf der Grenze von Northumberland, der Wikiniski im Linkursthale und die Swétara auf der Grenze von Libanon — hinlänglich bewässerten, fruchtbaren Thäler eignen sich vorzüglich zur Viehzucht, die nebst der Waldbenutzung den vornehmsten Erwerb der Einwohner ausmacht; doch besitzen auch die Susquehannahniederungen ergiebiges Kornland. — Der Hauptort der Grafschaft und die erste Hauptstadt des Stats Pennsylvania ist Harrisburgh†). (*Leonhardi.*)

DAUPHIN, eine zur Grafschaft Mobile des nordamerikanischen Freistates Alabama gehörige Gruppe von 3 Inseln, welche vor dem Eingange der Mobilebai liegen und deren eine einen Leuchtthurm trägt. (*H.*)

†) S. diesen Art. II. Sect. III. Thl. S. 8. Vergl. Hassel's Erdbeschr. der vereinigt. Stat. von Nordamerika. Weimar 1823. S. 553.

DAUPHIN, Port Dauphin (64° 52′ L., 25° 10′ südl. Br.), Meerbusen mit einem trefflichen Ankerplatz an der Südostspitze der Insel Madagaskar, mit einem von den Franzosen (1643) angelegten, aber schon seit langer Zeit verlassenen und verfallenen Fort, nach welchem die Insel selbst auch Isle Dauphine genannt wurde. (*Leonhardi.*)

DAUPHINÉ D'AUVERGNE, kleine Landschaft in dem französischen Depart. Puy de Dome. Sie bildete früher eine eigene Herrschaft (principauté) in Niederauvergne, welche (1168) für den Grafen Wilhelm IV. von Auvergne errichtet, später dem Hause Orleans gehörte. Hauptort derselben war die kleine Stadt Vodable (vergl. Expilly dict. géogr. II, 604.). (*Leonhardi.*)

Daupow s. Duppau.

DAURIEN *), Daurisches Gebirge. Jenes ist eine Provinz in der russischen Statthalterschaft Irkutzk in Sibirien, nicht weit von der chinesischen Grenze (bei Nertschinsk), welche der Fl. Argun macht. Es ist noch wenig angebaut und auch nicht recht bekannt. Sonst heißt es auch Tungusien, denn Daurien ist der russische Name von Tungusien. Die Provinz Nertschinsk macht davon den größten Theil aus. Das Klima ist hier sehr rauh. Die Erde thaut nur selten tief auf und ein ewiger Schnee bedeckt die Berge; gleichwol wird an mehren Orten der Ackerbau mit ziemlichem Gedeihen getrieben. Der russische Landmann lebt im Wohlstande und ebenso der Handelsmann. Jenen nährt sein ergiebiger Acker, die Viehzucht und Frachtfuhren, welche er für den Kaufmann und die Bergwerke macht; diesen ein ziemlich einträglicher Handel im Innern und nach China und Irkutzk. Viele Buräten, die hier wohnen, haben, dem Beispiele der Russen folgend, sowie die Tungusen, auch schon angefangen, das Feld zu bauen. Man sieht hier viele wilde Esel, den Dschiggetai (eine Mittelgattung zwischen Pferd und Esel), auch viele wilde Schweine, Steinwidder, Antilopen und Kropfgazellen, die auch an der mongolischen Grenze leben. Städte findet man, Nertschinsk, Kiächta und Zuruchaitu ausgenommen, hier nicht. Es ziehen hier viele Steppentungusen mit ihren Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen und Kameelen herum; doch haben sich auch mehre von ihnen schon an eine feßhafte Lebensart gewöhnt, welche Landbau treiben. — Dieses, das daurische Gebirge, dessen Hauptkette auch das Apfelgebirge heißt, ist eine nordöstliche Fortsetzung des mongolischen Grenzgebirges und bestehet, wie dieses, meistens aus Granit. Der östliche Theil desselben ist das nertschinskische Erzgebirge, welches auch das argunsche Gebirge genannt wird. Es ist theils Gang- und Schiefergebirge, theils Kalkgebirge. Es sind hier Bergwerke, besonders auf Blei und Silber, auch Kupfer. (*J. C. Petri.*)

DAUSAR wird von Abulfeda (Mesop. p. 12.) erwähnt im Dienste des Königs von Hira Noman-Ibn-al Mondar, welcher ihn als Präfekten an die Grenzen von Syrien schickte. Er muß daher in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. gelebt haben. Von ihm soll das Kastell

*) Daurien wird viersylbig ausgesprochen.

am Euphrat Dausar oder Dausaria seinen Namen haben, welches später Kal'at-Djabar (Dschabar) genannt wurde. S. den Art. Djabar. (*Tuch.*)

DAUSENAU, Taussenau, an der Lahn, Marktfl. im Amte Nassau des Herzogthums Nassau, mit 90 Häus. und 501 Einw., welche sehr starken Obstbau (im J. 1808 über 12000 Gulden Ertrag) betreiben. (*H.*)

DAUSQUE, d'Ausque, Dausquai, latein. Dausqaius und Dausqueius, Claude, Kanonikus zu Tournai, geb. zu St. Omer den 5. Dec. 1566. Er trat in die Gesellschaft Jesu, verließ sie aber aus unbekannten Ursachen wieder, weihte seine Muße ernsten Studien und literarischen Arbeiten und starb den 17. Jan. 1644. Er besaß eine große Belesenheit, war mit der römischen und griechischen Literatur sehr vertraut, und seine Kommentare verdienen noch jetzt einige Beachtung. Am meisten tadelt man seinen gezierten, dunkeln und mit veralteten Worten und Redeformen durchwebten Styl, und Hemsterhuys nannte ihn in dieser Beziehung mit Recht: Summus dictionis antiquae affectator. Seine erste Arbeit war eine mit Anmerkungen versehene, lateinische Übersetzung der Homilien des heil. Basilius von Seleucia, Heidelb. (Commelin) 1604. 8.; wieder abgedruckt in der Ausgabe des h. Basilius, Paris 1622. Fol. Dausque ließ darauf Anmerkungen zum Quintus Calaber, Coluthus und Trophiodorus drucken, die man zusammen in der Ausgabe des Quintus Calaber von Rhodomann (Frankf. 1614. 8.) antrifft. Auf diese Arbeit folgte: In Silii Italici Punica s. de bello Punico secundo lib. XVII. (cum textu) Par. 1615. (gewöhnlich mit der auf dem Titel veränderten Jahreszahl 1618.) 4. Der ausführliche Kommentar enthält viel Gutes in Hinsicht auf die Interpretation, nur vermißt man eine gute Ordnung und Auswahl, und was der Herausgeber sowol hier als sonst für die Kritik des Textes that, befriedigt am wenigsten. Manches Gute und Selbstgedachte enthält seine Antiqui novique Latii orthographia. Tornaci 1632; mit einem neuen Titel, Paris. 1677. fol., und mit vielem Aufwande von Gelehrsamkeit geschrieben ist sein Buch: Terra et aqua, seu terrae fluctuantes. Tournai 1633. 4., worin er von den Phänomenen in und auf den Gewässern manches Merkwürdige berichtet. Seine Streitschriften, besonders die gegen einige Bettelmönche, welche behaupteten, daß der Apostel Paulus und Joseph bereits im Mutterleibe Heilige gewesen, sind vergessen*). (*Baur.*)

DAUT, Dauth (Johann Maximilian), ein Chiliast, Schwärmer und Prophet, der im ersten Viertel des 18ten Jahrhunderts die Kirche beunruhigte. Er war aus Niederroden gebürtig, erlernte das Schuhmacherhandwerk und befand sich als Schuhknecht zu Frankfurt am Main, als er ein Buch drucken ließ unter dem Titel: Helle Donnerposaunen von denen bevorstehenden Gerichten Gottes über das römische Reich (ohne Ort). 1710. 8. 11 Bogen. Er spricht darin wie die Propheten des alten Testaments und sagt auf dem Titel, daß er auf Befehl des ewigen Gottes diese Weissagung publicirt habe. In seinem Buche redet aber kein Geist aus Gott, sondern ein fanatischer Irrgeist, der alle christlichen Religionsparteien ohne Ausnahme für heidnische Sekten, Babel, Antichrist, ehebrecherische Hure und dergl. erklärt und nur die Frommen und Auserwählten ausnimt, die nach seiner Weissagung errettet werden sollen, wenn alle andere Christen, bis auf einige wenige, durch schreckliche Gerichte aufgerieben und vertilgt werden. Den meisten Reichen, Städten und Ländern in der ganzen Christenheit kündigt er gänzliche Verwüstung, den andern aber etwas gelindere Plagen an [1]). Da er nicht nur in dieser Schrift die heftigsten Schmähungen gegen die lutherische Geistlichkeit ausstieß, sondern auch dem Pfarrer in der Barfüßerkirche zu Frankfurt bei der Vorbereitung zum heil. Abendmahl in die Rede fiel und die Gemeinde öffentlich anredete, so wurde er verhaftet und über die Grenze gebracht. Bald darauf ließ er eine „göttliche Betrachtung über die Heuchelchristen und scheinheilige Pietisten" (ohne Ort). 1711. 8. drucken, worin er das tausendjährige Reich verkündigte und unter andern von einer Schwängerung der Natur durch den heiligen Geist redete. Eine Zeitlang trieb er sich in den Niederlanden umher, wählte dann Schwarzenau im Wittgensteinischen zu seinem Aufenthalte, fand überall viele gläubige Anhänger, und selbst in London hatte er seine Verehrer. Er stand mit mehren andern schwärmerischen Propheten jener Zeit, namentlich mit Johann Tennhardt aus Meißen, einem Perückenmacher in Nürnberg, in Verbindung. Ihre Schriften richteten unter andern im ulmischen Gebiete allerlei Zerrüttung an, wo sich viele Leute von der öffentlichen Gemeinde absonderten. Der Magistrat der Reichsstadt Ulm sandte daher die beiden Prediger am Münster, Joh. Frick und David Algöwer, mit einem weltlichen Vorstand aufs Land, und diesen gelang es mit vieler Mühe zu Gingen, Sussen und Geißlingen, die Verführten zur Abbitte und Versöhnung mit der Kirche zu bringen [2]). Von Dauts fernern Schicksalen ist nichts bekannt [3]). (*Baur.*)

*) Sweertii Athenae Belgicae 178. Magiri eponymol. h. v. Baillet jugem. T. I. 295. 419. Bayle Dict. Crenii animadv. philol. P. IV, 56; IX, 15. Fabricii hist. bibl. P. VI, 314. Foppens bibl. belg. T. I. 183. Clement bibl. cur. T. VII, 396. Paquot Mém. T. VI, 297. Scribanius in amphitheat. hon. lib. II. cap. 13.

1) Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theol. Sachen auf d. J. 1710. S. 281—288. 2) Man sehe die von Frick und Algöwer herausgegebene Schrift: Herstellung des Kirchenfriedens in den Landgemeinden ulmischen Gebiets. Ulm 1713. 4. 15½ Bogen. Abgedruckt ist dabei die von Frick zu Gingen über Gal. 5, 7—10. gehaltene Predigt: vom geheilten Ärgerniß einer gespaltenen Gemeinde; und eine zweite, die Algöwer über das Evangel. am 18. Sonntage. p. Trin. zu Geißlingen hielt, worin er Dauts und Tennhardts Greuel aus ihren Schriften zeigt. Das letztere geschah auch in einer andern Schrift unter dem Titel: Dauts und Remlings (Predigers zu Haarburg, eines eifrigen Anhängers Jak. Böhme's) Weissagungen, aus dem göttlichen Wort beurtheilt von einem Membro des ehrwürdig. Minist. in Hamburg. 1711. 8. Vergl. Unschuld. Nachrichten auf d. J. 1711. S. 872—76; auf d. J. 1714. S. 298—305. Die Sektirerei dauerte übrigens im Ulmischen noch lange fort; s. Weyermanns neue Nachr. v. Gel. aus Ulm. S. 581. 3) Von Daut und an-

DAUTENSTEIN, Duttenstein, Thutenstein, altes Schloß und dazu gehöriges Gut, jetzt Dorf mit 168 meist katholischen Einwohnern, unweit Seelbach an der Schutter, von den Besitzern der Grafschaft Hohengeroldseck als Hauptort derselben angesehen, von welchem bis auf die heutigen Tage alle herrschaftliche Verordnungen, öffentliche Urkunden und Befehle ausgingen, seit dem Jahre 1819 mit der genannten Grafschaft dem Großherzogthume Baden und nun dem aus dieser Grafschaft gebildeten, großherzoglich-standesherrlichen, fürstlich Leyenschen Oberamte Hohengeroldseck zu Seelbach einverleibt. — Schon im Anfange des 14. Jahrh. erscheint es als ein hohengeroldseckisches Lehen in den Händen des altadeligen Geschlechtes der Herren von Bleiß oder Pleyß, worüber aber Hohengeroldseck sich jederzeit das Wiederkaufsrecht vorbehalten hatte. Diese Besitzer nannten sich gewöhnlich Herren von Pleyß zu Dautenstein, oder auch Herren von Dautenstein und hatten damit auch ein Drittel der Herrlichkeitsrechte zu Wittelbach, welches ebenfalls in das Lehen von Dautenstein gehörte, zu beziehen. Johann Seyfried von Pleyß zu Dautenstein war der letzte dieses Geschlechtes. Er empfing im J. 1564 von Jakob, Grafen und Herrn von Geroldseck, die Lehen über Dautenstein für sich und seine Leibeserben sowol männlichen als weiblichen Geschlechtes, ohne seiner Schwester, Maria von Pleyß, welche an Wilhelm von Wurmser verheirathet war, Meldung zu thun. Als nun Johann Seyfried ohne Leibeserben starb und Maria ihre Ansprüche auf Dautenstein vorbrachte, erklärte Graf Jakob die Dautensteinschen Lehen für heimgefallen, worüber sich Händel erhoben, die bis in das Jahr 1584 dauerten. In eben diesem Jahre verschrieb Graf Jakob von Geroldseck seiner Gemahlin, Barbara von Rappoltstein, das Schloß Hohengeroldseck zum Witwensitze, mit dem Beisatze, daß, wenn ihr dieses gefalle, er das Schloß und Gut Dautenstein wieder an sich bringen wolle. Er brachte sofort mit Maria einen Vergleich zu Stande, durch welchen diese um 4100 Gulden Verehrung ihre Ansprüche auf Dautenstein nachließ. Nach dem im J. 1634 erfolgten Tode Jakobs, des letzten Grafen und Herrn dieses Hauses, behielt daher seine hinterlassene Gemahlin Dautenstein als ihren Witwensitz. Nachdem aber auch diese gestorben war, wurde es vernachlässigt und zerfiel. Zwar unternahmen die Grafen, jetzige Fürsten, von der Leyen, nachdem sie im J. 1697 zum ruhigen Besitze der Grafschaft Geroldseck gekommen waren, die Ausbesserung und Wiederherstellung des Schlosses Dautenstein; allein es kam in der Schreinerei des Schlosses Feuer aus und legte es fast ganz in Ruinen. Jedoch blieb der große gewölbte Keller ganz unversehrt, und bis auf den heutigen Tag ein sehenswerthes Stück der Baukunst. (*Th. A. Leger.*)

DAUTENZELL, evangel. Pfarrdorf mit 232 Einw., dem Grundherrn Freiherrn von Gemmingen-Babstadt unter Badenscher Landeshoheit und zum großherzogl. Bezirksamte Mosbach gehörig, 1½ teutsche Meilen westlich von der Amtsstadt, der alte Ort Cella im Elsenzgaue, welchen Kaiser Otto II. im Jahre 976 als ein Zugehör der Abtei Mosbach dem Domstifte Worms verliehen hat [1]). Die voigteiliche Gerichtsbarkeit des Ortes kam aber an adelige Geschlechter. Am Ende des 15ten Jahrhunderts wird Katharina von Rammungen als Erbin von Daisbach und Dautenzell erblickt, und brachte diese Stücke auf ihren Gemahl Albrecht Göler von Ravensburg und seine Erben [2]); mit dessen Urenkel, Johann Friedrich Göler, ist diese männliche Geschlechtslinie ausgestorben, und Dautenzell an seine Tochter Eva Maria gekommen, die sich im J. 1670 mit Wolf Friedrich von Gemmingen vermählt hatte, bei dessen Nachkommenschaft die Voigtei bis auf den heutigen Tag verblieben ist. Die Landeshoheit gehörte aber von jeher bis zu den großen Statsveränderungen unserer Tage zur Stüber Cent des alten kurpfälzischen Oberamtes Heidelberg.

Die Kirche zu Dautenzell ist sehr alt und hat ohne Zweifel, sowie der Ort, von einem alten Mönchskloster, Cella, ihren Ursprung. Sie war dem heil. Vitus geweiht, hatte die Kirchen zu Asbach und Aglasterhausen zu Synodaltöchtern, und der Pfarrsatz gehörte dem Pfarrer und den Kaplänen zu Wimpfen am Berge [3]). In ihr wurde die lutherische Lehre, welche die Voigtsjunker angenommen hatten, eingeführt und auch in der Folge durch die Religionsdeclaration beibehalten. (*Th. A. Leger.*)

DAVALLIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Farren und der 24sten Linné'schen Klasse hat Smith (Mém. de l'acad. de Turin. V. p. 414. t. 9. f. 6.) so genannt nach Edmund Daval, von welchem er bemerkt, daß er Arzt zu Orbe im Waadtlande und Mitglied der Linnéschen Gesellschaft war. — Die Gattung wird charakterisirt durch rundliche Kapselhäufchen, welche am Rande des Laubes sitzen und mit mönchskappenförmigen, nach außen aufspringenden Schleierchen versehen sind. Die 46 bekannten Arten, zu denen auch Humata *Cav.* und Saccoloma *Kaulf.* (Berl. Jahrb. für Pharmac. 1820. S. 51., Syn. p. 224. t. 1. f. 12.) gehören, sind Kräuter, deren vier einfaches Laub haben, während das Laub der übrigen gefiedert ist. Sie sind alle exotisch und finden sich auf den Inseln der Südsee und Westindiens, auf den Canarien und Mascarenhas, in Ostindien, Neapel, China, Colombien, Brasilien, Chili und Patagonien. (*A. Sprengel.*)

DAVANA (auch Dabana), ist bei Amm. Marc. 23, 3. ein festes Schloß, welches Julian, nach einer kurzen Tagereise, von Carrä (Harran) aus erreichte. Es lag zwischen dieser Stadt und Callinisum (Rakka), und zwar — wie aus der Stelle bei Ammian hervorgeht — näher

dern Schwärmern s. Walchs Religionsstreit. in der luther. Kirche. 2. Thl. 750. 783. 794. 810. 5. Thl. 1029. 1031. 1044. 1051. 1053. *A. S. Bürger* exercit. de autoribus fanat. Lips. 1750. p. 52. sq. (Heinsius) unpart. Kirchenhist. 2. Thl. 1106. vergl. 743. Fuhrmanns Handwörterb. d. Kirchengesch. 1. Bd.

1) *Ottonis diploma* ap. Schannat in Histor. Episcopat. Wormat. Codice diplomatico. Prob. XXVII. 2) Humbracht, höchste Zierde Teutschlands. Tab. 191. 3) Vergl. *Schannat* in Histor. Episcopat. Worm. p. 16., und den Auszug des Synodalregisters vom J. 1496 in Faber's Statskanzlei. Tom. XLIII. p. 65.

an Carrâ, wozu die Notiz paßt, daß es nahe bei der Quelle des Belias gelegen haben soll; offenbar der Balikh, welcher nach Abulfeda (p. 30. ed. Jouy. p. 165. bei Reiske) im Gebiete von Harran entspringt. In der notit. imper. erscheint Dabana noch als Festung, welche durch Justinian wesentliche Verbesserungen erhielt. Es ist wahrscheinlich, daß man mit Valesius (zum Ammian) unter *Δαβανάς* bei Prokopius (de aedif. II, 4.) dieses Dabana zu verstehen habe, obgleich er es etwas ungenau mit den Festungen erwähnt, welche zwischen Dara und Amida lagen. Die Straße zwischen Harran und Rakka war zwar später im arabischen Zeitalter noch besucht und Ischakhri und Edrisi (p. 234. d. Text.) geben sie zu 3 Tagereisen an; aber keiner gibt eine hieher passende Angabe. (*Tuch.*)

DAVANZATI BOSTICHI, Bernardo, zu Florenz 1529 geboren. Seine Familie gehörte zu den edeln Geschlechtern seiner Vaterstadt, und er selbst erhielt eine gelehrte Erziehung; dennoch trieb er zeitlebens neben seinen Studien kaufmännische Geschäfte. Zur Erlernung der Handlung war er noch jung nach Lyon gesendet worden, wo, bei Gelegenheit einer eben erschienenen französischen Übersetzung des Tacitus, sich ein Streit entspann über den Vorzug der französischen oder der italiänischen Sprache, besonders in Hinsicht auf Kürze und Präcision des Ausdruckes. Davanzati, welcher die Vorzüge seiner Muttersprache vertheidigt hatte, schickte sich an, seine Behauptung durch die That zu bewähren; so entstand seine berühmte Übersetzung des Tacitus, welche indeß erst nach seinem Tode vollständig erschien. Viele Italiäner, namentlich die Florentiner, sehen sie als ein Meisterwerk an, während andere, und gewiß mit Recht, ihr nur ein sehr bedingtes Lob zugestehen. Davanzati, um die energische Kürze des Tacitus zu erreichen, hat sich einer Menge veralteter Ausdrücke und florentinischer Volksredensarten bedient, welche jetzt wenigstens selbst den Florentinern nicht ohne lexikalische Hilfe verständlich sind und überdieß seiner Übersetzung häufig einen beinahe burlesken, die Würde des Originals durchaus verletzenden Charakter geben. Bei seinem Leben erschienen nur erst zwei Proben dieser Übersetzung: Il primo libro degli Annali di Corn. Tacito volgarizzato da B. Davanzati. Firenze 1596. 8. und L'imperio di Tiberio Cesare, scritto da Corn. Tacito. Firenze. 1600. 4. Erst nach seinem Tode erschien das Ganze: Opere di C. Tacito volgarizzate etc. col testo latino a rincontro. Firenze 1637. Fol. Diese erste Ausgabe ist über die Maßen fehlerhaft gedruckt. Unendlich besser, wenn auch nicht ganz so gut wie die meisten von Comino besorgten Ausgaben ist die: Padova, Comino, 1755. 2 Vol. 4. mit Davanzati's Bildniß. Ein eleganter Abdruck ohne den lateinischen Text erschien in Paris 1760. 2 Vol. 12. und ebendaselbst ein anderer von Biagioli besorgt. 1804. 2 Vol. 8. Eine sehr gute Ausgabe ist ferner: Bassano 1790. 3 Vol. 4., in welcher auch Brotiers Ergänzungen, von Pastore, so viel als möglich im Style Davanzati's übersetzt, aufgenommen worden sind. Ferner Bassano. 1803. 3 Vol. 4., noch geschätzter als die vorige. Außerdem gibt es noch viele geringere Nachdrücke. — Nicht ganz so auffallend sind die vorhin gerügten Fehler des Styls in Davanzati's Scisma d'Inghilterra, sin alla morte della reina Maria. Roma 1602. 8. Eine zweite Ausgabe dieser kleinen Schrift: Firenze 1638. 4. enthält noch mehre andere sehr schätzbare, kleinere Arbeiten Davanzati's, als: Notizia de' cambi; Lezione della moneta; Oraziona in morte di Cosimo I.; Due orazioni o azioni accademiche und La coltivazione toscana. Auch in den Prose fiorentine (s. Dati) finden sich mehre dieser Aufsätze und 14 Briefe Davanzati's. Diese kleinen Werke sind wiederum zusammen gedruckt: Padova 1727. 8. Eine kleine, bisher ungedruckt gebliebene Schrift: Del modo di piantare e custodire una ragnaja e di uccellare a ragna, von der es aber ungewiß ist, ob sie wirklich dem Davanzati angehört, ist in Florenz 1790. in 8. erschienen. — Davanzati war Mitglied der Accad. degli Alterati und führte in ihr den Namen: il Silente. Obgleich nicht Mitglied der Accad. della Crusca wurde er wegen seiner gründlichen Kenntniß des Italiänischen doch oft zu den Konferenzen der Akademiker eingeladen, um sich seines Rathes in schwierigen Fällen, bei der Ausarbeitung des Wörterbuches della Crusca, zu bedienen. Er starb zu Florenz 1606 in einem Alter von 77 Jahren. (*Blanc.*)

DAVEL, Johann Daniel Abraham. Eines der vielen Beispiele dunkler und schwärmerischer Religionsbegriffe, wodurch rechtschaffene und achtungswürdige Menschen zu wirklichen Verbrechen können verleitet werden. Davel wurde 1669 zu Cully am Genfersee, zwei Meilen von Lausanne, geboren. Über seine Jugendgeschichte ist nichts bekannt. Sein Vater war Prediger zu Cully. Er trat frühe in ein Schweizerregiment in Piemont, vertauschte diesen Dienst mit dem holländischen, nahm dann als Capitain-Lieutenant seinen Abschied und zeichnete sich in dem innern Kriege von Zürich und Bern gegen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und den Abt von St. Gallen 1712 so aus, daß ihm die Regirung von Bern eine Pension ertheilte, seine Güter von allen Lasten befreite und ihn zum Major bei den Milizen der Waadt ernannte. Einige Zeit nachher wurden die Streitigkeiten zwischen der Akademie zu Lausanne und der Regirung von Bern über die Formula Consensus immer heftiger (s. den Art. Helvetischer Consensus) und erregten auch unter den Einwohnern des Waadtlandes große Bewegung. Davel, der in den Foderungen der Regirung wegen der Unterschreibung der Formel mit Recht eine tyrannische Gewaltthat sah, wurde dadurch aufs höchste erbittert. Dieses scheint ein Hauptgrund gewesen zu seyn, welcher sein unsinniges Unternehmen zur Reife brachte, nachdem seine Empfänglichkeit schon durch Visionen war genährt worden, die er in der Jugend soll gehabt haben, und an welche er, sowie daran, fest glaubte, daß durch sein Gebet Kranke geheilt worden, und daß ihm Gott Zukünftiges geoffenbart habe, das dann wirklich eingetroffen sei; zu dem von solchen Schwärmereien immer unzertrennlichen, geheimen Stolze gesellte sich noch politischer Fanatismus. Er wähnte sich bald von Gott berufen, sein Vaterland von der Herrschaft Berns zu befreien und

vielleicht zu einem neuen Kanton im schweizerischen Statenbunde zu erheben. Dabei verdient noch erwähnt zu werden, daß seine Familie schon mehre melancholische Mitglieder gezählt hatte; seine Mutter wurde von Zeit zu Zeit von tiefer Schwermuth befallen; der eine seiner zwei Brüder starb als Wahnsinniger. Davel selbst war meistens ernst und nachdenkend, dabei aber sehr gutthätig und liebreich und in seinen Sitten tadellos; als Officier zeigte er viele Einsicht und Tapferkeit. Er blieb unverheirathet und lebte zurückgezogen; sein Haus wurde durch zwei Töchter eines Bruders besorgt. Eine seiner Eigenheiten war es, daß er nie anders als in völligem Anzuge, die Perücke auf dem Kopfe und den Degen an der Seite, betete und es für unanständig erklärte, vor Gott im Hauskleide zu erscheinen. Zu Cully war er als freimüthiger Sittenprediger bekannt, der alles, was ihm mißfiel, offen tadelte. Allmälig scheinen die Mängel der Staten und der Kirche bei ihm zur fixen Idee geworden zu seyn, welche jede ruhige Überlegung ausschloß. Man sah ihn tiefsinniger als gewöhnlich, und bemerkte, daß er oft in der Einsamkeit weinte. — Plötzlich versammelte er den 31. März 1723 die Milizen, welche unter seinen Befehlen standen, zu Cully, wählte zwischen 5 und 600 Mann aus, denen er verbot, Munition mitzunehmen, und rückte unerwartet Abends 3 Uhr zu Lausanne ein. Keiner seiner Officiere oder Soldaten wußte, warum es zu thun war; Davel schützte geheime Befehle von Bern vor. Der Landvogt zu Lausanne war, wie die übrigen Landvögte im Waadtlande, nach Bern zu der jährlichen Versamlung des großen Rathes gereist, worin der Wechsel der Statsämter vorgenommen wurde. Diesen Zeitpunkt scheint Davel, bei welchem sich, wie bei allen Schwärmern, schlaue Berechnung mit Unbesonnenheit paarte, abgewartet zu haben. — Eilends wird der Stadtrath zu Lausanne versammelt; Davel kommt selbst aufs Rathhaus, begehrt mit dem Vorsteher und einem seiner Freunde allein zu sprechen, und legt ihnen ein Manifest vor, worin der Regirung von Bern eine Menge Fehler vorgeworfen werden, unter andern der Zwang wegen der Formula Consensus und des Associationseides, der Verkauf weltlicher und geistlicher Ämter, die Untüchtigkeit und Ungerechtigkeit der Landvögte ꝛc. Hierauf erklärt er seinen Plan, das Waadtland von der bernerschen Hoheit zu befreien, und ermahnt die beiden Mitglieder, den günstigen Augenblick nicht unbenutzt zu lassen. Diese kehren in die Sitzung zurück; der Vorsteher läßt den Rath zuerst den Eid der Treue gegen Bern erneuern und hierauf eidlich versprechen, seine Eröffnungen geheim zu halten. Dann zeigt er Davels Absichten an, die dieser, nachdem er vorberufen worden, ausführlich und ganz unbefangen auseinander setzt. Nach seiner Entfernung beschließt der Rath, die Truppen bei den Bürgern und in den Vorstädten so zerstreut als möglich einzuquartiren, während der Nacht andere Milizen vor den Thoren zu versammeln und schnell nach Bern zu berichten. Davel wurde auf jedem Schritte von einigen Rathsgliedern begleitet und ahnete keine Gefahr. Die getroffenen Anstalten gelangen vollkommen; am frühen Morgen zogen die herbeigerufenen 1500 Mann in aller Stille in die Stadt ein; denn nicht einmal die Thore hatte Davel mit den Seinigen besetzt, sondern die Bewachung den Bürgern überlassen. Er wurde nun arretirt, seine Truppen heimgeschickt, und nur zwei Oberofficiers zurückbehalten, deren Unschuld dann aber auch bald völlig erwiesen wurde. In den Untersuchungen beharrte Davel immer darauf, daß ihm sein Unternehmen von Gott unmittelbar sei eingegeben worden, daß er durchaus keinen Mitschuldigen habe, daß es zwar Gott nicht gefallen habe, die wirkliche Vollziehung zu verhängen, daß aber dennoch Gutes daraus entstehen werde, indem die Regirung, durch Gottes Leitung gewarnt, den Mißbräuchen abhelfen werde; er freue sich, dazu zum Werkzeuge auserwählt zu seyn, und sterbe daher gern. Auch die Folter konnte nichts anderes erpressen; er blieb unter den heftigen Schmerzen ruhig, und seine Heiterkeit und Unbefangenheit verließ ihn weder bei der Ankündigung des Todesurtheiles, das nach einem alten Rechte durch die Bewohner des Quartiers Rue de Bourg zu Lausanne ausgesprochen wurde, noch auf dem Schaffote. Als man Zweifel an seiner Überzeugung von einer göttlichen Eingebung dieses Unternehmens äußerte, verwies er theils darauf, daß er seinen Soldaten verboten habe, Munition mitzunehmen, ja sogar das Schießpulver, welches einige trugen, hatte wegwerfen lassen, theils entwickelte er so zweckmäßig, wie er die Sache als Militär hätte einrichten müssen, wenn er sich nicht ganz blindlings von Gott hätte leiten lassen, daß man wirklich an seiner Schwärmerei nicht mehr zweifeln konnte. — Die Regirung von Bern milderte das Urtheil durch Weglassung des Zusatzes, daß ihm vor der Enthauptung die rechte Hand sollte abgehauen werden. Ehe er den Todesstreich empfing, hielt er eine ausführliche Rede an das Volk, worin er zum Fleiße, zur Gottesfurcht ermahnte, vor Prozessen warnte, die Prediger und die Studirenden ernstlich zur Erfüllung ihrer Pflichten auffoderte und die Hoffnung äußerte, daß sein Schicksal zur Abschaffung der Mißbräuche beitragen werde. Der Regirung von Bern gedachte er mit keinem Worte, und auch über sein Unternehmen äußerte er sich nicht. — Alle Unbefangenen erblickten in ihm mit Mitleiden ein unglückliches Opfer schwärmerischer Begriffe, das nicht konnte gerettet werden, weil Davel in allem übrigen so viel ruhige Überlegung und Besonnenheit zeigte, daß er nicht als wahnsinnig beurtheilt und so der Zurechnung konnte entlassen werden *). (*Escher.*)

DAVENANT, William, engländischer Dichter unter der Regirung Karls I. und II., ward 1605 zu Oxford geboren, wo sein Vater ein Weinhaus hielt, welches Shakespeare, nachdem er sich nach Warwikshire zurückgezogen, öfters besucht und dadurch auf die lebhafte Phantasie des noch sehr jungen Davenant mächtig eingewirkt haben soll. In seinem 21. Jahre kam er in

*) Ausführliche Erzählungen der ganzen Begebenheit finden sich in folgenden Werken: Mémoires pour servir à l'histoire des troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus. Amsterdam 1728. p. 399—442. — Simmler's Samlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengesch. des Schweizerlandes. Bd. 2. Th. 1. S. 181 fgg. — Bremisches Magazin. T. 5. p. 1. S. 112.

das Lincoln-College, blieb aber darin nicht lange, wurde Page bei der Herzogin von Richmond und trat dann in Dienste des Lord Brooke, der sein großer Gönner war. Im J. 1629 erschien sein erstes Trauerspiel: *Albovin, King of the Lombards*, welches er dem Grafen von Somerset gewidmet hatte. Er kam dadurch in vertraute Bekanntschaft mit den besten Köpfen am Hofe und erhielt so eine ehrenvolle Stellung, in welcher er sich auch dann noch erhielt, als er das Unglück gehabt hatte, durch einen Liebeshandel einen Verlust an seiner Nase zu erleiden. Der Hof bediente sich seiner zu Veranstaltung von Maskeraden, in denen die Königin selbst eine Rolle übernahm. Von diesen Fastnachtspielen erschienen in den nächsten acht Jahren folgende von ihm: Coelum britannicum; Triumphs of Prince d'Amour; Britannia triumphans; The Temple of Love; außerdem aber als Tragikomödien: The just Italian; Platonik Lovers; als Trauerspiel: The cruel Brother; und als Lustspiel: The Wits. Nach dem Tode von Benjamin Johnson im J. 1637 wurde er zum Dichter gekrönt, und von dieser Zeit an hatte er die Besorgung aller Hoflustbarkeiten, bis sie durch die Unruhen der Zeit unterbrochen wurden. Während dieser brachte ihn seine Anhänglichkeit an den König in manche Gefahr. Auf die Anklage, das Heer zur Vertheidigung des Königs aufgewiegelt zu haben, ward er 1641 auf Befehl des Parlaments verhaftet. Gegen Bürgschaft frei gelassen, begab er sich nach Frankreich, wo er zur katholischen Religion überging, zur Königin. Diese sendete ihn mit Kriegsbedürfnissen an den Grafen von Newcastle, der ihn zum General der Artillerie ernannte; und es scheint, daß er als solcher seine Pflicht erfüllt habe, da ihn der König bei der Belagerung von Gloucester zum Ritter ernannte. Er kehrte nachmals nach Frankreich zurück und wurde von der Königin mit wichtigen Gesandtschaften beauftragt. Mitten unter diesen Unruhen begann er in Paris sein episches Gedicht Gondibert, machte aber nachher den Plan zur Anlegung einer Kolonie in Virginien, wobei ihn die Königin unterstützte. Das Schiff, worin er seine Kolonisten überführen wollte, ward jedoch von einem Kriegsschiffe des Parlaments genommen, und er zu Cowes-Castle ins Gefängniß gebracht, worin er sein episches Gedicht fortsetzte, welches nachmals in sieben Gesängen vollendet erschien. Von der Insel Wight ward er nach dem Tower gebracht; sein Leben war gefährdet; es scheint, daß er auf Miltons Verwendung nach zwei Jahren in Freiheit gesetzt worden. Um jetzt aber der Dürftigkeit seiner Umstände abzuhelfen, faßte er den Plan zur Errichtung eines Theaters, welches bei der damals herrschenden, sonderbaren Art von Frömmigkeit eigene Schwierigkeiten hatte, die er jedoch glücklich besiegte. Da Schauspiel nicht seyn durfte, so gab er in Rutlandhouse Unterhaltungen (Entertainments), worin Musik, Gesang und Dialog abwechselten, und hiemit brach er in England der Oper, die man bis dahin nicht gekannt hatte, die Bahn. Nach Wiederherstellung des Königthums erhielt Davenant Gelegenheit, durch seine Verwendung bei Karl II. Milton den Dienst, den dieser einst ihm geleistet, zu vergelten. Jetzt gab der König Patente zu zwei Schauspielergesellschaften; das eine erhielt Killigrew (das jetzige Drurylanetheater), das andere Davenant, der sein Theater erst in Lincolns-Inn-Fields eröffnete und nachmals nach Dorsetgarden verlegte. Er war hier auch der erste, der den Reiz der Bühne durch Decorationen erhöhte, über deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit damals für und wider geschrieben wurde. Dabei fuhr er fort, die Bühne mit neuen Stücken zu versorgen, deren mehre mit großem Beifall aufgenommen wurden. Nach vielen Stürmen verlebte er den Rest seines Lebens in Ruhe und Ansehen, starb den 7. April 1668 und wurde in der Westminsterabtei begraben. Seine sämtlichen Werke erschienen, von seiner Witwe gesammelt, im J. 1675. (Biogr. britan. — *Dryden* Essay on heroic Plays. — *Langbaine* Account on the Dramatick Poets. — The poetical Register.)

Sein ältester Sohn Charles Davenant, Doctor der Rechte, geb. 1656, gest. den 6. Nov. 1714 als Generalinspector der Ein- und Ausfuhr, schrieb in seinem 19. Jahre eine Oper: Circe, die mit großem Beifall aufgenommen wurde. Dryden schrieb dazu den Prolog und der Graf von Rochester den Epilog. Nachmals aber wendete Charles sich ganz der Gesetzgebung und Statsverwaltung zu und zeichnete sich als politischer Schriftsteller aus. Seine zahlreichen Schriften hat Charles Whitworth gesammelt (5 Bde. 8. Lond. 1771). (*H.*)

DAVENTRY, Marktfl. in der engl. Grafschaft Northampton, unweit der Quellen des Nen und Avon, mit 639 Häus. und 3326 Einw., welche Peitschen- und Seidenstrumpffabriken unterhalten. Der noch stehende Theil einer alten, um 1090 gestifteten Priorei wird jetzt von Armen bewohnt. (Vergl. v. Jenny Handwörterb. S. 156.) Der gelehrte Bischof von Chester, John Wilkins, wurde hier 1614 geboren. (*H.*)

DAVERDEN ist zwar nur ein Pfarrdorf, 1 Meile von Verden gelegen, jedoch zum Herzogthum Bremen und dem darin befindlichen Gowgerichte Achim gehörig; aber doch seit den neuern Zeiten durch zwei an dem Ufer der nicht sehr entfernten Weser angelegte Ziegeleien in seiner Art merkwürdig, indem diese jährlich etwa 300,000 Steine liefern, die einen bedeutenden reinen Geldertrag abwerfen. Einige eingepfarrte Dorfschaften lösen viel Geld aus dem Torfe und Daverden selbst aus der Wolle. (*Schlichthorst.*)

DAVERIO, Michael Paulus Franz, geb. den 4. October 1770 zu Vergiata (einer Herrschaft in der Nähe des Lago maggiore, welche dieser adeligen mailändischen Familie gehört), gest. zu Zürich den 31. December 1824. Dieser edle Mann erneuerte das Beispiel, welches manche seiner Landsleute im 16. Jahrhundert gegeben haben, indem sie alle äußern Güter der Freiheit ihrer religiösen Überzeugung opferten. — Der väterliche Oheim war Generalverwalter der geistlichen Güter in der Lombardei unter Maria Theresia und Joseph II., ein eifriger Beförderer der Plane des letztern und deswegen dem Klerus verhaßt, aber von seinem Monarchen geachtet und auch zu Unterhandlungen mit Savoyen gebraucht. Er übernahm

die Leitung der Erziehung des Knaben und bestimmte ihn dem geistlichen Stande. Zwar entwickelte sich bald bei diesem die größte Abneigung dagegen, wozu neben den eignen Äußerungen des Oheims über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen, welche der lebhafte Knabe begierig auffaßte, auch die verkehrte Behandlung beitrug, die er von einem mit seiner Bildung beauftragten Priester erfuhr. Da der Oheim auf seinem Plane beharrte, und die Erzieher durch Beschimpfungen und Mißhandlungen des Knaben denselben zu befördern wähnten, so wurde seine Abneigung immer entschiedener. Dennoch wurde er im 15. Jahre gezwungen, in das Seminar des helvetischen Kollegiums (s. dies. Art.) einzutreten. Die Versetzung auf die Universität Pavia befreite ihn nach drittehalb Jahren aus dieser drückenden Lage. Der rege, freisinnige Geist, der damals dort herrschte und durch aufgeklärte Lehrer, die ganz in Josephs Reformationsplane eintraten, genährt wurde, ergriff den Jüngling im Innersten, und noch in seinen letzten Lebensjahren entlockte die Erinnerung an jene Zeit und an die vereitelten Hoffnungen eines hellern, dem Vaterlande aufgehenden Lichtes seinem feurigen Auge manche Thräne. Um selbst dereinst dazu beitragen zu können, widmete er sich mit großem Eifer den theologischen und philosophischen Studien, und nach vier Jahren erhielt er ohne Widerspruch den theologischen Doctorgrad. Nachdem er hierauf ein Jahr lang seinem Oheim als Secretär behilflich gewesen war, kehrte er wieder nach Pavia zurück, studirte zwei Jahre die Rechte und erhielt auch in dieser Facultät den Doctorgrad. Noch immer aber nährte der Oheim den Wunsch, ihn als Priester auf der Bahn zu höhern kirchlichen Ämtern zu sehen, und als dann nach Josephs II. Tode die Verhältnisse sich änderten und der Oheim sein Ansehen verlor, bewirkten Bitten, was der Neffe seinen Befehlen immer verweigert hatte. Ihm zu Liebe entschloß er sich, die Priesterweihe anzunehmen, und übte nun einige Jahre unter Fortsetzung seiner Studien kirchliche Verrichtungen aus; aber als 1796 Bonaparte Mailand einnahm und die jungen Geistlichen in der neuen cisalpinischen Republik zum Austritte aus ihrem Stande aufgemuntert wurden, folgte auch Daverio mit Einwilligung des Oheims diesem Rufe. Zur Erhebung seines tief versunkenen Vaterlandes, zur Erhellung und Selbständigkeit Italiens mitwirken zu können, war immer der liebste Wunsch seines Herzens gewesen. Zuerst suchte er denselben als Secretär eines Ausschusses für den öffentlichen Unterricht zu befriedigen; aber die mißtrauische Politik der französischen Machthaber hob diese Anstalt auf; und als Daverio nun beim Ministerium der Polizei die Aufsicht über die Fremden erhielt und, nicht gewohnt sich als blindes Werkzeug gebrauchen zu lassen, mit dem französischen Platzcommandanten Hülin in Streit gerieth, wurde auch diese Stelle alsobald abgeschafft. Er wurde nun in dem Archive der Republik angestellt, leistete aber neben diesen Ämtern seine Dienste als Nationalgardist und verließ 1799 beim Einrücken der Östreicher Mailand mit den französischen Truppen. Er wurde nun als Artillerieofficier angestellt, wohnte mehren Schlachten bei und kam mit Hilfstruppen nach der Schweiz, wo er beim Divisionsgeneral Mainoni als Adjutant des Generalstabes sich drei Monate in Bern und dann noch einige Zeit in Wallis aufhielt. In dem Feldzuge von 1800, durch welchen der erste Consul Bonaparte sich wieder in den Besitz von Italien setzte, focht Daverio meistens im Vortrabe und erhielt auf dem Schlachtfelde von Marengo eine Sendung nach Mailand, wo ihn sein greiser Oheim mit Freudenthränen empfing. Indessen wurde eine zuerst vernachlässigte Verwundung am Fuße, die Daverio in einem Gefechte erhalten hatte, immer gefährlicher; sein Leben wurde zwar gerettet, aber gänzliche Lähmung des Fußes nöthigte ihn, die militärische Laufbahn zu verlassen. Er wurde zum Oberaufseher des Statsarchivs zu Mailand gewählt und leistete durch unermüdete Thätigkeit und systematische Ordnung, welche er in das Chaos von Urkunden brachte, ausgezeichnete Dienste. Zugleich beschäftigte er sich mit Bearbeitung einer urkundlichen Geschichte des Herzogthums Mailand. Der erste Band, welcher die Zeiten der Visconti betrifft, erschien 1804. (Memorie sulla Storia dell' Ex-Ducato di Milano, risguardanti il dominio de Visconti, estratte dell' Archivio di quei Duchi e compilate dal Cittadino Michele Daverio, Archivista nazionale. Milano 1804. 4.) Aber die mißtrauische Censur jener Zeit so wenig als die der spätern gestattete die Bekanntmachung der übrigen neun Bände, die noch handschriftlich in der Bibliothek zu Mailand liegen. Namentlich bot die Erhebung von Franz Sforza zum Alleinherrscher zu viele Vergleichungspunkte dar, und eine treue Schilderung der frühern republikanischen Zeiten Mailands war schon damals verwehrt, als die cisalpinische Republik in das italiänische Königreich umgestaltet wurde. Für gründliche Geschichtsforschung ist dies ein großer Verlust, da eine Menge unbekannter Urkunden durch dieses Werk sollten ans Tageslicht kommen. Ebenso groß ist der Verlust einer großen Menge von andern Auszügen aus dem Archive, die er bei seiner Auswanderung nach Zürich in Mailand zurückließ, und deren er nachher, ungeachtet aller Bemühungen, nicht mehr habhaft werden konnte. Eine Frucht seiner Forschungen war noch eine kleine Schrift über das lombardische Kriegswesen bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts. (Prospetto dello Stato militare in Lombardia e particolarmente in Milano, dal tempo dei Longobardi sino al principio del Secolo XIV. Milano 1818. 8.). Die Wiedereroberung der Lombardei durch die Östreicher 1814 störte diese wissenschaftlichen Beschäftigungen. Zwar bekleidete er noch mehre Monate auf erhaltene Auffoderung sein Amt; aber die gänzliche Vernichtung seiner Hoffnungen auf Italiens Wiedergeburt, besonders aber die neue Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse, wodurch seine religiösen Überzeugungen gefährdet wurden, brachten den Entschluß, anderswo für sich und die Seinigen eine Heimath zu suchen, zur Reife. Denn der gewissenhafte Mann konnte sich nicht entschließen, in dem Formulare, das allen Angestellten zur Einschreibung ihrer Namen u. s. w. vorgelegt wurde, und worin auch die Kirche, zu

der sich jeder bekenne, nicht vergessen war, sich den Namen eines Katholiken zu geben; wiederholte Auffoderungen, seiner Unterschrift „Christ" noch denselben beizufügen, wies er zurück. Er erhielt die gewünschte Entlassung und Reisepässe und wählte Zürich, wo er im Spätjahre 1814 ankam, zu seinem beständigen Aufenthalte; seine Gattin aber, mit welcher er sich 1804 vermählt hatte, verließ ihn und drei in dieser Ehe erzeugte Kinder und kehrte nach Mailand zurück. Von jetzt an lebte der achtungswürdige Mann in stiller Zurückgezogenheit der Erziehung seiner Kinder und der Bildung einer bedeutenden Zahl von Jünglingen, denen er theils einen sehr gründlichen Unterricht in der italiänischen Sprache, theils Anleitung zum Studium der Diplomatik ertheilte, wozu ihn seine vieljährigen Beschäftigungen mit den Urkunden des Mittelalters vorzüglich geschickt machten. Aber seine nützliche Thätigkeit beschränkte sich nicht auf seinen Unterricht. Die hohe Begeisterung für Wahrheit und Tugend, welche, ihm selbst unbewußt, aus jedem seiner Worte hervorleuchtete, verbunden mit der Liebenswürdigkeit seines Charakters und einer Gesichtsbildung, welche ganz der Ausdruck einer schönen Sele war, alles dies erregte Ehrfurcht und Liebe für den seltenen Mann, und mancher seiner Schüler fand an ihm einen väterlichen Freund, dessen weiser Rath und erschütternde Warnungen ihn von gefährlichen Wegen zurückhielten. Von Statsmännern und Gelehrten geachtet und gesucht, blieb er sich in seiner Leutseligkeit und Gefälligkeit gegen Jedermann gleich. — Im J. 1819, als der ältere seiner zwei Söhne hinlänglich herangereift war, trat der Vater auch äußerlich zur protestantischen Kirche über; die Kinder hatte er seit seinem Aufenthalte in Zürich in dieser Religion unterrichten lassen, und durch die dann erfolgte Erwerbung des Zürcherischen Indigenats ersetzte er ihnen die verlorene Heimath. — An den Gährungen, welche Italien seit seiner Abreise bewegten, nahm er immer den innigsten Antheil, vermied aber, die Gastfreundschaft ehrend, die er gefunden hatte, jede Berührung oder thätliche Theilnahme und theilte seine Ansichten nur den vertrautesten Freunden mit. — Eine große Menge kleiner dramatischer Spiele in italiänischer Sprache, die er für die Übung seiner Kinder und Zöglinge abfaßte, sind in Handschrift vorhanden; in dem Archive des Vereins teutscher Geschichtsforscher finden sich von Daverio Nachweisungen abgedruckt über den Gebrauch italiänischer Archive für die Zwecke dieses Vereins, wozu der Minister von Stein ihn einladen ließ. — Die Ruhe und die Freiheit für seine Überzeugung, welche ihm sein erstes Vaterland nicht gewähren konnte, fand er in dem zweiten, und obgleich er äußern Rang und Vermögen aufgeopfert hatte, so wurde seine Heiterkeit niemals auch nur von der leisesten Spur der Reue über den gefaßten Entschluß getrübt. — Eine schnelle Entkräftung endigte nach kurzem Krankenlager das Leben des vielgeprüften Mannes. *(Escher.)*

DAVIA, Giovanni Antonio, Kardinal, zu Bologna den 23. October 1660 aus einem Geschlechte geboren, das zu den ältesten im Lande gehörte und im lateinischen de Via hieß. In seiner Vaterstadt studirte er Rhetorik, Philosophie, Mathematik und Rechte, und wurde schon 1675 Doctor der letztern. Unter die Präsides der Stadt, die man Antianos nannte, wurde er 1682 aufgenommen. Kenner und Freund der Wissenschaften, hielt er in seinem Hause gelehrte Zusammenkünfte, aus denen das, von dem Grafen Marsigli gestiftete, berühmte kanonische Institut (Institutum scientiarum et artium bonon.) erwuchs, eine Akademie, die der Naturkunde, Mathematik und Astronomie manchen schönen Gewinn brachte [1]). Davia verließ 1684 seine Vaterstadt, trat in venedigsche Kriegsdienste und wohnte der Belagerung von St. Maura bei, welches die Türken im Besitz hatten. Auf einer Reise durch Italien, die er nach geendigtem Feldzuge machte, ließ er sich in Rom von Innocenz XI. bereden, in den geistlichen Stand zu treten. Er kam 1687 als Nuntius nach Brüssel, 1690 nach Cöln und 1696 nach Polen, zu einer Zeit, da wegen der Wahl eines neuen Königs große Verwirrung in der Republik herrschte. Zehn Candidaten meldeten sich zu der erledigten Krone, und daß die Wahl auf August II., Kurfürsten von Sachsen, fiel, war zum Theil das Werk der klugen und listigen Politik des Nuntius Davia. Er begleitete 1699 den neuen König nach Sachsen als der erste päpstliche Nuntius, der seit der lutherischen Reformation daselbst erschienen war. Die zum katholischen Gottesdienste eingerichtete Schloßkirche zu Moritzburg weihte er mit einer Rede in französischer Sprache. Clemens XI. sandte ihn 1700 als Nuntius an den teutschen Kaiserhof, aber seine Bemühungen, den Ausbruch des spanischen Successionskrieges zu verhindern, blieben ohne Erfolg, und als Joseph I. 1705 nach des frommen Leopold I. Tode zur Regirung kam, verlor er seinen Einfluß gänzlich und mußte sich von Wien wegbegeben, weil der Papst den französischen Prinzen Philipp für den rechtmäßigen spanischen König erkannt hatte, während am Kaiserhofe dem Erzherzog Karl das Recht der Thronfolge in Spanien zugeschrieben wurde. Nach seiner Rückkehr nach Rom wurde Davia Bischof von Rimini, 1712 Kardinal, 1715 Legat zu Urbino und 1718 zu Ravenna. Er sei, sagte man von ihm, den Bösen ein Schrecken, den Tugendhaften eine Freude gewesen. Nach dem Tode Benedicts XIII. (1730) hatte er große Hoffnung Papst zu werden, allein da ihm Clemens XII. vorgezogen wurde, legte er sein Bisthum Rimini nieder, blieb in Rom, wohnte den Congregationen bei und starb den 11. Januar 1740 [2]). *(Baur.)*

DAVID (Israelitischer König). David war der jüngste von acht Söhnen [1]) eines gewissen Isai aus

---

1) *Bolletti* origine e progressi dell instituto etc. Bolog. 1751. 8. Commentarii de Bononiensi scient. et art. instit. atque acad. Ib. 1731. 4. 2) (Ranfts) Leben der Kardinäle. 2. Bd. 257—265. Ebend. genealog. hist. Nachr. 10. Th. 896—909. (Heinsius) unpart. Kirchengesch. 3. Th. 308.

1) Die Stelle 1. Chron. 2, 15. weiß nur von sieben Söhnen, deren jüngster auch nach ihr David ist. Der Irrthum konnte durch 1. Sam. 16, 10. veranlaßt werden, wenn hier gesagt wird: Isai habe „seine sieben Söhne" dem Samuel vorgestellt.

dem zum Stammgebiete Juda gehörenden Städtchen Bethlehem (1. Sam. 17, 12. 14. 16, 11.), welcher gleich seinem Großvater Boas (Ruth 2, 15. 16.) mittelbar als ziemlich wohlhabend geschildert wird (1. Sam. 16, 20. 17, 17. 18.). Da, wo die Geschichtsbücher Davids zum erstenmale gedenken, erscheint er als junger Hirt, dem die Hut der kleinen Schaf- und Ziegenheerde seines Vaters in der „Steppe Juda's" anvertraut ist (1. Sam. 17, 28. 16, 11.). Hier in ländlicher Abgeschiedenheit, stets unter freiem Himmel (vergl. 1. Mos. 31, 40.), in einem Berufe, dessen unschwer erfüllte Pflichten nicht, wie der mühsame Ackerbau, durch das Gewicht leiblicher Arbeit den Geist niederdrückten, sondern zu Nebenbeschäftigungen Muße vollauf übrig ließen, kürzte er sich die Zeit mit erheiterndem Spiele der Cither, das nach hebräischer Sage des Ahnherrn nomadischer Hirten Bruder zuerst geübt hat (1. Mos. 4, 21.). Hier entwickelte sich auch in der Brust des Einsamen, der, in der Steppe verlassen, auf sich selbst verwiesen war, jenes unbezwungene Gottvertraun und die kecke Verachtung der Gefahr, Eigenschaften, welche ihn sein ganzes Leben hindurch nie verließen und seinem Schicksal plötzlich eine andere Wendung gaben. Das israelitische Heer, in welchem die drei ältesten Brüder Davids dienten, stand um jene Zeit dem philistäischen gegenüber, und David, welchen sein Vater mit Aufträgen ins Lager gesandt hatte, kam, da er seine Brüder daselbst nicht traf, sondern in den Schlachtreihen aufsuchen mußte, gerade dazu, als ein riesenhafter Philistäer, Namens Goliath, wie er schon längere Zeit täglich gethan hatte, in der Mitte der beiden Heere, die Israeliten höhnend, zum Zweikampf foderte. Von dem hohen, auf des Philistäers Erlegung gesetzten Preise noch mehr gereizt, wagte er trotz der anfänglichen Abmahnungen des Königs, nur mit seiner Schleuder bewaffnet, den Kampf gegen denselben und traf ihn tödlich mit einem Stein, was die Flucht und Niederlage des philistäischen Heeres zur Folge hatte. Unser Held durfte nun nicht mehr nach Hause zurückkehren, sondern Saul nahm ihn nach seiner Gewohnheit (vergl. 1. Sam. 14, 52.) in das Heer auf und gab ihm eine Befehlshaberstelle. Allein schon bei der Rückkehr aus dem Feldzuge machte der Päan der Israelitinnen: Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend, des Königs Eifersucht rege, und bald suchte er sich desselben wieder zu entledigen. Also sollte David im Widerspruche zu Sauls Worten (K. 17, 35.) des Königs Tochter erst durch neue Heldenthaten gegen die Philistäer verdienen, indem Saul die geheime Hoffnung hegte, durch Feindes Hand ihn fallen zu sehen. Die Hoffnung schlug fehl und — des Königs Tochter erhielt ein Anderer. Indeß hatte Sauls zweite Tochter, Michal, den tapfern und schönen Jüngling (1. Sam. 16, 12.) liebgewonnen; und als jetzt David die vom König verlangte Morgengabe, womit Saul wiederum sein Verderben beabsichtigt hatte, einlieferte, konnte ihm sein Lohn nicht länger vorenthalten werden. David ward Schwiegersohn des Königes, stand nun nebst dem Feldherrn Abner und des Königes ältestem Sohne, Jonathan, demselben am nächsten (1. Sam. 20, 25.) und erhielt zum König den ungehinderten Zutrit (1. Sam. 22, 14.). Jonathan, welcher mit David schon seit dessen glücklichem Zweikampfe innige Freundschaft geschlossen hatte, besänftigte indessen die argwöhnische Eifersucht (vergl. 1. Sam. 20, 31. 22, 8. 24, 10.) seines Vaters gegen den Schwager. Allein diese brach plötzlich von neuem und so unzweideutig aus, daß David entfloh. Jonathan, welchem seine Fürsprache für David bald das Leben gekostet hätte, mußte sich endlich von der seinem Herzen so schmerzlichen Wahrheit überzeugen, daß David von Seiten Sauls nichts Gutes mehr zu erwarten habe (1. Sam. 20, 2. 33.); und so trennten sich die beiden Freunde unter Thränen und gegenseitigen Betheuerungen ewiger Freundschaft [2]).

---

2) Wir haben bis dahin die Geschichte Davids nach der einen der beiden Quellen erzählt, welche, namentlich von vorn herein leicht kenntlich, durch einen Diaskeuasten nur lose und ungenügend verbunden worden sind. Mit Unrecht hat man, über den Widersprüchen der Erzählung stutzend, die Stellen 1. Sam. 17, 11—52. 54—18, 5. 18, 8—11. 17—19. kurz weg als spätere Einschaltungen verurtheilt. Die Sache dürfte sich vielmehr folgendermaßen verhalten. Zunächst ist das ganze 16. Kapitel, Davids Salbung durch Samuel und seine Berufung an den Hof berichtend, aus einer andern, weniger zuverlässigen Quelle entlehnt. Es ist ganz romanhaft, wenn nach der zweiten Hälfte dieses Kapitels, welche mit der ersten genau zusammenhängt, gerade Sauls heimlich designirter Thronfolger von ihm zu sich berufen wird. Die Geschichte ferner von der Salbung, von der Thatsache ausgehend, daß Samuel und David noch Zeitgenossen waren, soll offenbar den Schein der Usurpation von Davids so vielfach angefochtenem Throne ablenken. Allein nirgends beruft sich David auf diese Salbung, läßt sich vielmehr später erst über Juda (2. Sam. 2, 4. 3, 39.), dann über Israel (2. Sam. 4, 3.) zum Könige salben und urgirt selber, daß Saul der Gesalbte Jehova's sei; während, wenn Jehova diesen verworfen und David in jener Weise zum Könige gewählt hätte, Sauls Salbung ungiltig gewesen wäre (2. Sam. 1, 14. 1. Sam. 26, 11. 24, 7.). Außerdem ist in der hier gegebenen Darstellung von der Berufung Davids zu Saul wunderbare Maschinerie angewandt, und die Erzählung vom Herabsteigen des göttlichen Geistes auf David (Kap. 16, 13.) soll wol die spätern Großthaten desselben erklären. Wie kann endlich David Kap. 16, 18. ein Kriegsheld genannt werden, da er noch keine Probe seiner Tapferkeit abgelegt hat? So viel nun gegen diesen Abschnitt einzuwenden ist, so wenig gegen Kap. 17., wo nirgends ein wunderbares Motiv, ein unmittelbares Eingreifen Jehova's, eine berechnete Absichtlichkeit der Darstellung zu entdecken ist, und offenbar, wie am deutlichsten aus dem Bericht von dem Zorn und den Vorwürfen des ältern Bruders V. 28., und aus den so ganz sachgemäßen Aufträgen V. 17. 18. hervorleuchtet, einfache, ungeschminkte Wahrheit erzählt wird. Und mit diesem Abschnitt verträgt sich der vorige auf keine Weise. Dort, Kap. 16., ist David schon Waffenträger Sauls und in sein Haus aufgenommen; hier ein gänzlich unbekannter Hirt, der zufällig unter das Heer geräth; und Eliab, dem die Salbung seines Bruders nicht hätte unbekannt bleiben können, weiß hier offenbar nichts davon. Der Diaskeuast freilich suchte sich dadurch zu helfen, daß er Kap. 17, 1. in einen, wäre Kap. 16. ursprünglich schon vorhergegangen, ganz ungehörigen Vers, ungeschickt genug das zurückweisende הזה, dieser, einsetzte; sowie, daß er V. 15. im Widerspruche zu Kap. 16, 22. den David bei Saul ab- und zugehen läßt; wodurch aber, daß David Helm und Panzer nicht gewohnt ist Kap. 17, 39., und daß Saul den Namen seines Vaters nicht weiß V. 55. 58., unerklärt bleibt. — Jene undiskeuasirte Tradition läßt sich nun auch weiter verfolgen. Ihr gehört unter Anderem an Kap. 17, 54., wo im Widerspruche mit Kap. 21, 10

David schlug nun die Richtung ein nach dem nahen Philistäa, versah sich auf dem Wege dahin zu Nob mit etwas Zehrung und dem daselbst im Heiligthum aufbewahrten Schwerte des Goliath, und gelangte nach Gath. Hier erkannt, rettete er sich, durch den glücklichen Einfall, sich wahnsinnig zu stellen, und versteckte sich, ins Land Israel zurückfliehend, in einer geräumigen Höhle bei Adullam im Stamme Juda, wo sich seine Verwandten, die von Saul zu fürchten hatten, bei ihm einfanden und ein Haufe Unzufriedener sich um ihn sammelte. Vor allen Dingen brachte er jetzt seine betagten (1. Sam. 17, 12.) Eltern in Sicherheit. Er selbst, im Süden des Stammes Juda verbleibend, führte nun ein Freibeuterleben, flüchtig und unstet. Seiner Gewohnheit treu, befehdete er die Philistäer Kap. 23, 1. fg.; aber Saul verfolgte ihn unablässig; und so beschloß er endlich mit seiner Familie — er hatte statt der inzwischen an einen andern vergebenen Michal zwei Frauen geheirathet, Kap. 25, 43. 44. — und seinem mittlerweile auf sechshundert Mann angewachsenen Heerhaufen nach Gath zu Achis, dem dortigen König, zu fliehen, von welchem er sich, um sein Wesen ungestört fortreiben zu können, eine Provinzialstadt einräumen ließ. Von hier aus bekämpfte er nach seinem Vorgeben die Judäer 2c., in der That aber die Feinde derselben, wie die Amalekiter; und mußte zuletzt als Vasall des Achis mit diesem im philistäischen Heere gegen Israel zu Felde ziehen, ward aber von den ihm mißtrauenden Heerführern zurückgeschickt und fand bei seiner Rückkehr seinen Wohnort Ziklag eingeäschert, Weiber und Kinder, Hab und Gut hinweggeführt. Er verfolgte die Feinde, schlug sie und rettete das Verlorene; kaum aber zurückgekehrt, erhielt er die Kunde von Sauls Tode in einer verlorenen Schlacht.

und sonst bekannter Geschichte David Goliaths Kopf nach Jerusalem bringt, dessen Waffen aber in seinem Zelte, da er ja Waffenträger Sauls seyn soll, niederlegt. Es gehört dahin Kap. 18, 10. fg., wo, daß er Sauls Waffenträger bisher war und vor ihm die Cither spielte, vorausgesetzt, das Schleudern des Speers aber nach David (vergl. Kap. 19, 10) zu früh erzählt und nicht von den zu erwartenden Folgen begleitet ist. Ferner ist hieher zu rechnen Kap. 19, 11—20, 1. (erste Vershälfte), offenbar vom Verfasser von Kap. 16. herrührend, da auch hier jene Verbindung Davids mit Samuel vorausgesetzt wird, und ebenso unhistorischen Gepräges, da David sich schwerlich nach Hause begeben und vielmehr nach Kap. 20, 19. sich im Freien wo versteckt hat. Überdies wird hier das Sprichwort: ist Saul auch unter den Propheten, nicht so einfach abgeleitet, als Kap. 10, 10. flg. Endlich rührt aus dieser zweiten Quelle das Stück Kap. 23, 19—24, 23., dem, wie schon Bayle gewollt hat, mit der Erzählung Kap. 26. ein und dasselbe Faktum zu Grunde liegt; aber auch hier bleibt die zweite Quelle ihrem Charakter treu. Kap. 23, 26. flg. ist die Gefahr für David dringender, die Rettung wunderbarer; kaum glaublich, daß Saul, welcher jetzt endlich einmal seinen Feind in Händen hatte, sogleich aufgebrochen sei, um den Philistäern zu begegnen. In der zweiten aber der beiden Erzählungen, welche zusammen dem Bericht Kap. 26. entsprechen, bleibt es unbegreiflich, wie David unbemerkt dem Saul einen Zipfel von seinem Gewande abschneiden konnte; wogegen die Erzählung Kap. 26. einfach und natürlich lautet ohne Übertreibung und Unwahrscheinlichkeit. Möglicherweise gehörte auch der Bericht Kap. 23, 16—18. von Jonathans Besuch bei David ursprünglich der zweiten Quelle an; jedoch kann dafür kein Beweis gestellt werden.

Jetzt stand der Rückkehr Davids ins Vaterland nichts mehr im Wege; und zugleich bedurfte dasselbe, seines Königs beraubt, einen kräftigen Beschützer. Mit seiner Schaar kam er zurück und nahm seine Wohnung zu Hebron im Stamme Juda, woselbst seine nähern Landsleute, die Judäer, ihn zu ihrem Könige erwählten, während die andern Stämme auf Betreiben des dem Hause Sauls verwandten Feldherrn Abner dem Sohne Sauls, Isboset, huldigten, der zu Mahanaim, jenseit des Jordans im Norden, seinen Sitz nahm (2. Sam. 2, 8. 29.). David stand damals in seinem dreißigsten Lebensjahre (2. Sam. 5, 4.). Siegreich behauptete er sich als judäischer König über sieben Jahre gegen die ihn immerwährend befehdende Partei Sauls, deren Macht in dem Maße abnahm, wie die seinige sich verstärkte (2. Sam. 3, 1.). Zuletzt trat, von Isboset unklug beleidigt, auch Abner auf Davids Seite, ließ sich in heimliche Unterhandlungen mit ihm ein und suchte die Gemüther der Israeliten für David zu stimmen (2. Sam. 3, 12. 17.). Zwar wurde Abner meuchlings ermordet; aber mit ihm sank auch die bisherige Stütze Isbosets (2. Sam. 4, 1.), und dieser selbst fiel bald darauf durch die Hand zweier Mörder. Jetzt wandten sich aller Blicke auf David; er wurde in Hebron zum Könige über ganz Israel ausgerufen.

Er verlegte nun die Residenz an die Grenze seines bisherigen Gebietes, etwas mehr gegen die Mitte des Reiches hin, nach Jerusalem, welches er von den Jebusitern eroberte. Phönizische Architekten erbaueten ihm hier eine Burg; und nachdem er die gegen den neuen König Israels ausgezogenen Philistäer geschlagen, war sein nächster Regirungsakt, die Bundeslade mit großem Gepränge, wobei er den Oberpriester machte (2. Sam. 6, 14.), ebenfalls nach Zion zu schaffen, und so die Theokratie und seine eigene Dynastie auch durch ein äußerliches Band unter sich zu verknüpfen.

Nun bändigte er, angriffsweise verfahrend, die Philistäer, unterwarf in einem grausamen Kriege (2. Sam. 8, 2. 23, 20.) Moab, und schlug den König von Aram Zoba, welcher sich ihm auf seinem Marsche gegen den Euphrat entgegenstellte, in Edoms Nachbarschaft, im Salzthal (2. Sam. 8, 4. 13. 1. Kön. 11, 15.); worauf er auch die Edomiter in einem Vertilgungskriege bezwang. Dem Könige von Zoba eilte zwar Damask zu Hilfe, während der König von Aram Hamath dem David wegen seines Sieges über Zoba Glück wünschen ließ; allein David schlug die Aramäer von Damask ebenfalls, machte sie, gleichwie die Edomiter, tributpflichtig und legte, um die Besiegten im Zaume zu halten, in Aram Damask (Hoh. L. 4, 4. 7, 5. 2. Sam. 8, 6.) und Edom (2. Sam. 8, 14.) Kastelle an, welche er mit hinreichenden Besatzungen versah [3]).

3) Über diese Kriege s. meine Abhandlung: Des Propheten Jonas Orakel über Moab ff. S. 23. Wie ganz unrichtig die gewöhnliche Meinung sei, 2 Sam. 8, 13. sei אֱדֹם für אֲרָם zu lesen, s. ebendaselbst S. 25. Man schreibt den Namen Idumäa's immer אֱדוֹם, nie אֱדֹם; und es ist deswegen auch Ez. 25, 4. באדם durchaus בְּאֲרָם zu punktiren.

Indeß starb der König von Ammon, zu welchem, wie es scheint, David früher seine Eltern geflüchtet hatte [4]), und der neue König beleidigte durch Mißhandlung der Gesandten Davids, welcher dem Ammoniter sein Beileid über des Vaters Tod bezeugen ließ, sowol diesen, als alle Sitte der Völker. David sandte seine beiden Feldherrn, Joab und Abisai, gegen die Ammoniter, welche das anrückende feindliche Heer vor den Mauern der Hauptstadt Rabbat Ammon in Schlachtordnung erwarteten, während zugleich ein von ihnen gedungenes Hilfsheer von 33000 Mann Aramäer von Zoba, Beth Rehob rc. gerüstet in der Ebene stand. Joab griff, während sein Bruder Abisai sich den Ammonitern gegenüber aufstellte, die Aramäer an; diese ergriffen die Flucht, und nun schlossen sich die Ammoniter in die Mauern ihrer Hauptstadt ein; die Israeliten aber traten den Rückzug an nach Jerusalem. Bald brachen sie jedoch wieder auf, David selbst an ihrer Spitze, um den Aramäern, welche ihre Niederlage rächen wollten und Landsleute von jenseit des Euphrat an sich gezogen hatten, die Spitze zu bieten; und nun schlug David die Aramäer in einer großen Schlacht in der Weise, daß sämtliche Vasallen Zoba's sich ihm unterwarfen.

Im folgenden Jahre rückten die Israeliten unter Anführung Joabs von neuem ins Feld, das die von allen Seiten verlassenen Ammoniter nicht mehr halten konnten. Die Israeliten verheerten das Land und belagerten die Hauptstadt (2. Sam. 11, 1.), vor welcher, von ihrem nahen Fall in Kenntniß gesetzt, David zuletzt selbst erschien und sie eroberte.

Während er so nach außen seine Macht erweiterte und das Land sicher stellte vor seinen auswärtigen Feinden (2. Sam. 7, 10.), ordnete er auch im Innern die Regirung, welche freilich einen militärisch-theokratischen Charakter bewahrte. Außer jener Kriegerschaar, welche er von Gath mitgebracht hatte (2. Sam. 15, 18.), nahm er noch eine philistäische Leibwache in Dienst, die sogenannten Crethi und Plethi (2. Sam. 8, 18. 28, 23.), deren Anführer Zutrit zum Könige erhielt (2. Sam. 23, 23.); und der Oberanführer des Heeres war auch der erste im Rang nach dem Könige [5]). Auf der andern Seite ernannte er nebst andern auch eigene Söhne zu Priestern (2. Sam. 8, 18.); die im Krieg gemachte Beute legte er größtentheils im Tempelschatze nieder (Kap. 8, 11. 12.); und im Namen des Nationalgottes ließ er sich von den Sehern Nathan (Kap. 12.) und Gad (Kap. 24.) willig leiten und tadeln. Außerdem schuf er übrigens die Stellen des Reichsannalisten und des Geheimschreibers (Kap. 8, 16. 17. 20, 24. 25.), später erst, wie es scheint, auch die eines Aufsehers über den Frohndienst (Kap. 20, 24.).

So sehr nun auch das Volk Ursache hatte zur Zufriedenheit mit dem Könige seiner Wahl, der es durch gute Regirung im Frieden und durch glückliche Kriege vor Unbill schützte und so oft sein Retter gewesen war (2. Sam. 19, 10.); so häufte sich doch mancherlei Stoff des Mißvergnügens durch Umstände, deren Beseitigung zum Theil nicht in des Königs Gewalt lag. So suchte z. B. eine verheerende Pest das Land heim (Kap. 24.), die man als Strafe eines übermüthigen Regirungsaktes auslegte. Mehre Jahre lang lastete während seiner Regirung eine Hungersnoth auf dem Volke, ein Unglück, das David durch Menschenopfer sühnte. Zu Opfern wurden nach dem Spruche des Orakels noch lebende Söhne und Enkel Sauls ausersehen (Kap. 21.), eine gehässige Handlung, welche ein nachtheiliges Licht auf David warf, als habe er sich auf solche Weise etwaniger Kronprätendenten zu entledigen gesucht, und dazu dienen mußte, die Herzen der Benjaminiten, zu welchen Sauls Geschlecht gehörte, ihm noch mehr zu entfremden (vergl. 2. Sam. 16, 5 — 8.). Dazu kam noch die Erinnerung früherer Feindseligkeit aus der Periode der getrennten Reiche und die nicht verjährende Eifersucht des mächtigen Stammes Ephraim, um den sich die übrigen schaarten (vergl. Kap. 19, 21), gegen den Stamm Juda, aus welchem man den König genommen hatte; Zündstoff genug, welcher in Flammen ausbrechen konnte, zu deren Anfachung sich in Davids nächster Nähe ein Mann fand, — einer von seinen eigenen Söhnen.

Davids Erstgeborner, Ammon, hatte die leibliche Schwester eines jüngern Bruders, Absalom, geschändet, und dieser, allein Sohn einer Königstochter und nach der Thronfolge strebend, benutzte den Vorwand, um als beleidigter Bruder den, welchen die Erstgeburt zum Thron berief, aus dem Wege zu räumen. Nach Jahren verzieh der Vater, nicht aus eigener Bewegung; das lange Exil aber und die harte Behandlung des Zurückberufenen scheinen das Herz des Sohnes erbittert und zur Reifung des Planes beigetragen zu haben, noch bei des Vaters Lebzeiten der Krone sich zu bemeistern. Er zettelte eine Verschwörung gegen ihn an und ließ sich plötzlich in Hebron zum König ausrufen. David entfloh eilends mit seiner Familie und seinen Anhängern nach Mahanaim, wo ihn treu gebliebene Unterthanen reichlich mit Lebensmitteln versahen (Kap. 17, 27.). Absalom sammelte indeß, statt dem Könige sogleich nachzueilen und ihn aufzureiben, seine ganze Streitmacht und zog endlich mit derselben über den Jordan, während Davids Krieger, ihn selbst zu Mahanaim zurücklassend, das westliche Ufer wieder gewannen, wo sich im Waldgebirge Ephraims der Kampf entspann. Die Schlacht lief für Absalom unglücklich ab und kostete ihm selbst durch des erbitterten Joab Hand das Leben. Nun knüpfte David durch ihm ergebene Priester mit dem Stamme Juda und dem daher gebürtigen Feldherrn des geschlagenen Heeres Unterhandlungen an. Man rief ihn zurück, und geleitete ihn, während auch die übrigen Stämme ihre Augen wieder auf David warfen, im Triumphe über den Jordan. Viele Israeliten, namentlich vom Stamme Benjamin (Kap. 19, 17. 18. 41.) schlossen sich an; allein sie verdroß, daß die Judäer ihnen zuvorgekommen waren; schnöde Gegenrede dieser erzürnte

4) 1. Sam. 22, 3. wird der König von Moab genannt; allein man begreift dann nicht, was denn der Ammoniter dem David Liebes gethan haben soll 2. Sam. 10, 2. Durch ähnliche Verwechselung wird 2. Sam. 21, 8. die jüngere Tochter Sauls, Michal, erwähnt, wo die ältere, Merab, vergl. 1. Sam. 18, 19. genannt seyn sollte. 5) Nach 1. Chron. 2, 16. wären die Heerführer Joab und Abisai zugleich Davids Neffen gewesen; allein nach 2. Sam. 17, 25. war ihre Mutter keineswegs eine Tochter Isai's.

sie noch mehr; und ein Benjaminite, Seba, gab das Zeichen zu neuem Abfall. Die Israeliten kehrten unter dessen Anführung wieder um, und David zog, von den Judäern allein begleitet, in Jerusalem ein, ergriff aber, die Größe der Gefahr und die Dringlichkeit der Sache richtig schätzend, sofort seine Maßregeln, schickte seine Krieger aus zu schleuniger Verfolgung und dämpfte den Aufruhr (Kap. 20.).

David befand sich um diese Epoche noch im kräftigen Mannesalter (vergl. 2. Sam. 17, 8. 10. 18, 3.). Von nun an bis gegen sein Lebensende hin scheint er Ruhe genossen zu haben, wenigstens ist keines der 2. Sam. 21 — 24. erzählten Ereignisse mit Wahrscheinlichkeit in die Epoche nach Absalom zu versetzen; aber noch den Spätabend seines Lebens trübte ein Attentat seines Sohnes Adonia. Dieser, der vierte Sohn Davids, hatte nach Ammons und Absaloms Tode die nächste Anwartschaft auf den Thron [6]) und beschloß, von einer Partei unterstützt, noch vor erfolgtem Tode des dem Verscheiden nahen Vaters sich die Krone aufzusetzen, wogegen eine andere Partei den jüngern Königssohn, Salomo, welchen der Seher Nathan erzogen hatte (2. Sam. 12, 25.), auf den Thron wünschte. David, welcher auch selbst dem Salomo die Thronfolge zugedacht hatte, ließ sich bewegen, die königliche Würde abzutreten. Salomo wurde eilig zum König gesalbt und proklamirt; die Krieger huldigten, und die Gegenpartei zerstob. Endlich starb David mit der Beruhigung, das Scepter einer weisen und festen Hand anvertraut zu sehen (1. Kön. 2, 9.), nach einer ruhmvollen und thatenreichen Regirung, wie angegeben wird, von vierzig Jahren, im siebenzigsten Jahre seines Lebens.

David ist eine merkwürdige, interessante Individualität und, wie kein anderer, geeignet zum Repräsentanten des edlern, alten Orients. Tiefe, echte Religiosität war der Grundzug seines Charakters, und darin übertrifft ihn nur Abraham, der Sagengeschichte angehörend, und auch bei diesem, wie ihn die Sage schildert, war sie nicht gepaart mit so vielen andern Vorzügen, konnte sie sich nicht so nach allen Richtungen entwickeln, wie in Davids wechselvollem, sturmbewegtem Leben. Wie sie wahre Demuth war (2. Sam. 6, 22.) vor dem, der ihn so weit geführt (2. Sam. 7, 18.), der aus niedrigem Stande ihn auf den Thron erhoben (a. a. O. V. 8 fg.): so zeigt sie sich auch als festes Gottvertraun in bedrängter Zeit, das eine günstige Wendung der Dinge vom Lenker der Geschicke zuversichtlich erwartet (1. Sam. 22, 23. 26, 23.); und dieselbe ist, wenn ein Unglück droht, oder hereingebrochen ist, stille Ergebung in den göttlichen Willen (2. Sam. 12, 19 fg. 24, 14 fg.). Der Weltschöpfer aber, den er verehrte, war für ihn, den Hebräer, zugleich Nationalgott; und dadurch steht seine Religiosität mit seiner Vaterlandsliebe im innigsten Verbande. Nimmer wäre es ihm möglich gewesen, mit den Philistäern, deren Helden er einst im Vertrauen auf den Landesgott Jehova besiegt hatte, gegen das Volk Jehova's (2. Sam. 1, 12.) zu kämpfen. Führte er ja doch selbst in der Verbannung die „Kriege Jehova's" (1. Sam. 18, 17.), dessen Feinde allenthalben bekämpfend (1. Sam. 30, 26.); und hauptsächlich um Jehova's willen, dessen Heiligthume er nicht nahen darf, erträgt er seine gezwungene Entfernung aus der Heimath so schmerzlich (1. Sam. 26, 19.). Dem gemäß werden wir auch Davids grausames Verfahren gegen die Moabiter und Ammoniter leichter begreifen und entschuldigen. Gerade diese beiden Völkerschaften waren Israels wüthendste Feinde, deren Ursprung daher schon 1. Mos. 19. der Mythus schändet, gegen welche ewige Feindschaft das Gesetz predigt (5 Mos. 23, 4—7.). David aber bekämpft in ihnen Feinde Jehova's, gleichwie er in Sauls Person den Gesalbten Jehova's scheut und aus diesem Grunde (2. Sam. 1, 14. 15.) dessen Todtschläger tödtet. Unmenschlichkeit lag nicht in Davids Charakter. Vielmehr flammt er über Gewaltthat auf in edeln Zorn (2. Sam. 12, 6. 4, 9 ff.), ist gerecht, ist billig und human (2. Sam. 14, 10. 1. Sam. 30, 23. 24. 2. Sam. 9, 1 f.), und, sein Herz vor Verwilderung beim Waffenhandwerk während durch Saitenspiel und Gesang, gibt er wiederholt Raum einer großmüthigen Regung (2. Sam. 19, 23. 24. 1. Sam. 25, 32 f.). Bei dem Allen ist er freilich immer nur ein Orientale und kann aus dem Geiste seiner Zeit und seiner Weltgegend nicht so gänzlich heraustreten. Hienach ist aber auch das Urtheil über seine Fehler zu modificiren. Im Orient suchen wir überhaupt vergebens die compakte, energische Subjektivität des erstarkten Menschengeistes; das Innere des Menschen ist dort weit mehr der Natur offen, als im neuern Occident; die Handlungen fließen weit eher aus momentanem Eindruck und jeweiliger Stimmung, denn aus Principien, und sind daher im Guten wie im Bösen weniger hoch anzuschlagen. Dies gilt namentlich für den Ehebruch Davids mit der Bathseba. Unbedacht folgte das Herz den Augen nach, und die Folgen des Verbrechens zwingen dem Geängstigten ein anderes, eine wirkliche Unthat ab, die er aufrichtig, aber zu spät, bereut. Allein als Oriental war er, wie in andern Leidenschaften, im Zorn (1. Sam. 25, 13. 34.), in der Betrübniß (2. Sam. 19, 1.), auch in der Liebe heftig und haltungslos und als König nicht gewohnt, sich Wünsche zu versagen. Deswegen hielt er auch ein reichbesetztes Harem; so aber kam auch der Fluch der Polygamie über ihn: schlechte Kinderzucht, Feindschaft zwischen den Geschwistern und Einbruch des Verbrechens ins Heiligthum der Familie.

Im Ganzen ebenso günstig werden wir über die Intelligenz Davids urtheilen dürfen. Schon in der Jugend scheint er sich als sehr verschlagen gezeigt zu haben, der auf mancherlei Streiche sann und dem nirgends zu trauen war. Daher die Vorwürfe seines Bruders; daher die ihm auferlegte Verpflichtung (1. Sam. 17, 18.), sich durch ein Pfand von seinen Brüdern über die Ausrichtung des erhaltenen Auftrags auszuweisen. Es spricht für seinen Verstand, daß er sich, dem Emporkömmling, die Liebe seiner Genossen zu erwerben und zu erhalten weiß (1. Sam. 18, 16. 22.). Aus der Art und Weise, wie

6) Vergl. 1. Kön. 2, 14. Chileab (2. Sam. 3, 3.), welchen die Chronik Daniel nennt (1. Chron. 3, 1.), war, wie es scheint, schon gestorben.

er Sauls Gesinnung erforschen läßt (1. Sam. 20, 5 fg.), leuchtet tiefe Menschenkenntniß hervor, und Saul selbst gibt ihm (1. Sam. 23, 22.) das Zeugniß großer Schlauheit, von der uns übrigens auch in seinem fingirten Wahnsinn (1. Sam. 21, 14.) eine glänzende Probe vorliegt. Später finden wir an ihm als König einen staatsklugen Regenten, der, auf unbefestigtem Throne sitzend, seinen Feldherrn Joab schont (2. Sam. 3, 39.), ohne ihm zu verzeihen (1. Kön. 2, 5.); desgleichen einen scharfsinnigen Richter (2. Sam. 14, 19. 20.). In seinem ganzen Leben entwickelt er intellectuelle Überlegenheit und einen unerschöpflichen Reichthum des Geistes.

Mehr als irgend ein anderer israelitischer König hat David auf die Folgezeit eingewirkt und ihre Gestaltung mittelbar bedingt. Er war Stifter einer Jahrhunderte bestehenden Dynastie, dem keiner seiner Nachfolger gleichkam, so daß er als unerreichtes Ideal eines Regenten fortan dastand. Nach Davids glorreichen, schönen Tagen, nach einem Könige, gleich ihm, sehnte sich in späterer Unglückszeit das Volk; seine Geschichte ward Grund und Boden der Messianischen Idee. An dem in idealem Glanze leuchtenden Bilde seiner Person und seiner Zeit entzündete sich der Wunsch einer nochmaligen Verwirklichung derselben, und an der unläugbaren historischen Existenz eines solchen Königs erstarkte die Hoffnung, daß ein solcher einst wiederkehren dürfte. Die Hauptwirkung der Messiasidee war ihre eigene, freilich auch in ihrer Art und Weise eigenthümliche Verwirklichung, das Christenthum. Übte aber somit seine Erscheinung auf die späteste Nachwelt noch einen gar nicht zu berechnenden Einfluß aus, so wirkte David auch auf einem andern Wege weniger mittelbar auf Mit- und Nachwelt ein, als lyrischer Dichter und Urheber hebräischer Lyrik. Seine Hymnen und Gebete, in welchen sich sein gottergebener, edler Geist, sein rein menschliches Gemüth, sein tiefer Natursinn so klar und lebendig ausspricht, sie wurden ebenfalls Muster und Vorbild für spätere Dichtungen in Davids Geist, die endlich mit den seinigen in die bekannte Samlung vereinigt wurden (s. Psalmen). Und auch im Liede ward er nicht übertroffen, nicht erreicht; seine Gesänge waren immer und sind noch frisch, entzücken noch immer, begeistern und richten auf; auch als heiliger Sänger lebt David fort ein unendlich Leben in einer unabsehbaren, unermeßlichen Wirkung. (*Hitzig.*)

DAVID, hochgeachteter armenischer Philosoph, aus Hereth gebürtig, Neffe des Geschichtschreibers Moses von Chorene, lebte in der Mitte des 5. Jahrh. Er war ein Schüler des Patriarchen Isaak I. und des Mesrob, Erfinders des armenischen Alphabets. Der erstere sendete ihn nach Edessa, Alexandria, Athen und Constantinopel, um die griechische Sprache zu studiren, die Schriften der Kirchenväter und Philosophen, sowie zu einer genauen Übersetzung der Bibel ins Armenische die nöthigen Handschriften zu sammeln. David hat die meisten Schriften von Platon, Aristoteles und Porphyrios ins Armenische übersetzt, von denen die königl. Bibliothek zu Paris mehre besitzt. Eine Schrift von ihm, philosophische Definitionen enthaltend, ist zu Constantinopel 1731 gedruckt worden. (*St. Martin* Biogr. univ.) (*H.*)

David, Könige von Schottland, s. Schottland.

David Komnenos s. Komnenen.

DAVID, Davith, so heißen mehre Könige in der Geschichte Georgiens. Davith I. unbekannt, lebte im 9. Jahrh. (gest. 881), als Perser, Türken und Araber dies Land verheerten. Davith II., einer der größten und glücklichsten Könige Georgiens, der Wiedererbauer oder Erneuerer genannt, regirte am Ende des 11. und im Anfang des 12. Jahrh. (1089—1130). Er vertrieb Türken und Muhammedaner, griff Anatolien an und unterwarf sich die Gegend vom Pontus Euxinus bis nach Trapezunt. (Vergl. außer Wachtangs Chronik in Klaproths Kaukasus Th. II. S. 175, Fallmerayer Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt S. 19.) In seine Fußtapfen trat die berühmte Thamar, deren Gemahl aus dem Hause Bagration ebenfalls Davith hieß. Die Tochter der Thamar, die von Abulfeda wegen ihrer Lüderlichkeit getadelte Königin Rußudan, hatte einen Sohn, welchen die im Niederland abgetheilten Georgier unter dem Namen Davith IV. wählten, als seine Mutter durch den Sultan Dschelaleddin, einen Bundesgenossen des Kaisers von Trapezunt, vertrieben wurde. Er nahm seinen Sitz zu Khutaissi in Imereti, ward im Jahre 1241 Oberlehnsherr über Imereti, Mingrelien, Odischi und über einige benachbarte Bergvölker, die sich aber bald nachher wieder unabhängig machten, während sein Vetter gleiches Namens (David, der Sohn des Georgi) in Obergeorgien herrschte. Nach der Zeit regirten noch mehre Daviths, unter denen der letzte König von Imereti, Davith, der Sohn Georgi's, 1793 von Salomon II., einem Enkel des berühmten Irakli (Heraklius) vertrieben wurde, bis endlich Imereti 1810 eine russische Provinz ward. (S. Wachtang und Klaproth a. a. O.) (*Rommel.*)

DAVID DE DINANT [1]) lebte zu Anfange des 13. Jahrh. als Magister der freien Künste und als geachteter Lehrer der Theologie [2]). Er wird für einen Schüler des Amalricus gehalten, und so viel ist wenigstens gewiß, daß seine Meinungen mit den Ketzereien des Amalrich nahe verwandt sind, und daß seine Bücher in den Verfolgungen gegen die Anhänger des Amalrich auf ewig verboten und verbrannt wurden [3]). Eins dieser Bücher führte den Titel de tomis, d. h. von den Eintheilungen [4]), welches die Meinung zu bestätigen scheint, daß die Lehren dieses Mannes mit der Schrift des Johannes Scotus Erigena περὶ φύσεως μερισμοῦ im Zusammenhange standen, eine Meinung, welche noch durch viele andere Andeutungen gerechtfertigt wird [5]). Er theilte alle Dinge in drei Arten ein, in Körper, in Seelen und in ewige, vom Körperlichen getrennte Wesen. Für eine jede dieser drei Arten suchte er eine untheilbare Einheit, aus welcher die Verschiedenheiten dieser Art

1) So wird er urkundlich genannt. *Bulaei* hist univ. Paris III p. 82. 2) ib. p. 678. 3) ib p. 51. 4) *Alberti Magni* summa theolog. I. P. Tract IV. qu. 20. 5) Tennemanns Gesch. der Phil. VIII. 1. S. 321 f.

hervorgegangen wären, also ein erstes materielles Princip, aus welchem die Verschiedenheiten dadurch entständen, daß es verschiedene Formen anzunehmen fähig wäre. Das erste formbare Princip für die körperlichen Dinge nannte er Hyle (ὕλη) oder erste Materie; das erste formbare Princip für die Selen nannte er Nous (νοῦς) oder geistige Substanz, und das erste formbare Princip für die ewigen, von allem Körperlichen getrennten Wesen war ihm Gott. Nach demselben Grundsatze aber, nach welchem er einen allgemeinen Grund für eine jede der drei Arten des Seyns gesucht hatte, glaubte er auch wieder nach einem allgemeinen Grunde der drei formbaren Principe suchen zu müssen, wenn nicht alle diese Principe ihrem Wesen nach Eins seyn sollten. Wenn der Nus und die erste Materie von einander verschieden seyn sollten, so würden sie unter einem Allgemeinen, von welchem ihre Verschiedenheit ausginge, verschieden seyn, und dieses Allgemeine würde durch die Verschiedenheiten bildbar seyn zu beiden. Das aber, was zu Mehrem bildbar, ist Materie oder materielles Princip. Wenn daher gesagt würde, es gebe eine Materie für den Nus und für die erste Materie, so würde es eine Materie der ersten Materie geben und in das Unendliche eine Materie der Materie gesucht werden können. Da dies nun unmöglich ist, so bleibt nur übrig anzunehmen, der Nus und die erste Materie seien eins. Auf dieselbe Weise folgt auch, daß Gott und der Nus und die erste Materie Eins sind und Gott erscheint daher als die Materie aller Dinge [6]). Diesen letztern Satz hat man besonders dem David von Dinant zum Vorwurf gemacht, obwol es einleuchtend ist, daß er ebenso sehr auf eine Vergeistigung des Materiellen, als auf eine Verkörperung des Geistigen ausging. Da er die Einheit Gottes, der geistigen Substanz und der Materie nur als Einheit des Wesens und des Princips setzte, so konnte er wol noch eine Verschiedenheit dieser drei ihrer Form nach annehmen. Darüber vermissen wir Überlieferungen. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er alles aus der ersten ungeformten Materie sich herausbilden ließ und demnach die Verschiedenheiten der Principien als Verschiedenheiten der Bildungsperioden ansah. Dafür stimmt die Ansicht des Johannes Scotus und der Ketzer, deren Prozeß mit der Verdammung der Bücher des David von Dinant verbunden war. Diese nämlich nahmen drei Perioden der Weltgeschichte an, die erste unter dem Gesetze des alten Testaments und unter der Herrschaft Gottes des Vaters, die andere seit Christi Erscheinung unter der Herrschaft des Sohnes und die dritte, nun eben begonnene, unter der Herrschaft des heiligen Geistes [7]). Diese Schwärmer wurden offenbar von mystischen Erregungen getrieben, und daß solche auch der Lehre des David von Dinant zum Grunde lagen, kann man vermuthen. Seine Sätze jedoch suchte er wissenschaftlich zu entwickeln und berief sich dabei auf mißverstandene Sätze der Aristotelischen Metaphysik und Topik. Auch in der Physik des Aristoteles fanden jene Ketzer Sätze, durch welche sie ihre Meinung vertheidigten [8]). Der Gebrauch, welchen David von Dinant von griechischen Wörtern machte, scheint überdies Kenntnisse bei ihm vorauszusetzen, welche zu seiner Zeit selten waren. (*H. Ritter.*)

David Joris oder Georgi, d. i. Jörgs Sohn, s. Joris.

DÁVID, ein aus der Familie der osmanischen Sultane entsprossener, in Ungern Christ gewordener Türke zu den Zeiten des Kaisers und Königs Siegmund. Sein Vater war Mustapha, Bruder des türkischen Sultans Amurath, welchen dieser der Augen berauben ließ, um an ihm keinen Nebenbuhler um den Thron zu haben. Mustapha flüchtete sich mit einer Gattin und seinen Kindern nach Ungern, wo er auch starb. Sein Sohn Dávid wurde Christ und kämpfte mehrmals mit den Ungern gegen den türkischen Kaiser. Als der Sultan Amurath gestorben war, machte ihm dies der griechische Kaiser zu wissen. Dávid wollte nun den türkischen Thron erlangen und bat den König von Polen, durch sein Land nach der Türkei ziehen zu dürfen. Der König erlaubte ihm dies nicht nur, sondern gab ihm auch Reisekosten. Allein Davids Bemühungen waren vergeblich; die Türken erhoben Muhammed auf den Thron und David mußte durch Polen nach Ungern zurückkehren. (*Rumy.*)

DAVID, Lukas, preußischer Geschichtschreiber, geboren zu Allenstein im Bisthum Ermeland 1503. Er studirte zu Leipzig, wo er Magister wurde, Unterricht ertheilte und einer von den Senatoren der vier Nationen war, aus welchen das akademische Corpus bestand. Frühe schon hatte er sich zu den Grundsätzen Luthers bekannt, und nach der Rückkehr in sein Vaterland war er ins neunte Jahr Kanzler des Bischofs von Kulm, Tidemann Gise. Hierauf kam er als fürstlicher Rath und Beisitzer des Hofgerichts nach Königsberg, bekleidete dieses Amt unter dem Markgrafen Albrecht dem ältern und seinem Nachfolger Albrecht Friedrich und starb 1583. Für seine aus Preußen gebürtigen Verwandten stiftete er zu Leipzig das sogenannte Stipendium Davidianum, das sie genießen können, sobald sie die Latinität zu treiben anfangen; das Kapital von 3937 Thlr. wurde in der Folge mit 800 Thlr. vermehrt. Vierzig Jahre lang sammelte er die Materialien zu einer Geschichte von Preußen, fing die Verarbeitung derselben erst in seinem 73. Jahre an und starb, als er mit der Ausarbeitung zum Jahr 1410 gekommen war. Seine Samlungen kamen in das geheime Archiv zu Königsberg, wo sie erst 1720 zufällig wieder aufgefunden wurden. Nachdem verschiedene Versuche, das Werk durch den Druck bekannt zu machen, mißlungen waren, erschien es endlich unter dem Titel: Preußische Chronik von Luk. David, nach der Handschrift des Verfassers, mit Beifügung histor. u. etymolog. Anmerk. herausgeg. von E. Hennig u. Dn. F. Schütz. Königsb. 1812—17. 8 Bde. 4.

6) *Thom. Aquin.* summa contr. gentiles I, 17; in quat. libr. sent. II. dist. 17. qu. 1. art. 1. *Alberti Magn.* I. I.
7) Rigordus ap. Bulaeum III. p. 49.
8) *Lannoj.* de varia Aristotelis in univ. Paris. fortuna. p. 130.

Es ist eine reichhaltige historische Quelle, da der Verfasser seine Angaben häufig mit Urkunden belegt, die sonst nirgends zu finden sind, und Schriften und Chroniken excerpirt, die verloren gegangen sind. Bei der großen Sorgfalt, die er anwendete, die Wahrheit zu erforschen, verdient er mehr Glauben, als die Chronisten seiner und der späteren Zeit, von denen immer einer den andern abschrieb. Von manchen Ereignissen spricht er als Augenzeuge, ist zuweilen sehr redselig, huldigt vielen krassen Vorstellungen seines Zeitalters, und in Sprache und Styl steht er seinem Zeitgenossen Luther weit nach. Der sehr correkte Abdruck ist nach Davids eigenem Manuscripte und nach einer von ihm besorgten Reinschrift gemacht, und die Anmerkungen sind zweckmäßig *).
(*Baur.*)

DAVID, Jean, Jesuit von Courtray, wo er 1546 geboren war. Er verwaltete zuerst die Predigerstelle zu St. Martin in seiner Vaterstadt, war später Rector des Jesuiter's Kollegiums daselbst, dann zu Brüssel und Gent und starb zu Antwerpen den 9. August 1613. Er ist Verfasser vieler Controvers- und ascetischen Schriften, unter denen von Liebhabern, der schönen Kupfer wegen, folgende gesucht werden: Veridicus Christianus, Antw. ex officin. Plant. 1601. 4., mit 104 Kupfern (Emblemen), begleitet von Distichen in lateinischer, holländ. und französischer Sprache. Orrasio accepta, neglecta; hujus commoda, illius incommoda. Ib. 1605. 4. Paradisus sponsi et sponsae. Ib. 1607 oder 1618. 8.; die Kupfer sind von Theod. Galle. Pancarpium Marianum. Ib. 1618. 8. †).
(*Baur.*)

DAVID oder Davidis, Franz, Prediger zu Clausenburg in Siebenbürgen und erster Superintendent der Unitarier in diesem Lande, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.; war zu Clausenburg geboren [1]) und erhielt seine Schulbildung daselbst, die akademische aber zu Wittenberg, wohin er im J. 1548 sich begab. Nach seiner Rückkehr wurde er lutherischer Prediger zu Clausenburg und bald darauf auch Superintendent der ungrischen Gemeinden. Als solcher unterzeichnete er sich in einem Buche, das im J. 1556 über das Abendmahl erschien, und eiferte bis um diese Zeit noch gewaltig gegen Calvins Lehre, welche vorzüglich Martin Kalmantschehi (Kálmáncsehi) und Peter Melius (oder Iuhász, d. h. Schäfer), letzterer von Debreczin aus, wo er seit 1558 Prediger war, auch in Siebenbürgen zu verbreiten suchten. Aber noch in demselben Jahre gewann ihn Melius für den Calvinismus; und jetzt wurde er ein solcher Eiferer für diese Lehrmeinung, daß er alles aufbot, die ganze lutherische Partei in Siebenbürgen dem Genfer Reformator zuzuführen [2]). Sein Vorhaben scheiterte bei der Disputation, welche zu Medgyes (Medwisch), unter dem Vorsitze des Generalsuperintendenten Matthias Hebler gehalten wurde (1559, 18. Aug.), wo er mit seinem Collegen Caspar Heltai, oder Helth, gegen den fürstlichen Hofprediger Dionysius Alesius, den kürzern zog. Dasselbe begegnete ihm bei ähnlichen Gelegenheiten in den zwei folgenden Jahren, und ebenso wenig konnte er auf der Synode zu Enyed (1564.) durchdringen. Erbittert über das mißlungene Vorhaben, warf er sich nun ganz in die Arme des fürstlichen Günstlings Georg Blandrata, und hoffte durch dessen Mitwirkung seine Absicht zu erreichen. Aber dieser schlaue Italiäner, der im J. 1563 nach Clausenburg als Leibarzt des damaligen Fürsten von Siebenbürgen, Johann Siegmund von Zapolya, gekommen, war ein Socinianer und bot wol Davidis freundlich die Hand dar, aber nicht zur Förderung des Calvinismus, sondern zur Verbreitung des Socinianismus. Der wankelmüthige Mann wurde bald bethört und arbeitete nun wieder ebenso eifrig an dem Emporkommen dieser Secte, als er vorhin für die beiden Gattungen des Protestantismus thätig gewesen. Seit dem J. 1566 trug er die Behauptungen derselben öffentlich vor, und nicht ohne Erfolg. Selbst der Landesherr, Fürst Johann Siegmund, von dessen Hofe man schon vorher den Prediger Alesius zu verdrängen wußte [3]), wurde so dafür gewonnen, daß er selbst ein Unitarier wurde, ihrer Kirche zu Clausenburg große Schenkungen machte und ihnen auf dem Landtage zu Maros Vasárhely im J. 1571 den vierten Platz unter den vom State beschützten Kirchen einräumte [4]). Doch in dem nämlichen Jahre (1571, 14. März) starb dieser Fürst; Stephan Báthori erhielt das Fürstenthum, und da schien sogleich auch Davidis Sonne dunkler. Weder dieser Fürst, noch sein Nachfolger, Christoph Báthori (1576.), war den Unitariern gewogen; und da Davidis überdies noch viel weiter ging, als sein Lehrer Blandrata, und selbst die Anbetung Christi verwarf, zog sich auch dieser von ihm zurück. Es wurde

*) Erläutertes Preußen 1. Th. 569. Arnolds Hist. d. Königsb. Univ. 2. Bd. 24. 494. Mangelsdorfs preuß. Nationalblätter. 2. St. Nr. 13. Hall. Litztg. 1812. No. 135.

†) *Andreae* bibl. belgic. *Alegambe* bibl. scriptor. soc. Jesu. *Swertii* Athenae belgic.

1) Nach Bod, in Magyar Athénás war er der Sohn eines sächsischen Schusters zu Clausenburg. Er erlernte aber die ungrische Sprache so vollkommen, daß er in derselben Prediger werden konnte. 2) Man gibt seine Furcht, die Gunst einiger calvinisch-gesinnten Magnaten zu verlieren, und die Hoffnung, die Sachsen leicht zu ähnlichen Gesinnungen zu bewegen, als Triebfeder seiner Glaubensveränderung an. In Hinsicht der Sachsen sah er sich betrogen (s. Seiverts Nachrichten von siebenb. Gelehrten. S. 56.). 3) Der gegen seinen bedeutenden Proselyten Davidis nicht undankbare Blandrata bewog nämlich den Fürsten, seinen Hofprediger Alesius zu entlassen und diese Stelle dem Davidis anzuvertrauen. 4) Vergeblich hatte der Debrecziner calvinische Prediger Juhász oder Melius (Μήλιος) den Fürsten bewogen, zur Hebung der entstandenen Spaltung eine allgemeine Versamlung der siebenbürgischen protestantischen Theologen zu veranstalten. Diese kam zwar am 8. März 1568 zu Stande, hatte aber nicht den erwünschten Erfolg. Die streitenden Parteien traten in Gegenwart des Fürsten und der Magnaten zu Weißenburg oder Karlsburg auf den theologischen Kampfplatz. Zehn Tage stritten sie mit einer solchen Heftigkeit, daß diese den weichen Heltai zur Flucht nöthigte, dem Blandrata aber (der in seiner Person den Arzt und Theologen vereinigte) eine starke Heiserkeit verursachte. Am Ende blieb jeder (wie es auch bei den theologischen Disputen in Teutschland und Ungern geschah) bei seiner Meinung. Doch verband ein fürstlicher Befehl beide Theile, bei Verlust des Kopfs (freilich ein nachdrücklicher Bewegungsgrund

ihm nun durch ein Landesgesetz im J. 1577 verboten, irgend eine Visitation oder Synode außer in den Bezirken Clausenburg und Torda zu halten, dies aber dem Superintendenten der reformirten Gemeinden, Andreas Sándor, Prediger zu Déva, durch das ganze Land gestattet [5]). In dem nämlichen Jahre rief Blandrata seinen Freund Faustus Socinus, der sich damals in Polen aufhielt, zur Bekehrung des Davidis, herbei. Dieser aber beharrte so hartnäckig bei seiner Meinung, daß ihn beide bei dem Fürsten Christoph Báthori als gefährlichen Irrlehrer anklagten [6]). Dieser ließ ihn dann ins Gefängniß zu Déva werfen, in welchem er nach kurzer Frist im Jahr 1579 den 6. Juni starb [7]). Obgleich seine Behauptungen so übertrieben waren, daß sie selbst von den Socinianern halbjüdische genannt wurden, sammelte er sich doch eine kleine Partei, die unter dem Namen des Davidismus und der Davidisten fortdauerte bis zum J. 1638, da Fürst Rakozy den Unitarismus gänzlich davon reinigen ließ. Seine zahlreichen Schriften findet man theils bei Sandius (Bibliotheca Antitrinitariorum), theils bei Czwittinger und Bod (Magyar Athenás) und aus allen dreien bei Horányi (Memoria Hungarorum), und am vollständigsten in Seiverts Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten (1785) verzeichnet [8]). (*Gamauf.*)

auch für Theologen, da die Zeiten des Märtyrerthums schon lange vorbei waren!) sich in Zukunft aller Schmähungen gegen einander zu enthalten. Unter dieser Ägide des Fürsten breitete sich der Socinianismus gleich einer Fluth in Siebenbürgen aus. 5) Zugleich verbot ihnen der Fürst die Druckfreiheit, welches allerdings wirksame (aber mit der Denkfreiheit nicht harmonirende) Mittel, die Ausbreitung einer Lehre zu hindern, jedoch schlecht beobachtet wurde. 6) Die Triebfedern seines Verderbens und seine Hauptankläger waren seine Gattin, sein ehemaliger alter Freund Blandrata und Faustus Socinus. Davidis hatte als Witwer im J. 1572 Katharina Baráth geheirathet, ein junges und reiches Frauenzimmer, die sich aber kein Gewissen daraus machte, ihren Gatten aus Rachsucht zu verderben. Diese klagte ihn im J. 1576 der Untreue, des Meineids und mörderischer Nachstellungen nach ihrem Leben an und verlangte die Ehescheidung. Der Fürst Stephan Báthori berief eine Versamlung ungrischer und sächsischer Geistlichen nach Enyed, um die Sache zu untersuchen. Die Ehe des Davidis wurde geschieden und er seines Amts für unwürdig erklärt, jedoch nicht entsetzt. Denkwürdig für die Culturgeschichte ist der Schluß ihres Endurtheils: „Ac licet Franciscus (Davidis) juste amoveri poterat ab ecclesiastica functione, juxta dictum Pauli — sed cum nobis nihil commune sit cum eo, suspendant, si volunt, magistrum discipuli sui; sin minus, habeant et recognoscant, ut sordescant adhuc magis." Zugleich erhielt er die Freiheit, nach zwei Jahren wieder zu heirathen. Allein bald nach jener für den moralischen Ruf des Davidis schimpflichen Verurtheilung trat Blandrata als sein Verderber auf. Die wahre Ursache seines rachsüchtigen Hasses soll eine schändliche Heimlichkeit gewesen seyn, welche Davidis von Blandrata zufällig erfuhr und nicht verschwiegen hatte (laut der Defensio Francisci Davidis 1581.), die vorgegebene aber waren die neuen Davidischen Glaubenslehren. Allerdings äußerte Davidis selbst auf der Kanzel solche Meinungen, die den Heiland aller göttlichen Würde beraubten (wie auch aus seiner Defensio erhellt), allein sie waren eigentlich natürliche Folgen der socinischen antitrinitarischen Grundsätze. Nach Blandrata sollten wol die Grundsätze ihre Richtigkeit haben, nicht aber ihre natürlichen Folgen. Blandrata ließ den Socinus auf seine Kosten aus Polen, wo er sich damals aufhielt, nach Clausenburg kommen, um den Davidis eines Bessern zu belehren, eigentlich aber, um seine Gesinnungen desto besser auszuspähen; was um so leichter geschehen konnte, da sich Socinus in dem Hause des Davidis aufhielt und sein Gastfreund war. Als sie nun Stoff genug zu seinem Verderben hatten, auch Davidis seine neuen Lehren öffentlich bekannt machte, klagten sie ihn im J. 1579 bei dem Woywoden Christoph Báthori (dem Bruder des Fürsten Stephan Báthori, der jetzt als König von Polen nicht mehr in Siebenbürgen residirte) als eine Person an, die wider die Landesgesetze von 1571 Neuerungen in der Religion einführe und mithin die strengste Ahndung verdiene. Als eine solche Neuerung wurde ihm unter andern seine Lehre, Jesus sei im Gebete nicht anzurufen, Schuld gegeben, und doch war dies schon seit 1572 in der Clausenburger Kirche öffentlich gelehrt und von den Socinianern angenommen worden. Davidis wurde nach dieser Anklage in seinem Hause gefänglich gehalten und nach einiger Zeit nach Weißenburg (Karlsburg, Alba Julia oder Carolina) abgeführt, um sich vor dem Woywoden und den versammelten Ständen und Geistlichen beider Nationen zu verantworten. Davidis leugnete seine Lehrsätze nicht, betheuerte aber, nichts darin zu behaupten, als was diejenigen selbst gelehrt hatten, die jetzt sein Verderben suchten (Blandrata und Socin). Die Untersuchung wurde auf den folgenden Tag ausgesetzt. Sie fiel gar nicht günstig für ihn aus, denn er wurde als ein Gotteslästerer und Neuerer in der Religion zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilt. 7) Davidis fiel in diesem Gefängniß in eine Schwermuth, die sich endlich in Raserei verwandelte, in der er elendiglich starb. Sein Todestag wird verschieden angegeben. Das Verzeichniß der unitarischen Superintendenten in Siebenbürgen gibt den 15. Nov. an, und diese Angabe dürfte wol die richtigste seyn. — Unstreitig spielte Davidis bei den großen Revolutionen des 16. Jahrh. in der vor kurzem entstandenen protestantischen Kirche eine zu merkwürdige Rolle, als daß sein Gedächtniß in der Kirchengeschichte vergessen werden sollte. Es läßt sich nicht leugnen, daß Davidis ein Mann von großen Talenten war, unermüdet in der Ausführung seiner Plane, begabt mit erobernder Beredsamkeit, standhaft in der Behauptung seiner angenommenen, aber von Zeit zu Zeit gewechselten Grundsätze und unerschöpflich in seinen Gründen zur Vertheidigung derselben, sie mochten nun wahr oder falsch seyn. Der Glanz seines Ruhms machte sein Herz zum Raube des Stolzes, und dieser verdarb auch seinen Verstand und zum Theil seine Moralität. Er wollte anfangs die lutherisch-sächsische Kirche in Siebenbürgen mit der calvinisch-ungrischen vereinigen und trennte sie dadurch gänzlich. Nachdem er sich dem Socinianismus in die Arme geworfen hatte, blieb er nicht bei den Lehren Socins stehen, sondern ging (freilich aus Socins Grundsätzen natürliche Folgen ableitend) noch weiter und schien es darauf anzulegen, der Stifter einer eigenen Kirche zu werden. Er erreichte diesen Zweck, aber zu seinem Unglücke. Zuweit geht jedoch Seivert in seinem Tadel, indem er von Davidis sagte: „Er schien jenen Engeln zu gleichen, die auch nach dem Verlust ihrer moralischen Güte dennoch fürchterlich blieben." Ein Teufel war Davidis keinesweges. 8) Seine Hauptschriften sind: 1. Dialysis script. Stancari contra primum Articulum Synodi Szakiensis, qui de doctrina controvertitur. Claudiopoli, per Georg. Hoffgrevium 1555. 8. (ganz nach lutherischen Grundsätzen). 2. Consensus Doctrinae de Sacramentis Christi, Pastorum et Ministrorum Ecclesiarum in Inferiori Pannonia et Nationis utriusque in tota Transylvania. Claudiopoli, in Officina Hoffgrevii. 1575. 4. (vollkommen dem Lehrbegriffe der lutherischen Kirche gemäß). 3. Acta Synodi Pastorum Ecclesiae Nationis Hungaricae in Transylvania die Apostolorum Philippi et Jacobi Anno 1558. in Oppido Thordae celebratae. Quibus adjunctum est judicium Inclytae Academiae Wittebergensis de controversia Coenae Domini, a Clarissimo et Doctissimo Viro, Phil. Melanthone conscriptum Ecclesiisque Transylvanicis transmissum. Claudiopoli, in Officina Hoffgrevii in 4. (In der Vorrede eifert Davidis wider die Feinde der Gottheit Christi). 4. Rövid útmutatás az Istennek igéjének igaz értelmére mostani Szent, Háromságról támadott vélekedésnek megfejtésére 's meyitélésere hasz-

DAVID, Jean Pierre, ein berühmter Wundarzt, geb. 1737 zu Gex, im Gouvernement von Bourgogne. Er machte seine Schule zu Lyon und Paris, besuchte fleißig die Hospitäler und studirte außer der Medizin und Chirurgie mit vielem Eifer Physik und Naturgeschichte. Schon 1762 gewann er bei der gelehrten Gesellschaft zu Harlem einen doppelten Preis, und seine Abhandlung wurde unter dem Titel gedruckt: Diss. sur ce qu'il convient de faire pour diminuer ou supprimer le lait de femmes. Par. 1763. 12. Bei der Annahme der chirurgischen Doctorwürde schrieb er die gehaltreiche Dissertatio de sectione caesarea. 1766. 4. Noch vor Erscheinung derselben war er zu Rheims Doctor der Medizin geworden, und hatte von der königl. Akademie der Chirurgie zu Paris, wegen seiner Abhandlung sur la manière d'ouvrir et de traiter les abscès dans toutes les parties du corps, einen Preis erhalten. Einen andern Preis, von der Akademie zu Rouen, erlangte er für seine Dissertation sur le mécanisme et les usages de la respiration. Par. 1766. 12. Damals heirathete er die Tochter des berühmten Le Cat, Oberarztes am Hospital zu Rouen, nahm Theil an dessen Arbeiten, und als derselbe 1768 starb, war er sein Nachfolger, hielt als königlicher Professor Vorlesungen über Medizin und Chirurgie, machte sich um die leidende Menschheit nicht nur als geschickter Operateur, sondern auch als gefühlvoller Mensch sehr verdient, besuchte die Armen mit dem unverdrossensten Eifer und starb den 21. August 1784. Seinem erfinderischen Geiste verdankt die operative Wundarzneikunst die Erfindung mehrer guter Werkzeuge und vereinfachter Behandlungsarten, und er war einer der ersten, welche der Nekrosis gedachte (Observations sur une maladie des os connue sous le nom de nécrose. Par. 1782. 8.), und in Frankreich war er zu seiner Zeit der einzige, der diese merkwürdige Knochenkrankheit nach Scultet behandelte. Der häufigen Anwendung der Instrumente, besonders der

---

nos és szükséges (kurze und zur Widerlegung und Beurtheilung der jetzt von der heiligen Dreieinigkeit entstandenen Meinung nützliche und nothwendige Anleitung zum wahren Verständnisse des göttlichen Wortes). Weißenburg 1567. 4. 5. Rövid magyarázat, miképen az Antikristus az igaz Istenröl való tudományt meghomályositotta, és a' Kristus az ő Hiveinek általa tanitván minket, miképen épitatte-mey az ő mennyei szent Atyjáról, és a' Szent Lélekröl bizonyos értelmet adván elönkbe (kurze Erklärung, auf welche Weise der Antichrist die Lehre von dem wahren Gott verdunkelte, und Christus, durch seine Gläubigen uns unterrichtend, solche aufbaute, indem er uns das gewisse Verständniß von seinem himmlischen Vater und von dem heiligen Geiste vorgelegt hat). Weißenb. 1567. 4. 6. Refutatio Scripti Petri Melii, quo, nomine Synodi Debrecinae, docet, Jehovalitatem et Trinitarium Deum Patriarchis, Prophetis et Apostolis incognitum. Albae Juliae 1578. 4. (Man lehrte also zu Debreczin im 16. Jahrh. im Namen der reformirten Synode, was Semler im 18. Jahrh. in Teutschland, von allen Seiten verketzert, als eine neue Lehre auf dem Katheder und in Schriften vortrug). 7. A' Szent Irásnek fundamentomából vett Magyarázat a' Jesus Kristusról és az ő igaz Istenségéröl. (Auf die heilige Schrift gegründeter Unterricht von Jesu Christo und von seiner wahren Gottheit). Weißenb. 1568. 4. 8. Brevis enarratio Disputationis Albanae de Deo Trino et Christo duplici, coram serenissimo Principe et tota Ecclesia, decem diebus habita, anno Domini MDLXVIII. Albae Juliae in 4. (Im socinischen Geiste verfaßt. Sandius schreibt in seiner Bibliotheca Antitrinitar. 1684. diese Schrift dem Blandrata, Bod aber in Magyar Athénás dem Davidis zu). 9. Demonstratio falsitatis doctrinae Petri Melii et reliquorum Sophistarum, per antitheses, una cum refutatione Antitheseon Veri et Turcici Christi nunc primum Debrecini impressarum. Albae Juliae. (s. a) 4. — 10 a. Refutatio Scripti Georgii Majoris, in quo Deum Trinunum in Personis, et unum in Essentia, unicum deinde eius filium in persona, et duplicem in naturis, ex lacunis Antichristi probare conatus est, Autoribus: Francisco Davidis Superintendente, et Georgio Blandrata, Doctore. 1569. 4. 10 b. Az Atya Istenröl, Jesus Kristusról és a' Szent Lélekröl hetvenegy Prédikátziók. (71 Predigten von Gott dem Vater, Jesu Christo und dem heiligen Geiste). Weißenb. 1569. Fol. 11. Váradi Disputatziónak vagy Vetélkedésnek az egy Atya Istenröl és annak Fiáról a' Jesus Kristusról, és a' Szent Lélekröl igazán való elő számlálása (wahrhafte Erzählung von der zu Großwardein gehaltenen Disputation von dem einigen Gotte, dem Vater und seinem Sohne Jesu Christo und dem heiligen Geiste). Kolosvár (Clausenburg) 1569. 4. 12. Epistola ad Ecclesias Polonicas super quaestione de Regno millenario Jesu Christi in his terris. Albae Juliae 1570. 13. Az ő egy magától való felséges Istenröl és az ő igaz fiáról, a' Nazarethi Jesusról, az igaz Messiásról etc. (von dem einigen, selbständigen und allerhöchsten Gott, und von seinem wahren Sohne, dem Jesus von Nazareth, dem wahren Messias, aus der heiligen Schrift genommenes Glaubensbekenntniß, in welcher alle Schlüsse und falsche Erklärungen der kathol. Kirche widerlegt werden). Clausenb. 1571. 4. 14. Az egy Atya Istennek és az ő áldott szent Fianak a' Jesus Kristusnak Istenségéröl igaz vallástétel, a' Profétáknak és az Apostoloknak irásinak igaz folyása szerént etc. (wahrhaftes, aus den Schriften der Propheten und Apostel hergeleitetes Glaubensbekenntniß von der Gottheit des Einigen Gottes des Vaters und seines gebenedeiten heiligen Sohnes Jesus Christus, von Franz David, Diener des gekreuzigten Jesus Christus, geschrieben und den Schlüssen des Peter Károli und Peter Melius entgegengesetzt). Clausenb. 1571. 4. — 15 Defensio Francisci Davidis in negotio de non invocando Jesu Christo in precibus. 1581. in 4. (nicht 1580. in 8., wie Czwittinger irrig anführt). — In der Handschrift hinterließ Davidis: 1) Theses Blandratae oppositae, in quibus disseritur: Jesum Christum vocari nunc non posse Deum, cum non sit verus Deus; Jesum invocari non posse in precibus; justificationem et praedestinationem a Luthero et Calvino male fuisse intellectas; de regno eius Messiae, quem fore Prophetae divinarunt, qui esset Jesus Christus. A. 1578. 2) De Dualitate tractatus in tria capita distinctus, cui adjunguntur: Tractatus II., quod unus solus Deus Israelis, Pater Christi, et nullus alius invocandus sit, continens Theses XV. in generali Synodo Tordana propositas, Tractatus III, observationes in Theses Georgii Blandratae. 3) Theses XVI. — Von diesen lautet die letzte: „Quam ob rem Jesu Christo, in quiete sua placide versante, nihil nos ab eo nunc iuvari apud Deum vel credamus, vel curemus, nisi quatenus dum hic inter nos fuit, salutis viam nobis ostendit, et ad Deum accedendi modum docuit, donec ad nos regnum acccepturus revertens, vere habendum veniat, et in hoc modo personaliter praesens, nos Dei veritate foveat atque sustentet. Interim ad Deum ipsum solum, nulla Christi praesente alia ope aut potestate confisi, perpetuo confugiemus." Diese Sätze (welche Davidis, von Blandrata dazu aufgefodert, ohne einen Mißbrauch zu ahnden, aufsetzte) überschickte der hinterlistige Blandrata, nebst den Gegensätzen des Faustus Socinus, am 7. April 1579, mit einer Zuschrift begleitet, der unitarischen Geistlichkeit. 4) Confessio edita XIII. Aprilis. Anno 1579. in Conventu Thordensi. Dieses aufrichtige Glaubensbekenntniß verdarb seine Sache ganz und zog seine Verurtheilung nach sich. (*Rumy.*)

Zange, und der Trepanation, wirkte er mit Einsicht entgegen, aber als Physiolog befriedigte er am wenigsten. Außer den schon angeführten Schriften hat man von ihm: Recherches sur la manière d'agir de la saignée. Par. 1762; 1763. 12. Diss. sur la cause de la pesanteur et de l'uniformité qu' elle nous présente. Ib. 1767. 8. Diss. sur la figure de la terre. Ib. 1771. 8. Traité de la nutrition et de l'accroissement. Ib. 1771. 8. Diss. sur les effets du mouvement et du repos dans les maladies chirurgicales. Ib. 1779. 12. Engl. v. J. O. Justamond. 1790. 8.*) (*Baur.*)

DAVID, Jacques Louis, geb. zu Paris im J. 1748. Nach dem Tode seines Vaters, der ein Eisenhändler war und im Zweikampfe blieb, nahm sich Buron, Entrepreneur königlicher Gebäude, väterlich seiner an. Als er seine Studien im *Collége des Quatre Nations* beendet hatte, mußte er gegen seine Neigung nach dem Willen seines Oheims und seiner Mutter sich der Architektur widmen, was für die Folge von großem Nutzen für ihn war. Indeß war bei ihm der Hang zur Malerei so vorherrschend, daß endlich seine Mutter denselben zu befriedigen suchte, indem sie ihm an Boucher, ersten Maler des Königs, der zugleich ein Verwandter Davids war, empfahl. Boucher, der einem verdorbenen Geschmacke huldigte, kannte das Fehlerhafte seiner Manier, und weil er den Empfohlenen davor bewahren wollte, übergab er ihn lieber Vien [1]), in dessen Schule er nun seine erste Bildung erhielt.

Einige Jahre unter der Anleitung seines Lehrers hatten ihn in den Stand gesetzt, sich um den ersten Preis mit zu bewerben. Diesen gewann er nicht, allein in seinem 24. Jahre (1772) erhielt er den zweiten Preis und im vierten Concurs ward seine Arbeit gekrönt. Um diese Zeit führte er eine öffentliche Arbeit in dem Salon des Fräulein Guimars aus; allein diese Malerei ist noch zu sehr im Geschmack der Zeit, worin er sich bewegte; erst in Rom lernte er einen reinern Geschmack kennen und würdigen. — Als Vien im J. 1775 zum Director der Malerschule zu Rom ernannt wurde, nahm er den jungen David mit dahin. Obgleich anfangs für die französische Schule eingenommen, änderte er schon seine Meinung, als er die Malereien im Dom zu Parma erblickte; noch mehr aber stieg sein Enthusiasmus für die echte Kunst, als er den Geist der Antike und der großen Meisterwerke in Rom kennen lernte. Nach dem Rathe seines Lehrers verfertigte er hier eine große Anzahl Zeichnungen nach Antiken [2]).

Das erste Gemälde, welches David in Rom ausführte, war eine Copie von Valentins Abendmahl, worin er schon die große Fertigkeit seines Pinsels zeigte. Sein zweites Gemälde, eine eigne Composition, den heiligen Rochus, der die Pestkranken heilt, darstellend, führte er im Geheim aus, und erst nach dessen Vollendung lud er seine Mitschüler ein, es zu sehen. Schon in diesem Werke zeigte sich die Überlegenheit über seine Mitschüler. Alle, beim Anblick desselben erstaunt, schwiegen, bis endlich Giraud in Beifallsbezeugungen ausbrach, in welche die andern einstimmten. Selbst Bettoni erkannte den Werth dieser schönen Arbeit, welche 1781 ausgestellt wurde und sich gegenwärtig im Lazareth zu Marseille befindet.

Nach seiner Rückkehr nach Paris im J. 1780 malte er den Belisar [3]), wie er erblindet vor den Mauern zu Constantinopel um Almosen bettelt; diese Arbeit erwarb ihm im folgenden Jahre einen Ehrenplatz in der königlichen Akademie. Der Kurfürst von Trier [4]) kaufte es, später aber kam es in die Galerie von Lucian Bonaparte. Dasselbe Gemälde, im verkleinerten Maßstabe 1784 von ihm ausgeführt, befindet sich im Museum zu Paris.

Um seine Aufnahme als wirkliches Mitglied der Akademie zu bewirken, überreichte er 1783 derselben das Gemälde Andromache, wie sie den Hektor beweint. Um dieselbe Zeit malte er auch einen Christus für die Kirche der Kapuziner zu Paris. Ehe er dann wieder nach Rom reiste, verheirathete er sich mit der Tochter des Herrn Pécoul, Entrepreneurs der königlichen Gebäude. Seine Gattin und sein Schüler Drouais begleiteten ihn dahin; der letztere, ausgestattet mit glänzenden Talenten für die Kunst, starb daselbst in der Blüthe seiner Jahre.

David vollendete hier 1784 den Eid der Horazier [5]), ein Werk, welches in Paris enthusiastischen Beifall erhielt. Von diesem, bei seinen vielen Schönheiten doch nicht fehlerfreien Werke, besonders was die Anordnung betrifft, war der Einfluß, welchen es auf die französische Schule bewirkte, so groß, daß sich der ganze Stil derselben änderte. Eines seiner schönsten Gemälde, 1787 ausgeführt, ist der Tod des Sokrates [6]); ein Jahr später malte er für den Grafen von Artois, nachherigen König Ludwig XVIII., die Liebe des Paris und der Helena. Sein letztes Werk, vor der Revolution für den König ausgeführt, ist Brutus, nach Hause zurückgekehrt [7]), nachdem er seine Söhne verurtheilt hat. Zur Zeit der Revolution ward er einer der heftigsten Demagogen, der seinen Pinsel nur revolutionären Gegenständen weihte. Seine wichtigste Arbeit aus dieser Zeit ist der Schwur im Ballhause. Der Künstler wählte den Moment, wo Bailly auf dem Tische stehend der Versamlung den Eid, sich nicht eher zu trennen, bis das Reich eine Constitution erhalten habe, vorliest. So schwierig auch hier der Stoff zu behandeln war, indem die moderne Bekleidung der maleri-

---

*) Biogr. univ. T. X. (von Chaumeton). Nouv. Dict. hist. Eesch gel. Frankr. Metzger medizin. Briefw. 1. St. Nr. 12. Dessen Literärgesch. d. Med. 421. Von Davids Behandlung der Schußwunden s. Hunczowsky medizin.-chirurg. Beobacht. auf seinen Reisen durch Engl. und Frankr. 164.

1) Er war Maler des Königs, Mitglied der königl. Akademie und seit 1750 Professor.

2) Kunstblatt Nr. 33. April 23. 1827. S. 130.

3) Gestochen von Morel.

4) Nach Fiorillo, an den Kurfürsten von Cöln.

5) Gestochen von Morel.

6) Von Massard, dem Vater, gestochen.

7) Von Morel gestochen.

schen Anordnung entgegen strebte, so hat doch die Begeisterung, welche hier das Genie des Künstlers steigerte, jede Störung überwunden; alles ist voll Leben und Ausdruck. Um die Einheit dieser schönen Gruppirung besser anzudeuten, brachte er im Vorgrunde einen Karthäusermönch, einen Protestanten und ein Mitglied des dritten Standes an. Alles ist in diesem Gemälde durchdacht. So ließ der Künstler den Vorhang eines Saalfensters vom Winde heftig bewegen, daß man den mit Wolken bedeckten Himmel erblickte, woran sich die Wolken öffnen und der Blitz in eine königliche Kapelle einschlägt.

Mit Robespierre und Marat stand David in genauer Verbindung. Des letzteren, sowie Lepelletiers Ermordung malte er, und diese Gemälde sollten nach einem Beschlusse des Convents im Sitzungssaale aufgehangen und unter Davids Direction gestochen werden.

Wir übergehen die Greuel, in welchen zu der Zeit David lebte und wirkte, und bemerken nur, daß er an allen Vorfällen der Revolution den lebhaftesten Antheil nahm, die angestellten Revolutionsfeste leitete und bei dem Prozeß gegen Ludwig XVI. im J. 1793 mit der Mehrzahl stimmte. — Aber auch ihn traf endlich das Loos der Einkerkerung. Zwar erlangte er bald seine Freiheit wieder, wurde aber kurz darauf nach Luxemburg abgeführt und erst im Jahre IV. den Seinigen wieder gegeben. Von dieser Zeit an zog er sich völlig in das Privatleben zurück, und seine Gefangenschaft scheint wohlthätig auf den Menschen und Künstler gewirkt zu haben. Während seiner Gefangenschaft zu Luxemburg verfertigte er den Carton zu seinen Sabinerinnen. Das Gemälde, welches mit zu seinen vorzüglichsten Darstellungen gehört, vollendete er 1799 [8]).

Es schmeichelte dem Ehrgeize Bonaparte's, seine in Italien erkämpften Siege auch durch die Kunst bleibend gestaltet zu sehen; in dieser Absicht lud er David in das Lager zu sich ein. Da aber der Künstler dieser Einladung nicht folgte, sah ihn Bonaparte erst nach dem Frieden von Campo-Formio, wo er Willens war, sich malen zu lassen. Nach dem Siege von Marengo nach Paris zurückgekehrt, ließ Bonaparte den Künstler mehre Male zu sich kommen und fragte ihn bei solch einer Gelegenheit, mit was er sich jetzt beschäftige. David antwortete: „ich arbeite an dem Zuge durch die Thermopylen." „Schlimm genug, entgegnete B., warum bemühen Sie sich, Besiegte darzustellen?" und auf D.'s Antwort: „Aber Bürger-Consul, diese Besiegten waren ebenfalls Helden, die für ihr Vaterland starben; obgleich überwunden, haben sie doch die Perser von Griechenland abgehalten," erwiederte der Consul: „Thut nichts; der einzige Name Leonidas ist auf uns gekommen, alles übrige ist für die Geschichte verloren." Bonaparte verlangte dann nochmals sein Portrait, und David versprach ihm, sich damit zu beschäftigen und bat ihn, dazu zu sitzen. „Wozu?" antwortete Bonaparte, „glauben Sie, daß die großen Männer des Alterthums, deren Bildnisse wir besitzen, den Künstlern gesessen haben?" „„Aber ich male sie für Ihr Jahrhundert, für Menschen, die Sie gesehen haben, und die Sie kennen, die Sie ähnlich finden wollen."" „Ähnlich! nicht die Gleichheit der Züge macht ähnlich, sondern der ganze Ausdruck des Gesichts, das Leben, das muß man malen." „„Das Eine schließt das Andere nicht aus."" „Alexander hat gewiß niemals dem Apelles gesessen! Niemand bekümmert sich darum, ob das Bildniß eines großen Mannes ähnlich ist oder nicht, wenn nur sein Geist darin lebt." „„Sie haben Recht; nun Sie sollen mir nicht sitzen, ich werde Sie malen."" [9]) Der Künstler stellte nun Bonaparte dar, wie er es gewünscht hatte, ruhig auf einem wilden Pferde, im Begriff, den St. Bernhard hinan zu reiten. Auf dem Felsen sind die Namen Hannibal und Karl der Große eingegraben [10]). Dieses Gemälde wurde vom Künstler mehre Male wiederholt; eines erhielt der König von Spanien, das andere besitzt das Museum, und das dritte wurde nach des Künstlers Tode ausgestellt.

Nach der Thronbesteigung Napoleons wurde David erster Maler des Kaisers, der ihn auch zum Officier der Ehrenlegion ernannte. Durch diese Auszeichnungen aber wurde der Künstler auch genöthigt, Arbeiten zu übernehmen, die er schwerlich aus freiem Triebe würde übernommen haben, wie z. B. die Austheilung der Adler und die Krönung des Kaisers. Letzteres Gemälde, an welchem er drei Jahre arbeitete, ist nach dem Umfange sein größtes Werk; ein ungünstiger Stoff, indem eine Menge Bildnisse den Künstler darin belästigten; allein er überwand die vielen Schwierigkeiten glücklich. Das Werk enthält viele Schönheiten, und Napoleon zeigte bei Ansicht desselben seine vollkommene Zufriedenheit. Sein letztes Hauptwerk, welches David in Paris vollendete und im Jahre 1814 ausstellte, sind die Thermopylen. Das Jahr darauf mußte er Frankreich verlassen, und ohne Rücksicht auf seine großen Verdienste als Maler ward er in dem Verzeichnisse der Mitglieder des Instituts ausgestrichen. — Brüssel war der Aufenthalt, welchen er nun für sein übriges Leben wählte. Gehoben durch seine Kunst, geehrt von seinen Zeitgenossen, gestalteten sich neue bewunderungswürdige Schöpfungen unter seinem Pinsel. Dahin gehören sein Amor, welcher die Psyche verläßt, Telemachus und Eucharis, und endlich Mars und Venus. Das letztere Gemälde trug ihm bei einer Ausstellung in Paris 45000 Franken ein.

Bei seinen Schülern, von denen mehre sich als bedeutende Maler zeigten, war die Liebe für ihren Lehrer nicht erkaltet, und sie gaben ihm in der Verbannung einen Beweis davon, indem sie durch Galle eine Denkmünze auf ihn verfertigen ließen, welche ihm der Maler Gros überreichte. Auch die Stadt Gent machte ihm durch Vanhutten, Mitglied der Generalstaaten, als Erkenntlichkeit für eine Ausstellung zum Besten der Armen, ein gleiches Geschenk.

8) Von Morel gestochen.

9) Kunstblatt Nr. 36. 3. Mai 1827. S. 141.

10) Dieses Gemälde, welches Blücher beim Einmarsch der Preußen mit aus St. Cloud brachte, verehrte er seinem Monarchen, und es ist noch gegenwärtig auf dem Schlosse des Königs zu Berlin aufgestellt. Es existirt auch ein guter Kupferstich davon.

Im J. 1825 wollte er den Zorn des Achilles vollenden; körperliche Schmerzen aber verhinderten ihn daran, und so wurde dieses Werk von Stapleaux unter seinen Augen ausgeführt. Von neuen Schmerzen ergriffen und schon dem Tode nahe, zeigte man ihm den Kupferstich der Thermopylen, worüber Laugier seine Meinung vernehmen wollte. Nur mühsam deutete der Kranke mit dem Stocke auf einige Theile des Blattes. Als er an die Hauptfigur kam, sagte er: „Ah! ce n'est pas là la tête de Leonidas! c'est qu'on fait, il n'y avait que moi qui pût la faire.“ Sein Stock entfiel ihm, und das Haupt sank auf die Brust. Er starb, von seiner Familie umgeben, den 29. Dec. 1825. Seine Familie wollte den Leichnam nach Frankreich bringen, was aber von den Bourbons nicht gestattet wurde; erst seit dem J. 1830, unter einer neuen Regirung, ruhen seine Überreste im heimathlichen Boden.

Will man David beurtheilen, so muß man die Zeit berücksichtigen, in welcher er lebte und wirkte. Ließ er sich gleich durch die Revolution hinreißen, und vereinigte sich mit Männern, deren Andenken uns noch mit Abscheu erfüllt, so wäre es doch ungerecht, über ihn ohne Weiteres das Verdammungsurtheil auszusprechen. David war ein leidenschaftlicher Republikaner, der seine feurige Phantasie in der Schreckensperiode nicht zu zügeln vermochte, und so ließ er sich zu Handlungen hinreißen, die ihm recht schienen. Er wurde, wie er selbst gestand, von jenen Schreckensmännern getäuscht; allein er kam auch von seinen Verirrungen zurück und suchte nun blos als Vater und Freund für das Wohl seiner Familie und seiner Schüler zu sorgen; daß letztere mit großer Liebe an ihm hingen, zeigte sich schon dadurch, daß sie in den Tagen der Gefahr alles anwendeten, ihn vom Tode zu befreien; aber auch er war für sie ein vortrefflicher Lehrer, der ihnen ohne Mißgunst alle seine artistischen Geheimnisse aufschloß, er unterstützte sie auf jede Weise und fand die schönste Belohnung darin, ausgezeichnete Künstler aus ihnen zu bilden. Zu diesen gehören Drouais, Girodet, Gérard, Gros, Fabre Ingres u. a.

Als Maler ist er der erste seiner Zeit und Gründer der neuen französischen Schule. Seine früheren Werke sind unbestimmt von Charakter, indem er sich vom Zeitgeschmack noch nicht völlig befreien konnte. Von der Zeit seiner Selbständigkeit an werden aber in seinen Darstellungen drei verschiedene Manieren sichtbar; zu der erstern gehören die Gemälde von Belisar bis zum Brutus, wo die Zeichnung wahr und großartig, das Colorit aber nicht gleich verdienstlich ist, denn dem Ton des Fleisches fehlt öfters die Wahrheit, und auch in der Bekleidung hat er die spätere Vollendung noch nicht erreicht. In den zweiten Zeitraum gehören die Sabiner. Hier ist die Zeichnung nicht minder edel, vielleicht noch reiner, und voll Wahrheit; die Führung des Pinsels aber ist nicht mehr dieselbe. Obgleich das Colorit durch glänzende Farben gehoben ist, so vermied hier der Maler doch den zu vielen Gebrauch des Zinnobers, den er bei seinen früheren Werken anwendete. Seine dritte Periode umfaßt den Zeitraum vom Krönungsgemälde an bis zu Mars und Venus. Hier ist die Zeichnung ungleich, zwar richtig, der Natur getreu, aber die Formen nicht so edel; hingegen sind die Farben markiger aufgetragen, das Colorit ist glänzender und die Figuren heben sich mehr von der Fläche. — Über Davids Künstlerwerth erinnern wir nur noch, daß er in solchen Compositionen am glücklichsten war, welche in der Geschichte gewaltig ergreifen; daher wählte er immer solche Motive, wodurch er stark in das Gemüth greift, um es zu erschüttern. Zarte Rührungen sind ihm fremd geblieben; ebenso wenig glücklich war er in Darstellung des Naiven, oder es ging bei ihm, der nur die heftigern Gemüthsbewegungen hervorhob, achtungslos vorüber. Übrigens erinnern die Gegensätze von Licht und Schatten, die er anbrachte, an seinen Landsmann Valentin. (*A. Weise.*)

David oder Schulkleinod, bei den Meistersängern, s. Meistersänger.

DAVID (St.), in dem britischen Westindien: 1) eins der 10 Kirchspiele, in welche die Insel Dominica eingetheilt ist. — 2) St. David, eins der 6 Kirchspiele der Insel Grenada. — 3) St. David, Kirchspiel in der Grafschaft Surry auf der Insel Jamaica. Es liegt westlich von dem Kirchspiele St. Thomas in the East, hat einen unfruchtbaren, felsigen und sehr gebirgigen Boden und zählte im J. 1786 nur 3 Zuckerplantagen, 55 andere Besitzungen und 2500 Sklaven. (Vergl. d. Handb. d. neuest. Erdbeschr. Weimar 1824. Bd. 18. S. 575. 609. 625.) (*Leonhardi.*)

DAVIDISTEN. 1) So nannte und nennt man in Siebenbürgen jene Socinianer oder Unitarier [Antitrinitarier] [1]), die Anhänger der Glaubenslehren des Franz Davidis (s. dies. Art.) waren und noch sind. Aus ihrer Mitte entstanden wieder die jüdisch gesinnten Unitarier, und aus diesen die Sabbatarier. Die Davidisten behaupten nach ihrem öffentlichen Glaubensbekenntnisse vom 1. August 1637, Christus sei nur als unser Fürsprecher, Messias und Erlöser zu verehren und anzurufen. Ihre Gemeinde war einst sehr zahlreich, sie verlor aber unter dem Fürsten Gabriel Bethlen gegen 70 Kirchspiele, in den Szekler-Stühlen Sepsi (Schepschi), Kezdi und Orbai, die sich mit den Reformirten vereinigten. Die jüdischgesinnten Unitarier folgen den letzten Glaubenslehren des Davidis, nach welchen er die Anbetung oder Verehrung und Anrufung Jesu Christi gänzlich verwarf und ihn für einen blos natürlichen Menschen erklärte. Sie selbst nennen sich die wahren Unitarier und nennen die Socinianer Dualisten. Aus ihnen entstanden die Sabbatarier (Szombatosok). Diese feiern, wie die Juden, den Sonnabend, halten die Beschneidung für nothwendig zur Seligkeit, enthalten sich aller im mosaischen Gesetze verbotenen Speisen, erwarten mit den Juden noch

1) Die socinische Glaubenslehre wurde im J. 1571 von dem siebenbürgischen Fürsten Johann Siegmund Zápolya (als ungrischer Afterkönig Johann II.) unter die bestätigten Landesreligionen Siebenbürgens aufgenommen, mit dem Namen unitarische Religion und Kirche. S. Socinianer und Unitarier.

den Messias und verwerfen die Schriften des neuen Bundes. Ihr Stifter war Simon Pécsi (l. Pétschi), Kanzler des Fürsten Gabriel Bethlen. Seine übertriebene Vorliebe zu der orientalischen Sprache und den rabbinischen und muhammedanischen Schriften stürzte ihn in diese Irrthümer, von welchen er sich jedoch in seinem hohen Alter befreiete. Die Fürsten Gabriel Bethlen und Georg Rakóczy I. suchten diese Sekte durch scharfe Befehle auszurotten [2]). (*Rumy.*)

Davidisten s. Joristen.

DAVIDS (St.), eine zu den Bermudas gehörige Insel, im SO. von St. Georg gelegen und bewohnt. (*H.*)

DAVIDS (St.), City in der engl. Grafschaft Pembroke in Südwales, nahe am Meere bei dem gleichnam. Vorgebirge gelegen, mit 440 Häus. und 2240 Einw., welche Steinkohlenhandel treiben. In dem ummauerten bischöflichen Hofe steht die im J. 1176 erbauete Kathedrale, der bischöfliche Palast und die Häuser der Präbendarien; die hiesige Heilquelle St. Nun's Wall wird nur gelegentlich benutzt. — The Bishop and his clerus sind der Schifffahrt gefährliche unbewohnte Felsen unweit des Vorgebirgs. (*Leonhardi.*)

Davidsharfe s. Harfe.

DAVIDSON, Wolf, Arzt israelitischer Religion, geb. zu Berlin 1772 und gest. daselbst den 19. Aug. 1800, machte sich auch als Schriftsteller nicht unrühmlich bekannt, besonders durch seine physiologisch-psychologische Abhandlung über den Schlaf (Berlin 1795) und mehre die Diätetik betreffende Aufsätze, namentlich den über den Einfluß der jetzigen Kleidertracht unserer Damen auf die Gesundheit des Körpers (1798), und einige andere in den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg. Übersetzt hat er Plenks Hygrologie des menschlichen Körpers aus dem Lateinischen, Lownde's Beobachtungen über die medizinische Elektricität, Seybol über die Fäulniß des Blutes im lebendigen thierischen Körper, beide aus dem Engl. Gegen zwei ihm zugeschriebene Schauspiele hat er protestirt. (*H.*)

DAVIDSONVILLE, Ortschaft in dem nordamerikanischen Gebiet Arkansas, am Einflusse des Elevens-Point in den Big-Blak, mit 1 Postamt und einigem Handel. (*H.*)

DAVIDSSTAD, eine jetzt (1820) nicht mehr unterhaltene Festung, 40 Werst von Wilmanstrand in Altfinnland (Wiborgs Län); sie hatte nie Einwohner, nur Garnison. Außerhalb der Festung trifft man einen Postgasthof (gästgifvaregård) und das Haus eines Kaufmanns. (*v. Schubert.*)

DAVIEL, Jacques, geb. zu Barre in der Normandie 1696, gest. 1762, studirte erst unter seinem Oheim zu Rouen und dann im Hôtel-Dieu zu Paris die Chirurgie, in welcher er sich nachmals so auszeichnete. Im J. 1719 wurde er mit mehren jungen Wundärzten nach Marseille gesendet, wo die Pest ausgebrochen war, und war so glücklich, der Ansteckung zu entgehen und durch die Hilfe, die er leistete, sich allgemeines Vertrauen zu erwerben. Er wurde hierauf zum Professor der Anatomie ernannt. Als solcher richtete er seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Anatomie und Krankheiten der Augen, und wurde der berühmteste Oculist seiner Zeit. Im J. 1747 kam ihm ein Fall vor, in welchem die Niederdrückung des grauen Staares nicht den Zweck erreichte, und dies veranlaßte die Erfindung seiner Methode, den grauen Staar mittelst des Hornhautschnittes auszuziehen; eine Erfindung, die in der Geschichte dieser Heilart Epoche macht. Er ließ zum Behuf dieser Ausziehung einen besondern Löffel und einige andere Instrumente verfertigen, welche alle noch jetzt seinen Namen führen. Eine Beschreibung seiner Operation und der dazu gehörigen Instrumente theilte er in den Denkschriften der Akademie der Chirurgie mit. Bei 206 Augenkranken wendete er seine neue Methode an, und heilte von diesen 182. Im J. 1749 ward er zum königl. Leibarzt ernannt. (*Haller* Bibl. Chir.) (*H.*)

DAVIES, in den vereinigten Staten von Nordamerika; 1) eine der 85 Grafschaften des Freistates Indiana. Sie grenzt nordwestl. an Sullivan, nördl. an Martin, im O. an Owen, im S. an Pike und westl. an Knox und hatte im J. 1820 3432 Einw. Der Hauptort derselben ist Washington, mit einem Postamte, an einem Zuflusse des Ostarms des White, dessen beide Hauptarme, der östliche und westliche, sich im Umfange der Grafschaft vereinigen; — 2) eine der 71 Grafschaften des Freistates Kentucky, welche im N. an den Ohio, im O. an Brackenridge, im SO. an Ohio, im S. an Muhlenburg und Hopkins, und im W. an Henderson grenzt, und im J. 1820 3876 Einwohner zählte, worunter 852 Sklaven und 7 freie Farbige. Im W. der Grafschaft strömt der Green, welcher den Parther aufnimt; der Hauptort ist Owensborough, vormals Yellow-Bank am Ohio. (*Leonhardi.*)

DAVIES, mit dem Vornamen John, ist der Name mehrer rühmlich bekannten engländischen Gelehrten und Schriftsteller. I. Sir John Davies, Rechtsgelehrter und Dichter, der Sohn eines reichen Lohgerbers, war im J. 1570 zu Cisgrove in der Grafschaft Wilt geboren. Er wurde zu Oxford erzogen und studirte zu Middle-Temple in London die Rechte, wurde aber, weil er einst einen seiner Lehrer prügelte, verstoßen. Er kehrte nach Oxford zurück, und da er hier rühmliche Beweise seiner Kenntnisse sowol als von dem Bestreben, seine stürmische Gemüthsart zu bezähmen, gab, so wurde er wieder in Middle-Temple aufgenommen. Durch 26 Akrostichons (Namensgedichte) zur Ehre der Königin Elisabeth, in welchen der Weihrauch nicht gespart war, wurde er am Hofe vortheilhaft bekannt, und als diese Monarchin 1603 starb, wurde er mit andern nach Schottland geschickt, um dem Könige Jakob, dem Nachfolger der Elisabeth, die Glückwünsche der engländischen Nation darzubringen. Der König, der ihn schon vorher als Dichter schätzte, ernannte ihn zum Generalfiskal von Irland, und 1606 zum Sprecher im

2) Seiverts Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten. S. 57.

dasigen Unterhause. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich beständig mit den Angelegenheiten Irlands und suchte dieses Reich der engländischen Krone gänzlich unterwürfig zu machen. Er erhielt 1607 die Ritterwürde und starb 1626 plötzlich am Schlage, nachdem er kurz zuvor zum Präsidenten des Oberhofgerichts (Kings-bench) ernannt worden war. Vielseitige gelehrte Kenntnisse, ein heller Geist und durchgreifende Thätigkeit im Geschäftsleben zeichneten ihn aus und machten ihn der Freundschaft des Kanzlers Baco werth. Seinen literarischen Ruhm gründete er durch ein philosophisches Lehrgedicht über die Unsterblichkeit der Sele, unter dem Titel: Nosce te ipsum, zuerst gedruckt 1591, seitdem öfter aufgelegt, zuletzt in seinen Works, London 1773. 12. unter dem Titel: On the origin, nature and immortality of the soul, in vierzeilichen gereimten Strophen, worunter sich einige ganz gute befinden. Ein anderes Lehrgedicht von ihm hat den Titel: Orchestra, a poem expr. the antiquity and excellency of dancing, in a dial. Man hält ihn auch für den ersten, der unter dem Titel: Hymnen, in engländischer Sprache, Gedichte geschrieben hat. Seine prosaischen Aufsätze, die 1786 in 8. zusammen gedruckt wurden, zeichnen sich durch einen klaren, natürlichen und reinen Stil aus. Was er in Beziehung auf die irländischen Angelegenheiten schrieb, kann hier übergangen werden. Seine Gattin, Eleonore Tronchete, eine Tochter des Lord Andley, machte durch ihren prophetischen Geist Aufsehen, und es wurde sogar 1649 eine „Nachricht von ihren seltsamen, erstaunenswürdigen Prophezeihungen" durch den Druck bekannt gemacht. Sie starb 1652 [1]). — II. John Davies, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. lebend, nach seinen persönlichen Verhältnissen unbekannt, schrieb: History of the Caraibby islands, with a Caribbian vocabulary. Lond. 1666. Fol., mit Kupf. und The egyptian history, treating of the pyramids etc. written originally in the arabian tongue by Marradi and thence done into english. Ib. 1672. 8. [2]). — III. John Davies, aus Denbigshire, ein gelehrter Kenner der griechischen und römischen Literatur, der Geschichte und Alterthümer. Er erhielt 1616 zu Oxford die theologische Doctorwürde, war zuerst Prediger zu Mallogd in der Grafschaft Merioneth, dann aber Kanonikus von St. Asaph. Seine wichtigsten Werke sind: Antiquae linguae britannicae, nunc vulgo dictae cambro-britannicae, a suis cymcaccae vel cambricae, ab aliis wallicae et linguae latinae dictionarium duplex. Acced. adagia britannica. Lond. 1632. Fol. Antiquae linguae britann. rudimenta. Ib. 1621. 8. Man schreibt ihm auch eine engländische Übersetzung von Cebes Gemälde zu. Er hatte vielen Antheil an der gälischen Übersetzung der Bibel, die 1620 gedruckt wurde, und man verdankt ihm andere Übersetzungen ascetischer Werke in dieselbe Sprache, die er 30 Jahre lang studirt hatte. Seine Schriften werden von den Liebhabern der alten celtischen Sprache sehr gesucht und geschätzt [3]). — IV. John Davies, lat. Davisius, der berühmte Philolog und Kritiker. Er war Kanonikus zu Ely und Präsident des Kollegiums der Königin auf der hohen Schule zu Cambridge und starb den 22. März 1732. Den gelehrten Kennern des Alterthums machte er sich zuerst durch seine Ausgaben des Maximus Tyrius, Cäsar und Minucius Felix sehr vortheilhaft bekannt: Maximi Tyrii dissertatt. gr. et lat. Recens. et notulis illustr. Cantabr. 1703. 8. (Heinsius Text, hin und wieder verbessert. Die Anmerkungen sind theils kritisch, theils die Geschichte der Philosophie erläuternd). Ed. II. auct. (cur. J. Ward). Oxon. 1740. 4., neu herausgeg. mit Zus. von J. J. Reiske. Leipzig 1774. 2 Bde. 8. C. J. Caesaris opera ex rec. Dav. cum ejusd. animadv. ac not. varior. Acc. metaphrasis graec. libror. VII. de bello gall. et indd. Cantabr. 1706; blos ein neuer Titel und eine Beilage von 34 Seiten curar. secundar. Ibid. 1727. 4., mit einer Charte. Minucius Felix Octavius ex iterata recensione J. Davisii cum ejus animadvers. ac notis integris Heraldi et Rigaltii, nec non select. alior. Acc. Commodianus cum observatt. antehac editis aliisque nonnullis, quae jam prim. prodeunt. Cantabr. 1712. 8.; vorher ib. 1707. 8.; enthält eine neue scharfsinnige Recognition des Textes mit guten Erläuterungen. Ein Abdruck von Davies Texte (ohne Noten) erschien zu Glasgow 1750. 4. und 8. Alle diese gehaltreichen Arbeiten waren jedoch nur die Vorläufer seiner Bearbeitung der philosophischen Schriften des Cicero, um die er sich anerkannt die größten Verdienste erwarb; Tusculanarum quaestionum lib. V. Cantabr. 1709; 1723; 1730; 1738. 8. De finibus. Ib. 1715; 1728; 1741. 8. De natura Deorum. Ib. 1718; 1723; 1744. 8. De divinatione. Ib. 1721; 1730. 8. Academica. Ib. 1725; 1736. 8. De legibus. Ib. 1727; 1745. 8. [4]). Die Anmerkungen des Herausgebers sind erklärend und kritisch. Unverkennbar ist in ihnen eine große Kenntniß der philosophischen Geschichte, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und ein seltener Scharfsinn, weswegen Davies unter die besten Interpreten des Cicero gerechnet wird. Was man an ihm tadelt, ist eine allzu große Kühnheit in seinen Conjecturen. Als er starb, war seine Arbeit über die Officia größtentheils vollendet; er vermachte sein Manuscript dem Doctor Mead, der die Herausgabe einem seiner gelehrten Freunde übertrug; allein bald darauf verzehrte eine Feuersbrunst den ganzen gelehrten Nachlaß [5]). (*Baur.*)

1) Cibber lives of the poets of Great-Brit. T. I. 176. Biogr. univ. T. X. (von Suard). Adelungs Zus. z. Jöcher. Blankenburgs Zus. zu Sulzers Theorie. Register. 2) Adelung a. a. O.

3) Biogr. univ. (von Suard). Eberts bibliogr. Lex. 4) Genaue literarische Nachweisungen über diese Ausgaben findet man in Eberts bibliogr. Lex. s. v. Cicero. S. 347 ff., und in Fuhrmanns Handb. der klass. Literatur. 4. Bd. 401 ff. Alle Ausgaben von Davies sind gesucht und selten, vorzüglich die de nat. deor. und de legibus. Zu bemerken sind: Ciceronis opp. philos. ex rec. Davis. et cum commentt ejusd. ed. R. G. Rath. Halae 1804 — 1811. Vol. VI. 8.; ein correcter, aber nicht schöner Abdruck, auch mit besondern Titeln. 5) Adelungs Zus. z. Jöcher. Saxii Onomast. T. VI. 52. Biogr. univ. (von Boissonade).

DAVIES, Thomas, ein Engländer, ums Jahr 1720 geboren, war zuerst Schauspieler, dann Buchhändler, gerieth in Schulden, kehrte wieder zum Theater zurück, versuchte sein Heil abermals beim Buchhandel, allein unverschuldete Unglücksfälle hatten einen abermaligen Bankerot zur Folge. Eine Benefizvorstellung auf dem Drury-Lane Theater, die Verwendung seines Freundes Doctor Johnson und selbst die Unterstützung seiner Gläubiger brachten seine Angelegenheiten in Ordnung, und er starb zu London den 4. Mai 1785, wegen seiner Kenntnisse und seiner heitern Gemüthsart geschätzt und geliebt. Unter seinen mit Beifall aufgenommenen Schriften sind die bekanntesten: Memoirs of the life of Dav. Garrik Esq. interspersed with characters and anecdotes of his theatrical contemporaries. The whole forming a history of the stage which includes a period of thirty six years. Lond. 1780. Vol. II. 8., mehrmals aufgelegt, Teutsch, Leipzig 1782. 2 Bde. 8. Dramatik miscellanies consisting of critical observations on several plays of Shakespear, with a review of his principal characters, and those of several eminent writers as represented by Mr. Garrik; with anecdotes of dramatic poets, actors etc. Lond. 1782. Vol. III. 8., ebenfalls mehre Auflagen. Einzelne Biographien und sehr viele Aufsätze in Prosa und Versen in St. James Chronicle und andern Journalen *). *(Baur.)*

DAVIESIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse hat Smith (Linn. transact. IV. p. 220.) so genannt zu Ehren des Mitgliedes der Linnéschen Gesellschaft Hugh Davies (Verf. der Descriptions of four new British lichens, und einer der thätigsten Beförderer von Hudsons Flora anglica, der Flora britannica, und der English Botany von Smith und Sowerby). Char. Der Kelch fünfspaltig, ohne Stützblättchen; der Kiel der Schmetterlingsblume kleiner als die übrigen Blättchen; der Fruchtboden gestielt; die Hülsenfrucht zusammengedrückt, winklig, elastisch aufspringend, einsamig; die Keimwarze des Samens hinterwärts ungetheilt. Die zwölf bekannten Arten sind zierliche neuholländische Sträucher mit einfachen Blättern, oder blattlos. Smith beschrieb neun: D. juncea, D. alata (Abb. Bot. reg. t. 728.), D. acicularis, D. ulicina (D. ulicifolia Andr. repos. t. 304.), D. umbellata (D. umbellulata Labill. nov. Holl. I. t. 137.), D. corymbosa, D. incrassata, D. squarrosa und D. cordata (D. reticulata Sm. gehört zu Jacksonia R. Br.). Robert Brown (Hort. Rew. ed. 2. III, 20.) fügte zwei, D. latifolia (Abb. Bot. mag. t. 1757.) und D. mimosoides (D. glauca Loddiges bot. cab. t. 43.), und Candolle (Prodrom. II. p. 114.) eine, D. racemulosa, hinzu. *(A. Sprengel.)*

DAVILA, Enrico Caterino, einer der ausgezeichnetsten Geschichtschreiber Italiens. Er ward 1576 zu Pieve di Sacco bei Padua von vornehmen Eltern geboren. Sein Vater, wie schon mehre seiner Vorfahren, war Connetable von Cypern im Dienste der Republik Venedig; als aber diese Insel 1570 von den Türken erobert ward, floh er mit seiner zahlreichen Familie zuerst nach Italien, wo er bei Padua einige Güter besaß. Von dort begab er sich mit zwei Söhnen nach Spanien, von woher, nämlich aus Avila, sein Geschlecht stammte; als er aber dort nicht die günstige Aufnahme fand, die er erwartete, wendete er sich 1572 nach Frankreich, wo es ihm glückte, mehre seiner Kinder bei Hofe anzubringen. Er selbst begab sich nach Italien zurück, wo ihm ein Sohn geboren ward, dem er aus Dankbarkeit die Namen seiner Gönner, des Königs Heinrich III. und der Königin Catharina von Medici, beilegte. Dieser Sohn, Enrico Caterino, ward, als er kaum 7 Jahre alt war, nach Frankreich geschickt und dort bei seinem Schwager in der Normandie erzogen, war dann eine Zeit lang Page bei Hofe, nahm, 18 Jahre alt, Kriegsdienste und focht 4 Jahre lang mit Auszeichnung in den damaligen bürgerlichen Kriegen Frankreichs. Sein Vater rief ihn 1599 zurück; kaum aber war der Sohn angekommmen, als der Vater, man weiß nicht ob zufällig oder absichtlich, aus einem hochgelegenen Fenster stürzte und so den Tod fand. Enrico Davila setzte nun seine Studien zu Padua fort und lebte auch eine Zeit lang in Parma, wo er Mitglied der dortigen Akademie der Innominati ward. Die Republik Venedig, der seine Vorfahren schon gedient hatten, übertrug ihm nun wichtige militärische Ämter auf Candia, auf der Küste von Dalmatien und auf dem festen Lande von Italien, und gewährte ihm als Lohn seiner Dienste die seinen Vorfahren als Connetablen von Cypern zugestandene Ehre, im Senat zur Seite des Dogen zu sitzen. Auf einer solchen Berufsreise 1631, als er das Militärcommando in Crema übernehmen sollte, und nach den Befehlen des Senats die auf dem Wege liegenden Ortschaften ihm Fuhrwerk schaffen mußten, gerieth er in S. Michele bei Verona mit dem Pächter eines Edelmannes in Streit und ward durch einen Musketenschuß getödtet. Sein Sohn, der ihn begleitete, tödtete den Mörder auf der Stelle, und mehre andere Personen wurden bei diesem Strauße getödtet und verwundet. Mitten unter den Zerstreuungen seines kriegerischen Lebens hat er seine Geschichte der bürgerlichen Kriege Frankreichs, während des Zeitraums von 1547—1598, ausgearbeitet. Von florentinischen Puristen wird sie zwar als nicht ganz sprachrein in Anspruch genommen, aber allgemein wird anerkannt, daß der Stil Davila's natürlich, einfach und fließend, seine Darstellung höchst anschaulich, lebendig und anmuthig ist. Er spricht größtentheils als Augenzeuge und gehört daher zu den besten Quellen für die Geschichte jenes Zeitraums; doch darf man freilich nicht vergessen, daß er als Katholik und als einer, welcher der Königin Catharina von Medici große Verbindlichkeiten schuldig war, der Hofpartei zugehört, und man also, um ein richtiges Bild jener Zeit zu erhalten, auch den der entgegengesetzten Partei angehörenden De Thou nicht übersehen darf. Die erste Ausgabe seines Werkes: Historia delle guerre civili di Francia, in 15 Büchern, Venezia 1630. 4., ist nicht sonderlich correct; ebenso wenig die prächtige: Parigi, stamperia reale, 1644. 2 Vol. fol., noch die Londra 1755. 2 Vol. 4., oder ebendaselbst 1801. 8 Vol. 8. Die beste

*) Allgem. Literaturzeit. 1785. 2. Bd. S. 300. Biogr. univ. T. X. (von Suard).

ist ohne Zweifel die Venezia, Hertzhauser 1733. 2 Vol. fol., mit dem Bildniß des Verfassers. Sie enthält das Leben Davila's von Ap. Zeno und Anmerkungen von Jean Baudouin. Ein Abdruck davon ist die Ausgabe: Milano, classici ital. 1807. 6 Vol. 8. Davila's Werk ist in mehre Sprachen übersetzt. — Jean Baudouin übersetzte es ins Französische mit vielen Anmerkungen, Paris 1642. 2 Vol. Fol. Eine andere Übersetzung von Mallet und Grosley erschien Paris 1757. 3 Vol. 4. Spanisch erschien es von Basilio Varen de Soto, Madrid 1651 und 1659. Fol. mit einer Fortsetzung in 5 Büchern, welche den Zeitraum von 1598 — 1630 umfaßt. Eine schöne Ausgabe dieser Übersetzung ist die von Antwerpen 1686. Fol. Englisch, zuerst von Aylesbury, London 1647. Fol.; doch reicht diese Arbeit nur bis 1572; dann vollständig von Cotterel, London 1666. Fol. Teutsch von B. Reith, Leipzig 1792. 5 Bde. 8. Lateinisch von Cornazzano, Rom 1745. 3 Vol. 4. (*Blanc.*)

DAVILER (d'Aviler), Augustin Charles, Architekt, geboren zu Paris 1653, gest. zu Montpellier 1700, machte in seiner Kunst schon als Jüngling so große Fortschritte, daß man ihn in seinem 20sten Jahre in die Akademie nach Rom sendete. Mit Desgodets und dem Antiquar Vaillant schiffte er sich zu Marseille ein; die ganze Mannschaft aber hatte das Unglück, von Algierern gefangen zu werden. Sechszehn Monate lang blieb er in der Sklaverei, aber auch in dieser nicht müßig für seine Kunst; er zeichnete beständig und machte den Riß zu einer Moschee, die in der großen Straße von Tunis erbaut worden ist. Nach seiner und seiner Gefährten Befreiung durch Ludwig XIV. begaben sich diese nach Rom, wo Daviler mit großem Eifer die Bauwerke studirte. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt daselbst arbeitete er in Frankreich unter Mansard, was ihm jedoch bald lästig wurde, da dieser blos nach seinen eigenen Zeichnungen gebaut haben wollte. Er begab sich deshalb nach Montpellier, wo er einen Triumphbogen aufführte, jetzt Porte du Peirou genannt, und fand hier einen Gönner an dem Intendanten der Provinz de Bâville. Zu Nimes, Carcassone, Béziers, Montpellier und Toulouse führte er treffliche Gebäude aus; in der letzten Stadt zeichnet sich besonders der prächtige erzbischöfliche Palast aus. Zur Belohnung wurde er 1693 zum Architekten der Provinz ernannt. Neben seinen künstlerischen Arbeiten wirkte er für seine Kunst auch als Schriftsteller. Er übersetzte Scamazzi's sechstes Buch über die Architektur, welches von den Säulenordnungen handelt, aus dem Italiänischen und fügte Anmerkungen bei (Paris 1685. Leiden 1715). Sein Commentar zu der Übersetzung des Vignola wurde durch seine Zusätze zu einem vollständigen Werke über die Baukunst. Sie erschien unter dem Titel: *Cours d'Architecture* qui comprend les regles de Vignole, et les figures et descriptions de Mich. Ange (Paris 1691. 2 Bde. 4. mit Zusätzen von Leblond 1750—1755. 3 Bde., und zuletzt herausgegeben von Mariette 1760, mit einer Biographie Davilers vom Herausgeber). Sein Dictionnaire de tous les termes de l'architecture civile et hydraulique ist vielen sehr nützlich geworden. (*H.*)

DAVILLA. Eine von Vandelli (Flor. lus. 35. t. 14.) sogenannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Dillenieen und der ersten Ordnung der 13ten Linnéschen Klasse. Char. Ein fünfblätteriger, ungleichförmiger Kelch, dessen zwei innere große, corollinische Blättchen die Befruchtungstheile einschließen; ein bis sechs hinfällige Corollenblättchen; die einsamige Frucht wird von den Kelchblättchen bedeckt. Die sieben bekannten Arten: D. rugosa *Poir.* (Suppl. enc. D. brasiliana *Cand.* Syst. I. p. 405., prodr. I. p. 69., Lessert icon. t. 71. Hilair. pl. usuell. t. 22.), D. angustifolia *Aug. St. Hilair.* (Fl. brasil. I. p. 18.), D. macrophylla *Hilair.* (l. c. p. 19.), D. brasiliana *Kunth.* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. V. p. 51.). D. castaneaefolia *Hilair.* (l. c. p. 17.), D. elliptica *Hilair.* (Pl. us. t. 23.) und D. flexuosa *Hil.* (Flor. l. c. t. II.) sind brasilische und columbische (oft kletternde) Sträucher und Bäume. Die sehr biegsamen und zähen Zweige der D. rugosa (von den Brasilianern Cambaibinha genannt, werden in Brasilien als Bänder, die Blätter jener und der D. elliptica als Wundmittel und zu Dunstbädern gegen die dort häufigen Geschwülste der Beine und Hoden gebraucht. (*A. Sprengel.*)

DAVIS, John. Dieser berühmte Seefahrer war zu Sandbridge unweit Dartmouth geboren, wo der nahe vortreffliche Hafen ihm schon als Knaben Neigung zum Seeleben einflößte, dem er sich nachmals mit dem größten Eifer widmete. Er war durch Studium und Erfahrung der Schifffahrt sehr kundig, als im Jahre 1585 von neuem der Versuch, eine nordwestliche Durchfahrt von Amerika nach Ostindien zu entdecken, gemacht werden sollte, und Sanderson, Kaufmann und Verfertiger von Erdkugeln in London, ihn zum Capitain bei dieser Unternehmung vorschlug. Am 7. Juni segelte er mit zwei Schiffen von Dartmouth ab, entdeckte am 20. Juli die Südküste von Grönland, auf dem nordwestlichen Laufe von da eine Menge grüner und anmuthiger Inseln, deren Bewohner ihnen andeuteten, daß gegen Norden und Westen eine große See vorhanden sei. Am 6. Aug. fand er unter 66° 40′ Br. vom Eise freies Land, und als er von dessen südlichstem Vorgebirge weiter segelte, kam er in eine vom Eise freie, schöne Meerenge. Diese, welche das nördliche Festland Amerika's von der Westküste Grönlands trennt, nordwestlich vom Cap Farewell, 60° N. Br., zu der Baffinsbai, 86° N. Br., geht und sich bis zu 75° W. Länge erstreckt, wo sie mit der Baffinsbai verbunden ist, sowie durch die Cumberland-, Frobisher- und Hudsonsstraße mit der Hudsonsbai, hat von ihm den Namen der Davisstraße erhalten. Noch suchte Davis einige Zeit lang die nordwestliche Durchfahrt, die aus mehren Gründen sich vermuthen ließ, allein er traf blos auf eine Menge Inseln und kehrte, da ihm der Wind entgegen kam, nach England zurück, wo er am 29. Sept. zu Dartmouth landete. Im folgenden Jahre segelte er wieder mit vier Schiffen ab, fand aber, nach vielen bestandenen Gefahren, wieder nicht, was er suchte und zog aus seinen gemachten Beobachtungen den Schluß, daß der äußerste Norden von Amerika aus lauter Inseln bestehe. Im J. 1587 unternahm er die dritte Entdeckungsreise; und da er auf der vorigen unter 56° Br. eine er-

staunliche Menge Stockfische gefunden hatte, so gab man ihm diesmal zwei Schiffe zum Fischfange, und nur eins zu seiner Entdeckung mit. Jene beiden Schiffe sollten nicht eher zurückkehren, als bis er wieder zu ihnen gestoßen wäre. Er drang diesmal bis zu 73° Br. vor, mußte da aber wegen widrigen Windes seinen Lauf verändern und gelangte zu einer Inselgruppe, die er Cumberlandsinseln nannte. Die Schiffe, die ihn hatten erwarten sollen, waren inzwischen zurückgekehrt, was ihn in nicht geringe Noth brachte und ebenfalls zur schleunigsten Rückkehr nöthigte. Gern hätte er seine Entdeckungen weiter verfolgt, allein er fand jetzt keine weiteren Beförderer derselben. Er begleitete nun im J. 1591 Cavendish auf seinem zweiten Zuge nach der Südsee, und führte das Schiff Desiré, welches sich aber von den übrigen trennte, wodurch der Untergang von Cavendish beschleunigt wurde. Inzwischen hatte Davis auf dieser Fahrt ebenfalls mit vielem Unglück zu kämpfen, bis er am 11. Juni 1593 zu Beahaven in Irland wieder ankam. Nachher machte er mehre Seereisen nach Ostindien mit. Auf der letzten derselben wurde er in einem heftigen Gefecht mit Japanern in der Nähe der Küste von Malacca, am 27. Dec. 1605 erschlagen.

Die Nachricht von seiner zweiten Entdeckungsreise bei Hackluyt (Voyages, Navigations etc. Bd. 3. S. 103) scheint von Davis selbst verfaßt zu seyn. Unter mehren Aufsätzen (ebendas.) ist ein Auszug aus seiner Schrift: The worlds hydrographical Description, und eine Beschreibung seiner Schifffahrt nach Ostindien im J. 1598 in *Harris* Collection of voyages zu bemerken. (Biogr. brit.) (*H.*)

DAVIS, Eduard, ein engländischer Flibustier, übernahm nach dem Tode des Capitän Johann Cook das Commando des Schiffes, auf welchem sich Cowley, Dampier und Wafer befanden. Nachdem ihn die beiden ersteren verlassen hatten, segelte Davis am 27. August 1685 aus dem Hafen von Rialeso aus, erreichte die Galopagos und kreuzte dann während des Jahres 1686 an den Küsten von Peru und Chili bis 38° südlicher Breite. Nachdem er mehre Städte geplündert hatte, kehrte er nach den Galopagos zurück und segelte im Jahre 1687 nach Süden. In der Breite vom 27° 20′ entdeckte er eine kleine, sandige Insel, und als er sich ihr näherte, entdeckte er westlich eine Reihe hoher Länder, welche sich mehre Meilen weit erstreckten, überzeugte sich aber bald, daß es nur Inseln wären. Von hier ging er nach Juan Fernandez, dublirte das Kap Horn, landete nördlich vom Rio de la Plata und erfuhr im Caraibenmeere, daß Jacob II. den Flibustiern Amnestie versprochen hätte. Er ging deshalb 1688 nach Philadelphia und von hier nach England, wo er lange Zeit ruhig lebte.

Von seiner Reise hat der Chirurgus Wafer einen Bericht im Anhange zu seiner Beschreibung der Landenge Darien gegeben. Dampier, welchem Davis in England die von ihm gemachte Entdeckung mittheilte, war der Meinung, daß das gefundene Land die Küste von Terra australis incognita sei. Roggewein, Cook, la Perouse und andere haben sich vergeblich bemüht, dieses Land aufzufinden. (Biogr. univ.) (*L. F. Kämtz.*)

DAVIS, Eduard, Maler und Kupferstecher, geb. in Wallis gegen 1640, erlernte die Kupferstecherkunst bei Loggan. Armuth zwang ihn, seinen Meister als Bedienter nach Frankreich zu begleiten, wo er Gelegenheit fand, sich in der Malerei zu üben. Nach seiner Rückkunft nach England verschaffte er sich seinen Unterhalt bald durch den Pinsel, bald durch den Grabstichel. Er hat eine Reihe historischer Bildnisse gemalt, unter andern die ganze Familie Karls I., ist aber jetzt weniger durch seine Gemälde als durch seine Kupferstiche bekannt. Ein sehr seltnes Blatt von ihm ist das Ecce homo nach van Dyk. (*H.*)

DAVISBAI, eine 11½ Meile weit in das Land eingreifende Bucht an der Ostküste von Labrador. Vor derselben liegt die Insel Tickithocktbock, und zwischen hier und Unitybai (56° 10′ Br. 317° 5′ L.) haben die Herrnhuther drei Missionen. (*Leonhardi.*)

DAVISBURG, Hauptort der Grafschaft Giles im nordamerikanischen Freistate Virginia, mit den Grafschaftsgebäuden. (*H.*)

Davisland s. Osterinsel.

DAVISON, eine der 52 Grafschaften des nordamerikanischen Freistats Tennessee. Sie grenzt im N. W. an Robertson, im N. O. an Sumner, im O. an Wilson und Rutherford, im S. an Williamson, im W. an Dickson und hatte im J. 1820 20154 Einw., unter denen sich 189 freie Farbige und 7899 Sklaven befanden. Der vom Cumberland — welcher hier den Harpeth, Sycamore, Mansecos und White aufnimt — bewässerte Boden erzeugt die vorzüglichste Baumwolle in Tennessee und ist auch am besten angebauet. (*Leonhardi.*)

DAVISON, Davyson, (William), Statssekretär unter der Regirung der Königin Elisabeth, vorzüglich merkwürdig durch sein mit dem der Maria Stuart verflochtenes Schicksal. Das peinliche Verhältniß, in welches er dadurch mit der Königin kam, hat Schiller in seiner Maria Stuart (Akt 4. Sc. 11. 12. Akt 5. Sc. 14. 15.) im Wesentlichen mit der höchsten Treue geschildert, und nur insofern nicht historisch richtig, als er die Königin sagen läßt: „mein Schreiber Davison," diesen aber selbst zur Königin:

> — — Habt Nachsicht
> Mit mir! Ich kam seit wenig Monden erst
> In dieses Amt! Ich kenne nicht die Sprache
> Der Höfe und der Könige, — in schlicht
> Einfacher Sitte bin ich aufgewachsen;
> Drum habe Du Geduld mit Deinem Knecht!

Zu Burleigh sagt er ferner:

> Mylord! Ihr seyd's,
> Der mich in dieses Statsamt eingeführt!
> Befreiet mich davon. Ich übernahm es,
> Unkundig seiner Rechenschaft! Laßt mich
> Zurückgehn in die Dunkelheit, wo Ihr
> Mich fandet; ich gehöre nicht auf diesen Platz.

Alles dieses paßt durchaus nicht auf den wirklichen Davison, der als Statssekretär kein Schreiber, sondern Minister war, und eben deshalb weder so jung noch so unerfahren seyn konnte. Was die Dunkelheit betrifft, in der man ihn gefunden, so kann sich diese höchstens auf seine Abkunft beziehen, von der man nichts weiter weiß, als daß er entweder selbst in Schottland ge-

boren war, oder doch von einem schottischen Geschlecht abstammte. Dieses Nichtkennen seines Geschlechts läßt aber um so mehr vermuthen, daß er, der so hoch gestellt wurde, sich durch Talente, Kenntnisse und Gewandtheit müsse ausgezeichnet haben. Diese Vermuthung wird durch die Geschichte bestätigt. Davison erscheint zuerst als Sekretär des Sir Killigrew, den er nach Schottland begleitete, als dieser im J. 1566 der Königin Maria die Glückwünsche wegen der Geburt ihres Sohnes überbrachte, und seit dieser Zeit, also 20 Jahre vor der Hinrichtung Maria's, muß er in Verbindung mit dem Hofe gestanden haben und als ein sehr tüchtiger Diplomat bekannt gewesen seyn, weil man ihn sonst nicht zu Geschäften gebraucht haben würde, die große Umsicht, Klugheit und Gewandtheit erfoderten. Er wurde aber im J. 1575 von der Königin nach den Niederlanden abgesendet, um zu erforschen, welche Partei sie unter den damals so schwierigen Umständen zu ergreifen habe. Dieses Auftrags entledigte er sich zu so großer Zufriedenheit der Königin, daß er nachmals förmlich als ihr Abgesandter nach Gent, und im J. 1579 als ihr Bevollmächtigter nach Holland abging. Im J. 1583 sendete sie ihn nach Schottland, um dem Einflusse des französischen Gesandten entgegen zu wirken; und als die Niederlande sich entschlossen hatten, ihre Unabhängigkeit mit den Waffen zu erkämpfen, wurde er dahin gesendet, um ein Bündniß mit denselben abzuschließen. Zu dieser Zeit war er Sekretär im geheimen Kabinet, und nach seiner Rückkunft wurde er Mitglied desselben, indem er, zugleich mit Sir Walsingham, zum Statssecretär ernannt wurde, wozu vorzüglich der Graf von Leicester beitrug. Davison stand in dem wohlbegründeten Rufe, ebenso redlich als einsichtig zu seyn, und trotz der sehr verwickelten Angelegenheiten, womit man ihn beauftragt hatte, war sein Charakter unbefleckt geblieben. Nun kam die Zeit, wo nach der entdeckten Verschwörung Babingtons der Prozeß gegen die unglückliche Maria eröffnet wurde. Davison hatte daran gar nicht Theil. Als das Todesurtheil gesprochen war, stellte Walsingham sich krank und kam nicht an den Hof, so daß nun die Last, die Vollmacht aufzusetzen und der Königin zur Unterschrift vorzulegen, allein auf Davison fiel, den die Königin ihrer Heuchelei und Rache zum Opfer fallen ließ. Unter den Schriften des Sir Paulet hat sich Davisons Rechtfertigungsschrift gefunden, welche die Biographia britannica bekannt gemacht hat, und aus dieser geht Folgendes hervor. Die Königin hatte durch den Lord der Admiralität Davison auffodern lassen, die Vollmacht auszufertigen und ihr zu bringen. Dieser bringt sie; sie unterzeichnet und befiehlt nachher, daß sie besiegelt werde, verlangt jedoch, daß alles ganz geheim vom Lord Kanzler solle vollzogen werden, welches alles über ihre Willensmeinung keinen Zweifel übrig läßt. Nachher folgen indeß Klagen über Sir Paulet, der doch so leicht sie von der Last, welche sie drücke, befreien könne, und eine Auffoderung, diesen darüber in einem Briefe auszuforschen. „Ob ich nun gleich, sagt Davison, bei früheren ähnlichen Vorschlägen mich jederzeit geweigert hatte, in eine Sache mich einzumischen, die ich gänzlich mißbilligte; so erklärte ich mich doch zu ihrer Beruhigung bereit, dem Sir Paulet zu schreiben, was sie von seinen Händen erwarte, wiewol ich voraus versichert war, daß dies vergeblich seyn würde, weil ich diesen als einen so rechtschaffenen Mann kannte, der um nichts in der Welt eine unrechtmäßige Handlung begehen würde." Davison besorgte hierauf die Besiegelung bei dem Lordkanzler. Am folgenden Morgen ließ ihm die Königin sagen, er solle nicht zum Lordkanzler gehen, bevor er sie gesprochen. Als sie hörte, er sei bereits bei dem Lordkanzler gewesen, tadelte sie diese Eile und kam wieder darauf zurück, daß die Sache eine bessere Form bekommen könne, wodurch nicht die ganze Last auf sie geworfen würde. Davison erwiederte, die einzig rechtmäßige Form, die sich mit Ehren beobachten ließe, sei die gesetzliche, und sie antwortete: „Klügere Leute als Ihr sind anderer Meinung!" „Für Andere, sagte Davison, kann ich nicht einstehen; gewiß aber bin ich, daß nie jemand einen haltbaren Grund anführen wird, um zu beweisen, daß es für Ihro Majestät rühmlich oder sicher wäre, einen andern Weg einzuschlagen als den, welcher mit den Gesetzen und der Gerechtigkeit besteht." Die Königin antwortete nicht und entfernte sich. Sir Paulet hatte geantwortet wie ein Ehrenmann. Empfindlich beklagte sie das übergroße Zartgefühl der gar zu gewissenhaften Leute. Davison stellte ihr vor, daß, wenn jene Leute ihren Wunsch erfüllten, sie sich doch selbst entweder zu der That bekennen, oder sich davon lossagen müsse. Im ersten Falle nehme sie die Schande auf sich, im andern richte sie diese braven Leute, ja deren sämtliche Nachkommen zu Grunde. Am letzten Tage, wo Davison sie sprach, äußerte sie nochmals, es sei ihnen allen eine Schande, daß diese Sache noch nicht beendigt sei, so daß man deutlich sieht, sie wollte dieselbe durch einen Meuchelmord beendigt haben, wozu sich Davison auf keine Weise verstand. Bei Gott betheuert er die Treue und Wahrheit seines Berichts und sagt in Beziehung auf einen Befehl, den er erhalten haben solle, die Vollmacht vor den übrigen Mitgliedern des geheimen Kabinets geheim zu halten (die es durch die Königin selbst alle wußten), oder dieselbe bis zur Zeit eintretender Gefahr bei sich zu behalten: „beides muß ich in aller Unterthänigkeit mit Ihrer Majestät allergnädigsten Erlaubniß schlechterdings leugnen." — „Wenn, sagt er dann, es Ihrer Majestät Meinung gewesen seyn sollte, daß Walsingham und ich allein die Absendung der Vollmacht an die Grafen besorgen sollten, so gestehe ich, daß ich dazu nie Lust gehabt, weil ich den Plan der Königin wohl kannte, so viel als möglich von dieser Last auf fremde Schultern zu wälzen, und mir bewußt war, daß meine Schultern sie nicht zu tragen vermöchten."

Der unglückliche Davison entging darum bei dieser rachsüchtigen Königin seinem Schicksal nicht. Diese, um rein zu scheinen, ließ Burleigh eine Zeitlang in scheinbarer Ungnade, Davison aber wurde in den Tower gesetzt, und die Richter verurtheilten ihn zu einer hohen Geldstrafe und Gefangenschaft, deren Dauer in die Willkür der Königin gestellt wurde. Die Königin sendete — zum Beweis ihrer Unschuld an Maria's Hinrichtung — dieses Urtheil an den König von Schottland. Davison,

für lange, treue Dienste so belohnt, fand Trost in seiner Unschuld und entbehrte doch nicht der Theilnahme seiner Freunde. Burleigh schrieb der Königin: „Ich halte es für schwer, einen gleich geschickten Mann für seine Stelle zu finden. Ihn bei Ihro Majestät schwerer Ungnade zu Grunde zu richten, würde ein größerer Verlust für Ihro Majestät seyn als für ihn." Der Graf Essex sagte der Königin, die besten Unterthanen in ihrem Reiche wünschten, daß sie sich selbst die Ehre anthun möchte, ihn wieder herzustellen. Er verwendete sich für ihn bei dem Könige von Schottland, und schlug ihn der Königin nach Walsinghams Tode zu dessen Stelle als den vorzüglichsten vor, denn sonst würde in wenigen Jahren keiner dieser Last sich unterziehen können. Die Königin selbst fand dies auch gegründet, scheute aber jetzt die Folgen, die seine Wiederanstellung in Schottland bewirken könnten. Von nun an fehlen Nachrichten über ihn. Die Schriftsteller jener Zeit, sagt die Biogr. brit., erhoben den Glücklichen und Großen und ließen den Unglücklichen, wie tugendhaft und würdig er auch war, in Dunkelheit. (*H.*)

Davisstrafse s. John Davis.

DAVITY, d'Avity, (Pierre), Sieur de Montmartin, geboren 1573 zu Tournon in Vivarais, lebte als königl. Kammerherr zu Paris und starb daselbst 1635. Seine Poesien sind vergessen, und die vermischten Werke, die er unter dem Titel: Les travaux sans travail. Par. 1599; 1602; Rouen 1609. 12. herausgab, haben ebenfalls ihre Bedeutung verloren. Bemerkenswerth ist dagegen seine Statistik aller Staten des Erdbodens, von den ältesten bis auf seine Zeit: Les estats, empires, royaumes, seugneries, duchez et principautez du monde, representez en ce livre par la description et situation des pays et moeurs tant anciennes que modernes des nations, les richesses des provinces, les forces, le gouvernement, la religion et la vie des princes, qui ont gouverné chacun estat etc. par le Sieur D. V. T. Y. (Davity). St. Omer 1621. Vol. II. 4. Par. 1625. fol. Lateinisch mit Zusätzen von J. L. Gothofried. Frankfurt a. M. 1629. Fol. Teutsch mit 107 Kupferstichen von Matth. Merian. Frankf. a. M. 1646; 1695. Fol.; diese letzte Ausgabe enthält 145 Kupfer und ist bis 1694 fortgesetzt. Erweitert und fortgesetzt erschien das Werk unter dem Titel: Le monde, ou la description generale de ses quatre parties etc. Ed. II. rev. corr. et aug. par Ranchin. Par. 1635. Vol. V. fol.; das fünfte, von Europa handelnde Vol. in 3 Tom.; die letzte (verballhornisirte) Ausgabe von Rocoles erschien zu Paris 1660 in 6 Fol.-Bänden; ein Auszug mit Zusätzen Genf 1665. Fol. Im Ganzen ist das Werk planlos, unkritisch und ohne Geschmack kompilirt, aber für die Zeit, in der es erschien, merkwürdig. Davity soll auch Verfasser der Origines de tous les ordres militaires et de chevalerie de la chretienté. Par. 1635. fol. seyn *). (*Baur.*)

DÅVÖ oder Davidsö, eine Insel mit Rittersitz, im See Galten, Kirchspiels Murktorp in der schwedischen Provinz Westmannland, benannt nach dem ersten christlichen Lehrer dieser Provinz, dem heil. David, der dort um 1060 aus England anlangte, ein Kloster und eine Kapelle, auch die Kirche Murktorp, in welcher er begraben wurde, erbaute. (*v. Schubert.*)

DAVOS [1]). Eines der sieben Hochgerichte des Zehn-Gerichten-Bundes im schweizerischen Kanton Graubünden. Hohe, gletscherreiche Alpen, über welche mehre Pässe führen, wovon indessen zu Winterszeiten nur vier fahrbar sind, trennen das Gebiet vom Unter- und Ober-Engadin, vom Prätigäu und von den Hochgerichten Klosters, Bellfort, Churwalden und Schanfick. Die ganze Landschaft, die einen Umfang von etwa 48 Stunden hat, bildet ein Hauptthal, das sich von N. O. nach S. W. ziehet und vier südostwärts laufende Nebenthäler, nämlich das Flüela- oder Flögiathal, das Dischmathal, das Sartigerthal, welches zu hinterst in zwei kleine Nebenthäler, das Kuhalpthal und das Dukanerthal ausläuft, und das ebenfalls in zwei Nebenäste sich spaltende Thal Monstein. Unter den Bergen sind die ausgezeichnetsten das schwarze Horn, das bis oben begraste Rinershorn, beide so wie die Spitze des Casannaberges mit herrlichen Fernsichten, der Alteinerberg, das Mittagshorn, das Thälihorn, das g'frorne Horn, das Dukaner Horn und das Schevenhorn. Ihre mittlere Höhe beträgt 4 bis 6000 Fuß über dem Meere. Die Gewässer bestehen aus mehren kleinen Bächen, die vereinigt den Namen des Davoser Landwassers führen, das sich unweit Filisur in die Albula ergießt, und aus sechs Seen. Von den letzten ist der große Davosersee ¾ Stunde lang und ¼ Stunde breit, reich an Gold- und Silberforellen und Trüschen (Gadus Lota *L.*). Der schwarze See, der kaum ¼ Stunde im Umfang hat, nimt seinen Ausfluß in entgegengesetzter Richtung des vorhin genannten Landwassers gegen Klosters in die Landquart. Zwei andere kleine, aber fischlose Seen sind auf dem Flüelaberg, und die beiden bei Erosa ergießen sich mit den beiden Bächen dieser Nachbarschaft in die Plessur. So schwach Erdbeben hier zu seyn pflegen, und so selten sich jetzt die vormals weit häufigern Erdschlipfe ereignen, desto häufiger zeigen sich Gewitter, Lauwinen und im Sommer Hagelwetter und plötzliche Anschwellungen verheerender Bergwasser. Das Ausspülen der Bergabhänge durch das Wasser erzeugt die vielen gefährlichen Tobel, die, mit Bergkanälen vergleichbar, bei Wassergüssen sich füllen, und wenn sie überströmen, die Ebene mit Wasser und Schutt bedecken. Rücksichtlich der außerordentlich merkwürdigen, geognostischen Beschaffenheit verweisen wir auf von Valär [2]), Ebel [3]) und von Salis [4]). Nur im Allgemeinen be-

*) Eloge par Rocoles bei der Ausg. von 1660. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. X. (von Weiß). Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 562. Meusels Lit. d. Statist. 2.

1) Der Verfasser einer der besten Schriften über Graubünden, betitelt: Die drei Bünde in Hohen-Rhätien. Berlin 1799, schreibt diesen Namen stets Davaß. 2) Topographische Beschreibung der Landschaft Davos, von Herrn Landammann Jacob von Valär daselbst im neuen Samler für Bünden. Herausg. v. der ökonom. Gesellschaft. Chur 1. S. 3. 3) Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. 3. Aufl. Zürich 1809. II. S. 54—70. 4) Die Landschaft Davos von

merken wir, daß die Berge reich an Erzen sind, namentlich an Silber, Bleiglanz, Gallmay, Eisenstein, Kupferkies, goldhaltigen Schwefelkiesen u. dgl. m. Aus einer Urkunde vom Jahre 1477 geht hervor, daß schon damals Bergbau in Davos betrieben ward. 1609 hatte Östreich, das zu dieser Zeit das Bergregal besaß, einen Inspector und Bergrichter in der Person eines gewissen Christian Gadmer zu Davos bestellt. Seit 1805 wurde der bergmännische Betrieb des Blei- und Zinkbergwerks wieder begonnen. Die Ausbeute wird dadurch vermehrt, daß die häufig mit dem Bleiglanze einbrechende Blende durch Röstung auf Zink benutzt wird. Die Reduction geschieht in Klosters und die Auswalzung des Metalls zu Zinkblechen in Chur, wo man auch seit kurzem Messing daraus erzeugt [5]). Mineralquellen gibt es mehre in der Landschaft, z. B. bei Spina (Spien), besonders in dem Sartigerthal [6]), das auch durch einen schönen Wasserfall ausgezeichnet ist. Nicht weniger mannigfaltig sind die Produkte des Thierreichs, worunter Bären, Wölfe, Gemsen, Füchse, Eichhörner, Fischottern, rothe und graue Hasen, Rehe, Luchse, wilde Katzen, Eidechsen, Schlangen, mehre merkwürdige Vögel, Insekten und Murmelthiere Erwähnung verdienen. Um der Ausrottung der letzten vorzubeugen, hat man gesetzliche Vorschriften erlassen. Ein Gleiches ist in Ansehung der Enzianwurzeln geschehen. Die Wälder, die von den vielen Ziegen (Gaissen) leiden, doch aber schon von Alters her Privateigenthum und mithin keine Gemeindewaldungen sind, bestehen aus Rothtannen, Lerchen, Arven (*Pinus Cembra L.*) u. s. w. Das Hauptprodukt des Pflanzenreichs ist aber das treffliche Bergheu der zahlreichen Alpen, Alpenwiesen und Bergweiden, in der Landessprache Azungen und Sömmerungen genannt, wogegen das zwar äußerst gesunde, dennoch aber rauhe Klima dem eigentlichen Feldbau ziemlich enge Schranken setzt, da er nur Gerste, Roggen, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, weiße, gelbe und rothe Rüben und Blatten (*Rumex alpinus L.*) gestattet [7]). Dafür sind die in besondern, zerstreut liegenden Sennthümern betriebene Alpenwirthschaft, die Säumerei und die Viehzucht äußerst beträchtlich. Der Viehhandel nach Italien und Tyrol, durch zwei Viehmärkte belebt, gehört zu den Hauptnahrungszweigen. Außerdem bilden Butter, rohe Häute, Wildprett, Fische und Eier Ausfuhr-, so wie Roggen, Salz, Wein, Branntwein, Obst, Hanf, Colonialwaren u. s. w. Einfuhrartikel. Zum Beweise, wie gesund das Klima ist, kann wol der Umstand dienen, daß die Einwohner mehrentheils ein hohes Alter erreichen, weswegen Greise von 70, 80, 90 Jahren und darüber gar nicht selten sind. Der Davoser ist stark, wohlgewachsen, flink und ausdauernd bei mühsamer Arbeit. Er hat vielen Mutterwitz, Schlauheit, eigenthümliche Sitten und Gebräuche [8]). Schade, daß seit einigen Jahren er dem Beispiel der Engadiner nachahmt und häufig als Conditor (Schweizer) ins Ausland zieht. Er spricht teutsch wie die Nachbaren in Wallis. Eine nicht geringe Anzahl von Davosern hat sich berühmt gemacht und ist in auswärtigen Kriegsdiensten zu hohen Ehrenstellen gelangt. Selbst bekannte Schriftsteller, wie z. B. Johann Guler von Weineck (geb. 1562, gest. 1637) und Fortunat Sprecher von Bernegg (geb. 1584, gest. 1647) stammen aus diesem Theile von Graubünden.

Alle bündenische Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß im Jahre 1233 einige oberwalliser Jäger des Freiherrn Walther IV. von Vatz diese Gebirgslandschaft entdeckt und ihr dem Namen Davos, d. h. dahinten, hinter den Bergen [9]), beilegten. Sie erhielten die Erlaubniß, sich mit ihren Angehörigen daselbst anzusiedeln, weswegen diese Thalleute noch in einer Urkunde vom St. Agathentage 1438 „Walser" genannt werden. Diese ihre nahe Verwandtschaft mit den Oberwallisern läßt sich auch durch gleiche Geschlechtsnamen in beiden Ländern darthun. Nach Erlöschung der Freiherrn von Vatz gerieth Davos unter die Herrschaft der mächtigen Grafen von Toggenburg, und erst im Jahre 1463 nach dem Tode des Grafen Friedrich trat es mit dem Prätigäu in einen gemeinschaftlichen Bund, den Zehn-Gerichten-Bund, zusammen. Damals war ein Beeli Landammann, dessen Vorfahr Wilhelm Beeli im Hofe zu den ersten Ansiedlern gehört hatte. Nach und nach gelangte Davos an den Grafen von Montfort, an die Familie von Mätsch und von Östreich, von welchem es sich erst 1649 loskaufte. Als erstes Hochgericht im Zehn-Gerichten-Bunde genießt die Landschaft besondere Vorrechte. Die Grundlage ihrer Freiheiten enthält der Lehenbrief, den Hugo von Werdenberg und Johann Donat von Vatz am 18. Tage Bartholomä 1289 ihr verliehen [10]). Das Länd-

Karl Ulysses von Salis-Marschlins in der Alpina. Winterthur 1806. I. S. 54—70. 5) S. von Valär a. a. O. über den Bergbau in Bünden, von Karl Ulysses von Salis-Marschlins im neuen Samler für Bünden. Chur 1806. II. S. 491—562. Zustand der Bergwerke im Kanton Graubünden in C. Bernoulli's schweizer. Archiv für Statistik. Basel 1827. I. S. 54. 6) Rüsch, Anleitung zum richtigen Gebrauche der schweizerischen Mineralwasser. Ebnat 1826. II. S. 210.

7) Wichtige und beachtenswerthe Winke über Klima und Landwirthschaft von Davos findet man in K. Kasthofers Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Susten, Gotthard, Bernardin u. s. w. Aarau 1822. S. 149 und in dessen Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig, Bragel, Kirenzenberg und über die Flüela, den Malogia und Splügen. Bern 1825. S. 124. 134.

8) S. Kasthofer a. a. O. Etrennes helvétiennes pour l'année MDCCCXVIII. Vevey. in 8. p. 241—259, wo ein interessanter Brief von Heinrich Bullinger an Johann Pontisella, ins Französische übersetzt und mit erläuternden Noten versehen, abgedruckt steht. 9) Fondation du bourg de Davos, dans les Grisons im Conservateur Suisse. Lausanne 1815. Tome II. p. 123. Joh. Ulr. von Salis-Seewis Sohn sagt im Schweizer Geschichtsforscher I. S. 263: Davòs bedeute „die innere Gegend" und komme a. d. lat. de post. H. L. Lehmann in der Republik Graubünden historisch-geographisch-statistisch dargestellt. Brandenburg 1799. II. S. 6. behauptet: Die Barone von Vatz sagten zu ihren Jägern: „Giain aint Davoas" und übersetzt dies „eamus ulterius ad loca interiora post montes sita" Bridel im Conservateur Suisse l. c. p. 473 Note 20. erinnert, daß „dans le patois Fribourgeois d'*Avo* veut dire là-bas; ce mot vient du vieux terme *Val*, au pluriel *Vaux*, qui signifie, vallée." 10) Der Verf. des in der ersten Note angeführten Werkes nennt S. 5. diese Urkunde einen Freiheitsbrief und sagt, daß derselbe dem spätern von 1438 zur Grundlage gedient habe. —

chen hat eine eigene obrigkeitliche Verfassung und besetzt zwei Stellen im großen Rathe des Kantons. Mit der wohlgeordneten Armenpflege halten die Schulen nicht gleichen Schritt, deren schlechte Beschaffenheit selbst einheimische Schriftsteller tadeln.

In klimatischer Beziehung wird das Ganze, wie die meisten Alpenthäler, rücksichtlich der Lage gegen die Sonne in zwei Theile getheilt. Man nennt, was dem Laufe des Landwassers zur rechten Hand liegt, die Sonnenseite, das übrige dagegen die Litze, d. h. die Schattenseite. In politischer Hinsicht zerfällt das Hochgericht in den obern und in den untern Schnitt und in die Gemeinde Erosa (Arosa, Urosa, 4230 Fuß über dem Meere), die außerhalb der natürlichen Grenzen der Landschaft Davos westlich und von derselben durch den Kummerberg getrennt liegt. Jeder Schnitt hat sieben Nachbarschaften, deren Namen folgen:

A. Im obern Schnitt. Nachbarschaften.	B. Im untern Schnitt. Nachbarschaften.
1) Kircher Oberschnitt.	1) Kircher Unterschnitt.
2) Seewer Sonnenhalb.	2) Brüch und Siebelmatte.
3) Seewer Litzhalb.	3) Sartig mit Glavedell (5650 F. über d. Meere).
4) Dischma.	4) Langmatte.
5) Flüela (5900 F. über d. Meere).	5) Glaris (3440 F. ü. d. M.).
6) Meyerhof.	6) Spina (Spien).
7) Ober- und Unter-Laret.	7) Monstein (4600 F. üb. d. M.).

Sämtliche Bewohner, an 2000 an der Zahl, schon seit 1527 der reformirten Religion zugethan [11]), bilden sechs Kirchengemeinden oder sogenannte Kirchhören. Die Kirchen sind: 1) St. Johann, am Platze, Hauptkirche; 2) St. Theodor, im Dörfli, mit einem Kirchlein im untern Laret; 3) die Frauenkirche zu Sibelmatte, deren Filial die Alpkirche im Sartigthal ist; 4) St. Nicolas auf Glaris; 5) die Kirche zu Monstein und 6) die Kirche zu Erosa.

Davos oder Am Platze ist der Hauptort des Hochgerichts. Bei der Kirche, deren Pfarrer den Titel eines Antistes führt, da wo die Landsgemeinde gehalten wird, ist die Grenze der übrigens in allen Gerechtsamen völlig gleichen Ober- und Unter-Schnitte. Der Ort, 4360 Fuß über dem Meere, hat Jahrmarktsrechte. Im äußerst einfachen Rathhause, das gleichzeitig als Herberge dient, versammelt sich der große und kleine Rath der Landschaft Davos, dann alle Jahre der Bund der Zehn-Gerichte und alle drei Jahre der allgemeine Bundestag von Graubünden. Der Sitzungssaal zeichnet sich blos durch alterthümlich bemalte Glasscheiben aus [12]). Auch werden auf dem Rathhause Wolfsgarne aufbewahrt und außen an demselben sind über dreißig Wolfsköpfe und Rachen angenagelt [13]). Das musterhaft geordnete Archiv ist sehenswerth. Es werden darin dreierlei Arten von Urkunden und Statsschriften aufbewahrt, je nachdem sie entweder den Kanton (die gemeinen Lande), oder den Zehn-Gerichten-Bund, oder endlich nur die Landschaft Davos betreffen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Davoust s. Eckmühl.

DAVUS, nach Strabo so viel wie Dacus, Dacier; bei den Römern ein Sklavenname wie Getha, Thrax, Syrus u. a. Bei den Lustspieldichtern hat er die Rolle, welche die Neueren dem listigen, zu allen Intriguen bereiten Bedienten ertheilt haben. Von dem bei Terenz in der Andria schreibt sich die sprüchwörtliche Redensart her: ich bin ein Davus, kein Oedipus (Act 1. Sc. 2.), weil sich der Schelm einfältig stellte, als ob er nicht errathen könnte, was der alte Simo von ihm wollte. (*H.*)

DAVY, eine der von Parry benannten nördlichen Georgsinseln im Polarmeer, im S. W. von Lowther (74° 38′ Br. 277° 50′ L.) gelegen. (*Leonhardi.*)

DAVY, Sir Humphry, einer der berühmtesten, um Wissenschaft, Kunst, Leben und Stat verdientesten, engländischen Naturforscher unserer Zeit, welcher besonders in der Chemie Entdeckungen machte, die in ihrer Art gleiche Epoche bilden wie früher jene von Lavoisier, war der Sohn eines Bildschnitzers, Robert Davy, der ein kleines Gut an den Ufern der St. Michaelsbay besaß. Humphry ward ihm am 17. Decbr. 1779 zu Penzance in der Grafschaft Cornwallis geboren.

Den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte Davy in seinem Geburtsorte und unfern davon in Dr. Cardew's Schule zu Truro. Daneben beschäftigte er sich mit Jagen, Fischen und Fertigung von Versen, welche er seinen Mitschülern mit Begeisterung vordeclamirte.

Nach Penzance zurückgekehrt, begann er, 15 Jahre alt, seine Lehrzeit als Apotheker, ward aber aus derselben unter nichtigen Gründen in seinem 18. Jahre entlassen. Um diese Zeit entstanden seine Ode an den Berg St. Michael und sein Gedicht auf Monbray, zwei seiner besten poetischen Leistungen. In seinen Stanzen, die erst später mit bedeutenden Abänderungen und unter dem Titel: „das Leben" herauskamen, versenkte er sich in alle Abstraktionen des Pantheismus.

Nach Lesung von Lavoisiers Schriften entschied sich endlich Davy für die Chemie und verband sich mit Beddoës, der ihn 1799 an die Spitze seiner zu Bristol errichteten medizinischen Anstalt (die Pneumatic-Institution) stellte.

Seine erste Entdeckung war die des Stickstoffprotoxyds, einer Gasart, welche bekanntlich auf diejenigen, welche sie athmen, außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Durch die Analyse der Salzsäure, sowie durch seine Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxyde, or dephlogisticated nitrous air and its respiration. London 1800. 8. (verteutscht

---

Kasthofer a. a. O. theilt Bruchstücke aus diesem Briefe mit, und Joh. Ulr. von Salis-Seewis Sohn, in seinen im Schweizer Geschichtsforscher 1. S. 250 abgedruckten Nachrichten über das Geschlecht derer von Vatz, zieht diese Urkunde S. 263 und 293 besonders an. 11) Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im 16. Jahrh., nebst einem Abrisse der Geschichte der Reformation in Graubünden. Aus dem Engl. des Thomas M'Crin, Dr. D. G., herausgeg. von Dr. G. Friederich. Leipz. 1829. S. 310. 12) Kasthofer a. a. O.

13) J. R. Steinmüller, neue Alpina. Winterthur 1821. I. S. 370.

mit Zusätzen und einem Anhange (von Fr. Nasse) in 2 Theilen. Lemgo 1812 u. 1818. 8.), und durch den Beifall, welchen seine Lehrvorträge in Bristol fanden, ward Davy dem berühmten Grafen Rumford, damaligem Director des königl. Instituts zu London, auf das vortheilhafteste bekannt. Dieser berief ihn als Professor der Chemie an das Institut, wo seine Vorlesungen mit Enthusiasmus gehört wurden. — Im Jahr 1803 ward er Mitglied der königl. Gesellschaft zu London und im Jahre 1806 deren Secretär.

In London benutzte er die kostbaren Apparate, um Ritters Entdeckungen über die chemische Thätigkeit der Electricität weiter zu verfolgen, und die Experimente, zu welchen er dadurch veranlaßt wurde, gleichwie die scharfsinnigen Folgerungen, die er aus denselben zog, begründeten eine Theorie, welche bald als die einzige anerkannt wurde, von der man bei dem Studium der Chemie ausgehen könnte. Davy wurde Begründer der electro-chemischen Theorie. — Auch ward seiner Abhandlung: Über die chemische Thätigkeit der Electricität (sur le Mode d'action chemique de l'electricité), welche er in einer Sitzung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Paris vorlas, im Jahre 1807 der Jahrespreis des französischen Instituts zuerkannt; er selbst aber 1817 auswärtiges Mitglied dieser Akademie.

Indeß blieb Davy mit seinen Forschungen nicht bei einem einzelnen Zweige der Wissenschaft stehen, sondern bediente sich auch anderer wichtiger Hilfsmittel, die sein Genie geschaffen hatte, um seine Erfahrungen nach allen Seiten auszudehnen. So enthüllte er die zusammengesetzte Natur der Kalien und Erden und bewies, daß die Soda und die Pottasche, deren Zusammensetzung bisher noch unbekannt war, nichts seien als Metalloxyde, die er durch große Voltasche Batterien zersetzte; so zeigte er, auf diese Analogie sich stützend, auch die Metallität der kalischen Erden 2c.

Wenn Davy's Untersuchungen über die Natur des Feuers keine allgemeine Zustimmung fanden, so verdankt ihm doch die Humanität eine der größten Segnungen, indem er die Eigenschaft der Metalldrahtgewebe, dem Umsichgreifen der Flamme zu wehren, erkannte und durch den Gebrauch, welchen er von dieser Entdeckung bei seiner Berg- und Sicherheitslampe machte, den Berg- und Hüttenmann vor einer stets drohenden Gefahr der Grubenwetter beschützte (vergl. den Art. Lampe). — Auch lieferte er eine vortreffliche Agriculturchemie und eine vorzügliche Methode zur Analyse der Bodenarten. — Überhaupt verstand Davy allgemeine Gesetze stets von vereinzelten Thatsachen abzuleiten, und diese Gesetze dienten dann andern Gelehrten wieder zur Grundlage neuer Forschungen. So enthalten seine Beobachtungen über die Strömungen im leeren Raume die Hauptsätze, von denen wir bei der Erklärung der Aurora borealis ausgehen. Ebenso wichtig sind die beiden von ihm aufgefundenen Gesetze über die Leitungsfähigkeit der Metalle. Von der Admiralität beauftragt, die Ursachen der Oxydation oder Verrostung des Kupfers an den Schiffsbeschlägen zu untersuchen, gab er bald eine Lösung dieser Aufgabe, die von gleich praktischem und theoretischem Werthe ist, indem er mit den Ursachen der Verrostung auch die Mittel nachwies, derselben zu begegnen oder zuvorzukommen. Nach ihm sichert nämlich ein einziger Gran Zink, ein kleiner eiserner Nagel einen ganzen Quadratfuß Kupfer vor Oxydation; doch muß hiebei ein gewisses Verhältniß getroffen werden, damit nicht durch zu viel schützendes Metall das Kupfer zu sehr negativ werde und sich keine Erdschicht darauf ablagere, in der sich Muscheln und Seepflanzen festhängen, welcher Übelstand unbeseitigt blieb. — Auch sollten die Davyschen in Neapel 1818 gemachten Versuche, Herkulanische Bücherrollen (s. den Art. Bibliolithen) durch chemische Mittel zu entwickeln und das Aufgerollte zu entziffern, nicht gelingen!

Durch seine Gattin, eine Miß Apreece, wurde Davy 1812 zwar ein reicher, doch kein sehr glücklicher Ehegatte. — Er starb kinderlos.

Im J. 1818 wurde Davy von seinem Könige zum Baronet erhoben und 1820 nach dem Ableben Banks Präsident der königl. Societät zu London, gab aber nun seine Professur auf und trat, um mehr sich und der Wissenschaft zu leben, in den Privatstand zurück. Fast alle gelehrten Gesellschaften Europa's hatten ihn zu ihrem Mitglied erwählt.

Allein seine wankende Gesundheit, sowie manche Unannehmlichkeiten, die er während seiner Präsidentschaft erlitten, bestimmten ihn, auch diese an Gilbert abzugeben und 1828 das vaterländische Klima abermals mit dem mildern von Italien zu vertauschen. Auf dieser Reise verschlimmerte sich jedoch sein Übelbefinden immer mehr, bis er in seinem 50. Lebensjahre zu Genf, wo er schon 1814 einige Zeit gelebt hatte, wiederholten apoplectischen Anfällen erlag.

H. Davy's Laufbahn war glänzend, ja blendend; schade, daß sie es bis an das Ende seiner Tage nicht ganz in gleichem Grade blieb! — Über dessen Lebensumstände vergl. Revue encyclopédique 1829. — Cuviers Gedächtnißrede auf H. Davy. 1829. — Kastners Proteus 2c. Erlang. 1829. I. 2c. — Einiges aus dem Leben H. Davy's in Buchners Repertor. f. d. Pharmacie. XXXIII, 1. S. 161 2c. — The annual biography and obituary. Lond. 1830. p. 39 etc. — Memoirs of the life of *Sir H. Davy* etc.; By J. A. Paris. Lond. 1830. 8.; teutscher Auszug daraus im Tageblatte: das Ausland, 1831. Nr. 110 2c. S. 439 2c.; Nr. 120. S. 479 2c. und im Literaturblatte des Morgenblattes für gebild. Stände. 1831. Nr. 71. S. 281 2c. — Sir H. Davy, Versuch einer Lebensbeschreibung von Dr. O. B. Kühn in d. Zeitgenossen 2c. Leipz. 1831. III, 3. S. 1 2c.

Außer seinen obigen Druckschriften hat Davy noch folgende hinterlassen, worin zum Theil die Eigenthümlichkeit seines Geistes und seiner praktischen Behandlung höherer Zweige der Wissenschaften lebendig hervortritt.

Einen Abriß seiner Vorlesungen über d. Chemie in d. königl. Institut 1802. 8.

Elements of chemical philosophy. Lond. 1812. 8. Französ. von van Mons. 2 Theile. Brüssel 1813. 1816. 8. Teutsch von Fr. Wolff. Berl. 1814. 8.

Elements of agricultural chemistry. Lond. 1813. 4. 1814. 8. Französ. von Balos. 2 Bände, Paris 1819,

und von Marchais de Migneaux. Ebendas. 1820. 12. Teutsch von Fr. Wolff. Berl. 1814. 8.

H. Davy's Beiträge zur Erweiterung des chemischen Theils der Naturlehre; a. d. Engl. übers. von Fr. Wolff. Berl. 1820. 8.

Davy's ohne dessen Namen erschienene Schrift über eine seiner Lieblingsbeschäftigungen: die Fischerei und das Angeln, führt den Titel: Salmonia or the days of fly-fishing etc.

Auch fand man unter dessen hinterlassenen Papieren eine jetzt erst abgedruckte Schrift: Consolations on travels, or the Last Days of an Philosopher. Lond. 1830. 8., die höchst anziehend und gemüthvoll seyn soll.

Übrigens sind in den Philosoph. Transactions, im Philos. Magaz. und in ausländischen Gesellschafts- und Zeitschriften noch viele treffliche Abhandlungen von ihm, wie dort unter andern dessen Untersuchung über die Schützung der Metalle durch electrochemische Mittel (teutsch von Marx in Schweigger-Seidels Jahrb. der Chemie u. Ph. 1829. Heft 8. S. 434 ꝛc.) niedergelegt worden, davon die meisten in den Annales de Chimie et de Physique ins Französische, und hier und da in unsern Journalen ins Teutsche übersetzt sich vorfinden.

Noch stattete H. Davy kurz vor seinem Abscheiden der Roy. Society zu London Bericht ab über Versuche mit dem Zitterrochen, dessen Schlag weder auf das Electrometer, noch auf den Magneten einwirkten, der bekanntlich, nach Örsted, durch die galvanische Kette in Bewegung gesetzt wird. Davy schließt daraus, daß die animalische Electricität, welche in jenem Rochen so sehr ausgebildet ist, ihrer Natur nach sowol von der gemeinen Contact-Electricität, als auch von der Metallelectricität verschieden seyn dürfte (vergl. Schweigger-Seidels Jahrb. ꝛc. III, 1.). (*Th. Schreger.*)

DAVYA. So hat Candolle (Prodr. III. p. 105.) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Melastoneen und der ersten Ordnung der 13. Linnéschen Klasse nach dem rühmlichst bekannten Chemiker Sir Humphry Davy genannt. Char. Der Kelch glockenförmig-trichterförmig; fünf oder sechs Corollenblättchen; die Staubfäden schnabelförmig, mit einem Löchlein und einem langen, einfachen, oder zwei- bis dreispaltigen Sporne; der Griffel fadenförmig; die Samenkapsel fünffächerig. Die vier von Candolle aufgezählten Arten, *D. paniculata* Cand. l. c., *D. glabra*, *D. guianensis* Cand. (l. c., Mém. sur la fam. des Mélast. p. 18. t. 3.) und *D. peruviana*, sind südamerikanische (die beiden erstgenannten wachsen in Brasilien, die dritte ist, wie der Name lehrt, in Guiana, die vierte in Peru einheimisch) Bäume und Sträucher mit eiförmigen, fünfnervigen Blättern und gelben Doldentrauben oder Rispen. (*A. Sprengel.*)

DAWA, Dorf in Nubien am Nile, nördlich von Shendy liegend. Das Nilthal erweitert sich hier zu einer mehre Meilen breiten Ebene, welche mit Gras und Akazien bewachsen ist. Die Dschalein Araber durchziehen diese Gegend mit ihren Heerden; einige von ihnen bauen viele Zwiebeln und versehen damit den Markt in Shendy. (*L. F. Kämtz.*)

Dawara s. Gallas.

DAWE oder Dawes, geb. in England um 1750, und blühend zu London um 1780, war ein geschickter Zeichner und Kupferstecher in schwarzer Kunst; er hat mehrentheils nach engländischen Malern gestochen. Einige seiner vorzüglichen Blätter sind: Ulysses von Kalypso in den Wald geführt nach Angelika Kaufmann gr. Fol. 1776. Rinaldo und Armida nach Rich. Cosway gr. Querfol. 1780. Die Austerhändlerin nach G. H. Morland gr. Fol. 1769. u. a. (*A. Weise.*)

DAWIDOW, 1) Davidsstadt, eine vormalige Kreisstadt im Pinsker Kreise des russischen Gouvernement Minsk, am Sluck, mit 3 Kirchen, 1 Kreisschule, 335 Häus. und mit 3200 Einwohnern, welche Landwirthschaft und städtische Gewerbe treiben. (*Petri.*) — 2) D., eine im J. 1788 an der ehemaligen Grenze von Schweden angelegte, kleine, gegenwärtig verfallene Festung im Wilmarstrander Kreise der russischen Statthalterschaft Finland, mit 1 Kirche, einigen Krongebäuden und hölzernen Häusern. (*H.*)

DAWSONIA. Diese Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Laubmoose und der 24sten Linnéschen Klasse, benannte Robert Brown (Linn. transact. X. p. 316. t. 23. f. 1., *Flinders* voyage app. III. p. 573.) nach seinem um die Kenntniß der Moose und Tange hochverdienten Landsmanne Dawson Turner. Der Gattungscharakter ist folgender: die Kapselmündung und das Säulchen sind mit zahlreichen, geraden Wimpern besetzt; die Kapsel ist schief; die Haube außen zottig, innen häutig, halbirt. Die einzige bekannte Art, D. polytrichoides *R. Br.* (l. c., *Hook.* musc. exot. t. 162., *Schwägr.* suppl. II, 1. 175. t. 150.) ist ein Laubmoos, welches dem gewöhnlichen Polytrichum commune täuschend ähnlich ist und sich nur durch den Gattungscharakter unterscheidet. Es wächst bei Port Jackson in Neuholland an schattigen Bächen. (*A. Sprengel.*)

DAX, Aqs (43° 42′ 23″ Br., 16° 36′ 5″ L.), Hauptstadt des gleichnamigen Kantons und Bezirks in dem franz. Dep. der Haiden (des Landes), in einer Ebene am linken Ufer des Adour, über welchen eine steinerne Brücke in die jenseits gelegene Vorstadt Sablar führt. Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, ist mit Mauern, Graben und einem Walle umgeben und gut gebaut, mit steinernen Häusern in geraden, breiten Straßen. Sie hat ein ziemlich festes Schloß, 1 Kathedrale, 6 Kirchen, 1 Hospital, 1046 Häus. und 4398 Einw. [1]), welche besonders nach Bayonne einen lebhaften Produktenhandel treiben. In der Mitte der Stadt ist ein großes ausgemauertes Bassin, in welchem aus der Erde das Wasser warm und dampfend hervorsprudelt und auf der Oberfläche eine Wärme von 49°, an der Quelle 56° R. hat; unmittelbar vor der Stadt sind 4 warme (56°) Mineralquellen, von denen eine zum Trinken, die übrigen zum Baden gebraucht werden. Wegen dieser Mineralwasser war

1) Nach dem Alm. roy. von 1818, in dem Weimar. Handb. Bd. VIII. S. 623. Nach Volger S. 463. aber 4500 Einwohner.

die Stadt schon zu den Zeiten der Römer berühmt [2]); seit dem 10. Jahrh. Hauptstadt der gleichnamigen Vicomté, welche Karl VII. i. J. 1451 mit Frankreich vereinigte, wurde sie später Hauptort der Landschaft des Landes in Gascogne, und Sitz eines besondern Gouverneurs und eines Bischofs mit 18000 Liv. Einkünfte, welcher unter dem Erzbischof von Auch stand. — Der Bezirk Dax umfaßt 41,76 Q. Meil. mit 87000 Einw. in acht Kantonen: Castets [3]), Dax, Montfort, Peyrehorade, Pouillon, St. Esprit, St. Vincent de Tirosse und Soustons mit 112 Gemeinden, und erstreckt sich längs der Küste des atlantischen Oceans bis zum Departement der Niederpyrenäen.

(*Leonhardi.*)

DAXABON, Dajabon oder Massacre, ehemaliger Grenzfluß des franz. und spanischen Antheils von S. Domingo, welcher sich auf der Nordküste Hayti's unter 90° 50′ nördl. Br., 305° 50′ östl. L. in die große Manzenillabai mündet *). Er läuft in einer nördlichen Richtung, nimt den Capotillo auf, ist sehr fischreich und ziemlich breit, aber nur 5 bis 12 Fuß tief. An demselben liegt (19° 32′ nördl. Br., 305° 51′ östl. L.) die Stadt und das Kirchspiel Daxabon oder Dajabon mit ungefähr 4000 Einw., und nördlich von dieser Stadt sind die gleichnamigen Savannen. (*Leonhardi.*)

DAXLANDEN, sonst Dasslan, kathol. Pfarrdorf am Rheine im großherzogl.-badenschen Landamte Karlsruhe, ½ teutsche Meil. westlich von der Residenz, mit 1150 Einw., wovon etwa 30 evangelisch sind, 1 Kirche, 1 Pfarrhause, 1 Schule, 160 Wohnhäus., über 300 Nebengebäuden, einer starkbenutzten Rheinüberfahrt, einer guten Pferdezucht und einer Rheingoldwäscherei.

(*Th. A. Leger.*)

DAXWEILER, Marktflecken in dem Kreise Kreuznach des preuß. Regirungsbezirks Coblenz. Er hat mit den Eisenwerken Alte- und Neuehütte und Rheinbellerhütte über 400 Einwohner. (*H.*)

DAY, Thomas, Esq., aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie zu London den 22. Juni 1748 geboren. Kaum 13 Monate alt verlor er seinen Vater, wurde zuerst auf dem Lande in einer Kinderschule, dann in Charterhouse zu London erzogen und ging im 16. Jahre nach Oxford, wo er drei Jahre den Studien oblag. Um mit den Rechten und Gesetzen seines Vaterlandes bekannt zu werden, begab er sich nach Middle-Temple in London, fing an zu advociren, entsagte aber bald für immer dem öffentlichen Geschäftsleben, ging auf Reisen und hielt sich längere Zeit in Frankreich, Holland und den Niederlanden auf. Wo er hinkam, zeichnete er sich durch seine leutselige Menschenliebe und Großmuth aus. Im Besitz eines ansehnlichen Vermögens beschloß er, seine Tage in Ruhe auf dem Lande zuzubringen. Zuerst bewohnte er ein Landgut in Essex, dann in Surrey, beschäftigte sich viel mit landwirthschaftlichen Versuchen, wozu er die Armen aus der Nachbarschaft gebrauchte, verlor aber schon den 28. September 1789 durch einen Pferdesturz sein Leben. Er war ein liebenswürdiger Sonderling, ein Mann, der bei mancherlei unschädlichen Eigenheiten sich durch seine Herzensgüte, thätiges Wohlwollen und seine freigebige Beförderung jedes Guten, verbunden mit einem hellen Geiste und vielerlei nützlichen Kenntnissen, allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Die Bequemlichkeiten des Lebens waren ihm unbekannt und sogar lästig, wenn sie seiner Freiheit Eintrag thaten, und verhaßt, wenn sie ihm bei seinem Bestreben, menschliches Elend zu verhindern, in den Weg traten. Seine Reisen machte er öfters zu Fuß, weil er auf diese Art den leichtesten Weg zu finden hoffte, sich vertraut und ungefesselt in die geringern Klassen zu mischen; denn das Bestreben, sich nicht nur diesen, sondern überhaupt der Welt recht nützlich zu machen, beschäftigte seit seinem 21. Jahre seinen Geist am meisten. Reine Liebe zu seinem Vaterlande und einen unvertilgbaren Haß gegen jede Art von Tyrannei äußerte er bei jeder Gelegenheit, und besonders reizte der Krieg gegen die Amerikaner und die Sklaverei der Neger seinen Unwillen. Er trat den Associationen unabhängiger und patriotischer Männer bei und gab in Beziehung auf diese Angelegenheiten einige, mit edler Wärme und Vaterlandsliebe abgefaßte, politische Schriften heraus. Außer seinem Vaterlande wurde er am bekanntesten durch das lehrreiche, für Kinder bestimmte Mährchen: The history of Sandford and Merton, a work intented for the use of children. Lond. 1783—89. Vol. III, 12.; teutsch von Campe. Braunschw. 1788. 8. Franz. von Berquin. Day zeigt darin ein vorzügliches Talent, edle Lehren und Gesinnungen in die Form des Gesprächs und der Erzählung einzukleiden, doch bemerkt man an den mehr theoretischen als praktischen Ideen des Verfassers, daß er selber keine Kinder hatte. Auch als Dichter zeichnete er sich durch seine edeln Gesinnungen für Gemeinwohl aus, unter andern durch zwei feurige und geistvolle Gedichte: The devoted legions, und the desolation of America; den meisten Beifall fand jedoch sein zuerst 1773 erschienenes, gegen die Sklaverei der Neger gerichtetes, größeres Gedicht: The dying Negro, der sterbende Neger, ein Gedicht von Th. Day, englisch, mit einer freien, poetischen Übersetzung. Leipz. 1798. 8. m. Kpf. Unter mehren Gedichten, welche über die Abschaffung des Sklavenhandels im Druck erschienen, ist dieses, an dem auch Day's Freund Bicknell Antheil hatte, eines der vorzüglichsten. Unter die Dichter vom ersten Range kann Day nicht gestellt werden, aber was er dichtete, zieht an durch lebhafte Bilder, Stärke und eine edle Gesinnung *). (*Baur.*)

2) Aquae Tarbellicae — Hauptstadt der Tarbeller in Gallia Aquitanica, auch Aquae Augustae (bei Ptolem.) s. dies. Art. Thl. V. S. 23. 3) Castets, Marktfl. mit 214 H. u. 1065 Einw., von Fichtenwäldern umgeben, welche sich nördlich von Dax bis zum Meere erstrecken.

*) S. die Charte von Hayti in dem 1. Thl. der II. Sect.

*) *Keirs* account of the life of Th. Day. Biogr. brit. (von Kippis). Vol. V. — Th. Day; das Leben eines der edelsten Männer unsers Jahrh., von J. J. C. Timäus. Nebst dessen Gedicht: der sterbende Neger und einem Fragment über den Sklavenhandel. Leipz. 1798. 8. m. Kpf. Was R. L. Edgeworth in seinen Memoirs. Lond. 1820. 8. von Day's Eigenheiten erzählt, ist übersetzt im Morgenblatt. 1820. Nr. 267—272.

DAYAKS oder Biadjos heißen die Bewohner der Gebirge im Innern von Borneo, von denen mehre Gelehrte glauben, daß sie zu dem Malaienstamme gehören [1]), wie dieses ältere Sprachproben zu beweisen scheinen [2]) und neuere Untersuchungen, welche die Engländer während der Occupation der holländischen Colonien anstellten, sehr wahrscheinlich machen [3]). Dieser Menschenstamm ist fast ganz unbekannt, und unsere wenigen Kenntnisse verdanken wir den Bemerkungen des holländischen Reisenden Palm (1779), welche Radermacher in seiner Beschreibung von Borneo mittheilte [4]). Sie besitzen keine Regirung, sondern leben Familienweise mit ihren Sklaven in großen hölzernen Hütten, in denen sich oft hundert Personen befinden; einzelne Zweige der Familie haben in diesen besondere Zellen. Den Schöpfer, welchen sie Dewatta nennen, scheinen sie durch durch keinen Cultus zu verehren; in desto größerer Achtung stehen die Zauberer, welche sie vor jedem Unternehmen zu Rathe ziehen. Für die benachbarten Königreiche sind die Dayaks ein wahrer Schrecken. Jedes Mitglied dieses Volkes hält es für eine Ehrensache, auf nicht zu seinem Stamme gehörige Menschen Jagd zu machen, den abgeschnittenen Kopf in sein Dorf zurückzubringen und in seiner Hütte als Trophäe aufzustellen. Niemand kann heirathen, ohne den Kopf eines Bewohners aus einem friedlichen, überfallenen Dorfe heimgebracht zu haben. Daß sie Menschenfresser seien [5]), ist durch keine Thatsache erwiesen, es ist dieses Aufbewahren des Kopfes vielmehr wol nur ein Gebrauch, durch welchen jedes Individuum Beweise seines Heldenmuthes geben will, gerade so wie der Indianer in Nordamerika's Wäldern den erschlagenen Feind scalpirt. Aber fragen kann man allerdings, wie ein Volk den feigen Mord gleich heroischen Thaten ehren kann [6])? Wäre uns die Geschichte dieses Stammes bekannt, so ließe sich darin vielleicht ein Ursprung dieser grausamen Sitte auffinden. Vielleicht ist dieses Volk einst durch irgend einen grausamen Eroberer in die Gebirge der Insel zurückgedrängt worden und suchte sich durch heimliche Einfälle in das Gebiet der Usurpatoren zu rächen; die Sitte dauerte in der Folge fort, aber die Ursache wurde vergessen. Daß wenigstens der Zustand der Insel einst ein anderer war als jetzt, geht aus einigen wenigen Entdeckungen hervor, welche Europäer gemacht haben. Man hat dort zerstörte Städte, Tempel, Ruinen, Reste von Statuen und Inscriptionen in Menge gefunden.

In neueren Zeiten haben sich die Holländer bemüht, in einen lebhafteren Verkehr mit diesem Volke zu treten, doch sind die Resultate der Bemühungen von zwei Expeditionen noch nicht näher bekannt [7]). (*L. F. Kämtz.*)

DAYKA, Gabriel von Ujhely, ein berühmter magyarischer Dichter, geb. 1768 zu Miskolcz (Mischkoltz) in der Borschoder Gespanschaft und gestorben in Ungvár 1796. Sein Vater, ein Schneider, starb sehr früh und hinterließ die noch in den niedern Schulen befindlichen Knaben der Sorge der Mutter. Der kleine Dayka absolvirte die Grammatikalschulen bei den Minoriten in Miskolcz und ging von da im J. 1782 nach Erlau, um die höheren Wissenschaften zu studiren. Seine seltenen Talente, sein Fleiß und seine Sanftmuth gewannen die Herzen der zwei würdigen Glieder des Cistercienserordens, des Abtes Gottlieb Schumann und des Directors Raymund Pászthy so sehr, daß sie den ausgezeichneten Knaben ins Kloster aufnahmen und ihm freie Kost verschafften. Dayka's Bestreben ging von zarter Jugend dahin, in den geistlichen Stand zu treten. Für diesen eröffneten die neuen königlichen Verordnungen unter Joseph II. nur denjenigen den Weg, die den philosophischen Cursus absolvirt hatten; Philosophie ward aber damals in Erlau nicht vorgetragen. Dayka ging deswegen nach Kaschau.

Sein überspannter Fleiß schadete hier seiner ohnehin nicht starken Gesundheit so sehr, daß er zu einem Arzte seine Zuflucht nehmen mußte. Der edelgesinnte Dr. Viczay nahm ihn in die Kur und war für ihn, sowie für viele tausend andere, nicht blos Arzt, sondern zugleich Wohlthäter. Viczay verbot ihm das Studiren. Dieses Verbot und seine Monate lang währende Krankheit hemmten seine Fortschritte und er sah sich genöthigt, den Cursus im neuen Schuljahre aufs neue zu beginnen. Im J. 1787 ging er nach Erlau und ließ seinen Namen in die Zahl der Kleriker schreiben, und von da im October nach Pesth. Er wußte da bereits so viel griechisch, daß er das Neue Testament nach der Reihe und ohne Anstoß verstand; auch versuchte er in dieser Sprache Verse zu schreiben. Teutsch wußte er damals noch nicht, und sein Hauptbestreben ging daher jetzt auf die Erlernung der teutschen Sprache. Er brachte es darin in kurzer Zeit so weit, daß er andere fremde Sprachen zu erlernen anfangen konnte. Die aus Dalmatien gebürtigen Kleriker sprachen im Generalseminarium unter einander italiänisch. Dayka hörte ihre Worte und bekam Lust, diese liebliche Sprache zu erlernen. Ich will diese Jünglinge recht zum Besten haben, sagte er einst zu seinem Freunde, sie wissen, daß ich italiänisch nicht verstehe, aber von heute über einen Monat werde ich mit ihnen fließend italiänisch sprechen. Er verbarg vor ihnen sein Vorhaben, studirte insgeheim eine italiänische Grammatik und horchte, wenn er zwischen ihnen war, ihrem Gespräch aufmerksam zu. Als die bestimmte Zeit verflossen war, sprach er fertig mit ihnen italiänisch. Diese staunten, glaubten, daß er sich blos so gestellt hätte, als ob er ihre Sprache nicht verstände, und gestanden, daß er besser als sie selbst spreche, weil er die Sprachregeln besser verstehe. In der französischen Sprache machte er solche Fortschritte, daß er in derselben las, schrieb und sprach; in der engländischen brachte er es nicht so weit. Er wußte auch slawisch, was er vielleicht seinem Aufenthalt in Kaschau verdankte [*]).

1) S. Borneo. Thl. XII. S. 41. 2) Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap II. 3) *Berghaus* Annal. II, 111. 4) Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap. III. 5) s. Thl. XII. S. 41. 6) *Berghaus* a. a. O. S. 112. 7) *Berghaus* Annal. a. a. O. S. 113.

*) In Kaschau wird nämlich ungrisch, teutsch und slawisch

Als im J. 1790 das Pesther Generalseminarium aufgehoben ward und die Seminaristen ihren Diöcesanbischöfen zurückgegeben wurden, verließ auch Dayka Pesth und kehrte nach Erlau zurück. Dieser Ort war das Grab seines Glücks; hier fingen seine Leiden an. Er wurde auch hier geschätzt und geliebt und war die Zierde der Jugend; aber es gab einige, die den feurigen und unbedachtsamen Jüngling mißverstanden, und die häufigen Verweise seiner Vorgesetzten, die bald sanft bald hart waren, reizten ihn zur Hartnäckigkeit. Da er sah, daß man auf ihn Acht gab, verlor er das Zutrauen, seinen Muth und alle Lust und dachte an den Austrit. Doch schon so nahe an seinem Ziele, beschloß er zu dulden und in seiner Absicht standhaft zu bleiben. Ein Vorfall bestimmte endlich sein Loos. Unter den Übungen der Seminaristen bestand eine darin, daß sie von ihnen selbst verfaßte und zuvor der Kritik unterworfene Predigten an öffentlichen Orten hielten. Dayka, der schon zuvor in ungrischer Sprache gepredigt hatte, hielt im Juli 1701 eine teutsche Predigt in der Kirche der Serviten. P. Leo Maria Szájcz, ein hyperorthodoxer Pater, war gegenwärtig, erzürnte sich heftig über die vorgetragene, irrige Lehre und klagte ihn an. Er verlangte, daß der angeklagte Dayka seine Behauptungen zurücknehme und um Verzeihung bitte. Dayka wollte dies nicht thun, sondern nahm und erhielt seinen Abschied. Da nun seine Mutter nicht mehr lebte, wußte er nicht, wohin er seine Zuflucht nehmen sollte. Doch kaum erfuhr sein Freund Bodnár, der auch aus dem Orden ausgetreten war und vorher zu Fünfkirchen, jetzt in dem königl. Gymnasium zu Leutschau ein öffentlicher Professor war, in Szikszó, was mit ihm vorgegangen war, als er ihn nach Leutschau führte und mit ihm Wohnung und Kost theilte. Allein die edelste Freundschaft sah sich genöthigt, die dem Unglücklichen geöffnete Wohnung nach kurzer Zeit, aus Edelmuth, wieder zu schließen; denn Dayka, der mit der Tochter des Hausherrn Bekanntschaft gemacht hatte, eilte durch unbedachtsame Liebe in sein Verderben und verschloß sein Ohr jeder Warnung. Damals wurden die Lehrstühle der ungrischen Sprache an den königl. Gymnasien eröffnet. Dayka berathschlagte mit Bodnár, ob er sich um eine solche Professur bewerben sollte, und als er die Zustimmung seines Freundes erhalten hatte, reichte er eine Bittschrift ein und bat um Anstellung an dem Leutschauer Gymnasium. Zu spät dachte Bodnár daran, daß dies wegen seiner Liebschaft gefährlich sei, und bewog Dayka, um einen Tausch des Anstellungsortes zu bitten. Dayka folgte seinem Freunde, aber es war zu spät. Am 11. März 1792 wurde er als Professor der ungrischen Sprache im königlichen Gymnasium zu Leutschau eingeführt, am 12. August feierte er seine Hochzeit. Im Herbste des Jahres 1793 erhielt er in demselben Gymnasium die Professur der ersten grammatikalischen Klasse. Am 21. Dec. 1795 trat er in dem Gymnasium zu Ungvár die Professur der Rhetorik an.

gesprochen, und es gibt wenige Kaschauer, die nicht in allen drei Sprachen, oder doch in zweien bewandert sind.

Der Waitzner Domherr Georg Aloys Szerdahelyi, königl. Rath der Studiencommission bei der königl. ungrischen Statthalterei, erzählte einst, daß Dayka in dem für diese Professur gehaltenen Concurs (einmal ließ er sich auch für eine Professur der Metaphysik examiniren nnd blos aus Unüberlegtheit erhielt er sie nicht —) sich so betrug, daß er die Censoren mit ungewöhnlicher Hoffnung erfüllte. Dayka kann, sagte dieser Gelehrte, ohne Zweifel unter die besten Köpfe gerechnet werden; schade, daß er zu sehr Dichter ist.

Dayka brachte von Leutschau nach Ungvár eine zerrüttete Gesundheit und ein verwundetes Herz. Der Arzt ermüdete in seiner Kur; der Kranke ließ sich nach Kaschau führen und erwartete von seinem ehemaligen Erhalter Hilfe. Allein jetzt waren auch Viczay's Bemühungen vergeblich. Er kehrte nach Ungvár ebenso krank zurück, als er weggegangen war, und starb daselbst an der Auszehrung.

Am besten hat der magyarische Literator Kazinczy Dayka nach seinem Umgang mit ihm geschildert. Nur weniges davon heben wir hier aus. „Es war Gesetz unter uns, und so wollte es Dayka, daß einer des anderen Werke vorlas und nie seine eigenen. Bei solchen Gelegenheiten lauerte er meinen Tönen und Mienen den Beifall oder Tadel ab. Sein titkos bú (der geheime Kummer) und sein esdeklés (Flehen), die ich jetzt zum erstenmal sah, entzückten mich. Ich empfand, daß dies der süßeste Gesang sei, der je — und bis jetzt! — magyarisch gesungen wurde. Freund, sagte ich ihm, das ist ein italiänischer, nicht magyarischer Gesang. Ausonische Gluth ist darin, so heiß wie Italiens Klima. Im Gefühl seines Verdienstes, ohne Schlauheit und Verstellung, die mit seinem schönen Geiste unvereinbar war, hörte er sein Lob und seine Bewunderung und war in sich gesenkt. „Warte nur, sagte er, gleichsam aus einer langen Ruhe erwacht, da nun einmal der Anfang gemacht ist! Ich weiß, was mich das kostet. Noch einige solche Stücke und ins Feuer mit allen meinen übrigen Arbeiten. Was ist alles übrige neben diesen!" — „Nach einem halben Jahrhundert, fuhr er fort mich zu unterbrechen, wird auch dies so unlesbar seyn, wie jetzt Hallers Gedichte neben den neuern Meisterstücken der teutschen Literatur. Aber uns bleibt der Ruhm, den Weg gebrochen zu haben, und die gerechte Nachwelt wird begreifen, was sie uns verdankt."

„Eines meiner Stücke war ich genöthigt selbst zu lesen, weil es nicht rein abgeschrieben war. So wie Sully mit dem Ehecontract seines königlichen Freundes verfuhr, nahm er die Feder, ohne ein Wort zu sagen, durchstrich es und gab nicht zu, daß ferner davon die Rede sei. Ebenso verfuhr ich mit ihm, als er seine Übersetzung der Musarion in scandirten, zweizeiligen Alexandrinern vorzulesen anfing. Das leichte Stück hatte allen Zauber in den knappen Zeilen verloren. Dayka war in dieser Versart nicht glücklich, was auch aus seiner unvollendet gebliebenen Clelia erhellt.

„Die erste Nachricht, die ich von ihm seit dem 14. December jenes Jahres, der mir seinen letzten Brief

brachte, vernahm, war, daß er nicht mehr lebe. Da alles, was ich von seiner Hand besaß, mir verloren gegangen war, brannte ich vom Verlangen, seine Schriften zu erhalten. Der Dichter Virág in Ofen, der ein von Dayka's Hand geschriebenes Exemplar seiner Gedichte besaß, sandte es mir, ohne meine Wünsche zu kennen, zum Geschenk. Dies kostbare Geschenk setzte mich in den Stand, der Herausgeber seiner Poesien zu werden. Was von Dayka's Gedichten für den Druck geeignet war, gab ich heraus. Fünf bis sechs Stücke ließ ich weg, theils wegen ihres Gegenstandes, theils wegen unausfüllbarer Lücken und nicht vollendeter Ausarbeitung. In seinen lateinischen Gedichten brachte ich keine Veränderung an; nur war die Descriptio veris so unleserlich geschrieben, daß ich vieles suppliren oder durch andere suppliren lassen mußte.

Seine magyar. und latein. Gedichte erschienen unter dem Titel: Ujhelyi Dayka Gábor Versei. Öszve szedte 's Kiadta barátjà Kazinczy Ferencz. (Gedichte des Gabriel Dayka von Ujhely. Gesammelt und herausgegeben von seinem Freunde Franz von Kazinczy.) Pesth bei Trattner 1813. XLVIII und 248 S. 8. mit Kpf. Dabei befindet sich sein Bildniß, gestochen von Gerstner, mit dem Motto: Hunc tantum populo monstrarunt fata. Virg. (*Rumy.*)

DAYMIEL, Stadt in dem Portido de Ciudad Real der spanischen Provinz Mancha mit 2700 Einwohnern. (*H.*)

DAYTON, Hauptort der Grafschaft Montgomery in dem nordamerikanischen Freistate Ohio. Er liegt an der Mündung des Mad in den Bigmiami und hat, außer den Grafschaftsgebäuden, 2 Kirchen, 1 Akademie mit einer Bibliothek von 250 Bänden, 1 Bank, ein Postamt, über 100 Häuser und im J. 1815 823 Einwohn., mit der Ortschaft aber im J. 1810 1746 Einw. Der Mad treibt hier viele Sägemühlen und andere umgehende Werke, und in der Nähe findet man Mauersteine, Quadern und Kalk im Überflusse. (*Leonhardi.*)

DAZILLE, Jean Barthelemi, Oberwundarzt der königlich-französischen Marine seit 1755, ein Schüler von Ant. Petit. Er verlebte 28 Jahre auf den französischen Kolonien zu Guiana, Canada, Cayenne, St. Domingo, Isle de France rc., und starb zu Paris 1812, beinahe 80 Jahre alt. Die Resultate seiner Beobachtungen enthalten die auf höhere Veranlassung herausgegebenen Schriften: Observations sur les maladies des nègres. Par. 1776. 1792. 8. Observations générales sur les maladies des climats chauds. Ib. 1785. 8. Observations sur les tétanos, sur la santé des femmes enceintes et sur les hôpitaux d'entre les tropiques. Ib. 1788. 1792. 8. Aus langer Erfahrung theilt der Verfasser in diesen Schriften mit Klarheit viele nützliche Belehrungen mit *). (*Baur.*)

DAZINCOURT, Joseph Jean Baptiste, französischer Schauspieler, bekannter unter diesem Namen, als unter seinem eigentlichen Familiennamen Albouy, war den 11. Dec. 1747 zu Marseille geboren. Dem Geschäft seines Vaters, eines dortigen Kaufmanns, vermochte er wenig Interesse abzugewinnen. Um so erwünschter kam ihm die Stelle eines Sekretärs bei dem Marschall von Richelieu, dem er bei dem Ordnen der Materialien zu seiner Lebensbeschreibung behilflich war. Bald aber führte ihn seine Neigung zur Bühne, nachdem er auf einigen Liebhabertheatern als Komiker mit Beifall aufgetreten war. Er ward Schauspieler zu Brüssel und bildete sich dort durch den trefflichen Unterricht des Directors Dhannetaire. Mit Beifall debütirte Dazincourt auf dem Theatre françois in Paris als Crispin in den Folies amoureuses und in einigen andern komischen Rollen. Mitglied der genannten Bühne ward er im J. 1776. Die Königin Marie Antoinette rief ihn im J. 1785 von Paris nach Trianon, wo er ihr Unterricht in der Declamation ertheilte und ein Gesellschaftstheater errichtete. Bei dem Ausbruch der französischen Revolution trafen ihn harte Schicksale. Er ward eilf Monate hindurch seiner Freiheit beraubt. Erst im J. 1799 gelang es ihm, das französische Theater neu zu organisiren. Im J. 1807 ward er Professor der Declamation am Conservatorium, und bald nachher von Napoleon zum Director der Hofschauspiele ernannt. Ein Wechselfieber beschleunigte den 18. März 1809 seinen Tod.

Ausgezeichnet war Dazincourts Spiel vorzüglich in komischen Rollen, obwol im Ganzen mehr kunstgerecht als glänzend. Besonders gelang ihm die Darstellung des Figaro. Seine Sprache war rein, sein Vortrag natürlich. Die Trauer um seinen Verlust war um so größer, da er auch als Mensch durch Herzensgüte und andere liebenswürdige Charakterzüge sich allgemeine Achtung erworben hatte. Als Schriftsteller ward Dazincourt durch seine Notice sur Préville. Paris 1800. 8. bekannt. Die Memoires de Dazincourt, welche ebendaselbst 1810 in 8. gedruckt wurden, sind mittelmäßige Compilation, an welcher er schwerlich einen Antheil gehabt hat †). (*Heinr. Döring.*)

DEÁKI, slawisch Deakowecz, Diakowce, großes magyarisches Dorf in Niederungern diesseits der Donau, Presburger Gespanschaft im äußeren Bezirk, den Benedictinern vom St. Martinsberg gehörig, 5 Stunden von Tyrnau, mit einer eigenen kathol. Pfarre und Kirche, 950 kathol., 500 reform. und 10 evangel.-lutherischen Einwohnern, einer weitläufigen Meierei, welche hier die Benedictiner vom St. Martinsberg i. J. 1784 anlegten, fruchtbarem Ackerboden, in welchem viel Flachs und Hanf gebaut wird. Das hier vorbeifließende Flüßchen Penna ist reich an Hechten, Karpfen und andern Fischen. Im

*) Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. X. (von Renauldin).

†) S. Gallerie historique des Contemporains. Bruxelles 1818. T. IV. p. 138. sq. Conversationslexikon mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten. Bd. 2. S. 166. Baurs neues histor. biograph. literar. Handbuch. Bd. 6. S. 283. Leidenfrost's histor. biograph. Handwörterbuch. Bd. 2. S. 198. f.

J. 1668 wurde hier ein armes, unschuldiges, altes Weib von Soldaten als eine Hexe verbrannt *). (*Rumy.*)

DEÁKOVÁR, Diakovár, Deakovo, Jakovár, Jakobsstadt, bischöflicher Marktflecken im Königreich Slavonien, Veröczer Gespanschaft, Deakovarer Bezirk, zum vereinigten Deakovarer oder Bosnier und Sirmier Bisthum gehörig, der Sitz des Deakovarer und Sirmier kathol. Bischofs (jetzt Emrich Karl von Raffay), mit einem Domkapitel, einem geistlichen Seminarium, einer Kathedralkirche, einem Franciskaner Kloster, einer Reuterkaserne, einer Wohnung des Veröczer Comitats- und Deakovarer-Bezirksstuhlrichters, einem Postwechsel auf der Straße nach Eszek, 1630 Einwohnern, worunter 26 Juden, die übrigen Katholiken. Die meisten Häuser sind schlecht gebaut, und die Mehrzahl der Einwohner lebt vom Ackerbau und von der Viehzucht. (*Rumy.*)

DEAKOVARER, Diakovarer oder Bosnier, römisch-kathol. BISTHUM, gestiftet vom Könige Koloman im J. 1238 [1]), ist seit 1773 mit dem Sirmier Bisthum, welches der Kalotschaer Erzbischof, mit Einwilligung des Papstes Gregors X., im J. 1229 gründete, kanonisch vereinigt. Der gegenwärtige Bischof Emrich Karl von Raffay ist ein ausgezeichneter Prälat und Beförderer der Wissenschaften. Diese vereinigte bischöfliche Diöcese hat vier Archidiakonate: den Kathedralarchidiakonat mit dem Deakovarer, Eßeker und Kopaniczer District; den Broder Archidiakonat mit dem Broder District; den oberen Sirmier Archidiakonat mit dem Vinkoviczer und Tovarniker District, und den unteren Sirmier Archidiakonat mit dem Peterwardeiner, Mitroviczer und Possavaner District. In dieser bischöflichen Diöcese sind: 5 wirkliche, 6 Ehrendomherren, 5 Abteien, 2 Propsteien. Der Kathedralarchidiakonat hat in dem Deakovarer District 9 Pfarren und 47 Filialgemeinden mit 25854 Selen; in dem Eßeker District 6 Pfarren und 11 Filialgemeinden mit 29321 Selen; im Kopaniczer District 7 Pfarren und 11 Filialgemeinden mit 16682 Selen. Der Broder Archidiakonat hat im Broder District 11 Pfarren und 46 Filialgemeinden mit 20323 Selen. Der obere Sirmier Archidiakonat hat im Vinkoviczer District 13 Pfarren und 17 Filialgemeinden mit 28465 Selen; im Tovarniker 9 Pfarren und 22 Filialgemeinden mit 26536 Selen. Der untere Sirmier Archidiakonat hat im Peterwardeiner District 7 Pfarren und 15 Filialgemeinden mit 23543 Selen; im Mitroviczer District 12 Pfarren und 84 Filialgemeinden mit 113286 Selen und im Possavaner District 6 Pfarren und 14 Filialgemeinden mit 15433 Sel. In Bosnien stehen jetzt keine Gemeinden mehr unter dem Diakovarer Bischof, sondern der Papst ernennt stets den ältesten Guardian von den drei in Bosnien liegenden Franciskanerklöstern zum Bischof über Bosnien, der als solcher aus der Kasse der Congregatio de propaganda fide zu Rom eine Besoldung von 100 Dukaten empfängt. Zu den Haupteinkünften des Deakovarer Bischofs gehört die Herrschaft Deakovár. (*Rumy.*)

DEÁKOVARER, oder Jakovarer, HERRSCHAFT in Slavonien, dem Deakovarer römisch-katholischen Bischof, mit Einschluß des Marktfleckens Deakovar, gehörig. Sie stößt gegen Morgen theils an die sirmische Herrschaft Stustar, theils und hauptsächlich an den Bezirk des Broder Regiments, von welchem dieselbe auf der Mittagsseite durch den Fluß Bich (Bitsch) oder Bosznt in einer beträchtlichen Strecke abgeschnitten wird. Auf der Nordseite strömt die fischreiche Vuka vorbei, welche die Diakovarer Herrschaft von den Herrschaften Eszek und Valpo scheidet. Die Kette hoher Berge, die ganz Slavonien der Länge nach durchschneidet, zieht sich durch diese Herrschaft hindurch, welche aber auch an fruchtbaren Fluren, Viehweiden und Wiesen keinen Mangel hat. Ungeachtet sie 40 Dörfer enthält, so liegen doch noch sehr viele Bauernhöfe einzeln in den Gebirgen und Wäldern zerstreut, woraus mancherlei üble Folgen entstehen, weil die Bauern sich selbst überlassen, von ihren Vorgesetzten und Geistlichen zu entfernt sind und selbst von ihren Nachbarn keine Hilfe erhalten können. (*Rumy.*)

DEAL (51° 13′ Br., 16° 15′ L.), Marktflecken in der engl. Grafschaft Kent, am Meere, oder vielmehr an den Dünen, zwischen den Vorgebirgen Nord- und Südforeland gelegen, mit einer Kirche und mehren Bethäusern, einem Marinehospital, Arbeitshaus, Zollhaus und Schiffsmagazin, einer Buchhandlung und Lesebibliothek, 1302 meistens von Backsteinen erbauten Häus. und 6311 Einwohnern, welche gute Seeleute sind. Deal hat keinen Hafen, aber einen trefflichen, durch die Dünen geschützten Landungsplatz; die Forts Sandown-Castle oberhalb der Stadt, Deal und Walmer-Castle unterhalb derselben, vertheidigen die Küste. — Nach Camden landete hier Julius Cäsar bei seinem ersten Einfall in die britische Insel. (*Leonhardi.*)

Dean s. Fliegeneiland.

DEAN, Great- oder Mickel-D., Marktflecken und Kirchspiel in der engl. Grafschaft Gloucester mit 133 Häus. und 566 Einwohnern, welche Wollenzeuge und Nägel verfertigen; es ist der Hauptort des großen Wal-

*) Das Weib widersetzte sich einem Soldaten, der zur Obstzeit in ihren Garten eingestiegen war und darin noch unreifes Obst aß. In der Nacht bekam er ein fürchterliches Bauchgrimmen. Er erzählt dies seinen berauschten Kameraden. Diese erklärten das Weib für eine Hexe und verbrannten es brevi manu, ohne einen Hexenproceß inquisitorisch anzustellen, auf der Stelle.

1) Der Name Bosnier Bisthum rührt daher, weil der Diakovarer Bischof, der vor Zeiten Bischof über ganz Bosnien, Kroatien und Slavonien war, in Bosnien residirte und von daher, von den Türken verjagt, im J. 1739 nach Slavonien kam. Sein Kirchensprengel wurde ungemein klein, da in Kroatien das Agramer Bisthum errichtet wurde und die Gemeinden in Bosnien sich von ihm trennten. Deswegen wurde im J. 1773 das sirmische Bisthum mit dem sogenannten Bosnischen oder Deakovarer vereinigt. Vukovár in Sirmien gehört zum Fünfkirchner Bisthum in Ungern, und ein beträchtlicher Theil von Slavonien gehört zum Kirchensprengel des Agramer Bischofs in Kroatien. Der Deakovarer Bischof hat unbeträchtliche Einkünfte, von welchen er, wie alle römisch-katholischen, ungrischen Bischöfe jährlich 25 Proc. zur Erhaltung der Festungen erlegen muß, von welcher Steuer die griechischen Bischöfe befreit sind. Das Domkapitel zu Deákovár ist am 8. Jan. 1777 errichtet werden, aber mit sehr mäßigen Einkünften für die Domherrn dotirt.

des Dean Forest, zwischen den Flüssen Wye und Severn, wo die besten Eichen zum Schiffsbau wachsen. (*H.*)

DEANE, John, geb. in England um 1750, blühte zu London 1780 und starb daselbst um 1798. Dieser geschickte Kupferstecher lieferte Bildnisse und geschichtliche Darstellungen in schwarzer Kunst mit gleich glücklichem Erfolg. Wir gedenken von ihm der vier Evangelisten, große Figuren in Kniestücken nach Rubens und Jordaens, sehr gr. Fol., des heil. Antonius von Padua und des Jesuskindes, welches auf einem offnen Buche steht nach Morillo. Gr. Fol. (*A. Weise.*)

DEARBORN, in den vereinigten Staten von Nordamerika: 1) Grafschaft des Stats Indiana, im N. an die Grafsch. Franklin, im ND. an Ohio, im SD. an Kentucky, im S. an die Grafschaft Switzerland, im W. an die Grafschaft Ripley grenzend, und 1820 mit 11468 Einwohnern. Der Ohio trit aus dem State Ohio auf die Grenze des Stats und empfängt den Tanner, Houghelane und Loughery, die den Boden des fruchtbaren, aber noch stark bewaldeten Landes tränken. Der Hauptort der Grafschaft ist Lawrenceburgh am Ohio. — 2) Grafsch. des States Illinois, im N. an das uneingetheilte Land, im O. an die Grafsch. Caldwell, im S. an die Grafsch. Bond und Madison, im W. an die Grafsch. Pike grenzend. Im W. strömt der Illinois, dem der Sanguemon mit dem Manitou, Wolfshead, Janoanong und Sugar zugehen. Sie ist 1820 errichtet und Hauptort derselben (das Fort) Dearborn oder Chicago (Br. 41° 53′ 11″′) am südlichen Ufer des Chicago, wo sich dieser Fluß in den Michigan mündet und einen Hafen für Boote bildet. Aus diesem Flusse führt ein Trageplatz nach dem Fox, einem Zuflusse des Illinois. (*Leonhardi.*)

DEBA in Mesopotamien, wird blos von Ptolemäus (5, 18.) erwähnt als ein Ort am Tigris, in der Nähe von Sapphe (Djezire). Mannert macht darauf aufmerksam, daß dieser Ort seiner Lage wegen nicht könne unwichtig gewesen seyn, weil er wahrscheinlich zum Übergangspunkte auf der Straße von Nesibis nach Assyrien gedient hat. Es läßt sich vermuthen, daß Deba in der Nähe der Furth gelegen habe, welche sich zwischen Djezire und Eski-Mosul findet; die einzige Stelle, wo der Tigris zwischen dem erstgenannten Orte und Mosul durchwatet werden kann *). Eski-Mosul selbst, welches Mannert (Geogr. der Gr. und R. V. S. 331.) vergleicht, liegt für die Position beim Ptolemäus zu südlich. (*Tuch.*)

DEBA, 1) Fluß in der spanischen Provinz Alava, der nach Guipuzcoa geht. — 2) Villa in der Landschaft Montaña in der spanischen Provinz Burgos, am Flusse gleiches Namens. (*H.*)

DEBANDADE, Zerstreuung, ist diejenige Art des Angriffes, welche auf den Grundsätzen des Einzelgefechtes beruhet, indem die Reuterei auseinander geht und den Feind umringend, ihn von allen Seiten anfällt, daher sie bei den Teutschen auch den Namen der Schwarmattake erhalten hat. Bei den Franzosen hingegen heißt sie Attaque en Fourageurs. (*v. Hoyer.*)

*) S. Kinneirs Reise durch Kleinasien, Armenien und Kurdistan. Weimar 1821. S. 394. vergl. mit S. 416. Es ist dies unstreitig dieselbe Stelle, wo Alexander vor der Schlacht bei Gaugamela über den Tigris ging.

DEBEMDORF, ein Dorf im königl. baierschen Landgerichtsbezirk Cadolzburg vom Rezatkreise, mit 32 Feuerstellen, bemerkenswerth wegen eines Lustschlosses mit einem Garten und einer Eremitage, über dessen Lehn- und Allodialeigenthum ein noch nicht rechtskräftiger Streit mit dem herrschaftlichen Fiscus vorliegt, und weshalb auch die Bierbrauerei daselbst, welche früherhin für herrschaftliche Rechnung von Beträchtlichkeit war, gegenwärtig ruht. Im J. 1756 erkaufte die markgräfl. ansbachsche Lehnherrschaft den Ort von dem kurcölnischen Kammerherrn und Vasallen Georg August Karl von Diemar. (*Fenkohl.*)

DEBENHAM, Kirchspiel und Marktflecken in der engl. Grafschaft Suffolk, mit 392 Häusern und 1535 Einw., auf einem Berge am Flusse Deben, welcher sich in der Nähe von Harwich in die Nordsee ergießt. Der Ort ist gut gebaut und das Kaufhaus ein ansehnliches Gebäude. Auch ist hier eine Freischule. (*H.*)

DEBES, Lukas Jakobson, ein dänischer Prediger auf der Insel Falster im J. 1623 geboren. Er war viele Jahre Propst und Prediger zu Thorshave, einer kleinen Stadt auf der Insel Strömoe, der größten in der Färöergruppe, und starb den 16. Sept. 1676. Mit vielem Fleiß untersuchte er die natürliche Beschaffenheit der merkwürdigen Inselgruppe, die ihm sein Amt zur Wohnung anwies, und beschrieb das Erforschte in einem Werke, das in Hinsicht auf Kritik und Geschmack sehr unbefriedigend ist, aber doch auch viel, vorher unbekanntes Merkwürdige und noch jetzt Beachtenswerthe enthält: Färöa reserata: Färönis segerrouske indbygeris beserivelse. Copenh. 1673. 8., teutsch: Natürliche und politische Historie (und Beschreibung) der Inseln Farée, aus dem Dänischen, nebst (Thormond) Torfäus Faröische Geschichte, aus dem Latein. übersetzt durch C. G. Mengel. Kopenh. 1757. 8., mit Kupfrn. Engl. von Sterpin. London 1676. 12. Was Debes sonst schrieb, hat keine Bedeutung mehr *). (*Baur.*)

DEBEZ (de Bez) Ferrand, Rector der hohen Schule zu Paris, wo er ums Jahr 1528 geboren war. Er lehrte zuerst die Humaniora in seiner Vaterstadt und zu Nimes, erhielt im J. 1571 die angezeigte Würde und starb im J. 1581. Er gerieth als geheimer Begünstiger des Protestantismus in Untersuchung, wurde aber freigesprochen. Von seinen Schriften sind zu bemerken: Poesies. Par. 1548. 4. Institution puérile en vers. Nimes 1553. 8. In omnium regum franconiae et franco-galliae res gestas a Pharamundo usque ad Franciscum primum compendium. Par. 1577. fol. Suppl. 1578. 4., beide zusammen in der Ausg. Par. 1583. 4. Epitres heroiques, amoureuses aux Muses etc. Ib. 1579. 8.; es

*) Götting. gel. Anz. 1757. S. 667. Biogr. univ. T. X. (von Malte-Brun). Halleri bibl. bot. T. I. 592.

sind 6 Heroiden in zehnsilbigen Versen, wovon die erste an Gott selbst gerichtet ist *). (*Baur.*)

Debitcommission, Debitiren, Debitor, Debitum s. Schuldenwesen.

DEBLAI und REMBLAI, das Ausschachten der Gruben und Anschütten der Wälle bei dem Erdbau der Schanzwerke muß gegen einander im richtigen Verhältniß stehen, um nicht zu unnützen Arbeiten verleitet zu werden und zuviel zu bekommen, oder durch zu wenig erlangte Erde sich in Verlegenheit gesetzt zu sehen. Hiezu ist eine Berechnung und Vergleichung des Profils der Gräben und der erhöheten Walltheile nach stereometrischen Grundsätzen nöthig, um aus den zu letztern nöthigen Massen die Dimensionen der erstern zu bestimmen. Wenn die Wälle, wie gewöhnlich, Futtermauern bekommen, wird der Inhalt derselben für die Ausführung von dem Inhalte des Erdbaues abgezogen; die Ausschachtung darf jedoch deshalb nicht verringert werden, weil man Raum für die Grundmauern und zur Arbeit hinter denselben bekommen muß; zuletzt wird der Überschuß zur Anschüttung des bedeckten Weges mit verwendet. Böhm (Anleit. zur Kriegsbaukunst. 1776. 4.) gibt ein Beispiel von der vollständigen Berechnung eines Polygons der sogenannten ersten Vaubanschen Befestigungsart mit Brillons, von der man leicht eine Anwendung auf jede andere Befestigungsweise machen und den Inhalt des Profils durch die Länge der Magistrale vermehren kann, um den ganzen Bedarf an Mauerwerk und Erde zu finden. Die Berechnung läßt sich aber auf zweierlei Weise führen: 1) indem man die Wälle als drei- oder viereckige Prismen ansieht, deren Grundflächen die Profile der Wälle, Gruben etc. sind und deren Summe den Inhalt des ganzen Festungstheiles anzeigt. 2) Nach Guldins Regel: durch Multipliziren des Profiles mit dem Wege, welchen sein Schwerpunkt durchläuft, um die körperliche Figur zu bilden. Dieser Weg besteht aus der Summe der einzelnen Linien, durch ihre Zahl getheilt; z. B. wenn das Festungswerk ein Ravelin wäre, jede Face 432′ auf der Feuerlinie lag, mit einem vorspringenden Winkel von 60°, so hat man

a) die Feuerlinie	432′
b) die obere Linie der äußern Böschung	463′
c) die untere Linie derselben .	473,5′
d) die innere, untere Linie der Böschung	428,5′
e) die hintere, obere Linie des Auftrittes	421,6′
f) die untere Linie desselben .	411,2′
g) die hintere Linie des Wallganges	385,2′
h) die untere Linie der hintern Böschung	371,4′
	3386,4′

$$\frac{3386,4'}{8} = 423,3'$$

den von dem Profile zurückgelegten Weg auf einer Seite des Ravelins. Nun wird aber das Profil gebildet:

1) von dem Dreieck der äußern Böschung	$= 89\frac{1}{2}$
2) dem Trapez der hintern Brustwehrböschung bis auf den Horizont . . .	$= 18\frac{3}{4}$
3) dem Trapez der Brustwehr und des Wallganges unter ihr	$= 332$
4) dem Parallelogramm des Auftrittes	$= 46$
5) dem Trapez seiner Böschung . . .	$= 57$
6) dem Parallelogramm des Wallganges	$= 124$
7) dem Dreieck der hintern Böschung desselben	$= 32$

zusammen 648 Quadratfuß, wodurch der Inhalt des Ravelins 3809 Schachtruthen wird. Die Futtermauern hatten bei 10′ unterer und 5′ oberer Dicke und $30\frac{1}{2}$′ Höhe, im Profil $228\frac{3}{4}$ Quadratfuß; das Fundament ist 33 Quadratfuß, gibt bei einer äquirten Länge jeder Face von $\frac{483,5+468}{2} = 475,75$ für den Inhalt der Futtermauer 1731 Schachtruthen. Dazu die Contrescarpenmauer (24′ hoch, 2′ stark mit $\frac{1}{6}$ Böschung), deren Abrundung vor der Ravelinspitze (wo sie wegen des Winkels von 60° einen Bogen von 120° macht) 129,79′ beträgt. Das Doppelte der Face ist = 952′, daher der Inhalt dieser Mauer 721 Schachtruthen; die Strebepfeiler an der innern und äußern Grabenmauer $68\frac{1}{2}$ Schachtruthen und der Ravelinsgraben selbst 9256 Schachtruthen; zusammen $11776\frac{1}{2}$ Schachtr. Erde, wovon 3809 Schachtr. abgezogen, $7967\frac{1}{2}$ Schachtr. zu Aufschüttung des Glacis bleiben. Wenn die Beschaffenheit der Ortslage die Futtermauern des Hauptwalles und der Cavaliere über den Erdhorizont erhebt, wird der Inhalt von der aufzuführenden Erdmasse abgezogen, weil sie in der Erde keines Raumes bedürfen, als insofern sie mit ihrem Grunde in derselben stehen. Die unterirdischen Gewölbe hingegen, Kasamatten und Poternen, müssen bei der auszugrabenden Erde mit in Anschlag gebracht werden. Die Ausgrabung bekommt eine der Festigkeit des Erdbodens entsprechende Abdachung, oder Stufen von 1 Fuß Breite und etwa 2 Fuß Höhe. Während man nach dem Abstecken der Befestigung den Graben aushebt, wird die Erde sogleich nach den Orten gebracht, wo sie liegen bleiben soll; denn es ist dem Fördern der Arbeit entgegen, die ausgegrabene Erde niederzulegen und mehrmals weiter zu schaffen. Man sondert sie zugleich nach ihrer Beschaffenheit ab, um die reine Gartenerde zu dem Aufplacken der Brustwehren zu bewahren, die schlechtere zu den Wallgängen u. dergl. zu verwenden, die größern Steine aber zu dem Mauerwerk zu bestimmen. Wenn die Böschung keine besondere Bekleidung bekommt, muß sie, den Lehrbüchern zufolge, in guter Erde 45°, oder ihrer Höhe gleich, in lockerer Erde $38\frac{2}{3}$° oder $\frac{4}{5}$ ihrer Höhe, endlich in losem Sande $33\frac{2}{3}$°, oder $\frac{2}{3}$ der Höhe bestimmt werden, doch können bei sehr festem Boden Ausnahmen und eine geringere Böschung statt finden. Deshalb angestellte Versuche gaben nachstehendes Resultat:

Wallhöhen.	Böschung. in festem Boden.	Böschung. in lockerem Sande.
12 Fuß	6 Fuß	9 Fuß
18 —	12 —	18 —
24 —	20 —	27 —

*) Biogr. univ. T. X. (von Weiß). Adelungs Zus. z. Jöcher s. v. Bez.

Wallhöhen.	Böschung. in festem Boden.	in lockerem Sande.
30 Fuß	28 Fuß	36 Fuß
36 —	36 —	46 —

Die aufgeschüttete Erde wird mit Handrammen lagenweise zu 1 Fuß Höhe festgestampft; das Zusammensetzen derselben beträgt in diesem Falle nachher nur 1/8 der Höhe, anstatt die blos mit der Schaufel aufgeworfenen Brustwehren bis auf 1/6 ihrer Höhe niedersinken. Torfmoor widersteht nach dem Austrocknen der Stückkugel gar nicht. (*v. Hoyer.*)

Deblathaim s. Diblathaim.

Debonnaire (Aloysia) s. Barclaja. Thl. 7. S. 368.)

DEBORA, die gefeierte Heldin in Israel, lebte zur Zeit, als die Israeliten, noch im steten Kampfe um den Landesbesitz mit den Insassen begriffen, allmälig erst anfingen, ihre politischen Verhältnisse zu einem geregelten State zu ordnen. Anarchie und Abfall vom gemeinsamen Cultus (Jud. 5, 6 — 8.) zerstückelten die Streitkräfte wie die Nationaleinheit, durch welche allein Israel stark war, und beugten das Volk 20 Jahre hindurch unter den harten Scepter des Canaaniterkönigs Jabin von Hazor, bis Debora, die Prophetin, als Richterin auftrat auf dem Gebirge Ephraim (4, 4. 5. 5, 7.). Sie weckte den erstorbenen Heldengeist, wählte Barak aus dem Stamme Naphtali zum Führer und sammelte um sich die Patrioten, von denen freilich nur Naphtali, Sebulon (4, 6.), Ephraim, Benjamin, Manasse und Issaschar (5, 14 ff.), mit Ausschluß von Ruben, Gilead, Dan und Ascher (5, 16. 17.) es wagten sich der bedeutenderen Macht des Jabin, dessen Feldherr Sisera war, zu widersetzen. Debora selbst zog mit gegen die Feinde. Am Bache Kischon beim Berge Tabor kam es endlich zum entscheidenden Treffen, welches unter Beiwirkung günstiger Umstände [1]) Israel von der Knechtschaft befreiete. Sisera selbst entkam nur mit Mühe zu Fuße, fiel aber in Jaels Zelte durch Meuchelmord.

Diesem Siege verdanken wir eins der erhabensten Lieder, welche uns im Blüthenkranz althebräischer Lyrik aufbewahrt sind, das sogenannte Lied der Debora [2]). Es athmet ganz den Geist seiner Zeit und muß aus diesem beurtheilt werden. Lob Gottes, welcher seinem zu ihm bekehrten Volke zur Vernichtung der Feinde Beistand leistete, Lob der Heldenmüthigen, welche entschlossen den Freiheitskampf über sich nahmen, begeistertes Lob der Jael, welche dem wehrlosen, schlafenden Sisera den Nagel durch die Schläfe bohrte: dies sind die Grundgedanken des Liedes, in denen sich genau der jüdische Charakter abspiegelt in seiner ganzen unbiegsamen Starrheit, wo es auf eine Ausgleichung menschlicher Regungen und menschlicher Rechte mit den Rechten Gottes und seines geheiligten Volkes ankommt. Das Vaterland des Liedes ist (was schon der Ort der Begebenheit wahrscheinlich macht) das nördliche Palästina, und im Rhythmus der sogenannten Stufenlieder [3]) schließt es sich als Volkslied näher an die ungekünstelte Volkssprache an. Ob dieses Lied in gegenwärtiger Gestalt wirklich von der Debora herrühre, ist eine Frage, zu deren Beantwortung die Kritik keinen sichern Haltpunkt gewinnen kann. Nur soviel scheint als entschieden angenommen werden zu müssen, daß dieses Lied in eine sehr frühe Zeit gehört, was man einige Zeit in Zweifel gezogen hat [4]). Dafür spricht aber schon die ganze Beschaffenheit des Liedes, wenn man es mit erweislich späteren Produkten vergleicht, welche einem früheren Dichter untergeschoben sind, wie Gen. 49. Ex. 15. Deutr. 32. 1. Sam. 2. Ferner specielle Züge im Gedichte selbst. Dahin gehört die Angabe der 40000 in Israel (V. 8. vergl. mit Ex. 12, 37. 38. Num. 1, 45. 47.); die Erwähnung eines Jael neben Samgar (V. 6.) und der Merositen (V. 23.); die Theilnahme der Stämme Ephraim rc. am Kampfe (V. 14. 15.), wo 4, 6. 10. blos Sebulon und Naphtali genannt werden; die Erwähnung der Mutter des Sisera (V. 28.) Alle diese Angaben setzen noch eine genauere Bekanntschaft mit der Begebenheit selbst voraus, und es läßt sich kein Grund denken, weshalb sie von einem späteren Dichter sollten eingeschoben seyn. Zwar macht der Parallelismus mit Ps. 68. in mehren Stellen [5]) das Alter des Liedes verdächtig. Hier ist aber gewiß der Psalm die Nachahmung, da der Psalmist unfehlbar in einer sehr späten Zeit lebte, und die Annahme eines gemeinsamen Originals [6]) mit den anderweitigen Spuren des hohen Alters des Liedes der Debora und mit der ganzen Situation unverträglich ist. Noch unsicherere Zeichen später Abfassung sind die sprachlichen Annäherungen zum Aramaismus. Diese sind theils Eigenheiten der gesammten Dichtersprache, theils gehören sie, wie Schin relativi, der Volkssprache des nördlichen Palästina an [7]).

Eine andere Debora war die Amme der Rebekka, welche in der Nähe von Bethel begraben wurde. Gen. 35, 8. (*Tuch.*)

Deboros s. Doberos.

DEBOT (Deboude, Debode), wahrscheinlich Parembole der Alten, Ort am Nile oberhalb Assuan, in Nubien. Mitten im Dorfe auf dem linken Nilufer liegen die Überreste eines Tempels, in dessen Säulen man eine Nachahmung des Tempels zu Philä erkennt. Drei hohe Propylone, die in verschiedenen Distanzen hinter einander liegen, führen zur 60 Fuß breiten Façade des Tempels, welchen ein Porticus mit 4 Säulen bildet deren beide mittlere andere Capitale haben, als die äußern. Aus

1) S. Jud. 5, 20. 21. vergl. mit 4, 15., was Josephus Antiq. V, 5, 4. richtig von einem Unwetter versteht, welches in seiner Richtung günstig für die Israeliten war. 2) Jud. Cap. 5. Brauchbare Commentare schrieben Schnurrer in den dissert. philolog. crit. 1797 und *Hollmann* commentarius philol.-criticus in carmen Deborae. 1818.

3) Gesenius in der A. L. Z. 1812. Nr. 205. de Wette Commentar über die Psalmen. S. 43 ff. Hollmann a. a. O. S. 8. 9. 4) Hartmanns Hebräerin. Th. 1. S. 220. Früher auch de Wette in der Einleitung. Vergl. über den ganzen Streitpunkt Hollmann a. a. O. S. 5—8. 5) Vergl. Jud. 5, 4. 5. mit Ps. 68, 8. 9.; Jud. 5, 16. mit Ps. 68, 14.; Jud. 5, 19. 24. mit Ps. 68, 14. 6) A. L. Z. 1819. Nr. 90. 7) Dieser Gegenstand ist erledigt durch Ewald im Commentare zum Hohenliede. S. 18 — 20., woselbst die Aramaismen aufgegeben sind.

dem Porticus führt eine Pforte in den Pronaos, von welchem der ganze Tempel sich der Länge nach 70 Fuß tief durch mehre Gemächer erstreckte, die theils ohne, theils mit Sculpturen versehen sind. Im hintersten Adyton sind zwei kleine Monolithentempel, sehr sorgfältig und künstlich aus einem Granitblocke gearbeitet und ganz vollkommen erhalten; der größte von ihnen ist 12 Fuß lang, 3 Fuß tief und 8 Fuß hoch, mit einem geflügelten Globus über der Thür. Der größte Theil des Tempels ist sehr schlecht erhalten. (*Burckhardt* Travels in Nubia. p. 126.) (*L. F. Kämtz.*)

DEBOYNE, eine zu der Gruppe der Louisiade gehörige Insel in Australien, unter 10° 39′ 5″ S. Br., 170° 4′ 48″ L. im W. von S. Aignan gelegen (s. Louisiade). (*Leonhardi.*)

DEBRAEA nannten Römer und Schultes (Syst. I. p. 4.) zu Ehren des baierschen Gesandten am russischen Hofe, des Stifters und Präsidenten der Regensburger botanischen Gesellschaft, Gabriel Grafen de Bray, eine Pflanzengattung, welche Rudge (Fl. gui. p. 7.) zuerst unter dem übel gewählten Namen Erisma bekannt gemacht hat. Da aber schon zwei Jahre vor jenen Schriftstellern (1815) Graf Sternberg dem Grafen de Bray eine wohlbegründete Pflanzengattung Braya (s. d. Art.) gewidmet hatte, so ist der Name Ditmaria *Spr.* vorzuziehen (s. d. Art.). (*A. Sprengel.*)

DEBRETZIN, Debretzinum, Debreczen, Debreczin, eine der größten und volkreichsten, königlichen Freistädte (letzteres seit 1715), an der nördlichen Grenze des Biharer Comitats im Königreiche Ungern, unter 39° 16′ 55″ östl. L. und 47° 31′ 40″ nördl. Br., in einer weiten, fast unabsehbaren, zum Theil wol sandigen und wasserarmen, aber gegen Süden hin auch ungemein fruchtbaren Ebene, 16½ Meile von Pesth, 18½ Meile von Kaschau entfernt. Sie hat mehr ein ländliches als städtisches Ansehen und entbehrt der Bequemlichkeiten viele, die man in einer großen Stadt zu haben pflegt. Dafür weiden auf ihrer gesegneten Umgegend Tausende von Ochsen, Schweinen und Schafen und gedeihen der Weizen, der Tabak, der Hirse und das Heidekorn (Buchweizen) in vorzüglichster Güte und großer Menge. Jedoch auch als Stadt ist sie, nach Pesth, die erste Erwerb- und Handelsstadt des Landes. Es befinden sich daselbst mehre Manufakturen und Fabriken, besonders in groben, wollenen Zeugen, Leder und Seife; viele Handwerker, vorzüglich Gärbermeister, Drechsler für Tabakspfeifenmundstücke, Töpfer für Tabakspfeifen, deren jährlich an 12 Millionen Stücke geliefert werden, und Zischmenmacher, über 500 Meister. Die vier großen Jahrmärkte werden aus allen Gegenden der Monarchie wie der benachbarten Lande so stark besucht, daß sie zu den größten Sehenswürdigkeiten Ungerns gehören [1]). Die Stadt zählt 4000 Häuser und 42000 Einwohner, von welchen sich 38500 zur reformirten, die übrigen zur katholischen Kirche bekennen. Die erstern haben zwei Pfarrkirchen und ein berühmtes Collegium mit sieben Professoren für die höhern Wissenschaften und einer Bibliothek von 20000 Bänden; die letztern eine Pfarrkirche, ein Piaristenkloster und ein Gymnasium. Auch ist hier der Sitz der Districtual-Gerichtstafel vom Kreise jenseit der Theiß, eines Ober-Provincial- und Kriegscommissariats und eines Hauptdreißigstamts. Die ungrische Sprache herrscht hier allgemein und wird in vorzüglichster Reinheit gesprochen. Auf dem Landtage des Jahres 1830 wurde der Stadt die alte Portenanzahl, nämlich 45, belassen und sie entrichtet davon an jährlicher Kriegscontribution 30982 Gulden C. M. ohne den Werbungsbeitrag. (*Gamauf.*)

An Holz hat Debreczin zwar keinen Mangel (die Stadt hat schöne Buchen- und Eichenwälder, die schon seit vielen Jahren nach einer guten Waldordnung in 32 Holzschläge eingetheilt sind), aber weil das Holz für die Bedürfnisse der starken Bevölkerung nicht hinreichen würde und einen beträchtlichen Preis hat, so heizen die Einwohner meistens mit Stroh und Rohr ein und bedienen sich des Holzes nur zum Bauen, zur Verfertigung von Hausgeräthen und auf dem Herde [2]). Weil in der Nähe von Debreczin keine Steinbrüche sind, so sind die Gebäude nur von Ziegeln, Backsteinen und Holz aufgeführt. Bei der Stadt ist eine Salpetersiederei. Der Boden um Debreczin ist sehr stark mit mineralischem Laugensalz (ungrisch Székső) geschwängert, welches hervorschwitzt und die Oberfläche des Bodens in der Gestalt einer feinen, weißlichen Erde bedeckt und von Zeit zu Zeit vor Sonnenaufgang gesammelt wird, woraus die Seifensieder zu Debreczin eine Lauge bereiten, deren sie sich bei dem Sieden der berühmten Debrecziner Seife bedienen, die wegen ihrer Weiße und Leichtigkeit berühmt ist, mit der Marseiller Seife verglichen werden kann, stark verführt und von einigen Ärzten auch zu officinellem Gebrauche verordnet wird [3]). — Aus der Geschichte von Debreczin sind folgende Thatsachen anzuführen. Im J. 1567 wurde hier auf einer Synode die Augsburgische Confession verworfen und die Helvetische eingeführt, nachdem bald nach Luthers und Zwingli's Reformation fast alle Einwohner sich zum Protestantismus gewendet hatten. Der Debrecziner Prediger Dévay, anfangs ein eifriger An-

1) Das Treiben und Leben zu dieser Zeit ist in Debreczin ungemein groß, so daß es zum Sprichworte geworden ist: wer einer Weinlese in der Hegyallya (bei Tokay) und einem Debreczlner Jahrmarkt nicht beiwohnte, hat von Ungern nichts gesehen. Man sieht auf diesen Debrecziner Jahrmärkten größtentheils ein orientalisches, nomadisches Leben und wird zugleich an die türkischen Bazars erinnert. Der Absatz ist vorzüglich mit Getreide, Vieh, Tabak, Speck und andern ungrischen Landesprodukten, wie auch mit türkischen Produkten und Waren ungemein stark. Die Ordnung und strenge Polizei, welche auf diesen Jahrmärkten gehandhabt wird, ist lobenswerth. 2) Jeder Bürger erhält zu seiner Nothdurft Holz, nach dem Verhältnisse seines Contributionsquantums. Wer 6 fl. contribuirt, bekommt eine Klafter. Die Waldungen werden gut erhalten und gewähren angenehme Spaziergänge. 3) Dieses ungrische Natrum oder székső hat zuerst Dr. Gabriel Pázmándy in einer eignen Abhandlung (Idea Natri Hungariae Veterum Nitri analogi. Viennae 1770. 76 p. 8.) beschrieben. Später erschienen darüber Aufsätze in den Pariser Memoires des sciences, in den Abhandlungen der Berliner Akademie, von Ruckert in dem patriotischen Wochenblatt für Ungern u. s. w. Man findet es auch am Neusiedler- (Fertô) und Palitscher See und an verschiedenen andern Orten in Ungern in Menge.

hänger Luthers und einer der ersten und vorzüglichsten Verbreiter von Luthers Reformation in Ungern (deswegen der ungrische Luther genannt), später aber ein Anhänger Zwingli's, trug das meiste dazu bei. Schon Schwartner bemerkte in seiner Statistik von Ungern, daß dem schwermüthigen Charakter der Magyaren mehr Zwingli's und Calvins als Luthers Lehrbegriff und Kirchenreform zusagte. Lange Zeit, bis zum Anfang des 18. Jahrh., waren in Debreczin beinahe gar keine Katholiken. Unter Leopold I. wüthete auch in Debreczin (wie zu Eperjes) der berüchtigte Graf Caraffa ganz nach Willkür, ohne Auftrag der Regirung, mit spanischer Tortur und machte sich unter andern das grausame Vergnügen, ihm verdächtige Debrecziner Bürger durch bleierne Gewichte an den Füßen des in der Luft schwebenden Körpers zum Geständniß zu bringen. Deswegen wird auch noch heut zu Tage der derbe magyarische Fluch, in welchem der Name Caraffa's vorkommt, „Beste lélek Caraffia," nirgend so häufig als in Debreczin gehört. Unter den in Debreczin gedruckten Werken zeichnet sich als eine besondere Eigenheit der magyarischen Sprache aus eine im Jahr 1766 gedruckte Elegie vom Professor Varjas (spr. Warjasch), welche keinen andern Vokal enthält als e. Im J. 1770 war Kaiser Joseph II. in Debreczin, und sein Andenken blieb den Einwohnern unvergeßlich. (*Rumy*.)

Debris s. Garamantae.

DEBRÖ, ein ungrisches Dorf im Hevescher Comitat des Königreichs Ungern, nicht weit von der bischöflichen Stadt Erlau, zum Unterschiede von Unterdebrö, das daneben liegt, Oberdebrö genannt, dessen Bewohner jenen gelben Tabak in vorzüglicher Güte und Menge bauen, aus welchem der berühmte Debröer Schnupftabak bereitet wird. (*Gamauf*.)

DEBSTEDT, ein Kirchdorf im herzogl. Bremenschen Amte Bederkesa, in dessen Bezirke sich die Überreste der Pipinsburg befinden, die entweder von Pipin selbst oder von Karl dem Großen errichtet, und im letztern Falle von diesem nach seinem Vater genannt wurde. Nahe dabei ist ein großes, steinernes Denkmal, Bülzebedde genannt, welches die Benachbarten für das Grab eines berühmten alten Heerführers jener Zeit ausgeben. (S. Johann Vogt in Pratje's Altem und Neuem Bd. 8. S. 335 fgg.) (*Schlichthorst*.)

DEBURE, (de Bure), Guillaume François, Buchhändler zu Paris, wo er im Januar 1731 geboren war und den 15. Juli 1782 starb, rühmlich bekannt als Bibliograph und Herausgeber einiger bibliographischen Werke, die bei manchen fast unvermeidlichen Unvollkommenheiten zu den besten in ihrer Art gehören. Zuerst gab er unter dem Namen Rebude ein Museum typographicum, seu collectio, in qua omnes fere libri rarissimi notatuque dignissimi accurate recensentur. Par. 1755. 12. heraus, ein höchst unvollkommener, jugendlicher Versuch auf 43 Seiten, von dem nur 12 Exemplare gedruckt wurden. Nach langer Vorbereitung erschien sein (systematisch geordnetes und überhaupt bequem eingerichtetes) Hauptwerk: Bibliographie instructive, ou traité de la connoissance des livres rares et singuliers. Paris 1763—1768. Vol. VII. 8. Damit ist zu verbinden: Supplement à la bibl. instr., ou catalogue des livres du cabinet de M. L. J. Gaignat. Ib. 1769. Vol. II. 8. und die von Née de la Rochelle bearbeitete Bibl. instr. tom. X., contenant une table destinée à faciliter la recherche des livres anonymes qui ont été annoncés par Mr. Debure etc. Ib. 1782. 8. Debure hat durch dieses Werk zur Verbreitung bibliographischer Kenntnisse in Frankreich sehr viel beigetragen, und weder die Kritiken Merciers de St. Léger (in den Mém. de Trévoux 1763 und einzeln), noch die Verunglimpfungen des Abbé Rive konnten sein Verdienst schmälern. Unter den Katalogen ansehnlicher Bibliotheken, die er herausgab, schätzt man besonders den Catalogue des liv. de Mr. Girardot de Préfond. 1757. 8. und Cat. de la bibl. de feu Mr. le duc de la Valière. 1767. Vol. II. 8. *) (*Baur*.)

Deca. Mehre Zusammensetzungen damit s. unter Deka.

Decacera, *Blainville* (Mollusca) s. Decapoda.

DECACNEMOS (Paläozoologie), von δέκα — κνημός (zehn — Haarschweif). In Beziehung auf die zehn gefranzten Arme hat der Leipziger Joh. Heinr. Linck schon im Jahre 1733 das später von Leach unter dem Namen Alecto (nicht Alecto Lamouroux's), und von de Lamarck unter dem Namen Comatula aufgestellte Geschlecht von Stelleriden genannt, welches nämlich Linné wieder mit Asterias verbunden hatte. Ref. hat diese Benennung in einem frühern Werke beibehalten, gesteht jedoch zu, daß diese Benennung insofern unpassend erscheinen könne, als die durch Theilung der fünf Hauptarme entstandenen zehn Arme sich an ihrer Wurzel sogleich noch weiter theilen können, wie es bei Comatula multiradiata *Lamk*. (Genus Caput Medusae *Linck*.) wirklich der Fall ist. Schweigger, Miller, Leuckart, Goldfuß u. A. haben sich seitdem Mühe gegeben, durch Zergliederung lebender Arten den organischen Bau dieses Geschlechts noch vollständiger darzulegen und es als eine vermittelnde Zwischenform zwischen den Stelleriden und Stylastriten zu bezeichnen, letzterer Autor aber noch insbesondere, die fossilen Arten vollständiger zu sammeln und zu beschreiben, welche wir daher, da sie beim Artikel Comatula übergangen worden, hier nachtragen.

Char. gen. Corpus orbiculare; Abdomen membranaceum, orisiciis oris centrali, ani excentrico proboscideo praeditum; in dorso columnae non radicatae, rudimentum brachiis auxiliaribus obvallatum. Brachia decem marginalia simplicia vel palmata et digitata, tentaculis articulatis pinnata. Sulci brachiorum serrati, cute obtecti.

Lebende Arten haben Lamarck acht, Leach und Rüppell noch zwei andere in sehr verschiedenen Meeren gefunden. Fossile besitzen wir fünf aus dem lithographischen Kalke der Juraformation im Pappen-

*) Ersch's gel. Frankr. s. v. Bure. Biogr. univ. T. X. (von Beuchot). Eberts bibl. Lex. Derselbe in Hermes Bd. 5. S. 144.

heimischen und am Libanon, und Defrance gedenkt noch einer bisher nicht beschriebenen Art, welche in den Kreide- und Tertiärformationen zugleich vorkäme.

Wie diese Thiere im lebenden Zustande ihre Arme mit dem untern Theile aufgerichtet tragen, so finden wir sie auch im fossilen Zustande und zwar gewöhnlich mit allen ihren Theilen erhalten, nur daß jene Richtung zu häufigem Zerbrechen der Arme Veranlassung gegeben, die dann oft unregelmäßig über einander liegen. Da die Thiere im Leben außer Hornsubstanz aus kohlensaurem und etwas phosphorsaurem Kalke bestehen, so ist ihre vollständige Erhaltung durch diese Zusammensetzung begünstigt worden. Der Bauch aber ist von mehr häutiger Beschaffenheit, daher sich diese Seite in der Regel nicht so gut aus dem Gesteine ablöst als die entgegengesetzte.

A. Species brachiis auxiliaribus longis sparsis.

1) *C. pennata.* C. brachiis simplicibus; tentaculis aequalibus, tetragonis, elongatis alternis; brachiis auxiliaribus filiformibus longissimis.

Collini in Comment. elect. Palat. vol. III. p. 103. tf. IV. fig. 6. Knorr Merkwürd. vol. I. tab. XI. fig. 1. tab. XXXIVᵃ. fig. 1. vol. II. II. tab. L. I.

Pentacrinites vel *Caput Medusae.* Walch Naturg. I. 145. 181. Schröt. Einleit. III. 377. No. 19.

Ophiurites pennatus v. Schlth. Petreff. 326. tb. XXVIII. fig. 1—4. Germar in Keferst. Teutschl. IV. II. 89 ff.

Comatulithes mediterraneaeformis von Schlth. Nachtr. II. 47. *Krüg.* Nat. I. 181. Germar a. a. O.

Comatula mediterraneaeformis. Holl Petrefakt. 387.

Comatula pinnata. Goldf. Petref. 203—204. tb. LXI. fig. 3.

Groß, doch der Körper ist verhältnißmäßig sehr klein und gewöhnlich noch verdeckt durch die zerbrochen über ihn her liegenden Untertheile der bis 6 Zoll langen Arme, deren oberer Theil dann gerade ist. Die Hilfsarme haben gegen 2 Zoll Länge und bestehen aus langen, walzigen, am obern Ende verdeckten Gliedern, nebst dünneren, fadenförmigen, kurzgliederigen Armen. Der Kelch ist an der Bauchseite mit fünf Rippengliedern, mit ähnlichen Furchen und Gelenkflächen, wie bei C. mediterranea versehen. Darauf folgen die zweiten Rippenglieder. Die Schulterglieder tragen jedes zwei dünne, borstenförmige Arme. Armglieder halbwalzig, 1 Linie lang und dick, innen an beiden Rändern der Furche mit einer verlängerten Spitze, an deren Basis die Gelenkflächen zum Ansatze der Tentakeln sind. Diese sind 1½ Zoll lang, wechselständig, jedoch oft 1—2 Glieder überspringend, borstenförmig, in der Mitte der Arme am längsten, aus langen, fast vierseitigen Gliedern gebildet, an deren innerer Seite nämlich die Fortsetzung der Armfurche, an den drei andern ebenfalls schwache Furchen sind.

In den Samlungen zu Heidelberg, Bonn, v. Münsters zu Baireuth, v. Schlotheims zu Grätz, Florenz u. s. w. Aus dem lithographischen Kalke der Juraformation zu Solenhofen.

2) *C. breviciliata Ehrenb.* Diese Art, welche Ehrenberg vom Libanon mitgebracht, habe ich im Berliner Museum gesehen. Sie ist weder beschrieben noch untersucht, gehört jedoch, wenn ich nicht irre, mit der vorigen Art, der sie im Habitus gleicht, in dieselbe Abtheilung. Sie findet sich ebenfalls mit Seefischen und Ophiuren in einer dem Pappenheimer ganz ähnlichen Gesteinart, wol auch aus gleicher Formation.

B. Species brachiis auxiliaribus minutis, ad costas quinque radiantes affixis.

3) *C. tenella.* C. brachiis simplicibus; tentaculis aequalibus oppositis; brachiis auxiliaribus brevissimis, costis quinque dorsalibus affixis.

C. tenella. Goldf. Petref. 204. taf. LXII. fig. 1.

Astrophyton (Euryale) minutum. Bronn in v. Leonh. Zeitschr. 1828. S. 614.

Klein, der Körper stets nur von der Rückenseite sichtbar, verhältnißmäßig gegen die Arme groß, 1 Linie breit, über die Gesteinfläche hervorstehend und durch fünf erhabene Rippen in Felder abgetheilt, welche gewölbt und in der Mitte gekielt sind. Die Rippen laufen von einer kreisförmigen Fläche des Mittelpunktes (entsprechend der Insertionsstelle des Stieles) aus und sind von beiden Seiten mit sehr zarten, fadenförmigen, aber selten sichtbaren Hilfsarmen besetzt. Die fünf Arme sind 6—8 Linien lang, sitzen am Ende dieser Rippen und haben nur ein Armglied, wonach ein verlängert dachförmiges Glied die zwei Hände trägt. Arme und Hände mit walzig-dreiseitigen, an den Enden verdeckten und an jeder der zwei Seitenflächen durch eine tiefe Längenfurche ausgehöhlten Gliedern versehen, wovon die innere Seite nie sichtbar ist. Am obern Ende jedes Arm- und Fingergliedes sind gewöhnlich zwei gegenüber stehende, borstenförmige Tentakeln, doppelt so lang als das Glied selbst.

In den Samlungen zu Heidelberg, zu Bonn, Gr. v. Münsters zu Baireuth u. s. w. Wird mit C. pennata gefunden.

4) *C. pannulata.* C. brachiis simplicibus; tentaculis brevibus geminatis a basi, aliisque longissimis filiformibus a medio ad apicem usque brachiorum alternis; brachiis auxiliaribus brevissimis, costis quinque dorsalibus affixis.

Bajeri oryt. nor. tab. VIII. fig. 4. Suppl. tab. VII. fig. 2—6. Knorr Merkwürd. I. tab. XI. fig. 2—9.

Decactis? Walch Naturg. I. p. 145—147. II. II. 293.

Parkins. org. rem. III. tab. I. fig. 15.

< *Asteriacites filiformis.* v. Schlth. Taschenb. VII. 68.

< *Ophiurites filiformis.* v. Schlth. Petref. 326.

Asteriacites pannulatus. — — 325.

Ophiurites decafilatus. (v. Schlth. ib. 326?) Germar in Kef. Teutschl. IV. II. 89 ff.

Euryale Bajeri. *König* ic. sect. no. 27.

Comatula pectinata. Goldf. Petref. 205. tab. LXII. fig. 2. (non *Ast. pectinata Linn.*).

Kleine Art, jedoch mit erbsengroßem, 1½ Linien breitem Körper, welcher zuweilen mit der Bauchfläche er-

scheint. Arme oft emporgerichtet und zwischen dem fünfeckigen Mund (?) und der Peripherie des Körpers eingefügt. Auch hier bemerkt man eine kleine, runde Scheibe in dessen Mittelpunkt, von welcher fünf Rippen über den Körper ausgehen, mit sehr zarten, fadenförmigen Hilfsarmen besetzt. Arme gegen 1 Zoll lang. Arm- und Handglieder ebenfalls wie bei C. tenella, doch an der untern Hälfte alle nur mit gepaarten, pfriemenförmigen Tentakeln, so lang als diese Glieder selbst, die der obern mit aussetzend-alternirenden, langen, borstenförmigen Fingern, deren Enden bis gegen die Spitze der Hand reichen und welche ohne Tentakeln sind. Enden der Arme gewöhnlich in einen Ring zusammengerollt.

In den Samlungen zu Bonn, v. Schlotheims, v. Münsters u. s. w. Wird mit voriger Art gefunden [1]).

5) *C. filiformis.* C. brachiis simplicibus; tentaculis brevissimis gemmatis aliisque longissimis filiformibus a basi ad apicem usque brachiorum alternis; brachiis auxiliaribus brevissimis, costis quinque dorsalibus affixis.

C. filiformis. Goldf. Petref. S. 205. tab. LXII. fig. 3.

> *Ophiurites filiformis?* v. Schloth. Petrefakt. 326.

Größe, Körper, Arme, Hilfsarme, Tentakeln wie bei der vorigen Art, nur daß die langen, fadenförmigen Finger schon am ersten Handgliede beginnen, dann abwechselnd bis zu deren Mitte auf jedem dritten, und von da bis zur Spitze auf jedem zweiten Gliede stehen. Die Mitte des Rückens mit den von da auslaufenden Rippen erscheint wie eine erhabene, sternförmige Scheibe. Das Ende der Arme ist gewöhnlich ringförmig eingerollt.

In den Samlungen zu Bonn, v. Münsters zu Baireuth u. s. w. Vorkommend mit voriger Art.

Der von Defrance in Kreide und Tertiärgebirgen aufgeführten Art haben wir schon oben gedacht. Auch in Luyds Samlung glaubte man Reste aus diesem Geschlechte bemerkt zu haben, was sich aber nach Parkinson nicht bestätigt [2]). (*H. G. Bronn.*)

1) Wir glaubten den ältern Schlotheimschen Namen, obschon er ohne Beschreibung und Diagnose gegeben worden, deswegen wieder herstellen zu müssen, weil Lamarcks Com. Mediterranea (C. fimbriata *Mill.*) von Linné schon Asterias pectinata genannt worden war. 2) Literatur. *Joh. H. Linck* de stellis marinis liber singularis. Lips. 1733. fol. p. 53 u. 58. *Bajer* Oryctographia Norica. *Bajer* Monimenta rerum petrificatarum, praecipue Oryctographiae Noricae supplementi loco adjungenda. Norimb. 1757. fol. tab. VII. Knorr Samlung von Merkwürdigkeiten der Natur und den Alterthümern des Erdbodens. Nürnberg. fol. Vol. I. (1755) tab. XI. u XXXIV a; vol. II. II. tab. I. I. Walch Die Naturgeschichte der Versteinerungen. I. 1773. fol. 145—147. 181. II. II. (1769). fol. 104 ff. 298. 301. Schröter Vollständige Einleitung in die Kenntniß der Steine und Versteinerungen. Altenburg. 4. III. (1778). S. 377. *C. Collini* Description de quelques Encrinites etc. in Historia et Commentationes Academiae elector. Palatinae scientiarum. vol III. phys. (Mannh. 1775. 4.) p. 69—105. tab. I—IV. *Parkinson* Organic remains of a former world. 1811. 4. vol. III. v. Schlotheim in v. Leonhard Taschenbuch f. Mineralogie. 1813. VII. 68. *Leach* Zoological Miscellanies. London. 8. II. (1815). 61. *de Lamarck* Histoire naturelle des Animaux sans vertebres. Paris. II. (1816). 530—535. v. Schlotheim die Petrefaktenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte. Gotha. 8. I. (1820). 325—327. tab. XXVIII. fig. 1—4; Nachtrag II. (1823) 45—51. *Parkinson* Oryctology. London 1822. 8. p. 101. *Miller* A natural history of the Crinoidea. Bristol 1822. 4. p. 123—133. (beschreibt dieses Genus noch mehr im Detail). *Defrance* Tableau des corps organisés fossiles. Paris 1824. 8. p. 102. (*König*) Icones fossilium sectiles. Centuria prima. (London 1825). no. 27. Krüger Urweltliche Naturgeschichte der organischen Reiche. Quedl. u. Leipz. 1825. I. 180—181. H. G. Bronn System der urweltlichen Pflanzenthiere. Heidelb. 1825. Fol. S. 67. Germar über die Versteinerungen von Solenhofen, in Keferstelns Teutschland :c. Weim. IV. II. (1826) 89—107. F. S. Leuckart Einiges über das Asteroidengeschlecht Comatula, in Heusingers Zeitschr. f. organ. Physik III. 1828. S. 375—391 u. 478—480. H. G. Bronn Notiz über die Verstein. des lithograph. Kalkes im Pappenheimischen, in v. Leonhards Zeitschrift 1828. S. 608—616. F. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dresden 1829. 12. S. 386. Goldfuß Abbildung u. Beschreibung der teutschen Petrefakten. Fol. 3. Liefr. 1831. S. 201—205. tab. LXI—LXII.

DECACTIS (Zoologie, Paläozoologie), Zehnstrahl, nannte Linck eine lebend gefundene, zehnstrahlige Asterie, die er sogar zu einem eignem Geschlechte erhob. Bajer und Walch aber rechneten irrig zu demselben Geschlechte, ihrer zehn Arme wegen, die im Solenhofer Jurakalkschiefer vorkommenden Comateln, namentlich mit Beziehung auf die Abbildungen bei *Bajer* monum. tab. VII. fig. 3. u. Knorr Merkwürd. I. tab. XI. fig. 7. (Comatula pectinata *Goldf.*), die aber zu Lincks Genus Decacnemos gehören, worüber dieser Artikel zu vergleichen ist *). (*H. G. Bronn.*)

*) Vergl. *J. H. Linck* de stellis marinis liber singularis. Lips. 1733. fol. p. 41. *Bajer* monimenta rerum petrificatarum etc. Norimb. 1757. tab. VII. fig. 3. Walch die Naturgeschichte der Versteinerungen :c. II. II. (1796. Fol.) 293—295.

DECADIA. Eine von Loureiro gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 13. Linnéschen Klasse und wahrscheinlich aus der natürlichen Familie der Elaocarpeen. Char. Der Kelch dreiblättrig, stehenbleibend, mit rundlichen, ungleichen Blättchen; zehn, meist gesägte, fast gleiche Corollenblättchen; die Staubfäden an der Basis der Corollenblättchen eingefügt, mit rundlichen, zweilappigen Antheren; der Griffel fadenförmig, mit dicker Narbe; die kleine Steinfrucht steht über dem Kelche und hat eine dreifächerige Nuß. Die einzige bekannte Art, *D. aluminosa* Lour. (Fl. coch. p. 385, Arbor aluminosa Rumph. amb. III. p. 160. t. 100, Arbor Bobu dicta Burm. zeyl. p. 26.), in den Wäldern von Cochinchina und auf den moluckischen Inseln einheimisch, ist ein mäßig hoher Baum mit eiförmig-ablangen, gesägten, glatten Blättern und weißen, in den Blattachseln und am Ende der Zweige stehenden Blüthentrauben. Die Cochinchinesen, welche diesen Baum Deung-sé nennen, bedienen sich seiner Rinde und Blätter anstatt des Alauns beim Rothfärben. (*A. Sprengel.*)

DECANUS heißt im Allgemeinen der Vorsteher von zehn Personen. An diese Anzahl kehrte man sich nachher nicht genau, und belegte mit diesem Namen auch den Vorsteher eines geringeren oder größeren Personals, sei es, daß er dessen Anführer oder Vorgesetzter, oder

nur der Leiter ihrer Angelegenheiten und Geschäfte war. Beim Militär war Decanus (δέκαρχος) eben das, was Decurio; Dekanie und Dekurie waren gleichbedeutend. Am oströmischen Kaiserhofe hießen eine Art von Hofbedienten, deren man sich zur Ausführung von allerhand Aufträgen bediente, Dekane, wahrscheinlich weil Dekane von der Leibwache zu diesem Amte genommen wurden (*Cod. Justin.* XII, 27. leg. 1. 2. *Cod. Theod.* VI, 33. 1.). Dekane hießen zu Constantinopel auch die Vorsteher der Gesellschaft, welche die Beerdigungen und Leichenbegängnisse zu besorgen hatte (*Cod. Justin.* I, 2. leg. 4. 9. *Justin. Novell.* 59.). Im mittelalterlichen Latein hießen Dekane die Richter in minder wichtigen Streitigkeiten unter zehn Familien, die den engsten Kreis der damaligen bürgerlichen Ordnung ausmachten. So bei den Angelsachsen, welche in Tithings und Hundrede (das Hundred aus zehn Tithings bestehend) eingetheilt waren. Der Vorsteher des Hundred hieß Hundredar, der Vorsteher des Tithing Borsholder; Decanus Friborgi (der zehn Freibürger, freien Hausväter) heißt er in den Gesetzen Eduard des Bekenners. — Derselbe Titel wurde nachmals auch zur Bezeichnung einer kirchlichen Würde gebraucht. Was in den Klöstern bei den Mönchen der Prior, das war in den Stiftern bei den Kanonikern der Dekan, der Vorsteher des Kapitels.

Davon sind die Domdechanten noch übrig. Von den Stiftern ging dann dieser Titel auf die Universitäten über, bei denen ihn der jedesmalige Vorsteher einer Fakultät führt (s. Domstifter und Universitäten). Dekan eines Bischofs (Decanus episcopi oder ruralis) heißt der Geistliche, welchen in einem Bezirk der Bischof zu seinem Stellvertreter, als Aufseher über die Geistlichen, ernennt. In England heißt der Bischof von London Dekan des Erzbischofs von Canterbury. Auch in protestantischen Ländern ist sonst der Titel Dekan übrig, und so viel als in andern Ländern ein geistlicher Inspector oder Superintendent.

Dekane nannte man auch in der ägyptischen Astrologie 36 Untergötter, nach der Eintheilung des Thierkreises in 36 Theile. Jedes Zeichen war nämlich in 3 Theile, jeder von 10 Graden, eingetheilt, und in jedem solchen Gradtheile regirte einer von jenen Göttern. Bei Firmicus (2, 4.), Origenes u. A. werden die Namen derselben verschieden angegeben. Nach ihnen wurde bei der Geburt das Prognostikon gestellt. (S. *Dupuis* orig. de tous les cultes VII. 89—150. *Salmas.* de annis climact. 842.) (*H.*)

DECAPITANI, Carl' Antonio, gestorben als Pfarrer zu Viganò am 7. Sept. 1820 im 49. Jahre seines Alters, galt für einen Kenner der Landwirthschaft. Unter mehren Schriften, die er über den Landbau herausgegeben hat, zeichnet sich besonders sein Werk, betitelt: Sull' agricoltura particolarmente dei paesi di collina. Discorsi teoretico-pratici ad uso dei possidenti, dei fittajuoli e dei contadini. Milano, b. Silvestri. 1815. 3 Bände. in 8. aus. Die darin enthaltenen Lehren, die oft auf eigenen Versuchen beruhen und namentlich in Betreff der Seidenzucht wichtig sind, beziehen sich zunächst auf die Umgegend seines Wohnorts, die sogenannte Brianza, einen hügelreichen Theil des Mailändischen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DECAPODA, *Ferussac* (Mollusca). Die zweite Familie der Cephalopoden nach Orbigny, ausgesondert aus der Gattung Sepia Linné's, entsprechend den Cephalopodes non testacés, Sépiolés oder Sepiaires Lamarcks, den Decacera Blainville's, umfassend die Familie Sepiolidea und Sepiidea Leach's. — Die Kennzeichen sind folgende: Der Körper ist im Allgemeinen in die Länge gezogen, cylinderförmig; er ist von einem dicken Sack umgeben, der mit flossenartigen Ausbreitungen Behufs des Schwimmens versehen ist, die nach Gestalt und Stellung sehr abändern. Der deutlich gesonderte Kopf hat oben zehn Arme, von welchen acht aufsitzen, die borstenartig verdünnt, kürzer als bei der Familie Octopoda und ihrer ganzen innern Länge nach mit Saugnäpfen besetzt sind; die beiden andern Arme sind viel länger, gestielt, stehen außer der Reihe und haben meist nur auf ihrem breitern Endtheil Saugnäpfe, sie können im Zustande der Ruhe in den Leibessack zurückgezogen werden. Bei mehren Gattungen findet sich im Innern des Rückens ein knorpel- oder kalkartiges Schalenrudiment. Orbigny theilt (Annales des Sciences naturelles VII. 147.) diese Familie folgendermaßen ein.

A. Mit partiellen Flossen, welche entweder nach hinten zu oder fast auf dem Rücken stehen.

a) Die Flossen am Schwanze (Familie: Sepiolidea, *Leach*). Gattung: Cranchia, *Leach.*

b) Die Flossen seitlich nach dem Rücken; von einander entfernt. (Familie: Sepiolidea, *Leach*). Gattung: Sepiola, *Leach.*

c) Die Flossen am Körperrande seitlich stehend, dreieckig oder rhomboidal (Fam. Sepiidea, *Leach*).

1) Die Masse der gestielten, manchmal auch der aufsitzenden Arme mit Saugnäpfen und hornigen Krallen besetzt. Gattung: Onychotheutis, *Lichtenstein.*

2) Die Saugnäpfe an einem Theile ihres Umkreises mitunter mit Zähnen oder Höckern besetzt, doch sind keine Krallen vorhanden. Gattung: Loligo, *Lesueur.*

B. Die Flossen erstrecken sich am ganzen Sack herab (Familie: Sepiidea, *Leach*). Gattung: Sepiotheutis, *Blainville.* (*D. Thon.*)

DECAPODA, *Latreille* (Crustacea). Eine Ordnung der Krebse, oder wie man sie in der neuern Zeit genannt hat, der Crustaceen, in der Section Malacostraca, von den meisten Systematikern angenommen, aber mehr oder weniger abweichend eingetheilt. Sie umfaßt diejenigen Thiere, die man vorzugsweise Krebse nennt, und unterscheidet sich durch folgende Kennzeichen. Der Kopf eng mit dem Bruststück (Thorax) verbunden, unter einer gemeinschaftlichen Schale (Schild, test oder carapace der Franzosen), welche an den Seiten die Kiemen bedeckt; die Augen stehen auf einem beweglichen Stiel; vier, meist borstenartige Fühler, von denen die mittlern in zwei oder drei Fäden getheilt sind; zehn Füße; die eigentlichen Kiefern und die Kieferfüße bilden zusammen sechs Paar, die unter einander sehr ab-

weichend gestaltet sind; alle eigentlichen oder Haupteingeweide liegen unter dem Rückenschilde.

Der Kopf ist kaum durch etwas anderes von dem Leibe oder Rumpfe unterschieden, als durch Fühler, Augen, Mund. Der mit demselben ganz verwachsene Leib hat Ähnlichkeit mit dem Thorax der Insekten, indem an ihm die eigentlichen Füße (Gangfüße) befestigt sind, er umschließt aber die Haupteingeweide, indem der Hinterleib, wie bei den Insekten, aus Ringen bestehend, nur den hintern Theil des Darmkanals enthält, an ihm auch nur Afterfüße sitzen.

Die Fühler sind aus zahlreichen Gliedern zusammengesetzt, stehen sehr beweglich am vordern Theile des Kopfes, aber in keiner Beziehung zum Munde. Sie liegen in einer Reihe neben einander, daher der Ausdruck mittlere und äußere, oder seitliche. Die letzteren liegen bald außerhalb, bald innerhalb der Augen, oder sitzen auch unter diesen. Jeder Fühler besteht aus Stiel und Faden. Jener besteht aus drei oder vier Stücken, sehr verschieden in Gestalt und Länge, oft mit blattartigen Anhängseln versehen. Die Glieder des Fadens sind alle gleichförmig gebildet. An der Basis der äußern Fühler sitzt ein kleiner, rundlicher oder fast dreieckiger Körper, der bei den Brachyuren (kurzschwänzigen) steinartig, bei den Macrouren (langschwänzigen) etwas häutig ist (siehe unten Gehör). Baster hat noch an den Fühlern des Hummers eine Menge kleiner Öffnungen bemerkt, deren Zweck man nicht kannte (siehe unten Geruchssinn). Die äußern Fühler sind in der Regel länger, oft viel länger als die innern, welche meist ganz kurz sind.

Es finden sich nur zwei zusammengesetzte Augen vor, auf deren oberer Fläche man zahlreiche Facetten bemerkt (Rösels Insektenbelustigung. III. t. 55. f. 4.). Sie sitzen, wie angegeben, auf beweglichen Stielen, welche in einer eigenen Grube liegen, meist einfach cylindrisch und bald nur so lang als das Auge, bald sehr viel länger sind. Bei einigen Brachyuren sind die sehr langen Augenstiele an den Seiten eines Vorsprungs des vordern Kopfrandes eingesetzt und passen in eine Querfurche dieses Vorsprungs, wie bei Gonoplax, Gelasimus, Podophthalmus. Manchmal reichen die Stiele über die Augen hinaus, so daß diese an ihrer Seite sitzen, und der vorragende Theil endigt dann in eine Spitze oder in einen Haarbüschel ꝛc. Die Augen selbst sind in der Regel mehr oder weniger kugelig.

Der Mund liegt immer an der untern Kopfseite, und die ihn constituirenden Haupttheile bewegen sich wie bei den Insekten seitlich. Die Theile zeigen hinsichtlich der Größe und Form viele Abweichungen, und einige der äußersten gleichen oft ganz Füßen, deren Stelle sie auch zum Theil vertreten. Am Munde ist zuerst die Mundöffnung (ouverture buccale der Franzosen) zu beachten, welche theils ein regelmäßiges Viereck, theils ein Trapezium oder Dreieck darstellt.

Die Brachyuren haben 1) eine querstehende, mit dem vordern Rande der Mundöffnung zusammengelenkte Oberlippe (Lefze); 2) ein paar Mandibeln oder zur Seite liegende, dicke, starke, zusammengedrückte, innen schneidende Stücke, welche auf ihrer Rückenseite, nahe am Punkte ihrer Einlenkung, einen Anhang oder Palpe, aus drei Gliedern bestehend, tragen; 3) eine dünne, blätterige, gespaltene Zunge, welche gegen die hintere Basis der Mandibeln gestellt ist; 4) ein erstes Paar häutiger Kiefern (Maxillen), welche tief gelappt und am Rande gefranzt sind, keine Palpen haben und auf der untern Fläche der Kiefern aufliegen, im Allgemeinen aber den bei den käferartigen Insekten vorkommenden Maxillen sehr ähnlich sind; 5) ein zweites Paar solcher palpenlosen Kiefern, welche auf den erstern liegen, gleichfalls häutig abgestutzt und gefranzt sind; 6) ein drittes Paar häutiger Kiefern (erstes Paar Hilfskiefern Savigny, innere Kieferfüße Desmarest), außen mit einer Palpe (Palpus flagelliformis *Fabricius*) versehen, welche aus einem langen Stiele besteht, auf dessen Ende ein kleines, gebogenes, borstenartiges, vielgliederiges Stück steht; 7) ein viertes Paar Kiefern (zweites Paar der Hilfskiefern Savigny, mittlere Kieferfüße Desmarest), welche aus einem ziemlich schmalen, zusammengedrückten, nicht häutigen, wie die Füße aus sechs Gliedern bestehenden Stamm und einer äußern, peitschenförmigen Palpe bestehen, der der vorigen Kiefern ähnlich, aber deutlicher; 8) ein letztes Paar, Freßwerkzeuge (äußere Kiefern Fabricius, äußere Kieferfüße Latreille, Pedipalpen Leach), welche, wie die vorigen, aus zwei Theilen bestehen, von welchen der innere, hornartig zusammendrückt, in sechs Glieder getheilt ist, von denen das zweite und dritte viel größer als die übrigen, die letztern aber klein sind; der äußere Theil ist eine Palpe, der der beiden vorhergehenden Kieferpaare ähnlich.

Savigny betrachtet diese drei paar äußere Kiefern als zu Freßwerkzeugen modificirte Füße, und stützt sich hinsichtlich dieser Meinung darauf, daß die Palpen, mit denen sie versehen sind, den fadenförmigen Organen analog seien, wie man sie an den vordern Füßen mehrer Entomostraceen findet, daß die beiden äußern derselben ganz wie eigentliche Füße gegliedert sind und auch aus ebenso viel Stücken bestehen, daß ferner die Basis derselben ganz wie die der eigentlichen Füße als Ansatzpunkt für die Kiemen dient ꝛc. Nach demselben Naturforscher würden daher alle echten Crustaceen sechzehn Füße haben und unter einander nur in der Zahl derjenigen abweichen, welche die Stelle von Kiefern vertreten *).

Bei den Krabben (kurzschwänzige Krebse, Gattung Cancer, Podophthalmus etc.) sind die äußern Kieferfüße immer sehr deutlich. Sie schließen den Mund unten und bedecken den ganzen Raum der Mundhöhle. Das zweite Stück ihres innern Stammes, das größte von allen, legt sich meistens mit seinem innern Rande gegen den entsprechenden des entgegengesetzten Stückes,

*) Um nicht zu weitläufig zu werden, müssen wir die weitere Ausführung dieser Analogien übergeben und auf den Aufsatz in Savigny's Werk Bd. III. verweisen sowie auf Carus Urtheile des Knochen- und Schalengerüstes ꝛc. hinsichtlich der Sache selbst auf die Abbildung zu Art. Crustacea.

aber manchmal stehen diese beiden Stücke auch aus einander und lassen einen dreieckigen Raum zwischen sich. Das dritte Stück ist viel kleiner, bald viereckig, bald dreieckig, trapezoidal oder länglich, und seine Spitze oder innerer Rand hat eine Ausrandung für das Gelenk des vierten Gliedes, mit welchem es an den beiden letztern angeheftet ist.

Das zweite und besonders das dritte Glied der äußern Kieferfüße sind diejenigen, welche am meisten hinsichtlich der Form abändern und deshalb am gewöhnlichsten zur Unterscheidung der Gattungen der Brachyuren benutzt werden. Fast die meisten Schriftsteller nennen erstes Glied dasjenige, welches wir hier, nach Savigny, als das zweite bezeichnet haben, und zweites das, welches wir drittes nannten. Dieser Unterschied im Zählen der Glieder kommt daher, daß das gedachte erste Glied sehr klein und oft mit dem folgenden verwachsen ist und deshalb leicht dem Beobachter entgeht.

Bei den Makrouren weichen die Mandibeln und die beiden ersten echten, häutigen, gelappten Kiefern wenig von den eben beschriebenen Formen ab; aber die Kieferfüße, besonders die des äußersten Paares, sind lang, prismatisch, stark, die letzten Glieder derselben fast so stark, als das zweite und dritte, und die Ähnlichkeit dieser Theile mit den eigentlichen Gangfüßen ist unbestreitbar. Bei den Gattungen Pasiphaë und Mysis dienen sie ganz deutlich als Gangfüße.

Außer dem Munde, den Augen und den Fühlern ist der Kopf mehrer Dekapoden, oder richtiger gesagt, der Theil der Schale, der ihm angehört, mit mancherlei Verlängerungen versehen, denen man, je nach ihrer Gestalt, verschiedene Namen gegeben hat. Bei Brachyuren und Makrouren ist der Theil des Schildes zwischen den Augen mehr oder weniger verlängert und erhält den Namen Schnabel (rostrum). Dieser ist bald mehr, bald weniger groß, bald sehr lang und kegelförmig und ungespalten, wie bei der Gattung Leptopodia, bald sehr lang, kegelförmig und gespalten, wie bei Macropodia, oder kurz und gespalten bei der Gattung Maja, bei andern, z. B. Palemon und Peneus, sehr zusammengedrückt, sehr lang, auf beiden Seiten sägezähnig, dagegen kurz und scharf stachelig, wie bei Astacus und Palinurus.

Bei der Gattung Anceus ist der Kopf der Männchen mit zwei großen Verlängerungen versehen, welche Mandibeln ähnlich sind, obgleich sie die Funktion derselben nicht haben. Der Kopf des männlichen Branchipus hat ebenfalls zwei große, bewegliche Verlängerungen, deren Form ziemlich denen der Mandibeln des Lucanus cervus gleicht, die aber dazu bestimmt sind, das Weibchen bei der Begattung zu erfassen, zu welchem Endzweck zugleich zwei spiralförmig zusammengebundene, trompetenförmige, zwischen und unter jenen liegende Organe dienen. Die ersten jener beiden Verlängerungen finden sich zwar auch bei den Weibchen, doch viel einfacher und nicht so groß, und die beiden andern fehlen.

Wenn der vordere Rand des Kopfes nicht so schnabelförmig verlängert ist, so wird der Raum, welcher die Augen von einander trennt, Stirn (frons) und manchmal Schild (clypeus) genannt. Die Stirn ist besonders bei den Krabben und andern Brachyuren merkwürdig, wo sie bald gerade, bald bogenförmig, bald ganzrandig, gelappt, ausgerandet oder gezähnt ist. Dieser Theil endigt sich meistens an den Seiten am innern Rande jedes Augenbogens oder der Höhle, in welcher das Auge liegt, manchmal aber breitet er sich bis an die vordern Winkel der eigentlichen Schale; wenn nämlich die langestielten Augen in einer Furche lagern, welche unter seinem Rande hinläuft, dann trit die Mitte, wie bei den Gattungen Gonoplax, Gelasimus und Ocypode nach vorn vor und bekommt ungefähr das Ansehen, wie das Schild bei der Käfergattung Goliath.

Der Körper der Dekapoden besteht, wie wir schon angegeben haben, aus einem vordern Theil, dem eigentlichen Körper, an welchem auch die Gangfüße sitzen, und einem hintern Theil, dem Hinterleib, gewöhnlich Schwanz genannt.

Der eigentliche Körper besteht unten aus verschiedenen Stücken, oben aber nur aus einem einzigen, welches Schild oder Schale (testa) genannt wird.

Diese Schale bedeckt den ganzen Körper der Brachyuren, unter den der Hinterleib eingebogen ist. Sie ist fest in zwei Punkten ihrer Mitte mit Anhängen der untern oder Bruststücke verbunden, welche sie gleichsam wie Pfeiler stützen, oder den Stücken zu vergleichen sind, welche bei Geigen den obern und untern Bogen auseinander halten; der ganze untere und vordere Theil hängt fest mit den Mundtheilen und den vordern Abschnitten der untern Körperseite zusammen, aber an den Seiten ist die Verbindung der Stücke so weit aufgehoben, daß zwei Spalten entstehen, welche in die Höhlungen führen, in denen die Kiemen liegen. Die allgemeinen Formen dieser Schale sind nach den Gattungen sehr verschieden; derselbe Fall gilt in Bezug auf die Wölbung der Schale, welche vom fast Flachen bis zu einem Kugelabschnitt steigt. Ihren Umkreis hat man zur Erleichterung der Beschreibung in verschiedene Gegenden eingetheilt: 1) Vorderrand oder Stirn heißt der zwischen den beiden Augen befindliche Rand; 2) seitliche Vorderränder werden diejenigen genannt von den Augen bis an einen Vorsprung der Schale, welcher Seitenwinkel heißt; 3) Seitenränder nennt man sie überhaupt, wenn dieser Winkel nicht vorhanden oder so weit nach vorn gerückt ist, daß die beiden Seiten der Schale fast gerade und unter einander parallel sind; 4) seitliche Hinterränder, der Theil an jeder Seite, der sich vom Seitenwinkel bis an den Hinterrand erstreckt; 5) Hinterrand, das hintere Ende der Schale, welches in einer Querlinie unmittelbar an das erste Hinterleibsglied anstößt.

Jeder dieser verschiedenen Ränder ist je nach Gattung und Art auf mannigfaltige Weise geformt, bald ausgerandet, gezähnt, gefaltet, mit Spitzen versehen ꝛc.; ebenso sind die Seitenwinkel bald mehr oder weniger verlängert, haben eine verschiedene Richtung und verschwinden bei kugelförmigen Thieren ganz.

Der Gesamtumriß der Schale hat ebenfalls verschiedene Formen. Er ist mehr oder weniger kreisförmig, nach Länge oder Breite oval, halbkreisförmig, viereckig, trapezoidal, dreieckig, herzförmig ꝛc. Die Oberfläche ist bald glatt, selbst glänzend, bald chagrinartig körnig, runzelig, warzig, stachelig, mit allerlei sonderbaren Auswüchsen besetzt ꝛc.

Wie unregelmäßig auch die Erhöhungen der Schale an sich seyn mögen, so sind sie doch, namentlich bei den Brachyuren, dergestalt eigenthümlich vertheilt, daß die verschiedenen Erhöhungen, welche sich auf dem Schilde finden, einem bestimmten, unter ihm liegenden Eingeweide entsprechen, worüber das Nähere sich in den Erklärungen zu den zum Artikel Crustacea gehörigen Abbildungen findet. Diese Stellen weichen je nach den verschiedenen Gattungen in der Bildung ab. Bei einigen verschwinden sie fast ganz, sind kaum zu unterscheiden, indessen sie bei andern sehr stark hervortreten. Hauptsächlich ist es die Magengegend, welche bei der größern Anzahl sehr entwickelt ist und auf derselben Querlinie, wie die vordern Lebergegenden, erscheint, bei einigen Gattungen aber, z. B. Inachus, Maia ꝛc. springt sie nach vorn vor und trägt dazu bei, dem Körper eine dreieckige Form zu geben. Die Gegend der Geschlechtstheile ist im Allgemeinen auch sehr deutlich entwickelt und verlängert sich fast immer nach dem Mittelpunkte der Magengegend, eine Art Spitze bildend, welche diese in zwei Theile zu theilen scheint. Ebenso wird auch die Herzgegend beständig sichtbar und immer an derselben Stelle, nämlich etwas hinter dem Mittelpunkte des Schildes, und nur bei der Gattung Dorippe grenzt sie an den hintern Rand des Schildes, indem sie die hintere Lebergegend verdrängt. Die Kiemengegenden zeichnen sich bei einigen nicht aus, indessen sie bei andern in starker Wölbung hervortreten, ja sogar die hintere Lebergegend, und bei der Gattung Gecarcinus die vordere Lebergegend verdrängen, und bilden bei der Gattung Ixa an jeder Seite des Körpers eine ausgedehnte, cylindrische oder kegelförmige Verlängerung. — Die Lebergegenden bilden nie einen besonders merklichen Vorsprung, ja sie zeichnen sich oft durch ihre Abplattung aus.

Die Makrouren oder langschwänzigen Dekapoden haben ebenfalls ein Schild, welches indessen meist etwas cylindrisch ist; doch zeigt es sich bei einigen mehr oder weniger platt, z. B. bei Scyllarus, Ibarus, Eryon. Oft sieht man auch auf dem Schilde eine nach hinten sich biegende Querlinie, welche gleichsam Brust und Kopf sondert, und hinter derselben zwei parallele Längslinien (vergl. die angezogene Tafel zum Artikel Crustacea). Jene vordere Hälfte deckt nicht blos den Kopf, sondern auch die Magen- und vordere Lebergegend. Zwischen den beiden hintern Furchen liegen aber, mehr oder weniger streng geschieden, die Geschlechtsgegend, die Herzgegend und hintere Lebergegend, und auf jeder Seite der Längsfurchen hinter der Querlinie liegen die Kiemengegenden. — Diese Sonderungen leiden aber je nach den verschiedenen Gattungen mancherlei Abweichungen, die wir, um nicht zu weitläufig zu werden, einzeln nicht aufführen können [1]).

Bei denjenigen Makrouren, bei welchen die sehr dünne und biegsame Schale wie hornartig erscheint, sind diese Gegenden nicht mehr zu unterscheiden, wie z. B. bei Palaemon, Penaeus, Cringon etc.

Auf der untern Seite des Körpers ist die Schale in deutliche Segmente gesondert, und diese Segmente bestehen wieder aus einzelnen Stücken.

Bei den Brachyuren zeigt diese Seite eine mehr oder weniger ausgedehnte Fläche, welche sich dem Brustpanzer der Schildkröten ziemlich vergleichen läßt. Auf der Mitte befindet sich eine mehr oder weniger breite Furche, die nach vorn mehr oder weniger verlängert ist, bei den Weibchen aber in der Regel größer ist, als bei den Männchen.

Diese untere Seite oder das Brustschild besteht aus zwei Arten Stücken; die mittleren, welche viel größer sind als die andern, kann man als Bruststücke, die andern als Seitenbruststücke bezeichnen. Zwischen diesen Stücken und den Seiten- und untern Rändern des eigentlichen Schildes liegen die Füße.

Das erste Brustschild ist sehr groß; sein vorderer Rand schließt an der hintern Seite die Mundhöhle, und an ihm sitzt das äußerste Paar der Kieferfüße; sein hinterer Rand ist in der Mitte eingedrückt und gibt meistens das Ende der Mittelfurche des Brustschildes ab; seine Seitenränder nehmen die Gliederung des ersten Fußpaares oder die Scheeren auf, zwei mehr oder weniger tief eingedrückte Querlinien zeigen, daß dieses Stück selbst aus drei andern, mit einander verwachsenen besteht.

Das zweite und dritte Stück sind schmal, dehnen sich sehr nach den Seiten aus und sind folglich Querstücken; ihre Seitenwand ist bald zugerundet, bald eckig, bald nach vorn, bald nach hinten gerichtet, und das hinterste ist bei dem Weibchen von zwei Öffnungen durchbohrt, welches die Geschlechtslöcher sind. Das vierte hat dieselbe Gestalt, aber mehr Breite, das fünfte oder letzte und hinterste ist schmäler als die übrigen, und dient, verbunden mit dem hintern Rand des Rückenschildes, zur Gliederung für den ersten Ring des Hinterleibes.

An jeden Seitenrand dieser Stücke setzt sich die Gliederung der vier hintern Fußpaare an, und an der Basis von diesen befinden sich die kleinen, seitlichen Bruststücke, welche an den Enden der eigentlichen Bruststücke ansitzen und den einspringenden Winkel einnehmen, welchen diese zwischen sich offen lassen.

Die Form aller dieser seitlichen Bruststücke ist, je nach den Gattungen, sehr verschieden, und sie weichen hinsichtlich der Lage unter einander bei einer und derselben Art ab.

Oft sind alle Stücke des Brustschildes sehr wenig von einander zu unterscheiden, besonders bei den Männchen, und scheinen nur ein einziges zu bilden. Bei ei-

1) Vergl. darüber *Desmarest* consideration sur les Crust. p. 20 sq.

tigen erscheint das Brustschild sogar vollständig hohl, mit erhabenen Rändern, gleichsam wie das Grundstück einer Büchse, zu welcher der Schwanz den Deckel bildet; diese Bildung zeigt sich besonders merkwürdig bei dem Weibchen der Gattung Leucosia. Bei der Gattung Dorippe finden sich zwei große, ovale, schräge, an den Rändern gefranzte Öffnungen, eine zu jeder Seite am untern und seitlichen Rande der Schale, an der Basis und nach außen des äußern Paares der Kieferfüße, die vor den Kiefern liegen und dazu dienen, das Wasser in diese eintreten zu lassen. Bei derselben Gattung liegt die Mittelfurche des Bruststückes weit hinten und erreicht nach vorn nur das zweite der Bruststücke.

Bei den Makrouren findet dieselbe Lage der eigentlichen und Seitenbruststücke statt, aber alle sind weniger entwickelt, weniger deutlich, besonders die mittleren, und die Mittelfurche verschwindet. Mitunter ist das letzte Bruststück von den andern isolirt und beweglich.

Es ward schon bemerkt, daß der Name Schwanz (cauda) dem hintern Theile des Körpers, dem eigentlichen Hinterleibe gegeben wird. An seiner untern Seite sitzt der After, mitunter auch Kiemenfüße, am Ende desselben befinden sich oft verschiedene Anhänge, welche meist zum Schwimmen bestimmt sind.

Bei den Brachyuren, welche davon den Namen führen, ist dieser Theil klein und besteht höchstens aus , mindestens aus 4 Segmenten oder Ringen. Diese sind platt gedrückt, an den Rändern schneidend und bestehen aus zwei tafelförmigen Stücken, einem obern und einem untern. Sie ändern ab in Zahl, Länge und Breite, je nach den Gattungen, Arten, selbst nach dem Geschlecht, sind aber bei dem Weibchen immer breiter, als bei dem Männchen. Bei dieser Abtheilung der Decapoden ist auch der Schwanz beständig unter den Körper eingebogen und bedeckt die Längsrinne des Brustschildes. In dieser Vertiefung, einer Dose gleichsam, liegen zur Legezeit bei dem Weibchen die Eier, bei dem Männchen aber liegt der Schwanz ganz in gedachter Rinne. Bei beiden Geschlechtern aber ist der letzte Schwanzring zugerundet oder dreieckig und hat keine Schwimmanhänge. Nur bei einigen Gattungen, z. B. Albunea, Hippa, welche den Übergang zu den Brachyuren bilden, finden sich einige Spuren solcher Schwimmanhänge.

Die Makrouren empfingen diesen Namen (μακρός lang) von ihrem langen Schwanze. Dieser ist bei ihnen bald weich und ohne deutliche Ringe, wie z. B. bei Pagurus, bei andern sehr hart und sehr muskulös, z. B. bei Astacus, Palaemon ꝛc.

Die Paguren oder sogenannten Eremitenkrebse stecken ihren weichen Schwanz immer in verschiedene Schneckenschalen, um ihn gegen äußerliche Verletzungen zu sichern, und die Spiralformen dieser Schalen nehmen ihm die Symmetrie, indem er sich nach ihnen drehen muß. Die Anhänge am Ende desselben sind hakenförmig und dienen dazu, ihn in der Schale zu befestigen. Der Schwanz der andern Makrouren ist fast immer zweimal so lang, als der Vorderleib; an seiner Wurzel ist er nach der Richtung des letztern ausgestreckt, das Ende aber ist eingekrümmt und mit fünf einfachen oder doppelten Blättchen versehen, welche, fächerförmig ausgebreitet und gleichzeitig wirkend, den Dienst von Flossen versehen. Der Schwanz besteht aus 7 Ringen. Ihre obere Fläche ist gewölbt, halb cylindrisch oder halb elliptisch, die untere aber fast flach. Ihre Länge, d. h. die Ausdehnung von vorn nach hinten, ist oben weit bedeutender als unten; ihre Größe mindert sich von vorn nach hinten; die Seitenränder sind bald zugerundet, bald eckig. Bei manchen Gattungen sind sie der Gestalt nach unter einander gleich, bei vielen aber, z. B. Penaeus, Palaemon, bemerkt man, daß beim zweiten die Seiten bei weitem mehr entwickelt sind, als die Mitte, und dieselben lappenförmig den vorhergehenden sowie den nachfolgenden Ring bedecken. Diese Leibesringe sind an jeder Seite mit einem ziemlich kleinen, einfachen Anhängsel versehen, After- (d. h. falscher) Fuß genannt, der dazu bestimmt ist, den Eiern als Befestigungspunkt zu dienen.

Die eigentlichen Glieder sind bei diesen Thieren entweder Gang- oder Schwimmfüße. Ihre Zahl, Stellung und Functionen ändern verschiedentlich ab, denn bei einigen treten sie mit zu den Freßwerkzeugen über, bei andern werden sie Athmenwerkzeuge. Die eigentlichen Füße sind immer größer, fester, weniger veränderlich in ihren Formen, als die übrigen, besonders als die Kiemenfüße. Die eigentlichen Füße haben immer sechs Glieder und heißen, je nach ihrem Bau, Füße schlechthin oder Scheren.

Ein Fuß im engern Sinne besteht 1) aus einem Hüftstück, welches kurz und unterhalb ausgerandet, an den Seiten des Körpers zwischen den Seitenbruststücken eingefügt ist, dergestalt jedoch, daß seine Axe fast der Mitte eines Flügels der Bruststücke entspricht; 2) aus einem zweiten, ebenfalls kurzen Stücke, mit dem ersten gliedernd, welches man analog mit dem ähnlichen Gliede der Insekten Trochanter nennen kann; 3) aus einem Stücke, welches das längste von allen — der Schenkel —; 4) aus dem Schienbein, welches zwar kürzer als voriges, aber so lang als die beiden ersten zusammengenommen; — 5) aus dem Metatarsus, welcher viel länger als das Schienbein; 6) aus einem letzten Gliede, dem Tarsus, mit Unrecht mitunter Klaue genannt, welchen Namen es nur bekommen sollte, wenn es spitziger und härter und mehr durchscheinend wird.

Die Scheren weichen von den eigentlichen Füßen in ihrer Zusammensetzung nur darin ab, daß das vorletzte Glied etwas mehr als die vorigen aufgeschwollen ist und sich unterhalb des letztern nach vorn verlängert, auf diese Weise einen unbeweglichen Finger bildend, und daß dieses letzte Glied, diesem Anhange an Länge gleichend, so eingelenkt ist, daß es sich von oben nach unten bewegen kann, wie eine Schere. Man nennt dann dieses Glied den Daumen oder den beweglichen Finger, und Hand beide Finger zusammen, Hand-

wurzel das vorhergehende oder vierte Glied, und Arm das dritte.

Bei den Brachyuren finden sich zwei Scheren, welche dem vordern Fußpaar angehören; nur bei der Gattung Pactolus sind die beiden ersten Fußpaare einfach, und nur die beiden letzten haben kleine Scheren. Sie sind meist größer, besonders aber dicker als die eigentlichen Füße, obgleich diese sie manchmal viel an Länge übertreffen. Bei einer großen Anzahl Gattungen sind sie unter einander gleich, bei einigen aber ist eine standhaft größer als die andere, und bei manchen Arten ist es beständig die einer und derselben Seite. Bei manchen Arten gründet sich diese Verschiedenheit auf den Geschlechtsunterschied. Manchmal sind die Scheren auch übermäßig schwach und lang, oder im Gegensatz sehr kurz und verborgen. Die Hand selbst ist bald cylindrisch, bald aufgeschwollen, bald mehr oder weniger zusammengedrückt, manchmal läuft ihr oberer Rand in einen mehr oder weniger gezähnelten Kamm aus 2c. Ebenso verschieden ist ihre Oberfläche, glatt, körnig, warzig, stachelig, behaart und so fort. Auch die beiden Finger sind einander theils gleich, theils von verschiedener Größe, theils gerade oder gekrümmt, und ihre innern Ränder sind mitunter mit Erhabenheiten besetzt, welche dann Zähne genannt werden. — Von der Bedeutung der Scheren in Bezug auf das Geschlecht wird unten mehr die Rede seyn.

Die eigentlichen Füße weichen von einander in Länge, Stellung und in der Form des letzten Gliedes ab. Im Allgemeinen werden sie paarweise von vorn nach hinten kleiner, so daß die nach den Scheren kommenden die größten sind; aber bei einigen Gattungen ist auch das zweite oder dritte Paar größer als die übrigen. Die Seekrabben haben größere Füße als die Landkrabben, auch stehen sie bei ihnen mehr horizontal, einige haben das letzte, oder die beiden letzten Paare viel kürzer als die übrigen, gleichsam verkümmert und dergestalt gestellt, daß sie auf den Rücken zu liegen kommen, welches besonders bei der Gattung Dromia der Fall ist. Bei der Gattung Lithodes sind die beiden letzten Füße so schwach und so klein, daß man sie aufzufinden kaum im Stande ist.

Die Landkrabben und diejenigen, welche an den Küsten leben, haben das letzte Fußglied wenig gebogen, kegelförmig und stark; diejenigen, welche mehr schwimmen als laufen, haben dasselbe Glied besonders an den hintern Füßen, stark platt gedrückt, oval und an den Rändern gefranzt; die vorletzten Glieder nehmen an diesem Bau mehr oder weniger Antheil, und bei einer Gattung sind sogar alle Füße auf diese Weise gebildet.

Die Füße der Makrouren sind im Allgemeinen denen der Brachyuren ähnlich, nur viel länger, und bei ihnen ist in der Regel das erste Paar stärker als die übrigen und scherenförmig; manchmal ist es indessen auch das zweite, welches die Scheren bildet und welches dann größer ist; manchmal haben die zwei und drei vordern Paare Scheren, bei andern fehlen die Scheren ganz, ja es kommt sogar vor, daß der eine Fuß scherenförmig, der andere desselben Paares einfach ist, und bei solchen Arten ist dann die Handwurzel oder das vierte Glied sehr verlängert und vielgliedrig.

Die Füße stehen bei den Dekapoden bald auf zwei parallelen Linien, bald auf zwei Bogen, deren hohle Seiten gegen einander gerichtet sind, bald auf zwei schiefen, nach vorn zusammenlaufenden Linien, welche Verschiedenheiten sämtlich von der Bildung und Ausdehnung der Brustſtücke abhängen.

Außer den wahren Füßen haben die Dekapoden unter dem Schwanze auch noch fünf Paar Afterfüße, deren bereits oben gedacht wurde.

Was die Anatomie und Physiologie der Crustaceen betrifft, so ist der Bau ihrer harten Körpertheile, oder wenn man sich des Ausdruckes lieber bedienen will, ihres äußern Skelettes bereits im Vorigen auseinander gesetzt.

Die Muskeln der Crustaceen überhaupt bestehen wie bei den Insekten aus unzusammenhängenden Fasern, welche weder durch Zellgewebe vereinigt, noch durch Aponeurosen eingehüllt werden, sie sind zahlreich und liegen alle innerhalb der harten Theile, im Allgemeinen sich auf ausdehnende und beugende beschränkend. Wir können hier in ein umständliches Detail über den Muskelbau uns nicht einlassen und bemerken nur, daß die Muskeln der Fußwurzeln der Brachyuren sehr kräftig sind und in einer Art von Fächern liegen, die sich innerhalb der senkrechten Scheidewände befinden, welche die verschiedenen Bruststücke von einander trennen; daß die Schwanzmuskeln der Makrouren sehr entwickelt und complicirt sind, eine ziemlich dünne Rücken- und eine sehr dicke Bauchmasse bilden, welche alle beide aus drei Ordnungen deutlicher Fibern bestehen

Was das Nervensystem betrifft, so ist die obere Fläche des Gehirns in vier Lappen getheilt, von welchen die mittlern, jeder am vordern Rand, den Sehnerven abgeben, der geradenweges in den Augenstiel geht, wo er sich in eine Menge Fäden theilt, von denen ein jeder an die Facetten der Hornhaut des Auges geht. Die untere Seite des Gehirns gibt vier andere Nerven für die Fühler ab, welche verschiedene Zweige nach den benachbarten Theilen schicken; vom hintern Rande gehen zwei starke, verlängerte Nervenstränge ab, welche seitlich den Ösophagus umfassen und sich unten vereinigen. Bei den Brachyuren hat diese Vereinigung nur in der Mitte des Rückenschildes statt, und das Rückenmark erscheint dann ringförmig und achtmal größer als das Gehirn, aus dem Ringe aber entspringen von jeder Seite sechs Nerven, von denen der vordere sich nach den Mundtheilen, die übrigen nach den Füßen begeben. Vom hintern Rande geht ein anderer Nerv aus, der sich, ohne besondere Ganglien zu bilden, als ein einfacher Nervenstrang in den Schwanz zieht. Bei den Makrouren gibt jeder Nervenstrang, bevor sich beide unter dem Ösophagus vereinigen, in der Mitte seiner Länge einen starken Nerven ab, der sich nach den Mandibeln und ihren Muskeln begibt. Nach der Vereinigung bilden sie ein erstes Ganglion, welches Nerven nach den Kiefern und Kieferfüßen schickt. Dann in ihrer ganzen Länge genähert, bilden sie nach und nach zwölf andere Ganglien,

von denen die fünf ersten jeder einen Nerven nach den betreffenden Fußpaaren, die sechs andern in den Schwanz abgeben. Bei Pagurus finden sich einige Ganglien weniger, und diese Thiere scheinen also den Übergang von den Brachyuren zu den Makrouren zu machen. Serres will sogar Spuren des großen sympathischen Nerven gefunden haben.

Was den Gesichtssinn anbelangt, so ist derselbe bei mehren stark und wol am stärksten bei den Landkrabben entwickelt, indem es eine bekannte Thatsache ist, daß diese sich schon eilig auf die Flucht begeben, wenn sie den Feind nur noch in großer Entfernung erblicken. Wie schon bemerkt sind die Dekapoden nur mit zusammengesetzten Augen versehen. Von außen zeigen diese eine Menge kleiner, sechsseitiger Facetten, die schwach gewölbt sind, deren Substanz sehr durchscheinend und in der Mitte dicker als an den Rändern ist. Über ihren innern Bau gibt Blainville [2]) nach seinen Untersuchungen bei Palinurus folgendes an: Ihr Inneres ist mit einer Art Pigment oder schwarzen Gefäßhaut bekleidet, welche man als eine wahre Choroidea ansehen muß. In der That ist sie deutlich in der Mitte jeder solchen Hornhautfacette mit einem kleinen Loch durchbohrt, welches man als Pupille betrachten kann. Von dieser Öffnung geht eine kleine, häutige Verlängerung als sehr kurze Röhre ab, welche sich an die entsprechende Wölbung einer großen, fast gelatinösen, durchsichtigen Masse ansetzt, welche unzweifelhaft als Glaskörper oder Krystalllinse angenommen werden muß. Blainville konnte sich nicht darüber vergewissern, ob diese Masse durch die Verlängerung ihrer sehr durchscheinenden Umhüllung in ebenso viele Theile getheilt ist, als kleine Röhren vorhanden sind, er hat nur gefunden, daß diese Glasmasse auf der einen Seite gewölbt, auf der andern ausgehöhlt, unmittelbar auf einem starken Ganglion oder einer Anschwellung des Endes des Sehnerven aufsitzt, auf welchem sich ebenso viele Vertiefungen zu finden schienen, als kleine Sehröhren vorhanden waren.

Cuvier hat an den Augen des Krebses die Organisation mit der eben angegebenen nicht übereinstimmend gefunden. Nach ihm trit der Sehnerve durch den Stiel des Auges in einen cylindrischen Kanal hindurch, welcher dessen Axe einnimt. Am Mittelpunkt der Augenwölbung angelangt, bildet er einen kleinen Knopf, von welchem nach allen Richtungen sehr feine Fäden auslaufen, welche in einiger Entfernung auf die Choroidea treffen, die mit der Hornhaut fast concentrisch ist, und dieses wegen der Fäden wie bürstenartig aussehende Ende des Sehnerven als eine Kappe umhüllt. Der ganze Zwischenraum zwischen der Choroidea und der Hirnhaut ist wie bei den Insekten durch weißliche, dichtstehende Fäden erfüllt, welche sich senkrecht von einer zur andern begeben, und deren an die Hornhaut stoßendes Ende mit einem schwarzen Pigment überzogen ist. Diese Fäden sind die Fortsetzung derjenigen, welche das knopfförmige Ende des Sehnerven abgeben und welche die Choroidea durchbohrt haben.

Nach Müller [3]) zeigen die zusammengesetzten Augen 1) eine Hornhaut mit viereckigen Facetten, 2) durchsichtige, den Glaskörper darstellende, mit Pigment umhüllte Kegel, 3) für jeden Kegel einen Nervenfaden, welcher aus dem Kopfe des Sehnerven kommt. Die Vereinigung dieser letztern Fäden bildet das, was man die Netzhaut zu nennen pflegt.

Strauß-Dürkheim (Considerations générales sur l'anatomie comparée des animaux articulés) betrachtet diejenigen Theile als Krystalllinsen, welche andere die Facetten der Hornhaut genannt haben. Die Glaskörper, welche Müller als Hauptorgan ansieht, hat er nicht auffinden können.

Versuche mancherlei Art haben bestätigt, daß die Dekapoden allerdings mit einem Gehörsinn versehen sind, bei den Makrouren aber hat man auch das Organ desselben entdeckt. Es liegt in der Schale im untern Theile am erstern Glied der äußern Fühler und besteht bei den Gattungen Astacus und Squilla in einer in die Dicke der Schale versenkten Höhle, welche einen kleinen, eiförmigen, aus einer dünnen Haut bestehenden Sack umschließt, der von weißer Farbe und von einer wässerigen Flüssigkeit gefüllt ist, und zu dem ein sehr feiner Nerv geht. Die äußere Mündung liegt an einer dicken, weißen Haut, welche eine Öffnung von ähnlicher Form verschließt, die sich am hintern Theil eines Höckers der Schale befindet, wodurch also gewissermaßen ein Trommelfell dargestellt ist. Bei den Brachyuren findet sich dieselbe Höhle, aber entweder gar kein Vorsprung oder nur ein geringer, der aber dann ganz steinartig ist, und an welchem die hintere Öffnung mit dem Trommelfell nicht vorhanden ist.

Es ist wol fast nicht zu bezweifeln, daß die Dekapoden Geruchssinn besitzen, und man hat denselben meistentheils in den Fühlern gesucht, in welchen sich nach Baster, wie wir oben bemerkten, verschiedene Öffnungen befinden, doch ist dies noch keineswegs bestimmt entschieden. Robineau-Desvoidy (Recherches sur l'organisation vertebrale des Crustacés etc. Paris 1828.) hält die mittlern Fühler für die Organe des Geruchs und den Fühlern der Insekten analog. Den Sitz des Organes weist er an dem Flußkrebs oder Hummer in folgenden Angaben nach. An der obern Seite des Wurzelgliedes der mittlern Fühler befindet sich ein Kanal, der nach außen mündet (Basters Löcher?). Dieser Kanal liegt schräg von außen nach innen, von vorn nach hinten und etwas von oben nach unten. Er geht unter einer Platte weg, die außen von einer gefranzten, contractilen Haut bedeckt ist, welche die äußere Öffnung hermetisch schließen kann und daher auch Veranlassung dazu gibt, daß man die wahre Stelle dieses Organes nicht leicht auffindet. Im Innern des Wurzelgliedes findet sich ein knochiger oder knorpeliger Ap-

2) Principes d'Anatom. Compt. tom I. p. 485.

3) Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes. Bonn, 1826.

parat, der innen mit einer Haut ausgekleidet ist und den Nerven aufnimt. Er correspondirt mit dem übrigen Theil des Fühlers, der sich in cartilaginöse Fäden endigt.

Was den Gefühlssinn dieser Thiere betrifft, so kann derselbe schon wegen der harten Schale nur sehr unbedeutend seyn und nur zur Zeit der Häutung, wo die Schale eben noch ganz dünn ist und nicht erhärtet, zeigen sie sich empfindlich, so wie manche, die Paguren, an dem hintern, schwachhäutigen Theile ihres Körpers.

Übrigens besteht die Schale der Dekapoden nach Blainville aus mehren, über einander liegenden Lagen. Bei Palinurus unterschied er 1) eine erste, innere Lage welche faseriger als die übrigen, durchscheinend und deutlich belebt ist und das innere Blatt für diejenigen Theile bildet, welche sich nicht mit einer harten Schale überziehen; 2) eine zweite, mehr cartilaginöse Lage von Opalfarbe, welche etwas dicker ist und ebenfalls noch den häutigen Theilen angehört; 3) eine dritte, noch dickere Lage, mit weniger dichtem Gewebe, in welcher sich die Kalktheilchen niederschlagen, welche der Schale ihre Festigkeit geben; 4) eine letzte, ganz äußere Lage, welche aus einer färbenden Materie oder dem Pigment und einem Oberhäutchen besteht. Nach dem nämlichen Anatomen dringen die drei letzten Lagen der Bekleidung bis in die Höcker des Kopfes und namentlich in dessen Stachelfortsätze bis zu einer gewissen Entfernung von der Spitze vor, wo dann die dritte Lage aufhört und man nur noch eine stärkere und härtere Epidermis sieht. In den Fühlern ist die erste Lage viel dünner, die zweite dagegen viel dicker, auch die dritte ist etwas stärker und die vierte ist es noch mehr im untern Theile des Fühlers, wo sie fast eine Membran bildet. Bei den Paguren bemerkt man besonders, daß die kalkführende Lage von der Haut unabhängig ist, vielmehr als eine eigene Haut besteht und bei dem Hautwechsel den obern, färbenden Theil mit hinwegnimt.

Über den Hautwechsel selbst findet man das Nöthige in dem Artikel Crustacea angegeben.

Was die Ernährung der Dekapoden betrifft, so ward der Bau der Freßwerkzeuge oben genügend erörtert, und es ist hier nur noch der Bau der übrigen innern Organe nachzuholen.

Der Magen der Brachyuren und Makrouren liegt oberhalb, etwas nach vorn über dem Munde und nimt einen bedeutenden Platz unter der Schale ein (man vergleiche die zu dem Artikel Crustacea gehörenden Tafeln). Er ist sehr weithäutig, und seine Wände werden durch cartilaginöse Bogen selbst dann ausgespannt erhalten, wenn nichts in dem Magen enthalten ist. Seine Gestalt ist die eines Trapeziums, dessen Ecken lappenförmig zugerundet sind, und von denen sich die größern vorn befinden. Inmitten der obern Wand findet sich eine cartilaginöse, vorspringende Gräte, welche nach innen einen ersten Zahn oder eine knochige, längliche, an der innern Seite befestigte Platte abgibt, die gegen den Pylorus gerichtet ist und hinten in einen Höcker endigt. An dieses hintere Ende gliedert sich eine zweite, nach hinten gerichtete Gräte, welche einfach gespalten ist, und von welcher jeder Ast eine andere, nach vorn gerichtete aufnimt, welche nach außen das seitliche Ende der ersten Gräte erreichen. Auf diesen beiden seitlichen Gräten liegen die beiden größten Magenzähne, sie bestehen aus einer festen Masse, sind länglich, haben eine flache Krone, welche in die Quere gefurcht ist, und deren Ungleichheiten und Furchen je nach den Arten verschieden sind. Auf dem Punkte der Vereinigung der Quer- und Seitengräte jeder Seite entspringt eine andere, welche etwas kleiner als die vorige ist, etwas nach vorn und unter dem vordern Ende der vorigen steht, sie ist mit drei oder fünf spitzigen, zurückgebogenen Zähnen besetzt. Die kleinen Zähne dienen nach Cuvier dazu, die Nahrung, welche aus dem Munde kommt, zu erfassen und sie zwischen die größern zu bringen, welche sie zermalmen. Nahe am Pylorus hinter und zwischen den großen Zähnen findet sich ein eiförmiger, fleischiger Vorsprung, der Pylorus selbst aber ist durch eine kammartige Erhöhung in der Mitte in zwei Halbkanäle getheilt.

Hinter dem Magen verfolgt der Darmkanal seinen Weg ziemlich gerade nach dem After. Er hat gegen die Mitte eine Anschwellung, in welcher sich eine Klappe befindet, und von welcher ein sehr langer Blinddarm ausgeht. Er endigt immer an der untern Seite des letzten Schwanzringes.

Die Leber, ein sehr umfangreiches Organ, vergrößert sich noch zu manchen Jahreszeiten, namentlich bei den Krabben und eigentlichen Krebsen. Sie liegt unter dem Magen, dem Herzen und den Generationsorganen und füllt bei der Gattung Pagurus fast die ganze Schwanzwurzel. Sie hat keine bestimmte Gestalt, da sie nicht wie bei höhern Thieren in eine eigene Haut eingeschlossen ist. Sie besteht aus einer unzähligen Menge kleiner, ästig an einander gefügter Blinddärme, welche eine braune, bittere Flüssigkeit enthalten, deren Hauptausführungsgänge hinter dem Magen münden. Nach Lund (Isis 1829. S. 13. 102.) öffnet sich bei Cancer maenas außer der Leber in den Mastdarm ein langer, in viele Buchten gewundener Blinddarm, wie bei vielen Insekten; dann gibt es außer diesen noch zwei drüsenförmige Körper, welche in den Pylorus einmünden. Wenn man sie von diesem aus verfolgt, so sieht man, daß jeder nur einen langen Kanal bildet, der in einen Knäuel zusammengerollt ist, welchen man aber leicht entwickeln kann.

Die Nahrung der Dekapoden besteht übrigens in animalischen Substanzen und zwar in solchen, welche mehr oder weniger verdorben sind, weshalb man sie auch leicht mit Aas fängt.

Was den Kreislauf in diesen Thieren betrifft, so herrschen darüber sehr abweichende Ansichten, und man kann darüber ein bestimmtes Endresultat noch nicht feststellen, da jede der verschiedenen Meinungsangaben immer wieder auf eigenen Untersuchungen beruht, und also neue Untersuchungen nöthig sind, um zu bestimmen, wer von den mit diesem Gegenstande beschäftigt gewesenen Anatomen recht gesehen hat. Wir können daher, um den gegenwärtigen Zustand der Kenntniß in die-

ser Sache so darzulegen, wie es sich in einem encyklopädischen Werke geziemt, nichts weiter thun, als die verschiedenen Ansichten kürzlichst vorlegen.

Die ersten Angaben über den Kreislauf finden sich bei Willis (De anima brutorum. Amstelodami 1674), dann bei Cuvier (vergleichende Anatomie, übersetzt von Meckel) und bei Succow (anatomisch-physiologische Untersuchungen über Insekten und Krustenthiere. I. Hft.).

Bojanus (Isis XI. S. 1230. taf. 9. fig. 3, 4.) konnte das von Succow angegebene, doppelte Gefäßsystem und namentlich die zwei ins Herz tretenden Venen nicht finden, doch fand er am Herzen des Flußkrebses sechs arteriöse Gefäßstämme, drei vorn, zwei unten, einen hinten. Ein siebenter Stamm, ebenfalls hinten, hart unter dem Ursprunge der hintern Schlagader, gewöhnlich rechts, selten links liegend, schien ihm der einzige venöse zu seyn. Derselbe steigt aus dem Brustkiel auf und ist nur Fortsetzung eines Stammes der vordern Mittelarterie, aus deren ursprünglichen Zweigen er entsteht. In seinem Laufe nimt er paarweise aus den Fußwurzeln (wie es scheint auch aus den Kiemen) eintretende Äste auf, und zuletzt steigt er gegen das Hintertheil des Herzens, um sich da einzusenken. Ehe er aus dem Brustkiel aufsteigt, trit zu ihm noch ein beträchtlicher Ast aus dem Schwanze, welcher, den Nervenstrang begleitend, vom Ende des Schwanzes dünne anfängt und nach und nach stärker wird. Bojanus erklärt ausdrücklich, daß dieses eben genannte Schwanzgefäß nicht zu den Kiemen führe.

Später, im Jahre 1825, machte Lund (Isis XVI. 593.) folgende Angaben über den Kreislauf beim Hummer bekannt. — Im Herzen befinden sich sechs Spalten, welche mit einer Klappe versehen zu seyn scheinen, zwei sehr lange oben, eine an jeder Seite, zwei kleinere unten. — Vom Herzen gehen sieben Gefäßstämme aus, drei vorn, zwei unten und zwei hinten; da die beiden letztern aus einer einzigen Öffnung entspringen, so kann man sie wol als einen einzigen betrachten. Von den vordern Stämmen gibt der mittelste Zweige ab nach dem Magen, den Augenmuskeln, Augen und dem Gehirn. Die beiden seitlichen gehen nach dem Brustkasten, nach den Eierstöcken (oder bei den Männchen nach den Hoden), nach den hintern Kaumuskeln, theilen sich dann und gehen eines Theils strahlenförmig nach dem Magen, die andern Zweige aber an die Kaumuskeln, Mandibeln, Seitenfläche des Magens, an die sogenannte grüne Drüse und in die großen und keinen Fühler. Die beiden untern Stämme verbreiten sich auf die Leber. Am hintern Ende des Herzens erhebt sich eine membranöse Blase (Audouins Zwiebel?), durch einen kleinen Hals von der Herzhöhlung geschieden; aus derselben entspringen zwei große Stämme, der eine, der große Schwanzstamm, läuft oben über den Darm weg, der zweite theilt sich in zwei Hauptzweige, von welchen der eine nach hinten läuft, der andere in den Brustkanal sich senkt, beide aber Zweige an die Kiemen abgeben. — Die Kiemen sind lange, pyramidenförmige Röhren, welche auf ihrer Oberfläche ganz dicht mit feinen Seitenröhren besetzt sind. Die Röhre der Kiemen ist mit einer fleischartigen Masse angefüllt, worin man beim Durchschneiden zwei Öffnungen sieht. Wenn man in diese bläßt, so dehnt sich die scheinbare Fleischmasse in zwei weite Kanäle aus, welche den ganzen Kiemencylinder ausfüllen. Die Blätter, welche zwischen den Kiemen stehen, sind gleichfalls mit einer ihrer Form entsprechenden Fleischmasse ausgefüllt, welche aufgeblasen sackförmig erscheint. Der Gefäßzweig, welcher von dem Fuße ausläuft oder, mit andern Worten, der nach den Kiemen geht, verbreitet sich der Länge nach in den Wänden dieser beiden Kanäle der Kiemenröhre und sendet von da aus äußerst feine Äste in die Seitenröhren der Kiemen. Auch in den gedachten Kiemenblättern verbreiten sich die Gefäße in den Wänden der sackförmigen Membran.

Nach den eben vorgetragenen und seinen eigenen, besondern Angaben weicht nun Lund in folgenden Punkten von der Ansicht früherer Anatomen ab: 1) hinsichtlich der Verbindung der vordern Seitenstämme, der Gefäße mit den Kiemen, wie dies Willis (S. 18.), Treviranus (Byologie IV. S. 242.), Succow (S. 58.) annehmen, da weder er noch Bojanus eine solche Verbindung auffanden; 2) hinsichtlich der unmittelbaren Verbindung des Herzens mit den Kiemen, von welcher Cuvier (Übersetzung IV. S. 244.) sagt: „wenn man eine von den großen Kiemenvenen einspritzt, dringt die Masse mit Leichtigkeit ins Herz." Lund bemerkt hierüber, daß wenn auch seine eigenen Untersuchungen (vgl. dessen spätere Angaben unten) zu einem ähnlichen Resultat zu führen schienen, doch dagegen zu erinnern wäre: die zwei weiten Kanäle in den Kiemen könnten keine Blutgefäße seyn; denn

1) sind sie dazu zu weit. Das Gefäßsystem des Hummers in dessen zwei und vierzig Kiemen und zehn großen Kiemenblättern würde dann in gar keinem Verhältniß zu denen des ganzen Körpers stehen, es würde sich vielmehr verhalten wie 94 zu 7.

2) Der Kanal, welcher in die Kiemenblätter eingeht, erweitert sich zu einem der Form des Kiemenblattes entsprechenden Sack, noch aber kennt man keine Blutgefäße, welche auf solche Weise endigten.

3) Da zwei Kanäle vorhanden sind, so müßte der eine Arterie, der andere Vene seyn (wie Audouin will, siehe unten); dies kann aber nicht der Fall seyn, da schon durch das Bauchgefäß eine Verbindung zwischen Herz und Kiemen besteht, die Verzweigung des Bauchgefäßes aber auf keine Weise in einen dieser Kanäle übergehen (?).

Hieraus ergibt sich nun weiter, daß für den kleinen Kreislauf nur ein Glied gegeben ist, über den großen ist aber Folgendes zu erinnern. Willis hält die nach vorn gehenden Gefäßstämme für Arterien, das Schwanzgefäß und den hinabsteigenden Stamm für Venen. Treviranus nimt jene für Venen, diese für Arterien, welche Bestimmungen sich als grundlos erweisen. Cuvier hält die drei vordern Gefäße und das große Schwanzgefäß für Arterien, das hinabgehende für die Venen, welche Bestimmung ebenso wenig eine genaue

Kritik aushält. Hienach würden alle Eingeweide des Rumpfes, die Fühler, die Muskelschichten des Schwanzes nur Arterien enthalten. Demzufolge wäre also vom großen Kreislauf ebenfalls nur das eine Glied gegeben. Wo soll man das fehlende suchen? Unter den bekannten Gefäßstämmen, das Bauchgefäß ausgenommen, ist keins, das nach Lage und Größe die Füße mit Zweigen versehen könnte; diejenigen aber, welche das Bauchgefäß dahin und in die Scheren sendet, sind zu ansehnlich, als daß dann die venösen hätten ohne Injection bleiben sollen. Man müßte also zur Vervollständigung ein zweites Herz annehmen, welches noch Niemand beobachtete. Aus diesen Gründen kann man keinen doppelten Kreislauf annehmen. Man findet aber bei den Crustaceen niederer Organisation ein vollkommenes Rückengefäß, wie bei den Insekten; sollten, fragt Lund, die Kiemenröhren nicht dazu dienen, die von den Kiemen abgesonderte Luft in den vermeintlichen Circulationsapparat zu führen? Da Ähnliches bei den Onisciden und Arachniden Statt findet, so scheint es ihm, daß man eine Trachealrespiration annehmen müsse. Demnach erklärt er sich dafür, daß alle Gefäßstämme arteriös seien, daß die andere Hälfte des Gefäßsystems fehle und statt deren freie Saftbewegung Statt finde, wie diese schon Leuwenhöck beobachtet haben will, und daß das Hummerherz den Übergang in ein dem Rückengefäß der Insekten analoges Organ bilde.

Gegen diese Annahmen Lunds behauptet Treviranus (Zeitschrift für Physiologie III. S. 150.), daß bei den Crustaceen eine doppelte Circulation Statt finde.

Sehr umständlich haben nun Audouin und Milne Edwards (Annales des sciences naturelles 1827.) den doppelten Kreislauf zu beweisen gesucht und mit Abbildungen erläutert und geben eine weitläufige Beschreibung, von der wir Nachstehendes als das Wichtigere auszugsweise mittheilen.

Die Kiemen liegen unter den Seitengegenden des Kopfes und Brustschildes. Jede ist pyramidenförmig und zeigt zwei große, der Länge nach gehende, durch die Mittellinie gesonderte Gefäße, welche durch das Kiemengewebe mit einander in Verbindung stehen. Der eine dieser Gefäßstämme hat seinen Platz immer auf der innern Seite der Kieme (dem Körper zugewendet), der andere liegt nach außen, entweder auf der äußern Seite oder im Innern der Masse des Organs. Um zu ermitteln, welcher von beiden Arterie, welcher Vene sei, verfuhren die genannten Naturforscher auf folgende Weise.

So wie man an Maja squinado eine Kieme durchschnitt, so floß Blut heraus. Es ward nun mittelst einer Glasröhre das innere Kiemengefäß ausgezogen, dasselbe blieb hernach fortwährend leer, indessen das äußere Gefäß auf gleiche Weise behandelt, fortwährend nachblutete. Derselbe Versuch ward an mehren andern Arten wiederholt. Das äußere Gefäß empfängt daher das Blut, welches in das Respirationsorgan kommen soll, dieses Blut ist also Venenblut, das innere Gefäß empfängt sein Blut aus dem äußern, welches auf dem Wege durch die Haargefäße Arterienblut geworden ist. Das äußere Gefäß kann daher als zuführendes, das innere als ar führendes betrachtet werden.

Es war nun das fortleitende Gefäß, das ins Herz mündende, zu ermitteln. Zu dem Ende ward ein Majaherz blos gelegt und in das äußere Gefäß Luft geblasen, es trat keine Luft ins Herz und der Herzschlag blieb sich gleich. Durch das innere Gefäß Luft eingeblasen, drang diese ins Herz, aber nicht in die entgegengesetzte Kieme, bewirkte jedoch ungleiche Herzschläge.

Da folglich das äußere Gefäß nicht ins Herz mündet, so geht daraus hervor, daß das Venenblut, welches in die Kiemen dringt, nicht aus dem Herzen kommt, sondern daß das Herz das Arterienblut aus den Kiemen empfängt. Es drang aber eingespritzte schwarze Flüssigkeit durch einen besondern Kanal auf derselben Seite ins Herz. Aus diesem letztern aber drang eingespritzte Flüssigkeit nicht in die Kanäle der Kiemen an seiner Seite, noch weniger in die der entgegengesetzten. Die Flüssigkeit, die sich im äußern Gefäße der Kiemen befindet, kommt also nicht aus dem Herzen. Wird durch das äußere Gefäß eine schwarze Flüssigkeit eingespritzt, so dringt diese weder in die Arterien noch ins Herz, sondern durch alle äußern Gefäße der Kiemen in einen sackartigen Behälter, welcher in einem halbkreisförmigen Raume nahe an der Basis der Seiten zwischen der Einfügung der Kiemen und der Articulation der Füße liegt und sich als gewundener Kanal mit zarten Rändern sinusartig aufgetrieben zeigt. Von da aus waren auch die Füße, die innern Bogen des Brustschildes nebst der Lebersubstanz injicirt. In einem Falle trat die Injection auch auf die andere Seite. Aus alle diesem geht hervor, 1) daß das Kiemenblut durch die äußern Gefäße in dieselben geführt wird; 2) daß das Blut von da, indem es durch die Kiemenplatten dringt, in die innere Seite der Kiemen und das innere Gefäß geht; 3) daß von der innern Kiemenseite das Blut nach dem Herzen dringt, indem es durch jene Kanäle der Seiten geht; 4) daß also alle Gefäße, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Herzen stehen, jene genannten Kanäle ausgenommen, Arterien sind, welche das Blut in alle Theile des Körpers bringen; 5) daß das Blut, welches allen Theilen Nahrung brachte, also venös geworden ist, in die äußern Gefäße der Kiemen gelangt, in Arterienblut verwandelt wird, und durch die Sinus zurück ins Herz gelangt und von da seinen Kreislauf aufs neue beginnt. Dieser Kreislauf ist aber dem der Mollusken sehr analog.

Außer diesem Allgemeinen ist über das Besondere und mancherlei Abweichung noch Folgendes zu bemerken.

Das Herz ist bei den Brachyuren mehr sternartig als bei den Makrouren, es liegt über der Leber und auf den Zeugungsorganen. Im Innern zeigt es eine große Menge Muskularbündel und Fasern, die sich verschiedentlich durchkreuzen und kleine Kammern über den Mündungen der Arterien bilden, so zu sagen, ebenso viele kleine Herzröhrchen, welche während der Dilatation alle leicht unter sich communiciren, bei der Contraction aber für jedes Gefäß eine kleine Zelle zu bilden scheinen,

welche die demselben bestimmte Blutquantität abmißt. Im Innern bemerkt man bei Brachyuren und Makrouren acht Öffnungen. Die beiden Eingänge der Vasa branchio-cardiaca oder des Stammes der gedachten Sinus, welche das Blut aus den Kiemen empfangen, nehmen die Seiten und untern Theile ein, sind sehr weit und zeigen eine doppelte Klappe. Die Sternalarterie kommt bei den Makrouren nicht wie bei den Brachyuren aus der untern Herzfläche, sondern aus einer zwiebelförmigen Anschwellung hervor, die hinter diesem Organ unter seiner hintern Spitze sich befindet und sich in die obere Arterie des Hinterleibes fortzusetzen scheint. Willis fand das Gleiche am Krebs, Swammerdam fand bei Pagurus diesen Bau nicht, auch scheint er bei Palaemon nicht vorhanden zu seyn.

Das Arteriensystem ist im Allgemeinen bei Brachyuren und Makrouren gleich vertheilt. Die Augenarterie, d. h. diejenige, welche ins Auge geht, und die Willis die Carotis nennt, scheint bei Palaemon mit einem kleinen Ästchen sich bis in den Schnabel fortzusetzen. Die Fühler oder Lateralarterien weichen bei den Makrouren dadurch ab, daß sie sich an den Seiten senken. Sie liegen nämlich erst an der Oberfläche über der Leber, dann gehen sie nach unten. Sie geben auch weniger Zweige in die Tegumentarmembranen als bei den Brachyuren, weniger an die Magenmuskeln und den Magen selbst, es gehen von ihnen aber Zweige in die innern Fühler. Die Leberarterien bilden nicht wie z. B. bei Maja eine Vereinigung auf der Mittellinie, um hinten einen Ast abzugeben, sondern sie bleiben auf ihrem ganzen Wege getrennt. Die Sternal- oder Brustbrinarterie gibt bald hinter jener gedachten, zwiebelartigen Anschwellung die obere Abdominalarterie ab. Diese liegt unter dem Gewölbe der Schwanzringe und gibt links und rechts einen Ast ab. Nach jener ersten Zweigabgabe dringt die Sternalarterie nach unten, geht am Verdauungsschlauch und den Zeugungsorganen hin und bildet zuletzt die untere Abdominalarterie. Die eigentliche Sternalarterie geht aber ins Brustbein und an die eigentlichen und Kiefernfüße.

Das Venensystem der Makrouren weicht wegen des Baues der harten Theile ab, indem nämlich, wie oben beschrieben wurde, der plattenförmige Theil des Brustschildes eine kielförmige Gestalt annimt. Es findet sich z. B. bei dem Hummer unabhängig von den venösen Säcken oder Sinus, die an den Seiten des Körpers liegen, noch ein Mittelsinus vor, der sich von einem Ende des Brustschildes zum andern erstreckt und in der Mittelfurche desselben im Sternalkanal lagert. Die Lateralsinus, die wegen der zwischen ihnen stehenden, nicht durchbrochenen Wände mit einander nicht communiciren, gehen in diese mittlere Longitudinalvene oder Sinus aus, durch welche also beide mit einander in Verbindung stehen. Die Venen sind an sich bei den Makrouren weniger ausgebildet als bei den Brachyuren, denn die Einspritzung bringt durch ihre Wände (siehe unten Lunds Angabe) in die umgebenden Theile. Die führenden Gefäße der Kiemen liegen bei den Makrouren nicht an der äußern Seite der letztern, sondern in der dichten Masse des Organs.

Lund hat späterhin alle Beobachtungen und Angaben Audouins und Milne Edwards von neuem einer Prüfung unterworfen, ihre Versuche an Thieren derselben Art wiederholt, dabei aber Manches anders gefunden, wie aus den nachstehend auszugsweise mitgetheilten Beschreibungen desselben hervorgeht.

Von den zwei Gängen in den Kiemen liegt nach ihm bei den Brachyuren einer an jedem Rande des Körpers der Kieme, bei den Makrouren einer am innern Rande, der andere neben ihm in der Mitte. Der innere, d. h. der dem Körper am nächsten liegende, ist sowol bei den Brachyuren als Makrouren mit einer eigenen Haut ausgefüttert; der äußere besitzt bei den Brachyuren keine solche Haut und liegt bei den Makrouren in einem Parenchym, welches die ganze Kieme vom innern Gange an ausfüllt. Beide Röhren, wie die obigen Beobachter wollen, als Arterie und Vene anzusehen, dagegen streitet außer den bereits oben angeführten Gründen noch ihre Verbindung. Wenn man nämlich beim Maja squinado einen Gang mit Quecksilber ausspritzt, so trit das Quecksilber erst in die Blätter der Kiemen, spannt diese aus und dringt dann erst von ihnen aus in den andern Gang. Dieser Versuch ward mehrmals wiederholt. Einem Palinurus quadricornis ward eine Kieme durchschnitten; das Blut floß kräftig, nach Stillestand floß es von neuem, wenn man den Schwanz aufhob, was wol für ein freies Strömen desselben spricht, indem dasselbe, in Gefäße eingeschlossen, dem Gesetze der Schwere kaum so gehorchen würde. Zuletzt zeigte sich bei diesem Versuche ein einzelner Blutstropfen, der bald vor bald zurücktrat, was offenbar von einem Drucke abhing. Es ist aber nicht anzunehmen, daß das Herz das Blut mit solcher Gewalt durch die Arterie und Venen treibe, es rührt vielmehr dieser Druck von den oben erwähnten, zwischen den Kiemen liegenden Blättern her, welche das Thier in beständiger Bewegung erhält und damit auf die Kiemen wirkt. Statt dieser Blätter haben die Makrouren lange, elliptische. Daher aufs neue Blutung bei jeder Bewegung der Füße. Der Rhythmus, nach welchem diese Blätter bewegt werden, stimmt sogar mit dem der Bewegung des Herzens überein, so daß man sie wol als einen Stellvertreter der rechten Herzkammer betrachten kann.

Es muß nun die Frage aufgeworfen werden, wie kommt das Blut aus allen Theilen des Körpers zu den Kiemen zurück? Das venöse System, welches die genannten Beobachter sogar mit seinem Herzen abbilden, konnte Lund nicht auffinden. Er spritzte den äußern Kiemengang mit Quecksilber und Gyps ein, die Masse verbreitete sich längs der untern Fläche des Körpers in die Füße u. s. w., ohne die geringste Spur von Gefäßen, worin sie enthalten. Damit man hiebei nicht etwa an ein Extravasat denke, darf man nur auf andere Weise den Versuch wiederholen, indem man Luft einbläst, worauf dann das ganze Thier sich aufbläst. Dem zufolge ist das von Audouin und Edwards angegebene Gefäßsystem wol nicht anzunehmen.

Nach dem eben genannten soll ferner der innere der beiden Kiemengänge oder Sinus unmittelbar ins Herz durch eine große Öffnung in dessen Seiten einmünden und außer dieser Öffnung und den sieben Arterienmündungen keine andere im Herzen seyn. Lund räumte früher, wie oben erwähnt wurde, Cuviers desfallsige Behauptung ein, seine neuern Untersuchungen aber bewiesen ihm, daß der fragliche Übergang nicht existire, wol aber sind die von Audouin geleugneten Öffnungen vorhanden und zwar bei den Makrouren in der Art, wie es vom Hummer angegeben wurde, bei den Brachyuren liegen vier oben, zwei auf den Seiten, und alle sind innen mit Klappen versehen, die Flüssigkeiten zwar eindringen, aber nicht austreten lassen. Nimt man bei Maja squinado den Rückenschild weg, so sieht man an der Schalenwand, auf welcher die Kiemen eingefügt sind, riemenförmige Leisten von deren Basis aufsteigen, deren jede einen Gang für die aus der Kieme strömenden Flüssigkeiten bildet, diese Ströme aber treten in folgenden Behälter ein. Unter dem Herzen nämlich breitet sich eine Membran aus, die auf Leber und Eierstock, bei den Männchen auf den Hoden liegend, sich quer über nach den Seiten, wo sie sich anheftet, ausspannt. Eine andere ähnliche Membran geht über dem Herzen, an dasselbe in der Mitte seiner obern Fläche angeheftet, gleichfalls nach den Seiten hin, vorn und hinten mit der untern Membran sich einigend, so daß das Ganze einen großen, geschlossenen Sack bildet, in dessen Mitte das Herz liegt. Dieser Sack ist immer mit Flüssigkeit gefüllt, welche frei von einer Seite zur andern treten kann. Einspritzungen gehen nach der tiefer liegenden Seite und in deren Kiemen hinab. Dasselbe geschieht auch, wenn Herz und Arterien nicht eingespritzt sind, ist daher wol ein Beweis gegen die unmittelbare Verbindung zwischen dem innern Kiemengang und dem Herzen; denn wenn dies der Fall wäre, so müßten die Kiemen der entgegengesetzten Seite nur dann eingespritzt werden können, wenn die Injection das Herz, das ganze arterielle und venöse System des Körpers und das arterielle der Kiemen durchlaufen hätte, was doch nicht statt findet. Wie aber das Ergebniß vorliegt, läßt sich die Sache leicht erklären. Durch den innern Kiemengang läßt sich auch der Herzbehälter aufblasen, durch den äußern nicht, wol aber der Körper und dann wird jener nur mitgehoben, durch den innern Gang aber läßt sich auch das Herz nebst den Arterien, wie angegeben wurde, füllen.

Da Audouin und Milne Edwards hinsichtlich der sechs großen Einrisse, welche Lund als im Herzen vorhanden angibt, diesen einer Augentäuschung beschuldigen, so liefert derselbe nun folgende, nähere Beschreibung des Herzens. Auf der obern Fläche des Hummerherzens sieht man an der Basis der flügelförmigen Ausbreitungen auf jeder Seite eine lange, wellenförmige Längsritze, welche bis in die Herzhöhle dringt, so daß man hineinsehen kann, woran jedoch manchmal eine Membran (Klappe?) hindert. Der hintere Theil der untern Herzfläche ist mit einer rectangulären Scheibe bedeckt, die mit dem Fuße einiger Gasteropoden eine auffallende Ähnlichkeit hat. Wenn man die vordere Ecke derselben zurückschlägt, so erblickt man zwei Einrisse derselben Art, die aber kürzer sind. An der Seite des Herzens sieht man einen dritten Einriß, welcher gerade in die Höhle dringt. In diesem ist eine deutliche Klappe, welche bei großer Ausdehnung wie eine Blase hervortrit. Lund injicirte die innere Kiemenröhre; die feinen Röhrchen der Kiemen füllten sich auf beiden Körperseiten, man konnte die Flüssigkeit durch die feine Haut unterm Schwanze frei herumfließen sehen, das Herz war ebenfalls mit den beiden hinten ausgehenden Stämmen gefüllt. Lund fragt nun, wozu alle diese Einrisse im Herzen, durch welche die gefärbte Flüssigkeit von den Kiemen aus eindringt, diene, und bemerkt noch, daß Audouin und Edwards den Übergang der Arterien in die Venen nicht nachgewiesen haben, und daß sie überhaupt mehre Punkte, hinsichtlich welcher die Organisation der Crustaceen mit derjenigen der Insekten übereinstimmen, unbeachtet gelassen haben. Hinsichtlich der weitern Ausführung dieser Bemerkungen und der desfallsigen Angaben müssen wir aber, um nicht zu weitläufig zu werden, auf Lunds Abhandlungen in der Isis 1829 und 1830 verweisen.

Was die Respiration anbetrifft, so bezieht sich manches von demjenigen, was über die Circulation gesagt wurde, hieher, und es ist nur noch einiges nachzutragen.

Bei den Brachyuren liegen die Kiemen an der Wurzel der Füße unter dem seitlichen und untern Rande des Schildes, sie sitzen auf zwei festen, schrägen Platten des Innern des Körpers, deren Bestimmung ist, oben die Fächer zu schließen, in welchen sich die ersten Muskeln der Füße finden. Das Wasser dringt zu ihnen durch eine Spalte am hintern Rande des Schildes und strömt durch eine vorn am Mund liegende Öffnung wieder aus. Die eigene Lage der letztern bei Dorippe ward oben bemerkt. Jede Kieme ist blos unten befestigt, ihre Spitze nach oben und innen gerichtet. Sie bestehen aus einem cartilaginösen Stamm, auf welchem zahlreiche, weiche, häutige Blätter sitzen, welche durch eine Mittelfurche in zwei Längsmassen getrennt sind und in perpendiculärer Richtung zum Stamm der Kiemen auf einander geschichtet sind. In der Furche befinden sich die beiden oben mehr erwähnten Röhren. An jeder Seite befinden sich sieben Kiemen, von denen fünf zu den eigentlichen Füßen, zwei zu dem ersten und zweiten Paar der Kieferfüße gehören. Sie werden beständig durch zwei lange, dünne, cartilaginöse, biegsame Blätter getrieben, welche an der Wurzel der Kiefern, eins oben das andere unten, ansitzen und welche die schon oben angedeutete Function zu haben scheinen, durch einen Druck das Wasser wieder aus den Kiemen zu treiben und die Circulation zu befördern. Die Kiemen der Makrouren haben statt der Blätter cylindrische, ziemlich kurze, büschelförmig zusammenstehende Fäden. Sie sind auch zahlreicher, denn man zählt an jeder Seite zwei und zwanzig, in fünf Hauptgruppen von vier Stück, welche der Wurzel der vier ersten Füße und der äußern Kieferfüße entsprechen, eine einzelne Kieme steht ganz vorn am zweiten Paar der Kiemenfüße, eine andere, ebenfalls einzelne, am letzten oder fünften Fußpaar. Die gedachten Hilfsblätter theilen die Gruppen der Kiemen, und in je-

der Gruppe ist die äußerste Kieme an der Wurzel des Blattes befestigt und wie diese beweglich, indessen die andern keine eigenthümliche Bewegung haben. Zwei ähnliche Blätter ohne Kiemen sitzen am vordern Kieferfuß und an der letzten eigentlichen Kiefer. Die beiden gedachten Öffnungen zum Ein- und Auslassen des Wassers sind hier ebenfalls vorhanden. Manche Brachyuren sind noch mit einem eignen Apparat zur Bewahrung der Feuchtigkeit beim Luftathmen außer dem Wasser versehen, worüber der Art. Gecarcinus zu vergleichen.

Was die Organe der Fortpflanzung betrifft, so ward deren Beschreibung bereits genügend in dem Artikel Crustacea gegeben, und wir haben hier nur das nachzutragen, was in neuerer Zeit Rathke über die Entwickelung des Flußkrebses mitgetheilt hat (Untersuchungen über die Bildung und Entwickelung des Flußkrebses. Leipzig 1829. Fol. m. ill. u. schwarzen Kupf. 12 Rthlr.).

Im Eiergang zeigt sich das Ei anfangs als mehr linsenförmiges, dünnhäutiges, mit wässeriger Flüssigkeit gefülltes Bläschen. Später bildet sich um dasselbe eine stärkere Haut und zwischen beiden eine undurchsichtige, mit sehr kleinen, weißen Kügelchen gefüllte Flüssigkeit, das Eigelb. Das innere Bläschen, von Rathke Purkinje's Bläschen genannt, wächst kaum, bleibt durchscheinend und legt sich nach und nach fast dicht an eine Seite des äußern an. Nach sechs Monaten wird das äußere Bläschen gelb, dann orangefarben und endlich dunkelbraun, wobei die Kügelchen im Eigelb sich vermehren. Endlich verschwindet das Purkinjische Bläschen, und der Keim erscheint anfangs als schwache, weißliche Wolke auf dem Eigelb, endlich als weißtrüber Fleck, geronnenem Eiweiß ähnlich, ungefähr ein Sechstheil der Oberfläche des Eigelbs einnehmend. Die äußere Blase wird immer dünner, indessen das Eigelb an Umfang zunimt. Endlich sprengt das Ei die Hüllen, in denen es lag, trit in die Höhle des Eierstocks und von da nach und nach in den Eiergang, wo es mit dem Eiweiß und einer zweiten äußern Haut umgeben wird. Nach dem Austreten, wo die Eier als kleine Kugeln an den Schwimmfüßen des Hinterleibes befestigt sind, bestehen sie aus dem schwärzlichen Eigelb, welches den größern Theil seiner Masse bildet, aus dem Keim, der als weißliche Lage auf demselben erscheint, aus der Dotterhaut, welche beide umhüllt, aus der diese letztere umschließenden Lederhaut, aus dem Eiweiß und aus der ungleichen, äußern Haut, mittelst welcher das Ei befestigt ist. In der ersten Bildungsperiode, d. h. vom Legen oder außerhalb Erscheinen desselben und den ersten Spuren einzelner Organe, kommen folgende Veränderungen in demselben vor. Der Keim zeigt sich nämlich nach und nach als eine Vereinigung weißer, am Rande unregelmäßig gezähnelter Ringe mit einem dunklern Mittelpunkt, welche indessen nach und nach wieder verschwinden, während die Haut des Keimes sich fast gleichförmig auf dem Eigelb verbreitet, dasselbe als schwache Wolke umhüllt, sich in einem Punkte verdickt, sich in demselben ganz zusammenzieht und von neuem einen weißen Fleck, den Keimfleck, — blastoderma — bildet. Dieser wächst bald in die Breite, wird elliptisch, und man sieht in seiner Mitte eine kleine, hufeisenförmige Furche, deren Enden sich nach wenigen Tagen vereinigen, wodurch eine Ellipse entsteht. Der innere Raum derselben wird nach und nach tiefer und bildet einen kleinen, unten weitern Sack. Während dies geschieht, vergrößert sich der Keimfleck, und man sieht zwei ziemlich nahe stehende, neblichte Punkte, welche mit dem einen Ende der Ellipse einen Triangel bilden, erscheinen. Sie vergrößern sich schnell, werden keulenförmig und verbinden sich in eine Herzform. Nun sieht man die ersten Spuren der Organe erscheinen, welche entweder aus dem Grunde des Sacks oder aus der Masse, die den Keimfleck umgibt, besonders aus dem herzförmigen Fleck sich entwickeln. Um Genauigkeit in die Beschreibung zu bringen, werde jener Theil die Centralmasse, die den Umfang des Keimflecks mehr oder weniger durchscheinende äußere Masse der pheripherische Theil genannt, und Mittellinie heiße der größte Durchmesser der Öffnung des Sackes. Die letztere vergrößert sich nach und nach, und der Grund desselben vereinigt sich ebenso mit dem übrigen Keimfleck, indessen der andere Theil des Umfangs seiner Öffnung frei bleibt und eine halbmondförmige Falte darstellt, deren Enden mehr und mehr sich von einander entfernen. Hierauf erscheint in der Mitte eine kleine, warzenförmige Hervorragung mit eingedrückter Spitze, zum Theil von dem übrig gebliebenen Rande des Sackes bedeckt, welche die erste Spur des hintern Körpertheils ist. In der vordern Hälfte des mittlern Theils des Keimflecks erscheinen zur Seite der Mittellinie, ziemlich weit von einander liegend, die ersten Spuren der Mandibeln als zwei schräg liegende, kleine Streifen, und ehe diese erscheinen, sieht man weiter nach vorn zwei Paar andere, welche die Spuren der Fühler sind, gleichzeitig aber zeigt sich zwischen den beiden äußern Fühlern auf der Mittellinie ein Punkt, der Anfang der Lefze. In diesem Zeitraume konnte Rathke weder eine Spur von Nerven, noch vom Gefäßsystem entdecken, aber der Keimfleck hat so viel Umfang gewonnen, daß er nun schon ein Viertheil der Oberfläche des Eigelbes einnimt.

Die zweite Entwickelungsperiode beginnt mit der Erscheinung einzelner Organe und geht bis zur Bildung des Herzens. Während derselben breitet sich der Centraltheil des Keimflecks, zugleich sich verdickend, ungefähr über den achten Theil des Eigelbs aus, aber der peripherische Theil wächst noch schneller, bedeckt schon vor dem Ende der Periode die ganze Oberfläche des Eigelbs und scheint sich mit ihr an dem der Centralmasse entgegengesetzten Punkte zu vereinigen. Der Keimfleck bildet dann eine ganz dünne, kaum bemerkbare Hülle um das Eigelb. Jetzt entwickeln sich nach und nach die innern Fühler und spalten sich, denen noch schneller die äußern voraus eilen und sich mit ihnen schräg nach außen und vorn richten. Auch die Mandibeln entwickeln sich weiter und spalten sich. Die Lefze, anfangs als äußerst kleine Warze erscheinend, rückt weiter nach hinten, eine ringförmige Verbindung um sie herum füllt sich bald, indessen bleibt immer noch auf der Mittellinie eine kleine, nach und nach tiefer werdende Höhlung, der Anfang der künftigen Mundöffnung. Nachdem sich die vordern Fühler gezeigt haben, erscheinen auch die Spuren der Augen als kleine,

sich verlängernde Anschwellungen, welche zuletzt frei nach außen aus dem Keimfleck hervortreten, und an welchen das eigentliche Auge vom Stiel schon durch einen kleinen Einschnitt gesondert erscheint. Der kleine Hinterleibshöcker, von dem vorhin die Rede war, nimt nun die Gestalt eines länglichen Blättchens an, dessen vorderes Ende frei und zugerundet ist, indessen das hintere noch mit dem Mitteltheil vereinigt bleibt. Er rückt bis nach der Lefze vor und vergrößert sich; seine äußere Fläche, an der Dotterhaut liegend, ist gewölbt, die obere, mit dem Keimfleck in Verbindung stehende, concav. Die kleine Vertiefung, jetzt am Ende des Blättchens, höhlt sich schnell zum After aus und öffnet sich nun in den Darmkanal. Der After steht in diesem Zeitraume derjenigen Seite entgegengesetzt, welche er später einnehmen soll. Es entwickeln sich nun auch die eigentlichen und Hilfskiefern. Beim erwachsenen Krebs finden wir deren fünf Paar, hier aber zeigen sich zuerst nur drei Paar als kleine Querstreifen, von der Mittellinie ausgehend. Später erscheint das vierte Paar (die zweiten Kieferfüße) in der Krümmung, welche den vordern Theil des Körpers vom hintern trennt. Dann kommen auch die Kiefern des fünften Paares (die äußern Kieferfüße) zum Vorschein, welche aber sonderbarer Weise auf der obern Fläche des Hinterleibshöckers liegen. Wenn die Kiefern ihre Entwickelung angefangen haben, so verlängert sich der Hinterleibshöcker nach hinten und legt sich mit dem übrigen Keimfleck in eine Fläche, während die hintere Fläche dieser Verlängerung nach unten gebogen bleibt. Der Bau der Kiemen verändert sich nun vielfach im Einzelnen, welche Veränderung wir jedoch speciell nicht angeben können. In dem Zeitraume, wo das fünfte Kiefernpaar erscheint, zeigen sich auch die ersten Spuren der Gangfüße und zwar zuerst die vordern, ebenfalls als kleine Streifen und auf der obern Fläche der Hinterleibsverlängerungen. Je mehr diese Füße sich ausbilden, um so mehr dehnt sich die Krümmung nach dem hintern Theile des Eies, und es erscheinen am eingekrümmten Theile derselben die Spuren der Schwanzflosse. Zuletzt bemerkt man auf der untern Seite, welche später dazu bestimmt ist, die obere zu werden, die Andeutung von sechs Querringen. Die Querfalte an der Wurzel der Hinterleibsverlängerung verschwindet zwar nach und nach, erscheint aber gegen die Mitte dieses Zeitraums von neuem, nimt bedeutend an Größe zu und bildet den ersten Ansatz der Seitenstücke des Schildes. Zugleich verdickt sich der peripherische Keimfleck zwischen den Augen und fängt an den vordern Theil des Schildes zu bilden, auch bemerkt man jetzt zuerst die Entwickelung des Darmkanals, von welchem indeß weiter hinten die Rede seyn wird. Auch das Herz fängt an gegen das Ende dieser Periode sich zu bilden, in der Gegend, wo Vorder- und Hinterleib sich vereinigen, und scheint aus dem peripherischen Theile des Keimflecks zu entstehen. Man unterscheidet nämlich an diesem Theile des Keimflecks zwei deutliche, doch innig mit einander vereinigte Häute, die äußere sehr zart und dick. In dieser letztern entsteht auf der Mittellinie eine nach und nach sich erweiternde Vertiefung, welche eben das Herz bildet, welches anfangs einer kleinen, länglichen, hinten stumpfen, abgeplatteten Blase gleicht. Es zeigen sich nun auch die Spuren der Blutgefäße als hohle Kanäle im innern Blatt des Keimflecks, welcher das Schild darstellt; der eine derselben geht vom hintern Theile nach unten, der andere nach vorn an das Kopfende. In einiger Entfernung von diesem Gefäß entsteht ein anderes, was seine Richtung nach vorn nimt und in der Mitte des Schildes blind endet. Diese Gefäße sind, wie Rathke ausdrücklich bemerkt, keine Verlängerung des Herzens und erweitern sich erst bedeutend, ehe irgend eine Verästelung sich zeigt. Fast gleich nach seinem Entstehen beginnt auch das Herz seine schlagende Bewegung, ist aber nur noch mit einer wässerigen Flüssigkeit gefüllt, in der man noch keine Kügelchen bemerkt.

Was die Entwickelung des Nervensystems betrifft, so fiel dessen Beobachtung sehr schwer wegen der tiefen Lage der Ganglienkette, und war eine vollständige Vorstellung nicht davon zu erhalten, sondern nur Folgendes zu bemerken. An der obern Fläche des Theils des Keimflecks, welche Rathke die Bauchplatte nennt und auf welcher die Glieder entstehen, befindet sich eine längliche Anschwellung und an jeder Seite derselben kleine Höcker, welche die Muskeln der Glieder bilden, in der Mitte aber eine Längsrinne. In dem mittleren Theile dieser Anschwellung (Sternalkanal Audouins) bildet sich der Nervenstrang des Vorderleibes oder Schildes, anfangs aus 11 Paaren kleiner Punkte bestehend. Das erste Paar gehört den Mandibeln, die fünf folgenden den Kiefern, die übrigen den Gangfüßen. Vor dieser doppelten Reihe unterscheidet man die Fäden am Ösophagus und das Kopfganglion, doch wenig deutlich. Vom Nervensystem des Hinterleibs konnte Rathke nichts entdecken.

Eine dritte Entwickelungsperiode erstreckt sich von der Bildung des Herzens bis zur Erscheinung der als Speicheldrüsen angesehenen Organe. In dieser wächst die Abdominalportion des Keimflecks sehr schnell, nach und nach die Gestalt eines Kugelsegmentes annehmend; die Augen vergrößern sich, die Fühler gleichfalls und erscheinen in drei Glieder getheilt, die äußern Fühler werden bald länger als die innern. Lefze, Mandibeln, Kiefern, Füße bilden sich weiter aus. Der Hinterleib wird bedeutend groß, konisch und zeigt auf seiner obern Fläche 6 Einschnitte, auch entwickeln sich an jedem Ringe mit Ausnahme des ersten und letzten 2 griffelförmige Verlängerungen, die ersten Spuren der Bauchfüße.

Wichtig ist nun die Entwickelung der Kiemen, von denen schon vor dem Erscheinen des Herzens sich Spuren zeigten. Sie bestehen anfangs aus Verlängerungen in Gestalt dreieckiger Platten, welche mit ihrer Wurzel oberhalb der Vorderfüße festsitzen, und von denen die zuerst erscheinen, welche den Kieferfüßen angehören, die weitere Ausbildung findet an der Spitze statt, welche sich verlängert. In der Mitte der Periode bemerkt man auf jeder solchen Platte eine Spalte, welche vom äußern Rande bis an die Wurzel reicht, sie in zwei ungleiche Hälften theilend, von denen die kleinste cylindrisch, nach außen gerichtet, die andere, dreieckige, die größere ist. An dem Cylinder entstehen zwei Reihen einfacher Striche, welche sich später als Kiemenfäden entwickeln. Gegen

das Ende dieser Entwickelungsperiode zeigen sich am äußern Rande der Wurzel jedes der vier ersten Füße zwei in runde, glatte Griffel sich verlängernde Höcker, deren Oberfläche gegen das Ende der Periode ungleich wird, sich mit kleinen Warzen bedeckend, welche sich später ebenfalls in Kiemenfäden umbilden. An der Wurzel des fünften Paares bildet sich um dieselbe Zeit, so wie auf dem innern Kieferfuß, nur eine Kieme, auf dem äußern dagegen zwei. Anfangs liegen diese Kiemen alle an der innern Seite des Embryo, bald aber richten sie sich auf und bergen sich unter dem Schilde.

Was dies betrifft, so haben wir früher gesehen, daß die zur Bildung des Schildes bestimmte, peripherische Portion des Keimfleckes anfangs an jeder Seite eine Verdickung zeigt, welche nichts weiter ist, als die Ansätze der Seitentheile, die nun sich entwickeln, so daß ihre vordere Partie sich nach vorn ausdehnt, indessen die hintere sich nach den hintern Füßen verlängert und sich unten mit der der andern Seite verbindet. Wo die Seitenstücke des Schildes über die Bauchplatte gehen, zeigt sich erst eine kleine Spalte, welche bald eine beträchtliche Breite erhält. Der eine Rand dieser Rinne verbindet sich mit der seitlichen Verdickung des Schildes, der andere mit der Haut des Keimflecks, der ihr gegenüber liegt, so daß nun der Embryo die Gestalt einer unten offenen Höhle bekommt, welche nach und nach tiefer und schmäler wird.

Der Darmkanal entwickelt sich auf folgende Weise. Auf der äußern Fläche des mittlern Theiles des Keimflecks erscheint eine äußerst feine Haut, welche sich verdickt und von dem Munde bis an das Ende des Schwanzhöckers reicht. An jedem dieser beiden Punkte entsteht eine nach außen gerichtete Anschwellung, welche hohl wird, sich verkürzt und einen kleinen, senkrechten Kanal bildet, von denen der eine zum Magen, der andere zum After wird. Der übrige Theil der Haut, von der wir oben sprachen, wird nun um vieles größer und bildet eine Art Schlauch um das Eigelb, der in seinem Grunde zwei trichterähnliche Vertiefungen zeigt, welche sich in den Magen und in den Darmkanal öffnen. Endlich dehnt sich diese Membran so weit aus, daß sie das Eigelb ganz umhüllt, selbst aber noch von keinem Fleck bedeckt bleibt.

Nachdem sich der angegebene Sack gebildet hat, entwickeln sich gegen das Ende dieser dritten Periode noch drei andere Häute, welche den Magen ausbilden helfen, welche Veränderung wir jedoch ins Einzelne nicht verfolgen können, ebenso wenig als die bedeutenden, denen der Magen jetzt unterliegt. Wir bemerken blos, daß der andere Cylinder, der sich hinter dem Magen zum Darmkanal bildete, zu gleicher Zeit wächst, und daß der Theil des Sackes, der zwischen seinem vordern Ende und dem Magen steht, sich stark verkürzt, so daß er die beiden Hälften des Darmkanals an einander bringt. Kurz nach der ersten Erscheinung des Herzens fängt die Leber an sich zu bilden. An dem Punkte, wo der Darmkanal sich mit dem Sacke verbindet, entwickeln sich zwei kleine Anhänge auf der Oberfläche mit warzigen Anschwellungen, welche sich in die Lebergefäße umwandeln, die in der vierten Periode gelblich erscheinen.

In dieser dritten Periode vereinigen sich die zwölf vordern Nervenganglien paarweise, während die zu den Brustfüßen gehörigen noch getrennt bleiben. Auch bildet sich der Sternalkanal zur Umfassung des Nervensystems. Gegen das Ende dieser dritten Periode zeigen sich auch an den Seiten des das Eigelb umfassenden Sackes die Speicheldrüsen in Gestalt kleiner Blättchen.

Die vierte Periode reicht von dieser Entwickelung bis an das Ausschliefen des Krebses aus seinen Häuten. In dieser Zeit wächst besonders der Magen mehr als alle andern Theile, namentlich in seiner vordern Hälfte, und füllt den größten Theil der Eingeweidehöhle; der Darmkanal bildet sich vollständiger aus, das Eigelb verschwindet zum Theil, der dasselbe umgebende Sack steht mit dem Darmkanal nur durch eine kleine Öffnung in Verbindung, ist indessen aber so groß, daß er den Magen gleichsam in einer seiner Falten versteckt. In dieser Zeitperiode entwickeln sich die einzelnen Glieder nach und nach vollständig. Nach der Geburt sind die Bedeckungen des jungen Krebses noch weich und biegsam, die Glieder sind gegen den Körper gelegt und dieser auf sich selbst zurückgebogen; wenn er sich aber ausstreckt und die Bedeckungen hart werden, so gleicht er in seiner Bildung ganz dem der erwachsenen, wenigstens bemerkt man keine bedeutenden Unterschiede, wol aber weicht sein innerer Bau ab, weshalb man nun noch eine fünfte Entwickelungsperiode annehmen kann. In dieser entwickelt sich namentlich das Knochengerüste des Magens; die vier vordern Nervenganglien, so wie das fünfte und sechste Paar vereinigen sich unter einander, so daß die erstern eine größere Masse, die beiden letztern ein Centralganglion bilden. Jetzt fangen auch erst die Zeugungstheile an sich zu zeigen. Hoden und Eierstöcke erscheinen zuerst in dem Sacke des Eigelbs, und nur erst weiterhin gelangen aus demselben die ausführenden Gefäße und der Eiergang an die äußere Fläche des Körpers; beide öffnen sich nach außen aber erst dann, wenn der junge Krebs einen Zoll lang ist.

Dies über die Entwickelung des Flußkrebses, welche man in Beziehung der Bildung der Jungen zu den Erwachsenen als normal bezeichnen kann. Nicht so verhält es sich aber mit andern Dekapoden, denn in der neuern Zeit hat Thompson (Zoological Researches. Vol. I. part. I. Cork. 1830. pag. 9.) die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß Zoea Taurus, bis jetzt als eigene Art angenommen, sich auffallend in seiner Gestalt verändere, und das Auskriechen der Eier des Cancer Pagurus bestätigte ihm, daß jenes Thier nicht die Larve von letzterem sei, indem die Eier ihm nur Zoea Taurus statt des erwarteten Pagurus lieferten. — Von den Crustaceen niederer Ordnung ist es schon bekannt, daß auch nach dem Ausschliefen aus dem Ei ihre Gestalt Veränderungen unterliegt.

Was die Verbreitung der Dekapoden betrifft, so beschränkt sich dieselbe ziemlich auf die Gegenden zwischen den Wendekreisen; doch gehen die eigentlichen Krabben, namentlich Portunus, Inachus, Cancer bis an die Polarkreise. Was den speciellen Aufenthalt derselben anlangt, so sind der größere Theil derselben Wasserthiere. Manche Brachyuren, welche weit von der

See auf dem Lande leben, sind indessen genöthigt, zur Zeit der Fortpflanzung das Meer zu suchen, welche Thatsache wol auch dafür sprechen möchte, daß die Jungen eine andere Gestalt haben. Über die Züge der Brachyuren zum Meere vergl. die Artikel Crustacea und Gecarcinus. Manche der Brachyuren verlassen die süßen Wasser nicht. Was die Arten betrifft, die sich im Meere aufhalten, so leben die meisten an den Ufern, theils im Sande, der abwechselnd der Ebbe und Fluth ausgesetzt ist, theils mehr oder weniger tief unter der Wasserfläche, theils in Felsenritzen und Löchern, theils auch zwischen Korallen. Diejenigen Arten, welche in der hohen See leben, namentlich die kleinern, finden sich häufig im schwimmenden Seetang. Einige der Seekrabben aus der Gattung Pisa leben in Muscheln, namentlich in der Gattung Pinna. Die auf dem Lande lebenden Brachyuren graben sich Höhlen in die Erde und tragen die ausgegrabene Erde auf dem Rücken weg. Die Makrouren kommen nie eigentlich ans Land, sondern leben nur allenfalls in Uferhöhlen u. dergl., mit Ausnahme der Gattung Pagurus, welche ihren Hinterleib in Schneckenhäuser stecken und mit diesen auf dem Lande herumziehen.

Was die Bewegungen dieser Thiere an sich betrifft, so besteht dieselbe im Laufen und Schwimmen oder in beidem. Die Brachyuren sind vorzugsweise Läufer. Mit der nämlichen Leichtigkeit gehen sie vor- und rückwärts, rechts und links und in allen möglichen schiefen Richtungen, ja sie besteigen sogar eine senkrechte Höhe, wenn diese nur nicht ganz glatt ist. Dabei laufen einige so ganz außerordentlich schnell, daß ein Mensch sie einzuholen oft nicht im Stande ist. Die schwimmenden aber sind im Wasser ebenso schnell, als die andern auf der Erde. Die Makrouren bedienen sich ihrer Gangfüße nur unter dem Wasser und schwimmen in diesem rückwärts mit Hilfe ihres fächerförmigen Schwanzes.

Von dem Instinkt dieser Thiere läßt sich im Allgemeinen nicht viel sagen. Nur die Krabben zeigen sich hinsichtlich ihrer Feinde sehr vorsichtig und wissen ihnen meist durch schnellen Lauf zu entgehen. Manche graben sich auch schnell in den Sand, andere bedienen sich ihrer Scheren zur Vertheidigung, in welchen manche eine ausgezeichnete Stärke besitzen, so z. B. Pagurus Latro, von dem in Freycinets Reise erzählt wird, daß, wenn er sich fest geklammert und man ihm einen Stock in die Schere gibt, ein Kind sich an diesen hängen könne. In demselben Werke wird erzählt, daß man von Cancer Grapsus *Linné* auf Felsen der Insel Guam eine Menge abgehäutete Schalen fand, welche der Gewalt der Winde widerstanden hatten. Das Männchen von Gelasimus Marionis *Desmarest* benutzt seine große Schere dazu, um, wenn es sich bei Gefahr in seine Höhle zurückbegibt, wohin immer das Weibchen zuerst flüchtet, den Eingang der Höhle damit zu stopfen und sie zu vertheidigen. Von der Nahrung der Dekapoden war bereits oben die Rede.

Was das Verhältniß der Geschlechter zu einander betrifft, so halten sich dieselben selten anders als zur Zeit der Paarung zusammen; überhaupt leben diese Thiere wenig gesellig. Einigen Unterschied der Geschlechter haben wir schon oben angegeben, näheres hat man bei den einzelnen Gattungen zu suchen. Was die Jungen betrifft, so haben sich dieselben keiner besondern Vorsorge der Alten zu erfreuen.

Der größte Nutzen dieser Thiere besteht darin, daß sie als Speise dienen. Die durch Religionsgebräuche in ihrer Nahrung beschränkten Völker rechnen sie zu den Fastenspeisen. Vorzugsweise sind es die größern Arten, welche in dieser Beziehung gesucht sind, namentlich aber gewähren die Landkrabben, wenn sie auf ihren Wanderungen in zahlloser Menge erscheinen, eine willkommene Nahrung. Manche Arten werden auch eingesalzen und mit diesen namentlich ein starker Handel von Frankreich nach der Levante getrieben. Kleinere Arten dienen als Fischköder. Wir lassen nun die vollständigste Eintheilung der Dekapoden, wie solche Latreille (*Cuvier* regne animal. ed. 2. IV. p. 80 seq.) gibt, folgen.

Erste Familie. Decapoda brachyura (Kleistognatha *Fabricius*). Der Schwanz kürzer als der Rumpf (tronc, *Latr.*), am Ende ohne Anhängsel oder Flossen, im Zustande der Ruhe nach unten in eine Grube unter der Brust eingeschlagen. Bei dem Männchen ist er dreieckig und nur an seiner Basis mit drei oder vier Anhängen versehen, von denen die obern größer, hornförmig sind; bei dem Weibchen ist er zugerundet und gewölbt [4]). Auf der untern Seite stehen vier Paar doppelter, behaarter Fäden, welche dazu bestimmt sind, als Eierträger zu dienen, und den Schwanzschwimmfüßen der Makrouren analog sind. Mehre solcher Fäden sind auch bei dem Männchen vorhanden, aber nur als Rudimente. — Die Geschlechtslöcher (vulves, *Latr.*) sind zwei unter der Brust zwischen dem dritten Fußpaare stehende Öffnungen. Die Fühler sind klein, die mittlern, meist in einem Grübchen unter dem vordern Schalenrande befindlich, endigen in zwei sehr kurze Fäden. Die Augenstiele sind meist länger als bei Decapoda macroura. Die Ohrenröhre ist fast immer steinartig. Das erste Fußpaar endigt in eine Schere. Die Kiemen stehen in einer Reihe und haben die Gestalt von pyramidalen Züngelchen, die aus einer Menge kleiner, mit der Axe parallel auf einander geschichteter Blättchen bestehen. Die Kieferfüße sind im Allgemeinen kürzer und breiter als bei andern Dekapoden, die beiden äußern bilden eine Art Lippe. Das Nervensystem weicht von dem der Makrouren ab (s. oben). — Diese ganze Familie entspricht der Daldorf-Fabricius'schen Gattung Cancer.

Section 1. Pinnipedes. Die Füße sitzen an den Seiten der Brust und sind unbedeckt, das letzte Fußpaar hat das letzte Fußglied sehr platt, ruderförmig (Schwimmfüße) (es ist ei- oder kreisförmig und immer breiter als dasselbe Glied der übrigen Füße, selbst wenn

4) Die Zahl der Schwanzringe, meist sieben, weicht nach dem Geschlecht ab und ist bei dem Weibchen geringer. Leach hat dies bei seinen Abtheilungen benutzt, Latreille bemerkt aber, daß dies Kennzeichen einmal nicht wichtig genug sei, andererseits gegen die natürliche Ordnung streite, auch ist es gegen die Regeln der Systematik, Abtheilungen auf ein Kennzeichen zu gründen, was nach dem verschiedenen Geschlechte verschieden ist.

diese Schwimmfüße wären). Sie entfernen sich oft von den Küsten und gehen in die hohe See. Hieher gehören folgende Gattungen.

Matuta *Fabr.* — Polybius *Leach.* — Portumnus *Leach.* — Orithya *Fabr.* — Podophthalmus *Lamarck.* — Portunus *Fabr.* — Thalamita *Latreille.* — Lupa *Leach.* — Carcinus *Leach.* — Platyonichus *Latr.*

Section 2. Arcuata. Die Füße sitzen an den Seiten der Brust, sind unbedeckt und endigen in eine Spitze oder einen kegelförmigen, mitunter zusammengedrückten Tarsus, nie aber in eigentliche Schwimmfüße. Die Schale ist breit, vorn zirkelförmig abgeschnitten, hinten zusammengezogen und abgestutzt; die Scheren sind bei beiden Geschlechtern gleichförmig gebaut; der Schwanz hat die nämliche Zahl der Ringe wie bei Portunus, denen sie auch, mit Ausnahme der Tarsen, gleichen.

Gattungen sind: Cancer *L.* — Clorodius *Leach.* — Carpilius *Leach.* — Xantho *Leach.* — Perimela *Leach.* — Atelecyclus *Leach.* — Thia *Leach.* — Mursia *Leach.* — Hepatus *Latr.*

Section 3. Quadrilatera. Schale fast viereckig oder herzförmig, die Stirn meist verlängert, eingebogen, oder doch sehr geneigt, eine Art Kopfschild bildend. Der Schwanz besteht bei beiden Geschlechtern aus sieben in ihrer ganzen Breite deutlich gesonderten Segmenten. Die Fühler sind meistens sehr kurz, die Augen der meisten stehen auf langen oder dicken Stielen. Mehre Arten leben am Lande, andere im süßen Wasser. Sie laufen sehr schnell.

Gattungen: Eriphia *Latr.* — Trapezia *Latr.* — Pilumnus *Leach.* — Telphusa *Latr.* (sonst Potamophilus. — Potamobia *Leach.* — Potamon *Savigny.*) — Trichodactylus *Latr.* — Melia *Latr.* (Name schon lange an Pflanze vergeben!) — Gonoplax *Leach.* — Macrophthalmus *Latr.* — Gelasimus *Latr.* (Uca *Leach.*) — Ocypode *Fabr.* — Mictyris *Latr.* — Pinnotheres *Latr.* — Uca *Latreille.* — Cardisoma *Latr.* — Gecarcinus *Leach.* — Plagusia *Latr.* — Grapsus *Lamarck.*

Sect. 4. Orbiculata. Die Schale etwas kugelig oder rhomboidal, oder eiartig, immer sehr fest; die Augenstiele sind immer kurz oder nur wenig verlängert; die Scheren von ungleicher Größe, je nach dem Geschlecht beim Männchen größer); der Schwanz hat nie sieben vollständige Segmente; die Mundhöhle wird nach ihrem Ende enger, und das dritte Glied der äußern Kieferfüße hat immer die Gestalt eines länglichen Dreiecks. Die hintern Füße gleichen den vordern, von denen keine sehr lang sind.

Gattungen. Corystes *Latr.* — Leucosia *Fabr.* — xa *Leach.* — Iphis *Leach.* — Nursia *Leach.* — Ebalia *Leach.* — Arcania *Leach.* — Ilia *Leach.* — Persephona *Leach.* — Myra *Leach.* — Phylira *Leach.* —

Sect. 5. Trigona. Schale meist dreieckig oder etwas eiförmig, vorn in eine Spitze oder eine Art Schnabel verengt, meist sehr uneben oder rauh, die Augen seitlich stehend. Das Epistom oder der Raum zwischen den Fühlern und der Mundhöhle ist immer fast viereckig, oder so lang oder doch fast so lang als breit. Die Scheren sind, wenigstens beim Männchen, immer groß und lang. Die denselben folgenden Füße sind bei einer großen Anzahl sehr lang, und manchmal haben selbst die beiden letzten eine von den vorhergehenden verschiedene Form. Das dritte Glied der äußern Kieferfüße ist fast immer viereckig oder sechseckig, wenigstens bei denjenigen, bei welchen die Füße von gewöhnlicher Länge sind. — Die Zahl der Schwanzsegmente ändert ab, mehre haben in beiden Geschlechtern sieben, bei andern Gattungen, wenigstens bei den Männchen, ist die Zahl geringer.

Gattungen. Parthenope *Fabr.* — Lambrus *Leach.* — Eurynoma *Leach.* — Mithrax *Leach.* — Acantonyx *Latr.* — Pisa *Leach.* — Naxia *Leach.* — Lissa *Leach.* — Chorinus *Leach.* — Pericera *Latr.* — Maja *Leach.* — Micippe *Leach.* — Stenocionops *Leach.* — Camposcia *Leach.* — Halimus *Latr.* — Hyas *Latr.* — Libinia *Leach.* — Doclaea *Leach.* — Egeria *Leach.* — Leptopus *Lamarck.* — Hymenosoma *Leach.* — Inachus *Fabr.* — Eurypode *Guérin.* — Achaeus *Leach.* — Stenorhynchus *Lam.* (Macropodia *Leach.*) — Leptopodia *Leach.* — Pactolus *Leach.* — Lithodes *Latr.*

Sect. 6. Cryptopoda. Die Füße mit Ausnahme der beiden ersten sind ganz unter ein bogenförmiges Gewölbe zurückziehbar, welches die hintern Enden der Schale bilden. Die Schale selbst ist halbzirkelförmig oder dreieckig. Der obere Rand der Scheren ist mehr oder weniger erhaben und kammförmig gezahnt. Bei denjenigen Arten, wo diese am größten sind, bedecken sie den Vorderkörper.

Gattungen. Calappa *Fabr.* — Aethra *Leach.*

Sect. 7. Notopoda. Die vier oder zwei hintersten Füße stehen höher als die andern, oder scheinen auf dem Rücken zu sitzen und nach oben gerichtet. Bei denjenigen, wo sie in einen spitzigen Haken endigen, bedient sich das Thier derselben meist, um allerhand fremde Körper, als Schneckenschalen, Alcyonien ꝛc. damit zu fassen, mit denen es sich bedeckt. Der Schwanz hat bei beiden Geschlechtern sieben Glieder.

Gattungen. Homola *Leach.* — Thelxiope *Rafinesque.* — Dorippe *Fabr.* — Dromia *Fabr.* — Dynomene *Latr.* — Ranina *Lamarck.* —? Symethis *Fabr.*

Zweite Familie. Decapoda macroura. (Exochnatha *Fabr.*). Sie haben am Ende des Schwanzes meist an jeder Seite Anhänge, welche eine Flosse bilden; der Schwanz selbst ist so lang als der Vorder- oder eigentliche Körper, oft noch länger, ausgebreitet, unbedeckt und nur am hintern Ende eingebogen. Unter demselben stehen meist und bei beiden Geschlechtern fünf Paar After- (falsche) Füße, von denen jeder in zwei Blätter oder Faden ausläuft. Dieser Schwanz besteht immer aus sieben Gliedern. Die Geschlechtsöffnungen des Weibchens liegen im ersten Gliede des dritten Fußpaares. Die Kiemen bestehen aus blasigen Pyramiden, sind gebartet und behaart (bald reihen-, bald büschelweise zusammengehäuft). Die Fühler sind meist lang, vorstehend; die Augenstiele kurz. Die äußern Kieferfüße sind oft schmal, lang, palpenförmig und bedecken die übrigen Mundtheile

nicht ganz. Die Schale ist schmal und mehr in die Länge gezogen, als bei den Krebsen der vorigen Familie, und läuft an der Stirn gewöhnlich in eine Spitze aus. Die hieher gehörigen Crustaceen sind lauter Wasserthiere und die meisten von ihnen leben in der See.

Ein Theil derselben nähert sich hinsichtlich der Verhältnisse, Form und des Gebrauchs der Füße, von denen die ersten oder wenigstens die zweiten die Gestalt von Scheren haben, sowie durch die Lage der Eier unterm Schwanz deutlich den vorigen Crustaceen. Sie bilden die vier ersten Sectionen.

Die übrigen haben ganz schwache Füße, die fadenförmig oder riemenförmig und außen mit einem Anhang oder Ruder versehen sind, wodurch ihre Zahl sich gleichsam verdoppelt. Es sind Schwimmfüße und keiner derselben läuft in eine Schere aus. Die Eier liegen zwischen den Füßen, nicht unterm Schwanze. — Hieher die fünfte und sechste Section.

Sect. 1. Anomala. Die zwei oder vier ersteren Füße sind immer viel kleiner als die übrigen. Unterm Schwanze sitzen nie mehr als vier Paar falsche oder Afterfüße. Die seitlichen Flossen am Schwanzende oder dem Rücken, welche die Stelle derselben vertreten, sind ganz zur Seite gerückt und bilden mit dem letzten Ringe keine fächerförmige Flosse. Die Augenstiele sind meist viel länger, als bei den folgenden Sectionen.

Gattungen. Albunea *Fabr.* — Hippa *Fabr.* (Emerita *Gronov.*). — Remipes *Latr.* — Birgus *Leach.* — Pagurus *Fabr.* — Coenobita *Latr.* — Prophylax *Latr.* — Glaucothoë.

Sect. 2. Locustae. Nur vier Paar Afterfüße. Das hintere Ende der Schwanzflosse ist fast immer häutig oder weniger fest, als der übrige Schwanz. Der Stiel der mittleren Fühler ist immer viel länger, als die zwei auf ihm sitzenden Fäden, und mehr oder weniger gebogen oder knieförmig; die seitlichen sind nie von Schuppen begleitet und bestehen bald nur in einem Stiel, der erweitert, platt, kammförmig ist, bald sind sie groß, lang, gehen in eine Spitze aus und sind mit Stacheln besetzt. Alle Füße sind unter einander fast ähnlich und laufen in eine Spitze aus; die beiden ersteren sind nur etwas stärker; ihr vorletztes Glied und das der beiden hinteren ist höchstens einzähnig, ohne jedoch mit den letzten eine vollkommen zweifingerige Hand zu bilden. Der Raum auf der Brust zwischen den Füßen ist dreieckig, das Schild ist fast viereckig oder etwas cylindrisch, ohne Stirnverlängerung (d. h. zugespitzten oder lanzenförmigen Schnabel).

Gattungen. Scyllarus *Fabr.* — Thenus *Leach.* — Ibacus *Leach.* — Palinurus *Fabr.*

Sect. 3. Astacini. Von der vorhergehenden durch die Gestalt der beiden vorderen und öfters auch der beiden darauf folgenden Füße unterschieden, welche sich in eine zweifingerige Hand (in eine Schere) endigen. Bei einigen sind die beiden oder vier letzteren viel kleiner als die vorhergehenden, wodurch sie den Anomalen ähnlich werden; aber die fächerförmige Flosse am Ende des Schwanzes und andere Charaktere entfernen sie von denselben. Das Schild verschmälert sich vorn, und die Stirn tritt mehr oder weniger schnabelförmig vor.

Gattungen. Galathea *Fabr.* (Calypso, später genannt Janira *Risso*). — Munida *Leach.* — Grimotea *Leach.* — Aeglea *Leach.* — Porcellana *Lam.* (Pisidia *Leach*). — Monolepis *Say.* — Megalopus *Leach.* (Macropa *Latr.*) — Gebia *Leach.* — Thalassina *Latr.* — Callianossa *Leach.* — Axius *Leach.* — Eryon *Desmarest.* — Astacus *Gronov.* — Nephrops *Leach.*

Sect. 4. Carides (Salicoques). Die mittleren Fühler stehen über den seitlichen (nicht auf einer Linie mit denselben); der Stiel dieser letzteren ist ganz mit einer großen Schuppe bedeckt. Ihr Körper ist gebogen (wie buckelig) und weniger hart als bei den vorhergehenden Crustaceen. Die Stirn ist immer nach vorn in eine Spitze verlängert, meist schnabelförmig oder als zugespitztes Blatt zusammengedrückt, an beiden Rändern gezähnt. Die Fühler stehen immer vor, die seitlichen sind meist sehr lang und dann borstenförmig, die *mittleren* endigen bei vielen in drei Fäden. Die Augen sind einander sehr genähert. Die äußern Kieferfüße, schmäler und viel länger als gewöhnlich, gleichen Palpen oder Fühlern. Die Mandibeln der meisten sind gegen das Ende verschmälert und gebogen. Eins der ersten Fußpaare ist oft auf sich selbst gebogen oder erscheint so gleichsam doppelt. Die Schwanzringe sind seitlich erweitert oder breiter. Das äußere Blatt an der Endflosse des Schwanzes ist immer durch eine Nath in zwei Theile getheilt (wie man dies auch bei den letztern Crustaceen der vorigen Section bemerkt), das ungleiche Paar der Mitte oder eigentlich der letzte Schwanzring ist lang, gegen das Ende verschmälert und hat unten Reihen kleiner Stacheln. Die Afterfüße, an der Zahl fünf Paar, sind lang und meist blätterig.

Gattungen. Penaeus *Fabr.* — Vielleicht Sicyonia, Sergestus, Acetus *Milne Edwards.* — Atya *Leach.* — Crangon *Fabr.* — Processa *Leach.* (Nica *Risso*). — Hymenocera *Latr.* — Gnathophyllum *Latr.* — Pontonia *Latr.* — Alpheus *Fabr.* — Hippolyte *Leach.* — Autonomea *Risso.* — Pandalus *Leach.* — Palaemon *Fabr.* — Lysmata (sonst Melicerta) *Risso.* — Athanas *Leach.* — Pasiphaë *Savigny.*

Sect. 5. Schizopoda. Bildet den Übergang zur Ordnung Stomapoda. Die Füße alle ohne Scheren, sind sehr schwach, riemenförmig, mit einem mehr oder weniger langen Anhang, der auf ihrer äußern Seite, nahe an ihrer Wurzel entspringt. — Sie sind nur Schwimmfüße. Zwischen ihnen liegen die Eier, nicht unterm Schwanze. Die Augenstiele sind sehr kurz. Die Stirn trit schnabelförmig vor. Die Schale ist schwach, der Schwanz endigt flossenförmig. Alle sind klein und Seethiere.

Gattungen. Mysis *Latr.* — Cryptopus *Latr.* — Mulcion *Latr.* (*D. Thon.*)

DECAPTERYGII (Pisces). In Bloch's Systema Ichthyologiae ed. *Schneider.* Berol. 1801. die zweite Klasse der Fische. — Kennzeichen zehn Flossen. Sie zerfallen in die Ordnungen Jugulares, thoracici, abdominales. Vgl. d. A. Ichthyologie. (*D. Thon.*)

Decaspermum *Forst.* — S. Nelitris *Gärtn.*

DECASPORA *R. Br.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Epacrideen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch fünfspaltig, mit zwei Stützblättchen versehen; die Corolle glockenförmig, mit bärtigem Saume; die Staubfäden aus der Corolle hervorragend; fünf unter dem Fruchtknoten stehende, an der Basis mit einander verwachsene Schüppchen; die Beere zehnfächrig. Die beiden bekannten Arten wachsen als Sträucher mit ährenförmigen, nickenden, rothen Blüthen und violetten Beeren in Van Diemens Land: 1) D. disticha *R. Br.* (Prodr. fl. N. H. p. 548., Cyathodes *Labill.* nov. holl. t. 82., Trochocarpa *Spr. syst.*) mit lanzettförmigen, zugespitzten, nervenreichen, fast zweizeiligen, offenstehenden, wie die Zweige unbehaarten Blättern und in den Blattachseln stehenden Blüthen. 2) D. thymifolia *R. Br.* l. c., Trochocarpa *Spr.*) mit eiförmigen, meist zugespitzten, unten dreinervigen, gestielten Blättern, feinbehaarten Zweigen und am Ende der Zweige stehenden Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DECASTADIUM, Stadt auf der Südwestküste von Bruttium (Kalabrien), auf der Küstenstraße (Anton. itin.); nach Einigen das heutige Castidia, nach Andern St. Anna. (*H.*)

Decatiren s. Tuch.

DECATUR. 1) Grafschaft des nordamerikanischen Stats Alabama, im N. an Tennessee, im O. an Jackson, im S. an das Land der Cherokesen, im W. an Madison grenzend, gebirgig, aber im Tennesseethale vom Flint und Paint gut bewässert und daher, der erst begonnenen Cultur nicht ungünstig. — 2) Township in der Grafschaft Brown in Ohio mit 30 Häusern und einem Postamte. — 3) Townsh. in der Grafschaft Otsego in Newyork mit 902 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

Deceates s. Deciates.

Decebalus s. Dacia (in den Nachträgen zu D.).

Decelia s. Dekeleia.

DECEMBER ist der Name des zwölften Monats in unserm Kalender, welcher seine Entstehung dem Umstande verdankt, daß die Römer, von welchen wir unsern Kalender erhalten haben, ursprünglich das Jahr mit dem März anfingen und so lange nur zehn Monate im Jahre zählten, bis die daraus entstehende Verwirrung darauf führte, noch den Januar und Februar hinzuzufügen. Ovid schreibt diese Verbesserung des Kalenders erst dem Könige Numa Pompilius zu, Fast. I. 43 sq., welcher zugleich die Zahl von 30 Tagen, die Romulus allen Monaten gab, außer dem März, Mai, Julius (ursprünglich Quintilis genannt) und October, denen von jeher 31 Tage zugetheilt waren, der glücklichen Vorbedeutung wegen mit der untheilbaren Zahl 29 vertauschte. Als der Dictator Julius Cäsar statt des ursprünglichen Mondjahrs das Sonnenjahr einführte, erhielt der December, gleich dem Sextilis (später Augustus genannt), 31 Tage, wogegen der Februar die unglückliche Zahl von 28 Tagen behielt, welche Numa ihm als dem letzten Monate des Jahres zugetheilt hatte. Als man unter den Decemvirn den Februar zum zweiten Monate machte, ward der December wieder der letzte Monat des Jahres, obwol erst mit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts der Stadt Rom der erste Januar der bestimmte Anfangstag des Consulates wurde. Seit jener Zeit hat der December immer als letzter Monat des Jahres gegolten, wenn man gleich im Mittelalter das neue Jahr mit dem Christtage begann, von dessen Feier am 25. December dieser Monat auch Christmonat, sowie früher Heiligmonat von den Weihnachten genannt ward. Die Weihnachten oder geweiheten Nächte scheinen bei unsern heidnischen Vorfahren ein Fest zur Feier des Winter- und Jahranfanges am 21. December gewesen zu seyn, an deren Stelle nach der Einführung des Christenthums der Christtag trat. Zur Verlegung des Christtages auf den 25. December wurde man durch mehrerlei Gründe bestimmt. Einmal wurde dadurch das Zusammentreffen des Christtages mit den römischen Saturnalien verhütet, an welchen man seit des Kaisers Caligula Zeit fünf Tage lang, vom 19ten bis 24sten December, zum Andenken des goldenen Zeitalters unter des Saturnus Herrschaft schwelgte; dann konnte man das Beschneidungsfest auf den ersten und das Fest der Erscheinung auf den sechsten Januar verlegen, welches einerseits der Feier des Mithrasfestes bei den Persern analog war, andererseits den sechsten Tag des Januars heiligte, wie der sechste December dem heiligen Nicolaus und Knecht Ruprecht geweihet war. Nach Plinius H. N. XVI, fin. betrachteten die Druiden Galliens den sechsten Tag jedes Mondwechsels als den Anfang des Monates und größerer Zeitabschnitte; und hierin ist vielleicht der Grund zu suchen, warum auch das Michelsfest unserer heidnischen Vorfahren zur Feier des Herbstbeginns auf den sechsten Tag nach Herbstes Anfang fiel. Ganz anders waren die Monatstage bei den Griechen nach den Bestimmungen des Hesiodos Op. et D. 770 sq. geordnet. (*Grotefend.*)

DECEMBRIO, December, Decembrino, auch del Zimbre, Uberto, aus Vigevano im Mailändischen, war bei dem nachmaligen Papst Alexander V. und dem Herzog Johann Maria Visconti von Mailand Secretair und starb im J. 1427. Er lebte mit dem berühmten Griechen Emanuel Chrysoloros in vertrauter Freundschaft und hinterließ handschriftlich mehre Schriften, philosophische und politische Abhandlungen, Übersetzungen aus dem Griechischen und lateinische Gedichte, wovon aber nichts gedruckt worden ist. (*Baur.*)

DECEMBRIO, Angelo, des vorigen Sohn, zu Vigevano geboren, verband ebenfalls mit dem Geschäftsleben die Liebe zur alten Literatur. Er stand an dem Hofe der Herzoge von Mailand in besonderem Ansehen, kam unter andern als Gesandter nach Rom zu dem Papste Julius II. und hinterließ mehre Schriften, von denen aber erst lange nach seinem Tode nur eine gedruckt wurde: De politia literaria lib. VII. Basil. 1562. 8.; vorher sehr fehlerhaft Aug. Vind. 1540. fol.; eigentlich ein Samlung von mancherlei philologischen und literarischen Bemerkungen, nach Art der Noct. Attic. des Aulus Gellius. Mehre Gelehrte sprechen mit besonderer Achtung von seinen Kenntnissen und der gemeinnützigen Anwendung derselben *). (*Baur.*)

*) Unus eorum, qui tenebris capita extollere ausi sunt.

viel gelegen seyn mochte, als den Plebejern an dessen Entfernung und Beseitigung, keineswegs aber, wie ein neuerer Forscher [5]) behauptet, vorzugsweise in der Verschiedenheit der Rechte, die den einzelnen Stämmen, Geschlechten und Corporationen herkömmlich eigen waren (obwol auch dies nicht ganz verworfen werden darf), suchen wir den Grund des Übels und der Beschwerden der Plebejer, sowie der Foderungen ihrer Schutzbehörden, der Tribunen, die das Volk auf seine natürlichen Rechte aufmerksam zu machen suchten [6]).

So wird es uns denn wenig befremden, wenn im Jahr 292 u. c., als die Consuln mit der Armee ins Feld gezogen waren, C. Terentilius Arsa oder Harsa [7]) mit einer Rogation gegen die übermäßige Gewalt der beiden jährlichen Statsoberhäupter, der Consuln, auftrat und die Errichtung einer demnächst zu wählenden Commission von fünf Gliedern vorschlug, welche sich mit näherer Bestimmung der Grenzen der consularischen Macht befassen sollte [8]). Der heftige Widerspruch [9]), den dieser Vorschlag von Seiten der Patricier fand, gibt hinreichend zu erkennen, wie die Patricier die Sache betrachteten, aber auch, wie sie bisher das Regiment geführt haben mochten. Wohl hatten sie die Bedeutung einer solchen Rogation erkannt. Man besprach sich hin und her, auch von Seiten der Tribunen, bei welchen natürlich Einhelligkeit der Stimmen und Einigkeit in Bezug auf diese Rogation gefodert wurde; es erfolgte endlich ein Aufschub der Rogation, womit zugleich, wie wol zu vermuthen, eine Entfernung oder Beseitigung der Rogation beabsichtigt war, da auch die Consuln aus dem Felde zurückberufen wurden. Aber schon im nächsten Jahre ward der Vorschlag von neuem wieder aufgenommen. Auch jetzt wieder bot der Senat alles auf, einen solchen Vorschlag zu beseitigen, wie man dies aus Livius [10]) Bericht, der zweifelsohne älteren Quellen entnommen ist, ersehen kann. Aller Orten her wurden schreckliche Prodigien gemeldet und ein drohender Kampf mit den Volskern, Hernikern und Äquern angekündigt; lauter Mittel, angewendet, um die Plebejer zu beschäftigen, sie wo möglich von jener Rogation abzuziehen und aus Rom für den Augenblick zu entfernen; obwol den Tribunen des Senats wahre Absichten nicht verborgen blieben. Es erfolgten alsbald heftige Kämpfe im Innern Roms und selbst blutige Streitigkeiten, von welchen Livius [11]) den nähern Bericht liefert; er zeigt zur Genüge, mit welcher Hartnäckigkeit der römische Adel sich in dem Besitz der unumschränkten, blos auf Herkommen gegründeten, und durch keine festen, gesetzlichen und allgemein giltigen Bestimmungen geregelten, höchsten Regirungsgewalt zu erhalten suchte, ohne auch nur im mindesten nachgeben zu wollen; aber wir sehen auch andererseits daraus die gewaltige Gährung, zu welcher das durch die Tribunen erregte Volk gebracht war, das ebenso wenig gesonnen war, in der bisherigen gedrückten Lage länger auszuharren. Bereits im J. 297 u. c. hatte sich der Senat zu einer Vermehrung der Tribunen verstanden [12]), ob aus reinen Absichten oder aus bloßer Statsklugheit, wollen wir hier nicht untersuchen und entscheiden. Endlich verstand man sich [13]) im Jahr 300 u. c. von Seiten des Senats und des Volks zur Abfassung allgemein giltiger, rechtlicher, gesetzlicher Bestimmungen, denen alle Bürger des Stats, ohne Unterschied des Standes, unterworfen seyn sollten. Der Beschluß scheint, wie auch Niebuhr [14]) ganz richtig bemerkt, nur ganz allgemein gefaßt gewesen zu seyn. Daß die Patricier das Recht, solche Bestimmungen abzufassen, für sich allein in Anspruch nahmen und keine Zulassung der Plebejer dazu verstatteten, war zu erwarten und erklärt sich hinreichend aus dem ganzen Charakter und der Stellung dieses Standes. Es beliebte vorerst eine Commission von drei Senatoren — denn dies waren sie doch muthmaßlich, wenn auch gleich Livius dies nicht ausdrücklich bemerkt — Sp. Posthumius Albus, A. Manlius und P. Sulpicius Camerinus nach Griechenland abzuschicken, wo sie die berühmten Gesetze des Solon abschreiben und zugleich die Institutionen der andern griechischen Staten kennen lernen sollten [15]).

Man ist in neuern Zeiten vielfach bemüht gewesen, diese Angabe von Absendung einer Gesandtschaft nach Griechenland in Zweifel zu ziehen [16]), ebenso wie man die Aufnahme griechischer, zunächst athenisch-solonischer Bestimmungen in die römische Gesetzgebung der zwölf Tafeln, wie sie durch diese Gesandtschaft veranlaßt worden, bezweifelt, ja gänzlich verworfen hat. Aber wir glauben mit Niebuhr [17]), diese beiden, gemeiniglich mit einander verbundenen Punkte, von einander trennen zu müssen. An der Richtigkeit der auch sonst beglaubigten Angabe des Livius, der sie gewiß aus älteren Quellen entlehnt hat, zu zweifeln, ist durchaus kein gerechter Grund vorhanden, wir müßten sonst mit gleichem Rechte hundert andere Angaben verwerfen, die man noch nicht bisher bezweifelt hat und auch vernünftigerweise nie wird bezweifeln können. Wir wollen auch Niebuhr [18]) zugeben (was vielleicht, bei näherer

5) Niebuhr röm. Gesch. II. S. 316. zweit. Aufl.
6) *Dionys. Halicarn.* Antiqq. Romm. X, 1. und daselbst zunächst die Worte: *ἐταράττετο γὰρ αὖθις ὑπὸ τῶν δημάρχων ἀναδιδασκόμενος, ὅτι πολιτειῶν κρατίστη τοῖς ἐλευθέροις ἐστὶν ἰσηγορία· καὶ κατὰ νόμους ἠξίου διοικεῖσθαι τά τ' ἰδιωτικὰ καὶ τὰ δημόσια· οὔπω γὰρ τότ' ἦν οὔτ' ἰσονομία παρὰ Ῥωμαίοις, οὔτ' ἰσηγορία* (s. unten Not. 19.), *οὐδ' ἐν γραφαῖς ἅπαντα τὰ δίκαια τεταγμένα κ. τ. λ.* Man vergleiche damit die von Terentilius Behufs seiner Rogation angeführten Gründe über die Behandlung der Plebejer bei Livius III, 9.
7) Terentilius Harsa ist nach Niebuhr II. S. 313. Note 614. die richtige Schreibung dieses Namens bei *Livius* III, 9.
8) „Legem se promulgaturum, heißt es in der Rede dieses Tribunen bei *Livius* III, 9, ut quinque viri creentur legibus de imperio consulari scribendis.“ 9) *Livius* a. a. O.
10) Buch III. Kap. 10. 11) S. Buch III. Kap. 11 ff.

12) S. Niebuhr röm. Gesch. II. S. 338 ff. 13) *Livius* III, 31 fin. 14) Röm. Gesch. II. S. 343. 15) Livius eigene Worte III, 31. am Schluß lauten: „jussique inclutas leges Solonis describere et aliarum Graeciae civitatum instituta, mores, juraque noscere.“ Vergl. *Dionys Halic.* Antiqq Rom. XI, 52 fin. 16) Das pro und contra über diese Angabe s. in den Nachweisungen in meiner röm. Lit. Gesch. §. 170. Note 4. S. 341. der zweiten Ausgabe. 17) Röm. Gesch. II. S. 344 ff. zweit. Ausg. 18) Ebendas. II. S. 344.

Betrachtung, die uns hier fern liegt, nicht so unbedingt zugegeben werden dürfte), daß zwischen den Gesetzen des Solon und den Bestimmungen der Zwölftafelgesetze keine Ähnlichkeit Statt finde, wenigstens keine solche, die auf unmittelbare Ableitung des einen aus dem andern führen könnte, daß also da, wo eine scheinbare Ähnlichkeit sich finde, dieselbe meist Gegenstände betrifft, aus deren Wesen eine Art allgemeiner Einerleiheit hervorgeht, oder die auf einem unendlich weiter verbreiteten Rechte beruhet. Wenn es demnach nicht Zweck und Absicht der Sendung seyn konnte, nach Athens Gesetzen, also nach einem fremden Vorbilde die eigenen Gesetze zu bilden und ein in dem langen Herkommen wenigstens sattsam begründetes Landrecht zu ändern; so lag es doch andrerseits sehr nahe, zu erkennen, wie in dem bedeutendsten und blühendsten State Griechenlands jene Gleichheit der Rechte und Stände [19]), die man jetzt auch in Rom von Seiten des Volks und ihrer Wortführer, der Tribunen, so dringend verlangte, jene Vereinigung der in ihren Rechten gänzlich getrennten Theile der Nation zu Stande gekommen war, durch welche Mittel, auf welchem Wege dies bewirkt worden, um davon eine zweckmäßige Anwendung auf Rom zu machen, wo eine schroffe Scheidewand die zu einem Ganzen zu verbindenden Körper der Nation von einander trennte. Auf diese Weise wird es gewiß einleuchtend, wie gerade Athen Hauptgegenstand einer solchen Reise werden mußte, bei welcher allerdings auch Kenntniß der Institutionen anderer griechischen Staten, wahrscheinlich der Dorischen, gewonnen und auch wol die in Italien angesiedelten dorischen Städte berücksichtigt werden sollten. Athen stand damals in seiner höchsten Blüthe, es war die Zeit des Perikles und Cimon, etwa ein Jahrzehent vor dem Beginn des peloponnesischen Kriegs, und bei dem regen Verkehr, der zwischen den griechischen Städten Italiens und dem Mutterlande herrschte, bei dem lebhaften Handel Athens, selbst mit den Produkten attischer Industrie, nach Italien und den dort angesiedelten Griechen, war gewiß auch zu den Römern die Kunde dieses blühendsten aller griechischen Staten gelangt, der diese Blüthe aber seinen politischen Einrichtungen, jener Gleichheit des Rechtszustandes aller einzelnen Statsbürger verdanke, und darum konnte Athen und die Kenntniß attischer Institutionen allerdings Hauptzweck der Sendung bilden.

Im Jahre 302 u. c. (452 v. Chr.) kehrte die Gesandtschaft nach Rom zurück, wo indessen eine Ruhe eingetreten war, die nach der Rückkehr der drei Abgeordneten bald durch heftige Foderungen der Tribunen an den Senat unterbrochen wurde, endlich einen Anfang zu der früher beschlossenen Gesetzgebung zu machen. Noch immer zögerte man, so lange es ging, bis endlich die Wahl einer Commission von zehn Gliedern zu Stande kam, welche, auf die Dauer eines Jahres mit höchster Machtvollkommenheit bekleidet, so daß alle andern Magistrate während dieser Zeit cessirten, und ohne alle Responsabilität in letzter Instanz entscheidend (sine provocatione), mit der Abfassung geschriebener Gesetze, also einer festen Gesetzgebung, beauftragt wurde. Die Aufnahme von Plebejern in diese Commission, so lebhaft sie auch anfangs gefodert und eine Zeitlang bestritten worden war, ward doch am Ende aufgegeben; es ist auch in der That kaum glaublich, daß auf friedlichem Wege die streitenden Parteien zu einem solchen Resultate gelangt wären, wenn die Plebejer ihren ursprünglichen Antrag auf eine aus beiden Ständen zu gleichen Theilen zusammengesetzte Commission nicht aufgegeben und die Besetzung dieser Stellen den Patriciern ausschließlich überlassen hätten, jedoch mit dem ausdrücklichen (und durch das Cessiren der Tribunen nun nöthig gewordenen) Vorbehalt, daß weder die in den vorhergehenden Kämpfen durch die Plebejer errungene Lex Icilia über die Vertheilung der Ländereien des Aventinischen Berges unter die Plebejer, noch die andern Leges sacratae abgeschafft werden sollten [20]).

Dies sind die so berühmt gewordenen *Decemviri legibus scribendis;* die Namen der in diese höchste Gesetzgebungs- und Regirungscommission durch die Wahl der Centurien Berufenen finden sich bei Livius und Dionysius [21]): Appius Claudius, T. Genucius, P. Sestius, L. Veturius, C. Julius, A. Manlius, Ser. Sulpicius, P. Curiatius, T. Romilius, Sp. Posthumius; wir finden darunter die beiden auf das nächste Jahr erwählten Consuln (denn das Consulat cessirte ja gleich den übrigen Magistraten), ferner den einen der beiden Consuln für das verflossene Jahr, dann die drei nach Griechenland abgeordneten Gesandten; die vier übrigen waren vielleicht ebenfalls zu andern, jetzt aber cessirenden, Ämtern für das nächste Jahr bestimmt gewesen, und traten dafür nun in das neu errichtete, oberste Regirungs- und Gesetzgebungscollegium ein, oder sie hatten zunächst vorher in bedeutenden Ämtern gestanden. Plebejer waren keine unter dem Collegium, wie bereits oben angedeutet worden; denn noch hatten die Patricier das Recht der ausschließlichen Besetzung aller Behörden und Obrigkeiten der Republik; um so weniger konnte von ihnen verlangt werden, daß sie jetzt, bei der Errichtung einer so bedeutenden, den ganzen Stat leitenden Behörde dieses Recht aufgeben möchten, das in dem innersten Wesen des Patriciats und in dem oben berührten, priesterlichen Charakter der Magistrate Roms begründet lag. Auch darf es uns nicht befremden, wenn wir diese neu errichtete Commission mit der höchsten Gewalt, der richterlichen wie der administrativen, bekleidet sehen, alle bisherigen Magistrate aber so lange gänzlich aufhören; es lag dies in dem Geiste solcher Einrichtungen im Alterthume und zeigt sich uns ebenso gut in Griechenland, in Athen zunächst und an andern Orten, weil man die Vorlage schriftlicher Gesetze und die Einführung einer neuen Gesetzgebung als eine außerordentliche Maßregel betrachtete, die daher

19) Dies ist die bei den griechischen Schriftstellern oftmals erwähnte *ἰσηγορία*, *ἰσονομία*, auch *ἰσοκρατία*; s. eben die Stelle des Dionysius Note 6. und meine Bemerkungen zu *Herodot.* III, 80 142. V, 37. 92. §. 1.

20) S. *Livius* III, 32. nebst Niebuhr röm. Gesch. II. S. 348. 21) S. *Livius* III, 32. am Schluß; *Dionys Halic.* Antiqq. Romm. XI, 56.

auch eine momentane Entfernung der gewöhnlichen, ordnungsmäßig bestehenden Magistrate nach sich zog [22]). Wenn daher auch in Rom die Plebejer sich darein fügten, in dieser höchsten, mit unumschränkter Machtvollkommenheit begabten Regirungsbehörde, welche die Mittel zur Gleichstellung der einzelnen, bisher getrennten Stände der Nation durch Vorlage von neuen, für alle gleich giltigen, gesetzlichen Bestimmungen auffinden sollte, nur Patricier zu sehen; so hatten die Plebejer darum noch gar nicht ihre Rechte aufgegeben, da das gesamte Volk in den Centuriatcomitien die von dem Regirungscollegium der Zehner vorgelegten Gesetze entweder genehmigen oder verwerfen konnte und damit in dem vollen Genuß seiner legislativen Vorrechte blieb. Was die Plebejer verlangten [23]), war Vorlage einer Gesetzgebung, welche die erfoderlichen Bestimmungen eben sowol über das, was wir Stats- und Privat- oder Civilrecht nennen, als insbesondere über das Strafrecht (weil hier der Klagen gegen der Patricier Willkür besonders viele waren) enthalten sollte. Eine möglichste Gleichstellung und Verbindung der Stände, so wie eine Beschränkung der unumschränkten, fast absolut monarchischen Gewalt der beiden jährlichen patricischen Oberhäupter des Stats, der Consuln, sollte damit gewonnen und ein allgemeines Landrecht für das gesamte römische Volk, für alle Stände, für alle Römer ohne Unterschied gegeben werden. Auch deuten die Alten bereits auf diese Gründe hin, indem sie bald den einen, bald den andern Punkt mehr hervorheben.

Die Leitung des Ganzen bei dieser neuen Behörde führte eigentlich nach Livius Zeugniß [24]) Appius, ein Mann, der aus einem Feinde des Plebs und eifrigen Vertheidiger der Rechte der Aristokratie nun ein warmer Volksfreund geworden war; sein persönlicher Einfluß herrschte in allem vor, er galt, wie Niebuhr [25]) sich ganz richtig ausdrückt, für die Sele der ganzen Decemviralregirung. Im Übrigen bestand unter diesem Zehnercollegium die Einrichtung, daß einer abwechselnd das Präsidium führte, *custos urbis* oder *praefectus urbi* genannt, von zwölf Lictoren umgeben als zeitliches Oberhaupt der Republik [26]). Muthmaßlich war die Dauer dieses Präsidiums auf fünf Tage festgestellt, wie solches bei dem Interregnum der Fall gewesen [27]). Die übrigen Glieder hatten jeder nur einen Amtsdiener bei sich und saßen als Schöffen vor Gericht. Mit vieler Mäßigung, so berichten die Alten [28]), führten sie ihr Amt und verwalteten die Regirung; einträchtig unter einander wiesen sie begründete Beschwerden des Plebs nicht von sich ab, sondern suchten zu helfen, wo sie konnten, und benutzten die ihnen überwiesene Jahresfrist zur Aufstellung einer Reihe von gesetzlichen Bestimmungen, die unter zehn Abschnitte gebracht, auf ebenso vielen Tafeln öffentlich ausgestellt und zur allgemeinen Kunde gebracht, dann aber vom Senat, von den Curien und Centurien genehmigt, auf zehn eherne Tafeln eingegraben und zu Jedermanns Kenntniß auf dem Comitium angeschlagen wurden. Wegen der im folgenden Jahre noch nachträglich hinzugefügten beiden Tafeln (s. unten) wird diese Gesetzgebung gemeiniglich mit dem Namen der zwölf Tafeln bezeichnet. Über den Inhalt derselben, über das Verhältniß derselben zu früheren, unter dem Namen der Leges regiae bekannten, gesetzlichen Bestimmungen, über die Quellen, woraus der Inhalt der Zwölftafelgesetze und die einzelnen darin enthaltenen Bestimmungen geflossen, können wir uns hier keine nähere Erörterung erlauben, da dies anderswo zu erwarten ist [29]); wol aber möge es uns erlaubt seyn, auf die Wichtigkeit und hohe Bedeutung dieser von dem Zehnercollegium zu Stande gebrachten Gesetzgebung für die römische Republik hinzuweisen. Sonst hätte Livius [30]) die Gesetze der zwölf Tafeln nicht als die Quelle des gesamten römischen Rechts in seiner weitern Ausbildung betrachten, oder der Redner Crassus dieselben über die Schriften aller Philosophen setzen können [31]). Daß den Zehnern bei diesem Geschäft ein gebildeter Grieche, Hermodorus aus Ephesus, hilfreiche Hand geleistet [32]), ist eine Angabe, welche, wie auch Niebuhr [33]) anerkennt, durchaus nichts an und für sich Unwahrscheinliches enthält, zumal da diesem Fremdling in Rom sogar die seltene Ehre einer Statue zu Theil ward. Worin freilich sein Antheil und seine Mitwirkung bestanden, dürfte im Einzelnen schwerlich nachzuweisen seyn, so sehr es auch im Allgemeinen wol sich annehmen läßt, daß die thätige Mitwirkung eines so gebildeten Griechen, eines Philosophen, welcher des Heraklitus Freund gewesen, von großem Vortheil für die Gesetzgebungscommission der Zehner war.

Da die am Ablaufe des Jahres von den Decemvirn aufgestellten und von Senat und Volk genehmigten zehn Tafeln keineswegs genügend oder alles das zu enthalten schienen, was zu bestimmen nöthig war, so entstand das Verlangen einer neuen Wahl der Decemvirn für das nächste Jahr zur Vollendung der bereits so glücklich begonnenen Gesetzgebung [34]). Mit vieler Schlauheit wußte Appius Claudius, der selbst bei der Wahl der neuen

22) Vergl. C. F. Hermann Lehrbuch d. griech. Statsalterth. §. 53. Note 5. 23) S. Niebuhr röm. Gesch. II. S. 315 ff. 24) *Livius* III, 33: „regimen totius magistratus penes Appium erat favore plebis: adeoque novum sibi ingenium induerat, ut plebicola repente omnisque aurae popularis captator evaderet, pro truci saevoque insectatore plebis." 25) Röm. Gesch. II. S. 377. 26) Vergl. *Livius* III, 36. Niebuhr a. a. O. II. S. 352. Laur. Lyd. de magistrr. I, 34. 27) S. Niebuhr röm. Gesch. II. S. 353. 28) Vergl. *Livius* III, 33. 34. u. insbesondere *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. X, 57. u. daselbst unter andern die Worte: „*ἔδοξε τ' ἄριστα τὸν ἐνιαυτὸν ἐκεῖνον ἡ Ῥωμαίων πόλις ὑπὸ τῆς δεκαρχίας ἐπιτροπευθῆναι.*" *Cicer.* De republ. II, 36. 29) Vergl. über diese Punkte die Nachweisungen in meiner röm. Lit. Gesch. §. 170. Note 2 ff. der zweit. Ausg. 30) Buch III. Kap. 34: „qui nunc quoque (d. h. in der Zeit des Augustus) in hoc immenso aliarum super alias acervatarum legum cumulo fons omnis publici privatique est juris." 31) S. *Cicero* de orat. I, 44. — Bei *Tacitus* Annal. III, 27. heißen diese Gesetze „finis aequi juris." S. die Erörterungen des Favorinus bei *Gellius* N. Att. XX, 1. 32) S. die Nachweisungen in meiner röm. Lit. Gesch. §. 170. Note 1. 33) Röm. Gesch. II. S. 349. 34) S. *Livius* III, 34. und daselbst die Worte: „Vulgatur deinde rumor, duas deesse tabulas; quibus adjectis, absolvi posse velut corpus omnis Romani juris. Ea exspectatio, quum dies comitiorum appropinquaret, desiderium decemviros iterum creandi fecit. Jam plebs, praeterquam quod consulum nomen, haud secus quam regum perosa erat, ne

Decemvirn präsidirte, nicht blos die Stimmen der Wählenden für seine Person zu gewinnen, sondern auch es dahin zu bringen, daß die Wahl der übrigen Glieder auf lauter Männer fiel, die ihm entweder ganz ergeben, oder doch leicht für seine Pläne zu gewinnen waren. Ihre Namen gibt Livius an: M. Cornelius Maluginensis, M. Sergius, L. Minucius, Q. Fabius Vibulanus, Q. Poetelius, T. Antonius Merenda, K. Duilius, Sp. Oppius Cornicen, M. Rabulejus [35]). Nun aber nahm das Regiment der Zehner bald einen ganz andern Charakter an; Appius, der auch jetzt die Sele des Ganzen war und bisher durch tückische Milde das Volk zu täuschen gewußt, gab jetzt diese Rolle auf und begann die entgegengesetzte zu spielen. Schon das Auftreten der Zehner des Jahres 304 u. c. war ganz verschieden von dem des Jahres 303 [36]). Mit zahlreichen Lictoren gleich einer Art von Wache umgeben, erschienen sie auf dem Forum, wie wenn sie, gleich Tyrannen, durch diese Art von bewaffneter Macht Schutz und Schirm für eine ungesetzliche, willkürliche Despotie gegen das Volk suchen wollten. Dieses unerwartete Auftreten von zehn Tyrannen flößte dem Volke, das durch das Cessiren aller andern Magistrate, selbst der tribunicischen Schutzbehörde, jedes Schutzes beraubt und ohne alle Appellation vor dem Richterspruche der Zehner war, Schrecken und Angst ein; selbst die Patricier theilten diese Angst, da die unumschränkte Macht und das königliche Auftreten einer solchen oligarchischen Behörde, die in ihrem Benehmen rücksichtslos und ohne alle Mäßigung verfuhr, ihnen ebenso gefährlich erscheinen mußte. So verstrich der größte Theil des Jahres, die beiden noch fehlenden Tafeln wurden den zehn andern hinzugefügt und ihre Genehmigung durch die Centuriatcomitien gegeben. Jetzt hatte die Commission der Zehner nichts mehr zu thun, als sich aufzulösen und die außerordentlicher Weise ihnen verliehene Gewalt in die Hände des Volks, von dem sie ihnen verliehen worden, zurückzugeben, da der Zweck erreicht war und der Stat einer solchen außerordentlichen Behörde nicht mehr bedurfte. Mit gespannter Erwartung sah man dem Tage der Wahl der Consuln für das nächste Jahr entgegen und damit der Wiedereinsetzung der constitutionellen Behörden; die Plebs insbesondere erwartete sehnlichst die Wiederherstellung des Tribunats, welches für die Plebejer von ähnlicher Bedeutung war, als für die Patricier das Consulat, jetzt aber, bei dem Druck und der Despotie, welche das Zehnercollegium ausübte, doppelt nothwendig erschien, wenn das Volk nicht gänzlich unterlegen und in eine schlimmere Lage als zuvor versetzt werden sollte. Indessen verfloß das Jahr 304 u. c., ohne daß von einer Wahl der Consuln oder der übrigen Magistrate die Rede war, die Decemvirn legten ihr Amt nicht nieder, während von außen Feinde der Republik, Sabiner, Äquer u. A. ihre Angriffe und Streifzüge in das Gebiet der Stadt erneueten. Nur durch Gewalt vermochten die Zehner eine Truppenaushebung zu erzwingen und so ein Heer aufzubieten, das aber, wegen schlechter Anführung, mehrfache Niederlagen von Seiten der Feinde erlitt. Die von den Decemvirn unternommene Ermordung des Siccius Dentatus [37]), eine That, die bald allgemein bekannt wurde, erregte ebenso bald allgemeinen Unwillen bei dem Heere, und als gar Appius Claudius, das Haupt der Zehner, die edle Virginia, die Tochter eines römischen Hauptmanns L. Virginius von guter Erziehung, nachdem seine Anträge fruchtlos geblieben, ihrem Vater entziehen wollte, indem er sie durch einen Richterspruch als Sklavin, als Leibeigene erklärte, um sie so zu einem Opfer seiner Lüste machen zu können, ohne des von der Armee herbeigerufenen Vaters, ohne des Bräutigams Icilius und anderer Zeugen Ausspruch zu hören: da ermordete auf offenem Markte der Vater die eigene Tochter, um wenigstens ihre Ehre vor schmählicher Entehrung durch den Tod zu retten, und rief, das blutige Messer in die Höhe haltend, das Volk zur Rache auf, eilte dann zur Armee auf dem Algidus, die, alsbald zur Empörung gegen die tyrannische Macht der Zehner geneigt, den heiligen Berg und darauf den aventinischen Berg besetzte und dadurch die Zehner zwang, ihre usurpirte Gewalt niederzulegen, oder sie vielmehr in die Hände des Senats und Volks zurückzugeben [38]). So mußte eine ähnliche That, wie die der Lucretia, Rom von der Tyrannei einer oligarchischen Behörde, der Zehner, wie früher von der Tyrannei eines Einzelnen befreien! Nachdem zuerst Appius, zum Nachgeben genöthigt, freiwillig vom Decemvirat abzutreten sich bereit erklärt hatte, faßte der Senat den Beschluß, die Zehner sollten unverzüglich ihr Amt niederlegen und neue Volkstribunen durch den Pontifex Maximus erwählt werden, zugleich für die Urheber und Theilnehmer des Aufstandes Amnestie eintreten [39]). Man sieht, daß es dem Senat vor allem daran gelegen seyn mußte, das aufgeregte Volk, von dessen Unzufriedenheit und der dadurch erregten Gährung alles zu befürchten war, zu beschwichtigen. Daher die Bestimmung der Wahl der Tribunen, noch ehe nur von Wiederherstellung der consularischen Gewalt die Rede war. Unter dem Volke verbreitete sich bald allgemeine Freude, die Ruhe ward hergestellt, das Volk eilte zu den Comitien, welche durch den erwähnten Pontifex — andere Behörden, welche die Wahl hätten leiten und dirigiren können, gab es noch nicht wieder — präsidirt wurden. Hier fiel die Wahl auf die Anverwandten der gemordeten Virginia und auf die Haupturheber der ganzen Bewegung, die den Sturz des Zehnercollegiums veranlaßt hatte, wie A. Virginius, L. Icilius (der Bräutigam der ermordeten Virginia), P. Numitorius, ihr Oheim und einige andere [40]). Alsbald ward auch durch

tribunicium quidem auxilium, cedentibus invicem appellationi decemviris, quaerebat." 35) *Livius* III, 35 fin. 36) *Livius* III, 36. *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. XI, 22. *Cicero* De republ. II, 36.

37) S. die ausführlichere Erzählung bei *Dionysius* Halic. Antiqq. Romm. XI, 26 ff. 38) Das Nähere bei *Livius* III, 44 ff. Dionysius a. a. O. XI, 28 ff., nebst Niebuhr röm. Gesch. II. S. 393 ff. der zweiten Ausg. 39) Der Senatsbeschluß lautete nach *Livius* III, 54: „Ut decemviri se primo quoque tempore magistratu abdicarent; Q. Furius pontifex maximus tribunos plebis crearet; et ne cui fraudi esset secessio militum plebisque." 40) S. *Livius* III, 54 fin.

einen Interrex zur Wahl der neuen Consuln geschritten, welche auf die beiden Freunde des Volks, die zur gütlichen Beilegung der letzten Unruhen so viel geleistet hatten, auf den L. Valerius und M. Horatius fiel [41]), die auch augenblicklich nach der erfolgten Wahl ihr Amt antraten, und nun durch mehre von ihnen ausgehende Verfügungen die wiederhergestellte Volksfreiheit zu befestigen und die Wiederkehr ähnlicher Ereignisse zu verhüten suchten. Um jeden Betrug und Verfälschung öffentlicher Urkunden und Beschlüsse für die Zukunft unmöglich zu machen, bewirkten sie die Aufbewahrung der Senatsbeschlüsse in dem Tempel der Ceres unter Aufsicht der Ädiles Plebeii, indem früherhin solche Beschlüsse durch der Consuln Willkür wol unterdrückt oder entstellt worden waren [42]). Appius stirbt bald darauf im Gefängniß, in welches er wegen der gegen ihn von Seiten der Tribunen erhobenen Anklage gebracht war; dasselbe begegnete dem Spurius Oppius, als er nach seiner Verurtheilung in das Gefängniß zurückgebracht war; die übrigen entzogen sich der gerichtlichen Verurtheilung durch ein Exil; ihr Vermögen, sowie das der beiden gestorbenen, fiel dem Stat anheim [43]). Dies war das Schicksal des Zehnercollegiums.

II. *Decemviri stlitibus judicandis*, d. i. litibus judicandis nach der hier beibehaltenen alterthümlichen Form *stlis* für *lis* [44]), eine aus zehn Gliedern zusammengesetzte Justizbehörde, welche, wie schon der Name andeutet, mit der Entscheidung von Prozessen und streitigen Rechtsfällen beauftragt war. Nach einer Angabe des Pomponius [45]) würde die Errichtung dieser Behörde, die immerhin zu den Magistratus minores gehört, gleichzeitig mit der Errichtung der *triumviri capitales* [46]), also um 467 u. c. fallen, welche zunächst, ebenfalls als Magistratus minores, mit der Vollstreckung der durch richterlichen Spruch angeordneten Strafen, gleich den Eilfmännern zu Athen, beauftragt waren, aber nebenbei selbst eine gewisse Art von Gerichtsbarkeit führten. Die große Anzahl von Prozessen, die unmögich durch den einen Prätor entschieden werden konnten, die übermäßige Anhäufung der Geschäfte scheint Veranlassung zu Gründung dieser eigenen Behörde gewesen zu seyn, die mithin als ein untergeordneter Zweig der prätorischen Amtsgewalt erscheint, von dem Centumviralgericht aber wohl unterschieden werden muß, welches sie nach einer spätern Verfügung des Augustus [47]) zu versammeln hatten, was bisher Sache des gewesenen Prätors gewesen war, und dessen einzelne Abtheilungen oder Senate, wie wir jetzt zu reden pflegen, sie präsidirten. Um so weniger können wir der Ansicht [48]) beipflichten, welche in diesen Zehnern keinen ständigen Magistrat anerkennen will, sondern sie als eine außerordentlicher Weise in besondern Fällen und für diese zusammenberufene Commission betrachtet, die keineswegs unter die niedern Magistrate gerechnet werden dürfe, da diese Zehner vielmehr Richter gewesen; was indeß mit der bestimmten Äußerung des Pomponius, den wir doch schwerlich des Irrthums zeihen dürfen, in Widerspruch steht. Leider mangeln uns freilich nähere Angaben über die Grenzen und Befugnisse dieser Zehner, besonders in der früheren Zeit, da sie schwerlich nicht als bloße Assessoren oder Rathgeber dem Prätor zur Seite gestellt waren, sondern ihre eigene Jurisdiction besaßen. Denn aus einzelnen in den Schriften der Alten vorkommenden Fällen sehen wir, daß sie z. B. über die Frage der Freiheit einzelner Bürger entschieden, also über Civität und Freiheit [49]) und insbesondere auch über manche Präjudyzfälle. Fünf Senatoren und fünf Ritter bildeten das Collegium, das schwerlich einen besondern Präsidenten hatte, sondern in dieser Hinsicht unter den Prätor gestellt war. Wenn aber in einer alten Inschrift ein Fabius Ruminalis Mag. (d. i. Magister) Decemvirûm angeführt wird, so möchten wir lieber an das demnächst anzuführende geistliche Collegium der Zehner denken. Sonst kommen auf Inschriften diese Decemviri nach den Quästoren vor [50]).

III. *Decemviri sacris faciundis*, ein geistliches Collegium, anfänglich nur aus zwei Patriziern bestehend, welche lebenslänglich und mit Befreiung vom Kriegsdienst und andern öffentlichen Leistungen die Aufsicht über die sibyllinischen Bücher führten, aber ohne Erlaubniß der beiden andern, von Seiten des Stats ihnen beigegebenen Senatoren dieselben nicht nachschlagen durften [51]), wobei offenbar kein anderer Grund war, als Betrug und Verfälschung bei einer auf den Gang der Statsereignisse so sehr einwirkenden Sache zu verhüten. Späterhin erscheinen sie in der Zehnzahl, als nämlich die Tribunen Licinius Calvus und Sextus Lateranus mit dem Vorschlag auftraten, diese Zehner zum Theil aus den Patriziern und zum Theil aus den Plebejern zu erwählen [52]), und noch später erscheinen sie in der Zahl von funfzehn. Ihr Geschäft war, in einzelnen bedenklichen Zeiten die sibyllinischen Bücher nachzuschlagen, wie z. B. zur Zeit der Pestilenz oder bei unerwartet eingetretenen Prodigien [53]) u. dergl. m., um daraus die Mittel zur Abwendung der drohenden Gefahr anzugeben; aber wir sehen sie auch mit Anordnung der apollinischen Festopfer [54]), Bestimmung der Supplicationen oder Betfeste [55]) und ähnlichen Ceremonien beschäftigt. Muthmaßlich hatten sie einen Vorsteher, der, wie solches auch bei andern ähnlichen Collegien der Fall war, den Namen Magister führte; siehe kurz zuvor.

---

41) *Livius* III, 55. 42) *Livius* III, 55. am Schluß. 43) *Dionys* Halic Antiqq. XI, 46. vergl. mit *Livius* III, 54. ff. 44) S. *Festus* s. v. nebst den Auslegern zu *Cicer.* De Legg. III, 3. §. 6. 45) I, 2. §. 29. De origg Jur.: „Deinde cum esset necessarius magistratus, qui hastae praeesset, decemviri in litibus judicandis sunt constituti. Eodem tempore et triumviri capitales." 46) S. über diesen Magistrat Creuzers Abriß d. röm. Antiqq. §. 154. S. 228. zweite Ausg. 47) *Sueton* Aug 36. vergl. mit *Plin* Epp. V, 21. §. 2. 48) S. *Bach* Histor. jur. II, 1. §. 28. p. 108. und dagegen *Heineccius* Syntagma Antiqq. IV, 6. §. 9 p. 664 — Sieesma de Judic Centumvir. c. 9. 10 *Sigonius* De judic. I, 8. 49) S. z. B. *Cicer.* pro Caecin. 33. pro Dom. 29 vergl Orat 46. 50) S. bei *Pitiscus* in dem Lex. Antiqq. Rom. s. v. *J. C Orelli* Collect. inscript. T. I. nr. 133. 51) *Dionys* Halic IV, 61. 52) S. *Livius* VI, 42. Ein *Decemvir sacris faciundis* in einer Inschrift bei J. C. Orelli Inscript Coll. T. I. nr. 554. 53) z. B. bei *Livius* VII, 27 XXI, 62. XXXI, 12. 54) *Livius* X, 8. 55) *Livius* XXXVII, 3.

IV. *Decemviri agris dividundis*, eine Commission von zehn Männern mit Vertheilung und Anweisung der Ländereien einer Colonie unter die einzelnen dahin abgehenden Colonisten und mit allen zur Anordnung und Begründung der Colonie erfoderlichen Einrichtungen beauftragt; eben darum aber keine ständige Behörde, sondern eine für den momentanen Zweck der Gründung und Einrichtung einer Colonie errichtete Commission, die daher auch, wenn der Zweck, der sie ins Daseyn gerufen, erreicht war, wenn alle Einrichtungen der neu angelegten Colonie beendigt waren, von selbst aufhörte. Die Zahl der Glieder einer solchen Commission hing natürlich ab von der Größe und von dem Umfang der neu anzulegenden Colonie und dem daraus hervorgehenden größern oder geringern Geschäftskreis der Commission. Daher bald Triumviri agris dividundis oder coloniae deducendae, und diese am häufigsten, vorkommen, bald Quinqueviri, bald Septemviri, ja selbst Vigintiviri [56]). Der *Decemviri* oder Zehner bei Vertheilung eroberter Landstriche oder Statsdomänen gedenkt Livius mehrmals, z. B. XXXI, 4. XLII, 4. Auf einer Inschrift kommt auch ein *Decemvir agris dandis assignandis* [57]) vor, auf einer andern ein *Decemvir in vao Novanensi* [58]). (*Bähr.*)

DECENNALIA. Mit diesem Namen wurde in der römischen Kaiserzeit ein alle zehn Jahre gefeiertes Fest bezeichnet, dessen Veranlassung in des Augustus Politik zu suchen ist, welcher die von ihm durch die Unterdrückung der Republik begründete Monarchie anfänglich nur als eine freiwillig übernommene Oberaufsicht und Leitung des Ganzen darstellen wollte, um so den Übergang von einer freien Verfassung zu einer absolut monarchischen dem Volke minder fühlbar zu machen und weniger von seiner schroffen Seite darzustellen, das Volk selbst aber dadurch immer mehr und mehr an die neue Form der Dinge, die freilich unter den jetzigen Verhältnissen als nothwendig erschien, zu gewöhnen und zugleich den großen Haufen durch Vergnügungen zu fesseln. Augustus hatte die höchste Gewalt nur auf zehn Jahre übernommen, und darum ließ er nach Ablauf dieser Frist jedesmal von neuem diese Würde auf weitere zehn Jahre sich übertragen; und diese feierliche Übernahme war mit einem Feste verbunden, das eben daher den Namen Decennalia führte. Das Ganze war, im politischen Sinne betrachtet, nur eine leere Form, eine Farçe und Komödie; der Hauptzweck wol Belustigung des großen Haufens, der, wie überall in großen Hauptstädten, solche Zerstreuung durch Lustbarkeiten jeder Art sucht und dadurch zu gewinnen ist. Daher blieb auch das Fest bei den folgenden Kaisern, selbst nachdem jene Formalität der Übertragung der höchsten Gewalt auf weitere zehn Jahre längst weggefallen war; und so soll nach des Eusebius Versicherung noch Constantin der Große seine Decennalien gefeiert haben, wie denn unter andern auch von dem Kaiser Gallienus sein Biograph Trebellius Pollio uns berichtet, daß er dieses Fest mit neuer Pracht und ungewöhnlichem Pompe gefeiert. S. die Hauptstelle bei Dio Cass. LIII, 13. p. 506 E. nebst Rossini Antiqq. Romm. V, 22. (*Bähr.*)

56) Vergl. *Rossini* Antiqq. Romm. VII, 47. Creuzer Abriß der röm. Antiqq. §. 172. S. 251. 57) S. *J. C. Orelli* Inscriptt. Coll. T. I. nr. 544. 58) Ebendas. T. I. p. 129.

Decentius s. Magnentius.

DECEPTION, eine zu der Südshetlandsgruppe gehörige kleine Insel mit heißen Quellen, vulkanischen Steinarten und einem guten, ringsum von Felsen geschützten Hafen, dessen Eingang nur 200 Klafter breit ist. (*H.*)

DECETIA, Stadt in Gallia Lugdunensis im Gebiete der Äduer (Caes. B. G. 7, 33), nach d'Anville jetzt Decise an der Loire. S. Wesseling zu Anton. Itin. p. 367. (*H.*)

DECHALES, Claude François Milliet, ein Jesuit, machte sich um die Wissenschaften besonders durch einen vollständigen Curs. Mathematic. fol. 1674. verdient, worin er zuerst die Artillerie, die Baukunst, das damit verbundene Behauen der Steine (la coupe des pierres) und die Befestigungskunst unter die Zahl der mathematischen Wissenschaften ordnete, wie nach ihm auch Wolff im J. 1710 und alle spätere Mathematiker thaten. Von ihm ist auch eine Pyrotechnie, eine Art de fortifier, de défendre et d'attaquer les places. 12. 1595. und l'Art de naviguer, démontrée par principes et confirmée par plusieurs observations. 4. 1677. (*v. Hoyer.*)

DECHARGE, das Abfeuern des Geschützes oder kleinen Gewehres, das, wenn es auf einmal von einem ganzen Trupp oder Bataillon geschieht, den Namen einer General-Decharge bekommt. Voûte en decharge, hinten offene Gewölbe in der Kriegsbaukunst, entstanden durch das Überwölben der Strebepfeiler, zuerst von Speckle, einem alten teutschen Kriegsbaumeister, angewandt und von mehren andern nach ihm empfohlen. Der innere Raum unter dem Gewölbe ward alsdann bisweilen leer gelassen und zu Vertheidigungskasematten benutzt, oder auch mit Erde ausgefüllt. Man findet diese Bauart in vielen alten Festungen, von denen wir nur Ivren, Pignerol, die Citadelle von Spandau, Vercelli, Verva nennen wollen. Der genug bekannte General Carnot hat sie wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen und zur Vertheidigung benutzt, indem er hinter der Futtermauer drei verschiedene Lagen Gewölbe über einander setzt und durch sie die Strebepfeiler verbindet. Diese Gewölbe lehnen sich jedoch hinten an die unter 45° abfallende Böschung des Erdwalles, und haben blos durch Seitenthüren unter einander Gemeinschaft. Ihre Frontmauer, bei der kein Erdedruck wirksam ist, wird senkrecht aufgeführt und mit Schießlöchern versehen, ist jedoch darum nicht weniger der Zerstörung durch die feindliche Breschbatterie ausgesetzt, welche das Kleingewehrfeuer aus den Gewölben weder zu bauen hindern, noch zum Schweigen bringen kann. Diese Bauart gewährt daher gegen die gewöhnlichere, mit bloßen Strebepfeilern, nur geringen Vortheil, und ist deshalb mit den Defensivkasematten auf keine Weise zu vergleichen. (*v. Hoyer.*)

Dechiffrirkunst s. Entzifferungskunst.

DECIA GENS. Das decische Geschlecht war ein plebejisches Geschlecht in Rom von hohem Ruhm und gro-

ßem Ansehen. Es zerfiel in mehre Familien, die Calpurnii, Mures und Subulones; doch hat die Familie der Mures vor allen andern Deciern Nobilität erlangt. Sie ist es, von der Juvenal in der achten Satire V. 254. die ewig denkwürdigen Worte sagt:

Plebejae *Deciorum* animae, plebeja fuerunt
Nomina: pro totis legionibus hi tamen, et pro
Omnibus auxiliis, atque omni pube Latina
Sufficiunt Dis infernis, terraeque parenti;
Pluris enim *Decii*, quam qui servantur ab illis.

Wir wollen hier nur in der Kürze an die drei großen Männer dieses Geschlechts erinnern, welche in 3 Generationen hintereinander die Vorfechter und durch ihre entweder wirklich ausgeführte oder doch beabsichtigte Devotion die Retter Roms wurden. Der Ahnherr dieses Geschlechtes, wenigstens der Begründer der Nobilität desselben, war Publius Decius Mus. Zuerst wird P. Decius Mus uns genannt als Quinquevir mensarius im Jahr Roms 403, zugleich mit vier andern sehr achtbaren Männern, C. Duilius, M. Papirius, Q. Publilius und Ti. Ämilius. Diese Commission der Fünfmänner ward niedergesetzt, um die immer mehr überhand nehmende Schuldennoth der Plebejer zu mildern. Solche Schuldner, die bei wirklichem Vermögen nur Mangel an baarem Gelde hatten, erhielten solches zur Befriedigung des Gläubigers aus der Statskasse gegen Bürgschaft. Wer keinen Bürgen stellen konnte, aber Eigenthum hatte, dem ward dasselbe durch die Fünfmänner abgeschätzt und der Gläubiger mußte dasselbe zu dem von ihnen bestimmten Preise annehmen. Durch große Gerechtigkeit erwarben sich die Fünfmänner allgemeine Liebe, und der Zweck der Einrichtung ward erreicht. Im ersten Samniterkriege im Jahre Roms 412 war Decius Legionstribun im Heere des Consuls A. Cornelius Cossus. Während der andere Consul M. Valerius Corvus auf dem Berge Gaurus mit dem samnitischen Heerbann siegreich kämpfte, war der Consul Cornelius mit seinem Heere von Capua aufgebrochen, um über Saticula nach Beneventum in Samnium vorzudringen. Der Weg dahin führte über mehre Berggründe, welche, parallel neben einander fortlaufend, durch tiefe Thäler von einander getrennt sind. Plötzlich sah sich der Consul (s. Cornelia gens) auf allen Seiten von dem samnitischen Landsturm umringt, welcher schon im Rücken der Römer eine Stellung einzunehmen begann, um so die Einschließung derselben zu vollenden. Da kein anderer Ausweg für die Römer war, als daß sie auf demselben Wege den Rückzug wieder zu gewinnen suchten, auf dem sie gekommen waren, so ersah der Legionstribun P. Decius Mus, während die übrigen Führer durch Schrecken und Verwirrung gelähmt waren, eine felsige Höhe, welche im Rücken der Römer den Weg beherrschte. Mit den Hastaten und Principes seiner Legion besetzte er im schnellen Laufe dieselbe, und mit jeglichen Waffen, die der Zufall darbot, die Samniter von oben herab bekämpfend, auch zu wiederholten Malen die Samniter förmlich angreifend, brachte er es dahin, daß der Consul Zeit gewann, sein Heer wieder über den Berg zurück nach der Ebene zu führen. Decius, der unter unaufhörlichen Kämpfen sich bis zur Nacht gehalten hatte, mußte nun auch an seinen Rückzug denken. In der zweiten Nachtwache, als die Samniter (es war kein geordnetes Kriegsheer) alle in tiefen Schlaf versunken lagen, stiegen die Römer in der Stille von der Höhe herab und schritten durch die schlafenden Reihen der Feinde hindurch. Als sie in der Mitte waren, wurden sie entdeckt; doch da erhoben die Römer alle ein furchtbares Schlachtgeschrei, das die Samniter lähmte und den Römern es möglich machte, glücklich bis in die Nähe des feindlichen Lagers zu gelangen. Dort aber machten sie Halt, weil es sich nicht ziemte, daß so tapfere Männer im Dunkel der Nacht zurückkehrten. Am Morgen zog das ganze Heer den Kommenden entgegen, um den Decius mit den Seinigen im Triumph ins Lager zurückzuführen. Der Consul Cornelius rühmte laut des Decius Verdienst. Dieser aber verlangte statt der Worte Thaten; man müsse die bestürzten Feinde angreifen. Die Legionen wurden wieder gegen die Samniter bergan geführt, die Haufen derselben geschlagen und zersprengt, viele getödtet und sodann das samnitische Lager nach einem großen Blutbade erobert. Decius wurde durch Ehrengeschenke belohnt, wie noch keiner vor ihm. Er erhielt, außer andern gewöhnlichen Ehrenzeichen, eine goldene Krone, hundert Rinder und darunter einen ausgezeichneten weißen Stier mit vergoldeten Hörnern; die Krieger erhielten die doppelte Portion für immer, jeder zwei Kleider und einen Ochsen. Das Heer schenkte dem Decius eine Krone von Gras und eine gleiche weiheten ihm seine Gefährten. Den Stier opferte Decius dem Mamers. Die hundert Rinder schenkte er seinen Kriegern, und jeder Krieger des übrigen Heeres gab den Soldaten des Decius ein Pfund Korn und ein Quart Wein (cf. Liv. VII. 34—37.).

Im dritten Jahre nachher, A. U. 415, als der große Latinerkrieg ausbrach, sehen wir den P. Decius Mus schon mit dem Consulate geehrt, das er mit den P. Manlius Torquatus bekleidete. Die Latiner nämlich, stolz auf ihr Bündniß und auf ihre Verbindung mit Capua, wollten das Band der Abhängigkeit zerreißen, das sie bisher an Rom gefesselt hatte. Sie verlangten, daß wenn Rom das Haupt des latinischen Bundes seyn wollte, dann der latinische Adel die Hälfte des römischen Senates bilden, daß 27 latinische Tribus zu den 27 römischen Tribus errichtet werden, und einer der Consuln aus den Latinern gewählt werden sollte. Die Römer aber, welche sich zu dem Gedanken eines latinischen Volksthums nicht erheben konnten, wiesen diese Foderung mit Unwillen zurück, und so war der Krieg unvermeidlich. Es mußte dieses der gefährlichste Krieg werden, den Rom je geführt hatte, zumal, da seit dem Aufstande des römischen Heeres im Jahre 413 die Kriegszucht in demselben sehr gesunken war. Deshalb ward sofort Friede mit den Samnitern geschlossen, ja es wurden dieselben bewogen, mit den Römern gegen die vereinigten Latiner und Campaner sich zu verbinden. Das latinisch-campanische Heer stand in der Nähe von Capua. Während ein römisches Heer unter dem Befehle des Prätors die Stadt schützte, zogen die Consuln mit 4 Legionen in Eilmärschen, einen großen Bogen beschreibend, durch das Land der Marsen, Peligner und Samniter nach Campanien. Die Latiner, durch

das Ungewöhnliche der Unternehmung geschreckt, blieben stehen, erwartend, wohin die Römer ihren Angriff richten würden, statt daß sie hätten gegen Rom ziehen und die römische Ebene zum Kampfplatz machen sollen. Bei Veseris, in der Nähe des Vesuvs, standen sich die Heere gegenüber, und hier war es, wo der Sohn des Consuls Manlius, weil er gegen das Verbot der Consuln sich mit der Reuterei in ein einzelnes Gefecht eingelassen hatte, mit dem Tode büßte, damit durch ein so großes Beispiel die Kriegszucht im römischen Heere befestigt würde. Keinem der Streitenden war die Bedeutung des großen bevorstehenden Kampfes verborgen; böse Träume schreckten die Consuln, und diese thaten das Gelübde, sich für das römische Heer dem Tode zu weihen. Das Opfer verkündigte dem Decius Unglück; er antwortete, das schade nichts, da sein College glücklich geopfert habe. Am Tage der Schlacht nun, als auf dem linken Flügel, den Decius befehligte, die Hastaten auf die Principes zurückwichen, ließ Decius den Pontifex M. Valerius die Formel der Devotion (vergl. Liv. VIII, 9. und dazu die Ausleger) sich vorsprechen, betete sie im Feierkleide mit verhülltem Haupte auf einem Schwerte stehend. Dann schwang er sich aufs Pferd und sprengte in der Toga in die feindlichen Reihen. Beiden Heeren erschien er als ein überirdisches Wesen, als ein Geist des Verderbens, der sich unter die latinischen Legionen stürze. Entsetzen ging vor ihm her, und als er von Geschossen durchbohrt niedersank, wichen die Latiner. Doch auch Manlius hatte einen harten Stand. Erst nachdem er die Triarier in die Schlachtlinie hatte einrücken lassen, erklärte sich der Sieg für Rom. Nun aber erfolgte eine allgemeine Flucht und ein unsägliches Blutbad. Kaum ein Viertheil des latinischen Heeres soll entkommen seyn. Des Decius Leichnam ward erst am Tage nach der Schlacht gefunden und dann herrlich bestattet. Die Campaner übergaben sich sogleich nach der Schlacht den Römern, die Latiner erst, nachdem in einer neuen Schlacht bei Trifanum der latinische Landsturm aufs Haupt geschlagen worden war (vergl. Liv. VIII, — 12. *Niebuhr* röm. Gesch. 2ter Th. 1ste Ausgabe).

Publius Decius Mus, ein Sohn des Vorigen. Er bekleidete im Jahre 442 sein erstes Consulat, in welchem er aber ungeachtet des großen Samniterkrieges keine Gelegenheit erhielt, sich auszuzeichnen, indem er wegen einer schweren Krankheit in Rom zurückbleiben und seinem Collegen M. Valerius allein den Krieg gegen die Samniter überlassen mußte. Als nun auch noch ein etruskischer Krieg drohte, ernannte er für denselben den C. Julius Bubulcus zum Dictator (Liv. IX, 29.). Jedoch im Jahre 445 begleitete Decius, um den früher ihm verweigerten Ruhm nachzuholen, als Legat den Dictator Papirius Cursor, und befehligte zugleich mit dem M. Valerius die römischen Ritter in der großen Schlacht bei Longulä gegen die Samniter (Liv. IX, 40.). Der Tapferkeit des Decius und Valerius ward zum großen Theile der Sieg zugeschrieben, und deshalb machte in den nächsten Comitien das Volk den Valerius zum Prätor, den Decius aber zum Consul und gab ihm den Fabius Maximus zum Collegen. In diesem seinem zweiten Consulate 446 erhielt Decius die Oberanführung im etruskischen Kriege. Er besiegte die Tarquinienser und Valsinienser und schreckte das ganze etruskische Volk so sehr, daß es um Frieden und Bündniß mit Rom den Consul anflehte. Dieses verweigerte Decius, doch schloß er unter günstigen Bedingungen einen Waffenstillstand auf ein Jahr ab. So ward Etrurien damals durch ihn wieder beruhigt, und selbst als plötzlich die Umbrer sich erhoben hatten gegen Rom, so gelang es der Wachsamkeit des Decius, den größten Theil der Etrusker von der Theilnahme am Kampfe abzuhalten. Vor allen Dingen war dieses Consulat wichtig wegen der engen und vertrauten Freundschaft, die während desselben zwischen dem Decius und Fabius sich anknüpfte und während der ganzen übrigen Lebenszeit des Decius unerschüttert blieb. Im J. 448 ward Decius zum Magister equitum des Dictators P. Cornelius Scipio ernannt (Liv. IX, 44.), jedoch nur zur Haltung der Wahlcomitien, indem die beiden Consuln durch den Krieg verhindert worden waren, nach Rom zu kommen. Im Jahre 450 ward Decius mit seinem Freunde Q. Fabius Max. zum Censor ernannt (Liv. IX, 46.). Die curulische Ädilität des Cn. Flavius, eines Mannes aus dem niedrigsten Stande, der die Geheimnisse des Civilrechtes, die allein im Besitz der Nobilität waren, ausgeplaudert und die Fasten öffentlich aufgestellt hatte, erregte große Verwirrung in Rom. Adel und Gemeine standen mit großer Erbitterung einander gegenüber. Die Weisheit und Eintracht aber des Fabius und Decius stellten die Ruhe wieder her. Sie vereinigten den ganzen Stadtpöbel in die vier städtischen Tribus. Dieses erwarb dem Fabius den Beinamen Maximus. Im Jahre 454, als die Tribunen Q. und Cn. Ogulneus das Gesetz vorgeschlagen hatten, daß zu den vier patricischen Auguren und vier patricischen Pontifices auch noch vier Pontifices und fünf Auguren aus der Plebs hinzugewählt werden sollten, und App. Claudius Cäcus heftig widersprach, erklärte sich Decius für das Gesetz (Liv. X, 7.) und bewog durch sein Ansehen und das Gewicht seiner Worte das Volk, es anzunehmen, und Decius selbst ward einer der neu erwählten Pontifices. Immer höher stieg nun die Bewunderung und die Liebe des Volkes für den Decius; als im J. 457 ein besonders gefährlicher Krieg drohete, indem die Samniter mit den Galliern, Etruskern, Umbrern und Apuliern sich verbündet hatten, verlangte das Volk in Rom einstimmig den Fabius Maxim. zum Consul. Dieser entschuldigte sich mit seinem Alter; doch mußte er nachgeben, nahm aber das Consulat nur unter der Bedingung an, daß Decius sein College würde (Liv. X, 13.). So erhielt Decius sein *drittes* Consulat, und beide Consuln führten dann den Krieg mit großem Glücke. Decius erkämpfte einen Sieg bei Maleventum und verheerte dann 5 Monate lang das samnitische Land. Nach Verlauf des Consulats mußten Decius und Fabius im Jahre 458 den Krieg als Proconsuln fortführen (Liv. X, 16.). Auch jetzt erwarb sich Decius großen Ruhm. Als das samnitische Heer, von Gellius Egnatius angeführt, Samnium verließ und nach Etrurien zog, um die Etrusker zu den Waffen zu rufen, wandte sich Decius gegen die festen Städte der Samniter und eroberte

in kurzer Zeit die Hauptstädte derselben, Murgantia, Romulea und Ferentinum, wobei die Römer eine ungeheure Beute machten. Doch der Hauptschlag sollte im folgenden Jahre 459 fallen. Schon frühzeitig war nach Rom die Kunde gekommen, daß jetzt endlich Egnatius seine große Absicht erreicht und Etrusker, Umbrer und Gallier zu den Waffen gerufen habe, um sich mit den Samnitern zu verbinden. Ängstliche Briefe kamen vom App. Claudius nach Rom, der nur mit Mühe gegen die täglich zunehmende Anzahl der Feinde in seinem Lager sich hatte halten können. Rom brauchte wieder einen Fabius; doch auch dieses Mal nahm dieser das Consulat nur unter der Bedingung an, daß er den Decius zum Collegen erhielte (Liv. X, 22.). Fabius und Decius führten ihre Legionen nach Etrurien und vereinigten sich mit dem Heere des Appius, das dadurch eine bedeutende Stärke erlangte. Aber die Zahl der Feinde war übergroß; 140,000 Mann sollen von den 4 Völkern gegen Rom unter den Waffen gestanden haben; das römische Heer mochte dagegen etwa nur 40000 M. stark seyn. Der Anfang des Feldzuges war für die Römer keinesweges glücklich, vielmehr erlitten sie einen fast unerhörten Verlust, indem eine römische Legion unter dem Proprätor L. Scipio bei Clusium von den Galliern umzingelt und bis auf den letzten Mann niedergehauen wurde. Doch beugte dieser Verlust die Römer nicht nieder, sondern sie rüsteten neue Heere, um die Hauptstadt zu decken, und die Consuln gingen über die Appenninen, um einen Angriffskrieg gegen die Feinde zu führen. Bei Sentinum in Umbrien trafen die Römer auf die gesamte Kriegsmacht der vier Völker, die in zwei besondern Lagern aufgestellt waren (Liv. X, 27.). Gallier und Samniter füllten das eine Lager, Etrusker und Umbrer das andere. Gegen eine so ungeheure Übermacht zu streiten, wäre Verwegenheit gewesen; doch wußten die Consuln die Feinde zu trennen. Schon früher hatten sie den Proprätoren Fulvius und Posthumius den Befehl ertheilt, von Rom aus in Etrurien und Umbrien einzubrechen und dort mit aller möglichen Wuth Verheerungen anzurichten. Bei dieser Nachricht bereuten sogleich die Etrusker und Umbrer, ihr Land Preis gegeben zu haben; sie trennten sich von den Galliern und Samnitern und eilten zum Schutze ihres Landes zurück. Sofort führten die Consuln ihre Legionen in den Kampf, und eine glückliche Vorbedeutung erhob den Muth der Römer. Decius stand mit seinen Legionen auf dem linken römischen Flügel den Galliern gegenüber, Fabius auf dem rechten gegen die Samniter. Fabius gebot den Seinigen, nur vertheidigungsweise sich zu verhalten, um die Hauptkraft auf den letzten entscheidenden Augenblick zu versparen; der jüngere und feurigere Decius hingegen bot sogleich zu Anfang der Schlacht alle Kraft seiner Legionen gegen die Gallier auf, und da die ersten Angriffe seiner Legionen den Feind nicht zurückwarfen, so setzte er sich an die Spitze seiner Reuterei, schlug damit die Reuterei der Feinde und drang weiter in die gallischen Reihen vor. Plötzlich stürmten die gallischen Schlachtwagen daher; die Rosse der Römer wurden scheu, kehrten um und brachten das Fußvolk in Verwirrung; das gallische Fußvolk, den Augenblick benutzend, drang nach. Da erkannte Decius, daß es Zeit sei, daß auch er das Schicksal seiner Familie erfüllte. Durch den Pontifex M. Livius ließ er sich und die feindlichen Schaaren den unterirdischen Göttern und der Mutter Erde weihen, bestieg dann sein Roß und stürzte sich in die gallischen Geschwader, wo er bald von Geschossen durchbohrt niedersank. Die Götter halfen schnell. Die Römer hielten inne in der Flucht, die Gallier in der Verfolgung; Erstarrung hatte diese gelähmt. Zugleich kam auch Hilfe vom Heere des Fabius, und unter Anführung der Legaten Scipio und Marcius griffen die Römer die geschildeten Reihen der Gallier an und brachen sie. Nun griff auch Fabius, der nach dem Untergange seines Collegen des Sieges gewiß war, die Samniter an, und diese, im Rücken von der römischen Reuterei bedroht, flohen in ihr Lager zurück. Während nun Fabius mit den Legionen die Samniter dahin verfolgte, ließ er die Gallier durch seine Reuterei umgehen, unter welche sich die Principes der dritten Legion gemischt hatten. So mußten denn auch die Gallier weichen. Das samnitische Lager ward erstürmt, und was noch Widerstand leistete, niedergehauen. Hier verlor auch der wackere Egnatius das Leben. Der Verlust der Feinde belief sich auf 25000 Mann, der der Römer auf 8200, von denen allein 7000 auf den linken Flügel kamen, den Decius angeführt hatte. Des Decius Leichnam ward erst am folgenden Tage unter einem Haufen von Leichen hervorgezogen. Er wurde auf das Feierlichste vom Heere bestattet, und Fabius hielt ihm die Lobrede. Nie hatten bis dahin die Römer in einer größeren Schlacht gekämpfe; doch ward durch dieselbe die Kraft der Samniter und ihrer Verbündeten gebrochen, und wenige Jahre nachher wurden die Samniter Unterthanen der Römer.

P. Decius Mus. Ein Sohn des Vorigen, war Consul mit dem P. Sulpicius Saverio im Jahre Roms 475. Beide Consuln führten das Heer gegen den König Pyrrhus, und bei Asculum in Apulien trafen die Heere auf einander. Da eine entscheidende Schlacht bevorstand, so wagte keins der beiden Heere über den Fluß, der beide Heere trennte, zu gehen. Auch schreckte die Epiroten das absichtlich verbreitete Gerücht, daß Decius deshalb zum Consul erwählt worden sei, damit er auf gleiche Weise, wie sein Vater und Großvater, den unterirdischen Göttern sich weihend, den Römern den Sieg mit der Vernichtung des Pyrrhus gewönne. Pyrrhus, der seine Krieger belehrt hatte, daß Decius nicht schrecklich sei, wenn sie ihn nicht tödteten, und deshalb denselben zu tödten verbot, schickte Abgeordnete ins römische Lager und ermahnte die Römer, nicht solchen Thorheiten sich hinzugeben, die gegen ihn keinen Erfolg haben würden; wenn Decius lebendig in seine Hände käme, so möchte er Schlimmeres noch leiden müssen, als er selbst gewünscht hätte. Die Consuln antworteten darauf: die Römer vertrauten ihren Waffen. Demgemäß ließen sie dem Pyrrhus die Wahl, ob er ungehin-

ert von den Römern über den Fluß gehen wolle, um nit den Römern zu kämpfen, oder ob er auf seinem lfer die Römer erwarten wolle. — Den letzteren Vorschlag nahm Pyrrhus an, und die Römer gingen vom Pyrrhus ungehindert über den Fluß. Nun entbrannte ine gewaltige Schlacht, die um so blutiger wurde, als inter Pyrrhus Oberbefehl außer den Epiroten und Tarentinern auch noch Samniter, Bruttier, Lucaner und Salentiner stritten. Bis zum Untergang der Sonne auerte der Kampf; als der Tag sich neigte, kehrten eide Heere, ohne den Sieg erfochten zu haben, in ihre ager zurück. Am folgenden Tage soll der Kampf erneuert worden seyn. und es heißt, daß an diesem Tage ie Römer den Sieg erfochten hätten, nachdem 20000 Mann vom Heere des Pyrrhus erschlagen und der König selbst verwundet worden wäre, wogegen die Römer ur 5000 Mann verloren hätten. Nach anderen Nachichten war der Kampf am zweiten Tage ebenso unentschieden wie am ersten, sowie auch der Verlust auf beiden Seiten gleich war, weshalb denn auch Pyrrhus gesagt hätte, daß wenn er noch einmal auf solche Weise iber die Römer siegen müßte, er verloren seyn würde. Das wahrscheinlichste aber ist, daß nur an einem Tage ei Asculum gekämpft wurde, und daß keins von beiden Heeren einen entscheidenden Sieg gewann, daß beide leichviel und soviel einbüßten, daß Pyrrhus sich genöthigt sah, den Feldzug aufzugeben und sich nach Tarentum zurückzuziehen, und daß die römischen Consuln, icht im Stande den Pyrrhus zu verfolgen, ihre Legionen in die Städte Apuliens vertheilen mußten, um dort Winterquartiere zu machen. Auch ist gewiß, daß die römischen Consuln keinen Triumph feierten, sowie es uch gewiß zu seyn scheint, daß P. Decius sich den unerirdischen Göttern nicht geweiht und auf diese Weise, ls der dritte seines Geschlechts, einen siegbringenden Tod gefunden hat; obschon nicht geleugnet werden kann, aß er die Absicht, sich gleichfalls zu weihen, gehabt abe. Die römischen Geschichtsbücher wissen von dieser ritten Devotio nichts, und wenn Cicero an einigen Stellen (Tusc. Qu. I, 37. Fin. II, 19.) von dem Opfertode dreier Decier spricht, so hat er, was den dritten Decier anbelangt, wol nur den Willen für die That genommen. —

Decius Jubellius. Dieser Decius Jubellius scheint ein geborner Campaner gewesen zu seyn und mit em römischen Geschlechte der Decier in keiner Verbindung zu stehen; denn das Geschlecht der Jubellier wird ls ein adeliges Geschlecht in Capua mehrmals genannt. lls zu Anfang des Krieges der Römer mit Pyrrhus die Einwohner von Rhegium Unterstützung und Schutz von en Römern verlangten, so ward ihnen eine Legion Campaner unter Anführung des Decius Jubellius als Besatzung gesandt. Doch da Pyrrhus die Rheginer nicht angriff, so verfiel gar bald die Kriegeszucht unter der Besatzung und diese, sowie ihr Anführer, geriethen auf en Gedanken, sich der reichen und üppigen Stadt zu emächtigen. Weil die Römer durch den Krieg mit Pyrrhus genugsam beschäftigt waren, so glaubte Decius dieses ungestraft wagen zu können; nöthigen Falls hoffte er auch von den Mamertinern in Messana, die auf ähnliche Weise sich der Stadt Messana bemächtigt hatten und deren Beispiele er nur folgte, Hilfe und Unterstützung zu erlangen. Das Vorhaben ward ausgeführt, die vornehmsten Einwohner von Rhegium wurden bei einem Gastmale, das Decius gab, überfallen und getödtet, zugleich auch die übrigen Bürger der Stadt von den Soldaten entweder getödtet oder vertrieben. Die Reichthümer derselben theilten die Mörder unter sich, sowie ihnen auch die Weiber, Töchter und Sklaven derselben in die Hände fielen. Ein solcher Gräuel verlangte Ahndung von Seiten der Römer; jedoch wurden diese durch die Kriegsereignisse 10 Jahre lang gehindert, die beabsichtigte Rache an den Mördern zu nehmen. So hatten sich denn die Campaner dort festgesetzt, ein förmliches Statswesen eingerichtet, sogar Kriege mit den benachbarten Städten angefangen und unter anderen Kroton erobert und zerstört. Den Decius freilich ereilte die Rache. In einer Empörung, die zu Rhegium ausbrach, ward er aus der Stadt vertrieben und nach Messana zu fliehen genöthigt, und an seine Stelle ward M. Cäsius, sein Schreiber, zum Anführer gemacht. Decius erhielt freilich wegen der großen Reichthümer, die er mitbrachte, die Prätorwürde zu Messana; jedoch da er an einer Augenkrankheit litt und einen berühmten Arzt deshalb zu Rathe zog, der, was Decius nicht wußte, ein geborner Rheginer war, so wurde er von diesem, der für die Leiden seiner Vaterstadt Rache nehmen wollte, gänzlich seiner Augen beraubt. Im Jahre 483 erhielt dann der Consul Genucius den Befehl, Rhegium zu erobern und es den alten Einwohnern, soviel ihrer noch am Leben wären, wieder zu geben. Aber die campanische Legion, von vielen Überläufern und heimathlosen Leuten, und durch die Mamentiner verstärkt, wehrte sich lange mit Verzweiflung, und die Römer litten selbst durch Hunger bei der langwierigen Belagerung. Bei dieser Gelegenheit aber unterstützte Hiero, König von Syrakus, die Römer mit Zufuhren aller Art, und gab ihnen damit den ersten Beweis seiner freundlichen Gesinnung gegen die Römer.

Endlich ward die Stadt mit Sturm erobert nach einer blutigen Schlacht, in der die meisten der Schuldigen das Leben verloren. Dreihundert von ihnen wurden gefangen und nach Rom geführt. Auch Decius ward von den Mamertinern ausgeliefert und mit den übrigen Gefangenen in einen Kerker geworfen, die endlich nach vielen Leiden mit dem Beile hingerichtet. Doch hatte Decius sich selbst vorher im Kerker getödtet. Rhegium ward den vertriebenen Einwohnern wieder zurückgegeben. —

C. Messius Quintus Trajanus Decius (s. Aurel. Vict. epit. 29.) war geb. 201 nach Christi Geb., gelangte zur kaiserlichen Würde im Jahre 249 nach Chr. Geb. (im Jahre Roms 1002.) und fiel in der Schlacht gegen die Gothen gegen Ende des Jahres 251 (J. R. 1004). Das Charakterbild dieses ausgezeichneten Mannes ist durch die Gunst oder Ungunst der Parteien sehr

verwirrt oder entstellt worden, so daß es schwer ist, über seinen Werth ein Urtheil zu fällen; auch würde es ebenso mißlich seyn, ihn zu vertheidigen als zu verdammen, da seine Geschichte sich in nur sehr unbedeutenden Trümmern bei geistlosen und dürftigen Schriftstellern erhalten hat, und wir kaum den Zusammenhang seiner Thaten wissen, noch weniger aber die Beweggründe derselben durchschauen können. Einige Zeilen bei Aurelius Victor, bei Eutropius, Orosius und Jornandes und gelegentliche Anführungen bei Ammianus Marcellinus sind alles, was wir bei römischen Schriftstellern von ihm lesen; von den Griechen haben etwas weitläufiger über ihn Zosimus und Zonaras gehandelt, aber ersterer nur in der Einleitung im Vorbeigehen, der andere nach seiner Weise zusammenziehend und ohne Sinn für das wahrhaft Bedeutende oft das aller Unwichtigste ausführend. Auch findet sich über ihn eine nicht unwichtige Stelle bei Syncellus. Die Kirchenschriftsteller erwähnen freilich den Decius häufig genug wegen der 7ten Christenverfolgung, die unter ihm und auf seinen Befehl Statt fand, aber doch nur in dieser Beziehung allein, so daß von daher auf seine übrigen Thaten kein Licht geworfen wird.

Der Kaiser **Decius** war geboren zu Budalia, einem Flecken in der Nähe von Sirmium [1]), und stammte aus einem angesehenen Geschlechte [2]); er war Senator in Rom zur Zeit des Kaisers Philippus Arabs. Von seinen früheren Lebensverhältnissen wissen wir nichts, doch hatte er ohne allen Zweifel durch Glück und Auszeichnung im Kriege die hohe Ehrenstufe erreicht, auf welcher wir ihn stehen sehen, und das Ansehen sich erworben, welches er beim Senate und dem Kaiser genoß; denn er wird uns geschildert als ein Mann, der mit allen Gaben und allen Tugenden geschmückt war, als ein ebenso gefälliger, freundlicher und zuvorkommender Bürger, als tapferer Kriegsmann [3]). Als gegen den Kaiser Philippus die Legionen des Orients sich empörten und einen gewissen Jotapianus (oder Pacatianus) zum Kaiser machen wollten, die Legionen in Mösien und Pannonien aber den Marinus mit dem Purpur bekleideten, und Philippus in der größten Besorgniß den Senat auffoderte, entweder ihm gegen die Anführer Hilfe zu verschaffen oder, wenn man mit seiner Herrschaft unzufrieden wäre, ihn abzusetzen; so erhob sich, da alle Übrigen schwiegen, der Senator Decius, sprach dem Kaiser Muth ein und versicherte ihn, daß beide Aufstände in kurzer Zeit in sich selbst zusammenfallen und ein Ende finden würden. Dieses geschah; Jotapianus wurde schnell besiegt und Marinus, der nur ein Tribun war und von seinen Soldaten nicht geachtet wurde, bald darauf erschlagen. Durch diese Vorhersagung, die der Erfolg bestätigt hatte, gewann Decius ein großes Ansehen bei Philippus, und da die mösischen und pannonischen Legionen sich noch immer widerspenstig bezeigten, so übertrug Philippus dem Decius den Oberbefehl über dieselben mit dem Auftrage, die Schuldigen zu bestrafen und die Ruhe in diesen auch von den Feinden hart bedrängten Provinzen wieder herzustellen.

Decius verweigerte zwar die Annahme des Oberbefehls, indem er erwiederte, daß dieses weder zu des Philippus noch zu seinem eigenen Besten gereichen werde; doch Philippus zwang ihn dazu mit Gewalt, und Decius mußte gehorchen. Als Decius bei den mösischen Legionen angelangt war, geschah, was er vorhergesehen hatte. Um nicht von Decius bestraft zu werden, zwangen die Legionen ihn, ihr Mitschuldiger zu werden; sie kamen ihm mit dem Purpur entgegen und nöthigten ihn mit gezogenem Schwerte zur Annahme desselben. Decius, um sein Leben zu retten, gab dem Willen der Soldaten nach, schrieb aber sogleich ins Geheim an den Philippus, berichtete das Geschehene und beschwor ihn, ohne Sorgen zu seyn und ihm zu vertrauen; sobald er nach Rom zurückkehren werde, wolle er alsobald die Insignien der Herrschaft wieder ablegen. Aber Philippus glaubte dem Decius nicht, sondern zog ein großes Heer zusammen und, obschon alt und schwach, stellte er sich selbst mit seinem Sohne an die Spitze dieses Heeres, um den Decius zu bestrafen (nach einer andern Nachricht ließ er den Sohn als Regenten statt seiner in Rom zurück). Decius nun zum Kampfe gezwungen, zog mit geringerer Macht, aber vertrauend auf sein Feldherrntalent und die Tapferkeit seiner Soldaten, dem Philippus entgegen. Bei Verona kam es zur Schlacht; Philippus ward selbst getödtet, sein Heer geschlagen und zerstreut, und Decius zog bald nachher als Sieger in Rom ein. Auch der jüngere Philippus fand entweder in der Schlacht oder in Rom seinen Tod (Herbst 249.). Decius nahm sogleich seinen Sohn **Q. Herennius Etruscus Messius Decius** zum Mitregenten an, und verband sich aufs genaueste mit dem Senator **Valerianus**, dem nachherigen Kaiser, den er vom Senate zum Censor ernennen ließ (Zonaras nennt ihn sogar seinen Mitregenten), und dem er den Auftrag gab, während er gegen die Gothen ins Feld zog, die Ruhe in Rom zu erhalten und durch die Ausübung einer strengen Censur die Würde des Reichs wieder herzustellen. Decius selbst blieb, wie es scheint, nur kurze Zeit in Rom, um den Bau einiger öffentlichen Gebäude anzuordnen und früher angefangene einzuweihen; und nachdem er dann heftige Edikte gegen die Christen erlassen hatte, zog er, von seinem Sohne begleitet, mit seinem Heere gegen die Feinde des Reichs. Die Verfolgung der Christen, welche nun begann, und welche vielen ausgezeichneten Bischöfen (denn auf diese erstreckte sich die Verfolgung fast nur allein) Verbannung, Gefängniß oder den Märtyrertod brachte, wird von den christlichen Schriftstellern jener Zeiten aus dem Hasse des Decius gegen den Philippus, welcher letztere ein Christ gewesen seyn soll, hergeleitet. Aber theils war höchst wahrscheinlich Philippus kein Christ gewesen, theils thut man

---

1) *A. Victor* epit. 29. nennt den Ort **Bubalia**; da er aber de Caes. 29. sagt, es sei ein Vicus bei Sirmium gewesen, und nach Antonini Itinerar. S. 268. Wess. ein Ort Budalia 8 Millien von Sirmium entfernt gelegen hat, so ist die Lesart bei Eutrop., **Budalia**, gewiß die richtige. 2) *γένει προέχων.* Zos. I, 21. 3) *A. Victor.*

auch überhaupt darin dem Decius gewiß Unrecht; daß er es mit dem Philippus redlich gemeint hatte, scheint aus obiger Darstellung (die aus einem christlichen Schriftsteller, der sonst des Decius Freund nicht ist, Zonaras, genommen ist) gewiß zu seyn; es wird dieses auch dadurch bestätigt, daß Decius den Bruder des Philippus, Priscus, an der Spitze der Legionen in Macedonien ließ, wofür dieser ihm nachher schlecht lohnte. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß Decius ohne nähere Kenntniß des Christenthums bei seinem Streben, den römischen Stat zu reformiren (einem Streben, das nach dem eben gefeierten, tausendjährigen Secularfeste des Reiches sehr begreiflich war), die Ausrottung des Christenthums für nöthig hielt, wenn der alte Stat in seiner Kraft und Ständigkeit wieder aufblühen und aufleben sollte. Er wollte und versuchte also dasselbe, was ein Jahrhundert später der Kaiser Julianus noch einmal und mit noch ungünstigerem Erfolge begann; und daß bei der Vergleichung zwischen beiden das Urtheil zu Gunsten des Decius ausschlagen muß, wird daraus hervorgehen können, daß Decius, selbst ein Heide und das Christenthum für eine den Stat verwirrende, verfassungswidrige Sekte haltend, ein größeres Recht hatte, das noch herrschende Heidenthum restauriren zu wollen, als Julianus, selbst als Christ erzogen in dem schon christlichen Rom, die Befugniß für sich sehen konnte, dem Weltgeist zum Trotz eine schon verlebte und erstorbene Religion wieder in ein Scheinleben zurückzurufen.

Über die kriegerischen Unternehmungen des Decius herrscht großer Widerspruch unter den Schriftstellern. Offenbar haben die uns vorliegenden, die von Decius berichten, aus zwei ganz verschiedenen Quellen geschöpft. Zosimus und Zonaras haben denselben Gewährsmann, den sie beide aber auf verschiedene Weise abgekürzt haben, und welchem sie in den Hauptsachen folgen, obschon sie beide ganz entgegengesetzte Interessen haben, indem der erste ein ebenso eifriger Heide ist, als der andere ein eifriger Christ. Aus derselben Quelle hat wahrscheinlich auch Aurelius Victor geschöpft, sowie auch Ammianus Marcellinus, hinsichtlich dessen es sehr zu bedauern ist, daß der Theil seiner Geschichte, welcher die Gothenkriege behandelte, verloren gegangen ist. Jornandes aber, der am ausführlichsten ist, hat eine ganz andere Quelle gehabt, und wir zweifeln nicht, daß diese der Athenienser Dexippus war, der, selbst Feldherr gegen die Gothen, ein ausführliches und umfassendes Geschichtswerk, das von Vielen benutzt worden ist, über den gothischen Krieg geschrieben hat, von dem wir aber nur leider noch einige Bruchstücke besitzen. Die Nachrichten des Jornandes nämlich stimmen am genauesten mit dem überein, was wir bei Syncellus (Tom. I. pag. 705. der Bonner Ausgabe) über die Thaten des Decius lesen, wobei Syncellus sich ausdrücklich auf den Dexippus beruft.

Zosimus und Zonaras erzählen nun Folgendes: die Gothen waren über den Tanais (soll wol Donau heißen) gegangen, und plünderten das benachbarte Thracien und die Gegenden am Bosporus. Decius zog gegen sie, schlug sie in allen Schlachten, nahm ihnen die gemachte Beute wieder ab und beabsichtigte, sie ganz einzuschließen und zu vernichten, weshalb er seinen Unterfeldherrn, den Senator Trebonianus Gallus, den Gothen in den Rücken an die Donau schickte, um ihnen die Pässe zu verlegen. Die Gothen versuchten Unterhandlungen mit dem Decius, um freien Abzug zu erhalten, aber vergebens. Jedoch Gallus war ein Verräther; er wollte des Decius Tod, um selbst die Krone zu gewinnen. Deshalb rieth Gallus heimlich den Gothen, sich in drei Treffen vor einem großen und tiefen Sumpfe aufzustellen. Decius griff die Gothen an und schlug ihr erstes Treffen in die Flucht, darauf auch das zweite. Aber bei der Verfolgung gerieth er in den Sumpf, indem er sein unbändiges Roß nicht hatte aufhalten können, ward abgeworfen und fand in diesem Sumpfe mit seinem Sohne und einem großen Theile seines Heeres entweder vom Schlamme erstickt oder durch die Pfeile der Gothen seinen Tod. — Jornandes dagegen erzählt also: die Gothen unter Anführung des Ostrogotha waren zur Zeit des Kaisers Philippus im Zorne darüber, daß dieser ihnen die im Frieden mit ihm ausbedungenen Jahrgelder verweigert hatte, über die Donau gegangen und in Mösien eingebrochen, gegen sie ward der Senator Decius abgesandt. Dieser wollte die Kriegszucht bei den Legionen wieder herstellen und entließ zur Strafe dafür, daß die Legionen die Barbaren hatten über die Donau gehen lassen, alle älteren Soldaten des Kriegsdienstes, der damals so einträglich war, daß er selbst die Barbaren anlockte, sich in großen Schaaren für die römischen Legionen anwerben zu lassen. Durch seine Erscheinung und seinen Ruf und den Nachdruck, mit welchem er verfuhr, schreckte Decius die Gothen, welche über die Donau zurückwichen. Als aber Decius nach Rom heimgekehrt war, nahm Ostrogotha die entlassenen römischen Krieger in sein Heer auf, verband sich mit anderen, den Gothen verwandten Stämmen und machte einen neuen Einfall in Mösien und Thracien, drang vor bis Marcianopolis, das er belagerte und erst, nachdem die Einwohner ein ungeheures Lösegeld ihm bezahlt hatten, wieder verließ. Aber mit seiner Beute in der Heimath wieder angelangt, erregte Ostrogotha den Neid der Gepiden, welche gerade damals stolz waren auf den Sieg, den sie unter Anführung ihres Königes Fastida über die Burgundionen erfochten hatten. Es kam zwischen Gothen und Gepiden zum Kriege; eine große Schlacht bei Galtis am Fluße Aucha ward geschlagen, in der die Gothen Sieger waren. Dieser bürgerliche Krieg zwischen Gothen und Gepiden befreite für eine Zeitlang das römische Reich von diesem Feinde, welcher sonst bei der Empörung des mösischen Heeres unter Marinus und der darauf folgenden Verwirrung des Reiches sehr gefährlich hätte werden müssen. Bald auch starb Ostrogotha, und es folgte ihm Eniva. Zugleich aber hatte nun auch Decius die Kaiserwürde erhalten, ein Mann, wie ihn der Drang der Umstände verlangte. Eniva nämlich, auf den bürgerlichen Krieg im römischen Reiche die Hoffnung großer Eroberung bauend, war

mit 70000 Mann über die Donau gegangen und in Mösien eingebrochen. Schnell rückte ihm Decius mit der Hauptstärke der Legionen entgegen. Eniva belagerte Eusiesium, ward aber von dort durch des Decius Unterfeldherr, Trebonianus Gallus, vertrieben. Darauf wandte er sich gegen Nikopolis, eine Stadt, die Trajan nach Besiegung des Decebalus am Flusse Jatius im heutigen Bulgarien angelegt hatte. Als Decius ihm hiehin nachfolgte und ihn plötzlich überfiel, wich Eniva nach einem Verluste von 3000 Mann aus, ging über den Hämus und belagerte Philippopolis. Decius, um die wichtige Stadt zu decken, in welcher Priscus, des Philippus Bruder, dem er nicht allzusehr trauen mochte, befehligte, zog ihm nach, indem er in Mösien auf der andern Seite des Gebirges den Gallus mit einer Heeresmacht zurück ließ und den Tribun Claudius, den nachherigen Kaiser, zum Schutze Achaja's in den Thermopylen aufstellte. Aber als Decius zu Berrhöa, am südlichen Fuße des Hämus, angelangt war und seinen Schaaren Zeit zur Erholung gewähren wollte, überfiel ihn Eniva und tödtete oder versprengte den größten Theil seines Heeres. Decius rettete sich mit wenigen Trümmern seiner Legionen übers Gebirge zum Gallus. Während er hier aber ein neues Heer sammelte, setzte Eniva die Belagerung von Philippopolis fort und eroberte dasselbe endlich nach einem Blutbade, in dem 100,000 Menschen ihren Tod fanden. Priscus, der Befehlshaber, scheint den Gothen die Stadt geöffnet zu haben, denn er wird seitdem als ihr Bundesgenosse gegen den Decius genannt. Nachdem Decius sein Heer wieder ergänzt hatte, zog er gegen die siegestrunkenen Gothen. In der ersten Schlacht (nach Dexippus bei Forum Thenbronium) ward des Decius Sohn, der Cäsar Decius, durch einen Pfeilschuß getödtet. Als die Krieger den Kaiser trösten wollten, sprach er: an einem Manne liegt nicht viel! — Doch hatte den Kaiser, obschon er Fassung zeigen wollte, der Tod des Sohnes tief erschüttert; er war, wie es scheint, Sieger im vorigen Kampfe gewesen; dennoch suchte er nun Rache an dem Feinde zu nehmen. Bei Abrutum in Mösien traf er auf die Gothen. Zu ungestüm vordringend, ward er von den Gothen umzingelt und erschlagen. Die Stätte war noch zu Jornandes (oder Cassiodorus) Zeit Decii ara genannt. Decius war der erste römische Kaiser, der von Feindeshand fiel, gewiß zum Unglücke des Reiches, das in ihm eine große Stütze gefunden hätte. Alle Schriftsteller rühmen die Weisheit seiner Verwaltung, und auch im Innern scheint, obschon Aurelius Victor einen sonst unbekannten Aufstand des Julius Valens erwähnt, unter ihm Ruhe und Einheit gewesen zu seyn. Den Purpur erhielt nun Trebonianus Gallus (von dessen Verrätherei übrigens Jornandes und Syncellus nichts wissen), der sofort mit den Gothen einen Frieden schloß. Die Gothen behielten die gemachte Beute, bekamen Lebensmittel auf ihrem Rückzuge bis zur Donau geliefert, und die Zusicherung eines jährlichen Geldzinses. Gallus aber nahm des Decius zweiten Sohn Hastilianus zum Mitregenten an, welcher aber bald nachher ermordet wurde. — Die christliche Legende, welche übrigens viele wunderbare Ereignisse in die Zeiten des Decius setzte, läßt den Decius ein ganz anderes Ende finden. Nach ihr starb am 27. Tage nach dem Märtyrertode des Sixtus und Laurentius, als Decius und Valerianus in einer Sänfte sitzend auf neuen Mord der Heiligen sannen, Valerianus plötzlich, von den Dämonen ergriffen, in des Decius Gegenwart. Decius eilte in seinen Palast zurück, ward jedoch hier gleichfalls von den Dämonen gefaßt und starb nach dreitägiger Qual in den Armen seiner Gattin Triphonia. Doch mag die Legende selbst zusehen, wie sie diesen Ausgang des Decius mit der verbürgten Geschichte reimen will. Das unerhört unglückliche Ende des Kaisers aber, das derselbe im Sumpfe oder durch die Geschosse der Feinde fand, haben die meisten späteren christlichen Geschichtschreiber als eine Strafe der Gottheit, die den θεομάχος ereilte, betrachtet.

(*Dr. U. J. H. Becker.*)

DECIANI, Francesco, aus Udine, gest. daselbst am 28. Febr. 1818 in der Blüthe des Alters. Seine Landsleute ehrten ihn als gewissenhaften Beamten, sie schätzen ihn als Schriftsteller. Man hat von ihm: 1) Saggio sulla felicità. Udine 1809. in 8., voll jugendlichen Feuers. 2) Orazione letta nell' Accademia aquilejese di Udine. Padova 1812, in welcher er diesem gelehrten Vereine, dessen Präsident er war, die Skizze einer Literargeschichte des Friauls vorträgt. 3) Novelle. Padova, b. Bettoni 1812. 8., ausgezeichnet von Seiten des Styls und der Erfindung. Nach dem Urtheil eines Kenners *) sichern sie dem Verfasser eine Stelle unter den ersten italiänischen Novellenschreibern. 4) Epistola. Udine 1813. in 8., worauf Giovanni Bertoldi, an den sie gerichtet ist, durch seine Risposta all' epistola di Francesco Deciani in morte dell' avvocato Antonio Liruti. Udine 1813. antwortete. 5) La Pace, poemetto pubblicato nel passaggio di S. M. l'Imperatore. Udine 1816. in 4. und 6) Vita dei Giambatista Porta. Sie stehet abgedruckt in der von Bettoni veranstalteten Samlung der Vite e Ritratti di illustre Italiani. Padova 1812. in 4. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DECIANUS, Tiberius, geboren 1508 zu Udine im Friaul, aus Patriciergeschlecht, advocirte zuerst daselbst, nachmals zu Venedig, Vicenza und zuletzt in Padua. Nach des Hieronymus Cagnolus Tode (1551) erhielt er dessen Lehrerstelle, las mit sehr vielem Beifalle und starb daselbst den 7. Febr. 1581. Er schrieb Consilia, Responsa und tractatus criminales. Am wichtigsten möchten seine Zusätze zu des Albericus von Rosate juristischem Wörterbuch, Dictionarium genannt, seyn, die sich schon, mit seinem Namen bezeichnet, in der Ausgabe, Venedig 1573, so wie in den ferner daselbst erschienenen Ausgaben von 1581 und 1601, vorfinden. Indessen urtheilt doch Renazzi (Elem. jur. crim. praef.) auch über die Tractatus criminales (Venet. 1580. cura *Brederodii*. Francof. 1581. 1591. 1613. fol.) günstig, indem er sagt: Vir certe dignus meliori saeculo.

*) In da Rio'schen Giornale dell' italiana letteratura.

Quamvis enim vitio temporum, quibus floruit, ignoraret scientias, unde jurisprudentia criminalis vera sua derivat principia: tamen agnovit eam aptius, quam cum fieret, repeti debere et a capite accessi, quod ex doctrinis, quae tunc regnabant in scholis, primo libro sui operis praestitit. (*Panciról.* de claris leg. interpret. L. II. n. 259. *Tiraboschi* Storia della liter. T. VIII. Lib. II. c. 4. §. 9.) (*Spangenberg.*)

DECIATES (*Plin.* H. N. 3, 5.) oder Deceitae *Δεκιῆται* b. Strab., *Δεκιῆται* bei Polyb., *Deceates* b. Flor. 2, 3.), Völkerschaft in Gallia Narbonensis auf dem schmalen Küstenstriche am mittelländischen Meere bis an Varus (Var), mit der Hafenstadt Antipolis (Antibes). Bei Mela (2, 5.) scheint von einer Stadt *Deciatum* die Rede zu seyn, und da Steph. Byz. *Δεκιῆτον* aufführt, so konnten *Deciates* die Einwohner von Decietum seyn. (*H.*)

Decidius Saxa s. Saxa.

Decima s. Zehent.

DECIMA (Decime), ist in der Musik das zehnte diatonische Intervall des Grundtons oder der Prime, auch Tonica genannt, folglich die Terz über der Octave des Grundtons. In den meisten Fällen kann sie geradezu als Terz mit der Zahl 3 bezeichnet werden, weil sie harmonisch nicht anders als die Terz behandelt wird. Die ausdrückliche Angabe der Decime wird gebraucht, wenn die vorhergegangene None (die jedoch auch eine über die Octave gesetzte Secunde in diesem Falle ist) sich einen Ton höher, also in die Decime, auflösen soll. Es geschieht demnach um möglichster Deutlichkeit willen. Dasselbe gilt im doppelten Contrapunkte, wenn auf die genaue Höhenangabe der Intervalle etwas ankommt. Dennoch überschreiben die meisten Lehrer ihre Auseinandersetzungen dieses Gegenstandes: „Vom doppelten Contrapunkte in der Terz oder Decime," wenn sie auch die Umkehrungen der Intervalle in folgenden Zahlen ausdrücken:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.
10. 9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. 1.

Der Unterschied der eigentlichen Terz und eigentlichen Decime bezieht sich also nur auf den Abstand vom Grundtone. Dieser Abstand wird aber nicht eher angegeben (die Intervalle werden nicht eher über die Octave hinausgeführt, sollen es auch nicht der unnützen Erschwerung wegen), als bis auf die Lage des Intervalls, hier der Terz über der Octave, etwas ankommt. — Zuweilen wird auch ein Orgelregister Decima, gewöhnlich aber Terz genannt, das unter dem Art. Orgel zu erklären ist.

Decima tertia, oder Terzdecime, wird die dreizehnte Stufe, vom Grundtone an gerechnet, genannt, also die Sexte über der Octave. Von diesem Intervall gilt dasselbe, wie vom vorigen. Die ältern Harmonisten, welche die Sexte bald als Consonanz, bald als Dissonanz ansehen, bedienen sich des Ausdrucks Terzdecime und schreiben die Zahl 13, wenn sie dieselbe, als Dissonanz oder als Vorhalt behandelt, anzeigen wollen. Sie geht dann einen Ton tiefer. Im doppelten Contrapunkte ist nothwendig von ihr die Rede, und die Umkehrung der Intervalle ist folgende:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13.
13. 12. 11. 10. 9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. 1.

Decima quarta, Quartdecime, ist die Septime über der Octave, oder die vierzehnte Stufe vom Grundton an gezählt. Nur im doppelten Contrapunkte ist die Angabe nöthig; die Umkehrung der Intervalle macht sich nach dem vorigen jeder von selbst. Der genauere Unterricht von diesen Intervallen gehört in die Lehre vom doppelten Contrapunkte. Man führt auch noch die

Decima quinta auf. Sie ist als funfzehnte Stufe nichts weiter als die Octave der Octave, welche nicht einmal im doppelten Contrapunkte eine eigene Lehre erfodert. Diese Bezeichnung ist nur höchst selten, im Grunde gar nicht nöthig. Sie hat nur historische Bedeutung. (*G. W. Fink.*)

DECIMA (DALLA), Angelo, Graf, geb. auf Cephalonien den 12. Febr. 1752, gest. den 14. Febr. 1825 zu Padua als Professor an der dortigen hohen Schule. Schon als Zögling der Somasker unter dem berühmten Stellini zeigte er die entschiedenste Neigung für die Arzneikunde und die Mathematik. Um sich in beiden Fächern zu vervollkommenen, unternahm er, nachdem er im Jahre 1775 Doctor der Medizin geworden war, eine wissenschaftliche Reise durch Italien. Sie führte ihn über Mailand, Pavia, Florenz nach Rom, und hatte zur Folge eine engere Befreundung mit Boscovich, den Gebrüdern Gregor und Felix Fontana und andern Gelehrten. Bei seiner Rückkehr erhielt er nach einander die Lehrstellen der Arzneimittellehre, der Geologie, der Pathologie, der Hygieia und der allgemeinen Therapie, und lehrte mit dem glücklichsten Erfolge. Mit gründlichem Wissen verband er alle Eigenschaften eines edlen Charakters und einen unermüdlichen Eifer für das Beste seiner Zuhörer *). Seine Mitgliedschaft bei den ersten italiänischen gelehrten Vereinen bethätigte er in den Schriften derselben durch zahlreiche Aufsätze, wovon wir nur anführen wollen: Sugli accidenti del moto di più corpi fra loro uniti per mezzo di verghe inflessibili ed obbligati a marciare per due scanalature fra loro inclinate (Memoria dell' Accademia di scienze, lettere ed arti di Padova 1809. Vol. I.) und Intorno gli accumulamenti aeri o gazosi del corpo umano (Nuovi Saggi della C. R. Accademia di Scienzi, lettere ed arti di Padova 1817. Vol. I.). Auch verdankt man ihm eine mit wichtigen Zusätzen bereicherte italiänische Übersetzung von Linné's und von Cullen's Materia medica. Die letzte erschien zu Padua 1800 in sechs Octavbänden. Seine eigenen Werke sind: 1) De facultatibus remediorum recte investigandis specimen. Venetiis 1813. in 8. 2) Trattato di Geologia. Venezia 1816. in 8.; ein Compendium. 3) Discorsi pronunziati dal sig. co. Angelo Dalla-Decima Rettore Magnifico nell' J. R. Università di Padova nell' occasione della collazione generale de' gradi accademici della stessa Università alla fine dell' anno scolastico 1817. Padova 1817. in 4. 4) Istituzio-

*) Vergl. Necrologia del prof. Angelo conte Dalla-Decima in da Rio Giornale dell' italiana letteratura. Padova 1825. Tomo LXIII. p. 142—148.

ni di Patologia generale. Padova 1819—1823. Vier Octavbände. Von dieser umfassenden Schrift befinden sich weitläufige Auszüge in da Rio Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova. Tomi L—LX. Mit seinen Collegen G. A. Bonato und V. L. Brera gab er gemeinschaftlich heraus: Osservazioni sopra i Funghi mangereсci, estese con approvazione della facoltà medica dell' J. R. Università di Padova. Padova 1815. in 8.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Decimalbruch s. Dekadik.

DECIMALEINTHEILUNG ist die Eintheilung eines Ganzen in Brüche, welche zum Nenner zehn oder eine Potenz von zehn haben. So theilen z. B. die Feldmesser die rheinländische Ruthe gewöhnlich in zehn Decimalfuß, jeden Fuß wieder in zehn Decimalzoll u. s. w., so daß dann die Quadratruthe hundert Decimalquadratfuß, der Quadratfuß hundert Decimalquadratzoll u. s. w. enthält (vergl. Duodecimaleintheilung). Die Rechnung mit benannten Zahlen wird in der That sehr erleichtert, wenn die kleineren Einheiten und ihre Vielfachen lauter Decimalbrüche von den größeren Einheiten sind, indem dann alle die Multiplicationen und Divisionen, welche sonst nöthig sind, um die Ganzen auf ihre Theile, oder Vielfache der Theile auf Ganze zu reduciren, erspart werden. Dieser Vortheil, und manche andere damit zusammenhängende, entspringt aus der Übereinstimmung der Decimaleintheilung mit dem fast bei allen jetzt bekannten Völkern in Sprache und Schrift üblichen dekadischen Zahlensysteme, und würde, wenn wir nach einem Zahlensysteme von anderer Grundzahl die Zahlen auszusprechen und zu schreiben gewohnt wären, auch bei derjenigen Eintheilung benannter Zahlen Statt finden, welche nach ebendieser Grundzahl gemacht würde, z. B. bei der Duodecimaleintheilung der Ruthe u. s. w., wenn wir nach einem Zahlensysteme von der Grundzahl zwölf alle Zahlen aussprächen und schrieben. — Wegen ihres bequemen Gebrauchs hat man in neuerer Zeit, besonders in Frankreich, die Decimaleintheilung bei allen Maßen, Gewichten und Münzen, und sogar auch bei dem Zeitmaße einzuführen gesucht (vergl. die Art. Mass, Gewicht u. s. w.). So theilen z. B. die französischen Mathematiker den vierten Theil des Kreisumrings in hundert gleiche Theile, welche sie Decimalgrade oder genauer Centesimalgrade, auch wol schlechthin Grade nennen; einen solchen Grad theilen sie dann wieder in hundert gleiche Theile, welche Legendre u. a. Minuten nennen u. s. w. (vergl. Sexagesimaleintheilung und Grad). (*Gartz.*)

Decimalgrad, Decimalmass, Decimalminute, s. Decimaleintheilung.

DECIMALRECHNUNG ist die Rechnung mit dekadisch ausgedrückten Zahlen (vergl. Dekadik und Zahlensystem.) (*Gartz.*)

Decimalsecunde s. Decimaleintheilung u. Secunde.
Decimalsystem s. Decimaleintheilung u. Dekadik.
Decimalzahl s. Dekadische Zahl.
Decimanorum colonia s. Narbo Martius.

DECIMANUS oder Decumanus, eigentlich ein Adjectivum, abgeleitet von Decima oder Decuma [1]), d. i. der Zehnten des Ertrags, welcher als Pacht von den an einzelne Privaten zur Bebauung und Benutzung überlassenen Statsländereien oder Domainen an den römischen Statsschatz abgeliefert wurde. Daher ein solches Stück Feld oder Land ager decumanus [2]) genannt wird, und das Zehentgetreide selber, das davon eingeliefert wird, frumentum decumanum, auch blos decumanum [3]). Aber Decumanus (sc. homo) oder in der Mehrzahl Decumani [4]) bezeichnet diejenigen, welche gegen eine an den Statsschatz zu zahlende Summe die Einziehung dieser Zehnten einzelner Ländereien an sich gebracht hatten, und welche demnach eine Klasse der Publicani (s. den Artikel) bilden, die nach dem im römischen Reiche eingeführten Finanzsystem durch ähnliche Steigerungen oder Pachten die verschiedenen Gefälle des Stats an sich gebracht, indem dieser, durch eine von ihnen zu entrichtende Summe befriedigt, diesen Generalpächtern die einzelnen Gefälle überließ. Die Theilnahme an solchen großen Pachten gehörte mit zu den Handels- und Geldspeculationen der reichen Römer, zunächst des Standes, in welchem der meiste Geldreichthum herrschte, der Equites, welche zugleich das zur Ausführung solcher Unternehmungen erfoderliche baare Geld durch Verbindungen der Einzelnen oder Handelscompagnien und Associationen, wie wir dies zu nennen pflegen, stets in Bereitschaft halten konnten. Während die Equites auf diese Weise ihr Vermögen bedeutend zu vermehren und sich auf eine oft unglaubliche Weise zu bereichern wußten, ward aber auch andererseits ein solches Verfahren höchst drückend für die, welche solche Zehnten zu leisten hatten, da es die Quelle von unzähligen Bedrückungen jeder Art war und öftere Streitigkeiten, ja selbst Empörungen veranlaßt hat.

Endlich sagt man auch Decumana [5]) nämlich porta, um damit in den römischen Lagern das dem Hauptthor oder der Porta praetoria, aus welcher die Legionen gegen den Feind auszogen, entgegengekehrte, hintere Thor, durch welches die Verbrecher zur Strafe geführt wurden und zugleich aller Unrath aus dem Lager entfernt ward, zu bezeichnen. Der Name rührt daher, weil dies Thor hinter den zehnten Manipeln der Legion stand.

(*Bähr.*)

DECIMATIO. Eine von den militairischen Strafen, welche schon früher in der römischen Republik vorkommt und aus der furchtbaren Strenge der älteren römischen Kriegsdisciplin abzuleiten ist, die dann beibehalten und selbst in das neuere Kriegsrecht aufgenommen worden ist. Hatten nämlich mehre Soldaten oder eine ganze Heeresabtheilung sich eines gleichen Vergehens

1) S. *Heinecc.* Syntagm. Antiqq. Append. Lib. I. §. 60. vergl. §. 115. 2) Z. B. *Cicer.* in Verr. III, 6. 3) S. *Heinecc.* l. l. §. 115. und daselbst *Burmann* De vectigg. 2. 4) S. z. B. *Cicer.* in Verr. III, 8. II, 13. III, 48. II, 71. cap. 9. *Ascon.* in *Cicer.* Oratt. p. 29. *Burmann* De vectigg. cap. 9. 5) S. *Vegetius* I, 23: „Decumana porta quae appellatur, post praetorium est, per quam delinquentes milites educuntur ad poenam." Vergl. *Lipsius* De Milit. Rom. V, 5.

schuldig gemacht, wie z. B. der Meuterei, des Verlassens des Postens im Angesicht des Feindes u. s. w., ohne daß es möglich war, die eigentlich Schuldigen, die Hauptschuldigen auszumitteln, oder auch, weil alle an der Schuld Antheil hatten, so ließ man die Schuldigen zusammentreten und wählte durch das Loos den zehnten Mann aus, welcher dann das Vergehen mit dem Leben büßen mußte [1]). Dies hieß Decimatio und war nach Versicherung des Plutarch [2]) und Anderer altrömische Sitte, obwol im Ganzen in der frühern Zeit wenige Beispiele vorkommen, in der spätern Zeit aber schon öfters sich finden. Das erste Beispiel gab der Consul Appius Claudius im Jahre 282 u. c. [3]). Ein anderes Beispiel der Art gab Antonius in dem Kriege gegen die Parther, wo er, unzufrieden mit dem Betragen einer Legion, die Centurionen zweier Cohorten enthaupten und die Gemeinen decimiren, d. h. den zehnten Mann hinrichten ließ. Von Domitius Calvinus wird in Spanien, fünf Jahre nach Cäsars Tode, etwas Ähnliches berichtet. Auch unter dem Kaiser Augustus [4]) und später noch unter den Antoninen kommen Fälle vor, wo diese Strafe in Anwendung gebracht wurde; selbst Maximin soll dieselbe bei der thebanischen Legion angewendet haben, als sie sich weigerte, zur Ermordung der Christen hilfreiche Hand zu leisten. Immerhin wird aber uns diese Strenge der römischen Disciplin nicht befremden, wenn wir bedenken, wie z. B. der Consul Manlius den eigenen Sohn enthaupten ließ, weil er ohne seine Erlaubniß den Feind angegriffen hatte [5]), oder wenn wir lesen, welche Strafe die Legion traf, welche nach Rhegium als Besatzung geschickt, um diese Stadt gegen Pyrrhus zu vertheidigen, sich der Stadt bemächtigt, die Einwohner gemordet oder verjagt und hier eine Art von unabhängiger, militärischer Republik errichtet hatte [6]). Als später die Römer die Stadt wieder einnahmen, ward die ganze Legion von viertausend Mann gefangen nach Rom abgeführt und hier enthauptet, indem man einen Tag um den andern funfzig aus dem Gefängniß auf das Forum schleppte, wo sie unter dem Beile des Lictors fielen, bis niemand von den viertausend mehr übrig war [7]).

(*Bähr.*)

DECIMIUS. 1) Numerius Decimius, zu Bovianum wohnhaft, der Vornehmste und Reichste in ganz Samnium, führte in dem Kriege gegen Hannibal, im J. R. 535, den Römern 8000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferde zu und kam mit diesen Truppen eben zu rechter Zeit, und zwar dem Hannibal im Rücken, an, um eine Schlacht zum Vortheil für die Römer zu entscheiden. (Liv. 22, 24.) — 2) Cajus Decimius Flavus, rettete als Oberster ebenfalls im Kriege gegen Hannibal das römische Heer, gegen welches Hannibal die Elephanten hatte aufführen lassen, durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart. (Liv. 27, 14.) Im J. R. 567 wurde er zum Prätor erwählt (Liv. 39, 32.) und im folgenden Jahre ihm die Rechtspflege in Rom übertragen (das. 38.); er starb aber noch in diesem Jahre (das. 39.). — 3) Cajus Decimius ging zu der Zeit, als der makedonische König Perseus sich gegen die Römer zum Kriege rüstete und die Römer vielerlei freundliche und feindliche Vorkehrungen trafen, als Gesandter nach Kreta, um über die Anzahl der zu bewilligenden Truppen zu unterhandeln. (Liv. 42, 35.) Im J. R. 582 wurde er zum Prätor erwählt (Liv. 42, 11.) und erhielt im folgenden Jahre die Rechtspflege über die Fremden (das. 15.). Im J. R. 584 ging er als Gesandter nach Ägypten, um den von Antiochos, König von Syrien, gegen Ptolemaios und Kleopatra begonnenen Krieg beizulegen. (Liv. 44, 19.) Wie geeignet er zu einem Gesandten war, beweist sein Benehmen bei den Rhodiern, wo er es bewirkte, daß die Strafe für deren Handeln zum Vortheil des Perseus nur die Häupter der Anstifter, und nicht alle traf. (Liv. 45, 10.) — 4) Ein Lucius Decimius war vor Ausbruch des Kriegs mit Perseus unter den Bevollmächtigten, welche nach Griechenland gingen und Corcyra besetzten; er wurde sodann an den illyrischen König Gentius gesendet, um diesen von einem Bündniß mit Perseus abzubringen (Liv. 42, 37.), kehrte jedoch unverrichteter Sache zurück, und nicht ohne den Verdacht, daß er sich habe bestechen lassen (das. 45.). — 5) Ein Marcus Decimius kommt ebenfalls in jener Angelegenheit mit Perseus vor, als Gesandter nach Kreta und Rhodus, um die Freundschaft mit diesen zu erneuern. (Liv. 42, 19.) — 6) Ein Cajus Decimius, welcher Quästor gewesen und zu Cercina in Afrika mächtig war, kommt als Gegner Cäsars im afrikanischen Kriege vor. (B. Afr. 34.)

(*H.*)

DECIMOLE gehört unter die verzierenden, unregelmäßigen Tacteintheilungen, wenn nämlich irgend eine Tactnote anstatt 8 geregelter Unterabtheilungen 10 erhält, also z. B. ein Viertel 10 Zweiunddreißigtheile statt der gewöhnlichen 8. Über eine solche Notenfigur wird eine 10 gesetzt, was des Überblicks wegen nie zu unterlassen ist. In ältern Zeiten findet man dergleichen Eintheilungen gar nicht; in unsern Tagen sind sie nichts Ungewöhnliches; namentlich sind sie in vielen Bravoursätzen sowol für den Gesang als für Instrumente angewendet worden. Man ist jetzt in den Zeiten herrschender Verzierungen an allerlei olen sehr reich geworden; wir haben Quintolen, Sextolen, Septolen ꝛc. In einfache Musik, vorzüglich in einfache Gesänge gehören sie freilich (die Sextolen ausgenommen und die Triolen,

1) S. *Cicero* pro Cluent. 46. *Polyb.* VI, 36. nebst *Lipsius* de milit. Rom. V, 18. *Lebéau* „Des delits et des peines militaires“ in den Mém. de l'Acad. d. Inscr. Tom. XLII. pag. 279 seq. 2) In Vit. Crass. 10. pag. 548. Damit stimmen auch die Zeugnisse des Dionysius von Halikarnaß und des Appianus, welche Pitiscus im Lex. Antiqq. s. v. Decimatio anführt, überein. 3) S. *Liv.* II, 59. Die Belege zu dem folgenden finden sich bei *Lebéau* a. a. O. 4) Vergl. *Sueton.* Vit. Aug. 24. 5) *Livius* VIII, 7. 6) *Livius* Epit. XII. XV. und anderes, was *Lebéau* p. 281. citirt. 7) Die Strafe des Decimirens war noch bis zum 17. Jahrhunderte üblich. Gewöhnlich ward dem Obersten, auch wol den Offizieren, das Leben abgesprochen, von dem Regimente aber der — durch das Loos bestimmte — zehnte Mann erschossen. So geschahe es in dem Treffen bei Leipzig 1642 dem Reuterregimente Madloi, wo die überlebenden chrlos fortgejagt wurden. Die mildern Sitten der spätern Zeit haben diese Strafe abgeschafft, die auch jetzt noch oft genug verdient, wenn auch nicht ausgeübt wird.

über welche unter ihren Artikeln nachgelesen werden muß) gar nicht. (*G. W. Fink.*)

Decisio, Decisum s. Rechtsentscheidung.

Decius s. Decia gens.

DECIUS oder de Dexio, war der von einem mailändischen Dorfe genommene Zuname einer lombardischen Familie, die über dreihundert Jahre in Mailand blühte und von deren Gliedern folgende eine Erwähnung verdienen:

1) Tristan de Dexio, der Vater, der sich beständig am Hofe des Franz Sforza und dessen Söhne aufhielt.

2) Lancelot d. D., der eheliche Sohn des Tristan, Schüler des Alexander Tartagnus, lehrte zu Tessino, Pisa und Pavia die Rechte mit großem Beifall; er starb 1500.

3) Philipp d. D., unehelicher Sohn des Tristan, geb. 1454. Sein Vater ließ ihm in der Absicht, ihn gleichfalls an dem Hofe der Sforza anzubringen, eine sorgfältige Erziehung geben; indessen begab sich Philipp, wegen der in Mailand herrschenden Pest, zu seinem Bruder nach Tessino, auf dessen Zureden er im 17. Jahre seines Alters unter Jason Mainus und Jacob Puteus die Rechte studirte. Schon hier zeigte sich sein außerordentliches Talent im Disputiren, welches er in dem Maße ausbildete, daß es einen Concurrens, wie er war, selten gegeben haben mag und selbst Jason Mainus, sein Lehrer, ihn scheute. Von da begleitete er seinen Bruder nach Pisa, wo er selbst im 21. Jahre den Lehrstuhl der Institutionen erhielt; dann dort entlassen, nach Siena, wo er gleichfalls römisches und kanonisches Recht lehrte. Im Jahre 1494 begab er sich nach Rom, ward von Innocenz VIII. zum Auditor der Rota designirt und mit den Weihen des ersten Grades versehen. Da jedoch seine uneheliche Geburt bekannt wurde, so konnte er in den Gerichtshof nicht eintreten, sondern mußte Rom wieder verlassen. Er begab sich wiederum nach Siena, dann nach Pisa und hierauf nach Padua und Pavia, wo er das kanonische Recht lehrte. Der König von Frankreich, welcher mit dem Papst Julius II. bekanntlich in größtem Hader lebte, reclamirte ihn, als seinen Unterthan, von Padua und bewog ihn, nach Tessino zu kommen. Bald darauf wurde von dem Könige eine Synode zu Pisa zusammenberufen, worauf auch Philipp erscheinen mußte. Hier behauptete er, daß ein Concilium auch durch etliche wenige Kardinäle giltiger Weise berufen werden könne, weshalb Papst Julius II. ihn nebst den übrigen in Bann that. Bei der Eroberung von Tessino verlor er den größten Theil seines Vermögens und seiner Bibliothek; er floh daher nach Frankreich, wo er zum Parlamentsrath zu Grenoble ernannt wurde. Von da begab er sich als Lehrer der Rechte nach Valence. Diese damals sehr herabgekommene Universität soll er wieder gehoben und gegen 400 Zuhörer angelockt haben. Nach des Papsts Julius Tode befreiete ihn Papst Leo X., sein ehemaliger Schüler, vom Bann, berief ihn auch nach Rom als Professor des kanonischen Rechts. Jenen Ruf schlug Philipp aus, um den König von Frankreich nicht zu erzürnen. Nach dessen Tode erhielt er 1514 einen Ruf nach Pisa, aber König Franz, Ludwigs Nachfolger, litt die Annahme nicht, sondern versetzte ihn nach Tessino. Wie aber Kaiser Maximilian Mailand erobert hatte, so wurde er von den Mailändern nach Pisa berufen, wo er einige Jahre vor seinem Tode das Gedächtniß völlig verlor und im 80. Jahre seines Lebens, 1531 am 13. Oct. zu Siena verstarb. Seine Leiche wurde nach Pisa gebracht. Er hatte eine uneheliche Tochter, die jedoch als Citherspielerin ein ausschweifendes Leben geführt haben soll, so sehr der Vater sie liebte und für sie sorgte.

Er schrieb: Lecturas supra Decretalia, Digesta et Codicem, einen Commentar de regulis juris, Consilia ac Responsa u. s. w. Man wirft diesen Schriften vor, daß in ihnen die Rechtsstellen häufig auf sehr gezwungene Weise interpretirt werden, und daß sie falsche Allegationen enthalten; indessen werden die Consilia ac Responsa noch hie und da von Geschäftsmännern benutzt. (*Pancirol.* de clar. leg. interpr. L. II. c. 135.) (*Spangenberg.*)

DECIZE, Decise (46° 50′ 24″ Br. 21° 6′ 18″ L.), Stadt in dem Bezirk Nevers des franz. Dep. Nièvre, auf einer Insel der Loire, über welche eine Brücke führt, hat einen Blechhammer, 158 Häuser und mit dem Kirchspiele 2468 Einw. Hier sind gute Steinkohlen- und Mühlsteinbrüche. (*H.*)

DECK, Verdeck. Jeder Boden eines Schiffes wird in der Seesprache Deck genannt. Diese Decke sind nicht ganz eben oder horizontal, sondern in der Mitte des Schiffes der Länge nach erhöht oder gewölbt, welches einen zweifachen Nutzen hat, indem dadurch der Rücklauf der Kanonen vermindert und ihr an Bord Ziehen erleichtert wird; auch wird dadurch der Ablauf des Wassers befördert, wozu die Speigaten dienen, meist runde, öfters aber auch viereckige Löcher in dem Winkel, den die Verdecke mit dem Bord machen, durch welches sie eingehauen und mit Kupfer oder Blei ausgefüttert sind. Außer der angezeigten mittlern Erhöhung sind die Decke vorn und hinten höher als in der Mitte, welches man das Springen derselben nennt. (*Braubach.*)

DECKE, in der Baukunst, ist entweder: a) Decke eines Hauses s. Dach, oder b) Decke, Bedeckung einer freistehenden Mauer s. Mauerdeckel, oder c) Decke eines Saales, Zimmers u. s. w. Letztere ist eigentlich die innere, wagerechte Raumabtheilung eines Gebäudes im Geschosse, welche jedesmal zur Bedeckung aller Arten von senkrechten Raumabtheilungen eines Geschosses und zugleich zum Fußboden des darüber liegenden Geschosses dienen muß. Diese wagerechte Raumabtheilung wird der Form nach auf drei verschiedene Weisen bewirkt, wodurch drei Hauptarten von Decken entstehen, nämlich: 1) gewölbte Decken, das sind aus hohlen (concaven) Flächen gebildete s. Gewölbe; 2) halbgewölbte Decken, d. i. aus hohlen und geraden Flächen zusammengesetzte, s. weiter unten Nr. 12., so wie auch im Art. Gewölbe die Abtheilung Spiegelgewölbe; 3) gerade Decken, Plafonds. Letztere sind nach Art ihrer Construction wieder zweierlei, nämlich:

Keildecken, welche wie die steinernen Gewölbe aus keilförmig zugerichteten Steinen gemacht werden und daher auch im Art. Gewölbe unter dem Namen gerader Gewölbe oder scheitrechter Gewölbe vorkommen; dann Balkendecken, die in technischer Hinsicht den Hauptgegenstand des vorliegenden Artikels ausmachen.

Der Hauptkörper der Balkendecken ist der Grund des oberen Fußbodens, die Balkenlage, s. Gebälke. Die verschiedene Behandlung dieses Hauptkörpers zur Erhaltung einer zweckmäßigen Decke, und besonders die in dieser Absicht bei den unteren Theilen der Balken vorkommende Ausbildung veranlassen eine große Mannigfaltigkeit von Deckenwerken, von welchen wir die in Anwendung gekommenen hier anzeigen, ihre Construction deutlich und auf ihren vortheilhaften Gebrauch aufmerksam machen.

No. 1. Ganze Blockdecken, Trahmdecken sind aus dicht neben einander gelegten Balken bestehende Gebälke, deren untere Fläche ohne alle weitere Zurichtung zur Decke dient. Man bediente sich ihrer sonst sehr häufig zu Kellerdecken, um die kostbarere Construction der Gewölbe zu vermeiden, und noch werden sie hier und da, besonders in holzreichen Gegenden, z. B. im baierschen Untermainkreise, gebraucht, dann an vielen Orten Teutschlands auf dem Lande in Bauernwohnungen zu Gemüse- und Gartenkellern angebracht. Allein außerdem, daß diese Balkenkeller zur Erhaltung der Produkte nicht so gut sind wie die steinernen Gewölbe, so gewähren sie auch einem darüber liegenden Geschosse nicht den Vortheil eines gesunden, trockenen und warmen Fußbodens. Überdies stockt und fault das Holz leicht über solchen halbfeuchten Orten, und man muß einen so unzweckmäßigen Gebrauch dieses jetzt fast in allen Theilen Europa's schonungswürdigen Materials als eine Verschwendung des gemeinen Gutes ansehen. Dahingegen gehören die Blockdecken zu den zweckmäßigsten Decken über Gefängnissen, indem sie die größte Sicherheit gegen den Ausbruch der Verhafteten gewähren. Übrigens kann man diese Art von Decken querüber schindeln, spriegeln und rohren, sonach in aller Sicherheit mit Stuck bewerfen und folglich zu einem schönen Plafond ausbilden.

No. 2. Halbe Blockdecken, eingeschobene Blockdecken, Dobeldecken, Dübeldecken werden aus schwächerem Blockholze gemacht, welches zwischen die Deckenbalken also eingeschoben wird, daß es mit den Unterflächen derselben eine Ebene bildet. Dieses Ausdobeln geschieht entweder nach der Breite oder nach der Länge der Balkenfächer. Bei der ersten Verfahrungsweise werden die Füllhölzer ab, wie wir in Fig. 1. A durch einen Querdurchschnitt und in Fig. 1. B in dem Grundrisse eines Theiles der oberen Ansicht einer solchen Decke anschaulich machen, vermittelst Spunden an ihren Enden a und b in die nach der Länge cd der Deckenbalken an den Seiten derselben ausgestoßenen Nuthen eingeschoben. Die Haltbarkeit einer solchen Decke beruhet theils auf der Stärke des Spunden, theils, und hauptsächlich, auf dem unter der Nuth stehenden Balkenholze, auf welchem der Spunden aufliegt. Bei Balken, die vielen Splint haben, und Füllhölzern, die gleichfalls nicht von gutem Holze sind, ist also die Standhaftigkeit eines solchen Deckenwerkes gefährdet. Man schlägt daher vor, die Balken cd, Fig. 2. A und B mit abgedachten Seitenflächen zuzuhauen, das ist, oben bei d, Fig. 2. A schmäler als unten bei c zu machen und die Füllhölzer ab wie Keile zwischen dieselben einzulegen. Freilich muß diese Arbeit fleißig und genau passend ausgeführt und alles Dobelholz hinlänglich fest eingetrieben werden, damit nach dem Verputze einer solchen Decke kein Senken der Dobelhölzer erfolge, wodurch nothwendigerweise Risse in dem Verputze entstehen müßten. Auch ist für eine solche Anordnung zu bedenken, daß bei diesem Verfahren die Deckenbalken gegen die Okonomie der Baukunst und gegen die statischen Gesetze der Festigkeit verschnitten und geschwächt werden. — Wird aber das Füllholz nach der Länge der Deckenbalken eingelegt, so ist man zu keiner Schwächung der Balken weder durch Ausnuthen noch Verhauen derselben genöthigt; denn man nimt aufgeschnittenes Holz von solcher Länge, daß es mit seinen Enden a und b auf Mauerlatten gh oder Wandschwellen ik aufliegen kann, wie die geometrische Horizontalansicht Fig. 3. B eines solchen Deckenwerkes von oben deutlich macht. Dieses Füllholz wird nach der Länge der Deckenbalken auf der Zulage mit eingepaßt, und seine aufgeschnittenen Seiten aa Fig. 3. A nach unten gelegt, wodurch es mit den Unterflächen der Hauptbalken bündig wird. Oben können diese Hölzer, wie im Querdurchschnitte Fig. 3. A gesehen wird, von ungleicher Höhe seyn. Da nun solches aufgeschnittenes Holz gewöhnlich 4 bis 5 Zoll hoch und in der aufgeschnittenen Seite etwa 7 Zoll breit ist, so würde es über Zimmerräumen von etwa 14 Fuß schon nicht mehr mit der für eine Decke erforderlichen Sicherheit frei liegen. Man muß daher von oben quer über die Balken etwa alle 7 Fuß Riegel ef einlassen und die Füllhölzer an diese Riegel vermittelst kreuzweis d. i. in entgegengesetzten Richtungen durch sie getriebener, hölzerner Nägel anheften, wie der Querdurchschnitt Fig. 3. A hinlänglich deutlich macht. Unten werden diese Nägel, so weit sie durchreichen, weggestämmt und auseinander gekeilt. Auch diese Decken bedürfen der Verschalung nicht, um ihnen für bessere Zimmer den gehörigen Verputz oder eine weitere architektonische Ausbildung und Verzierung zu geben. Aber für die Dobelhölzer muß man gutes und vorzüglich trockenes Holz wählen, sonst könnten die hölzernen Nägel stocken, das Heruntersacken der Füllhölzer und dadurch Risse im Deckenverputze veranlassen.

Nr. 3. Offene Balkenfächerdecken sind, wenn der obere Fußboden auf seiner Grundlage, dem Gebälke, als hinlängliches Deckenwerk erkannt und eine weitere Deckenbildung an den untern Theilen der Balken für überflüssig erachtet wird. Bei dieser Art von Decken sind die Unterlagen des obern Fußbodens oder überhaupt die Balkenlagen von unten sichtbar. Von ihrer Anordnung hängt es daher ab, ob solche Decken blos über gemeinen Stallungen oder andern der Veredelung entrückten Raumabtheilungen, oder aber über solchen brauchbar

sind, die eine Kunstausbildung fodern. Die einfache gewöhnliche Balkenlage wird als Decke über Stallungen und über den Zimmerräumen gemeiner Bauernwohnungen mit großem Vortheile benutzt. Der darüber angebrachte Fußboden ist in solchen Fällen hinlänglich, eine sichere Bedeckung zu gewähren, und wenn man denselben aus quer über die Balken und dicht neben einander gelegten, geklöbten oder auch nur etwas behauenen, kienenen, elsenen oder birkenen Stangen verfertigt, die Fugen zwischen diesen mit Strohlehm verstreicht, oder sie selbst mit Lehmstroh umwickelt und einen tüchtigen Lehmschlag darüber bringt; so hat man nicht nur allein oben einen guten ökonomischen und feuersichern Boden, sondern auch für unten eine leichte, dichte, warmhaltende und zugleich eine der wohlfeilsten Decken. Eine Anschauung hiezu ist weiter unten bei Nr. 7. angezeigt. Solche Decken werden auch *gestreckte Windel-* oder *Wickeldecken* genannt, und halten in Bezug auf die darauf verwendete Arbeit das Mittel zwischen ganzen und halben Wickeldecken. Man kann sie unterwärts mit Lehm gerade streichen und mit der ganzen vorstehenden Balkenlage weißen. Allein für solche Raumabtheilungen, an welche der Kunstsinn Foderungen macht, sind dergleichen Decken nicht anwendbar, weil die unveränderte, gewöhnliche einfache Balkenlage ebenso wenig wie die gewöhnliche doppelte Balkenlage, wo nämlich in gewissen Fällen schwächere Balken zur Unterlage des Fußbodens quer über die gewöhnliche Balkenlage ebenfalls in gewöhnlicher Lage angebracht sind, einer schönen architektonischen Ausbildung fähig ist. Auch findet man in den Denkmälern der Alten keine Spur, daß man je versucht habe, die untere Ansicht dieser gewöhnlichen Balkenskelete zu verzieren. Aber die Kreuzbalkenlagen, sowol der Hauptbalken als auch der aus schwächeren Balken über der einfachen Balkenlage angebrachten, oder von Unterzügen unterstützten, sind der architektonischen Ausbildung vorzüglich fähig und daher als offene Balkenfächerdecken in allen Fällen, selbst bei den strengsten Kunstansprüchen, brauchbar; denn ihre untern Ansichten bilden vertiefte, viereckige Felder, welche schon durch Anbringung eines einzigen, einfassenden, architektonischen Gliedes ein gefälliges und reiches Ansehen erhalten, durch fortgesetzte zweckmäßige Gliederung aber sich in der größten Mannigfaltigkeit ausbilden und auf das reichste verzieren lassen. Um uns kurz zu fassen, legen wir folgende Anschauungen als Typen für *Construction*, *architektonische Ausbildung* und *Verzierung* zum Grunde: Fig. 4. A. ist der Durchschnitt, und Fig. 4. B. die untere geometrische Ansicht eines solchen einfachen Kreuzbalkendeckenwerkes mit einfacher architektonischer Ausbildung; Fig. 5. A. und B. ist dasselbe mit einer reichern Ausbildung und zweckmäßigen antiken Verzierung; Fig. 6. A. ist der Durchschnitt, und Fig. 6. B. die untere Horizontalansicht eines aus schwächeren Zimmerstücken zusammengesetzten und über der einfachen Balkenlage liegenden Rostdeckenwerkes mit einfacher architektonischer Ausbildung; Fig. 7. A. und B. ist dasselbe mit reicherer Ausbildung und eben solcher antiken Verzierung. Aus diesen Typen kann man sich die große Mannigfaltigkeit leicht entwickeln, welche theils durch Veränderung der Balkenentfernungen und Abwechselung in Lage der Unterbalken oder Unterzüge für Größe, Form, Verhältniß und Eintheilung der Felder und Balkenfriese, theils durch Abwechselung der Bauglieder und Art der Verzierung für den Charakter solcher Decken bewirkt werden kann.

Bei den Alten war diese Art Deckenwerk ganz vorzüglich im Gebrauche. Sie führten es in Holz und in Stein aus, und man findet in den Resten der auf uns gekommenen Bauwerke mehr oder weniger erhaltene Überreste, Trümmer und Spuren, sowie in den bekannten Samlungen griechischer und römischer Denkmäler Abbildungen davon, auf welche wir zur weitern Kenntniß derselben hinweisen müssen. Griechen und Römer scheinen einen besondern Gefallen daran gehabt zu haben, diese Deckenart gar reich auszubilden und zu verzieren. Die untere Ansicht der Balken pflegten sie als *Bänder* oder *Friese* a. a. (siehe die vorhin angezeigten Figuren) mit dem mannigfaltigsten Schnitzwerke zu versehen und an den Stellen, wo sie sich kreuzten, schön verzierte *Schraubenköpfe* b. b.... anzubringen. Die Seiten c. c.... der Balken theilten sie rings um die Vertiefungen in Streifen ab, oder brachten an denselben stark hervorragende *Gesimßchen* d. d.... an. Die Vertiefungen selbst aber füllten sie mit einer Hauptzierde e aus dem idealischen Pflanzenreiche aus, welche die neuere Architektur eine *Rosette* nennt und deren mehr als hundert Arten in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit zum Gebrauche hat (s. im Art. Verzierung). Die Römer nannten diese Art Deckenwerk lacunar, wegen der von den Balken gebildeten Vertiefungen, und auch laquear wegen der scheinbaren Verschlingung derselben. Von ihr trugen sie diese Benennung endlich auf alle andere Decken, selbst auf die gewölbten Decken über, welche diese Construction und ihre Verzierung in Steinbildnerei oder in Weißwerk, oder auch nur in Malerei darstellten.

Alle bis hieher beschriebenen Arten von Balkendecken, sowie auch mehre der noch zu erwähnenden lassen sich in Stein sowie in Holz ausführen. Nicht nur allein die Griechen und die Römer haben sie, wie wir bereits anzeigten, in ersterem Materiale dargestellt, sondern schon die uralten Völker, die Ägypter, bedienten sich der steinernen Balken zu ihrem Deckenwerke, wie fast alle ihre noch übrig gebliebenen Bauwerke beweisen, und die Abbildungen bei Pococke, Norden und in der Description de l'Egypte anschaulich machen. Ihre steinernen Deckenbalken sind aber natürlicherweise bei weitem kürzer als unsere hölzernen. Sie werden von einer großen Menge Säulen gestützt, und ein jeder reicht von einer Säule zur andern. Quer über sie sind andere den unteren ganz gleiche Balken aufgelegt, und die Fächer zwischen diesen mit dicken Steinplatten ausgesetzt, welche mit den Oberseiten der Balken bündig einen ebenen Fußboden bilden. Selbst in den vorhistorischen Denkmälern Indiens sieht man wenigstens schon den Unterbalken unter der Decke von einem Pfeiler zum andern reichend, wenn auch nicht aufgelegt, doch in der Steinmasse des Felsens mit diesen ältesten Bauwerken ausgehauen.

Nr. 4. *Stülpdecken*, *eingeschobene Decken*

heißen die offenen Balkenfächerdecken, wenn die Fächer nit Bretern ausgestülpt, das ist, zwischen die Balken bes- ere oder geringere Breter eingeschoben werden. Das Einschieben dieser Füll- oder Deckenbreter geschieht auf weierlei Weise: entweder werden an die Seiten der Deckenbalken a. b. Latten c. (man sehe den Längendurchschnitt Fig. 8. A. und den Querdurchschnitt Fig. 8. B.) be- estigt, die Breter d auf diese Latten aufgelegt und die Fugen mit Strohlehm verstrichen, welches Verfahren bei olchen Deckenbalken angewandt wird, die man durch das Falzen nicht schwächen darf; oder es werden an die Sei- en der Deckenbalken statt dieser Latten Falzen, nach dem ängendurchschnitt Fig. 8. C., ausgestoßen und die Bre- er d in die Falzen so über und unter einander geschoben, aß sie sich gegenseitig um 1½ Zoll decken. Bei diesem Verfahren muß an einer Seite jedes Deckenbalkens ein Einschnitt e bis auf die Tiefe des Falzens hinab gemacht werden, durch welchen man die Schubbreter auf die Fal- en bringen kann. Um eine noch dichtere Verbindung der Deckenbreter und zugleich ein besseres Aussehen einer sol- chen Decke zu bewirken, werden dieselben an den Seiten, wo sie über einader greifen, vermittelst Spunden und Nuth, nach dem vergrößerten Längendurchschnitte Fig. 8. . zusammengefügt, wodurch vertiefte und erhöhete Fel- er f und g in der unteren Ansicht der Decke entstehen, die er architektonischen Ausbildung günstig sind. Man darf ur den unter den oberen Bretern vorstehenden Rand c er untern mit einem Gliederhobel abstoßen und in die un- r den obern Schubbretern befindlichen leeren Falzen f benso gegliederte Holzstücke, wie der Querdurchschnitt ig. 9. A. bei f zeigt, einpassen; so hat man nicht nur n Zweck einer architektonischen Formbildung auf eine nfache und leichte Weise erreicht, sondern auch eine othwendige weitere Befestigung zu Stande gebracht, dem man die oberen Schubbreter, die sonst lediglich uf ihren Spunden ruhen müßten, an ihren beiden Enden n den eingepaßten Holzstücken f unterstützt werden. ig. 9. B. zeigt die untere Ansicht einer solchen Decke mit nfacher architektonischer Ausbildung. Man wird bei rer Anschauung gleich wahrnehmen, welche angenehme bwechselung von Schatten und Licht die vertieften Fel- r f mit den erhöheten g und mit den unteren Balken- ächen h hervorbringen, und wie schön sich diese mannig- ltigen Felder durch passende Verzierungen in Schnitz- erk oder durch Farben und Vergoldungen veredeln las- n. Doch eine saubere Aushobelung und ein Anstrich it Ölfarbe sind schon hinlänglich, solchen Decken eine le Wirkung zu verschaffen. Alle diese eingeschobenen ecken können zwischen den Schubbretern und den Fuß- denbretern mit einem zweckmäßigen Stoffe ausgefüllt rden. Sie sind leicht, warmhaltend, dauerhaft, und so in aller Hinsicht sehr brauchbar, freilich auch, sonders die zuletzt beschriebenen, kostbar, da sie einen ufwand von sehr gutem Holze fodern.

Nr. 5. *Ganze Windeldecken, Wickel-, Wel- rer, Wellerdecken, gestackte Decken* sind in sern Zeiten das gemeinste, fast überall übliche, wohl- le Deckenwerk. Wir haben seine Construction in ei- m Durchschnitte Fig. 10., quer über die Deckenbalken genommen, deutlich gemacht. Es werden hiebei 2½ bis 3 Zoll über der Unterkante der Balken nach ihrer ganzen Länge Falzen eingehauen, und in diese Falzen sogenannte *Stackhölzer* a b, das sind 1 bis 2 Zoll dicke und 3 bis 4 Zoll breite Hölzer, am besten von Kienenholz, eingepaßt, mit Lehmstroh umwunden und so dicht als möglich neben einander getrieben. Alsdann wird alles von unten mit vorzüglich gutem, nicht zu magerem Lehm der Unterfläche der Balken gleich verstrichen, wodurch sich ein ganz ebenes, gerades Deckenfeld bildet. Dieses Deckenfeld läßt sich mit Kalk oder Gyps abweißen, zur architektonischen Ausbildung aber durch Berohrung und Bewurf vorbereiten. Die Absicht, eine solche ganz ebene Decke ohne den weiteren Holzaufwand für eine Verschalung zu erhalten, hat die Erfindung der ganzen Windeldecken veranlaßt. Um solche Decken oder den Fußboden darüber recht wärmehaltend zu machen, werden die Balkenfächer mit Lehm und Schutt, nach der Regel den Oberkanten der Balken zu gleich, ausgefüllt. Die Balken dürfen aber bei solchen Decken keinen Splint mehr an den Kanten haben; denn sonst kann es leicht geschehen, daß das unter den Falzen gebliebene wenige Holz schon durch das Eintreiben der Stackhölzer abgespalten und durch die Last der Ausfüllung das Ablösen derselben befördert wird, was das Einsinken und bald gar das Herabstürzen von Deckenfeldern zur Folge hat. Diese Decken erfodern auch unter den Windeldecken die meisten Kosten, Arbeit und Zeitaufwand.

Nr. 6. *Halbe Windel- oder Wickeldecken* wurden durch die eben bei den ganzen Wickeldecken zuletzt bemerkten Umstände veranlaßt. Sie unterscheiden sich von diesen dadurch, daß man die Falzen nicht nahe bei den Unterkanten der Deckenbalken, sondern nach dem Querdurchschnitte Fig. 11. 3 Zoll unter den Oberkanten derselben einhaut, und die *Stackhölzer* a b, zu denen man hier besser dicke Bretstücke oder Schwarten nimt, nicht mit Lehmstroh umwickelt, sondern, nachdem sie in die Falzen dicht neben einander getrieben sind, nur ihre Fugen mit Lehm verstreicht, alsdann den noch über den Schwarten bleibenden geringen Raum der Balkenfächer zuerst mit dünnem Lehmstrohe, und darauf mit trockenem Schutte mit den Oberkanten der Deckenbalken bündig ausfüllt. Dieses Deckenwerk gehört eigentlich auch zu den *offenen Balkenfächerdecken*. Es ist unter den Wickeldecken das wohlfeilste und kostet die wenigste Arbeit und den geringsten Zeitaufwand, ist aber dem Zusammenhalten der Wärme in den Zimmern nicht so günstig, wenn nicht über der Unterfläche der Balken Verschalung erfolgt und so die Wickeldecke in eine gestackte und verschalte Decke umgewandelt wird. Allen erwähnten, bei den Wickeldecken vorkommenden, der Ökonomie des gemeinen Häuserbaues nachtheiligen Umständen zu entgehen, hat man die unter folgender Nummer angezeigten Decken aufgebracht, nämlich

Nr. 7. *Gestreckte Windel- oder Wickeldecken*, welche oben unter offenen Balkenfächerdecken beschrieben und in Fig. 12. durch einen nach der

Länge der Balken vorgestellten Durchschnitt versinnlicht sind.

Nr. 8. Verschalte Decken, Breterdecken heißen alle gerade Balkendecken, deren Balkenskelett durch Breter verblendet wird, welche man quer über die Unterflächen der Balken aufnagelt. Wir haben ihre Construction in einem Querdurchschnitte Fig. 13. A. und der unteren Ansicht der Decke Fig. 13. B. anschaulich gemacht und mit folgenden Buchstaben erklärend bezeichnet: a die Deckenbalken, b die unten angeschlagenen Breter oder die Verschalung, c die Nägel, d die Berohrung und der Anwurf mit der einfachsten architektonischen Ausbildung, e das Deckengesimß, f die für die Ausfüllung der Balkenfächer zwischen die Deckenbalken eingeschobenen Bretstücke, g die mit Lehm und Schutt auszufüllenden Räume, h die Breter, welche den oberen Fußboden bilden. — Die ganzen Windeldecken, um ihnen mehr Haltbarkeit zu geben, die halben Windeldecken, um sie wärmehaltender zu machen, und diese, sowie auch alle andere Decken, für die man ein schönes, gerades und ebenes Deckenfeld erhalten will, werden als verschalte Decken vollendet. Die architektonische Ausbildung der ebenen Decken geschieht am einfachsten und gemeinsten durch Begrenzung der Deckenform, welche natürlicherweise von der Grundform des darunter befindlichen Zimmerraumes abhängt, das ist, durch Einfassung des ganzen Deckenfeldes mit einem einzigen Baugliede i, Fig. 13. A und B, welches die Decke vermittelst eines der einfachsten Deckgesimße e, nämlich einer Schattenkehle, einem Rundstäbchen und Leistchen, mit dem Friese der Zimmerwände, dem obersten Theile derselben, verbindet. Je nachdem es nun der Charakter des Zimmers verlangt, trit an die Stelle des einfachen Leistchens i ein zusammengesetztes l, Fig. 13. C, oder ein Rundstab m Fig. 13. D, oder eine Zusammensetzung mehrer Bauglieder zu Gesimßchen n, o, p, q, wodurch sich zugleich jedesmal das vertiefte Band r rings um die Deckenform als eine weitere Bereicherung der architektonischen Ausbildung gestaltet. Aus diesen Typen ersieht man, wie durch ihre fernere Zusammensetzung, oder durch ihre Wiederholung nach derselben, oder nach andern Richtungen eine reichere Einfassung oder auch eine Eintheilung in mehre große Felder bewirkt wird. Alle diese Gliederungen werden in Weißwerk (Stukkaturarbeit) oft auch durch bloße Abbildung derselben in Licht- und Schattenzeichnung ausgeführt. Endlich erfolgt auch die architektonische Ausbildung der ebenen Decken, der geraden sowol als der gewölbten, nach dem Beispiele der Alten, durch Nachbildung der vertieften viereckigen Felder, welche bei den offenen Balkenfächerdecken durch Construction der Kreuzgebälke veranlaßt werden. Diese werden mit ihrer ganzen eigenthümlichen architektonischen Ausbildung und Verzierung in Weißwerk sowol als in Schatten- und Lichtzeichnung nachgeahmt, und haben auch allerdings den Anlaß zu derjenigen Deckenausbildung gegeben, wo sich diese vertieften Felder nicht mehr als rechtwinkliche Vierecke darstellen, sondern entweder nach der Grundform des Schiefeckes oder jener des Sechseckes, des Achteckes, des Kreises, oder nach irgend einer andern Figur gebildet erscheinen. Die Deckenflächen sind dann bald nach einer dieser Grundformen, bald nach mehren zugleich, und in einer mannigfaltigen Ordnung mit einander verbundenen, abgetheilt. Auch diese Art von Deckenausbildung haben die Alten schon ausgeführt, wie neben andern die mannigfaltigen Deckenwerke dieser Art in Weißwerk zu Palmyra beweisen (Siehe *Wood* the Ruins of Palmyra und Hirt in der Baukunst nach den Grundsätzen der Alten). Mit ihr erreicht die architektonische Ausbildung der Decken zugleich ihren höchsten Grad, und man wird fühlen, daß diese Deckenwerke ein höchst angenehmes Spiel für das Auge bilden und bei einer Folge von Raumabtheilungen, wo man dieselben Formen nicht immer wiederholen, sondern durch Mannigfaltigkeit ergötzen will, glückliche Anwendung finden. Nur muß man sie mit Besonnenheit anwenden und, nach der Warnung eines unserer verdientesten heutigen Lehrer der Architektur, dergleichen in der Construction ungegründete Nachahmungen nie da gebrauchen, wo der Ernst der Kunst die Nachbildung der Wahrheit fodert.

Nr. 9. Lattendecken heißen solche, die man für den oben erwähnten Zweck der verschalten Decken der Ersparniß der Breter und der Berohrung wegen erfunden hat, und also die Balken, statt sie mit Bretern zu verschalen, mit Latten bekleidet. Solche Decken werden nach zwei verschiedenen Verfahrungsweisen angefertigt. In dem nach der Länge der Balken vorgestellten Durchschnitte Fig. 14. werden Latten a, die oben ganz schwach, nach unten aber etwas abgeschrägt und also breiter sind, dergestalt quer über die Balken gelegt, daß zwischen jeder nur ein Raum b von etwa einem Zolle bleibt. Dann wird Gyps zwischen diese Latten geworfen, welcher sich so fest in den Zwischenräumen b anhängt, daß auch die unter den Latten angeworfene Gypsfläche mit gehalten wird. Nach dem Längendurchschnitt Fig. 15. werden gewöhnliche 1½ bis 2 Zoll breite und 1 Zoll dicke Latten a ebenfalls quer unten über die Balken genagelt, daß 1 Zoll Zwischenraum b zwischen jeder bleibt. Diese Zwischenräume werden mit Mörtel, der mit Haferstroh vermischt ist, ausgestopft, und noch etwas Mörtel darauf gegossen. Alsdann werden die unten durchhängenden Strohhalmen mit der Maurerkelle abgehauen und von unten Mörtel, der mit Kälberhaaren vermischt ist, angetragen. Wenn dieser Anwurf trocken ist, folgt ein anderer von bloßem Mörtel, der, um schneller zu halten, mit Gyps vermischt seyn kann.

Nr. 10. Vertäfelte Decken werden aus den verschalten gebildet, wenn auf die Fugen a, Fig. 16. A und B, welche da, wo die Breter zusammenstoßen, und da, wo sie neben einander liegen, entstehen, Latten oder Leisten b aufgenagelt, und durch dazwischen angeschlagene ähnliche Querlatten c gleichseitig viereckige oder länglich viereckige Felder an der Deckenfläche gebildet werden. Diese Latten können eine reichere architektonische Ausbildung durch Gliederhobel und Verzierung durch Schnitzwerk und Vergoldung, sowie die

Felder mannigfaltige Bildnereien durch Sculptur und Malerei erhalten. — Außer den bis hieher beschriebenen Balkendecken gibt es auch:

Nr. 11. Ausgemauerte Balkendecken. Für diese müssen nach dem Querdurchschnitte Fig. 17. die Balken a auf beiden Seiten von oben nach unten schräg ausgehauen, und wenn die Ausmauerung b mit Ziegel- oder Lehmsteinen geschehen soll, nicht wol über 2 Fuß, höchstens 2½ Fuß im Lichten auseinander gelegt werden. Diese Decken sind dauerhaft und dicht und wurden mit gebrannten Ziegeln schon in alten Zeiten gebraucht, wie man, nach dem Zeugnisse Gilly's in dessen Landbaukunst, bei Abbrechung eines uralten Hauses zu Stargard in Pommern gefunden hat. Sie sind aber schwer und kosten einen großen Aufwand an Balkenholz. Neuerdings hat man die Ausmauerung der Deckenfelder mit Schlacken, wobei so enge Balkenweiten nicht nöthig sind, versucht und bewährt gefunden, wovon man das Verfahren in Holzers Beiträgen zu dem Baue der Deiche rc. Berlin 1825. S. 50 ff. beschrieben findet. Endlich

Nr. 12. Ausgewölbte Balkendecken, wo nach Fig. 18. die Balken a... in geringen Entfernungen von einander und übereck gelegt und ihre Zwischenweiten mit kleinen Gewölben überspannt werden, und nach Fig. 19. die Balken a in 9 Fuß weiter Entfernung liegen, an ihren Seiten 2 Zoll tiefe Einschnitte b b einen Zoll hoch über ihren Unterkanten ihrer ganzen Länge nach erhalten, dazwischen flache Gewölbe aus doppelt über einander auf ihre flachen Seiten in Gyps gelegten Ziegeln eingespannt und die Seiten c der Gewölbe hintermauert werden. Die zuerst beschriebene Art ist ebenfalls schon uralt und wurde in der Burg Dersum in Ostfriesland gefunden. — Die Espinschen und Gillyschen Decken sind keine ausgewölbten Balkendecken, sondern reine Gewölbe, siehe sie also im Art. Gewölbe.

Die weitere technische Ausbildung der Deckenflächen erfolgt in den oben erwähnten Fällen durch den Verputz, siehe den Art. Bewerfen in unserer Encyklopädie Sect. I. Thl. IX. S. 384 ff.; die artistische oder architektonische Ausbildung aber durch Anbringung der Bauglieder und der daraus entstehenden Felder und Gesimße, und endlich durch die Verzierung. Von der architektonischen Ausbildung der Decken ist oben unter Nr. 3. 4. 8. und 10. das Nöthige erinnert worden. Die vollendete Ausbildung erfolgte aber durch Verbindung der Decke mit den Umfassungswänden des Zimmers vermittelst eines Deckenhauptgesimßes, das höchst einfach, wie e Fig. 13., oder reicher zusammengesetzt sein kann, und sich in dieser Hinsicht theils nach der Construction der Decke selbst und ihrer daraus entspringenden architektonischen Ausbildung, theils nach der Ausbildung der Wände zu richten hat, um als ein schönes Mittelglied und harmonischer Übergang zu erscheinen. Die Anordnung und technische Ausführung aller Arten von Gesimßen sind im Art. Gesimse und aller Arten architektonischer Verzierung im Art. Verzierung abzuhandeln.

Hier bleibt nur noch übrig, diejenigen Verzierungen im Allgemeinen anzudeuten, die für Deckenwerke schicklich sind.

Die erste und einfachste Verzierung ist die Farbe. Diese hat man für Deckenwerk immer so zu wählen, daß nicht nur die Reflexion des Lichtes sowol wegen Erhellung des Innern, als wegen des Effectes der an den Decken vorkommenden Bauglieder und Bildnereien befördert, sondern auch das Gefühl der Leichtigkeit der Decke in dem darunter Wandelnden erregt und erhöhet wird. Hiezu sind außer der theilweisen oder gänzlichen Vergoldung, wodurch der Decke zugleich der Charakter des höchsten Reichthums gegeben wird, alle hellere Farben vorzüglich geeignet. — Die eigenthümliche Verzierung der Bauglieder, welche die architektonische Ausbildung der Decken, wie oben gezeigt wurde, bewirken, ist der zweite Grad der Deckenauszierung (s. Verzierung). Der dritte Grad ist die Ausfüllung der vertieften Felder mit Rosetten, wovon oben Nr. 3. unter offenen Balkenfächerdecken, und der vierte Grad die Darstellung bildlicher Gegenstände in den flachen Feldern (s. oben Nr. 8. verschalte Decken und Nr. 10. vertäfelte Decken).

Die Gegenstände, welche sich zu bildlichen Darstellungen an den Decken vorzüglich eignen, sind vordersamst alle natürlichen Erscheinungen am Himmel und in den Wolken, die Sonne, der Mond, die Sterne, die Wirkungen des Aufganges und des Niederganges u. s. w., welche dann besonders wirksame Vorstellungen für Deckenmalerei werden. Die einfachste Art dieser Deckenverzierung ist das blaue Deckenfeld, mit goldenen Sternen in einer architektonischen Ordnung bestreut, welches eine besonders erheiternde, einfach große und edle Wirkung hervorbringt. Schon die Völker des Alterthums haben von dieser edeln Deckenverzierung Gebrauch gemacht. Denn sie sah man an der Decke eines Saales im Palaste oder Grabmale des Osymandias (Diodor. Sicul. libr. I. sect. 2. cap. 20); sie sieht man heute noch in der Portike des Tempels zu Hermontis und in andern Denkmälern Ägyptens. Auch die Erzeugnisse des Pflanzenreiches eignen sich zu edeln und angenehmen Deckenverzierungen. Die Zweige der Bäume und die Blüthen über unsern Häuptern geben uns eine natürliche Veranlassung, sie an unser Deckenwerk zu versetzen. Mit Blumen oder Blättern in einer regelmäßigen Anordnung leicht bestreuete Deckenfelder, großes kräftiges Blätterwerk in gut geformten Gruppen oder wohlgeordneten Zügen, besonders wenn sie durch die Sculptur in Weißwerk ausgeführt sind, gewähren immer den befriedigendsten Anblick. Selbst das Thierreich bietet manchen Gegenstand dar, der mit jenen in eine schöne Verbindung gebracht werden kann. Hieraus entwickeln sich die sogenannten Arabesken und Grotesken (s. Grotesken), mit welchen schon die Alten ihre Decken verziert haben, wie die schönen Überreste unter den Trümmern von Hadrians Villa zu Tivoli und in den Bädern des Titus zu Rom beweisen (*Ponce* Arabesques antiques des Bains de Livie etc. et Description des Bains de Titus etc.

Pl. 5. 8. 11. 17. 18. 35. 37. 38. 41. 54 — 58.). Auch diese werden in Weißwerk und in Malerei, und oft in beiden vereint ausgeführt. Ja das Zelt der Naturvölker und die Bedeckung oben offener Gemächer mit Teppichen geben Veranlassung, die Decken mit Nachbildung von Tuch und Faltenwerk auszuzieren. Auch hievon sieht man ein musterhaftes Beispiel in einer Runddecke in den genannten Bädern des Titus (auch abgebildet in Hirts Baukunst nach den Grundsätzen der Alten, Pl. I. Fig. IV.). Endlich eignen sich zu bildlichen Darstellungen am Deckenwerke theils solche Gegenstände, welche die Phantasie als Sinnbilder an den Himmel setzt, theils solche, welche man sich als höhere Wesen über uns oder als Erscheinungen in der Luft und über den Wolken denkt. Zu den ersten rechnen wir im Geiste der Alten die Sinnbilder und Vermenschlichungen der Sonne, des Mondes, des Auf- und Niederganges beider, der Gestirne, der Nacht, des Schlafes, der Träume, der Winde und der Jahreszeiten; zu den andern Erscheinungen der Götter, Scenen auf dem Olympos, Apotheosen großer Männer und Helden ꝛc., welche sich alle auch im Geiste unserer Zeit und unserer Religion in Erscheinungen von Engeln und von anderen höheren Wesen, in Himmelfahrten, Verklärungen christlicher Helden und großer Männer des Vaterlandes anwenden lassen. Aus solchen Darstellungen, wenn sie für Deckenwerk in Malerei ausgeführt werden, entstehen die Deckengemälde.

Die Deckengemälde erscheinen entweder als einzelne leichte Figuren und kleinere bildliche Vorstellungen in den durch die Bauglieder oder durch die Lage und Züge des Ornamentes gebildeten kleineren und größeren Feldern, und gehören dann mehr zu der Art Verzierung, die wir Arabesken und Grotesken nennen (s. weiter oben); oder sie stellen sich als große bildliche Vorstellungen dar, welche oft das ganze Deckenfeld, oft den bedeutendsten Theil desselben einnehmen, und sind dann eigentliche Deckengemälde, Deckenstücke, Plafonds. Die eigentlichen Deckengemälde kommen aber nach zwei für Anordnung und Zeichnung höchst verschiedenen Methoden zur Ausführung; nach der einen Art werden die bildlichen Darstellungen an der Decke so angeordnet und gezeichnet, als befänden sich dieselben an vertikalen Wänden. Bei ihrer Anschauung bleibt daher der Gedanke an das Simswerk, den Rahmen, der sie einschließt, folglich auch an das Daseyn der Decke und ihres Ornamentes fest. Allein nach der andern Art wird die Decke gänzlich hinweggedacht, und die Aussicht in einen höhern Oberbau, oder in die freie Luft, oder gar in den Himmel wird geöffnet. Die bildlichen Vorstellungen müssen demnach so gezeichnet werden, als würden ihre Urbilder selbst in dieser Höhe von unten gesehen. Hiebei hat nun die Architektur für die Deckenausbildung nicht mehr zu sorgen. Sie hat höchstens nur die Wahl der Gegenstände zu leiten, damit die Malerei von der Phantasie nicht hingerissen wird, Gegenstände über unseren Häuptern zu zeigen, deren Daseyn in dieser Höhe oder in der Luft nicht möglich ist. In allem übrigen ist hier die Deckenausbildung ein reiner Gegenstand der Malerkunst, zugleich aber auch ihre höchste und schwierigste Aufgabe, welche die größten Talente in Anspruch nimt und den größten Aufwand von Kräften erfodert; der Zeichner und Maler solcher Deckenstücke muß nicht nur mit den großen, für Wandgemälde überhaupt und für Behandlung der Farben an den Decken besonders nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet seyn, sondern hier vorzüglich noch die Wissenschaft der mathematischen Perspective in ihrem ganzen Umfange und eine große Fertigkeit und Gewandtheit in allen Theilen ihrer Anwendung besitzen. Vor Allem hat er bei der ersten Anordnung eines solchen Deckengemäldes darauf acht zu geben, daß das Gemälde, welches die Aussicht in die höheren Regionen bilden soll, von dem bestimmten tiefen Standpunkte aus mit einem Anblicke übersehen werden kann, und keine in demselben darzustellenden Gegenstände aus dem nach den Grundsätzen der Perspective bestimmten Gesichtskreise fallen. Wenn daher das Deckenfeld für die Höhe des Standpunktes zu lang oder zu breit oder zu weit ist; so muß sein Scharfsinn die zweckmäßigen Mittel dagegen zu ergreifen wissen, welche außer andern hauptsächlich darin liegen, das Deckenfeld bildlich oder architektonisch abzutheilen und durch mehre Öffnungen die Aussicht in die höheren Räume aufzuschließen. — Von der Deckenmalerei haben geschrieben: Lairesse in seinem großen Malerbuche im 10. Buche, 1. bis 9. Kap. im 3. Bande der Ausgabe von 1785, G. H. Werner in der Anweisung, alle Arten von Prospecten ꝛc. von selbst zeichnen zu lernen, Erfurt 1781. 8. *Armenini* in Veri Precetti della Pittura. Lib. III. cap. IV. Venet. 1688. 4.

Daß die Alten die eigentlichen Deckengemälde, sowie sie die neuere Kunst in Anwendung brachte, gar nicht kannten, dürfen wir mit Gewißheit aussprechen. Zwar erfahren wir von Euripides (Jon. v. 1128—1168.) daß die Griechen die oben offenen Tempelräume mit künstlich gewebten Teppichen überspannten, auf denen Sonne, Mond, Nacht, Morgenröthe sinnbildlich dargestellt waren, und von Plinius (Histor. natural. XXXV, 40.), daß die Griechen erst spät angefangen haben, die Decken zu malen, und daß Pausias, ein Zeitgenosse Alexanders, der erste hierin gewesen sei. Allein es ist ebenso gewiß, daß diese Malerei nie über die Grenzen der Arabesken heraustrat, und daß eben jene künstlich gewirkten Teppiche das Muster für die nachherigen Arabesken wurden; denn unter den vielen Überresten von gemalten Decken, selbst in den prachtvollen Sälen und Gewölben, welche unter dem Namen der Bäder des Titus bekannt sind, findet man keine einzige, deren Malerei sich aus den oben bezeichneten Grenzen verliert. Auch war es dem Kunstsinne der Alten ganz zuwider, die Deckenmalerei so weit zu treiben, daß sie den Charakter einer Verzierung verloren, geschweige das Daseyn einer nothwendigen Construction durch die Idee vernichtet hätte; und aus Plinius nehmen wir sogar ab, daß die großen Darsteller der Götter und Menschen in Griechenland es unter ihrer Würde hielten,

ihre erhabene Kunst zur Verzierung der Gebäude zu gebrauchen. Die Arabeskenmalerei an den Decken währte auch die ganze Römerzeit und bis in das christliche Mittelalter hinein fort. In ihr haben sich schon im zweiten christlichen Jahrhunderte die Personen aus den Geschichten des alten und neuen Testamentes und die Bilder aus der christlichen Symbolik neben den leichten Bildungen aus der griechischen Mythologie und nach diesen, als ihren Mustern gestaltet. Die ungemein vielen gemalten Decken aus dem 1ten bis in das 10te christliche Jahrhundert, welche in allen Katakomben Italiens gesehen werden, die Musivgemälde aus dem 4ten Jahrh. in dem Gewölbe der Kirche der heil. Constantia zu Rom, die Musivgemälde, welche das Chorgewölbe in der Kirche Santo Clemente zu Rom verzieren und viele andere sind alle wahre Arabesken. Und obgleich schon im 4ten Jahrh. Scenen aus der Geschichte des Christenthums in den gewölbten Decken erscheinen, so haben diese doch, selbst bis in das 15te christl. Jahrh. hinein, mehr oder weniger und immer etwas von dem Charakter der Arabesken fest gehalten. Man sieht es deutlich in den Musivgemälden aus dem 4ten Jahrh. in den Nischendecken von Santa Constantia, und aus der alten Peterskirche von Rom, man findet es in den Musivgemälden aus dem 7ten Jahrh. in dem Chorgewölbe der Kirche der heil. Agnes außerhalb der Mauern Roms, in jenen aus dem 9. und 13. Jahrh., welche die Chorgewölbe von Santa Maria Maggiore verzieren, und aus dem 12. Jahrh. in dem Chorgewölbe von Santa Maria Trastevere zu Rom. Fast noch bestimmter zeigen jenen Charakter die Frescogemälde, wovon die berühmtesten an der gewölbten Decke der untersten Kapelle in der Kirche del Sacro Speco zu Subiaco, welche der Grieche Stammatiko im 14. Jahrhunderte gemalt hat, das im 15. Jahrh. von Johann von Fiesole in Fresco gemalte Deckengewölbe der Kapelle Nikolaus V. im Vatikan, und das Deckengewölbe der Kapelle della Passione in der Kirche Santo Clemente zu Rom, ebenfalls im 15. Jahrh. von Thomas Masakkio gemalt. Selbst als in ebendiesem Jahrhunderte die großen bildlichen Darstellungen die Decken einnehmen mußten, haben die großen Meister, die sich dieses gefallen ließen, die Idee der Verzierung einer architektonischen Construction niemals aus den Augen verloren: Als Michel-Angelo das Gewölbe der sixtinischen Kapelle malte, paßte er seine großen Compositionen den in dem Gewölbe angebrachten Lucken an, und theilte die ganze Decke in große Felder, deren jedes ein dort oben zur Verzierung befestigtes Gemälde erscheint. Die Dekkengemälde Raphael's in den Sälen des Vatikans und in der Loggia des Farnesischen Palastes stellen ebenfalls nichts anderes als in Deckenfeldern zur Verzierung eingepaßte Gemälde vor, und die letztgenannten hat der Künstler noch mit solchen Zierrahmen eingefaßt, die an der Decke mit Nägeln befestigt scheinen, damit bei ihrer Anschauung ja niemand vergesse, daß sie als vertikal aufgestellte Gemälde zu betrachten sind. Gleiches hat Giulio Romano in seinen zahlreichen Deckengemälden beobachtet, wie uns alle Plafonds im herzoglichen Palaste zu Mantua, und im Palaste del Te in der Gegend dieser Stadt anschaulich machen, das einzige ausgenommen, welches den Vater der Götter im Kampfe gegen die hinaufstürmenden Giganten vorstellt; in welchem die Schöpfungskraft des Künstlers in ungezügelter Kühnheit ihren eigenen Weg genommen, und fast alle architektonische Construction im ganzen Saale in der Idee zernichtet hat. Auch die Musivgemälde in der Kuppel der Peterskirche zu Rom sind in verschiedenen Deckenabtheilungen ausgeführt, deren Einfassungen selbst dem befangensten Auge das Daseyn nothwendiger architektonischer Construction nicht entgehen lassen. Auf diese Weise sind fast alle Deckengemälde bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinein angeordnet. Alle stellen ihre Bilder nicht als wirkliche von dem tiefen Standpunkte aus gesehene Gegenstände dar, sondern als Bilder, die der ihnen bestimmten vertikalen Aufstellung entrückt, und in den Deckenabtheilungen zur Verzierung befestigt sind.

Doch schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., um das Jahr 1472, war Melozzo von Forli der erste, welcher von dieser Ansicht abwich, und in seinem Deckengemälde, mit welchem er an dem Kugelgewölbe der Kirche der heil. Apostel zu Rom die Himmelfahrt Christi vorstellte, die Figuren so zeichnete, als würden ihre Urbilder wirklich in dieser Höhe von unten gesehen. Er wird daher für den Erfinder der Verkürzungen gehalten, und die Bruchstücke des gedachten Werkes, welches im Jahre 1702 abgebrochen wurde, sieht man jetzt auf der Treppe des Quirinalischen Palastes aufgestellt. Die großen Meister der nächsten Zeit nahmen aber, wie wir eben gesehen haben, diese Ansicht nicht in ihre Dekkengemälde auf, und der vortreffliche Correggio suchte die Idee der hinweggenommenen wirklichen architektonischen Decke durch eine fingirte Decke mit dem Style der Arabesken zu vereinigen, und stellte uns davon in dem Frauenkloster Santo Paolo zu Parma in einem Saale, den er im Jahre 1519 für die Äbtissin malte, ein schönes Muster auf: das hohe Rundgewölbe des Saales verwandelte seine Kunst in eine hohe Rebenlaube von Gitterwerk mit frischen Trieben, Blüthen und Früchten prangend. Die sechszehn Abtheilungen dieses Laubgewölbes treffen oben beim Scheitel an eine kreisrunde Öffnung, durch welche man den Himmel und an demselben den Mond erblickt. Sechszehn ovale Öffnungen in der Hälfte des Rebengewölbes lassen die Luft und Gruppen von Knaben in mannichfaltigen angenehmen Bewegungen, als Genien mit Attributen, erscheinen. Unter diesen, am Anfange des Gewölbes sind sechszehn halbrunde Lucken oder Nischen angebracht, welche mit allegorischen Figuren in Weißwerk verziert sind. — Erst über hundert Jahre nach Melozzo folgte ihm Hannibal Carraccio in seinen Deckengemälden in der Galerie des Farnesischen Palastes zu Rom. Zwar sind diese Gemälde ebenfalls noch, wie es üblich war, in Deckenabtheilungen eingerahmt: allein der Künstler glaubte an vielen Gegenständen derselben Verkürzungen

anbringen zu müssen, weil sie wirklich in der Natur von dem tiefen Standpunkte aus also gesehen würden. Seine Ansicht wurde aufgenommen und weiter verfolgt. Die Wissenschaft der mathematischen Perspective bildete sich aus, unterstützte die Malerkunst, und bald war die alte Anordnung der Deckengemälde meistens verlassen und die andere Methode ihrer Ausführung stand in ihrer Vollendung da. Das erste große Muster dieser Art ist die Decke des Hauptsaales im Palaste Barberini zu Rom. Sie stellt den Triumph der Ehre vor, und der Maler hat in seiner Composition beobachtet, in den Zwischenräumen der Gruppen hinaufstrebende Theile eines höheren Oberbaues blicken zu lassen. Es ist das Werk Peters Beretini von Cortona aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und wird von allen Kennern der Kunst für das vollendeste Gemälde dieser Art gehalten, das bis jetzt noch von keinem erreicht worden ist. — Der Bau der Kuppeln, welcher in dieser Zeit angefangen hatte sich in allen Theilen Europas zu verbreiten, erleichterte diese neue Art von Deckenmalerei und erweiterte ihr Feld ungemein. Allein die ungezügelte Phantasie der Maler fand in diesem weiten Felde Gelegenheit, im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts, die größten Ausschweifungen zu begehen und die abgeschmacktesten und widersinnigsten Dinge in die höheren Regionen zu versetzen. Wir finden daher für nothwendig, die Vorschrift eines der tiefsten Kunstkenner der alten und neuen Zeit zu wiederholen, daß immerhin der besonnene Architekt nicht nur allein die Wahl und das Maß der bildlichen Darstellungen an den Decken zu leiten, sondern auch ihre Stellen zu bestimmen und sich allen Ausschweifungen, in welche sich die Malerkunst, durch Farbenwirkung hingerissen, besonders auf den Baugliedern und anderen wesentlichen Theilen der Architektur verlieren könnte, mit Kraft zu widersetzen hat. Ich aber halte überhaupt für das Räthlichste, in aller Deckenverzierung dem bewährten Kunstsinne der Alten, dessen weiter oben im Anfange dieser historischen Übersicht mit einigen näher bestimmenden Worten gedacht ist, treu zu bleiben.

Indessen ist die Musivmalerei schon bei ihnen von den Fußboden und Wänden auch an die Decken übergangen. Nach dem Berichte des älteren Plinius (Histor. nat. XXXVI, 64.) geschah dieses kurz vor seiner Zeit, wahrscheinlich unter der Regirung des Kaisers Claudius (*Seneca* in Epist. 86, wo er von Glasmosaik spricht; vergl. *Plinius* XXXVI, 25.). Doch Überreste von solchen Decken sind uns nur aus den spätern Zeiten des römischen Kaiserreiches bekannt geworden. Dergleichen sind in dem Gewölbe der Kirche oder des Grabmales der heil. Constantia zu Rom, und in der Kapelle oder dem Grabmale der Kaiserin Galla Placidia zu Ravenna. Dieser Gebrauch wurde auch nach dem Verfalle der römisch-griechischen Kunst gleich von der byzantinischen Architektur aufgenommen, wie die Kuppeldecke von Sancta Sophia in Konstantinopel bezeugt, und dauerte das ganze Mittelalter durch fort, wie noch in mancher Basilike und Taufkapelle gesehen wird (s. etwas weiter oben). Die neuere Kunst brachte diese Art Malerei an den Decken zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Unter ihren Werken sind die ausgezeichnetsten, die Kuppeldecke im Dome zu Siena von Dominico Beccafumi in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gemacht, und die Kuppel in der Peterskirche zu Rom im Anfange des 17. Jahrh. von mehren ausgeführt, unter denen sich besonders Paolo Rosetti und Francesco Zucchi auszeichnen.

(*Th. Alfr. Leger.*)

Decke s. Dakke.

Deckel, versteinte, s. Oporculites.

Deckengemälde und Deckenstück s. Decke.

DECKENPFRONN, ein evangelisches Pfarrdorf im Oberamte Calw und Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg, mit 1070 Einwohnern.

(*Memminger.*)

DECKER, Thomas, engländischer dramatischer Dichter zur Zeit Jakobs I., wird als Verfasser von 12 Dramen aufgeführt, von denen er aber 4 in Gemeinschaft mit Webster, Rowley und Ford verfertigte. Von diesen sind 10 Lustspiele, ein Trauerspiel und ein historisches Schauspiel. Zwei von diesen Lustspielen (Fortunatus und der zweite Theil von The honest Whore) sind nicht in Akte abgetheilt. Es fehlte ihm nicht an Talent; dennoch machte er eigentliches Aufsehen nur mit dem gegen seinen Zeitgenossen Ben Johnson gerichteten Stücke, der ihm in seinem Poetaster unter dem Namen Crispin seine Geißel hatte fühlen lassen. Decker schrieb dagegen seinen Satyromasti oder The untrussing the humorous poet (1602), worin er seinen Gegner unter dem Namen Horace junior, zur großen Belustigung des Publikums, nicht weniger geißelte. Decker lebte noch um 1638. (*H.*)

DECKER, Adolf, ein holländischer Schiffslieutenant, aus Strasburg gebürtig, wohnte 1623, unter dem Admiral Jakob l'Hermite, der berühmten (sogenannten Nassauischen) Expedition in die Südsee bei, welche die Absicht hatte die Spanier zu bekriegen und ihnen Peru zu entreißen, diese Absicht aber nicht erreichte. Der Admiral starb auf diesem Seezuge und seine Flotte kam im Sommer 1626, nachdem sie die Erdkugel umschifft hatte, nach Holland zurück. Decker blieb mit seiner Mannschaft zu Batavia und kam erst im Mai 1628 wieder nach Amsterdam. Man hat von ihm einen mit Einsicht, in guter Ordnung, klar und lehrreich abgefaßten Bericht von den Schicksalen dieser viel Aufsehen erregenden großen Expedition unter dem Titel: Diurnal der Reise der nassauischen Flotte, unter Jakob l'Hermite, um die ganze Welt. Strasb. 1629. 4. Lat. in der Samlung der Brüder de Bry, Hist. Amer. T. XI. et Jnd. orient. T. XII. mit Kpf. Franz. in Recueil de voyages de la comp. des Ind. orient. T. V. p. 1. Engl. in der Samlung von Harris. 1. Bd. 2. Thl. 11. *).

(*Baur.*)

*) Eine ausführliche Nachricht von dieser Expedition, nach Harris, findet man in der allgem. Welthist. Halle, 27. Bd. S.

Decker, Jeremias, s. Dekker.

DECKHERR, Johann, ein berühmter Statsrechtslehrer, war 1650 zu Strasburg geboren, wo sein Vater, Friedrich, Professor der Rechte war*). Er studirte auf der hohen Schule seiner Vaterstadt, wurde schon in seinem 22. Jahre Doctor der Rechte, im folgenden Advocat bei dem Reichskammergericht und 1675 Procurator bei demselben. Als Ludwig XIV. die Pfalz verwüsten ließ, verlor er bei der Zerstörung der Stadt Speier durch Brand seine Bibliothek und starb ums Jahr 1694 in Armuth. Alle teutschen Statsrechtslehrer rühmen ihn als einen der gelehrtesten und gründlichsten Bearbeiter ihrer Wissenschaft, und beklagen sich nur über die Dunkelheit seiner Schreibart **). Seine Schriften sind in folgender Ordnung erschienen: Conjectura juris publici. Amst. 1686. 12. De scriptis adespotis pseudepigraphis et suppositiis. Ib. 1686. 12. mit einem lateinischen Briefe von Bayle über anonyme Schriften; wieder abgedruckt in Placii theatr. anonymorum. Hamb. 1708. Vol. II. fol., herausgeg. von J. A. Fabricius. Vindiciae pro veritate et justitia rei jurisque cameralis in notis et animadversionibus ad Jac. Blumii processum cameralem. Frf. 1688., und relectiones vindiciarum 1691. 4.; Wetzl. 1723. 4.; Pütter nennt dieses Werk ein wahres Meisterstück. Consultationum forensium lib. II. Frf. 1691; 1697. Wetzl. 1725. 4. Monumenta lectionis cameralis antiquae, quae continet Caspari et Werneri Kochiorum, Joach. Mynsingeri et Conr. ab Offenbach notas ad O. C. Frf. 1691.; Wetzl. 1720. 4. Rerum in camerae senatu judicatarum duodecenalis periodus ab anno 1666 — 1678. Frf. 1678.; Spirae 1698.; Wetzl. 1725. 4. Liber singularis relationum, votorum et decisionum cameralis judicii. Spir. 1681.; Wetzl. 1724. 4.; sind Proberelationen, von dem Kammergerichts-Advocaten Mertloch gesammelt, mit einer Vorrede von Deckherr. Er gab auch Leimbachs Informatiovproceß mit Anmerk. heraus ***). (*Baur.*)

DECKNETZ, Deckgarn, auch Tyrass, nennt man ein Netz, welches über Rebhühner, Wachteln oder Lerchen, welche fest in der Getreidestoppel oder Wiesen liegen, hinweggezogen wird, um diese damit zu bedecken und sie dann bei dem Auffliegen zu fangen. Bei dem Hühner- und Wachtelfange bedient man sich eines gut und fest vorstehenden Hühnerhundes, um die Stelle zu wissen, wo das mit dem Netze zu überziehende Thier liegt, welcher so abgerichtet seyn muß, daß er sich kurz vor demselben niederlegt (Couche macht). Zwei Jäger ziehen dann das aus festem Zwirne gestrickte Garn über den Hund hinweg und lassen dasselbe auf die Stoppel rc. fallen, wo dann die auffliegenden Hühner oder Wachteln sich in dasselbe verwickeln und wobei es zuweilen gelingt, ein ganzes Volk Hühner zu fangen. — Zum Tyrassiren der Lerchen, denn mit diesem Ausdrucke bezeichnet man die Fangart, wählt man sternhelle, ruhige Nächte, oder auch solche, wo der Mond schwach scheint, um damit die Haferstoppel zu überziehen. Es wird dabei von gutem Erfolge seyn, wenn die Lerchen vorher auf den Ort, welcher mit dem Nachtnetze überzogen werden soll, in gleicher Art wie bei dem Fange mit den Tag- oder Klebgarnen zusammengetrieben werden. Drei mit dem Geschäfte bekannte Männer begeben sich dann sobald es ganz Nacht ist, an Ort und Stelle und schlagen das Deckgarn im Oberwinde aus. Sodann ergreift der eine die auf der linken, der andere die auf der rechten Seite eingebundene Tragstange, mittelst welcher das Netz vorn etwas gehoben wird, und beide ziehen dasselbe scharf aus, um sich mit dem Winde in Bewegung zu setzen und das Netz über die Stoppel zu schleifen, was desto rascher geschiehet, je heller die Nacht ist. Der dritte Gehilfe hat eine, in dem hintern, auf der Stoppel schleifenden Garnsaume eingeknüpfte Leine in der Hand, um das zu starke Schleifen oder gar Hängenbleiben des Netzes zu verhindern. Sobald die durch das Geräusch des schleifenden Garnsaumes, welcher deshalb auch der Wecker heißt, aufgejagten Lerchen gegen das Netz fliegen, geben sich die beiden Fänger, welche das Garn tragen, durch Pfeifen ein Zeichen, um dasselbe augenblicklich fallen zu lassen. Man gehet dann auf die Stellen zu, wo sich die gefangenen Lerchen durch ihr Flattern merken lassen, tödtet sie durch das Eindrücken des Kopfes und löset sie aus.

Das Deckgarn auf Hühner und Wachteln wird spieglich gestrickt, mit einer Masche angefangen, welche ¼ Zoll von einem Knoten zum andern weit ist, wo dann auf beiden Seiten jedesmal zugenommen wird, bis es 8 Klaftern breit ist; alsdann wird auf der einen Seite mit einer Masche ab-, auf der andern mit einer Masche zugenommen und so fort gestrickt, bis es die Länge von 7 Klaftern hat. Endlich wird auf jeder Seite wieder eine Masche abgenommen und so lange fortgestrickt, bis es wieder nur eine Masche wird. Auf diese Art bekömmt der Tyraß einen Saum von doppelten Maschen. — Gewöhnlich wird derselbe 60 Fuß breit und 40 Fuß lang gemacht, wiewol man ihn sonst auch wol 60 Fuß lang und 90 Fuß breit hatte. — Überhaupt aber wird diese Fangmethode bei Hühnern und Wachteln immer seltener angewendet, je mehr man in der neuern Zeit die Schießgewehre vervollkommenet hat.

Das Nachtnetz für Lerchen hat etwa dieselbe Größe wie der Hühnertyraß und wird aus starkem Zwirne über

---

19—237. Biogr. univ. T. X. (von Eyriès). *Meusel* bibl. hist. Vol. III. P. II, 121.

*) Glückselig geführter Lebenslauf Fr. Deckherrs, J. V. Doctorandi. Straßb. 1681. 4. **) Estor sagt von ihm: erat rei cameralis peritissimus, sed obscuri ingenii. Der Freiherr von Cramer: Er war überhaupt ein geschickter Mann und von großem judicio. Sein Styl aber ist dunkel; gleichwol war er fast der geschickteste Cameralist. Er hat äquitable Principia, besonders auch quoad religionem. Pütter sagt, seinen Schriften gebühre eine vorzügliche Stelle, da er alles, was er in denen abhandle, fast bis auf den Grund erschöpfe und mit sehr bewährten Erfahrungen bestärke; obgleich seine bis zur Dunkelheit gedrungene [?] Schreibart manche Leser bald abzuschrecken bald zu ermüden pflege. — Was Ludolf, Hennings, Struv und andere Rechtsgelehrte von Deckherrs Schriften halten, hat Moser in seiner Biblioth. juris T. II, 590. u. T. III, 873. und 1188. angezeigt. ***) Leipz. Magaz. für Rechtsgel. von Gunther und Otto. 1. J. 1784. S. 410. Pütters Lit. der Statsr. I. Thl. 273. Fahnenbergs Lit. d. Reichskammerger. 103. ff.

ein Strickholz von 1⅒ Zoll Breite gestrickt. Man macht mit einer Masche den Anfang, und wenn man herumgestrickt hat und eine Masche zugegeben, bis es 6 Klaftern lang ist, dann wird 2 Klaftern lang auf einer Seite zugegeben und auf der andern abgenommen. Ist dies geschehen, so wird auf beiden Seiten abgenommen, bis man eine Masche behält, und so ist das Netz 6 Klaftern lang und 4 breit. Rings um das Netz wird eine schwache Leine gezogen und auf beiden Seiten eine 2 Zoll starke, glatte Stange von Kiefern oder Fichten eingebunden, um das Garn daran heben oder tragen zu können. (*Pfeil.*)

Declamation s. die Nachträge zu D.

Declaration s. Declariren.

DECLARATIONSGESUCH. Ist die in einem richterlichen Erkenntnisse enthaltene Entscheidung dunkel oder zweideutig, so daß die Partei, welche dasselbe erwirkt hat, nicht beurtheilen kann, ob ihr durch diese Entscheidung eine Beschwerde zugefügt worden sei oder nicht, so muß dieselbe, um dieses auszumitteln, erst um Erklärung (Declaration) bitten, bevor sie Rechtsmittel gegen das Erkenntniß verfolgt. Dieses geschieht mittelst eines Declarationsgesuchs, welches bei demselben Richter angebracht werden muß, welcher das Erkenntniß abgegeben hat. Rathsam ist es, mit demselben eventuell für den Fall, daß die Entscheidung in dem Sinne erläutert werde, welchen die Partei fürchtet, Rechtsmittel gegen das Erkenntniß einzulegen, um sich die Interpositionsfrist während der Zeit, daß die Erläuterung erfolgt, offen zu halten. Das eventuell eingelegte Rechtsmittel nennt man wohl ein blindes Rechtsmittel [ubi a futuro gravamine appellatur *)]; indessen ist es dieses deshalb nicht, weil, im Falle das Rechtsmittel zur Anwendung kommt und wirklich verfolgt wird, die Beschwerde vor der Einlegung des Rechtsmittels schon zugefügt war. (*Spangenberg.*)

DECLARIREN kommt als Kunstausdruck in der Handelssprache vor und heißt, die Waren, welche bestimmt sind, von einem Orte zum andern transportirt zu werden, in einem Verzeichnisse, die Declaration, speciell angeben, damit die Steuerbehörde die von ihnen zu entrichtende Abgabe genau zu berechnen und zu erheben in den Stand gesetzt werde. Gewöhnlich geschieht die Erhebung dieser Abgabe an einer Zollstätte, welche die ihr unterliegenden Waren auf ihrem Wege passiren müssen. Die nähere Einrichtung des Verzeichnisses wird theils durch die Gattung der darin aufgeführten Waren, theils durch die Art, die davon zu erhebende Abgabe zu berechnen, bedingt. Bald wird das Gewicht, bald das Maß, bald die Zahl der Stücke, bald der Geldwerth einer Ware angegeben. Außerdem muß das Verzeichniß aber auch die Namen des Absenders, des Empfängers, dessen, der den Transport übernommen hat, des Abgangsortes und des Ortes, wohin die Ware adressirt ist, den Tag der Absendung und, zur Vermeidung von Verwechselungen, die Nummern oder Zeichen, womit die einzelnen Collis versehen sind, enthalten. (*Eiselen.*)

*) Cap. 2, 18. X. (II. 28.) *de appellat.* Clem. 3. (II. 12.) *eod.*

DECLIEUXIA. Diese von Kunth (Humb. Bonpl. et K., nov. gen. III. p. 352.) aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen (Gruppe der Coffeaceen) und der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Klasse, ist so genannt worden nach dem französischen Gärtner Declieux, welcher zuerst Kaffeepflanzen von den Mascarenhas nach Martinique brachte und, als auf der Überfahrt Wassermangel eintrat, sich von seinem Trinkwasser so viel abdarbte, daß er die Pflanzen begießen und erhalten konnte. — Char. Der Kelch vierspaltig; die Corolle trichterförmig, mit regelmäßig-vierspaltigem Saume und bärtigem Rachen; die Staubfäden auf dem Saume, oder zwischen den Lappen der Corolle eingefügt, mit linienförmigen, am Rücken befestigten Antheren; der Griffel mit gespaltener, spitzer Narbe; die Steinfrucht zusammengedrückt, zweiknöpfig, mit fast lederartigen, einsamigen Körnern. Die 28 bekannten Arten sind als Sträucher, Staudengewächse, selten als Kräuter in der heißen und warmen Zone von Amerika einheimisch. Sie haben aufrechte Zweige, meist ungestielte, gegenüberstehende und wirbelförmige Blätter, kleine Afterblättchen und am Ende der Zweige stehende, dreitheilige, mit Stützblättchen versehene, gabelig getheilte, weiße Doldentrauben. Humboldt und Bonpland fanden nur eine Art, *D. chiococcoides* H. B. et K. (l. c. t. 281., Houstonia fruticosa W. Ms. Röm. et Sch. syst.) in Neu-Andalusien; Hänke eine (*D. mexicana* Cand. prodr. IV. p. 479.) in Mexiko; die übrigen wurden von Martius (Mart. et Zuccarim. in R. et Sch. mant. 3. p. 111.), Pohl (Cand. l. c.) und Chamisso (Cham. et Schl. Linn. IV. p. 4—13.) in Brasilien entdeckt. Zweifelhaft ist *D. psychotrioides* Cand. (l. c. p. 481.), welche Patris in Cayenne und Hänke in Mexiko fand. Chamisso und Schlechtendal rechnet Knoxia brasiliensis Spr. unter dem Namen *D. herbacea* hieher; nach Martius bildet diese Pflanze vielleicht eine neue Gattung. (*A. Sprengel.*)

DECLINATION ist die grammatische Bezeichnung für die Abwandlung der Nennwörter, welche zwar nicht so mannigfaltig ist, als die Conjugation, oder die Abwandlung der Vollwörter, aber auch nicht so einfach, als es scheint. Sie ist nicht nur in verschiedenen Sprachen sehr verschiedenartig, sondern auch in einer und derselben Sprache meist so vielfach, als es die Arten des Nennwortes sind, so daß die Unterscheidung einer Declination des Substantives und Adjectives nicht immer ausreicht, sondern auch jedes andere Nennwort noch manche Eigenthümlichkeit hat. Selbst wenn man den Nomen der Declination nur auf die Zahl- und Fallform der Substantive beschränkt, ohne Rücksicht auf die Motive des Geschlechts und die Steigerung der Adjective, auf die Zeit- und Verbalformen der Infinitive und Participe, auf die mancherlei Zahl-, Person- und Sachverhältnisse der Zahl-, Person- und Deutewörter zu rechnen, sind doch die Arten der Abwandlung meist so verschieden, daß auch bei der Aufzählung mehrer Declinationen noch allerlei Anomala und Heteroklita, d. h. abweichend

und verschiedenartig declinirte Wörter übrig bleiben. Die rohste Art der Declination findet sich in den einsylbigen Sprachen, welche die Abwandlung der Begriffe eines Nennwortes nur durch vor- oder nachgesetzte Wörter andeuten. Ebendieses thun auch einige mehrsylbige Sprachen, wie die malayische und mantschurische, wovon jene die am meisten hervorstechenden Casus durch Präpositionen, den Plural aber durch Verdoppelung bezeichnet, z. B. orang orang für Männer oder Menschen, diese hingegen zur Bezeichnung des Plurals und verschiedener Fallformen von allerlei Postpositionen einen solchen Gebrauch macht, daß man sie mit den Endungen unserer Sprache vergleichen kann. Wie die letztere Sprache sich dem Charakter der occidentalischen nähert, so kann man erstere als das Vorbild der sogenannten orientalischen Sprachen betrachten, in welchen die Präpositionen zu proklitischen Vorsätzen werden, mithin auch die Possessiv-Pronomina, welche die malayische Sprache den Substantiven nachsetzt, wie rumoh ku, mein Haus, durch Enklisis zu solchen Endungen sich gestalten, wie man sie in der hebräischen Sprache findet. Weit roher erscheint in dieser Hinsicht die tagalische Sprache auf den Philippinen, welche keine Possessiv-Pronomina hat und die verschiedenen Casus nur durch viererlei Form eines Artikels bezeichnet, welchen in der Mehrzahl das Wort manga beigefügt wird, wie ang nang tavo, die Menschen.

Wie mannigfaltig die Declination bei vorgesetzten Partikeln werden könne, zeigen die semitischen Sprachen, besonders die arabische, welche außer den besondern Pluralformen für das männliche und weibliche Geschlecht noch 25 andere Formen hat, um eine größere oder kleinere Menge zu bezeichnen, welches man den gebrochenen Plural nennt. Auf eine andere Weise hat die japanische Sprache, welche die Casus durch nachgesetzte Partikeln bezeichnet und so wenig ein Geschlecht unterscheidet, daß sie das natürliche Geschlecht der Thiernamen nur durch ein vorgesetztes wo für das männliche, und me für das weibliche Geschlecht andeuten kann, die Declination sehr vervielfacht. Denn die Complimentensucht der Japaner hat mit Ausnahme des Vocativs, welchen das Wort icani vorgesetzt wird, die nachzusetzenden Partikeln nach dem Stande der Sprechenden so unterschieden, daß es zweierlei Partikeln des Genitivs und Dativs, dreierlei des Ablativs und fünferlei des Nominativs und Accusativs gibt, welche den viererlei Partikeln des Plurals noch nachgesetzt werden. Die Adjective leiden außerdem noch mancherlei Veränderungen in Verbindung mit Substantiven und Verben; am mannigfaltigsten sind jedoch die persönlichen Pronomina, da man nach der Würde des Sprechenden oder des Gegenstandes 8 Wörter für die erste, 13 bis 14 für die zweite und 6 für die dritte Person unterscheidet. Wieder auf eine andere Weise verfährt die Quichua-Sprache in Peru, welche ebenfalls kein Geschlecht unterscheidet, und mit Ausnahme des Vocativs, welchem a oder ya vorgesetzt wird, und des Duals, welchen der Vorsatz purap oder purappin andeutet, die Fallformen durch Endungen bezeichnet, die auch der allgemeinen Pluralendung cuna angehängt werden. Wenn Zahlwörter vor den Substantiven stehen, braucht man gar keine Pluralform zu setzen, und zur Andeutung eines collectiven Sinnes wird das Wort verdoppelt; gleichwol gibt es sieben Endungsarten des Plurals, durch deren Zusammensetzung noch sieben andere Ausdrucksweisen des Plurals entstehen. Denn zu der allgemeinen Pluralendung cuna kommen noch sechs andere, deren eine bei Theilen eines Ganzen, zwei, wenn mehre unter einander etwas thun, drei bei Adjectiven im Falle einer Vergleichung üblich sind. Die Adjective werden, die Steigerungsformen und andere Endungen abgerechnet, durch welche eine Verneinung, Ähnlichkeit, Bestimmung oder Geschicktheit wozu bezeichnet wird, nicht weiter declinirt, außer wenn sie substantivisch gebraucht werden; in diesem Falle wird aber selbst der Genitiv weiter fortdeclinirt, welcher oft des Adjectivs Stelle vertrit. Die Possessiv-Pronomina werden, wie die Pluralendung, zwischen die Substantive und ihre Casusendungen eingeschoben.

Die zuletzt angeführte Bemerkung zeigt, daß die persönlichen Beziehungen ebensowol bei enklitischen Anhängseln, als bei proklitischen Vorsätzen der Fallformen durch besondere Endungen bezeichnet werden können; merkwürdig ist es aber, daß die Sprache der Wotjaken in Siberien den Substantiven nicht nur besondere Possessiv-Pronomina vorsetzt, sondern diesen auch, wie den damit verbundenen Substantiven, verschiedene Endungen gibt, so daß daraus sechs verschiedene Declinationen entstehen, deren noch größere Vervielfachung die Geschlechtslosigkeit der Substantive verhütet, z. B. munam Pi, mein Sohn, Gen. mülam Pilen; tunad Pied, dein Sohn, Gen. tünad Piedlen; solen Pies, sein Sohn, Gen. solen Piesten; milaem Pimii, unser Sohn, Gen. milaem Pimülen; tülaed Pidii, euer Sohn, Gen. tülaed Pidülen; soislen Pisü, ihr Sohn, Gen. soislen Pisülen u. s. w. Im Esthnischen werden die Possessiv-Pronomina durch den Genitiv des Personal-Pronomens ausgedrückt; dasselbe geschieht zum Theil auch im Finnischen und Lappischen, zum Theil gebraucht man aber durch alle Casus kleine Pronominal-Anhänge, von welchen man im Finnischen auch die Personalendungen der Vollwörter ableitet, so wie sie bei Infinitiven die Nothwendigkeit der Handlung bezeichnen, z. B. gehen mein für ich muß gehen. Dieserwegen können jene Pronominalanhänge bei Verben nicht, wie im Hebräischen, den Accusativ bezeichnen, sondern es müssen in diesem Falle die Pronomina auf gewöhnliche Weise durch alle Casus declinirt werden. Im Ungrischen trit bei Plural-Substantiven zwischen diese und den Pronominalanhang ein i, und oft wird dem Substantive noch das Personal-Pronomen auf eine ganz eigene Weise nebst dem bestimmten Artikel vor- und nachgesetzt. Wenn man z. B. Mi Atyánk für unser Vater spricht, so scheint es, als wäre von miénk, welches der Genitiv von mi oder mink (wir) ist, die erste Hälfte dem Nennworte Atya (Vater) vor, die andere nachgesetzt; doch sagt man auch blos Atyank, ohne den Vorsatz mi, wie atya miénk im Vocativ, wogegen im Nominativ noch der Artikel à (vor Vocalen az) vortrit,

z. B. à te neved, dein Name, von nev, Name, und tied, dein, welches hier wieder getheilt scheint, wie wol in à te orszagod, dein Reich, die Endung verschieden lautet, wie tied az orszag, dein ist das Reich. Auch Präpositionen setzt man zwischen, wie mi ellenünk, wider uns, von ellen, wider; wogegen man auch blos nékünk spricht für minékünk, uns, im Dativ des Plurals. Wie die Casusendungen gebildet werden, sieht man aus à mi vetkeinkot, unsere Fehler, von vetek, Fehler, im Acc. Pl. Vetket.

So mannigfaltig sich die Possessiv-Pronomina mit den Substantiven verbinden, so vielgestaltig wird die Declination durch die verschiedene Behandlung der Artikel. Wie auch eine gebildete Sprache den Artikel gänzlich entbehren könne, lehrt die lateinische Sprache; wie jedoch die Sprache durch Einführung des Artikels noch weit vollkommener werde, zeigt die griechische. Wie diese, hat die teutsche Sprache den Nennwörtern besondere Artikel vorgesetzt, aber die Declination der Beiwörter danach verschieden behandelt, und dafür auf andere Endungen der Beiwörter und Hauptwörter, welche die Sprache ursprünglich mit der lateinischen und griechischen gemein hatte, so wenig Werth gelegt, daß die englische Sprache sie fast gänzlich abgeworfen hat, indem sie die Fallformen nur durch Präpositionen unterscheidet. Eben dieses haben die Töchtersprachen des Lateinischen bei der Einführung des Artikels gethan, so daß sie außer der verschiedenen Plural- und Geschlechtsbezeichnung die Declinationen nur nach dem verschiedenen Gebrauche des Artikels unterscheiden. Mit einer sonst sehr ähnlichen Declinationsweise verband die alte keltische Sprache die Eigenthümlichkeit eines Lautwechsels zu Anfange der Wörter, welche man in keiner andern europäischen Sprache bemerkt, aber noch in allen Zweigen des Keltischen, im Irischen, Galischen, Wälischen, Cornischen und Bretonischen, mehr oder weniger findet. Die baskische Sprache hat nichts der Art, dagegen eine andere Eigenthümlichkeit, daß sie durch Anhängung des Artikels aus den Genitiven neue Nominativformen bilden kann, welche sie nicht nur durch alle Fall- und Zahlformen declinirt, sondern auch bis zu einer auffallenden Länge auszudehnen im Stande ist. Übrigens hat die baskische Sprache zwei verschiedene Arten zu decliniren, mit oder ohne Artikel, welchen sie zwischen den Wortstamm und die Endung setzt. Wahre Casus mit verschiedenen Endungen hat sie nur drei, den Nominativ, Genitiv und Dativ, weil der Accusativ und Vocativ dem Nominativ gleich sind, und was man unter dem Namen des Ablativs aufzählt, eigentlich nur Zusammensetzung des unveränderten Stammwortes mit einer angehängten Postposition sind; dabei besitzt aber die baskische Sprache einen besondern Nominativ für den Fall, wenn das Subject als handelnd dargestellt wird. Von der Unterscheidung eines status constructus und status absolutus liefert die hebräische Sprache ein Beispiel, und daß der Artikel den Nennwörtern auch angehängt werden kann, zeigt die dänische Sprache. Ebendieses thut die albanische Sprache vermittelst besonderer Endungen der verschiedenen Geschlechts- und Zahlformen, während die Adjective die Casuszeichen noch vorsetzen. Noch andere Eigenthümlichkeiten in Hinsicht des Artikels werden von mehren afrikanischen Sprachen angemerkt.

Was schon Varro von der ägyptischen Sprache behauptet, daß sie nur einen Casus habe, weil diese höchstens durch gewisse Vorsätze bezeichnet wurden, scheint auch von der madagaskarischen Sprache zu gelten, in welcher sich weder für die Zahl-, noch für die Geschlechtsformen irgend eine Flexion der Nennwörter zeigt, ob man gleich die Sprache wegen des Reichthums in der Bezeichnung rühmt. So haben auch in der Loango- und Kakongo-Sprache die Substantive, welche gewöhnlich auch die Stelle der Adjective vertreten, eigentlich keine Formen für Genus, Numerus und Casus, sondern drücken letztere durch Artikel aus, welche insofern den schwersten Theil der Sprache ausmachen, als nicht jeder Artikel bei jedem Substantive stehen kann. Manche Artikel stehen bei einem Theile der Wörter vorn, bei andern hinten, oder derselbe Artikel bezeichnet vorstehend diesen, nachstehend einen andern Casus. Nicht minder schwierig ist der Gebrauch der an die Substantive angehängten Artikel in der als außerordentlich sanft, fließend und biegsam gerühmten Kongo-Sprache, in welcher sich nach Maßgabe der Artikel, welche sie im Singular und Plural annehmen und nach Maßgabe der Anfangsbuchstaben der Substantive, welche sich, so wie in der madagaskarischen Sprache nach den Vorsätzen, so hier nach der Anfügung der Artikel oft ändern, die Substantive in acht Klassen theilen. Dabei haben die Eigennamen und die Benennungen der Menschen und Thiere keine Artikel, wenn sie mit Verben verbunden sind; dagegen haben die Namen für Menschen und Thiere ganz eigenthümliche Artikel, wenn sie mit dem Seinsworte oder mit Adjectiven, welche immer hinter dem Substantive mit zwischengesetztem Artikel oder Demonstrativ-Pronomen stehen, in Verbindung gebracht sind. Etwas Ähnliches bemerkt man in der Yarura-Sprache des südlichen Amerika, welche in der Ebene zwischen der Meta, die auf dem linken Ufer in den Orinoko, und zwischen dem Casanare, der auf dem linken Ufer in die Meta fällt, gesprochen wird. Die Substantive können den Unterschied des Geschlechts, wie in vielen andern Sprachen, nur durch den Beisatz Mann oder Weib unterscheiden; der Numerus aber, für welche die brasilische Sprache ebenso wenig als die karaibische, eine andere Unterscheidung als durch den Beisatz viele oder alle hat, unterscheidet sich für die abhängigen Fallformen dadurch, daß an dieselben das Pronomen der dritten Person, gleichwie eine Art Artikel, hinten angehängt wird; die Casus werden außerdem noch durch Postpositionen bezeichnet. Eine Eigenthümlichkeit mehrer amerikanischen Sprachen ist der Unterschied der Männer- und Weibersprache, welche unter andern auch beim Pronomen sichtbar wird. Außer den verschiedenen Wörtern im Munde des einen und andern Geschlechts hat die Moxa-Sprache auch andere Demonstration bei abwesenden, andere bei gegenwärtigen Personen und Sachen.

Die ebenerwähnte Moxa-Sprache zeichnet sich, wie

die Maipurische, durch einen besondern Gebrauch der Personwörter aus, welcher angeführt zu werden verdient. Die Personwörter der Moxa-Sprache sind: nuti ich, piti du, ema in der Männersprache und egni in der Weibersprache er, f. esu sie, biti wir, eti ihr, eno sie. Sobald aber dieselben den Verben oder auch den Adjectiven bei ausgelassenem Seinsworte zur Bezeichnung der Personen vorgesetzt werden, erscheinen sie in der einfachen einsylbigen Form, welche zugleich vor Substantiven die Stelle der Possessiv-Pronomina vertritt, so daß nu ich oder mein, pi du oder dein, bi wir oder unser, e ihr oder euer bedeutet; nur die dritte Person wird durch ti sowohl für er und sein, als für sie und ihr bezeichnet und im Plural trit die Endung no ans Wort, welche auch die erste und zweite Person des Plurals annehmen können. Daß dieses ti für er dieselbe Sylbe sei, welche den übrigen Personwörtern angehängt wird, zeigt der Umstand, daß bei den Verben die dritte Person auch durch ma, im Plural oa, wie in der erwähnten Männersprache, bezeichnet wird. Auch führt Hervas das weibliche suiya ihr Vater und männliche naiya sein Vater von piiya dein Vater an, woher das Vaterunser mit biya beginnt. Übrigens lautet auch der Vocal der Pronominal-Vorsätze bei den Verben nach Moden und Conjugationen, deren zwei auf ro und co sind, verschieden, und die Possessive hängen für sich allein stehend der kürzern Form der Sylbe jèe an, z. B. nujèe meinig, pijèe deinig, majèe in der Männersprache und nijèe in der Weibersprache seinig, f. sujèe ihrig, bijèe oder bijèenò unserig, ejèe oder ejèenò eurig, najèe oder najèenò ihrig. Hiemit stimmen die Personwörter der maipurischen Sprache zusammen, als: naja ich, pia du, la er, f. juga sie, naja wir, nia ihr oder sie für beide Geschlechter der Mehrzahl, nebst den für sich allein stehenden Possessiven: nuche meinig, piche deinig, juche ihrig (sein wird in Bezug auf eine bestimmte Person nicht ausgedrückt); waiche, veche oder uajüche unsrig, niche eurig und ihrig; man darf nur den Wechsel des h und j, und die spanische Aussprache des bi als ui nicht übersehen. Vor Substantiven stehen sie in folgender Abkürzung: nuani mein Sohn, piàni dein Sohn, àni sein Sohn, f. juàni ihr Sohn, vaàni unser Sohn, niàni euer und ihr Sohn; und gerade so lauten die Vorsätze der Verbe, bei denen ebenfalls die dritte Person des männlichen Geschlechts in der Einzahl unbezeichnet bleibt. Indem man nun diesen Vorsätzen noch die Sylbe ca vorsetzte, so entstanden daraus die Personwörter: canà ich, capi du, che er, f. cau sie, cavi wir, cani ihr und sie. Hieraus erklärt sich die Endung männlicher Substantive auf chè, wie tumèteche Knabe, und weiblicher auf cau, wie capecau, alte Frau. Die Substantive enden sonst den Plural auf ne oder tepè; wenn aber das Substantiv mit einem Possessive zusammengesetzt ist, auf ni oder ani.

Man sieht aus dem bisher angeführten zur Genüge, wie verschiedenartig der Begriff der Declination in verschiedenen Sprachen sei, und man wird es nun um so leichter sich erklären, wie die teutsche Declination bei aller ursprünglichen Verwandtschaft mit der griechischen und lateinischen dennoch allmälig einen ganz verschiedenen Charakter angenommen hat. Während die griechische Dichter- und lateinische Rednersprache, um desto mehr Freiheit in veränderter Wortstellung zu gewinnen, die Verschiedenheit der Declination von der äußern Form des Wortes abhängig machte, hielt die teutsche Denkersprache fester an der Bedeutung des darin enthaltenen Begriffes, und gab den fremden und heimischen Wörtern, den Eigen- und Gemeinnamen, den ursprünglichen Adjectiven und Substantiven eine mehr oder weniger verschiedene Declination, sowie sie die Adjective selbst, ohne alle Rücksicht auf die Wortform, blos nach der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des Artikels verschieden declinirt. Nur das hat die teutsche Sprache mit der lateinischen und griechischen in Hinsicht auf die Declination gemein, daß sie gleich ihnen zwischen Stamm- und Sproßformen unterscheidet, obgleich wieder in der teutschen Sprache der Umlaut in der Mehrzahl ein besonderes Unterscheidungszeichen der Stammform ist, in der lateinischen und griechischen Sprache dagegen bei der Sproßform, gerade wie bei der Conjugation, ein bleibender Charaktervocal an die Stelle des veränderlichen Bindevocales trit. Die Stammform schied zuerst nur ein persönliches Geschlecht vom sächlichen aus, welches die Sproßform wieder in ein männliches und weibliches theilten. Als Muster der Stammdeclination ist das Fragwort zu betrachten, welches griechisch τίς, τί, oskisch pis, pil, lateinisch quis, quid, ostgothisch hwas, hwa für hwata, altnordisch hwar, hwat, hochteutsch wer, was, lautet, und den als Demonstrativ griechisch ἴς, ἴ, lateinisch is, id, ostgothisch is, ita, althochteutsch ir, iz, neuhochteutsch er, es entspricht. Von dem letztern Worte bildete sich im Ostgothischen der Plural eis, ija, und daß dieser im Griechischen und Lateinischen ursprünglich ähnlich lautete, beweiset das uralte Zahlwort τρεῖς, τρία, umbrisch tris, trija, welches man als Muster der Stammform für den Plural ansehen darf, wie δύω, lateinisch duo für den Dual. Eben dieser Dual ist ein Beweis, daß man ursprünglich nur drei Casus unterschied, indem der Accusativ und Locativ dem Nominative, der Genitiv aber dem Dative gleichlautete. Der Ablativ der lateinischen Sprache ist nur eine Nebenform des Dativs, wozu sich noch ein Vocativ auf i, pl. is gesellte, wie im Ostgothischen und andern altgermanischen Sprachen ein Instrumentalis; daß aber der Genitiv von allen Casusformen zuletzt sich bildete, zeigt nicht nur das vielfältig Abweichende seiner Formen, sondern auch der Mangel desselben in den lateinischen und teutschen Personwörtern, wo man das Possessiv zu seiner Ergänzung benutzt. Auch gebrauchte man nach Homer die älteste Form des Dativs auf φι zuweilen für den Genitiv.

Den Gleichlaut des Nominativs, Accusativs und Vocativs hat noch das sächliche Geschlecht erhalten, wie der Plural der Stammform in der lateinischen Sprache; und weil auch der Plural teutscher Wörter jene Casus nicht unterscheidet, so lauten dieselben Casus auch im Singulare des weiblichen Geschlechts, wel-

ches die Sproßform offenbar den Plural des sächlichen Geschlechts nachgebildet hat, durchaus einander gleich. Nur in diesen gleichen Casusformen schied man das sächliche Geschlecht vom männlichen, den Dativ und Genitiv bildete man für beide Geschlechter gleich. Auf die Unterscheidung eines Accusatives vom Nominative scheinen zuerst die Personenwörter geführt zu haben, deren Geschlechtslosigkeit außer dem obengenannten Demonstrative, welches zur Bezeichnung der dritten Person gebraucht wurde, ihren alten Ursprung verräth. Als die ältesten Formen dieser Personenwörter muß man, nach den ältesten Personenformen griechischer Verba zu schließen, μὶ und σὶ oder τὶ, im Plural μίς und σίς oder τίς betrachten: denn daß das älteste Zeichen des Plurals sowol als des Singulars im männlichen Geschlechte ein ς war, davon haben sich die Spuren in allen der hier berücksichtigten Sprachen erhalten. Wenn das sächliche Geschlecht der griechischen Sprache schon auf ein σ ausging, so verlängerte man im männlichen Geschlechte den vorhergehenden Selbstlaut, welches dann auch für den Plural vor is die Form eis erzeugte, woraus durch verschiedenen Vorsatz im Griechischen die Pluralformen ἡμεῖς und ὑμεῖς hervorgingen. Der Umstand, daß die Lateiner ihre Pluralformen nos und vos aus den griechischen Dualformen νώ und σφώ bildeten, beweist für das ältere Dasein des Duals: die teutschen Pluralformen wir und ihr entstanden aus dem ostgothischen weis und jus, deren Dual wit und git lautete. Erwägt man nun die Gleichheit des Dativs und Accusativs in den Pluralformen uns (vermuthlich aus uins entstanden) und euch für juch; so darf man wol annehmen, daß man bei der ersten Ausscheidung des Accusativs denselben den Dativ gleich bildete, bis man anfing, von zwei verschiedenen Formen, die eine für den Dativ, die andere für den Accusativ zu bestimmen, wie im Ostgothischen mis für mir, mik für mich, thus für dir, thuk für dich, obwol die Teutschen für sis und sik noch blos sich sagen. Daß die Griechen ebenso ursprünglich μαὶ, σαὶ, τ-αὶ zugleich als Dativ und Accusativ von den ältesten Formen μὶ, σὶ, τ-ὶ gebrauchten, beweisen ihre reflexiven Verba. Die Lateiner bildeten daraus ihre Accusative me oder mehe, te und se, vor welchen sie darauf die Dative mi oder mihi, tibi, sibi ebenso unterschieden, wie die Griechen ἐμὶν, τὶν, ἶν, und im Plural ἄμμιν, ὕμμιν, σφὶν oder ἄμμι, ὕμμι, σφὶ von ἐμὲ, τὲ oder σὲ und ἕ, ἄμμε, ὕμμε, σφέ, obwol sich noch νὶν oder μὶν als Accusativ für alle Geschlechts- und Zahlformen erhalten hat, und in der Sproßform der Substantiv ν das Zeichen des Accusativs, wie ι des Dativs ward.

Das griechische Schluß-n wurde im Lateinischen zu m, welches auch die Sproßformen des sächlichen Geschlechts statt des ursprünglichen d oder t annahmen; und die Lateiner ließen auch die Stammform der Accusative auf m ausgeben, welches sich vor dem s des Plurals ebenso verlor, wie im Griechischen ᾶς aus αν und ους aus ον ward. Die ostgothische Sprache bildete von den Accusativen des Singulars ahman, gagukon, hairto, welchen die Dative ahmin, gagukon, hairtin in den drei verschiedenen Geschlechtern beiwörtlicher Substantive entsprachen, die Accusative und Nominative des Plurals ahmans, gagukons, hairtona. Diese letztere Neutralform wählten die Griechen zum persönlichen Accusative des Singulars in der Stammform, wie τίνα von τίς, woraus wieder der Dativ τίνι und der Genitiv τίνος für die ursprünglichen Formen τέο und τῳ hervorgingen. Hieraus erklärt sich die Entstehung der griechischen Declinationen, aus welchen sich wieder die lateinischen leicht ableiten lassen, indem man für die Stammdeclination im Singular die Formen ος, ι, α, für die Sproßdeclinationen dagegen die Formen ο, ι, ν wählte, welchen man für die männlichen Wörter ein ο oder ω, für die weiblichen ein α vorsetzt. Die Lateiner, die auch in der Stammdeclination is für os eintreten ließen, bezeichneten auch den Genitiv durch i, vor welchem sie in den männlichen Formen das o, wie im Dativ umgekehrt das i wegließen; die Griechen wählten dagegen für die weiblichen Formen auf α zum Zeichen des Genitivs ein ς, welches man auch in dem lateinischen Worte familias findet. Statt dieses einfachen ς herrscht in den lateinischen Demonstrativen und Relativen, sowie in dem Zahlworte unus die Endung ius vor, welche den äolischen Genitiven ἐμοῦς, τεοῦς, ἑοῦς, oder den dorischen ἐμέος, τέος etc. entsprechen. Es wäre möglich, daß man hier beiderlei Casuszeichen des Genitivs ιο und ος vereinigt habe; am besten leitet man jedoch die Casuszeichen ος und ι aus den Adverbialformen auf die Frage woher? und wo? ab, da die dorisch-äolische Form ἀλλοθα leicht in alius, ἄλλοθι oder alibi in alii übergehen konnte. Für diese Ansicht sprechen wenigstens die homerischen Formen ἐμέθεν, σέθεν, ἕθεν, und die lateinischen Formen mihi, tibi, sibi, nebst der epischen Endsilbe φι oder φιν, aus welcher im Lateinischen zuerst die Pluralformen nobis, vobis mit angehängtem s, dann die Dative auf bus, wie quibus für queis hervorgingen. Wenn sich aber die griechischen Pluralformen τίνες, τίσι für τίνσι oder τέοις, und τίνας vom Singular durch den Zusatz eines ς unterscheiden, so haben dagegen die Genitive τίνων oder τέων zum Beweise ihres spätern Ursprungs ein ν erhalten.

Die teutschen Casusformen wer, weß, wem, wen mögen gleichen Ursprung mit den lateinischen quis, cujus, cui, quem gehabt haben, da sich ihre geringen Abweichungen leicht durch Lautwechsel erklären lassen; nur die Pluralformen die, derer, denen, die, welche wol eigentlich sächlichen Geschlechts sind, scheinen aus dem Singulare auf eine eigenthümliche Weise ausgebildet zu seyn, wie denn auch die Declination der Adjective im Hochteutschen unserer Sprache eigenthümlich ist. Während die teutschen Adjective als Prädicate gar nicht, und als Attribute, je nachdem schon eine Bestimmung vorangegangen oder nicht, verschieden declinirt werden; haben die Griechen und Lateiner die Declination der Adjective den Substantiven analog gebildet, und sie gleich diesen nach Stamm- und Sproßform unterschieden. Die Stammform der griechischen und lateinischen Adjective unterscheidet nur ein persönliches und sächliches Geschlecht, welche noch dazu den Genitiv und Dativ, ferner im Lateinischen auch den Ablativ mit einander gemein ha-

den, und zumal in der lateinischen Sprache, oft selbst den Nominativ und Vocativ des Singulars nicht unterscheiden. Beide Geschlechter der Stammform gehörten daher einer und derselben Declination an, sowie auch bei einigen lateinischen Adjectiven auf ris, re, durch Metathesis geschaffene Form auf er, welche man allmälig als blos männlich zu betrachten anfing. Die Griechen schoben aber in viele Adjective dieser Art eine weibliche Form auf α ein, welche im Lateinischen nur der Sproßform angehört, wenige Pronomina, wie is, ea, id abgerechnet, welche auch den ganzen Plural, wie den Accusativ des Singulars, nach der Sproßform umgestalteten, oder wie bei qui, quae, quod auf willkürliche Weise Stamm- und Sproßform durch einander mengten. Daß jene weibliche Form auf α aus der Mehrzahlsendung des sächlichen Geschlechts hergenommen ward, lehrt die ähnliche Verfahrungsweise der teutschen Sprache in er, sie, es; die Griechen gaben aber der weiblichen Endung einen Umlaut, indem sie entweder γλυκία in γλυκέη oder γλυκεῖα umschufen, oder τα mit σα vertauschten, so daß πάντα zu πᾶσα, ἑκόντα zu ἑκοῦσα, χαρίεντα zu χαρίεσσα u. s. w. wurde. In der Sproßform unterschied man, da das sächliche Geschlecht nur für die drei gleichen Casus eine abweichende Endung erhielt, vorzüglich das männliche und weibliche Geschlecht, und gab jenem mit dem sächlichen den Charaktervocal o, diesem α. So bildeten sich aus den Adjectiven auf ος, α, ον, lateinisch us, a, um, die erste und zweite Declination, wie aus der Stammform die dritte hervorgegangen war. Die Griechen ließen jedoch bei vielen Adjectiven die männliche Form ος zugleich als weiblich gelten, und bildeten umgekehrt auch in der ersten Declination männliche Formen auf ας oder ης. Da übrigens der Comparativ lateinischer Adjective der Stammform, der Superlativ dagegen der Sproßform angehört, so erkennt man daraus des letztern spätern Ursprung. Die Griechen, welche im Comparativ neben der Stammform auf ων, ον auch die Sproßform auf τερος einführten, declinirten doch die Superlative beider Formen auf στος und τατος nach der Sproßform.

Wie man bei den griechischen und lateinischen Adjectiven eine Stamm- und Sproßform unterscheiden muß, so auch bei den teutschen Substantiven, bei welchen sich die Stammform, wo es möglich ist, durch den Umlaut im Plurale kenntlich macht, während der Singular beider Formen völlig gleich lautet, da sich dessen Declination nur nach den Geschlechtern unterscheidet, indem das Femininum, mit Ausnahme der aus dem Plural des Neutrums entlehnten Artikel die und der, gar nicht, das Neutrum aber, mit Ausnahme des dem Nominative gleichen Accusatives, ganz wie das Masculinum declinirt wird. Im Plural ist die Declination aller drei Geschlechter gleich; nur bildet sich der Nominativ bei jedem Geschlechte nach der Stamm- und Sproßform verschieden. Bei beiden liegt das männliche Geschlecht zum Grunde, dessen Pluralendung daher nur e, sowol mit als ohne Umlaut ist; denn die Endung en gehört nur den aus Adjectiven hervorgegangenen Substantiven an, welche man mit den übrigen nicht in eine Klasse bringen darf, obwol es einzelne Anomala gibt, wie Herz und Schmerz, die im Plural eine Adjectivendung annehmen. Da sich nun dem Obigen zufolge in der Stammform nur das sächliche, in der Sproßform aber das weibliche Geschlecht durch eine besondere Endung ausscheidet, so hat das sächliche Geschlecht neben der Stammform auf er eine Sproßform auf e, das weibliche Geschlecht dagegen neben der Stammform auf e eine Sproßform auf en, wodurch sich zugleich ergibt, daß die Endungen auf en spätern Ursprunges sind, wie die Endung ον für o in dem sächlichen Geschlechte griechischer Adjective. Daß man diese einfache Theorie der teutschen Substantivdeclination, nach welcher der Singular die Geschlechter, der Plural aber noch eine Stamm- und Sproßform unterscheidet, wovon im männlichen Geschlechte sowol die Stamm- als Sproßform auf e, im weiblichen Geschlechte aber die Stammform auf e, die Sproßform auf en, und im sächlichen Geschlechte die Stammform auf er, die Sproßform auf e ausgeht, so lange verkannt hat, ist blos dem Umstande zuzuschreiben, daß es außer den schon erwähnten Anomalen auch Heterogenea gibt, welche im Plural das Geschlecht verändern, und daher eine scheinbar abweichende Endung annehmen, wie Männer, Götter, Geister, die man ihres Singulars wegen für männlichen Geschlechts hielt, da sie doch ihrem Begriffe nach, worauf die teutsche Verstandessprache vorzügliche Rücksicht nimt, eben sowol sächlichen Geschlechts sind, als Weiber und Menscher im gemeinen Provincialgebrauche. Auch gibt es scheinbare Sproßformen, die dennoch im Plural als Stammformen behandelt werden, wie die Zusammensetzungen mit thum; aber alle diese scheinbaren Anomalien stoßen die oben angegebene Unterscheidung der Stamm- und Sproßform, die vielmehr eine Menge scheinbarer Willkürlichkeiten unter eine feste Regel bringt, nicht um. (*Grotefend.*)

Declination und Declinationskreis s. Abweichung.

DECLINATORIUM. Ein Instrument, welches dient, den Winkel einer Ebene mit dem Horizonte (ihre Neigung) und ihren Winkel mit der Mittagsfläche (ihre Abweichung) zu bestimmen.

Es ist dasselbe ein Halbkreis (Fig. 10. Gnomonik, s. Thl. II.) in seine Grade getheilt, auf einer Tafel A B C D, welche dick genug seyn muß, um sie mit Sicherheit an eine Ebene zu legen. Um die Neigung einer Ebene IK gegen den Horizont KL zu finden, befestigt man an einem Stifte F einen Faden mit einem Gewichte, und legt die Seite CD an IK so, daß der Faden den Rand des Kreises berührt. Der spitze Winkel EFG, den der Faden FG mit EF macht, ist alsdann die gesuchte Neigung IKL. — Man kann sie auch durch eine Setzwage mit einem Gradbogen finden.

Um die Abweichung einer Ebene KL von der Mittagsfläche GH zu bestimmen, befestige man am Stifte F ein bewegliches Lineal FG, dessen Mitte auf FE zu liegen kommt, und welches am Ende G eine Boussole trägt, deren Nordpunkt über der Mitte des Lineals ist. Alsdann legt man AB an die schief stehende Fläche und stellt an den Rand BD eine Setzwage, um der Tafel die horizontale Lage zu geben; dies geschieht, wenn der Faden des Lothes sich an die Lothrechte des Instruments an-

legt. Zuletzt dreht man das Lineal so lange hin und her, bis die Spitze der Nadel den Grad ihrer Abweichung von Norden zeigt, und also die Mitte des Lineals in der Mittagsfläche liegt; alsdann gibt der spitze Winkel AFG den Bogen des Horizonts zwischen seinen Durchschnitten mit der Mittagsfläche und der Ebene. Aus diesem Bogen und der Neigung der Ebene läßt sich ihr Abweichungswinkel finden; er ist nämlich der dritte Winkel eines sphär. rechtw. Dreiecks, in welchem eine Seite (jener Bogen) und die anliegenden Winkel bekannt sind. — Ist die Ebene senkrecht auf dem Horizonte, so ist jener Bogen auch ihre Abweichung. (S. d. Art. Gnomonik.)

Zusatz. Wenn man eine Tafel mit einem darauf senkrechten Stifte horizontal an eine Ebene legt, und den Stiftsschatten, Mittags nach einer die wahre Zeit zeigenden Uhr auf der Tafel bemerkt, so ist der Winkel zwischen dieser Schattenlinie und jener anliegenden Seite der Tafel die Abweichung der Ebene, wenn diese vertical ist, oder er gibt den vorhin genannten Horizontbogen, wenn die Ebene geneigt ist. (*Raupach.*)

DECODON, *J. F. Gmel.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Salicarien und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch halbkugelig, glockenförmig, ohne Stützblättchen, mit fünf aufrechten Lappen, deren Buchten hornförmig verlängert und offenstehend sind; fünf Corollenblättchen wechseln mit den aufrechten Kelchlappen ab; von den zehn Staubfäden sind fünf bedeutend länger als die übrigen; der Fruchtknoten ungestielt, fast kugelig, dreifächerig; die Kapsel vom Kelche bedeckt; die Samen sehr klein, ungeflügelt. Diese Gattung unterscheidet sich von Nesaea Commers. nur durch das Zahlenverhältniß; indem bei Nes. die Zahl 4, bei Dec. die Zahl 5 vorherrscht. Die einzige bekannte Art, D. verticillatus *Elliott.* (Sketch. I. p. 543., D. aquaticus *J. F. Gmel.* syst. 677., Lythrum verticillatum *L.* sp., Anonymos aquatica *Walt.* car., Nesaea verticillata *Humb.* B. et K. nov. gen.), wächst in den Sümpfen von Nordamerika als ein perennirendes, feinbehaartes Kraut mit gestielten, lanzettförmigen, gegenüberstehenden oder dreizähligen Blättern, vielblumigen an der Basis mit zwei Stützblättchen versehenen Blüthenstielen und wirbelförmig-zusammengehäuften, purpurrothen Doldentrauben. (*A. Sprengel.*)

Decompositio s. Zersetzung.

DECOMPOSITA oder mehrfach zusammengesetzte Wörter bestehen eigentlich, wie das Wort Decompositum selbst, nur aus zwei Theilen, wovon jeder aber schon vorher zusammengesetzt seyn kann, so daß vier oder noch mehr Wörter mit einander zusammengesetzt erscheinen. So ist zwar das Wort Decompositum aus drei Präpositionen de, con und pot für ποτί oder πρός, und dem Participe situs für θετός erwachsen; aber zuerst ging des Particips Zusammensetzung mit der in Vergessenheit gerathenen Präposition pot in ein einfaches Particip von pono für posino über, dann ward dessen Zusammensetzung mit con noch einmal mit de zusammengesetzt. Nur durch Zusammenstellung oder Opposition gleichartiger Begriffe kann ein Wort aus drei oder mehr Theilen zugleich erwachsen, wie Quintilians I, 5, 67. Suovetaurilia aus sue, ove, tauro, und die roth-schwarz-goldene Fahne der neuesten Zeit; aber bei der eigentlichen Zusammensetzung oder Composition verschiedenartiger Vorstellungen treten immer nur zwei Theile zusammen, deren einer den andern näher bestimmt, sei es, daß ein einfaches oder ein zusammengesetztes Wort zu einem andern einfachen oder zusammengesetzten Worte tritt, wie in Hof-Baurath und Wegbau-Rath, Abend-Mahlzeit und Abendmahl-Zeit für Zeit des Abendmahls. Nur selten ist die Art der Zusammensetzung gleichgiltig, wie in Abendsonnenschein, welcher sich gleich gut als abendlichen Sonnenschein oder als den Schein der Abendsonne erklären läßt: in den meisten Fällen entspringt aus der verschiedenen Zusammensetzungsart gleicher Wörter ein so wesentlicher Unterschied der Bedeutung, daß es die Deutlichkeit erfodert, die Art der Zusammensetzung durch Verbindungsstriche anzudeuten, wie wenn man einen Landbau-Meister von einem Land-Baumeister, oder einen Oberfeld-Jäger von einen Ober-Feldjäger unterscheiden will. Hier leisten die Verbindungsstriche dem Auge, was die verschiedene Art der Betonung dem Ohre sagt: doch da der Ton gar mannigfaltig seyn kann, die Verbindungsstriche aber sich immer gleich sind, so ist die Verdeutlichung für das Ohr durch den Ton viel größer, als die, welche die Verbindungsstriche dem Auge gewähren, wie in splitter-fasel-nackt und Mutter-Gottes-Bild nur der Ton andeutet, daß in dem ersten Worte splitter ein neuer Zusatz zu faselnackt, im letztern aber Bild zu Mutter Gottes sei, welche Redensart hier als einfaches Wort genommen wird. Die Verbindungsstriche deuten meist nur heterogene Bestandtheile der Zusammensetzungen, wie in Großherzoglich-Meklenburg-Schwerinscher General-Feld-Zeugmeister, während der Ton die Art der Zusammensetzung näher bestimmt, wie in Ober-Hof-Marschall-Amt, wiewol es sich nicht leugnen läßt, daß durch den langen Gebrauch eines Wortes die Betonung auch unrichtig werden könne, wie in funkel-nagel-neu, wo man eigentlich Funkelnagel zu einem Ganzen verbinden sollte, statt das Wort ebenso, wie splitter-fasel-nackt zu betonen. Wenn ganze Redensarten zu einfachen Substantiven erhoben werden, so fallen die Verbindungsstriche weg, man mag das Ganze wie ein einzelnes Wort schreiben, z. B. Saufaus, Springinsfeld, ein Denkanmich, Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber, oder in getheilten Worten darstellen, z. B. der Gott sei bei uns. Auf die letzte Weise pflegte der Grieche ganze Sätze durch den Artikel zu Einem Begriffe zu erheben, auf jene Weise aber ohne alle Verbindungsstriche selbst die längsten Wörter zu schreiben, die durch besondere Bindevocale in ein Ganzes verschmolzen waren, wie ὀλισαυλοκάλαμος λαλοβαρυπαραμιλοχυθμοβάτας bei Athen. XIV, 8., oder das auch von Voß in der Übersetzung nachgeahmte 76sylbige Wort am Ende der Ekklesiazusen bei Aristophanes. Wie schon der Gebrauch der Composition in verschiedenen Sprachen sehr verschieden ist, so sind es noch mehr die Decomposita. Während die rohern Sprachen Nordamerikas die Zusam-

mensetzungen der Begriffe in solchem Maße lieben, daß sie den Ableitungsformen asiatischer und europäischer Sprachen gleichen, war in der gebildeten lateinischen Sprache die Composition so beschränkt, daß Decomposita fast nur mit Präpositionen gebildet werden konnten, und die Versuche des Pacuvius, Wörter, wie *repandirostrum*, *incurvicervicum* pecus, Quint. I, 5, 62. in die Sprache einzuführen, keinen Beifall fanden. Die romanischen Sprachen haben durch Abwerfung vieler unterscheidender Flexionen die Composition noch mehr beschränkt, wogegen es in der einsylbigen Sprache der Chinesen schon die Verdeutlichung des Gesagten erfodert, allerlei Composita zu bilden, selbst da, wo in gebildeteren Sprachen ein ganz einfaches Wort zur Bezeichnung des Begriffes hinreicht. Sowie die Chinesen ihre Schriftzüge aus mehren Charakteren so zusammensetzen, daß der zusammengesetzte Schriftzug eine Art von Definition des bezeichneten Begriffes enthält, wie z. B. der Schriftzug fuh für höchste Glückseligkeit aus den Charakteren schin, Geist, ji, eins, kuh, Mund, und tien, angebauetes Feld, gleichsam höchstes Besitzthum in Einheit des Gedankens und Wortes; so fügen sie zu Fuh, Vater, noch das Wort tschin, Verwandtschaft, um durch die Zusammensetzung Fu-tschin die Verwechselung mit irgend einem andern ähnlich lautenden Worte zu vermeiden. Ja! da es ihnen an aller Flexion der Wörter gebricht, so müssen sie durch Composition und Decomposita alles ersetzen, was mehrsylbige Sprachen durch Derivation erreichen. So fügen sie z. B. zu go oder ngo, ich, das Zeichen des Genitivs tié, um durch die Zusammensetzung ngo tié das Possessivum mein zu bezeichnen; mithin können sie, da sie den Plural wir durch ngo men, ich, ander, ausdrücken, das Possessivum unser nur durch das Decompositum ngomen tié bezeichnen: und auf ähnliche Weise bilden die Japanesen den Genitiv tons taschi no, der Herren, von tono taschi, Herren. (*Grotefend.*)

DECOPPET, Abraham Louis, geb. zu Chateau-d'Oex den 4. April 1706, gest. als Dekan und Pfarrer in Älen (Aigle) im schweizerischen Kanton Waadt den 10. Aug. 1785. Schon während seiner akademischen Studien zu Lausanne und Genf entwickelte sich sein Hang zur Arznei- und Kräuterkunde. Nach seiner Ansicht sollte jeder Landpfarrer medicinische Kenntnisse besitzen, um in ihrem ganzen Umfange die Pflichten eines Standes zu erfüllen, dessen Muster er selbst war. Die große Menge der in seinem Kirchsprengel vorhandenen Cretinen [1]), deren Namen er vom Wort Chrétien ableitete, lenkte seine Aufmerksamkeit auf diese Geschöpfe. Er sah den Mephitism der Luft als die nächste Ursache des Übels an, sowie er dafür hielt, daß Schmutz und eine unordentliche Lebensart es hauptsächlich verbreiten. Darum rieth er, die Kinder auf den Bergen erziehen zu lassen, wo reinere Luft als in den dumpfen Thälern wehet, die scheußlichen Gestalten dem Blicke der Schwangern zu entziehen, und empfahl den Eltern Reinlichkeit und gute Sitten. Seine Vorliebe für die Botanik beurkundete er durch Anlegung eines Gartens, in welchem er seltene, vorzüglich Alpenkräuter zog, durch zahlreiche Excursionen auf die nahen Berge [2]), seinen Umgang und späterhin seinen Briefwechsel mit Haller, zu dessen unsterblicher Historia stirpium er wichtige Bei- und Nachträge lieferte [3]), endlich durch die mit dem Arzte Ricou in Bex gemeinschaftlich herausgegebenen in den Mémoires de la Société oeconomique de Berne. 1764. P. II. p. 127—147 abgedruckten Essai d'une collection de noms vulgaires ou patois des principales plantes de la Suisse usités dans la partie française du Pays-de-Vaud. — (Vergl. Eloge de *M. Decoppet* in Hist. et Mém. d. l. Société des sciences physiques de Lausanne. Tom. II. p. 73 u. 85.; *Bridel*. Conservateur Suisse. Lausanne 1817. T. VIII. p. 362.) (*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

Decoration f. Verzierungskunst.

DECORTIREN, nennt man das Abziehen eines gewissen Theiles (½ Procent) von dem Preise einer Ware, wozu im Handel der Käufer berechtigt ist, wenn er nach geschlossenem Kaufe erklärt, gleich bezahlen zu wollen, und also auf den Vortheil, erst nach einem Monate die Zahlung zu leisten, welchem zu gewähren allgemein kaufmännischer Gebrauch ist, verzichtet. Der Abzug an der Rechnung, der auf diese Weise gemacht wird, heißt Diskort. (*Eiselen.*)

DECOSTEA. Diese sehr zweifelhafte Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft und aus der fünften Ordnung der 22sten Linnéschen Klasse, hat ben Ruiz und Pavon so genannt (Fl. per. p. 259.) nach dem damals lebenden Professor der Botanik zu Perpignan, Decoste-Sarrabel. — Char. Die männlichen Blüthen bestehen aus einem fünfzähnigen Kelche, einer fünfblätterigen Corolle und fünf Staubfäden. Die weiblichen haben einen fünfzähnigen Kelch, keine Corolle und drei Griffel. Die einsamige Steinfrucht ist mit dem Kelche und den Griffeln gekrönt. Die einzige Art, welche sich bei Ruiz und Pavon genannt findet, *D. scandens* ist ein kletternder, chilesischer Strauch mit herzförmigen, an der Basis gezähnten und dornigen Blättern. (*A. Sprengel.*)

DECRES, Denis, Herzog, war nach der Biographie des hommes vivans zu Chateau-Vilain in der Champagne 1762, nach der Biogr. nouvelle des Contemporains aber zu Chaumont im Departement der obern Marne am 22. Juni 1761 geboren. Er stammte aus einer sehr angesehenen Familie, aus welcher schon mehre Mitglieder sich im Seedienst ausgezeichnet hatten, dem auch er sich seit seinem achtzehnten Jahre widmete, und worin auch er schon als Seekadet sich auszeichnete. In der für den Grafen von Grasse so unglücklichen Schlacht am 13. April 1781 waren mehre französische Schiffe schon in der Gewalt der Engländer, und eins, aller seiner Maste beraubt, würden sie so eben genommen haben,

1) *G. de Razoumowsky*, Voyage minéral, dans le Gouvernement d'Aigle. Lausanne 1784. p. 133.

2) „Incredibile est, quantum montium vir venerabilis *A. L. Decoppet* emensus sit. *Alb. v. Haller*, Hist. stirp. indigenar. Helvetiae. Praefat. p. XVII. 3) Mém. de la Soc. des phys. de Lausanne. I. p. 83. II. p. 263. *Reynier* Mém. pour servir à l'hist. nat. de la Suisse. Tome I. p. 214, 216. G. E. v. Haller Bibliothek der Schweizergeschichte. I. S. 515. Nr. 1695. Nr. 1700. II. S. 243. Nr. 902.

wenn nicht der junge Decrès sich in ein Boot geworfen und unter dem Feuer der feindlichen Flotte ihm ein Schlepptau zugebracht hätte, mittelst dessen es von einer Fregatte glücklich fortbugsirt wurde. Im J. 1786 war er Schiffslieutenant und diente zu Anfange der Revolution in Indien, wo er als Major eine Schiffsdivision befehligte. Nach seiner Rückkehr im J. 1793 ward er verhaftet und irrte flüchtig umher bis zur Zeit der Expedition nach Ägypten, bei welcher er als Contre-Admiral die Beobachtungsescadre in der Schlacht von Abukir befehligte. Er wendete sich hierauf nach Malta, zu dessen Vertheidigung er 17 Monate lang mit seiner Escadre wirkte, dann aber, um die Vorräthe der Besatzung nicht zu erschöpfen, sich zum Abzug entschloß. Im Angesicht der feindlichen Escadre machte er den Wilhelm Tell segelfertig und stürzte sich mitten in jene hinein. Wenn gleich umringt und endlich gefangen genommen, nöthigten doch der Muth und die Tapferkeit, womit er sich aufs Äußerste vertheidigte, dem Feinde Achtung ab. Nachdem er ausgewechselt worden, wurde er zum Präfekten des vierten Seearrondissement zu Lorient ernannt, und am 1. Oct. 1802 zum Seeminister. Im J. 1804 wurde er Viceadmiral, Chef der zehnten Cohorte, Großofficier der Ehrenlegion, Präsident des Wahlcollegiums der obern Marne und 1805 Generalinspector der Küsten des mittelländischen Meeres; zum Herzog aber ward er erst im J. 1813 ernannt. Mit seinem Ministerium wurde man sehr unzufrieden, besonders seit seiner Weigerung die zu Domingo geschlossenen Verträge zu erfüllen, wobei es jedoch ungewiß ist, ob er dies aus eigenem oder auf Napoleons Betrieb gethan, an welchen er stets die größte Anhänglichkeit bewies. Zum Vorwurfe hat man ihm auch gemacht, daß er in allen Zweigen des Seewesens eine zu große Ökonomie eingeführt habe, um dem Kaiser große Summen für einen Nothfall aufzusammeln. Dabei darf man aber doch nicht übersehen, daß während seiner Verwaltung 93 Linienschiffe und 60 Fregatten erbaut wurden, und daß die Arbeiten bei Cherburg und im Hafen von Antwerpen große Summen erfoderten. Er blieb Napoleon getreu, als dieser nach Elba ging, erhielt im Jahre 1815 sein Ministerium wieder und die Pairswürde, verlor aber beides nach der Rückkehr der Bourbons, und zog sich seitdem in den Schoos seiner Familie zurück. Ein Dunkel schwebt noch über seinem unglücklichen Ende. Am 23. Nov. 1820 entladete sich eine in seinem Zimmer angelegte und bis in sein Bett geleitete Höllenmaschine, die zwar ihren Zweck verfehlte, weil ein Brandgeruch ihn vor der Entladung erweckt hatte, wodurch er aber doch so stark verwundet wurde, daß er an den Folgen davon am 7. December starb. Man vermuthet, daß sein Kammerdiener der Thäter gewesen, der aber selbst zum Fenster hinausgeschleudert wurde, und bis an seinen, zwei Tage nach der Explosion erfolgtem, Tod auf seiner Aussage beharrte, daß zwei Männer ihn zum Fenster hinausgestürzt hätten. *(H.)*

Decrescendo s. musikalische Farbengebung.

DECRETALEN oder Decretalbriefe (decretales epistolae) heißen die vom Papste erlassenen Antwortsschreiben auf Rechtsfragen, welche ihm über Gegenstände der Kirchendisciplin zur Entscheidung vorgelegt worden; oder, wie schon Gelasius I. auf der römischen Kirchenversamlung vom J. 494 sich ausdrückte: Epistolae, quas beatissimi papae diversis temporibus ab urbe Romana pro diversorum patrum consultatione dederunt [1]).

Die Gewohnheit solcher Consultationen war für bürgerliche Rechtsangelegenheiten bereits bei den alten Römern üblich [2]), und erhielt sich bis zum Untergange des römischen Reichs [3]). Um so natürlicher war es, daß man sich ihr auch im kirchlichen Leben anschloß, und den schon seit den apostolischen Zeiten, zur Erhaltung der Verbindung und Gemeinschaft unter den zerstreuten Gemeinden und Particularkirchen gepflogenen Briewechsel dazu benutzte [4]), sich durch Sendschreiben zugleich über kirchliche Streitfragen gegenseitig zu belehren. In dergleichen Fällen wandte man sich begreiflich immer nur an die angesehensten Bischöfe, und wenn die Fragen besonders wichtige Gegenstände betrafen, am liebsten an den Bischof zu Rom [5]). Dieser nahm ja in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht gleich von Anfang an eine vor den übrigen Bischöfen ausgezeichnete Stellung ein, und stand außerdem (worauf hier vorzugsweise Gewicht gelegt werden muß) in dem wohl begründeten Rufe einer ganz besondern Orthodoxie. Auch pflegte der erwähnte Briefwechsel, wenn er sich nicht auf einzelne Particularkirchen beschränkte, hauptsächlich gerade durch den römischen Bischof vermittelt zu werden [6]).

So geschah es, daß eben die Lehrbriefe der Oberhirten zu Rom für das Kirchenrecht bald von ganz besonderem Einfluß wurden. — Gesetzliche Auctorität hatten sie indessen ursprünglich keineswegs; sie galten vielmehr bloß als unvorgreiflicher guter Rath [7]). Daher sagt auch unter andern Papst Gelasius in dem schon oben citirten Texte nur: „Decretales epistolae *venerabiliter* suscipiendae sunt.“ Auch deutet die Vorrede der, dem Anfange des siebenten Jahrhunderts angehörenden, Isidorischen Samlung ausdrücklich darauf hin, daß das Ansehn der römischen Lehrbriefe nur auf der Voraussetzung beruhe, die römische apostolische Kirche werde nach den von den Vätern überlieferten Regeln regirt und diese Disciplin sei in jenen enthalten [8]). — Wie hoch man indessen die Decretalen der Päpste bereits seit dem fünften Jahrhundert geachtet habe, läßt sich namentlich daraus abnehmen, daß sie in den gleichzeitigen Quellensamlungen, die doch zugleich lediglich auf den praktischen Gebrauch berechnet waren, neben den Canonen der Concilien zusammengestellt wurden. Förmliche Gesetzeskraft erlangten sie jedoch gleichwol noch lange nicht. Der Papst war nämlich noch nicht das, was er späterhin wurde [9]), und obwol er nach einer gesetzgebenden Ge-

1) *Gratiani* Decret. Part. I. Dist. 15. can. 3. §. 16. 2) *Cicero* Topica cap. 17. in fin. 3) *Justiniani* Institut. Lib. I. Tit. 2. §. 8. 4) A. J. Lang Äußere Kirchenrechtsgeschichte (Tübingen 1827) §. 22. Note e. 5) L. T. Spittler Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidorus. Halle 1778. S. 157 ff. 6) Lang a. a. O. §. 58. Note y. 7) Vergl. übrigens C. F. Eichhorn Grundsätze des Kirchenrechts (Göttingen 1831). S. 83. 84. Lang a. a. O. §. 58. Note z. Spittler a. a. O. S. 160. 8) Eichhorn a. a. O. S. 125. 9) Eichhorn a. a. O. S. 140 ff.

walt schon längst eifrigst gestrebt hatte, war es ihm in den fränkischen Zeiten doch noch nicht möglich, das Ziel selbst wirklich zu erreichen. Bedeutende Fortschritte machte er inzwischen bereits seit der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, und fand dabei vornehmlich an den pseudo-isidorischen Decretalen eine Hauptstütze. In diesen wird dem Papst Damasus I. unter andern folgendes in den Mund gelegt: „Omnia decretalia et cunctorum decessorum nostrorum constituta, quae de ecclesiasticis ordinibus et canonum provulgata sunt disciplinis, ita a vobis et ab *omnibus episcopis* ac *cunctis generaliter sacerdotibus* custodiri debere mandamus, ut, *si quis in illa commiserit, veniam sibi deinceps noverit denegari* [10]). — Es kam nur darauf an, daß diese Decretalen für echt ausgegeben, und (insbesondere durch Aufnahme in die gangbaren Samlungen der kirchenrechtlichen Quellen) überall vorbereitet wurden; wie konnte dann ein orthodoxer Christ, da Aussprüche, wie der vorstehende, sich schon bei den Päpsten des vierten Jahrhunderts fanden, die Gesetzeskraft der römischen Decretalen immer noch in Frage stellen?

Seit dieser Zeit (d. h. seit dem Ende des neunten Jahrhunderts) begann aber auch das System des päpstlichen Primats sich immer bestimmter auszubilden und jene Hierarchie zu entwickeln, worauf die streng monarchische Organisation der Kirche während der Periode beruhte. Je deutlicher dieser Monarchismus ins Leben trat, desto schwächer wurde insonderheit die Wirksamkeit der Concilien, und faßten die Synoden noch Beschlüsse, so geschah es bald nur, um das zu sanctioniren, was ihnen von dem römischen Hofe vorgeschrieben worden [11]). Dennoch concentrirte sich die allgemeine kirchliche Gesetzgebung zuletzt, d. h. seit dem zwölften Jahrhundert lediglich in der Hand des Oberbischofes zu Rom, und an der förmlichen Gesetzeskraft der Decretalbriefe war begreiflich nun nicht mehr zu zweifeln.

Im Gegentheil wurde das Kirchenrecht seitdem fast nur durch Decretalen fortgebildet; welche mithin für das Kirchenrecht ganz das wurden, was die Constitutionen der römischen Kaiser einst für die weltlichen Angelegenheiten gewesen waren. Nicht mit Unrecht unterscheidet man sie daher, gleich diesen kaiserlichen Constitutionen, auch in *Constitutiones speciales* — Mandata, Decreta, Rescripta, — und *Constitutiones generales* — Edicta [12]).

Vornehmlich zeichneten sich als Gesetzgeber aus: Gregor VII. († 1085) [13]), Innocenz II. († 1143), Alexander III. († 1181), Innocenz III. († 1216), Honorius III. († 1227), Gregor IX. († 1241), Innocenz IV. († 1254), Bonifacius VIII. († 1303), Clemens V. († 1314) und Johann XXII. († 1334) [14])

Jedoch blieben die Decretalen nur bis zur ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die eigentlichen Träger und Stützen des sich fortbildenden Kirchenrechts. Auch hatte dies seinen sehr natürlichen Grund theils in der (wenn gleich nur factischen) Abgeschlossenheit des inmittelst entstandenen und bereits so vollständigen Corpus juris canonici, theils aber auch (und zwar vorzugsweise) in der immer mehr seitdem gefährdeten Machtvollkommenheit der Päpste. — Besonders hörten nunmehr die allgemeinen Constitutionen der Päpste mit der Zeit fast ganz auf, und von denjenigen, welche noch erlassen worden sind, haben viele, die sogar noch aus der Zeit des Mittelalters herrühren, niemals allgemeine Giltigkeit erlangt [15]). Waren allgemeine Kirchengesetze zu erlassen, so gingen sie, wie die Concilien zu Kostnitz, Basel und Trient beweisen, seit dem funfzehnten Jahrhundert weniger vom Papste, als von den auf einer ökumenischen Synode versammelten Bischöfen aus.

An eine Gesetzgebung des römischen Stuhles, wie sie von den oben genannten großen Päpsten des zwölften und dreizehnten Jahrhundert ausgeübt worden war, ist daher längst nicht mehr zu denken; um so weniger aber für die gegenwärtigen Zeiten, da sich ohnehin auch das gegenseitige Verhältniß zwischen Kirchen- und Statsgewalt seit den letzten Jahrhunderten von Grund aus geändert hat. Vielmehr pflegt sich der Papst, nach vorgängiger Rücksprache und Unterhandlung mit den bezüglichen Regirungen, zunächst auf Anordnung und Erhaltung der kirchlichen Verhältnisse der einzelnen Länder zu beschränken [16]).

Dies Alles spricht sich auch in denjenigen päpstlichen Constitutionen der neuesten Zeit, welche den Decretalen im eigentlichen Sinne angehören, deutlich genug aus. Solche Constitutionen und Rescripte gelten gegenwärtig nicht mehr als eigentliche Gesetze; der auf eine Anfrage ertheilte Ausspruch des Papstes ist vielmehr, ganz wie es in der frühern Zeit der Fall war, wieder blos als ein unvorgreiflicher guter Rath zu betrachten, welcher, um mit Gelasius zu sprechen, ehrfurchtsvoll (venerabiliter) aufzunehmen ist, dessen Befolgung aber gleichwol lediglich dem Ermessen des Anfragenden überlassen bleibt. — Dieser Satz, dessen Richtigkeit sich aus dem Obigen von selbst ergibt, spricht sich auch in den vorhandenen Lehrbriefen selbst unverhohlen aus. Sie enthalten nämlich nicht dictatorische Gebote oder Verbote, sondern meist nur wissenschaftliche Begründungen, Entwicklungen und Erklärungen der bereits vorhandenen Quellen des Kirchenrechts, mithin weniger Gesetze als Gutachten. Einen recht deutlichen Beleg liefert hiezu ein im Jahre 1744 von Papst Benedict XIV. an den Erzbischof von St. Domingo erlaßenes Rescript. Der Bischof hatte beim Papste darüber angefragt, ob Kinder, die im Ehebruch erzeugt worden, durch nachfol-

10) *Gratiani* Decret. Part. II. Caus. 25. quaest. 1. can. 12. 11) Eichhorn a. a. O. S. 169. 12) Vergl. z. B. Decretal. Gregorii IX. Lib. I. Tit. 2. cap. 13. 13) Merkwürdig ist es, daß sich von den Decretalen dieses Papstes in den Decretalensamlungen nur wenig, ja fast nichts findet. 14) Vgl. den zweiten und dritten Index J. H. Böhmers hinter seiner Ausgabe des Corpus juris canonici. Tom. II. p. 506 seq.

15) Vergl. z. B. über die Extravagantes communes. J. W. Bickell über die Entstehung und den heutigen Gebrauch der beiden Extravagantensamlungen (Marburg 1825). S. 71 ff. — Sogar solche Verordnungen, die sich auf besondere Länder beziehen, sind in diesen Ländern öfters nicht recipirt worden. Vergl. z. B. Bickell a. a. O. S. 75. 16) Vergl. z. B. Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts von C. A. v. Droste-Hülshoff. (Münster 1828). Bd. I. S. 263 ff.

gende Ehe ihrer Eltern legitimirt würden. Benedict antwortet in der gedachten Decretale hierauf, und zwar ganz in der oben erwähnten Form wissenschaftlicher Darlegung, wobei er außerdem im Eingange seines Rescriptes ausdrücklich bemerkt, daß er nicht ex auctoritate apostolicae sedis, sondern lediglich als Doctor privatus respondire [17]).

Seit der Zeit des fünften Jahrhunderts fing man auch an, die päpstlichen Decretalen zu sammeln [18]).

Unter denjenigen Männern, welche sich in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet haben, verdient den ersten Platz der Abt Dionysius Exiguus († 536); nicht gerade deshalb, weil er der erste gewesen wäre, der die Decretalen der römischen Bischöfe compilirt hätte (denn schon vor ihm sind diese Rechtsquellen neben den Synodalschlüssen gesammelt worden): sondern vornehmlich deshalb, weil sein Werk [19]), welches in der Zeit 499 — —514 entstanden ist, sich ebensowol durch bestimmtere Ordnung des Stoffes, als größere Vollständigkeit der Materie auszeichnet, auch in der abendländischen Kirche Jahrhunderte lang die Auctorität eines Rechtsbuches genossen hat. — Wie Dionysius in der an den römischen Presbyter Julian (welcher ihn zur Abfassung der Compilation aufgefodert hatte) gerichteten Vorrede seiner Samlung selbst sagt, hat er alle auf die Kirchendisciplin Bezug habende Decretalen der römischen Bischöfe, deren er nur habhaft werden konnte, compilirt und unter gewissen Titeln, jedoch chronologisch, zusammengestellt. Zugleich läßt er hinter seiner Vorrede ein Verzeichniß dieser Titel folgen, wonach er aufgenommen hat die ihm zu Gebote stehenden Decretalen von Siricius († 398), Innocenz I. († 417), Zosimus († 418), Bonifacius I. († 422), Cölestin I. († 432), Leo I. († 461), Gelasius I. († 496), und Anastasius II. († 498).

Die Decretalensamlung des Dionysius [20]) bildet gegenwärtig den zweiten Theil seines Gesamtwerkes, in dessen erstem Theile die dionysische Samlung der Synodalschlüsse enthalten ist. Doch hatte sie ursprünglich ihr selbständiges Daseyn, wie unter anderm sich aus den Vorreden ergibt, welche Dionysius zu jeder Samlung besonders geschrieben hat. — Späterhin wurde seine Compilation der Decretalen durch Zusätze bereichert, und gerade auf solche vermehrte Handschriften stützen sich die Ausgaben sämtlich, die wir zur Zeit darüber besitzen; sie sind nach Hadrianischen Handschriften angefertigt worden, d. h. nach solchen, denen dasjenige Manuscript zum Grunde liegt, welches Papst Hadrian I. Karl dem Großen 774 zum Geschenk machte [21]). Die älteste Ausgabe ist 1525 zu Mainz von Joh. Wendelstein besorgt worden und führt den Titel: Canones Apostolorum, veterum conciliorum constitutiones, decreta pontificum antiquioro etc. — —

Eine zweite, besonders wichtige Samlung ist diejenige, welche in den Manuscripten dem Isidorus, Bischof von Sevilla, zugeschrieben wird [22]). Doch ist völlig unbekannt, was Isidor selbst dafür gethan habe; denn kaum dürfte es zu bezweifeln seyn, daß dieser Samlung eine andere zum Grunde liege, die schon in den spanischen Concilienschlüssen von 563 erwähnt wird, und im Laufe der Zeit durch Nachträge vermehrt worden war. Wie es scheint, beschränkt sich das Verdienst Isidors, auf größere Vervollständigung und zweckmäßigere Anordnung des Materials. So, wie das Werk aus den Händen dieses Bischofs hervorgegangen ist, fällt es übrigens in die Zeit von 633 und 636, da die neuesten Stücke darin dem zuerstgenannten Jahre angehören, indem zuletzt genannten aber Isidor verstorben ist. Mit dem Dionysischen Gesamtwerke stimmt es darin überein, daß es in zwei Theile zerfällt, von denen der zweite, was gerade für uns hier von Wichtigkeit wird, den päpstlichen Decretalen gewidmet ist.

Bei weitem das Meiste in diesem zweiten Haupstücke ist aus Dionysius entlehnt. Doch finden sich auch anderweitige Decretalen darin, deren Mehrzahl an die Obern der spanischen Kirche ergangen ist [23]); sie sind, unter Beobachtung der chronologischen Ordnung, welche auch in dieser Samlung wie bei Dionysius herrscht, gehörigen Orts eingeschaltet worden.

An und für sich betrachtet, würde daher die Isidorische Compilation der Decretalen fast blos den Werth einer stark vermehrten Ausgabe des Dionysischen Werkes haben. Dennoch ist sie in historischer Beziehung von ungleich größerer Wichtigkeit geworden; freilich aber zunächst nur durch die unechten Zusätze und Interpolationen, welche um die Mitte des neunten Jahrhunderts darin eingeschaltet wurden. Dergleichen Zusätze erhielt die Samlung Isidors zwar schon früher; doch waren sie, wie z. B. ein Strasburger Codex vom Jahre 787 bezeugt [24]), meist echt und unschuldiger Natur.

Anders verhält es sich dagegen mit den vorher erwähnten Verfälschungen [25]). Diesen liegt eine bestimmte

17) Bullarium magnum edit. Luxemb. Tom. XVI. pag. 260. sq 18) *I. H. Böhmer* De decretalium pontificum Romanorum variis collectionibus et fortuna; abgedruckt als einleitende Abhandlung vor dem zweiten Bande von Böhmers Ausgabe des canonischen Rechtsbuches. 19) Über ähnliche, der Dionysischen Compilation gleichzeitige Samlungen vergl. Fratrum *Ballerinorum* Tractat. de antiquis tum editis tum ineditis collectionibus canonum ad Gregorium usque. pag. 107. 114. 116. (in der von den Ballerini veranstalteten Ausgabe der Opera Leonis Magni. Tom. III.) In dem Appendix eben dieses Bandes findet sich eine, übrigens nicht für Gallien sondern für Italien (Eichhorn a. a. O. S. 114. Not. 47.) bestimmte Samlung dieser Art abgedruckt. 20) Vergl. über das Dionysische Werk z. B. *Böhmer* l. c. §. 4. sq. Spittler a. a. O. S. 145. ff. Eichhorn a. a. O. S. 110. ff. Vergl. auch die folgende Note.

21) *J. C Rudolph* Nova commentatio de codice canonum, quem Hadrianus Carolo M. dono dedit. Erlang. 1777. 22) Vergl. hierüber *Böhmer* l. c. §. 7. seq. Spittler a. a. O. S. 208. ff. Eichhorn a. a. O. S. 116. ff. *C. de la Serna Santander* Praefatio historica critica in veram et genuinam collectionem veterum canonum ecclesiae Hispanae. *Bruxell.* a. reipubl. Gall. VIII. 23) Vergl. hierüber die beiden Inhaltsverzeichnisse mit einander, die sich finden bei Spittler a. a. O. S. 145. ff. und 208. ff. 24) Notices et extraits des manuscrits de la bibliotheque nationale. Tom. VII. P. 2. pag 173. seq 25) *Böhmer* l. c. §. 9. seq. *Ballerini* l. c.

zum Vortheil des Papstes und der Kirche gereichende Absicht zum Grunde; die Absicht nämlich, die Kirche von der weltlichen Macht loszureißen, und ausschließlich unter den Einfluß des Papstes zu bringen. Zwar leugnen dies Manche und stellen den Betrug als etwas sehr unschuldiges dar; indessen dürfte, zumal nach den von Eichhorn neuerdings darüber gemachten Bemerkungen, die Absichtlichkeit der Fälschungen sich mit Grund wol nicht mehr bezweifeln lassen.

Die Verfälschung des echten Isidorischen Werkes selbst besteht in einer Masse von interpolirten oder ganz erdichteten Decretalen[26]), worin den Päpsten von Clemens I. († 100.) bis Siricius († 398.) über die Unabhängigkeit der Kirche und die Macht des römischen Bischofes Aussprüche und Ansichten, die erst seit dem fünften Jahrhundert allmälig in Umlauf gekommen waren, untergeschoben worden, zugleich aber mit solchen Übertreibungen, wie sie früher (d. h. vor der Verfälschung der Isidorischen Samlung) noch Niemand gewagt hatte. Ein Beispiel davon ist schon oben angeführt worden. Denn wenn in dem S. 301. mitgetheilten Decretalbriefe dem Papste Damasus I. die Worte in den Mund gelegt werden: „*Omnia* decretalia ab *omnibus* episcopis et *cunctis generaliter* sacerdotibus (ita) custodiri debere mandamus, ut, si quis in illa commiserit, *veniam* sibi deinceps noverit *denegari*"; so ließ man ihn etwas aussprechen, was Papst Leo der Große nur gegen diejenigen Bischöfe geltend zu machen gewagt hatte, welche zugleich seinem Patriarchensprengel angehörten, also in einer besondern Subjection zu ihm standen[27]).

Daß diese Stücke unecht seien, ist selbst von Cardinälen, wie Baronius und Bellarmini, eingeräumt worden und wird gegenwärtig auch von den stärksten Anhängern der römischen Curie nicht mehr bestritten. Dagegen galten sie das ganze Mittelalter hindurch für echt[28]). Gerade dies war es nun, was sie in historischer Hinsicht von so besonderer Wichtigkeit macht. Die Päpste wurden nämlich bei der immer bestimmtern Durchführung ihres Papalsystemes dadurch unglaublich unterstützt, und würden dieses System entweder gar nicht oder doch nicht sobald, als es wirklich geschah, zur practischen Anwendung haben bringen können, hätten sie nicht jene Decretalen auf ihrer Seite gehabt, wodurch sie in den Augen des gläubigen Publikums gegen jede Mißdeutung möglichst gesichert wurden.

Zum Unterschiede von der echten Samlung Isidors, pflegt man die verfälschte Compilation mit dem Namen der Pseudoisidorischen zu belegen. Seinen Grund hat dies darin, daß die Vorrede folgendermaßen beginnt: „Incipit praefatio S. Isidori episcopi. Isidorus Mercator (al. Peccator) servus Christi etc."[29]).

Von der echten Samlung Isidors besitzen wir erst seit kurzem eine Ausgabe; sie ist zu Madrid erschienen. Der erste Theil, d. h. die Samlung der Conciliensschlüsse war bereits 1808 im Druck vollendet, der zweite, also die Decretalensamlung, hingegen erst 1821. Das Ganze wurde auch erst in dem zuletzt genannten Jahre mit einer Vorrede des Fr. Ant. Gonzalez, öffentlich bekannt gemacht; der erste Theil unter dem Titel: Collectio canonum ecclesiae Hispanae ex probatissimis et pervetustis codicibus nunc primum in lucem edita; — der zweite Theil unter dem Titel: Epistolae decretales ac rescripta Romanorum pontificum. — Das Pseudoisidorische Werk ist dagegen viel früher und zwar vollständig gedruckt, im ersten Bande der 1523, 1524 zu Paris herausgekommenen Samlung Merlins, wovon 1530 zu Cöln und 1535 zu Paris Nachdrucke erschienen sind. —

Was die übrigen, gleichzeitigen und spätern Samlungen betrifft, wie z. B. die von Regino von Prüm, Burchard von Worms und Ivo von Chartres[30]), worin, nach systematischer Ordnung, neben den übrigen weltlichen und kirchlichen Quellen des Kirchenrechts insbesondere auch die Decretalen der Päpste auszugsweise mitgetheilt worden; so werden sie hier ebenso übergangen wie das Gratianische Decret, worin die Decretalen gleichfalls stark benutzt sind. Dagegen sind die nach Gratians Decret erschienenen, auf päpstliche Decretalen sich zunächst beschränkenden Samlungen hier wieder näher zu beschreiben.

Die beiden ältesten darunter fallen gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. Die eine dieser Samlungen führt den Titel: Appendix ad concilium Lateranense III., und findet sich in den gewöhnlichen Ausgaben der Conciliensamlungen abgedruckt[31]); die andern den Titel: Decretales Alexandri III. in concilio Lateranensi III. generali anno MCLXXIX. celebrato editae, und ist aus einer Kasselschen Handschrift von J. H. Böhmer zum Druck befördert worden[32]). — Zwischen beiden Compilationen[33]), die übrigens von unbekannten Verfassern herrühren, findet der engste materielle Zusammenhang Statt, und die zweite ist im Grunde nichts weiter als eine verbesserte Recension der erstern. Sie enthalten, außer den Canonen des dritten Lateranensis

pag. 215. seq. Spittler a. a. O. S. 220. ff. *J A. Theiner* De pseudoisidoriana canonum collectione. Vratislav. 1827. F. Walter Lehrbuch des Kirchenrechts. §. 83. ff. Eichhorn a. a. O. S. 148. ff. 26) Lehrreich ist das Verzeichniß bei Spittler a. a. O. S. 223. ff., besonders wenn man es mit dem Verzeichniß vergleicht, welches Spittler S. 208. mittheilt. 27) *Leonis Magni* epistol. ad episcopos per Campaniam, Picenum etc. — constitutos; in Operib. Tom. I. pag. 616. (edit. Ballerin.) 28) Lang a. a. O. §. 115. Not. 5.

29) Spittler a. a. O. S. 222. 30) Vergl. z. B. Lang a. a. O. §. 116—120. §. 143—148. 31) z. B. *Harduin* Collect. concil. Tom. VI. P. II. pag 1695. seq. *Mansi* Concil collect. Tom. XXII. pag. 248 seq. 32) Im zweiten Bande seines Corp. jur. can. Append. pag. 186. seq. 33) Vergl. über diese beiden Samlungen: *J. H. Böhmer* De decretor. pontificum Romanor. variis collectionib. §. 13. (oben Note 17.); besonders aber: *Augustin Theiner* De Romanor. pontificum epistolar. decretalium antiquis collectionib. et de Gregorii IX. decretalium codice. Lips. 1829. pag. 5—9. Vergl. auch J. W. Bickells Recension des Theinerschen Werks in der allgem. Lit.-Zeitung von 1830. Nr. 129.

schen Concils und einigen Satzungen anderer Synoden, fast nur Decretalen Alexanders III. Zwar finden sich darin auch Lehrschreiben früherer und späterer Päpste, z. B. Gregors VII., Eugens III., Lucius III., Urbans III., Gregors VIII., Clemens III. Doch sind diese der Zahl nach gering; besonders soweit sie den Vorgängern Alexanders III. angehören. — Die Decretalen werden bald blos auszugsweise, bald ihrem ganzen Umfange nach darin mitgetheilt, öfters auch in mehre Stücke zerlegt. Dabei halten sich die Compilatoren (was ebenso, wie das Vorstehende, auch von den Verfassern der spätern, weiter unten näher zu charakterisirenden Decretalensamlungen gilt), nicht strenge an die Worte des Urtextes selbst; erlauben sich vielmehr bald größere, bald geringere Abänderungen, wovon indessen manche Abweichungen gewiß auch auf Rechnung ungenauer Abschreiber der Handschriften zu setzen sind.

Wie schon bemerkt machen beide Compilationen im Grunde ein und dasselbe Werk aus. Auf den ersten Anblick scheint dem zwar nicht so zu seyn. So z. B. besteht die ältere Samlung aus 50 Theilen mit 571 Abschnitten oder Kapiteln; die jüngere aus 65 Titeln mit 438 Kapiteln. Ferner sind im ersten Theile des ältern Werks die Canonen des dritten Lateranensischen Concils mitgetheilt, was dagegen von den ersten Titeln der zweiten Compilation nicht gilt. Auch ist am Ende dieser zweiten Samlung (Tit. 57—65.) eine Reihe von Titeln enthalten, welche über das Eherecht ausschließlich handeln; wogegen eine solche Zusammenstellung am Schluß der ersten Compilation und überhaupt in dem gesamten Werke ganz fehlt. Dergleichen Abweichungen der beiden Samlungen von einander kommen auch sonst noch vor, und das eine Werk scheint daher auf den ersten Anblick mit dem andern nicht näher verwandt zu seyn. Wirklich aber scheint es auch nur so. Dazu geben gleich die angeführten beiden Abweichungen einen Beleg. Die in dem ersten Theile der ältern Samlung enthaltenen Canonen des Lateranensischen Concils fehlen nämlich ebenso wenig in der zweiten Samlung, als die eherechtlichen Texte der zweiten Compilation in der ersten; die Satzungen der gedachten Synode sind vielmehr in den ersten zwölf Titeln des jüngern Werkes untergebracht worden, und was das am Ende dieser jüngern Compilation sich vorfindende Eherecht betrifft, so kommen die dazu gehörigen Texte in der ältern Samlung zwar ebenfalls vor, freilich aber an verschiedenen Stellen zerstreut, nämlich in Theil 5. 6. 9. 12. 18. 32. 45.

Die angeführten beiden Beispiele bezeugen übrigens zugleich das Bestreben des Verfassers der zweiten Samlung, das von seinem Vorgänger mitgetheilte Material zweckmäßiger zu ordnen, und wirklich verdient daher seine Arbeit den Namen einer verbesserten Recension. Eine vermehrte Ausgabe kann sie dagegen nicht genannt werden; denn 112 Kapitel der ältern Compilation sind daraus weggelassen und nur 32 Kapitel dafür neu hinzugefügt worden.

Auf diese Decretalensamlungen folgt zunächst die Compilation des Bernardus von Pavia [† 1213][34]. — Bernardus selbst gab diesem Werke, welches um das Jahr 1190 entstanden ist, den Titel: Breviarium extravagantium, und zeigt damit zugleich an, daß es einen Nachtrag zum Gratianischen Decrete bilden sollte. Auch war es gerade die Betrachtung, daß das Decret Gratians nach den vielen, seit Innocenz II. erlassenen, derogatorischen Decretalen sowol für den Hörsaal als die Gerichtshalle nicht mehr ausreichte, wodurch Bernardus zur Veranstaltung seiner Samlung bestimmt wurde.

Er schloß sich dabei dem Gratianischen Decrete insofern an, als er im Ganzen dieselben Quellen benutzte, welche Gartian benutzt hatte; er nahm nämlich in seine Compilation auf: Excerpte aus den Kirchenvätern, Satzungen der Concilien, vor allem aber päpstliche Decretalen; weniger jedoch solche, die schon aus den frühern Zeiten (seit Gregor dem Großen) herrührten, aber bei Gratian fehlten, als vielmehr solche, die erst seit Gratian (besonders von Alexander III.) erlassen waren. Dagegen wich er in der äußern Anordnung seines Breviars von Gratian völlig ab; die einzelen Kapitel stellte er nämlich, unter Beifügung der gehörigen (nicht selten übrigens unrichtigen) Inscriptionen, in Titeln, denen er zugleich die ihrem Inhalte entsprechenden Rubriken vorsetzte, zusammen, und zerlegte daneben das gesamte Werk in fünf Bücher. Wie es scheint schwebte ihm bei dieser Anordnung des Ganzen die Einrichtung des Justinianeischen Codex vor Augen.

Das Material entlehnte er aus den verschiedenen, ihm zu Gebote stehenden, ältern Samlungen, z. B. aus der Samlung des Burchard von Worms und Ivo von Chartres. Vieles nahm er unter andern auch aus dem Werke Gratians; das meiste jedoch aus den vorher beschriebenen beiden Decretalensamlungen, von denen er indessen die jüngere vorzugsweise benutzt hat. Auch hat er sich meist an die Ordnung dieser letztern Compilation gehalten, woraus er ohnehin auch fast alle Inscriptionen entlehnt hat. — Über das nähere Verhältniß des Bernardschen Breviars zu den ältern beiden Decretalensamlungen gibt die synoptische Tabelle vollständige Auskunft, welche Augustin Theiner seiner trefflichen Schrift als Accessio prima beigefügt hat[35].

Dieses Breviar Bernards erlangte, obwol nur Privatarbeit, doch bald eine außerordentliche Auctorität. Überall wurde es sowol bei den Vorlesungen als in den Gerichten gebraucht. Bernardus selbst fertigte darüber eine Summa an und bald darauf folgte ein ähnliches Werk unter dem Namen: Glossa. Auch schrieben viele andere Glossatoren darüber. So geschah es, daß über dem Breviar die beiden frühern Decretalensamlungen bald ganz vergessen wurden und die ältern Canonisten die Compilation Bernards geradezu als die prima (decretalium) compilatio bezeichneten.

---

34) *J. H. Böhmer* l. c. §. 13. *J. C. Koch* De breviario extravagantium Bernardi Circae; in dessen Opuscul. jur. can. No. 1. (Giess. 1774.). *Aug. Theiner* l. c. pag. 3—12.
35) *Theiner* l. c. pag. 41—46.

Die älteste Ausgabe ist von Anton Augustinus 1576 zu Ilerda veranstaltet worden[36]).

An das Breviar des Bernardus Papiensis schlossen sich zunächst die Compilationen von Gilbertus, Alanus, Rainerius Pomposianus und Bernardus Compostellanus an[37]). Doch werden diese Samlungen der Decretalen hier übergangen, weil die erste, zweite und vierte nicht bis auf unsere Zeiten gekommen sind, die dritte aber, welche uns zwar erhalten ist[38]), nur untergeordnete Bedeutung hat. Sie besteht übrigens aus 41 willkürlich zusammengereihten Titeln, worunter 123 Decretalen von Innocenz III. aus dessen ersten Regirungsjahren mitgetheilt sind.

Wichtig wird dagegen wieder die Compilation des Petrus Beneventanus, welche auf unmittelbare Veranlassung des Papstes Innocenz III. veranstaltet, auch förmlich publicirt und mit Gesetzeskraft bekleidet wurde[39]). Es ist dies die erste Decretalensamlung, von welcher solches gilt. Veranlassung zu diesem Werke gaben die bei Innocenz darüber erhobenen Klagen, daß so viele Decretalen unter seinem Namen in Umlauf gesetzt waren, die von ihm gar nicht erlassen worden. Daher trug dieser Papst (1198—1216.) dem Petrus von Benevent auf, aus den echten Regesten der ersten zwölf Jahre seines Pontificats eine neue Samlung zu veranstalten. Diesem Auftrage gemäß legte Petrus natürlich die Regesta selbst zum Grunde; doch hat er sicherlich auch die Samlungen seiner beiden Vorgänger benutzt; ob die des Bernardus Compostellanus, darüber läßt sich weil dieses Werk untergegangen ist, freilich nicht urtheilen. Daß er hingegen die Compilation des Rainerius Pomposianus zu Rathe gezogen habe, dürfte um so weniger zu bezweifeln seyn, als sich fast alle Kapitel dieser Samlung in seinem Werke wiederfinden. — Was übrigens die äußere Anordnung des Materials betrifft, so hielt sich Peter von Benevent streng an das Bernardsche Breviar an; er hat wie dieser fünf Bücher unterschieden und jedes Buch in Titel zerlegt, welche den Titeln Bernards fast durchgängig entsprechen. —

Der nächste Nachfolger des Petrus von Benevent war, als Decretalensamler, Joannes Walensis[40]). Dieser entschloß sich zu einer neuen Compilation, weil Petrus von Benevent sich auf die Lehrbriefe Innocenz III. beschränkt hatte, und samlelte daher, außer den von Bernardus Papiensis übergangenen Decretalen Alexanders III., die Sendschreiben der spätern Päpste bis auf Innocenz III., also die Decretalen Lucius III., Urbans III., Gregors VIII., Clemens III. und Cölestins III. — Er schloß sich dabei in der äußern Anordnung seines Werkes ebenso genau, als Petrus Beneventanus, dem Breviar des Bernard von Pavia an, nach dessen Vorgange er auch verschiedene Excerpte aus den Concilien und Kirchenvätern aufnahm. — Übrigens unterzog er sich der Arbeit aus eigenem Antriebe; auch hat seine Samlung die Auctorität einer förmlichen Gesetzsamlung späterhin nicht erlangt. Sie wurde aber gleichwol in den Vorlesungen gebraucht und in den Gerichten benutzt. — Den Stoff entlehnte Joannes Wallensis vorzugsweise aus den Compilationen des Gilbertus und Alanus, und (wie es scheint) aus den beiden ältesten Decretalensamlungen.

Obwol das Werk des Petrus Beneventanus älter ist, als das des Joannes Wallensis[41]), so wird doch das erste (in Bezug auf das Breviar des Bernardus Papiensis, welches, wie schon oben bemerkt worden, mit dem Namen der prima compilatio belegt wird) bei den ältern Canonisten als die tertia, und das letztere als secunda compilatio bezeichnet. Inzwischen erklärt sich dieser scheinbare Anachronismus hinlänglich daraus, daß Joannes ältere Decretalen gesammelt hat, als Petrus.

Beide Werke haben die älteste Ausgabe mit dem Breviar des Bernardus Papiensis gemeinschaftlich. — Die Compilation des Petrus von Benevent beschränkte sich auf die von Innocenz III. während der ersten zwölf Jahre seiner Regirung erlassenen Decretalen und reichte also nur bis zum Jahre 1210. Nun ist aber kein Papst als kirchlicher Gesetzgeber so thätig gewesen als gerade Innocenz III. Sehr natürlich also, daß bald eine neue, übrigens von unbekannter Hand angefertigte, Samlung derjenigen Drecretalen dieses Papstes erschien[42]), welche erst nach dem vorher bezeichneten Jahre publicirt worden waren. Zugleich sind in dieser Compilation die Satzungen der im Jahre 1215 unter Innocenz gehaltenen, vierten Lateranensischen Kirchenversamlung nebst einigen ältern Decretalen enthalten, welche von Petrus Beneventanus übergangen waren. Der äußern Form nach stimmt dieses Werk mit denen des Bernard von Pavia, Petrus von Benevent und Joannes von Wallia ebenfalls überein; auch schließt es sich an die Samlungen dieser Männer bei den ältern Canonisten als Compilatio quarta an. Übrigens ist es nur eine Privatarbeit, die auch niemals in Gesetzeskraft getreten, indessen sowol bei den Vorlesungen als den gerichtlichen Entscheidungen benutzt worden ist. Wie es scheint, ist diese Compilation erst nach dem Tode Innocenz III. erschienen. Die älteste Ausgabe fällt mit der Editio princeps der andern drei Compilationen zusammen.

Die letzte Decretalensamlung, von welcher noch nähere Rechenschaft gegeben werden muß, ist endlich die

36) Unter dem Titel: Antiquae collectiones decretalium, ab Ant. Augustinus außer unserer Compilatio prima auch die weiter unten zu beschreibenden Collectiones secunda, tertia und quarta zuerst darin heraus. 37) *Theiner* l. c. p. 13—15. 38) Sie ist herausgegeben von St. Baluzius als Prima collectio decretalium Innocentii III. und befindet sich hinter dem zweiten Buche der von Baluzius edirten Briefe von Innocenz II. pag 543. Tom. I. 39) *Theiner* l. c. p. 15—17. *C Koch* de Innocentii III. P. R. collectione decretalium prima, inter antiquas tertia; in dessen Opusc. jur. can. Nr. 2. 40) *J. H. Böhmer* l. c. §. 14. *Theiner* l. c. p. 17—19.

41) *Theiner* l. c. pag. 18. 19. vergl. mit pag. 8. Note 43. 42) *Theiner* l. c. pag. 20. *Böhmer* l. c.

von Honorius III. [1216—1227] [43]). Sie enthält außer den Decretalen dieses Papstes noch die von Friedrich II. „pro libertate ecclesiarum et clericorum, confusione Patarenorum, testamentis peregrinorum et securitate agricultorum" erlassenen Constitutionen. Auch diese Samlung stimmt der äußern Einrichtung nach mit den vier frühern Samlungen, an die sie sich als Compilatio quinta anschließt, überein; wie diese zerfällt sie in fünf Bücher und die einzelnen Bücher in Titel, welche den Titeln der ältern Samlungen entsprechen. Verfaßt ist sie auf ausdrücklichen Befehl des Honorius, und demnächst auch förmlich publicirt worden, wie es scheint gegen Ende des Jahres 1226. Doch ist sie weder lange in Gebrauch geblieben, noch überall in Gebrauch gekommen, weil Honorius bald darauf mit Tode abging und sein Nachfolger Gregor IX. gleich nach Besteigung des päpstlichen Stuhls den Entschluß einer (auch schon im Jahre 1234 publicirten) neuen Compilation faßte, worin er außer seinen eignen Decretalen die in den ältern Compilationen enthaltenen zu einem Ganzen vereinigen ließ [44]). Dies war der Grund, weshalb die Compilatio quinta auch mehr als die frühere, vernachlässigt und kaum glossirt worden ist. Nicht einmal der Name dessen, welcher sie redigirt hat, ist der Nachwelt aufbewahrt worden.

Die älteste Ausgabe ist von J. Cironius besorgt, und erschienen unter dem Titel: Quinta compilatio epistolarum decretalium Honorii III. Tolos. 1645. — Die spätern Decretalensamlungen des Mittelalters sind hier zu übergehen, weil sie integrirende Bestandtheile des Corpus juris canonici ausmachen und also unter dem Artikel Kanonisches Rechtsbuch näher zu beschreiben sind. Bekanntlich sind es folgende: 1) Die Decretalensamlung Gregors IX. — 2) Die Samlung Bonifacius VIII. — 3) Die Samlung Clemens V. — 4) Die Samlung der Extravaganten Johanns XXII. — und 5) Die Samlung der Extravagantes communes.

Übrigens haben sich auch in den neuern Zeiten verschiedene Gelehrte als Samler der aus dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung herrührenden Constitutionen der Päpste verdient gemacht; zuvörderst nämlich der Kardinal Antonio Carafa. Seine Samlung geht bis zum J. 1073 und ist 1591 von Antonius de Aquino in zwei Foliobänden herausgegeben. — Eine andere Samlung beabsichtigte P. Coustant. Sie sollte enthalten die Epistolae Romanor. pontific. a S. Clemente I. usque ad Innocentium III. Allein sie ist unvollendet geblieben und der erste 1721 zu Paris erschienene Band geht nur bis zum Jahre 430. — Ebenso ist das Werk von C. T. G. Schönemann nicht vollendet worden, welches bis auf Leo den Großen († 461) fortgeführt werden sollte. Was (Göttingen 1796. 1801.) davon erschienen ist, ist ein bloßer Abdruck der Samlung Coustants. Schönemann hat nur einige kleine Anmerkungen nebst einer zu Coustants Zeit noch unbekannten epistola Anastasii I. hinzugefügt.

Die in den Samlungen des Mittelalters nicht enthaltenen Verordnungen sind, besonders soweit sie die neuern Zeiten betreffen, in folgenden Werken zu finden: 1) Bullarium magnum Cherubinorum. Dieses Werk erschien zuerst 1586 zu Rom in einem Foliobande und reichte bis Sixtus V., veranstaltet durch Laertius Cherubini. Dann erschien es, bis zu drei Bänden vermehrt, ebendaselbst 1617, und wurde hienächst bis zum Ende des 17. Jahrhunderts fortgesetzt. Es bildet zugleich die Grundlage der beiden spätern Samlungen. Diese sind: 2) Bullarium magnum Romanum a Leone M. usque ad Benedictum XIV. Luxemburgi 1727—1758. Es besteht aus 19 Foliobänden. 3) *Bullorum*, privilegiorum ac diplomatum amplissima *collectio*; opera et studio Caroli Cocquelines. Romae 1733—1748. Es besteht aus 14 Theilen (Tomi), welche 28 Foliobände ausmachen. (*Dieck*.)

Decretum s. die Nachträge zu D.

Decretum Gratiani s. Gratianus.

DECSANE (spr. Detschane), Decsansky (spr. Detschansky). Eine serbische Sage erzählt, daß dem Könige Decsansky sein grausamer Vater die Augen ausgerissen und auf dem Stadtthore aufgehängt habe. Der blinde Decsansky ging nun einst vor der Stadt spatziren. Da erblickte ihn ein Erzengel, erbarmte sich seiner, verwandelte sich in einen Adler, nahm seine Augen von dem Stadtthore weg und gab sie ihm mit den Worten „odecsi ocsi!" (da sind die Augen!) zurück. Decsansky sah wieder mit den in die Augenhöhlen eingesetzten Augen und ließ zum Andenken die Stadt Decsane anlegen. (*Rumy*.)

DECSY (spr. Detschi), Samuel, Doctor der Philosophie und Medizin, gest. den 25. Jan. 1816 im 71. Lebensjahre, war ein um die magyarische Literatur verdienter Mann. Er war zu Rimaßombat in der Gömörer Gespanschaft von reformirten Eltern geboren und studirte auf teutschen und holländischen Universitäten Philosophie und Medizin. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland faßte er den Vorsatz, demselben durch die Herausgabe einer magyarischen Zeitung in Wien und durch die Abfassung magyarischer Werke zu nützen. Er gab 27 Jahre lang den Magyar Kurir, theils allein, theils in Verbindung mit Daniel Pánczél heraus. Durch zu viele Anstrengung schwächte er seine Gesundheit, was ihn aber nicht abhielt, den Magyar Kurir bis zu seinem Tode mit rastloser Thätigkeit zu redigiren. Jungen Landsleuten, die nach Wien kamen, erwies er viele Gefälligkeiten und ertheilte ihnen guten Rath. Seine im Druck erschienenen Werke sind, außer dem Magyar Kurir: 1) Ἰατρὸς φιλόσοφος ἰσόθεος, hoc est: Medicus Philosophus Deo aequalis, effatum Hippocratium commentatione academica illustratum. Trajecti ad Viadrum 1777. p. 57. 4. 2) Osmanografia, az-az: a' Török Birodalom természeti, erkölcsi, egyházi, polyári 's hadi al-

43) *J. A. Riegger* de collectione decretalium Honorii III. in dessen Opuscul. (Friburg. 1773.) pag. 223 seq. *Theiner* l. c. pag. 20—24. 44) Für das Verhältniß der Decretalensamlung Gregors IX. zu den ältern Compilationen sowol, als für das gegenseitige Verhältniß dieser letztern unter einander wird ganz besonders lehrreich die synoptische Tabelle bei *Theiner* l. c. pag. 46—70. Über eine in dieser Tabelle, ohne Schuld des Verfassers, entstandene Verwirrung vergl. *Theiner* pag. 79.

lapottyának és a' Magyar Királyok ellen viselt nevezetesebb hadakozásainak summás leirása. (Osmanographie, das heißt kurzgefaßte Beschreibung des natürlichen, sittlichen, kirchlichen, politischen und Kriegszustandes des türkischen Reichs und ihrer mit den ungrischen Königen geführten Hauptkriege.) 3 Theile mit 2 Charten. Wien 1788. 378, 442 und 772 S. Zweite vermehrte Ausgabe 1789 (fand sehr viele Leser). 3) Pannoniai Feniksz, avagy hamvából feltámadott Magyar nyelv. (Pannonischer Phönix, oder die aus ihrer Asche entstandene magyarische Sprache). Wien 1790. 274 S. 8. 4) A' Magyar szent Koronának és ahoz tartozó tárgyaknak historiája. (Geschichte der heiligen ungrischen Krone und der dahin gehörigen Gegenstände). Wien 1792. 689 S. Mit vielen Kupfern. (fand auch sehr viele Leser). 5) Magyar Almanak 1794 esztendőre, mellyben minden Europai egyházi 's világi Fejedelmeknek Közönségesen, Különösen pedig a' Két Magyar Hazában Közönséges hivatalokat viselő Hazafiaknak neveik fel vagynak irattatva. (Ungrischer Almanach auf das Jahr 1794, in welchem die Namen aller europäischen, geistlichen und weltlichen Fürsten im allgemeinen, insbesondere aber der in Ungern öffentliche Stellen bekleidenden Landsleute verzeichnet sind. Wien. 486 S. 8. (der erste Versuch eines Statskalenders in magyarischer Sprache). 6) Magyar Almanak 1795 esztendőre, a' Polynesiának históriájával egygyütt. (Ungrischer Almanach 1795, mit einer Geschichte von Polynesien). Wien. CXLIV und 304 S. 8. 7) Magyar Almanak 1796 esztendőre, a' Hollandiai Respublika Utrekti szövetségén épült első alkotmánnyának és constitutiójának rövid le rajzolásával egygyütt. (Ungrischer Almanach auf das Jahr 1796, samt kurzer Schilderung der durch das Utrechter Bündniß gestifteten Verfassung der holländischen Republik). Wien. LVIII und 292 S. 8. Die Fortsetzung dieses ungrischen Almanachs unterblieb. (*Rumy*.)

DECUMARIA. Eine von Phil. Conr. Fabricius (Hort. helmst.) zuerst so genannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Philadelpheen und der ersten Ordnung der 12. Linnéschen Klasse (früher zu der 11. Klasse gerechnet). Char. Der Kelch glockenförmig mit 7- bis 10zähnigem Saume; 7 bis 10 ablange Corollenblättchen; zahlreiche, fadenförmige Staubfäden mit Zwillingsantheren; ein cylindrischer Griffel mit schildförmiger, vielstrahliger Narbe; eine vielfächerige, klappenlose Samenkapsel, mit Griffel und Narbe gekrönt; die Samen in ein Häutchen gehüllt. Die einzige bekannte Art, *D. barbara* L. (Lam. ill. t. 403, D. radicans Mönch. meth., D. Forsythia Michx. am., Forsythia scandens Walt. car., D. sarmentosa Bosc. Act. soc. hist. nat. Par. I. p. 76. t. 13.) ist ein in den Wäldern Carolina's und Virginiens einheimischer Strauch mit eiförmig-ablangen, etwas gesägten Blättern und weißen, wohlriechenden Doldentrauben. Er klettert oft an Bäumen in die Höhe und erstickt diese bisweilen, wo er üppig wächst, daher der Trivialname. (*A. Sprengel*.)

DECUMATES AGRI. Die einzige Stelle der Alten, in welcher von den Dekumaten-Äckern die Rede ist, steht Taciti Germania cap. 29, wo nach Erwähnung der Bataver und Mattiaken, als den Römern unterthäniger, germanischer Völker auf der Rheininsel und dem rechten Rheinufer, es heißt: „doch unter die Völker Germaniens möchte ich nicht auch die zählen, welche die Dekumaten-Äcker bebauen, obschon sie jenseit des Rheins und der Donau sich angesiedelt haben. Gallisches Gesindel, aus Dürftigkeit kühn, besetzte den, unsicheren Besitz gewährenden Boden. Nachdem später der Grenzwall gezogen und die Schanzen weiter hinaus gerückt worden sind, gelten sie nun als Vorland (sinus) des Reichs und als Theil der Provinz." Es ist auffallend, daß keiner der spätern Schriftsteller, selbst nicht einmal Tacitus in den Annalen und Historien, so weit wir sie besitzen, dieser Dekumaten-Äcker wieder erwähnt, obschon häufig Gelegenheit dazu war, da er den limes transrhenanus mehrmals nennt; noch auffallender ist es, daß das Wort Decumas überhaupt, mit Ausnahme dieser Stelle, bei den Lateinern gar nicht vorkommt. Deshalb möchte es, um zuvörderst von dem Namen zu sprechen, gewagt erscheinen, denselben, wie gewöhnlich geschieht, durch Zehentäcker, Zehentland u. s. w. zu übersetzen, als wenn Tacitus geschrieben hätte: agri decumani, welches allerdings einen Landbesitz bezeichnen würde, für dessen Bebauung und Benutzung die Inhaber dem Eigenthümer als Landesherrn den Zehenten zu bezahlen hätte. Wir halten es daher für gerathener, bis die Bedeutung von Decumas, als eine appellative, erwiesen worden ist, dasselbe für ein Nomen proprium zu halten, und nach der Bedeutung desselben nicht weiter zu fragen. — Die Gegend, in welcher wir die Dekumatenäcker zu suchen haben, kann nicht zweifelhaft seyn. Jenseit des Rheins und der Donau und zwar auf der teutschen Seite dieser Ströme, müssen sie nach des Tacitus Worten liegen, also ohne Zweifel in dem Winkel, den der Rhein um die Quellen der Donau bildet und insbesondere nördlich von dem oberen Laufe der Donau bis nach dem Mittelrheine hin. Auch wird sich die Stelle noch genauer ausmitteln lassen. Da Tacitus die Bewohner der Dekumatenäcker nach den Batavern und Mattiaken nennt, von Norden nach Süden fortschreitend, so müssen sie südlicher als letztere gewohnt haben und da die Wohnsitze der Mattiaken wegen der aquae Mattiacae (Wisbaden) bekannt genug sind, so haben wir dieselben am Main, oder zwischen Main, Rhein und Donau zu suchen. Auf der andern Seite können sie nicht allzu weit abwärts von der Donau gewohnt haben. Die erste suevische Völkerschaft, die Tacitus an der Donau nennt, sind die Hermunduren, welche einestheils mit den Chatten an der fränkischen Saale zusammenstießen (Annal. XIII, 57.), anderntheils auch das Donauufer unmittelbar berührten und mit den Römern in so freundlichem Verkehre standen, daß sie Erlaubniß hatten, ohne weiteres über die Donau zu kommen und die Städte Rhätiens zu besuchen. (Germ. 41.) Weiter abwärts werden aber an die Donau noch gesetzt: Narisker, Markomannen und Suaden. (Germ. 42.) Da also der Punkt, wo die Hermunduren die Donau berührten, gewiß zwischen Regensburg und Ingolstadt zu setzen ist, so wird für die Dekumanenäcker nur das große

Dreieck übrig bleiben, dessen eine Seite die Donau von Regensburg an bis zu ihrer Quelle bildet, die andere der Rhein bis nach Mainz, die dritte eine Linie von Mainz bis nach Regensburg. Dieses, aus obigem hervorgehende Resultat wird noch dadurch bestätigt, daß weder Strabo, noch Tacitus, noch Ptolemäos in diese Gegenden die Wohnsitze namhafter Völkerschaften setzen, und daß erst späterhin, als die germanischen Völkerschaften in großen Bünden die römischen Grenzwälle zu durchbrechen anfingen, die Allemannen in diese Gegenden eindrangen und sich hier ansiedelten.

Um nun genauer der Entstehung dieser räthselhaften Ansiedelung gallischen Gesindels auf unzweifelhaft germanischem Boden nachzuspüren, so möchte sich darüber folgendes ergeben. Seit dem 5. Jahrhunderte v. Chr. Geb. hatte die Gallier ein gewaltiger Drang nach auswärtigen Eroberungen ergriffen, deren sie auch bedurften, um die überhand nehmende Volksmenge abzuleiten. So ward Oberitalien mit gallischen Ansiedlern überschwemmt und durch diese die alte Macht der Etrusker gebrochen; so auch Germanien, von welchem der ganze Strich zwischen der Donau und den Alpen (wo dieser nicht früher schon von den rhätischen Völkern besetzt war) und ein großer Theil Landes sogar zwischen dem Main und der Donau in den Besitz dieser Gallier gerieth. Jedoch nicht überall erhielten sich die Gallier in diesen Sitzen; außer einigen Stämmen, die sich am Fuße der Alpen ansiedelten, blieben wol nur die Bojer in dem Lande wohnen, das sie erobert und nach sich benannt hatten (Böheim), bis auch diese späterhin der Macht der Markomannen weichen mußten; das übrige Land fiel bald wieder an seine alten Herren zurück. Im Einzelnen können wir dieses wechselseitige Drängen und Treiben der germanischen Nationen nicht verfolgen; nur ist ein anderes historisches Factum noch bekannt. Fast zur selbigen Zeit, in welcher die Bewohner Norddeutschlands, vielleicht durch den Cimbernkrieg angeregt, in großen Schaaren über den Rhein gingen und dort nach Vertreibung der Gallier sich ansiedelten (was zu der Entstehung des Namens Germanen Veranlassung gab (Tac. Germ. 2.), drangen die Helvetier, auch ein gallisches Volk, über den Rhein vor nach Germanien und setzten sich fest in dem Lande um die Quellen der Donau und des Neckar. Hier behaupteten sie sich nicht nur, sondern sie dehnten unter unaufhörlichen Kämpfen mit den Germanen ihr Gebiet allmälig bis an den Main aus. Dieses erzählen Tac. Germ. 28. und Caes. B. G. I, 1. — Die teutschen Völkerschaften, welche auf diese Weise von den Helvetiern verdrängt wurden, werden uns zwar nicht genannt; doch leidet es keinen Zweifel, daß sie zu dem Stamme gehörten, der späterhin Sueven genannt wurde. Dieses Vordringen der gewaltigen und durch Tapferkeit vor allen andern Galliern sich auszeichnenden Helvetier erfoderte aber und bewirkte von Seiten der Germanen kraftvollere Anstrengungen, und wurde ohne Zweifel die Veranlassung zur Bildung des sogenannten großen Suevenbundes, von dem uns Cäsar so große Dinge erzählt, die ihm zum Theil auch noch Tacitus nacherzählt, obschon damals der Suevenbund längst eine Antiquität geworden war. In dem großen Kampfe nun zwischen den 100 suevischen Gauen und den verbündeten Helvetiern und Bojern ward die ganze Landstrecke, welche dieselben von Teutschland inne gehabt hatten, zur Wüste gemacht, indem der Streit mit der Verdrängung oder Vertilgung der Feinde geendet hatte, und so entstanden die helvetische und die bojische Wüste, von denen noch Strabo und sogar Ptolemäos erzählen. Dieses waren denn auch die Wüsten, deren sich die Sueven bei Cäsar rühmen (B. G. IV, 3.) und von denen sie behaupteten, daß sie in einem Umkreise von 600 röm. Meilen, d. h. 120 t. M. einen Theil ihrer Grenzen bildeten. Diese Kämpfe mochten beendigt seyn in dem Jahrzehend, welches dem Auftreten Cäsar's in Gallien vorherging, und mochten auch wiederum Ursache seyn, daß die Helvetier, indem sie ihre überflüssige Volkszahl nicht mehr nach Germanien ableiten konnten, sich genöthigt sahen, dieselbe in Gallien sich Wohnsitze suchen zu lassen, so wie auch wiederum die suevische Übermacht und der Schrecken, der vor ihrem Namen herging, dem Ariovist und seinem Kriegsgeleite Gelegenheit gab, in Gallien die große Rolle zu spielen, aus der er nur mit Mühe von Cäsar wieder verdrängt wird. Jedoch die Niederlage des Ariovist bei Vesontio, die allmälige Unterwerfung der Gallier und der Belgier, die schreckliche Niedermetzelung der Usipeter und Tenkterer, die mehrmaligen Versuche Cäsars, über den Rhein zu gehen und in Germanien einzudringen, die Verbindungen, welche er mit einzelnen germanischen Völkern schloß u. s. w., schreckten die Sueven und hielten sie von einem weiteren Vordringen zurück, und so geschah es, daß die sogenannte helvetische und bojische Wüste wirklich eine lange Zeit öde und unbebauet liegen blieben. Letztere besetzten nun freilich nicht lange nachher Hermunduren (cf. *Dio Cassius* fragm. libri LV. ed. Morelli.), Naasker und Markomannen; erstere aber, welche der römischen Herrschaft näher lag und in einem langen, spitzen Keil sich in den Römern unterworfene Länder hineinschob, wurde von den suevischen Völkern, zumal da das Land großentheils von rauhen Gebirgen bedeckt war, nicht wieder besetzt. So geschah es denn, daß Gallier, die in den zerstörenden Kriegen Cäsars heimathlos geworden waren, oder späterhin dem drückenden römischen Joche zu entgehen trachteten, über den Rhein gingen und in der helvetischen Wüste eine Zuflucht suchten. Auch mögen sich späterhin, nachdem Drusus und Tiber die Rhätier und Vindelicier bezwungen hatten, Flüchtlinge aus Rhätien dahin gezogen haben. Sehr mißlich und zweifelhaft waren allerdings diese Ansiedelungen, denn sie waren verloren, wenn es den Germanen in den Sinn kam, sich wieder weiter südlich auszudehnen; doch da dieses nicht geschah, und auch der fruchtbare Boden in den Thälern des Neckars und seiner Nebenflüsse die Ansiedelungen begünstigte und immer neue Einwanderer anlockte, so erwuchsen dieselben im Ablaufe eines halben Jahrhunderts zu einem nicht unbedeutenden Völkchen, das der Aufmerksamkeit der Römer nicht mehr entgehen konnte. Die Wichtigkeit dieses Landstriches für die Römer ward noch vermehrt, seitdem die Römer unter des Augustus Herrschaft die Alpenvölker unterjocht und vertilgt, Helvetien

bezwungen und von der äußersten Grenze Pannoniens an alles Land nördlich von den Alpen bis zur Donau besetzt hatten (A. 15 und 14 vor Chr.) und darauf durch Drusus nicht nur das ganze linke Rheinufer durch Castelle befestigt, sondern auch der Versuch gemacht wurde, ins Innere von Teutschland bis an die Weser und Elbe vorzudringen (13 bis 9 vor Chr.). Seitdem Rhätien eine römische Provinz geworden war und hier eine bedeutende Anzahl volkreicher Colonien aufblühete, und auf gleiche Weise auch am Rhein 2 germanische Provinzen entstanden mit zahlreichen Städten und starken Besatzungen, so war es unumgänglich nöthig geworden, eine leichtere und nähere Verbindungslinie zwischen diesen Provinzen zu erhalten zu gegenseitiger Unterstützung und zu schnelleren Zusammenwirken nach einem Plane; es mußte möglich seyn, von Augusta Vindelicorum (wenn dieses damals schon wirklich angelegt wurde) unmittelbar und ohne feindliches Land zu berühren, nach Moguntiacum zu gelangen, ohne den großen Umweg über den Bodensee durch die Schweiz und das Elsaß zu machen. Daher leidet es keinen Zweifel, daß Drusus schon das Land zwischen der oberen Donau und dem Mittelrhein, d. h. die agri Decumates, besetzte, Wege bahnte, Castelle anlegte und den Limes zu ziehen begann, welcher späterhin zu einer so großen und starken Vertheidigungslinie zwischen der Donau und dem Rheine geworden ist, daß die Überreste davon noch heute zu Tage sichtbar sind. Auch sagt dieses ausdrücklich *Florus* IV, 12. 27., invisum atque inaccessum in id tempus Hercynium Saltum patefecit, und von den 50 Castellen, von deren Anlegung am Rheine entlang (per Rheni ripam) durch Drusus unmittelbar vorher gesprochen ist, wird auch wol ein Theil in diesem Limes zu suchen seyn. Sogar von der Straße, welche an der südwestlichen Seite des Grenzwalles entlang ging, haben sich stellenweise noch unverkennbare Spuren erhalten. Was Drusus begonnen hatte, wurde von Tiberius, seinem Nachfolger, fortgesetzt, so wie vom Domitius Ahenobarbus und M. Vinicius, welche letztere sich besonders große Verdienste um die Begründung der römischen Herrschaft in Germanien erworben, und um die Zeit der Geburt Chr. war gewiß das Werk des Limes vollendet. Zu welcher von beiden Provinzen, ob zu Rhätien oder zu Germania superior, das Dekumatenland gehört habe, ist zweifelhaft; am wahrscheinlichsten möchte es seyn, daß es zu beiden gehörte und daß die Castelle, welche zunächst den Rhätiern lagen, von dort aus besetzt wurden, so wie die übrigen von Germanien aus. Eigentlich aber wurde es wol zu keiner von beiden Provinzen gerechnet, was man theils aus den Ausdrücken: *sinus* imperii et pars provinciae *habetur*, schließen möchte, indem Tacitus hier offenbar verlegen ist, mit welchem Worte er das Verhältniß der agri Decumates zum römischen Reiche bezeichnen soll, theils daraus, daß er an einer andern Stelle (Germ. cap. 3.) dies Land *Confinium* Germaniae Rhaetiaeque nennt. Überhaupt scheinen die Römer zu Tacitus Zeit dieses Land noch sehr wenig gekannt zu haben und da die Gestalt desselben auf der Peutingerschen Tafel sehr verschoben ist, so möchte man sich in Rom, wo man die Geographie des Reichs nur aus dem Orbis pictus des Agrippa (dessen Abbild die Peut. Tafel ist) studirte, von diesem Sinus Imperii keine rechte Vorstellung machen, und obschon zahlreiche kriegerische Vorfälle, Märsche, Kämpfe u. s. w. an einer Befestigungslinie vorfallen mußten, die von Regensburg bis Mainz eine Ausdehnung von 50 t. Meilen hatte, so ward doch alles, was am Limes geschah, von den Geschichtschreibern so dargestellt, als wenn es entweder am Rhein oder an der Donau vorgefallen wäre. — Über den Limes selbst haben wir sehr genaue und gründliche Untersuchungen, die, wenn sie denselben auch noch nicht ganz verfolgt haben, doch den bei weitem größten Theil desselben nachweisen; nämlich J. Ant. Buchner Reise auf der Teufelsmauer, Regensburg 1818—21. 2 Theile. Prescher historische Blätter. Stuttgard 1818. und J. F. Knapp römische Denkmäler des Odenwaldes. Heidelberg 1813. u. s. w., und daß auch diese Untersuchungen ihre Verfasser nicht getäuscht haben, geht daraus hervor, daß durch eine nicht unbedeutende Anzahl von Inschriften, die man in der Nähe des Limes entdeckt hat, so wie durch zahlreiche Münzen, die noch jährlich gefunden werden, diese Schanzen und Steinmauern sich als wirklich römische legitimiren. Das Nähere muß man bei den angeführten Schriftstellern selbst suchen; einen Auszug, der alles Wesentliche enthält, findet man in Wilhelm's verdienstlichem Werke: Germanien und seine Bewohner. Weimar 1823. S. 290—317, und wir wollen hier nur kurz und im Allgemeinen die Richtung desselben angeben. Der Limes beginnt an der Donau, 3 M. oberhalb Regensburg an der Mündung der Altmühl, und läuft zuerst 12 Meilen weit in nordwestlicher Richtung fort, durchschneidet zweimal die Altmühl, bis 1 M. über Gunzenhausen hinaus; dann wendet er sich plötzlich wieder gegen Südwest und der Donau zu und geht an Dinkelsbühl und Elwangen vorbei bis zum Zusammenfluß der Leine und des Kocher und von dort über die Höhe zur Rems über Gemünd bis nach Lorch, welches wahrscheinlich unter dem Namen Lauriacum selbst ein Castell auf dem Limes war. Von Lorch wendet er sich in einem rechten Winkel fast gegen Norden und geht in gerader Linie über Welzheim, Murhard, Meinhard, an Öhringen vorbei über den Kocher an die Jaxt bei Jaxthausen, von dort über Hausen und Mudau bis an den Odenwald. Bisher bestand der Limes immer aus einer Mauer von Steinen, die mit Mörtel verbunden waren, die Mauer ist zum Theil noch 8 bis 10 Fuß hoch und hat auf der Seite nach Germanien einen tiefen Graben, der an manchen Stellen sich sogar jetzt noch erhalten hat. Alle halbe Stunden stand in der Mauer ein Thurm von beträchtlichem Umfange und in größeren Entfernungen lagen Castelle, deren Spuren in Lorch, Welzheim, Murhard, Meinhard und Jaxthausen noch sichtbar sind. So wie der Limes den Odenwald berührt, hört die Mauer auf; von hier an bestand er nur aus einer Reihe von Castellen, die von Mudau bis nach Obernburg an den Main führten und unter einander wol nur durch eine Pfahlhecke verbunden waren, da die Nähe von Mainz stärkere Verschanzungen für unnöthig machten. Von Obernburg an machte nun der Main die Grenze bis nach Hanau; von

dort aus aber ging wieder der Limes über Nidda nach Homburg an der Höhe, und von dort über Langenschwalbach nach Ems über den Taunus und dann weiter bis zum Siebengebirge und bis zur Sieg.

Der Anbau der agri Decumates war im Laufe des 1. Jahrhunderts nach Chr. wahrscheinlich nur unbedeutend, obschon gewiß damals auch schon römische Städte sowol auf dem rechten Rheinufer zwischen Basel und Mainz lagen, als auch in dem fruchtbaren Neckarthale und auf dem Limes selbst. Jedoch in den unruhigen Zeiten des Reichs seit der Regirung des Claudius waren diese Ansiedelungen allmälig in Verfall gerathen. Trajan erst, der ehe er den Thron bestieg, längere Zeit an dem Rheine und der Donau verweilte, stellte diese Städte wieder her (urbes trans Rhenum in Germania reparavit Eutrop. VIII, 2.), so wie auch insonderheit Hadrian es sich sehr angelegen seyn ließ, die verfallenen Grenzwälle wieder zu erneuern (in plurimis locis, in quibus barbari non fluminibus, sed limitibus dividuntur, stipitibus magnis, in modum muralis sepis, funditus jactis atque connexis, barbaros separavit. Ael. Spart. Hadrianus 12.). Die folgenden Kaiser wandten noch mehr Mühe auf den Anbau dieser Gegenden, was sich daraus ergibt, daß fast alle Denkmäler, die sich hier noch erhalten haben, die Namen des M. Aurelius, Antoninus Pius, des Sept. Severus u. s. w. tragen; und es wird nicht ohne Grund vermuthet, daß die Ansiedler in diesen Gegenden vorzüglich Veteranen waren, welche nach der Vermuthung Savigny's (D. Rechtsgesch. I. S. 64) eine Art von Militärgrenze bildeten (Lampr. Alex. Sev. 58.), obschon es durchaus unerweislich ist, daß das Land von der Colonisirung durch Veteranen (Dig. Lib. XXI. Tit. 2. de evictionibus, 11.) den Namen agri Decumates erhielt. Vielmehr sind die Bewohner und Bebauer desselben nach Tacitus Gallische Einwanderer, und hätte ein bedeutender Theil der Ansiedler aus Römern bestanden, so würde Tacitus nicht in Versuchung gekommen seyn, dieselben den Germanen zuzuzählen. — Bis in die Zeit des Alexander Severus und des Maximin stieg fortdauernd die Blüthe dieses Dekumatenlandes; dann aber begannen mit immer steigender Heftigkeit die Angriffe der Allemannen, eines Bundes suevischer Völker, der seit den Zeiten des Alexander Sev. zuerst in diesem Theile Germaniens auftritt. Zu Valerians Zeit (253) war schon ein großer Theil des Landes von den Allemannen erobert; freilich vertrieben die tapfern römischen Feldherrn Posthumus und nach dessen Ermordung Lollianus, dieselben wieder, aber nach Aurelian's Tode (275) kehrten die Allemannen mit erneuerter Wuth zurück und eroberten das ganze Land, so wie den benachbarten Theil Galliens. Der Kaiser Probus schlug noch einmal die Barbaren wieder zurück, tödtete in Gallien 400,000 Allemannen, welche das Land verwüsteten, trieb die übrigen über den Rhein und schlug sie über den Neckar und über die rauhe Alp, und drang sogar bis in das feindliche Land vor, wo er zur Sicherung des römischen Gebiets noch neue Vertheidigungslinien anlegte, in welchen er einen Theil seiner Legionen zurückließ (Vopisc. Probus 13.); aber nach dem baldigen Tode des tapferen Kaisers (282) ging alles wieder verloren. Die Allemannen drangen aufs neue vor, überwältigten die Römer und besetzten das Land, das ihnen seitdem nicht wieder entrissen wurde. Nun verschwand der limes transrhenanus, ohne daß wir die genauern Umstände kennen, und die Allemannen breiteten sich auch über das Elsaß, Vindelicien und Rhätien aus. Zwar zog gegen sie der Cäsar Constantius Chlorus zu Diocletian's Zeit, indem er von Mainz aus bis an die Donau vordrang (294), doch schon 2 Jahre nachher erschienen die Allemannen aufs neue verheerend in Gallien und Helvetien und setzten diese verheerenden Einbrüche, oft sogar bei der Verwirrung des römischen Reichs mit den Römern selbst im Bunde, fort, bis 355 der Cäsar Julianus gegen sie zog und die Allemannen in der Schlacht bei Straßburg schlug. In Folge dieses Sieges versuchte Julianus mehremale in das allemannische Land vorzudringen, doch getrauete er sich nicht allzu weit in ihre Wälder, sondern begnügte sich damit, Frieden und Verträge mit ihren Kriegsfürsten abzuschließen. 378 erschien noch einmal Kaiser Gratian in Allemannien, dessen Gaue er durchzog, um einen Frieden zu erzwingen, doch blieben die Allemannen im Besitze des Landes, das von ihnen seitdem den Namen Allemannien oder Suevien (Schwaben) erhielt.

Von den römischen Städten und Castris innerhalb der agri Decumates sind folgende die wichtigsten: Castellum Valentiniani am Neckar bei Manheim, Lopodunum (Ladenburg bei Heidelberg), Solicinum (Schwetzingen), in dessen Nähe der Berg Pirus (Königstuhl oder Heiligenberg bei Heidelberg, vielleicht auch der Melibocus), Sanctio (Seckingen), Aurelia Aquensis oder Aquae (Baden), von Caracalla angelegt oder benannt, Bibium (Iffizheim), Tarodunum (bei Freiburg, vielleicht Zähringen); außerdem noch mehre Städte, deren Überreste man noch zu Durlach, Ettlingen, Breisach (der Kaiserstuhl), Badenweiler u. s. w. sieht. Ferner Tenedo (Thiengen), Juliomagus (Blumeck an der Wutach), Brigobannis (Breunlingen), Arae Flaviae (Rotweil), Samulocenae (Mühlen), Grinario (Sigmaringen), Alma (?), Brentia (Brenz), Rhiusiana (?), Alcimoennis (?); ferner standen Castelle oder Städte bei Marbach am Neckar, bei Canstadt, Tübingen, Neustadt am Kocher, bei Lorch, Welsheim, Murhard, Mainhard, Öhringen, Jaxthausen u. s. w. Mehre Spuren römischer Straßen finden sich, die zum Theil noch brauchbar sind, besonders über die Rauhe Alp; Trümmer römischer Tempel, z. B. des Mercurius zu Obrigheim am Neckar, des Apollo zu Großbottar, der Diana Abnoba zu Mühlenbach an der Kinzig, andere noch bei Canstadt und Heilbronn. Noch liegt eine von den Römern ausgehauene Granitsäule $31\frac{1}{2}$ F. lang und $4\frac{1}{2}$ F. breit auf dem Felsberge im Odenwalde u. dergl. m. — Vergl. auch noch J. Leichten Schwaben unter den Römern 1825.

(Dr. *U. J. H. Becker.*)

DECURIONES [1]). Mit diesem Namen bezeichnete man in Rom die Glieder der höchsten Regirungsbe-

1) S. *Sigon.* De antiq. jur. Ital. II, 4. v. Savign[illegible]

hörde, welche nach dem Muster des römischen Senats n den mit freier städtischer Verfassung begabten römischen Municipien und Colonien in Italien angeordnet war; das Collegium selber ward mit den Ausdrücken Ordo, Ordo Decurionum bezeichnet, wofür später auch der Ausdruck Curia und für Decuriones der Ausdruck Curiales in ganz gleichem Sinne und mit ganz gleicher Bedeutung vorkommt [2]). An der Spitze dieses erblichen Senats standen, wie in Rom die beiden Consuln, so hier Duumviri, mit gleichen Rechten begabt, ja selbst mit eigener Jurisdiction [3]) und, anfänglich wenigstens, vom Volke erwählt, das in den einzelnen Municipien und Colonien, wie in Rom, die souveraine Gewalt besaß und ausübte, daher Gesetze gab und die verschiedenen Behörden durch Wahl bestellte. Wenn aber später die Theilnahme des Volks an solchen Wahlen verschwindet und die Bestellung der einzelnen Behörden auf diese Senate [4]) überging, so ist dies der Analogie gemäß und ganz dem gleich, was in der römischen Kaiserstadt selber seit der Kaiserzeit geschah. Es leitete der Senat der Decurionen die ganze innere Verwaltung dieser kleinen Städte, die wir als ebenso viele kleine Republiken Italiens betrachten dürfen, er hatte mit uneingeschränkter Gewalt die gesamte Polizei, städtische Administration, Verwaltung der städtischen Einkünfte u. dergl. m. in seiner Hand und genoß daher mit Recht eines großen Ansehens und Einflusses [5]), zumal als nur Decurionen zu den verschiedenen städtischen Magistraten bestellt werden konnten; der Stand des Decurionen war darum mit vieler Ehre und Würde verbunden; was aber freilich nur so lange bestehen konnte, als die freie Verfassung dieser kleinen Stadtrepubliken und ihre freie Verwaltung unangetastet blieb und die Despotie der Kaiser das freie öffentliche Leben noch nicht zerstört hatte, was leider bald nach den Zeiten des Augustus und Tiberius der Fall war, wo durch den alles unterdrückenden Despotismus der Kaiser die Würde des Decurionen weder einflußreich noch ehrenvoll bleiben konnte. Der Stand der Decurionen war unter den christlichen Kaisern, wie man aus vielen im Codex Theodosianus [6]) enthaltenen Bestimmungen ersieht, bereits so herabgesunken, daß man alles aufbot, sich dieser sonst so hoch gestellten und so ehrenvollen Würde zu entziehen und dieselbe von sich abzuwenden, als eine lästige, dem Stande des einzelnen Privaten höchst nachtheilige Verpflichtung, weshalb es auch nicht an Verordnungen der Kaiser in dem bemerkten Codex fehlt, welche zum Eintrit in den Stand der Decurionen gewissermaßen nöthigten. Der Grund lag in den mannigfachen Lasten, die statt des früheren Ansehens und der Ehre, wovon jetzt keine Rede mehr seyn konnte, mit dem Stand des Decurio durch die Willkür der Kaiser verbunden waren, welche sich ganz der innern Verwaltung der Städte bemächtigt und entweder selbst oder durch ihre Statthalter sich beständige Eingriffe in dieselbe erlaubten. Man gebrauchte die Decurionen zur Erhebung und Eintreibung kaiserlicher Steuern, sie waren für alles verantwortlich, selbst für Nachlässigkeit, Untreue u. dergl. m., sie mußten sogar Ausfälle in den Steuern decken, Grundstücke, welche von ihren Eigenthümern der allzu hohen Steuern wegen verlassen waren, übernehmen und die Steuern entrichten. Dieses und Ähnliches mußte allerdings die Würde eines Decurio zu einer höchst beschwerlichen, mit Aufwand jeder Art verbundenen Last herabsetzen und erklärt uns hinreichend ebenso wol das Streben der Einzelnen, sich diesen lästigen Verpflichtungen zu entziehen (die natürlich um so lästiger wurden, je mehre sich derselben entzogen), als die dagegen angewendeten Zwangsmittel. Demungeachtet erhielten sich diese Senate mit dem Schein einer freien städtischen Verfassung bis in das Mittelalter herab und diese ihre Fortdauer ist für die Erhaltung der römischen Verfassung in verschiedenen Städten Italiens während des Mittelalters von bedeutendem Einfluß gewesen [7]). Noch bemerken wir, daß die Glieder solcher Senate oder die Decurionen einen bestimmten Vermögenscensus besitzen mußten [8]) und daß ihre Zahl [9]) regelmäßig auf hundert sich belaufen haben mag, deren Namen in ein Verzeichniß, Album genannt, eingetragen waren und zwar nach Rang und Stellung geordnet. Voran standen die Ehrenmitglieder Patroni genannt, dann die wirklichen Mitglieder oder Decuriones, und zwar nach dem Range der Ämter, welche sie bekleideten, und da, wo dies nicht der Fall war, nach dem Dienstalter. In mehren Städten waren auch die zehn ersten Stellen (Decemprimi) ausgezeichnet und damit nicht blos höherer Rang, sondern selbst gewisse Privilegien verbunden, insofern sie eine ausgezeichnete Klasse der Decurionen waren, keineswegs aber ein besonderes Collegium oder eine Art von engerem Ausschuß. Die Direction des Senats führte in der Regel der erste unter den Decurionen, so wie sie im Album eingetragen waren; er führte den Namen Principalis und war vollkommen das, was wir unter dem Director eines Collegiums uns vorstellen [10]). Noch besitzen wir ein Album der Stadt Canusium [11]) vom Jahr 223 n. Chr., worin die Decurionen der Reihe nach namentlich aufgeführt werden, und was in dieser Beziehung höchst wichtig ist, um Stellung, Anordnung und Stufenfolge der einzelnen Decurionen kennen zu lernen. (*Bähr.*)

DECURSIO. Dieser Ausdruck bezeichnet eine bei den römischen Heeren eingeführte Übung, die zwar schon in älterer Zeit geherrscht haben mag, aber durch August und Hadrian (vergl. Veget. I, 9. III, 4.) eine regelmä-

---

Gesch. d. röm. Rechts im Mittelalter. I. S. 16 ff. Creuzer Rm. Antiqq. §. 209. S. 318. Vergl. §. 82. S. 116 ff.
2) v. Savigny a. a. O. I. S. 18. 19. 3) Ebendas. S. 30 ff.
4) Ebendas. S. 20 ff. das Nähere. 5) Daher z. B. Ausdrücke wie amplissimus ordo oder splendidissimus, sanctissimus, nobilissimus von dem Senat der Decurionen auf Inschriften und in Stellen der Alten. S. *Heinecc.* Synt. Antiqq. I. App. p. 123. 6) S. den ganzen Titel De decurionibus XII, 1. Creuzer a. a. O. §. 82. S. 116 ff. v. Savigny I. S. 23 ff.

7) Vergl. die Nachweisungen bei Creuzer §. 82. S. 118. 8) Vergl. Plin. Ep. I, 19. 9) S. v. Savigny I. S. 68 ff. 10) Ebendas. S. 58. 11) S. *Fabretti* Inscr. C. 9. p. 598. *Spangenberg.* Antiq. Rom. Monum. Legall. (Berol. 1830.) pag. CXI.

fügere Form erhielt und selbst unter dem Namen Ambulatio vorkommt. Dreimal des Monats mußte das Fußvolk mit den Waffen in Reihe und Glied ausrücken und in einer bestimmten Zeitfrist (etwa $6\frac{1}{4}$ Stunden nach unserem Maß) eine Strecke von 10 Millien in einem bestimmten militärischen Schritt hin und her zurücklegen, wobei besonders auf Erhaltung der Ordnung während des Marsches, Beobachtung von Reih und Glied gesehen wurde. Eine von Danville gemachte Berechnung zeigt hinsichtlich der Schnelligkeit des Marschirens eine vollkommene Übereinstimmung mit dem durch das französische Militärreglement vom 14. Mai 1754 vorgeschriebenen Marsch der Soldaten. S. Lebeau, sur les exercices militaires in den Mém. de l'Acad. d. Inscr. T. XXXV. p. 260. sq. — Livius gebraucht dafür auch den Ausdruck Decursus, s. Glossar. Livian. cur. Ernest. p. 186. coll. 185. (*decurrere*).

Dann wird aber auch Decursio gesagt von verschiedenen Festaufzügen gegen Heere oder einzelner Heeresabtheilungen bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei Leichenbegängnissen ausgezeichneter Männer und ähnlichen festlichen Veranlassungen. S. G. G. Schwarz Observatt. ad Nieupoort. Antiqq. Rom. p. 366. vgl. mit Lipsius zu Tacit. Annall. II, 7. (*Bähr.*)

Decussorium s. Trepanation.

DEDAN, Daden, ein Stamm, der in den verschiedenen Geschlechtregistern des A. T. verschieden abgeleitet wird, theils von Râma, dem Sohne des Kusch (Gen. 10, 7. 1. Chron. 1, 9.), theils im zweiten Gliede von Abraham mit der Ketura (Gen. 25, 3. 1. Chron. 1, 32.). Hieraus schloß Bochart, welchem Michaelis [1]) u. a. folgen, daß es zwei verschiedene Stämme dieses Namens gegeben haben müsse, was aber durch jene doppelte Angabe in den Geschlechtsregistern nicht hinlänglich verbürgt ist, da dergleichen Differenzen auch bei anderen Völkerschaften vorkommen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es nur ein Stamm war, dessen verschiedene Niederlassungen jene doppelte Abstammungsangabe veranlaßt haben. Auf jeden Fall hat man aber zwei verschiedene Niederlassungen anzunehmen, die sich durch Ort und Lebensweise wesentlich unterschieden. Die eine, welche man gewöhnlich als die Linie von der Ketura angibt, muß als Nomadenstamm im nördlichen Arabien, in der Nähe von Idumäa, gewesen seyn. Deutlich ist dies durch die wiederholten Zusammenstellungen Dedans mit Edomitern und Stämmen des wüsten Arabiens (Jerem. 25, 23. 49, 8.), und besonders aus Ezechiels Drohung (25, 13.): Edom solle zur Wüste werden, von Theman bis Dedan. Eusebius und Hieronymus geben Dedan sogar als Stadt an, deren Lage sie ungefähr auf 4 röm. Meilen nördlich von Phana (d. i. Phunon in Idumäa Num. 33, 42.) bestimmen [2]). Wesentlich unterscheidet sich von diesen die zweite Niederlassung, welche zuverlässig mit den Abkömmlingen Râmas gemeint ist. Schon Râma, d. i. Rhegma (vergl. die griechischen Übersetzer) des Ptolemäus und Stephanus Byzantinus am persischen Golf, mit welchem auch sonst Dedan in der Bibel (Ezech. 38, 13.) zusammengestellt wird, führt auf den Ort, wo diese zweite Niederlassung gewesen sei. Es kann kaum bezweifelt werden, daß man Dedan in dem arabischen Daden zu suchen habe, nach Bochart a. a. O. (welchem auch Rosenmüller a. a. O. S. 160. folgt) am Südostrande von Arabien [3]), besser auf den Bahreininseln selbst, wofür sich schon Michaelis erklärte [4]). Hier, dem Meerbusen von Kotheif, dem alten gerrhäischen Mittelpunkte des Handelsverkehrs zwischen dem Orient und Occident, gegenüber, bildeten sich die Dedaniten zu einem Handelsvolke und sie werden daher öfters neben anderen, im Alterthume berühmten, Handelsvölkern genannt Ezech. 38, 13. Sie standen mit dem phönizischen Welthandel in Verbindung, und sie sind es, welche Elfenbein, Ebenholz und kostbare Teppiche [5]) auf die tyrischen Märkte bringen Ezech. 27, 15. 20. Daß diese indischen Produkte sollten durch indische Fahrzeuge zu den Dedaniten gebracht seyn, ist mit nichts zu beweisen, und man hat keinen Grund zu bezweifeln, daß die Dedaniten diese Handelsartikel durch eigene Schifffahrt in ihr Vaterland brachten, und von hier aus durch Caravanen (Jes. 21, 13.) zu den Stapelplätzen

1) *Bochart* Phaleg lib. IV. cap. 6. p. 248; *Michaelis* spicilegium geographiae Hebraeorum exterae T. I. p. 201.; Hartmann Aufklärungen über Asien. Thl. 2. S. 43. und 69.; Rosenmüller Handbuch der bibl. Alterthumsk. Bd. 3. S. 34. und 160. 2) *Cellarius*, notitia orbis antiq. Tom. II. p. 682.

3) S. dagegen schon Büsching: Asien. S. 561. ff.
4) S. noch Hartmann a. a. O. S. 69. Mannert Geogr. der Griechen und Römer. VI, 1. S. 118. vgl. mit 124. (2. Ausgabe). Daden ist nicht Cathema, wie Assemani will, sondern eine der drei Bahreininseln (bei d'Anville u. a. Derean genannt), und zwar die größte von ihnen, welche vorzugsweise auch Bahrein genannt wird. Bei syrischen Schriftstellern kommt sie öfters unter dem Namen Dirin (Assemani bibl. orient. Th. 3. S. 513. Thl. 4. S. 744.) vor, welcher erst aus dem Arabischen corrumpirt zu seyn scheint, zumal sich auch Dadian findet (Assem. Thl. 4. S. 184.). Gegenwärtig heißt sie Awal, und so auch schon in Abulfedas Geographie (in Büschings Magazin Thl. 5. S. 297.). Unmöglich ist aber dieser Name so alt, daß man daraus könnte mit Brehmer (Entdeckungen im Alterth. Thl. 1. S. 182.) das Avalites emporium bei Ptolemäus für eine Colonie der vergessenen Ikarier erklären. Früher war hier der Sitz eines nestorianischen Bischofs und noch Abulfeda, welcher den Durchmesser der Insel auf zwei Tagereisen angibt, rechnet über 300 Dörfer auf derselben, spricht von der berühmten Perlenfischerei, von Weinbau, Palmen, Citronen, einem reichlichen Ackerbau und Weideplätzen. Dieser frühere Wohlstand ist aber jetzt sehr heruntergesunken, so daß Awal nur noch eine Stadt und wenige Dörfer enthält. Überhaupt vergl. den Art. Bahrein; Niebuhr Beschreibung von Arabien. S. 329. ff.; Tanner in Asiatic journ. Bd. 6. S. 464.; Ritter Erdkunde. Thl. 2. S. 160. ff.; Hassel Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. IV. Abtheil. 2. Bd. S. 480. ff.; Heerens Ideen. Thl. 1. 2. S. 215—220.; Brehmer a. a. O. S. 168—170. Ob man endlich diese Bahreininseln mit dem Tylus der alten Schriftsteller combiniren könne, darüber ist vielfach untersucht worden. S. Heeren a. a. O. Brehmer a. a. O. S. 174. ff. Mannert a. a. O. Thl. 5 S. 545. ff. (2. Ausg.) Der Gegenstand bedarf aber immer noch eigener Untersuchungen. 5) Sehr merkwürdig, daß noch aus späterer Zeit bei Assemani Thl. 3. S. 145. ff. eine Altardecke erwähnt wird, welche auf der Insel Dirin gewebt war. Sollten diese Teppichwebereien Producte einheimischer Industrie gewesen seyn?

des alten Handels weiter führten [6]). Heerens Lieblingsansicht, daß die Phönicier selbst am persischen Golf, namentlich auf den Bahreininseln, sollten Besitzungen gehabt haben, wird wol nicht mit Unrecht von Mannert [7]) in Anspruch genommen. Über die Caravanenstraße ältester Zeit vom Ostufer Arabiens haben wir keine sichere Nachricht, vielleicht aber doch eine Andeutung in der angeführten Stelle des Jesaias, wo sich die von Feinden gedrängten Caravanen der Dedaniten in der Wüste verbergen müssen, und von dem befreundeten Stamme Thema [am Weſtrande von Nedjed [8])] Speise und Trank erhalten. Hierin liegt doch wol, daß dieser Weg durch die Wüste ein außergewöhnlicher war, und dadurch gewinnt die Vermuthung, daß man sich sonst gerade westlich durch Nedjed nach der Gegend von Mekka wandte, wo sich diese Caravanenstraße mit einer anderen nach Damaskus vereinigt. Dieselbe Straße von Hadjar nach Mekka kennt noch Edrisi im Mittelalter (Clim. 2. P. 5.), und nach Seezens [9]) Berichten ist sie noch jetzt besucht. (*Tuch.*)

DEDDINGTON, Marktflecken und Kirchspiel in der engländ. Grafschaft Oxford, unweit des Birmingham- und Oxfordkanals, mit 274 Häus. und 1404 Einwohn., welche 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte unterhalten. Der Ort ist ziemlich gut gebaut und hat, wegen des hier gebrauten guten Ale, den Beinamen Drunken-Deddington erhalten. — In der Nachbarschaft (zu Clifton und Aston) sind zwei besuchte Mineralquellen. (*Leonhardi.*)

DEDEKIND, Friedrich, aus Neustadt gebürtig, studirte Theologie zu Wittenberg und ward daselbst 1550 Magister. Seit 1551 bekleidete er eine Predigerstelle in Neustadt. Im J. 1575 ward er Pastor zu Lüneburg. Er starb als Inspector der sämtlichen Kirchen im Bisthum Lübeck den 27. Februar 1598. Sein poetisches Talent entwickelte Dedekind in seinem Grobianus, Frankfurt 1549. 8. Rein moralisch war die Tendenz dieses, in elegischem Versmaße geschriebenen Gedichts, welches nach acht Auflagen in lateinischer Sprache zum letzten mal zu Bremen 1704. in 8. gedruckt ward. Dedekind stellte zum Schein grobe Sitten dar, um ihre Häßlichkeit anschaulich zu machen. Auch mehre teutsche Bearbeiter fand dies Gedicht. Dergleichen Übersetzungen lieferten Caspar Scheidt (Worms 1551. 4. 2te Aufl. Ebend. 1557. 8.) W. Hellbach (1567 ohne Angabe des Druckorts. 8.) und W. Scherffer [Brieg 1640. 8. te Auflage. Ebend. 1708. 8.] *). Ermuntert durch den Beifall, den dies Gedicht fand, schrieb Dedekind noch einige andere verwandten Inhalts, ebenfalls in lateinischer Sprache, unter andern Grobianus et Grobiana, de incultis moribus et inurbanis gestibus. Franct. 1554. 12. und in mehren Auflagen, zum letztenmal zu Bremen 1704. in 8. gedruckt.

Doch nicht blos in lateinischer, auch in teutscher Sprache versuchte Dedekind sein poetisches Talent; dahin gehören sein Neuchristlich Spiel von einem bekehrten Papisten, sein flüchtig gefallener und wieder erlöseter Leonhard, sein Ehebetrug und ähnliche dramatische Produkte. Zu einem geistlichen Spiel, das er 1590 unter dem Titel: Christlicher Ritter herausgab, entlehnte er den Stoff aus einem Briefe des Apostels Paulus an die Epheser. Das Stück hat eine moralische Tendenz. Der Held wird durch Paulus, einen Mönch Franciscus, durch das Gewissen, den Glauben, die Liebe, die Hoffnung und andere allegorische Personen, von dem rohen und sündhaften Soldatenleben wieder zur Buße und Gottesfurcht bekehrt, während Beelzebub, nebst drei andern Teufeln und zwei Zechbrüdern sich diesem christlichen Werke nach allen Kräften widersetzen **). (*Heinr. Döring.*)

DEDEKIND, Constantin Christian, lebte als kursächsischer Steuersecretär in der Mitte des 17. Jahrh. Als Dichter führte er den Namen Concordia. Die Ehre, zum kaiserlichen Poeten gekrönt zu werden, verdankte er hauptsächlich seinen geistlichen Liedern, welche in den heil. Myrrhenblättern (Dresden 1665. 12.), in der Davidischen Herzenslust (Leipz. 1680. 8.) und in andern von ihm herausgegebenen Samlungen erschienen †). Geistlichen Inhalts sind auch die meisten seiner Schauspiele und Opern, wie überhaupt die religiöse Poesie seinem Talent am meisten zugesagt zu haben scheint. Seinen Himmel auf Erden, d. i. Gott als Mensch im Freudenspiele der Geburt Christi dargestellt, findet man, nebst seinem sterbenden und siegenden Jesus, in Dedekinds neuen geistlichen Schauspielen, bequemet zur Musik. (Dresd. 1670. 8. 2. Auflage. Ebend. 1676. 8.) Fast ohne allen Werth ist die Charakterzeichnung in diesen und andern dramatischen Produkten Dedekinds. Man wäre versucht, sie für Parodien der dramatischen Mysterien im 15. Jahrh. zu halten. Durch Weitschweifigkeit ermüden die Gespräche, welche Gott der Vater, Christus, mehre Engel, Teufel und andere allegorische Personen führen. Aber für Aug' und Ohr ist wenigstens durch rasche Handlung und durch zahlreiche Recitative und Arien gesorgt. In Dedekinds heiliger Ar-

6) S. Hartmann S. 88. Heeren S. 237. 7) a. a. O. Thl. 6. 1. S. 118. 123. 8) Rosenmüllers Handb. der bibl. Alterthumsk. Bd. 3. S. 29. 30. Gesenius Commentar zu Jesaia. Thl. 1. S. 674. 9) S. Heeren a. a. O. S. 712.

*) Ins Engländische wurde das Gedicht übersetzt unter dem Titel: *Friderik Dedekinds* Grobianus, or the compleat Booby, an ironical Poem, in three Books; done into English from the Original Latin by *Royer Bull.* London, printed for *T. Cooper.* 1739. 8.

**) S. Jöchers Gelehrtenlexikon. Thl. 2. S. 63. Flögels Geschichte der römischen Literatur. Bd. 3. S. 309. ff. Gottscheds nöthiger Vorrath zur Geschichte der teutschen dramatischen Dichtkunst. Thl. 1. S. 125. 208. 210. Kochs Compendium der teutschen Literaturgesch. Bd. 1. S. 160. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 6. S. 16. ff. Heinr. Dörings Galerie teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 1. S. 214 ff. Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 9. S. 432. 473. Raßmanns literar. Handwörterbuch verstorbener Dichter ꝛc. S. 24.

†) Tägliche Übung mächtig wahrer Gottseligkeit in lehr- und geistreichen Gesängen u. s. w. Dresden 1683. 8. Salomons, Königs in Israel, lehrvolle Schriften in Gesängen verfasset ꝛc. Ebend. 1696. 8. u. a. m.

heit über Freud und Leid der alten und neuen Zeit, in musikbequemen Schauspielen angewendet (Dresd. 1676. 8.) findet man seine übrigen, jetzt längst vergessenen dramatischen Dichtungen; die versündigten und begnadigten Eltern, Adam und Eva; dem wundersamen Isaak und großgläubigen Abraham; Simson; den Stern aus Jakob und Kindermörder Herodes u. a. m. ††). (*Heinr. Döring.*)

DEDHAM, Hauptstadt der Grafschaft Norfolk des nordamerikan. Freistats Massachusetts, an der Vereinigung der Flüsse Charles und Neponset, mit 1 Rathhaus, worauf die County-Courts gehalten werden, 6 Kirchen, 1 Akademie, 2 Druckereien, 1 Bank, 1 Postamt, 1 Gefängniß und 2172 Einwohnern, welche 2 Papier-, 2 Säge-, 2 Walk- und 1 Lohmühle, auch 1 Drathzug unterhalten. — Sie ist der Sitz des Bischofs der protestant episcopal church in the eastern diocese of the united states; auch erscheint hier eine Zeitung (Vergl. Hassel Erdbeschr. der V. St. v. N. A. Weimar 1823. S. 306.). (*Leonhardi.*)

Dedi s. Dedo.

DEDICATIO. Mit diesem Worte bezeichneten die Römer den feierlichen Akt der Einweihung eines öffentlichen, zunächst dem Cultus gewidmeten Gebäudes. Es wird zwar zwischen der Dedicatio und Consecratio, sowie zwischen dedicare und consecrare ein Unterschied gemacht [1]), indem man dieses blos auf die Weihe von Privatgebäuden und Privatanlagen, jenes aber auf öffentliche, dem Cultus bestimmte Gebäude beziehen will; und in der That läßt sich auch im Allgemeinen ein solcher Unterschied annehmen, nur darf er nicht auf alle Fälle im Einzelnen als unumstößlich angewendet werden, indem es sich leicht aus Ciceros klassischer Stelle [2]) über diesen Gegenstand nachweisen ließe, daß hier wenigstens Consecrare und Dedicare von einem und demselben Gegenstande gesagt wird, von einem speciellen Unterschied hier also nicht die Rede seyn kann. Und wer wollte auch die Grenzen des Sprachgebrauchs so scharf abmarken? Darum kann ebenso wenig von einem Unterschied der Art die Rede seyn, daß die Dedicatio, — keineswegs aber die Consecratio und in Folge einer Lex, öffentlich geschehen dürfe, da auch dasselbe von der Consecratio vorkommt [3]).

War die Aufführung eines öffentlichen Gebäudes, zunächst eines der Götterverehrung bestimmten, beschlossen, so wurde zuerst durch die Augurn der dazu erfoderliche Platz bestimmt und dann heimlich geweihet, was die Alten mit dem Ausdruck inaugurare [4]) bezeichnen, und was mit mehren Feierlichkeiten verbunden war. Ein Magistrat brachte ein Opfer und legte dann den Grund mit einem großen Steine [Lapis auspicalis [5])]: woraus unter Andern auch die heutige Sitte der feierlichen Grundsteinlegung abzuleiten ist. Nun wurde der Bau des Ganzen ausgeführt und war er vollendet, so erfolgte die Dedicatio und zwar durch einen der höhern Magistrate, welcher dazu von Seiten des Senats, an welchen deshalb stets ein eigner, förmlicher Antrag gestellt werden mußte, durch einen Beschluß der Volksversamlung beauftragt war [6]). Die Handlung war im Ganzen eine religiöse, denn sie gab dem Gebäude, auf welches sie sich bezog, den Charakter der Heiligkeit, Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit [7]), und darum konnte auch ein solches, durch die Dedicatio den Göttern zugesprochenes, geheiligtes Gebäude keineswegs mehr von Privaten in Anspruch genommen oder zu irgend einem andern Zwecke benutzt werden; es wäre dies als Frevel, als Sünde gegen die Gottheit betrachtet worden, wenn ein solches Göttergut, selbst dann, wenn es zerstört oder zerfallen war, Privatgut geworden und in ungeweihete Hände gerathen wäre; dies war nur möglich, wenn eine Evocatio vorher statt gefunden, d. h. eine feierliche Ceremonie, wodurch das den Göttern feierlich früher durch die Dedicatio übergebene Gut, ihnen gleichsam wieder abgenommen und sie selbst den Besitz dieses Guts aufgegeben und dasselbe verlassen hatten [8]). Diese Handlung der Evocatio war aber eben daher so gut eine öffentliche Handlung als die Dedicatio. Wenn wir dabei eigene, vom Senat und Volk dazu bestimmte Magistrate thätig sehen, so erklärt sich dies hinreichend aus dem anderwärts (s. den Artikel Decemviri) bemerkten priesterlichen Charakter der römischen patricischen Magistrate. Indessen erschienen bei der feierlichen Weihe oder Einsetzung, die mit dem Ausdruck Dedicatio bezeichnet wurde, immerhin auch die Pontifices, welche ja in Rom die höchste geistlich-kirchliche Statsbehörde bildeten. Die zu dieser Feierlichkeit erwählten Magistrate, gewöhnlich zwei [Duumviri dedicandis templis [9])] begaben sich in Begleitung des Pontifex Maximus, eines Pfeifers und eines dritten, der gleichsam als Zeuge die ganze Handlung beobachtete, nebst einem Herold in den fertig gebauten Tempel, wo, nachdem der Herold Stille geboten, der Magistrat, indem er die Pfosten des Tempels mit der Hand ergriff [10]), die feierliche Einweihungsformel, die ihm der Pontifex vorsagte [11]), (eine auch bei

---

††) S. *Neumeisteri* Specimen dissertat. hist. crit. etc. p. 27. Dietmanns kursächsische Priesterschaft. Thl. S. 538. Wetzels Hymnopoiographia. Thl. 1. S. 167. ff. Gottscheds nöthigen Vorrath zur Geschichte der teutschen dramatischen Dichtkunst. Thl. 1. S. 219. 228. 237. Dunkels histor.-kritische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten. Bd. 2. Thl. 1. S. 43. ff. Richters Lexikon geistlicher Liederdichter. S. 50. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 6. S. 15. ff. Heinr. Dörings Galerie teutscher Dichter und Prosaist. Bd. 1. S. 213. ff. Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 10. S. 325. ff. Raßmanns literar. Handb. verst. Dichter. S. 68.

1) s. Ernesti in der Clav. Cic. s. v. Consecratio und das daselbst Angeführte nebst Creuzer zu Cic. De nat. Deorr. II, 23. p. 297. 2) *Cicero* Pro Dom. 45—56. 3) Vgl. Ernesti a. a. O.

4) Vergl. z. B. *Cicero* pro Dom. 53. 5) s. die Inschrift bei *Guther.* De Iur. Pontif. III, 5. 6) s. *Cicer* ad Attic. IV, 2. Pro Dom. 52. 53. 7) s. *Heinecc.* Syntagm. Antiq II, 1. §. 2. p. 353. 8) s. Heineccius a. a. O. 9) s. z. B. *Livius* VII, 28. XXII, 33. XXXV, 41. 10) *Cic.* pro Dom. 47. *Valer. Max.* V, 18. *Liv.* II, 8. *Senec.* De Consol. ad Marc. 18. *Phil. Public.* 14. 11) Dies ist das Verba praeire bei *Liv.* IX, 46. *Varro* De Ling. Lat. V, 7.

hnlichen religiösen Handlungen, wie z. B. die Devotio orkommende Sitte), nachsprach[12]), unter Begleitung er Tibia, und zwar laut und vernehmlich: was ebenfalls bei andern religiösen Handlungen ausdrücklich gefodert wurde. Noch haben sich solche Formeln oder Gebete, die bei diesem feierlichen Akt ausgesprochen wurden, erhalten[13]). Nachdem die Ceremonie beendigt war, erfolgten Opfer, auch wurden feierliche Spiele isweilen dem Volke gegeben[14]), Lustbarkeiten und Freudenbezeugungen verschiedener Art. Oftmals wurde dann uch eine Inschrift an den Tempel gesetzt, welche Jahr nd Tag der Dedication sowie die Namen derer die den Tempel gelobt oder dessen Aufbau angeordnet hatten, der derjenigen, welche die Dedication aus Auftrag des Senats und Volks vorgenommen hatten. Von welcher Wichtigkeit dies letztere war und wie es als ein besonderes Souveränitätsrecht des Volkes betrachtet wurde, then wir auch aus dem Umstand, daß dieses Recht der Ernennung der zu dieser Handlung bestimmten Magistrate mit den andern Souveränitätsrechten späterhin uf die Principes oder Kaiser überging, in deren Rechten das jus consecrandi ausdrücklich vorkommt. Ganz erschieden davon ist freilich die Consecratio Imperatorum[15]), d. h. die Weihung oder Seligsprechung verstorbener Kaiser, die nun als Gottheiten (Divi) Gegenstand er Verehrung des Volks wurden. Auch dies war mit esondern Ceremonien und Feierlichkeiten verbunden. Der auf Inschriften mehrmals vorkommende und viel esprochene Ausdruck sub ascia dedicare bezieht sich auf ie der äußern Ausschmückung wegen bei Grabmalen angebrachte Überkleidung mit weißen Marmorplatten oder Tüncherwerk [albarium][16]). (*Bähr.*)

Dedicatio s. Zueignungsschrift.

DEDINOWO, ein großes Kirchdorf im kolomnischen Kreise der Stadt Moskau in Rußland, am linken Ufer der Oka. Hier werden fast alle Fahrzeuge und Strußen gebaut, welche zur Fahrt auf der Oka, und besonders zur Fortschaffung des Korns aus den obern Gegenden nach Moskau gebraucht werden. Auch sind hier wei Jahrmärkte, wo mit Lebensmitteln, Kleinkram und Getreide ein einträglicher Handel getrieben wird. (*J. C. Petri.*)

DEDO oder Dedi (auch Theodo) ist zusammengezogen aus Theoderich, Dietrich. Unter dem Namen Dedo kommen aber mehre historisch merkwürdige Personen vor. 1) Dedo aus dem Buzizischen Hause (s. diesen Artikel), war ein Sohn des Grafen Dedo, oder Dietrichs, oder Theodorichs (gest. 982), Grafen von Wettin, Burgherrn von Zörbig. Dedo war von Kindheit an bei seinem Anverwandten, dem Markgrafen Rigdag zu Meißen im Dienst, und stand wegen seines heldenmüthigen Geistes und seiner Tapferkeit in großem Ansehn. Er kämpfte gegen den Kaiser Otto III., führte die Böhmen bis in das Stift von Zeitz, verheerte die Umgegend und nahm seine eigene Mutter, Judith, Gräfin zu Merseburg, gefangen. Nachher söhnte er sich mit dem Kaiser aus, und erhielt, nachdem Graf Bio zu Merseburg in einem Treffen gefallen, dessen Grafschaft, die sich in das Mannsfeldische hinein erstreckte. Nachher brachte er das Burgwart Zurbici (Zörbig), welches seine Vorfahren als Reichslehn inne gehabt, für sich und seinen Bruder Friedrich erb- und eigenthümlich an sich. Er vermählte sich mit Thietburg, des Markgrafen der nördlichen Grafschaft, der heutigen Mark Brandenburg, Dietrichs Tochter (Dithmars Chronik, B. 6.). In der Chronik des Petersberger Mönches (p. 201. ed. Mader) heißt sein Vater egregiae libertatis vir, d. i. Niemandes Lehnsmann, ein Dynast, wonach er nicht Graf von Wettin hätte seyn können, weil er als solcher des Kaisers Lehnsmann gewesen wäre, (vergl. Buzizisches Haus Nr. 7.), wofern man nicht der Vermuthung Weiße's beistimmt, welcher sagt: „ungeachtet des gräflichen Titels war die Grafschaft Wettin von jeher eine bloße Herrschaft oder Dynastie des wendischen Geschlechts der Buzizier, das später von der Burg Wettin, nicht weit von Halle, seinen neuen Namen angenommen hatte, der, nach damaliger Sitte allmälig auch auf das Land überging [1]). Dedo blieb in einer Fehde mit dem Markgrafen Wernezo (Werner) 1009, und hinterließ einen Sohn. — 2) Dedo II., welcher vom Kaiser Heinrich II. seines Vaters Grafschaft und alle Lehen erhielt, und nach dem Tode seines Oheims Friedrich auch die Grafschaft Eilenburg und die Regirung des Gaues Siusli (Seuseitz?). Außer einer Tochter Hilda hatte er mit Mathildis, Schwester des Markgrafen von Meißen Eckards II., sechs Söhne erzeugt: Friedrich, Dedo, Thimo, Gero, Konrad und Rigdag. Im J. 1034 ward er von Eckards Soldaten umgebracht (Annal. Hildesh. ad a. 1034). — 3) Dedo III. war zweimal vermählt, zuerst mit Oda, der Witwe des Grafen Wilhelm des ältern von Weimar [2]), und nachmals mit Adela, der Witwe des Markgrafen Otto von Meißen, gebornen Gräfin von Löwen aus Brabant. Mit ihr erzeugte er Heinrichen, Grafen von Eilenburg und Konrad. Seine Gemahlin bewog ihn, alle Güter, die ihr voriger Gemahl besessen, in Anspruch zu nehmen. Er fiel daher 1069 in Thüringen ein und besetzte Beichlingen und Burgscheidungen; Heinrich IV. aber brach gegen ihn auf, und er sah sich, da beide festen Plätze genommen waren, genöthigt, sich dem Kaiser zu ergeben. Seiner Haft wurde er bald entlassen, verlor aber einen großen Theil seiner Güter.

12) Von diesem Hersagen der Einweihungs- oder Gebetsformel wird daher der Ausdruck Dedicatio selber abgeleitet, indem dadurch etwas der Gottheit feierlich zugesagt, als Eigenthum zugesprochen wurde. Daher auch Isidorus De Origg. VI, 19.: „omne quod deo datur, aut dedicatur aut consecratur. Quod dedicatur, dicendo datur, unde et appellatur." Daher selbst fanum abgeleitet, a Fano sive a Fando, bei Festus s. v. mit dem die Angabe des Grundes enthaltenden Zusatz: „dum pontifex dedicat, certa verba fatur."
13) Z. B. bei *Livius* I. 10. Vergl. *Gruter.* Inscript. p. XIII, 12. und CCXXIX. 14) Vergl. *Sueton.* Tit. 7. Ver. 81. 15) Vergl. *Rossini* Antiq. Rom. III, 18. 16) S. meine Nachweisungen in Creuzers röm. Antiq. §. 313. S. 474. 2. Ausg.

1) Weiße Geschichte der kursächs. Staten. I. 62. 2) Über diese doppelte Vermählung s. Kitters älteste Meißnische Geschichte. S. 178 fgg.

Nach dem Tode des letzten Markgrafen aus dem Hause Anhalt, Odo's II., der ohne Erben verstarb, wurde er Markgraf in der Lausitz. Ob er Markgraf von Meißen gewesen, oder nur die Vormundschaft für den minderjährigen Ekbert II. aus dem Hause Braunschweig geführt habe, ist noch nicht völlig aufgeklärt. Nachdem aber Ekbert im Jahre 1090, auf Anstiften von des Kaisers Schwester Adelheid, Äbtissin zu Quedlinburg, in einer Mühle zu Eisenbüttel war ermordet worden, folgte ihm nach des Kaisers Ausspruch und mit dessen Belehnung Dedo's Sohn Heinrich von Eilenburg in Meißen und der Lausitz, und nach dessen frühzeitigem Tode vergab der Kaiser die Mark Meißen an Heinrichs Oheim Thimo von Wettin [3]). Als dieser kurz darauf in einer Schlacht sein Leben verlor, führten dessen Söhne, Dedo und Konrad den markgräflichen Titel fort. — 4) Dedo, Thimo's Sohn, Markgraf zu Landsberg, war mit Bertha, der Tochter des Grafen Wiprecht von Groitsch vermählt, mit welchem sein Bruder Konrad um die Markgrafschaft Meißen kämpfte, weshalb er auch Jahre lang von seiner Gemahlin getrennt lebte. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder besaß er die Grafschaft Wettin, die sich bis nach Halle und über Löbejün nach dem Anhalt-Köthenschen hin, von da nach Bitterfeld und Niemegk, mit Einschluß von Brehna, und über Delitzsch bis in die Gegend von Eilenburg erstreckte. Dedo gründete im J. 1124 auf dem Lauterberge (mons serenus) bei Halle ein Kloster des heil. Petrus für Augustinermönche, von welchem der Berg selbst in der Folgezeit den Namen des Petersberges erhalten hat. Der Bau hatte begonnen, als Dedo eine Wallfahrt nach Palästina begann, und sein Bruder Konrad vollendete den Bau des Klosters, in welchem er nach einem thatenreichen Kriegerleben sich selbst als Mönch einkleiden ließ, und in dessen Kirche er bald darauf (1157) beigesetzt wurde. Sein Bruder Dedo erkrankte und starb auf seiner Rückreise von Palästina im J. 1124. Seine Tochter Mechthilde wurde mit Roland, Grafen zu Babenberg vermählt. — 5) Dedo, der Dicke, ein Sohn des vorbenannten Konrad, der bald als der Fromme, bald als der Reiche, bald als der Große bezeichnet wird, und der Luitgardis, einer Schwester Kaiser Konrads III., war durch die Erbtheilung seines Vaters Graf zu Rochlitz und durch Zahlung von 4000 Mark an den Kaiser, Markgraf in der Lausitz. Bertha, seines Oheims Dedo Gemahlin erzog ihn, nahm ihn an Kindesstatt an und vermachte ihm die Grafschaft Groitsch (1144). Er war Schirmvogt des Stifts Naumburg und Zeitz und der Klöster zu Bosau und Pegau, stiftete auch selbst das Kloster Altenzelle, und scheint überhaupt an geistlichen Angelegenheiten den meisten Antheil genommen zu haben. Im Jahre 1190 als er mit Kaiser Heinrich VI. eine Reise nach Apulien machte, wollte er sich die Beschwerden derselben dadurch erleichtern, daß er sich den Leib aufschneiden und das Fett herausnehmen ließ, starb aber an dieser Operation. (Vergl. die Artikel: Meissen, Petersberg, Wettin.)

Außer diesen werden noch als von Wittekind, als Stammvaters des Geschlechts der Grafen von Wettin, angeführt ein Urenkel desselben, Dedo, Sohn des Grafen Friedrichs, der im Treffen zu Ebsdorf 876 blieb. Dedo selbst, Graf zu Rochlitz, blieb in einem Treffen gegen die Slaven 925. (*Mencken* Script. rer. germ. II. 756.)

Eines Dedo, an welchen nach des Vorigen Tode die Grafschaft Rochlitz gekommen seyn soll, wird sodann gedacht, muthmaßlich als eines Sohnes von Ditmar, dem Bruder Friedrichs. Er war in der Schlacht gegen die Hunnen bei Schkölen im J. 933. In dem Streite zwischen dem Herzog Ludolf und dessen Vater, dem Kaiser Otto, stand er anfänglich auf des ersteren, dann auf des letzteren Seite. Als Sohn Ditmars wäre er ein Bruder Dietrichs gewesen.

Dedo, Sohn des Pfalzgrafen zu Sachsen Friedrichs und der Agnes, Tochter des Meißnischen Markgrafen Dietrichs, erhielt vom Kaiser Heinrich III. die sächsische Pfalzgrafenwürde. Das Bergschloß Gosek an der Saale zwischen Naumburg und Weißenfels war damals die Residenz der Pfalzgrafen zu Sachsen. Nach Friedrichs Tode brach Dedo nebst seinen Brüdern das alte Bergschloß ab und erbaueten an dessen Stelle ein Benedictinerkloster (s. Gosek). Dedo wurde 1050 von einem Geistlichen bei dem Dorfe Pölde im Fürstenthum Grubenhagen erstochen. Ein natürlicher Sohn von ihm, Friedrich, wurde Abt zu Gosek. (*H.*)

Dedschial s. Deggial.

DEDUCTIO (röm. Alterth.) in mehrfachem Sinne vorkommend, gleichwie das Verbum *deducere*, wovon es abgeleitet ist, und welches z. B. von jungen vornehmen Römern aus den höhern Ständen gebraucht wird, welche, um in die Rechts- und Statswissenschaft praktisch eingeführt und zu ihrem künftigen Beruf als Redner und Statsmänner gebildet zu werden, wenn sie die Vorstudien der Philosophie gemacht hatten, an einen angesehenen bedeutenden Juristen und Advocaten sich anschlossen, um unter seiner Anleitung für die Praxis sich zu bilden, wie wir dies z. B. von Cicero wissen, der auf diese Weise in seiner Jugend dem berühmten Juristen und Advokaten Scävola übergeben, d. h. zu ihm geführt wurde, *deducebatur* [1]). Dann aber wird der Ausdruck selbst von der Braut gesagt, die in das Haus ihres Bräutigams als Gattin feierlich eingeführt wird, ferner beim Seewesen von Schiffen, die nach Sitte der Alten, nach vollendeter Fahrt ans Land gebracht, hier im Trocknen aufbewahrt und dann für eine neue Fahrt ins Meer hinabgezogen wurden. Letzteres hieß *deducere*, jenes *subducere* (unter die Walzen, auf welchen die Schiffe lagen, das Schiff ans Land bringen). Daher der Grammatiker Servius [2]) *deducere* durch *in mare mittere* und *subducere* durch *in terram trahere* erklärt. Dann aber auch kommt der Ausdruck *Deductio* im juristischen Sinne vor, in Bezug auf eine Formalität, durch welche man den bestrittenen Besitzstand

3) Weiße a. a. O. I. 54 fgg.

1) *Cic.* Lael. s. de amicit. 1. 2) Zu *Virgil.* Aen. I, 551; vergl. III, 71. S. auch *Virgil.* Aen. IV, 397. Suet. Calig. 47.

einer Sache, zunächst eines Fundus andeuten wollte, worüber nun erst der Proceß vor dem Prätor geführt und dessen Spruch abgewartet werden sollte [3]). Auch bei Testamenten kommt *Deductio* oder *Deducta* [4]) vor, wo es auf den Abzug einer bestimmten Summe geht. (*Bähr.*)

Deductio s. Beweis, Beweisführung. (Hier in publicistischer Hinsicht.)

DEDUCTIONEN [1]) sind rechtliche Ausführungen, also Schriften, deren Tendenz dahin geht, die Rechtsbeständigkeit einer streitigen Angelegenheit überzeugend darzuthun. Aus diesem allgemeinen Begriffe folgt denn von selbst, daß Deductionen gleichmäßig stats- und privatrechtliche Verhältnisse erörtern, und wiederum aus beiden Theilen des Rechts sich mit Gegenständen eines jeden einzelnen Zweigs beschäftigen können. Allein allerdings denkt man bei jenem Worte hauptsächlich an eine Bearbeitung publicistischer Controversen, und in diesem Sinne machen Deductionen namentlich einen für Geschichte und Rechtskunde gleich wichtigen Bestandtheil unserer teutschen Literatur aus. Denn einen der glänzendsten Mittelpunkte der gelehrten Thätigkeit unserer frühern Reichspublicisten bildeten gerade ihre mannichfachen Deductionen; in geschichtlicher Hinsicht aber sind die meisten und zum Theil wichtigsten Urkunden für allgemeine und specielle teutsche Geschichte erst auf Veranlassung jener rechtlichen Erörterungen dem Druck übergeben worden [2]). Der Gebrauch solcher Deductionen beginnt schon früh; man kann es dahin gestellt seyn lassen, ob gerade Lupold von Bebenburg [3]) der erste teutsche Deductionenschriftsteller gewesen; gewiß ist, daß Schriften, welche man ihres ganzen Inhalts halber nach dem gesagten als Deductionen betrachten muß, bereits im 15. Jahrhundert vorkommen [4]).

Man begreift, daß es, ebenso wenig wie bei andern juristischen Schriften, in Ansehung der Deductionen an der Bildung einer Reihe theoretischer Regeln hat fehlen können, die man bei der Anfertigung derselben empfohlen. Aber ebenso leuchtet ein, daß dergleichen Regeln, wenn ihnen überhaupt eine practische Bedeutsamkeit soll beigelegt werden können, sich immer in sehr allgemeinen Grundzügen werden halten müssen. „So wie man — bemerkt ein jene Grundsätze zusammenstellender Gelehrter [5]) — einen Autor nicht vorschreiben kann, wie er seine Dissertationen ausarbeiten soll, ebenso schwer fällt es, den Deductionen gewisse und beständige Regeln zu setzen." Hier greifen Umstände und Verhältnisse der mannigfachsten Art ein; der Zweck, den man erreichen will, ist überall von Einfluß; die Personen, welche in Betracht kommen, werden eigene Gestaltungen herbeiführen müssen. Demungeachtet bleiben jedoch gewisse normative Andeutungen nicht ausgeschlossen, wie solche namentlich der größte Deductionen-Meister Teutschlands uns überliefert hat [6]). Sie werden sich hauptsächlich auf Form und Einrichtung beziehen.

Hiebei kommt nun vor allem in Betracht, daß Deductionen bald die Gestalt eines Schreibens, bald einer Bittschrift, eines Promemoria oder eines wahrhaft gerichtlichen Actenstücks haben, und daß sie im letztern Falle ebenso wol die Stelle einer Klage-, Exceptions-, Replik-, Duplik-, Triplik-, Quadruplikschrift vertreten, als den Character einer Probations-, Salvations-, Reprobations-, Impugnations- oder einer Läuterungs-, Appellations-, Revisions-, Restitutions- und Supplikationsschrift annehmen können, wonach denn auch die individuellen Bezeichnungen sich eigenthümlich gestalten [7]). Nach diesen Verschiedenheiten richtet sich denn natürlich zunächst die Verschiedenheit äußerer Anreden und anderweitiger Courtoisie; das einmal hergebrachte Kanzleiceremoniel bildet hier genau zu beobachtende Schranken. Aber eben wegen der wiederkehrenden Hemmungen dieser letztern erscheint es immer, wo irgend thunlich, zweckmäßig, die an bestimmte Persönlichkeiten gerichteten Deductionen mit einem besondern Schreiben zu begleiten, um in der Deduction selbst in der Form eines Memorandum sich freier bewegen zu können. Bei dieser wird dann regelmäßig die Trennung des faktischen oder geschichtlichen Stoffs und die juristische Entwickelung, die Sonderung zweier Haupttheile bestimmen, wodurch indessen keineswegs als unerläßliche Regel geboten wird, jene Sonderung so durchgreifend vorzunehmen, daß in der historischen Entwickelung kein Rechtsgrund angedeutet werden dürfte. Dies kann unter Umständen vielmehr sehr sachgemäß seyn; denn der geschichtliche Theil einer Deduction ist überhaupt dazu bestimmt, das Feld deutlich zu bezeichnen und zu begrenzen, auf welchem operirt wird und operirt werden soll. Geht man aber von diesem Gesichtspunkt aus, so muß bei jener historischen Auseinandersetzung alles ungehörige und überflüssige, wodurch nur die Sachlage verrückt wird, vermieden werden; es muß die Prozeßgeschichte bewandten Umständen nach einen besondern Platz finden; es sind insbesondere am Schluß die Fragen deutlich und bestimmt anzugeben, um deren Beantwortung und Feststellung es sich überhaupt handelt, oder es ist, mit andern Worten, der eigentliche

3) *Cic.* pro Caecin. 7. 10. nebst *Ernesti* in der Clav. Cic. s. v. deduc. p. 24. 26. (T. XVIII. P. II.) *Schütz.* 4) *Cic.* De Legg. II, 20. 21. nebst Ernesti in der Clav. Cic. s. v. Partitio (T. XIX. P. II.) p. 162. *Schütz.*

1) Agrippa Elistranus über rechtliche Ausführungen oder sogenannte Deductionen, in den Dresdner gelehrten Anzeigen von 1769. Nr. 19. 20.; vermehrt in v. Holzschuher Deductionsbibliothek. Bd. 1. S. 466—482. — *Ge. Ern. Lud. Preuschen* de litigantium studio iudicis omniumque animos praeoccupandi praesertim praeoccupationis libellis ac deductionibus. Marburg 1752. 4. — Scheidemantel Repertorium des teutschen Stats- und Lehenrechts. Th. 1. S. 661. 2) Lünigs teutsches Reichsarchiv ist großentheils durch sie allein möglich geworden. 3) Pütter Literatur des teutschen Statsrechts. Th. 1. S. 69. — Eichhorn teutsche Stats- und Rechtsgeschichte. Th. 3. S. 27 fgg. 4) Dahin gehört z. B. das in Lehmann Speyerscher Chronik Lib. VII. c. 105. in einer teutschen Übersetzung befindliche Manifest des Kurfürsten Dietrich von Mainz gegen den Grafen Adolf von Nassau vom Jahre 1462.

5) v. Beck Versuch einer Statspraxis. (Wien 1778). S. 147. 6) Pütter Anleitung zur juristischen Praxis. §. 95—123. S. 83—96. der 3ten Aufl. von 1765. — Vergl. Justi Anleitung zu einer guten teutschen Schreibart (Leipzig 1769. 8.) S. 606—630. 7) Man spricht z. B. von rechtsbegründeten Vorstellungen, Informationen, Erörterungen, Ausführungen, Bedenken, Gutachten, Abfertigungen, Beantwortungen, Darstellungen u. s. w.

status causae et controversiae zu fixiren, wobei es indessen nach Befinden sehr der Klugheit angemessen seyn kann, die Streitfragen nicht immer nackt und kahl hinzustellen, sondern vielmehr die ganze Darstellung so einzurichten, daß jene Fragen dem Leser ohnedies klar vor Augen treten. — Was sodann die eigentliche Rechtserörterung, also den zweiten Theil einer Deduction, betrifft, so sind hier, wie bei den Gründen eines jeden rechtlichen Urtheils, eben sowol die zur Seite als die entgegenstehenden Argumente zu berücksichtigen; ob getrennt von einander, ob die sogenannten Zweifelsgründe voran, dies ist ebenso Sache der eigenen Beurtheilung, wie es derselben stets überlassen bleibt, zu untersuchen, ob nicht gewisse Zweifel ganz zu verschweigen, oder doch nur so zu erwähnen sind, daß sie sich mehr vermuthen lassen, als geradezu ausgedrückt werden. Jedenfalls muß aber aus dem Gesagten als Schluß das gewonnene Resultat gezogen werden, sei es nun in der Form einer Bitte, oder in der Einkleidung einer rechtlichen Überzeugung, oder einer juristischen Ansicht und Meinung. In beiden Theilen der Deduction sich einer einfachen, sich nicht in unendliche Perioden verlierenden Schreibart zu befleißigen, die Übersicht des Ganzen durch zweckmäßige Eintheilungen, Überschriften, Inhaltsanzeigen und Absätze, vielleicht auch durch Marginalien und Summarien zu erleichtern, ferner Anmerkungen unter dem Text, namentlich in ungedruckten Deductionen, möglichst zu vermeiden, die Rubriken endlich oder den Titel des Ganzen sachgemäß einzurichten — dies alles sind Regeln, welche sich um so gewisser empfehlen, wenn man bedenkt, daß gerade Deductionen meist Männern in die Hände kommen, welche durch ihre ganze Bildung an Reinheit der Schreibweise gewöhnt und ihrer ganzen Stellung nach die Gegenstände ihrer Thätigkeit möglichst übersichtlich sich vorgetragen zu sehen lieben, weshalb denn auch nach Pütter's Beispiel bei besonders schwierigen und weitläufigen Ausführungen, zugleich in einem kürzern Aufsatze das wesentliche wiederholt zusammenzufassen, sehr angemessen seyn dürfte. Im übrigen darf nicht unbemerkt bleiben, daß die freie Selbständigkeit eines Deducenten dann meistentheils eine beschränktere seyn wird, wenn ihm die Widerlegung einer Gegenschrift obliegt. Hier wird die letztere dem erstern von selbst den Weg vorzeichnen, welcher zu verfolgen ist. Es würde jedoch falsch seyn, wenn man dies als unverrückbare Regel betrachten wollte; einem in sich verwirrten Gegner in seinen Irrgängen und auf seinen Abwegen zu folgen, würde zu immer größern Verwickelungen führen; hier eine eigne Bahn sich zu ebnen und in diese den Gegner hinein und mit sich fort zu ziehen, führt vielmehr sicherer zum Ziel, ohne irgendwie den Vorwurf der Regellosigkeit zu begründen. — Eine besondere Aufmerksamkeit dürfte endlich noch den Beilagen zu widmen seyn. Hier eine gehörige Auswahl zu treffen und eine Beschränkung der Masse eintreten zu lassen, ist ebenso empfehlenswerth, als eine bestimmte Ordnung der Aufeinanderfolge zu beobachten und durch besondern Druck oder Schreibung die besonders wesentlichen Stellen auszuzeichnen. Für geringfügig wird dergleichen nur derjenige halten, den die Erfahrung noch nicht belehrt, wie großes Gewicht einerseits gerade Geschäftsmänner auf Wahrung jener scheinbaren Geringfügigkeiten legen und wie ungemein andrerseits dadurch der behagliche, oft entscheidende Eindruck einer Arbeit gefördert wird.

Bei weitem die Mehrzahl der vorhandenen Deductionen existirt vereinzelt; viele sind, gar nicht dem Druck übergeben, ein Besitzthum der Archive [8]). Um so schätzbarer ist der Samlerfleiß eines Lünig [9]) und Holzschuher mit seinem Fortsetzer [10]), welche in ihren „Deductionsbibliotheken" Nachweisungen der vorhandenen Deductionen zu geben bemüht gewesen. Als Samlungen, worin eine Reihe von Deductionen aufgenommen worden, genügt es, neben einigen ohne Nennung des Autor erschienenen [11]), für Teutschland an die bekannten Werke von Lünig [12]), Moser [13]), Leucht [14]) und Reuß [15]) zu erinnern, insbesondere aber auf Pütter's, jedem Publicisten unentbehrliche „auserlesene Rechtsfälle" [16]) zu verweisen. Ihm blieben während eines langen Lebens die rechtlichen Verhältnisse kaum einer teutschen Herrschaft fremd; das unbegrenzte Vertrauen großer und kleiner, weltlicher und geistlicher Potentaten und Republiken wandte sich vorzugsweise ihm zu; aber es bewährten sich auch bei ihm nicht Moser's Klagen über schlecht bezahlte wichtige Dienstleistungen [17]); denn Pütter wurde, nicht ohne einigen

---

8) Versuch einer Anzeige von einigen vorzüglichen größern und kleinen, öffentlichen und Privatdeductionssamlungen, in v. Holzschuber Deductionsbibliothek. Th. 1. S. 513—530. 9) Bibliotheca curiosa deductionum. Leipzig 1717. 8. 2. Ausg. von Gottl. Aug. Jenichen unter dem Titel: Bibliotheca deductionum, anjetzo in eine geschicktere Ordnung gebracht. Leipz. 1745. 8. 10) Deductionsbibliothek von Teutschland nebst dazu gehörigen Nachrichten. Bd. 1. 2. Frankf. und Leipz. 1778. 79. Der Verfasser: Christoph Sigmund Holzschuher von und zu Harlach, Bestenbergsgereuth und Thalheim, hat sich auf dem Titel nicht genannt. — Den 3. und 4. Band, Nürnb. 1781 u. 83, hat Joh. Christ. Siebenkees besorgt. 11) Collectio nova actorum publ. J. R. G. oder Samlung der in den J. 1750—53 in Teutschland zum Vorschein gekommenen Deductionen. Th. 1—8. Nürnb. 1751—53. 8. — Neueste Samlung auserlesener Deductionen. Th. 1—3. Gießen 1778. Fol. 12) Grundfeste europäischer Potentaten-Gerechtsame, worin durch auserlesene Deductionen dargethan wird, wie es um aller Potentaten hohe iura, Ansprüche und Präcedenzstreitigkeiten beschaffen sei. Leipz. 1716. Fol. — Selecta scripta illustria. Leipz. 1723. Fol. 13) Samlung der neuesten und wichtigsten Deductionen in teutschen Stats- und Rechtssachen. Th. 1—9. Frankf. u. Leipz. 1752—64. 4. 14) Ant. Faber europäische (alte) Stats-Canzlei (begonnen von Chr. Leop. Leucht [† 1716], fortges. von E. J. Feustel und J. K. König. Th. 1—115. und 9 Th. Register. Nürnb. 1697—1750. — Desselben neue (vom 41. Th. an: fortgesetzte neue) europäische Statskanzlei. Th. 1—55. und 2 Th. Register. Ulm 1761—68. 15) Deductions- und Urkundensamlung. Bd. 1—15. Ulm 1785—99. 8. — Teutsche Reichskanzlei. Th. 1—56. Ulm 1783—1803. 8. 16) Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Teutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit in Deductionen, rechtlichen Bedenken, Relationen und Urtheilen, theils in der Göttingischen Juristenfakultät, theils in eigenem Namen ausgearbeitet. Bd. 1—4, jeder in 3 Theilen. Götting. 1768—1809. Fol. 17) Lebensgeschichte Johann Jakob Mosers. Th. 3. S. 59 folg. — Von ihm hieß es einmal in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, vielleicht aus Pütters Feder, er besitze weder die Neigung noch die Gabe, Reichthum zu erwerben.

Ärger gleich berühmter Collegen [18]), ein wohlhabender, ja ein reicher Mann. (*Pernice.*)

DEDUCTORES, kommen in einer Schrift des Quintus Cicero über das römische Wahlwesen und die Bewerbung um die öffentlichen Ämter vor (De petit. consulat. 9., vergl. Plin. Ep. IV, 17.), als Leute, die gleich den Clienten und ähnlichen Freunden und Anhängern eines bedeutenden Mannes in Rom an diesen sich anschließen, und ihm insbesondere dadurch ihre Achtung und Verehrung bezeugen, daß sie ihn täglich bei seinem Ausgang auf das Forum oder die Curie begleiten und sein Gefolge und damit auch sein Ansehen vermehren. Daher in der bemerkten Stelle der Deductor und dessen Verpflichtung höher gestellt wird als der Salutator, der kein weiteres Geschäft hat, als täglich in der Frühe seinen Patronus zu besuchen und zu begrüßen. Auch das Verbum deducere, wovon deductor abgeleitet ist, kommt in diesem Sinn ehrenvoller, auszeichnender Begleitung, die man bedeutenden und angesehenen Männern erweist, mehrmals bei Cicero vor; z. B. pro Muren. 34. Cat. maj. 18. ad Familiarr. X, 12. In einer Inschrift bei Sestini Class. gent. p. 66. findet sich auch *deductor* als Führer einer Colonie in dem Sinne, in welchem sonst Triumviri coloniae deducendae und ähnliche Magistrate vorkommen. (*Bähr.*)

DEE, Name mehrer Flüsse: 1) in England, welcher in Merionethshire aus zwei von den Höhen zwischen Dolgelly und Dinasmouthy herabkommenden Quellenflüssen im Pimble-Meer zusammenströmt, die Grafschaft Denbigh durchfließt, bei Chester den neuen Kanal speist und sich, 15 engl. Meilen nordwestlich von dieser Stadt bei Air-Point, zwischen Flint und Cheshire, durch eine weite Mündung in das irische Meer ergießt; — 2) in Südschottland, welcher in zwei Quellenflüssen, Deugh und Kenn entspringt, die bei Newgalloway den Namen Dee annehmen. Er durchströmt den Kennmoreloch und Loch Dee und mündet ungefähr 5 engl. Meilen unter Kirkudbright in den Solway-Frith; — 3) in Mittelschottland, der auf dem Grampiangebirge an der Grenze von Inverneß entspringt, ganz Aberdeen und einen Theil von Mearns, wo er bei Strachan den auf dem Mount Battok entspringenden Dye aufnimt, durchfließt und unterhalb Aberdeen in das teutsche Meer fällt. In diesem Flusse wird ein sehr ergiebiger Lachsfang betrieben; — 4) Küstenfluß in der County Louth der irischen Provinz Leinster, welcher sich in die Dundalkbai mündet. An demselben liegt die Stadt Atherdee oder Ardee. (*Leonhardi.*)

DEE, lat. Devus, John, Mathematiker und Astrolog, ein Wundermann seiner Zeit, Sohn eines reichen Weinhändlers zu London, wo er den 3. Julius 1527 geboren war. Mit vorzüglichen Talenten und großer Lernbegierde kam er in seinem 16ten Jahre in das Johanniscollegium zu Cambridge, und studirte außer den alten Sprachen besonders die mathematischen Wissenschaften mit ebenso viel Eifer als Erfolg. Diese Studien setzte er, nachdem er 1547 Baccalaureus geworden, in Holland fort, kam bald wieder nach Cambridge zurück und beschäftigte sich mit astronomischen Beobachtungen, um den Einfluß der Gestirne auf die sublunarische Welt und ihre Herrschaft über die Schicksale der Menschen zu erforschen. In Löwen, wohin er sich 1548 begab, wurde er wie ein Orakel verehrt, und in Paris hatte er als Lehrer der Geometrie und Commentator des Euklid großen Zulauf. Das freie Leben einer öffentlichen Bedienung, die ihm angeboten wurde, vorziehend, kehrte er wieder nach England zurück, wurde aber unter der Königin Maria nicht allein der Religion wegen verfolgt, sondern auch der Zauberei wegen angeklagt und ins Gefängniß geworfen. Ein günstigeres Loos versprach er sich nach der Thronbesteigung der Königin Elisabeth, die ihm schon vorher Beweise ihres Wohlwollens gegeben hatte, und der er in einer besondern Schrift, nach den Regeln der Astrologie, den Tag anzeigte, der zu ihrer Krönung der glücklichste wäre. Da er aber für seine Bemühung die erwartete Belohnung nicht erhielt, so verließ er sein Vaterland von neuem und begab sich 1563 durch Holland und Teutschland zu dem Kaiser Maximilian II. nach Ungern. Diesem dedicirte er sein bald darauf im Druck erschienenes Werk: Monas hieroglyphica, mathematice, magice, cabbalistice, anagogice explicata, ad regem romanum Maximilianum. Antw. 1564. 4.; ein seltsames Gemisch von kabbalistischen Träumen und größtentheils selbst erdachten pythagoräischen Grillen, vermittelst deren er die Siegel des Hermes und die alten Hieroglyphen enträthseln und aus denselben die ganze wahre bisher verborgen gewesene himmlische Weisheit kund machen wollte. Als Schlüssel zu diesem geheimnißvollen Werke ist zu betrachten seine: Propaedeumata aphoristica de praestantioribus quibusdam natura virtutibus, welche er schon 1558. 12. hatte drucken lassen, 1567 und 1573. 4. aber verbessert herausgab. Die Königin Elisabeth, der er nach seiner Rückkunft aus Ungern, wo er nicht die günstigste Aufnahme gefunden zu haben scheint, sein Werk überreichte, versprach für ihn zu sorgen und gab ihm die Anwartschaft auf die Dechanei zu Glocester, die er aber niemals erhielt. Da es ihm an Kenntnissen und Erfahrungen nicht fehlte, und er auch ganz vernünftig urtheilte, sobald es nicht auf sein Lieblingsfach, die geheime und mystische Weisheit kam, so gebrauchte ihn die Königin nicht nur als Astrologen, sondern auch bei mehren wichtigen Geschäften, wie z. B. bei der Reform des Kalenders. Seine schriftlichen Ausarbeitungen über diesen Gegenstand, sowie seine historisch-geographische Beschreibung der von den Engländern in verschiedenen Welttheilen entdeckten Länder, befinden sich handschriftlich in der Cottaschen Bibliothek. Als 1572 der berühmte Komet im Gestirne der Cassio-

18) Wir denken hiebei namentlich an Heyne's Sticheleien in seinen akademischen Gelegenheitsschriften. — Noch nach Pütters Tod schrieb er, freilich nicht ganz im Einklange mit der Todesanzeige in den Göttingischen Anzeigen von 1807. St. 138, am 30. Sept. 1807 an Langer: „Pütter, der alles der Universität und seine Deductionen und Bücher der Bibliothek zu verdanken hat, starb, ohne dieser das geringste Legat zu hinterlassen, so wie den Armen nichts, den Witwen nichts; und hinterläßt doch entfernten lachenden Erben ein Vermögen von 120 bis 130000 und darunter 92000 baar und in Kapitalien. Seine Memoria wird wol unterbleiben." Vergl. Ebert Überlieferungen. Bd. 1. St. 2. Seite 8.

peia erschien, gab er 1573 seine Schrift De stella admiranda in Cassiopeia asterismo coelitus demissa ad orbem usque Veneris heraus, die den Beifall der größten Astronomen erhielt. Zu Heinrich Billingsleys englischer Übersetzung des Euklid, die öfters unter seinem Namen vorkommt, schrieb er Anmerkungen und eine Vorrede, die manches Brauchbare von dem Nutzen der mathematischen Wissenschaften enthält. Zu seinem Unglück gerieth er in die Bekanntschaft eines gewissen Eduard Kelley, eines Apothekers oder Advokaten, dem man wegen Falschmünzerei und anderer Vergehungen die Ohren abgeschnitten hatte. Dieser listige Betrüger, der große Kenntnisse in der Chemie und den magischen Wissenschaften zu besitzen vorgab, wußte den zur Schwärmerei hinneigenden Dee zu bereden, in seiner Gesellschaft an Erfindung des Steins der Weisen und andern geheimen Künsten und Erfindungen zu arbeiten. Kelley sprach viel von Erscheinungen der Geister, mit welchen er in vertrauter Verbindung lebe, und durch deren Dienst er, vermittelst einer krystallenen Kugel, die Geheimnisse der göttlichen Weisheit erforschte. Das Geistercitiren und Teufelsbannen nahm den 22sten December 1581 seinen Anfang und dauerte mehre Jahre fort. Dee hielt davon sehr genaue Tagebücher, von denen sich eines handschriftlich in dem Museum zu Oxford befindet, das andere aber, aus mehren einzelnen Heften bestehend, von Meric Casaubon zum Druck befördert wurde, unter dem Titel: True and faithful relation of what passed for many years between J. Dee and some spirits: with a preface by Mer. Casaubon. Lond. 1659. Fol. mit Kupfern und Portraits; sehr selten. Zu den beiden Krystallguckern gesellte sich 1583 ein vornehmer Pole, Albert Lasky oder Lasko, Woiwode von Siradien, der durch den Ruf von der Weisheit der Königin Elisabeth nach England gelockt ward. Diesem sagten die Geister durch den Krystall, daß er König von Polen und der Moldau werden würde, daher Dee und Kelley mit ihm heimlich England verließen, um ihr Vorhaben, dem Lasky die Krone aufzusetzen, zu vollziehen. Sie kamen den 5ten Februar 1584 zu Lask, dem Stammschlosse ihres Beschützers, in der Woiwodschaft Siradien in Großpolen an, und begaben sich von da nach Krakau. Die gehoffte Königskrone wurde dem Lasky nicht zu Theil, und die beiden Krystallgucker und Teufelsbanner wanderten nunmehr nach Prag, wo damals der Kaiser Rudolph II., ein großer Beförderer der mathematischen Wissenschaften, aber auch ein Liebhaber der Astrologie und geheimen Weisheit, der unaufhörlich von Gauklern und Betrügern hintergangen wurde, seine Residenz hatte. Sie fanden eine geneigte Aufnahme, da sie dem leichtgläubigen, oft in Geldnoth sich befindenden Monarchen, von ihren chemischen Versuchen, dem Geheimniß des Steins der Weisen und der außerordentlichen Kraft ihres Krystalls Wunderdinge zu erzählen wußten. Da aber die kaiserlichen Minister die Betrügereien durchschauten, so brachten sie es, in Verbindung mit dem päpstlichen Nuntius, dahin, daß die Gaukler Prag verlassen mußten. Sie begaben sich wieder nach Krakau, wo ihnen Lasky den Zutrit bei dem Könige Stephan verschaffte. Allein auch dieser war des Gaukelspiels bald müde, und Dee irrte lange mit seinem Freunde in Polen, Böhmen und Sachsen umher, wußte sich bei mehren Großen Gehör zu verschaffen, gerieth aber allmälig in die bitterste Armuth, aus der ihn endlich die Königin Elisabeth zog, die ihn 1580 nach England zurückrief. Außer einigen mäßigen Geldsummen, die sie ihm schenkte, verlieh sie ihm, entweder aus Mitleiden oder andern geheimen Ursachen, die Präfektur des Collegiums von Manchester, wo er sein reichliches Auskommen hatte und in Ruhe sieben Jahre verlebte. Nach dem Tode der Königin wandte er sich 1604 an ihren Nachfolger Jakob I., um sich von dem Verdacht der Hexerei und Teufelsbannerei, der auf ihm ruhte, zu reinigen. Armuth und Krankheit verbitterten die letzten Jahre seines Lebens, und er war eben wieder im Begriff, einer himmlischen Eingebung zufolge, sein Vaterland zu verlassen, als er im September 1607 starb. Dee war, nach Leibnitz Vermuthung [1]), kein Betrüger, sondern ein Betrogener. Er hatte viel von geheimer und hoher Weisheit gehört und gelesen, und aus der Kabbala gelernt, daß der Umgang mit Geistern einer der höchsten Grade der geheimen Philosophie sei. Diese Stimmung wußte Kelly listig zu benutzen, und wahrscheinlich stand er mit Dee's Gattin im Bunde, um die feurige Einbildungskraft des zur Schwärmerei hinneigenden Mannes immer mehr zu erhitzen. Über seinen moralischen Charakter und seinen ganzen Wandel lauten die Urtheile der Zeitgenossen sehr günstig. Er lebte unsträflich, nüchtern und mäßig, blieb sich immer gleich, war wohlthätig gegen die Armen, sehr religiös und gegen Jedermann gefällig und verträglich. Oft pflegte er zu sagen: Qui non intelligit, aut discat, aut taceat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihn die Königin Elisabeth zuweilen bei geheimen Verhandlungen und in fremden Ländern als Spion gebraucht hat. Außer den angeführten Schriften ist nur wenig und unbedeutendes von ihm gedruckt worden, aber die Zahl der Handschriften, die in der Cottonschen und Ashmolischen Bibliothek von ihm verwahrt werden, beläuft sich über 50. Sie haben zum Theil die Astronomie und Geographie, meistens aber die Astrologie und andere Zweige der geheimen Weisheit zum Gegenstande. Sein sogenanntes Testament ließ Ashmole in seinem Theatro chymico abdrucken [2]). — Dee hinterließ einen Sohn, Arthur Dee, der den 14. Julius 1579 zu Mortlac in der Provinz Surry geboren war. Als vierjähriger Knabe begleitete er seinen Vater auf des-

1) In einem Briefe in J. D. Grubers Prodromus commercii epistolici Leibnitz. p. 1365. 2) *J. Dee* account of his life and studies for half an hundred years, in dem Appendice ad J. Glastoniens. chronica, herausgegeben von Th. Hearne. Oxford 1726. 8. Th. 2. Nr. 4. S. 497. *Th. Smithi* vita J. Dee, in dessen Vitis erudit. et illustr. viror. Lond. 1707. 4. *Beckenhout*, biograph. history. T. I. 42[illegible] Mém. pour servir à l'hist. des hommes illustr. T. I. Mem. de Niceron. T. I. 353—367. (Adelungs) Geschichte der menschlichen Narrheit. 7. Th. 1—81.

en Wanderungen nach Polen und Böhmen, und ward schon damals dessen Gehilfe bei den mystischen Arbeiten und dem Forschen nach dem Stein der Weisen. Nachdem er mit seinem Vater 1592 nach England zurückgekommen war, besuchte er die Westminsterschule und studirte zu Oxford die Arzeiwissenschaft, jedoch nur kurze Zeit; denn bald fing er in London und, da ihm dies als einem Ungeprüften verboten wurde, in Manchester zu praktiziren an. Als um diese Zeit der Czar von Rußland den König Jakob I. von England ersuchte, ihm einen geschickten Arzt zu senden, entschloß sich Dee dahin zu gehen, und war nun 14 Jahre lang czarischer Leibarzt zu Moskau. Da er mit sehr guten Zeugnissen und Empfehlungen des russischen Hofes nach England zurückkam, so nahm ihn Karl I. unter seine Leibärzte auf. Nach dem Tode desselben begab er sich nach Norwich, theilte seine Lebenszeit zwischen dem Krankenbette und dem Schmelztiegel, verarmte über dem Bestreben Gold zu machen und starb zu Norwich im September 1651. Das einzige Buch, welches er drucken ließ, hat den Titel: Fasciculus chymicus, obstrusae hermeticae scientiae ingressum, progressum, coronidem explicans. Basil. 1629. Par. 1631. 8. Engländisch von E. Ashmole: Chymical collections etc. Lond. 1650. 8. [3]).

(*Baur.*)

DEELEN, van (Dirk, d. i. Diederich, nach Andern — wol weniger richtig, — Theodor), ein ausgezeichneter holländischer Perspektivmaler im 17ten Jahrhundert, und insbesondere in der zweiten Hälfte desselben. Er war geboren, nach einigen 1607 zu Alkmaar, nach andern 1635 zu Heusden. Er lebte wenigstens eine Zeitlang an dem letzteren Orte, nachher aber in späteren Jahren zu Armuiden in Zeeland, wo er auch einige Zeit Bürgermeister war, sodann wohnte er daselbst als Privatmann, wahrscheinlich bis an seinen Tod, dessen Jahr nicht bekannt ist. Als Maler blühete er vorzüglich um das Jahr 1670. Er war in seiner Kunst ein Schüler von Franz Hals, Maler zu Haarlem, der vorzüglich schöne, kräftige und höchst ähnliche Portraits verfertigte. (S. dies. Art. II. Sect. 1. Thl. S. 323.) Van Deelen wählte indeß zur Übung seiner Kunst andere Gegenstände, und beschäftigte sich vorzüglich mit dem Perspektivmalen von Aus- und Ansichten; insbesondere malte er Kirchen, Paläste mit Säulen und andere reiche Architektur. Seine Gemälde, als sehr verdienstlich, fanden einen vorzüglichen Beifall und machten ihn hochberühmt. Sein Zeitgenosse Kornelius de Bie (s. dies. Art. I. Sect. X. Thl. S. 105) preiset ihn mit einer besondern Begeisterung als einen ausgezeichneten Geist und vortrefflichen Künstler.

Von van Deelen's Gemälden sind in und außer Holland noch mehre schätzbare Originale vorhanden. — Sie wurden in Holland in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zu 40 bis 50 holländischen Gulden und noch theurer verkauft. So galt unter andern, bei einem öffentlichen Gemäldeverkauf zu Amsterdam, im Jahre 1746 am 25. Mai, ein van Deelensches Stück, das Innere einer Kirche vorstellend, 160 Gulden. Dieses Gemälde, 1 Fuß und ½ Zoll hoch, 2 Fuß 2 Zoll breit, ist von jeher für das schönste gehalten, das man in dieser Art findet. Bei einer andern Auktion von Gemälden, ebenfalls zu Amsterdam am 10ten August 1785, kam ein vorzüglich schönes Stück von van Deelen vor, 15 Zoll hoch und 21 Zoll breit, vorstellend ein prächtiges Gebäude mit einem runden Gewölbe und einer Durchsicht auf einen offenen Platz, und auf diesem wieder ein anderes großes Gebäude, mit einer schönen perspektivischen Aussicht in einen Garten mit Lauben und andern Gegenständen. Auf dem Vorgrunde stehen ein Herr und eine Dame, die einen Hund bei sich haben, auch mehre Säulen und andere Zierrathen, — das Ganze eine sehr kunst- und effektvolle Architektur. — In Teutschland, in der vormaligen Herzogl.-Braunschweigischen Bildergalerie zu Salzdahlum, einer Samlung von hohem Range, die 929 Stücke enthielt, und jetzt, nachdem das herzogl. Schloß daselbst während der Königl. Westphälischen Regirung abgebrochen worden, zu Braunschweig in dem dortigen Museum aufbewahrt wird, befanden sich drei schöne Gemälde von van Deelen; das eine auf Holz gemalt, vorstellend einen Prospekt von zwei Lustschlössern, mit einem grünen, bedeckten Gange vor demselben und verschiedenen Personen im Platz, 1 Fuß 2 Zoll hoch und 1 Fuß 6 Zoll breit, das andere, auf Leinwand gemalt, die innere Ansicht einer gewölbten Kirche, 2 Fuß 8 Zoll hoch und 2 Fuß 5 Zoll breit; und endlich das dritte, ebenfalls auf Leinwand, die Abbildung eines großen, mit Architekturarbeit prächtig verzierten Saals, mit zwei Personen an einem Tische sitzend, auf dem ein brennendes Licht steht, 2 Fuß 8 Zoll hoch und 2 Fuß 5 Zoll breit. — Sodann ist in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien auch jetzt noch ein kostbares van Deelensches Gemälde befindlich, ein großes Architekturstück auf Leinwand gemalt. Es stellt ein prächtiges Säulengebäude vor, mit einem rückwärts anliegenden Garten, der zur allgemeinen Belustigung offen ist und worin sich viele Figuren zeigen. Es ist sehr schön und mit des Künstlers Namen versehen *).

(*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Deene s. Gheeraerts.

DEENSEN, 1) ein den Grafen Görz von Wrisberg zugehöriges adeliges Gericht und Dorf mit 29 Häusern

3) *Wood* Athenae Oxon. T. II. 141. *Eloy.* dict. de la medicine. (Adelung) a. a. O. 81—85.

*) Quellen: *Corn. de Bie*, het gulden Cabinet van de edel vry Schilder Const. Antwerp. 1661. p. 281. — *A. Houbraken*, Groote Schouburgh der Nederlantsche Konstschilders. III. Deel. Amsterd. 1721. p. 308. — Füßli's allgem. Künstlerlexikon, 1. Th. Zürich 1779. S. 195. — *Ger. Hoet*, Catalogus van Schilderyen in Holland verkogt. s'Gravenh. 1752. I. Deel, p. 129. 324 u. a. II. Deel, vorzüglich S. 187 u. a. — *Catalogus* van een Kabinet met Konstige Schilderyen, het welk verkogt zal worden 1785 d. 10. August te Amsterdam. p. 27. — Verzeichniß der herzogl. Bildergalerie zu Salzthalen (von Ch. N. Eberlein). Braunschw. 1776. S. 147. 172. — Gemälde der k. k. Galerie (von Joseph Rosa) Wien 1796. II. Abth. S. 193.

und 204 Einw., im Umfange des Amtes Lauenstein der Provinz Kalenberg des Königreichs Hannover. — 2) Deensen unter dem Solling, worin die bekannten Sollinger Steinbrüche geöffnet sind, mit dem v. Campe'schen Rittergute, 92 Häusern und 959 Einw., Geburtsort des berühmten Pädagogen Joach. Heinr. Campe. (Vgl. Thl. XV. S. 47.) (*Leonhardi.*)

DEEP, Name mehrer kleinen Flüsse in Nordamerika. — Deep-Creek, Dorf mit einem Postamte in der Grafschaft Pasquotank des Stats Nordcarolina an dem gleichn. Flusse. — Deep Hole, Hafen, s. Wellfleet. (*H.*)

DEEPING-MARKET oder MARKET-DEEPING, Marktflecken in der engl. Grafschaft Lincoln, an dem nördlichen Ufer des Welland, in dem Deeping-Fen, mit 150 alten und schlechtgebauten Häusern und 1016 Einwohner, welche einen Wochen- und fünf Jahrmärkte unterhalten. — In der Nähe liegen die Dörfer East- und West-Deeping. (*Leonhardi.*)

DEER in Nordamerika: 1) eine der in dem Bostonhafen gelegenen Inseln, mit 12 Einwohnern. 2) Name mehrer kleinen Flüsse. 3) Township mit 674 Einwohnern an dem gleichnamigen Flusse, in der Grafschaft Alleghany des Stats Pennsylvania. — Deer-Creek, Name zweier Ortschaften an dem Deer, einem Nebenfluß des Scioto, mit 453 Einw. (Grafsch. Pickaway) und 255 Einw. (Grafsch. Madison) des States Ohio. (*H.*)

Deer s. Derr.

DEERFIELD, Name mehrer Ortschaften in den vereinigten Staten von Nordamerika: 1) an des, in der Grafschaft Bennington in Vermont entspringenden, gleichnam. Flusses Mündung in den Connecticut, mit 1 Kirche, 1 Akademie, 1 Postamte und 1570 Einw. in der Grafschaft Franklin des Stats Massachusetts. Im S. erhebt sich das Gebirge Sugar-Loaves; — 2) in der Grafschaft Rockingham des Stats Newhampshire mit 2393 Einw.; — 3) in der Grafschaft Cumberland, an der Grenze von Salem, in Newjersey, mit 1 Postamte und 1889 Einw.; — 4) in den Grafschaften Portage (Postort mit 394 Einw.), Roß (970 Einw.), Warren (1181 Einw.) und Morgan des Stats Ohio. (*Leonhardi.*)

DEERING 1) Township in der Grafschaft Hillsborough des Stats Newhampshire in Nordamerika mit 1563 Einw. — 2) s. Deeringia. (*H.*)

DEERINGIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Amaranteen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Klasse hat Robert Brown (Prodr. fl. N. H. p. 413.) so genannt nach dem Arzte zu Nottingham Karl Deering (er hieß eigentlich Döring), einem gebornen Teutschen, der sich aber seit 1720 in Nottingham niedergelassen hatte, wo er 1749 starb. Er war ein Freund von Dillenius und hinterließ: A catalogue of plants naturally growing etc. in England, especially about Nottingham; Nottingham 1738. 8. und Historical account of the town of Nottingham; Ib. 1751. 4. — Char. Der Kelch fünftheilig, von zwei oder drei Bracteen unterstützt; die Staubfäden an der Basis breit, unter einander verwachsen, mit weifächerigen Antheren; der Griffel sehr kurz oder fast ehlend, mit drei Narben; die dreilappige, viel- oder dreisamige Beere enthält an der Basis die mittelst der Nabelstränge befestigten Samen. Es sind nur zwei Arten dieser Gattung bekannt: D. celosioides *R. Br.* (l. c., Bot. mag. 2717.), ein niederliegender Strauch mit eiförmigen Blättern, in den Blattachseln und am Ende der Zweige stehenden grünlich-weißen Blüthenähren, drei Stützblättchen und vielsamigen rothen Beeren. In Neuholland. — 2) D. indica *Spr.* (Syst. veg., Celosia baccata Retz. obs.), ein Staudengewächs mit aufrechtem Stengel, herzförmigen, lang zugespitzten Blättern, in den Blattachseln und am Ende der Zweige stehenden Blüthentrauben, zwei Stützblättchen und dreisamigen Beeren. — Die Pflanze, welche Adanson Deringa nannte, ist Myrrhis canadensis *Moris.* (*A. Sprengel.*)

DEER-ISLAND, kleine bewohnte Insel in der Passamaquoddibai, zur Grafschaft Washington des States Maine in Nordamerika gehörig, mit einen kleinen Hafen. — Deer-Isle, eine zur Grafschaft Hancock des States Maine gehörige Insel im Südosten der Penobscotbai; sie ist durch das Edgemoggin-Reach vom Festlande getrennt, etwa eine QM. groß, hügelig und hat den Southeastharbour und eine Ortschaft, welche 1510 Einw. im Jahre 1810 zählte. Zu derselben gehören Isle Haute, Little-Deer und Seal, die mit Deer-Isle eine Township ausmachen. — Deer-Park, Township in der Grafschaft Orange des Stats Newyork, mit 1 Postamte und 1230 Einw. — Deer-Spring, Ortschaft in der Grafschaft Madison des Stats Newyork mit 1070 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

DEES, Dionysiopolis, Desium (sonst auch Dyesch), Marktflecken in dem Großfürstenthum Siebenbürgen, Inner-Solnoker Gespanschaft, unterm Zirkel, Deescher Bezirk. — Die sehr alte und in schönem Geschmacke weitläufig erbaute Hauptkirche und die Menge von Ruinen mancher Art, welche man in den Umgebungen von Deesch findet, lassen mit Recht vermuthen, daß hier einst ein bedeutender Ort gestanden. Diese Vermuthung wird noch durch eine Urkunde König Karl Roberts vom J. 1310 bestätigt, die eines hier befindlichen Augustinerklosters gedenkt, von welchem jetzt keine Spur mehr vorhanden ist und den Ort selbst villa Deesvar nennt. Das Mährchen, daß die ersten ungarischen Heerführer, entzückt von der reizenden Gegend, als sie zuerst hieher kamen, ausgerufen hätten: Deus, Deus, Deus, liceat hac tellure potiri, und daß von diesem wiederholten Ausrufe Deus der Ort seinen Namen Deesch erhalten habe, wird noch von manchem in der Geschichte Unerfahrnen geglaubt. Den Ursprung desselben hat eine alte, im J. 1758 wieder erneuerte Inschrift auf einem viereckigen Thürmchen in den Ruinen des benachbarten Schlosses Dvár (einst Deésvár) veranlaßt, welches noch jetzt den Namen Chagyarok Kápolno (Kapelle der Ungarn) führt. Heut zu Tage gehört dieser Flecken zu den Taxalörtern als ein oppidum nobilium, und hat seinen eignen Magistrat. Hier ist auch der Sitz des Komitats-Officialats und eine k. Salzlegstadt, aus welcher das Steinsalz auf der Samosch weiter nach Ungarn verführt wird, auch befindet sich hier ein Franziskanerkloster. Der Flecken liegt

in einer sehr reizenden Gegend, ist wohlgebaut und ziemlich volkreich. Die Einwohner nähren sich theils durch Handwerke, theils durch Feld- und Weinbau.
(*v. Benigni.*)

DEESAKNA oder Okna, Dorf im Großfürstenth. Siebenbürgen Inner-Solnoker Gespanschaft, unterm Kreis, Deescher Bezirk. — Liegt eine halbe Stunde von Dées zwischen Gebirgen und hat zwei ergiebige Steinsalzgruben, aus welchen jährlich über 40000 Centner Steinsalz über Nagy Banga nach Ungarn versendet werden.
(*v. Benigni.*)

Defensio, Defension s. Vertheidigung.

DEFENSIONAL, eidsgenössisches, so werden in der Schweiz Verkomnisse der Cantone genannt, welche das Verhältniß bestimmten, nach welchem jeder einzelne Stat des Bundes zur allgemeinen Landesvertheidigung beitragen sollte, immer jedoch so, daß er sein Contingent selbst zu unterhalten hatte; denn von einer allgemeinen Bundeskasse war in der Eidgenossenschaft bis 1798 keine Rede, die alten Bundesbriefe bestimmten über die Zahl von Kriegern, welcher jeder Bundesgenosse zu liefern habe, durchaus nichts; die Größe der Gefahr und der Eifer für das allgemeine Beste dienten allein zur Richtschnur. Mehr Regelmäßigkeit war während der Gefahren des Schwabenkrieges 1499 entstanden, wo die Tagsatzungen das Contingent eines jeden Ortes und die Vertheilung derselben auf die verschiedenen bedroheten Punkte bestimmten. Ebendieses fand einige Male während der italienischen Kriege im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts statt. Indessen waren diese Bestimmungen doch jedes Mal nur für den Augenblick getroffen, und gaben keinen Maßstab für die Zukunft. Die erste für dauernd verabredete Bestimmung wurde 1647 zu Wyl im St. Gallischen gemacht, wo sich ein eidgenössischer Kriegsrath versammelte, als die Einnahme von Bregenz durch die Schweden, und hierauf die Belagerung von Lindau die Besitzung der nordöstlichen Grenzen nöthig machte, und die Furcht vor den Schweden die innern katholischen Cantone, die sich sonst jedem Zusatze zu den alten Bundesbriefen widersetzten, nachgiebiger gemacht hatte. Der Abscheid dieses Kriegsrathes bestimmt die Zahl der Truppen, die jeder Ort zu liefern habe, nimt aber nicht ausschließend auf die damals freilich nicht genau bekannte Bevölkerung Rücksicht; vielmehr erkennt man deutlich das Mißtrauen der katholischen Orte, welches sie zu verhältnißmäßig größern Anstrengungen vermochte, um das Übergewicht der reformirten Orte zu verhüten. Indessen war doch diese Übereinkunft schon ein Schritt zu Erzielung größerer Einheit in dem losen Statenbunde. Sie wurde dann bei spätern Gelegenheiten, wo äußere Gefahren das Gefühl der Nothwendigkeit desselben Anstalten erweckten, meistens zum Grunde gelegt. Besonders war dies der Fall 1668, als die Franzosen plötzlich die Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté besetzten, deren Neutralität in den Kriegen Frankreichs und Spaniens die Eidgenossen durch oft erneuerte Traktate gesichert zu haben glaubten. Der bald nachher folgte Aachner Friede verschaffte zwar Spanien den Besitz der Freigrafschaft wieder; aber die Anmaßungen Ludwigs XIV. hatten die Eidsgenossen in solche Bewegung gebracht, daß das Defensional nähere Bestimmungen erhielt, wodurch die Contingente mehrer Orte erhöhet, ein erster, zweiter und dritter Auszug angeordnet und auch die Vertheilung der Befehlshaberstellen unter die verschiedenen Cantone bestimmt wurde. In letzterer Rücksicht zeigte sich freilich wieder neben eitler Rangsucht auch die Religionseifersucht. Der erste Auszug, der aus 13400 Mann bestehen sollte, wurde in zwei Corps getheilt; das eine sollte zwei Anführer von Zürich und Luzern, das andere von Bern und Uri erhalten; und ebenso waren die untern Grade nach dem Range der Cantone und der Religion besetzt; zu der Idee eines allgemeinen obersten Heerführers, der in der Zeit der Noth frei aus allen Cantonen sollte gewählt werden, konnte man sich damals noch nicht erheben. Doch suchte man diesem Mangel einigermaßen durch ein Mittel abzuhelfen, welches die Erfahrung freilich bald als unzulänglich, ja sogar als sehr hinderlich erwiesen hätte. Man ertheilte dem Kriegsrathe, zu welchem jeder Ort eine Civil- und eine Militärperson abordnen sollte, außerordentliche Vollmachten, selbst zu Abschließung des Friedens, doch unter Vorbehalt der Ratification, ohne zu bedenken, wie sehr durch einen solchen Kriegsrath die Operationen der Feldherren gehindert werden. Dagegen enthielt dieser neue Defensional zweckmäßige Bestimmungen über die Bewaffnung, die Gerichtsbarkeit u. s. w. — Indessen machte jetzt schon der Canton Schwyz gegen die Ratification dieses Vertrages Schwierigkeiten, schickte aber doch 1674 sein Contingent nach Basel zu Beschützung der Grenzen. Im J. 1677 sagte sich dann die Landesgemeinde zu Schwyz förmlich von dem Defensional los, und erklärte, sich blos an die Bestimmungen der alten Bundesbriefe halten zu wollen. Durch boshafte Mißdeutungen und verfälschte Abschriften hatte der gewesene Landvogt im Toggenburg, Schorno von Schwyz, den Verdacht erregt, daß die Freiheit der demokratischen Orte dadurch beschränkt werde. Noch hielten die übrigen Orte, mit Ausnahme des katholischen Theiles von Glaris, welcher von Schwyz her bearbeitet wurde, an dem Defensional fest; allein im folgenden Jahre fanden die Umtriebe dieser Partei auch in Uri und Obwalden Eingang, und die Landesgemeinden sagten sich auch vom Defensional, und damit auch von Contingenten zu Beschützung der Grenzen bei Annäherung einer Gefahr los, indem die alten Bundesbriefe die Hilfe erst im Falle wirklichen Angriffes geboten. Um diejenigen Magistratspersonen dieser Orte, welche für das Defensional gestimmt waren, vor persönlichen Angriffen zu sichern, sahen sich die übrigen Orte genöthigt, die Siegel der abtretenden von der Urkunde abzulösen und zurückzuschicken. Allmälig traten auch noch Nidwalden, Zug und Appenzell, Inner-Rhoden von dem Defensional zurück; die übrigen Orte hingegen betrachteten dasselbe fortwährend als giltig. Die letzten Schwierigkeiten über dasselbe entstanden im Jahre 1792, als beim Ausbruche des französischen Revolutionskrieges die Besetzung der Baseler Grenzen zu Erhaltung der Neutralität nöthig wurde. Die übrigen Orte hat,

ten den 12. Mai Basel vorläufig Hilfe versprochen; nur Uri, Schwyz und Obwalden verweigerten noch die Zustimmung und blieben bei der zweideutigen Zusicherung getreuen Aufsehens stehen. Jetzt traten auch die Gesandten von Nidwalden, Zug, katholisch Glaris und Appenzell Inner-Rhoden wieder zurück. Indessen sandten die übrigen Orte ihre Contingente nach Basel, und da man zuletzt übereinkam, des Defensionals bei dieser Sache weiter keine Erwähnung mehr zu thun, sondern diese Grenzbewachung als eine freiwillige Übereinkunft zu betrachten, so sandten endlich auch die übrigen Orte ihre Contingente, doch Schwyz zuletzt und nur nach mehrmals erneuerten Auffoderungen. — Durch die schweizerische Statsumwälzung vom J. 1798 wurde das Defensional dann gänzlich aufgehoben, und indem hierauf die Mediationsverfassung und der dermalige Bundesvertrag vom J. 1815 das Kriegswesen der Leitung einer Centralbehörde unterwarfen, hat dasselbe eine den jetzigen Zeiten angemessenere und genauere Organisation und größere innere Kraft gewonnen. *(Escher.)*

DEFENSIONER, war eine Art Landwehr, welche 1613 in Sachsen aus Eingebornen errichtet ward, blos zur innern Vertheidigung des Landes bestimmt, denn für den Krieg ward das Heer durch freie Werbung zusammengebracht, wie es damals allgemein üblich war. Die Defensioner bestanden aus 2 Regimentern zu Fuß, jedes von 8 Kompagnien zu 520 Mann, und aus 2 Kompagnien Ritterpferde, zu 930 und 690 Mann; sie betrugen mit den 1344 Mann der Dresdener Besatzung 11284 und bildeten das stehende Heer des Kurfürsten, dessen Stärke nachher, im J. 1635, über 50,000 Mann gestiegen war. *(v. Hoyer.)*

DEFENSIV-KASAMATTEN, Vertheidigungsgewölbe, sind in einer Festung diejenigen bombenfest gewölbten Räume, welche zugleich zum Gebrauch der Geschütze oder des kleinen Gewehres eingerichtet, zu einer nachdrücklichen und sichern Gegenwehr Gelegenheit geben. Am öftersten finden sie sich unter den Flanken der Bollwerke, zu niederer und sicherer Bestreichung des Grabens; so bei Dürer, Marchi, Castriotto, Busca u. A. Der General Chasseloup hat bei der neuen Befestigung von Alexandria in Piemont in der Flanke der Grabenscheere (Tenaille) drei gewölbte Geschützstände angebracht, zu Bestreichung des Grabens vor den Bastionen, ohne von den Contrebatterien getroffen zu werden, weil sie durch 9′ weite gewölbte Vorscharten, in einer vorn an der Flanke befindlichen Erdmasse gedeckt sind, die von der Kasamatte durch eine Art Vorhof geschieden wird. Eine andere, gewöhnliche Stelle der Defensivkasamatten ist die Contrescarpe in der Ausrundung der vorspringenden Winkel, um durch Rückenfeuer den trocknen Graben zu vertheidigen, oder auch als Hauptgalerien zu Verbindung der, unter dem Glacis vorgetriebenen Minenäste. Sie werden aber hier leicht von dem Belagerer eingenommen und zu Unterstützung des Übergangs über den Graben benutzt, gegen den sie eigentlich wirken sollen. Besser erfüllen sie ihren Zweck in der Kehle vorgelegter Werke, um hier gegen die Umgehung und Erstürmung zu dienen. Sie sind zu dem Ende mit Schießlöchern für das kleine Gewehr versehen, 3 Fuß von einander und 7 Fuß äußerlich über dem Erdboden, damit der Angreifer nicht durch sie hinein schießen kann. Die Breite der Galerie muß wegen bequemen Gebrauch des Gewehres 6 Fuß, ihre Höhe 7 bis 8 Fuß seyn. Eine geringere Breite und Höhe hindert das Laden und Einbringen des Gewehres, obgleich man häufig nur 4′ breite, 5½ Fuß hohe Galerien findet, die den Mangel an Kenntniß der Vertheidigung bei ihrem Erbauer beurkunden. Immer bleibt ihnen die Unbequemlichkeit des Pulverdampfes, sobald sie in der Erde liegen und nur auf einer Seite Öffnungen haben können; dieser Nachtheil verschwindet aber in dem Falle, wo sie als Bären oder als Verbindungsgalerien quer über den Graben laufen und zu beiden Seiten mit Schießlöchern durchbrochen sind. Hier sind sie mit Einschnitten oder Versatzfalzen in den Seitenwänden versehen, um Balkenstücken einzulegen und dadurch den Gang gegen das Eindringen des Feindes barrikadiren zu können.

In ältern Festungen finden sich auch zuweilen unter den Facen der Bollwerke Defensivkasematten mit Geschützscharten; man hat aber diese Bauart seit dem 17. Jahrhundert aus unbekannten Gründen verlassen, des evidenten Nutzens ungeachtet, den eine gesicherte Geschützaufstellung hier zu gewähren vermag. Seitdem man nämlich den, bei richtigem Gebrauch des Mörsers so außerordentlich wirksamen, Bombenwurf mit dem Enfilirschusse zu vereinigen gelernt hat; bleibt dem Belagerten auf dem Walle des angegriffenen Bollwerks keine brauchbare Kanone, um sich dem Baue der für die Festung so gefährlicher Brechbatterie entgegen zu setzen, bestimmt, jener den Garaus zu machen. Die Kriegsbaumeister haben sich deshalb viel Mühe gegeben: durch Stärke der Futtermauern, durch Überwölben der Strebpfeiler, selbst durch Verbinden derselben mit senkrechten Mauern (Cöhorn) oder durch übermäßige Dicke des Walles die Kraft der Trägheit desselben zu erhöhen und das Niederfällen desselben durch das feindliche Geschütz zu verzögern. Fast keiner fiel darauf, jene früheren Gewölbe unter den Bollwerksfacen — wie sie sich an den ehemaligen Befestigungen von Dresden, am Schlosse Sonnenstein, in Küstrin und an einigen andern Festungen aus dem 16. Jahrh. in Teutschland und Italien finden — wieder, mit Anwendung auf den bessern und vermehrten Gebrauch des Geschützes, in das Leben zu rufen, bis es von Montalembert geschahe, den seine vielfache Kriegserfahrung dazu berechtigte (er hatte funfzehn Feldzügen und neun Belagerungen beigewohnt, und eine große Anzahl Festungen mit Sorgfalt untersucht); obgleich ihn die französischen Ingenieure für einen überspannten Kopf erklärten. Von dem unumstößlichen Grundsatze ausgehend: „daß 2 oder 3 Geschütze allezeit eins zum Schweigen bringen", stellte er ein Befestigungssystem auf, das ganz aus Defensivkasamatten bestand und überall auf ein überlegenes Kanonenfeuer gegen die möglichen Aufstellungen des

Belagerers berechnet war. Nun ist außer allem Zweifel: daß, auf eine Entfernung von 15 und 70 Ruthen mit 6—10 schweren Kanonen beschossen, keine Bresch- oder Contrebatterie zu erbauen möglich ist, obgleich es ein österreichischer Ingenieur behauptet (öster. Milit. Zeitschr. Bd. 2. vom Jahr 1824.) und die französischen Ingenieure in ihrem Streite mit dem Marq. v. Montalembert es stillschweigend annehmen (Mémoires sur la fortificat. perpendic. par plusieurs offic. du Corps royal du Genie 4. 1786.). Ja, käme diese Batterie auch zu Stande, darf doch die ihr überlegene Geschützaufstellung in der Defensivkasamatte ohne Bedenken den Kampf mit ihr beginnen, da sie wegen des, durch die Reduits beschränkten Raumes nur 6 Kanonen aufstellen kann und gegen die Kasamatte der Unterstützung durch Bomben entbehret. Wird nun dem Belagerer auf diese Weise das Öffnen des Walles unmöglich, kann auch kein Sturm und keine Eroberung der Festung Statt finden. Die von den Franzosen gegen diese Kasamatten gemachten Einwürfe, 1) daß sie durch die Erinnerung an die Gefahr den Muth der Besatzung schwächen; 2) daß sie durch Einschießen der Frontmauer bald unbrauchbar werden; 3) daß schon der Rauch sie unbewohnbar macht; 4) daß sie keine Geschützbewegungen zulassen; und 5) daß sie die Baukosten bedeutend erhöhen; sind theils unstatthaft, theils durch die Erfahrung hinreichend widerlegt. Es läßt sich daher auch erwarten: daß diese Anwendung der Kasamatten, bei dem so allgemein gewordenen Hohlbau, sich bald weiter verbreiten und wesentlich zur Verstärkung der Festungen beitragen werde.

Den Defensivkasamatten sind endlich noch die gemauerten Reduten und Caponieren, sowie die Donjeons und Vertheidigungsthürme beizuzählen, von den a. a. O. geredet wird.

Die nothwendigen Eigenschaften aller, zur Vertheidigung mit Geschütz bestimmten Gewölbe sind: 1) Sicherheit gegen den Bombenschlag; 2) freier Abzug des Pulverdampfes; 3) nöthiger Raum zur Geschützbedienung; 4) Standfestigkeit und 5) möglichste Trockenheit. Die Mathematiker haben zwar die nöthige Stärke der Gewölbe nach Verschiedenheit der Wölbungslinie zu finden gesucht (*Prony*, Architectura hydraulica 4.; Maillard, Mechanik. der Gewölbe 8.); nach der Erfahrung ist jedoch bei jedem halbkreisförmigen oder Tonnengewölbe eine Stärke von 3 Fuß nöthig; wenn sie nicht durch die Fallkraft der unter Elevation darauf geworfenen Bomben zerschmettert werden sollen. Liegen jedoch diese Gewölbe, wie es häufig der Fall ist, mit ihrem äußern Schluß 3 Fuß unter der Erdfläche; bedarf es nur einer geringern Stärke von 2 Fuß zur Sicherheit gegen den Bombenschlag. Flache (gedrückte) Gewölbe leisten jenen nicht genugsamen Widerstand, der überwölbte (gebürstete) gothische Bogen hingegen, dessen Höhe größer als der Halbmesser ist, besitzt eine noch größere Standfestigkeit als der Halbkreis; er gewähret daher dieselbe oder eine noch größere Sicherheit als dieser. 2) Zur Abführung des Pulverdampfes ist es am vortheilhaftesten, die Geschützkasamatten entweder hinten ganz offen zu lassen oder wenigstens mit hinreichend großen Öffnungen zu versehen; vorausgesetzt, daß sie weit und hoch genug sind, um die Dröhnung bei dem Abfeuern des Geschützes zu schwächen. Rauchfänge helfen nichts; in sehr hohen Gewölben aber verdichtet sich der Rauch oben unter dem Schluß und läßt den untern Raum völlig frei. Wenn endlich an den Flanken die Defensivkasamatten in einem eingehenden Winkel zusammenstoßen; ist das Verschließen der einen Scharte durch einen festen Laden unerläßlich, während aus den andern gefeuert wird, weil außerdem die Gewalt der Explosion den ganzen Rauch durch die erstere herein stößt. 3) Wenn die Geschütze auf Rollpferden oder Schiffslaffeten liegen, bedürfen sie nur 9 Fuß Raum zu ihrer Bedienung und Seitenbewegung; eine 18 Fuß weite Kasematte nimt daher 2 Zwölfpfünder auf, die mit Einschluß des 4 Fuß dicken Widerlagers an der Frontmauer 22 Fuß erfodern. Es werden dadurch nicht nur Raum und Kosten gewonnen, sondern auch andere Vortheile erreichet: daß dieselbe Artilleriemannschaft bequem 2 Geschütze bedienen kann und daß der Rauch in einem größeren und höheren Gewölbe leichter abzieht, als in einem kleineren und niedrigen. 4) Die Standfestigkeit eines starken Gewölbes hängt einmal von der Stärke seiner Füße, die uneigentlich auch wol die Widerlager heißen und zweitens von der Einwirkung des feindlichen Kanonenfeuers gegen seine Frontmauer ab. Maillard a. a. O. hat 4¼ Fuß für die Dicke der Widerlager eines 18′ weiten, 3′ dicken Gewölbes bestimmt; welches bei den Widerlagern der Defensivkasematten um so gewisser hinreichend ist, als diese in den Nebengewölben hinreichenden Widerstand gegen den Seitenschub finden, so daß hier kein Umsturz zu besorgen ist, wie bei allein stehenden Gewölben. So wichtig es aber bei Militärgebäuden seyn mag, ihnen die höchste Sicherheit gegen jeden Zufall zu verschaffen; ist doch jede überflüssige Vergrößerung der Dimensionen, wie die Verstärkung der Widerlager auf 5 Fuß und mehr als eine tadelnswerthe Verschwendung des Materials und folglich des Statsvermögens anzusehen, welches Gelegenheit zu dem Sprichworte der alten Ingenieure gegeben hat: wenn ein Fürst eine Festung bauen wolle, müsse er die Augen zu und den Beutel aufthun. Was, zum andern, die Wirkung des feindlichen Stückschusses gegen die Frontmauer betrifft, bringt sie der Kasematte keine Gefahr, wenn das Gewölbe derselben nicht gleichlaufend mit jener ist und mit dem einen Schenkel auf ihr ruhet, wo die Zerstörung der Mauer nothwendig auch den Umsturz des Gewölbes zur unmittelbaren Folge haben würde. Es ist daher durchaus nothwendig, alle dem feindlichen Feuer ausgesetzte Defensivkasamatten senkrecht auf die Feuerlinie zu stellen, in welchem Falle sie unbeschädiget bleiben, wenn auch ihre ganze Schildmauer — was hier die Frontmauer ist — herunter geschossen wird. Um 5) die Kasamatten trocken zu erhalten, dient schon ihre eben erwähnte Stellung gegen die Frontmauer, welche einen

freien Luftzug erzeugt und dadurch die sich niederschlagende Dünste austrocknet. Stehen die Gewölbe, wie gewöhnlich, in der Erde, müssen sie auf dem äußern Rücken mit Cement oder wasserdichtem Mörtel aus $\frac{1}{3}$ ungelöschtem Kalk und $\frac{2}{3}$ rheinländischen Traß, mit frisch gebranntem und abgelöschtem Kalk vermischt und stark mit eisernen Schaufeln geschlagen 2 bis 3 Zoll dick überstrichen werden, der im Schatten unter einer Bedeckung von Bretern und Strohmatten getrocknet, zu Stein erhärtet. Wurzer gibt für diesen Behuf eine Mischung an, von 10 Pfd. Alaun, 4 Pfd. Eisenvitriol (Sulfate de fer) in 84 Pfd. heißem Wasser aufgelöst, und mit 2 Theile Kalkmehl, 3 Theile reinen Flußsand und etwas Eisenfeile zu einem Mörtel gemacht.

Hieher sind endlich noch Carnots Mörserkasamatten zu rechnen, deren zuerst der sächsische Ingen. Oberste Franke in einem handschriftlichen Collegio der Kriegsbaukunst erwähnt, und die nachher der Schwede Virgin (La défense des places, mise en équilibre avec les attaques savantes et furieuses d'aujourdhui. 4. 1781.) in Verbindung mit gewölbten Ständen für das Rohrgeschütz vorschlug. Sie fanden anfangs großen Beifall; man findet sie häufig bei neuern Bauwerken, bald hinter den ausspringenden Winkeln, bald auf den Flügeln bombensichrer Kasernen, während man vergaß: für die Kanonen zweckmäßige Bedeckungen anzubringen und ihren Gebrauch gegen den Bombenschlag zu sichern. Bei näherer Beleuchtung hat man jedoch gefunden: daß der Mörser wegen seines niedrigen und kleinen Schemmels oder Blockes einer solchen Deckung weit weniger bedarf, als jedes andere Geschütz, und daß vielmehr sein Gebrauch dadurch beschränkt wird, weil die zehn bis dreißigpfündige Mörser ohne Schwierigkeit ihre Stelle verändern und an einem andern für ihren Gebrauch und ihre Wirkung gelegnerem Orte aufgestellt werden können. Diese Mörserkasematten sind 12 Fuß breit, vorwärts etwas höher gewölbt, damit die mit weniger als 45° Elevation geworfene Bombe ungehindert heraus fliegen kann. Gegen die herum fliegenden Stücken der, vor dem Gewölbe einschlagenden Bomben sichert eine 4 Fuß hohe Brustmauer, und ein 6 F. tiefer Graben, der 2' lockern Sand auf seiner Sohle hat. Man hat sich in den neuesten Belagerungen einige Male solcher Mörserstände, mit Balken und Erde bedeckt, bedient. *(v. Hoyer.)*

DEFENSIV-KRIEG wird allezeit durch feindliche Überlegenheit an Streitkräften und Hilfsmitteln bedingt, welche dem kriegführenden State zu temporisiren gebieten, bis ein günstiger Zufall die gegenseitige Lage der kämpfenden Mächte verändert und der schwächern angriffsweise zu agiren erlaubt. Bis dahin muß diese durch wohl überdachte Bewegungen und ausgesuchte Stellungen den Abgang der wirklichen Kräfte auszugleichen suchen; muß es nie auf den ungewissen Ausgang eines Treffens ankommen lassen, sondern mit Vermeidung desselben, den Feind blos ohne Unterlaß beunruhigen, seine Zufuhren aufheben, die von ihm belagerten Festungen entsetzen und ihn selbst, sobald es nur mit Vortheil geschehen kann, bei dem Übergange von Flüssen und Defileen angreifen. Ein durchschnittenes Land, das durch Flüsse, Moräste, Waldungen, Gebirge, feste, leicht zu haltende Stellungen gewährt; die Überzahl des Feindes unnütz macht, vielmehr Gelegenheit gibt, ihn unversehens zu überfallen — einzeln zu schlagen — ist dem Vertheidigungskriege besonders günstig. Nur muß man sich hüten: festen, für unangreifbar geachteten Posten ein zu großes Vertrauen zu schenken; ohne Jovis Blitze würden die Giganten den Himmel erstiegen haben, — von Menschen wurden schon die höchsten Felsen, die steilsten Bergen erklimmt und den Vertheidigern ihre sicher gewährte Zuflucht geraubt. Der Feldzug von 1812 gibt das Beispiel eines gut entworfenen Vertheidigungskrieges, auf dessen Resultat auch die Strenge des Klimas und die Fehler der Eroberer günstig einwirkten. Nachdem die Russen sich bei Smolensk und Borodino durch zwecklose, blutige Schlachten unnützer Weise geschwächt hatten, wichen sie beharrlich zurück, bis der Feind durch den — großentheils selbst verschuldeten, Mangel desorganisiret, ihnen einen nur weniger kräftigen Widerstand entgegen zu setzen vermochte und in dem harten Winter und dem weiten Rückwege seinen Untergang fand. *(v. Hoyer.)*

DEFENSLINIE, Streichlinie, ist diejenige, welche von dem ausspringenden Winkel eines befestigten Vieleckes durch das Ende des Perpendikels schräge rückwärts gezogen wird, um die Flanken und Facen des Bollwerkes zu bekommen. Ihre Länge ist deshalb auf 60 Ruthen (300 Schritt) gesetzt, welches man für die Weite des Musketenschusses annimt; nimt man jedoch blos auf die Geschützvertheidigung Rücksicht, kann man die Streichlinie bis auf 100 oder 160 Ruthen vergrößern. Noch mehr ist jedoch unzulässig, weil dann die Entfernung des zu vertheidigenden Punktes den wirksamen Kanonenschuß übersteigt und auf keinen Erfolg von dem Feuer zu rechnen ist. In Hinsicht der Direction ist übrigens die Streichlinie entweder blos streichend (rasante), wenn sie genau die Richtung der bestrichenen Linie hat, daß die Kugel längs dieser hingeht; oder einbohrend (fichante) wenn ihre Richtung unter einem spitzigen Winkel auf jene trifft. Bei den Zangenwerken ist sie zugleich die Flanke und darf 50 Toisen, die Weite eines Flintenschusses, nicht übersteigen. *(v. Hoyer.)*

DEFENSWINKEL (angle flanquant) wird von der Streichlinie und der Flanke gebildet, die dadurch den Namen der Streichwehr erhält. Dieser Winkel muß ein rechter, oder noch größer als ein solcher seyn; theils weil der Soldat gewöhnt ist: immer gerade aus zu schießen, theils auch damit die sich ausbreitenden Kartätschenkugeln, auf 300 Schritt, nicht über die Brustwehr hinein fliegen und die eignen Soldaten verletzen. Da nun die Streuung der Kartätschenkugeln auf 300 Schritt 75 Fuß beträgt, wird dadurch der Defenswinkel um 6° 6' vergrößert, und die Flanke muß mit der Curtine einen Winkel von 114° 32' machen. Vauban gab jedoch seinem Defenswinkel nur 81° 34' um eine einbohrende Vertheidigung der Nebenface, oder

vielmehr des Wallbruches in derselben zu erlangen. Auch Cormontaigne und die meisten Franzosen haben dieses Maß des Streichwinkels beibehalten, von dem sich Noizet de Saint Paul viel verspricht, den aber nutzlos zu machen, dem Feinde nicht schwer ist. (*v. Hoyer.*)

Desforgia Lam. s. Forgesia Commers.

DEFILÉ, überhaupt jeder enge Paß, wo die Truppen genöthiget sind abzubrechen und in einzelnen kleinen Abtheilungen zu marschiren. Im weitern Sinne gehören alle Flußübergänge und dergl. dahin; im eigentlicherem Verstande aber werden nur die schmalen Thäler und Bergschluchten, die Straßen in den Städten u. dergl. darunter begriffen, wo es möglich wird, mit wenig entschlossenen Leuten den Marsch eines ganzen Heeres aufzuhalten. In Hochgebirgen ist dies leichter, weil der Feind nicht so leicht Mittel findet, die besetzten und vertheidigten Posten zu umgehen, vielleicht im Rücken anzugreifen, wie die ältere und neuere Kriegsgeschichte viele Beispiele aufstellt. Man täusche sich aber nicht über die Unangreifbarkeit eines Postens; nach einem alten Sprichwort, kommt ein Mensch da fort wo eine Ziege gehen kann; und den Weg, den einer gegangen ist, können mehre Hunderte hinter einander betreten. Alexander der Große ließ im Caucasus einen steilen Felsenberg, von den ihm feindlichen Sogdianern besetzt, in der Nacht durch 300 ausgesuchte junge Leute — wenn auch mit großer Gefahr, denn 32 kamen dabei um — erklettern, daß sie mit dem dämmernden Morgen über den Häuptern der Feinde standen, die sich nun ohne alle Gegenwehr dem kühnen Sieger ergaben. Ebenso erstieg Otto der Wittelsbacher mit 200 kecken Jünglingen die Felsen des Etschthales, um Kaiser Friedrich I. den Rückweg nach Teutschland zu öffnen, den die Veroneser unter Alberich bewahrten, die nun von oben und unten gleichzeitig angegriffen, leicht von den Teutschen überwältiget wurden. Auf ähnliche Weise bemächtigte sich Massena 1799 des von den Österreichern mit 1 Bataillon und 5 Kanonen vertheidigten Luziensteiges in Graubündten, wo sie den steilen fast unzugänglichen Rücken zwischen Fläsch und Balzers nicht besetzt hatten. Während ein Bataillon den Paß vergebens viermal von vorn angriff, erklimmten zwei Abtheilungen französische Grenadiere die Felsenwände des Falknisses, im Rücken der rechten Flügelredute, und den Fläschner Berg, ließen sich von da in das Hornwerk herunter und öffneten den von Balzers heranrückenden den Eingang. Nachdem die Österreicher 2 Monat darauf fast nach der nämlichen Disposition, einen Angriff auf den Luziensteig fruchtlos versucht hatten, weil der Anführer der ersten Kolonne — der durch das Gampertonthal gehen und von der Meienfelder Alpe her die Verschanzung im Rücken nehmen sollte — seinen Auftrag nicht gehörig ausgeführt hatte, wiederholten sie ihn nach 14 Tagen mit besserem Glück. 6 Bataillone, 3 Schwadronen mit 21 Geschützen gingen auf der großen Straße vor, hinderten durch ihr Feuer die Gemeinschaft zwischen Werdenberg und Regatz, und führten Leitern zu Ersteigung der gemauerten Verschanzungen mit sich; 3 andere Bataillone hatten schon 2 Tage vorher die Meienfelder Alpe erstiegen, Meienfeld und Melans hinweg genommen und zwei davon die Franzosen bis über die untere Zollbrücke gedrängt; das dritte aber war in den Rücken des Luziensteigs gegangen, eroberte das dortige französische Lager mit 11 Kanonen und öffnete der ersten Kolonne den Eingang, daß die Kavallerie derselben, durch rasches Nachdringen beim Verfolgen des Feindes, sich des Einganges in das Lanquartthal bemächtigen konnte, wohin 5 Bataillone schon bei Sewis über die Gamperton Alpe und 4½ Bataillone durch das Montafunerthal, über die Berge von Gavia und Gargella vorgedrungen waren. — Schon 1778 umging der Prinz Heinrich von Preußen die festen Stellungen der Österreicher in den böhmischen Gebirgen, indem er mit der Armee durch die, für unwegsam geachteten Thäler der oberlausitzer Grenze zog und seine leichten Truppen bis gegen Prag vorschob.

Aus dieser Angriffsweise vom Feinde besetzter Defileen gehen die Grundsätze zu ihrer Vertheidigung von selbst hervor. Diese ist nur allein mit Erfolg möglich, wenn man alle Zugänge — obgleich nur von einzelnen Fußgängern zu erklimmen — bewacht und nahe und hinreichende Reserven bereit hält, dem Feinde ihre Wegnahme und Benutzung zu verwehren. Die Österreicher und Piemonteser hatten zwar 1794 dieses bei der Bewahrung des Col de Tenda und der übrigen Pässe durch die Apenninen beobachtet; die Festung Saorgio war mit hinreichender Garnison und mit allem Nöthigen versehen, und alle Nebenpässe waren besetzt. Weil jedoch einzelne Posten sich ohne Widerstand zurück zogen, ward die ganze Stellung unhaltbar und von den Franzosen mit leichter Mühe überwältiget. Einzelne Defileen werden — wenigstens für den Augenblick — am wirksamsten vertheidiget, wenn man sich in der Weite eines Kartätschenschusses dahinter setzt, die dem Defilee gerade überstehenden Kanonen aber mit Kugeln hinein feuern läßt, dem Feinde das Durch- und Herumziehen zu verwehren. In der Leipziger Schlacht 1813 konnten die Preußen niemals aus dem eroberten Dorfe Möckern hervor brechen, so lange die bei Gohlis stehende französische Batterie von 50 Geschützen thätig war. Erst als ihre Reuterei dieser in die Flanke ging und sie eroberte, ward es ihnen möglich. Auf dieselbe Weise wurden in allen Kriegen Übergänge über Brücken und Dämme erzwungen; von Gustav Adolfs Übergang über den Lech 1632 an bis auf Bonapartes Übergang über die Adda bei Lodi, der nie gelungen wäre, wenn die französische Kavallerie nicht oberhalb der Brücke durch den Fluß geschwommen wäre, und die Österreicher sich nicht im entscheidenden Augenblick zurückgezogen hätten. (*v. Hoyer.*)

DEFILEMENT, die Sicherstellung verschanzter Posten und Stellungen gegen das feindliche Einsehen und Bestreichen (Enfilade) von, in wirksamer Schußweite liegenden Anhöhen, indem man die nothwendige

Höhe der dazu dienenden Brustwehren, Bonnets, Traversen oder Rückenwehren bestimmt. Könnte man immer den Ort für die anzulegenden Befestigungen nach freier Willkür wählen, bedürfte es keines Defilements; allein das Terrain und die zufälligen Umstände bestimmen gewöhnlich die Punkte, welche befestiget werden sollen, ohne Rücksicht auf die äußere Beschaffenheit des Bodens, dessen Vortheile man alsdann möglichst zu benutzen, seinen Nachtheilen aber auszuweichen oder zu begegnen suchen muß. Die relative Höhe der Werke wird dadurch nothwendig verschieden in Verhältniß der Höhe, der Entfernung und der Lage der Berge, gegen die man sich decken will. Das Verfahren selbst, um jene relative Höhe zu bestimmen, war den Kriegsbaumeistern längst bekannt. Vauban und Duvigneau sind keinesweges als die Erfinder desselben anzusehen. Schon Speckle erwähnt 1589 dasselbe; Böhm (gründliche Anleitung zur Kriegsbaukunst. 1776. §. 355 f.) handelt ausführlich davon. Er beschreibt nicht nur das praktische Verfahren, sondern hat auch die zugehörigen Höhen der Werke über dem Erdhorizonte auf dem Grundrisse bemerkt. Nothwendig müssen, wie bei allen Nivellements, die unter dem Horizonte liegenden Gräben und niedrigen Flanken ꝛc. mit minus bezeichnet werden, welches leicht Irrthum veranlassen kann. Die Franzosen haben deshalb es zweckmäßiger gefunden, die Vergleichungsebene (Plan de Compavaison) außerhalb der Höhe des Terrains und der Werke über dem höchsten Punkte der Brustwehren anzunehmen, wo denn die Zahlen, welche die verschiedenen Höhen der Werke und die Abstufungen des Terrains andeuten, kleiner werden, weil hier der höchste Punkt = 0 ist. Legt man jedoch nach Bousmards Vorschlag die Vergleichungsebene unter den tiefsten Punkt der Gräben ꝛc., wird dieser Null und die größeren Zahlen bezeichnen auch die größern Höhen. In der That scheint dieses Verfahren deutlicher und deshalb vorzüglicher zu seyn als das entgegengesetzte, wo die kleineren Zahlen die größere Höhe bezeichnen, wie es allgemein von den französischen Ingenieuren befolgt wird.

Vor Allem ist nöthig, das zu befestigende Terrain bis auf 3000 Schritte Entfernung sorgfältig aufzunehmen und zu nivelliren, damit man die Vergleichungsebene bestimmen und die verschiedenen Höhen des Terrains auf derselben mit Zahlen eintragen kann.

Sollen z. B. 2 Polygone ABC Fig. *** zu einer Brückenschanze angelegt werden, so daß jedes von ihnen bei möglichst kleiner Wallhöhe sowol gegen die beherrschenden Terrainpunkte, als gegen Flanken- und Rückenfeuer gedeckt ist; muß man zuvor untersuchen, welches wol als die kleinste Höhe der Werke anzusehen seyn würde? Es findet sich bei A die Wasserhöhe 6 Fuß über 0, als dem niedrigsten Punkte, oder der Vergleichungsebene; man muß folglich den bedeckten Weg wenigstens 8 Fuß über diesen Punkt erheben, wenn er nicht bei dem kleinsten Anschwellen des Flusses überschwemmt werden soll, da dieses Anschwellen oberhalb der Brücke immer um etwas größer ist, als unterhalb derselben. Eine von diesem 8 Fuß hohen Punkte A ausgehende und das höchste, oder vielmehr das beherrschende Terrain berührende schiefe Ebene (plan de site) bildet die Grundfläche aller Festungswerke, damit sie in der gehörigen Höhe über ihr aufgeführt, von den höchsten Terrainpunkten nicht eingesehen werden können. Zu dem Ende werden auf dem, mit den durch das Nivelliren gefundenen Höhen bezeichnetem, Risse nach allen vorzüglich dominirenden Punkten DEFGH aus dem Punkte A Linien gezogen, die gleichsam einen Kegel vorstellen, dessen Spitze in A liegt. Auf diesen Linien werden nun nach einem größern Maßstabe die Terrainprofile nach ihren gefundenen Höhen eingetragen. Zugleich wird bei allen diesen Linien die Höhe von 8 Fuß zum Grunde gelegt; sie muß daher bei dem Construiren der Terrainprofile von der durch das Nivellement über 0 gefundenen Höhe abgezogen werden, z. B. auf einer Linie wäre die erwähnte Höhe 13′, so wird sie hier 13 — 8 = 5; eine andere 11 — 8 = 3; oder 19 — 8 = 11 u. s. w.; folglich ist hier in D der Boden um 11 Fuß höher als A, welches zur allgemeinen Höhe der Contrescarpe und ihres Wallganges 8 Fuß über 0 hat. Die Verschiedenheit des Maßstabes auf dem Risse hat durchaus keinen Einfluß, weil die Terrainprofile blos die höchsten Punkte angeben sollen, durch welche man Tangenten AI, AK, AL, AM, AN ziehen kann. Diese werden etwa 300—600 Fuß von den ausspringenden Winkeln des bedeckten Weges von einer senkrechten Ebene OP durchschnitten, deren zugehörende Höhen man findet, wenn man von ihr in allen Durchschnittspunkten der zuerst gezogenen Linien AE, AF, AG, AH auf letztere Senkrechte errichtet, die bis an die Tangenten AK, AL, AM reichen, um durch ihre Höhen die zugehörige Durchschnittsfläche zu erhalten und vermittelst der auf sie gezogenen Tangenten QR, ST die allgemeine Grundfläche (plan de site) legen zu können, indem man diejenige Ebene dazu wählt, welche die geringste Neigung hat. Um diese zu bestimmen, darf man nur in jeder von jenen Flächen eine Horizontale suchen, denn jede auf letztere senkrechte Linie drückt die größte Neigung der Fläche aus. Nun ist die Höhe der Tangente OP, wo sie in der senkrechten Ebne AH auf das Terrain trifft, 47 Fuß über jener und folglich 55 Fuß über 0. Ferner ist die Höhe derselben Tangenten in der senkrechten Ebne AG 18, d. h. über 0 = 26 Fuß; man muß daher — um die Horizontale in der Fläche AQR zu bestimmen — in derselben einen, ebenfalls 26 Fuß über 0 liegenden Punkt suchen. Zu dem Ende wird die Entfernung des höchsten Punktes über HA von A gemessen und dadurch der allgemeine Fall des Terrains bestimmt, der hier = $\frac{47}{594}$ Fuß auf jeden laufenden Fuß beträgt, weil 55 — 8 = 47 Fuß, und jene Entfernung = 594 Toisen ist. Um nun aber eine Horizontale, d. h. auf HA ebenfalls eine Höhe von 26 Fuß über 0 zu erhalten, muß man 55 — 26 = 29 Fuß herabsteigen und daher auf AH nach Verhältniß soweit zurückgehen, bis man 26 Fuß zur Höhe des Terrains über 0 findet. Es ist aber $\frac{29 \,.\, 594{,}79}{47}$ = 367 Fuß; daher wird 594,79 — 367 = 227,79 Fuß, welches den Abstand des ge-

suchten Punktes von A auf der Linie AH anzeigt und die Horizontale KI vermittelst einer aus A auf sie gefällten Perpendiculare einen Defilements-Maßstab bekommt. Denn weil A = 8 Fuß über 0, hat nothwendig AK 18 Fuß Neigung; in so viel gleiche Theile muß diese Linie getheilt werden, zu denen man die Höhe der Brustwehren addiret, um ihre Höhe über dem Erdhorizonte, oder welches ebenso viel ist, ihr Defilement zu haben.

Durch eine ähnliche Horizontale untersucht man, ob vielleicht die Tangente eine geringere Neigung hat, und deshalb vorzüglicher zur Grundfläche (plan de site) zu wählen ist. Nun gehet die Tangente ST 5 Fuß über AD, daher 13 Fuß über 0 und 3 Fuß höher als QR über AG hinweg, die bei r 25 Fuß über 0 liegt; sucht man nun auf die vorher angegebene Weise auf AG den Punkt, welcher der Höhe von 13 Fuß entspricht, so durchschneidet die dadurch entstehende Horizontale den Maßstab AK zwischen 12 und 13, und hat folglich eine stärkere Neigung. Die Grundfläche AQR erfodert demnach eine geringere Höhe der Werke und ist aus diesem Grunde der Fläche AST vorzuziehen.

Man kann nun weiter zur Aufsuchung einer Grundfläche für die Fronte BC fortschreiten, damit letztere nicht nur gegen die vor ihr liegenden Anhöhen defilirt ist, sondern auch zugleich ihre Nebenfronte AB gegen diese Anhöhen deckt, so wie von ihr gegen die andern Anhöhen gedeckt wird. Nach gefundener Lage des Punktes B in der Abtheilung 20; bemerkt man, daß C um 1 Fuß über dem Wasserspiegel erhoben, und daher 6 Fuß hoch werden muß. Ist die Linie BC bestimmt, darf man blos die Grundfläche suchen, aus der sich nachher die, ihr parallelen Defilementsflächen, und folglich die Höhen der Werke ergeben.

Wie vorher, werden die Terrainprofile Cd, Ce, Cf rc. verzeichnet und durch eine mit BC parallele Ebne XY durchschnitten, deren Profil man vermittelst der auf jenen Grundlinien errichteten Perpendicularen bestimmt. Um in dieser den Berührungspunkt der Grundfläche zu finden, macht man die Projection der Abdachung von BC nach demselben Maßstabe und nach der nämlichen Seite, wie die des Abschnittes XY, indem man BZ 4 Fuß lang auf BC senkrecht errichtet, und CZ, parallel mit dieser, aber die Linie ab ziehet. Dieses ist die Tangente der senkrechten Ebne XY, in welcher der Punkt b, der gerade auf den Berührungspunkt fällt, die Lage der Grundfläche anzeigt, durch die sich die Fronte BC defiliren läßt. „Die gegenseitige Deckung der Fronten findet im allgemeinen statt, wenn die Linien AK und Cp sich außerhalb der Befestigung gegen einander neigen und in ihrer Verlängerung zusammentreffen."

Um endlich die gegenseitige Rückendeckung der beiden Fronten zu erhalten, wird in der Ebne eine Horizontale gesucht, indem man auf der Linie Ch — wie oben gelehrt worden — einen mit B in gleicher Höhe liegenden Punkt aufsucht und ihn mit B zusammenzieht. Die Linie B20 durchschneidet in B die, der Ebne QR zugehörende Linie 20B und trifft alsdann über 17 auf den Defilements-Maßstab der Fläche AQR, während die von 20 nach B gezogene Linie bei 15 des Defilements-Maßstabes der Fronte BC fällt, der durch die Linie B20 construirt worden und schon aus dem Vorhergehenden deutlich ist. Man sieht leicht, daß man bei mehren, neben einander liegenden Fronten die erfoderlichen Wallhöhen bekommt, wenn man nach jedem Punkte des Polygons von dem Defilements-Maßstabe eine gerade Linie fällt, zu der zugehörigen Höhe der Grundfläche über 0 aber, die nach der Form der Befestigungswerke erfoderliche Höhe über dem Horizonte addirt. Es scheint zwar leichter und einfacher, blos einen Punkt in der Kehle des Werkes anzunehmen und aus ihm nach den beherrschenden Punkten des Terrains L und N Linien zu ziehen und vermittelst einer Horizontale zwischen ihnen die Grundfläche (plan de site) zu bestimmen. Die mit gleichem Abstande von 2—3 Ruthen ihr gleichlaufenden Linien geben alsdann zu erkennen, ob bei einer oberhalb des höchsten vorliegenden Punktes angenommenen Vergleichungsebne sich einzelne Stellen über die Grundfläche erheben? Sie würde in diesem Falle nicht angenommen werden dürfen. Es fällt jedoch in die Augen, daß dieses Verfahren überhaupt nicht genüge, sobald man mehre Seiten der Befestigung oder mehre in derselben liegende Punkte gegen die feindliche Enfilade decken soll. Endlich ist zu untersuchen, wie viel Erde man für den letztern Zweck anschütten muß und ob die angenommenen Profile der Gräben sie liefern werden. Diese werden öfters durch Localverhältnisse bestimmt, so daß man nicht ohne wesentlichen Nachtheil von ihnen abweichen darf. Eine nur wenig größere Vertiefung der Gräben vor einigen Polygonen kostet wol 8000—12000 Thlr. und kann aus hydrostatischen Gründen leicht das Versiegen aller Brunnen in der zu befestigenden Stadt zur Folge haben.

Wenn die vorliegenden dominirenden Punkte keinen fortlaufenden Höhenzug bilden, sondern nur aus einzelnen Anhöhen bestehen, läßt sich durch Verlängern oder Verkürzen der einzelnen Linien PR, MO durch Öffnen des einen oder des andern Winkels b oder B, oder durch Verrücken des ganzen Umrisses der Befestigung ABCDPRst, dieselbe öfters der Enfilade TC, zA, LN, VB ganz, oder doch zum Theil entziehen. Finden sich hier bei dem eigentlichen Festungsbau bisweilen durch die Ortslage große Hindernisse, so daß man sich zu ungeheueren Wallhöhen gezwungen siehet, weil jene sich nicht beseitigen lassen; verhält sich's doch bei Feldschanzen anders. Diese wird man allezeit so legen können, daß die Verlängerung ihrer Feuerlinien auf keinen beherrschenden Punkt fällt und daher keine Enfilade statt findet; sobald man sich nur nicht sklavisch an die Regelmäßigkeit der Form bindet und dadurch einen Beweis gibt, daß man sich nicht von dem Handwerks-Schlendrian entfernen kann. Doch auch bei neuen Festungen kann man durch eine, dem Terrain möglichst angepaßte Lage dem Defilement zu Hilfe kommen und der Nothwendigkeit zu großer Anschüttungen und dadurch bedingter Ausschachtungen entgehen. Bessere Ingenieure haben schon den Grundsatz ausgesprochen, daß man sich nur nach der Beschaffen-

heit des *Terrains richten, nicht auf regelmäßigem Umriß* mit gleich großen Facen und Flanken bestehen müsse, sobald eine kräftigere Gegenwehr und ein leichterer, wohlfeilerer Bau dadurch erlangt wird. Man darf im Allgemeinen annehmen:

1) Wenn die Anhöhen, welche der zu befestigenden Fronte gegenüber liegen, sowol, als die Grundfläche der letztern gleichförmig fortlaufen, kann man jene ihnen fast parallel legen, um eine gleichförmige Höhe der Werke zu bekommen.

2) Wenn zwar der Kamm der gegenüber befindlichen Anhöhe von einerlei Höhe ist, die Grundfläche der Festungswerke aber sich nach einer Seite senkt, muß man die letztere von der Anhöhe zurückziehen.

3) Dasselbe muß ebenfalls statt finden, sobald die vorliegenden Höhen auf einer Seite beträchtlich steigen, obgleich das Terrain der Festung selbst eine beinahe horizontale Ebne ist. Je mehr nun das eine oder das andere, oder wenn beides zugleich in entgegengesetzter Richtung geschiehet, müssen sich auch die Festungswerke in eben dem Verhältniß von den beherrschenden Bergen entfernen, wie die Höhe derselben zunimt. Ist die letztere sehr bedeutend, oder ihr Abhang sehr steil, indem zugleich das zwischen ihr und der Festung liegende Terrain dem Feinde Gelegenheit zu Führung der Laufgräben gibt, muß man ihn durch auf dem Berge vorgelegte, starke Werke zwingen, seinen Angriff vom weiten anzufangen. So kann man bei Namur von den nahe gelegenen Anhöhen das Innere bombardiren und den Hauptwall niederschießen, ohne daß es durch das Defilement und durch Traversen zu hindern ist; wenn man sich nicht durch vorgelegte Reduten dieser Anhöhen versichert und den Feind zwingt, vorher die Reduten wegzunehmen, wie es in der französischen Belagerung von 1746 geschah. Dasselbe findet bei einer Menge älterer und neuerer Festungen statt, wie sich leicht aus der Ansicht ihrer Grundrisse beurtheilen läßt.

4) Auf gleiche Weise muß das Einsehen und Bestreichen der tiefer liegenden Linie, durch auf der Höhe vorgelegte, Werke verhindert werden, so daß jene nur von vorn gesehen ist, wenn die Befestigung bergan läuft. Die Höhe der Wälle richtet sich hier nach dem Abhange des Berges und läuft nachher unten im Thale fast wagerecht fort. Bei dem *Defilement* wird eine, durch den höchsten vorliegenden Punkt auf dem Kamme des Berges und durch 2 ausspringende Winkel des Polygons gehende Ebne zum Grunde leget. Um die Abdachung dieser Ebne zu erhalten, zieht man parallel mit der Linie, welche die beiden vorspringenden Winkel wagerecht verbindet, eine Horizontale, und fället von ihr auf jene eine senkrechte Linie. Man gibt hierauf den entsprechenden Fronten die ihnen zukommenden Höhen; auf der Linie am Abhange aber richtet man sich nach der Abdachung des Terrains.

5) Sollte das Thal nicht sehr breit und daher die tiefe Fronte von den gegenüber liegenden Bergen eingesehen seyn, findet ebenfalls in Rücksicht der Lage und Höhe ihrer Wälle das oben gesagte statt.

6) Wäre das Thal in der Nähe von zwei Bergen beschränkt, daß folglich die Festungswerke auf der andern Seite wieder ansteigen, so wird hier die Höhe der steigenden Fronte ebenso bestimmt, wie vorher bei der bergablaufenden gesagt worden. Was die vorzulegenden Außenwerke betrifft, dürfen diese nicht eben von ganz vorzüglicher Stärke seyn, sobald die Entfernung der Kämme beider Anhöhen nicht über 600 Schritt beträgt, weil der Feind auf keiner der tiefliegenden Fronten vorgehen kann, ohne zu beiden Seiten von den vorliegenden Werken in Flanke und Rücken genommen zu werden. Er muß deshalb drei Angriffe formiren, die ihm mehr Zeit und Menschen kosten werden, als wenn er sich gegen eine andere, viel stärkere Seite der Festung wendet. Ist hingegen das Thal so breit, daß der Angriff der erwähnten Fronten nur von einer Seite wirksam beschossen werden kann, wird der Feind sich unfehlbar dahin wenden. Man muß ihm daher die Annäherung an die vorliegenden Werke, wie die Eroberung derselben nach Möglichkeit zu erschweren suchen, indem man sie durch alle Mittel, welche die Befestigungskunst darbietet, verstärkt. Können die vorliegenden Werke von noch höhern Bergen eingesehen werden, muß man um so mehr die Festsetzung des Feindes durch starke Forts hindern, ihn zwingen, sich durch die Einnahme dieser Forts aufzuhalten, ehe ihm der Vortheil zu Theil wird, die eigentlichen *Vorwerke* der Festung einsehen und bestreichen zu können. Daß jedoch eine solche Lage weitläufige und kostspielige Baue herbei führt und daher nur in seltenen Fällen zu wählen ist, bedarf keines nähern Beweises.

7) In einem sehr engen Thale, das nicht mehr als eine Fortificationsfronte fassen kann, muß man entweder die beiden Bollwerke auf die Höhen legen und die Courtine quer über das Thal ziehen; oder man muß das letztere durch ein Bollwerk verschließen und die beiden Courtinen die Höhen hinauf laufen lassen? Obgleich Vauban ersteres zu Brest und an einigen andern Orten gethan, ja nicht einmal ein Ravelin vor die Courtine gelegt, sondern einen kleinen Bach zu einer Überschwemmung vor ihr benutzt hat, obgleich mehre Ingenieure dieser Anordnung folgen, ziehet dennoch *Noizet* von *St. Paul* nicht ohne Grund die letztere Anordnung vor, das Bastion in die Mitte des Thales zu legen. Hier treffen 1) die verlängerten Façen, wenn der Bollwerkswinkel stumpf ist, auf die Raveline und sind dadurch gegen das Enfilement sicher. 2) Die Flanken liegen schon auf dem Fuße der beiden Anhöhen; sie können daher von ihrem, in die Tiefe fallenden Verlängerungspunkte ebenfalls nicht enfiliret werden, so wie bei einem stumpfen Bollwerke das schräge Beschießen der Façen sehr schwierig ist. 3) Da die Spitzen der Raveline auf dem Kamme liegen, können sie gar nicht enfiliret werden. Eine Traverse in der Richtung ihrer Kapitale schützt die obere Façe, daß sie nicht von der gegenüber liegenden Anhöhe im Rücken beschossen werden kann. 4) Ist der Belagerer gezwungen, sich auf die gewöhnliche Art auf den vorspringenden Winkel der Raveline festzusetzen; denn er kann ohne den Besitz beider nichts gegen die Bresche in dem Bollwerke unternehmen. Läuft im Gegentheil die Courtine quer durch das Thal, wird man 1) selbst

durch die größte Öffnung der Bollwerkswinkel nicht verhindern können, daß die Façen, so wie die Linien des vorliegenden, bedeckten Weges von den, auf dem Kamme der beiden Anhöhen errichteten Batterien bestrichen werden, deren Schüsse ungehindert über das niedriger liegende Ravelin weggehen. 2) Werden die Flanken von den ersten Batterien auf den vorliegenden Anhöhen enfilirt und von anderen im Rücken genommen, die zugleich die abwärts laufenden Façen schräge beschießen. Dieselben Batterien enfiliren 3) die Façen des Ravelins, den bedeckten Weg desselben und die Waffenplätze der eingehenden Winkel. Sie treffen alle Werke ohne Ausnahme durch Senkschüsse schräge oder im Rücken, daß man ohne eine übermäßige Anzahl Traversen nicht darin bleiben kann; sie beschießen zugleich 4) in gerader Richtung die ganze Fronte von einer Bollwerksspitze bis zur andern, weil das zu niedrig liegende Ravelin nirgends einigen Schutz gewährt. Der Belagerer darf daher weder Contrebatterien noch Breschbatterien auf dem Kamme des bedeckten Weges anlegen und kann dennoch durch zwei Bollwerke zugleich in die Festung dringen. (*v. Hoyer.*)

DEFINITION. Der Wortbedeutung nach so viel als Abgrenzung, Begrenzung und, von Begriffen gebraucht, worauf gewöhnlich der Sinn des Wortes bezogen wird, so viel als Bestimmung, Angabe desjenigen, was in einem Begriff gedacht werden soll. Es werden also durch eine Definition die Merkmale des Begriffes angegeben, woran man ihn stets wieder erkennt und von andern Begriffen unterscheidet. Dies geschieht in der logischen Ordnung des Denkens durch Classification, welche die Gattung (genus) und Art (species) feststellt, denen ein Begriff angehört, weswegen Gattungsmerkmale und specifische Merkmale zum Wesen einer genauen Definition gehören. Hieraus folgen zugleich die Regeln für dieselbe, sie muß nicht zu weit und nicht zu eng seyn, das heißt, die in ihr angegebenen Merkmale müssen nicht andern Begriffen ebenso gut zukommen, als demjenigen, der definirt werden soll, und sie müssen nicht Merkmale ausschließen, welche dem Begriff angehören. So wäre die Definition: „Ein Zirkel ist eine regelmäßige krumme Linie," zu weit, weil diese Merkmale auch den Ellipsen, Hyperbeln u. s. w. zukommen. Dagegen wäre die Definition: „Ein Triangel ist eine regelmäßige Figur von drei geraden Seiten," zu eng, weil sphärische Triangel, die doch dem Begriff angehören, durch diese Angabe ausgeschlossen würden. Außerdem sei die Definition genau oder abgemessen, d. h. enthalte blos die wesentlichen und ursprünglichen Merkmale; sie treibe sich nicht im Zirkel herum und sei verständlich und kurz.

Weil zum genauen Denken die Definitionen unentbehrlich sind, hat man sie mit Recht für die Wissenschaften gefodert und besonders in der Jurisprudenz, wo es auf die scharfe Bestimmung gewisser Lebensverhältnisse in Bezug auf Personen und Sachen ankommt, von ihnen Gebrauch gemacht. Inzwischen ist auch die Frage dabei entstanden, ob alle Begriffe wirklich definirbar seien? Wenn das Definiren von der Classifikation der Begriffe, von der Angabe ihrer Merkmale nach Gattung und Art abhängt, so wird es bei solchen Begriffen unmöglich seyn, welche nicht unter einem höheren Gattungsbegriff gestellt werden können, oder welche sich auf gar keine untergeordneten Artunterschiede mehr beziehen. Ersteres wird eintreten bei den abstraktesten Begriffen, letzteres bei denen, deren Inhalt einem Jeden nur durch unmittelbare Anschauung bekannt ist. So läßt sich vom Seyn überhaupt, vom Etwas, vom Nichts keine Definition geben und weil die Philosophie mit solchen abstrakten Begriffen in vielfachem Verkehr steht, sind in ihr die genauen Definitionen am seltensten und erschweren die Übereinstimmung der Denker. Ebenso wenig wird ein Begriff der einzelsten, unmittelbaren Wahrnehmung definirbar seyn, z. B. der Begriff eines bestimmten Sehens, Hörens, einer bestimmten Farbe, eines bestimmten Tons, weil demjenigen, welchem die Empfindung des Sehens, Hörens fehlt, durch keine Merkmale das Denken eines solchen Begriffes mitgetheilt werden kann. Hieraus erhellt, daß die wissenschaftliche Verständigung durch Definitionen, sofern dieselben möglich sind, ungemein gewinnt, aber nicht allenthalben, wegen Beschaffenheit der Begriffe, welche in Frage kommen, zu fodern steht. (Vergl. Erklärung.) (*Köppen.*)

Deflagrator s. Galvanischer Apparat.

DEFONTAINES, Pierre, lebte in gerichtlichen Ämtern in Frankreich unter König Ludwig IX. Hier schrieb er ein kleines Buch unter dem Titel: le conseil que Pierre Defontaines donna à son ami, als Unterricht für einen Gerichtsherrn über die Ausübung der ihm zustehenden Gerichtsbarkeit. Das Büchlein enthält nichts eigenes; es sind größtentheils Stellen aus den Pandekten und dem Codex, in das Französische übersetzt und ohne Verknüpfung und Verarbeitung roh hinter einander gestellt. Hin und wieder kommt auch weniges französisches Recht vor, besonders die bäuerlichen Verhältnisse betreffend, und es werden auch einige königliche Gesetze und Coutumes namentlich angeführt. Die Stellen selbst beziehen sich theils auf das materielle Recht, theils auf den Prozeß und sind in XXXV. Capitel getheilt. Das Buch ist gedruckt hinter *Joinville* histoire de S. Louis. Ausgabe von Ducange, Paris 1665. f. P. 3. p. 73—160. (S. *Dupin* notices historiques, critiques et bibliographiques hinter *Camus* lettres sur la profession d'Avocat. Ed. 4. T. I. v. Savigny Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. V. S. 499 fg.) (*Spangenberg.*)

DEFRANCIA *Bronn.* (I.) (Paläozoologie). Mit dieser Benennung belegte Verf. d. Art. im J. 1825 und Holl 1829 zu Ehren des ausgezeichneten Paläontologen Defrance zu Sceaux bei Paris, das Lamouroux'sche Geschlecht Pelagia, dessen Name von Péron schon anderwärts verbraucht und seitdem von den Systematikern wenigstens als Subgenus beibehalten worden war. Dieses Geschlecht gehört bei Lamouroux in seine Abtheilung der Fleischpolypen, Familie der Actinarien. Allein obschon der untere Theil des Polypenstockes zuweilen etwas runzlig ist (was man z. B. auch bei den meisten Cyathophyllen bemerkt), so war derselbe doch sicher nie von fleischiger Beschaffenheit gewesen, und man würde sogar versucht seyn, ihn wegen der endständigen Stern-

zelle in die Familie der Caryophyllarien und vielleicht selbst zu einem der Geschlechter Turbinolla, Cyclolithes und Cyathophyllum zu versetzen, wenn nicht de Blainville an einem Exemplare von Lamouroux selbst kantige Zellen auf den strahlenförmigen Leisten wahrgenommen und deshalb dieses Geschlecht zu seinen Polyparia-solida-millepora in die Nähe von Alveolites gestellt hätte. Lamouroux hatte folgenden Character genericus gegeben:

Polyparium simplex, pedicellatum; superficie superiore explanata, umbilicata, stellato-lamellosa, radiis elevatis simplicibus aut dichotomis; superficie inferiore aequali aut circulariter subrogosa, planiuscula; pedicello centrali brevi, obverse conico-acuto.

De Blainville hat ihn nachher auf folgende Weise abgeändert:

Polyparium calcareum liberum, fungiforme, superne excavatum et marginem versus lamellis radiantibus compositum, inferne convexum, pedicello circulariter rugoso. Cellulae polygonales, irregulares, approximatae, convexo lamellarum margini impositae.

Man kennt nur die eine, von Lamouroux beschriebene Art, welche im (?) Jurakalke fossil vorkommt.

1) *D. clypeata.* Bronn Syst. S. 42. Taf. IV. Fig. 7. Holl Handb. S. 416.

Pelagia clypeata. Lamx. Polyp. p. 78. taf. 79. fig. 5. 6. 7. *Defrance* Dict. XXXVIII. 279. u. Atlas foss. fig. 3. a. b. *Blainv.* Zoophyt. p. 375.

Lamouroux selbst hatte schon bemerkt, daß dieser Polypenstock innerlich ganz aus von der Basis an divergirenden Röhren oder Zellen zusammengesetzt erscheine, die man erst nach Wegnahme einer dünnen Lage der Oberfläche wahrnehmen könne. Höhe etwa 4½, Breite 9 Linien *). (*H. G. Bronn.*)

DEFRANCIA *Millet.* (II.) (Zoologie und Paläozoologie). Millet bezeichnete 1826 mit diesem Namen zu Ehren desselben Herrn Defrance eine kleine Gruppe von Conchylien, die er nur der Schale nach und fast nur fossil kannte. Sie sind bisher im Lamarckschen Systeme zum Geschlechte Pleurotoma von Payrandeau u. A. gestellt worden, jedoch hatte Basterot schon 1825 vorgeschlagen, daraus eine besondere Unterabtheilung zu bilden, was Verf. d. Art. 1831 unter dem Namen Pleurotomoides gethan hat, weil der Name Defrancia schon seit 1825 vergeben war. Bei diesen Arten liegt nämlich der Ausschnitt der äußeren Lippe, welcher Pleurotoma charakterisirt, unmittelbar an (nicht entfernt von) der obern Naht derselben und sie besitzen meistens nur geringe Größe; aber sie eignen sich, bevor nicht Differenzen in der Organisation des Thieres nachgewiesen werden, um so weniger zur Aufstellung eines besonderen Geschlechts, als in Ansehung der Größe der Schale und in der des Abstandes jenes Ausschnittes von der oberen Naht die mannichfaltigsten Übergänge Statt finden. Der von Millet gegebene Geschlechtscharakter ist folgender:

Testa fusiformis aut turriculata. Apertura ovalis margine dextro partim obtecta, subtus canale brevi subrecto terminata. Labrum dextrum acutum, leviter crenulatum, obtegens, superne sinuatum, extus annulo arcuato ab apertura distante auctum. Labrum sinistrum callo destitutum, superne dente sinus dextri marginis opposito munitum.

Millet hat fünf fossile Arten beschrieben, aber noch viele andere, theils lebende, theils fossile, sind bisher wegen ihrer unansehnlichen Größe von den Samlern übersehen worden. Worüber vergl. Pleurotoma, auch Defrancia *Bronn.* *) (*H. G. Bronn.*)

DEFTER, von dem griechischen Worte Διφθέρα (Fell, Pergament, Buch) abstammend, bezeichnet im osmanischen Reiche das Steuerregister, worin die Einhebung der öffentlichen Statseinkünfte eingetragen ist. Von der Einrichtung des persischen Reiches ging dieselbe in das osmanische über, erlitt aber von Zeit zu Zeit Veränderungen. In der neuen Form ist die Schriftart von der gewöhnlichen Kanzleischrift (Divani) gänzlich verschieden. Sie heißt auf persisch Schikeste, auf türkisch Kirma, d. i. die gebrochene, weil die Buchstaben, von einander getrennt, das Ansehen haben, als wenn sie gebrochen wären und wirklich nur für die in die Geheimnisse der Abkürzungen und Zusammenziehungen des türkischen Finanzstyles Eingeweihten lesbar sind. Die Zahlen werden nicht mit den gewöhnlichen Ziffern, sondern mit Buchstabenzeichen, welche nichts als Abkürzungen des Zahlworts sind, geschrieben. (Vgl. v. Hammer, des osman. Reichs Statsverfassung und Statsverwaltung II, 142.) Wenn man unter altem und neuem Steuerregister unterscheidet, so versteht man darunter die Beschreibung der osmanischen Provinzen zum Behuf der Finanzeinrichtungen; jenes (Defter atik) entstand unter Suleiman dem Gesetzgeber, dieses (Defter dschedid) unter seinem Sohn und Nachfolger, und darauf gründen sich die Finanzgesetze (das. I, 335).

Defterbed hieß im persischen Reiche der Finanzminister, Defterdar heißt er im osmanischen. Der Titel eines solchen ist: Ruhm der Fürsten und der Großen, vereinigend die Eigenschaften der Rühmlichen und der Großen, begabt mit voller Macht, auf hohen Ruhm bedacht, überhäuft mit den Gnaden des höchsten Königs (das. I, 452). Zu Anfange des osmanischen Reichs bestand nur ein Defterdar, späterhin gab es deren drei, in Rumeli (Baschdefterdar genannt), in Anatoli und

---

*) Vergl. *Lamouroux* exposition méthodique des genres de l'ordre des Polypiers Paris 1821. fol. pag. 78. tab 79. fig. 5. 6. 7. *Defrance* im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle. Paris. 8. vol. XXXVIII. (1825). 279. Atlas des fossil. fig 3. a. b. Bronn System urweltlicher Pflanzenthiere. Heidelb. 1825. Fol. S. 12. 13. 42. Taf. IV. Fig. 7. F. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dresden 1829. 12. S. 416. *de Blainville* Art. Zoophytes im Dictionn. d. scienc. nat. etc. vol. LX. (1830). p. 375.

*) Vergl. *Basterot* in Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Paris. II. 1825. p. 65—66. Millet über Defrancia, ein neues Conchyliengeschlecht in den Annales de la Société Linnéenne de Paris V. (1826). 437—441. taf. IX., woraus im Jahrbuch der Mineralogie. 1831, S. 352—353. Bronn in „Ergebnisse meiner naturhistorisch-ökonomischen Reisen." II. 1831. S. 555—556. und „Italiens Tertiärgebilde." 1831. S. 47—48.

in Haleb (der arabische oder persische genannt, der aber 904 (1576 n. Chr.) nach Constantinopel versetzt wurde. Hienach bestimmte sich auch ihr Rang als Defterdar der ersten (Defterdar schikki ewwel), der zweiten (Defterdar schikki ssani), und der dritten Abtheilung (Defterdar schikki ssalis). Diese unter Suleiman dem Gesetzgeber eingeführte Anordnung wurde nach ihm mehrmals abgeändert, jetzt aber besteht wieder die ursprüngliche Einrichtung nach drei Abtheilungen. Dem der ersten, als eigentlichem Finanzminister oder Kammerpräsidenten, ist die oberste Leitung des ganzen Finanzwesens anvertraut, die beiden andern sind ihm gleichsam als Vicepräsidenten beigegeben. Das **Defterdarat** selbst ist ein großes, zwischen dem Serai und dem Regirungspalaste des Wessirs gelegenes Gebäude, in 27 besondere Kammern abgetheilt, deren jede einen eigenen Vorsteher hat (Chodschagan, Herr von der Kammer), dem wieder mehre Gehilfen (Chalfa), Sekretäre (Kiatib) und Kanzellisten (Schagird) beigegeben sind. Das ganze Finanzwesen des Reichs, mit Ausnahme des kaiserlichen Privatschatzes, alle Abgaben und Steuern, Besoldungen und Ausgaben, Lehen und Renten liegen in dem ausgedehnten Wirkungskreise des Deftardarats (das. II, 143—164). Jedes Bureau hat noch einen besondern **Kessedar**, der die Aktenstücke, welche höhere Unterschrift erfodern, sammelt, oder des Defterdars besondere Befehle in Betreff der endlichen Abfertigung der Geschäfte einholt. Er ist der Archivar des Bureaus. Der eigentliche Archivar aber des ganzen Defterchans, d. i. des Finanzdepartements, ist der Defter Emini, Intendant der Register, welcher der siebente der Stats-Intendanten ist. (*H.*)

Defterbed, Defterchan, Defterdar, Defter Emini s. Defter. (*H.*)

Defterdar Kapussi heißt die Pforte des Defterdars oder die Kammer, von Kapu, Thor oder Pforte (v. **Hammer** a. a. O. II, 137). (*H.*)

Defterdar Kiajassi heißt der Sachwalter des Finanzdepartements. (*H.*)

Defterdar Mekrubschissi Kalemi heißt das Bureau des Kabinetssekretärs des Defterdars, eins der wichtigsten des ganzen Defterchans, welches sich auch von den übrigen durch den Namen Oda (Kammer) unterscheidet. Hier werden die Urkunden über alle lebenslänglichen Pachtungen ausgefertigt und alle Amtsschreiben des Defterdars an die Pascha, Beglerbege u. s. f., die Berichte, Memoirs und die Vorträge entworfen, welche der Defterdar über jeden wichtigen Gegenstand an die Pforte, d. i. an den Großwessir macht, aber nie an den Sultan selbst, weil das Vorrecht, unmittelbare Vorträge an den Großherrn zu erstatten, dem Großwessir allein zusteht (v. **Hammer** a. a. O. II, 162). (*H.*)

DEGEER, de Geer (Karl, Baron), ein berühmter schwedischer Naturforscher, aus einer alten adeligen holländischen Familie abstammend, und Abkömmling des **Ludwig Degeer**, eines holländischen Kaufmannes, der unter Gustav Adolf mit seiner Familie nach Schweden kam und sich um dieses Reich hochverdient machte, indem er die Plane des Regenten zur Erhöhung des innern Wohlstandes aufs wirksamste unterstützte. Er war es, der in Schweden das sogenannte Wallenschmieden, die Kunst Gewehre zu verfertigen, eiserne Kanonen zu gießen, Messing zu verarbeiten ꝛc. einführte und zu diesem Behuf geschickte Arbeiter aus dem Lüttichschen und den benachbarten Gegenden berief, die eine Kolonie bildeten, deren Abkömmlinge noch jetzt in dem Distrikte von Danmora, wo sich die ergiebigsten Eisenminen befinden, ansässig sind. Von dem großen Vermögen, das sich Degeer erwarb, machte er den gemeinnützigsten Gebrauch, stiftete Hospitäler, errichtete Schulen, ermunterte das Talent und berief den berühmten Pädagogen Amos Comenius nach Schweden. Unter der Königin Christina rüstete er eine Flotte aus, um die Küsten zu vertheidigen und den Handel zu schützen. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er zum schwedischen Edelmann erhoben und auf andere Art ausgezeichnet. Unter seinen Nachkommen hat sich der Baron **Karl Degeer**, geboren 1720, am berühmtesten gemacht. Er war ein Sohn **Johann Jakobs Degeer**, der auf seinem Gute Finspurg lebte. Dieser brachte seinen Sohn, da er vier Jahre alt war, nach Holland, und ließ ihn daselbst erziehen. Er studirte zu Utrecht, und die Bekanntschaft mit Musschenbroek nährte seine frühe Neigung zu naturhistorischen Forschungen. Diese Neigung begleitete ihn auch nach Upsala, wo er unter Klingenstierna, Andr. Celsius und Linné seine Studien fortsetzte. Von dem Vermögen, das ihm früh durch Erbschaft zufiel, machte auch er, wie Ludwig, einen sehr gemeinnützigen Gebrauch, unter andern durch Sicherung der Eisenminen von Danmora, an denen er Antheil hatte, vor Überschwemmungen. Den Armen that er im Stillen viel Gutes, errichtete an mehren Orten Landschulen, erbauete und verbesserte Kirchen, und war in jeder Beziehung ein Mann, der allgemeine Hochachtung verdiente und genoß. Er wurde 1761 Hofmarschall und Ritter des königlichen Nordstern-Ordens, 1772 Kommandeur des Wasa-Ordens mit dem großen Kreuze, das Jahr darauf Freiherr, und früher schon zählten ihn die Akademien Stockholm und Upsala unter ihre Mitglieder. Das Podagra, welches ihn mehre Jahre lang plagte, führte am 8. März 1778 seinen Tod herbei. Die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm ließ ihm zu Ehren eine Medaille prägen und seine Marmorbüste in dem Saale aufstellen, in welchem seine naturhistorischen Samlungen aufbewahrt werden, mit welchen seine Witwe der Akademie ein Geschenk machte. Von seinem sechsten Jahre an, da ihm einige Seidenwürmer geschenkt wurden, hatte Degeer eine besondere Neigung zur Insektenkunde, und dieser Neigung, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete, verdankt man eines der wichtigsten und reichhaltigsten entomologischen Werke, das er unter dem Titel herausgab: Mémoires pour servir à l'histoire des insectes. Stockh. 1752—1778. Vol. VII. (in 8 Bänden) 4. mit 240 (mittelmäßigen) Kupfertafeln und einem Portrait; der erste Theil, von dem die meisten Exemplare durchs Feuer verzehrt wurden, selten, überhaupt das ganze sehr geschätzte Werk, das der Verfasser größtentheils ver-

schenkte, schwer zu finden. Teutsch: Abhandlungen zur Geschichte der Insekten, mit Anmerkungen von J. A. E. Götze. Nürnb. 1776—1783. 7 Bde. 4. mit sehr vielen Kupfern. Ein Auszug aus dem großen Werke, und als systematisches Register zu demselben bequem zu gebrauchen, ist: Degeer genera et species insectorum e generosiss. autoris scriptis extraxit, digessit, latine quoad partem reddidit et terminologiam insectorum Linnaeanam addidit A. J. Retzius. Lips. 1783. 8. Degeer hat mehr als 1500 Species beschrieben. Im ersten Theile ordnete er die Insekten nach ihren Larven in gewisse Familien, er verließ aber schon beim zweiten Theile diese Methode, wählte die Eintheilung in 5 Ordnungen, 14 Klassen und 100 Gattungen, und fügte eine Abhandlung von der Zeugung, Nahrung, Wohnung, dem Athemholen und der Verwandlung der Insekten, nebst den Charakteren und Synonymen hinzu, wozu noch im dritten Bande die lateinische Übersetzung der Charaktere folgte. Überall hat er viel Neues über die Natur der Insekten, ihren Zustand und ihre Veränderungen beobachtet, und die Gattungen und Arten besser als vorher bestimmt. Wenn er in Ansehung der Diction und den Reitz des Vortrages dem Reaumur, seinem berühmten Vorgänger, nachsteht, so übertrifft er ihn dagegen in der Präcision des Ausdruckes und in der streng beobachteten Methode, worin Linné sein Muster war. Außerdem hat man von Degeer: Om nyttian som insecter tilskynda obs. Stokh. 1747. 8. Orat. tal om insectes nas alstring. Ib. 1754. Teutsch: Rede von der Erzeugung der Insekten im 1sten Bande des Stockholmer Magazins und in der neuen Samlung verschiedener Schriften der größten Gelehrten in Schweden. Kopenh. 1774. Nr. 4.; und mehre Abhandlungen in den Schriften der gel. Gesellschaft zu Stockholm und Upsala *). (*Baur.*)

DEGENFELD, heißt ein freiherrliches Geschlecht, welches ursprünglich aus der Schweiz stammt, um Aarau seinen Sitz hatte, aber um 1280 mit Konrad nach Schwaben zog, wo es von der Herrschaft Degenfeld an der Lauter unweit Schwäbischgmünd seinen Namen erhielt. Konrad von Degenfeld soll der Erbauer des gleichnamigen Schlosses seyn. Er war Bischof zu Kostnitz und Vormund des Herzogs Johann von Schwaben, weshalb er, obwol er an dem Morde, welchen Johann an dem Kaiser Albrecht beging, keinen Theil hatte, von Heinrich VII. in die Acht erklärt, seiner Güter beraubt und so arm wurde, daß seine Nachkommen sich des freiherrlichen Titels enthalten mußten. Im J. 1604 theilte sich durch die zwei Brüder Johann Christoph und Konrad von Degenfeld dieses Geschlecht in zwei Linien, die Neuhausische und Fibachische, und durch Konrads Sohn, Christoph Martin von Degenfeld, wurde die freiherrliche Würde desselben, nach Ferdinands II. Bestätigung, wieder hergestellt. Dieser Christoph Martin nahm schon in früher Jugend Kriegsdienste, zuerst unter Wallenstein und Tilly, dann in den Niederlanden unter Spinola, und nachher als Oberster der Reuterei unter Gustav Adolf. Im J. 1633 sendete Herzog Bernhard von Weimar ihn dem Herzog Julius Friedrich von Wirtemberg zu, welcher Dillingen belagerte. Hier schlug er die Kaiserlichen, von denen er jedoch zwei Jahre darauf auch geschlagen wurde. Der Eifer und die Treue, womit er Schweden und Frankreich diente, bewogen Ludwig XIII., ihn zum Generallieutenant der teutschen Reuterei zu ernennen. Als solcher war er im J. 1639 bei der Belagerung von Ivoi, und da er sich hier, weil er mit den französischen Generalen zerfallen war, zurückziehen wollte, ernannte ihn der König zum General-Obersten der ausländischen Truppen, welche Stelle nachmals nie ein anderer erhalten hat. Indeß ging er doch 1643 in den Dienst der Republik Venedig über, welcher er als General der Cavallerie gegen Papst Urban VIII. wichtige Dienste leistete, und größere noch in Dalmatien und Albanien gegen die Türken, wegen deren die Republik ihm eine goldene Ehrenkette zuerkannte und eine Denkmünze für ihn schlagen ließ mit der Aufschrift: Dalmatia strenue futata. Streitigkeiten, in die er mit dem General Leonardo Foscolo gerieth, bewog ihn, auch den Dienst der Republik zu verlassen. Er zog sich nun auf seine Güter in Schwaben zurück und starb daselbst im J. 1653.

Er hinterließ fünf Söhne und eine Tochter, Maria Susanna (oder Luise). Diese war Hoffräulein bei der Gemalin des Kurfürsten von der Pfalz Karl Ludwig. Die Kurfürstin Charlotte, eine Prinzessin von Hessen-Kassel, entfernte durch ihren kalten Stolz das Herz ihres Gemals immer mehr von sich, in ebendem Grade aber fand er sich durch die Schönheit, den Geist, die Kenntnisse und die Anmuth des Fräuleins mehr und mehr angezogen, und Eifersucht beförderte, was sie hatte verhindern wollen. Zwischen dem Kurfürsten und dem Fräulein entstand ein lateinischer Briefwechsel, und man hat bemerkt, daß diese Briefe sehr viel Ähnlichkeit mit denen in Euryali et Lucretiae Amoribus von Äneas Sylvius haben. (Amoen. litter. T. 1.) Nach einer nur zu heftigen Scene zwischen dem fürstlichen Ehepaare selbst und dem Versuche der Kurfürstin, das Fräulein in Gegenwart des Gemals zu erschießen, was nur durch den Grafen von Hohenlohe verhindert wurde, kam es zu einer Trennung, wiewol zu keiner förmlichen Scheidung. Der Kurfürst aber ließ sich im J. 1657 die Freiin von Degenfeld durch den lutherischen Prediger Heiland zu Heidelberg öffentlich an die linke Hand antrauen, und sie erhielt nachmals mit Einstimmung aller Agnaten und kaiserlicher Bestätigung den Titel einer Raugräfin. Sie lebte mit ihrem Gemal in der glücklichsten Ehe, bis sie am 18. März 1677 in ihrem vierzehnten Kindbette starb. Mit seltener Pracht wurde sie zu Mannheim in der Eintrachtskirche bestattet, und der Kurfürst ließ eine Münze zu ihrem Andenken prägen.

Von ihren Brüdern hatte der älteste, Ferdinand, Kapitain in Diensten der Republik Venedig, erst 18 Jahre alt, das Unglück, durch einen Schuß beider Augen be-

*) Tob. Bergmanns Gedächtnißrede auf ihn: Aminelse-Tal öfver Kal-Mjts Tro-Man Hr. C Degeer. Stockh. 1779. 8. Götting. gel. Anz. 1779. Zug. 665. Lüdeke's schwed. Gel. Archiv. 3. Bd. *Boehmeri* bibl. script. hist. nat. P. II. Vol. II. 136.

raubt zu werden, weshalb ihm eine ansehnliche Pension zuerkannt wurde, die er lebenslänglich bezog, ungeachtet er bei vier auf einander folgenden Kurfürsten von der Pfalz geheimer Rath war, und trotz seiner Blindheit zu Gesandtschaften gebraucht wurde. Die Franzosen, als sie im J. 1693 Heidelberg einnahmen, behandelten ihn mit großer Achtung, und geleiteten ihn unter Bedeckung zur Reichsarmee. Er starb, 81 Jahre alt, zu Venedig im Jahre 1710.

Sein Bruder Adolf, Oberster in Diensten von Venedig, starb in Candia an einer Kopfwunde im J. 1688. Gustav blieb als Kapitän in schwedischen Diensten im J. 1656 vor Kopenhagen. Christoph, zuerst in Diensten von Venedig, gab die ersten Proben seiner Tapferkeit in Candia, wo er viele Wunden empfing, und nach Übergabe der Stadt der letzte war, welcher auszog und das Wasserthor hinter sich schloß. Er trat nachher in Wolfenbüttelsche, dann in Kursächsische, zuletzt in Pfälzische Dienste, und starb als Generalmajor und Commandant zu Frankenthal im J. 1685. — Maximilian, zuletzt Pfälzischer geheimer Rath, Vicedom zu Neustadt und Administrator zu Limpurg, starb im J. 1695. — Hannibal legte ebenfalls die ersten Proben seiner Tapferkeit in Candia ab, trat dann in Holländische und in Baiersche Dienste, in denen er als Feldmarschalllieutenant beim Entsatz von Wien war. Nachmals wieder in Diensten von Venedig schlug er im J. 1685 die Türken bei Kalamata in Morea, ging zwar, weil er mit Morosini zerfiel, nach Teutschland zurück, ward aber von der Republik als Oberfeldherr mit besondern Vorzügen und einem Sold von 20000 Dukaten zurückberufen, starb jedoch in demselben Jahre 1691 zu Napoli di Romania.

Maximilians Sohn, Christoph Martin, bevollmächtigter Minister beim Oberrheinischen, Fränkischen und Schwäbischen Kreise, Ritter des Preußischen schwarzen Adlerordens, wurde im J. 1716 in den Grafenstand erhoben. *(H.)*

DEGENFELD, Pfarrdorf im würtembergschen Oberamte Gmünd, hat 600 Einwohner, von welchen die Hälfte evangelisch ist und zu Würtemberg gehört; die andere Hälfte ist katholisch und gehört zur Herrschaft Rechberg. Auf einem nahen Berge stand das Stammschloß der adeligen, jetzt gräflichen Familie von Degenfeld, die den Ort besessen hat; das Schloß ist ganz verwüstet und nur noch Steinhaufen davon zu sehen. In der Kirche sind noch Grabmäler der Herren von Degenfeld. Die Gegend ist sehr reich an Petrefakten, besonders an Ammonshörnern. Unweit des Orts entsteht der kleine Fluß Lauter, der Forellen führt. *(Röder.)*

Degerando, Cap, s. Schouten, Ins.

DEGERBY, eine der vielen, das zu Aland gehörige Pastorat Foglö bildenden, kleinen Inseln mit rußischer Zollstation, der ersten für die von Stockholm nach Åbo segelnden Schiffe. Die Insel hat mehre Wohnhäuser, Kornfelder, Wiesen und Windmühlen. *(v. Schubert.)*

DEGERFELDEN, Dorf im großherz. badenschen Bezirksamte Lörrach, $\frac{3}{4}$ teutsche Meil. ostsüdlich von dieser Amtsstadt und $\frac{1}{2}$ Meile nördlich vom Rheine bei Rheinfelden, an der Extrapoststraße von da nach Lörrach, hatte in alten Zeiten, wie sich aus San-Blasischen und San-Georgischen Urkunden des 12. Jahrhunderts wahrnehmen läßt, seine eigenen Edeln, die sich von Tegervelt nannten, wahrscheinlich eine Linie jenes Geschlechtes, daß nicht sehr ferne von hier, zu Tegerfeld an der Aar seinen Sitz hatte und als Wapengenosse des berühmten schwäbischen Rittergeschlechtes von Degenfeld bekannt ist. — Degerfelden liegt im Umfange der ehemals östreichischen Herrschaft Rheinfelden und gehörte mit seinen niederen Gerichten dem Gotteshause San-Blasien im Schwarzwalde bis zu den bekannten großen Statsveränderungen unserer Zeit. Es hat jetzt 600 Einwohner, alle katholisch und nach Herthen gepfarrt, 88 Häuser, eine Säge-, Öl- und Reibmühle, und in der Nähe den Hagenbacher- und Gölckenhof, welcher letztere noch im Anfange des 13. Jahrh. ein Dorf war, das durch ein Erdbeben zu Grunde ging, weswegen bis jetzt noch für die dadurch Verunglückten jährlich in der Pfarre Herthen das Andenken gefeiert wird. *(Th. Alfr. Leger.)*

DEGERFORS, ein Pastorat von 1500 Seelen, mit gleichnamigem ansehnlichen Kirchort, in der schwedischen Provinz Westerbotten, an der Grenze von Lycksele Lappmark. Die hölzerne Kirche, $5\frac{1}{4}$ Meil. von der Stadt Umeå entfernt, wurde im Jahre 1769 von 30 Bauern und 30 Kolonisten mit einem Kostenaufwande von etwa 400 Bankthalern erbaut. Anfangs Kapellgemeinde von Umeå, bildet Degerfors; seit etwa 30 Jahren ein eigenes kleines Pastorat; die Einwohner zeichnen sich durch ihren echtchristlichen Sinne aus. — Unweit des Pfarrhofes Degerfors fließt der Windel-Elf, der hier den donnernden Wasserfall, Degerfors genannt, und $\frac{1}{4}$ Meile höher hinauf einen noch bedeutenderen bildet. Bei der Kirche Degerfors endet, gegen Lappland hin, der Fahrweg; es gibt nur Reit-, Fuß- und Bootwege. *(v. Schubert.)*

DEGERLOCH, ein evangelisches Pfarrdorf im Amtsoberamte Stuttgart und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg mit 1470 Einwohnern. Der Ort liegt auf der Höhe bei Stuttgart, am Ende der Weinsteige und hat starken Weinbau. *(Memminger.)*

Degernau s. Tegernau.

DEGGÂL, (lies Dedschâl), arab. دَجّال Lügner, Betrüger, vollständig المسيح الدَّجّال der falsche Messias, Pseudochrist oder Antichrist der Muhammedaner, welcher nach einer Tradition der Sunna (denn der Koran erwähnt seiner nicht) am Ende der Welt, gleich Christo auf einem Esel reitend, aber einäugig (das Wort دَجّال hat auch diese Bedeutung), erscheinen, aber von Isa (Jesus) bei dessen Wiederkunft besiegt werden wird. Der Esel des Antichrists ist für die Moslemen Gegenstand des religiösen Abscheu's, wie der Esel des Isa Gegenstand der Verehrung; und man sagt sprüchwörtlich: wenn ein hungriger Hund Fleisch findet, so

kümmere er sich wenig darum, ob es von dem Kameele des Propheten Saleh oder von dem Esel des Antichrist's sei. (S. Herbelot bibl. orientale III. S. 558., vergl. diese Encykl. IV. S. 294.). (*Gesenius.*)

DEGGENDORF (Br. 48°49'45", L. 30°38'23"), Stadt und Sitz des gleichn. Landgerichts und Rentamts in dem baierischen Unterdonaukreis, am linken Ufer der Donau, über welche eine hölzerne Brücke führt, gelegen, ist ummauert, gut gebaut und hat 7 Kirchen, 3 Hospitäler, 420 Häus. und 2600 Einwohner, welche mit Garn, Leinwand und Vieh handeln und Töpferarbeit, Leinweberei und Obstbau betreiben. Die Stadt ist besonders wegen der Wallfahrt zur Gnade berühmt, welche im J. 1813 gegen 35000, im J. 1766 über 60000 Pilger hieher führte. — Das Landgericht D., welches auf 13,50 Q.Ml. 25520 Einw. in 1 Stadt, 4 Marktflecken, 22 Hofmarken, 200 Dörfern, 388 Weilern und Einöden enthält, wird von der Donau und Isar durchflossen, ist reich an Korn, Garten- und Hülsenfrüchten, hat gute Holzungen und vorzüglichen Obstbau, Hornviehmastung und Pferdezucht, aber wenig Industrie. (*Leonhardi.*)

DEGGINGEN, ehemals Teckingen, ein evangel. Marktflecken im Oberamte Geißlingen und Donaukreise des Königreichs Würtemberg, an der Fils mit 1540 Einwohnern, größtentheils Maurer und Gypser, welche im Sommer auswärts arbeiten, im Winter Spindeln drehen, Körbe flechten und damit oder mit Geißlinger Waren auf den Handel ziehen. Der Ort machte vormals einen Bestandtheil der Herrschaft Wiesensteig aus. (*Memminger.*)

Deggingen s. Döggingen.

Degirmenlik s. Santorin.

DEGO, Dorf mit 1700 Einwohnern im Königreich Sardinien, an der Bormida, im oberen Montferat, der Provinz Acqui gelegen, ist historisch merkwürdig. Die Schlacht bei Millesimo und Dego bezeichnet eigentlich den Wendepunkt des französischen Revolutionskrieges in Oberitalien. Der damals nur 26jährige Bonaparte war kaum als Oberfeldherr eines sehr entmuthigten Heeres aufgetreten, als er in dieser Schlacht, am 13. und 14. März 1796, über die verbundene östreichische und piemontesische Armee unter Anführung von Beaulieu und Colli siegte. Er eroberte die Gebirgsenge bei Millesimo und schlug die Östreicher unter Argenteau und Wukassowich aus ihren Verschanzungen bei Dego bis nach Acqui, dem Hauptquartiere Beaulieus, zurück. (*H.*)

DEGOLA, Eustach, geb. zu Genua den 20. Sept. 1761, gest. den 17. Jan. 1826, nachdem er als Doctor die Gottesgelehrtheit auf der Hochschule zu Pisa gelehrt, an dem Nationalconcil im J. 1801 und später an dem Unterricht der Taubstummen in seiner Vaterstadt thätigen Antheil genommen hatte. Sein Freund der vormalige Bischof von Blois Gregoire, den er auf seinen Reisen nach England, Holland, Teutschland, Preußen und der Schweiz begleitete, bezeichnet ihn als einen der gelehrtesten und tugendhaftesten Priester der italiänischen Kirche [1]). Seine Schriften, alle ohne seinen Namen erschienen, sind: 1. Annali politico-ecclesiastici. Genoa 1797—1799. In dieser Zeitschrift bemühet er sich darzuthun, daß die politische Freiheit und die innere Verbesserung des Klerus mit den Ansichten der katholischen Kirche vollkommen übereinstimmen. 2. Istruzioni famigliari sopra la verità della christiana catolica religione. Genoa 1799; eine mit großer Klarheit abgefaßte, wahrhaft populäre Darstellung des christlichen Glaubens. 3. Précis de la vie du R. P. Thomas Vignoli. 1804. 8. Der im Jahre 1803 verstorbene berühmte Dominikaner Vignoli stand mit dem Verfasser in freundschaftlicher Verbindung. 4. Le Clergé constitutionnel jugé par un évêque; abrégé analitique de l'Apologie du savant Evêque de Noli en Ligurie (Benedikt Solari), avec des notes historiques et critiques. Lausanne 1804. 4. [2]). 5. Justification de Fra Saolo Sarpi, ou Lettres d'un prêtre italien à un magistrat français (den Präsidenten Agier) sur le caractère et les sentimens de cet homme célèbre. Paris 1811. 8. Obgleich in französischer Sprache geschrieben, ward dieses Werk in Italien mit Beifall aufgenommen [3]). 6. Catechismo de' Gesuiti esporto ed illustrato in conference storico-teologico-morali. Aprofitto della gioventù, priva gia da tanto tempo di una buona educazione. Ultima edizione corredata dall' editore con note. Lipsia, presco Brockhaus. 1820. VIII. und 688 S., gr. 8. Dieses mit tiefer Gelehrsamkeit geschriebene Buch enthält die wichtigsten Aufschlüsse über die Geschichte und das innere Wesen des Ordens. Bei seinem Erscheinen erregte es großes Aufsehen. Es ist zwar in mehren teutschen Zeitschriften gewürdiget [4]) und selbst unter den Werken der teutschen Literatur aufgeführt worden [5]), doch hat unseres Wissens, Gregoire zuerst, am angeführten Ort, den Namen des wahren Verfassers genannt.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Degomba s. Dagwamba.

DEGUELIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen (Gruppe der Dalbergieen) und der letzten Ordnung der 17. Linnéschen Klasse hat Aublet (Guj. II. p. 750.) so genannt, indem er einem karaibischen Worte eine lateinische Endung gab. Char. Der Kelch zweilippig, mit ganzrandiger Ober- und dreispaltiger Unterlippe; der Wimpel der Schmetterlingscorolle umgekehrt herzförmig, die übrigen Blättchen an Größe übertreffend; die Staubfäden in zwei

1) Notice biographique sur M. Eustache *Dégola*, prêtre, docteur en théologie de l'Université de Pise. Revue encyclopédique. Paris 1826. Tome XXX. p. 636—642.

2) Gregoire sagt zwar a. a. O. in 8., da er indessen den Titel auch nicht genau angibt, so folgen wir lieber der Angabe in Barbier's Dictionnaire des ouvrages Anonymes et Pseudonymes. Seconde édition. Paris 1822. Tome I. No. 2957.

3) S. Giornale dell' italiana Letteratura — a spese delli Signori Nicoolo e Girolamo fratelli *da Rio*. Padova 1813. Tomo XXXV. p. 376.

4) Namentlich in C. D. Beck's allgem. Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur. Leipz. 1820. I. S. 32.

5) J. S. Ersch Handbuch der teutschen Literatur. Neue Ausg. Leipz. 1822. I. Nr. 2001. Die wesentlichen Worte „in conferenze" sind aber bei Angabe des Titels ausgelassen.

Bündeln; die Hülsenfrucht kugelig, zweiklappig, einsamig; der Same kugelig, in eine mehlige Masse gehüllt. Die beiden bekannten Arten sind im tropischen Amerika einheimisch: *D. scandens* Aubl. (l. c. t. 300, Lam. ill. t. 603.), ein Strauch mit sich windenden Zweigen, gefiederten, zweipaarigen Blättern, ablangen, unbehaarten Blättchen und in den Blattachseln stehenden, weißen Blüthentrauben. In Guiana und Brasilien. 2) *D. arborescens* Spr. (Cur. post. p. 269., Riveria nitens Humb. B. et K. n. g. VII. p. 266. t. 659.), ein Baum mit gefiederten, zweipaarigen Blättern, glänzenden, parallel feingeaderten Blättchen, geränderten Blattstielen und wenigblumigen Blüthenstielen. In Neugranada. (*A. Sprengel.*)

Deguignes s. Guignes.

Dehnbarkeit s. die Nachträge zu D.

Dei s. Dey.

DEI, Giambattista, Genealog am Hofe zu Toskana, geb. 1702 zu Florenz, wo er Director des geheimen Archivs war und den 15. Februar 1789 starb. Als Alterthumsforscher und besonders als Genealog und Heraldiker zeichnete er sich nicht nur durch die Gründlichkeit seiner Forschungen, sondern auch durch den guten Geschmack aus, mit dem er das Erforschte einzukleiden wußte. Mit der Geschichte seines Vaterlandes war er sehr vertraut, und über die berühmtesten toskanischen Familien wußte niemand bessere genealogische Nachrichten zu ertheilen und zierlichere Stammbäume zu verfertigen, als er. Die meiste Ehre brachte ihm der Stammbaum des herzoglichen Hauses Medicis, welcher 1761 gedruckt wurde. Alle Archive in Florenz brachte Dei in Ordnung, und dem Archivar des teutschen Kaiserhofes theilte er viele alte Dokumente, seltene Münzen und dergl. mit *). (*Baur.*)

DEÏANEIRA (Δηϊάνειρα, Deïanira), 1) eine Tochter des Nereus und der Doris, Enkelin des Okeanos (Nereide), wenn nicht Janeira (Il. 18, 74. Hymn. in Cerer. 421.) nach Heyne's Bemerkung zu Apollod. I, 2, 7.) zu lesen ist. — 2) Tochter des Öneus (oder nach Hygin, des Dionysos) und der Althäa. Als ihre Schwestern aus Schmerz über den Verlust ihres Bruders Meleagros in Perlhühner (Meleagrides) verwandelt wurden, behielten allein sie und Gorgo ihre Gestalt. Hyg. f. 129. Ant. Lib. 2.) Der Stromgott Acheloos bewarb sich um sie in mehrfach veränderter Gestalt, als Stier, als Drache, als Mann mit einem Stierhaupte Soph. Trach. 11.), Herakles aber erkämpfte sie; der Vater hatte sie dem Sieger zugesagt (s. Herakles. Sect. II. Thl. VI. S. 30.). Er erzeugte mit ihr Hyllos, Glenos, Ktesippos und Onites (Apollod. I, 7, 5. und Heyne's Obs.). Über das Geschenk, welches der Kentaur Nessos ihr machte, und welches dem Herakles den Tod brachte, s. Herakles a. a. O. S. 31. 32. — Nach Sophokles (a. a. O. 940.) erstach sich Deïaneira hierauf mit einem Schwerte, nach Andern erhing sie sich. (Apollod. l. c. Hyg. f. 31, 36. Diod. 4, 35. ff.) Nach einer andern Sage bei Hygin (f. 33.) war Deïaneira des Dexamenos Tochter, welcher Herakles, da er sie der Jungfrauschaft beraubt hatte, die Ehe versprach. Bald darauf hielt der Kentaur Eurytion um sie an, und der Vater sprach sie ihm zu. Herakles kam jedoch zur Hochzeit, erschlug den Bräutigam und nahm die Braut zur Gemahlin. — Pflanze dieses Namens s. Dejanira. (*H.*)

DEICH. Über das Wort Deich und den Anfang des Deichbaues an der teutschen Nordküste. — Das Wort Deich heißt im Holländischen Dyk, welches wie Deik ausgesprochen wird, dem ohne Zweifel das teutsche Wort nachgebildet ist. In den östlichen Gegenden des Königreichs Holland indeß wird das Wort zwar auch Dyk geschrieben, aber wie Diek ausgesprochen, wie auch ebenso in Ostfriesland und an der weitern teutschen Nordküste in der plattteutschen Sprache. Und unstreitig ist diese Aussprache die uralte und richtige. Man hat im Angelsächsischen das Wort dikan, d. h. graben, und davon Dik, ein aufgegrabener Wall oder Damm. Von diesem alten Worte dikan stammt denn auch das plattteutsche Wort Dyk oder Diek, weil der Deich aus ausgegrabener Erde besteht und vorzüglich mit dem Spaden gemacht wird. In Beda's Eccles. Hist. gentis Angl. Lib. I. cap. 5., wo die Erzählung vorkommt, daß der Kaiser Severus den eroberten Theil von Britannien non muro sed vallo umgeben habe, heißt es davon in der angelsächsischen Übersetzung des Königs Alfred: And hit begyrde and gefaestnade mid *dice* and mid eorthwealle from sae to sae etc. d. i. und es umgab und befestigte mit Deichen und Erdwällen von See zu See ic. Nun aber hat sich im Verfolg der Zeit das alte angelsächsische Wort dikan, in der Bedeutung von graben, in der plattteutschen Sprache nicht erhalten; doch hat man davon noch die Wörter bedieken, thodieken, d. h. etwas vermittelst eines Spadens mit Erde überwerfen und bedecken. Im Engländischen ist davon to deg, graben. Weil denn ohne Zweifel die uralten Bewohner der Nordküste, die Friesen, Chauken und Sachsen es waren, die daselbst zuerst an einzelnen, dazu bequemen Stellen einige Deiche anlegten, so rührt gewiß auch aus ihrer Zeit und alten Sprache der Name her. Sie lernten übrigens die Bedeichung ihrer Küste schon damals, als sie anfingen, die an dem Meeresufer angeschwemmten Ländereien zum Ackerbau zu benutzen, und werden etwa durch eigenes Nachdenken nach der Lage der Dinge dazu angeleitet seyn. Oder sie lernten die Anlegung der Deiche zuerst von den Römern, da diese nach Nordgermanien kamen, wo der römische Feldherr Drusus längs des größern Rheinarmes einen Deich anlegen ließ, um die batavische Insel vor Überschwemmung zu schützen (*Tacit.* Annal. XIII, 53. Histor. V, 19. — *Alting* Notitia German. inferioris. Amstelod. 1697. Part. I. p. 55.). Daß den Römern der Deichbau nicht unbekannt war, erhellet aus einer Stelle des Cicero (Offic. II, 4.), wo er moles, oppositas fluctibus anführt; und so redet auch Virgil in seiner

*) Biogr. univ. T. X. (von Guillen).

Kneis (II, 496. 497.) insbesondere von Flußdeichen. Schon früher befanden sich Deiche in Ägypten, und zwar von einer ausgezeichneten Größe. (Justin. II, 1.) Josephus erzählt (Antiquit. Jud. II, 5.), daß man daselbst die Juden auch zum Deichbau gebraucht hätte. Vielleicht mag auch der alte Sirach schon etwas von Deichen gewußt haben, wie man aus Sirach 25, 33. hat schließen wollen (von Stade Erklärung teutscher Wörter ꝛc. Bremen 1737. S. 627.). Ja schon Jesaias 19, 6. ist die Rede von eingedämmten Seen.

Der erste Anfang der Bedeichung der teutschen Nordküste durch die oben genannten Völker mag nun noch sehr gering und unbedeutend gewesen seyn, so daß man anfangs nur an einzelnen, dazu besonders bequem befundenen Stellen Deiche anlegte. Nachher wurden sie sowol höher und stärker, als auch immer ausgebreiteter längs der Küste, und mußten wol auch, da sie länger wurden, sogleich mit sogenannten Sielen oder Schleusen versehen werden. Insbesondere melden die friesischen Geschichtschreiber, daß in Friesland der dortige König Adgill I. in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts die Bedeichung seines Landes vorzüglich befördert habe *). Wahrscheinlich ließ er die schon vorhandenen Deiche verstärken und bedeutend verlängern. In der Folge der Zeit, und ohne Zweifel nach mehren wiederholten, wol oft auch mißlungenen Versuchen, entstand der sogenannte Deichband, oder eine an einander hangende Deichlinie an der ganzen Nordküste. Die Geschichtschreiber setzen diesen Zeitpunkt in das zwölfte Jahrhundert **). Beiläufig wird bemerkt, daß im Anfange des 18. Jahrhunderts die sämtlichen in Ostfriesland und Innerland befindlichen See- und Flußdeiche 40 Meilen lang waren, jetzt aber allein die ostfriesischen Deiche eine Länge von 36¾ Meilen in sich fassen. Dadurch sowol, als auch durch ihre Höhe von 16 bis über 20 Fuß, und eine damit zusammenstimmende untere Breite bis 100 Fuß, und obere Breite (Kappe) bis 12 Fuß, sind die Deiche an der Nordküste eine Riesenanlage, ein wahres Römerwerk.

Andere wollen das Wort Dyk oder Diek in der plattteutschen Sprache von einem altgermanischen Wort Dy ableiten, welches theils aufgegrabene Erde, theils auch einen Abfluß des Wassers, eine Wasserlöse, bedeuten soll. (Bremisch-niedersächsisches Wörterbuch. I. Thl. Bremen 1767. S. 205.)

Der gelehrte altfriesische Sprachforscher von Wicht findet den Ursprung des Wortes Dyk oder Diek in der Sprache der alten Normänner. Diese sollen einen Erdhügel Dysse genannt haben, und das Aufwerfen eines Hügels, z. B. über ihre Todten, dysia. Von Wicht glaubt nun, daß durch eine auch wol sonst in den alten Sprachen gewöhnliche Verwechselung des ss und s mit dem Buchstaben k aus Dysse das Wort Dyk, und aus dysia das Wort dieken entstanden sei. Er findet es auch nach dieser Etymologie wahrscheinlich, daß die alten Anwohner der Nordküste das Deichen nicht so sehr von den Römern, als vielmehr von den Normännern gelernt hätten (v. Wicht, ostfriesisches Landrecht. Aurich 1746. S. 870. 871.). Soviel ist gewiß, daß die Normänner schon sehr früh, nach den alten friesischen Chroniken schon im ersten Jahrhundert ***), auf die teutsche Nordküste, und besonders auf die friesische, sehr wüthende Anfälle gemacht haben.

Endlich ist noch zu bemerken, daß das Wort Dyk, zumal wenn man annimt, daß es gleich anfangs wie Deik ausgesprochen, auch von dem griechischen Wort τεῖχος, die Mauer oder eine Schutzwehr, abstammen könnte, und wirklich auch von einigen Etymologen davon hergeleitet ist. (v. Wicht a. a. O.) Wenn es nur dabei an einem historischen Zusammenhange nicht gänzlich fehlte! *(Dr. J. Ch. H. Gittermann.)*

Deichacht, Deichband f. Deichrecht.

Deichbau f. Damm.

Deichgräfe, Deichkabel, Deichlast, Deichpfand, Deichpflicht f. Deichrecht.

DEICHOW, Dorf in dem preuß. Regirungsbezirk Frankfurt, am Bober, mit 18 Häuf. und 120 Einw., welche Eisengräberei und einen Eisenhammer unterhalten. In der Nähe die Kroffener Hütte Neubrück mit 1 Hochofen, 1 Stabhammer und 1 Kupferhammer; auch ist hier eine Oberförsterei. *(H.)*

DEICHRECHT ist der Inbegriff der rechtlichen Verhältnisse in Bezug auf die Anlegung und Unterhaltung der Deiche, d. h. wohlverwahrter Erdwälle zur Sicherheit hinter ihnen liegender Grundstücke, um das über die gewöhnlichen Ufer des Meeres oder der Flüsse hin aufsteigende Wasser abzuhalten.

Die Eindeichung des Meeres und der Flüsse zu veranstalten, ist an sich ein Recht der Landespolizei, sowie dagegen die Verpflichtung, hiezu mitzuwirken und die nöthigen Arbeiten und Kosten zu übernehmen, dem Deichbande obliegt. Man unterscheidet in dieser Hinsicht das natürliche und das bürgerliche Deichband. Das erstere findet zwischen allen Grundbesitzern Statt, deren Ländereien bei einem wirklich entstandenen oder drohenden Deichbruche der Gefahr der Überschwemmung ausgesetzt seyn würden; das letztere, wenn die Grundbesitzer eines gewissen Districts den Bau der Deiche oder Sicherungswerke, vermöge Gesetzes, oder Vertrags, oder des Herkommens zu übernehmen verpflichtet sind. Wichtig wird dieser Unterschied in Ansehung der Concurrenz zu den Kosten, indem bei dem natürlichen Deichbande nur jene Grundbesitzer deichpflichtig sind, deren Grundstücke durch die Anlegung des Deichs vor Schaden be-

*) *Gabbema* Nederlandse Watervloeden: Gouda 1703. p. 15. — *J. J Harkenrohe* Kersvloeds kort Ontwerp. Emden 1723. p. 191. etc. — desselben Oostfriesche Oorsprongkelykheden Groning 1731. p. 431. — *Outhofs* Verhaal van alle hooge Watervloeden. Emden 1720. p. 45. 233. 234.

**) v. Halem Geschichte des Herzogth. Oldenburg. 1. Bd. Oldenb. 1794. S. 41. 188. — Freese Ostfries- und Harlingerland. Aurich 1796. S. 248.

***) *Westendorp* Jaarboek van en voor de Provincie Groningen. I. Deel. Groning. 1829. p. 16.

wahrt werden. Die nächsten Entscheidungsnormen geben überall die Deichordnungen, welche gewöhnlich nur eine Samlung der aus der Natur des Deichwesens allmälig entstandenen, oft sehr alten Gewohnheitsrechte sind.

I. Das Oberaufsichtsrecht des Landesherrn als Inhabers der Landespolizei besteht in dem Rechte, Deichgesetze zu erlassen, Beamte anzustellen, über die Zweckmäßigkeit des Bau's zu bestimmen und die Deichgerichtsbarkeit handhaben zu lassen. Die eigentlichen Deichbeamten werden Deichgräfen, Deichrichter, Deichgeschworne genannt, und ihnen steht die Aufsicht über das Deichwesen, die Deichschau, Deichacht, und in der Regel auch die Deichgerichtsbarkeit zu. Die Deichschau trit in der Regel jährlich zweimal ein, nämlich die Vorschau im Frühling, um den Deichpflichtigen die entstandenen Beschädigungen zu bemerken und die Wiederherstellung derselben aufzugeben, und die Nachschau im Herbst, um zu untersuchen, ob die bei der Vorschau ertheilten Vorschriften erfüllt worden, und um die Säumigen zu den Deichstrafen anzuhalten. Zu den Vorrechten des Deichwesens gehört der Deichfriede, vermöge dessen die Excesse gegen Deicharbeiter und Beamte und das Beschädigen der Deiche streng bestraft werden, ferner, daß gegen Verfügungen der Deichbeamten, vor Vollendung der Deicharbeit, durchaus keine Rechtsmittel an die Obergerichte zulässig sind, und das Vorzugsrecht der zum Deichbau vorgeliehenen Gelder, welches jedoch nur da gilt, wo es durch das Particularrecht ausdrücklich eingeführt ist.

II. Auf das Deichband können die Grundsätze einer Universitas nicht angewendet werden. Der Deich selbst wird als ein Ganzes betrachtet, so daß niemand ein Privateigenthum an demselben hat, vielmehr wird der Deich insofern als Statseigenthum angesehen; daher kann auch ohne Erlaubniß des Stats kein Einzelner den Deich zur Bebauung nutzen. Auch bewirkt die Rücksicht, daß nur durch gemeinschaftliches Zusammenwirken aller Betheiligten der kostspielige Deichbau möglich wird, daß jeder Einzelne, welcher auf eigene Kosten Deiche anlegt, dennoch nicht von dem bürgerlichen Deichband, in welchem sich sein Grundstück befindet, befreit wird. Alles zwischen dem Meere oder Strome und dem Deiche liegende Land heißt Außendeichsland, Vorland, Butenland, wogegen die durch den Deich vor Überschwemmung geschützten Ländereien das Binnenland heißen. Man betrachtet das Vorland als Accessorium des Binnenlandes.

Der Uferbau ist ein Theil des Deichbau's, ebenso wie die Anlegung und Unterhaltung der Siele, Syhle, d. h. Abzugskanäle, um das Wasser des Binnenlandes durch den Deich abzuführen, sowie der damit in Verbindung stehenden Schleußen. Für diese Siele besteht aber hie und da eine besondere Sielacht oder Sielschau. Wenn die bisherigen Deiche nicht genug sichern, so muß oft ein neuer Deich, landeinwärts angelegt werden (Einlage), wodurch die zwischen dem Strome, oder vor dem neuen Deiche liegenden Ländereien (ausgedeichte Ländereien) der Gewalt des Stroms Preis gegeben werden. An mehren Orten erhält der Besitzer desselben vom Deichbande keine Entschädigung, was jedoch da, wo nicht ein Gesetz entgegensteht, nicht angenommen werden darf, und nur dann, wenn die Rettung des ausgedeichten Landes unmöglich gewesen wäre, paßt es, wenn man keine Entschädigungspflicht annimt. Wird ein von einem Hauptdeiche entstandener Anwuchs mit einem neuen Deiche eingefaßt, so entsteht eine Bedeichung, wodurch ein neues Deichband veranlaßt werden kann.

III. Die Deichpflicht ist eine Reallast; sie trifft ohne Exemtion und ohne Rücksicht des Standes den Gutsbesitzer; die Last selbst ist von dem Gute untrennbar, daher sich ihrer kein Besitzer entziehen kann. Auch nicht einmal unvordenkliche Verjährung befreiet, und selbst Verträge, welche zwischen den Deichpflichtigen und andern Personen wegen der Deichlast geschlossen werden, wirken zwar unter den Contrahenten, gehen aber das Deichband nicht an. Einige Personen können auch servitutis jure deichpflichtig seyn. Der Grundsatz der Reallast bewirkt die Strenge, daß derjenige, welcher seiner Pflicht nicht nachkommt, nach dem Satze: wer nicht kann deichen, der muß weichen, sein Grundstück verliert. Hierauf bezieht sich nach ältern Deichgesetzen das Spadellands- oder Spadenrecht (jus spadelandicum), nach welchem unter gewissen Feierlichkeiten, zu denen die Einsteckung des Spadens gehört, der Deichtheil des Nachlässigen oder Unvermögenden mit den dazu gehörigen Grundstücken als herrenlos erklärt und demjenigen zuerkannt wurde, der den Spaden herauszog und die Deichpflicht übernehmen wollte. Indessen kann diese Strenge nur da eintreten, wo besondere Statute sie begründen.

IV. Die Deichlast wird in die ordentliche und außerordentliche eingetheilt. Zur ordentlichen gehört die gehörige Unterhaltung eines jeden Deichtheils im schaufreien Zustande und der Beitrag zu allen schon bestehenden Deichwerken, insofern jeder Deichgenosse des bürgerlichen Deichbandes die Pflicht, dafür zu sorgen, in Ansehung gewisser, ihm bestimmter Deichtheile so übernimt, daß auch niemand, dessen Grundstück durch das Deichband begriffen wird, sich von der Deichlast losmachen kann, und keine Immunität der Kirche oder des Standes befreit. Die Kosten der Unterhaltung treffen alle cultivirte Grundstücke, welche nicht durch ihre Lage sondern durch den Deich geschützt werden (kein Deich ohne Land, kein Land ohne Deich); ausgedeichten Ländereien wird die Deichlast abgenommen. Die Betreibung des Deichbau's geschieht entweder nach dem Communionfuß aus einer Deichkasse auf allgemeine Kosten, oder durch die einzelnen Deichpflichtigen, deren jedem ein nach Verhältniß des deichpflichtigen Landes zu unterhaltender Deichtheil (Deichkabel, Deichpfand) zugewiesen ist, zu welchem Zwecke der Deich vermessen wird. Bei herrenlosen Deichen und deren Arten (Kief- und Wrackdeichen, welche daraus entstehen, wenn zwei Nachbaren über die Grenzen streiten und dadurch ein Deichtheil, dessen sich niemand annehmen will, lie-

gen bleibt) muß das ganze Deichband die Unterhaltung übernehmen.

Die **außerordentliche** Deichlast trifft als **Nothhilfe** im Augenblicke der Gefahr alle Bewohner der bedrohten Gegend (Bestimmung über die Nothwendigkeit der Nothhilfe und ihre Leistung steht unbedingt der oberaufsehenden Behörde zu); als **Beihilfe** dagegen die ordentlichen Deichhalter des Deichbandes, in dessen Bezirk die Arbeit fällt, sowie auch die benachbarten Deichbänder, nach Bestimmung abgeschlossener Recesse, des Herkommens oder der obersten Deichbehörde. Zu dieser außerordentlichen Deichlast gehören alle Unternehmungen, welche die Kräfte des einzelnen Deichhalters übersteigen und daher auf Kosten des ganzen Deichbandes und etwa der benachbarten angelegt und unterhalten werden müssen, wie z. B. Wiederherstellung der Grundbrüche, Erhöhung der Deiche, Anlagen von Nothdeichen und alle zur Sicherheit der Deiche mehr oder minder gehörigen Stromwerke, als Staken, Grundbetten rc. (Vergl. *Hackmann* de jure aggerum. Stadae. 1690. 4. **Dammert** Deich- und Strombaurecht. Hannov. 1816. **Mittermaier** teutsches Privatrecht. §. 282. flg. der vierten Ausgabe rc.) (*Spangenberg.*)

Deichschau s. Deichrecht.

DEÏDAMEIA (*Δηϊδάμεια*, Deidamia), 1) des Königs in Skyros Lykomedes Tochter, mit welcher Achilles (s. Achilles, Thl. 1. S. 300) den Pyrrhos (Neoptolemos) erzeugte. Nachhomerische Sage. (**Bions** zweites Idyll. Apollod. III, 13, 6.; vergl. Hygin. f. 96.) — 2) Tochter Bellerophons, Gemahlin Euanders, Mutter Sarpedons II. (Diod. 5, 80.) — 3) S. Hippodameia 5. Sect. II. Thl. VIII. S. 332. — 4) Des epirotischen Königs Pyrrhos Tochter (Paus.) oder Schwester. (Justin. 14, 6.) (*H.*)

DEIDAMIA. Eine von Noronha (in Aub. du Petit-Thouars nov. gen. afr. II. p. 61. t. 20.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Passifloreen und der vierten Ordnung der 16ten Linnéschen Klasse. **Char.** Der Kelch corollinisch, fünf- bis achttheilig; die Krone einfach, aus strahlenförmigen Fäden bestehend; die Staubfäden an der Basis zu einem Säulchen verwachsen; drei keulenförmige Narben; die Kapsel drei- bis vierklappig, mit zahlreichen Samen, welche einen fleischigen Arillus haben und vermittelst eines Nabelstranges an einem langen Mutterkuchen befestigt sind. Die drei bis jetzt entdeckten Arten wachsen als kletternde Sträucher mit achselständigen Gabeln, unpaar-gefiederten Blättern und drüsigen Blattstielen auf Madagaskar. 1) D. Noronhiana *Cand.* (Prodr. III. p. 337., D. alata Thouars l. c.) mit umgekehrt-eiförmigen, an der Basis fast keilförmigen, an der Spitze ausgerandeten Blättchen, zwei- bis dreiblumigen Blüthenstielen und fünf Staubfäden in jeder Blume. 2) D. Commersoniana *Cand.* (l. c.) mit elliptischen, stachelicht-stumpfen Blättchen, fünf- bis siebenblumigen Blüthenstielen und fünf Staubfäden in jeder Blume. 3) D. Thompsoniana *Cand.* (l. c.) mit elliptischen, fast lederartigen Blättchen, fünf- bis siebenblumigen Blüthenstielen und acht Staubfäden in jeder Blume. (*A. Sprengel.*)

DEIDESHEIM, Marktflecken in dem baierschen Rheinkreise mit 1760 Einwohnern, einer Bergfeste und gutem Weinbau. (*H.*)

DEIDRICH, Georg, Magister und evangelisch-lutherischer Pfarrer zu Tekendorf in Siebenbürgen, wo er geboren wurde, und wo sein Vater gleichfalls Pfarrer war *). Die Anfangsgründe der Wissenschaften studirte er in den vaterländischen Schulen zu Bistritz, Hermannstadt und Klausenburg, und ging im J. 1587 auf die Universität zu Straßburg. Nachdem er hier verschiedene Proben seiner Kenntnisse und seines Fleißes bekannt gemacht, auch im Jahre 1589 die Magisterwürde erhalten hatte, machte er eine Reise nach Italien. In Rom wurde er wegen eines in einer Gesellschaft entstandenen Streites in Verhaft genommen, jedoch durch die Bemühungen eines Jesuiten-Priors nach einigen Tagen befreit und dem Papste Sixtus V. vorgestellt, der sich sogar in sein Stammbuch eigenhändig einschrieb **), was ihm jedoch in der Folge unter seinen Glaubensgenossen viel Verdruß zuzog. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland erhielt er im J. 1591 das Rectorat an dem evangelisch-lutherischen Gymnasium zu Hermannstadt, welches er mit vielem Ruhme verwaltete, und welchem auf seine Bemühungen der gelehrte Königsrichter Albert Huet eine Schulbibliothek im J. 1592 schenkte, allein er zog sich viele Neider und Feinde zu. In demselben Jahre 1592 beschuldigte ihn sein College, der Lector Hermann, öffentlich einer ärgerlichen Aufführung zu Rom, indem er daselbst dem Papste den Pantoffel geküßt habe, und daß er der Urheber einiger Pasquille sei. Die Sache wurde gerichtlich untersucht, und indessen noch vor der Entscheidung sowol der Kläger als der Angeklagte ihrer Dienste entlassen und das Rectorat einem Dritten, dem M. Leonhard, zu Theil. Endlich fällte das Hermannstädter Kapitel am 12. Mai 1593 ein Endurtheil, welches den Deidrich für unschuldig und den Kläger für einen Verläumder erklärte, der jeder Beförderung unwürdig sei. Im folgenden Jahre starb Deidrichs Vater, und er erhielt noch in demselben Jahre dessen Pfarre zu Tekendorf. Im Jahre

*) Er darf nicht mit M. **Andreas Deidrich**, Rector des evangelisch-lutherischen Gymnasiums zu Hermannstadt, welche Stelle er aber im J. 1619 wegen seiner schwächlichen Gesundheit niederlegte, der einige lateinische Schulschriften herausgab, verwechselt werden. **) **Deidrich** befand sich in einem Gasthause, in welchem einst in der Gesellschaft solche Händel entstanden, daß die ganze Gesellschaft in Verhaft genommen wurde. Deidrich befand sich dadurch als Fremder, der in Rom gar keine Freunde und Bekannte hatte, und als Lutheraner, in keiner geringen Verlegenheit. Sein guter Genius gab ihm ein, sich an einen Jesuiten-Prior (denn mit Jesuiten stand er schon früher in Klausenburg in guter Bekanntschaft und kannte ihre Gefälligkeit gegen Gelehrte) mit einem lateinischen Gedicht zu wenden. Dies brachte die gewünschte Wirkung hervor. Schon nach einigen Tagen wurde er auf freien Fuß gestellt und hatte sogar die Ehre, dem Papste vorgestellt zu werden. Als Sixtus V. vernahm, daß Siebenbürgen sein Vaterland sei, sagte er: „Transylvani pessimi sunt haeretici, ejecerunt enim Jesuitas meos." Doch fand Deidrich, obgleich Siebenbürger und Lutheraner, Gnade vor den Augen des heiligen Vaters, denn er schenkte ihm nicht nur sein Bildniß, welches Deidrich seinem Stammbuch einverleibte, sondern unterschrieb sich auch eigenhändig: Sixtus V Pont. Opt. Max. scribebat Georgio Deidricio, filio suo clarissimo.

1598 wurde er jedoch von derselben, wahrscheinlich durch Kabalen seiner Feinde, entfernt. Er war ein fleißiger Schriftsteller. Außer vielen lateinischen Gelegenheitsgedichten, Gelegenheitsreden, Schulprogrammen und Thesen, die wir hier übergehen, gab er folgende Werke heraus: 1) Analysis libri VI. Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum, de quinque habitibus intellectus: arte, scientia, prudentia, sapientia et intelligentia. Argentorati 1589. 4. 2) Hodoeporicon itineris Argentoratensis insigniumque aliquot locorum et urbium, cum Ungariae tum vero maxime Germaniae descriptiones, fluviorum item ac montium quorundam appellationes, historicas denique nonnullas, aliaque lectu non iniucunda continens. Argentorati 1589. 4. Im elegischen Versmaße. Mehre seiner lateinischen Gedichte beziehen sich auf den Fürsten Sigmund Báthori. (*Rumy.*)

DEIGMA (*Δεῖγμα*) von *δείκνυμι*, Etwas, das gezeigt wird, als eine Probe, ein Probestück, in den verschiedenartigsten Beziehungen, wie z. B. von einer schriftlichen oder mündlichen Ausarbeitung, von einer Rede, z. B. Isocrat. *παρ. ἀντιδ.* 20. Daher auch eine als Probe ausgestellte Ware, wie z. B. bei Plutarch Vit. Demosthen. 23.; und so wird denn selbst der Ort, wo zunächst Fremde auf dem Markt oder in Hafenstädten ihre Waren zur Schau ausstellten, als ein besonderer, für diesen Zweck der öffentlichen Ausstellung bestimmter Platz, mit dem Ausdruck Deigma bezeichnet, wie wir dies namentlich von Athen aus mehren Stellen der Alten ersehen. Aber auch in dem berühmten Handelsplatz Rhodus wird von Polybius (V. 69.) ein solches Deigma erwähnt. S. Böckh Statshaushalt. d. Athener. I. S. 63. 64. nebst Wachsmuth Hellen. Alterthumskunde. II. S. 84. (*Bähr.*)

DEÏKOON (*Δηϊκόων*) 1) Sohn des Herakles und der Megara, Tochter Kreons (Apollod. II, 4, 11. §. 6. vergl. II, 7, 8. §. 9.) — 2) Sohn des Trojaners Pergasos, wurde von Agamemnon erlegt. (Ilias 5, 534.) (*H.*)

DEÏLEON (*Δηϊλέων*, b. Hygin f. 14. verdorben Demoleon), des Phrixos und der Chalkiope (Hyg. a. a. O.), nach Andern des Deïmachos (Apollon. Rh. 2, 955.) Sohn, begleitete mit seinen Brüdern Autolykos und Phlogios (andere verschiedene Namen nennt noch Hygin) den Herakles auf seinem Zuge gegen die Amazonen (Hyg.) und gesellte sich nachmals zu den Argonauten, als diese bei Sinope, der Heimath der Brüder, anlangten. (*H.*)

DEILOSMA. Unter diesem Namen trennte Andrzejowski (in Besser Enum. pl. Volhyniae etc. p. 82.) einige Arten von der Pflanzengattung Hesperis. Candolle (Syst. II. p. 448.) behielt den Namen für eine Abtheilung von Hesperis bei, welche sich durch umgekehrt eiförmige Platten der Corollenblättchen, eine drehrunde oder fast viereckige Schote mit häutiger Scheidewand und geflügelte Nabelstränge auszeichnet; während bei den eigentlichen Hesperis-Arten (Hesperidium *Cand.*) die Platten der Corollenblättchen linienförmig, die Schote fast zweischneidig mit schwammiger Scheidewand und die Nabelstränge ungeflügelt sind. Zu der Abtheilung Hesperidium gehören nur zwei Arten: Hesperis alyssifolia *Cand.* und H. tristis (die Nachtviole), welche nur des Abends und Nachts riechen. Alle übrigen Arten von Hesperis (s. d. Art.) gehören zu Deilosma, z. B. H. matronalis *L.* (Viola matronalis der Gärtner); sie verbreiten, wenn sie überhaupt nicht geruchlos sind, auch am Tage Wohlgeruch, daher der Name (*δείλη*, Nachmittagszeit, *ὀσμή*, Geruch). (*A. Sprengel.*)

DEÏMACHOS (*Δηΐμαχος*) 1) Vater der Enarete, mit welcher Äolos, Stammvater der Äolier, sich vermählte und sieben Söhne und fünf Töchter erzeugte. Jene waren: Kretheus, Sisyphos, Athamas, Salmoneus, Deïon, Magnes und Perimedes; diese: Kanake, Alkyone, Peisidike, Kalyke, Perimede (Apollod. 1, 7, 3. §. 4.) — 2) Sohn des Neleus und der Chloris, wurde von Herakles, nebst allen seinen Brüdern, mit Ausnahme des einzigen Nestor, erlegt. (Das. 1, 9, 9.) — 3) s. Deïleon 1. (*H.*)

DEIMANN. I. Johann Diederich D., zuletzt Prediger an der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Amsterdam. Er war geboren zu Hage, einem Flecken in Ostfriesland, am 9. April 1732. Sein Vater war Albert Deimann, Prokurator oder, nach damaliger Bedeutung dieses Charakters, ein unstudirter Sachwalter daselbst; seine Mutter hieß Foolke Hides. Die Familie stammte aus Amsterdam, wo mehre Glieder derselben vor der Reformation, schon seit dem J. 1393 bis in die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts bedeutende Mitglieder des dortigen Magistrats gewesen waren und sich um das erste Aufblühen der Stadt sehr verdient gemacht hatten. So war vom J. 1566 bis 1576 ein Dirk Deimann Bürgermeister daselbst. Als indeß im Jahre 1578 die Bürger von Amsterdam das spanische Joch abwarfen und nun, da das reformirte Glaubensbekenntniß daselbst die Herrschaft erhielt, sämtliche katholische Mitglieder des Magistrats nebst der katholischen Geistlichkeit aus der Stadt verwiesen wurden, blieben die Deimanne ihrem väterlichen Glauben treu und wanderten aus in die Fremde. Einer derselben kam nach Ostfriesland, wo er Gelegenheit fand, sich häuslich niederzulassen und mit dem Handel zu beschäftigen, was im Verfolg auch seine Nachkommen thaten. Von den letzteren nahm im 17ten Jahrhundert einer den lutherischen Glauben an, und dieser war unsers Deimanns Großvater.

Deimann wählte zu seiner Bestimmung den geistlichen Stand und besuchte zur Vorbereitung die lateinische Schule in der seinem Geburtsort benachbarten Stadt Norden, welcher Anstalt damals ein Rector, Namens M. Leutholf, vorstand, der sich durch Gelehrsamkeit und Methode rühmlich auszeichnete. Deimann muß damals schon Lust und Geschick zur Poesie gehabt haben, denn er hielt auf dem Aktus der genannten Schule am 12. Sept. 1749, als einer von acht Perorirenden, eine Rede in Versen „von den Bewegungsgründen zu glauben, daß die heilige Schrift von Gott sei" *). Sodann

*) Ostfriesisches Intelligenzblatt, 1749. Nr. 36.

studirte er die Theologie in Halle, vorzüglich unter Baumgarten, und disputirte daselbst am Ende seiner akademischen Laufbahn, zu welcher Disputation er ein Specimen theologiae de ἀνυποστασία et ἐνυποστασία humanae Christi naturae, Halae 1753. 4. drucken ließ. Hierauf lebte er als Kandidat einige Jahre in Ostfriesland, ausgezeichnet vor andern durch Gelehrsamkeit und vorzügliche Geschicklichkeit für sein Fach. Nebenher beschäftigte er sich mit der Dichtkunst, lateinisch und teutsch. Von seinen teutschen Poesien kam heraus: Über das Erhabene, eine Ode. Aurich 1756. 4. und: Einfälle. Leipzig und Aurich 1756. 12. Auch gingen mehre seiner Gedichte satyrischen Inhalts in Handschriften herum. — Es scheint indeß, daß diese Art, seine Talente zu üben und zu zeigen, ihm in Ostfriesland, das damals noch fast ganz unter der Wolke des Ungeschmacks lag, und wo die Beförderung zum Predigtamt von der Wahl der Gemeinden, manchmal von ganz unwissenden Menschen abhängt, nicht zur Empfehlung gedient habe, um eine Predigerstelle zu erhalten. Er wandte sich also nach dem benachbarten Holland, und indem er daselbst, wegen seiner gelehrten Kenntnisse, gern unter die Zahl der lutherischen Kandidaten aufgenommen wurde, erwählte ihn im Jahre 1758 am 23. Juli die lutherische Gemeinde zu Zierikzee einmüthig zu ihrem Prediger. Er mußte jedoch schon im folgenden Jahre diese Gemeinde wieder verlassen, da man ihn am 3. Juli nach Zwoll berief, wo er am 28. Oct. sein Amt antrat. Auch hier blieb er nur eine sehr kurze Zeit, denn schon am 28. März 1760 wurde er von der lutherischen Gemeinde zu Utrecht fast einstimmig zum Prediger erwählt, und fing daselbst am 10. Mai des genannten Jahres seinen Dienst an. Hier sah er sich in eine Universitätsstadt und in einen größern Wirkungskreis versetzt und begann bald sowol in seiner Gemeinde durch seine Vorträge, als auch durch seine Schriften für das theologische und sonstige Publikum in Holland sein Licht leuchten zu lassen. Durch seine Studien in Halle und durch seine fortgesetzte Beschäftigung mit den Schriften der daselbst wirksamen, neuen theologischen Schule, war er in der Theologie zu hellern Ansichten gelangt, als man bis dahin weder in der theologischen Welt seines ostfriesischen Vaterlandes, noch in Holland gekannt hatte. Und so wurde er nun der erste, der die in Teutschland hervorgetretene, freiere theologische Denkungsart nach Holland verpflanzte und daselbst in Predigten und Schriften bekannt machte. Er übersetzte Nösselts „Vertheidigung der Wahrheit der christlichen Religion", wie auch Spaldings „Werth der Gefühle im Christenthum" und „Nutzbarkeit des Predigtamts" ins Holländische, indem er dazu zugleich eigene gehaltvolle Vorreden schrieb. Für den Religionsunterricht in seiner Gemeinde verfaßte er ein eigenes Lehrbuch, worin er der neuen teutschen Lehrart folgte. Von dem Standpunkt derselben behandelte er auch in seinen öffentlichen Vorträgen die Schrifterklärungen, wobei er zugleich der alten Art zu dogmatisiren und polemisiren ganz entsagte und immer auf die Ausübung des Christenthums drang. Auf diese Weise brachte er in Holland, zunächst in den lutherischen Gemeinden, dann aber auch außer denselben, soweit man seine Schriften las, bei Geistlichen und Laien, nach und nach eine freiere Religionsansicht hervor, die von der vorigen in mancher Hinsicht abwich.

Der Ruf seiner vorzüglichen Gelehrsamkeit und ausgezeichneten Amtstreue war die Veranlassung, daß man ihn im Jahre 1779 am 11. Februar zum Prediger bei der großen und blühenden lutherischen Gemeinde zu Amsterdam erwählte, welche wichtige und bedeutende Stelle er am 3. Mai, mit einer Predigt über 2. Korinth. 4, 5. antrat. Die angesehensten Glieder der Gemeinde waren ihm zugethan; andere, von einer weniger liberalen Denkungsart hatten ihn nicht gewünscht. Die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Amsterdam bestand damals aus ungefähr 30,000 Selen; und sie war und ist auch jetzt noch, obgleich die sogenannte „herstelde" (wiederhergestellte) lutherische Gemeinde sich im J. 1791 wegen anderer Grundsätze davon getrennt hat, eine der größten und ansehnlichsten in der ganzen evangelisch-lutherischen Christenheit, sowie die Hauptgemeinde derselben in Holland. Zu derselben gehören mehre sehr begüterte Kaufleute und viele sonstige gebildete und bedeutende Familien. An dieser Gemeinde Prediger zu seyn, war damals und ist auch jetzt noch die höchste Stufe für einen lutherischen Theologen in Holland.

Deimann fuhr in Amsterdam in seiner bis dahin gewohnten Lehrart fort und fand nicht nur bei einem großen und gerade dem ansehnlichsten Theil seiner Gemeinde, sondern auch bei vielen andern Zuhörern aus den reformirten, remonstrantischen und mennonitischen Gemeinden einen außerordentlichen Beifall. Er predigte, wie bisher, mit Gründlichkeit und Wärme, ohne alle Polemik und immer mit einer praktischen Tendenz. Auf den Unterricht der Jugend verwandte er einen vorzüglichen Fleiß. Sein Charakter war fleckenlos, sittlich-edel und ganz seinem Stande angemessen. Doch wurde der Beifall, den er fand, eine Ursache des Neides für seine ältern Kollegen. Diese suchten schon im ersten Jahre seiner Amtsführung in Amsterdam seine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen, weil er in einer Predigt über den ersten Artikel der augsburgischen Konfession im Vorbeigehen gesagt hatte, daß er die Beweise für die Dreieinigkeit nur aus dem neuen Testament hernehmen zu können sich getraute; und ebenso in einer Predigt von dem Worte Christi: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" daß dadurch keineswegs die Behauptung nothwendig gemacht würde, als habe Christus Höllenstrafen erduldet. Beides und mehres, was Deimann gepredigt hatte oder geäußert haben sollte, wurde von den andern ältern Predigern auf der Kanzel angefochten. Jener ging indeß seinen Weg ruhig fort; auch blieb sonst zwischen ihm und seinen andersdenkenden Amtsgenossen äußerlich noch ein gutes Vernehmen. Sein inniger Freund war indeß sein jüngerer Kollege, der teutsche Prediger an der Gemeinde, der nachherige oldenburgische Generalsuperintendent Mutzenbecher, dem die ältern Kollegen ebenfalls sehr abhold waren. Durch diese Mißhelligkeit zwischen den amsterdammer Predigern wurde indeß die oben angeführte Trennung in der Gemeinde

vorbereitet, die, nachdem Deimann gestorben und Mutzenbecher (1789) nach Oldenburg befördert war, im Jahre 1791 wirklich erfolgte. Zu den allerersten Urhebern derselben scheint allerdings auch Deimann zu gehören, und zwar schon durch sein Erscheinen in Holland und die durch ihn daselbst zuerst angeregte veränderte theologische Denkungsart unter den Bekennern des lutherischen Glaubens; demnächst aber und ganz besonders durch seine Anstellung als Prediger bei der Gemeinde in Amsterdam, wodurch in derselben eine Verschiedenheit der religiösen Ansichten immer mehr hervortrat.

Deimann verheirathete sich in Utrecht zweimal sehr glücklich. Seine erste Gattin war Katharina Elisabeth Scheltes, Tochter eines angesehenen Kaufmanns zu Amsterdam, mit welcher er sich im J. 1761 den 9. Juni verband, und die er bereits im J. 1763 am 12. Januar durch den Tod im Wochenbette verlor, aus dem sie ihm eine Tochter zurückließ. Nachher verheirathete er sich abermals im J. 1765 am 4. März mit Anna Pauline van Uchelen, ebenfalls aus Amsterdam, die der Tod im Jahre 1778 am 28. November von seiner Seite riß. Von acht Kindern, die sie ihm geboren hatte, lebten bei seinem Tode nur noch ein Sohn und eine Tochter.

Die durch Erfolg und Beifall ausgezeichnete Wirksamkeit Deimanns zu Amsterdam währte kaum vier Jahre. Im Jahre 1783 am 9. April, gerade an seinem Geburtstage, starb er nach einer viertägigen Krankheit, da er noch den Sonntag vorher „über das Glück eines guten Gewissens" gepredigt hatte. Mutzenbecher erwähnte seines Todes in der Predigt, die er am folgenden Sonntage über einen Theil der Todesgeschichte Jesu zu halten hatte, und sprach nicht nur seinen Schmerz über Deimanns Absterben in gefühlten Worten aus, sondern äußerte sich auch ernsthaft und freimüthig über „die unbilligen Kränkungen", die derselbe von „neidischen Menschen" hätte erdulden müssen, wobei er aber „bis zur Bewunderung ruhig und heldenmüthig gelassen geblieben sei." Die ältern Amtsgenossen deuteten dies auf sich, doch glaubte Mutzenbecher diese Erklärung seiner eigenen Lage und seinem verewigten Freunde schuldig zu seyn. So viel ist gewiß, Deimann war ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und ein vorzüglicher Prediger, zugleich aber auch ein historisch merkwürdiger Mann in der holländischen Kirchengeschichte, indem er auf den Zustand der lutherischen Kirche in Holland einen großen und eine neue Epoche derselben bezeichnenden Einfluß gehabt hat, und als der erste Stifter einer freiern theologischen Denkungsart in derselben zu betrachten ist.

Seine Schriften, die er, außer den obengenannten, vor seinem Aufenthalte in Holland verfaßten, fast alle in Utrecht geschrieben hat, sind folgende: Kort Zamenstel der Christelyke Leere. Utrecht 1764. 8. *J. C. Krafft* Onderzoek of Rom. IX—XI. de Leere der gereformeerde Kerk van de verkiezing gevonden worde of niet? Utrecht 1768. 8. (Aus dem Teutschen übersetzt). — *J. A. Nösselt* Verdediging der Christelyke Religie. Utr. 1770. 8. Aus dem Teutschen übersetzt, mit einer ausführlichen Vorrede. Verhandeling over den tegenwoordigen toesland van het Christendom en het ongeloof. — Redevoering over Spreuk XVI. 31. ter gedachtenis van den vyftigjaarigen Predikdienst van zynen amptsgenoot J. A. Veltgen. Utrecht 1770. 4. — De Christen in ernstige overweeginge van de waarde der inwendige bevindingen in het Christendom, door *J. J. Spalding;* met een Vorrede. Utr. 1771. 8. — Katechetische Aanleiding tot de Kennis der Christelyke Leere. Utr. 1772. 8. (Die dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe dieses Buchs, die er zu Amsterdam bearbeitet hatte, erschien daselbst 1783 wenige Wochen vor seinem Tode. Es ist in Fragen und Antworten abgefaßt, mit hinzugefügten erklärenden Anmerkungen und mit großer Sachkunde und Präcision geschrieben, schriftmäßig und verständig). — De Nuttigheid van het Predikampt, door *J. J. Spalding;* met een Vorrede, Utr. 1776. 8. Lykpredikatie over zyn beroepen amptsgenoot Luc. Reder 1779 *).

II. Johann Rudolph D., Doctor der Medizin und praktischer Arzt in Amsterdam, zuletzt auch Leibarzt des Königs von Holland, Ludwig Napoleon, ein jüngerer Bruder des vorhergehenden Deimanns, und so wie dieser zu Hage in Ostfriesland, von gleichen Eltern und aus der nämlichen, oben genannten Familie geboren am 29. August 1743. Er war der jüngste von fünf Geschwistern und noch im ersten Jahre seines Lebens, als bereits seine Mutter starb. Da er vierzehn Jahr alt war, verlor er auch seinen Vater, ohne daß dieser einiges Vermögen hinterließ, zumal da er bei der preußischen Justizeinrichtung in Ostfriesland (1751) als ein unstudirter Prokurator, der aber dem erfoderlichen neuen Examen nicht gewachsen war, seinen Dienst hatte aufgeben müssen. Die beiden ältesten Söhne fanden indeß in Holland ein Unterkommen; der älteste, Johann Diederich Deimann, als ein sehr geschätzter Prediger an verschiedenen Orten, und der zweite, Albert Immanuel Deimann, als ein geschickter Apotheker in Amsterdam. Diese beiden sorgten edelmüthig für ihren jüngsten Bruder, indem sie ihn erst in Leer die Apothekerkunst erlernen und dann in Halle die Arzneiwissenschaften studiren ließen. Mit der lateinischen Sprache war er zwar bekannt, da er die Universität bezog, aber die griechische war ihm bis dahin fremd geblieben. Doch wußte er sich, vorzüglich durch eigenen Fleiß, die Kenntniß derselben bald anzueignen. Besonders beschäftigte er sich zu Halle auch mit dem Studium der Philosophie und machte darin bedeutende Fortschritte. Sein vorzüglichster Lehrer in der Medizin und Chirurgie war der Professor Dr. Phil. Adolph Böhmer; in der Philosophie hörte er den Professor Meier

*) Deimann schrieb seinen Namen, da er in Holland war, nach dortiger Manier mit einem n; wir haben hier die teutsche Schreibart desselben beibehalten, deren sich Deimann vorher bediente. — (Quellen: Lofrede op *J. R. Deiman*, door Jeromino *de Bosch*. 1810. p. 5. 6. — Mutzenbechers Predigt über einen Theil der Todesgeschichte Jesu, nach Deimanns Absterben ꝛc. Amsterdam 1783. — Dessen Bericht der allgemeinen kirchlichen Versamlung der evangel.-luther. Gemeinde zu Amsterdam; aus dem Holländischen. Lingen 1792. Vorbericht. S. X. u. f. — und andere besondere Nachrichten.)

und andere. Im Jahr 1770 am 13. April promovirte er mit Ruhm zum Doctor der Medizin. Seine Dissertation handelte de indicatione vitali generatim. In der derselben angefügten Zuschrift gibt Böhmer ihm das schönste Lob eines beständigen Fleißes und einer hohen Wißbegierde, so wie seiner ausgezeichneten Geistesanlagen und rühmt seine Dissertation als eine ausgezeichnete Probe seiner Gelehrsamkeit. Ein ähnliches ungewöhnliches Lob in Hinsicht seiner philosophischen Einsichten und Kenntnisse ertheilt ihm in einem gleichartigen, seiner Abhandlung angehängten Schreiben auch sein Lehrer in der Philosophie, der Magister Träger.

Der Wohnsitz seiner beiden Brüder in Holland, von welchen er den älteren vorzüglich hochachtete und gleichsam als seinen zweiten Vater liebte, veranlaßte ihn, sich nach Vollendung seiner akademischen Studien auch nach Holland zu begeben und sich 1770 in Amsterdam als ausübender Arzt niederzulassen. Doch lebte er ohne sonstige nähere Bekanntschaft und besondere Empfehlung einige Jahre lang in der großen, vielbewegten Handelsstadt als ein Unbekannter, so daß seine Praxis anfangs von keiner Bedeutung war. Sie vermehrte sich indeß im Verfolg der Zeit, als er mit dem Stadtsecretair van Loon bekannt wurde und insbesondere die damals immer mehr in Gang kommende Einimpfung der Blattern mit vorzüglichem Glücke betrieb. Dann lernte er auch verschiedene Gelehrte seines Fachs zu Amsterdam näher kennen, namentlich die Herren Äneä, Cuthberson, Paets van Troostwyk und andere berühmte Männer. Er wurde 1774 Mitglied der literarischen Gesellschaft Concordia et libertate, und erwarb sich in derselben bald durch ein paar philosophisch-medizinische Vorlesungen eine größere Bemerkung und Bedeutung. Nun erweiterte sich seine Praxis immer mehr, zumal da er auch bald als Schriftsteller in seinem Fach auftrat. Zu einer vorzüglichen Empfehlung diente ihm zugleich die Freundschaft des berühmten Amsterdamer Arztes Dr. Wolter Forsten-Verschüür. Und als dieser Gelehrte im Jahr 1780 als Professor der Medizin nach Gröningen befördert wurde, ging ein großer Theil seiner Praxis an Deimann über, so daß der Wirkungskreis desselben jetzt einen ansehnlichen und in kurzer Zeit einen sehr glänzenden Umfang gewann. Die vornehmsten Familien der Stadt bedienten sich seiner ärztlichen Hilfe, und er war daselbst wo nicht der erste Arzt, doch immer einer der ersten, zu dem man seine Zuflucht nahm, und den in sehr schwierigen Fällen niemand vorbeiging. Bei der Ausübung seiner Kunst leiteten ihn die gründlichsten Kenntnisse, ein tiefer Blick in das Innere der Natur, eine vorsichtige, naturgemäße und feste Methode, eine vorzügliche Menschenkunde und das herzlichste, parteilosete Mitleid. Zu seinen großen theoretischen Einsichten kam eine besonders lebhafte Fassungskraft, ein feines Gefühl und ein durchdringendes Urtheil, verbunden mit einer stets regen Lust und Liebe zu seinem Geschäft und einer unermüdeten Thätigkeit in demselben. Sein Hauptprincip als praktischer Arzt war Befolgung der Natur, deren Winke er begriff und darauf immer achtete. Er war in seinen sehr zahlreichen und immer zunehmenden Kuren vorzüglich glücklich und wurde zugleich wegen seines persönlichen Charakters allgemein geschätzt. Sein Ruhm erklang durch ganz Holland, und von mehren andern Orten suchte man seine Hilfe. Der Magistrat von Amsterdam ernannte ihn zum Vorsteher des Krankenhauses der Stadt, und die Landesregirung übertrug ihm die Oberaufsicht über das Medicinalwesen.

Als Schriftsteller eröffnete Deimann in Holland seine Laufbahn zuerst im Jahr 1775, indem er eine holländische Übersetzung der von J. Ch. Unzer gemachten und beschriebenen Versuche mit dem künstlichen Magnet herausgab. Im folgenden Jahre lieferte er eine holländische Übersetzung eines französischen Werkchens über den Bandwurm, mit einer beurtheilenden Vorrede. — Hierauf ließ er als eine Originalschrift eine Abhandlung folgen, betitelt: Geneeskundige Proeven en Waarneemingen omtrent de goede uitwerking der Electriciteit in verscheiden ziekten. Amsterd. 1779. — Dann erschien eine andere Originalschrift, die erste von einer vorzüglichern Bedeutung, zur Beantwortung einer Preisfrage, welche die Gesellschaft für Künste und Wissenschaften zu Utrecht im Jahr 1778 aufgestellt hatte. Deimann beantwortete diese Frage in Gemeinschaft mit Paets van Troostwyk, und die Preisschrift erschien, zu Amsterdam 1780 gedruckt, unter dem Titel: Verhandeling over het nut van de groei der Boomen en Blanten, tot zuivering der lucht, door J. R. Deiman en A. Paets van Troostwyk. — Einige Jahre nachher beantwortete er auch eine von der Rotterdammer Gesellschaft der Experimentalphysik aufgeworfene Frage über den Einfluß der natürlichen Electricität, und erhielt dafür die ausgesetzte goldene Medaille. Ja selbst von der königlichen medizinischen Gesellschaft zu Paris wurde ihm im Jahr 1785 für seine Beantwortung einer von derselben aufgegebenen Frage über den Nutzen und Schaden der Chinarinde, zugleich mit einem andern gelehrten Arzte zu Amsterdam, Dr. J. P. Michel, der Preis zuerkannt, und zugleich wurden beide zu correspondirenden Mitgliedern dieser Gesellschaft ernannt. — Auch ließ er mehre in die Arzneiwissenschaft und Philosophie einschlagende Abhandlungen, die er in der schon oben erwähnten, Amsterdamer literarischen Gesellschaft, Concordia et libertate, vorgelesen hatte, in verschiedenen Zeitschriften gedruckt erscheinen. Sie waren sämtlich Originalarbeiten und voll neuer Gedanken und Combinationen. Solcher Vorlesungen hielt er blos in der genannten Gesellschaft innerhalb 32 Jahren 38, und auch sonst noch in andern literarischen Vereinen seiner Stadt. Genug, sein Name wurde auch wegen seiner gediegenen medizinischen und physikalischen Schriften in und außer Holland mit Ruhm genannt.

Der rege Geist dieses denkenden Mannes begnügte sich aber nicht etwa nur mit einer beständigen Fortsetzung des Studiums seiner Hauptwissenschaft, der Medizin, sondern als Lavoisier ein ganz neues System der Chemie aufstellte, suchte auch Deimann zur Befestigung und Erweiterung desselben das Seinige beizutragen. Mit großem Eifer warf er sich in die dazu gehörigen

den Untersuchungen, und suchte die neuen Lehren in ihrem ganzen Wesen und Gehalt zu erfassen. In Verbindung mit noch vier andern holländischen Gelehrten und Naturforschern, einem Bondt, Nieuwland, Paets van Troostwyk und Lauwerenburgh, arbeitete er mit besonderem Fleiß an der weitern Ausbildung des neuen chemischen Systems, und es gelang ihm, verschiedene treffliche Versuche und neue Entdeckungen zu machen, die von den Franzosen, namentlich von dem großen Chemiker Fourcroy, eines besondern Lobes gewürdigt wurden. Deimann und die genannten Gelehrten, die sich zu neuen Forschungen in der Chemie besonders mit einander verbanden, und bald unter dem Namen der Amsterdamer und holländischen Chemiker in dieser Wissenschaft rühmlichst bekannt wurden, entdeckten das gaz oléfiant, und untersuchten die Wirksamkeit des Quecksilbers in den wachsenden Substanzen, das Wasserstoffgas, insofern es Kohlstoff enthält, die Salpetersäure und deren Verbindung mit dem Laugensalz, die Auflösung und Zusammensetzung des Wassers mit der Electricität und das oxide gazeux d'azote. Auch fanden sie die Möglichkeit der Entzündung ohne Sauerstoff. Deimann und Troostwyk insbesondere untersuchten die Auflösung des Wassers *). Auch beantworteten diese beiden Gelehrten bereits im Jahr 1781 und 87 ein paar wichtige chemische Preisfragen, die von der Rotterdamer Gesellschaft zur Erfahrungsphilosophie und von der Haarlemer Gesellschaft der Wissenschaften aufgegeben waren, und erhielten dafür die goldenen Ehrenmedaillen. Übrigens machten Deimann und die sämtlichen mit ihm verbundenen, oben genannten Naturforscher mehre ihrer chemischen Entdeckungen in einem eigenen Werke bekannt unter dem Titel: Recherches Physico-Chemiques. 3 Cahiers. Amsterd. 1793; wovon sie nachher 1799 auch eine holländische Übersetzung herausgaben. — Außerdem wurde sein Verdienst als Chemiker auch dadurch besonders anerkannt und bewährt, daß die holländische Landesregirung ihn veranlaßte, in Verbindung mit den Professoren Brügmans zu Leiden, Driessen zu Gröningen, Berlyk zu Amsterdam und dem Doctor ten Haaf zu Rotterdam, eine Pharmacopoea Batava zu bearbeiten, die auch im Verfolg vortrefflich ausgeführt, im Jahr 1805 zu Amsterdam gedruckt erschienen ist.

Neben seinen medizinischen, physikalischen und chemischen Forschungen beschäftigte Deimann sich zugleich mit dem Studium der Philosophie. Insbesondere richtete er eine theilnehmende Aufmerksamkeit auf die Werke des großen Königsberger Philosophen, die seinen denkenden Geist, der immer, schon seit seinen Universitätsjahren, der Weltweisheit zugewendet gewesen war, als eine neue, herrliche Erscheinung in dem Gebiet derselben, ganz vorzüglich anzogen. Aber er studirte die kantische Philosophie nicht nur für sich, sondern wünschte sie auch auf den holländischen Boden zu verpflanzen, und so wurde er der erste, der sie daselbst näher bekannt machte und in den Kreis der wissenschaftlichen Beschäftigungen zog, durch einen Vortrag in der genannten Concordia et libertate: „Over de grondkrachten naar de beginselen van Kant (über die Grundkräfte, nach kantischen Principien). Er ließ darauf mehre andere Vorträge von ähnlicher Tendenz folgen, die van Hemert, der ihm in dem Studium der kantischen Philosophie beitrat, in seinem Magazyn voor de Kritische Wysbegeerte gedruckt lieferte. Noch die letzte Druckschrift Deimanns ist eine von ihm selbst herausgegebene Abhandlung: De Geest en Strekking der Kritische Wysbegeerte, in een kort overzigt voorgesteld, Amsterd. 1805, worin er die auch zuletzt von ihm in der Concordia gehaltene Vorlesung: Over het Kenvermogen van waarheid, schoonheid en deugd, volgens Kantiaansche Grondbegrippen, weiter ausgeführt hat.

Deimann war außer der oben angeführten, medizinischen Gesellschaft zu Paris auch Mitglied vieler andern gelehrten, vorzüglich medizinischen und physikalischen Gesellschaften, namentlich in Holland, der zu Utrecht, im Haag, in Haarlem, in Zeeland, zu Rotterdam u. a. — und außerhalb Holland, der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Brüssel und der medizinischen Gesellschaft in Antwerpen. Der König Ludwig Napoleon, dessen Unterthanen im Jahr 1806 die Holländer werden mußten, nahm ihn bald nach dem Antrit seiner Regirung zu seinem Leibarzte an, ertheilte ihm auch gleich den Verdienstorden, aus dem im Verfolg der Ritterorden der Union wurde. Dieser für das Gute und Edle zartgestimmte König widmete ihm ein ganz vorzügliches Vertrauen und eine ausgezeichnete Achtung. Ein Beweis davon war, daß noch nach Deimanns Tode unter den Gemälden, die auf dem königlichen Palast in Amsterdam im Schlafzimmer des Königs hingen, sich auch Deimanns Bildniß befand. Und dieser Bildnisse waren nur drei, vorstellend den großen König Friedrich, die Mutter Ludwigs, Madam Lätitia Bonaparte und unser Deimann. So hat Schreiber dieses es im Jahr 1809 in dem genannten Schlafzimmer selbst gesehen.

Der persönliche Charakter Deimanns zeichnete sich aus durch mehre edle und liebenswürdige Züge. Er war ein durchaus bescheidener und menschenfreundlicher Mann, immer bereitwillig zu helfen, auch mit Aufopferung, und ein milder Geber an die Armen. Von Stolz wußte er nichts; jeder konnte mit ihm umgehen wie mit einem alten Bekannten. Er stieg in die Keller der Unvermögenden ebenso theilnehmend hinab, als er in den Palästen der Großen erschien. In Gesellschaften war er gesprächig, mit Geist und angenehmer Originalität. Er blieb freilich auch von Tadel und übler Nachrede nicht frei; man sagte, er besuche seine Kranken nicht oft genug, oder zu kurz. Doch ist dies nimmer der Fall gewesen, wenn seine Anwesenheit durchaus nothwendig war. Und zum bloßen Zeitvertreib für seine Kranken war ihm seine Zeit zu kostbar. In politische oder

*) Mémoire sur la nature des sulfures alcalins, par MM. *Deiman*, *Paets van Troostwyk*, *Nieuwland* et *Bondt*, dans le Journal de Physique, Juin 1792. p. 409. — Annales de Chimie, Tom. V. p. 276. Tom. XIV. p. 311. — Journal de Physique, T. XLIII. p. 321 u. and.

kirchliche Streitigkeiten hat er sich nie gemischt, obgleich es daran zu seiner Zeit in Amsterdam nie fehlte. Er war ein Freund des Friedens.

Seit dem 15. Mai 1780 war er mit einer würdigen Gattin, Sophia Katharina Smit, sehr glücklich verheirathet. Sie überlebte ihn nebst drei Kindern. Er starb den 15. Januar 1808. In seinen frühern Jahren hatte er einer ununterbrochenen Gesundheit genossen und schien ein hohes Alter erreichen zu können; doch nahmen bereits einige Jahre vor seinem Tode seine Geistes- und Körperkräfte, nach zu großer Anstrengung, langsam ab, und so näherte sich, wie auch seine Freunde bemerkten, während seiner letzten Krankheit bald sein Ende. Als der Augenblick seines Todes da war, den er wahrnahm, schloß er seine Augen, faltete die Hände demuthsvoll auf der Brust zusammen und schlummerte ruhig und sanft in die Ewigkeit hinüber, in Gegenwart seiner Gattin, seiner drei Kinder und des jungen Arztes Dr. A. C. Bonn *). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Deimas s. Dardanos.

DEIMOS und Phobos (Terror Pavorque), Graun und Furcht, als allegorische Wesen, sind beständige Gefährten des Ares (Hom. Il. 4, 439.), nach Einigen dessen Söhne, nach Andern dessen Rosse, wenn nicht bei Valerius Flaccus (Argon. 3, 89.) anstatt Martis equi mit Barth zu Stat. 8, 425. Martisequi zu lesen ist. (*H.*)

DEINACH, Dorf an der Deinach, in einem engen und tiefen Thale des Schwarzwaldes, im würtembergischen Oberamt Kalw, hat 380 Einwohner, einen Sauerbrunnen, Kirche und herrschaftliche Gebäude. Der Sauerbrunnen ist in mehren Quellen unter einem Gebäude gefaßt und hat als Hauptingredienz Kohlensäure. Es wird vorzüglich zum Trinken, auch zum Baden gebraucht, dient auch für Verrückte. Außer den herrschaftlichen Gebäuden sind noch zwei große Wirthshäuser hier und schöne Natur- und Kunstanlagen zur Unterhaltung der Kurgäste. In neuesten Zeiten wird dieser Kurort nicht mehr so häufig benutzt, wie ehemals. Das Wasser wird auch auswärts getrunken, verliert aber von seinem Gehalt durch das Führen. (*Röder.*)

DEINBOLLIA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 13. Linnéschen Klasse und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft, hat Schumacher (Guin. pl. p. 242.) so genannt nach dem Propst Deinboll, welcher Untersuchungen über die Pflanzen von Finmarken verfaßt hat. — Char. Polygamische Blüthen; der Kelch hinfällig, fünfblättrig, mit kleineren, äußeren Blättchen; fünf concave, seidenhaarige Corollenblättchen sind auf dem Fruchtboden eingefügt; ein drüsiger Ring umgibt den Fruchtknoten; die Staubfäden sind feinbehaart, auf dem Fruchtboden eingefügt, mit ablangen, aufrechten Antheren; der Griffel cylindrisch, stehenbleibend; die lederartigen, feinbehaarten, einsamigen Beeren stehen je zwei beisammen und enthalten große, in einem schleimigen Brei liegende Samen. Die einzige Art, welche Thonning in Guinea fand, D. pinnata *Schum.*, ist ein Baum mit gefiederten Blättern, elliptischen, fast lederartigen Blättchen und am Ende der Zweige stehenden Blüthenrispen. Die Beeren sind pomeranzenfarben, von der Größe einer Kirsche, unschmackhaft. (*A. Sprengel.*)

DEINLEIN, Georg Friedrich, Consulent der Reichsstadt Nürnberg und Professor der Rechte in Altdorf, wo er den 18. December 1696 geboren war. Nachdem ihn sein Vater, Rathsältester und Bürgermeister in Altdorf, durch Privatlehrer hatte unterrichten lassen, trat er 1711 an seinem Geburtsorte die akademischen Studien an und vollendete sie zu Halle unter Thomasius, Böhmer und Gundling. Zurückgekehrt von einer Reise durch Teutschland hielt er seit 1719 in Altdorf Privatvorlesungen über Natur-, bürgerliches, Kirchen- und Lehnrecht, bekam 1729 Zutrit zur Facultät und Actenarbeit, und gleich darauf ein außerordentliches juristisches Lehramt. Die Professur der Logik und eine ordentliche Lehrstelle in der Juristenfacultät erhielt er 1731, und 1740 ernannte ihn die Reichsstadt Nürnberg zu ihrem Consulenten. Der Ruf seiner umfassenden und gründlichen juristischen Gelehrsamkeit und seiner Verdienste als Lehrer und Actenarbeiter war so begründet, daß ihm in Helmstädt, Gießen und Erlangen Lehrstellen angetragen wurden, und daß ihm ein großer teutscher Reichsfürst die Stelle eines geheimen Raths anbot; er blieb aber in Altdorf, wo er den 11. Mai 1757 starb. Seine Schriften bestehen größtentheils in gründlichen Dissertationen und Programmen, von denen wir bemerken: De Luthero in exterminando jure canonico frustra laborante. Altd. 1730. 4. De praestationibus gallinariis, sive Hühner-Zinsen. Ib. 1731. 1743. 4. De vidua vasalli ab usu, fructuaria cautione intuitu dotalitii immuni. Ib. 1739. 4. Legem Falcidiam ad legata piae caussae pertinere, defenditur. Ib. 1737. 4. Observationes juris miscellae, cap. I — V. Ib. 1740 — 46. 4. Exercitationum, quibus institut. Justin. illustrantur, specimen XXI. de obligat. quae quasi ex delict. nasc. et de actionibus. Ib. 1746. 4. De testamento irati valido. Ib. 1747. 4. u. v. andere, wie denn seit 1724 bis an seinen Tod in Altdorf nur sehr wenige juristische akademische Abhandlungen erschienen, die er nicht verfaßt oder wesentlich verbessert hätte. An den Actis eruditis et cur. Franconicis und den Arbeiten der Gelehrten im Reich hatte er vielen Antheil, und weil er viele Gedichte verfertigte, trägt Will kein Bedenken, ihn „unter die vorzüglichsten teutschen Poeten" (!) zu rechnen *). (*Baur.*)

---

*) Quellen: Joh. Rud Deiman, gedacht in eene redevoering door *J. E. Doornik*. M. D. Amsterd. 1808. — Lofrede op J. R. Deiman, door *Jeronimo de Bosch*. Amsterd. 1808. Vor beiden befindet sich auf dem Titel Deimanns Bildniß in Kupfer gestochen. — Noch andere eingezogene besondere Nachrichten.

*) Progr. fun. Altd. 1757. fol. Wills Lebensgesch. Deinl. nebst dessen Schriftenverz. und der Trauerrede von Dietelmair 1757. Dessen Bibl. noric., Register, und dessen und Nopitsch Nürnb. Gel.-Lex. Bd. 1 u. 5. Mosers Lex. d. Rechtsgel. (Strodtmanns) neues gel. Eur. 14. Thl. 337—364. Allerneueste Nachr. v. jur. Büchern. 2. Bd. 30—34. Weidlichs Gesch. jetztl. Rechtsgel. 1. Thl. 181. Dessen zuverl. Nachr. 1. Thl. 259—267 u. 4. Thl. 365—370. *Zeidleri* vitae profess. Acc. jur. Altd. T. III. 87—97. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd. Baaders Lex. baier. Schriftst. 1. Bd. 1. Thl.

Deino s. Gräen.

Deinosis s. Pathos.

DEINOTHERIUM Kaup. (Paläozoologie), (von δεινός und θήρ = gewaltiges Thier), nannte Kaup 1829 ein auf mehre im Darmstadter Kabinette befindliche Unterkiefer- und Zahnreste gegründetes Dickhäutergeschlecht, dessen auch an mehren anderen Orten gefundene Überbleibsel zwar noch mehre Arten anzudeuten scheinen, deren Reste aber dann noch nicht mit denjenigen charakteristischen Theilen gefunden worden sind, welche bei der Entscheidung zwischen den Sippen Tapir, Lophiodon und Deinotherium allein sicheren Aufschluß gewähren könnten, weshalb wir in Ansehung der Geschlechtsmerkmale nur auf die Beschreibung der ersten Art verweisen können. — Cuvier hatte vor Kaup schon mehre Backenzahnkieferreste und Radii gekannt und beschrieben und solche zwar dem Geschlechte Tapir, jedoch nur mit Zweifel, beigesellt, indem er die Eigenthümlichkeiten in der Zahnbildung nachwies und sogleich vermuthete, daß die Entdeckung der Schneide- und Eckzähne noch wichtigere Merkmale an die Hand geben würde; denn die Backenzähne stimmen durch die viereckige Gestalt und die zwei quer über die Krone ziehenden, dachförmigen Querjoche fast völlig mit denen vom Tapir und Lophiodon überein, so daß nur jeder hinterste Backenzahn oben wie unten durch seine rechtwinklige Form und ganz ausgebildeten drei Querjoche, außerdem über die Stockzähne und die Form des Unterkiefers sehr bedeutend von denen der zwei andern Sippen abweichen.

Diese Reste hat man bis jetzt nur in den — meistens ältern — Tertiärgebilden Teutschlands und Frankreichs gefunden.

1) *D. giganteum.*

a) *D. giganteum* Kaup. Isis 1829. S. 401—404. mit Abbild.; und Jahrbuch 1830. I, 387—389. Voll Handb. S. 467—468.

b) *Tapir gigantesque*, espèce ou variété plus grande *Cuv.* oss. foss. II. I. 166. 167. 174. tab. IV. (neben pag. 222.) fig. 3. (u. vol. V. II. pag. 504.)

a) Derjenige Überrest, worauf Kaup sein Geschlecht basirt hat, ist ein Backen-Unterkieferast, woran zwar der Kronenfortsatz mangelt, jedoch die zwei hintern Backenzähne, der Stockzahn und noch ein vorderes Stück des linken Kieferastes mit dem Stockzahne erhalten sind. — Der Unterkiefer ist hinten fast gerade, verhältnißmäßig schwach, neigt sich vor dem vordersten Backenzahne in einem Bogen nach unten und dann wieder nach oben; der vordere Theil, woran keine Synchondrose wahrnehmbar, ist ausnehmend stark gebildet. Der Stockzahn, welcher nur etwa noch bei den Soricinen und Delphinus Desmaresti Risso's ähnlich vorkommt, sitzt in jener massiven Spitze des Kiefers und hat sich hier so ungeheuer entwickelt, daß zwischen seiner und seines Nachbars Wurzel kaum 9‴ Zwischenraum ist, so daß selbst in der Jugend kein Schneidezahn-Rudiment mehr zwischen ihnen Platz finden konnte. Diese Stockzähne sind von ovalem Durchschnitte, seitlich zusammengedrückt, an der Wurzel fast gerade, dann sanft aufwärts gebogen und endigen mit abgerundeter Spitze. Da sie seitlich nicht angeschliffen sind und folglich keine Schneidezähne des Oberkiefers auf sie eingewirkt haben, so mangelten diese entweder gänzlich, oder standen, wie bei Sorex, über den untern weg. Auch ein Rüssel konnte sich nicht zwischen jenen Stoßzähnen herabneigen, sondern höchstens gerade darüber hin stehen. Die Backenzähne dieses Unterkiefers, so wie andere, lose dabei gefundene, sind den von Cuvier beobachteten nach Vergleichung von Beschreibungen, Abbildungen und Gypsmodellen vollkommen ähnlich, und stehen denen von Tapir und Lophiodon, weniger jenen von Lamantin und Känguruh nahe, da sich zwei scharfe, dachähnliche Querjoche über die Krone ziehen. Ihre ganze Bildung ist nämlich rechtwinkelig wie beim Tapir, nicht schief wie beim Lophiodon, der hinterste Backenzahn des Unter- wie des Oberkiefers (letzteres nämlich nach der Analogie mit den folgenden Arten zu schließen) hat aber drei Querjoche, während diese beim Tapir deren auch nur zwei haben würden. — Auch Ref. besitzt lose Backenzähne von da. — Mit diesem Kiefer auf gleicher Lagerstätte sind noch viele andere Skelettheile derselben Thierart allmälig aufgefunden, jedoch noch nicht beschrieben worden. Hr. Galeriedirector Müller in Darmstadt hat sie lithographiren zu lassen versprochen, und die Ausmessung hat folgende Verhältnisse in Pariser Maß ergeben:

Länge des Unterkiefers	42″	6‴
Umfang des Knochens am Vordertheil	27	—
Länge des Stoßzahnes nach der oberen Krümmung	17	—
Umfang	13	2
Entfernung der Spitzen beider Zähne	4	—
Länge der ganzen Backenzahnreihe .	14	7
Länge des vorletzten Backenzahnes .	3	—
Breite desselben	2	8
Länge des letzten Backenzahnes . .	3	6
Höhe des Kiefers unter dem Gelenkkopf	13	9
Breite des Gelenkkopfs	7	4

b) Die zwei von Cuvier untersuchten, ganz jungen Backenzähne haben je zwei gekerbte Querjoche und dahinter noch einen Talon. Ihr Horizontaldurchschnitt ist fast quadratisch. Länge, Breite und Höhe der Krone = 3″ 2‴ : 2″ 7‴ : 1″ 8‴.

Nimt man nun, wie es bei fast allen Pachydermen eintrifft, die Länge des Unterkiefers zu der des ganzen Körpers = 1 : 5 an, so würde sich für dieses Thier eine Körperlänge von mindestens 18′ und dazu dann eine Höhe = 11′ ergeben, folglich mehr, als bei den amerikanischen Mastodonten.

Vorkommend a) zu Eppelsheim bei Ulzey in Rheinhessen in einer tertiären Sandlage, mit Säugethieren meist aus der ältern Tertiärperiode; b) theils zu Arbechan zwischen Mirande und Auch (Dept. du Gers) 6′ tief in einer Sandschicht und mit Quarzkörnern incrustirt, theils schwarz, mit feinem, gelblichem Ocker incrustirt.

2) Zähne mittlerer Größe.

a) *Rozier* im Journ. de Phys. 1773. I. p. 135—136. taf. I. fig. 1. 2.

Nr. 2. *Cuv.* oss. II. 1. p. 165. tab. II. fig. 2.
b) Nr. 6. *Cuv.* ib. 167. tab. III. fig. 7.
c) ? Nr. 4. *Cuv.* p. 166. tab. IV. fig. 4.
d) *De Joubert* in Mémoires de Toulouse III. 110. tab. VII — X.

Cuvier im Bullet. des scienc. an VIII. Nivos. mit Abbild.

Faujas essay de géologie II. 375.

Nr. 3. *Cuv.* oss. II. 1. 165 — 166. tab. V. fig. 1. 2.

Einige andere aufgefundene Bestandtheile, welche mit den vorigen im Übrigen sehr übereinstimmen, sind etwas kleiner als diese und größer als jene der dritten und vierten Art; doch müssen spätere Entdeckungen lehren, ob sie nicht zur ersten Species gehören, worüber Cuvier selbst in Zweifel gewesen.

a) Ein oberer hinterster Backenzahn mit drei Querjochen, welche noch nicht abgenutzt, sondern etwas gekerbt sind, und hinter (und vor?) welchen noch ein kleiner Talon ist; diese Joche haben eine schiefe und eine fast senkrechte Fläche. Die Länge und Dicke des Zahns und die Höhe der Joche = 3″ 6‴ : 2″ 9‴ : 1″ 6‴. Er existirte ehemals im Imbert'schen Kabinette, welches später nach Lyon kam, wo er aber nicht mehr aufgefunden werden konnte. Ein Gypsabguß in Paris. Wurde durch Gaillard zu Vienne in Dauphiné in 5 — 6 Toisen Tiefe gefunden.

b) Ein dem vorigen an Gestalt und Größe sehr ähnlicher, aber völlig abgenutzter Zahn von 3″ 3‴ Länge, 2″ 6‴ Breite. Zuerst in Faujas's, dann Rob. Bakewell's Samlung. Aus einem angeschwemmten Lande an den Ufern der Isère bei Grenoble.

c) Hiezu vielleicht noch der sehr abgenutzte und verstümmelte Zahn, Nr. 4. Cuv., von le Couserans bei St. Lary im Cominge von Gillet Laumont und Lelièvre.

d) Zwei verstümmelte Kieferhälften, jede mit fünf Mahlzähnen, welche einen Raum von 12″ 2‴ einnehmen. Sie sind etwas kleiner als die vorigen, aber noch immer größer als die folgenden, so jedoch, daß diese Verschiedenheiten vielleicht nur individuell sind, ohne daß man entscheiden kann, ob diese Zähne etwa zur vorigen oder folgenden Art kommen sollen. Der vorderste derselben scheint dreieckig gewesen zu seyn mit gleicher Oberfläche. Die folgenden 2, 3, 4 sind rectangulär, mit zwei Querjochen, verhältnißmäßig der Dicke um so länger, je weiter er nach hinten steht, so daß der dritte fast quadratisch ist und hinten schon einen deutlichen Talon hat und anscheinend sogar drei Querjoche besaß, so daß es wahrscheinlich noch ein Milchzahn ist. Er ist nicht ganz so dick, aber ebenso lang als der nachfolgende. Alle Joche dieser Zähne sind etwas bogig, von vorn concav, wie an den untern Backenzähnen beim Tapir, der vierte hat 2″ 3‴ Länge und Dicke, der fünfte fast 3‴ Länge und 2″ 3‴ Dicke. Im Joubert'schen, jetzt Marquis de Drée'schen Kabinette. Gefunden im J. 1783 im Cominge seitlich von Benig, 5 Stunden vom Schlosse Allan, am Louzefluß.

3) Kleinste Art.

a) Nr. 10. *Cuv.* oss. II. 1. 168. tb. VIII. fig. 1. 2. 3. 4.

b) Nr. 11. *Cuv.* oss. II. 1. 168. tb. IV. fig. 1. 2. 5.

Hieher einige Zähne u. a. Reste, wovon die ersteren nur ⅓ kleiner sind, als von der ersten Art, weßhalb Cuvier vermuthete, daß sie eine besondere Art bilden müssen.

a) Fünf mehr oder weniger erhaltene Backenzähne, welche mit einem an beiden Enden beschädigten Radius und dem unteren Kopfe eines andern gefunden worden. Ein hinterer Backenzahn, dem fünften der dritten Art sehr ähnlich hat drei Joche, zwei andere deren zwei, vorn und hinten noch einen Talon, wodurch sie den obern Backenzähnen des Tapirs ähnlich werden. Der größere davon ist 2″ 3‴, der kleinere (vordere?) 1″ 10‴ breit und dick, und letzterer mit den obern Backenzähnen des Tapirs dadurch noch mehr übereinstimmend, daß eine kleine Erhöhung am äußeren Rande beide Joche mit einander verbindet. Der Radius ist ohne die 2 Köpfe noch fast 13″ lang, unten 4″ 1‴ dick, oben dünner, und so kurz und rund, wie er sonst nur beim Tapir vorkommt, seine Größe stimmt zu der der Zähne, denn auch er ist 2⅔mal so dick als beim Tapir. — Pariser Samlung. Alle sind mit Mergel und gerollten Quarzkörnern incrustirt und zu Carlat-le-Comte (Dept. de l'Arriège) unter einer 5′ — 6′ mächtigen Sandschicht auf einer Sohle von Thonmergel gefunden worden.

b) Vier Backenzähne, wovon einer mit 3 Jochen ebenfalls genau jenem fünften (unter 2. d.) gleicht, aber nur 1″ 11‴ lang und 1″ 8‴ dick ist, zwei andere aber mit den zweien bei Sömmering (s. u.) sehr übereinkommen. Der vierte hat drei ganz getrennte Joche, welche gleich hoch gekerbt und nur an der hintern convexen Seite (also aus dem Unterkiefer) wenig abgenutzt sind. Er ist dabei schmäler als alle andere, vorn nur 1″ 7‴, hinten 1′ 3‴ breit und 2″ 3‴ lang, daher wahrscheinlich ein Milchzahn. Im Cabinet du Roi zu Paris. — Gefunden in einer Sandgrube zu Chevilly, 3 Stunden nördlich von Orléans auf dem geraden Wege nach Paris, mit Resten von Rhinoceros und Mastodon.

Außerdem kommt noch eine Anzahl ähnlicher Reste vor, aber zu einzeln, zu verstümmelt, um ohne Mittel genaueren Studiums sie besser classifiziren zu können.

A. Ein etwas beschädigter Backenzahn, nach der Zeichnung von 4″ Länge und 3″ Breite. Zu Lyon gefunden. In der Samlung Monconys's, dann Dr. Pestalozzi's in Lyon.

de Réaumur Mém. de l'Acad. 1715. pag. 183, 201 — 203. tab. VIII. fig. 17 — 18.

Nr. 1. *Cuv.* oss. II. 1. pag. 165.

B. Ein wahrscheinlich erster oberer oder unterer Mahlzahn, noch nicht angegriffen, in Größe etwa denen der dritten Art entsprechend, hinten 1″ 8‴, außen 2″ 2‴ messend, und längs des äußeren Randes mit einer wenig abgenutzten, kammartigen Einfassung versehen, welche vorn und hinten in eine stumpf kegelförmige Erhöhung endigt. Eine eben solche Erhöhung steht vorn und hinten auch am innern Rande, doch ohne Kamm dazwischen. Vielleicht jedoch von einem Lophiodon? Im Pariser Museum. In einem kalkigen Trümmergestein

mit Quarzkörnern und Muschelstücken von unbekannter Fundstätte.

Cuv. oss. II. I. pag. 173. tab. II. fig. 3. 4. 5.

C. Dazu oder zu einer neuen Art ein anderes Zahnstück, mit einem sehr niedrigen Querjoche und hinten mit einem höheren Talon. Von Orléans.

Cuv. oss. II. I. pag. 173. tab. VIII. fig. 7.

D. Ein Bruchstück eines Backenzahnes, zu Avaray, am südlichen Abhange der Ebene von Beauce, am Rande des Loirethales zwischen Mer und Beaugency (Dept. de Loire et Cher) gefunden.

Cuv. oss. II. I. pag. 168 — 169.

E. Ein Backenzahn mit noch einem Joche und einem Talon oben, einer 1″ 7‴ langen Wurzel unten. Die Krone ist 2″ 5‴ breit, noch (zerbrochen) 2″ lang und 2″ 3‴ hoch. Er ist bedeckt mit Eisenocker und Glimmer, und wurde 1773 gefunden in einer Sandgrube zu Fürth in Unterbaiern. Samlung der Münchner Akademie.

Mammuthzahn, J. Kennedy in den Abhandl. d. baier. Akad. 1785. IV. 29. tab. II. fig. 6.

Tapirzahn, Sömmering 1818 in der Münchn. Denkschrift. 1821. VII. 34 — 35. tab. II. fig. 5. 6.

Nr. 8. *Cuv.* oss. II. I. p. 167.

F. Einige Unterkinnladen mit Zähnen, welche den übrigen ganz gleich sind. Nicht genauer beschrieben. Im kaiserlichen Kabinet zu Wien. Gefunden am Feldsberg in Östreich gegen die mährische Grenze.

Sömmering a. a. O. S. 35. *Cuv.* l. c. p. 167.

Wenn ich nicht irre, finden sich auch ganze Tapirschädel in der Wiener Samlung.

Über noch andere, vielleicht hieher gehörige Reste vergl. den Artikel Tapir *). (*H. G. Bronn.*)

DEIOKES, Dejoces, Sohn des Phraortes, war der Stifter der ersten Dynastie der Könige im eigentlichen Medien, um 700 v. Chr. Um seiner Einsichten und Tugenden, besonders um seiner Gerechtigkeit willen ward er vom Volke zum Könige erwählt, und führte unter seinen Landsleuten eigentlich erst Civilisation ein. Er ließ die Hauptstadt Großmediens Ekbatana, ursprünglich mehr Burg, als Stadt erbauen, umgab sich mit einer Leibwache, führte ein Ceremoniel für sich ein und brachte Form in die Geschäfte. Nach einer 53jährigen Regirung folgte ihm sein Sohn Phraortes. Vergl. Medien. (Herodot. 1, 96. flg. Diod. Fragm.). (*H.*)

DEÏON (Δηΐων), 1) s. Deïmachos. — Er wird auch Deïoneus genannt. S. Verheyk zu Ant. Lib. 41. und Munker zu Hyg. 48. 189. Er war König zu Phokis, vermählt mit Diomede, des Xuthos Tochter, und Vater der Asteropeia, des Änetos, Aktor, Phylakos und Kephalos (Apollod. I, 7, 2.). — 2) Sohn des Herakles und der Megara (bei Apollod. II, 4, 11. §. 6 ist er nicht genannt, wol aber bei II, 7, 8. §. 9.). (*H.*)

DEÏONEUS (Δηϊονεύς), 1) Vater der Dia, mit welcher Ixion sich vermälte. Der Schwiegervater drängte diesen wegen der gebräuchlichen Brautgaben; da lud der Schwiegersohn ihn zu einem Gastmahl und stürzte ihn, dem nichts Arges ahnete, in eine mit glühenden Kohlen angefüllte Grube (Schol. Pind. zu Pyth. 2, 40.). Anderwärts wird der Schwiegervater Eioneus genannt (s. Munker zu Hyg. 155.). — 2) s. Deïon 1. — 3) Sohn des Eurytos, Königs von Öchalia. Ihm gab Theseus des Fichtenbeugers Sinnis Tochter Perigune, mit welcher er selbst den Melanippos erzeugt hatte, zur Gemahlin (Plut. Thes.). (*H.*)

DEÏOPEA, d. i. von kriegerischer Geberde, ist der Name einer Nereide bei Virgil (Ge. 4, 343.), welcher sie die Asische nennt, d. i. die Göttin der asischen Wiesen um den Kayster, der unweit Ephesus ausfließt. (*H.*)

Deïphobe s. Sibylla.

DEÏPHOBOS (Δηΐφοβος), 1) des Hippolytos Sohn, welcher den Herakles von dem Morde des Iphitos reinigte. Nach Apollodor (II, 6, 2.) lebte er zu Amyklä; der Scholiast Homers (II. 5, 392.) nennt ihn einen arkadischen König. — 2) Des Priamos und der Hekabe Sohn, einer der tapfersten Trojaner. Nachhomerische Sage ist es, daß er sich stets auf des Paris Seite befunden und die Auslieferung der Helena an die griechischen Gesandten verhindert habe (Dictys 1, 10.). Nach des Paris Tode bewarben er und Helenos sich zugleich um Helena; er erhielt sie, sei es, daß er sie mit Gewalt nahm (Eurip. Troad. 959.), oder daß sie ihm als Preis eines Kampfes zugesprochen wurde (Lycophr. 168. sq. Schol. ad Il. 24, 251.), weshalb Helenos Troja verließ und nachher verrieth. Bei der Eroberung von Troja war sein Haus das erste, welches Odysseus und Menelaos zugleich aufsuchten (Odyss. 8, 517.); nach Virgil (Aen. 6, 494. sq.) war es Helena selbst, die den Menelaos in das Schlafgemach des Helden führte, in welchem er grausam verstümmelt und ermordet wurde. Nach einer andern Sage erlegte ihn Palamedes in der Schlacht (Dares c. 28.); auch wird gesagt, daß Helena selbst ihn getödtet habe (Hyg. f. 140.). Vergl. Achilles, Helena, Helenos. (*H.*)

Deïphontes s. Agelaos und Temenos.

*) Literatur. *de Reaumur* observations sur les mines des Turquoises in: Histoire de l'academie royale des sciences de Paris, avec les mémoires etc. année 1715. Paris 1741. pag. 174 — 202. tab. VIII. fig. 17. 18. Ildef. Kennedy Abhandlung von einigen in Baiern gefundenen Beinen, in: Neue philosophische Abhandl. der baierschen Akademie der Wissensch. IV. München 1785. 4.) S. 1 — 48. taf. II. fig 6. *Rozier* description d'une dent fossile, in: Observations sur la physique, sur l'histoire naturelle etc. pour 1773. I. Paris 1784. 4. pag. 85 — 186. tab. I. fig. 1. 2. *de Joubert* in: Histoire et Mémoires de l'academie royale des sciences de Toulouse. III. 1788. 4.) pag. 110. tab. VII — X. *Cuvier* im Bulletin des sciences, an VIII. Nivose. J. S. v. Sömmering Bemerkungen über einige in der Naturaliensamlung der Akademie der Wissenschaften befindliche fossile Zähne rc. in: Denkschriften der königl. Akademie der Wissensch. zu München f. d. J. 1818 — 20. VII. München 1821.) Klasse d. math. Phys. S. 17 — 40. tab. II. fig. 5. 6. *G. Cuvier* recherches sur les ossemens fossiles. Nouv. Ed. vol. II. I. (1822). pag. 165 — 175. V. I. (1824). pag. 504. J. Kaup über Deinotherium giganteum. Isis 1829. S. 401 — 404. mit Abbild.; für's Jahrbuch f. Mineral. 1830. S. 387 — 389. F. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dresden 1829. 12. S. 59 u. 467 — 468.

DEIPNIAS, Ort in der thessalischen Landschaft Pelasgiotis, unweit Larissa. (Vgl. Thucyd. II, 22.) (*H.*)

DEIPNON (Δεῖπνον) ist bei den Griechen Bezeichnung der Hauptmahlzeit, wie bei den Römern Coena, welcher die Frühmahlzeit oder das ἄριστον (prandium) vorangeht. Sie wurde in der Regel erst spät gegen Abend genommen, und daher auch hier und dort mit δόρπος, welches eigentlich Bezeichnung der Abendmahlzeit ist, verwechselt. Wenn sich nun aber einige Stellen bei Homer finden, welche dieser Angabe insofern zu widersprechen scheinen, als hier das Deipnon offenbar nicht erst gegen Abend, sondern weit früher um eine Mittagszeit oder selbst noch früher genommen wird, so muß man immer bedenken, daß der Begriff der Hauptmahlzeit das Vorwaltende ist, während die Nebenbestimmung der Zeit, zu welcher sie genommen wird, natürlich oft von äußeren Umständen abhängig ist, welche, wie z. B. bei einem Heere, das in die Schlacht rücken will, es nöthig machen, nicht um die gewöhnliche Stunde des Nachmittags, sondern um eine frühere die Hauptmahlzeit einzunehmen, so daß also die Zeit nach den Verhältnissen und Umständen leicht variiren kann. Vergl. Nitzsch Anmerk. zu Homers Odyss. I. 124. — Ein Mehreres durch einander in Potter's Archäolog. II. S. 624. ff. (*Bähr.*)

DEÏPYLE (Δηϊπύλη), des Adrastos und der Amphithea Tochter, des Tydeus Gemahlin und Diomedes Mutter. (Apollod. 1, 9, 13.) (*H.*)

DEÏPYLOS (Δηΐπυλος), 1) ein von Jason mit Hypsipyle auf Lemnos erzeugter Sohn. Bei Apollodor (1, 9, 17.) heißt er Nebrophonos (oder Neurophonos); bei Statius (Theb. 6, 342.) Thoas; bei Hygin (f. 15.) Deïphilus. S. übrigens Hypsipyle. — 2) Begleiter des Diomedes vor Troja. (Il. 5, 326.) (*H.*)

Deir s. Derr.

DEIRADIOTES (Δειραδιώτης), Beiname Apollons zu Argos, weil sein Tempel mit seiner Bildsäule auf einer Höhe stand (von δειράς, δέρη, wie collum: Hals und Höhe). Daselbst war ein Orakel, dessen weissagende Priesterin eine reine Jungfrau seyn mußte, die alle Monate das Blut eines geopferten Lammes kostete und dadurch begeistert wurde. (Paus. 2, 24.) (*H.*)

DEISIDÄMONIE (Δεισιδαιμονία). In diesem Worte liegt seiner Zusammensetzung nach zunächst der Begriff der Furcht vor dem Dämonischen, d. i. Göttlichen, insofern das Wort δαίμων, das ursprünglich wol von θεός sorgfältig zu unterscheiden ist und schon nach Hesiod [1]) eine ganz andere Klasse von Wesen, als die Götter selbst, obschon diesen unmittelbar folgend und gleichsam die Mittelstufe zwischen den Göttern und Menschen bildend, bezeichnet, dann unzähligemal in dem Sprachgebrauche fast ganz gleichbedeutend mit θεός gebraucht und von diesem, zumal wenn es den Begriff der Gottheit im Allgemeinen enthält und nicht auf eine specielle, bestimmte Gottheit geht, nicht weiter unterschieden wird, demnach zur Bezeichnung derselben Ideen von Gottheit, als Schicksalsmacht, Fatum, gutes wie böses Geschick, also Glück, wie Unglück, und was daran weiter sich knüpft, gebraucht wird, überall wo der unsichtbare, verborgene Grund, der in der dunklen Macht der Gottheit liegt, angedeutet werden soll. Diese Furcht vor dem Dämonischen oder Göttlichen, welche zunächst in dem Worte Deisidämonie liegt, läßt sich vorerst in gutem Sinne auffassen, und ist auch wirklich so von den Alten aufgefaßt worden [2]) als Furcht d. h. als Achtung und Verehrung des Göttlichen, in Erfüllung aller Pflichten gegen die Gottheit und alles dessen, was die öffentliche Verehrung der Götter, also der Volkscultus und die Statsreligion angeordnet hat; obwol auch hier meist die Bedeutung des Wortes sich etwas im Allgemeinen hält und bald mehr bald minder in den eigentlichen Begriff der Furcht, d. h. der Angst vor der furchtbaren Macht des Göttlichen überstreift. Daher denn Erklärungen der Grammatiker, wie die des Hesychius von dem Worte δεισιδαίμων: ὁ εὐσεβὴς καὶ δειλὸς περὶ θεούς. Überhaupt ist der Begriff der Furcht das Vorherrschende, und zwar nicht der Gottesfurcht in dem Sinne, in welchem wir das Wort zu nehmen gewohnt sind, da Redensarten, wie φόβος θεοῦ oder φοβεῖσθαι θεόν erst in der spätern, kirchlichen Gräcität in diesem Sinne von Gottesfurcht vorkommen, während zur Bezeichnung dieses Begriffs von den alten Griechen lieber Ausdrücke, wie τιμᾶν, σέβεσθαι, εὐσεβεῖν oder die Adjective εὐσεβής, θεοσεβής und ähnliche gebraucht werden. Wir müssen daher bei dem Worte Deisidämonie vorzugsweise an eine solche Gottesfurcht denken, die nicht sowol als Frömmigkeit und vernünftige Ansicht oder Verehrung der Gottheit besteht, sondern als Furcht im eigentlichsten Sinne des Worts, als Furcht vor der übermächtigen, rächenden und strafenden Macht der Gottheit, die uns mit Angst und Zagen, mit wahrer Furcht erfüllt. Daher will Plutarch [3]) die Worte eines alten Dichters:

„Der Gottheit Macht bringt Furcht (φόβος) allein
dem Weisen nur"

dahin umgeändert oder vielmehr berichtigt wissen, daß man lese und schreibe:

„Der Gottheit Macht bringt Muth (θάρσος) allein
dem Weisen nur";

insofern Furcht den einfältigen, undankbaren und unverständigen Menschen trifft, weil er sich das göttliche Wesen, das Grund und Ursache alles Guten ist, als schädlich vorstellt und deshalb davor zagt und sich fürchtet.

Auf diese Weise geht der Begriff der Deisidämonie in den der nichtigen, übertriebenen Furcht vor der Gottheit über, welche von der wahren Gottesfurcht oder Gottesverehrung gerade das Gegentheil ist, und von uns als Aberglauben, von den Römern mit dem Ausdrucke superstitio bezeichnet wird. Und in diesem

1) S. z. B. Opp. et D. 122.

2) S. Wyttenbach zu Plutarchs Moral. II. S. 99.

3) In der Schrift: „Wie soll der Jüngling die Dichter lesen" cap. 12. am Schluß, nach meiner Übersetzung der Moralia. Bd. I. (Plutarchs Werke XX.) S. 98.

Sinne faßt auch Theophrast in seinen Charakteren [4]) die Deisidämonie auf, als δειλία πρὸς τὸ δαιμόνιον, und das Bild, das er uns von einem solchen Menschen liefert, welcher von der Deisidämonie ergriffen ist, gibt dazu die sprechendsten Belege. Der Abergläubische (ὁ δεισιδαίμων), sagt er unter andern, wäscht sich die Hände und besprengt sich mit Weihwasser, wo er aus dem Tempel heraus geht; läuft ein Wiesel am Wege, so geht er nicht eher weiter, als bis jemand drei Steine über den Weg geworfen hat; hat an dem Mehlsack eine Maus ein Stück weggefressen, so eilt er zu einem derer, der sich auf die heiligen Schriften versteht, und fragt ihn, was er thun soll, und ebenso wendet er sich, wenn er einen Traum gehabt, alsbald zu den Traumdeutern und Propheten, um von ihnen zu erfahren, zu welchem Gott oder zu welcher Gottheit er beten soll. Aus diesen und ähnlichen Zügen geht hinreichend hervor, was die Alten unter δεισιδαιμονία und δεισιδαίμων sich dachten. Die beste Belehrung darüber aber können wir aus Plutarchs noch vorhandener Schrift über diesen Gegenstand (περὶ δεισιδαιμονίας) gewinnen, müssen es aber immerhin sehr beklagen, daß die zahlreichen Schriften anderer alten Philosophen über denselben Gegenstand [5]), wie z. B. des Stoikers Antipater aus Tarsus, des Theophrastus, des Seneca, sowie des Menander Komödie δεισιδαίμων, aus welcher Plutarch muthmaßlich obigen Vers entlehnt hat, untergegangen sind. Plutarch stellt in jener interessanten Schrift, welche den Zweck hat, den Abergläubischen von seinen irrigen Vorstellungen von der Gottheit auf den rechten Weg zu führen und ihm richtige Begriffe von der Gottheit beizubringen, Unglauben (ἀθεότης Atheismus) und Aberglauben (δεισιδαιμονία) einander gegenüber [6]), insofern beide aus einer Quelle fließen, dann gleichsam verschiedenen Richtungen folgen; diese gemeinschaftliche Quelle ist Unwissenheit und Unerfahrenheit in göttlichen Dingen; woraus bei starken, kräftigen, hartnäckigen Gemüthern, wie aus einer auf rauhen Boden gesäeten Saat, die Frucht des Unglaubens empor keimt, bei sanften Selen aber, wie aus einer auf weichen Boden gesteckten Saat, der Aberglaube. Jener, der Atheismus, zeigt sich als eine irrige Ansicht [7]), als ein unrichtiges Urtheil, insofern er nichts für selig und unvergänglich hält, und dadurch die Sele in eine gewisse Apathie zu versetzen sucht, sein Zweck also, den er mit dem Läugnen der Existenz der Gottheit verbindet, darin besteht, daß er sich vor der Gottheit nicht mehr fürchtet. Der Aberglaube hingegen oder die Deisidämonie ist ein mit Leidenschaft verbundener, Furcht erzeugender Wahn, der den Menschen darniederschlägt, indem er wol glaubt, daß es Götter gebe, aber sie für schädlich und verderblich hält. Der Atheist ist unbeweglich in Absicht auf das Göttliche, der Abergläubische wird ergriffen und bewegt, aber nicht so, wie er es sollte, sondern auf eine verkehrte Weise. Die Unkenntniß flößt dem einen Unglauben in Beziehung auf das ein, was nützt, den andern bringt sie gar auf die Meinung, als sei es schädlich; daher der Atheismus ein irriger Grundsatz ist, der Aberglaube oder die Deisidämonie hingegen eine Leidenschaft, welche aus einem falschen Grundsatz entsteht. Auf diese Definition folgt bei Plutarch eine Reihe von ebenso interessanten als fruchtbaren Erörterungen, wobei er besonders auf den dem Worte Deisidämonie zu Grunde liegenden Begriff der Furcht Rücksicht nimt, die, eben weil sie unvernünftig ist, im Leben insbesondere in Unthätigkeit, Verlegenheit und Rathlosigkeit sich kund gibt, die Sele bindet und verwirrt [daher die mit δέος, δείδω verwandten oder vielmehr aus einer gemeinschaftlichen Wurzel abzuleitenden Ausdrücke δεῖμα und ähnliche [8])], was aber nirgends mehr hervortrit als in dieser wichtigen und übertriebenen Furcht vor dem Göttlichen, in der Deisidämonie oder dem Aberglauben, dessen Wesen, Natur und Charakter Plutarch aufs treffendste gezeichnet hat. Der Atheist, sagt er unter andern [9]), glaubt nicht an die Existenz der Götter, der Abergläubische (ὁ δεισιδαίμων) will zwar nicht glauben, glaubt aber gegen seinen Willen, denn er fürchtet sich, nicht daran zu glauben. Er möchte wol gern ebenso die Furcht wie ein Tantalus den Stein, der über ihm schwebt, entfernen, da er von ihr nicht weniger sich gedrückt fühlt; ja er würde den Zustand des Atheisten als Freiheit glücklich preisen. So aber ist der Atheist vom Aberglauben gänzlich frei, der Abergläubische aber fühlt sich zu schwach, um von den Göttern zu glauben, was er will; er ist es eigentlich, der den Atheismus entstehen macht und ihm dann, wenn er entstanden ist, eine Vertheidigung an die Hand gibt, welche freilich unrichtig ist, aber immerhin einigen Schein für sich hat, insofern nämlich das lächerliche und übertriebene, leidenschaftliche Wesen der Deisidämonie manche zu der Behauptung veranlaßt, es wäre besser, wenn es keine Götter gäbe, als solche, welche an Dingen der Art Gefallen und Behagen finden, und so kleinlich und empfindlich sich darstellen. So gibt es denn [dies sind die Schlußworte der herrlichen Schrift [10])] keine Krankheit, welche mit so vielen Irrthümern und Leidenschaften angefüllt und mit so entgegengesetzten und widersprechenden Ansichten vermischt ist, als die Deisidämonie oder der Aberglaube; daher muß man ihn vermeiden auf eine gefahrlose und uns zuträgliche Weise, nicht wie manche, indem sie einem Anfalle von Räubern, wilden Thieren oder einer Feuersbrunst unüberlegt und unbedachtsam entgehen wollen, in Abwege gerathen, die zu Schlünden und Abgründen führen. Denn gerade so fallen auch manche, die dem Aberglauben entgehen wollen, in einen rauhen und hartnäckigen Atheismus, indem sie die Frömmigkeit, die in der Mitte liegt, überspringen. (*Bähr.*)

DEISMUS ist der allgemeinsten Bedeutung nach diejenige Lehre von Gott, welche nicht auf eine göttliche

4) S. Nr. XVI. 5) S. Wyttenbach a. oben a. O. S. 998. 6) S. den Eingang cap. 1. 7) S. cap. 2. p. 477. Bd. IV. meiner Übersetzung.

8) S. ebendas. cap. 3. p. 478. 9) Ebend. cap. 11. am Schluß p. 494. 495. 10) Ebend. cap. 14. p. 497.

Offenbarung sich stützt, sondern durch eigenes Nachdenken vermöge des Gebrauches der Vernunft und des Verstandes gewonnen wird. In diesem Sinne fällt der Deismus mit demjenigen zusammen, was auch wol Vernunftreligion oder natürliche Religion genannt worden, und die christlichen Theologen haben das Unzulängliche desselben ins Licht gestellt, dessen Ergänzung und höhere Glaubensüberzeugung im Christenthum gegeben sei. In neuerer Zeit hat sich dieser Gegensatz mehr in den des Supernaturalismus und Rationalismus verloren, weil ersterer nämlich aus der Quelle göttlicher Offenbarung, letzterer aus Vernunftgründen seine Lehre schöpft. Doch ist zwischen Deismus und Rationalismus der Unterschied, daß dieser gewissen Vernunftprincipien gemäß die Offenbarung selber auszulegen und so den reinen Inhalt des Christenthums zu entwickeln trachtet, während jener alle Auslegung beseitigt und mit dem Inhalt geoffenbarter Lehre die Gemeinschaft ablehnt. Darum ist der Deismus mehr als ganz entschiedner Gegner einer geoffenbarten Religionslehre zu betrachten.

Was für Lehrsätze nun der Deismus aufstelle, wird von dem Gange der Vernunftspeculation abhängen, durch welchen er zu Stande gekommen. Er kann Naturalismus seyn, d. h. ein erstes Grundwesen (Natur) unter dem Namen der Gottheit voraussetzen, welches mit einer blinden, ihrer selbst nicht bewußten Kraft Erscheinungen in der Welt bewirkt und nach gewissen Gesetzen fortwährend thätig ist, ohne daß dabei an Vorsehung und einen moralischen Zweck der Schöpfung gedacht werden darf, oder die Menschheit unter einer besondern Leitung Gottes steht. Er kann aber auch eine Vorsehung annehmen und das höchste Wesen als seiner selbst bewußt in höchster Vollkommenheit und die Welt nach weisen Zwecken regirend voraussetzen. Hienach wird sich richten, ob der Deismus des Atheismus zu beschuldigen sei oder nicht; welche Beschuldigung im ersten Falle begründet seyn möchte, aber keineswegs im zweiten. Um diesen Unterschied zu bezeichnen, hat man in neueren Zeiten den ursprünglich gleichen Wörtern Deismus und Theismus eine eigenthümliche Bedeutung gegeben. Kant, dem andere gefolgt sind, sagt: „da man unter dem Begriffe von Gott nicht etwa blos eine blind wirkende, ewige Natur, als die Wurzel der Dinge, sondern ein höchstes Wesen, das durch Verstand und Freiheit der Urheber der Dinge seyn soll, zu verstehen gewohnt ist, und auch dieser Begriff uns allein interessirt; so könnte man nach der Strenge dem Deisten allen Glauben an Gott absprechen und ihm lediglich die Behauptung eines Urwesens oder einer obersten Ursache übrig lassen. Indessen, da niemand darum, weil er etwas sich nicht zu behaupten getraut, beschuldigt werden darf, er wolle es gar läugnen, so ist es gelinder und billiger zu sagen, der Deist glaube einen Gott, der Theist aber einen lebendigen Gott (summam intelligentiam.)." (Krit. der rein. Vern. S. 659.). (*Köppen.*)

DEISTEN sind Anhänger irgend einer Lehre von Gott, die sich nicht auf göttliche Offenbarungen stützt. Im weitesten Sinne wären dann alle Philosophen mit diesem Namen zu nennen, welche durch Vernunftspeculation den Gedanken eines höchsten Wesens bestimmten, besonders die heidnischen Philosophen, denen keine göttliche Offenbarung zu Theil geworden. Wollte man im engern Sinne Deisten und Theisten unterscheiden, (s. den Art. Deismus), so würden dann nur einige Philosophen — auch unter den Heiden — Deisten heißen, etwa diejenigen der ionischen und eleatischen Schule unter den Griechen, oder die Anhänger der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts, nicht aber Sokrates und Plato, ungeachtet diesen das Licht der Offenbarung fehlte. Das Christenthum hätte dann in der neuern Zeit für die Verbreitung des Theismus bedeutend eingewirkt, selbst bei solchen, welche in ihren Überzeugungen nicht entscheidend durch biblische oder kirchliche Lehre geleitet werden. Je mehr die Philosophen sich den Grundwahrheiten des Christenthums annäherten und dadurch Theisten würden, desto mehr müßte sich die Zahl der eigentlichen Deisten vermindern. (*Köppen.*)

DEISTLINGEN, ein kathol. Pfarrdorf im Oberamte Rottweil und Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg mit 1490 Einwohnern. Ruinen der Burg der ehem. Herrn von Deißlingen, und nicht weit davon der Bubenhof mit den Ruinen der Burg der Herren von Bubenhoven. (*Memminger.*)

DEIZISAU, ein evangel. Pfarrdorf im Oberamte Eßlingen und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg am Neckar mit 870 Einwohnern. Dabei lag die im J. 1292 zerstörte Burg Kersch. (*Memminger.*)

DEJANIRA. So nannten Chamisso und Schlechtendal (Linnaea I. p. 195.) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gentianeen und der ersten Ordnung der vierten Linnéschen Klasse, welche Martius schon früher Callopisma genannt, aber in einem einige Monate später erschienenen Werke (Nov. gen. II. p. 107.) erst bekannt gemacht hat und welche in Sprengels Cur. post. (p. 41.) zu Exacum gezogen ist. Char. Der Kelch glockenförmig, viertheilig, mit kielförmigen Fetzen; die Corolle trichterförmig, mit gleich weiter, cylindrischer Röhre, nacktem Rachen und viertheiligem Saume; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt; die Antheren mit zwei Ritzen und an der Spitze mit doppeltem Loche sich öffnend; die zweilappige Narbe steht aus der Corolle hervor; die Kapsel einfächerig, vielsamig, in zwei Hälften theilbar, mit einwärts gebogenen, die Mutterkuchen tragenden Klappen. Martius kennt zwei Arten, welche als perennirende, glatte Kräuter mit straffem, drehrunden Stengel, über Kreuz gestellten, ungestielten Blättern und straußförmigen, am Ende des Stengels stehenden, rosenrothen oder weißen Blüthen, in den brasilischen Provinzen St. Paul und Minas Geraes wachsen. 1) C. perfoliatum *Mart.* (l. c. p. 108. t. 183.) mit einfachem Stengel und ablangen, an der Basis mit einander verwachsenen Blättern. Dejanira erubescens und pallescens Cham. et Schl. (l. c. p. 196.) sind nur verschiedene Formen derselben Art, jene mit rothen Corollen und schmäleren Blättern, diese mit weißen Corollen und breiteren Blättern. 2) C. amplexifolium *Mart.* (l. c. p. 109. t. 184., Dejan. nervosa *Cham.* et *Schl.* l. c. p. 197.

mit oberhalb meist ästigem Stengel und ablang-lanzettförmigen, halbstengelumfassenden Blättern.

(*A. Sprengel.*)

Dejeania, Desvoidy (Insecta) s. d. Art. Myodarii.

Dejoces s. Deiokes.

DEJOTARUS (Δηϊόταρος), war zu der Zeit der römischen Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar eins der Oberhäupter in Galatien oder Gallogräcien, welche den Titel Tetrarchen führten. Deren gab es in den Mithridatischen Kriegen nur noch zwei, Dejotarus und dessen Schwiegersohn Kastor, den jener aber, um zur Alleinherrschaft zu gelangen, soll haben ermorden lassen (Strabo 12. p. 852). Plutarch erzählt von ihm, er habe auch alle seine Söhne umgebracht, um den erstgebornen desto größer zu machen (de Stoic. contr.). Sollten seine Ankläger bei Cäsar dies alles nicht geltend gemacht, und sollte bei dem Lobe, welches Cicero dem Dejotarus im Angesicht Cäsar ertheilte, dieser den Redner nicht der Unwahrheit beschuldigt haben? Sein Verhältniß zu seiner Gemahlin Stratonike (s. diese) spricht nicht für seine Grausamkeit, und sein Benehmen gegen seinen andern Schwiegersohn Bragitarus, den Cicero impurum hominem ac nefarium nennt, spricht nur für seine gerechte Strenge und Religiosität (de harusp. resp. 13.). Wie dem nun sei, Cicero's Zeugniß ist überall gegen jene. Er rühmt an ihm nicht nur viel wahrhaft Königliches (a. a. O.), nicht blos seine Klugheit und Tapferkeit, sondern auch seinen Charakter, den er wohl kennen konnte, da er des Dejotarus Gastfreund war und sein Sohn und Neffe eine Zeitlang bei dem jüngeren Dejotarus lebte (Cic. epp. ad Att. V, 17. ed. Schütz. III. 63.). Wollte man Cicero's Zeugniß indeß verdächtig finden, weil ihm während seines Proconsulats in Cilicien (703 d. St. R.) Dejotarus viele nützliche Dienste leistete und eine große Ergebenheit bewies; so wird man doch wenigstens das, was Cicero fast überall, wo er seiner gedenkt, wiederholt, als giltig anerkennen müssen, daß Dejotarus gegen Roms Senat und Volk die größte Treue und Ergebenheit bewies (a. a. O. und Epp. ad Div. XV, 4. ed. Schütz. I, 158.), wofür ihm der Titel eines Königs und die Herrschaft über Kleinarmenien zuerkannt wurde. Da er aber auf des Pompejus Seite gestanden und diesem die möglichste Unterstützung gewährt hatte, so war Cäsar ihm sehr abgeneigt, zumal da er sich ihm während seines Consulates sehr günstig bezeigt hatte, wie ihm Cäsar selbst vorwarf (Hirt. de bello Alex. 67 fg.). Ungeachtet er nach der Pharsalischen Schlacht alles that, um sich Cäsarn geneigt zu machen, so scheint doch des Brutus eindringliche Beredsamkeit nöthig gewesen zu seyn, um Cäsars Groll zu mildern (Cic. epp. ad Att. XIV, 1. ed. Schütz. VI, 7.). Cäsar nahm ihm einen Theil von Galatien und Kleinarmenien (Cic. de divin. 2. Dio Cass. 42, 45.). Zwar schrieb er ihm nachher, er solle ohne Kummer seyn, es werde alles gehen wie er wünsche, scheint aber nichts desto weniger einen Groll gegen ihn fortwährend genährt zu haben. (Quis enim cuiquam inimicior, quam Dejotaro Caesar? — Cic. or. Phil. II. 37.). Darauf baute nun auch des Dejotarus Enkel Kastor, als er nach Cäsars Ankunft in Rom daselbst erschien, und auf das Zeugniß eines Sklaven gestützt seinen Großvater anklagte, er habe die Ermordung Cäsars, als dieser das Gastrecht bei ihm genoß, beabsichtigt gehabt. Gegen diese Anklage ist die Vertheidigungsrede gerichtet, welche Cicero vor Cäsar in dessen Palaste hielt (Orat. pro Dejotaro. Wegen Cicero's eigenem Urtheil über diese Rede s. Cicero Thl. 17. S. 223.). Cäsar ließ die Sache unentschieden. Nach Cäsars Tode sendete D. zwar Gesandte an Antonius, um das ihm Entrissene wieder zu erkaufen (Epp. ad Att. XIV, 12. ed. Sch. VI, 28.), es scheint aber, daß er es ohne Zahlung wieder genommen habe (Or. Phil. a. a. O.), woraus sich auch erklärt, warum er von der Partei des Antonius zu der des Augustus überging (Plut. Anton.). Sein ältester Sohn, dem der Senat auch den Königstitel zugestanden hatte (epp. ad Att. V, 17. ed. Sch. III. 63.) starb noch vor ihm, und so erlosch mit ihm sein Geschlecht.

(*H.*)

DEKADIK ist dasjenige Zahlensystem, dessen Grundzahl zehn ist (s. Zahlensystem). Die nach diesem Systeme ausgedrückten Brüche (künstliche Brüche) werden Decimalbrüche genannt. Daß dieses System fast bei allen bis jetzt bekannten Völkern der Erde das übliche und darum auch in deren Sprachen so fest verwachsen ist, daß es nicht leicht möglich seyn würde, statt seiner ein anderes in Gebrauch zu bringen, hat seinen Grund höchst wahrscheinlich in der Anzahl der Finger. So wie nämlich der Mensch seine Längenmaße ursprünglich fast alle von Gliedern seines Körpers und deren Gebrauche entlehnt hat (z. B. Fuß, Zoll, Schritt, Spanne, Klafter u. s. w.): so war es ihm natürlich, beim Abzählen gleichartiger Dinge seine Finger als Versinnlichungsmittel für die zu bestimmende Anzahl zu gebrauchen, wie dies auch durch manche Redensarten angedeutet wird (z. B. „das kannst du dir an den Fingern abzählen", „er sieht aus, als könne er nicht fünf zählen" u. dergl.). Einzelne Völker sollen indessen dennoch nach andern Systemen die Zahlen aufzufassen gewohnt gewesen seyn, z. B. eine thrakische Völkerschaft nach der Tetraktik (s. Tetraktik) zufolge Aristot. Problem. Sect. 15, 3.; und die Jaloffen am Senegal nach dem pentadischen System. Montucla Hist. des mathém. Nouv. édit. T. I. p. 44—46.

(*Gartz.*)

DEKADISCHE ZAHL oder Decimalzahl heißt jede nach dem dekadischen Zahlensysteme ausgedrückte ganze oder gebrochene Zahl. Über die Bezeichnung dieser Zahlen s. den Artikel Ziffern.

(*Gartz.*)

DEKAN, Deccan, die indische Halbinsel. Der Sanskritname ist Dakschina, d. h. Süd, und dieser tritt schon in dem griechischen Zeitalter deutlich hervor; der Verf. vom Periplus Maris erythr. [1]) kennt nämlich die Westküste, oder die von Barygoza südwärts hinunterlaufende Küstenstrecke unter dem Namen Δαχιναβάδης, und bemerkt dabei ausdrücklich, daß in der Landessprache der Süden Δάχανος heißt. In ältern Schriften führt sie auch die Benennung Dwiva (Deu, Diu) d. h. Insel, und nach Wilfords kühner Muthmaßung war sie es auch, ein vom Meere umspültes Land. Dakschina erscheint, in

1) *Vincent*, Peripl. III. p. 108.

schärfem Gegensatz gegen die Ganges-Länder, der Schauplatz der Kämpfe der Hindus, in den beiden ältesten epischen Gedichten der Nation als ein unbekanntes, wildes, romantisches Fabelland, eine Welt für sich; hier hauset das Volk der Affen und der Bären unter seinen Königen und Beherrschern, sowie der Zauberfürst der Rakschusas auf der noch ferneren Wunderinsel Lanka (Ceilon). Bei Hinduischen Erdbeschreibern erstreckte sich der Name Dekan nur auf den Länderstrich zwischen Nerbudda und Krischna, und bezeichnete also die südlichste Subah des Mongolenreiches [2]), denn weiter südwärts, jenseits des Krischna, reichten nie seine Grenzen; in demselben Sinne wird noch in Nordindien dieser Name genommen. Nur europäische Geographen dehnen ihn auf die ganze Halbinsel aus. Der älteste unabhängige Beherrscher Dekans war Sultan Allah ud Din Hussein Kangoh (1337—1357), Gründer der Bhament-Dynastie, deren Sitz in Kalberga war. Als dies mächtige Reich im J. 1518 zerfiel, löste es sich in folgende Staten auf: Bedshapur oder Adil Schahi, Golkonda oder Kuttub Schahi, Berar oder Ommand Schahi, Ahmednuggur oder Nizam Schahi und Bider oder Bired Schahi. Schon ehe Aurengzeb den Thron bestieg, untergrub er viele Throne dieser Patan-Fürsten; als er aber zur Regirung gelangte, vollendete er im J. 1690 die Unterjochung des Ganges und theilte Dekan in folgende Subahs: Khandesch, Aurungabad, Bider, Heiderabad, Bedshapur, Berar, Gundwana und Orissa. Jetzt aber traten die Mahratten, ein bisher kaum gehörter Name, hervor und beschäftigten ihn sein ganzes Leben hindurch. Was sein gewaltiger Geist nur mit Mühe zusammenhalten konnte, löste sich unter seinen schwachen Nachfolgern völlig auf. Die Mahratten und der Nizam theilten sich in die Herrschaft, bis die Briten seit dem J. 1803 sich Eintrit auch in das Innere der Halbinsel erzwangen, und seit dem J. 1817 den größten und besten Theil in Besitz nahmen. — Wir nehmen hier Dekan in dem weitesten Sinne, darunter also auch die Südhälfte der Halbinsel inbegriffen, und geben hier eine allgemeine geographische Skizze; fernere Erörterungen sind unter den einzelnen Rubriken nachzusuchen. — Ihrer Gestalt nach ist sie ein Dreieck; ihre nördliche Einfassung ist das in der Mythologie berühmte Vindhiagebirge, das in dreifachen, mit einander parallel fortziehenden Bergstufen, — Vindia-chal, die Panna-Kette und die Bandalrgebirge [3]) — in das Tiefland der Dschumna heruntersteigt. Ihre beiden übrigen, dem Meere zugewandten Seiten werden auch von Gebirgen gebildet, beide werden Ghats genannt, haben aber, außer dem Namen, wenig mit einander gemein. Schroff, kühn und waldbekrönt erhebt sich der westliche Ghat an der Mündung Tapti's und zieht, nahe an dem Meere sich haltend, bis 11° nördl. Br. hinunter gegen Süden. Hier ist die berühmte, 13 geogr. Meilen breite Erdspalte oder Öffnung [4]), Gap [5]) genannt; südwärts erhebt sich wieder das Küstengebirge und umzieht eine eigene Halbinsel. Einen ganz andern Charakter aber hat der östliche Ghat: er ist weit weniger hoch (überhaupt nur 3000 Fuß), mehr zersplittert, meistens nackt, wüst und [illegible], doch ohne die erhabene Majestät seines westlichen Namensverwandten; auch hält er sich von dem Meere in einer größeren Entfernung. Die größeren Ströme entquellen auf dem Westghat, fließen die ganze Halbinsel durch und brechen sich durch die Schluchten des Ostghat, so Godaveri, Kistna oder Kuschna und Kaveri. Tapti ist hier der einzige (denn Nerbudda gehört Hindostan zu), welcher eine entgegengesetzte Richtung von O. bis W. nimt. Mit Ausnahme der Küstenländer liegt die Hauptmasse Dekans innerhalb der Hochebene und bildet ein Tafelland von mäßiger Erhöhung; es ist zwar nicht höher als 3 bis 5000 Fuß, reicht aber hin, einen bedeutenden Unterschied in der Luftwärme und den organischen Naturerzeugnissen, im Gegensatze mit dem brennenden Küstenlande oder dem schwülen Gangesgebiete, nicht aber unter diesen Breitengraden eine der Entwickelung des Gewächslebens nachtheilige Kälte hervorzubringen. Im Binnenlande [6]) unter 17° Br. geht die Wärme in den drei kältesten Monaten selten über 7° Cels., sinkt aber oft zu 1° hinunter; doch ist auch die Hitze in den andern Monaten nichts weniger als gelind und erreicht wol 32° [im März] [7]) und darüber. Hat man die Grenzmauern überstiegen, so wird der, welcher nur das übrige Indien kennt, sich in eine andere Weltgegend versetzt glauben, so verändert ist hier alles: Luft, Jahreszeiten, Natur, Vegetation, ja der Mensch selbst. Daß die Ghats als Wetterscheiden in den beiden Küstenländern auf eine ganz eigenthümliche Weise die Witterung vermitteln, ist allgemein bekannt; der SW.-Munsun bewirkt nämlich an beiden Küsten vom Mai bis Sept., bringt aber ganz entgegengesetzte Witterung hervor; in Malabar ist er anfangs mit Donner, immer mit ungeheuren Regengüssen begleitet, während Koromandel von einer unausstehlichen, austrocknenden Hitze leidet; derselbe Wind, der an jener Küste Thieren und Menschen ein erquickendes, kühles, verjüngendes Frühlingsleben einhaucht, wird an dieser wie ein giftiger, glühender Samum gefühlt, dessen Dünste niemand ohne Lebensgefahr einathmen darf. Wenn aber im Oct. der NO.-Munsun eintrit, bringt er auf der Ostküste Regen, der doch gewöhnlich mäßig ist, auf der Westküste aber Dürre und Trockenheit mit. Das Binnenland dagegen nimt Theil an den Munsunen der beiden Küstenländer, hat also zwei Regenzeiten, aber der Niederschlag ist hier sanft, wie Europa's Frühlingsregen, und die gewöhnlichen Verrichtungen des Lebens werden dort, wie an den Küsten, nicht unterbrochen. Ein Hauptzug der Physiognomie des Binnenlandes ist kahle Nacktheit; es ist eigentlich kein Gebirgsland, doch auch keine lombardische Ebene, sondern

2) *Orme*, Hist. of military Transact. in Indostan. London 1763. T. I. p. 1. 3) *J. Franklin* in Transact. of the As. Soc. London 1826. Vol. I. p. 259. Diese Bergzüge heißen auch Ghats.

4) *Fr Buchanan*, Journey. T. II. p. 316. Ritter, Erdkunde. I. 766. 5) Auch im Schwedischen findet sich dies Wort mit derselben Bedeutung vor. 6) Wallace, Denkwürdigk. von Indien. Frankf. 1826. S. 305. 7) Heber's Reise. Th. 1. S. 461.

vielmehr eine große wellige Fläche, von niedrigen Bergketten und Hügeln durchzogen. Die Fruchtbarkeit ist nur mäßig, aber sie findet sich überall ein, wo die Bewässerung nicht fehlt. Dabei ist das Land weit gesunder als die Gestade. Auf der Hochebene gedeihen nicht mehr die hitzigen Gewürze Malabars, als Pfeffer und Zimmt, noch der Kokosnußbaum und der Bananus. Dagegen zeigen sich europäische Gemüse und Agrumen, wie Orangen und Granaten, Pfirsiche, Weintrauben, deren Cultur freilich eine größere Aufmunterung verdiente; überhaupt schickt sich das Land für europäische Landwirthschaft; es wird hier viel Reis gebaut, aber noch mehr Waizen und Mais; Baumwolle und Zuckerrohr sind Stapelwaren. Indeß erinnern die Areapalmen, der wildwachsende Ingwer, die Mangobäume, der hie und da gepflanzte Kaffeebaum an eine südliche Breite. Das Pferd, das in dem heißeren Indien schnell ausartet, gedeiht hier ziemlich gut, und ihm verdanken die Mahratten, wie noch die Sikhen am Indus, die Wahabiten Hindostans den Sieg auf ihren eiligen Räuberzügen. Freilich können sich die Mahratten selbst, die ehemaligen Herrscher des Hochlandes, nicht an Körpergröße, würdiger Haltung und kriegerischem Adel mit den Radschputen, den Bewohnern des Hochlandes Indiens, vergleichen; aber den schwächlichen, kleinmuthigen Bewohnern des Tieflandes gegenüber, sind sie ein stämmiger, ausdauernder Menschenschlag. — Die Halbinsel breitet sich zwischen 7° 56′ bis 24° 48′ nördl. Br. und zwischen 86° 9′ bis 104° 52′ östl. Länge aus, und enthält 24,740 geogr. QM. [8]), die von etwa 50 Mill. Menschen bewohnt werden. Die alte (mongolische) geographische Eintheilung besteht noch, wiewol mit häufig veränderten Grenzen; so zerfällt das eigentliche Dekan in folgende Provinzen [9]): Gundwana, Orissa, die nördlichen Circaren, Khandesch, Berar, Bider, Heiderabad, Aurungabad und Bedschapur; dann kommen die Provinzen im Süden von Kistnah: Canara, Malabar, Kotschin, Travankore, die Balaghaut (the Balaghaut ceded Districts), Meissur, Coimbatur, Salem und Barramahal, und Carnatik.

(*Palmblad.*)

DEKAPOLIS (Decapolitana regio, a numero oppidorum bei Plinius) lag auf der Ostseite vom Jordan, in dem weiten Bezirke von Peräa. Aus einer unrichtigen Auffassung von Mark. 7, 31. setzen andere den ganzen District auf die Westseite des Jordan, wogegen schon Lightfoot (Opera Tom. II. p. 417 sq.) aus Plinius und Josephus das Gegentheil behauptete, welches durch ein ausdrückliches Zeugniß des Eusebius [1]) unterstützt wird. Nur Skythopolis, welches entschieden diesen Städten beigezählt wird, lag auf der Westseite des Jordan. Doch ist es wahrscheinlich, daß diese Stadt in späterer Zeit beide Ufer des Jordan einnahm, und daß wenigstens ihr Gebiet auf der Ostseite des Flusses lag [2]), wodurch jede Schwierigkeit, welche den ausdrücklichen Zeugnissen entgegen zu stehen scheint, wegfällt. Dem Namen Dekapolis begegnen wir aber erst um die Zeit des N. T. und etwas später herab, bis endlich die bestimmtere Eintheilung der asiatischen Besitzungen in römische Provinzen (ganz Peräa wurde zu Arabia gerechnet) auch diesen Namen wieder bis auf wenige Spuren verdrängte. Zur Zeit der althebräischen Königreiche findet sich nichts davon, denn zu der Absonderung jener sogenannten Zehn-Städte gab der Umstand die Veranlassung, daß die aus dem Exil zurückgekehrten Juden jene Städte von Heiden (Syrer und Griechen) besetzt fanden, denen sie dieselben nicht zu entreißen im Stande waren, sondern sich nur geduldet neben denselben ansiedeln konnten [3]). Deutlich ist das Verhältniß noch zur Zeit der Makkabäer in Skythopolis 2. Makk. 12, 29 ff. Josephus nennt daher wenigstens Gadara und Hippos [auch Gaza] [4]) bestimmt Hellenenstädte (Antiq. 17, 11, 4. B. J. 2, 6, 3.), und die in der evangelischen Geschichte gegebene Notiz von der Schweinezucht der Gadarener (Mark. 5, 13. Luk. 8, 32.) ist ein unzweideutiger Beweis, daß die Stadt nicht blos von Juden bewohnt war. Es gelang zwar dem sonst schwankenden Waffenglücke des Alexander Jannäus, mehre der Dekapolitenstädte an sich zu bringen, namentlich Dium, Skythopolis, Gadara (Hippos, Gerasa), und die unglücklichen Bewohner von Pella mußten ihre Anhänglichkeit an die vaterländischen Götter mit der Zerstörung ihrer Stadt büßen (Jos. Antiq. 13, 15, 3. 4. vgl. B. J. 1, 4, 2. 8.). Allein Pompejus trennte sie wieder vom jüdischen Reiche, gab sie ihren früheren Besitzern zurück, stellte sie unter die Eparchie von Syrien und machte sich, mit Gabinius, vielfach um die Wiederherstellung derselben verdient (Ant. 14, 4, 4. B. J. 1, 7, 7. 8, 4.). Später erhielt Herodes mit mehren Küstenstädten auch einige von Dekapolis (Gadara und Hippos Ant. 15, 7, 3. vergl. 10, 2.), allein nach dem Tode des Herodes trennte Augustus diese Hellenenstädte auf immer vom jüdischen Reiche, und sie blieben unter römischer Oberherrschaft (Ant. 17, 11, 4. B. J. 2, 6, 3.). Noch im letzten römisch-jüdischen Kriege zeigt sich die jüdische Bevölkerung der Dekapolitenstädte als der bei weitem schwächere Theil, und die meisten dieser Städte werden, angefeindet von den Juden (Jos. vita c. 9. 65. 74.), Schauplätze gegenseitiger blutiger Gräuelthaten, welche die verzweifelte Nation bis zu ihrem Untergange begleiteten (B. J. 2, 18, 1. 3—5.). Die Dekapolis hat übrigens nie eine zusammenhängende Landschaft ausgemacht, wenn gleich jede Stadt ein besonderes Stadtgebiet mit dazu gehörenden Dörfern (Jos. vit. 9.) besessen hat. Die Zehn-Städte bilden nur ein Ganzes in Bezug auf gewisse Gerechtsame und Vorzüge, welche sie, ungewiß, ob schon von den syrischen Königen, entschieden aber von den Römern genossen. Sie lagen in einer schönen, fruchtbaren

8) Hassel vollst. Handb. d. Erdbeschr. Weimar 1822. Bd. XIV. S. 360. 9) *W. Hamilton*, Descript. of Hind. ... P. 1., dessen East-Ind. Gazetteer. I. 483.

1) S. dieses mit anderen aus Plin., Joseph. und Epiphan. bei Reland Paläst. S. 203. und Wetstein zum N. T. Th. 1. S. 284.

2) S. Mannert Geogr. der Gr. und R. Th. 6, 1. S. 230. (2. Ausg.) vergl. mit S. 251., Röhr Palästina. S. 146 f. 3) S. Talmud bei Lightfoot a. a. O. S. 412. §. 2. 4) Nicht Gerasa, wie fälschlich Rosenmüller Handb. der bibl. Alterthumskunde. Bd. 2, 2. S. 12. angibt.

(geschätzt sind die kleinen Oliven von Dekapolis, Plin. N. H. 15, 4.) Gegend und zeichneten sich vor andern durch Bevölkerung, Betriebsamkeit, durch hellenische Sitten, Cultus und griechischen Kunstsinn aus. Daher entstanden in diesen Städten seit Pompejus die herrlichsten Bauten, Amphitheater, Tempel, Bäder, Säulenhallen und andere Produkte der Architektur (mit Inschriften aus Hadrians und Mark Aurels Zeit), deren großartige Überreste, trotz aller Verwüstungen im Mittelalter, immer noch den Forscherfleiß Seetzens, Burkhardts und Buckinghams auf überraschende Weise zu belohnen im Stande waren. Kein Wunder daher, wenn sich auch andere Städte anzuschließen suchten. Zu dieser Annahme scheint theils das Schwanken zu berechtigen, welches über die Anzahl der hieher zu ziehenden Städte schon Plinius (N. H. 5, 16.) angibt, theils der Umstand, daß Stephanus Byzantinus (unter Gerasa) wirklich τεσσαρεςκαιδεκάπολις gebraucht, was Salmasius (ad Solin. p. 435.) ohne hinreichenden Grund emendirt wissen will. Zugleich geht aber auch hieraus die Unmöglichkeit hervor, alle jene Städte bestimmen zu können, welche man ehedem zu Dekapolis gerechnet hat. Nach Plinius [5]), welcher die gewöhnlichste Ansicht geben will, erstreckt sich Dekapolis sehr weit nach Norden, denn er rechnet nicht bloß 1) Damaskus, sondern auch 2) Rhaphana, bei andern Raphaneä [6]), am nördlichen Ende des Libanon dazu. Die südlichste Ausdehnung gibt 3) Philadelphia, auch von Josephus B. J. 2, 18, 1. neben andern Dekapolitenstädten genannt, gegen welche sich die empörten Juden wandten. Ferner rechnet Plinius hieher 4) Skythopolis, das alte Beth-Schean, die südlichste Grenzstadt von Galiläa (Jos. B. J. 3, 3, 1.), nach Josephus die größte Stadt in Dekapolis (B. J. 3, 9, 7.), woraus hervorzugehen scheint, daß er Damaskus nicht mit zuzählte. 5) Gadara und 6) Hippos, wahrscheinlich Susitha der Talmudisten, dessen Einwohner zum größten Theile aus Heiden bestanden (s. Lightfoot a. a. O. S. 226. 418.). Beide Städte werden auch von Josephus zu Dekapolis gezählt; denn als Justus von Tiberias die Dörfer der genannten Städte abgebrannt hatte (vita 9.), so beschweren sich die Einwohner der Dekapolis darüber beim Vespasian (ebend. 65. 74). 7) Dion, Stadt Cölesyriens bei Stephan., wird von Josephus wenigstens oft neben Gadara genannt. 8) Pella, Grenzstadt von Peräa bei Josephus B. J. 3, 3, 3., deutlich von Epiphanius (adv. haer. l. 30, 2., de mens. et pond. c. 15.) zu Dekapolis gerechnet. 9) Gerasa (nicht Galasa), zu dieser Städtezahl von Stephan. Byz. gezählt, vergl. mit Jos. B. J. 2, 18, 1. u. a. 10) Canatha, bei Jos. B. J. 1, 19, 2. Stadt Cölesyriens. Aus Ptolemäus (5, 15.), der die meisten dieser Städte, theilweise entstellt, ebenfalls unter Cölesyrien nennt, läßt sich für die Bestimmung von Dekapolis nichts gewinnen, da der Zusatz in einigen Mscpt., durch welchen Ptolemäus ohnehin 18 Ortschaften hieher rechnen würde, nicht hinlänglich sicher gestellt ist, zumal dieses ganze Capitel vielfache Corruptelen erlitten hat. Es muß daher auch dahin gestellt bleiben, so wahrscheinlich es an sich ist, ob Ptolemäus Capitolias zu Dekapolis gerechnet habe, welches Mannert (S. 249.) unbedingt hieher zieht. Den meisten Anstoß in dem Kataloge des Plinius gaben aber immer Damaskus und Rhaphana, und man ist vielfach bemüht gewesen, andere Städte an die Stelle derselben zu setzen. Lightfoot (S. 419 f.), sich stützend auf talmudische Stellen, schlägt vor Kaphar [illegible] mach, Beth-Gubrin, Kaphar-Karnaim und Cäsarea Philippi zu Dekapolis zu rechnen; Cellarius (II, [illegible]) stimmt für Cäsarea Philippi und Gergesa; Mannert (S. 254.) will außer Capitolias noch Gadora (oder mit d'Anville) Abila hieher ziehen; andere noch anders. Es ist übrigens möglich, daß mehre der hier vorgeschlagenen Städte zu Dekapolis gehört haben, und wahrscheinlich, wenn die oben geäußerte Vermuthung wahr ist. (Tuch.)

Dekaprotoi s. Decemprimi.

DEKATEPHOROS, Beiname Apollons zu [illegible], entweder weil ihm der zehnte Theil von der Kriegsbeute gebracht wurde, oder weil seine, ägyptischen Schnitzbildern gleichende, Bildsäule aus dem Zehnten einer Beute errichtet war (Paus. 1, 42.). (H.)

DEKELEIA, Stadt in Attika, unweit des Parnes, 120 Stadien von Athen und ebenso weit von der böotischen Grenze entfernt [1]), gehörte nach dem [illegible] zu den von Kekrops gegründeten 12 Städten [2]) und behauptete als solche ihre Unabhängigkeit, bis Theseus ganz Attika zu einem State umformte [3]). Als die Tyndariden ihre von Theseus geraubte Schwester Helena wieder aufsuchten, verriethen die Dekeleer den Aufenthalt derselben und erhielten zur Belohnung dafür von den Spartanern verschiedene Vergünstigungen und Ehrenbezeugungen, die ihnen in der ersten Zeit des peloponnesischen Krieges noch zum Vortheile gereichten, indem die Spartaner ihre Stadt verschonten [4]). Im 19ten Jahre des peloponnesischen Krieges befestigte Agis, des Archidamos Sohn [5]), auf den Rath des Alkibiades, der damals als Verbannter in Sparta lebte [6]), Dekeleia und fügte den Athenern von dort aus großen Schaden zu, theils durch häufige Excursionen in Attika, theils durch Hemmen der Communication mit Euböa, welches den Athenern einen großen Theil ihres Getreidebedarfs lieferte [7]). Daher heißt auch die zweite Hälfte des peloponnesischen Krieges der dekelische Krieg, wie der [illegible] von dem Urheber desselben den Namen des Archidamischen erhalten hat [8]). — Unter den Produkten von Dekeleia zeichnete sich besonders der Weinessig aus [9]). — Als Demos gehörte es zu dem Stamme Hippothoontis.

(Dr. Grotefend.)

5) Der Text der Stelle ist aber mehrfach corrumpirt, worüber *Salmasius* ad Solinum S. 435. gelehrt commentirt hat. 6) S. Wesseling zu Hierokles S. 712. Mannert a. a. O. S. 336.

1) Thukyd. VII, 19. 2) Strabo IX, 1, 20. [illegible] 3) Thukyd. II, 15. 4) Herodot. IX, 73. und Wesseling zu dieser Stelle. 5) Thukyd. VII, 19. [illegible] Thukyd. VI, 91. VII, 18. Cornel. Nep. Alkib. 4. [illegible] Thukyd. VII, 27 ff. Xen. Hellen. 1, 1, 33. Diodor. Sik. XIII, 72. 8) Demosth. gegen Eubul. S. [illegible] und unter den Lexikographen bes. Etymol. magn. und [illegible] guer. s. v. Δεκελεικὸς πόλεμος. 9) Athen. Deipn. II, 67. e.

DEKEN, Agathe, eine ausgezeichnete holländische Dichterin und Verfasserin mehrer Romane, die nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch außer demselben mit besonderem Beifall aufgenommen sind und zu den vorzüglichsten Originalwerken und Zierden der holländischen Nationalliteratur in neuerer Zeit gehören. — Sie ist schon einmal in diesem Werke vorgekommen, nämlich in Gemeinschaft mit Elisabeth Bekker (s. dies. Artikel, Sect. I. Th. VIII. S. 396.), und ist hier nur nachzuholen, was besonders ihre Person betrifft. Sie war geboren im J. 1741 am 10. December in der Nähe des Dorfes Amstelveen, unweit der Stadt Amsterdam. Ihre Eltern waren wohlhabende Landleute, die aber durch Unglücksfälle herunterkamen und in Armuth starben, indem sie ihre Tochter, kaum drei Jahre alt, hilfsbedürftig zurückließen. Hierauf nahmen die Vorsteher des Waisenhauses der Rhynsburger Kollegianten, einer kleinen protestantischen Nebensekte in Holland, wozu indeß Agathens Eltern nicht gehört hatten, blos aus edelmüthigem Mitleid das verlassene Kind in diese zu Amsterdam befindliche Anstalt auf und ließen es sorgfältig erziehen und unterrichten. Ihr Charakter erhielt hier eine so ernste und fromme Stimmung, und in ihrem Gemüth wurzelten die Grundsätze der strengen Moral, die ihre Schriften aussprechen, zugleich aber gewann sie bei den freisinnigen Kollegianten in den Glaubenslehren die liberalen Ansichten, wovon ebenfalls ihre Schriften zeugen. Schon als Waisenmädchen gab sie besondere Beweise von einer vorzüglichen Liebe und Anlage für die Dichtkunst, so daß dadurch einige der vornehmsten Glieder der Amsterdamer literarischen Gesellschaft Diligentiae omnia sich bewogen fanden, ihr zu ihrer ferneren geistigen Ausbildung behilflich zu seyn. Im Verfolg kam sie als Gesellschafterin zu einer Jungfrau Maria Bosch, deren Eltern sie zum Beistand dieser ihrer kränklichen Tochter zu sich ins Haus nahmen. Die beiden jungen Frauenzimmer harmonirten ganz an Geist und Gesinnung, und Maria, ebenso sehr als Agathe, liebte und übte die Dichtkunst. So lebten sie in zarter Frömmigkeit und gegenseitiger Liebe einige Jahre zusammen und beschäftigtigten sich mit religiöser Poesie, bis Maria im J. 1773 in einem Alter von 32 Jahren starb. Agathe gab hierauf im J. 1775 von ihren und ihrer verstorbenen Freundin Gedichten eine Samlung heraus, unter dem Titel: Stichtelyke (erbauliche) Gedichten van M. Bosch en A. Deken, die sehr günstig aufgenommen wurden. Agathens Gedichte in dieser Samlung tragen das Gepräge eines ernsthaften Gemüths und einer aufrichtigen Frömmigkeit; sie sind geist- und herzvoll und andachterweckend. Ausgezeichnet darunter sind: Eusebia, of the godvruchtige Dienstmaagd, worin sie sich selbst schildert und ein Trauergedicht auf den holländischen Historiographen Jan Wagenaar (st. 1773). Sehr rührend besingt sie auch das Krankenbette und fromme Ende ihrer Freundin Maria. — Nach deren Tode lebte sie eben nicht in günstigen Umständen; doch wurde ihr der erlittene Verlust wieder vergütet, indem sie von der Witwe des Predigers Wolff, Elisabeth Bekker, nach dem Absterben ihres Mannes 1777 am 29. April eine Einladung erhielt, um im Verfolg ihre Gesellschafterin zu seyn. So begab sie sich alsbald zu derselben und lebte mit ihr zusammen in der innigsten Freundschaft, erst in Ryp und dann mehre Jahre in Beverwyk, auf dem angenehmen Landhause Lommerlust. Obgleich beide von großen Geistestalenten, waren sie von einem sehr verschiedenen, fast contrastirenden Charakter; die Wolff war lebhaft, fröhlich und zur Satyre geneigt, die Deken dagegen sanft und ernsthaft. Dennoch lebten diese beiden Frauenzimmer 28 Jahre lang in einer ungestörten Harmonie und fast beispiellosen, treuen Freundschaft. — In diesem schönen Zusammenleben wurden sie die Schöpferinnen des holländischen Originalromans, und schrieben mit einander die in dem Artikel Bekker angeführten Werke. Zugleich aber verfaßte die Deken auch einige Stücke ganz allein und für sich besonders, namentlich: de Tranen, gestort voor Bellamy; de voorregten van den Godsdienst, und noch andere, die alle sehr verdienstlich sind. Auch sind, außer diesen durchaus eigenen Arbeiten der Deken, von den von ihr und ihrer Freundin gemeinschaftlich verfaßten Werken die Brieven van Abraham Blankaart, wo nicht ganz, doch größtentheils von ihr, und ebenso die naiven, froh- und durchaus reinsinnigen Oeconomische Liedjes. Haag 1782. 3 Bände. 8.

Zur Zeit der holländischen Mißhelligkeiten zwischen dem Erbstatthalter Wilhelm V. und den sogenannten Patrioten, hielten Agatha und ihre Freundin es mit den letzteren und führten auch gelegentlich für sie die Feder. Als nun im J. 1787 die Preußen in Holland einrückten, hielten sie es für rathsam, mit andern Gegnern der statthalterischen Partei nach Frankreich auszuwandern. Sie nahmen ihren Aufenthalt in Trevoux und lebten daselbst sehr angenehm, besangen auch die dortige Gegend in einigen malerischen Gedichten, die im J. 1789 im Haag unter dem Titel: Wandelingen door Bourgogne ans Licht traten. Als aber nachher in Frankreich die Schreckensperiode erfolgte und auch an ihrem sonst stillen und friedlichen Aufenthaltsorte die Guillotine ihr blutiges Spiel trieb, kam insbesondere die Wolff in große Gefahr. Sie wurde vor den Blutrath gefodert und entging nur durch ihre große Geistesgegenwart und gewandten Antworten dem Mordbeil. Zugleich hatte ein treuloser Freund in Holland, dem die Wolff ihr ganzes bedeutendes Vermögen, und auch die Deken ihre ganze zu Geld gemachte Habe anvertraut hatte, sie beide auf eine trügerische Weise darum gebracht, so daß sie in Frankreich, wenn nicht eine dort gefundene, treue und edle Freundin sich ihrer freundlich und thätig angenommen hätte, in die äußerste Verlegenheit gerathen wären.

Nach der in Holland im J. 1795 erfolgten Umwandlung der Dinge kehrten sie dahin zurück und nahmen ihren Wohnsitz im Haag. Doch war das Vaterland ihnen seit der langen Abwesenheit fremd geworden; ein neues Geschlecht war aufgetreten, das der französischen, wie nicht weniger der neuen batavischen Freiheit huldigte, daran die beiden Freundinnen eben keinen Geschmack fanden. Zu ihrer vormaligen literarischen Thätigkeit verging ihnen dadurch die sonstige Lust, die erlittenen Widerwärtigkeiten hatten ihren Geist getrübt, auch begann

nen bereits die körperlichen Kräfte zu sinken. Die Wolff beschäftigte sich blos mit Übersetzen, doch lieferte die Deken auch seitdem noch einige ursprüngliche Werke, namentlich: Myne Offerhande aan het Vaderland, noch immer lesenswerth; Liederen voor den Boerenstand, Leyden 1804. 8., die als klassisch betrachtet werden, und zuletzt Liederen voor Kinderen, nicht lange vor ihrem Tode. Auch erhielt von ihr das neue Gesangbuch der Mennoniten zu Haarlem (Christelyke gezangen en liederen) mehre treffliche Beiträge. In allen diesen Stücken entfalten sich wahre dichterische Anlagen, eine sanfte, ernsthafte Gemüthsstimmung und eine innige Frömmigkeit.

So verlebten die beiden Freundinnen ihre letzten Jahre in stiller herzlicher Gemeinschaft, bis endlich der Tod zuerst die Wolff aus den Armen der Deken wegriß, den 5. November 1804. Die letztere wurde dadurch so tief in ihrem innersten Leben erschüttert, daß man ihren Tod als eine Folge davon ansehen muß. Anfangs war sie gelassen und schien ruhiger, als die Freunde dachten, die sie trösten wollten; aber schon der folgende Tag warf sie auf das Krankenbette; schnell schwanden ihre Kräfte, und sie starb bereits am neunten Tage nach ihrer Freundin, am 14. November 1804, worauf sie zwei Tage nachher auf dem Kirchhofe zu Scheveningen an der Seite derselben beerdigt wurde. Sie zeichnete sich ebenso sehr durch ihr edles Betragen, durch ihr reines Herz, durch ihre ungeheuchelte Frömmigkeit und allgemeines Wohlwollen aus, als durch die vorzüglichen Anlagen ihres Geistes. Ihr Verhalten als Freundin war musterhaft und ist über alles Lob erhaben. Sie begleitete die Wolff in die weite Fremde, theilte ihre Bedürfnisse und Schicksale, verließ selten ihr Krankenlager, versagte sich alle Vergnügungen, und in dem Maß, worin die Leiden ihrer Freundin zunahmen, mehrte sich ihre Treue. Sie hatte aber auch die Freude, ihre Liebe durch die herzlichste Zuneigung und Dankbarkeit erwiedert zu sehen. Sie gehörte zur reformirten Confession, doch mit weniger strengen dogmatischen Ansichten. Die Abtheilung der batavischen Gesellschaft für Sprache und Dichtkunst zu Amsterdam feierte am 14. März des nächstfolgenden Jahres das Gedächtniß der beiden verdienstvollen vaterländischen Dichterinnen, wobei der remonstrantische Professor Kongnenburg ihnen eine Lobrede hielt, und der geist- und geschmackvolle Dichter M. C. van Hall ein schönes Gedicht vortrug. Und allerdings verdient Agathe Deken nicht nur als eine der verdienstlichen Schöpferinnen des holländischen Romans, sondern auch als sittliche, fromme und reine Religions- und Volksdichterin in ihrem Vaterlande ein fortdauerndes Andenken und einen hohen Nachruhm *).

(*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Dekeris f. Schiff.
Dekka f. Dakka.

DEKKER de, Jeremias, ein berühmter holländischer Dichter, aus der Zeit des frühern Aufblühens der holländischen Poesie, in dem ersten Jahrhundert der jungen selbständigen Republik, nach Beendigung der Revolution, welche die vereinigten Niederlande von Spanien trennte. Solche entscheidende Zeiten pflegen auch einen besonderen Aufschwung des Geistes nach sich zu ziehen und neue Blüthen der Literatur und der Kunst zu erzeugen. Holland besaß bis zu jener Epoche nur platte Reimereien, durchspickt mit fremden Worten, oder sonstige, zum Theil unverständliche Lehrgedichte, in welchen nur hin und wieder einige wenige echt poetische Funken durchschimmern. Nun aber, in der ersten, kräftigen Jugendperiode der neuen holländischen Republik, traten in derselben mehre Männer auf, die sich in Poesie und Prosa als talentvolle Schriftsteller auszeichneten. Die Grundlage dieser früheren ästhetischen Bildung in Holland waren die alten griechischen und römischen und insbesondere auch die neuern italiänischen Klassiker. — Zu den vorzüglichsten Männern aus jener Periode gehört Jeremias de Dekker, ein damals ausgezeichneter Dichter. Alle seine Werke tragen das Gepräge einer echt poetischen Anlage und eines gereinigten Geschmacks, und man rechnet ihn zu den klassischen holländischen Dichtern seiner Zeit.

Er war geboren zu Dortrecht, im Jahr 1609 oder 10. Sein Vater Abraham de Dekker war gebürtig von Antwerpen (1582) und stand erst im Militärdienst, worin er die Stadt Ostende gegen den Erzherzog Albert drei Jahre lang mit vertheidigte. Dann nahm er die reformirte Religion an, verheirathete sich mit Maria van den Bremden, und ließ sich erst zu Dortrecht, dann zu Amsterdam als Krämer nieder, worauf er endlich an letzterem Orte Mäkler wurde. Er verstand Lateinisch, war mit der Geschichte vertraut, und ein Mann von Belesenheit, Geschmack und erprobter Bravheit. Viel Sorge wandte er auf die Erziehung seiner sechs Kinder, und insbesondere auch auf die Ausbildung seines ältesten Sohns Jeremias, der schon sehr früh poetische und sonstige besondere Geistesanlagen verrieth. Er suchte ihn bereits in der ersten Jugend auch zu merkantilischen Geschäften anzuleiten, womit sich indeß der Sohn nicht begnügen wollte. Vielmehr beschäftigte sich dieser in seinen Nebenstunden mit wissenschaftlichen Studien, wobei zugleich auch sein Vater ihm Führer war, und insbesondere lernte er ohne alle Anleitung und blos durch Bücher, die lateinische, französische, italiänische und engländische Sprache, und übte sich darin durch Übersetzen, unter andern auch der Geschichte des Älius Sejanus von P. Matthieu, die er nachher verbesserte und 1661 herausgab. Zugleich suchte er seine Muttersprache gründlich kennen zu lernen und schrieb zu seinem eigenen Gebrauch eine holländische Grammatik. Er besaß einen lebhaften Verstand und ein ungemein starkes Gedächtniß; aber das

*) Quellen: *Witsen-Geysbeek* Biographisch Woordenboek der nederduitsche Dichters. I. Deel. Amsterd. 1821. p. 351. II. Deel, Amst. 1822. p. 142. etc. VI. Deel, Amst. 1827. p. 544. etc. — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek II. Deel, Zütph. 1821. p. 500.

vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl. Ungeachtet seiner großen Liebe zu den Wissenschaften, mußte er, da sein Vater älter wurde und kränkelte, die Sorge für den Bestand des Hauswesens fast ganz allein wahrnehmen, und verzichtete deswegen auf die Freuden des ehelichen Lebens. Seine vorzüglichste Nebenbeschäftigung war indeß die Dichtkunst. Sein erstes größeres Produkt in derselben war eine Bereimung der Klaglieder des Jeremias. Dann folgten Übersetzungen aus dem Horaz, Ovid, Lucrez, Juvenal, Persius, Martial, Ausson, Sannazar, Prudenz, Buchanan und Owen. So wie das Gefühl den vorzüglichsten Theil seines Temperaments ausmachte, so wurde es auch der Hauptcharakter seiner Gedichte. Er nährte es insbesondere an der zarten Flamme der Liebe zu seinen Eltern und Geschwistern, und an dem Altar der Religion. Daher sind seine schönsten Gedichte diejenigen, die seine Familienverhältnisse betreffen, unter andern eine Elegie auf den Tod seines Vaters (1658), an seine Mutter gerichtet, und ganz vorzüglich eine Elegie an seinen Bruder, da dieser zu Batavia gestorben war. Beide Gedichte sind höchst rührend und im Ausdruck meisterhaft, sind auch von dem Prof. Siegenbeek in Leiden, in seinen Proben der niederteutschen Dichtkunst, als Muster mit aufgenommen. Besonders schön sind auch seine Gedichte auf den Tod Christi, unter dem Gesamttitel: de goede Vrydag (der Charfreitag); sowie auch ein paar andere innig gefühlte Poesien, betitelt: Morgenstord (die Morgenstunde) und Lentelied (Frühlingslied). Bei seinem empfindungsvollen Gemüth empörte ihn die harte Behandlung der Waldenser in Piemont, und mit sehr starken, kräftigen Farben schrieb er ein Gedicht über die Verfolgung derselben, das auch zu seinen schönsten lyrischen Arbeiten gehört. So wie er sich nun als Elegiker und Lyriker auszeichnete, so gelangen ihm auch verschiedene satyrische Gedichte und Epigramme. Zu den ersteren und besten derselben gehört sein Lof der Geldzucht, ein musterhaftes Seitenstück zu des Erasmus Lob der Narrheit, worin die Geldbegierde, wie bei Erasmus die Narrheit, redend eingeführt wird und den Werth des Geldes ironisch beweiset. Auch seine Epigramme, 740 an der Zahl, obgleich nicht zu seinen vorzüglichsten Erzeugnissen zu rechnen, tragen dennoch den Stempel des wahren, ursprünglichen Dichters und fanden zu ihrer Zeit viel Beifall. Auch Sonette hat er geschrieben, die zum Theil nur schwach sind, wovon aber doch einige sich durch Genialität auszeichnen, z. B. ein Sonett an den Prinzen Moriz. Alle seine Gedichte haben außer der tiefen Empfindung, wodurch sich die meisten auszeichnen, für seine Zeit eine ungemeine Eleganz, die sonst, wie bekannt, im 17. Jahrhundert, im Gebiet der schönen Wissenschaften zu den Seltenheiten gehörte.

De Dekker war nicht sehr geneigt, seine Gedichte drucken zu lassen. Doch gab er endlich auf Zureden mehrer Freunde im J. 1656 eine Samlung derselben heraus, gedruckt zu Amsterdam bei Colom. Sie war bald vergriffen und ist jetzt sehr selten, so daß sie in Holland auf Auctionen um einen hohen Preis verkauft wird. Es folgten 1659 und 1702 neue und vermehrte Ausgaben. Die beste ist unter dem Titel: Rymoefeningen van *de Decker*, door M. Brouerius *van Nidek*, met het leven des Dichters. Amst. 1726. 2. Thl. 4.

Dekker starb im J. 1666, sowol wegen seines moralischen Charakters, als auch wegen seines vorzüglichen Dichtertalents und der daraus hervorgegangenen poetischen Werke eine besondere, schöne Erscheinung seiner Zeit *). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DEKKER (Künstler). 1) Franz, geb. zu Harlem 1684, wurde von Romeyn de Hooghe und Bartolomeo Engels in der Malerei unterrichtet. Unter den vielen Bildnissen der angesehensten Personen seiner Vaterstadt, welche er verfertigte, ist die Tafel der Regenten im großen Pfrundhause sein vorzüglichstes [1]). — Jacob de D., in den Niederlanden geboren, erhielt in Rom, wo er sich ausbildete, den Namen Guldenreigen [2]). — 3) Johann, ein Niederländer, dessen Geburtsort und Jahr unbekannt sind, war ein trefflicher Landschaftsmaler; sein Colorit ist wahr, die Wirkung gut und die Behandlung kräftig. — Von Cornelius Dekker wissen wir nur, daß er schöne Landschaften malte, die Figuren aber von andern Künstlern ausführen ließ [3]).

(*A. Weise.*)

DEKNATEL, Johannes, ein gelehrter Theolog der Mennoniten, dergleichen in der ältern Geschichte dieser kleinen Kirchengesellschaft, an deren Entstehung Fanatismus, übertriebener Religionseifer, einseitige Vorstellungen und Mangel an gründlichen Kenntnissen einen großen Antheil hatten, sich nicht sehr viele besonders hervorgethan haben. Die meisten Prediger unter den Mennoniten in älterer Zeit waren unstudirte Personen, nur Männer von einer vorzüglichern religiösen Kunde und Begeisterung, größtentheils durch sich selbst gebildet. Nur einige wenige besaßen Sprach- und wissenschaftliche Kenntnisse. Zu diesen gehörte Deknatel. Er wurde geboren zu Norden in Ostfriesland im Jahr 1697. Sein Vater war ein dortiger Bürger, zu der mennonitischen Gemeinde gehörend, die sich daselbst schon im 16. Jahrhundert neben der großen lutherischen Hauptgemeinde gebildet hatte, und auch noch jetzt, obgleich sie nur klein ist, in verschiedenen, zum Theil wohlhabenden Mitgliedern ungestört fortdauert. Deknatel widmete sich dem geistlichen Stande und besuchte zu dem Ende in seiner Geburtsstadt die dortige lateinische Schule, welcher damals der Magister Leutholf, ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, als Rector vorstand. Dann studirte er in den Niederlanden bei den mennonitischen Lehrern, die mit wissenschaftlichen Kenntnissen ihres Fachs versehen waren, und

---

*) Quellen: *Witsen - Geysbeek* Biographisch Woordenboek der nederduitsche Dichters. II. Deel. Amsterd. 1822. p. 114. etc. — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek. II. Deel. Zütphen 1821. p. 302. — und andere zerstreute Notizen.

1) *van Gool* T. 2. p. 49. 2) *Houbraken* T. 3. p. 102. 3) Mannlich Beschr. der Gemäldes. zu München 2c. T. 1. p. 128.

einzelne, zum geistlichen Stande bestimmte Jünglinge ihres Glaubens unterrichteten. Er wurde, nachdem er in einigen kleinern Gemeinden das Lehramt verwaltet, zuletzt Prediger bei der mennonitischen Gemeinde zu Amsterdam, der größten und blühendsten seiner Kirchengesellschaft, wo er sich auch mit dem Unterrichte der Jünglinge von seiner Kirchengesellschaft, die Prediger werden wollten, beschäftigte, zu welchem Unterricht im Jahr 1735 zu Amsterdam ein eigenes theologisches Seminarium errichtet wurde, woran denn seitdem auch Deknatel einer der ordentlichen Lehrer war. Er starb daselbst 1759 am 22. Januar. — Außer verschiedenen Predigten schrieb er: Aanleiding tot het christelyke Gelove, 1747; und Menno Simons in 't Kleine, 1753 †). (Dr. *Gittermann.*)

DELA. Unter diesem Namen stellte Adanson diejenigen Arten der Pflanzengattung Athamanta als besondere Gattung auf, deren Früchte haarig und tief gefurcht sind. Haller und Mönch begriffen sie unter dem Namen Libanotis. (*A. Sprengel.*)

DELAHAYE, Guillaume Nicolas, einer der vorzüglichsten französischen Landkartenstecher, war 1725 zu Paris geboren, wo sein Vater dieselbe Kunst trieb und der Lehrer seines Sohnes wurde. Von diesem hat man gegen 1200 Karten und Plane, die wegen ihrer Genauigkeit, Reinheit, der geschmackvollen Einrichtung und des ganzen gefälligen Ansehens allgemeinen Beifall fanden. Er hat alle Karten zu d'Anville's Werken gestochen, und dieser berühmte Geograph zeichnete ihn vor Andern aus. Der Atlas von Mannevillette und der größte Theil von Robert de Vaugandy's Karten sind ebenfalls von ihm gestochen. Ferner die Plane der Campagnes de Maillebois en Italie, die Karte der Alpen von Bourcet, der Grenzen zwischen Frankreich und Piemont, der Diöcese von Cambray, des Waadtlandes, des Genfergebiets 2c. Das Meisterwerk, die große Carte des chasses du roy aux environs de Versailles, hat er angefangen. Als er den 25. Februar 1802 zu Charenton starb, hinterließ er mehre geschickte Schüler, die rühmlich in seine Fußstapfen traten *). (*Baur.*)

Delambre s. die Nachträge zu D.

Delametherie s. Metherie.

DELANY, Patrik, ein irländischer Gottesgelehrter, Sohn eines armen Pachters, geboren um 1680, kam in das Trinitatis-Collegium zu Dublin, erhielt eine Lehrstelle an demselben und wurde Doctor der Theologie. Eine Zeitlang bekleidete er das Amt eines Kanzlers der beiden Kathedralkirchen zu Dublin, legte aber diese Stelle wegen Streitigkeiten nieder und lebte von einer Präbende der Kathedralkirchen, bis er 1768 starb. Unter den Gottesgelehrten seiner Zeit stand er wegen seiner gründlichen Kenntnisse und als Vertheidiger der Offenbarung gegen die Angriffe Tiedals, Morgans, Bolingbrokes und anderer Freidenker in Achtung und Ansehen, konnte aber über die Gegner um so weniger einen Sieg erlangen, da er zu beweisen suchte, daß Alles wichtige und würdige Bestandtheile der göttlichen Offenbarung wären, was die Bibel von Isaaks Opferung, von Jakobs Arglist, von Josephs Unschuld, von Bileams Esel, von Davids Verbrechen, von Paulus Mantel 2c. erzählt. Seine Beurtheilungskraft stand daher mit seiner Gelehrsamkeit in keinem richtigen Verhältniß. Die bekanntesten unter seinen Schriften sind: Revelation examin'd with candour. Lond. 1732; 1735. Vol. II. 8. Teutsch v. H. C. Lemker. Lüneb. 1738. 8. Reflexions upon polygamie. Lond. 1737. 8. Teutsch. Danzig 1742. 8. Historical account of the life and reign of David, King of Israel, interspersed with various conjectures, digressions and disquisitions. Lond. 1740. Vol. III. 8. Teutsch (mit vielen Anmerkungen) von C. E. v. Windheim u. Vorr. von Mosheim. Hannov. 1748. 3 Bde. 8. Als Prediger wurde er vorzüglich geschätzt, und seine Sermons (1744; 1754) sind auch ins Teutsche übersetzt worden von J. D. Miller. Leipz. 1747. 8. Mit Swift stand er in freundschaftlicher Verbindung, und in dessen Werken findet man auch einige Gedichte von ihm. — Seine zweite Gattin, eine Tochter des Lord Landsdowne, zeichnete sich als Malerin aus. Man hat von ihr eine Flora oder Samlung von 980 sehr gut gemalten Pflanzen *). (*Baur.*)

DELARIA. Eine von Desvaux (Annal. des sc. nat. IX. p. 404.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen (Gruppe der Sophoreen) und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch fünfzähnig, scheidenartig, verwelkend; der Wimpel der Schmetterlingscorolle größer als die übrigen Blättchen, meist offenstehend; der Fruchtknoten gestielt oder ungestielt; die Narbe spitz; die Hülsenfrucht lang, wenigsamig. Die beiden Arten, welche Desvaux kennt, sind Sträucher mit abwechselnden, einfachen Blättern. 1) *D. ovalifolia* Desv. (l. c. t. 52., Cassia simplicifolia Desv. journ. de bot. 1814. p. 72.) in Brasilien und 2) *D. pyrifolia* Desv. (l. c. t. 53.) in Guinea. (*A. Sprengel.*)

Delas s. Diala.

DELATIO, DELATORES. Beide Ausdrücke sind abzuleiten von deferre nomen, eigentlich den Namen (eines Andern) angeben beim Prätor, um die Befugniß zu einer gerichtlichen Klage gegen denselben zu erhalten; erfolgte diese Befugniß, nahm der Prätor den Namen (und damit also die Klage) an, so begann der Rechtsstreit oder Proceß [1]). Insofern auf diese Weise die *Delatio* (nominis) eine Klage bewirkte, wird dann der Ausdruck auch für die Anklage selber genommen, in ähnlicher Weise wie *postulatio* und *postulare* [2]). Der Ausdruck *Delator* findet sich besonders häufig in den spä-

†) Quellen. Reershemius Ostfriesländisches Predigers-Denkmal. Aurich 1765. S. 609. — *Rahusen* Lyk-en Kerk-Reede ter Gedachtenis van Marcus Arisz. Aurich 1785. p. 47. 48. — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek. II. Deel. Zütphen 1821. p. 390.

*) Gaspari's u. Bertuchs geograph. Ephemer. 1802. Jul. 71. Biogr. univ. T. X. (von Auguis).

*) Götters gel. Europa. 3. Th. 430. Beiträge zur Hist. d. Gelehrs. 3. Th. 239. Lemkers Vorr. zu der oben gen. Übers.

1) S. Clav. Cic. s. v. deferre. Vom Prätor, welcher die Klage annimt, heißt es dann: recipit nomen. 2) S. Clav. Cic. s. v. postulare vergl. mit Corte zu Cic. ad Famil. VIII. 6.

tern Zeiten Roms seit der Periode des Augustus, wo bereits dieser in der Folge so berüchtigt gewordene Name vorkommt, um einen öffentlichen Angeber zu bezeichnen, welcher von einem begangenen Verbrechen der betreffenden Behörde die Anzeige macht und den Schuldigen angibt. Durch eine besondere Belohnung, welche durch die Lex Papia Poppaea [3]) solchen Menschen für ihre Anzeige zugesichert war, hatte Augustus die wohlwollende Absicht, Übertretung dieses Gesetzes zu verhüten und sorgfältige Wachsamkeit zu veranlassen. Aber bald artete, unter Tiberius, dies auf eine furchtbare Weise aus, indem sich nun eine Classe von Menschen bildete, welche als Auflaurer und Polizeispione eines argwöhnischen und grausamen Tyrannen durch falsche Angaben jeder Art das Wohl der Familien und die Sicherheit aller rechtlichen Bürger, insbesondere der Reicheren und Angesehenen, gefährdeten. So konnte wol Tacitus [4]) von dieser Classe von Menschen sagen: Delatores, genus hominum publico exitio repertum et poenis quidem nunquam satis coercitum, per praemia eliciebantur. Kein Haus, keine Familie war nun sicher oder frei von der Gefahr, einer schändlichen Anklage, die meist Tod oder Verbannung oder Verlust des Vermögens nach sich zog, zu unterliegen, da die Delatores zugleich zu Werkzeugen eines furchtbaren Despotismus dienten, als ein Mittel, um auf einem scheinbar rechtlichen Wege sich derjenigen zu entledigen, die durch Reichthum, Ansehen oder Redlichkeit und Uneigennützigkeit des Charakters vor den übrigen hervorragten. Daher die Anklage insbesondere auf das Verbrechen der beleidigten Majestas oder des Hochverraths sich erstreckte. „Unter dem Kaiser Tiberius, sagt Seneca [5]), war die Wuth, Leute in Anklagestand zu versetzen, häufig und fast allgemein, und dies setzte den Bürgern, ohne daß sie die Waffen gegen einander trugen, schwerer zu als aller Bürgerkrieg. Man fing die Aussagen von Trunkenen auf und die unschuldigsten Scherze. Nichts war sicher, jede Gelegenheit zu wüthen war erwünscht. Und man war auf das Schicksal der Angeklagten nicht mehr begierig, da es nur eines war," d. h. Verurtheilung. Und die Anekdote, welche darauf Seneca folgen läßt, liefert davon einen hinreichenden Beweis, selbst wenn uns nicht Tacitus eine Menge von Zügen dieser öffentlichen Auflaurer und Spione, die in ihrem schandbaren Gewerbe durch reiche Belohnungen aufgemuntert wurden, aufbehalten hätte. So waren bald Verordnungen nöthig, dem schändlichen Unfuge zu steuern, welcher von diesen Delatores mit solchen falschen und erdichteten Anklagen getrieben wurde; schon Nero [6]) gab bald nach dem Antritte seiner Regirung die Verfügung, daß die bisher übliche Belohnung, die meist in dem vierten Theil der Strafsumme bestand, zu welcher der Schuldige verurtheilt war, auf ein Viertel dieser Summe herabgesetzt werden sollte, und noch strengere Strafen wandte Titus [7]) zur Unterdrückung eines Übels an, das bei der moralischen Verderbtheit seiner Zeit schwer auszurotten war, und das unter Domitian [8]) aufs äußerste gestiegen war. Titus ließ unter andern solche Delatores auf dem Forum zu Tode stäupen, oder schickte sie auf die rauhesten Inseln ins Exil. Indessen mag es ihm doch nicht möglich geworden seyn, das Übel von Grund aus zu tilgen, sonst hätte Trajan nicht nöthig gehabt, so strenge Strafen in Anwendung zu bringen, wodurch es ihm jedoch, wie sein Lobredner Plinius [9]) berichtet, gelungen, das schreckliche Übel von Grund aus zu vertilgen. Mit einer Schar von Straßenräubern und zwar solchen, die nicht auf verborgenen, einsamen Pfaden, sondern auf offenen Straßen, auf dem Forum Alles umlagern, vergleicht Plinius diese Auflaurer, vor denen kein Haus, keine Familie, kein Rechtszustand, kein Testament sicher ist, vor denen nichts schützt, nichts rettet. Das Verdienst, ein solches Übel, vermehrt durch der Kaiser Habsucht, von Grund aus getilgt zu haben, ist es, was Plinius dem Trajan zuerkennt, der darum freilich die härtesten Strafen in Anwendung bringen mußte, dergl. Todesstrafen jeder Art, gewaltsame Verbannung oder Versetzung auf Schiffe, die man den Stürmen Preis gab [10]). Und allerdings scheint er damit dem Übel ein Ende gemacht zu haben, das, wenn es auch seinem Wesen und seiner Natur nach unmöglich in einer solchen Zeit ganz auszurotten war, doch in der furchtbaren Gestalt, in welcher es unter einem Tiberius, Caligula, Domitian erscheint, nicht mehr wieder hervorgetreten ist.

(*Bähr.*)

DELAUNEY, 1) Nicolas, geboren zu Paris 1739, ein Schüler von Lemperenr, behauptet unter den neuern französischen Kupferstechern einen ausgezeichneten Rang. Im Jahr 1777 wurde er Mitglied der Malerakademie. Er lieferte mehrentheils Blätter in großem Format, worin die Figuren richtig gezeichnet sind und die technische Behandlung allen Beifall verdient. — 2) Robert, des Vorhergehenden Bruder, geboren zu Paris im J. 1754, war Schüler seines Bruders und verdient in seinen Ausführungen gleiches Lob; er arbeitete vorzüglich nach guten französischen und niederländischen Meistern. — 3) Marguerite Therese, geboren zu Paris im Jahr 1736. Diese Künstlerin gehört nicht zu der Familie der Vorhergehenden. Sie hat sich durch den Stich mehrer artigen Landschaften bekannt gemacht. (Huber's Handb. Thl. 8. S. 272.) (*A. Weise.*)

Delaware s. die Nachträge zu D.

DELBENE, del Bene, d'Elbene (Alfons), Bi

---

3) S. *Bach* Histor. jurisprud. Rom. Lib. III. cap. 1. Lex Pap. Popp. cap. LVIII vel XIV. pag. 347. *Tacit.* Annal. III, 28.
4) S. Annal. IV. 30.
5) De benefic. III, 26. nach Mosers Übersetzung in der Saml. von Tafel, Osiander u. Schwab. No. 45. — In ähnlichem Sinne sagt *Suetonius* Vit. Tiber. 61: „Nemini delatorum fides abrogata. Omne crimen pro capitali acceptum, etiam paucorum simpliciumque verborum."
6) S. *Sueton.* Ner. cap. 10.

7) *Sueton.* Vit. Tit. cap. 8.
8) *Suet.* Vit. Domit. 12. *Tacit.* Agricol. 45.
9) Im Panegyricus cap. 34.
10) „Excidisti intestinum malum (sagt Plinius a. a. O.). Contigit desuper intueri delatorum supina ora, retortasque cervices. Congesti sunt in navigia raptim conquisita et tempestatibus dediti: abirent fugerentque vastatas delationibus terras." Vergl. auch die Abhandlung von *Brencmann* de fatis calumniantium sub Impp. in Thes. Otton. Jur. Rom. Tom. III.

schof von Alby, zu Lyon im 16. Jahrhundert aus einer angesehenen florentinischen Familie geboren, welche durch politische Gährungen aus ihrem Vaterlande vertrieben worden war. Nachdem er unter Cujaz die Rechte studirt hatte, erhielt er 1550 die Abtei Hautecombe in Savoyen, und der Herzog Karl Emanuel ernannte ihn zu seinem Historiographen. Er vertauschte seine Abtei gegen die von Mezières in Burgund, wurde 1588 Bischof von Alby und starb den 8. Februar 1608 in seinem 68. Jahre. Er war ein Freund und Kenner der Gelehrsamkeit und der Gelehrten, stand mit mehren der letztern als Mäcen in Verbindung und gab selbst einige Schriften heraus, die noch jetzt nicht ohne Werth sind: De gente et familia Hugonis Capetis, origine justoque progressu ad familiam regiam. Lugd. 1595. 1605. 8. De rebus Burgundiae Transjuranae et Arelatis, in quibus pleraeque res gestae vicinarum gentium brevissime continentur, libris tribus. Lugd. 1604. 4. Par. 1609. fol.; die Geschichte geht bis zum Jahr 1031. Tractatus de gente et familia marchionum Gothiae, qui postea comites sancti Aegidii et Tholosates dicti sunt. Lugd. 1592. 1607. 8.; eine Genealogie der Grafen von Toulouse. Mehre Werke, die er handschriftlich hinterließ, werden in den Bibliotheken zu Paris, Turin und Genf verwahrt. Er war auch Dichter, und einige französische Verse von ihm findet man in dem Tombeau d'Adrien Turnèbe. 1565. 4. *) (*Baur.*)

DELBRÜCK, Delbrügge, Marktflecken in dem Kreise Paderborn des preuß. Regirungsbezirks Minden, am Haustenbach, mit einer Kirche, wohin sonst zahlreiche Wallfahrten zum heil. Kreuz gingen, 1 Armenhause, 1 vorzüglichen Landschule, 260 Häus. und 1900 Einw., welche Handwerke, Tabaksspinnerei und Handel mit Hanfgarn und Leinwand unterhalten; auch ist hier ein Postwärteramt. — Der Ort gehörte früher zu dem, in einer morastigen Gegend zwischen der Lippe und Ems gelegenen, gleichn. Küchenamte oder Drostei des Hochstifts Paderborn, und wird als Geburtsort des ausgezeichneten kaiserl. Generals Grafen Johann v. Sporck († um 1680) genannt. (*Leonhardi.*)

DELBRÜCK, Johann Friedrich Gottlieb, geb. zu Magdeburg den 22. Aug. 1768, war der Sohn des dortigen Rathsmanns (Mitgliedes des damals zugleich die städtische Gerichtsbarkeit verwaltenden Magistrats), Friedrich Heinr. Delbrück. Dieser, ein durch Eigenschaften des Geistes und Herzens gleich ausgezeichneter Mann, wurde seiner Vaterstadt schon im 47. Jahre seines Alters durch den Tod entrissen. Die allgemeine tiefe Trauer über diesen Verlust zeigte sich in der Stadt auf die rührendste Weise und hatte wol einen großen Antheil an der Wirkung, welche der frühzeitige Tod eines geliebten Vaters auf den ältesten, damals 15jährigen Sohn hervorbrachte, indem von diesem Ereignisse an ein bis dahin nicht gezeigter Ernst sich seines ganzen Wesens bemächtigte und angestrengter Fleiß ihn vor vielen seiner Mitschüler auf der Domschule zu Magdeburg auszuzeichnen begann. Hier zählte ihn der verewigte Funk späterhin zu seinen liebsten Schülern; des Einflusses aber, den seine treffliche Mutter auf seine gesamte Bildung gehabt hat, hat Delbrück bei jedem Anlasse mit innigster Dankbarkeit gedacht. Dieser wackern Frau, die in vielen Beziehungen den seltenern ihres Geschlechts beigezählt werden konnte, wurde für die wahrhaft religiöse Ergebung, mit der sie das frühe Scheiden eines innigst geliebten Gatten, wie spätere harte Schläge des Schicksals ertrug, und für die Kraft der Sele und Stärke des Geistes, mit der sie, fast mittellos, tausendfache Schwierigkeiten besiegend, die Erziehung von acht Kindern vollendete, der schöne Lohn zu Theil, sechs derselben (zwei, bereits erwachsen, wurden ihr durch den Tod entrissen) eine Reihe von Jahren hindurch, — sie starb hochbetagt im Jahre 1814, — in glücklichen Amts- und Familienverhältnissen, wenn auch theilweis entfernt von ihr, den Beweis führen zu sehen, was treue, ausdauernde Mutterliebe und weise, mütterliche Führung zu leisten vermag.

Delbrück war um Ostern 1786 zur Universität vorbereitet; es war in Halle bereits eine Wohnung für ihn gemiethet und alles sonst zu seinem Abgange eingerichtet, als Basedow, welcher damals in Magdeburg lebte und sich nicht selten mit dem Jünglinge beschäftigt hatte, ihn bestimmte, noch ein Jahr auf der Schule zu bleiben; die gütige Mutter willigte, so manches Opfer sie dies auch kostete, dennoch zum Besten des Sohnes in den Aufschub, und dieser hat vielfach Basedows Rath gepriesen, da er späterhin inne geworden, wie heilbringend dessen Befolgung für seine Ausbildung sich gezeigt habe. Schon als Knabe hatte Delbrück eine große Vorliebe für das Predigtamt kund gegeben und oft den Stuhl als seine Kanzel bestiegen. Er bezog daher auch die Universität Halle, wo er in dem seiner Mutter befreundeten Niemeyerschen Hause wohnte und freundliche Unterstützung fand, in der Absicht, Theologie zu studiren. Dieser Absicht blieb er auch dem Hauptsatze nach getreu; durch Wolf und Eberhard angeregt, wandte er sich aber auch mit Eifer den humanistischen Studien zu. Um Michaelis 1790 erlangte er nach Vertheidigung seiner Dissertation: Aristotelis ethicorum nicomacheorum adumbratio accommodate ad nostrae philosophiae rationem facta, die philosophische Doctorwürde, und kehrte bald darauf in die Vaterstadt zurück, wo er einem vom dortigen Magistrate noch während seiner Anwesenheit in Halle an ihn ergangenen Rufe zufolge eine Lehrerstelle an der Altstädter Schule, die damals noch ein Gymnasium war, übernahm. Die Absicht des Magistrats, durch ihn die Schule zu heben, zeigte sich sehr bald der Erfüllung zuschreitend, als Delbrück zu einem erweiterten Wirkungskreise gerufen wurde. Der Propst Rötger nämlich, der bald seinen Werth erkannte, trug kein Bedenken, dem jungen Manne die erledigte Rectorstelle am Pädagogium des Klosters U. L. Frauen zu Magdeburg anzuvertrauen. Zu Ostern 1792 trat er dies Amt an.

*) *Mazzuchelli* scritt. d'Italia. Biogr. univ. T. X. (von Weiß u. Pillet). Von mehren Gelehrten dieses Namens und dieses Geschlechts, die aber hier übergangen werden können, gibt Mazzuchelli Nachricht, und nach diesem Adelung in den Zusätzen zum Jöcher s. v. Beno.

dessen Verwaltung doppelt schwierig für ihn ward, da mehre Lehrer der Anstalt, die älter an Jahren waren als er und schon lange sich in ihrem Amte befanden, zum Theil mit großem Widerstreben den neuen Anordnungen des jüngern Mannes folgten, und da es ein Hauptzug im Charakter des letztern war, in dem, was er für recht, gut und nützlich erkannt hatte, nicht nachzugeben, sondern fest in seinem Streben zu beharren. Er scheute weder das Opfer einer ruhigen, freundlichen Genossenschaft mit seinen Mitarbeitern, die er häufig unterbrochen sehen mußte, noch das für sein vom reinsten Wohlwollen durchdrungenes Herz noch viel schwerere Opfer, welches er nicht selten dadurch, daß er anderen wehe that, zu bringen durch seine Pflicht sich genöthigt sah. Wie sehr er sich aber an seinem Platze befand, und wie richtig der Weg war, dem er unablässig folgte, dafür zeugt der kräftige Beistand, den ihm Rötger nie versagte, und die wahrhaft zärtliche Freundschaft, mit der er ihm bis zu seinem Tode zugethan blieb; dafür zeugt, daß seine Gegner späterhin, die Lauterkeit seines Strebens erkennend, die Reinheit seines Sinnes und Wandels hochachtend, sich in seine Freunde verwandelten und ihn mit Schmerz aus seinem Verhältnisse scheiden sahen; dafür zeugt endlich die dankbare Verehrung, mit der seine zahlreichen Zöglinge aus der Zeit seiner Amtsverwaltung am Kloster seiner gedenken.

Im Juli 1800 ward Delbrück unvermuthet zu dem nach Magdeburg gekommenen Minister und Generalcontroleur der Finanzen, Grafen von der Schulenburg-Kehnert gerufen, der ihm eröffnete, daß der König ihn zum Erzieher des Kronprinzen, damals im 5. Jahre seines Alters, ausersehen habe. Es wurde schleunige Erklärung über die Annahme dieses ebenso hochwichtigen als ehrenvollen Berufes von ihm gefodert und ihm dadurch der schwere Kampf erspart, den er sonst nach seiner Gewissenhaftigkeit zwischen dem Reize, den für jeden Wohlgesinnten der Eintrit in einen bedeutenden, folgenreichen Wirkungskreis hat, und dem Zweifel über die Tüchtigkeit dazu, zu bestehen gehabt haben würde. Bei Delbrück siegte jener Reiz, weil dem Zweifel keine Zeit gelassen wurde, aufzukommen, und den dritten Tag nach der ihm geschehenen Eröffnung eilte er bereits seiner neuen Bestimmung zu. Bald wurde ihm auch die Erziehung des zweiten Sohnes des Königs, des Prinzen Wilhelm, anvertraut, und neun Jahr hindurch blieb er in einem Verhältnisse, das ihm für sein ganzes Leben eine der reichsten Quellen wahrhaftigen Glückes geworden ist. Das Vertrauen des Königs und der verewigten Königin gewährten ihm die in ähnlichen Lagen gewiß seltene Gunst, in dem seinen Händen anvertrauten Werke frei nach eigner Ansicht zu handeln; die schönen Anlagen seiner Zöglinge, ihr herrliches Gemüth, ihre Liebe zu ihm, führten seine Bemühungen ihrem hohen Ziele immer rascher entgegen. Das Unglück des Vaterlandes brach herein und drängte das hohe Königshaus in den äußersten Winkel der Monarchie; Delbrück war ein naher Zeuge der Selengröße und der herrlichen Tugenden, welche König und Königin und alles, was ihnen angehörte, entfalteten; ihm war vergönnt, seine fürstlichen Zöglinge auf dieses erhabene Beispiel hinzuweisen, und in den jungen Gemüthern die Eindrücke sich entwickeln und die Wirkungen sich befestigen zu helfen, welche von dem Anschauen großer Geschicke, von dem Durchleben harter Prüfungszeit unzertrennlich sind.

Gegen Ende des Jahres 1809 ward Delbrück, da das Ziel, zu welchem er die Prinzen führen sollte, erreicht war, seines Verhältnisses entbunden; den Prinzen, insonderheit dem Kronprinzen, wurde die Trennung von dem geliebten Führer überaus schwer; sie erfolgte daher nach und nach; der Kronprinz kehrte noch in Begleitung Delbrücks im Jahre 1809 nach Berlin zurück und hatte ihn auch dort noch bis gegen Ende des Jahres 1810, wo Delbrück nach seiner Vaterstadt Magdeburg ging, viel um sich. In der Mitte des Jahres 1811 trat Delbrück von Magdeburg aus, wo er sich bis dahin mit literarischen Arbeiten beschäftigt hatte, eine Reise durch einen Theil von Frankreich, die Schweiz, Italien und das südliche Teutschland an. Sie sollte zwei Jahre dauern, und die Gnade des Königs hatte ihm dazu, außer der ihm bei seiner Entlassung bewilligten, bedeutenden, lebenslänglichen Pension, eine besondere Summe angewiesen. Die Ereignisse des Frühjahres 1813 führten ihn vor Ablauf jener zwei Jahre nach Teutschland zurück; er ging zunächst nach Prag, späterhin nach Berlin, wo er an mehren Vereinen, welche die Zeitbegebenheiten gebildet hatten, thätigen Theil nahm. Vorzugsweise widmete er seine Thätigkeit der Luisenstiftung, als einer ihrer Vorsteher, und dies führte ihn zu einem Glücke, dessen er, der Natur der Sache nach, während seines Verhältnisses als Erzieher der königlichen Prinzen hatte entbehren müssen, und das er nachher wol gesucht, aber, so sehr er dafür geschaffen war, nicht gefunden hatte, — zur Ehe. Eine in der Luisenstiftung gebildete Erzieherin bei derselben, Emilie Meklenburg, fesselte ihn, und ihr reiches, schönes Gemüth erkannte das seinige und ließ sie den Unterschied der Jahre nicht erblicken. Sie verbanden sich im J. 1815, wo Delbrück das 47. Lebensjahr bereits zurückgelegt und seine Gattin das 20. noch nicht erreicht hatte. Dieser Ehebund gehörte ungeachtet dieses Unterschiedes der Jahre zu den glücklichsten, die gedacht werden können; leider wurde er schon im J. 1823 durch den Tod der liebenswürdigen Gattin gelöst.

In Delbrück war die frühe Neigung zum Predigtamte wieder rege geworden; er lehnte daher Anträge zum Eintrit in den Statsdienst ab, und übernahm im Juli 1817 das Pastorat an der Michaeliskirche zu Zeitz und die damit verbundene Superintendentur. Ungeachtet es ihm in diesem amtlichen Wirkungskreise an mancherlei Kämpfen nicht fehlte, die ihm aus seinem durch die reinste Gesinnung hervorgerufenen, immer auf die Sache gerichteten, aber in den Mitteln zuweilen irrenden und die gebotenen Formen nicht immer sorgfältig beachtenden Eifer, Gutes zu wirken, erwuchsen, so blieb doch auch hier seiner Thätigkeit ein lohnender Erfolg nicht aus. Von dem größten Theile der Geistlichen und Schullehrer seiner Ephorie, von der gesamten Einwohnerschaft in Zeitz, insonderheit aber von der ihm anvertraut gewesenen Gemeinde, der er im wahrhaftigen Sinne des Wortes Sel-

sorger gewesen war, geachtet, geliebt und beweint, starb er den 4. Juli 1830, noch ehe er den durch mehrjähriges Kränkeln nöthig gewordenen Entschluß, seine Ämter niederzulegen, hatte zur Ausführung bringen können.

Seine schriftstellerischen Leistungen sind von minderer Bedeutsamkeit, als sein gesamtes persönliches Wirken. In seinem Nachlasse hat sich eine Angabe von Schriften, deren Bearbeitung und Herausgabe er sich für die Zeit seines Ruhestandes vorgesetzt hatte, gefunden. Schwerlich würde er aber, auch bei einem längeren Leben, seine Vorsätze ausgeführt haben; die große Regsamkeit seines Geistes war der Ausdauer hinderlich, welche zur Hervorbringung größerer, gediegener Werke unentbehrlich ist *). Seine Hauptstärke lag überhaupt weniger in der Kraft seiner Feder, als seiner Zunge und seiner gesamten Persönlichkeit. Diese hatte ihre Quelle in einem rastlosen, bei allem Wechsel der Verhältnisse sich stets gleich bleibenden, die eigene Ansicht mitunter wol zu hoch stellenden, aber dennoch höchstlöblichen, auf das Wesenhafte gerichteten Streben.

Wenn schon oben gesagt ist, daß sein Verhältniß zum königlichen Hause eine der reichsten Quellen des Glückes sein ganzes Leben hindurch für ihn geworden sei, so muß hier wiederholt werden, daß er bis zu seinem Lebensende von den erlauchten Gliedern der königlichen Familie die zahlreichsten Beweise der Huld und insonderheit von seinem erhabenen Zöglinge, dem Kronprinzen, wahrhaft rührende Beweise dauernder Zuneigung empfangen hat, die sich bei seiner unerwarteten Todesnachricht durch Äußerungen des lebhaftesten Schmerzes kund gab und noch fortdauernd in der großmüthigsten Sorge für die verwaiseten Kinder des Verstorbenen, einem Sohne und einer Tochter, offenbar wird. Ihre Zukunft ist durch die huldvollsten Zusagen des Königs gesichert. *(H.)*

*) Außer mehren Aufsätzen ethischen, pädagogischen und philologischen Inhalts, die in Eberhards philosophischem Magazin, Rötgers Jahrbuch des Pädagogiums U. L. Frauen in Magdeburg, der Berliner und der Teutschen Monatsschrift, dem Archiv für das Herzogthum Magdeburg zerstreut sind, die es aber verdienten, in einer besondern Samlung der Vergessenheit entrissen zu werden, sind von ihm erschienen: Teutsche sinnverwandte Wörter, vorzüglich in Hinsicht auf Sprache, Seelenlehre und Moral. Leipz. 1796. Schade, daß von dieser, mehr anthropologisch als sprachlich wichtigen Schrift nur die erste Samlung erschienen ist. — Beispiele einer analytischen Methode beim grammatischen Unterricht im Griechischen. Leipz. 1796. (Nachträge dazu in Rötgers Jahrbuch.) — Wohlthätig in seine Zeit einzuwirken suchte er durch seine Schrift: Über das Jubelfest der Reformation (Berl. 1817.) und seine Predigten in Hinsicht auf den kirchlichen Zeitgeist und die Geschichte des Vaterlandes (Berl. 1816). Beide enthalten sehr viel, auch jetzt noch, Beherzigenswerthes, und es ist zu wünschen, daß sein schöner Traum von dem Jubelfeste 1917 in Erfüllung gehe. Am wichtigsten für die Charakteristik des Verfassers selbst sind unstreitig seine Ansichten der Gemüthswelt (Magdeb. 1811). Gemüthswelt ist ihm das All der Erscheinungen, welche im Gebiete des geistigen Lebens aus der Empfänglichkeit für die Ideen des Wahren und Rechten, des Großen und Guten, des Schönen und Heiligen entspringen. Hierüber enthält diese Samlung von Aufsätzen, die ein geschlossenes Ganzes ausmachen, ebenso viel Belehrendes als Erhebendes. Das größere Werk, welches diesem folgen sollte, ist nicht erschienen; aber auch dieses schon ist ein sehr schätzbarer Beitrag zur Beförderung der Einheit des Unterrichts bei der öffentlichen und häuslichen Erziehung.

Del credere s. Credere (Thl. XXI. S. 434).

DELDEN, Kantonstadt in dem Bezirk Almeloo der niederländ. Provinz Overyssel mit 3857 Einw. — In der Gegend liegt das Schloß Twickeloo, welches nebst der gleichn. Herrlichkeit der adeligen Familie Wassenaer gehört. *(H.)*

Delegant, Delegat, Delegatar s. Delegation.

DELEGATION ist, in seiner statistischen Bedeutung, bei der italiänischen Verwaltung etwa das, was bei der französischen die Präfectur ist, und sie unterscheidet sich im Kirchenstate von der Legation dadurch, daß an ihrer Spitze kein Kardinal steht. Sein Zutrit verwandelt, in Rücksicht seines unmittelbaren Verhältnisses zu dem Papste, die Delegation in Legation. In der Verfassungsurkunde des lombardisch-venedigschen Königreichs vom 24. April 1815 werden die obersten Verwaltungsstellen der Provinzen, welche 9 an der Zahl unter der Regirung zu Mailand und ihrer 8 unter Venedig stehen, Delegationen genannt, und ihre Geschäftsführung geschieht unter der Leitung und Verantwortlichkeit des delegato reggio oder Vice-delegato. Ihr Geschäftskreis begreift alle Verwaltungsrechte in der Provinz, welche sie entweder nach Anordnung der Regirung vollziehen oder selbst ausüben, oder insofern dieselben zu den ständischen, kirchlichen, städtischen und gutsherrlichen Befugnissen gehören, in Aufsicht haben; und sie sind zugleich die vorgesetzte Behörde der städtischen und grundherrlichen Gerichte. Der Delegat leitet die Wahl der 4 bis 8 Mitglieder der landschaftlichen Versamlung, beeidigt sie und hat den Vorsitz in dieser Versamlung, welche die Steuergeschäfte und die nicht dem State, sondern nur der Provinz zur Last fallenden Wege- und Wasserbausachen, den Haushalt der Gemeinden und die Wohlthätigkeitsanstalten beaufsichtigt, ihre Kasse für sich, aber die Registratur und Schreiberei mit der Delegation gemeinschaftlich hat. Ihre Abstimmung ist nur gutachtlich, erhält aber für die Unterbehörden entscheidende Kraft, wenn der Delegat sie genehmigt. Er muß die Befehle, welche die Versamlung in diesen Sachen an die Behörden erläßt, neben dem Referenten (ihrem berichtenden Beamten) und einem Mitgliede unterschreiben und für die Competenzmäßigkeit haften. Er scheint sonach stärker als der französische Präfect zu seyn, obgleich er unter dem nahen Regirungscollegium und nicht unmittelbar unter einem fernen Minister steht, weil er nicht mit persönlicher, oft wechselnder, Geschäftsansicht und Behandlung, sondern mit collegialischer, in Norm und Form stetiger Amtsführung über sich zu thun hat, weil er in dieser Stellung ebenso selbständig als jener, aber gesicherter und geschützter arbeitet, weil er keine verwaltenden, sondern nur obergerichtliche und militärische Behörden neben sich hat, auch zu der landschaftlichen Versamlung seines Ortes und der Ständeversamlung zu Mailand oder Venedig weniger in Mißverhältniß kommen kann, als jener durch seinen Departementsrath und die dortigen Interessen der Pairs und Deputirten zu Paris, und weil er überall vermittelnd einschreiten kann, wo er Unzuträgliches zwischen Berechtigten und Verpflichteten bemerkt. Ist er stärker als jener, so ist der Stat doch vor dem Mißbrauch

seiner Gewalt auch zugleich gesicherter, denn er verwaltet unter den Augen der ihm nahen Regirung, und ein Collegium sieht bekanntlich, wenn nicht so schnell, doch vielseitiger und schärfer als der Einzelne, es kann aber dazu hier noch überdem das Urtheil der Mitglieder von den Landständen zu Hilfe nehmen.

Diese Einrichtung der Delegationen ward im Kirchenstate durch die Verordnung *) vom 5. Juli 1831 nachgeahmt, aber unvollständig, weil Rom selbst davon ausgeschlossen blieb, und weil in der Hauptsache die Verwaltung in geistlichen Händen gelassen wurde. Der Delegat steht unmittelbar unter den obersten Behörden zu Rom, und übt mit Ausnahme der geistlichen und fiskalischen Sachen und dessen, was ausschließlich vor die Gerichte gehört, die Regirungsrechte in der Provinz mit Hilfe eines rechtsgelehrten Beisitzers und eines Generalsecretairs aus. Er hat dazu vier Räthe zur Seite, welche unter seinem Vorsitze die Regirung (congregazione governativa) bilden, aber mit Ausnahme von Abstimmungen über Finanzsachen, nur gutachtliche Stimmen haben. Sie werden alle drei Jahre theilweise erneuert und von dem Papste ernannt, welchem nur Personen dazu vorgeschlagen werden dürfen, die in der Delegation geboren, ansässig oder seit 10 Jahren wohnhaft sind. Wie unter ihnen, so führt auch der Delegat den Vorsitz in dem Provinzialrathe, welcher jährlich e 15 Tage zusammentrit und dessen Mitglieder von den Gemeinden gewählt und vom Papste bestätigt werden. Der Delegat löst den Provinzialrath auf und veranlaßt neue Wahlen, wenn derselbe sich mit andern als den innern Angelegenheiten der Provinz befassen will, deren Rechnungen er abzunehmen, wie die Ausgaben und ihre Aufbringung zu ordnen und über die Anschläge zu öffentlichen Bauten zu beschließen hat, alles unter Vorbehalt päpstlicher Genehmigung. Er wählt, und die Regirung bestätigt die drei Mitglieder, welche die Commission zur Verwaltung des eben angeführten Kassenwesens bilden. So viel Einfluß der Delegat auf den Provinzialrath hat, so wenigen hat er auf die Gemeindeverwaltung, der ein freier Spielraum jedoch mit großer Beschränkung der Geldmittel gelassen ist. Er ist im Vergleich mit dem lombardischen Delegaten in einer sehr nachtheiligen Stellung. Er hat zwar in der Regirung eine entscheidende Stimme, außer in den Finanzsachen, muß aber die Sitzungsprotokolle mit Aufführung der Abstimmung jedes Rathes nach Rom senden, und hat dort nicht ein Regirungscollegium, sondern eine Menge geistlicher Behörden über sich. Es scheint, daß er auf seinem Standpunkte den Geschäftskreis in festem Verbande selbst mit der geordnetsten Militärhilfe nicht halten könne, da er kein Recht und also auch keine Kraft gegen die kirchlichen und fiskalischen Verwaltungen haben soll, die seinen Geschäftskreis von allen Seiten durchschneiden, der die grundherrlichen und städtischen Verwaltungen nur schwach berührt. Er kann das Statsinteresse für Landwirthschaft und Gewerbe nicht geltend machen, ohne auf verfehlte Verwaltungen und mißbrauchte Vorrechte zu stoßen, und dawider nicht einschreiten, ohne seinen Geschäftskreis zu überschreiten; und er darf weder im Provinzialrathe den Plan berathen, in den milden Stiftungen statswirthschaftliche Ordnung zu machen, noch von den Regirungsräthen das Schulwesen oder die Klagen wider Kirchen- und Schatzbeamte untersuchen lassen. Er hat die Gewalt mehr dem Schein als der That nach, und er ist nur mächtig, wenn er Geistlicher von dem Einfluß und der Verbindung ist, worauf die Rechnung, ob richtig oder unrichtig, gehört nicht hieher, gemacht zu seyn scheint. In dem römischen Delegationswesen ist der Vergleich nicht zu verkennen, durch welchen den Weltlichen Theilnahme an der Verwaltung der Provinzen, aber nicht an der Regirung zu Rom zugestanden worden. Es ist ausdrücklich das Recht vorbehalten, zum Delegaten, wie schon erwähnt, einen Kardinal als Legaten zu ernennen, und auch sein Wirkungskreis ist nach diesem Regirungsinteresse und nicht nach den statswissenschaftlichen Erfodernissen bestimmt. Wie schwankend und schwach seine Verwaltung sei, hat die Erfahrung bereits bewiesen, aber ebenso wenig hat blos die volle Gewaltübung eines Legaten der Erwartung entsprochen. Man sieht, daß neue Verwaltungsformen mit alten haben verbunden werden sollen, daß die Verbindung aber nicht geglückt ist, und daß man nur ein Werdendes, aber nicht ein Gewordenes vor sich hat.

Delegation *) in ihrer rechtlichen Bedeutung hat einen doppelten Ursprung und Sinn. I. Die päpstliche Kanzlei hat darunter in und mit der Idee von der oberstrichterlichen Gewalt, welche überall einschreiten, leiten und entscheiden könne, und auch in Nachahmung der außerordentlichen Gerichtsbarkeit (s. diesen Artikel), der altrömischen Delegaten, die Übertragung sowol von richterlichen als von diplomatischen Befugnissen verstanden. Da unsere diplomatische Sprache viele ihrer Kunstausdrücke angenommen hat, so erklärt sich auch daraus, daß wir noch jetzt die Vertretung eines Gesandten durch den andern, Subdelegation nennen und ähnliche Verhältnisse auf gleiche Weise bezeichnen, wie denn auch im Lateinischen delegare officium sive provinciam, aber nicht delegatio gleich dem italienischen delegazione für Gesandtschaft, gebraucht wird, sondern besonders für folgendes Geschäft. — II. In dem bürgerlichen Rechte bedeutet Delegation **) die Art der Novation, wodurch eine Schuld von einem Gläubiger an den andern, oder von einem Schuldner an den andern mit Einwilligung aller Betheiligten überwiesen wird. Sie erfodert ein bestehendes Schuldverhältniß, einen überweisenden Gläubiger oder Schuldner, den Delegaten, einen überwiesenen Schuldner, den Delegaten, und einen bleibenden Gläubiger, den Delegatar; sowie die gegenseitige ausdrückliche Einwilligung, das bestehende Schuldverhältniß aufzulösen und das neue einzu-

*) Einen Auszug davon enthält die Allgemeine Zeitung in der Beilage 284 fg. von 1831.

*) Glück, Pandektencommentar. Th. 3. Abth. 1. über delegirte Gerichtsbarkeit. S. 130 fg. Klüber, Selbständigkeit des Richteramtes. S. 58. **) De novationibus et delegationibus. Buch 46. Tit. 2. der Pandetten.

gehen. Dadurch unterscheidet sich die Delegation von der Expromission, wodurch Jemand die Schuld eines andern ohne oder wider dessen Willen übernimt, und von der Cession, wodurch der Gläubiger seine Foderung einem andern ohne Weiteres abtrit. Die Delegation wird nicht vermuthet. Sie wirkt, daß die ursprüngliche Schuldverpflichtung mit allen ihren Abfolgen völlig aufgehoben wird, der neue Gläubiger kann weder die Vorrechte des alten, noch Entschädigung wider ihn geltend machen und ebenso wenig den Verzug oder die Straffälligkeit des alten Schuldners wider den neuen. Der neue Schuldner seinerseits kann die Einreden nicht einwenden, welche der alte gegen den Gläubiger hatte, und er kann auch nicht wegen Erstattung von Verlust gegen den alten Schuldner klagen. Wenn z. B. die Schuldfoderung eines Waisenhauses durch Delegation an einen Kaufmann kommt, so kann er in dem Concurse die Stelle des bevorrechteten Waisenhauses nicht in Anspruch nehmen; und wenn ein Handelshaus die Rechnung aus einem bäuerlichen Ablösungsvertrage wie Delegat nicht findet, so kann es dem Gutsherrn weder die rechtsbegründeten Einreden des bisher Gutspflichtigen wegen fehlender gerichtlicher Bestätigung u. dergl. entgegensetzen, noch von dem letztern Schadenersatz verlangen. Die Delegation ist also für den ursprünglichen Schuldner unbedingt vortheilhaft, auch für den ursprünglichen Gläubiger empfehlenswerth, für die übrigen Theilnehmer aber ein Geschäft, welches mit aller Vorsicht behandelt seyn will. (*v. Bosse.*)

DELEGATORIUM ist die päpstliche Ernennungsurkunde zu einem richterlichen Amte oder zu einer Sendung. S. Delegation. (*v. Bosse.*)

DELÉMONT, teutsch Delsberg oder Delsperg, ein berner Oberamt, das zu den sogenannten leberbergischen Ämtern dieses schweizerischen Kantons gehört. Es wird von den berner Oberämtern Bruntrut, Saignelegier und Münster und von den Gebieten von Basel, Solothurn und Frankreich begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 108740 Jucharten, wovon 20400 das Ackerland, 24100 das Wiesenland, 32300 die Weiden und 31400 die Waldungen einnehmen *). Die 13528 Einwohner sind alle katholisch, in den westlichen Ortschaften teutschen Stammes, während die übrigen ein französisches Patois reden. Alle sind in die nachstehenden 35 Gemeinden vertheilt, welche 27 Pfarren bilden: Bassecourt, Blauen, Boecourt, la Bourg, Bourrignon, Brislach, Courfaivre, Courroux, Courtetelle, Delémont, Develier, Dittingen, Duggingen, Ederschwyler, Glovelier, Grellingen, Lauffon (Stadt), Liesberg, Mettenberg, Montsevilier, Movelier, Nenzlingen, Pleigne, Rebenvelier, Rebévilier, Röschenz, Roggenburg, Sauley, Soulce, Soyhières, Undervilier, Wahlen, Vermes, Vicques und Zwingen. — Der Delsberger ist zwar arbeitsam, versinkt indessen immer tiefer in Schulden. Der schlechte Betrieb der Landwirthschaft, bei welcher fast noch durchgängig die Brache Statt findet, der Mangel an Feldwegen und das Walderecht erscheinen als die größten Hindernisse irgend einer Verbesserung. Dem Wiesenbau, zu deren zweckmäßiger Bewässerung die Birs, die Sorne und die Scheulte leicht benutzt werden könnten, schadet zunächst das Erzwaschen. Getreide wird nicht genug für den Bedarf erzeugt, weil wegen das Volk zu Hülsenfrüchten und besonders zu Kartoffeln seine Zuflucht nimt. Bedeutender als der eigentliche Landbau ist die Viehzucht und der Viehhandel; auch wird aus den beträchtlichen Waldungen viel Holz ausgeführt. Zu Courroux x. sind reiche Eisenerzgruben, deren Gewinn in den Hochöfen und Hammerwerken zu Undervilier, Correndelin, Bellefontaine u. a. O. von 700 Menschen verarbeitet wird. Die 1447 in der Brandkasse versicherten Gebäude sind zu einem Werthe von 2,191000 Franken abgeschätzt. Rücksichtlich der malerischen Schönheiten dieser ganzen Landschaft, zu denen die Überreste zahlreicher Schlösser und Burgen wesentlich gehören, verweisen wir auf Bridels Schilderungen seiner Course de Bale à Bienne par les vallées du Jura. Avec une Carte de la route. Bale 1789. 8. (*Graf Henckel von Donnersmark.*)

DELÉMONT, ist als Hauptort des eben erwähnten Oberamts der Sitz des Oberamtmannes, des Amtsstatthalters, des Amtsschreibers und zweier Amtsgerichte, wovon das eine lediglich für den teutschen Theil des Bezirkes errichtet ward. Von 1571 bis zu ihrer Auflösung bei der Besitznahme des Landes durch die Franzosen wohnten daselbst die Stiftsherrn von Meustier-Grandval und bedienten die Stifts- oder Collegialkirche. Das im Jahre 1719 neu erbaute, geräumige Schloß war die gewöhnliche Sommerresidenz des damaligen Landesherrn, d. h. des Bischofs von Basel; jetzt gehört dasselbe einem Privatmanne. Die hübsche Lage der kleinen, freundlichen, mit Laufbrunnen verzierten Stadt in einem weiten Thale des Jura läßt sich aus dem vierten, dem helvetischen Almanach für das Jahr 1821 beigegebenen Kupfer entnehmen. Der Ort liegt unter 25°20′ der Länge und 47°18′ der nördl. Breite in dem sogenannten Salzgau an der Sorne. Das im Jahre 1703 gestiftete Ursulinerkloster ward vom Bischofe Joseph von Roggenbuch (gest. 1794) in eine Erziehungsanstalt für arme weibliche Waisen verwandelt, deren Fortbestehen durch das ihr zu Theil gewordene Vermächtniß eines Landmannes aus Oberweil, Namens Wehrlin, das nicht weniger als 30000 Flor. beträgt, gesichert ist. Auch findet man hier für den Unterricht der männlichen Jugend ein „Collège" mit einem „Principal" und drei Professoren. Nicht weit von der Stadt, bei der Vereinigung der Birs mit der Sorne, hat der Straßenbauer J. A. Watt Überreste von römischen Bädern entdeckt. In der Nähe bei le petit Champois gibt es auch eine jetzt vernachlässigte Heilquelle, deren Bridel [1]) erwähnt und der schon Theodor Zwinger unter nachstehendem Titel eine eigene Schrift gewidmet hatte: Examen et usage de l'eau minérale de la fontaine, qui est dans le petit

*) Diese Zahlen sind aus dem in Bernoulli's Schweizer. Archiv für Statistik. Basel 1827. 1. S. 67. abgedruckten Aufsatz: „Zur Statistik der leberbergischen Ämter des Kantons Bern. Nach den Ergebnissen des neuen Katasters". entlehnt.

Champois de la vacherie de Fortsbourg, appartenant a la ville de Delémont proche du près de Noëte. Basle 1710. 4. — Zu den bekannteren Männern, die aus Delémont gebürtig sind, gehören der in Bern wohnende Landschaftsmaler Juillerat, der im J. 1585 geborene und im J. 1631 als Professor der Arzneikunde zu Padua verstorbene Johann Prévot (siehe diesen Artikel), der gelehrte Cisterzienser zu Lucelle Dom Marcel Moreau, dessen wir in dem Artikel Corban (Encyklop. Th. XIX. S. 264.) gedacht haben und der Dr. F. J. Verdat, dem man eine vortreffliche Abhandlung über die Verwandlungsgeschichte eines Zweiflüglers [Simulia sericea] [2]) verdankt, die dem Viehe in der Gegend von Delémont beschwerlich fällt. Endlich gedenken wir noch der in den Etrennes helvétiennes et patriotiques pour l'an de grace MDCCCXIX. p. 416. beschriebenen feierlichen Eidesleistung der fünf ebenbergischen Oberämter, die am 24. Juni 1818 zu Delémont statt fand. Die Republik Bern hat zum ewigen Gedächtniß dieser Feierlichkeit eine sehr schöne Denkmünze prägen und austheilen lassen. Auf der Vorderseite sieht man das Wapen des Kantons, auf der Kehrseite liest man die Worte: CIVIB. IVRAN. IN COMMVNEM PATRIAM RECEPTIS HOMAG — PRESTIT. DELEMONTII. 24. Junii 1818. Im Abschnitt steht der Spruch: FIDES VTRIMQVE FALLERE NESCIT.
(Graf Henckel von Donnersmarck.)

Delesseria (Palaeophytologie), s. Delesserites.

DELESSERIA. So nannte Lamouroux eine Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Algen, nach dem als Mitglied der Deputirtenkammer Frankreichs, als Besitzer eines sehr reichen Herbariums und als Herausgeber der von Turpin gezeichneten Icones selectae zu Candolle's System rühmlichst bekannten Baron Benjamin de Lessert. Da aber die Candollesche Gattung Lessertia aus der Familie der Leguminosen allgemein angenommen ist, so hat Sprengel (Syst. veg. IV. p. 331.) den Namen Wormskioldia für Delesseria vorgeschlagen. — Einige Arten gehören zu der Gattung Rhodomela Ag. *(A. Sprengel.)*

DELESSERITES (Palaeophytologie). Einige fossile Fucoiden, welche den Habitus des Geschlechtes Delesseria besitzen, doch nicht hinreichend genau zu untersuchen sind, um die hiedurch begründete Vermuthung über ihre Sippe außer Zweifel zu setzen, werden bei den „Fucoiden" von Ad. Brongniart in seine Unterabtheilung Delesserites gestellt, von v. Sternberg mit dem daneben eingeschalteten Namen (Delesseria) aufgeführt. Es sind F. Spathulatus, *F. Lamourouxii*, *F. Bertrandi* und F. Gazolanus *Ad. Brongn.* S. Fucoides und fossile Pflanzen*). *(H. G. Bronn.)*

DELET, eine Meerenge im Süden des bothnischen Meerbusens, zwischen den åländischen Inseln Wårdö und Kumlinge, 3½ Meilen breit; hier geht die Poststraße von Stockholm nach Åbo. *(v. Schubert.)*

Delfin s. Delphinium.

Delfino s. Delonia.

DELFINO, gewöhnlich Delfin oder auch Dolfin genannt, ein noch jetzt in Venedig blühendes Geschlecht, das zwar nicht zu den sogenannten zwölf Aposteln, doch zu den alten herzoglichen Häusern und zwar zu denen gehört, die von den Tribunen abstammen [1]). Es besitzt unter anderen Kunstschätzen eine Kreuzabnahme mit einer schönen Landschaft, der Mutter Gottes und dem heiligen Nicodemus und Joseph, als deren Maler „Johannes Bellinus 1527" erscheint [2]). — Wir gedenken dieses Bildes hier, weil man in dem diesem Künstler in der Encyklopädie Thl. VIII. S. 452. gewidmeten Artikel ihn bereits im Jahre 1514 sterben läßt. — Einige der ausgezeichnetsten Mitglieder der Familie Dolfin mögen nachstehend erwähnt werden:

1) Andrea, gestorben als Procuratore di San Marco. In der Parochialkirche Santissimo Salvatore zu Venedig sieht man ein ihm und seiner Frau, Benedetta Pisani, gewidmetes Grabmal aus Marmor. Die Büsten sind von Girolamo Campagna und die übrigen Figuren von Julius Mauro aus Verona [3]).

2) Daniele, war 1692 einer der Vorsteher des Zeughauses, wie die am Eingangsthore dieses weltberühmten Gebäudes befindliche Marmortafel es bekundet [4]).

3) Giampaolo, Bischof zu Brescia in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Mit der treuesten Erfüllung seines geistlichen Hirtenamts verband er gründliche literarische Kenntnisse. Ihm hat der berühmte Pater Lorenzo Mascheroni seine Eloquenza del Pulpito gewidmet [5]).

4) Giovanni D. befehligte gemeinschaftlich mit Paolo Loredan in der Eigenschaft eines Proveditore in der von den Ungern belagerten Stadt Treviso, als man ihn zum Nachfolger des am 8. August 1356 verstorbenen Doge Johann Gradenigo erwählte. Nur durch List gelang es ihm, durch die Reihen der Belagerer zu dringen und sich nach Venedig zu begeben. Seine Regirung, die bis

---

1) Etrennes helvetiennes et patriotiques pour l'année MDCCCXVIII. Vevey. 263. 2) S. Meisner's naturwissenschaftlichen Anzeiger der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. V. S. 11. und das daselbst 1822 Nr. 9. abgedruckte „Mémoire pour servir a l'histoire des *Simulies*, genre d'Insectes de l'ordre des Diptères, famille des Tipulaires, lu à la réunion de la Société helvétique des Sciences naturelles à Bâle, le 25. Juillet 1821. Avec une planche."

*) Vergl. *Ad. Brongniart* Observations sur les Fucoides, in den Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Paris I. p. 11. *Ad Brongn.* Histoire des végétaux fossiles Paris 1828. pet. fol. I. 64—67. Ders. im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle LVII, 1828, p. 33. *Ad Br.* Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles. Paris 1828. p 20. K. von Sternberg Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt. Regensb. Fol. Hft. IV. 1825. S. V.

1) Vergl. d. Encyklop. Art. Contarini, und Darü's Histoire de la République de Venise. Troisième édition VII. p. 222. 2) *Gianantonio Moschini* Guida per la città di Venezia all' amico delle belle arti. Venezia MDCCCXV. II. p. 561., wo dieses schöne Bild näher gewürdiget wird. 3) Moschini a. a. O. I. 544. 4) Moschini a. a. O. I. 70. 5) Storia della letteratura italiana del cav. ab. Girolamo *Tiraboschi* compendiata dall' abate *Lorenzo Zenoni*. In Venezia 1801. VIII. p. 11.

zum 11. Juli 1361 dauerte, wo er erblindet starb, ist fast nur durch Unglücksfälle bezeichnet, welche die Republik nach einander trafen. Zwar hatte Venedig kurz zuvor mit den Genuesern Frieden geschlossen, doch erlitt es auswärts mancherlei Demüthigungen und mußte, als Folge eines mißlichen Feldzuges, am 18. Februar 1358 seine schönste Provinz, Dalmatien, an den siegreichen König Ludwig von Ungern abtreten und auf den Titel eines Herzogs von Dalmatien und Croatien, den der Doge führte, Verzicht leisten[6]). Dazu gesellten sich noch die Verheerungen der Pest.

5) Giovanni, Bischof von Vicenza und Kardinal. Er starb 1522. Sein Denkmal in der Kirche auf der Insel San Michele bei Venedig ist mit seiner Büste und schönen Bildsäulen vom Cavaliere Gian-Lorenzo Bernini verziert[7]).

6) Giovanni, Patriarch von Aquileja. Er starb zu Udine als Kardinal 1699 im 88. Jahre seines Alters. Seine Dialoghi poetici sind im ersten Bande der Miscellanea di varie operette. Venezia 1740 abgedruckt; doch erwarb er sich einen noch größern Ruhm durch seine vier Trauerspiele: Cleopatra, Lucretia, Medoro und Creso, die gesammelt unter folgendem Titel erschienen und mehrmals nachgedruckt worden sind: Tragedie, alla vera lezione ridotte ed illustrate. Padova 1733. 4. mit Kupfern.

7) Giuseppe, einer der berühmtesten Seehelden, deren die Republik sich rühmen darf. Er bewachte die Dardanellen mit 16 Schiffen, zwei Galeassen und 8 Galeeren, als am 6. Juli 1654 eine aus Constantinopel abgesegelte türkische Flotte von 75 Schiffen auf ihn stieß. Sofort gibt er den Befehl zum Angriffe, verbrennt dem Feinde zwei Schiffe, tödtet ihm über 3000 Mann und nachdem er Wunder von Tapferkeit verrichtet hat, gelingt es ihm, siegreich aus einem der ungleichsten Kämpfe hervorzugehen, deren die Geschichte der Seekriege gedenkt[8]).

8) Pietro, geboren zu Venedig im Jahre 1444. In seinem 18. Jahre trat er in den Camaldulenser Orden, dessen General er 1480 ward und bis 1515 blieb. Zehn Jahre später starb er am 16. Januar 1525. Als Schriftsteller hat er sich durch seine: Epistolae. Venet. 1524. Fol. bekannt gemacht. In Martene und Durand's Veterum scriptorum et monumentorum ecclesiasticorum amplissima collectio, stehen Band III. von ihm: 1. Epistolae 242, quae in editis desiderantur, und 2. eine Oratio ad Leonem X. pontificem. Über diesen gelehrten Mann und seine kirchengeschichtlichen Verdienste findet man Nachrichten in Moschini a. a. O. II. S. 392., in den Annal. Camaldulens. libr. LXVI. und in einer Lobrede auf ihn von Eusebius Priuli. Diese letzte ist in der eben erwähnten Martene- und Durandschen Samlung abgedruckt.

(Graf Henckel von Donnersmarck.)

DELFSHAVEN, Marktflecken am rechten Ufer der Maas in dem Bezirk Rotterdam des niederländischen Gouvern. Südholland, mit einem Hafen, worin die Delfter Schiffe anlegen, und 2680 Einw., welche Härings- und Stockfischfang betreiben und Geneverbrennereien unterhalten. Der Ort ist gut gebaut und verdankt seinen Ursprung den Einwohnern von Delft, denen Herzog Albrecht 1389 gestattete, von dem Dorfe Overschie an, aus der Schie in die Maas einen Kanal zu führen, an dessen Mündung 1451 der Hafen und später die Werfte und Magazine der ostindischen Compagnie angelegt wurden. — Hier ist der berühmte Admiral Peter Hein geboren. *(Leonhardi.)*

DELFT (Br. 52° 0′ 49″, L. 22° 1′ 30″), Kantonsstadt in dem Bezirk Rotterdam des niederländ. Gouvernements Südholland. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend an der Schie, ist von Kanälen durchschnitten, regelmäßig gebaut und hat 7 Thore, 6 Kirchen, ein großes Zeughaus *), 4870 Häuser und 12900 Einwohner. Merkwürdig sind: der Prinzenhof, worin Wilhelm I. von Oranien 1584 ermordet wurde, das schöne Rathhaus, welches 1618 erbaut, 84 Fuß in der Breite und 90 F. in der Tiefe hat und viele Gemälde, besonders von Mierevelt und Heemskerk enthält, die neue Kirche mit einem 300 F. hohen Thurme, einem schönen Glockenspiele und den Mausoleen des Prinzen Wilhelm und des Hugo Grotius († 1645), die alte Kirche mit den Sarkophagen der Admirale Tromp und Peter Hein und des Naturforscher Leeuwenhoek und die 1802 erbaute Kirche der zu Delft gestifteten Gesellschaft Christi. Man findet große Tuchfabriken mit ihren Walkmühlen, Färbereien und Pressen, welche vornehmlich Texelsche Wolle verarbeiten, eine große Schmiede für die Artillerie und Kettenmacherei, Siedereien von Marseiller und Brüsseler Seife, große Geneverbrennereien, mehre Fayence- und Steingutfabriken (welche statt früher 7000, nur noch 150 bis 180 Menschen mit Verfertigung des sogenannten Delfter Zeug beschäftigen) und eine Werkstätte von mathematischen und physikalischen Instrumenten. Ihren Handel treibt die Stadt über den Hafen von Delfshaven, wohin ein Kanal führt. — Die Stadt soll 1075 von Herzog Gottfried von Lothringen erbaut seyn; 1536 wurde sie durch eine Feuersbrunst fast ganz zerstört, aber — wie auch nach den großen Bränden in den Jahren 1654 und 1742 — schöner wieder aufgebaut. Während der Revolutionszeit war D. die Hauptstadt des Departements Delf, sowie früher des Amtes Delfland in der Provinz Holland der vereinigten Niederlande und die dritte Stadt dieser Provinz. Sie ist der Geburtsort des berühmten Hugo Grotius, Leeuwenhoek's und des Rathspensionairs A. Heinsius **). *(Leonhardi.)*

6) Daru a. a. O. II. 139. 7) Moschini a. a. O. II. 395. 8) Meisterhaft beschreibt Daru dieses Seetreffen a. a. O. VI. S. 83.; von dem er sehr richtig sagt: „La campagne — s'ouvrit par un de ces combats également glorieux et déplorables, qui affaiblissent encore plus qu'il n'illustrent les armes des vainqueurs.“ — „L'amiral (Joseph Delfin) setzt er an einer andern Stelle hinzu — „sort du dédroit au milieu des ennemis frappés d'admiration, et confondus d'une telle résistance.“

*) Die früher hier bestandene Cadettenschule wurde im Jahre 1827 aufgehoben, als die niederländische Militärakademie zu Breda errichtet ward. **) Nach Hassel und d. Itineraire du R. des Pays-Bas (Amsterd., Maaskamp. 1824. 12.) I, 127 f.

DELFT (97° 25′ Länge, 9° 35′ Breite), britische Insel auf der Nordwestküste von Ceilon, zum Districte Jasnapatam gehörig. Sie hat gute Pferdeweiden. (*H.*)

DELFT, Jakob Willemsen, ein berühmter holländischer Porträtmaler und Vater einer ausgezeichneten holländischen Künstlerfamilie. Er war geboren zu Delft, wovon auch sein Name herrührt. Im J. 1592 malte er eine Schützencompagnie seiner Vaterstadt, welches große Gemälde nebst andern von ihm noch zu Delft auf der Doele oder Schützenherberge zu sehen ist. Als daselbst im Jahre 1654 das Pulvermagazin in Brand gerieth und in die Luft flog, wurde dabei auch die Doele zerstört, und jenes Gemälde schwer beschädigt und zerrissen, doch durch die Verwendung eines von Delfts Enkeln, des mit ihm gleichnamigen Malers Jakob Willemsen Delft, wieder ausgebessert und hergestellt und forthin auf der neuen Doele aufbewahrt. Zu seinen schönsten Gemälden gehören die Porträts von ihm selbst, seiner Gattin und seinen drei Söhnen, alle in Lebensgröße. Er starb in seiner Geburtsstadt 1601, in einem hohen Alter mit Hinterlassung der eben angeführten drei Söhne, die er alle zu seiner Kunst angeleitet und darin mit solchem Erfolg unterwiesen hatte, daß sie sich sämtlich als vorzügliche Künstler ausgezeichnet haben. Der älteste war Kornelius Jakobsen Delft. Außer bei seinem Vater, der zuerst sein Lehrmeister war, lernte er die Malerkunst noch bei dem ebenfalls berühmten Maler Kornelius Korneliessen van Haarlem. Er lieferte schöne Stillleben und war zugleich ein vorzüglicher Glasmaler. — Als ein solcher hat auch nachher sein Sohn Nikolaus, auch Klaudius, Korneliessen Delft, sich ausgezeichnet. Dieser war geboren 1571. Von seinen Glasmalereien sind in Holland in einigen Kirchen und andern Gebäuden noch verschiedene vorhanden.

Der zweite Sohn des Jakob Willemsen Delft war Rochus Jakobsen Delft, ein guter Porträtmaler.

Der dritte Sohn hieß Willem Jakobsen Delft, geboren zu Delft am 19. Nov. 1580, ebenfalls Maler und zugleich ein sehr geschickter Kupferstecher. Er heirathete eine Tochter des vorzüglich berühmten Malers zu Delft, Michael Janssen van Miereveld, der Apelles seiner Zeit genannt, und hat die meisten von demselben gefertigten schönen Porträts in Kupfer gestochen. Er starb zu Delft 1638 am 11. April, mit Hinterlassung eines Sohns, des oben erwähnten Jakob Willemsen Delft, geb. zu Delft 1619, am 24. Januar. Dieser war ebenfalls ein vorzüglicher Porträtmaler, nicht um des Vortheils willen, sondern aus Liebe zur Kunst. Unter andern schönen Stücken malte er die Ober- und Unterofficiere der Schützencompagnie zu Delft, ein meisterhaftes Gemälde, das auch auf der dortigen Doele, neben dem Gemälde seines Großvaters, einen Platz erhielt. Er war zugleich Rathsverwandter und Hafenmeister zu Delft und starb daselbst 1661 am 12. Juni. Seine nachgebliebene Gattin, Anna van Hoogenhouck, ließ ihm auf seinem Grabe ein kostbares marmornes Denkmal errichten *).

(*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DELFZYL oder Delfsiel, wie es so an Ort und Stelle ausgesprochen wird, eine holländische Festung in der Provinz Gröningen, an der westlichen Seite der Emsmündung, der ostfriesischen Küste gegenüber, und nicht weit von derselben entfernt. Sie liegt unmittelbar an der Nordseite des Damster-Tiefs oder Kanals von Appingadam, und zwar an dem Ausflusse desselben in die Ems, vor dem sich neben einander zwei Siele oder Schleusen befinden, vorher aber drei dergleichen vorhanden waren. An der andern Seite des Kanals, südlich von Delfzyl, und sehr nahe daran liegt das alte Dorf Farmsum, zu dem anfangs ersteres gehört haben mag. Der Kanal, der hier durch die beiden Siele ausfließt, wird von einigen für das von Gröningen her kommende Flüßchen Fivel gehalten [1]), ist aber ohne Zweifel eine angelegte Wasserleitung, die schon in alter Zeit aus der Fivel, wo diese damals eine mehr nördliche Richtung nahm, bis in die Emsmündung ausgegraben worden. Der Kanal hatte anfangs, wenigstens noch im Jahre 1248, den Namen Delf [2]), von dem altfriesischen Wort delven, ausgraben. Ein Delf heißt deswegen ein ausgegrabener Kanal. Nachher, da die friesische Sprache nach und nach ausstarb, nannte man den bisherigen Delf das Damster-Tief, oder von Appingadam, wegen der Berührung desselben mit dieser Stadt. Schon in alter, jedoch unbekannter Zeit, wahrscheinlich bald oder unmittelbar nach der Ausgrabung des Kanals, wurde die Mündung desselben mit einem Siel eingefaßt, und dies mag die Veranlassung gewesen seyn, daß sich dabei einige Ansiedler niederließen, und so unter dem Namen Delfzyl ein Dorf entstand, das seinen Namen von dem Siel und dem damals noch geltenden, alten Namen des Kanals erhielt, an dem es angelegt wurde.

Die Festung Delfzyl ist von der Stadt Gröningen 3 Meilen und von dem Städtchen Appingadam eine Stunde entfernt. Sie steht mit beiden Orten durch den Kanal, woran sie liegt, in Verbindung, worauf täglich zu mehren bestimmten Stunden nach und von Gröningen sogenannte Treckschuiten, — Postschiffe durch Pferde gezogen, — hin und her fahren und in der dorti-

---

*) Quellen: *A. Houbraken* Groote Schouburgh der nederlantsche Konstschilders. I. Deel. Amsterd. 1718. p. 61. II. Deel. Amsterd. 1719. p. 56. *K. van Mander* Leven der Nederlandsche etc. Schilders, door *de Jongh*. II. Deel. Amsterd. 1764. p. 84. 90. 163. 199. (In diesem Buche befinden sich auch die in Kupfer gestochenen Bildnisse von Jakob Willemsen Delft, dem älteren, auf dem Blatt KK. Nr. 3., von Jakob Willemsen Delft, dem jüngern, Blatt JJ. Nr. 3., von Nikolaus Korneliessen Delft, auf Blatt PP. Nr. 2. und von Kornelius Jakobsen Delft, Blatt SS. Nr. 1.) — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek. II. Deel. Zütph. 1821. p. 805.

1) Vergl. I. Section. 22. Thl. S. 108. 2) *Menconis* Chronicon in *Matthaei* Analecta veteris aevi. Tom. II. Hagae 1738. p. 149. *Westendorp* Jaarboek van de Provincie Groningen. I. Stuk. Groning. 1829. p. 310.

gen Gegend eine beständige Communication unterhalten. Delfzyl ist wie eine Stadt gebaut, zwar nur klein, aber sehr reinlich, mit breiten, geraden und gutgepflasterten Straßen, auch mit einer nächtlichen Erleuchtung. Es hat 3 Thore: das Wasserthor am Hafen, östlich; das Farmsumer Thor, südlich, und das Landthor, nördlich; eine reformirte Kirche, die vor einigen Jahren neu gebaut ist, indem die alte, im J. 1613 erbaute, sehr baufällig und zu klein geworden, sodann auch eine kleine katholische Kirche, die durch Unterstützung des Königs 1816 zuerst daselbst gebaut ist. Die Zahl der Einwohner, meist zur reformirten Confession gehörig, beläuft sich auf 800 Menschen, die vom Handel, Schifffahrt und andern bürgerlichen Gewerben leben. Die Hauptnahrungsquelle ist der Hafen und was damit in Verbindung steht. Zwischen Delfzyl und Emden fährt täglich ein Fährschiff hin und her, womit Reisende überfahren und Sachen spedirt werden, und dadurch eine beständige Communication zwischen beiden Orten und den Ländern, welchen sie angehören, unterhalten wird. Die Festung hat an der Landseite sieben Bastionen, sehr hohe und schöne Wälle und einen tiefen Graben, und an der Seeseite gegen den Hafen eine Mauer, zum Theil auch einen Wall. Zudem ist noch ein treffliches Außenwerk vorhanden, Kostverloren genannt. Auf diese Weise bestreicht die Festung Delfzyl die ganze Fahrt auf der Ems, und ist auf dieser Seite der Schlüssel von ganz Gröningerland, kann auch durch Überströmung der Umgegend noch mehr gesichert werden. Die Einwohner stehen in Rechtssachen zunächst unter dem Friedensgericht zu Appingadam und haben zur Polizeiverwaltung einen eigenen Bürgermeister.

Wann das ursprüngliche Dorf Delfzyl, das in der sogenannten sächsischen Fehde über die Erbstatthalterschaft in Friesland, am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts, zuerst als ein befestigter Ort in der Geschichte vorkommt, seine erste Befestigung erhalten habe, ist unbekannt. In jener Fehde befand sich daselbst eine feste Burg mit einer darum angelegten Verschanzung, die wahrscheinlich von den Einwohnern selbst in den anarchischen Zeiten des 13. Jahrhunderts, da die friesische Republik sich auflösete, zuerst mag angelegt seyn. Diese wol nicht sehr bedeutende Feste wurde seit 1500 bald von den Sachsen besetzt, bald von dem ostfriesischen Grafen Edzard I., der mit in die sächsische Fehde verwickelt war, und wurde zuletzt (1516) von den Gröningern eingenommen und völlig geschleift. Als 1568 der Graf Ludwig von Nassau Gröningen belagerte, faßte er den Plan, zu Delfzyl, wegen der so sehr geeigneten Lage desselben, abermals eine Festung anzulegen, und machte dazu bereits einen Anfang. Die Ausführung wurde aber durch seine Niederlage bei Jemgum (am 21. Jul. 1568) gänzlich gehindert. Jetzt kam sein stolzmüthiger Sieger, der Herzog von Alba, auf den Gedanken, Delfzyl nicht nur wieder zu einer Festung, sondern zugleich eine Stadt daraus zu machen. Er beabsichtigte zugleich, der Stadt Emden dadurch zu schaden, wo die reformirten Flüchtlinge aus den Niederlanden eine freundschaftliche Aufnahme fanden, und von dort die Mißvergnügten in den Niederlanden auf allerlei Weise unterstützt wurden. Die Wälle und Gräben der neuen Stadt waren schon abgesteckt, das nächstliegende Dorf Farmsum sollte mit hinein gezogen werden, auch hatte Alba bereits bestimmt, daß sie Marsburg heißen sollte. Die Gröninger stellten jedoch dem Herzoge vor, daß die neue Stadt für sie nachtheiliger seyn würde als für die Emder, und daß die Anlegung denselben ihre Freiheiten und Gerechtsame schmälern dürfte. Der Herzog ließ demnach seinen Plan schwinden und begnügte sich mit der Vollendung der Festung zu Delfzyl, mit deren Anlegung der Graf Ludwig von Nassau bereits einigen Anfang gemacht hatte. Als nachher die Provinz Gröningen einstweilen an die vereinigten niederländischen Staten kam, äußerten die Gröninger den Wunsch, daß die Delfzyler Festung wieder eingehen möchte, doch fanden die Generalstaten solches nicht rathsam, sondern ließen dieselbe nach dem Jahr 1591, da der Graf Wilhelm von Nassau sie den Spaniern abgenommen hatte, noch mehr befestigen. Zugleich wurde der Seedeich davon getrennt, auch in der Festung mehre neue Häuser gebaut und so der Ort merklich vergrößert.

Im J. 1595 wurde zu Delfzyl, unter Vermittlung der Generalstaten, zwischen dem ostfriesischen Grafen Edzard II. und der Stadt Emden, die dem Grafen ihren Gehorsam aufgekündigt hatte, ein Vergleich geschlossen, wodurch es der Stadt Emden gelang, große Vorrechte und fast eine republikanische Verfassung, mit wenig Abhängigkeit von ihrem Landesherrn, zu erlangen. Die Delfzyler sahen das eigenartige Schauspiel, daß der Graf von Ostfriesland, der nebst seinem Kanzler und einigen ostfriesischen Edelleuten dort selbst anwesend war, mit den Abgeordneten einer gegen ihn empörten, kühnen Stadt, die er mit Gewalt nicht zur Ordnung zu bringen vermochte, in seiner Verlegenheit unterhandelte und seine Rechte zum Opfer brachte, indem er einen Vergleich einging, der für ihn und sein Haus sehr nachtheilig war und erst im 19. Jahrhundert durch Napoleons Übermacht ganz wieder umgeworfen wurde. — Im J. 1672 wurde die Festung Delfzyl von dem Bischof zu Münster, Bernhard von Galen, der gegen die Gröninger einen Kriegszug unternahm, stark bedroht. Doch erschien unvermuthet der Admiral de Ruiter mit der holländischen Flotte, aus 14 Schiffen bestehend, die aus Ostindien zurückkehrte und bei Doggersbank einer engländischen Flotte glücklich vorbei gesegelt war, auf der Rhede von Delfzyl, fuhr in den dortigen Hafen ein und versah die Festung mit noch mehr Kanonen und andern Kriegsbedürfnissen, so daß der Bischof den Muth verlor, sie anzugreifen.

Im Verfolg der Zeit wurden die Festungswerke zu Delfzyl durch den berühmten holländischen General Coehoorn, nicht lange vor seinem Tode (1704), noch ansehnlich vergrößert und verstärkt. Zuletzt ist Delfzyl auch von den Franzosen im J. 1813 noch mehr verstärker befestigt worden. Als nämlich damals die Franzosen, durch die siegenden Heere der Russen und Preu-

ßen und durch die Einwohner Hollands selbst gedrängt, dieses Land wieder verlassen mußten, suchten mehre französische Soldaten, etwa 1200 an der Zahl, und einige französische Beamten, sich noch in der Festung Delfzyl zu halten. Sie verstärkten diese so viel ihnen möglich und versahen sich mit Lebensmitteln, machten auch wiederholte Ausfälle in die Umgegend, um desto mehr Vorrath zu erhalten. Um solches zu verhindern und die Franzosen wo möglich aus ihrem Schlupfwinkel zu vertreiben, besetzte die Bürgerschaft und Landwehr von Gröningen, wie auch einige Mannschaft aus Friesland und der ostfriesische Landsturm nebst der Königsberger Landwehr, die nach Ostfriesland gekommen war, im November 1813 die Gegend bei Delfzyl. Die nächsten Anwohner hatten durch die fortdauernden Ausfälle der Franzosen auf ihre Belagerer viel zu leiden, selbst zwei Dörfer wurden dabei ganz niedergebrannt. Die Feinde behaupteten sich bis zum Frieden im Monat Mai des folgenden Jahres, da sie Delfzyl verließen. Die Kirche daselbst gebrauchten sie mit zu einem Magazin und Zeughaus. Bei den Mitteln, die sie in Händen hatten, muß man ihnen das Zeugniß geben, daß sie besonnen und schonend gehandelt haben; sonst hätten sie unter dem ungeordneten und der Sache sehr ungewohnten Heerhaufen, der sie einschloß, auch bei den zum Theil ungeübten Anführern derselben, viel Unglück anrichten können. Außerdem liefen die Kosten der Belagerung für die Unternehmer derselben sehr hoch.

Der Hafen zu Delfzyl war vorher tiefer als jetzt, wenigstens damals, als der Admiral de Ruiter mit seiner Flotte in demselben anlegen konnte. Jetzt ist der Grund darin mehr angeschlämmt; doch ist er immer noch einer der besten des Königreichs. Es ist der Mühe werth, diesen schönen Hafen, die treffliche, weite Rhede vor demselben und den herrlichen, breiten Emsstrom anzuschauen, indem auch die Schifffahrt hier noch ziemlich lebhaft ist, und durch die tägliche Berührung mit Gröningen und Ostfriesland hier immer ein reges Leben unterhalten wird [3]). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DELGADA, Ponta del Gada, Hauptstadt auf der Azoren-Insel S. Miguel. (S. dies. Art.) (*H.*)

DELGOVITIA, Stadt der Brigantes im römischen Britannien, muthmaßlich das jetzige Städtchen Wigthon oder das benachbarte Godmonham. (*H.*)

DELHI, Provinz, Bezirk und Stadt in Indien. Die Provinz grenzt in N. an Gurwal, in NO. an Nepal, in SO. an Audh, in S. an Agra, in W. an Adschmir, in NW. an Lahore, wovon sie von Setledsch getrennt wird. Der Flächeninhalt [1]) beträgt 32465 engl. = 1610 geogr. QM. Dschumna und Ganges durchströmen neben einander das Land; im O. laufen die beiden Nebenflüsse des letzteren, Ramgunga, nur 7 Monate im Jahre schiffbar, und Kali (Gogra's oberster Lauf); zwischen diesen beiden, an der Grenze Audhs, entquillt Gumti. Der westliche Theil hat nur Steppenflüsse, die zwischen hohen Ufern aber wasserarm hinziehen und sich bald in dem Sande verlieren; ein solcher ist der Gaggar oder Caughur, der den in der Mythologie hochgepriesenen, jetzt aber fast spurlos versiegten Saraswati aufnimt; ein solcher ist auch der Dschittung, der ehemals sich erst 48 engl. Meilen südwestlich von Hissar endigte, jetzt aber nur bis Dschind, ja in der trockenen Jahreszeit nur bis Daltschur reicht. Wenn man die Naturbeschaffenheit dieser Provinz im Allgemeinen charakterisiren will, muß man den nördlichen Theil zwischen dem Ganges und den Hochgebirgen ganz aus dem Spiele lassen. Dieser, Rohilkund, ist der berühmte Garten Indiens, von Strömen (Ram Gunga, Kosila, Kali u. a.) reichlich bewässert. Es ist eine durchaus wagerechte Ebene, 500 Fuß über dem Meere, im N. O. und S. von großen Waldungen umkränzt. Trefflich sind ihre Hauptprodukte [2]), Zucker, Baumwolle und Reis; dabei findet man Dattel- und Toddypalmen nebst Platanen, und den vom Süden herkommenden Fremden erfreut der ungewohnte Anblick von Weintrauben, Wallnüssen, Äpfeln, Birnen, Rauchbeersträuchern. Der Nordsaum des Landes ist ein Theil der Terriani: so heißt nämlich ein ungeheurer langer Streif, der von Setledsch bis Burramputter, am Fuße des Himalaja hinzieht, hier aber nur zwei Tagereisen breit; er besteht aus Sumpfboden, bald von stattlichen Bäumen, bald von Gras üppig bewachsen, aber vom März bis November von Menschen wie von Thieren wegen seiner verpesteten Miasmen ängstlich vermieden. Sobald der Reisende eine Weile nordwärts von Parelli gekommen ist, liegt ihm dieser Wald als eine schwarze, gerade, wie mit einem Lineal gezogene Linie vor; über diesen erhebt sich die untere Vorpostenkette des Himalaja, und fern am Horizonte ruhen in majestätischer Stille in einer Entfernung von 150 engl. Meilen die Schneegipfel, wie Alabaster flimmernd. — Wenn also Rohilkund die unterste Stufe ist, worauf der Himalaja in das Tiefland hinuntersteigt, so bildet das übrige Delhi einen Übergang von Steppe zum Culturland, ja der westlichste Strich ist gar eine wenig verbesserte Fortsetzung der Sindhwüste, ohne die Ströme wäre er es völlig. Doch nicht alle Flüsse bringen Fruchtbarkeit; vielmehr ist die Dschumna so mit Salpeter geschwängert [3]), daß sie, statt die Vegetation zu befördern, dieselbe vielmehr zerstört. Außerdem ist fast überall Mangel an Bewässerung; die Brunnen liegen tief und sind meistens brakisch. Hier kommt alles darauf an, das Wasser der wohlthätigen Ströme durch Kanäle über das Land zu

3) Quellen: *Hoogstraten* Algemeen historisch Woordenboek IV. Deel. Amsterd. 1727. p 55. *Kremer* Beschryving der Provincie Groningen. Groning. 1818. p. 77. 129. *de Gelder* Beschryving van het Koningryk Holland. Amsterd. 1809. p. 122. *J. J. Harkenroht* Oostfriesche Oorsprongkelykheden. Groning. 1731. p. 95. 338. Wiarda's Ostfriesische Geschichte. II. Thl. S. 291 ff. III. Thl. S. 262. — und eigene Ansicht.

1) *Hamilton* Descript. of Hindostan. Lond. 1820. Vol. I. p. 407.

2) *Heber* Travels. Lond. 1828. 3. Edit. Vol. II. p. 122

3) Daselbst S. 286. *W. Hamilton* East India Gazetteer. 2. Ed. Lond. 1828. Vol. I. p. 493.

verbreiten; das geschah auch in den glücklichern Zeiten des Großmogols; in ihrem oberen Lauf ist die Dschumna noch rein und süßwässerig; von da bis Kurnaul und ferner von Kurnaul in dem tieferen Lande liefen damals nach verschiedenen Richtungen mehre Graben aus, z. B. Schah Nahr oder Nahr Behescht (der oberste Kanal), Duab oder Zabata-Khans Kanal (er ging von der Dschumna in der Nähe ihrer Herabkunft vom Gebirgslande, lief durch Saharanpur, Rampur Schamli rc., und nach einem Laufe von 150 engl. Meilen vereinigte er sich wieder mit dem Mutterstrom, fast Delhi gegenüber), Ali Merdans Khans Kanal (er erstreckte sich von Kurnaul bis Delhi) und Firuz-Kanal (er trennte sich ein wenig unterhalb Kurnaul von Ali Merdans Khans Kanal, strich westwärts durch Hurriana, den Städten Hansi und Hissar vorbei, nach den Grenzen Bihanirs. Damals, wo diese und andere Kanäle noch flossen, waren die Zeiten, wo das Subah Delhi, nach Abul Fazil [4]), an mehren Stellen dreifache Ernten im Jahre gab; doch unter den Stürmen, die den Thron des Großmogols erschütterten, wurden die Graben verschüttet, die Wüste rückte bis an die Thore Delhi's heran, und die Natur nahm ihren ursprünglichen, dürren, kargen und stiefmütterlichen Charakter wieder an. Sobald aber die Engländer die Provinz in Besitz nahmen, waren sie bald darauf bedacht, die Bewässerungsanstalten wieder herzustellen; die Bauten sind jetzt wenigstens zum Theil vollendet. Als Ali Merdans Khans Kanal, ein helles, lauteres Wasser leitend, am 11. Februar 1820 an die Kaiserstadt heranrückte, wurde er von den Einwohnern, die bisher nur ein bitteres Wasser aus der untern Dschumna und den Stadtbrunnen tranken, mit freudigem Jauchzen begrüßt. Da aber, wohin die Fluthen dieser oder anderer Gräben sich nicht erstrecken, ist alles dürr, baum- und wasserlos; der Boden ist theils Sand, theils steifer Lehm und Thon. Darum wird nur wenig Reis gebaut; Waizen ist die Hauptsaat; Zucker und Baumwolle aber Stapelwaren. Darum ist die Volkszahl (wiewol doch 8 Millionen, ein Gemisch von Hindus, Muhammedanern, Rohillas, von afghanischer Geburt und Sikhs) nur klein, und das Land auf lange Strecken ohne Städte oder Dörfer. Die Provinz zerfällt in folgende Distrikte: Barelli, Moradabad, Nord-Shahdshehanpur, Süd-Shahdshehanpur und das Jaghir Rampur (welche zusammen das vormalige Rohilkund bilden), ferner die sogenannten Assigned Territories, als der Familie des Großmogols zum Unterhalte angewiesen; seit 1820 haben aber die Engländer den Bezirk unter ihre unmittelbare Verwaltung genommen, der Name ist abgeschafft und heißt jetzt der Distrikt Delhi; ferner Nord-Saharanpur, Süd-Saharanpur oder Merut, Hurriana, Sirhind und Pattialah, nebst mehren kleinen Sikh-Staaten.

Die Stadt D. — Unter dem im Mahâbhârata gefeierten Namen Indraprastha [5]) war sie einst der Hauptsitz der Pandus, der Sonnenkinder, deren Reich als das Hauptreich Indiens geschildert wird, und dessen auch Ptolemäus erwähnt (Regnum Pandionis). Die Gründung der Stadt wird dem Radshja Dehlih zugeschrieben [6]): „die Straßen waren mit Gold gepflastert, mit den köstlichsten Essenzen benetzt, die Bazars voll Kostbarkeiten und der Palast der Pandus strahlte von Diamanten und andern Edelsteinen.“ Mit der Dynastie selbst wurde die Stadt von der Nacht der Zeit umhüllt. Die Pandus, welche sich späterhin den Titel Bal gegeben haben sollen, mußten den Muhammedanern weichen und nach Malabar (wo Bali-patna) und Koromandel (wo Maha-bali-puram) zurückziehen [7]). Ums Jahr 300 vor Chr. erbaute aber auf ihren Ruinen der Usurpator Delu [8]) das heutige Delhi und gab ihr seitdem seinen Namen, wie von einigen behauptet wird, die den ersten Anleger entweder nicht kennen oder nicht anerkennen, und erwählte es zur Residenz. Radshjas von Indraprastha oder Dehli werden von muhammedanischen Geschichtsschreibern schon im Jahre 1008 erwähnt, und im J. 1011 wurde die Stadt vom Sultan Mahmud von Ghizni genommen und geplündert, aber nachher ihrem Radshja als zinspflichtig zurückgegeben. Nachdem dies Geschlecht im J. 1195 von dem muhammedanischen Sklaven Kuttub (Kothbeddin Ibek, bei Herbelot), dem Begründer der Afghan-Dynastie gestürzt ward, wurde Delhi Mittelpunkt eines noch mächtigern Reichs, und ihr Glanz und Reichthum war immer im Steigen; als Timur [9]) sie plünderte, bestand sie aus drei verschiedenen Städten, und die Beute, die er dort an Edelsteinen, Gold und Silber fand, übersteigt alle Vorstellung. Sein Enkel, Sultan Baber, vertrieb die Afghanen im Jahre 1525 und errichtete den Großmogolschen Thron, und seitdem wurden Delhi und Agra wechselsweise Residenzen. Das neue Delhi wurde neben den Ruinen des alten auf dem Westufer der Dschumna im J. 1632 von Shah Dschehan Ghir gegründet und erhielt von ihm den Namen Shuhdschehanabad, welchen es noch in öffentlichen Dokumenten führt. Er umschloß [10]) es durch eine Mauer von mehr als zwei Stunden im Umfange, mit sieben Prachtthoren, die nach den Hauptstädten des Reichs, zu denen sie führten, genannt wurden. Am Nordende erhob sich der Kaiserpalast von rothem Granit, 84378 Qu. Toisen im Umfange, herrliche aber nicht besonders große Gärten umschließend, mit Mo-

4) Ayeen Acberi. 5) Persisch Indraput; Polier schreibt Aindraprest.

6) „Bhagirut, fils du Rajah Dehlih, au quel on attribue la fondation de la cité de Dehli.“ *Polier* Mythol. des Indous. Tom. I. 606, II. 263. Heeren Ideen. Indien 1826, S. 261., der dem Raja Bhagiout (ein Druckfehler statt Bhagirut) die Gründung zuschreibt, hat diese Stelle unrichtig verstanden, indem er au quel auf Bhagirut bezieht; die Zweideutigkeit wird aber durch den Beisatz: „Bhagirut.. avait dès son enfance renoncé au monde...“ beseitigt. 7) Nach Ferishta; nach Ayeen Acberi aber heißt der Gründer Anrungapaul vom Stamme Tenore 429 nach Vikramaditya's Ära. 8) Ritter Erdkunde. Th. 1. S. 715. 9) Seheriffeddin Timur Bek T. II. p. 67. 10) K. Ritter Länderkunde von Indien, im Berliner Kalender auf das Jahr 1829. S. 185. *Tavernier* Voyage.

scheen, Pavillons, Springbrunnen und Bädern, alles von Marmor und mit Mosaikbildern eingelegt, darunter Orpheus, den Bestien vorspielend, also ein Werk eines europäischen Meisters. Alle diese Wunder irdischer Herrlichkeit, die da zu sehen waren, übertraf doch der Tukt-Taus, der berühmte Pfauenthron, der im Dewankhas, dem Audienzsaale, einer offenen, mit Marmorarkaden umgebenen Terrasse, reichlich mit Mosaiken und Hautreliefsculpturen verziert, stand; aus massivem Gold funkelte er von Diamanten, Rubinen und Saphiren; zwei Pfauen mit ausgebreiteten, emporgehobenen Schweifen standen ihm zur Seite und zwischen diesen ein Papagei in natürlicher Größe, aus einem einzigen Smaragd geschnitten. Innerhalb der Mauern dieser nunmehr baufälligen Burg, die Schah Nadir im J. 1739 und später im J. 1759 Ahmed Abdallah ihrer schönsten Kostbarkeiten beraubte, „lebt jetzt die Zierde der Welt, das Asyl der Völker, der König der Könige", der Schattenkaiser, im glänzenden Elend von einem zwar bedeutenden, aber doch für seine 700 männlichen Verwandten und deren 19000 Weiber, unzureichenden Gnadenbrod [11]. Sein eigenes Harem besteht aus 300 Weibern; zuweilen sieht man Se. Kaiserl. Majestät in dero schön lackirtem Staatswagen von Kusawurzeln fahren, von seinen Emirn und seinem Armuth verrathenden Jumarri (Hofstate) umgeben, welche Rosenwasser auf seine Equipage sprengen. Der Strom selbst, der einst die Ostseite des Palastes bespülte, hat sich eine weite Strecke von ihm zurückgezogen. Übrigens sind hier vielfache Überbleibsel einer glücklichern Zeit zu bewundern. Darunter gehört die Dschumma Muschid, die Prachtmoschee mit drei Kuppeln aus weißem Marmor mit vergoldeten Spitzen und stolzen Minarets; die Verzierungen sind [12] zwar weniger blumenreich und das Gebäude weniger malerisch als das glänzende Imambarra zu Lucknau, aber die Lage auf einem Hügel ist weit gebieterischer, und an Größe, Solidität und Reichthum der Materialien (theils dunkelrother Sandstein, theils weißer Marmor) übertrifft dies Gebäude alle, die von seiner Art in Indien zu sehen sind. In dem Felsen, worauf diese Moschee ruht, ließ Schah Dschehan einen Brunnen aussprengen, woraus das Wasser durch eine zusammengesetzte Maschinerie heraufgefödert wurde. Ferner des Patan-Kaisers Firnz antike Burg in Alt-Delhi, in einer einfachen Bauart, mit einer großen schwarzen Säule von gegossenem Erz, einst einem Hindutempel gehörig und mit alten Inschriften bedeckt; ferner die alte Moschee, die großartigste und schönste ihrer Art in Indien, welche auch als Vorbild für die Hauptmoschee diente, die Timur in Samarkhand erbauen ließ; eine Menge anderer Hindupagoden, Moscheen und Grabmonumente zu geschweigen, die man anderswo überall anstaunen würde. Sehenswerth, wiewol nicht mit jener verschwenderischen Pracht, die man in Agra's Grabmonumenten bewundert, ausgestattet ist immer Sultan Humajuns Mausoleum, jetzt die Grabstätte der kaiserlichen Familie, etwa eine geogr. Meile südwestlich von der Stadt; es ist vielmehr in einem einfachen, aber reinen und edeln, gothischen Styl, mit schwarzem und weißem Marmor in- und auswendig überzogen. Ganz zerstört ist aber Schahlimar, der Kaisergarten, doch vorher durch einen ewigen Gesang [13] der Unsterblichkeit überliefert. Auf dessen Platz steht jetzt ein Orangenhain, wo der britische Resident in einem Gebäude, das ein Theil des Naphter Schah Dschefans war, wohnt. Unmittelbar außerhalb der Stadt steht Gentur Muntur, die Sternwarte, im J. 1724 erbaut, mit einem kolossalen Gnomon und andern Instrumenten; noch denkwürdiger ist aber Kuttub Minar, eine 242 p. Fuß hohe, thurmähnliche Säule aus Ziegelsteinen [14], aber mit schönem Granit bekleidet, mit den zierlichsten Inschriften aus dem Koran und einer Wendeltreppe inwendig; dabei stehen niedrige Säulen und hohe Gewölbebogen, alles von dem Erbauer, dem ersten Patankaiser zum Eingang zu einer großen aber nie vollendeten Moschee bestimmt, welche, auf den Ruinen eines Hindutempels aufgeführt, den Sieg des Islam über das brahmanische Heidenthum vorbilden sollte. In die Stadt wieder eintretend, blickt man mit Grauen auf der Straße Tschandnt Tschoke die Moschee Ruschenud Daulahs, denn es war von einem ihrer Dome, wo der erzürnte Timur zusah, wie 20000 Menschen von seinen Soldaten geschlachtet wurden, bis, nachdem das Blutbad vom Morgen bis Abend gedauert hatte, ein Derwisch vortrat, sagend: „Unüberwindlicher! bist du ein Gott, so sei gnädig, wie er; bist du ein Prophet, so unterrichte uns über den Weg der Seligkeit; bist du ein König, so höre auf zu morden, steige auf unsern Thron herauf und mache uns glücklich"; worauf Timur antwortete: „ein Gott bin ich nicht, denn ich kann nicht verzeihen; ein Prophet nicht, denn ich will nicht unterrichten, und euer König bin ich auch nicht; aber der, welchen der Herr in seinem Zorn sendet, um die Völker der Erde zu züchtigen, der bin ich." — Die Wahl der Lage für eine Stadt, die bestimmt war, eine Metropole zu Nordindien zu seyn, und die es seit Jahrtausenden bis auf die Zeiten der britischen Herrschaft wirklich gewesen ist (in der öffentlichen Meinung der Eingebornen gilt sie noch immer als solche), scheint weniger glücklich; zwar liegt sie an einem großen Strome, aber dieser ist während der trocknen Jahreszeit nur für kleinere Fahrzeuge schiffbar, und ringsum verbreitet sich eine einförmige, baumlose, sandige, wenig fruchtbare Landschaft; erst nach der Wiederherstellung des Ali Merdans Khans Kanals (s. oben), die nützlichste von allen Anlegungen, hatten die Einwohner gutes Trinkwasser; früher wurde das Wasser theuer verkauft; erst seitdem blühen die Gärten Delhi's. Von den 2,000000 Menschen, welche die Stadt einst [15] beherbergte, sind jetzt kaum

11) Die Einkünfte des Kaisers sind jetzt auf 15 Lack Rupien = 150000 Pf. Sterl. oder etwa 1,000000 Thaler erhöht worden. 12) *Heber* II, 196.

13) *Th. Moores* in Lalla Rookh. 14) Nach Heber, nicht aus rothem Granit, wie Ritter sagt. 15) *Bernier* Voyage Tom. II.

200000 übrig [16]; doch ist sie noch ein Mittelpunkt des Handels und durch Gewerbe blühend. Hier treffen jährlich Karavanen von allen Richtungen ein; die, welche die theuersten Waren mitbringen, sind aus Kaschmir und Kandahar; auch hat sich in den letzten Zeiten der Verkehr mit Bengalen belebt; hier wohnen viele Große und Reiche des Landes; hier wird viel Tabak und besonders Indigo gebaut, viel Baumwolle gesponnen und zu Zeuchen gewebt, und die Schuhmacher und Steinschneider liefern vorzügliche Arbeit. Die Straßen sind meistens eng und winkelig; nur zwei, die Hauptstraße Tschandni Tschoke und die Laborstraße, zeichnen sich durch ihre Breite (90 Fuß), Regelmäßigkeit und Schönheit der Gebäude aus. Die mathematische Lage ist 28° 41′ nördl. Br. und 94° 39′ östl. Länge [17]; sie hält 7 engl. Meilen im Umfang, aber die Trümmer der Altstadt bedecken eine Fläche von 20 QM. Von der uralten Indraprasta sind nur Schutthaufen zu sehen. (*Palmblad.*)

Deli s. unter Türkei: Türkisches Heer.

DELIA, Beiname der Artemis. — Delios, des Apollon, — Delion, Tempel Apollons; von Delos (s. dieses). (*H.*)

Delia, Desvoidy (Insecta) s. Myodarii.

DELIADES, Bruder Bellerophons, fand durch diesen wider Willen seinen Tod *). (*Schincke.*)

Delias s. Delos.

DELIAS, *Hübner* (Insecta). Eine Gattung der Tagschmetterlinge, ausländische Arten umfassend, deren Oberflügel bunt, die untern an der Wurzel roth gefleckt sind. Sie gehört nach der neuern Eintheilung (s. d. Art. Lepidoptera) zu den Helikoniern und umfaßt die Arten Papilio Egialea, Porsenna und Thisbe Cramers. (*D. Thon.*)

Delictum s. Verbrechen.

DELIGNON, Jean Louis, geb. zu Paris im J. 1755. Nachdem er sich bei Delaunay dem ältern mit dem Grabstichel und der Radirnadel hinlänglich bekannt gemacht hatte, lieferte er als selbständiger Künstler Blätter sowol für das Cabinet von Poullain und für die Galerie des Palais Royal, als auch für die Voyage pittoresque de la Grèce und für die Description générale et particulière de la France. Auch stach er eine bedeutende Anzahl Vignetten nach Moreau, Marillier und andern. (Huber Handb. Thl. 8. S. 342.) (*A. Weise.*)

DELILIA. Unter diesem Namen stiftete Sprengel (Bullet. de la soc. philom. 1823. p. 54. t. 1.) eine Pflanzengattung zu Ehren des rühmlich bekannten Professors der Botanik zu Montpellier, Alire Raffeneau Delile, Ritters der Ehrenlegion, welcher als Botaniker Napoleon nach Ägypten begleitete, den botanischen Theil der Description de l'Egypte (Florae aegyptiacae illustratio, Par. 1813. fol.) ausarbeitete, sich einige Zeit in Nordamerika aufhielt und dann Candolle's Nachfolger in Montpellier wurde. Die Gattung Delilia ist indeß nach des Autors eigenem Urtheil (Spr. gen. pl. II. p. 641.) im Wesentlichen nicht verschieden von Milleria Martyn. (s. den Art.) (*A. Sprengel.*)

DELILLE, Jacques, geb. 1738 in der Nähe von Clermont in der Auvergne. Schon als Kind verlor er seinen Vater und erhielt seine Schulbildung in einem Pariser Gymnasium, wo sich seine Talente frühzeitig entwickelten. Lange Zeit war er selbst Gymnasiallehrer erst zu Paris, dann zu Amiens, dann wieder zu Paris, wo er sich zuerst durch einige Oden und Epitres vortheilhaft bekannt machte. Seinen Ruhm begründete er durch seine poetische Übersetzung der Georgica, welche er zwar schon in Amiens angefangen hatte, aber erst in Paris 1769 herausgab. Mit Recht bewundert man darin die Kunst, womit er die, bei der poetischen Armuth der französischen Sprache und der Abneigung der französischen Poesie vor kleinlichen Details, fast unübersteiglichen Schwierigkeiten dieser Arbeit ebenso glücklich als anmuthig überwunden hat. Er hat darin unstreitig alles geleistet, was man von einer französischen Übersetzung in Versen billigerweise nur verlangen kann. Das nämliche Talent hat er in späteren Jahren auch in seiner Übersetzung der Äneis und des verlornen Paradieses bewährt. Voltaire war so entzückt von dieser Arbeit, daß er den ihm noch völlig unbekannten Verfasser der Akademie zur Aufnahme dringend empfahl. Auch wurde Delille von der Akademie schon 1772 gewählt, doch versagte der König seine Einwilligung wegen zu großer Jugend des Candidaten, und die wirkliche Aufnahme erfolgte erst nach einer zweiten Wahl 1774. Einige Jahre später, 1780, erschien sein erstes Originalwerk: Les Jardins, ou l'art d'embellir les paysages, in 4 Gesängen, welches sich durch viele glückliche Naturschilderungen, welche überhaupt ihm am besten gelangen, auszeichnete und nicht wenig dazu beitrug, den in Frankreich noch wenig bekannten Geschmack an sogenannten englischen Gärten zu verbreiten. Als sein Freund Choiseul Gouffier nach Constantinopel als Gesandter ging, nahm er ihn dahin mit, bei welcher Gelegenheit er die Ruinen von Athen besuchte, sich beinahe ein Jahr lang in Constantinopel aufhielt und viel an seinem Poëme sur l'imagination arbeitete, welches indeß erst 1806 in 8 Gesängen erschien. Bis zur Revolution lebte er nun ruhig und glücklich in Paris, wo er sehr bewunderte Vorlesungen über Juvenal, Horaz und Virgil hielt, und der Freigebigkeit des Hofes ein sehr bedeutendes Einkommen verdankte, welches er fast gänzlich bei den ausgebrochenen Unruhen verlor. Er hielt es sogar seiner Sicherheit wegen für nöthig, Paris zu verlassen, weil er auf Robespierre's Bitten, welcher zur Feier des Festes de l'être suprême eine Ode von ihm verlangte, nach langer Weigerung endlich, in 24 Stunden seinen Dithyrambus sur l'immortalité de l'ame geschrieben hatte, welchen man den Ansichten des Tages nicht angemessen fand. Er zog sich daher 1794 zuerst nach St. Diez, im Departement der Vogesen, und später nach Basel zurück. Längere Zeit lebte er darauf an den Ufern des Bieler-Sees, wo er sein zweites Dri

16) Nach Le Gour de Fluir 1,700,000; nach dem Verfasser von Sketches of India 400000; nach W. Hamilton höchstens 200000. 17) *W. Hamilton* East India Gazetteer, London 1828. 2. Edit. Vol. p. 491.

*) Apollod. II, 3, 1. Einige Codd. haben *'Ηλιάδην, 'Ιλιαδῆν* und *'Ιλιάδαν*.

ginalwerk: L'homme des champs, ou les Géorgiques françoises vollendete, welches 1800 erschien. Eben das selbst arbeitete er an den 1809 erschienenen: Les trois règnes de la nature. Das Unglück seines Vaterlandes veranlaßte ihn noch, das Gedicht: Le malheur et la pitié, in 4 Gesängen, zu schreiben, welches 1803 gedruckt wurde. Er ging darauf nach England, wo er 2 Jahre verlebte und in Zeit von 15 Monaten mit großer Begeisterung, aber sehr frei, das verlorne Paradies übersetzte; es erschien 1805. Bei dieser Arbeit traf ihn der erste Anfall von Apoplexie, welche auch später seinem Leben ein Ende machte. Er kehrte 1801 nach Paris zurück, wo er, wie die obigen Angaben zeigen, die meisten seiner Werke nach und nach dem Drucke übergab. Hier erschien auch noch von ihm 1802 eine Samlung unter dem Titel Poésies fugitives, die Übersetzung der Äneis 1804 und das Gedicht La conversation 1812.

Alle diese Werke sind einzeln mehremale gedruckt und l'homme des champs ist 1808 von Dubois ins Lateinische übersetzt worden. Seine sämtlichen Werke sind ebenfalls mehremale in 4., in 8. und in 18., die Nachdrücke nicht gerechnet, erschienen. Die Samlung in 17 Bänden in 8. ist die vollständigste von allen. Delille hatte ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er ganze große Werke im Kopfe ausarbeiten, daran bessern und feilen konnte, ohne sie eher aufzuschreiben, als bis er sie dem Drucke übergeben wollte. So ist es gekommen, daß sein letztes Werk, ein Gedicht über das Alter, woran er noch kurz vor seinem 1813 erfolgten Tode arbeitete, verloren gegangen ist, weil er nichts davon aufgeschrieben hatte. In allen seinen Werken, Übersetzungen sowol als eignen Arbeiten, zeigt sich eine große technische Fertigkeit, eine glänzende Diction, eine seltene Gabe poetischer Beschreibungen, aber ungleich weniger Talent für Erfindung und künstlerische Anordnung. Er hat die dichterische Sprache der Franzosen wie wenige in seiner Gewalt gehabt, ohne doch im höheren Sinne eigentlich ein Dichter zu seyn. Auch ist er nicht von einer gewissen Monotonie und Manier freizusprechen. Man kann ihn seinem Zeitalter und seiner Kunstmanier nach den letzten größeren Dichter der klassischen Zeit der Franzosen nennen. (*Blanc.*)

DELIMA L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Dillenieen und der ersten Ordnung der 13. Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch fünfblättrig, stehenbleibend; meist fünf rundliche Corollenblättchen; zahlreiche, haarförmige Staubfäden mit rundlichen Antheren; der Griffel cylindrisch mit einfacher Narbe; durch Fehlschlagen der Geschlechtstheile werden die Blüthen bisweilen diöcisch; die Kapsel lederartig, einfächerig, meist zweisamig; die Samen mit einem schwammigen, zerfetzten Arillus versehen. (Gärtn. de fruct. I. 106.). Die sieben bekannten Arten sind tropische, meist kletternde Sträucher, oft mit rauhen Blättern, die zum Poliren hölzerner Geräthe gebraucht werden (daher der Gattungsname): 1) *D. sarmentosa* L. (Burm. ind. p. 122. t. 37. f. 1., Lam. ill. t. 475., Bot. mag. 3058., Tetracera Vahl symb.) mit elliptischen, sehr scharf anzufühlenden, steifen, gesägten Blättern, rispenförmigen Zwitterblüthen ohne Corollenblättchen und unbehaarten Kapseln. Auf Ceilon und der Küste Malabar. 2) *D. tripetala* Blum. bijdr. mit umgekehrt-eiförmigen, an der Spitze stachlichtstumpf-gezähnten, sehr scharf anzufühlenden Blättern, rispenförmigen Zwitterblüthen mit drei Corollenblättchen und feinbehaarten Kapseln. Auf Java. (D. intermedia Blum. bijdr. p. 4. ist eine Abart). 3) *D. hebecarpa* Cand. (Syst. I. p. 407., Deless. ic. sel. t. 72.) mit umgekehrt-eiförmigen, feingekerbten, scharf anzufühlenden Blättern, rispenförmigen Zwitterblüthen mit fünf Corollenblättchen und feinbehaarten Kapseln. Auf Java und den Philippinen. 4) *D. mexicana* Sessé (et Mociñ. fl. mex. med. Cand. syst. l. c.) mit elliptischen, stumpfen, gesägten, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern, unten braunroth-zottigen Blattadern und diöcischen, büschelförmigen Blüthen mit fünf Corollenblättchen. In Mexiko. 5) *D. nitida* Cand. (l. c., Tetracera Vahl symb.) mit ablang-lanzettförmigen, scharf anzufühlenden, fast ganzrandigen Blättern und rispenförmigen Zwitterblüthen mit vierblättrigen Corollen. Auf Trinidad. 6) *D. guianensis* Rich. (in Cand. l. c.) mit glatten, ablangen, schwach gesägten, an beiden Enden verschmälerten Blättern, diöcischen, in den Blattachseln stehenden, kurzgestielten Blüthen und feinbehaarten Kapseln. In Gujana. 7) *D. Piripu* Cand. (l. c., Piripu Rheed. mal. VII. p. 101. t. 54) mit ablangen, gekerbten, weichen Blättern und rispenförmigen Zwitterblüthen. In Malabar gebaut. Die beiden letztgenannten Arten sind zweifelhaft. (*A. Sprengel.*)

Delina, *Desvoidy* (Insecta) s. Myodarii.

Delion s. Delia.

DELI ORMAN, Hauptort eines nur von Bulgaren bewohnten Bezirks im türkischen Ejalet Rumili, Sandschak Silistria, mit vielen Dörfern, die sich von Ackerbau und Viehzucht nähren. (*H.*)

Delios s. Delia.

DELI, Paul, ein magyarischer Held, der sich mehrmals im Kriege gegen die Türken auszeichnete. Im J. 1537 gerieth er bei Eßék in die türkische Gefangenschaft, als er im Gefecht den Janitscharen den Leichnam seines tapfern Feldherrn Paul Bakics (Bakitsch) entreißen wollte. Valentin Török bot dem türkischen Pascha Amurath für Deli's Auslieferung tausend Stück Dukaten an. Der treulose Türke nahm zwar das Gold, schickte aber den armen Deli mit eigener Hand in die andere Welt. (*Rumy.*)

Delirium s. Geisteskrankheiten.

DELISCHES PROBLEM nennt man die berühmte Aufgabe von der Verdoppelung eines Würfels (τὸν κύβον διπλασιασμόν), d. i. die Seite eines Würfels zu finden, der doppelt so groß als ein gegebener Würfel sei, welche Aufgabe in der Geschichte der Mathematik besonders darum Epoche macht, weil sie zur genaueren Betrachtung der krummen Linien und mithin zur Erfindung der höheren Geometrie Veranlassung gab. Aus diesem Grunde hat für Jeden, welcher gern die stufenweisen Fortschritte der Wissenschaft kennen lernt, die Geschichte des delischen Problems ein hohes Interesse

Ein kurzer Abriß dieser Geschichte mag daher auch hier eine Stelle finden: Bei allen Körpermessungen, insbesondere beim Gebrauche der Hohlmaße für Getreide, Flüssigkeiten u. s. w. mußte sich den Menschen gewiß schon in den frühesten Zeiten die sogenannte delische Aufgabe aufdrängen, da man gewiß bald einen Würfel, dessen Seite irgend eine festgesetzte Länge hatte, als das einfachste Körpermaß erkannte, und auch wol durch Erfahrung sehr bald darauf geleitet wurde, daß sich ähnliche Körper wie die Cubi ihrer ähnlich liegenden Seiten verhalten, wodurch jede nach einem bestimmten Verhältnisse vorzunehmende Vergrößerung oder Verkleinerung eines Körpers mit Beibehaltung seiner Form auf die nach demselben Verhältnisse vorzunehmende Vergrößerung oder Verkleinerung eines Würfels reducirt wird. Das Alterthum kleidet indessen, seiner Gewohnheit nach, die erste Anregung dieser für das früheste bürgerliche Leben schon so wichtigen Aufgabe in einen Mythos, welchen Eratosthenes in einem von Eutokios[1]) aufbewahrten Briefe an den König Ptolemäos folgendermaßen erzählt: Der König Minos von Kreta befahl, das seinem Sohne Glaukos zu Ehren errichtete Grabmal, welches die Gestalt eines Würfels hatte, mit Beibehaltung derselben Gestalt doppelt so groß zu machen. Die Bauleute glaubten diesem Befehle dadurch nachzukommen, daß sie einen Würfel machten, dessen Seite doppelt so lang als die des vorigen war, fanden aber bald, daß sich auf diese Weise das Volumen des ersten Würfels verachtfachte. Dies veranlaßte nun die Geometer zuerst, wie Eratosthenes sagt, die Frage aufzuwerfen, wie ein gegebener Körper, vornehmlich ein Würfel, sich mit Beibehaltung seiner Gestalt verdoppeln lasse. — Verlassen wir das Gebiet der Sage, so finden wir zuerst den Hippokrates von Chios (s. d. Art. Hippokrates) als wissenschaftlichen Bearbeiter des delischen Problems genannt, und zwar gebührt ihm die Ehre der Entdeckung, daß sich die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auf die andere Aufgabe zurückführen lasse: zwischen zweien gegebenen geraden Linien zwei mittlere Proportionallinien zu finden[2]). Hippokrates fand nämlich den Satz, daß zwei Würfel zu einander in dem dreifachen Verhältnisse der Seite des einen zur Seite des andern seien, daß also, wenn A die Seite des gegebenen Würfels und $A : B = B : C = C : 2A$ und mithin $A : 2A$ das Dreifache des Verhältnisses $A : B$ ist (vergl. meine allg. Größenlehre, vornehmlich die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen nach Euklidischen und neuern Ansichten S. 46. 47.), alsdann der gegebene Würfel zu dem Würfel von der Seite B in dem Verhältnisse $A : 2A$, letzterer also das Doppelte des ersteren sei[3]). Wie nun aber die beiden Proportionallinien B und C zu finden seien, entdeckte Hippokrates nicht, und konnte es auch bei den ihm blos noch zu Gebote stehenden Hilfsmitteln der Elementargeometrie nicht entdecken. — Als nicht gar lange nachher, zur Zeit des Platon, eine ansteckende Krankheit in Griechenland wüthete und die Delier das Orakel fragten, wodurch sich der Zorn der Götter besänftigen ließe, wurde ihnen zur Antwort, sie sollten den Altar des Apollon verdoppeln. Dieser Altar hatte die Gestalt eines Würfels. Die Delier glaubten nun anfangs dem Orakelspruche schon dadurch zu genügen, daß sie einen andern, ebenso großen Würfel hinzufügten, wodurch natürlich der Altar ein längliches Parallelepipedon wurde. Als aber die Krankheit nicht nachließ, befragten sie das Orakel aufs Neue und erhielten zur Antwort, die Würfelform müsse beibehalten werden. Da sie hiemit nicht zu Stande kommen konnten, so sandten sie Abgeordnete an den Platon, welcher damals als Philosoph und Geometer im höchsten Ansehen stand. Platon erklärte ihnen, daß es dem Gotte eigentlich gar nicht um die Verdoppelung seines Altars zu thun sei, daß vielmehr Apollon die Griechen nur veranlassen wolle, ihre ewigen Kriege ruhen zu lassen und sich mehr mit den Wissenschaften zu beschäftigen; was übrigens die Verdoppelung des Würfels betreffe, so möchten sie sich deshalb an seine Schüler, den Eudoxos von Knidos und den Helikon von Kyzikon, wenden. Hiedurch wurden die Anhänger Platons zum eifrigen Forschen nach der Auflösung dieses Problems ermuntert, welches seitdem den Namen delisches Problem erhielt. So erzählen Plutarch[4]) und Philoponos[5]) in der Hauptsache übereinstimmend diese Begebenheit; Valerius Maximus[6]) läßt die Delier vom Platon an den Geometer Euklides verweisen, was offenbar ein Irrthum ist, da Euklides der Geometer viel später lebte und von dem Philosophen Euklides von Megara hier nicht die Rede seyn kann. — Platon sah ein, daß die Betrachtung von geraden Linien und Kreisen zur Auflösung des Problems, zwei mittlere Proportionale zwischen 2 gegebenen geraden Linien zu finden, nicht ausreiche, und fing deshalb an, die Eigenschaften anderer krummen Linien, welche er durch Schnitte geometrischer Körper entstehen ließ, zu untersuchen. Zur Fortsetzung dieser Untersuchungen munterte er auch seine Schüler auf, durch deren Bemühungen nun die höhere Geometrie entstand[7]). Dem Platon selbst wird vom Eutokios die Erfindung einer

---

1) *Eutoc.* ad prop. 2. lib. II. *Archimedis* de sphaera et cylindro. Eratosthenes beruft sich auf einen alten, von ihm nicht genannten Dichter, der die Geschichte des Glaukos zum Stoffe einer Tragödie gemacht hat. Wahrscheinlich ist Euripides gemeint. Vergl. *Valkenaer* de fragm. Eurip. p. 203. 2) *Eratosthen.* l. l. *Proklos* in commentar. in Euclid. element. lib. I. p. 59. edit. Basil. 1533. 3) Es erhellet leicht, daß auf dieselbe Weise jede beliebige Vervielfältigung oder Theilung des Würfels von der Seite A bewerkstelligt werden könne, indem ebenso nur zwischen A und nA zwei mittlere Proportionallinien B und C gefunden zu werden brauchen; eine Bemerkung, die auch dem Hippokrates wol nicht entging. Daß die Aufgabe, wenn man Rechnung anwenden wollte, durch Ausziehung einer Kubikwurzel aufzulösen sei, erkannten die Alten ebenfalls sehr bald; allein die Arithmetik war damals noch so wenig ausgebildet, daß man es, wo sich es irgend thun ließ, genauer und bequemer fand, Rechnungsaufgaben durch geometrische Constructionen aufzulösen, und jede Einmischung der Rechnung in die Geometrie so viel als möglich vermied. 4) De genio Socratis VII. (Plutarchi Moralia ed. Wyttenbach. T. 3. p. 335.) Plutarch weicht darin ab, daß er die Delier denselben Fehler, den die Bauleute des Minos begingen, noch einmal begehen läßt. 5) Ad Aristot. analyt. post. lib. I. cap. 7. (fol. 24. ed. Venetae 1534.) 6) Lib. VIII. c. 12. 7) *Proklos* l. l. p. 19.

Art von Parallellineal, welches zur mechanischen Auflösung der Aufgabe dienlich ist, zugeschrieben. Eratosthenes aber, obgleich, der Zeit nach, dem Platon bedeutend näher, scheint von einer solchen Erfindung Platons nichts zu wissen, und da Eutokios hier nicht, wie er sonst zu thun pflegt, die Quelle seiner Relation angibt, so schrieb vielleicht nur die Sage dies Instrument dem Platon zu, welcher vielmehr nach andern sichern Nachrichten das Problem streng geometrisch aufgelöst wissen wollte [8]). — Der Pythagoräer Archytas von Tarent, Platons vertrauter Freund (s. den Art. Archytas), gab eine Auflösung, die zwar scharfsinnig, aber nicht ganz rein geometrisch, sondern eher phoronomisch ist, indem sie auf gewissen Bewegungen eines Halbkreises und eines Dreiecks und dadurch erzeugten Durchschnitten einer Cylinder- und Kegelfläche beruht. Eine andere Auflösung, welche auf der Construction gewisser von ihm erfundenen und in einem eigenen, nicht mehr vorhandenen Werke beschriebenen Curven beruhete, gab der schon vorher erwähnte Eudoxos, die jedoch vom Eutokios, vielleicht mit Unrecht, nicht der Aufbewahrung für werth gehalten wurde. Ein Schüler des Eudoxos und später des Platon, Menaichmos, erfand die sogenannten Kegelschnitte und wendete sie zur Auflösung des delischen Problems an. Ob Aristaios, welcher nachher fünf Bücher über die Kegelschnitte und fünf andere über die körperlichen Örter schrieb, sich auch mit dem delischen Probleme beschäftigt habe, ist unbekannt, da seine Werke nicht auf unsere Zeit gekommen sind; wol aber wissen wir, daß diese Werke von spätern Mathematikern bei der Auflösung des Problems benutzt wurden [9]). Auch vom Euklides ist nicht mit Sicherheit bekannt, ob er in seinen verloren gegangenen Büchern über die Kegelschnitte und über die geometrischen Örter an einer Oberfläche unser Problem mit abgehandelt habe. — Archimedes setzt in seinen Büchern über Kugel und Cylinder (II. Satz 2.) die Auflösung der Aufgabe: Zwei mittlere Proportionallinien zwischen zweien gegebenen geraden zu finden, als bekannt voraus. Bei seinen vielen mechanischen Arbeiten, besonders bei Verfertigung seiner Kriegsmaschinen, gebrauchte er vermuthlich ein für die Praxis hinreichend genaues und bequemes Instrument, worüber er aber nichts mittheilt; wahrscheinlich weil ihm nur rein wissenschaftliche Gegenstände des Aufzeichnens werth schienen. Apollonios von Pergä scheint nach einer Stelle des Pappos (collect. mathem. lib. 3. prop. 4.) eine rein geometrische und eine andere mechanische Auflösung des delischen Problems gegeben zu haben; nur letztere ist uns vom Eutokios a. a. O. aufbewahrt und stimmt mit den von Heron aus Alexandrien und Philon von Byzanz in ihren Werken über die Wurfmaschinen gegebenen organischen Auflösungen, welche gleichfalls Eutokios mittheilt, im Wesentlichen überein. — Eine andere organische Auflösung erfann Eratosthenes, welcher darüber den schon oben erwähnten Brief an den Ptolemaios schrieb und das dazu nöthige Instrument mit einem Epigramma als Weihgeschenk in einem Tempel aufhängen ließ. — Bald darauf erfand Nikomedes, durch Nachdenken über das delische Problem veranlaßt, die Konchoide und ein Instrument zur Zeichnung derselben, wodurch ihm nicht allein die Verdoppelung des Würfels, sondern auch die Trisection des Winkels gelang. Nikomedes Schrift über die Konchoide ist verloren gegangen; die darin vorkommende Auflösung des delischen Problems haben aber Eutokios und Pappos in ihren schon angeführten Werken aufbehalten. — Diokles, dessen Zeitalter nicht genau bekannt ist, der aber, nach einer Stelle des Proklos zu schließen, schon vor Christi Geburt blühete, schrieb ein Werk περὶ πυρίων, welches nicht mehr vorhanden ist, das indessen ein Feuerbrände schleuderndes Wurfgeschütz abgehandelt zu haben scheint. Bei dem Baue dieser Geschütze kam wieder, wie bei den andern von Heron und Philon behandelten Wurfgeschützen, zur Bestimmung der verhältnißmäßigen Dicke des Seils an den größeren und kleineren Maschinen dieser Art, die Aufgabe in Anregung, den Durchmesser eines Cylinders zu bestimmen, welcher zu einem gegebenen Cylinder ein gegebenes Verhältniß haben soll; was sich, wie alle ähnliche stereometrische Aufgaben (vergl. das Eingangs dieses Art. Gesagte), auf das delische Problem zurückbringen läßt. Diokles erfand zur Auflösung des delischen Problems eine neue Curve, die Kissoide, und diese Auflösung hat uns Eutokios a. a. O. aufbehalten. — Der mehre Jahrhunderte später als Diokles lebende Pappos gibt die nämliche Auflösung mit sehr geringer Veränderung [10]), ohne des Diokles zu erwähnen, vielleicht um sich allein die Ehre der Erfindung zu vindiciren. Dieselbe Auflösung wiederholte, dem Eutokios zufolge, der vermuthlich bald nach Pappos lebende Sporos, oder, wie andere Codices lesen, Poros von Nikäa. — Von den übrigen Versuchen der alten Geometer zur Auflösung des delischen Problems ist uns nichts erhalten worden. Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung beschäftigte man sich wieder häufig mit diesem Problem, jedoch meistens unglücklich; es sei hier genug, die Namen einiger Mathematiker, welche darüber geschrieben haben, zu nennen: Der Kardinal Nicolaus de Cusa, Joh. Werner aus Nürnberg, Orontius Finäus (Oronce Finée), Joh. Buteo, Bernh. Salignac, Jos. Just. Scaliger, Jo. Alfons de Molina, Adrian Metius, Vieta, Joh. Bapt. Villalpandus, Claud. Richard, Joh. Molther. Descartes, welcher mit Recht als Urheber der neueren analytischen Geometrie angesehen wird, zeigte zuerst, daß die geometrische Auflösung des delischen Problems nichts weiter als ein besonderer Fall von der Construction kubischer Gleichungen sei und daher am einfachsten mittelst einer Parabel und eines Kreises aufgelöst werde (vergl. den Art. Gleichung). Nachher verallgemeinerte de Slüse in seiner Schrift: Me-

8) *Plutarchi* Convival. Disput. lib. 8. probl. 2. 9) *Pappi* collect. mathem. latine ed. Fed. Commandinus. Bonon. 1660. pag. 7.

10) *Pappos* l. l. libr. III. et VIII. propos. 11. cf. Eutoc. l. l.

solabum, die zuerst 1654 und in einer vermehrten Auflage 1668 erschien, die Construction der Gleichungen durch Anwendung der geometrischen Örter, und zeigte, wie sich durch den Kreis und unzählige Hyperbeln oder Ellipsen das delische Problem lösen lasse. — Newton zeigte in einem Anhange zu seiner Arithmetica universalis, wie durch die Konchoide sehr einfach und elegant nicht blos die Probleme über die Duplication des Würfels und die Trisection des Winkels gelöst, sondern auch alle kubische und biquadratische Gleichungen leicht construirt werden könnten. Hiebei erinnerte er mit Recht gegen Descartes, daß beim Gebrauche einer krummen Linie mehr auf die Einfachheit der Construction dieser Linie ankomme als auf den Grad, welchen die Gleichung der Linie erreiche; daß daher die leichter zu construirende Konchoide den Kegelschnitten für den wirklichen Gebrauch vorzuziehen sei. — Fast alle übrigen berühmten Mathematiker des 17. Jahrhunderts, wie Huygens, Renaldini, Barrow, Viviani, haben sich auch mit dem delischen Probleme beschäftigt, und auch in den neueren und neuesten Zeiten sind noch Schriften darüber erschienen, die indessen hier nicht weiter anzuführen nöthig sind, da durch Descartes und Newton hinreichend gezeigt worden ist, worauf es bei der streng geometrischen Auflösung ankomme, und Versuche von organischen und anderen annähernden Auflösungen, die zum Theil von Personen herrühren, welche gar nicht hinreichende mathematische Kenntnisse besitzen, in unserer Zeit nicht mehr beachtenswerth sind. Die Pariser Akademie hat darum auch schon im J. 1775 beschlossen, keine das delische Problem betreffende Abhandlung ferner zu prüfen [11]. *(Gartz.)*

DELISEA. So haben Fée und Lamouroux zu Ehren des besonders um kryptogamische Gewächse sehr verdienten Bataillonschefs Dominique Delise (Verfassers mehrer botanischen Abhandlungen in den Mém. de la soc. Linn. du Calvados und Herausgebers einer Samlung französischer Flechten: Lichens de France. Vire 1828. 4.) zwei Pflanzengattungen genannt, welche aber nicht angenommen werden können, da sie im Wesentlichen mit schon bekannten Gattungen übereinstimmen. Delisea *Fée* s. Sticta *Schreb.*; Delisea *Lamx.* s. Wormskioldia *Spr.* *(A. Sprengel.)*

DELISLE, de l'Isle, auch de Lisle, lat. Insulanus, Vater und Söhne, berühmte französische Gelehrte, die sich besonders um Erdkunde, Geschichte und Astronomie anerkannte Verdienste erwarben. Der Vater, Claude Delisle, war der Sohn eines Arztes zu Vaucouleurs in Lothringen, wo er den 5. November 1644 geboren war. Er studirte zu Pont a Mousson, wurde Doctor der Rechte und fing an zu advociren, bald aber entsagte er dieser Beschäftigung, studirte Geschichte und Erdbeschreibung, und gab zu Paris in beiden Wissenschaften mit großem Beifall öffentlichen Unterricht. Personen vom höchsten Range, z. B. der nachmalige Regent Herzog von Orleans und der Kanzler d'Aguesseau, benutzten seinen Unterricht, und er starb den 2. Mai 1720 im Genuß einer allgemeinen Achtung. Man hat von ihm einige Schriften, die zwar nicht ohne Verdienst sind und Forschungsgeist verrathen, aber doch zu dem Schlusse berechtigen, daß er die Geschichte besser mündlich vorgetragen als geschrieben haben müsse: Relation historique du royaume de Siam. Par. 1684. 12. Atlas historique et généalogique. Ib. 1718. 4.; in Kupfer gestochen, ein Theil davon besonders unter dem Titel: Tables gén. et hist. des rois de France et des princes issus d'eux. Ib. 1718. 4., besteht aus 14 Tabellen. Abrégé de l'hist. universelle, depuis la creation du monde, jusqu'en 1714. à la Haye 1731. Vol. VII. 8. mit Karten, herausgegeben von Lancelot. Traité de chronologie, bei dem Abrégé chron. de Pétau, trad. par Maucroix. Par. 1730. Vol. III. 8. Introduction à la géographie avec un traité de la sphère. Ib. 1746. Vol. II. 12.; eine Compilation aus den Heften, die er seinen Schülern dictirte [1]). — Er ist Vater folgender 4 Söhne:

1. Delisle, Guillaume, geboren zu Paris am letzten Februar 1675. Unter der Leitung seines Vaters entwickelte sich früh sein ausgezeichnetes Talent für das Studium der Erdkunde und der damit verwandten Wissenschaften. Schon als neunjähriger Knabe zeichnete er Karten zur alten Geschichte, und der Unterricht Cassini's förderte ihn ungemein auf der betretenen Laufbahn. Bei Fortsetzung seiner Studien entgingen ihm die zahllosen Fehler nicht, die man damals in geographischen Karten antraf, und er beschloß, in ein mit mechanischer Nachlässigkeit betriebenes Geschäft wissenschaftliche Genauigkeit und Sicherheit zu bringen, dem ganzen Gebäude der Geographie eine neue Grundlage zu geben, und die von astronomischen Beobachtungen abhängige, stereographische Projectionsmethode einzuführen. Der Erfolg bewies, daß er diesem schwierigen Unternehmen gewachsen war, und ihm gebührt in der genannten Beziehung der Ruhm eines Begründers des geographischen Systems der Neuern. Die ersten Früchte seiner Studien, welche 1700 erschienen, waren eine Karte von der Erdkugel, Karten von Europa, Asien, Afrika und Amerika, eine Karte von Italien, von dem alten Afrika, von Carthago an bis an die Meerenge von Gibraltar, nebst einer Erd- und Himmelskugel. Unverkennbar waren die Vorzüge, die seine Arbeiten vor denen seiner Vorgänger hatten. So gab er z. B. dem mittelländischen Meere, statt 1160 nur 860 Meilen, verkürzte Asien um 500, ertheilte in einer späteren Karte der so nahen Grafschaft Artois einige Flüsse, die man ihr entzogen hatte, und nahm andere, die man ihr schenkte, einer Menge anderer Fehler, die

---

11) Mém. de l'acad. de Paris. A. 1775. Hist p 61. — *Montucla* Hist. des recherches sur la quadrature du cercle, avec une addition concernant les problèmes de la duplication du cube et de la trisection de l'angle. Paris 1754. nouv. edit. (mit einigen Zusätzen von Lacroix). 1831. in 8. — *Reimer, Nic. Theod.*, Hist. problematis de cubi duplicatione s. de inveniendis duabus mediis continue proportionalibus inter duas datas. Gottingae 1798. in 8.

1) Sein Leben bei dem oben genannten Abrégé de l'hist. Nouv Dict. hist. s. v. Lisle. Biogr. univ T. XI. (von [illegible]) s. v. Delisle. Cat. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. p. 1198.

;r verbesserte, nicht zu gedenken. Auf der ruhmvoll bes :retenen Bahn unablässig fortschreitend, lieferte er mit edem Jahre neue und bessere Arbeiten, so daß die Zahl ver von ihm zur Geographie der alten und neuen Welt gelieferten Karten zuletzt über 100 stieg [2]). Unter dies en zeichnen sich besonders aus: seine Monde connu aux anciens; seine Karten von Italien, Griechenland, von den afrikanischen Bisthümern, die sich vor einer neuen Ausgabe von Optatus Milevitanus befindet; eine Karte des griechischen Reichs im Mittelalter nach der Beschreibung, die der Kaiser Constantin Porphyrogeneta im 10. Jahrhunderte verfertigte; noch mehre andere Karten zur Erdkunde des Mittelalters, z. B. eine neue von der Diöcese von Toul, damals civitas Leucorum ges nannt; eine neue, von der vorigen ganz verschiedene Kars te von Persien; eine Karte von Artois zu Maillarts Commentaire sur la coutume de l'Artois; eine Karte vom kaspischen Meere, die er auf Verlangen Peters I. zeichnete. Als dieser Monarch sich zu Paris aufhielt, kam er mehrmals zu Delisle in seine Wohnung und machte sich es zum Vergnügen, ihm besondere Anmers kungen über Rußland mitzutheilen und zugleich sich von einem Manne belehren zu lassen, der in mancher Bezies hung das russische Reich besser kannte als sein Beherrs scher. Selten erschien damals eine Reisebeschreibung oder ein Werk über Geschichte, deren Verfasser nicht eis ne Karte von Delisle zu bekommen gewünscht hätte. Seine großen Verdienste anerkennend, nahm ihn die Akas demie der Wissenschaften zu Paris schon 1702 unter ihre Mitglieder auf, und Ludwig XV., den er in der Erdbes schreibung unterrichtete, und für den er mehre Karten vers fertigte, ertheilte ihm 1718 den vorher ungewöhnlichen Titel des ersten königl. Geographen. Mehre ausländis sche Fürsten, unter andern der Czar Peter und der König von Sardinien, der seine Karte von Sicilien äußerst ges nau fand, suchten ihn in ihre Dienste zu ziehen, allein die glänzendsten Anerbietungen waren nicht im Stande, ihn seinem Vaterlande untreu zu machen, das am 5. Jas nuar 1726 seinen unvermutheten Tod beklagte, indem ihn auf der Straße der Schlag rührte und nach wenig Stunden tödtete. Seine letzte Arbeit war eine Karte von Malta, die er an seinem Todestage vollendete. Aus ßer den schon genannten verdient besonders die letzte sehr verbesserte Ausgabe seiner Erdkarte vom Jahr 1724 bes merkt zu werden, weil sie den Standpunkt angibt, auf dem sich die Erdkunde 2 Jahre vor seinem Tode befand. Selbst die großen Fortschritte, welche diese Wissenschaft seitdem gemacht hat, konnten seine Karten nicht ganz uns brauchbar machen, denn man findet auf ihnen öfters Bes stimmungen, welche spätere Geographen vernachlässigt haben. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften schrieb er mehre Abhandlungen, die in der Recueil de l'acad. des sciences abgedruckt sind: Conjecture sur la position de l'île Méroé. 1708. Observation sur la variation de l'aiguille aimantée. 1710. Justification des mesures des anciens en matière de géographie 1714. Sur la longitude du détroit de Magellan. 1716. Détermination de la situation et de l'étendue des différentes parties de la terre. 1720. u. m. a. [3]).

II. Delisle, Simon Claude, geboren zu Paris im Dec. 1675, widmete sich, nach dem Beispiele seines Vas ters, dem Geschichtsstudium und übernahm dessen his storische Lehrstunden, starb aber schon 1726. Man hat von ihm einige kleine Schriften über die französische Geschichte, eine neue Ausgabe der Tables chronol. du P. Pétau, und er soll den größten Antheil an der Défense de l'antiquité de la ville et siége épiscopal de Toul. Par. 1702. 8. haben [4]).

III. Delisle, Joseph Nicolas, geb. zu Paris den 4. April 1688, das neunte von den zwölf Kindern seines Vaters, dem er den ersten Unterricht verdankte, bis er in das mazarinische Collegium aufgenommen wurde. In diesem widmete er sich besonders dem Studium der Mathematik und Astronomie, worin er bald bewunderns würdige Fortschritte machte. Die totale Sonnenfinsters niß, welche am 12. März 1706 eintrat, zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich und entschied über seine fers neren wissenschaftlichen Beschäftigungen. Von der Zeit an stellte er beständig astronomische Beobachtungen an, von denen mehre sehr wichtig sind, und sein Genie ers gänzte ihm anfangs den Mangel gehöriger Instrumente. Dieses seltene Talent bewog die Akademie der Wissens schaften, ihn 1714 unter ihre Eleven aufzunehmen, und er rechtfertigte diese Wahl aufs vollkommenste durch die Beobachtungen und Abhandlungen, die er der Akademie mittheilte. Der Regent, Herzog von Orleans, ernannte ihn zum Gehilfen des Hofastrologen Baulainvilliers, allein er wurde deswegen der wahren Wissenschaft nicht untreu, sondern that unter andern 1720 Vorschläge, die Gestalt der Erde durch Beobachtungen in Frankreich zu bestimmen, die einige Jahre nachher vollzogen wurs den. In England, wohin er sich 1724 begab, bewies sen ihm Newton und Halley ausgezeichnete Achtung; der erste schenkte ihm sein Bildniß, der andere seine astros nomischen Tafeln, die erst lange hernach öffentlich bes kannt gemacht wurden. Der Czar Peter der Große, der ihn in Paris kennen und schätzen gelernt hatte, suchte ihn in seine Staten zu ziehen, und da nach seinem Tode die Kaiserin Katharina I. die Einladung wiederholte, bes gab er sich 1726 nach St. Petersburg und gründete das selbst eine astronomische Schule, die in kurzer Zeit fröh lich aufblühte. Er schrieb für seine Zöglinge Elemens tarbücher, erklärte sie ihnen, verschaffte ihnen Schrifs ten und Instrumente und theilte unter angemessenen Feierlichkeiten Preise aus. Er beobachtete 1740 in Sis birien den Durchgang des Merkurs durch die Sonne,

2) Ein Verzeichniß derselben gibt Fréret im Mercure de France. Mars 1726. p. 475. u. Lenglet-Dufresnoy in seinem Méthode pour étudier la géogr. Ed. IV. T. I. p. 356. mit Ausgabe der von Buache gemachten Verbesserungen.

3) Eloge par Fontenelle in der hist. de l'acad. des scienc. an 1726. p. 103. edit d'Amst. u. in den Oeuv. de Fonten. T. III. 416. ed. à la Haye 1728. Mercure de France. Mars 1726. p. 468—491. Mém. de Niceron. T. I. 219. Teutsch 2. Th. 6—18. Lamberts Gel.-Gesch. d. Reg. Ludw. XIV. 3. Bd. 494. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. l. c. Baurs Galerie hist. Gem. 6. Bd. 39—44. 4) Biogr. univ.

hatte vielen Antheil an dem Kyrilawschen Atlas des russischen Reichs, und seine Reisen in verschiedene Provinzen desselben waren fruchtbringend für Physik und Erdkunde. Erst 1747 kehrte er nach Paris zurück, setzte seine akademischen Beschäftigungen fort und observirte auf dem Hotel von Cluni mit einem Eifer, den weder Alter noch Kränklichkeit zu schwächen vermochten. Als Professor am königlichen Collegium bildete er Zöglinge, die seiner würdig waren, unter andern de la Lande und Messier. Unter solchen Beschäftigungen erreichte er sein 80. Jahr und starb zu Paris den 11. September 1768. Die meisten gelehrten Gesellschaften in Europa hatten ihn unter ihre Mitglieder aufgenommen. Er war zwar nicht der Wiederhersteller der astronomischen Geographie in Europa, wie ihn der französische Patriotismus zuweilen genannt hat, aber doch ein um diese Wissenschaft sehr verdienter Gelehrter. Beweise davon enthalten unter andern seine Beobachtungen und Aufsätze in den Memoiren der Akademien zu Paris, Berlin und St. Petersburg, und in mehren Zeitschriften, sowie verschiedene astronomische und geographische Karten, die er heraus gab und nach den Entwürfen seines Bruders Guillanme vollendete, und die besonders gedruckten Schriften: Mémoires pour servir á l' hist. et aux progrés de l' astronomie, de la géographie et de la physique. St. Petersb. 1738. 4. Mémoire sur les nouvelles découvertes au nord de la mer du sud. 1752; aug. 1753. 4. mit Karten. Eclipses circumjovialium, sive immersiones et emersiones quatuor satellitum Jovis, ad annos 1734, 1738 et menses priores 1739. Berol. 1734. 4.; herausgegeben von Eph. Kirch. Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25. Juin. Paris 1748. 8. [5]).

IV. Delisle, Louis, la Croyère genannt, nach einem von mütterlicher Seite angenommenen Beinamen. Auch er studirte die astronomischen Wissenschaften, wurde in die königliche Akademie zu Paris aufgenommen und begleitete seinen Bruder Joseph Nicolas 1726 nach Rußland. Um die Lage mehrer wichtigen Standpunkte astronomisch zu bestimmen, bereiste er die Küsten des Eismeeres, Lappland und das Gouvernement von Archangel. Darauf durchwanderte er Sibirien, begab sich nach Kamtschatka, schiffte sich 1741 auf der Eskadre des Kapitän Berings ein, starb aber den 22. October dieses Jahres, als er eben von der amerikanischen Küste zurückgekommen war. In den Schriften der Akademien zu Paris und St. Petersburg stehen von ihm einige astronomische Abhandlungen, und der 2. Band des Abrégé des mathematiques pour l'usage de sa majésté imper. ist fast ganz seine Arbeit [6]). (*Baur.*)

DELISLE, Dom Joseph, Abt von St. Leopold zu Nanci, geb. zu Bassigny in Lothringen um 1690, war kurze Zeit Soldat, trat dann in den Benedictinerorden, lehrte Humaniora, Philosophie und Theologie, erhielt die Abtswürde zu Nanci und starb den 24. Januar 1766. Von seinen theils ascetischen, theils kirchenhistorischen Schriften bemerken wir: Vie de M. Hugy, calviniste converti. Nanci 1731. 12. Traité hist. et dogmatique, touchant l'obligation de faire l'aumone. Neufchateau 1736. 8. Hist. du jeûne. Par. 1741. 8. La vie de St. Nicolas, l' hist. de sa translation et de son culte. Nanci 1745. 8. Hist. de l'ancienne abbaye de St. Michel, et de la ville, qui en porte le nom. Ib. 1758. 4. *). (*Baur.*)

DELISSEA. Diese Pflanzengattung (welche sehr nahe mit Lobelia verwandt ist, so daß sie wol nur eine Untergattung der letzteren bildet) aus der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse und der natürlichen Familie der Lobelieen, hat Gaudichaud (Voy. de Freycinet; Botan. p. 457.) sogenannt nach dem französischen Naturforscher Delisse, welcher Baudins Expedition nach der Südsee begleitete und gegenwärtig Apotheker auf der Insel Frankreich ist. — Char. Der Kelch fest mit dem Fruchtknoten verwachsen, mit freyem, fünfzähnigem, stehenbleibendem Saume; die Corolle röhrig, gebogen, hinfällig, mit cylindrischer, ungetheilter Röhre und fünftheiligem, fast zweilippigem Saume; die Staubfäden zu einer freien Röhre verwachsen, mit zusammenhängenden Antheren, von denen die beiden unteren bärtig sind; die Narbe zweilappig, mit Haaren umgeben; die Kapsel beerenartig, mit dem Kelche gekrönt, zweifächerig, nicht aufspringend, mit sehr vielen Samen gefüllt. Die drei Arten, welche Gandichaud hieher rechnet, sind als Sträucher, die Milchsaft enthalten, mit zerstreuten, ungetheilten Blättern und achselständigen, blaßrosenrothen Blüthentrauben auf den Sandwich-Inseln einheimisch. 1) D. subrordata Gaud. (l. c. t. 77.) mit ästigem Stengel und eiförmigen, scharfgezähnten, unbehaarten Blättern. 2) D. undulata Gaud. (l. c. t. 78.) mit einfachem Stengel und ablangen, scharf und großgezähnten, unbehaarten, am Rande wellenförmigen Blättern. 3) D. acuminata Gaud. (l. c. t. 76.) mit ästigem Stengel und ablangen, doppelt-gezähnelten, auf beiden Flächen kurz- und steifbehaarten Blättern. (*A. Sprengel.*)

DELITZSCH, Kreisstadt im königl. preußischen Regirungsbezirk Merseburg, am Flüßchen Lober gelegen, wohlgebaut, mit freundlichen Umgebungen, Sitz eines Gerichtsamtes, sonst eines Justizamtes, 3 Meilen von Leipzig und ebensoweit von Halle, mit 3842 gewerbe- und ackerbautreibenden Einwohnern, 585 Wohngebäuden, 3 Kirchen, nämlich zu Peter und Paul, der Georgen- oder Hospital- und der Marienkirche, von denen die erste, ein schönes Gebäude, eine sehr bedeutende Orgel hat, und dem 1392 gestifteten Georgenhospital, welches 26 Arme verpflegt.

Delitzsch (Delitz, Dölitz, Delz) ist, wie schon der Name, welcher tief bedeutet, anzeigt, von den Sorbenwenden (angeblich im 10. Jahrhundert) erbaut, welche neben der jetzigen Stadt eine ihrer Hauptfestungen

5) Eloge par de la Lande in den Mém. de l'acad. de Par. und in dem Necrologe de France 1770. p. 1. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. l. c. 6) Die angeführte Eloge von de la Lande. Journal des Sav. 1729. Biogr. univ.

*) *Calmet* bibl. Lorr. Biogr. univ. l. c. (von Weiß).

hatten. Die Stadt gehörte damals zum pagus Coledizi (Bisthum Merseburg) und zu der, später sogenannten, Mark Lausitz. Nach Konrad des Großen Tode, welcher diese Mark mit der von Meißen vereinigte, kam D. an dessen Sohn Dietrich, Markgrafen der Lausitz, der die Mauern der jetzigen Stadt, welche im Mittelalter für sehr fest galt, erbaut haben soll. Diesem folgte sein Bruder Dedo, Graf von Rochlitz und Groitzsch, im Besitze seiner Länder, und als auch dessen Linie mit seinem Sohne Konrad erlosch, fiel D. den Markgrafen von Meißen wieder anheim. Aus dieser Zeit finden sich die ersten sicheren Urkunden über D., nach welchen im J. 1207 der oben erwähnte Konrad, im J. 1222 aber Ludwig von Thüringen, in Vormundschaft von Heinrich dem Erlauchten, Landtage für das Osterland, wozu D. jetzt gezählt ward, in dieser Stadt hielten. Heinrich dem Erlauchten folgte 1263 sein Sohn Dietrich, Markgraf vom Osterlande und Landsberg, in der Herrschaft über D. Dietrich starb 1283, und unter seinem Sohne und Nachfolger, Friedrich Tuta, wurde D. wieder mit den Landen der Markgrafen von Meißen vereinigt.

Bei der Auseinandersetzung des späteren Kurfürsten von Sachsen, Friedrich des Streitbaren, mit seinem Bruder Wilhelm und seinem Vetter Friedrich dem Friedfertigen, im Jahre 1410, erhielt Wilhelm die Stadt D., welche indessen nur bis zu seinem Tode 1425 von den Ländern seines Bruders getrennt blieb. Durch die Theilung zwischen den Söhnen Friedrich des Sanftmüthigen fiel D. dem Herzog Albert zu. Später wurde es durch das Testament Johann George I. von den Hauptländern der albertinischen Linie abgezweigt, indem das Amt D. zu den Landestheilen gehörte, welche die Besitzungen des Hauses Sachsen-Merseburg bildeten. Das Schloß zu D., im 30jährigen Kriege zerstört und 1691 wieder aufgebaut, war der Witwensitz des gedachten Fürstenhauses, und im J. 1734 starb daselbst die Herzogin Henriette Charlotte, Herzog Moritzens Gemahlin, aus dem Hause Nassau-Idstein.

Seit dem Erlöschen der Linie von Sachsen-Merseburg im Jahre 1738 theilte D. die Schicksale der übrigen kursächsischen Lande, bis zu deren theilweisen Abtretung an Preußen. Unter den Monographien, welche D. betreffen, sind bemerkenswerth: Delitiae Delitiarum sive Delitium in Misnia, Libelli II. Wittebergae 1617. 4. ein Lobgedicht des damaligen Conrectors in D. M. Hieronymus Heidenreich und: Geschichte der Kirche unserer lieben Frauen in Delitzsch von J. G. Lehmann. Delitzsch 1830. 8.

Die bei D. gelegene Vorstadt Grünstraße soll schon zu Karl des Großen Zeiten bekannt gewesen seyn, indem hier eine Heerstraße vorbeigeführt habe. Noch ist das Delitzscher Bier, Kuhschwanz genannt, zu erwähnen; es wird dem Merseburger an Güte gleich geachtet und war früher ein bedeutender Erwerbszweig für die Einwohner. *(v. Egidy.)*

DELIUS, Heinrich Friedrich, Professor der Medizin zu Erlangen, geb. den 8. Jul. 1720 zu Wernigerode am Harz, wo sein Vater Konsistorialrath und Prediger war. Die Familie, von der er abstammte, hatte in früheren Zeiten den Adel geführt, und in Holstein und Mecklenburg Güter besessen, ihn aber (vermuthlich wegen Verfall des Vermögens) freiwillig abgelegt; der letzte, der ihn führte, Lukas von Delien, war ein gelehrter Mann und Leibarzt am schwerinischen Hofe gewesen. Da die Nachkommen desselben, bis auf einen, der Kirche gedient hatten, so wünschten Heinrich Friedrichs Eltern, daß auch er diesen Stand wählen möchte, und suchten ihm eine Neigung zu demselben einzuflößen. Allein Natur- und Arzneiwissenschaft hatten für ihn größere Reize, und nachdem er die Schule zu Werningerode und zwei Jahre das akademische Gymnasium zu Altona besucht hatte, begab er sich 1740 nach Halle und lag seinen Lieblingsstudien mit großem Eifer ob. In Berlin, das er 1742 zu seinem Wohnort wählte, beschäftigte er sich eine Zeit lang besonders mit anatomischen und chirurgischen Übungen, besuchte fleißig die Hospitäler, und nachdem er im Herbst 1743 nach Halle zurückgekehrt war, nahm er daselbst die medizinische Doctorwürde an. In seiner Vaterstadt, wo er nunmehr zu praktiziren anfing, erlangte er durch viele glückliche Kuren Zutrauen, Beifall und Ansehen, trat mit mehren Gelehrten in Briefwechsel und machte sich durch einige Schriften so vortheilhaft bekannt, daß ihn nicht nur die kaiserliche Akademie der Naturforscher 1747 unter ihre Mitglieder aufnahm, sondern auch der Markgraf Friedrich als Hofmedikus und Landphysikatsadjunct zu sich nach Baireuth berief. Diese Stelle vertauschte er im Anfange des Jahres 1749 mit einer ordentlichen medizinischen Professur in Erlangen, welche er mit einer Rede de medicina elegantiore antrat. Von nun an folgte eine Ehrenbezeugung und Beförderung der andern; er wurde 1764 vorderster Professor in seiner Fakultät, 1775 brandenburgischer geheimer Hofrath und 1788 Präsident der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, mit der Würde eines Edeln des heiligen römischen Reichs, kaiserlichen Raths, Leibarztes und Pfalzgrafen. Die Akademien zu München, Montpellier, Rouen, Paris, Harlem, St. Petersburg und andere gelehrte Vereine beehrten ihn mit ihrem Diplome, und er setzte seine gelehrten Beschäftigungen mit nie ermüdendem Eifer fort, bis er den 22. October 1791 starb. Delius hat als Arzt, Chemiker und Naturforscher durch Schriften und mündlichen Unterricht sehr viel Gutes gewirkt, und sein Name wird in der Geschichte der Wissenschaften, denen er mit seltenem Fleiße oblag, mit Ehren genannt, denn er trug nicht nur das Bekannte deutlich vor, sondern er fand auch auf dem Wege der Untersuchung und Beobachtung manches Neue und Nützliche, das durch ihn zum Gemeingut wurde. Außer der Botanik hat er in allen Fächern der Medizin mit großem Beifall mündlichen Unterricht ertheilt, und viele gelehrte Ärzte verdankten ihm ihre Bildung. Die meisten Verdienste erwarb er sich um die Chemie, und er war in Erlangen der erste, welcher das Fach der theoretischen und praktischen Chemie gründete. Seine Untersuchung über die Salze in den Körpern, über das Berlinerblau,

über die Echtheit des Weins, über die Bestandtheile mehrer Gesundbrunnen und über andere Gegenstände der Chemie, sind überaus belehrend. Zu seinen Schwachheiten gehörte, daß er allen Veränderungen und Neuerungen in der Philosophie wie in der Arzneikunst abgeneigt war und sein einmal angenommenes System mit Hartnäckigkeit vertheidigte. Daher bestritt er z. B. die Inoculation der Blattern und nahm sich, unziemlich genug, des Volksglaubens an, man sterbe an geimpften wie an natürlichen Blattern auf gleiche Art, wenn das Ziel des Lebens da sei *). Auch gegen Hallers Lehre von der Reizbarkeit kämpfte er mit sehr unzulänglichen Gründen **). Der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, die durch die Schwäche seines Vorgängers (F. J. Baier) sehr gesunken war, verlieh er als Präsident durch seine Thätigkeit ihren vorigen Glanz wieder; ihr Ansehen stieg durch den Beitritt berühmter Mitglieder, und ihre gelehrten Schätze wuchsen zusehends unter seinem Vorsitze. Als praktischer Arzt liebte er die einfachste Behandlungsart, und so lange es die Krankheit nur irgend erlaubte, verordnete er immer ganz einfache Arzneien und sogenannte Hausmittel. Von seinem ungemeinen Fleiße zeugt besonders die große Zahl von Schriften, die er zum Druck beförderte, und die sich unter 3 Klassen bringen lassen, nämlich eigentliche Bücher und sogenannte Opuscula, dann Programme, akademische Reden und Dissertationen und endlich periodische Werke. Zur ersten Klasse gehören: Amoenitates medicae circa casus medicopracticos haud vulgares. Decades V. Lips. 1745—47. 8. Rudera terrae mutationum particularium testes possibiles pro diluvii universalis testibus non habenda. Ib. 1747. 4.; steht auch im Anhange zum 9. Bande der Act. phys. med. Acad. nat. curios. Primae lineae semiologiae pathologicae, seu H. Boerhavii instituti. semiot. auct. et praelectt. acad. accommodatae. Erl. 1776. 8. Principia diaetetica, seu H. Boerh. institutt. hygieines, digestae, auct. et praelectt. acad. accommod. Ib. 1777; 1781. 8. Synopsis introductionis in medicinam universam ejusque historiam literariam. Ib. 1779. 8., ein dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft entsprechendes Kompendium, welches das Nothwendigste für Lehrende und Lernende kurz andeutet; De Cholelithis observationes et experimenta. Ib. 1782. 4. mit Kupf.; enthält die Krankengeschichte eines Mannes, von dem ein sehr beträchtlicher Gallenstein abging. Aus den mit demselben gemachten Versuchen zieht der Verfasser den Schluß, daß der Gallenstein ein animalisches Harz sei, und bestätigt diese sonst paradoxe Meinung mit trefflichen Gründen. — Aus der zweiten sehr zahlreichen Klasse seiner Schriften, die alle zu Erlangen in 4. gedruckt wurden, bemerken wir: De theoria et foecundo in medicina usu principii: Sensationem sequitur motus sensationi proportionatus, conformis, conveniens. 1749; ins Teutsche (fehlerhaft) übersetzt im Hamb. Magaz. Bd. 16. S. 191—217. Catalepsis, adfectus rarissimi, historia, causa, curatio. 1749; auct. 1754; verbreitet ein helles Licht über diese schwierige Materie. Theoria appetitus. 1750. Or. de principe medico et principum in rem medicam et medicos meritis 1750. De vena cava, plena malorum 1751. De sugillatione, quatenus infanticidii indicio 1751; auch in Schlegels collect. opusc. sel. ad medicin. forens. spect. T. I. Vol. VII; manches Selbstgedachte über eine schwierige Materie. Or. de meritis Francorum in rem medicam et physicam 1754. Cicatrix et callus, idea nutritionis 1755. Nonnulla ad diaetam castrensem spectantia 1757. Pathemata graviora, a flatuum caussa occulta oriunda 1759; teutsch v. J. A. P. Geßner. Nürnb. 1762; 1766. 8.; damals das beste Buch über Blähungen. De revolutionibus morborum 1759. Species laetificantes 1763; teutsch: Von den Mitteln der Fröhlichkeit, nach den Gründen der Arzneigelahrtheit. Nürnb. 1764. 8. De pulsu intestinali 1764; teutsch umgearb. 1784. 4. De dosibus refractis medicamentorum 1765. Meditationes physico-oeconomicae, saeculi ingenio accommodatae 1766. Primae lineae chemiae forensis 1771. Or. de educatione medica et morali 1777. Initia medicinae extemporaneae et domesticae 1780. Nonnulla officium medici duplex, clinicum et forense, spectantia 1787. Die meisten dieser akademischen Schriften nebst vielen andern hat der Verfasser in eine Samlung gebracht und unter dem Titel herausgegeben: Adversaria argumenti physico-medici. Fasciculi VI. Erl. 1778—1790. 4. — Unter den periodischen Werken, die Delius herausgab, und welche die dritte Klasse seiner Schriften bilden, ist das vornehmste: Fränkische Samlungen von Anmerkungen aus der Naturlehre, Arzneigelahrtheit, Ökonomie und den damit verwandten Wissenschaften. Nürnb. 1755—1768. 8 Bände oder 48 Stücke 8.; ein reichhaltiges, größtentheils von dem Herausgeber selbst bearbeitetes Journal. Viele Beiträge lieferte er ferner zu den von ihm herausgegebenen Novis act. acad. imper. nat. curiosorum, den Erlangischen gel. Anzeigen, Crells chemischen Annalen 2c. In früheren Jahren ließ er Aufsätze, ernsthaften und muntern Inhalts, in den Leipziger Belustigungen des Verstandes und Witzes, und in den zu Erlangen herausgekommenen Versuchen in den Werken des Geschmacks drucken, und verfaßte auch sonst viele Gelegenheitsgedichte ***). (*Baur.*)

DELIUS, Christoph Traugott, k. k. Hofrath und

*) Fränkische Saml. Stck. 13. S. 17 f. **) Animadversiones in doctrinam de irritabilitate. Erl. 1752. 4. — Sprengels Gesch. der Arzneik. 5. Thl. 165.

***) Das genaueste Verzeichniß seiner Schriften, mit Angabe aller einzelnen Abhandlungen, findet man in Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd. 308—325.; und in Fikenschers gel. Gesch. von Erlang. 2. Abth. 31—71. Sein Bildniß vor dem 5. Bande der fränk. Saml. und in Bode Saml. v. Bild. Hft. 4. Memor. Delii (von Harleß). Erl. 1791. 4. Börners Nachrichten von berühmten Ärzten. 1. Bd. 52. 908. 2. Bd. 422. 739. 3. Bd. 369. 635. Baldingers Zus. 35. Meyers Nachr. v. anst. Gelehrt. 33. *Denina* Prusse lit. T. I, 357. Schlichtegrolls Nekrol. 1791. 1. Bd. 305. Hartenkeils med.-chir. Zeit. 1791. Beil. zu Nr. 24. S. 440. Eickens Gedächtnißblätt. 1. Bd. 210. Baurs Gall. hist. Gem. 3. Thl. 46.

Referent in Bergwerks- und Münzsachen in Wien, geb. 1728 zu Wallhausen in Thüringen, wo sein Vater Landkommissär war. Seine Familie war von altem Adel, m 30jährigen Kriege aber in Armuth gerathen. Die vorbereitenden Studien trieb er auf den Gymnasien zu Quedlinburg und Magdeburg, und in Wittenberg fing r an die Rechte zu studiren, wandte sich aber bald, einer Neigung folgend, zur Naturkunde und Mathematik. Nachdem er einige Zeit Kriegsdienste gethan hatte, egab er sich nach Wien, trat zur katholischen Kirche iber, legte sich vorzüglich auf die Bergwerkswissenschaften, wurde 1756 Markscheider bei den Bergwerken in Ungern, 1761 Bergverwalter und 1770 Professor der Metallurgie und praktischen Chemie bei der Bergakademie u Schemnitz, wie auch kaiserlicher Rath und Beisitzer es Obrist-Kammergrafenamts daselbst. In der Folge vard er (1772) nach Wien berufen, wo er das Berg- ind Münzdepartement errichten half und zum wirklichen Hofrath und Referenten in Bergwerks- und Münzsachen rnannt wurde. Seine vielen Arbeiten beim Berg- und Hüttenwesen und sein unermüdlicher Fleiß verursachten, aß er an arthritischen Beschwerden und der trockenen Kolik, einer Folge von chemischen und besonders metallurgischen Arbeiten, viel leiden mußte. Er suchte durch en Gebrauch der Bäder zu Pisa seine Gesundheit wieder erzustellen, starb aber zu Florenz den 21. Jan. 1779. In seinem Geschäftsleben zeichnete er sich nicht nur durch en regsten Diensteifer, sondern auch durch seltene Einsichten und den Geist der Verbesserung aus, mit dem r alle seine Arbeiten betrieb. Unter andern führte er ine neue Manipulation des Kupfers ein, die dem kaiserlichen Schatze einen ansehnlichen Gewinn brachte, ind um das Studium der Metallurgie überhaupt hat er ich große Verdienste erworben durch seine gehaltvollen Schriften: Abhandlung von dem Ursprunge der Gebirge nd der darin befindlichen Erzadern, oder der sogenannten Gänge und Klüfte, ingleichen von der Vererzung der Metalle und insonderheit des Goldes; herausgeg. vom Hofr. und Prof. Schreber. Leipz. 1770. 8. Besonders merkwürdig ist in dieser Abhandlung die Beschreibung es von Delius entdeckten Erzes zu Nagiay, das eigentlich ein Golderz genannt zu werden verdient; eine für en Stat wichtige Entdeckung wegen der großen Einkünfte, die daraus flossen †). Die in diesem Werke enthaltenen Hypothesen hat Justi in der Geschichte des Erdkörpers zu widerlegen gesucht, S. 41. f. Anleitung zu der Bergbaukunst nach ihrer Theorie und Ausübung, ebst einer Abhandlung von den Grundsätzen der Bergkameralwissenschaft. Wien 1773. 4. mit 24 Kpf.; ein uf Kosten des Kaiserhofes mit einem Aufwande von 000 Dukaten gedrucktes, für jeden Mineralogen wichtiges Werk, von dem der berühmte Mineralog Ferber ersichert, daß zu den sehr genauen Beschreibungen der Bergwerke und des Grubenbaues in den meisten östreichischen Erbländern nur sehr wenig noch hinzuzusetzen sei **). Das Werk wurde auf Befehl und Kosten des französischen Hofes ins Französische übersetzt, unter dem Titel: Traité sur la science de l'exploitation des mines etc. trad. par Mr. Schreiber. Vienne et Par. 1778. Vol. II. 4. ***). (*Baur.*)

Delivrance, Kap s. Louisiade.

DELLAMCOTTA, Festung, die den vornehmsten Eingang in Butan beherrscht, früher als uneinnehmbar angesehen, bis sie von den Briten im J. 1773 eingenommen wurde, was eine große Bestürzung unter den Gebirgsbewohnern verbreitete. (*Palmblad.*)

DELLE, Dattenried (lat. Dela, Datira), Canton im Bezirk Belfort des franz. Departements Oberrhein, am Fuße des Jura gelegen, dessen Vorgebirge ihn durchschneiden, enthält mehre Waldungen, viele Wiesen und Torfmoore und in 27 Gemeinden 10821 meist katholische Einwohner. Hauptort dieses Cantons ist die gleichnamige Stadt an der Alaine mit 940 Einwohnern. — Dattenried war ehemals Hauptort einer Herrschaft und kommt schon in einer Urkunde vom J. 728 vor, wodurch Graf Eberhard, Sohn des elsassischen Herzogs Adelbert dieses Ort der Abtei Murbach schenkte. Im 13. Jahrh. war es in die Hände der Grafen von Mömpelgard gekommen, aus denen es an den Kaiser Albrecht I. überging, dessen Sohn Leopold es im J. 1320 den Grafen von Pfirt (de Ferreti) zu Lehen gab. Durch Heirath gelangte es an das Haus Östreich und wurde im Frieden von Münster mit dem übrigen Sundgau an Frankreich abgetreten. Das auf einem Felsen gelegene, gleichn. Schloß wurde im J. 1674 von den Franzosen verwüstet. (S. Joh. Friedr. Aufschlager: das Elsaß rc. Thl. II. S. 167 fg.) (*Leonhardi.*)

DELLEN, Nord- und Süd-Dellen, zwei beträchtliche Landseen im nordöstlichen Theile der nordschwedischen Provinz Helsingland, die mittelst eines sich theilweise zu einem See erweiternden Flusses ihre Gewässer in den Kirchspielen Idnor und Njutånger unterhalb der Stadt Hudikswall dem bothnischen Meerbusen zuführen. Beide Seen werden durch einen etwa 50 Ellen breiten und ½ Meile langen Kanal, über welchen eine Brücke zur Kirche Norrbo am südlichen See führt, verbunden. (*v. Schubert.*)

DELLI, kleiner Stat und Stadt auf der Insel Sumatra bei einem gleichbenannten Flusse. Die Stadt enthielt 1200 Selen im J. 1820. Der Sultan nennt sich Allum Schah, d. i. König der Welt. (*Palmblad.*)

DELLIGSEN, Marktflecken in dem Leinedistrict des Herzogthums Braunschweig an der Wispe, mit 84 Häusern und 707 Einwohnern, welche eine Papiermühle und Garn- und Leinenhandel unterhalten, auch einen

*) Vergl. die Beurtheilungen in der Allgem. teutsch. Bibl. 7. Bd. 253. Götting. gel. Anz. 1771. S. 477. Comment. Lips. Dec. III. Suppl. 315. Beckmanns ökon. physik. Bibl. Bd. 495.

**) Ferbers Abh. über die Geb. und Bergw. in Ungern. Berl. 1780. im Vorber. S. 3. u. a. Ort. Man s. die Beurth. des Werks in der Allgem. teutsch. Bibl. 34. Bd. 513. Comm. Lips. Dec. III. Suppl. 313. Beckmann a. a. O. 6. Bd. 315.

***) Memoria Delii in den Nov. act. nat. curios. T. VII. app. p. 24.; im Auszug in Crells chem. Annal. 1. Bd. 379. Fülds Nachr. v. Ökonomen rc. 57. Meusels Lexik. d. verst. Schriftst. 2. Bd.

Jahrmarkt haben. Dabei Karlshütte, eine landesherrliche Eisenhütte an der Wispe, mit einem Hochofen, zwei Frischfeuern und einem Zainhammer, welche 150 Arbeiter beschäftigt. *(H.)*

Dellingur s. Nordische Mythologie.

DELLIUS (Deillius), Quintus, der Geschichtschreiber, ein Kriegsgefährte des Horaz unter Brutus und Cassius, wird von Seneca (Suasor. 1, 6.) ein Parteigänger in den bürgerlichen Kriegen genannt; denn er stand anfangs auf der Seite des Antonius, ging von diesem aber, aus Furcht, daß die von ihm beleidigte Kleopatra ihm nach dem Leben stelle, zu Cäsar über (Plut. Anton. c. 85). Nach der Niederlage des Brutus und Cassius trat er im J. R. 723 zur Partei des Octavianus und stand nachher bei Augustus in großer Gunst (Seneca de clem. 1, 10.). Horaz hat an ihn seine dritte Ode des zweiten Buches gerichtet. S. über ihn Ruhnken zu Vellej. 2, 48. und Fabricius zu Dio Cass. 49, 39. *(H.)*

DELLON, C., ein französischer Arzt, als Reisebeschreiber rühmlich bekannt. Er war um das Jahr 1649 geboren, schiffte sich, um fremde Länder zu sehen, im J. 1668 zu Port-Louis nach Ostindien ein, besuchte die Inseln Bourbon, Madagaskar, Surate, die Küste von Malabar bis nach Cananor, sah auch China und reiste zu Lande nach Daman, wo er die Arzneikunst ausübte und in glücklichen Verhältnissen lebte. Ein ungerechter Verdacht lieferte ihn in die Hände der portugisischen Inquisition, die ihn im J. 1674 nach Goa bringen ließ, wo er mit barbarischer Härte behandelt und endlich verurtheilt wurde, mit Einziehung seines Vermögens, fünf Jahre in Portugal auf den Galeeren zu dienen. Im Dec. 1676 kam er in Lissabon an, und der Verwendung des Leibarztes der Königin von Portugal hatte er seine Befreiung zu danken. Er begab sich im August 1677 nach Bayonne und scheint als praktischer Arzt in Frankreich sich Achtung erworben zu haben, weil er im J. 1685 gewählt wurde, die Prinzen von Conti als Reisearzt nach Ungern zu begleiten. Seine fernern Schicksale sind unbekannt, und man weiß nur, daß er im J. 1709 noch am Leben war. Was er auf seinen Reisen sah und beobachtete, hat er in gefälliger Einkleidung lehrreich und glaubwürdig beschrieben, und in Beziehung auf Naturgeschichte, herrschende Krankheiten, Sitten, Gebräuche ꝛc. dankt man ihm manche bessere Nachrichten, als man bis auf seine Zeit hatte: Relation d'un voyage fait aux Indes orientales. Par. 1685. Vol. II. 12., mit Kupfern; am Schlusse des zweiten Theiles findet man: Traité des maladies particulières aux pays orientaux et dans la route. Eine neue Ausgabe erschien zu Amsterd. 1699. 12. Engl. Lond. 1698. 12. Teutsch Dresd. 1700. 12. Von seinen Schicksalen in der Inquisition handelt seine merkwürdige und noch immer lesenswerthe Relation de l'inquisition de Goa. Leide 1687; Par. 1688. 12., mit Kpfrn. Beide Schriften zusammen: Voyages de Mr. Dellon, avec sa relation de l'inquisition de Goa. Amsterd. 1709. Vol. II. 12.; und zu Kölln aug. de diverses pièces cur. et de l'hist. des dieux qu'adorent les gentils des Indes. Vol. II. 1709 — 1711. 12., mit Kupfern. Die Inquisitionsgeschichte auch in den Mém. hist. pour servir à l'hist. des Inquisitions. Colog. 1716. Vol. II. 12. *). *(Baur.)*

DELM oder Delmb, ein adeliges Gericht im Herzogthum Bremen, nicht weit von der Stadt Buxtehude gelegen, das von Süden gegen Norden etwa 2 Meilen, und von Osten gegen Westen etwa 1 Meile ausmacht. Es theilt sich in das Apenser und Blindersdorfer Gericht, welche Benennungen von den beiden im Bezirk desselben liegenden Kirchspielen Apensen und Blindersdorf hergenommen sind, und hat einen ergiebigen Hanfboden. *(Schlichthorst.)*

DELME, kleiner Fluß, welcher bei dem oldenburgischen Dorfe Tucistringen entspringt, unter Köbbinghausen in das hannoversche Gebiet trit, bei dem Städtchen Harpstädt vorbei geht, dann bei Brink wieder in das Oldenburgische zurücktrit, durch die Stadt Delmenhorst strömt, unterhalb derselben die Welse aufnimt und auf der Nordseite des Dorfes Haßbergen in die Ochtum fällt. *(Leonhardi.)*

DELMENHORST, 1) Kreis in dem Großherzogthum Oldenburg, welcher die vormalige Grafschaft Delmenhorst und das hannoversche Amt Wildeshausen umfaßt, im N. an den Kreis Oldenburg, im N.O. an die Weser, die es von der hannoverschen Provinz Bremen und dem Gebiete der freien Stadt Bremen scheidet, im S.O. an die hannov. Prov. Hoya, im S. an den Kreis Vechta, im S.W. an den Kr. Kloppenburg grenzt, und auf 17,84 Q.M. gegen 28500 Einw. in 4818 Feuerstellen enthält, welche unter 15 Kirchspiele in den vier Ämtern Delmenhorst, Berne, Ganderkesa und Wildeshausen vertheilt sind. — 2) Das Amt Delmenhorst enthält in den vier Kirchspielen Delmenhorst (324 H. 1072 E.), Hasberbergen (232 H. 1332 E., darin das Dorf Iprump mit 39 H. 219 E. und starkem Holzhandel), Schönemoor (136 H. 760 E.) und Stuhr (254 H. 1526 E.) 946 Häus. und 5010 Einw. — 3) Die Stadt Delmenhorst, unter 53° 3' 12'' Br. 26° 16' 18'' L., an der Delme gelegen, hat 1 Kirche, 1 lateinische Stadtschule, 242 H. und 1500 Einw., welche sich meistens von der Landwirthschaft und einigen Gewerben nähren und 4 besuchte Pferdemärkte halten. Hier ist der Sitz eines Landesgerichts, des Amts und eines Postamts. Das alte gräfl. Residenzschloß ist 1712 abgebrochen worden. — Graf Otto II., ein jüngerer Bruder des Grafen Christian III. von Oldenburg, kaufte und ertauschte von den Mulen von Brunstein, Vasallen des Erzstiftes Bremen, die ansehnlichen Güter, welche diese um die Delme und Stuhr besaßen, und bauete 1247 zwischen der Delme und der Horst (d. i. dem hohen und trocknen Grund) das Schloß Delmenhorst, welches, nebst der gleichnamigen Herrschaft, nach seinem Tode seines vor ihm verstorbenen Bruders Christian Söhne Johann und Otto III. erbten. Otto, welcher in Delmenhorst regirte, erbaute 1263 in dem Flecken eine Kirche, bei welcher er ein Collegium Canonicorum stif-

*) Acta eruditor. Suppl. T. I. 61 — 71. *Meusel* bibl. hist. Vol. II. P. I. 856. Vol. I. P. II. 273. Biogr. univ. T. X. (von Eyriès).

lete und ertheilte ihm 1270 Stadtgerechtigkeit. Nach seinem kinderlosen Ableben fiel die Herrschaft 1299 an seines Bruders Söhne, Christian den jüngeren und Otto IV., welcher letztere zuerst den Namen eines Grafen von Delmenhorst annahm. Die übrigen Schicksale der Grafschaft s. unter dem Art. Oldenburg. III. Sect. III. Thl. S. 9 ff. — Das Wapen von Delmenhorst ist ein goldenes, unten zugespitztes Kreuz im blauen Felde. (*Leonhardi.*)

DELMINIUM (Dalmion b. Strabo, Dalminon b. Stephanus), eine Stadt in Dalmatien, daher auch Dalmatarum urbs bezeichnet. Marcius ließ dieselbe anzünden (Flor. 4, 12, 11.). Jetzt steht an ihrer Stelle der Flecken Dalmino in Bosnien an der Drina. (*H.*)

DELOGIREN heißt zwar: Jemanden von seiner Stelle vertreiben, den Feind aus einem von ihm besetzten Posten; beim Kriegswesen aber: die Truppen Bataillons- und Compagnienweise in die Cantonirungen vertheilen. Der Entwurf zu solcher Vertheilung auf einer Specialkarte wird daher ein Delogirungsplan genannt. (*v. Hoyer.*)

DELONIA 1) Sandschak im osmanischen Ejalet Rumili, liegt 37° 22′ — 38° 24′ östl. Länge und 39° 18′ — 40° 3′ nördl. Br., grenzt in N. an Aulona, in S. und SO. an Janina, in SW. und W. an das ionische Meer und die Straße von Korfu und enthält 110 □M. Das Gebirge Kimara (Pindus) trennt das Land von Aulona, der Acheron oder Fanar auf einer Strecke von Janina. Das Land hat nur unbedeutende Bäche, die im Sommer häufig austrocknen, einen trocknen Boden und liefert Olivenöl, hat etwas Holz, gute Viehzucht, und an der Küste Fischerei und etwas Salzschlämmerei. Der Sandschak macht einen Theil von Niederarnauth, dem alten Thesprotien, aus, wird von Arnauthen und Griechen bewohnt und zählt 24 Siamet (Großlehen) und 164 Timars (Lehengüter). Der Chaß (Krongut) des Sandschakbegs betrug bisher 157132 Aspern. Die Hauptstadt — 2) Delonia, gewöhnlich Delfino genannt, liegt auf einem Abhange des Kimara, zwei Meilen vom Meere, ist gut befestigt, hat, nach Palma, 2000 Einwohner, mehre Moscheen, starken Ölbau und Handel. — 3) Hafen auf der Insel Chio im Archipelagus, von einem großen und festen Thurm beschützt. (*H.*)

DELORME, Philipert, Baumeister Königs Heinrichs II. von Frankreich, hat im J. 1567 zuerst einen Tractat über den Fugenschnitt der Gewölbsteine geschrieben, dem Traité sur la maniére de bien batir et à petits frais 1561 voran ging, und ein größeres Werk über die Baukunst in 10 Büchern Fol. 1568 folgte. Er starb im J. 1577. — 2) Ein anderer de Lorme war Commandant einer französischen Mineurcompagnie und hat einen Theil der Gegenminen vor der linken Flügellünette des doppelten Kronwerkes zu Metz nach einem besondern System angelegt, S. des Cases genannt, weil die unter dem Glacis vorlaufenden Gänge einander rechtwinklig durchschneiden und so viereckige Räume (Cases) bilden, in welchen der Belagerer nur mit Schwierigkeit und Zeitverlust unter der Erde vorrücken kann, um die Gegenminen durch Globes de Compression zu zerstören. Die Anlage erfodert aber durch die Länge der Gallerien sehr große Kosten, und dennoch läßt sie sich durch unbesetzte Schachtminen schnell genug unwirksam machen. De Lorme blieb im J. 1747 in der Belagerung von Bergen op Zoom. — 3) Marion, ein schönes Mädchen aus Chalons sur Marne, zur Zeit Ludwigs XIII., Geliebte des Cinq Mars, nachher des Kardinals Richelieu und des Prinzen Condé; war genöthigt nach England zu fliehen, um der ihr als einer Anhängerin der Fronde drohenden Verhaftung zu entgehen, nachdem sie die Nachricht ihres Todes verbreitet hatte. Sie heirathete einen reichen Mann und kehrte nach dem baldigen Tode desselben nach Frankreich zurück, wo sie von Straßenräubern aufgegriffen, die Gefährtin des Anführers derselben ward. Nach dem Absterben desselben lebte sie noch 30 Jahr zu Marins und starb im J. 1695. (*v. Hoyer.*)

DELORME, A., ein berühmter holländischer Maler, dessen Arbeiten zu den vorzüglichsten Meisterwerken gerechnet werden. Er wird auch geschrieben de l'Orme und de Lorme, ohne daß sein Taufname näher bekannt ist. Man weiß ebenfalls nichts von der Zeit seiner Geburt und seines Todes, sowie auch sonst in den alten holländischen Malerbüchern von ihm gar keine Lebensbeschreibung vorkommt; deswegen auch Gerard Hoet, in seinem Katalog holländischer Gemälde *), ihn nebst andern zu den „übergangenen Malern" rechnet. Füeßli meint, daß er zu Rotterdam um das Jahr 1660 geblüht habe. Seine Werke aber scheinen einer spätern Zeit anzugehören, und so mag Füeßli sich in der Zeitbestimmung vergriffen haben, wenn auch die Ortsangabe richtig seyn kann, vielleicht auch Rotterdam sein Geburtsort gewesen ist. — Er war ein Perspektivmaler vom ersten Range. Seine meisten Bilder stellen das Innere von Kirchen und prächtigen Gebäuden vor. Sie werden jetzt wenigstens den perspektivischen Darstellungen eines van Dülen, Neefs und anderer Meister in der Architektur gleichgestellt. Von ihm befand sich eine Kirche, im Innern mit Kerzen erleuchtet, in dem Kunstkabinet Braamkamps zu Amsterdam, welches Gemälde für 500 Gulden verkauft wurde **). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DELOS, ἡ Δῆλος, jetzt Sdilli, Sdiles und Sdilus (d. i. εἰς Δῆλους, denn die Neugriechen nennen die beiden Inseln, Delos und Rhenela, zusammen Sdilli und unterscheiden sie wieder, jenes als Klein-Delos, dieses als Groß-Delos, von einander) gehörte zu den kykladischen Inseln im ägäischen Meere und lag nach der Meinung der Alten in deren Mitte [1]). Es liegt aber ungefähr unter dem 23° der Länge und dem 37° der

*) Der vollständige Titel dieses Buches ist: Catalogus of Naamlyst van Schildergen, met derzelver Pryzen, zedert een langen reeks van Jaaren zoo in Holland als op andere Plaatzen in het openbaar verkogt. Benevens een Verzameling van Lysten van verscheyden nog in wezen zynde Cabinetten. Uitgegeven door *Gerard Hoet*, in 2 Deelen; s'Gravenhage 1752.
**) Quellen: J. R. Füeßli, Allgem. Künstlerlexikon. I, S. 381. — *R. van Eynden* en *A. van der Willigen*, Geschiedenis der vaderlandsche Schilderkonst. I. Deel. Haarlem 1816. p. 283.
1) Dionys. Perieg. 526. Strab. 10. S. 485. Plin. 4, 22. *Isidor.* origg. 14, 6.

Breite, wenigstens ist die nahe gelegene Westspitze von Mykonos von Sauttier auf 23, 1, 7, 1. und 37, 29, 15, 7. bestimmt worden. Ihr Flächeninhalt beträgt zusammen mit Rheneia 1,70 □Meilen und ihr Umfang nach Plinius 5 Millien, also eine Meile, und damit stimmt Thevenot überein; Tournefort gibt aber 6 bis 7 franz. Meilen. Die Meerenge zwischen beiden Inseln soll nicht viel über 100 Ruthen breit seyn; nach Tournefort un demi-mille; Strabon [2]) hat vier Stadien. Daher konnte der Athenäer Nikias, als er die athenäische Theorie nach Delos führte, eine Brücke, zu welcher er das Material von Athenä mitgebracht hatte, über die Meerenge schlagen [3]); und als Polykrates von Samos die Insel Rheneia erobert hatte und sie dem delischen Apollon widmete, so ließ er sie mit einer Kette an Delos befestigen [4]). In dem Kanal zwischen beiden Inseln liegen zwei Klippen, jetzt Rematiari genannt, von welchen die eine der Artemis geweiht war und nach dem Suidas [5]) Insel der Hekate oder auch Psammite, nach einer Art Kuchen, die der Artemis dargebracht wurden, hieß. Den Namen Rematiari haben sie aber, wie Choiseul-Gouffier meint, von der Strömung erhalten, die sich dort findet. Die Insel ist dreimal so lang als breit und dehnt sich von Norden nach Süden aus. In dieser Richtung zieht sich der Berg Kynthos durch dieselbe hin, den Strabon [6]) zwar als ein beträchtliches Gebirge beschreibt, der nach Choiseul-Gouffier aber nichts weiter als ein steiler Felsen ist, dessen Höhe von Wheler auf 20 bis 30 Toisen angegeben und von Tournefort der Höhe nach mit dem Berge Valerien bei Paris verglichen wird, welches aber Choiseul-Gouffier noch für eine Übertreibung hält. Der Berg besteht aus Granit, weshalb denn auch viele Bauwerke der Insel aus diesem Gestein aufgeführt waren, wie ihre Trümmer noch jetzt beweisen. Dieses Granitgebirge liefert schon einen hinreichenden Beweis gegen den buchstäblichen Sinn der alten Mythe, daß Delos einst ein auf dem Meere schwimmendes Eiland gewesen und erst nach der Geburt der beiden Götter festgestellt worden sei. Choiseul-Gouffier verwirft auch die Behauptung, daß sie vulkanischen Ursprungs sei, denn er fand dafür keine Spuren auf der Insel, so daß man also auch die Angabe des Eustathios [7]), Hephästos gab der Leto die Insel, dahin zu erklären nicht berechtigt ist. Wenn aber Choiseul-Gouffier, um den Namen Delos zu erklären, der Meinung ist, die Insel könne durch ein Erdbeben plötzlich aus dem Meere emporgehoben seyn, oder das Meer sich gesenkt haben, so daß dieselbe zum Vorschein kommen konnte, so läßt sich gegen diese Ansicht zwar an und für sich nichts einwenden, aber daß dieselbe durch den Namen Delos eine Stütze erhalte, müssen wir zurückweisen. Darüber unten mehr. Der religiöse Glaube der Hellenen war freilich auch gegen die Annahme eines Erdbebens, denn sie behaupteten, daß Delos nie ein Erdbeben erfahren habe, daß es fest und unerschütterlich stehe; — daher bei Pindaros [8]): *χθονὸς εὐρείας ἀκίνητον τέρας* und *τέσσαρες ὀρθαὶ πρέμνων ἀπώρουσαν χθονίων*, dazu Strabon [9]), sowie Herodotos [10]) bezeugt, beim Ausbruche des persischen Krieges habe Delos das erste Erdbeben erfahren, wobei er einen Orakelspruch anführt:

„Delos will ich bewegen, so unbeweglich es dasteht,"

dessen Echtheit jedoch, wenigstens bei Herodotos, schon von J. Gronov nicht ganz ohne Grund bezweifelt wird. Inzwischen sagt Herodotos ausdrücklich, daß Delos beim Ausbruche der Perserkriege zum ersten und letzten Male bis auf seine Zeit von einem Erdbeben erschüttert worden sei, und daß der Gott durch dieses Wunder den Menschen ein Zeichen von den bevorstehenden, unglücklichen Ereignissen gegeben habe; wiederum aber findet sich auch bei Thukydides [11]) die Nachricht von einem Erdbeben auf Delos beim Anfange des peloponnesischen Krieges, und auch Thukydides spricht dabei aus, daß Delos, soviel sich die Hellenen erinnern könnten, vorher noch von keinem Erdbeben zu leiden gehabt habe. Und doch war jenes vom Herodotos berichtete erst 70 Jahre vor dem, von welchem Thukydides spricht, vorgefallen. Auch ist dabei auffallend, daß Herodotos von dem letzten Erdbeben keine Kunde hatte, da er in demselben Kapitel und gerade bei dieser Gelegenheit auch des peloponnesischen Krieges gedenkt. Es beweist das ohne Zweifel, daß Herodotos und Thukydides ziemlich zu gleicher Zeit, ohne von einander zu wissen, geschrieben haben, jener in Unteritalien, dieser in Hellas; hätte Herodotos in Hellas geschrieben, so würde ihm wol ebenso wenig, als dem Thukydides, die Kunde von dem Erdbeben auf Delos entgangen seyn. Zum dritten Mal litt die Insel nach Kallisthenes von dem großen Erdbeben Olymp. 101, 4. = 373 vor Chr. Geb., welches besonders die Peloponnesos verwüstete und namentlich die beiden Städte Helike und Bura gänzlich vertilgte. Auch Mucianus [13]) führte zwei Erdbeben auf Delos an, doch ohne nähere Bestimmung. Ferner schreiben Tzetzes und Eustathios [14]) von einem Orte Tremon, auf oder bei Delos, welcher seinen Namen von den Erderschütterungen der Insel erhalten habe; allein abgesehen davon, daß sie die einzigen Zeugen in dieser Sache sind, scheint auch nicht einmal der Text des Lykophron eine solche Erklärung zuzulassen.

Der Boden der Insel ist uneben und bis auf einige Thäler unfruchtbar [15]); doch kaufte Nikias ein Stück Land für 10000 Drachmen, von dessen Ertrage die Delier Opferschmäuse geben sollten, und es scheint, als habe dieses Gütchen auf Delos gelegen [16]). Der südliche Theil der Insel ist jetzt mit dichtem Gestrüppe bewachsen. Strabon [17]) nennt ein Flüßchen auf Delos

2) Strab. 10. S. 486. 3) Plut. Nic. 3. 4) Thuc. 3, 104. 1, 13. Schol. Theokrit. 17, 70. 5) s. v. *Ἑκάτης νῆσον*. Dazu Athen. 14, 53. 6) Strab. a. a. O. Aristoph. Wolken: *Κυνθίαν ἔχων ὑψικέρατα πέτραν.* 7) Eust. Dionys. Perieg. 498.

8) Prosod. 1. unter den Fragm. 9) Strab. 10. S. 485. 10) Herod. 6, 98. Eust. Dionys. 525. 11) Thuc. 2, 8. 12) Senec. nat. quaest. 6, 26. 13) *Plin* H. N. 4, 22. 14) Tzetz. Lycophr. 387. 402. 1141. Eust. Dionys. Perieg. 528. Odyss 10, 3. 15) Daher Orpheus Argon. 1354. *κραναή*. Pindar. Isthm. 1, 3. *τραχεῖα καὶ πετρώδης*. Aeschyl. Eumenid. 9. *Δηλίαν χοιράδα*, Euripid. Troad. 89. *Δήλιοι χοιράδες*. Dazu Hymnos auf Apoll. 54, Kallim. Del. 268. Auch ventosissima wird sie bei Liv. 36, 43. genannt. 16) Plut. Nic. 3. 17) Strab. 10. S. 485. *Ποταμὸς δὲ διαρρεῖ τὴν νῆσον Ἰνωπός, οὐ μέγας, καὶ γὰρ ἡ νῆσος μικρά.*

en Inopos, welchen Tournefort im nordöstlichen Theile er Insel in einem Brunnen, welcher 12 Schritte im Durchmesser hatte und von Felsen oder Gemäuer einge- aßt war, wiederzufinden meinte. Richtiger weist Choi- eul-Gouffier diesen Bach ziemlich in der Mitte der In- el mit der Mündung im Hafen Fourni, Rhenela gegen- iber, nach. Von dem Inopos fabelten indeß die Alten, aß er vom ägyptischen Neilos seinen Ursprung herleite ind daher auf dieselbe Weise und zu derselben Zeit, wie ieser, anschwelle und abnehme [18]). Auch ein kreisför- niger See wird von Herodotos und andern [19]) auf De- os genannt; es scheint derselbe zu seyn, den Spon und Whelee, und nach ihnen auch Tournefort im Nordosten er Insel fanden, und der nach letzterem 20 Schritt Breite hat und oval ist.

Obgleich Kallimachos [20]) die Insel πολύπτολις nennt, o scheint sie doch nur eine Stadt gleiches Namens ge- abt zu haben, welches auch schon bei dem geringen Um- ange derselben begreiflich ist. Allein diese Stadt war anz offen [21]) und lag ziemlich in der Mitte der Insel m Fuße des Kynthos, wo sich noch jetzt ihre Ruinen inden. An die Anhöhe war das Theater gelehnt, dessen Überbleibsel Choiseul-Gouffier noch sah. Dort fand er uch einen in den Granit gehauenen Weg, der auf die Höhe des Kynthos führte, und ein Thor, den ganzen Ort aber mit Marmor- und Granitblöcken übersäet, so aß er glaubt, es habe das Thor zu einer Akropolis ge- ührt. Darf man dies annehmen, so müßte diese Burg iner spätern Zeit angehören, und vielleicht der des Ha- rianus. Nämlich nahe bei der alten Stadt, der Mee- eskuste zugewandt, ließ der Imperator Hadrianus einen Ort von den Athenäern anlegen und Olympieion nen- en [22]). Bei dieser neuen Anlage scheinen auch neue Tempel erbaut zu seyn, z. B. des Herakles und des Po- eidon. Es ist jedoch zu bezweifeln, ob diese neue Anlage ugleich neben der alten Stadt bestand, denn durch des Mithridates Feldherrn Menophanos wurde die Insel änzlich verwüstet, die damals auch als Handelsort in oher Blüthe stand. Es mag zu der Zeit wol wenig on der alten Stadt und der früheren Herrlichkeit der In- el übrig geblieben seyn [23]). Auch ist wol des Hadrianus Stadt nie wieder zu der Höhe früherer Zeiten emporge- ommen, denn wir sind so wenig über ihre Blüthe als iber ihren Untergang unterrichtet; nur noch Trümmer eden vom ehemaligen Glanze der Insel, und auch diese erschwinden immer mehr, da, nach Sonnini's Versiche- ung, die Bewohner der nahe gelegenen Inseln von dort- er unaufhörlich Baumaterialien holen. So ist denn die inst stark bevölkerte Insel, nach welcher jährlich die Hel- enen von allen Seiten wallfahrteten, jetzt eine menschen- eere Einöde und höchstens von den Bewohnern der In- sel Mykonos der Jagd wegen besucht, oder es halten sich Seeräuber in ihren Buchten verborgen.

Das Sehenswertheste aber und Berühmteste, welches Delos im Alterthume aufzuweisen hatte, war neben den Tempeln der Leto und Artemis der Tempel des Apollon. Er lag nur 100 Schritte von der Küste [24]). Nach den Ruinen zu schließen, war er von bedeutendem Umfange und aus parischem Marmor erbaut. Seine erste Anlage wird dem Erysichthon, des Kekrops Sohn, zugeschrie- ben [25]); er soll aber in der Folge unablässig verschönert worden seyn. Seine Bauart läßt sich aus den Trümmern nicht mehr bestimmen. Die Säulen hat man 14½ Fuß lang und ihren unteren Durchmesser von 2 Fuß 8 Zoll gefun- den. Als ein besonderes Kunstwerk in diesem Tempel wird der Altar genannt, welcher aus den rechten Hör- nern [26]) der wilden Ziegen ohne irgend ein Bindungsmit- tel zusammengesetzt war, daher βωμὸς κεράτινος genannt. Nach der Sage hatte Artemis die wilden Ziegen auf dem Berge Kynthos erlegt [27]). Hinter diesem Altar stand ein anderer, der Altar der Frommen, auf welchem kein blutiges Schlachtopfer dargebracht wurde, sondern nur Opferkuchen ohne Feuer [28]); man pries ihn als den ältesten Altar auf Delos [29]); er führte auch den Namen βωμὸς ἀναίμακτος. An diesem Altare verehrte einst Py- thagoras den Apollon Genator und zog die Bewunderung der Delier auf sich [30]). Ob es nun dieser Altar war, oder ein dritter, welcher durch die von Platon aufgelöste geometrische Aufgabe berühmt geworden ist, ist ungewiß. Die Delier nämlich befragten den Apollon bei einer Seu- che, ob sie seinen Zorn besänftigen und von der Plage be- freit werden könnten. Die Antwort war, sie sollten sei- nen Altar noch einmal so groß bauen. Sie verdoppelten ihn also nach jeder Seite hin und erkannten bald, daß in diesem neuen Altar der vorige achtmal enthalten sei. Deshalb wandten sie sich an Platon, der sich damals nach seiner Rückkehr aus Ägypten an der karischen Küste be- fand, um Aufschluß und Belehrung über diese Foderung des Gottes. Platon erwiederte ihnen, der Gott verhöh- ne damit die Hellenen, welche, die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit nicht achtend, sich nur mit innern Krie- gen beschäftigten und dadurch aufrieben, und er ertheilte ihnen die verlangte Belehrung über die Verdoppelung ei- nes Kubus [31]). Ein anderer Altar des Apollon, an wel- chem der Palmbaum stand, unter welchem Leto den Apol-

18) Strab. 6. S. 271. Plin. 3, 103. Kallim. Del. 206. 65. Pauf. 2, 5. 19) Herod. 2, 170. Kallim. Del. 261. Theogn. 7. 20) Kallim. Del. 266. 21) Strab. 10. S. 485. Pauf. 3, 23. Cicero pro lege Man. 18, 55. Delos parva sive muro nihil timebat. 22) Steph. Byz. unter Ὀλυμπίειον. 23) Pausan. 3, 23. 8, 33. Ein altes Schnitzbild des Apollon soll bei jener Verwüstung nach Boa in Lakonien von den Wellen geführt seyn.

24) Wheler und Tournefort nach der Lage der Ruinen. 25) *Euseb.* chron. p. 28. *Syncell.* ed. Dind. 1. p. 290. Cedren 67, 16. Phanodemos bei Athen. 9, 47. Pausan. 1, 31. 18. 26) *Plut.* sollert. anim. 35. vd. Thes. 21. Diog. Laert. 8, 13. *Martial.* spect. 1. Scholion zu des Dosiadas Altar in Jakobs anthol. palat. II. p. 606. Plutarchos hat irrig die linken Hörner angeführt. Daß der Altar auf dem Berge Kynthos gestanden habe, wie Neuere wollen, liegt nicht in dem Schol. zu Dosiad. Altar. Palatin. Anthol. Th. 3. S. 826., wo es heißt: οἶδ᾽ ὃν Κυνθογενὴς Κύνθος δὲ ὄρος Δήλου, ὅπου κεράτινος βωμός. 27) Kallim. Apoll. 60. 28) Diog. Laert. 8, 13 nach *Aristoteles* resp. Del. *Porphyr.* de abstin. II. p. 152. 154. 29) Klemens strom. p. 304, 32. ed. Sylb. 30) Jamblich. Pythag. 5. 7. *Philostrat.* vit Apollonii Tyan. 1, 1. 31) *Plut.* de genio Socrat. 7. de el Delphic. 6. *Joh. Philopon* analytic. post 1, 7. *Vitruv* 9. praef. 13. Vergl. den Art. Delisches Problem.

lon und die Artemis gebar, stand aber keineswegs in dem Tempel, sondern nur neben demselben [32]).

In dem Tempel stand die Statue des Gottes, die so alt war, daß man glaubte, sie sei von den Meropern errichtet (siehe darüber den Artikel Kos). Sie hielt in der rechten Hand einen Bogen, in der linken die Chariten, von denen die eine eine Leier, die andere Flöten und die dritte eine Syrinx trug. Plutarchos stützt darauf seine Meinung, daß Apollon der Erfinder der Musik sei [33]). Auch eines alten ξόανον zu Delos, von Erysichthon errichtet, wird von Plutarchos gedacht [34]), aber ohne Angabe, wo es stand und wie es beschaffen war.

In der Nähe des Tempels und wahrscheinlich vor demselben war indeß noch eine kolossale Statue des Apollon aufgestellt, die, nach den noch vorhandenen Bruchstücken zu urtheilen, eine Höhe von 24 Fuß erreichte. Aufgefunden hat man jedoch in neuerer Zeit von dieser Statue nur ein Stück vom Bauche und von den Beinen, sowie von dem Rücken, aus welchem zu erkennen war, daß das Haupthaar über die Schultern herabhing. Gehörte das daneben gefundene Piedestal dieser Statue an, so war dieselbe von den Naxiern errichtet; denn an dem Fußgestelle liest man *ΝΑΞΙΟΙ ΑΠΟΛΛΟΙ*. Vom Plutarchos erfahren wir aber, daß der Athenäer Nikias ebenfalls vor dem Tempel als Weihgeschenk einen ehernen Palmbaum aufstellte und daneben eine Säule mit einer Inschrift, die sich auf diese Schenkung bezog. Allein dieser eherne Palmbaum wurde in der Folge vom Winde umgeworfen, stürzte auf den Koloß der Naxier und warf ihn nieder [35]).

Endlich war mit dem Tempel des delischen Apollon auch eine Weissagung verbunden; allein der Gott ertheilte dort nur während des Sommers seine Aussprüche und verkündigte während des Winters seine Orakel zu Patara. Daher Virgilius Än. 4, 143.

> Qualis, ubi hibernam Lyciam Xanthique fluenta
> Deserit; ac Delum maternam invisit Apollo.

Vergl. dazu Servius: Constat, Apollinem sex mensibus hiemalibus apud Pataram — — dare responsa etc. [36])

Was die Namen der Insel anbetrifft, so werden derselben, außer dem gewöhnlichen Delos, noch folgende bei den alten Schriftstellern beigelegt: Ortygia, Asteria, Pelasgia, Chlamydia, Kynthia, Kynthos, Kynäthos, Lagia, Pyrpile, Skythias, Anaphe und Agathusa [37]). Um aber diese Namen näher zu beleuchten und ihre Bedeutung oder Entstehung möglicher Weise zu erläutern, müssen wir zuvörderst die Sagen und religiösen Institute, welche die Hellenen mit der Insel verknüpften, kennen lernen.

Als die Urbewohner der Insel Delos werden uns die Karer und Phöniker genannt [38]), und daher mag der Name Pelasgia zu erklären seyn, denn zu diesem großen, weit verbreiteten, vorhellenischen Volksstamme gehörten ohne Zweifel jene beiden Völker. In dieser pelasgischen Zeit mag daher der Ursprung der heiligen Sagen auf Delos zu suchen seyn. Da aber später, nachdem sich die Hellenen in den Besitz dieser Insel und der Kykladen überhaupt gesetzt hatten, dieser ursprüngliche pelasgische Cult mit hellenischen Zusätzen und Glaubenslehren ausgestattet wurde, so läßt sich auch bei aller Sorgfalt und Aufmerksamkeit die Trennung des Pelasgischen und Hellenischen nicht mehr ausmitteln. Überall trit uns in der hellenischen Geschichte Delos als Heiligthum des Apollon und der Artemis, mit welcher zugleich ihre Mutter Leto verehrt wurde, entgegen. Es ist aber von K. O. Müller in den „Doriern" bewiesen, daß Apollon eine hellenisch-dorische Gottheit sei, deren Cult vom Thale Tempe, dem Ursitze der Dorier, ausgehend, sich südlich durch Hellas ausbreitete und Hauptorte wieder gewann in Delphi, Delos und auf Kreta. Ob nun das apollinische Heiligthum auf Delos von Kreta aus oder auf der alten dorischen Wanderung nach Kreta gegründet oder vielmehr an das dort vorgefundene pelasgische Heiligthum angeknüpft wurde, ist nicht mehr zu entscheiden. So viel ist gewiß, daß die Gründung des delischen Tempels und ein uraltes Schnitzbild dem Erysichthon zugeschrieben wird [39]). Berichtet wird uns auch, daß Erysichthon während einer Theorie nach Delos starb, daß er auch ein hölzernes Bild der Eileithyia nach Attika brachte [40]); ebenfalls führt Pausanias an, daß die Theorie der Hyperboreer ihren Weg über Attika nahm. Mit diesen unzweifelhaften Angaben wird uns der pelasgische Ursprung [41]) des delischen Heiligthums genügend erwiesen. Aber nicht minder deutlich sind die Spuren, auf welchen man eine Verbindung zwischen Delos und Kreta gewahrt. So finden wir Kreter als Diener an den delischen Altären, Virgil. Än. 4, 146.

> mixtique altaria circum
> Cretes Dryopesque fremunt, pictique Agathyrsi.

Auch Anios, der ein Sohn des Apollon und der Rhöo genannt und von dem Gotte selbst zu seinem Dienste erzogen und geweiht wurde, wird zugleich Priester und König von Delos genannt und vom kretischen Rhadamanthys eingesetzt [42]). Ferner opferte, nach Pherekydes

32) *Eustath.* Odyss. 6. 162. Pausan. 1, 23. 8, 48. *Cicero* de legg. 1, 1. *Theophr.* h. pl. 4, 13. *Plut.* Nic. 3. Kallim. Del. 208. Eurip. Iphig. Taur. 1068. Hekab. 458. Aelian. v. h. 5, 4. 33) *Plut.* de musica. 14. Nach Paus. 2, 32. 9, 35. hatten Angelion und Tektäos dieses Bild verfertigt, deren Schüler Kallon um die 60ste Olymp. lebte. Es mögen also diese beiden Künstler das Bild nur nachgebildet haben. 34) *Plut.* Fragm. T. X. p. 291. ed. Hutten. — War dies vielleicht dasselbe *ξόανον*, von welchem Pausanias 3, 23. anführt, daß es bei der Zerstörung der Stadt Delos durch die Feldherren des Mithridates ins Meer geworfen und vom Winde an die lakonische Küste getrieben, in Böa aufgestellt wurde, und dem Heiligthum den Namen Epidelion erwarb? 35) Vgl. Tournefort und Choiseul-Gouffier, dazu Plut. Nik. 3. 36) Vergl. Spanheim zu Kallim. Delos. 89.

37) Plin. N. G. 4, 22. Steph. Byz. unter *Δῆλος*. Kallim. Delos. Hesych. Doch ist in Hinsicht des letztern Namens die Lesart bei Hesychios nicht sicher. 38) Herodot. 1, 171. Thuk. 1, 8. 39) Siehe oben Anmerkung 25. Plut. Fragm. Th. 10. S. 291. Hutten. 40) Pausan. 1, 18. 41) Selbst die unblutigen Opfer im delischen Tempel verrathen die Pelasger. Vergl. oben Anmerkung 28. 29. 30. Dazu Pausan. 8, 2, 1. — 42) Diodor. 5, 62. 79. Pherekyd. S. 209. Sturz Dionys. Halikar. 1. 50. Virg. Än. 3, 80. Dazu Servius. Ovid

des[43]), Theseus bei seiner Fahrt nach Kreta für seine glückliche Rückkehr dem Apollon Ulios und der Artemis Ulia, unter welchen Namen die beiden Gottheiten zu Miletos und Delos verehrt wurden[44]). Daß Theseus aber dieses Opfer auf Delos darbrachte, darf aus seiner Landung auf der Insel bei der Rückkehr geschlossen werden, da er denn das Fest, die Delia, stiftete[45]), das heißt wol nichts anderes, als seitdem wurde die altpelasgische Verbindung mit dem Tempel, welche durch die dorische Besitznahme unterbrochen war, wieder angeknüpft. Ebenso wird diese Verbindung zwischen Delos und dem kretischen Knossos durch den Dienst der Eileithyia bestätigt, der auf Delos uralt und von den Hyperboreern dahin gebracht war, und bei welchem ein Hymnos des Olen gesungen wurde. Derselbe Dienst findet sich aber wiederum in der knossischen Landschaft in der Stadt Amnisos[46]). Nicht minder weisen jene apollinischen Chorgesänge mit Pantomimen begleitet — die Hyporchemata — welche sich unstreitig in dem Geranos, den Theseus bei seiner Rückkehr von Kreta nach Delos gebracht haben soll, wiederfinden, auf eine Verbindung zwischen beiden Inseln hin[47]).

Hier ist es ferner der Ort, die in Delphi und auf Delos heimische Hyperboreersage und die Theorienverbindung der Hyperboreer mit dem delischen Heiligthume anzuführen. Bei den Hyperboreern war Leto geboren; von dorther kam sie als Wölfin, von Here verfolgt[48]). Auch wird die Freundschaft der Hyperboreer mit den Hellenen, besonders aber mit den Athenäern und Deliern bezeugt[49]). Besonders aber gehört hieher die Erzählung des Herodotos von den Opfergaben, welche die Hyperboreer nach Delos sandten[50]). Herodotos führt über eine zwiefache Sendung der Hyperboreer nach Delos an. Zuerst wären zwei Jungfrauen Arge und Opis nach Delos gekommen, um der Eileithyia Gelübde darzubringen; mit ihnen wären die beiden Gottheiten — Apollon und Artemis — angekommen. Arge und Opis wurden dann auf Delos verehrt, und dabei ein Hymnos, den der Lykier Olen gedichtet[51]), von den versammelten Weibern gesungen. Von den Deliern ging der Brauch, die Arge und Opis zu besingen, auf die Inselbewohner und die Ioner über; bei der Feierlichkeit wurde die Asche von den verbrannten Schenkeln auf das Grab der beiden Jungfrauen gestreut. Nach diesen kamen zwei andere Jungfrauen Hyperoche und Laodike von den Hyperboreern nach Delos und mit ihnen fünf Männer Perpherees, auch Amallophoroi und Ulophoroi*) genannt. Da aber diese Abgesandten nicht wieder nach Hause kamen, so banden die Hyperboreer ihre Opfergaben in Weizenstroh und schickten sie von Volk zu Volk, bis sie nach Delos kamen. Jene Perpherees standen indeß bei den Deliern in großen Ehren, und auf die Gräber der beiden Jungfrauen legten die delischen Mädchen vor ihrer Hochzeit eine mit einer Haarlocke umwundene Spindel, die Jünglinge aber einen mit Haaren umwickelten jungen Schößling. — Der Weg, den diese Opferspendungen nahmen, ging nach Herodotos von den Hyperboreern zur Adria, dann über Dodona, durch Thessalien, Euböa und Tenos; von dort wurden sie dann mit Flöten, Syringen und Kitharn begleitet nach Delos gebracht[52]). — Einen anderen Weg dieser hyperboreischen Theorie führt Pausanias an. Dieser ging über Sinope nach Prasiä in Attika, wo auch Erysichthon, der während einer Theorie starb, sein Grabmal hatte. Die Athenäer aber brachten die Gaben dann nach Delos.

Diese Erzählungen sind von großer Bedeutung; sie beweisen nämlich zuerst, daß der Ursprung des Apolloncultes am Pontos zu suchen ist und ferner, welchen Weg der pelasgisch-phönikische Völkerzug nahm, der sich über Hellas und weiterhin ausbreitete, so daß auch diese Erzählungen dem Glauben an eine Einwanderung von Ägypten oder dem diesem Lande angrenzenden Phönikien her geradezu entgegen sind. So kamen nach Melanopos' Hymnos die Opis und Hekaerge zuerst nach Achaia, d. h. nach Thessalien; so besang Olen die nach Delos gekommene Hyperboreerin Achaija[53]); so hießen die Festbröde auf Delos *ἀχαιῖναι* *)[; so lag ein Prasias auch am Pangäos[54]). Auch erzählt Herodotos[55]), daß die thrakischen Weiber der Artemis ihre Opfergaben nie ohne Weizenstroh darbrächten. Hieher gehört auch der heilige Ölbaum auf Delos. Herakles brachte denselben von den Hyperboreern nach Hellas. Daß aber mit Olen, dem Lykier, der übrigens auch ein Hyperboreer genannt wird[56]), der delische Cult zusammenhängt, steht nicht im Widerspruch mit Herodotos Erzählung von dem Wege, den die Opfergaben der Hyperboreer nach Delos nahmen, auch damit nicht, daß Pausanias einen andern Weg über Sinope und Attika anführt, denn Herodotos redet von zwei Sendungen, einer früheren und einer späteren; Apollon aber entführt selbst die Sinope[57]), und ein Fluß Lykos mündete in den Mäotis[58]), weshalb denn auch Leto als Wölfin nach Delos kam.

Wir kommen nun auf die Verbindung zwischen Delos und Attika, welche, wie wir gesehen haben, schon in der Hyperboreersage angedeutet ist; allein die erneuerte Anknüpfung und Unterhaltung des Verkehrs der Athenäer mit dem apollinischen Heiligthume auf Delos, wie denn auch nicht minder mit dem zu Delphi und Knossos auf Kreta, wird auf den Theseus zurückgeführt. Denn seit Theseus Zeitalter blieb die regelmäßige Theorienverbindung mit Delos. Es ist daher begreiflich, wie

Metam. 13, 632 ff. Tzetzes zu Lykophr. 570. Klemens Strom. 5. 12, 6. Sylb. 43) Macrob. Saturn. 1, 17. Pherekyd. 5. 198. 44) Strab. 14. S. 635. Mäandrios bei Macrob. a. a. O, Plat. Phädon. 2. 3. 45) Plut. Thes. 21. Pausan. 9, 40. 46) Pausan. 1, 18. 47) Schol. Pind. Pyth. 2, 127. Athen. 5, 10. Simonides bei Plut. Sympos. 9, 5. 48) Antigon. Karyst. c. 61. Schol. Apollon. Rhod. 2, 124. Aristot. hist. anim. 6, 35. 49) Hekatäos bei Diodor. 2, 47. 50) Herod. 4, 33 ff. 51) Auch der Kumäer Melanopos besang die Opis und Hekaerge. Pausan. 5, 7. Kallimaches nennt die Upis, Loxo und Hekaerge. Spanheim zu Kallim. Del. 292. Klem. Protrept. S. 29. Verf. des Axiochos in Bekkers Ausgab. des Platon. 3, 3. S. 515. *) *Porphyr.* de abstinent. 2, 19.

52) *Plut* de mus. 14. 53) Pausan. 5, 7. *) Nach Semos' Deliaka bei Athen. 3, 74. 54) Herod. 5, 16. 17. 55) Herod. 4, 33. 56) Pausan. 10, 5. 57) Diodor. 4, 72. 58) Herod. 4, 123.

das delische Heiligthum im Verlaufe der Zeit ionisirt werden konnte. Thukydides[59]) versichert, daß schon in alten Zeiten ein großer Zusammenfluß der Joner und der umherwohnenden Inselbewohner auf Delos stattgefunden habe, das heißt, an das delische Heiligthum war die Amphiktyonie der ionischen Bewohner der Kykladen geknüpft, und die Delia waren eine Panegyris der ionischen Inselbewohner[60]). Thukydides führt zum Beweise seiner Angabe den homeridischen Hymnos auf Apollon an, wo es V. 145—150 also heißt:

Aber, Phöbos, am meisten erfreut dein Herz sich an Delos,
Wo sich Joner versammeln in lang nachschleppenden Kleidern,
Mit den Kindern zugleich und ihren würdigen Weibern;
Sie dann deiner gedenkend erfreun sich am Faustkampf und Tanze
Und am frohen Gesang, wann sie den Wettkampf geordnet.

Diese Worte beweisen, daß das Heiligthum auf Delos schon ionisirt war. Es kann dies aber unmöglich vor der dorischen Wanderung geschehen seyn, in deren Folge sich erst die Wanderung der Joner und ihre Besitznahme von den Inseln und der Küste Kleinasiens ereignete. War nun der delische Cultus durch die minoische Thalassokratie zu einem hohen Grade von Bedeutung gekommen, so daß sich noch in den troischen Zeiten jener oben genannte Anios auf der Insel als Priesterkönig findet, so ist zu begreifen, wie durch die aus Attika, von wo seit Theseus eine regelmäßige Theorienverbindung bestand, hervorgehende Wanderung der Joner Delos zum religiösen Mittelpunkte der Kykladen — ἱστίη Κυκλάδων[61]) — werden konnte. Als nun aber das delische Heiligthum einmal ionisirt war, so mußte dieser Umstand ohne Zweifel auch eine Veränderung in dem Cult und religiösen Glauben hervorbringen. Und dahin scheint zunächst der Mythos vom Umherschwimmen der Insel zu gehören, der jedenfalls jünger ist als der homeridische Hymnos auf Apollon, der doch schon die ionische Panegyris kennt. Ebenso gehört dahin der Mythos von der Geburt Apollons, sowie der Artemis, auf Delos, der durchaus nicht von den Doriern und bei dem delphischen Heiligthume anerkannt zu seyn scheint. Dahin gehört endlich der mit dem Apolloncult verbundene Artemiscult.

Es kann also keineswegs auffallen, wie Athenä als Metropole des ionischen Stammes die Hüterin des delischen Heiligthums werden und bis in späte Zeiten hinab bleiben konnte. Daher sind denn die verschiedenen Reinigungen der Insel zu erklären. Die Athenäer unternahmen sie, indem sie sich zugleich an die Spitze der Amphiktyonie stellten. Es scheint aber dieses delische Heiligthum während der Zeit, da es von Kreta abhing, durch die minoische Thalassokratie ein so bedeutendes Ansehn erlangt zu haben, daß der Glaube entstand, das Übergewicht zur See hänge mit der Aufsicht über das delische Heiligthum zusammen. So ließ sich denn Athenä von delischen Wahrsagern die Herrschaft über das Meer prophezeien[62]).

Die erste Reinigung nun, von welcher wir wissen, unternahm der Kreter Epimenides noch vor Olymp. 46, 1.[63]); allein diese Bemerkung steht so abgerissen und dürftig da, daß wir Zweck und Zusammenhang dieser Reinigung nicht wol einsehen, es müßte denn seyn, daß sich darin noch ein schwacher Versuch finden lasse, den kretischen Einfluß auf Delos zu erhalten, und daß gerade dieser Versuch gleich darauf den Peisistratos, in dessen Zeitalter sich bei den Athenäern der Gedanke einer Seemacht deutlich zu erkennen gibt, dahin bestimmte, sich an die Spitze der ionisch-delischen Amphiktyonie zu stellen. Die Reinigung, welche Peisistratos vornahm, erstreckte sich jedoch nicht über die ganze Insel, sondern er ließ die Leichname nur in dem Theile derselben, den man von dem Heiligthume aus übersehen konnte, ausgraben und in einer anderen Gegend der Insel wieder einscharren[64]). Daher erklärt es sich nun auch, wie Polykrates von Samos, dessen Streben nach Seeherrschaft unverkennbar ist, nach dem Peisistratos, gegen Ende der 63sten oder zu Anfange der 64sten Olympiade, sich mit dem delischen Heiligthume in Verbindung setzen mochte *).

Aber nach Beendigung der persischen Kriege und nach dem Verrathe des Pausanias Olymp. 77, 4, als Athenä's Hegemonie in ganz Hellas anerkannt wurde und das Übergewicht zur See begründet war, bekam auch das delische Heiligthum eine höhere Bedeutung; denn nun wurde dort der Bundesschatz niedergelegt, und in dem Heiligthume wurden die Versamlungen gehalten[65]). Von einer wiederholten Reinigung erfahren wir aber erst Olymp. 88, 3=426 vor Chr. Geb. im Winter des 6. Jahres des peloponnesischen Krieges[66]). Es setzten aber die Athenäer diese Reinigung Olymp. 89, 3=422 vor Chr. Geb. dadurch fort, daß sie die bisherigen Bewohner der Insel unter dem Vorwande, daß ihnen die gehörige Reinigkeit mangelte, vertrieben und athenische Kleruchen an ihre Stelle setzten[67]). Den vertriebenen Deliern gab der Perser Pharnakes zu Adramyttion in Kleinasien Wohnsitze, von wo sie nach Verlauf eines Jahres auf Mahnung des delphischen Orakels von den Athenäern zurückgerufen wurden. Bei dieser Reinigung der Insel wurden indeß alle Leichname und Gebeine auf der ganzen Insel ausgegraben und nach der Insel Rheneia hinübergeschafft, und zugleich wurde festgesetzt, daß hinfort keine Leiche auf der Insel geduldet, und keine Frau dort gebären sollte, sondern daß alle Leichen und schwangere Frauen nach Rheneia gebracht werden sollten. Auch durften keine Hunde mehr auf Delos gehalten werden[68]); ein Verbot, welches wol schwerlich der Hasen und Kaninchen zu Liebe gegeben worden ist, wie es später erklärt wurde, sondern vielmehr in naher Verbindung mit dem Reinigungsprozeß gestanden haben muß. Auch wurde von Olymp. 88, 3 an die alte Panegyris — die Delia — die seit der Niederlegung des

59) Thuk. 3, 104. 60) Straben 10. S. 485. Paus. 4, 4. Spanheim zu Kallim. Del. 325. 61) Kallim. Del. 325. 62) Semos bei Athen. 8, 3.

63) *Plut.* conviv. I. cap. 14. 64) Herod. 1, 64. Thukyd. 3, 104. *) Thuk. 3, 104. 65) Thuk. 1, 96. 66) Thuk. 3, 104. Diodor. 12, 58. 67) Thuk. 5, 1. [illegible] 68) Strab. 10. S. 486.

Schatzes auf der Insel verjüngt war, alle fünf Jahre :egelmäßig gefeiert, und es wurden damit wieder die Kampfspiele, wie sie in älteren Zeiten bestanden, verunden und sogar erweitert [69].

Fragt man nun nach der Ursache dieser großen und urchgreifenden Reinigung der Insel, wobei sogar die isherigen Bewohner derselben verjagt wurden, so kann iieselbe nur darin gesucht werden, daß sich die Athenäer adurch, bei ihrer zu der Zeit schwankenden politischen Stellung, in eine engere Verbindung mit dem Heiligthume setzen und einen noch entschiedenern Einfluß auf ie bei demselben bestehende Amphiktyonie erlangen wollen. Und dafür zeugt erstlich Diodoros [70]), wenn er agt, die Athenäer hätten darum die Delier aus ihrem Besitzthume verjagt, weil sie dieselben beschuldigt hätten, sich in eine geheime Verbindung mit den Spartianen eingelassen zu haben. Ferner scheinen seitdem die Athenäer die delischen Amphiktyonen geradezu ernannt u haben und zwar vier für jede vierjährige Periode, also für jedes Jahr eine Person [71]). Daß es aber bei ieser von den Athenäern angemaßten Verwaltung des elischen Heiligthums zu Streitigkeiten mit den zum Theil vieder zurückgekehrten Deliern kam, da diese die ihnen on den Athenäern gewaltsam entrissene Verwaltung ihres Tempels nicht verschmerzen konnten, beweist das marmor Sandwicense, nach welchem die Delier Olymp. 101, 1=376 vor Chr. Geb. die athenäischen Amphiktyonen aus dem Tempel warfen und abprügelten, wofür dann jeder der Thäter mit einer Geldbuße von 10000 Drachmen belegt wurde.

Sehen wir nun auf die delischen Feste selbst, o müssen wir durchaus die Theorien der einzelnen Orte on der großen Panegyris, dem in jedem fünften Jahre efeierten Amphiktyonenfeste, unterscheiden. So ging ämlich alljährlich eine Theorie von Athenä nach Delos, nd ihre regelmäßige Absendung wird auf den Theseus zurückgeführt; denn sonst ist dieser athenäischen Theorie ein viel höheres Alter, wie oben gezeigt ist, icht abzusprechen, da schon Erysichthon auf einer solchen Fahrt gestorben und dann in Prasiä bestattet seyn oll. Die zu dem Feste gesandten Personen hießen aber Theoren *) — θεωροί — oder Deliasten — δηλιασταί —; und das Geld, welches zu diesen heiligen Senungen vom State bewilligt wurde, hieß Theorikon [72]). Das Schiff endlich, auf welchem die Theoren die Reise nachten — Theoris oder Delias — war nach dem Glauben der Athenäer noch dasselbe, auf welchem Theseus bei seiner Rückkehr von Kreta nach Delos gekommen war; denn sie erhielten es bis auf die Zeit des Demetrios Phalereus in der Art, daß sie beständig die aran schadhaft gewordenen Stellen ausbesserten, weshalb das Fahrzeug das Beiwort ἀειζώων — das immer dauernde — erhielt. Daher pflegten die Philosophen dieses Schiff anzuführen, wenn sie vom Wachsthum der Dinge sprachen, da denn einige behaupteten, es sei dasselbe, andere, es sei ein ganz neues Schiff [73]).

Wie hoch sich das Theorikon oder das Reisegeld für die Theoren aus der Statskasse belief, ist nicht mehr auszumitteln. Bei Aristophanes [74]) scheinen zwei Obolen angegeben zu werden, allein das mag nur in einem besonderen Falle geschehen seyn und keineswegs als Regel gegolten haben. Jedenfalls war es eine Ehre, Theoros zu seyn, und derselbe mußte der Würde seines Stats Genüge leisten [75]). Der Architheoros oder Archetheoros oder Vorsteher der ganzen Theorie bekam, wenigstens bei dem großen Feste, ein Talent, womit er aber den Aufwand, den er machen mußte, gewiß nicht bestritt, wie dies aus der Geschichte des Nikias einleuchtet, der als Architheoros nach Delos ging. Er ließ nämlich von Rheneia nach Delos hinüber eine mit Teppichen, Kränzen, Vergoldungen und Malereien geschmückte Brücke bauen und hielt über diese seinen feierlichen Einzug in den delischen Tempel [76]). Sobald der Priester des Apollon den Hintertheil der Theoris bekränzte, begann die Theorie [77]), und dann opferte der Priester jeden Tag im Delion zu Marathon [78]), sowie auch während der Dauer der Theorie keine Hinrichtungen in Athenä vorgenommen werden durften. Daher wurde des Sokrates Tod noch um 30 Tage hingehalten [79]). Aus der Todesgeschichte des Sokrates erhellt aber nicht blos, daß die Theorie zu dem kleinen Feste unterschieden werden müsse von der zu dem großen, denn Sokrates starb Olymp. 95, 1. das große Fest dagegen fiel auf Olymp. 95, 3.; sondern auch daß die kleine Theorie jährlich nach Delos ging [80]). Das große Fest wurde ohne Zweifel am sechsten und siebenten des Monats Thargelion gefeiert, als an den Geburtstagen der beiden Götter, welches in unsern Mai fällt. So lautete wenigstens die Sage der Delier, Artemis sei am sechsten Thargelion, Apollon am siebenten geboren [81]), weshalb er auch Hebdomagenes oder Hebdomagetos hieß [82]). Ebenso scheint auch das jährliche kleine Fest am sechsten Thargelion begonnen zu haben, an welchem Tage die Athenäer die große Reinigung ihrer Stadt vornahmen.

Die mit dem Feste, wenigstens mit dem großen *), verbundenen Tänze und Kampfspiele wurden ebenfalls zum Theil auf den Theseus, als ihren Stifter und Anordner, bezogen. Denn als derselbe von Kreta zurückkehrte, opferte er nicht blos dem Apollon, sondern er tanzte auch mit seinen Gefährten den hyporchematischen Tanz, Geranos genannt, um den Hornaltar, der, nachdem sich die Tänzer in einen Bogen um den Altar

69) Thuk. 3, 104. Pollux 8, 107. 70) Diodor. 12, 73. 71) Nach dem marmor Sandwicense, einer für die delischen Verhältnisse sehr wichtigen Inschrift, die sich auf die vier Jahre von Olymp. 100, 4 bis 101, 3 bezieht. Vergl. Boeckhs Statshaushalt. Thl. 2. S. 214 ff. *) Daher Apollon zuweilen auch Theorios genannt wurde. Hesych. 72) Hesych. Pollux 8, 3. Schol. Plat. Phäd. 2.

73) Plut. Thes. 23. Kallim. Del. 314. 74) Aristoph. Wespen 1183. 75) *Demosth.* de fals. leg. 76) Plut. Nik. 3. 77) Plat. Phäd. 3. 78) Philochoros in den Schol. Sophok. Oedip. Kol. 1040. 79) Xenoph. Memorab. 4, 8, 2. Plat. a. a. O. 80) Zu vergleichen die angeführt. Stellen. 81) Diog. Laert 2, 44. 3, 2. *Plut.* quaest. gr. 9. Sympos. 8, 1. 82) Proklos zu Plat. Tim. 5. und zu *Hesiod.* op. et dies. p. 168. 169. ed. Heins. *) Thuk. 3, 104.

und an den beiden Enden die Führer — *γερανουλκοί* — gestellt hatten, in verwickelten Wendungen und Beugungen nach einem gewissen Takt bestand. Auch möchte man aus Hesychios Worten schließen, daß der Tanz mit Scherz und Posse verbunden war[83]). Bei den Kampfspielen, welche Theseus auf Delos anordnete, ertheilte er den Siegern Palmzweige.

Nicht blos über den Aufwand bei dem großen Feste, sondern überhaupt auch über den Tempelschatz liefert das marmor Sandwicense treffliche Bemerkungen[84]). In dieser Inschrift werden die Rechnungen der athenäischen Amphiktyonen des delischen Tempels aus den Jahren Olymp. 100, 4. bis Olymp. 101, 3. geliefert. Das Eingegangene in dieser Rechnung bezieht sich nur auf die drei ersten Jahre und erwuchs aus eingezogenen Gütern, Strafgeldern, verkauften Pfändern, Pachten und Miethen. Es beläuft sich auf die Summe von 8 Talenten, 4644 Drachmen, 2½ Obolen. Dazu werden Rückstände aus den Städten für vier Jahre angegeben auf 12 Talente, 4246 Drachmen, 3 Obolen; ferner Rückstände von Privatleuten außer dem, was in der Inschrift verlöscht ist, 3855 Drachmen. Die Ausgabe aber zu dem in jener Zeit gehaltenen großen Feste belief sich auf 4 Talente, 43 Drachmen. Boeckh schließt aus diesen Angaben, daß sich das Capital des Tempelschatzes auf etwa 40 Talente anschlagen lasse — mithin, da attische Talente zu verstehen sind, 55000 Rthl. Conventions-Geld.

Wenden wir uns jetzt zu den der Insel beigelegten Namen, so verdient keiner derselben einer frühern Erwähnung als der Name Ortygia. Es wird dieser Name der Insel bald ohne alle Erläuterung beigelegt[85]), bald mit derselben. Von diesen Erklärungen wird hier also zunächst die Rede seyn müssen. Phanodemos[86]) leitet den Namen von den Scharen von Wachteln — *ὄρτυγες* — her, die auf Delos zuerst gesehen wären, und dieser Erklärung treten dann viele Schriftsteller der Alten bei[87]). Eine zweite Erklärung des Namens ging dahin, daß Asteria, die Schwester der Leto, als sie vom Zeus geliebt und verfolgt wurde, in eine Wachtel verwandelt worden sei[88]). Endlich behauptete Phanodikos (in den Deliaka) und Nikandros (in den Ätolika), daß nach einer Ortygia in Ätolien auf dem Berge Chalkis, Delos diesen Namen erhalten habe[89]); auch hätten alle anderen Ortygien von jener ätolischen den Namen entlehnt, und zugleich wird der Sage von der Asteria mit Bestimmtheit widersprochen. — Es wurde aber der Name Ortygia überhaupt vier Orten beigelegt: 1) einem Orte auf dem ätolischen Berge Chalkis, 2) einem Haine bei Ephesos, 3) der Insel Delos, 4) der kleinen syrakusischen Insel. Was nun die Insel Delos betrifft, so finden sich unzweifelhafte Spuren der Trennung des Namens Ortygia von Delos. Es heißt nämlich in dem orphischen Hymnos auf Leto[90]), dieselbe habe den Phöbos auf Delos, die Artemis aber in Ortygia geboren. Dasselbe findet sich im homeridischen Hymnos auf Apollon V. 16.; überhaupt weiß dieser Hymnos nur den Apollons Geburt auf Delos V. 119. Wiederum finden wir beim Ariston[91]), der im ersten Jahrhundert vor Christi Geb. lebte, Artemis sei in Ortygia bei Ephesos, Apollon auf Delos geboren. Unter Tiberius Regierung behaupteten aber die Ephesier sogar, beide Götter wären in ihrer Ortygia geboren[92]). — Wir sehen hieraus, wie die Sage allmälig verpflanzt und erweitert wurde, und dieses Verfahren finden wir hauptsächlich bei dem ionischen Volksstamm; der dorische hielt fester am Alten und Hergebrachten. Es ist aber der Name Ortygia in den hellenischen Mythen eng verwebt mit dem Artemiscult, daher wird auch in dem orphischen und homerischen Hymnos die Geburt der Artemis nach Ortygia gemeldet und Odyss. 5, 123. tödtet Artemis den Orion in Ortygia. Daraus können wir folgern, daß damals, als das Heiligthum zu Delos ionisirt wurde, und als die Geburt des hyperboreischen Apollon, wie oben gezeigt ist, durch die Ioner an Delos geknüpft wurde, noch nicht von dem Artemiscult auf Delos die Rede war, sondern daß beide Gottheiten getrennt und ohne alle Verbindung unter einander verehrt wurden.

Es bleibt nun noch übrig, eine Untersuchung über jene viel besprochene Stelle — Odyss. 15, 402. — folgen zu lassen, wo es heißt:

> Eines der Meereiland' heißt Syria, wenn du es hörtest,
> über Ortygia hin, wo sind die Wenden der Sonne.

J. H. Voß behauptet[93]), daß die Geschichte nur eine Ortygia kenne, nämlich die kleine Insel, hinter welcher die Korinthier Syrakusä erbaueten, obgleich spätere Priestersage den Namen nach Delos und Ephesos zog, und er glaubt daher, diese syrakusische Ortygia sei in dieser Stelle und Odyss. 5, 123. gemeint, wie überhaupt in den übrigen angeführten Stellen. Dieser Ansicht Vossens läßt sich dadurch schon begegnen, daß unmöglich in der Odyssee schon der erst Olymp. 11, 2. oder auch wie K. O. Müller will, Olymp. 5, 3. gegründeten Syrakus gedacht seyn könne, oder man müßte denn, wieder etwa Grund, annehmen, daß die syrakusische Insel schon vor der korinthischen Ansiedlung den Namen Ortygia führte, da doch offenbar der Dienst der Artemis und zugleich der Name Ortygia mit den peloponnesischen Colonisten dahin getragen wurde. Es ist nämlich nach Pindaros (Nem. 6 zu Anfg.) nicht zu bezweifeln, daß auch Bewohner der

83) Plut. Thes. 21. Pollux 4, 14, 101. Hesych. unter *Δήλου κακὸς βωμός*. Dazu aber auch Schol. Kallim. Del. 321. 84) Böckh's Inscript. T. I. p. 124. Statshaushalt. Thl. 2. S. 214 ff. 85) So Strab. 10. S. 486. Eustath. zu Dionys. 525. Virg. Än. 3, 124. Hesych. s. v. 86) Athen. 9, 47. 87) Eustath. Odyss. 5, 123. 6, 162. *Isidor.* origg. 14, 6. Solinus. 88) So Schol. Apoll. Rhod. 1, 308. Eustath. Odyss. 5, 123. Tzetzes zu Lykoph. 401. Lutat. zu Stat. Theb. 4, 796. Hygin 53. Antonin. Itinerar. S. 527. Schol. Kallim. Apoll. 59. Aber Servius zu Än. 3, 72 sagt bloß: post partum Latonae — Ortygia dicta est, quae ante Delos nominabatur et postea Delos. Dagegen wieder Schol. Pindar. *ὑποθεσ. Πυθίων: τίκτει Ἄρτεμιν καὶ Φοῖβον ἐν Δήλῳ νήσῳ τῇ πρότερον Ὀρτυγίᾳ καλουμένῃ.* 89) Schol. Apollon. Rhod. 1, 419.

90) Ausgabe von Gesner S. 228. 91) Schol. Pind. Nem. 1, 1. 92) *Tac.* ann. 3, 61. 93) Alte Weltkunde in den kritischen Blättern. Thl. 2. S. 295. Da ... „über Ortygia" im teutschen Museum. 1780. 4. Stück. S. 362.

Pisa an der korinthischen Colonie, die unter Archias Führung nach Sikelien ging, Theil nahmen; und aus den Scholien zu jener Stelle ersehen wir, daß auch Jamiden, eine berühmte Priesterfamilie in Elis, die dann auch in Unteritalien angetroffen wird [94]), bei dieser Ansiedlung zugegen waren. Was ist also natürlicher, als daß durch diese Colonie und namentlich durch die sie begleitenden Jamiden der Dienst der Artemis Alpheion nach Sikelien und zunächst nach Syrakusä kam. So entstand die Sage, daß der Alpheios in der Quelle Arethusa wieder erscheine. Wurden nun aber auf die Artemis Alpheion Symbole und Mythen übertragen, die ursprünglich einem andern Artemiscult angehörten, so konnte Pindaros freilich sagen [95]):

Heilige Ruhe des Alpheios, der ruhmvollen Syrakusä Sproß,
Ortygia, Lager der Artemis, Delos Schwester.

Lukianos [96]) ging aber noch weiter und sagte, Delos sei von Sicilien losgerissen.

Es ist wol jetzt nach Müllers Untersuchungen als erwiesen anzunehmen, daß die Artemisdienste von Ephesos, Delos und Ätolien, so wie der Cult der Artemis Alpheion nichts als den Namen der Göttin mit einander gemein hatten, und daß erst im Verlaufe der Zeit von einem Cultus auf den anderen Übertragungen statt fanden. Daher entstanden die vielen Attribute der Göttin [97]). Wir glauben also auch nicht zu viel gewagt zu haben, wenn wir oben annahmen, daß die Verbindung des Artemisdienstes mit dem des Apollon auf Delos erst nach der Jonisirung des delischen Heiligthums entstand, und daß damit zugleich der Name Ortygia auf die Insel übertragen wurde. Von woher konnte nun aber diese Übertragung des Namens kommen? Von der syrakusischen Ortygia gewiß nicht, denn dort entstand der Name ohne Zweifel viel später als auf Delos. Es bleibt also nur die ätolische und die ephesische Ortygia übrig. Für die Abstammung von der ätolischen Ortygia haben wir zwei namhafte Zeugen, den Phanodikos und Nikandros; für die ephesische Ortygia spricht der Connex der Joner beim Heiligthume zu Delos, und diese Ansicht findet sich im V. Theile der Encyklopädie S. 444. ausgesprochen. Indessen scheint diese Meinung nicht mit gehörigen Gründen gestützt werden zu können. Denn da die Artemis im delischen Cult auch als hyperboreische Eileithyia erscheint, — auch die hyperboreischen Jungfrauen Opis und Arge kommen nach Delos, um der Eileithyia Gelübde darzubringen, — so könnte der Dienst dieser Gottheit sich wol auch über Ätolien verbreitet haben. Erinnern wir uns nun der hyperboreischen Opfersendungen über Dodona, so wird der Zusammenhang noch wahrscheinlicher. Auch spricht gegen die ephesische Ableitung, daß die Joner bei ihrer Ankunft in Asien zu Ephesos eine uralte weibliche Naturgottheit vorfanden, die der nachherigen delischen Göttin durchaus ferne steht, und auch hinfort immer durch den Beinamen der Ephesischen unterschieden wird. Daher wird man bei dem Dunkel, in welches die Entstehung dieses Mythos überhaupt gehüllt ist, wol nicht Unrecht thun, wenn man dem Phanodikos und Nikandros folgend annimt, daß sich der Name Ortygia von jener Ortygia, die auf dem ätolischen Berge Chalkis lag, sowol nach Delos, als nach Ephesos verpflanzte; ja daß Delos wol gar das Mittelglied zu der Übertragung nach Ephesos ward. Der Glaube an die Geburt der Göttin auf Delos entstand dann auf gleiche Weise, als der an Apollons Geburt auf der heiligen Insel, und die Göttin mußte nun sogar noch um einen Tag eher geboren werden als der Gott, um sogleich als Eileithyia der Leto bei Apollons Geburt Hilfe zu leisten. Wir dürfen daher nicht zweifeln, daß in dem orphischen, so wie in dem homeridischen Hymnos unter Ortygia jene ätolische gemeint sei, denn auf die syrakusische Insel kann es sicherlich nicht bezogen werden. Auch zweifeln wir ebenso wenig, daß in der Odyssee (5, 123.) unter Ortygia die auf dem Berge Chalkis zu verstehen sei, denn nur dort konnte Orion, der Held des nahe gelegenen Böotiens, von der Artemis getödtet werden. Auch nehmen wir wirklich eine Spur der Verbreitung des Dienstes der ätolischen Artemis gegen Osten hin wahr, denn zu Naupaktos wurde sie verehrt [98]). Wir können daher nicht umhin, auch in der zweiten Stelle (Odyssee 15, 402.) Ortygia für jene ätolische zu nehmen; denn daß es in dieser Stelle Delos nicht seyn könne, welches auch Odyss. 6, 162. vorkommt, gestand Voß richtig ein. Verstehen wir die ätolische Ortygia darunter, so hat die Stelle keine Schwierigkeit mehr, denn der Berg Chalkis liegt von Ithaka aus hinter der Niederung Dulichion gerade im Aufgange der Sonne, und in der geradesten Linie über den Chalkis hinaus findet sich die Insel Syros. Eumäos will daher dem Odysseus mit dem Zusatz Ὀρτυγίης καθύπερθεν — über Ortygia hin — nur die Himmelsgegend bezeichnen, in welcher die Insel Syros zu suchen sei. So braucht man auch die Worte ὅθι τροπαὶ ἠελίοιο nicht mehr, wie es so häufig geschehen ist, z. B. von Bochart, auf Syros zu beziehen, sondern wie es sich am natürlichsten gibt, auf Ortygia, das heißt auf den Berg Chalkis.

Die Namen Skythias und Asteria, welche der Insel beigelegt werden, scheinen nicht minder den hyperboreischen Ursprung des delischen Cultus zu verrathen. Die Erklärungen, welche wir von dem letzteren dieser Namen bei den Alten, besonders bei den Scholiasten, finden, sind übrigens ebenso wunderlich, als die bei Ortygia angeführten. So wird der Name von der Gestalt der Insel abgeleitet [99]), welches doch schon darum völlig unannehmbar ist, da die Gestalt der Insel auch nicht die mindeste Ähnlichkeit mit einem Sterne hat. Andere bezogen den Namen auf die Titanide Asteria und ihre Verwandlung in eine Wachtel, wie schon oben angeführt ist [100]). Solche Erklärungen gehörten ohne Zweifel einer spätern Zeit an. Dagegen findet sich eine andere Überlieferung, nach welcher der Name Delos an

94) Herod. 5, 44. 45. 95) Pind. Nem. 1, 1. 96) *Lucian.* dial. mar. 10. 97) Vergl. hierüber auch den V. Thl. der Encyklopädie unter Artemis.

98) Pausan. 10, 38. 99) Schol. Apollon. Rhod. 1, 307. 100) Zu den Anm. 88. angeführten Stellen noch: Apollod. 1, 4, 3. Kallim. Del. 37.

die kykladische Insel Asteria oder Asterios geknüpft wird. Leto kam nach der Insel Asteria und gebar dort die Artemis und den Apollon[1]). Auch Kreta hieß einst Asteria[2]); und Önomaos von Gadara führt aus einem Orakel einer Weissagerin Asteria an, daß die Bewohner und Priester auf Delos von den Hyperboreern gekommen wären[3]). Sehr auffallend erscheint hier eine Weissagerin Asteria in Verbindung mit dem Orakel von der hyperboreischen Herkunft delischer Priester. Aus diesem allen läßt sich schließen, daß die Insel vor der Besitznahme des Heiligthums durch die Joner noch unter dem Namen Asteria anerkannt wird, seitdem aber, und als der Glaube an die Geburt Apollons auf Delos bei den Jonern aufkam, wurde die Insel allgemein Delos genannt. Damit ist nun die Entstehung und die Bedeutung des Namens gefunden, der, so wie die anderen Namen der Insel, später dadurch sehr nüchtern erklärt wurde, daß das delische Orakel das, was Menschen zu finden nicht vermöchten, deutlich machte[4]), oder weil die Insel aus dem Meere aufgetaucht sei und sichtbar geworden wäre[5]). Aber auch Stephanos wußte recht wol, daß die Insel den Namen Delos seit der ionischen Wanderung führte, als der Glaube an die Geburt des Apollon auf derselben angenommen wurde[6]). Deshalb kannte auch schon Homeros den Namen Delos[7]). — Den Namen Kynäthos von dem Feuer der Jagdhunde ableiten zu wollen, muß darum schon Widerspruch erregen, weil nicht einmal Hunde auf der Insel geduldet wurden. Wahrscheinlich bezieht sich dieser Name, wie jener Pyrpile oder Pyrpole auf den Apollon als Sonnengott. Der Name Kynthos scheint aber nur durch Verkürzung aus Kynäthos entstanden zu seyn.

Politische Verhältnisse der Insel. Daß Delos um die Zeit des troischen Krieges noch unter Priesterherrschaft stand, scheint aus den Verhältnissen des schon oben erwähnten Anios zu erhellen. Ganz ohne historischen Grund und Boden ist dieser Priesterkönig gewiß nicht, wenn man auch einräumen muß, daß durch die kyprischen Gedichte vieles auf ihn übertragen und in seiner Geschichte ausgeschmückt wurde[8]). Dahin gehört die Mythe, nach welcher seine drei Töchter Öno, Spermo und Elais vom Dionysos die Kraft erhielten, alles was sie berührten, in Wein, Getreide und Öl zu verwandeln[9]). Es mag seyn, daß damit nur der Wohlstand und die Blüthe der Insel in jenem Zeitalter bezeichnet werden sollte. Agamemnon wollte daher diese Jungfrauen holen lassen, damit sie sein Heer verproviantirten, aber vom Dionysos in Tauben verwandelt entflohn sie seinen Gesandten. — Wie sich darauf Peisistratos und wiederum Polykrates der Insel zu bemächtigen suchten, haben wir oben gesehen. Allein bis in die Zeit der Perserkriege übten die Athenäer sicherlich noch keinen entschiedenen Einfluß über die Insel aus, denn sonst möchten wol die Perser, ungeachtet der Heiligkeit des Tempels[10]), welche die Insel freilich öfters gegen feindliche Überfälle schützte, derselben nicht so sehr geschont haben. Denn als die Perser Datis und Artaphernes gegen Athenä und Eretria zu Felde zogen, so flüchteten die Delier nach der Insel Tenos. Datis aber ließ bei seiner Ankunft vor Delos seine Flotte nur bei Rheneia vor Anker gehn und sandte einen Herold an die geflüchteten Delier, sie zurückzurufen nach ihrer Insel, denn er habe von seinem Könige Befehl, dem Lande, wo die beiden Götter geboren wären, kein Leid zuzufügen. Darauf verbrannte er auf dem Altare 300 Pfund Weihrauch zu Ehren der Götter[11]). Gleicherweise schickte Xerxes bei seinem Feldzuge gegen Hellas den Gobryas ab, um die Insel zu schützen[12]), während er die den Athenäern gehörigen Heiligthümer von Grund aus vernichtete. Auf den Zeitraum seit Peisistratos und während der Perserkriege bezieht sich daher wahrscheinlich, was Thukydides[13]) unter den Ereignissen versteht, wegen welcher die Kampfspiele, und was dahin gehörte, in Vergessenheit gerathen wären. Als aber die Athenäer nach dem Kriege mit dem Xerxes die Hegemonie in Hellas und die Herrschaft zur See erlangten, so waren sie genöthigt, die Kykladen zu behaupten, wenn sie sich ihr Übergewicht zur See sichern wollten[14]), und es mußte ihnen sehr daran liegen, das delische Heiligthum selbst als Mittelpunkt ihrer Symmachie in ihre Gewalt zu bringen, so wie die Spartiaten durch das delphische Heiligthum die ihrige zu sanctioniren suchten. Deshalb wurde auch, auf Aristeides Vorschlag, der Bundesschatz beim delischen Tempel niedergelegt, und dort die Versamlung der Deputirten gehalten; allein die Athenäer ernannten die Hellenotamiä oder Schatzmeister[15]), und vielleicht auch schon in dieser Zeit die Amphiktyonen bei dem Tempel. Es erregte daher bald Unzufriedenheit unter den Bundesgenossen, als der Bundesschatz nach Athenä verlegt wurde, ein Verfahren, welches auch von Aristeides als ungerecht gemißbilligt, aber doch für nützlich erklärt wurde. Ungewiß ist das Jahr, in welchem es geschah, ob in der 78. oder 79. Olympiade; ungewiß, wer die Verlegung veranlaßte, ob Perikles oder die Samier[16]). Unstreitig wurde der Unwille durch Perikles Verschwendung gesteigert. Zugleich sank auch von da an die Bedeutung des Heiligthums. Völlige Besitznahme von der Insel setzt indeß die große Reinigung derselben durch die Athenäer Olymp. 88,3 = 426 vor Chr. Geb. voraus, und es wird diese Ansicht dadurch bestätigt, daß die Athenäer im zehnten Jahre des pelo-

1) Etymol. magn. s. v. Δῆλος. Schol. Il. 1, 9. Menekrates in den Lykischen Geschichten bei Anton. Liberal. 5. 2) Hesych. unter Ἀστερίη. 3) Euseb. praep. evang. 5, 28. Οἰκητὰς Δήλοιο θυώδεος ἠδ' ἱερῆας. 4) Steph. Byz. unter Δῆλος. 5) Plin. N. G. 2, 89. Pind. Olym. 5. Isidor. origg. 14, 6. Servius Än. 3, 72. Eustath. Dionys. 525. Hygin. 140. u. a. m. 6) Steph. Byz. a. a. O. ἡ παρὰ τὰς γονὰς — ἱερὸν γὰρ Δῆλος τοῦ Ἀπόλλωνος, τοῦ θεοῦ πρῶτον ἐν αὐτῇ γενομένου. 7) Odyss. 6, 162. 8) Diodor. 5, 62. Dionys. Halik. 1, 50. 59. 9) Pherekyd. S. 200. Tzetz. Lykophr. 570. Ovid. Metam. 13, 623 ff. Servius Än. 3, 80. Diktys Cret. 1, 23.

10) Cicer. Verr. 1, 18. Liv. 44, 29. 11) Herod. 6, 97. 12) Vers. des Axiochos in Bekkers Plat. 3, 3. S. 515. 13) Thuk. 3, 104. ὑπὸ ξυμφορῶν. 14) Darüber spricht Aristeides Panathen. aus T. 1. p. 96. ed. Jebb. 15) Thuk. 1, 96. Diodor. 11, 47. Plut. Arist. 24. 16) Plut. Arist. 25. Perikl. 12. Diodor. 12, 38.

ponnesischen Krieges Olymp. 89,3 = 422 vor Chr. Geb. die Delier von der Insel vertrieben [17]. Den flüchtigen Deliern gab damals der Perser Pharnakes Wohnsitze zu Adramyttion in Kleinasien, von wo sie aber schon nach Verlauf eines Jahres auf Mahnung des delphischen Orakels von den Athenäern in ihre Heimath zurückgerufen wurden [18]; doch mögen sie erst im zweiten Jahre zurückgekehrt seyn, und auf diese Weise mag Diodoros mit Thukydides zu vereinigen seyn. Allein nicht alle Vertriebenen kehrten wieder in ihr Vaterland zurück; ein guter Theil von ihnen war von dem Perser Arsakes verlockt und meuchlerisch niedergemacht worden [19]. So konnten denn wol die nach Delos geführten athenäischen Kleruchen auf der Insel neben den zurückgekehrten alten Einwohnern bleiben, und auf jene Athenäer bezieht sich daher der in einer Inschrift bei Gruter vorkommende Ausdruck: ὁ δῆμος Ἀθηναίων τῶν ἐν Δήλῳ. Durch diese Kleruchen behaupteten die Athenäer unstreitig ihren Einfluß auf das Heiligthum und ihr politisches Übergewicht über die Insel. Behielt also auch die Insel ihre eigene und zwar demokratische Verfassung — es kommen nämlich in verschiedenen Inschriften bald das Volk, bald Volk und Rath vor, und das Volk faßt Beschlüsse auf ein Probuleuma des Rathes; auch werden jährlich wechselnde delische Archonten genannt — so mußten doch alle Beschlüsse in Athenä bestätigt werden, und damit ist die Herrschaft der Athenäer über die Insel genügend beurkundet [20]. Ein Mißverhältniß zwischen den alten delischen Einwohnern und den Athenäern und eine Sehnsucht nach Unabhängigkeit blieb übrigens noch lange bei den ersteren. Zuerst äußert sich dies am Ende des peloponnesischen Krieges, d. i. am Ende der 93. Olympiade, in dem Gesuche der Delier bei dem spartiatischen Könige Pausanias, des Pleistoanax Sohn, um Zurückgabe ihres Heiligthums, also um Freiheit von der athenäischen Herrschaft. Nach der Erzählung bei Plutarchos [21] zu schließen, mögen sich die athenäischen Kleruchen auf Delos an dem bei dem Tempel aufgestellten Gesetze, daß auf der Insel niemand bestattet werden und keine Frau gebären dürfe, vergangen haben, denn darauf legten die Delier ein besonderes Gewicht. Pausanias handelte dabei sehr wenig statsklug, wenn er die Delier mit der schnöden Bemerkung zurückwies: wie kann doch das euer Vaterland seyn, wo weder jemand von euch geboren ist, noch nach seinem Tode bestattet wird. — Einen zweiten Beweis für den Unwillen der Delier auf die Athenäer finden wir in dem schon oben angeführten, da in der Olymp. 100 die Delier die athenäischen Amphiktyonen aus dem Tempel warfen. Ein dritter Fall bietet sich uns in der 107. oder 108. Olympiade dar. Die Delier führten nämlich Klage gegen die Athenäer bei den pyläischen Amphiktyonen und suchten ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Bei diesem Streite sprach Hyperides in seiner sogenannten delischen Rede für die Athenäer [22]. Die Rede des Hyperides war sehr wichtig für die älteste Geschichte von Delos, denn daraus suchte er zu beweisen, daß die Athenäer ein Recht an dem Tempel hätten.

In dem Zeitalter des Alexandros hatte die Insel ihre Verfassung noch, welches daraus zu schließen ist, daß Aristoteles in seinem Werke über die Statsverfassungen auch die delische darstellte [23]. Allein unter den Athenäern muß Delos in jener Zeit noch immer gestanden haben, denn in dem ersten Kriege, den die Römer mit dem Könige von Makedonien führten, hatte dieser es ihnen entrissen, und sie erhielten es nebst Paros, Imbros und Skyros, Olymp. 145,3 = 198 vor Chr. von den Römern wieder zurück [24]. Auch im zweiten makedonischen Kriege entriß der König Perseus die Insel den Athenäern, und sie empfingen sie zum zweitenmal von den Römern zurück [25], Olymp. 153,2 = 167 vor Chr. Geb. Ob nun die Delier noch immer im Andenken an die verlorene Freiheit während dieser Kriege den Makedoniern die Hände geboten und an den Athenäern Frevel verübt hatten, wird zwar nicht ausdrücklich erzählt, allein folgern möchte man es aus einem Fragment des Polybios [26]. Die Delier waren nämlich zum zweitenmal von ihrer Insel vertrieben und hatten sich mit ihrer Habe zu den Achäern geflüchtet. Von diesen waren sie nicht blos aufgenommen, sondern sie hatten auch das achäische Bürgerrecht erhalten. Olymp. 155,2 = 159 vor Chr. Geb. fingen nun die Delier einen Rechtsstreit mit den Athenäern an vermöge des Tractats, welcher zwischen dem achäischen Bunde und den Athenäern bestand, daß bei Rechtssachen zwischen Bürgern dieser beiden Staten eine Appellation von dem einen Stat an den andern statt finden sollte; und somit verlangten jetzt die Delier als achäische Bürger nach achäischem Rechte gerichtet zu werden [27]. Die Athenäer aber verweigerten den Deliern diese Foderung, und deshalb suchten diese bei dem achäischen Bunde um die Erlaubniß nach, gegen die Athenäer Repressalien gebrauchen zu dürfen, — wahrscheinlich foderten sie also Kaperbriefe, denn man möchte glauben, daß die Delier auf Erstattung des Werthes ihrer liegenden Gründe auf der Insel gegen die Athenäer klagten. Es kam also nun zu einer Streitsache beider Parteien vor dem römischen Senat, und dieser entschied dahin, daß er alles, was von den Achäern in Sachen der Delier nach ihren Gesetzen geschehen wäre, bestätige. In dem Fragmente des Polybios ist zwar über den Erfolg des Prozesses nichts bemerkt, jedoch scheint in dem Ausspruche des Senats zu liegen, daß die Delier ihren Zweck erreichten. Daß die Delier jemals wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt sind, bezeugt kein Dokument des Alterthums. Es müssen daher alle Inschriften, welche das Volk und den Rath der

17) Vergl. oben Anmerk. 65, 66, 67. 18) Thukyd. 5, 32. Diodor. 12, 77. 19) Thuk. 8, 108. 20) Vergl. Corsini fasti. Thl. 1. S. 370 ff. Thl. 2. S. 435 ff. Reinesius 6, 67. 7, 23 ff. Besonders gehört hieher das marmor Sandwicense bei Böckh, wovon schon oben geredet ist. 21) Plut. Lacon. Apophthegm.

22) Phot. S. 1482. Schott. Demosthen. von d. Krone. S. 271. Reiske. Leben d. zehn Redner bei Plut. 6. Apollonios Leben des Äschines. Bekkersche Ausg. 3. S. 247. 23) Athen. 7, 47. 24) Liv. 33, 30. 25) Polyb. 30, 18. 26) Polyb. 32, 17. und Freinsh. Supplem. des Livius 46, 3. 27) So muß man die Worte: ἐβούλοντο τὸ δίκαιον ἐκλαβεῖν παρὰ τῶν Ἀθηναίων κατὰ τὸ πρὸς τοὺς Ἀχαιοὺς σύμβολον, verstehen.

Delier nennen, in eine frühere Periode gehören. Übrigens war aber auch die Herrschaft der Athenäer über die Insel seit der Zeit, da die Römer anfingen, sich in die inneren Angelegenheiten von Hellas zu mischen, unstreitig sehr beschränkt. So beschwerten sich Olymp. 153,4 die Rhodier bei den Römern, sie beschränkten ihnen ihre Einkünfte dadurch, daß sie Delos für einen Freihafen erklärt hätten [28]. In diese spätere Zeit mögen daher die Inschriften gesetzt werden, in denen es heißt: *Ἀθηναῖοι κατοικοῦντες*, und *παρεπιδημοῦντες ἐν Δήλῳ*; so wie *θυσίαι ὑπὲρ τοῦ δήμου τῶν Ἀθηναίων καὶ τοῦ δήμου τῶν Ῥωμαίων* [29]. Übrigens stand auch in dieser Zeit des Verfalls von Hellas das delische Heiligthum noch immer in hoher Achtung. Das beweisen vornehmlich die Verschönerungen des Tempels durch die asiatischen Fürsten, den König Antiochos Epiphanes von Syrien, Nikomedes Philopator von Bithynien und Mithridates Eupator von Pontos [30]. Dieses Ansehn des Tempels und der Zusammenfluß von Menschen bei demselben mochte schon längst Handelsleute nach Delos gezogen haben, — wenigstens ersehen wir aus einer Inschrift bei Spon und Wheler, daß die tyrischen Kaufleute, welche sich auf Delos niedergelassen hatten, bei den Athenäern um die Erlaubniß anhielten, dem tyrischen Herakles einen Tempel zu bauen. Seitdem der Ort aber durch die Römer ein Freihafen ward, mag dieser Handel noch lebhafter geworden seyn. Aber entscheidend wirkte die Zerstörung von Korinthos, Olymp. 158,3 = 146 vor Chr. Geb., auf den delischen Handelsverkehr ein. Es sammelten sich nämlich die flüchtigen Überbleibsel der korinthischen Bürger unter dem Schutze des Heiligthumes auf Delos und trugen ihre Industrie und ihren Handelsbetrieb nach der heiligen Insel. Hingezogen wurden sie aber unstreitig auch durch die Vorzüge des Hafens und die bequeme Lage desselben zum Stapelplatze für den Handel von Italien und Hellas nach Asien. Die selbst so tief gesunkene, sonst stets eifersüchtige Athenä konnte indeß dem Aufblühn dieser neuen Niederlassung kein Hinderniß in den Weg legen. Die Handelsverbindungen auf Delos wuchsen seitdem schnell heran, und vorzüglich wurde es der Hauptmarkt für den Sklavenhandel. Denn da die Seeräuberei in jener Zeit täglich zunahm, in Rom aber seit der Zerstörung von Korinthos und Carthago die Schwelgerei immermehr einriß, so konnten um das Jahr 100 vor Chr. Geb. an **einem** Tage 10000 Sklaven auf Delos abgesetzt werden. Daher in Beziehung auf den dortigen Handel das Sprichwort entstand: Lande, Kaufmann, lade aus, du wirst alles absetzen. Strabon nennt Delos deshalb *τὸ ἐμπόριον μέγα καὶ πολυχρήματον* [31]. Diese Blüthe der Insel dauerte indeß nur bis zum ersten mithridatischen Kriege (88 bis 84 vor Chr. Geb.). Beim Ausbruche desselben schickte **Athenion**, welcher sich, gestützt auf die Streitkräfte des Mithridates, zum Tyrannen in Athenä aufwarf und dem Sulla erlag, den **Apollikon** nach Delos, um sich des Tempelschatzes zu bemächtigen. Apollikon wurde aber von dem römischen Prätor **Orbius** an der Küste der Insel überfallen und 600 der Seinigen wurden niedergemacht, 400 gefangen genommen [32]. Allein Delos gewann durch diese That des Römers nur eine kurze Frist seiner Erhaltung. Denn bald darauf, ungewiß ob aus eigenem Übermuth oder auf Befehl seines Königs, der selbst zur Verschönerung und Verherrlichung des Tempels beigetragen hatte, überfiel der pontische Feldherr **Menophanes** die Insel, hieb die Fremden gleichwie die Delier nieder, plünderte die Tempel aus, verkaufte Weiber und Kinder zu Sklaven und machte die Stadt dem Boden gleich [33]. Die Römer besetzten die Insel zwar nach dem Abzuge des mithridatischen Heeres wieder, aber Strabon versichert, daß sie bis auf seine Zeit in dürftigem Zustande geblieben sei; und dieser Versicherung widerspricht nicht, was wir von der Ausplünderung derselben durch **Dolabella**, 20 Jahre nach dem Überfalle des Menophanes, bei Cicero [34] lesen, denn sie bezog sich nur auf Statuen, und diese mögen, wenn das Material die Räuber nicht reizte, so wie die Tempel unverletzt geblieben seyn. Übrigens gehörte Delos, nach Strabon, auch zu der Zeit den Athenäern. In dieser traurigen Lage scheint die Insel aber während des ganzen ersten Jahrhunderts nach Christus Geb. geblieben zu seyn, und auf diesen Zeitraum beziehen sich daher drei Epigramme der Anthologie [35], wenn in es unter anderem heißt: *τίς κεν ἐώλπει ὄψεσθαι Τ... νον Δῆλον ἐρημοτέρην*. Es wollte deswegen der Imperator **Hadrianus** der Insel durch eine athenäische Colonie wieder aufhelfen. Diese neue Stadt wurde in der Nähe der alten angelegt und vom Hadrianus selbst **Olympieion**, von den Athenäern die **neue adrianische Athenä** genannt, wie dies der Historiker Phlegon in seinen Olympiaden erzählte [36]. Es mag damals wol wenig von der alten Stadt und der früheren Herrlichkeit der Insel übrig gewesen seyn, wie sich dies auch aus der angeführten Stelle Cicero's schließen läßt; aber auch die neue Ansiedlung führte die Insel nicht wieder zu der alten Blüthe zurück, denn Pausanias sagt, Delos ist, wenn man die ausnimt, welche von den Athenäern kommen, um das Heiligthum zu bewahren, was die Delier anbetrifft, von Einwohnern entblößt [37]. Es konnte denn Tertullianus [38] von Delos sagen: Delos nulla jam dicitur. Und ebenso heißt in den sibyllinischen Orakelsprüchen [39] und in dem Synekdemos des Hierokles [40]: *Δῆλος ἄδηλος*.

Schriftsteller über Delos. Es läßt sich erwarten, daß ein Ort von so hoher Bedeutung in religiöser und politischer Beziehung, als Delos unter den

28) Polyb. 31, 7. 29) Bei Gruter 26 u. 181, und bei Reinesius. 30) Polyb. 26, 10. und verschiedene Inschriften bei Spon, Wheler u. Tournefort. 31) Strab. 10. S. 486. 14. S. 668.

32) Athen. 5, 53. Plut. Sulla 12 ff. Appian. Mithrid. 28. 33) Paus. 3, 33. Appianos nennt den Feldherrn **Metrophanes**, und schreibt die Unterjochung der Kykladen überhaupt dem **Archelaos** zu, welches sich mit Pausanias Berichte vereinigen läßt, indem Archelaos den Oberbefehl führte. Strabon erzählt daher, die **Feldherrn** des Mithridates hätten die Insel verwüstet. 34) Cic. in Verr. act. 2, 1, 17. 18. 35) Palatin. Anthol. Th. 2. S. 144. No. 408. Thl. 2. S. 195. No. 550. Thl. 3. S. 35. No. 100. 36) Steph. Byz. unter Ὀλυμπιεῖον. 37) Paus. 8, 33. 38) *Tertull.* de pall. 2. 39) 3. S. 405. 8. S. 717. 40) Ausgab. Wesseling. S. 646.

Hellenen war, viele Gelehrte fand, welche seine Ge'chichte und Alterthümer zum Gegenstande ihrer Darstellung und Forschung machten. Doch sind sie alle für ms, theils bis auf unbedeutende Bruchstücke, theils nur ns auf den bloßen Namen verloren gegangen. Indeß cheint es der Vollständigkeit wegen nothwendig, doch uch diese zu überliefern. Demades schrieb nach Suias [41]) eine Geschichte von Delos und eine Abhandlung iber die Geburt des Apollon und der Artemis. Daß dieer aber mit dem athenäischen Redner gleiches Namens m Zeitalter des Philippos einerlei Person sei, wie Suias will, dürfte schwerlich erwiesen werden können. Weigstens kann man aus Quintilianus (2, 17.) entnehmen, aß jener Redner kein Historiker gewesen sei. — Hyerides aber, der athenäische Redner, war in seiner elischen Rede, deren oben gedacht ist, für die Geschichte nd die Alterthümer der Insel, unstreitig eine wichtige Quelle. — Dasselbe muß vom Phanodikos, der Deliaka schrieb, aber leider bis auf ein unbedeutendes, iewol wichtiges Bruchstück, nur dem Namen nach beannt ist, gelten [42]). — Nikochares schrieb wahrscheinich Parodien, worin er das Schmarotzerleben der Deler verspottete [43]). — Semos dagegen verfaßte uner dem Titel Delias eine delische Geschichte, deren beeutender Umfang schon daraus beurtheilt werden mag, aß vom Athenäos das achte Buch angeführt wird [44]). — Ferner schrieb Paläphatos von Abydos in dem Zeitlter des Alexandros Deliaka [45]). — Endlich darf Aristoteles hier nicht unerwähnt bleiben, der sich in seien Politien auch über die delische Verfassung verbreiete [46]).

In neuerer Zeit lieferte der Franzose Sallier eine istoire de Delos in den memoires de l'académie des nscriptions. T. III. p. 376., jedoch von keiner Bedeuung. Gründlich ist dagegen Dorville's Abhandlung: xercitatio, qua inscriptiones Deliacae illustrantur in en miscellan. observatt. Amstel. T. VII, 1.

(*L. Zander.*)

DELPHAX, *Fabricius* (Insecta), Keulenzirpe. Eine Cicadengattung zur Abtheilung Homoptera der Ordnung Hemiptera und zur Familie Fulgorellae (*Germar* n *Thon's* Entomol. Archiv. II. 2. p. 45.) gehörig, mit olgenden Kennzeichen. Die Fühler stehen vor den Augen vor und haben ein cylindrisches Endkeulchen, welhes länger als das Wurzelglied ist, die hintern Schieneine sind am Ende mit einem schwertförmigen Fortsatz ersehen. — Der Kopf ist vorn etwas stumpf, die Stirn erlängert, schmal, dreikielig, an der Spitze abgestutzt. Das Stirnschild zeigt sich als verlängerter, pfriemenförmiger, von der Stirn unterschiedener Fortsatz. Die Lefze st klein, fadenförmig; der Rüssel ist bald so lang, als er Körper; die Augen sitzen auf, auf jeder Seite befinet sich unter dem Stirnrand ein kleines Punktauge. Die Fühler sitzen in einer Ausrandung des untern Augenrandes, sind lang, cylindrisch, das zweite Glied ist länger, auf seiner Spitze sitzt die Borste.

Germar hat (a. a. O.) 16 Arten aufgezählt, wovon die meisten in Teutschland und Schweden, eine in Nordamerika einheimisch. Sie finden sich meistens auf Wiesen und sind klein. Als Typus heben wir aus: D. limbata *Fabricius.* Röthlichgelb, die Flügeldecken glashell, braungefleckt, mit schwarzpunktirten Nerven. — Kommt meist ungeflügelt (als Larve), blaß, mit abgestutzten, an der Spitze braunen Flügeln, deren Nerven schwarzpunktirt, auf Juncusarten vor.

(*D. Thon.*)

DELPHI, οἱ Δελφοί, jetzt Kastri, lag im Gebirge Parnassos unter zwei hohen und schroffen Felsenspitzen desselben, Nauplia, Ναυπλία [1]), westlich, Hyampeia, Ὑαμπεία, östlich, zwischen deren senkrechten Felsenwänden ein nur 6 Schritt breiter Thaleinschnitt ist, wo man noch jetzt die kastalische Quelle findet. Die Bergspitze Hyampeia setzt sich in einem südöstlichen Bogen um die alte Stadt Delphi in die schroffen phädriadischen Felsen, die sich gegen 200 Fuß über die Stadt und 2000 Fuß über das Meer erheben, fort [2]). Von diesen Felsen stürzte man die Verräther der Götter hinab [3]); doch behauptet Plutarchos, daß diese Execution später von der Hyampeia nach der Nauplia verlegt sei. Die Phädriaden begrenzen von der Nordseite das Thal des Flusses Pleistos, ὁ Πλειστός, und standen nördlich bei dem Orte Anemoreia mit einem Gebirgszuge, Katopterios, Κατοπτήριος χῶρος, in Verbindung, auf welchen dann noch weiter gegen Norden die steile Bergspitze Lykoreia, Λυκώρεια, folgte, die wahrscheinlich ihren Namen von der Verehrung des Apollon als Lykios [4]) erhielt, und nach welcher jetzt der ganze Parnassos den Namen Liakura führt. Dieser Bergspitze gegenüber liegt nordwestlich die zweite hoch hervorragende Kuppe Tithorea, Τιθορέα und Τιθοραία [5]), zwischen beiden aber muß das Städtchen Neon, Νέων, — auch Tithorea genannt — von Delphi über die Berge 80 Stadien entfernt, am Flüßchen Kachales, Καχάλης, der sich nordwärts in den Kephissos ergießt, gesucht werden [6]). Diese Kuppen sind indeß keineswegs, wie wol einige Reisende behauptet haben, beständig mit Schnee bedeckt, doch hält er sich dort eine Zeitlang, und daher νιφόεις Παρνασός [7]), sondern sie sind meistentheils mit Fichten bewachsen [8]) und haben in den Thälern Myrthen, Arbutus und Valloniaeichen; sie erheben sich aber so bedeutend vor den übrigen Höhen des Parnassos, daß man sie von der Burg zu Korinthos sehen konnte [9]), — des-

41) Suid. unter Δημάδης. 42) Schol. Apollon. Rhod. , 419. 43) Aristot. Poet. 2. Dazu Tyrwhit und Spanheim zur Einleit. in Kallim. Del. 44) Athen. 3, 74. 4, 74. , 3. 11, 37. 14, 40. 53. 15, 19. 45) Suidas unter Παλαίφατος. 46) Diogen. Laert. 8, 13. Athen. 7, 47.

1) So scheint es nach *Plut.* de sera num. vind. 12. Herod. 8, 39. Dodwells Reise, teutsche Übersetz. 1. S. 331. 2) *Holland* trav. 19. 3) Suidas s. v. Αἴσωπος. Ὑάμπεια. Φαιδριάς. Euripid. Jon. 1222. 1268. Lukian. Phalar. 1, 6. 4) Kallim. Ap. 19. Suid. und Steph. Byz. — Von dorther war ein Theil der Bevölkerung nach Delphi gekommen. Strab. 9. S. 418. Schol. Apollon. Rhod. 2, 711. 5) Paus. 10, 32, 6. 6) Herod. 8, 31. 22. Paus. a. a. O. 7) Dionys. Perieg. 439. Paus. 10, 8. — Sibthorp bei Walpole Mem. S. 72. 8) Καταειμένον ὕλῃ Odyss. 19, 431. 9) Strab. 8. S. 379. Spon und Wheler. Thl. 2. S. 54. Amstd.

wegen bei den Alten häufig biceps Parnassus, *διχόρυφον σέλας*. Von Tithorea senkt sich das Gebirge auf der Westseite der Stadt Delphi zur krissäischen Ebene hinab. Es lag also Delphi in dem eigentlichen Hochgebirge des Parnassos, von welchem auf der Nordseite der Stadt ein Thalkessel gebildet wird, in welchem sich die berühmte korykische Grotte[10]) am Fuße der Höhe Lykoreia und ein See findet, welcher mit der kastalischen Quelle unter der Erde in Verbindung steht; in der Nähe dieses Sees lag aber Deikalions Lykoreia, jetzt Diagorea genannt. Im Süden der Stadt Delphi und des Parnassos erhebt sich der Berg Kirphis, *Κίρφις*, jetzt Zimeno, eine rauhe Felsenkette, welche das Thal des Pleistos auf der Südseite, also den Phädriaden gegenüber, begrenzt und sich zum korinthischen Meerbusen senkt. Der Pleistos aber wendet seinen Lauf bei Delphi südwestlich und zwischen dem Kirphis und der sanften Abdachung des Tithorea an der krissäischen Ebene hinfließend, ergießt er sich in den krissäischen Meerbusen. — Soweit die Beschreibung der Umgegend der Stadt Delphi. Wir wenden uns nun zur Beschreibung der Haupttheile dieser Gegend.

Die korykische Grotte, *ἄντρον Κωρύκιον*, deren Lage bestimmt ist, war 60 Stadien von Delphi entfernt und bei den Alten sehr bekannt und gepriesen wegen ihrer Schönheit[11]), ist aber noch immer nicht gehörig untersucht worden. Am meisten wissen wir noch von ihr durch Raikes bei Walpole. Ihre Öffnung ist 17 F. breit und ungefähr 8 Fuß hoch; die Decke bogenförmig, gegen 100 Fuß hoch und breit; überall sind Stalaktiden in Menge. Gell und Raikes fanden nicht weit vom Eingange an der rechten Seite eine Inschrift, die eine Dedication des Eustratos an den Pan, den Beschützer des Ortes, und an die Nymphen enthält. Auch fand Raikes eine Patera in der Höhle.

Eine andere Grotte ist südlich von Delphi im Kirphis und wird jetzt die Höhle von Jerusalem genannt. Dodwell suchte und fand sie. Von den hellenischen Schriftstellern wird sie nur vom Antoninus Liberalis (c. 8.) angeführt, der nach dem Nikandros erzählt, es habe darin einst ein Ungeheuer Sybaris gehaust und sei vom Eurybates getödtet; das Flüßchen Sybaris aber, welches sich etwas östlich von der kastalischen Quelle in den Pleistos ergießt, habe daher seinen Namen empfangen.

Diese Quelle der Kastalia, *τὸ ὕδωρ τῆς Κασταλίας*, stand nach dem Glauben der Alten mit dem Kephissos in Verbindung[12]), allein nach den Untersuchungen der Neueren hat sie einen unterirdischen Zusammenhang mit dem oben erwähnten See bei Lykoreia. Das Wasser bricht aus dem Felsen Hyampeia hervor[13]), ist klar und rein, bringt aber nicht mehr die Wirkung hervor, die die Alten von ihm rühmten. Es ward in einem tiefen Behältniß gesammelt und war zum Gebrauche der Pythia und der Priester der Weissagung bestimmt. Dodwell fand noch die Spuren von einer in den Felsen gehauenen Treppe, die zu dem Bade hinab führte. Geschmückt wird die Quelle durch herabhängenden Epheu und einen großen Feigenbaum; ihr Wasser aber fließt in einem tief ausgehöhlten Bette durch die alte Stadt zum Pleistos hinab.

Die Quelle Kassotis, *Κασσωτίς*, entspringt ebenfalls unter den Felsen der Stadt[14]), und war sonst in das Adyton des Tempels zu der prophetischen Höhle geleitet. Dodwell fand sie wieder und berichtet, daß sie jetzt Krene genannt werde, sich aber in der Mitte des Dorfes Kastri beim Hause des ehemaligen Aga verliere. — Auch wird noch eine Quelle Delphusa in Delphi genannt[15]). Es mag dieselbe damit gemeint seyn, welche von Plutarchos[16]) die stygische genannt und in die Nähe des Heiligthums der Gäa gesetzt wird, bei welcher einst ein Tempel der Musen stand. Auf jeden Fall ist die von Plutarchos bezeichnete Quelle von der kastalischen zu unterscheiden; dafür spricht schon die Lage derselben nach jener Ortsbeschreibung, auch würde Plutarchos, wenn er die kastalische Quelle gemeint hätte, diesen allgemein bekannten Namen gewiß nicht unangeführt gelassen haben. Nicht unwahrscheinlich ist es übrigens, daß Steph. Byz. in jener Stelle interpolirt ist, oder es wurde Steph. auch durch den homeridischen Hymnos auf Apollon, wo man sonst gewöhnlich unrichtig *Δελφοῦσα* anstatt *Τιλφοῦσα* las, verleitet, eine Quelle jenes Namens bei Delphi zu suchen.

In der Stadt Delphi, welche theaterförmig zwischen den phädriadischen Felsen lag[17]), und einen Umfang von 16 Stadien hatte, müssen drei Theile unterschieden werden[18]), der obere — Pytho, mittlere — Nape, untere — Pyläa. Daher setzt Ptolemäos[19]) die Tempelgebäude — *Πυθία* — fünf Minuten, das kleinste Maß der Entfernung bei ihm, nordöstlich von der Stadt; dort liegt jetzt das Dorf Kastri, und mitten in demselben finden sich die Trümmer von den pythischen Gebäuden. Der obere Theil von Delphi, *ἡ Πυθώ*, auch *Πυθών* genannt, war durch eine Mauer von bedeutendem Umfange, *ἱερὸς περίβολος*[20]), eingeschlossen, welche viele Ausgänge hatte. Weil sich aber in diesem Stadttheil nur dem Tempel und Orakel angehörige Gebäude fanden, so bedienten sich selbst die späteren Schriftsteller des Ausdrucks: nach Pytho senden[21]). Es war aber dieses Pytho ebenso abschüssig und steil, als die übrige Stadt, wie Pausanias versichert. Deswegen nennt es Homeros[22]) mit Recht felsicht — *πετρήεσσα*, und Justinus[23]) sagt, Delphi werde nicht durch Mauern, sondern nur durch steile Felsen und Abgründe geschützt. Der mittlere Stadttheil, *Νάπη*, *Ἀπολλωνία νάπη*[24]), lag unmittelbar an dem Peribolos von Pytho[25]) ...

10) Pauf. 10, 32, 5. 11) Strab. 9. S. 417. Pauf. 10, 32. 12) Pauf. 10, 8, 5. 13) Herod. 8, 39.

14) Pauf. 10, 24, 5. 15) Steph. Byz. s. v. *Δελφοῦσα*. 16) *Plut.* pyth. orac. 17. 17) Strab. 9. S. 418. *πετρώδες χωρίον, θεατροειδές*. 18) Schol. Pind. Pyth. 6, 4. 19) Ptolem. Geogr. 3, 15. 20) Pauf. 10, 8. 32, 1. 21) Herod. 1, 54. 22) Ilias 2, 519. Pind. Olymp. 6, 8. 23) Justin. 24, 6. Dazu Theokr. Epigr. 1, 4. 24) Pind. Pyth. 6, 8. 5, 38. *κοιλόπεδον νάπος θεοῦ*. Hesych. s. v. *Δελφίου βουνός*. Hymnos auf Apollon 284. 25) Pind. Pyth. zu Anfg. und dazu Böckh.

war der eigentlich bewohnte Stadttheil. Dagegen scheint die untere Stadt, ἡ Πυλαία, eine Anlage aus der Zeit gewesen zu seyn, da das delphische Orakel schon einen weit verbreiteten Ruf erworben hatte, und mag zuerst eine Art Vorstadt gewesen seyn 26). Den Namen erhielt sie ohne Zweifel durch die Amphiktyonen, ohne daß man darum anzunehmen brauchte, die Amphiktyonen hätten dort ihre Sitzungen gehalten 27).

Innerhalb des Peribolos von Pytho befand sich außer dem berühmten Tempel und dem Orakel des Apollon jene unermeßliche Menge von Weihgeschenken, welche nicht blos bei Gelegenheit ertheilter Orakelsprüche aus allen Gegenden von Hellas, ja sogar aus entlegenen Ländern, sondern auch als Zehnten nach Siegen und andern frohen Begebenheiten dahin gebracht waren. Von derselben kann man sich kaum einen Begriff machen; denn ungeachtet der wiederholten Plünderungen, die das delphische Heiligthum zu erleiden hatte, schon in vorhistorischer Zeit von den Phlegyern am Kephissos 28), dann im heiligen Kriege durch die phokäischen Feldherrn Onomarchos, Phayllos und Phaläkos 29), deren Raub sich auf 10000 Talente betragen haben soll, danach durch den Sylla im mithridatischen Kriege 30), und nachdem Nero 500 Statuen weggeschleppt hatte 31), so fanden sich doch noch in Plinius Zeit daselbst 3000 Statuen 32) und später im Zeitalter der Antonine eine große Anzahl von Weihgeschenken aller Art, so daß er damit beinahe das ganze zehnte Buch seines Werkes ausfüllt; allein die eigentlichen Schätze an edlen Metallen waren schon zu Strabons Zeit gänzlich verschwunden. Das bedeutendste nun von dem, was sich noch zu Pausanias Zeit in dem Peribolos an Gebäuden und Statuen fand, ist folgendes. Zunächst eine große Anzahl von Thesauren oder Schatzgebäuden als der Sikyonier, Thebäer, Athenäer, Knidier, Syrakusier, Potidäer 33), Korinthier 34), Klazomenier, Agylläer 35), Spiniter 36), Siphnier 37), Akanthier 38), Massilioten 39). Es waren dies größtentheils Prachtgebäude zur Aufbewahrung der Weihgeschenke; daher konnte der Athenäer Polemon ein eigenes Buch über die Thesauren in Delphi schreiben 40). Gewöhnlich hatten diese Gebäude eine runde Form, und die Ruinen eines solchen entdeckte Gell unten im Dorfe Kastri, und fand, daß es 33 Fuß im Diameter hatte. — Ein anderes höchst interessantes Gebäude war die Lesche der Knidier, geziert durch die Gemälde des Thasiers Polygnotos, welcher der Malerkunst zuerst eine höhere Richtung gab und außer vielen Tempeln auch die Pökile in Athenä schmückte. Die delphische Lesche verschönerte er durch Vorstellungen aus dem troischen Sagenkreise 41). Ferner gehören hieher des Neoptolemos Grabmal 42), das Buleuterion 43), die Stoa der Athenäer, die sie von Beutegeldern im peloponnesischen Kriege erbauten 44). Außerhalb des Peribolos werden uns folgende Gebäude genannt. Wenn man auf der heiligen Straße der attischen und peloponnesischen Theorien nach Delphi kam, so standen gleich am Eingange drei Tempel hinter einander, von denen aber der erste zu Pausanias Zeit in Ruinen lag, der zweite von Bildnissen und Statuen leer war; in dem dritten fanden sich jedoch einige Bilder von römischen Kaisern *). Dann folgte der Tempel der Athene Pronäa **), in dessen Vorhalle eine von den Massilioten geweihete, eherne Bildsäule der Göttin stand, welche größer war, als die im Innern des Tempels. In der Nähe dieses Tempels lag das Heiligthum des Heroen Phylakos und etwas weiter hin das des Heroen Autonoos, welche, nach der Sage der Delphier, ihnen im Kriege des Xerxes Beistand gegen die Perser geleistet hatten. In dieser Gegend muß auch das Gymnasion gesucht werden, welches nach Pausanias nur drei Stadien vom Pleistos entfernt lag. Am Ende der heiligen Straße unweit des Peribolos traf man auf die kastalische Quelle. Dies alles lag auf der Ostseite der Stadt. Auf der westlichen Seite stieß zunächst an den Peribolos das Theater ***); und etwas weiter hinunter zur Seite von Nape war das Stadion erbaut, welches Herodes Atticus mit pentelischem Marmor verziert hatte †). — Aber das merkwürdigste von allem war der Tempel des Apollon und das pythische Orakel.

Tempel des Apollon. Der erste delphische Tempel war eine Hütte aus Lorbeerzweigen geflochten, die man dazu aus dem Thale Tempe geholt hatte; den zweiten hatten nach der delphischen Sage Bienen aus Wachs und Federn zusammengesetzt, weshalb ihn Strabon τὸν πτέρινον d. h. ἐκ πτερῶν nennt. 45) Man möchte glauben, daß diese Sage erst entstand, als das poläische Heiligthum der Demeter, deren Priesterinnen Melissen d. h. Bienen hießen 46), mit dem pythischen durch die Amphiktyonie in Verbindung trat. Von Späteren wurde es aber daher erklärt, daß der Baumeister Pteras geheißen habe 47). Der dritte Tempel sollte aus Erz gebaut seyn, wie in Sparta der Tempel der Athene Chalkiökos, er sollte aber nach einigen in die Erde versunken, nach andern vom Feuer vernichtet seyn. Den vierten Tempel bauten Trophonios und Agamedes aus Steinen 48), und zum Lohne für ihren Bau verlieh Apollon ihnen sanft annahenden Tod als das beste für den Menschen 49). Dieser Tempel wird noch in dem Homeridenhymnos auf Apollon V. 294 angeführt:

---

26) *Plut.* de pyth. orac. 29. 27) Wie Reiske zu Plut. a. a. O. behauptet. 28) Eustath. Il. 12, 302. 29) Paus. 10, 7. Dieser Raub hatte auf den Werth des Geldes in Hellas großen Einfluß. Athen. 6, 19. 30) Plut. Sylla 12. *Dio Cassius* fr. peirerc. 122. p. 110. ed. Sturz. 31) Pausan. a. a. O. 32) Plin. N. G. 34, 7. 33) Paus. 10, 11. 34) Paus. 10, 13. 35) Strab. 5. S. 220. 36) Strab. 5. S. 214. 37) Pausan. 10, 11. Herod. 3, 57. 38) Plut. Lysand. 1. 39) Diod. 14, 93. 40) Plut. Sympos. 5, 2. Polemon lebte um 200 vor Chr. Geb. 41) Pausan. 10, 25—31. Polygnotos war Zeitgenosse des Kimon und Perikles. Über ihn s. Böttigers Archäologie der Malerei. 262 ff. 42) Paus. 10, 24. 43) *Plut.* de pyth. or. 9. 44) Paus. 10, 11. *) Pausan. 10, 8, 4. **) Pausan. a. a. O. Herod. 8, 39. Überhaupt sind diese beiden Schriftsteller die Zeugen für das nächstfolgende. ***) Pausan. 10, 32. Heliod. Äthiop. 4, 19. †) Paus. a. a. O. Heliod. 4, 1. 45) Pausan. 10, 5, 5. Strab. 9. S. 421. 46) *Hesych.* s. v. *Μέλισσαι.* Pind. Pyth. 4, 106. Dazu d. Schol. *Porphyr.* de antro Nymph. p. 261. 47) Pausan. a. a. O. 48) Pausan. a. a. O. und 9, 37, 5. 49) *Pindar. Päan.* fr. 3.

> Den Grund legt Phöbos Apollon
> Breit hin und weit ausgedehnt; doch setzten über demselben
> Dann die steinerne Schwelle Trophonios und Agamedes,
> Beide die Söhn' Erginos, zugleich den Unsterblichen Freunde.
> Ringsum bauten den Tempel unzählige Stämme der Menschen
> Aus behauenen Steinen, berühmt für immer zu bleiben.

Was hier die steinerne Schwelle, λάινος οὐδός betrifft, so findet sich dazu eine Parallelstelle in der Ilias [50]), wo von dem unglaublichen Schatze zu Pytho die Rede ist und es heißt:

> Welchen die steinerne Schwelle des Treffenden drinnen bewahret
> Phöbos Apollons Schatz in Pytho's Felsengeklüften.

Nimt man nun des Stephanos von Byzantion Nachricht hinzu [51]), daß das Adyton in Delphi zusammengefügt und ein Werk des Trophonios und Agamedes sei, so muß man mit Schlegel [52]) darunter einen Thesaurus verstehen. So verstanden auch wol schon Onomarchos oder Phayllos im heiligen Kriege diesen Ausdruck, denn sie ließen den Fußboden des Tempels aufnehmen und die Erde durchwühlen, wobei sie aber ein Erdbeben überfiel und aus dem Heiligthume trieb [53]).

Als nun dieser Tempel Olymp. 58, 1., da Erxikleides in Athenä Archon war, abbrannte, so gaben die Amphiktyonen den Bau des neuen, also fünften Tempels in Verdung, und die damals vom Peisistratos aus ihrem Vaterlande vertriebenen Alkmäoniden übernahmen denselben für 300 Talente, wovon der vierte Theil auf die Delphier fiel. Diese reisten darauf umher, um freiwillige Beiträge zu sammeln, und kamen bis Ägypten, wo ihnen der König Amasis 1000 Pfund Alaun gab, die Hellenen aber, welche dort wohnten, 20 Minen zusammenbrachten [54]). Die Alkmäoniden ließen indeß den Tempel durch den Korinthier Spintharos prachtvoller, als es ausbedungen war, aufbauen, namentlich die Vorderseite aus parischem Marmor [55]).

Von der Form dieses Tempels wissen wir leider nichts mehr; auch nicht einmal aus den Ruinen scheint etwas ausgemittelt werden zu können. Cyriacus von Ancona glaubte ihn zwar in den Trümmern eines runden Gebäudes gefunden zu haben [56]), allein diese Meinung wird mit Recht bezweifelt, da diese Tempelform in Hellas nicht vorkommt. Dagegen scheint er richtiger auf Münzen als ein viereckiger Peripteros vorgestellt zu werden [57]). In den Giebelfeldern (und daß der Tempel diese hatte, mag schon beweisen, daß er ein Peripteros war) — es waren also keine Akroterien — waren Bildnisse vom Athenäer Praxias angebracht [58]), nämlich, wie es scheint, an der Ostseite Artemis, Leto, Apollon und die Musen, an der Westseite die untergehende Sonne, Dionysos und die Thyiaden. Praxias starb aber während der Arbeit und der Athenäer Androsthenes vollendete diese Bildwerke der Giebelfelder — τὰ ὑπολειπόμενα τοῦ ἐν τοῖς ἀετοῖς κόσμου.

Im innersten Theile des Tempels stand noch zu Pausanias Zeit ein goldenes Bild des Apollon [59]). Ob dies aber die Hauptstatue des Tempels war, denn außerdem nennt er uns in demselben auch die Statue des Apollon Moragetes, erhellt nicht aus seinen Worten. In neueren Zeiten wird der berühmte Apollon des Belvedere für eine Nachbildung der delphischen Statue gehalten, und Canova war der Meinung, daß das Original aus Bronze gewesen seyn müsse, und fand dies an der Draperie des Apollon von Belvedere [60]).

Im Pronaon, der Vorhalle des Tempels, hatten die Amphiktyonen jene inhaltschweren Sprüche hellenischer Weisheit anschreiben lassen, als: erkenne dich selbst; Nichts zu sehr; Leiste Bürgschaft und das Verderben ist nahe, und andere [61]). Dunkel aber und von den Philosophen des Alterthums vielfach gedeutet war die Inschrift Ει, so daß uns Plutarchos darüber eine weitläufige Abhandlung hinterlassen hat. Am einfachsten, und so geschah es wol auch am gewöhnlichsten, wird diese Inschrift: „Du bist" mit jener andern: „Kenne dich selbst" in Verbindung gesetzt und als Anerkennung des ewigen Seyns gegen das Unvollkommene und Vergängliche genommen.

Das delphische oder pythische Orakel. Bei demselben müssen als Haupttheile unterschieden werden: der Nabel, der Erdschlund und der Dreifuß. — Häufig genannt findet man bei den alten Schriftstellern den Nabel oder den Nabel der Erde zu Delphi — ὀμφαλὸς τῆς γῆς, ὀμφαλὸς χθονός, μέσος ὀμφαλός, μέσον γᾶς ἔχων μέλαθρον — [62]) welcher nach dem gemeinen Glauben den Mittelpunkt der Erde, oder wie die Späteren, z. B. Strabon bei erweiterter Erdkunde meinten, von Hellas bezeichnete. In Beziehung hierauf behauptete man, Zeus habe zwei Adler oder Raben oder Schwäne [63]) von dem östlichen und westlichen Erdrande auffliegen lassen, um den Mittelpunkt der Erde zu ermitteln. Die beiden Vögel wären aber an einer gewissen Stelle in Pytho oder Delphi zusammengetroffen, die dann durch einen Stein bezeichnet und über demselben die beiden Vögel aus Gold angebracht wären; die letztern wurden jedoch im heiligen Kriege von den Phokäern geraubt [64]). Dem Orakel wurden aber dieses Omphalos wegen Namen beigelegt: μεσόμφαλον ἵδρυμα Λοξίου [illegible]δον oder μεσόμφαλον μαντεῖον. Es hatte sich dieser Mythos gewiß keines hohen Alters zu rühmen, wie dies auch Strabon dafür als Zeuge gelten kann [65]); doch finden wir es auch nicht selten, daß die Alten von [illegible]

Plut. consol ad Apollon. T. I. p. 385. Hutten. Dialog. Ariocheo 10. Cic. tuscul. quaest. 1, 47. 50) Ilias 9, 404. 51) Steph. Byz. unter Δελφοί. — Ἔνθα τὸ ἄδυτον ἐκ πέντε κατεσκεύασται λίθων, so haben dort alle Mss. und die Vulgata. 52) In der Recension von Niebuhrs röm. Geschichte. 53) Diodor. 16, 56. Strab. 9. S. 421. Vergl. Müllers Orchomenos S. 244. 54) Herod. 2, 180. 55) Herod. 5, 62. Dazu Pausan. a. a. O. — Auf diesen Tempel bezieht sich Pindar. Pyth. 7, 10—14. 56) Cyriac. Anconit. Inscriptt. No. 196. 57) Kruse's Hellas. Th. 2, 1. S. 43. 58) Pausan. 10, 19.

59) Pausan. 10, 24, 4. 60) Dodwell. Thl. 1. S. [illegible] 61) Plut. de garrul. 17. Consol. ad Apoll. p. 354. 355. Plat. in Protag. c. 28. Auch Dionysios der Thraker bei Clem. strom. 5. p. 568. 62) Äschyl. Choeph. 1034. Eurip. Ion 330. Phöniss. 224. Ion. 223. Pind. Pyth. 4, 74. 132. 6, [illegible] 8, 62. 11, 10. Nem. 7, 33. Dazu Pausan. 10, 16, 2. Strab. 9, 419. 63) Plut. de def. orac. init. 64) [illegible] Pind. Pyth. 4, 6. Diod. 16, 23. 65) Er setzt hinzu: ἀναπλάσαντες καὶ μῦθον.

Heiligthum, das zu hohem Ansehen gekommen war, prädicirten, es liege in der Mitte der Erdscheibe. Daher finden wir bei den Hellenen mehre dergleichen Nabel aufgeführt, z. B. in der Peloponnesos [66]) Paphos [67]), bei Knossos auf Kreta das omphalische Gefilde — ὀμφάλιον πέδον [68]); ja sogar bei den Juden [69]). Wir müssen uns die Sache also denken, wozu wir auch schon bei alten Schriftstellern eine Anleitung finden [70]). Weil der Ort, wo der Gott seine Orakelsprüche — ὀμφαί — ertheilte und von woher sein begeisternder Hauch — ὀμφή, ὀσμή — ausging, Omphalos genannt wurde, der Omphalos aber am Schilde und am Joche zugleich die Mitte bezeichnete, so wurde aus dem delphischen Omphalos die Mitte der Erdscheibe. Diese Idee fand um so größern Nahrungsstoff, da das delphische Orakel einen so weit verbreiteten Ruf erhielt, wie denn derselbe nicht selten der gemeinschaftliche Tempel der Erde, das Orakel aller Menschen genannt wird [71]). Müllers [72]) Vermuthung, daß die Orakelgrotte selbst ursprünglich Omphalos geheißen habe, hat daher vieles für sich. Da sich nun aber ein Bild des Omphalos aus weißem Marmor mit goldenen Vögeln darüber in Delphi befand, so fragt sich, wie sich dieses damit vereinigen lasse, daß die Orakelgrotte selbst unter dem Omphalos verstanden werden könne. Dieses marmorne Bild des Omphalos befand sich im Adyton. Auf Strabons Ausdruck „in dem Tempel" (ἐν τῷ ναῷ) ist kein großes Gewicht zu legen, denn er schreibt nicht aus eigener Anschauung — φασὶ δ᾽ εἶναι τὸ μαντεῖον ἄντρον κοῖλον. Dagegen sagt Pindaros [73]) von der Pythia „sitzend neben den goldenen Vögeln des Zeus", womit ohne Zweifel der Omphalos bezeichnet wird, der demnach in der Nähe der eigentlichen Weissagung gewesen seyn muß. Diese Weissagung aber — τὸ μαντεῖον, τὸ χρηστήριον —, das heißt der Ort, wo sich die Höhle — τὸ χάσμα — [74]) und der Dreifuß befanden, gehörte zwar ebenfalls zum Tempel, lag aber tiefer als jener und muß sich zum Theil unter freiem Himmel befunden haben. Für das letztere spricht namentlich, daß der Ort mit Lorbeerbäumen umschattet war; denn es heißt ausdrücklich, nahe am Dreifuß stehe ein Lorbeer, welchen die Pythia, wenn sie weissagte, schüttele [76]). Auch war die Quelle Kassotis nach Pausanias [77]) ins Adyton geleitet, welches doch schwerlich auf das eigentliche Tempelgebäude zu beziehen ist. Demnach muß sich der marmorne Omphalos vor dem Erdschlunde, der prophetischen Höhle — τὸ χάσμα — befunden haben, und er scheint eine kegelförmige Gestalt gehabt zu haben. Für dies alles scheint das Gemälde auf der Vase des Prinzen Christian von Dänemark, welche Thorlacius beschrieben hat [78]), zum Beweise zu dienen. In demselben ist der Lorbeerbaum gezeichnet und zwischen diesem und dem Dreifuß ein kleiner Cylinder oder Kegel netzförmig geriefelt, und deshalb hält es Thorlacius für ein Netz, womit Klytämnestra den Agamemnon im Bade bedeckt habe. Gegen diese Erklärung lehnt sich Kruse [79]) mit vollem Rechte auf, weil ein Netz nicht stehen könne und es überhaupt gegen den dabei stehenden Orestes viel zu klein sei, um einen Menschen zu bedecken; allein er versieht sich ohne Zweifel, wenn er es für den Holmos hält. Es ist nichts anders als der Omphalos, der auch sonst auf Münzen gestreift, punktirt und wie ein Netz in Vierecke getheilt vorkommt [80]), und damit wäre dann auch wol das ὀμφαλὸς τεταινιωμένος bei Strabon erklärt, oder vielmehr eins erklärt das andere.

An oder über dem Schlunde stand also der Dreifuß, von welchem herab die Pythia weissagte. Dieser Dreifuß war von bedeutender Größe und Höhe [81]). — Um sich aber eine richtige Vorstellung von demselben zu machen, muß man den eigentlichen Dreifuß, d. h. das dreifüßige Gestell, von dem Aufsatz — τὸ ἐπίθημα — unterscheiden. Zu dem Aufsatz gehörte ferner das Becken — ὁ ὅλμος, der Ring — ὁ κύκλος, und der Stuhl — ἡ τράπεζα μαντική. Der Holmos bestand aus einem unteren und oberen Becken [82]). Das untere Becken wurde in dem dreifüßigen Gestell befestigt. War nun der Dreifuß zum Sitze für die Pythia nicht eingerichtet, so wurde dieser Holmos durch einen ebenfalls beckenartigen Deckel geschlossen, und deshalb hieß wol auch dieser Deckel Holmos; der Aufsatz hatte dann eine Kugelform — σφαῖρα τοῦ ἐπιθήματος, und so finden sich Dreifüße auf Münzen dargestellt. Sollte die Pythia aber den Dreifuß besteigen, so wurde der Ring — ὁ κύκλος — in den unteren Holmos oder das eigentliche Becken gelegt [83]). Dieser Kyklos war ein kreisförmiges Gitter, in welchem endlich der prophetische Stuhl — ἡ τράπεζα μαντική — ruhte. Dieser Sitz der Pythia kommt auf Münzen häufig als eine einem Lehnstuhl ähnliche Erhöhung vor [84]). Es war also der pythische Dreifuß ein ordentliches Gerüst, und zum Theil massiv golden, zum Theil vergoldet.

Geleitet wurde das delphische Orakel durch das Collegium der fünf lebenslänglichen Hosii — οἱ ὅσιοι — an deren Spitze der Prophetes gestanden zu haben scheint [85]). Sie wurden aus den edeln delphischen Geschlechtern gewählt, die ihren Stammbaum bis auf den Deukalion zurückführten; dahin gehörten die Thrakis

---

66) Pausan. 2, 13, 7. 67) *Hesych.* s. v. γῆς ὀμφαλός. 68) Kallim. Zeus 45. 69) *Cellar.* geogr. 1, 4. 70) *Phurnutos* de nat. deor. p. 94. Lukian. Nero 10. 71) Strab. 9. S. 419. Eurip. Jon. 366. Liv. 38, 48. 72) De tripode Delph. p. 15. 73) Pyth. 4, 4. 74) Diodor 16, 26. 75) So sagt *Plut.* de def. orac. 51: ἡ Πυθία κατέβη εἰς τὸ μαντεῖον. 76) Schol. Aristoph. Plut. 213. φασὶν ὡς πλησίον τοῦ τρίποδος δάφνη ἵστατο, ἣν ἡ Πυθία, κινεῖ ἐχρησμῴδει, ἔσειεν. 77) Paus. 10, 24, 5. 78) Kopenhagen 1826. Vas pictum, Orestem ad Delphicum tripodem supplicem exhibens etc.

79) Hellas. Th. 2, 1. S. 38. 80) Vergl. die Münzen bei Bröndsted und was er zur Erläuterung beibringt. Th. 1. S. 114. 81) Strabon: ὑπερκεῖσθαι τοῦ στομίου τρίποδα ὑψηλόν. Auch Diod. 16, 26. 82) Mit Recht vertheidigt Kruse a. a. O. die kesselförmige Gestalt des Holmos durch Ilias 9, 147., Schol. zu Aristoph. Wespen 206. Hesych. s. v. Dazu noch Athen. 11, 86. 83) Über den Unterschied zwischen dem Kyklos und dem Holmos, Pollux 10, 81. Der Holmos ist also ganz das lateinische cortina. Daher kommen die Ausdrücke ἔνολμις oder ἔνολμος vom Apollon und der Pythia, und ἐν ὅλμῳ εὐνάζειν. Etymolog. magn. s. ἔνολμις. Schol. Aristoph. Plut. 9. 84) Eine Abbildung eines vollständigen pythischen Dreifußes findet sich auf einer delphischen Münze bei Bröndsted. Thl. 1. S. VI. Dazu vergl. S. 115 fg. 85) *Plut.* quaest. gr. 9. Herod. 8, 36.

den [86]), die Laphriaden [87]), die Äoden [88]). Das Opferthier, welches bei der Wahl eines Hosios geschlachtet wurde, hieß Hosioter — ὁσιωτήρ [89]). Die Orakelsprüche wurden anfänglich von jedem Beliebigen, der sich der prophetischen Höhle näherte, gegeben [90]); außerdem wird Olen als der erste Wahrsager genannt [91]). Darauf wurde eine Jungfrau zur Wahrsagerin erkoren, und als die erste wird Phemonoe angeführt [92]). Diese Sitte wird erst seit der Zeit entstanden seyn, als das Orakel an die Dorier überging, bei denen bekanntlich die Frauen in höherem Ansehen standen, als bei den übrigen Stämmen der Hellenen. Bei der Wahl dieser Wahrsagerinnen oder Priesterinnen — αἱ Πυθίαι — scheint zuerst nicht auf das Alter derselben gesehen worden zu seyn; als aber einst der Thessalier Echekrates zu dem Orakel kam, sich in die Pythia verliebte und sie entführte, so wurde festgesetzt, daß nur eine Frau von mehr als 50 Jahren zur Pythia berufen werden sollte [93]). Auch sah man bei der Wahl einer Pythia darauf, daß sie vor allen eine Delpherin und von ehrlicher Herkunft, wenn auch von armen Eltern war, dann daß sie einen unbescholtenen Lebenswandel geführt hatte [94]); sie verließ dann den Tempel nicht wieder. Eine Zeit lang hatte man drei Pythien, von denen zwei abwechselnd den Dienst im Tempel versahen, die dritte aber für besondere Fälle in Bereitschaft blieb [95]). Indeß scheint diese Sitte nur in der Zeit bestanden zu haben, als das Orakel in seiner höchsten Blüthe stand und ungewöhnlich viel befragt wurde. Auch eine Anzahl Tempeldienerinnen von niederem Grade gab es bei dem Heiligthume, um Ungeweihte abzuhalten — πρόσπολοι γυναῖκες [96]); und bejahrte Frauen unterhielten das immerwährende heilige Feuer im Tempel [97]), wobei nur Tannenholz gebrannt und mit Lorbeer geräuchert werden durfte [98]). Nach Kallisthenes und Alexandridas [99]) wurde ursprünglich nur am siebenten Tage des Monats Bysios — βύσιος — Orakel ertheilt *). Βύσιος ist gleich πύθιος nach delphischem Dialekte, in welchem β für π gesprochen und σ mit θ, wie bei den Doriern überhaupt, verwechselt wurde [1]). Den siebenten Tag des Monats wählte man darum, weil er für den Geburtstag des Apollon gehalten wurde; da der Gott aber dann auf viele Fragen zu antworten hatte, so hieß er Polyphthoos — πολύφθοος — d. h. der auf viele Fragen Antwort ertheilt [2]). Als das Orakel aber mehr besucht wurde, durfte man in jedem Monate dasselbe befragen [3]).

Sollte die Pythia Orakel sprechen, so bereitete sie sich durch ein dreitägiges Fasten und durch Baden in der Kastalia dazu vor [4]), opferte dann Lorbeerblätter und Gerstenmehl im heiligen Feuer [5]) und ging dann aus einfach gekleidet, ohne von Purpur zu glänzen oder von Salben zu duften, in das Adyton [6]). Dann trank sie aus der Quelle Kassotis, die in den Erdschlund geleitet war [7]), und geführt von dem Propheten setzte sie sich auf den Dreifuß, der mit Lorbeer geschmückt war [8]), käuete Lorbeerblätter [9]), schüttelte den neben dem Dreifuß stehenden Lorbeerbaum [10]) und gerieth durch die Dämpfe und Räucherwerke [11]) endlich in Verzückung [12]) und in so heftige Bewegung, daß der Dreifuß erschüttert wurde [13]) und sie selbst sich zuweilen den Tod zuzog [14]). Was nun in diesem Zustande von ihr ausgestoßen ward [15]), wurde von den Priestern zum Theil in Prosa den Fragenden mitgetheilt, zum Theil erst in Hexameter umgeformt, zu welchem Zwecke wol auch Versmacher beim Tempel gehalten wurden [16]).

Das Orakel zu befragen, stand nur Männern zu [17]); kamen aber mehre Fragende zu gleicher Zeit, so mußten sie über die Reihenfolge loosen [18]). Geschenke mußte übrigens jeder darbringen, der sich dem Gotte nahte, auch der, welcher keinen Orakelspruch wollte; ein solcher, der nur der Verehrung und Andacht wegen in den Tempel kam, brachte wenigstens Opferkuchen [19]). Wer aber das Orakel zu befragen kam, opferte nach der Weihung mit dem heiligen Wasser ein bekränztes Schlachtvieh und andere Gaben [20]). Das Opferthier wurde dann erst geprüft, und den Stieren Mehl, den Schweinen Kichererbsen vorgeworfen; fraßen sie nicht auf der Stelle, so wurden sie für ungesund erklärt. Sehr häufig scheinen Ziegen geopfert zu seyn. Diese mußten am ganzen Leibe zittern, sonst konnte kein Orakel ertheilt werden, und diesen Zustand suchte man durch unablässiges Begießen hervorzubringen [21]). Nach dargebrachtem Opfer wurde der Fragende in ein Tempelgemach geführt, das von den angenehmsten Gerüchen duftete, die aus dem Adyton herausströmten [22]), und dann führten die Priester ihn ins Adyton selbst.

Außer dem pythischen Orakel und durchaus unabhängig von demselben ertheilten auch noch viele Delpher auf ihre Hand Weissagungen. Sie hießen Pyrkoi — πυρκόοι, weil sie aus Opferfeuer und Asche — ἐξ ἐμπύρων — weissagten [23]). Dieselbe Empyromantik finden wir beim Tempel des Apollon Ismenios zu Thebä [24]), woraus nicht blos ein Zusam-

86) Diodor. 16, 24. Lyk. geg. Leokr. 196. 87) Hesych. s. v. 88) Derselbe s. v. 89) Plut. a. a. O. 90) Diodor. 16, 26. 91) Pausan. 10, 5. 92) Pausan. a. a. O. Strab. 9, 419. 93) Diodor. a. a. O. 94) *Plut.* de pyth. orac. 22. Eurip. Jon. 92. 95) *Plut.* de def. or. 8. 96) Eurip. Jon. 522. 97) Äschyl. Choeph. 1037. Plut. Numa 9. 98) *Plut.* de εἰ delph. 2. 99) Nicht Anaxandridas, wie beim Plutarchos steht. Beide Männer wurden häufig mit einander verwechselt. Man sehe Hemsterhuis zu Pollux 9, 6, 59. Alexandridas war ein Delpher und schrieb eine delphische Geschichte. Vergl. Casaub. zu Athen. 6, 80. *) *Plut.* quaest. gr. 9. 1) Vergl. *Maittaire* de dial. ed. Sturz. p. 184. 2) Plut. a. a. O. 3) Plut. ebendaselbst.

4) Schol. Eurip. Phön. 230. 5) *Plut* de pyth. or. 5. 6) Derselbe daselbst. 7) Pausan. 10, 24, 5. *Lucian.* bis accus. 1. 8) Schol. Aristoph. Plut. 439. 9) *Lucian.* bis accus. 1. 10) Schol. Aristoph. Plut. 213. 11) *Lucian* Jup. trag. 30. 12) Schol. Aristoph. Plut. 39. 13) Lukian wie vorher. 14) *Plut.* de def. or. 51. 15) *Έμμετρα καὶ ἄμετρα* Strab. 9. S. 419. 16) *Plut.* de pyth. or. 5. 19. Strab. a. a. O. 17) *Plut.* de εἰ delph. 2. 18) Äschyl. Eumen. 32. 19) Eurip. Jon. 226. 20) Strab. 9. S. 421. Pausan. 10, 11 ff. 21) *Plut.* de def. orac. 46. 51. 22) *Plut.* ibid. 50. Daher bei Pindar. Olymp. [illegible] εὐώδες ἄδυτον. 23) Hesych. unter πυρκόοι. 24) [illegible] Soph. Öd. Tyr. 20. Herod. 8, 134.

menhang dieses thebäischen Apolloncultes mit dem pythischen zu erkennen ist, sondern daß auch diese Empyromantik in Delphi schon ein alter Gebrauch gewesen seyn muß. Schwer aber ist zu erklären, was Pindaros damit meinte, von dem Dache jenes delphischen Tempels aus Erz hätten goldene Keledonen — etwa „Zaubersängerinnen" — gesungen [25]) — *χρύσεαι δ' ἐξ ὑπερῷον ἄειδον Κηληδόνες.* Man muß es mit Pausanias für eine bloße Erdichtung halten, wenn dabei nicht etwa jene *μαντικὴ ἀπὸ κληδόνων* — Orakel aus zufälligen Lauten — zum Grunde liegt, die sich ebenfalls in Thebä beim Altare des Apollon Spondios fand [26]).

Ursprung des delphischen Orakels. Nach der delphischen Sage kamen einst weidende Ziegen an den Erdschlund, die nachherige prophetische Höhle, sahen hinein und machten sonderbare Sprünge, ja sie schienen sogar eine andere Stimme anzunehmen. Der Hirte, Koretas soll sein Name gewesen seyn, wurde dadurch aufmerksam gemacht, sahe ebenfalls in den Schlund und erfuhr an sich dieselbe Wirkung; er gerieth in Ekstase und sagte zukünftige Dinge vorher. Nun bekam der Ort Ruf und man schrieb die von dort ausgehende Weissagung der Gäa — Erde — zu. Weil es aber geschah, daß die dort Orakel Suchenden zuweilen in den Erdschlund hinabstürzten, so bestellte man eine eigene Person zu diesem Geschäft und errichtete zur Sicherheit den Dreifuß über dem Erdschlunde. So lautet die Sage [27]), doch schon bei den Alten fand sie wenig Glauben. Das aber wird allgemein bezeugt, daß das Orakel ursprünglich der Erde angehört habe, und Pausanias führt dabei an, die Gäa habe die Bergnymphe Daphne als Prophetin — *πρόμαντις* — eingesetzt. Darin liegt schon eine Annäherung des Apolloncultes an die alte Naturreligion. Die Sage wurde aber vielfältig ausgeschmückt; und in den Eumolpia des Musäos gehörte das Orakel der Gäa und dem Poseidon, dessen Diener Pyrkon — bedeutsam wegen der oben genannten delphischen Pyrkol — die Weissagungen aussprach. Die Gäa aber trat ihren Antheil an dem Orakel der Themis ab, und von dieser erhielt es Apollon, der den Poseidon durch Kalauria entschädigte. Der Mythos setzt hinzu, Apollon habe nun den Drachen Pytho, der das Orakel bewachte, also auch jener Naturreligion angehörte, getödtet und sich in den Besitz desselben gesetzt [28]).

Eine andere Sage, die zu dieser hinzutrit, ist die hyperboreische, welche in Delphi wie auf Delos einheimisch war. So sang die Delpherin Böo in einem heiligen Hymnos: Pagasos und der göttliche Agyieus, die Söhne der Hyperboreer, errichteten dort das berühmte Orakel. Und nachdem sie auch die Namen anderer Hyperboreer angeführt hatte, nannte sie am Ende des Hymnos den Olen, „welcher der erste Prophet des Phöbos war und zuerst alter Worte Gesang zimmerte [29]). Auch nannte Mnaseas von Patara alle Delpher ihrem Ursprunge nach Hyperboreer [30]). Derselben Sage folgte Alkäos im Päan auf Apollon [31]) und ließ den neugebornen Gott Apollon auf Zeus Befehl mit einem Schwanengespann nach Delphi fahren; allein Apollon ließ die Schwäne zuerst zu den Hyperboreern fliegen. Als ihm aber die Delpher Chöre um den Dreifuß gestellt und ihn angerufen hatten, kam er mit seinem Schwanengespann zurück. Daher gehe Apollon nach Ablauf der großen (8jährigen) Zeitperiode zu den Hyperboreern, und spiele und tanze mit ihnen vom Frühlingsäquinoctium bis zum Aufgange der Pleiaden [32]). Die Schwäne haben wir auch oben beim Omphalos gefunden und der kleinere Homeridenhymnos [33]) auf Apollon erwähnt singende Schwäne am strudelnden Peneios. Sie also (wie oft kommt nicht Kyknos in Berührung mit Apollon?) gehören besonders diesem Gott an, und durch diese Verbindung mit dem Apollon kam es dann wol erst, daß ihnen der Gesang beigelegt wurde [34]).

Die Ursitze des dorischen Stammes sind am Ossa und Olympos, also um das Thal Tempe [35]). Dort auf dem Gebirgsjoche des Olympos lag der Tempel des pythischen Apollon, das Pythion, und ein Ort gleiches Namens [36]), und ein uralter Altar stand in der Schlucht des Peneios [37]). Apollon ist aber ein echt hellenisch-dorischer Gott, weshalb Doros auch ein Sohn Apollons heißt [38]) und der Gott selbst den Beinamen Tempeitas hat [39]). Hieraus kann man nun schon schließen, daß der Dienst des Apollon vom Tempe nach Delphi durch die Wanderung der Dorier und ihre Besitznahme von Dryopis, der Landschaft, die seitdem Doris oder die dorische Tetrapolis hieß, gekommen ist. Aber ein unzweideutiges Zeugniß führt diese Annahme zur völligen Evidenz. Älianos erzählt bei seiner Beschreibung des Thals Tempe [40]), daß der pythische Apollon nach der Erlegung des Drachen Pytho nach Tempe geflohen wäre, um sich dort auf Befehl des Zeus zu reinigen, und nachdem er sich dort mit Zweigen vom Lorbeer bei dem Altare, der in dem Thale Tempe stehe, bekränzt und einen Lorbeerzweig in die Rechte genommen hätte, er nach Delphi zurückgekommen und nun im Besitz der Weissagung gewesen wäre. Noch jedes neunte Jahr, fährt er fort, schickten die Delpher edle Knaben und einen von ihnen als Architheoren nach Tempe. Die brächten dort herrliche Opfergaben dar und brächen von demselben Lorbeer — er hieß Dypareia [41]) — von welchem der Gott sich einst bekränzt hatte, Zweige zu Kränzen und

---

25) Pausan. 10, 5. *Böckh Pind.* expl. p. 568. 569.
26) Pausan. 9, 11, 3. 27) Diodor. 16, 26. Pausan. 10, 5, 3. *Plut.* de def. orac. 42. 46. 28) Homeridischer Hymnos auf Ap. 300. 372.

29) Pausan. 18, 5, 4. 30) Schol. Apollon. 2, 676. 31) In Prosa bei Himerios, or. 14. 10. 32) Hekatäos und andere bei Diodor. 2, 47. 33) Es ist der zwanzigste in der Samlung bei Wolf. 34) Anderes mehr, das zur Hyperboreersage gehört, siehe im Artik. Delos. 35) Herod. 1, 56. 36) Plut. Äm. 15. Pythoum bei Liv. 44, 2. 32. 35. 42, 53. Steph. Byz. unter *Πύθιον*. Auch Melisseus Delphika gehört hieher bei Tzetzes zu Hesiod. W. u. T. S 86. Heinsius. 37) Älian. v. h. 3, 1. 38) Apollod. 1, 7, 6. 39) Nach einer Inschrift bei Walpole trav. p. 505. *ΑΠΛΟΥΝΙ ΤΕΜΠΕΙΤΑ.* 40) Älian. v. h. 3, 1. 41) Hesych. s. v.

zögen des Weges, welcher Pythias oder der heilige Weg[42]) genannt wurde, nämlich durch Thessalien, Pelasgien, das Land der Malier und der Änianen, über den Öta, durch Doris und das westliche Lokris. Überall fand die Theorie bei diesen Völkerschaften gastliche und ehrende Aufnahme. Fragt man nun, weswegen diese Theorie nicht den gewöhnlichen Weg durch die Thermopylen genommen haben mag, sondern den entlegeneren und zugleich beschwerlicheren über das Ötagebirge, so scheint die Antwort dahin gestellt werden zu können, daß dies der Weg selbst war, den die Dorier in früheren Zeiten auf ihrer Wanderung vom Tempe nach Doris nahmen, und wo sie den Apolloncult überall verbreiteten und daher freundliche Aufnahme fanden. Für das Letztere sprechen wenigstens einzelne Notizen, die sich uns erhalten haben. So kam der Zug vom Tempe nach dem Flecken Deipnias in der Nähe von Larissa, dort hatte Apollon, als er nach der Reinigung und Sühnung am tempeischen Altare nach Delphi zurückkehrte, nach beendigten Fasten zuerst wieder gegessen, und der Knabe, welcher den sühnenden Lorbeerzweig bei der Theorie trug, der Daphnephoros, aß dort ebenfalls zuerst nach der heiligen Handlung[43]). Der Ort hatte also offenbar seinen Namen daher erhalten, und das ist ein Zeugniß für das Alter der Sage. Auch die Dienstbarkeit des Gottes beim Admetos wurde von dem Knaben bei dieser Theorie dargestellt[44]), und darum wird diese auch Pherä berührt haben. Der Gott selbst mußte nämlich dem Admetos als Knecht dienen, um die Schuld abzubüßen; denn er, der Gott der inneren Reinheit (daher Phöbos, *Φοῖβος*, der Reine, Unbefleckte) war durch den Kampf mit der unreinen Natur befleckt worden, darum büßte er in Dienstbarkeit und wurde gesühnt am Altare in Tempe. Wieder gereinigt kehrt er dann nach Pytho zurück, um den Menschen des Zeus Ordnungen — *θέμιστες* — das heißt, was in den verwickelten Lagen des irdischen Lebens Ordnung und Recht erheischen, zu verkündigen. In der Erlegung des Pytho liegt daher nur der Sieg der göttlichen Kraft über die unreine Welt. Mit Recht nennt Müller[45]) „das im Apollon sich aussprechende Gefühl des göttlichen Wesens im Gegensatz der Naturreligionen ein supranaturalistisches, indem es ihm eine vom Leben der Natur verschiedene und außerhalb stehende Thätigkeit zuschreibt, ähnlich dem, aus welchem die Religion Abrahams hervorgegangen ist."

Sage von der Verbindung der Kreter mit dem delphischen Orakel. Ein Zusammenhang zwischen Delphi und Kreta, wo schon aus den Ursitzen der Dorier am Olympos eine Niederlassung gegründet war[46]), liegt am Tage. Daher findet sich an der nordöstlichen Küste von Kreta der Apollocultus mit denselben Gebräuchen wie in Tempe, und die Reinigungen Apollons wurden in Kreta, wie zu Delphi, angenommen; dort ein omphalisches Gefild, hier der Omphalos. Daher mögen Theorien von Kreta[47]) nach Delphi überhaupt dem Homeridenhymnos auf Apollon zum Grunde liegen. So war der erste delphische Hymnode Chrysothemis aus der kretischen Tarrha[48]). In jenem homeridischen Hymnos hat sich aber diese kretisch-delphische Sage erhalten. Der Gott selbst gründet sich, vom Olympos herabkommend, sein heiliges Haus zu Pytho, und als er nun überlegte, welche Männer er zu Priestern in der felsichten Pytho bestellen sollte, so sah er ein segelndes Schiff auf dem Meere, welches viel edle Kreter vom minoischen Knosos trug. Sogleich leitete er es als Delphin nach Krisa, und die Kreter stiegen ans Land. Da erschien ihnen Apollon in seiner Herrlichkeit, führte sie zu seinem Heiligthume am Parnassos und verkündigte ihnen, daß sie dort seine Priester seyn sollten. Sie folgten ihm zwar, erschraken aber über die unfruchtbare und rauhe Gegend. Apollon lächelte und foderte von ihnen, ihm nur immer mit dem Opfermesser in der Rechten Schafe zu schlachten und seinen Tempel zu hüten, so werde ihnen alles reichlich zufließen. Allein er schließt mit den Worten, andere Männer würden ihnen dann Gebieter — *σημάντορες ἄνδρες* — seyn, denen sie beständig untergeben seyn würden. Man sieht hieraus, daß Apollon die Kreter nur zu Priestern von geringerem Range einsetzt. Es werden also jene Gebieter keine andern seyn können, als jene schon erwähnten deukalionischen, mithin altdorischen, Geschlechter, aus denen namentlich die fünf *ὅσιοι* beim Tempel gewählt wurden, und die auch Euripides in mehren Stellen bezeichnet[49]) als „die Edlen der Delpher, durchs Loos erwählt, dem Dreifuß nahe sitzend" und als „die pythischen Herrscher und delphische Fürsten." Somit scheint auch hiedurch bestätigt zu werden, daß nach der alten Sage die Gründung des Apolloncultus zu Delphi nicht von den Kretern ausgegangen war. Ihre aristokratische Denkart, ganz gemäß den Worten des Hymnos, bezeugten diese deukalionischen Geschlechter zu verschiedenen Zeiten[50]), vornehmlich aber durch ihre Verbindung mit den flüchtigen Alkmäoniden gegen die Tyrannis des Peisistrates[51]).

Ausbreitung des Apolloncultes von Delphi aus. Es gehört nicht hieher, die Apolloncolonien, welche von Kreta ausgingen und sich in allen Richtungen besonders an den Küsten des ägäischen Meeres und seinen Buchten finden, zu verfolgen und aufzuzählen[52]); nach aller Wahrscheinlichkeit verbreitete sich der Dienst des pythischen Gottes auch von Delphi aus, und zwar zunächst über Böotien. Er erscheint nämlich in dieser Landschaft in dem Orakel an der Quelle Tilphusa, dann in Tegyra, welches sich sogar die Geburt Apollons aneignete und bei dieser Behauptung weniger Widerspruch in Delphi fand als Delos, ferner in dem Ismenion zu Thebä, wo sich dieselben ennaeterischen Feste finden. Aber auch nach Attika verbreitete er sich, wahrschein-

42) *Plut.* de def. or. 14. 21. de musica 14. 43) Steph. Byz. unter *Δειπνιάς*. 44) *Plut.* de def. orac. 15. 45) Dorier. Thl. 1. S. 307. 46) Odyss. 19, 177. *Δωριέες τριχάϊκες* auf Kreta. Strab. 10. S. 475. Steph. Byz. unter *Δώριον*. Diodor. 5, 80. 4, 60.

47) Plut. Theseus 16. 48) Pausan. 10, 7. 49) Ion. 428. 1233. 1236. 1265. 50) Herod. 5, 72. 51) Herod. 5, 62. 2, 180. 52) Darüber Müllers Dorier Thl. 1. S. 215—232.

lich mit der Ansiedelung der Joner, denn Jon wird Sohn und Zögling des pythischen Apollon genannt; und in Attika wird der Gott sogar als väterlicher Apollon — *Ἀπόλλων πατρῷος* — verehrt[53]). Daher ging denn auch jährlich im Frühlinge eine Theorie — Pythaisten[54]) — von Athenä nach Delphi auf der heiligen oder pythischen Straße, welche durch die eleusinische Ebene auf Önoe, durch den Paß von Dryoskephalä auf Thespiä oder Thebä, Lebadeia, Chäroneia über Panopeus und Daulis zwischen dem Parnassos und Kirphis unter den Phädriaden hinweg führte.

Aber bei weitem wichtiger wurde für die Verbreitung des Dienstes des pythischen Apollon die Herakleiden- oder dorische Wanderung. Seitdem wurde Apollon herrschender Gott in der Peloponnesos, denn er war der Gott des spartiatischen States, ihm brachten die spartiatischen Könige als erste Statsbeamte am ersten und siebenten jeden Monats Opfer dar. Aber von Sparta aus, wie es denn bald in der Peloponnesos herrschend wurde und besonders seit der Unterwerfung von Messenien, ging der Dienst des pythischen Gottes auch auf die übrigen Gegenden über, wenn gleich die Arkader und Achäer demselben nicht die erste Stelle einräumten. Auch ein frühzeitiges Mißverhältniß zwischen den Messeniern und den Spartiaten beweist wahrscheinlich, daß jene sich dem delischen Heiligthum, das bald nach der dorischen Wanderung ionisirt wurde, anschlossen. Es dichtete nämlich Eumelos[55]) ein Prosodion für einen messenischen Chor nach Delos um Olymp. 5. Die Spartiaten hingegen hielten strenge am delphischen Tempel, schützten ihn stets, erhielten seine Autonomie und machten es bei Friedensschlüssen zur ersten Bedingung, daß jeder nach dem Herkommen — *κατὰ τὰ πάτρια* — seine Theorie dahin anstellen, dort opfern und das Orakel befragen solle[56]). Es ist bei dieser überwiegenden Macht der Dorier in der Peloponnesos wiederum sehr natürlich, daß der dorische Hauptgott, der pythische Apollon, nun auch einen großen Einfluß auf die ursprünglich achäische Panegyris zu Olympia gewann. Daher trat nun Apollon dort neben dem Zeus auf, und er erhielt den Beinamen Thermios, weil der olympische Gottesfrieden Therma hieß. Seitdem wurde auch der Ölbaum von den Hyperboreern nach dem heiligen Hain Altis verpflanzt, seitdem wurde die Feier der olympischen Spiele nach der pythischen Ennaeteris geordnet. Die ganze achtjährige Zeitperiode bestand nämlich aus 99 Mondenmonaten; deswegen theilte man zu Olympia diese Periode in zwei Abschnitte, den einen von 50, den andern von 49 Mondenmonaten. Daher fiel das Fest auch in verschiedene Monate, einmal in den Apollonios, das andere Mal in den Parthenios[57]). Auf diesem Wege wurde der pythische Apollon eine Gottheit des gesamten hellenischen Volkes.

Pyläisch-delphische Amphiktyonie. Von ausnehmender Wichtigkeit wurde also seit der dorischen Wanderung das delphische Heiligthum, denn es vereinigte mehr und mehr die verschiedenen Stämme des hellenischen Volks. Geschah dies nun wirklich von der religiösen Seite, so konnte dies mit gleicher Wirksamkeit auch in politischer Beziehung zu Stande gebracht werden, seitdem die beim Tempel der Demeter bestehende pyläische Amphiktyonie mit dem delphischen Tempel in Verbindung trat. Es wurden durch diese Verknüpfung eines pelasgischen Heiligthums mit einem hellenischen auch selbst diese beiden Stämme enger mit einander verschmolzen. Daher fällt die Blüthezeit dieses Instituts in den Zeitraum unmittelbar nach der dorischen Wanderung. Allein die Ausdehnung und Vervielfältigung der dorischen und ionischen Staten zerriß sehr bald das Band, welches sich auf diese Weise auch politisch um alle Hellenen hätte schlingen können. Wir finden daher die pyläisch-delphischen Amphiktyonen hauptsächlich nur damit beschäftigt, die Heiligthümer der pythischen und pyläischen Gottheiten, hauptsächlich aber das delphische Orakel, in ihren Rechten und Besitzungen zu schützen. Demnach war der Einfluß, den diese Amphiktyonie auf die hellenischen Völkerschaften ausübte, fast nur religiöser Art durch das Orakel, und gerade in der Zeit, wo sich die Amphiktyonie als ein politisches Institut hätte geltend machen können, in den Perserkriegen, erkennen wir, wie ungemein wenig sie bedeutete, und daß sie Berathungen, die politische Verhältnisse zum Zwecke hatten, fast gar nicht mehr anstellte. Dagegen kommen schon vor den Perserkriegen mehre, und nach denselben unzählig viele Fälle vor, wo das delphische Orakel bei politischen Verhältnissen Aussprüche that, die den gemeinsamen Sinn und die Einigkeit des Volks nicht allein nicht beförderten, sondern die die Kriege unter den Hellenen selbst sogar anfachten oder unterhielten; und die Amphiktyonen ließen es später sogar geschehen, daß Siegestrophäen aus den bürgerlichen Kriegen beim Tempel aufgestellt wurden.

Gebiet des delphischen Tempels. Ursprünglich mag dieses Gebiet, Delphis genannt[58]), nicht von großer Bedeutung gewesen seyn, denn das rauhe Gebirge und die engen Felsschluchten mochten wol im Allgemeinen nur Viehzucht, höchstens etwas Weinbau zulassen. Als aber nach dem heiligen oder krissäischen Kriege Olymp. 46, 1. bis Olymp. 47, 2., den die Amphiktyonen betrieben, das Gebiet von Krissa oder Kirrha dem delphischen Tempel zugesprochen ward, so erhielt derselbe eine bedeutende Landschaft, worin sich vornehmlich die fruchtbare krissäische Ebene auszeichnete. Es fragt sich nun, von wem dieses Gebiet angebaut wurde, denn daß es unbenutzt liegen geblieben sei, wird wol niemand zu glauben gesonnen seyn. Daß es aber die zum Tempel bestellten Geschlechter, jene delphischen Herren und Fürsten, nicht bebaut haben werden, kann man schon aus dem Homeridenhymnos schließen; denn als die vom Apollon berufenen Priester über den felsichten Boden und den kümmerlichen Erwerb aus dem Ackerbau trauerten, so gebot

53) *Demosthen.* de coron. 274. 54) Steph. Byz. unter *Πυθώ*. 55) Pausan. 4, 4. 33. 56) Z. B. im Frieden des Nikias Olymp. 89. 3. Thuk. 4, 118. 5, 18. 57) Böckhs expl. zu Pind. Olymp. 3, 18. S. 138.

58) Etymolog. magn. s. v. *Λυκωρεία*.

ihnen der Gott, ihm nur stets zu opfern, und es werde ihnen alles reichlich zufließen. Es läßt sich also nicht anders glauben, als daß es Tempelsklaven oder Bauern — Hierodulen — gab, denen die Benutzung und der Anbau des Tempelgebiets oblag. Und wirklich kommen dergleichen Leute häufig vor [59]). Plutarchos berichtet [60]), die Eretrier und Magneten hätten den Gott mit Erstlingen von Menschen beschenkt. Mithin erhielt der Tempel solche Unterthanen durch Schenkung, aber auch durch Kauf [61]). Es waren also eine Art von Leibeigenen, Tempel- oder Priesterbauern, deren Zustand wahrscheinlich milder war, als sonst in den Statsverhältnissen, namentlich der Dorier, da an ihnen beständig herausgehoben wird, daß sie unter dem Schutze des Gottes ungekränkt und frei leben könnten; und wenn jemand sie angreife, um sie in Sklaverei zu bringen, so sollte dies ebenso gestraft werden, als wenn man sich an einem Freien vergreife. Daher heißt es [62]), die Hierodulen fürchten Niemanden.

Pythische Kampfspiele. Schon in ältester Zeit sollen musische Kampfspiele, Hymnen auf den Gott, in Delphi bestanden haben und bei denselben Kampfpreise ausgesetzt gewesen seyn. Es wird erwähnt, daß Chrysothemis, Karmanoes Sohn, von Tarrha, darauf sein Sohn Philammon und sein Enkel Thamyris einen solchen Preis als Hymnoden gewannen. Nach diesen war Eleuther Sieger [63]). Es wurden aber diese Hymnen zur Kithara gesungen und Hesiodos deswegen nicht zugelassen, weil er dies nicht leisten konnte [64]). Diese ältesten Kampfspiele waren aber ennacterisch. Als nun Olymp. 47,3. der Amphiktyonenkrieg gegen Kirrha unter Anführung des Aleuaden Eurylochos und des Sikyoniers Kleisthenes mit der Eroberung von Kirrha beendigt war, so setzten die Amphiktyonen zuerst auch Preise aus für gymnische Kämpfe — ἀγὼν χρηματίτης. Dies wird aufs Bestimmteste bezeugt vom Scholiasten zu Pindaros und dem marmor Parium [65]), und bei beiden wird zu der Zeit Simon Archon zu Athenä genannt. Nun heißt es aber bei dem Scholiasten, sechs Jahre nachher, als Damasias Archon zu Athenä war, wären Kränze für die Sieger ausgesetzt — ἀγὼν στεφανίτης. Das würde also in Olymp. 49, 1. fallen. Weil sich aber nicht beweisen läßt, daß in dem Jahre pythische Spiele angestellt sind, denn diese fielen stets in das dritte Jahr einer Olympiade, so legte Corsini dies in Olymp. 48, 3.; allein ohne allen Grund. Dagegen hat das marmor Parium unter Olymp. 49, 3. den Damasias als athenäischen Archon und die Einrichtung des ἀγὼν στεφανίτης. Hieraus geht hervor, daß auch die erste Pythiade neuerer Einrichtung noch ennacterisch war [66]), und wenn Pausanias die erste Pythiade in Olymp. 48, 3. zu setzen scheint, so hat er nur eben dies übersehen, denn er wußte wohl, daß die zweite Pythiade in Olymp. 49, 3. fiel. Weil aber die Pythiaden seitdem beständig vierjährig waren, so ging er auf Olymp. 48, 3. als die erste Pythiade zurück und legte in dieses Jahr, was richtiger in Olymp. 47, 3. gehörte. Seit Olymp. 49, 3. wurden aber die pythischen Spiele regelmäßig in jedem dritten Jahre der Olympiade gefeiert.

Schwierig ist die Jahreszeit und der Monat zu bestimmen, in welchem die Kampfspiele angestellt wurden. Clinton [67]) sucht zu beweisen, daß sie in den zweiten oder dritten Monat des dritten Jahres der Olympiade fielen, und das würde gegen Ende des August oder zu Anfange des Septembers unserer Zeitabtheilung, mithin gegen den Herbst seyn. Dagegen setzt Böckh [68]) sie gleich nach dem Monat Elaphebolion, also in den Anfang des Monats Munychion, und das würde in das erste Drittheil unseres Aprils fallen. Diese Ansicht hat aber schon darum vieles für sich, weil die Amphiktyonen, die die Vorsteher und Kampfrichter bei den Spielen waren, jeden Frühling ihre Zusammenkünfte beim delphischen Tempel hielten. Der Preis des Siegers war ein Lorbeerkranz von jenem heiligen Baume im Thale Tempe [69]). Der Hippodromos lag in der kirrhäischen Ebene [70]).

Übrigens blieben neben den gymnischen Kampfspielen auch fortwährend die musischen, und in der achten Pythiade traten auch Flötenspieler und Kitharisten ohne Gesang zum Wettstreit auf. Bei diesen Wettkämpfen suchten die Delpher die Schicksale des Gottes durch musikalische Compositionen darzustellen, und so entstand die pythische Satzweise — νόμος πυθικός, — welche in der Folge Timosthenes, der Admiral des Königs Ptolemäos Philadelphos, zu einer großen Composition gestaltete [71]). Gegenstand dieser Composition war der Kampf Apollons mit dem Drachen Pytho, und es bestand dieselbe 1) aus der πεῖρα, einer Vorbereitung und Einleitung in die Musik und den Kampf. Sie zerfiel wieder in das Vorspiel, ἀνάκρουσις, die ἄμπειρα, das Auftreten Apollons auf den Kampfplatz, und den κατακελευσμός, des Gottes Herausfoderung des Drachen unter Zujauchzen der Parnassier. 2) Aus den ἴαμβοι; der Gott kämpft mit dem Drachen und erlegt ihn. Sie zerfielen in die σάλπιγξ und den ὀδοντισμός; dadurch wurden die Verwünschungen und Schmähungen gegen den Drachen, und das Zähneknirschen und die Wuth desselben nachgebildet. 3) Aus den δάκτυλοι, dem Siegesliede nach vollendetem Kampfe. 4) Aus den σύριγγες, der Drache thut mit Gezisch die letzten Athemzüge, wobei hauptsächlich die Flöte gebraucht wurde.

Delphische Verfassung. Wir haben bereits

59) Eurip. Androm. 1092. λαὸς οἰκήτωρ θεοῦ. 60) De pyth. or. 16. ἀνθρώπων ἀπαρχαῖς. 61) Eurip. Jon. 322. 1284. Vieles zur Bestätigung des hier Gesagten hat Böckh aus Urkunden, die sich ebenfalls theils auf Schenkung, theils auf Kauf beziehen, in Hirts Hierodulen, Berlin 1818, gesammelt. 62) Schol. Eurip. Phön. 243. 63) Pausan. 10, 7. Plut. Sympos. 2, 4. 64) Pausan. a. a. O. Strab. 9. S. 421. 65) Hypothes. d. Schol. Pindar. Pyth. S. 298. und Böckhs explic. zu Olymp. 12. S. 206 ff. Marmor Parium ep. 38. 66) Bei dem pindarischen Scholiasten muß daher ἐννάτῃ anstatt [illegible] gelesen werden. Vergl. Müllers Dorier. Th. 2. S. [illegible] 67) Fasti hellenici ed. Krüger. p. 207 seq. 68) Corp. inscriptt. 1. p. 812. 69) Älian. v. h. 3, 1. 70) Pausan. 10, 7. 37. Heliod. Äthiop. 4. zu Anfg. 71) Über diesen Gegenstand: Strab. 9. S. 421. Pollux 10, 84. Hypoth. d. Schol. Pindar. Pyth.; zugleich Böckhs Pindar. 1. S. 1[illegible]

oben gesehen, daß die delphische Verfassung ohne Zweifel oligarchische Priester- und Adelsherrschaft war. Schon die *σημάντορες* des Homeriden-Hymnos, dann die *ὅσιοι*, welche nur aus deukalionischen Geschlechtern genommen werden konnten, dienen zum Beweise. Auch hielt es die Pythia beständig mit den Aristokraten, z. B. mit den Alkmäoniden, die sogar ein Darlehn aus dem Tempelschatz erhielten [72], vornehmlich aber mit der aristokratischen Sparta. Von der eigenthümlichen Beschaffenheit der delphischen Oligarchie sind wir aber leider nicht unterrichtet. Es kommen nur gelegentlich ein Archon, nach welchem das Jahr benannt wurde, — Gylides Olymp. 47, 3. und Diodoros Olymp. 49, 3. [73]), — ferner ein König [74]), ein Rath, ein Vorsteher des Raths, ein Prophet, ein Hieromnemon, Nomophylakos und Äsymanten [75]) vor. Doch wird auch eine Volksversamlung der Delphier — *ἐκκλησία* — genannt, und in Statsgeschäften ist von einer *πόλις* der Delpher die Rede; allein ein delphischer Demos kommt nicht vor. Wie sich aber diese Statsgewalten zu einander verhalten, ob sie nach einander, oder alle neben einander bestanden haben, ist nicht auszumitteln.

Verfall und Untergang des delphischen Orakels. Außer den allgemeinen Ursachen, die den Verfall und Untergang solcher Institute des Alterthums schon mit sich führten, und die hier auseinanderzusetzen nicht der Ort ist, liegen als besondere Gründe des Sinkens der delphischen Weissagung die Selbstsucht und der Eigennutz der delphischen Priester am Tage. Diese aber zeigen sich bei ihnen schon sehr frühe und zeichnen sie vor manchen anderen Priesterschaften in Hellas aus. Denn aus welchem anderen Grunde gestatteten sie jeglichem Ausländer, woher er auch kommen mochte, den Zutritt zu ihrem Heiligthume, das doch seit der dorischen Wanderung auf den Gemeinsinn der Hellenen hätte einwirken können, wenn es ein Nationalinstitut geblieben wäre? War aber der Fremdling nur freigebig, so konnte er von den Delphiern alles verlangen. Wir haben dafür einen traurigen Beweis in der Geschichte des Krösos. Als der lydische König seine großen und wahrhaft königlichen Geschenke nach Delphi geschickt hatte, die Herodotos noch sah und bewunderte, so gaben die Delphier ihm selbst und den Lydern Promantie (Vorrang bei dem Orakel), Atelie (Abgabenfreiheit) und Proedrie (Vorsitz); ja was das Schmählichste war, jeder Lyder konnte, wenn es ihm beliebte, delphischer Bürger werden, und das auf alle Zeiten [76]). Bei solcher Gesinnung ist es freilich nicht wunderbar, daß auch schon vor den Perserkriegen Beispiele von Bestechlichkeit der Pythia vorkommen [77]). Die Habsucht der delphischen Priester war daher zum allgemeinen Sprichwort geworden [78]):

In Delphi kaufe Fleisch, wenn du geopfert hast.

Denn daß der Opfernde von seinem Opferthier ein Opfermahl veranstaltete, ward ihm dort nicht erlaubt, alles nahmen die Priester an sich. Auf diesem Wege mußte das Orakel seinem gewissen Verfall entgegen gehen, und nicht erst der Sturz des Heidenthums zog auch seinen Fall nach sich. So versichert uns Strabon, daß es zu seiner Zeit in der Meinung der Menschen ungemein gesunken sei. Und fast um dieselbe Zeit finden wir beim Lucanus [79]):

— — non ullo saecula dono
Nostra cavent majore deum, quam Delphica sedes
Quod siluit.

und an einer andern Stelle:

— — muto Parnassos hiatu
Conticuit pressitque deum.

Auf ähnliche Weise drückt sich Juvenalis aus [80]): Delphis oracula cessant. Dennoch scheinen hie und da beim Anfange des 2. Jahrhunderts noch Orakelsprüche zu Delphi ertheilt worden zu seyn, wie sich aus Lukianos schließen läßt [81]). Wiederum behauptet Minucius Felix [82]), daß das vorsichtige und zweideutige Orakel des pythischen Apollon zu seiner Zeit verstummt sei, da die Menschen gebildeter und weniger leichtgläubig geworden wären. Endlich befragte der Imperator Julianus das delphische Orakel wirklich noch, woraus wenigstens erhellt, daß es dem Namen nach noch bestand. Er erhielt aber zur Antwort: Saget dem Könige, der kunstvolle Wohnsitz ist in den Staub gesunken, Phöbos hat nicht mehr ein Obdach und keinen weissagenden Lorbeer, auch keine redende Quelle; versiegt ist das schöne Gewässer. — Claudianus sagt daher [83]), Apollon habe sich von Delphi wieder zu den Hyperboreern zurückgezogen:

pulcher Apollo
Lustrat Hyperboreas Delphis cessantibus aras.

(*L. Zander.*)

DELPHIN (*Δελφίν*), ein mythisches Seethier der alten Völker, dessen Begriff aus dem bekannten Seesäugethier Delphinus, Delphis des Linné, dem Tümmler, nicht aber wie Andere wollen, aus dem Manatus entstanden war. S. *Beckmann* ad Antigon. Caryst. p. 110; *Schneider* ad Aelian. H. A. II, 52. In Ägypten war es eins der Attribute des Nil, denn Delphine sollten aus dem Mittelmeere den Nil hinaufsteigen (Strab. X. p. 780.) und dort mit Krokodilen kämpfen (Senec. Quaest. nat. IV, 11.). Es ward also als ein wohlthätiges, das Schädliche bekämpfende Geschöpf angesehen, und war gleichsam Symbol des Mittelmeers selbst und darum des Gottes Neptun, vielleicht zu einem alten Fischdienst der Küstenvölker dieses Meeres gehörig, denn von den alten Telchinen heißt es, sie hätten es zu den heiligen Fischen gerechnet (Athenaeus VII. p. 282. E. p. 30 Schweigh.). Seestädten und Seefahrern diente es zum besondern Wahrzeichen. Schon Ulysses soll es in seinem Schilde und sogar im Siegelringe geführt haben (Lycophr. Cass. 655. und daselbst Tzetzes), weil ein freundlicher Delphin einst seinen ins Meer gefallenen Sohn Telemach gerettet habe (*Plut.* de solert. animal. p. 985 B.). Zwei Eigenschaften desselben nämlich werden

72) *Demosth.* in Mid. 561, 17. Thuk. 1, 121. 73) Hyp. 3th. d. Schol. Pind. Pyth. 74) *Plut.* quaest gr. 12. 75) *Corsini* fasti att. II, 469 seq. 76) Herod. 1, 54. 77) Herod. 5, 63. 90. 6, 65. 78) Plut. Sympos. 7, 6.

79) Pharsal. 5, 111. 131. 80) Satir. 6, 555. 81) *Lucian.* in pseudom. 82) *Minuc. Fel.* in Octav. 26. 83) *Claud.* de sext cons. Hon. 25.

vorzüglich hervorgehoben, seine Schnelligkeit und seine Menschenfreundlichkeit. In der erstern Hinsicht verglich man ihn mit dem Pferde. Was dieses auf dem Lande war, war der Delphin zur See. Er beherrschte gleichsam dadurch die Wasser und bezeichnete also symbolisch, auch bei Neptun, die Meeresherrschaft. Der mythische Grund aber, warum Neptun das Thier liebte, war, daß es ihm durch seine Klugheit und Treue den Besitz der geliebten Amphitrite verschafft hatte, wofür er es auch zur Belohnung unter die Sterne versetzte. Auch zur Amymone nach Lerna trug es den liebenden Gott (Lucian. Meergöttergespr. Thl. VI. S. 105 Bip.). Überall zeigte er sich als gütig und menschenfreundlich, sanftgesittet, sogar die Musik liebend. Küstenvölker wußten gar vieles von seiner Anhänglichkeit an Menschen, besonders Kindern, zu erzählen. Hatte doch einst ein Delphin den berühmten Sänger Arion gerettet und war dafür zu den Sternen erhoben worden. Apollo, der Vorsteher des Gesanges und der Tonkunst, nahm daher seine Gestalt an, als er das Heiligthum von Delphi stiften wollte. Sein Erscheinen warnte den Schiffer vor dem kommenden Sturm. Er bezeichnete also das ruhige Meer, auf dem das Schiff sanft und schnell dahin gleitet, die besänftigte Flut, die glückliche Fahrt, den versöhnten, freundlichen Meergott. Diesem geben ihn Künstler bald in die Hand, bald unter die Füße (Paus. Phoc. 34.). Es dient auch seinen Söhnen und Günstlingen mit gleicher Bereitwilligkeit. Zur Hochzeit des Peleus und der Thetis reitet Eros selbst auf einem Delphin (Basrelief bei Zoëga Bassir. Nr. 53.); das deutete auf das Glück der Verbindung. Überhaupt liebten die Künstler die Darstellung dieses Thieres wegen der geschwungenen Wellenlinie seiner Gestalt. Der Umstand, daß Seefahrer oft Delphine als Symbole von Seestädten erblickten, mag zu vielen Erzählungen von durch sie geretteten Menschen Anlaß gegeben haben, wie z. B. das Bild eines Delphin auf Tänaron in Lakonien zu der Fabel vom Arion. Auch Tarent hatte einen Delphin zum Wahrzeichen, weil der Neptunssohn Taras, sein Stifter, auf einem Delphin an die Küste gekommen oder des Taras Sohn durch einen solchen gerettet worden sei. (Probus und Pompon. Sabinus ad Virg. Georg. II, 197.) — Endlich spielt auch in Bacchischen Mythen der Delphin eine Rolle. Im 6. Hom. Hymn. auf Bacchos verwandelt der Gott die tyrrhenischen Schiffer in Delphine, und einer von ihnen wird das Sternbild am Himmel (Hyg. poet. Astron. XVII. p. 460 Staver). Ja man nannte selbst den Delphin Tyrrhenus piscis (Seneca Agam. 451.), eben als Symbol des Landes und der Schifffahrt der Tyrrhenier. In den Sagen von Naxos erzählte man von Delphinenmenschen. (Vergl. Nonnus Dionys. XXIII, 292. XXXVIII, 371. XLIII, 191, 288.) Nach Paus. Cor. c. 3. stand die Bildsäule des Palämon, des Sohnes der Ino, die den Dionysos erzogen, auf einem Delphin, denn Palämon gehörte mit zu den Seegottheiten.

Delphin 2) ein bekanntes Sternbild nahe an der Milchstraße, westlich vom Pferde, nördlich vom Wassermann, östlich vom Adler und südlich vom Schwane. Das Mythische von diesem Bilde ist schon erzählt. Vier Sterne α, von der dritten, β, γ, δ, der vierten Größe, bilden, nahe zusammenstehend, eine Rhomboide und glänzen am Kopfe des Fisches; unter ihnen südlich ist ein Stern ε der vierten Größe im Schwanze. Außerdem enthält das Sternbild noch 7 Sterne der fünften, 8 der sechsten und mehre der siebenten und achten Größe. Den Stern ε nennen die Araber Dseneb el dulfin, Schwanz des Delphin, oder auch Amûd el-salib, Stiel des Kreuzes, weil sie sich auch die Figur eines Kreuzes denken, dessen obern Theil die 4 Sterne bilden und daher El-akûd el-salîb, der Knoten des Kreuzes, heißen, von Okda, Knoten, d. h. die Verbindung der Querhölzer des Kreuzes. Man kann aber auch akûd für den Plural von Ikd ansehen; dann bezeichnet es die Perlen und Steine, womit ein zum Schmucke dienendes Kreuz besetzt ist. — Nach dem Scholiasten des Germanicus S. 124. nannten die Alten dies Gestirn auch Musicum signum, woraus sich der Grund aus dem mythischen Begriffe des Delphin ergibt. (*Richter.*)

Delphinapterus *Lacépède* (Mammalia), s. Delphinus. (*Thon.*)

Delphinat s. Dauphiné in den Nachträgen.

Delphinia s. Delphinios.

Delphinia *Desvoidy* (Insecta), s. Myodarii.

DELPHININ, Delphinium (nicht Delphium), ein eigenes, brennendscharfes, giftiges Pflanzenkaloid, das Rud. Brandes 1819 gleichzeitig mit Lassaigne und Feneulle in den Samen von Delphinium Staphisagria, an Äpfelsäure gebunden, fand und so darstellen lehrt: Man kocht die Körner mit Alkohol von 85 p.C. einige Zeit gelinde und filtrirt die Flüssigkeit siedend heiß; die beim Erkalten niederfallende, flockige, weiße Substanz wäscht man mit kaltem Alkohol möglichst rein aus. Oder man kann auch die wässerige Auskochung der Samen durch Ammonium übersättigen und den erhaltenen Niederschlag mit Alkohol auskochen, den Absud siedend durchseihen und erkalten lassen, damit sich das Delphinin in weißen Flocken aussondere, davon bis zu 5 Proc., zum kleinern Theil an Säuren gebunden, übrigens außer Verbindung mit denselben im Samen existiren. — Nach Lassaigne zieht man mit Äther erst die Cotyledonen aus, von denen der scharfe Geschmack der Stephanskörner herrührt, kocht sie dann in etwas Wasser, filtrirt, läßt die Flüssigkeit über reiner, gebrannter Bittererde aufwallen, filtrit abermals, kocht hierauf den gut abgewaschenen Bittererderückstand mit 40gradigem Weingeist und verdunstet diesen an freier Luft, wobei das Kaloid in der Schale zurückbleibe.

Nach den vorläufigen Versuchen sind die qualitativen Bestandtheile desselben höchst wahrscheinlich neben des Morphin und Strychnin, von welchen es sich sogleich durch seinen, in der Siedhitze der Öle besonders reichlich sich entwickelnden, eigenen, scharfen Dampf durch den Mangel an Krystallisationsfähigkeit und durch sein ganz anderes Verhalten gegen Säuren ebenso sich unterscheidet, als durch den ausgezeichnet brennendscharfen Geschmack seiner Salze, da es selbst im ungebundenen Zustande fast ganz geschmacklos ist.

Getrocknet stellt das Delphinin, nach Brandes

ein graulichweißes, undurchsichtiges, sehr feines, im Sonnenlichte glänzendes, in feuchter Luft unveränderliches, fast geruch- und geschmackloses (nach Lassaigne aber erst etwas bitteres, dann ausnehmend scharf schmeckendes) Pulver dar. Zwischen den Fingern ballt es sich blos etwas zusammen, ohne mit Wachs formbar zu seyn, schmilzt aber gleich diesem, wird beim Erkalten hart und brüchig, zersetzt sich bei einer höhern Temperatur, wird schwarz, stößt einen weißen, eigen riechenden, entzündlichen Rauch aus und hinterläßt eine ohne Rückstand verbrennliche Kohle.

Nur von siedendem Wasser wird das Delphinin merklich beim Erkalten getrübt; Alkohol und Äther lösen es beim Sieden vollständig auf, die ganz farblose und durchsichtige Lösung selbst trübt sich erst durch Abkühlung und setzt flockige, blättrige Häutchen ab; Terpentinöl löst es schnell und leicht auf; mit Mandelöl kaum einige Minuten erwärmt, entwickelt es außerordentlich scharfe, die Lunge heftig reizende Dämpfe, weit stärker als dies beim Verbrennen desselben über der Lichtflamme geschieht. Die Entwickelung des scharfen Princips erfolgt vorzüglich bei einem gewissen Punkte der Zersetzung des Delphinin, und dieser Punkt dürfte durch jenen des Siedepunkts der Fettöle mehr fixirt werden und mit diesem gerade zusammenfallen.

Die geistige Auflösung des Delphinin färbt geröthetes Lackmuspapier weit schneller wieder blau, als das Morphin. Einwirkungen auf Menschen und Thiere sind noch nicht versucht worden.

1) Schwefelsaures Delphinin, ein sehr auflösliches Neutralsalz, in prismatischen, luftbeständigen, ausnehmend bitterbrennend schmeckenden Krystallen, deren Lösung Ätz- und Mildkali, Ammonium und salzsaur. Baryt ein wenig trübt, das Lackmuspapier aber nicht verändert. Das neutrale Salz besteht, nach Feneulle, aus 100 Delphinin und 2,136 Schwefelsäure, das basische aus 100 Delph. und 1,194 Säure und das saure aus 100 Delph. und 4,272 Säure.

2) Salpetersaures Delphinin, schwierig in kleine Prismen krystallisirend, leicht zerfließlich, von brennendem Geschmack. Aus seiner Lösung fällen Ätzkali, Ätzammonium, Natron und Mildkali weißliche Flocken.

3) Salzsaures Delphinin, eine dichte, nicht krystallinische, scharfbrennend schmeckende, an der Luft feucht werdende Salzmasse, die, in Wasser gelöst, durch Ätz- und Mildkali, Ammonium und salpeters. Silber eine Trübung erleidet.

4) Essigsaures Delphinin, dem salpeter- und salzsauren fast analog.

5) Oxalsaures Delphinin, ein in Wasser schwer lösliches Salz *). (*Th. Schreger.*)

DELPHINION, Delphinium, 1) Hafen in Böotien, nachmals zu Attika gehörig, eine Stunde östlich von Oropus (Strabo 9. p. 279.). Muthmaßlich jetzt Mancopaldo. — 2) Eine ehedem große Stadt auf der Insel Chios, auf der Ostküste gelegen, mit einem Hafen, welcher jetzt Hafen Delfino heißt. Eine Flotte von 80 Schiffen konnte darin vor Anker liegen. — 3) s. Delphinios. (*H.*)

DELPHINIOS, Beiname Apollons. Über dessen Ursprung s. Apollon, Thl. IV. S. 419. Apollon hatte unter diesem Beinamen einen Tempel zu Athen: Delphinion, in welchem ein besonderer Gerichtshof war (τὸ ἐπὶ Δελφινίῳ), welcher über zwar vorsätzlichen, aber mit rechtlicher Befugniß, z. B. zur Selbstvertheidigung oder an einem ertappten Ehebrecher begangenen Todschlag erkannte (Plut. Solon c. 37. Demosth. in Aristocr. p. 644.). Theseus, als er den Pallas und dessen Söhne getödtet, soll zuerst hier Recht genommen haben (Paus. I, 28.). Vergl. Ephetai. — Delphinia hießen die dem delphinischen Apollon geweiheten Festspiele zu Ägina (Schol. Pind. Ol. 7, 156. Pyth. 8, 88.). (*H.*)

DELPHINIUM (Rittersporn). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Helleboreen der natürlichen Familie der Ranunculeen und aus der dritten Ordnung der 13. Linnéschen Klasse. Der Name findet sich zuerst bei Dioskorides (δελφίνιον, mat. med. III, 77.). Char. Der Kelch corollinisch, fünfblättrig, das oberste Blättchen zu einem Sporn verlängert; die Corolle vierblättrig (oft durch Verwachsung einblättrig); die oberen Blättchen sind nach hinten gehörnt, die unteren bisweilen gespalten; die Staubfäden kurz, an der Basis breit, mit am Ende stehenden, elliptischen, zweifächerigen, nach außen sich öffnenden Antheren; drei bis fünf kurze Griffel mit ausgerandeten Narben; eine, drei oder fünf häutige, balgartige Kapseln, auf der Nath die Placenta; die Samen winklig, mit Eiweiß (Reichenb. Aconit. t. 5. 6.). Von den 50 bekannten Arten sind 21 Sommergewächse; sie sind im südlichen Europa, besonders an den Küsten des Mittelmeers und in Persien einheimisch. Ebenfalls an den Küsten des mittelländischen Meeres finden sich drei zweijährige Arten. Von den übrigen perennirenden Arten, die sich meist durch hohe Stengel und schöne blaue Blüthen auszeichnen, wachsen nur zwei auf den teutschen Alpen (aber auch in andern Ländern): *D. intermedium* Ait. (Hort. Kew. ed. 1. p. 243., *D. alpinum* Kit. hung. III. p. 273. t. 246. D. elatum L.) und *D. montanum* Cand. (Fl. fr. V. p. 641., *D. elatum* Allion. ped.); die übrigen in Mittelasien, Sibirien, Nordamerika, eine im nördlichen Afrika und in Portugal (*D. pentagynum* Lam. enc., Desf. atl. I. p. 427. t. 111.) und eine in Mittelitalien (*D. velutinum* Bertol. exc. p. 12.).

Alle Arten scheinen die flüchtige Schärfe, welche überhaupt den Ranunculeen eigen ist, in höherem oder geringerem Grade zu besitzen. Das Kraut einiger Arten, wenn es unter das Viehfutter gemischt war, hat Blutharnen und Durchfall hervorgebracht. Besonders deutlich zeigt sich aber dieser scharfe Stoff in den Samen mehrerer Arten. Fast alle Delphinien eignen sich zu Zierpflanzen.

*) Vergl. Rud. Brandes in Schweigger's N. Journ. f. Ch. u. Ph. XXV, 4. S. 369 ꝛc. — Trommsdorff's neues Journ. d. Pharm. 1819. III, 2. S. 143 ꝛc. — Lassaigne und Feneulle im Journ. d. Pharm. Jan. 1823; teutsch in Hänle's Magaz. d. Pharm. 1823. Mai. S. 171 ꝛc.; vergl. Gilbert's Ann. d. Physik. 1820. 10. Stck. S. 373 ꝛc. u. Schweigger's N. Journ. 1824. XII, 1. S. 116 ꝛc.

Die einzige Art, welche auch im nördlichen Teutschland wächst, *D. consolida* L. (Fl. dan. t. 83., Gemeiner Rittersporn), ein Sommergewächs mit unbehaartem, ästigem Stengel, ausgebreiteten Zweigen, vielfach getheilten, glatten Blättern, schmalen Blättchen, schlaffen Blüthentrauben, Blüthenstielen, welche länger sind als die Stützblättchen und unbehaarten Kapseln, ist vielleicht ursprünglich nur im südlichen Europa einheimisch, kommt aber jetzt fast überall vor, wo Getreide gebaut wird. Die Blüthen sind bitter und etwas scharf; sie wurden gegen Augenkrankheiten, Steinbeschwerden und als Emmeniagogon empfohlen (Flores Calcitrapae s. Consolidae regalis). Die Samen scheinen ebenso kräftig zu wirken, wie die Stephanskörner; sie werden in der Tinctur gegen krampfhafte Engbrüstigkeit gebraucht (Semina Consolidae).

Am häufigsten in Gärten zieht man: *D. Aiacis* L. (Garten-Rittersporn; Abb. Clus. hist. II. p. 206. f. 1.), ein Sommergewächs mit einfachem, oberhalb ästigem Stengel, vielfach getheilten, glatten Blättern, schmalen Blättchen, dichten Blüthentrauben, Blüthenstielen, welche mit den Stützblättchen von gleicher Länge sind, und feinbehaarten Kapseln. Im südlichen Europa und in der Krimm einheimisch. In Gärten hat man zahlreiche Spielarten: mit gefüllten, blauen, rothen, weißen und violetten Blüthen. Nach Linné (Hort. Cliff. 213.) ist dies der Hyacinthus der Alten, daher der Trivialname; in der That findet sich bei Dioskorides (a. a. O.) *ὑάκινθος* unter den eilf Synonymen des *δελφίνιον*, welches D. Aiacis ist. Allein der wahre Hyacinthus der Alten (*πολύθρηνος ὑάκινθος* Nicand.) scheint nicht ein Rittersporn, sondern der Schwertel (Gladiolus communis L., *ξιφίον* bei Theophrast und Dioskorides) zu seyn. Eine dritte Art, *D. Staphisagria* L. (Stephanskraut; Abb. Sibth. et Sm. fl. gr. t. 508.) wächst, als eine zweijährige Pflanze mit krummhaarigen Stengeln und Blattstielen, handförmigen, fünf- bis siebenlappigen Blättern, schlaffen Blüthentrauben, Blüthenstielen, die länger sind als die Stützblättchen und sehr kurzem, knieförmigem Sporn, in Griechenland, Italien, im südlichen Frankreich und auf Teneriffa, besonders in altem Gemäuer. Die Kapseln sind groß, bauchig, behaart. Die Samen (Semina Staphisagriae, Stephanskörner) sind unregelmäßig dreiseitig, braun, grubig, netzförmig-runzlig, fast so groß als Erbsen; innen sind sie schmutzig weiß. Sie riechen beim Zerreiben sehr unangenehm und schmecken sehr scharf und bitter *). Man hat sie schon zu Dioskorides Zeiten (Diosc. mat. med. IV. c. 153. *σταφὶς ἀγρία, φθειροκτόνον*) als Salbe gegen das Ungeziefer des Hauptes und gegen Krätze, gekaut gegen Zahnschmerz angewandt; außerdem gebrauchte man sie aber auch gegen Eingeweidewürmer. In neueren Zeiten hat man aber ihren Gebrauch, als eines gefährlichen, heftiges Erbrechen, Purgiren und Darmentzündung veranlassenden Mittels, fast ganz aufgegeben. (*A. Sprengel*)

*) Sie bestehen aus einem eigenen narkotischen Pflanzenkaloid (f. Delphinin), einem durch essigsaures Blei fällbaren, braunen Bitterstoff, einem flüchtigen und einem fetten Öle, Eiweisstoff, einer animal. Materie, Pflanzenschleim und Schleimzucker, Äpfelsäure, einem gelben, durch essigsaur. Blei nicht fällbaren Bitterstoff, aus basisch kohlens. Kali, kohlens. Kalk, vielem phosphors. Kali, vielem basischen phosphors. Kalk, schwefelsaur. Kali und Kalk, salzsaur. Kali und Kieselerde. (Lassaigne u. Feneulle in Gilberts Ann. d. Physik. 1820. 8. Stck. S. 373; vergl. Brandes Analyse in Trommsdorffs N. Journ. d. Pharm. III.): (*Th. Schreger.*)

Delphinorynchus *Blainville* (Mammalia), f. Delphinus.

DELPHINSÄURE, acidum delphinicum (Cetin- oder Fischthransäure), nimt Chevreul als eine eigenthümliche animalische Säure im Fette des Delphinus globiceps u. a. Cetacien an, sie soll aber, nach Andern, nichts anders seyn, als die mit dem Wallrathfette vermischte Talgsäure (f. Cetin). Auch will man sie im Safte von Viburnum Opulus gefunden haben.

Da diese Säure flüchtig ist, so läßt sie sich von dem süßen Princip im Thrane der Wallthiere trennen, wenn man solche mit krystallisirtem Barythydrat neutralisirt, verdunstet und hierauf mit so viel Phosphorsäure übergießt, als zur Auflösung aller gebildeten phosphorsauren Baryterde erfoderlich ist. Man erhält aus der einige Stunden ruhig gestandenen Mischung: a) eine wässerige Flüssigkeit, welche saure, phosphorsaure Baryterde nebst etwas Delphinsäure enthält, und b) eine öläähnliche Flüssigkeit, die, leichter als die erste, von dieser geschieden werden muß und die reine Delphinsäure darstellt. Diese ist theils farblos, theils blaß citrongelb von Farbe, riecht stark aromatisch, wie Buttersäure (f. oben), schmeckt sehr stechend, nachher ätherhaft, Reinettenähnlich, und läßt auf der Zunge einen weißen Flecken zurück. Die in Dunst verwandelte Säure hat einen zuckrigen Äthergeschmack; von ihr bleibt auf der Zunge, wie auf Glas und Papier, ein sehr fest haftender, dem Delphinthran ganz ähnlicher Übelgeruch zurück. Bei 54° Fahr. ist ihr specifisches Gewicht = 0,941. Alkohol löst sie reichlich auf, Wasser weniger; diese Lösungen röthen stark die Lackmustinctur.

Die öläähnliche Delphinsäure, welche als ein Hydrat zu betrachten ist, besteht, nach Chevreul, aus 260 Säure und 40 Wasser und gibt mit allen salzfähigen Basen Salze, so namentlich: 1) die delphinsaure Baryterde, die aus 117 Säure und 99 Erde besteht und nicht so verwittert, wie 2) die delphinsaure Strontianerde in langen Prismen; ebenso krystallisirt 3) die delphinsaure Kalkerde, ohne doch zu verwittern und eine weiße, undurchsichtige Farbe anzunehmen. 4) Das delphinsaure Blei ist gebildet aus 55 Säure und 135 Bleioxyd. (Vergl. *Thomson* Syst. of Chimistry. IV. p. 385 etc. — Annal. de Ch. et de Ph. VII. p. 264 etc. 367 etc.) (*Th. Schreger.*)

DELPHINULA (Paläozoologie). Außer den im fernen indischen Meere einheimischen Arten giebt es nach Defrance dreißig fossile in tertiären Formationen, und zwar, wie es scheint, zumal in den älteren darunter. Nur eine ist lebend und fossil zugleich. Doch sind nur etwa 15 davon bis jetzt beschrieben worden, und nicht alle tragen in genügendem Maße die Kennzeichen dieses Geschlechts, sondern manche sind nur aus

mehr negativen Gründen hieher versetzt worden, da sie noch minder gut sich zu andern Geschlechtern eignen würden.

1) *D. Warnii.* D. testa grandi, orbiculato-depressa, transvers. undulato-striata, sulcisque elevatis longitudinalibus et transversis quadrate-clathrata, umbilico cavernoso, crenulato, intus laevi, apertura primum expansa, marginibus dein introrsum reflexis.

D. Warnii *Defr.* *Lamck.* hist. nat. VI. II. 232. nr. 7. *Defr.* Dict. XII. 544.

Eine sehr zierliche Art. Die Querstreifen sehr fein, doch sehr deutlich. Breite 1''. In den Muschelgruben im ältern Tertiärgebiete zu Hauteville bei Valogne.

2) *D. Gervillii.* D. Gervillii *Defr.* Dict. XII. 544.

Ist der vorigen nahe verwandt, doch stets kleiner, nur 6''' breit, die Querrippen stehen weiter aus einander, und die Einfassung der Mundöffnung ist mehr entwickelt und ausgezackt. Ebenfalls zu Hauteville.

3) *D. scobina.* D. testa orbiculato-convexa, anfractibus longitudinaliter squamoso-sulcatis, carinatis, supra carinam squamis majoribus armatam planiusculis, umbilico haud marginato, apertura rotundissima *Bast.*

a) Testa grosse squamoso sulcata, superne subnodosa.

b) Testa granulato-sulcata, superne aequali, squamis carinae fornicatis; squamis carinae depressis.

Turbo scobina. *Al. Brongn.* Vicent. p. 53. tab. II. fig. 7. *Defr.* Dict. XLVI. 521.

Delphinula scobina. *Bast.* Bord. p. 27. Bronn Reisen II. 573. u. Tertiärgeb. S. 65. Nr. 337.

Schale 12'''—15''' breit und 11'''—13''' hoch. Kaum ist ein erheblicher Unterschied zwischen dieser Art und D. calcar von Paris, wegen unmerklicher Übergänge, obschon diese Art über doppelt so groß wird als D. calcar, ihre Schuppen deutlicher und ihre Mundöffnung meist runder ist. Die Übergangsformen finden sich zumal um Hauteville (Bast.) — Mein Exemplar von Bordeaux hat oben nur 4 dicke Längenrippen, unter dem Kiele bis zum Nabel 6—7. Die italiänischen haben deren oben 6, unten meist 16—17. Gewöhnlich sind die Schuppen breit; aber an einem der italiänischen Exemplare ebenfalls von oben zusammengedrückt wie bei D. calcar, womit diese Art vielleicht in der Folge vereinigt werden wird. Fossil im Tertiärkalke von Bordeaux (Dax) (a), im ältern meerischen Tertiärkalke im Castell'gomberto (b) und Hauteville bei Valogne.

4) *D. calcar.* D. testa orbiculato-convexa, anfractibus longitudinaliter squamuloso-sulcatis scabris, medio carinatis, carina spinis compressis simplicibus armata, spira brevi obtusa. a) Minor, spira depressa, b) major, spira convexa.

D. calcar. *Lamck.* Ann. mus. IV. 110. nr. 1. VIII. tab. 36. fig. 1., hist. nat. VI. II. 231. nr. 1., Encyclop. tab. 451. fig. 2. a. b. — *Defr.* Dict. XII. 544. — Bronn urweltl. Conch. tab. II. fig. 24. — Holl Petrefakt. S. 296.

Verwandt mit Turbo calcar *Lin.* Mit den Dornen 9''—11'' breit. In der ältern Tertiärformation zu Grignon (a) und Hauteville (b), oft doppelt so groß als dort.

5) *D. lima.* D. testa orbiculato-convexa, scabra, spiraliter striata, striis squamulis concavis echinatis, anfractibus subangulatis, teretibus.

D. lima. *Lamck.* Ann. mus. IV. 110. nr. 2.; hist. nat. VI. II. 231. n. 2. — *Defr.* Dict. XII. 544.

? Turbo *Brand.* Foss. Hant. p. 10. tab. I. fig. 7—8.

Der vorigen verwandt, doch ohne jene spornartigen Fortsätze. Die Schale ist kurz und stumpf kegelförmig, die Umgänge sind cylindrisch, außen etwas kantig mit parallelen, hohlschuppigen Längenstreifen. Nabel innen größtentheils glatt. Breite 10'''. In ältern Tertiärbildungen zu Courtagnon.

6) *D. conica.* D. testa conico-pyramidata, anfractibus laevibus carinatis, ultimo bicarinato, saepius disjuncto.

D. conica. *Lamck.* Ann. mus. IV. 110. nr. 3. VIII. 78. tab. 36. fig. 4.; hist. nat. VI. 232. nr. 3. *Defr.* Dict. XII. 545.

Niedliche Art, spitz, 4''' hoch, 2'''—3''' breit, mit glatter Oberfläche, ohne Höcker und Schuppen; Nabel enge, etwas wendeltreppenartig; die 2 Kiele entfernt stehend. In den ältern Tertiärschichten zu Grignon, um Paris, zu Ben bei Pontchartrain.

7) *D. turbinoides.* D. testa breviter et obtuse conica, anfractibus longitudinaliter obsolete 2—3 carinatis, striisque longitudinalibus tenuibus, verticalibus minimis, umbilico simplici.

D. turbinoides. *Lamck.* Ann. mus. IV. 111. nr. 4. VIII. 78. n. 2. tab. 36. fig. 2. *Defr.* Dict. XII. 545.

Höhe 2—3 Linien. Innen perlmutterglänzend. Oberfläche noch mit röthlichen Flecken. Zu Grignon.

8) *D. marginata.* D. testa orbiculato-convexa, anfractibus sublaevibus, umbilico-margine incrassato, crenato, pliculasque eradiante.

D. marginata. *Lamck.* Ann. mus. IV. 111. nr. 5. VIII. tab. 36. fig. 6.; hist. nat. VI. II. 232. nr. 4. — *Defr.* Dict. XII. 545. — *Baster.* Bord. p. 27. nr. 1. — Holl Petref. S. 296. — Bronn Reisen II. 573. Dess. Tertiärgeb. S. 85. Nr. 338.

Plattkugelig, mit 4 Lin. Querdurchmesser, völlig glatt, Umgänge 4—5, die obern ganz, der letzte zuweilen noch nächst dem oberen Rande mit feinen, senkrechten Streifen. Nabel an seiner Mündung durch einen faltigen Ring verengt. Oft begleitet von dem kalkartigen Deckel. An den Exemplaren von Dax erkennt man noch Spuren ehemaliger Färbung; kleine, rechtwinklige, weinhefenfarbene Flecken, in regelmäßigen Querbinden stehend. Im ältern meerischen Tertiärkalke von Grignon und ? Castell'gomberto, und in jenem von Dax bei Bordeaux.

9) *D. striata.* D. testa orbiculato-convexa, anfractibus spiraliter subangulatis, striatisque, umbilico spirali.

D. striata. *Lamck.* Ann. mus. IV. 111. nr. 6. VIII.

p. 78. tab. 36. fig. 5.; hist. nat. VI. II. 232. nr. 5. — *Defr.* Dict. XII. 545.

Querdurchmesser 2½—3 Linien; noch mit rothbraunen, schief-scheitelrechten Strahlen. Ähnlich der D. turbinoides, doch niedriger, und abweichend durch den wendeltreppenähnlichen Nabel und den etwas aufgeblasenen, äußeren und ausgeschnittenen, innern Mundrand. Zu Grignon.

10) *D. varia.* *Defr.* Dict. XII. 546.

Der vorigen nahestehend, doch etwas größer und hauptsächlich verschieden durch violette Längenbinden. Manche Individuen sind ungestreift, andere mit 2—4—6 Kielen ohne oder mit starker Längenstreifung versehen. Zu Hauteville.

11) *D. sulcata.* D. testa orbiculato-convexa, depressiuscula, anfractibus profunde sulcatis, labro serrato.

Var. *β.* sulcis minoribus.

Var. *γ.* anfractibus superne subcanaliculatis. *Bast.*

D. sulcata *Lamck.* Ann. mus. IV, III. nr. 7. VIII. tb. 36. fig. 8.; hist. nat. VI. II. 232. nr. 6. — *Defr.* Dict. XII, 546. — *Baster.* Bord. p. 28. nr. 3. — Holl Petrefk. S. 296.

Breite 2½—6 Linien; Furchen auffallend tief, den sägeförmig-bogigen Mundrand bildend. Zu Grignon und Hauteville, hier doppelt so groß, als dort; *γ.* zu Léognan bei Bordeaux.

12) *D. canalifera.* D. testa orbiculato-convexa, laevigata, umbilico margine subplicato, canali spirato umbilicum intus obvallante.

D. canalifera *Lamck.* Ann. mus. IV, 112. nr. 8.; — VIII, 78. tb. 36. fig. 7. — *Defr.* Dict. XII, 546.

Etwas kleiner als D. sulcata, die Schale glatt mit drei Umgängen. Nabel am Rande gefältelt, innen mit einer spiralförmigen Rinne; — violett, mitten auf den Umgängen mit einem weißen Bande. Zu Grignon.

13) *D. goniostoma* nr. 6. D. testa pusilla, depressa, superne carinata, inferne concava, umbilicata, apertura trigonata.

D. trigonostoma *Bast.* Bord. p. 28. tb. IV. fig. 10. (non *Lamck.* hist. nat. VI. II. 232. *Blainv.*)

Breite 5 Linien. Im Tertiärkalke von Dax.

14) *D. solaris.* D. testa anfractibus laeviusculis, ad suturam subnodosis, depressis, extus carinatis, carina in processus compressos radiantes producta; ultimo subtus alia spirularum adpressarum serie ornato; umbilico squamoso-radiato; apertura? rotundato-triangulari (ex icone).

Trochus solaris (*Lins. Brocch.* Conch. 357—358. tb. V. fig. 13. (non *Lin.*) — Bronn Reisen II, 567. Ital. Tertiärgeb. 60. n. 321.

Dauphinule cadran *Defr.* Dict. XII, 546.

Delphinula solaris *Serr.* terr. tert. 103.

Wäre nach Brocchi nur eine leichte Varietät des im südamerikanischen Meere lebenden Trochus solaris *Lin.*, von der sie abweiche durch die schuppigen Strahlen, welche vom Nabel ausgehen (an der Stelle von vier abwechselnd kleineren, knotigen Reifen um den Nabel und der krausen, leistenartigen Streifen auf der ganzen Unterseite der Umgänge) und durch die platten, nur an der Naht allein knotigen Umgänge (statt daß sie bei Tr. sol. *Lin.* mit knotigen Längenrunzeln in ihrer ganzen Breite bedeckt sind. In den blauen Mergeln unter dem Calcaire moëllon um Montpellier; — dann in Italien auf Ischia.

15) *D. costata.* D. testa, ovato-acuta; anfractibus superne plano-depressis, extus longitudinaliter costato-carinatis, ubique verticaliter pliculatis; apertura ovata, deorsum dilatata, extus acuta, subsinuosa; umbilico angusto.

Delphinula costata *Bronn.* Heidelb. Katal. Nr. 139.; Reisen II. S. 573. und Ital. Tertiärgeb. S. 66. Nr. 339.

Nerita (Stomatia) costata *Brocch.* Conch. 300. tb. I. fig. 11. *Bors.* oritt. piem. p. 106.

Purpura costata *Sow.* gen. shelés. — *Defr.* Dict. LI, 72. — *Bast.* Bord. p. 50.

Sigaretus costatus *Serr.* terr. tert. p. 127.

b. monstrosa; anfractibus solutis subteretibus.

Die Schale hat 9‴ Höhe auf 6‴ Breite, und 3—4 Umgänge, diese außen mit 7 Längenkielen. Sie unterscheidet sich von den übrigen Delphinula-Arten, insofern bei wohlerhaltenen Exemplaren der Nabel mehr oder weit und meist halb bedeckt ist. Doch nähert sie sich besonders durch die Monstrosität b. wieder sehr diesem Geschlechte. Von einer unteren Ausrandung des Mundes aber ist keine Spur vorhanden. Im Mittelmeer kommt ein ziemlich ähnliches Konchyl vor. Fossil in den jüngern meerischen Tertiärformationen, im gelben Sande und den blauen Mergeln Italiens um Castell' arquato und zumal im Andona-Thale; dann im gelben Sande im südlichen Frankreich um Montpellier; auch zu Dax bei Bordeaux.

16) *D. spirorbis Lamck. Defr.* Dict. XII, 546. von Grignon; und

17) *D. cristata Defr.* Dict. XII, 546. von Hauteville, sind noch nicht näher bekannt geworden.

In Südfrankreich kommen nach Marcel de Serres noch Kerne andrer, zum Theil sehr großer Arten im Moëllon und darüber liegenden Meeressande vor. — Endlich verweiset von Schlotheim seinen Helicites gyrans aus älterem Kalkstein der Schweiz, und seinen Hel. propinquus (aus der Gegend von Aachen) zum Lamarckschen Geschlechte Delphinula, doch sind die Reste nicht genauer bekannt geworden und dürften auch schwerlich hieher gehören *). (*H. G. Bronn.*)

*) Literatur. *De Lamarck* mémoires sur les fossiles des environs de Paris; in den Annales du Muséum d'histoire naturelle de Paris. 4. IV. 1804. 108—112. (u. Explication des Planches) VIII. 1806. 77—78. tb. 36. *Brocchi* Conchiologia fossile subapennina Milano. 1814. 4. II, 300. 357. *Borson* Saggio di orittografia Piemontese, — in den Memorie della R. accademia delle Scienze di Torino. T. XXVI. *Defrance:* Artikel Dauphinule, im Dictionaire des sciences d'histoire naturelle. Paris 8. vol. XII. (1818.) 544—546. v. Schlotheim die Petrefaktenkunde. Gotha 1820. 8. S. 1.. Nr. 7. *De Lamarck* Histoire naturelle des Animaux sans

DELPHINULA *Lamarck* (Mollusca). Eine Schneckengattung, aus Turbo *Linné's* gesondert, zur Familie Turbinea der Unterordnung Pomatostoma und der Ordnung Ctenobranchia in der Klasse Gasteropoda gehörig (*Menke* Synopsis molluscorum ed. 2. p. 53.), von Montfort Delphinulus genannt. Letzterer hat unnöthiger Weise aus einer fossilen Art die Gattung Lippisies, Marrpot aus andern Cyclostrema gebildet. Ferussac stellt sie wieder als Untergattung zu Trochus (*Rang* Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques p. 201.).

Das Thier ist nicht bekannt. Die Schale ist sehr dick, fast scheibenförmig oder kegelförmig, mit weitem Nabel, die Windungen rundlich, ungleich oder eckig, mitunter nicht zusammenhängend. Die Mündung ganzrandig, rund oder dreieckig, ohne Spindel, der Saum vollkommen vereinigt (keine Lippen bildend), meist wulstig oder gefranzt. Der Deckel kalkartig, mit wenigen Windungen, außen höckerig. — Meistens ist die Schale stachelig, oder mit allerlei laubartigen Verlängerungen besetzt.

Blainville (Manuel de Malacolog. p. 562.) theilt die Gattung, von der wenige lebende Arten bekannt sind.

a) Mündung vollkommen rund, ohne Falten — Delphinula.

1) D. laciniata *Lamarck* (*Chemnitz* Conchyl. Cab. V. tab. 175. f. 127 — 85. Turbo Delphinus. *Linné*), fast scheibenartig, dick, die ganze Oberfläche mit geschuppten oder körnigen Furchen bedeckt, von denen einige größere, lappige, mehr oder weniger lange Fortsätze tragen. Die Farbe roth und gelb. Aus den indischen Meeren. Erreicht eine Größe von 2 Zoll.

2) D. distorta *Linné* (*Chemnitz* V. t. 175. f. 1737 — 39.), wie vorige Art gestaltet, aber purpurroth, alle Windungen oben eckig, der Länge nach gefaltet, die Schale gefurcht, die Furchen höckerig, die letzte Windung von den übrigen getrennt.

b) Etwas gethürmt, Mündung dreieckig mit Falten (Trigonostoma.).

3) D. trigonostoma *Fovanne* Conchol. pl. 79. f. c. (fossil). (*D. Thon.*)

Delphinulus Montfort (Mollusca) s. den Art. Delphinula.

DELPHINUS, der Heilige, aus dessen früherm Leben man nichts Bestimmtes kennt, machte sich als Bischof von Bordeaux durch Verfolgungseifer der Ketzer bemerkenswerth. Er war einer von denen, welche die Priscillianer von der Erde zu vertilgen suchten, und soll auf dem Concil zu Saragossa 381 am meisten zur Verdammung der genannten Secte beigetragen haben. Von jetzt an ruhete er nicht eher, bis es ihm gelungen war, sie auch aus Aquitanien zu verjagen, wo sie sich aus den Gegenden der Garonne und der Loire nach dem Po zogen. Als aber kurz darauf ihr Anhang wieder laut wurde und einige derselben zu Bischöfen ernannt worden waren, brachte der eifrige Delphin 385 ein Concil zu Stande, auf welchem Priscillianus, Instantius u. a. von neuem verdammt und ihrer Würde entsetzt wurden. Auch wird ganz besonders von ihm erzählt, daß er den nachmals heiligen Paulinus getauft und durch seinen Unterricht den Grund zu dem gefeierten heiligen Leben des Mannes gelegt haben soll. Der Tag der Verehrung des heil. Delphin ist der 24. December (S. Martyrol. Rom. ad d. 24. Decbr.; S. *Paullinus* in Epistolis.). (*Fink.*)

DELPHINUS, Peter, General der Camaldulenser, machte sich verdient um die Verbesserung seines Ordens, vorzüglich im Hauptpunkte des Gehorsams. Da die Menge der Observanten und Conventualen sich unabhängig gemacht hatte von den Einsiedlern des Ordens, so verschaffte Delph. mit Zuziehung des frommen Paul Justinian durch Leo X. der Einsiedelei zu Camaldoli 1513 die Obergewalt wieder, und die Vereinigung des ganzen Ordens kam hauptsächlich dadurch zu Stande, daß aus den Mönchen der Observanz und aus den Einsiedlern der General wechselsweise gewählt wurde. (*Fink.*)

DELPHINUS, Aegidius, General der Minoriten von der Observanz seit 1500, wird als ein unruhiger Kopf getadelt, der in allen Dingen der Observanz entgegen arbeitete und so viele Spaltungen veranlaßte, daß endlich selbst die Conventualen nicht mit ihm zufrieden waren. Die dem Papst Julius II. von ihm als leicht auszurichten dargestellte Vereinigung der Conventualen und Observanten mißglückte so sehr, daß die Kardinäle dem unruhigen General riethen, sein Amt selbst niederzulegen, damit ihn nicht Ärgeres treffe. Nach langem Streite gab man ihm endlich 1510 das Erzbisthum von Ragusa, damit er, wie Helyot schreibt, das Amt nicht ohne einige Ehre verließe. (*Fink.*)

DELPHINUS *Linné* (Mammalia), Delphin. Eine Gattung der Wallthiere (Cetacea, s. den Art.) oder Wallfischartigen, und zwar der zweiten Familie, der sogenannten Blaser, d. h. derjenigen, welche mit Spritzlöchern [1]) versehen sind. Ihr Hauptkennzeichen besteht darin, daß sie lauter einfache, meist kegelförmige Zähne in beiden Kinnladen haben. Diese Zähne sind oft in großer Anzahl vorhanden und steigen von $\frac{9-9}{9-9}$ zu $\frac{50-50}{50-50}$, ja Cuvier spricht sogar von 60; nur bei einigen Arten finden sich in der Regel in dem Unterkiefer nur zwei gekrümmte, oder gar keine Zähne, was zum Theil das

---

rtèbres Paris 8. vol. VI. 11. (1822) 231 — 232. *Al. Brongart* Mémoire sur les terrains de sédiment supérieurs calréo-trappéens du Vicentin. Paris 1823 fol. *Defrance* taeau des corps organisés fossiles. Paris 1824. 8. p. 114. *Basterot* description géologique du Bassin tertiaire du d-ouest de la France (Bordeaux) in den Mémoires de la ciété d' hist. naturelle de Paris II. t. 1825. p. 1 — 100. oll *Handbuch der Petrefaktenk.* Dresden 1829. 12. S. 296. *rcel de Serres* géognosie des terrains tertiaires. Montp. ris 1829. 8. p. 108. Bronn Ergebnisse meiner ökonomisch-urbistorischen Reisen. II. 1831. S. 567 und 573. Br. Itas Tertiärgebilde und ihre organischen Einschlüsse. 1831. S. 60 . 65.

1) Über diese, sowie über das Anatomische dieser Thiere überhaupt und auch das der Delphine, vergl. d. Art. Cetacea.

von herrührt, daß diese Thiere überhaupt die Zähne sehr leicht verlieren. Bei einigen finden sich zahnähnliche Erhöhungen im Gaumen. Die Schnauze ist verschmälert, platt, die Spritzlöcher sind in eine verticale, mondförmige Öffnung, deren Ausbiegung meist nach der Mundseite gerichtet ist, vereinigt, der Körper ist lang und verdünnt sich nach der Schwanzflosse zu, auf dem Rücken steht eine oder ein Paar Flossen, die indessen mitunter auch fehlen. An der Brust stehen die zwei gewöhnlichen Flossen, welche bekanntermaßen nichts anderes als die Vordergliedmaßen sind. In den Weichen stehen zwei Zitzen.

In der Größe geben viele Delphine kleinen Wallfischen nichts nach; das Spritzloch öffnet sich auf einer verticalen Fläche, welche meist an den hintern Augenrand anstößt. Die Rückenflosse von dreieckiger Gestalt ist nichts, als eine Hautfalte mit Fett gefüllt, und fehlt selbst manchmal denjenigen Arten, welchen sie eigentlich angehört, theils in Folge einer ursprünglichen Mißbildung, theils der Verwundung in den verschiedenen Kämpfen, welche diese Thiere sich bald unter einander, bald mit andern großen Seethieren liefern. Die Brüste liegen zu den Seiten der After- und Geschlechtsöffnungen. Der Rand der Geschlechtsöffnung ist bei Männchen und Weibchen lebhaft rosenroth gefärbt, die Ruthe der Männchen, obgleich mit einem Knochen versehen, ist doch in den Grund einer Vulva zurückziehbar, welche aus zwei Längswülsten gebildet wird, so daß es auf den ersten Anblick schwer wird, die Männchen von den jungen Weibchen zu unterscheiden. Mehre Arten sind nicht allein durch das auffallende Größenverhältniß ihres Schädels, sowie durch die Größe ihres Gehirns, sondern auch durch die Größe und Tiefe desselben merkwürdig.

Die enthusiastischen Verehrer der alten Erzählungen, welche dem Delphin eine so freundschaftliche Zuneigung zu dem Menschen, ja man möchte sagen, eine Art von Bildung zuschreiben, könnten die Maße für sich benutzen, nach welchen Ebel und Sömmering die Verstandeskräfte der Thiere ermessen. Nach diesem Maß, welches in dem Verhältniß des größten Gehirndurchmessers zu dem des Rückenmarks an seiner Wurzel besteht, würde der Delphin um die Hälfte mehr Verstandeskräfte als der Mensch besitzen, welches offenbar eine Übertreibung wäre, weshalb denn auch Desmoulins aus dieser Thatsache die Unrichtigkeit eines solchen Maßstabes beweisen zu können glaubt. Auch hat derselbe Schriftsteller in seiner Anatomie und Physiologie des Nervensystems gezeigt, daß ungeachtet der Anzahl und Tiefe der Hirnwindungen beim Delphin sein Gehirn im Verhältniß zur Totalmasse ungefähr halb so klein als das des Menschen ist, daß also die Masse der Verstandeskräfte, welche sich aus der Berechnung der Gehirnfläche zu der übrigen Körpermasse ergibt, der Wahrheit viel näher kommt, als andere angenommene Verhältnisse. Der eigentliche Ursprung aller ältern und neuern Erzählungen über die Zuneigung des Delphins zum Menschen, seinen Verstand und selbst seinen Geschmack für die eigentlich menschlichsten Künste, Dichtkunst und Musik, möchten aber ihren Grund in folgenden Thatsachen haben. Große Truppen Seefische, welche um so zahlreicher sind, als die Schiffe zahlreich bemannt sind, oder je mehr Schiffe zusammensegeln, begleiten fortwährend die Schiffe. Diese Legionen von Fischen werden durch den Auswurf der Schiffsküchen und andern Unraths angezogen, in welchem sie eine reiche Nahrung finden. Die Delphine, welche ebenso wie die Haye diese Massen von Fischen verfolgen, sammeln sich also um die Schiffe und halten sich in der Nähe derselben, um beständig leichte und reiche Beute zu haben. Der Mensch an sich ist also keineswegs die Veranlassung und der Grund, warum sie den Schiffen folgen. In ihrer Begleitung finden sich immer die gefräßigen Haye, welche zu Menschenfreunden zu machen, sicherlich Niemanden einfallen wird, und dennoch ziehen sie aus derselben Ursache mit wie die Delphine. Da aber diese letztern in Folge ihrer Organisation sich nur mit kleiner Beute begnügen müssen, so hat der Mensch in abgeschmackter Eingenommenheit von seiner Dankbarkeit diesen Thieren ein Verdienst aus solcher Nothwendigkeit gemacht, aus keinem andern Grunde, als ihm dies auch hinsichtlich seiner Nebenmenschen zu begegnen pflegt. Endlich geschieht es auch blos aus reiner Spielerei, daß die Delphine dem Schiffe folgen. Quoy sah sie oft bei seiner Reise auf der Urania, der Fregatte, welche in einer Stunde 9 bis 11 Knoten zurücklegte, ebenso voran eilen, wie etwa Hunde sich ein Vergnügen daraus machen, vor einem schnell rollenden Wagen herzuspringen. Auf diese Weise sieht man zwei, drei oder vier Delphine, manchmal auch blos einen einzigen, ihre Geschwindigkeitsübungen anstellen, und indem sie im Zickzack unter dem Bogspriet des Schiffs oft während ganzer Tage lang hinschwimmen, oft vier bis fünfmal den Weg machen, den ein Schiff zurücklegt, welches in der Stunde 4 und 5 Knoten zählt. Diese Thatsache reicht wol hin, um eines Theils die unermüdete Geschwindigkeit dieser Thiere, andern Theils den Ungrund der von ihnen existirenden Erzählungen darzuthun, welche letztere höchstens noch bei den Leuten Glauben finden können, die in ihrem Leben nie zur See waren.

Bei der Beobachtung solcher Massen von Delphinen hat nun Moreau de Jonnés Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß man die Arten keinesweges, weder nach den Farben, noch nach der Vertheilung derselben unterscheiden kann und darf, indem diese selbst nach den Individuen sich verschieden zeigen. Die eigentlichen Kennzeichen müssen vom Skelett und hauptsächlich vom Schädel hergenommen werden. Dieser letztere ist nach Cuvier (Ossemens fossiles VIII, 1.) bei den Delphinen sehr erhaben, sehr kurz, hinten sehr gewölbt, die Hinterhauptsleiste umgibt oben den Kopf und steigt seitlich in der Mitte der Schlafbeinkämme herab, die sich viel weiter nach hinten ziehen als jene. Die große gewölbte Hinterhauptsfläche wird durch das Hinterhauptsbein, das Zwischenbein und die Seitenwandbeine, welche ... in ein Stück verwachsen, gebildet. Die Seiten-

beine steigen an jeder Seite in der Schläfengegend zwischen den Schläfen und dem Stirnbein herab und erreichen dort das hintere Keilbein. Vorn und oben endigen diese Seitenwandbeine hinter der Hinterhauptsleiste, und die Kieferbeine nähern sich ihnen sehr zur Seite. Hieraus folgt, daß das Stirnbein außen nur eine schmale Binde darstellt, welche sich an jedem Ende erweitert, um den Augenhöhlenrand zu bilden. Wenn man aber das Kieferbein, welches eben diesen Rand der Augenhöhle und fast die ganze vordere Schädelfläche verdoppelt, wegnimt, so sieht man, daß das Stirnbein in der That bei weitem größer ist, als es außen scheint. Wie bei den andern Cetaceen sitzen die beiden mehr oder weniger kubischen Nasenknochen in zwei Höhlungen in der Mitte dieses Stirnbeinbandes. Die Nasenlöcher dringen senkrecht vor diesen Knochen ein, ihre hintere Wand wird durch den Körper des Ethmoidalknochens gebildet, der meistens ganz undurchbohrt ist und höchstens Löcher für die Gefäße hat. Das Pflugscharbein, die Scheidewand der Nasenlöcher, hängt mit dem Ethmoidalbein wie gewöhnlich zusammen. Hinter der Schnauze erweitern sich die Kieferbeine in ein breites Blatt, welches den ganzen Augenbogen und die Hirnsinus des Stirnbeins bedeckt, mit Ausschluß der Binde, welche sie vom Hinterhauptsbein trennt. Sie treiben auf diese Weise die obere Öffnung der Nasenlöcher bis an den Nasenknochen, die Zwischenkieferbeine begrenzen die Nasenöffnung von vorn, und erstrecken sich bis an das Ende der Schnauze oberhalb und zwischen den Kieferbeinen. Das Jochbein bildet die Augenhöhle von unten und ist nach vorn mit dem Kiefer- und Stirnbein verbunden, es verlängert sich nach hinten in einen rückenförmigen Fortsatz, der sich mit dem Jochfortsatz verbindet. Dieser Fortsatz ist mit der hintern Augenhöhlenapophyse des Stirnbeins verbunden, woraus hervorgeht, daß der ganze eigentliche Jochbeinbogen dem Schläfenbein angehört, das eigentliche Jochbein steht nicht damit in Verbindung; das Felsenbein und die Trommelhöhle, welche frühzeitig in ein Stück verwachsen, sind mit Bändern an eine Wölbung befestigt, welche durch vorspringende Blätter des seitlichen Hinterhauptbeins, des Grundbeins, des flügelförmigen Fortsatzes des Keilbeins und des Schläfenbeins gebildet werden, auch das Seitenwandbein hat Antheil an dieser Wölbung, und so findet sich denn das Schläfenbein fast ausgeschlossen von der Bildung der Hirnwände. Die Zähne endigen ziemlich vor der Augenhöhle, indem das Kieferbein nur zur obern Wölbung derselben, nicht aber zur untern und seitlichen Wand beiträgt; die Gaumenbeine, die innern flügelförmigen Fortsätze des Keilbeins entwickeln an jeder Seite hinter den Nasenlöchern weite Zellen, welche durch Säcke von Schleimhäuten, wie die Kieferbein- und Stirnbeinsinus bei andern Säugethieren, ausgekleidet sind. Jedes Gaumbein biegt sich in einen unregelmäßigen Ring auf sich selbst zurück, um die Basis der großen Höhle zu bilden, welche das Kieferbein oben deckt. Die Öffnung, durch welche der zweite Ast des fünften Nervenpaares trit, befindet sich oberhalb der Augenhöhle. Man bemerkt weder einen Thränenknochen noch eine Thränenhöhle. Das Sehloch, an seiner gewöhnlichen Stelle, ist von mittlerer Größe. Die Höhe der Hirnhöhle ist größer als ihre Länge, der türkische Sattel ist fast verschwunden. Nach Bärs Untersuchung ist der Braunfisch zwar allerdings mit Riechnerven versehen, indessen nur in verkümmertem Zustande (Isis XIX, 944.).

Die Sinne der Delphine scheinen ebenso stumpf, als die der Wallfische und Cachelots zu seyn. Die Ohrhöhle, versenkt in die dicke Masse des Felsenbeins, scheint nur ein geringes Gehör anzudeuten, ebenso kann der Geruch nach dem eben angegebenen nur schwach seyn, und der Geschmack nicht minder, wegen der fest gewachsenen Zunge. Nur das Gesicht scheint wegen der Bildung der Spinnwebenhaut, deren concave Fläche bei einigen Arten eine perlgraue Farbe hat, etwas besser zu seyn, auch läßt dieses Thier sich in grünem Wasser leichter nahe kommen, als in ganz durchscheinendem.

Weder über die einzelnen Arten dieser Thiere, noch über ihre Naturgeschichte ist man ganz im Reinen, da man zu wenig Gelegenheit hat, dieselben zu beobachten und viele Beschreibungen, ja selbst Abbildungen nur auf flüchtigen Beobachtungen auf der offenen See beruhen, viele Autoren auch nur immer wieder die ältern Angaben abgeschrieben und ohne Kritik Arten aufgestellt haben.

Man hat die Arten in mehre Abtheilungen gebracht, welche als Untergattungen betrachtet worden sind. Nach ihnen wollen auch wir die Arten aufzählen.

I. Delphinorhynchus *Lacépède*. Die Schnauze sehr lang und dünn, nicht durch eine Furche von der Stirn getrennt; die Kiefern fast linienförmig, mit zahlreichen Zähnen besetzt; auf dem Rücken eine einzige Flosse oder statt deren eine schwach erhabene Längsfalte.

1) D. Geoffroyi *Desmarest*. (Mammal. 512. 753. — D. frontatus *Cuvier*. Ossemens fossiles V. t. 22. f. 8. Cran. — D. rostratus *Shaw?* — D. Shawensis *Desm.?* — Dauphin à bec mince *Cuv.* regne animal.). — Die schmalen Kiefern sind sehr lang, linienförmig, die Stirne stark gewölbt, der Körper ist oben perlgrau, unten weiß, auf dem Rücken mit einer einfachen Längsfalte. Im Ganzen wenig bekannt. Geoffroy Saint Hilaire hat ein Exemplar von Lissabon gebracht, welches auf jeder Seite der Kiefern 24 oder 25 Zähne hat. Es ist 7 Fuß lang, die Schnauze 8 bis 10 Zoll, der Rücken ist grau, der Bauch und die Augenkreise weiß, und es ist unbestimmt, ob sie ursprünglich diese Farbe hatten, oder sie erst durch die Präparation erhielten. Der Körper ist lang und cylindrisch, das Vaterland unbestimmt.

D. canadensis *Desmarest*, mit sehr erhabener Stirn, sehr spitziger, scharf abgesetzter Schnauze und weißer Körperfarbe, aus dem canadischen Meer, ist eine unbestimmte Art, vielleicht zur eben beschriebenen gehörig.

2) D. coronatus *Fremenville* (Bull. d. l. Soc.

philom. III. n. 56. t. 1. f. 2. A. B. — *Cuv. Lesson* etc.). — Die Kiefern sind in eine sehr lange, spitzige Schnauze ausgezogen, der Unterkiefer ist länger, von den sehr spitzigen Zähnen finden sich im obern auf jeder Seite 24, im untern 15, die Rückenflosse ist nur klein, etwas näher und steht mehr nach dem Schwanz zu, die Schwanzflosse ist mondförmig, auf der Stirn stehen zwei gelbe, concentrische Kreise, die Länge beträgt 30 bis 36 Fuß, und das Vaterland ist das Eismeer bei Spitzbergen.

3) D. Bredanensis *Cuvier* (Ossem. foss. V. t. 21. f. 7. 8. Cran. — D. rostratus id. Annal. de Mus. XIX, 9.). Die Schnauze ist von mittelmäßiger Länge, platt gedrückt, in jeder Kinnlade stehen auf jeder Seite 21 bis 23 dicke Zähne, die Stirn ist mehr flach, die Rückenflosse mondförmig und steht fast in der Mitte des Rückens. Die Länge beträgt 8 Fuß, und es findet sich diese Art an den Küsten der Niederlande.

4) D. Gangeticus *Lebeck.* (Neue Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. III. t. 2. — *Home* in Phil. Transactions 1818. t. 20. Platanistae *Plinius* hist. nat. IX. c. 15. *Curier* Oss. foss. V. t. 32. f. 8 — 10. — Susuk der Indier). Die Schnauze sehr lang, sehr schmal, zusammengedrückt, oben und unten jederseits etwa 30 Zähne, die Rückenflosse sehr kurz, die Brustflossen fast fächerförmig, an der Spitze abgestutzt, der Körper oben gräulich, unten weißlich, die Haut sehr glänzend. — Von allen Delphinen hat dieser die längste Schnauze, denn sie mißt mehr als ⅘ des Kopfes; am Ende ist sie etwas stärker. In der Jugend sind die Zähne alle lang, gerade, zusammengedrückt, sehr spitzig, und die vordern länger als die hintern. Mit zunehmendem Alter nutzen sie sich an der Spitze ab und erweitern sich an der Wurzel, wo sie eine streifige Form annehmen und eine Art von sehr kleinen Wurzeln bekommen, nach dieser Formveränderung aber ausfallen, wenn ihre Höhlung gefüllt ist. Das Spritzloch bildet eine gerade Längslinie. Das größte Individuum neuerer Zeit, von Duvaucel eingesendet, ist 7 Fuß 3 Zoll lang. Die Schnauze mißt 14 Zoll bis an die Stirn und 17 bis an das Ende der Mundöffnung. Die Brustflosse ist 1 Fuß lang und am Ende 7 bis 8 Zoll breit. Der auffallendste Charakter am Schädel dieser Art besteht darin, daß die Kieferbeine, nachdem sie wie bei den andern Delphinen die Stirnbeine bis an die Kämme der Schläfenbeine bedeckt haben, jedes eine große Knochenwand bildet, welche sich nach der andern hinneigt und mit derselben eine große Wölbung oberhalb des Spritzapparats bildet. Diese beiden Knochenplatten sind fest auf den zwei vordern Dritttheilen ihres innern Randes mit einander verbunden, hinten aber entfernen sie sich von einander, um einen Durchgang für das Spritzloch zu bilden. Die Vereinigung dieser beiden Knochenwände unterstützt den Kamm, der äußerlich auf der Stirne dieses Thieres sich zeigt. Der größte Theil des Raumes, den sie bedecken, ist mit einer dicht faserigen, batten Substanz erfüllt. Der Kopf dieses Delphins unterscheidet sich außerdem von denen aller andern Arten durch die Größe des Jochfortsatzes der Schläfenbeine, der im Verhältniß mit der Größe des Schläfes steht, er verbindet sich mit dem hintern Fortsatz des Stirnbeins für die Bildung der Augenhöhle und ist wenigstens doppelt so groß, als der größte jeder andern Art. Die Masse der Trommelhöhle und des Felsenbeins ist also ganz zwischen das Schläfenbein und die benachbarten Theile des Hinterhauptbeins eingefügt. Die Symphyse erstreckt sich wie bei den Cachelots bis an den letzten Zahn, und ist halb so lang als der ganze Kopf. Die Nackenwirbel sind so deutlich wie bei den vierfüßigen Thieren, und ziemlich stark, obgleich kurz. Am vierten, fünften und sechsten dieser Wirbel befindet sich eine zweite Reihe von ihrem Körper ausgehender Querfortsätze, welche länger sind, als die ihnen analogen Normalen. Es finden sich 11 oder vielleicht 12 Rückenwirbel, und die Zahl der übrigen beträgt 28. Am ersten Finger befindet sich nur ein Glied, vier an den drei folgenden, zwei am letzten. Dieser Delphin lebt haufenweise im Ganges und steigt in diesem Fluß so weit herauf, als derselbe schiffbar ist, hält sich aber am zahlreichsten in dem das Delta bildenden Arme desselben auf.

II. Delphinus *Blainville.* Mit mittelmäßig langer Schnauze, die in der Basis breit, an der Spitze gerundet und von der Stirn durch eine Furche getrennt ist; die Kiefern sind an der Wurzel erweitert und der ganzen Länge nach mit zahlreichen Zähnen bewaffnet. Nur eine Rückenflosse.

5) D. Boryi *Desmarest* (Mammal. 514. 757. — Dictionaire classique d'hist. nat. planch. fasc. 2. n. 1. f. 1.). Die Schnauze ziemlich lang, ganz platt gedrückt, am Kopfe am breitesten, der Kopf wenig [illegible] haben, die Rückenflosse in der Mitte zwischen Kopf und Schwanz; der Körper oben zart mäusegrau, unten blos aschgrau mit verloschenen, blaugrauen (nach dem Tode verschwindenden) Flecken, die Seiten des Kopfes weiß, scharf abgeschnitten. Von der Größe des gemeinen Delphin, im Ocean zwischen Madagaskar und Isle de France, auch an den westlichen Küsten Neuhollands.

6) D. Delphis *Linné* (Delphinus, *Plinius* und den ältern Autoren, *Δελφὶς Aristoteles.* — Schreber Säugethiere. Taf. 343. *Cuv.* Ossem. foss. V. t. 21. f. 9. 10. Schädel. — *Guérin* Iconogr. Mammif. pl. 47. f. 1.). Gemeiner Delphin, Tümler, Tummler, eigentlicher Delphin, Saufisch, Springer. Dauphin französisch, bei den Matrosen Oie de mer, engländisch Dolphyn.

Mit mittelmäßig großer, platt gedrückter Schnauze, welche etwa halb so lang als der Kopf ist, an beiden Seiten unten und oben mit 42 bis 47 fast kegelförmigen, spitzigen Zähnen, die Rückenflosse ziemlich vorstehend, etwas jenseit der Körpermitte nach hinten stehend, an der Spitze gebogen und der Körper oben schwärzlich, unten weiß. — Dieser Delphin ist ungefähr 6 bis 7 Fuß lang, seine Brustflossen sind von mittelmäßiger Größe und sichelförmig, die Schwanzflosse ist in der Mitte ausgerandet, ihre beiden [illegible] ner nicht sehr spitzig und wenig verlängert, der Sch[illegible]

ist vor der Wurzel etwas zusammengedrückt und erscheint so unten und oben kielförmig. Die schwarze Farbe des Rückens bildet nach der Seite einen herabsteigenden Winkel, die Seiten sind graulich, der Bauch weißlich. Der Schädel dieser Art ist an der schmalen, langen Schnauze mit etwas längerem Oberkiefer kenntlich, die oben gewölbt, unten platt ist; der Hinterkopf ist fast halbkugelig; die Schläfe treten in einen vorspringenden, abgerundeten Winkel nach hinten; die Nasenbeine sind etwas mehr breit als lang; die Mitte des Gaumens bildet einen Längsvorsprung, der von der Spitze bis an die Pyramide der hintern Nasenöffnung sich erstreckt, zur Seite derselben liegt eine längliche Vertiefung, und das Gaumengewölbe wird erst gegen die Spitze hin flach. Die Zunge dieses Delphins ist besonders gegen die Wurzel mit sehr kleinen Wärzchen besetzt, vorn in schmale sehr kurze und stumpfe Lappen zerschlitzt, übrigens sehr fleischig und gilt für ein gutes Gericht. Die beiden Spritzlöcher vereinigen sich in eine Öffnung, welche fast oberhalb des Auges liegt, das letztere Organ befindet sich fast in der Richtung des äußersten Punktes der Vereinigung beider Kiefern; der Gehörgang erscheint äußerlich als eine sehr enge Öffnung. Der Kraft, welche dieses Thier in seiner Schwanzflosse hat, verdankt es seine große Behendigkeit, welche sich namentlich auch in bedeutenden Sprüngen über die Wasserfläche zeigt. Die Haut ist ganz glatt, fühlt sich sanft an und ist glänzend in Folge des sie immer bedeckenden Fettes; unter derselben liegt auch eine dicke Fettlage; das Fleisch ist hart und meist von übelm Geruch. Das Weibchen soll 9 oder 10 Monate trächtig seyn, ein, höchstens zwei Junge gebären und dieselben sorgsam führen und kräftig vertheidigen. Auch Männchen und Weibchen sollen treulich zusammenhalten. Dieß ist derjenige Delphin, von dem man annimt, daß er dasselbe Thier sei, welches die Alten unter diesem Namen kannten. Man stützt sich bei dieser Annahme auf die platte Schnauze, welche dieses Thier in den alten Abbildungen zeigt. Indessen erscheinen eben diese Abbildungen keineswegs so der Natur getreu, als man diese Treue sonst von den alten Bildnern gewohnt ist; und diese mitunter von einander sehr abweichenden Abbildungen, verglichen mit den Beschreibungen von der Lebensweise und den Sitten dieses Thieres, haben Cuvier zu genauern Nachforschungen und Prüfungen veranlaßt, als deren Resultat sich ergibt, daß die Alten unter dem Delphin, theils wirklich dieses Thier, theils auch Hayfische verstanden. — Diese Art lebt überhaupt in den europäischen Meeren. Auch findet man auf Guadeloupe fossile Knochen, welche dieser oder einer nahe verwandten Art angehören möchten.

Zu vorstehender Art dürfte vielleicht gehören D. Pernettyi *Desmarest* (*Pernetty* Voyage. p. 99. t. 2. f. 1.). Der Kopf vorn aufgeschwollen, die Schnauze ziemlich spitzig, Oberkiefer länger als unterer, zahlreiche spitzige Zähne, Rückenflosse näher am Schwanz als am Kopf, Rücken schwarz, Bauch hellgrau, schwarz und stahlblau gefleckt.

Ungewiß, ob eigene Arten, sind folgende Delphine, da sie meist nur im Meere, näher nicht beobachtet wurden.

8) D. cruciger *Quoy* et *Gaimard* (Voyage de Freycinet. t. 11. f. 3. 4.). Der Körper mit einem schwarzen Kreuze gezeichnet. Im Meere zwischen Neuholland und dem Cap Horn unter 49 Grad südlicher Breite.

D. albigena, *iidem* (ib. f. 2.). An den Seiten des Kopfes eine weiße Binde. Im neuholländischen Ocean unter 50° Breite. Vielleicht das Junge vom vorigen.

9) D. maculatus *Lesson* et *Garnot* (Voyage de la Coquille. p. 183.). Der Kopf in eine lange, schmächtige Schnauze verlängert, der Körper im Verhältniß seiner Länge schmächtig, die Flossen stark und groß, die Rückenflosse an der Spitze oft gespalten, der Körper oben graugrün, an den Seiten und am Bauche schmutzig, mit runden, weißen, rosenroth eingefaßten Flecken. Sechs Fuß lang. Bei den Gesellschaftsinseln u. s. w.

10) D. dubius *Cuvier* (Ossem. foss. V, 295.). Der Kopf kleiner als bei Delphis, die Schnauze schmäler, mehr zugespitzt, der Unterkiefer fast kegelförmig, in der Mitte nicht angeschwollen, auf beiden Seiten oben und unten 36 bis 38 Zähne. Nur nach Schädeln bestimmt. Das Vaterland unbekannt.

11) D. Tursio *Fabricius* (Fauna groenlandica. p. 49. — *Bonaterre* Cétologie. t. 11. f. 1. — Schreber Säugethiere. Taf. 344. Bottle nose whal *Hunter* Philos. Trans. 1787. t. 18. Dauphin vulgaire *Camper* Cetacés. t. 35. 36. 39. 40. Schädel. — *Cuvier* Oss. foss. V. t. 21. f. 3. 4. Schädel. t. 23. f. 23. 29. Wirbel. f. 22. a. Humerus. t. 23. f. 18. Schulterblatt). Der große Delphin, franz. le souffleur. Die Schnauze kurz, breit, platt, auf beiden Seiten oben und unten 21 bis 23 kegelförmige, meist abgestumpfte Zähne, die Rückenflosse näher am Schwanz stehend, der Körper sehr dick, oben schwärzlich, unten weißlich. — Diese Art mißt 9 bis 10 Fuß in der Länge. Ihr Schädel verhält sich zu dem von Bredanensis wie der vom Dubius zum Delphis. Die Schnauze ist breiter, kürzer, flacher, aber die Schläfe haben dieselbe verhältnißmäßige Größe, die Nasenbeine sind kleiner und reichen nicht bis an die Zwischenkieferbeine; das Pflugscharbein wird an zwei Stellen der untern Seite sichtbar, einmal zwischen den Kiefern und Gaumenbeinen und dann weiter nach vorn zwischen den Zwischenkieferbeinen und den Kieferbeinen. Die Halswirbel, obgleich schwach, sind doch immer deutlich, Rückenwirbel sind 13, und außerdem 38 Endwirbel vorhanden; am ersten Brustbeinknochen findet sich kein Loch, und dessen Seitenwinkel sind weniger scharf als bei Delphis. Diese Art lebt im mittelländischen und grönländischen Meere und im Ocean, und man hat dergleichen bei Sturmfluthen in der Seine bis fast nach Paris heraufsteigen sehen.

12) D. niger *Lacépède* (Mém. du Mus. d'hist. nat. IV. 475.). Die Schnauze sehr lang, sehr flach; auf beiden Seiten, oben und unten, mehr als 12 Zähne; auf dem Rücken eine sehr kleine Flosse, der Schwanzflosse näher als den Brustflossen; der Körper schwarz,

der Mundwinkel, sowie der Rand der Brustflossen und der Schwanzflosse weiß. Nach einer japanischen Abbildung aufgestellt.

13) D. Malayanus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coquille. t. 9. f. 5.). Der Schwanz an der Basis kielförmig, die Rückenflosse steht in der Mitte des Körpers und ist an der Spitze ausgeschnitten; das Spritzloch steht nahe an den Augen; der Kopf ist stark gewölbt, die Stirne plötzlich abschüssig und an der Wurzel der langen Schnauze mit einer tiefen Rinne ausgefurcht; die Zähne sind zahlreich, der Körper einförmig grau. Fast 6 Fuß lang. Ward im Meere zwischen Borneo und Java gefunden.

14) D. lunatus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coq. t. 9. f. 4. Funenas in Chili). Die Formen plump, die Schnauze zugespitzt, die Rückenflosse zugerundet, der Körper oben blaß braungelb, unten weiß, welche Farben auf den Seiten in einander übergehen, auf dem Rücken vor der Flosse ein brauner, halbmondförmiger Fleck. Die größte Länge 3 Fuß. In der Conceptionsbai in Chili.

15) D. minimus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coq. p. 185.). Mit zugespitzter Schnauze, braunem Körper und einem weißen Fleck an der Spitze der Schnauze. Größte Länge 2 Fuß. Haufenweise in dem Äquinoctialmeere bei den Salomonsinseln.

D. Bertini *Desmarest* (Mammal. p. 516. 768. Dauphin de Bertin *Duhamel* Traité des pêches II. t. 10. f. 3.). Die Stirne stark gewölbt, die Schnauze sehr dick, die Augen über und nahe an der Mundfläche liegend, der obere Kiefer zahnlos, die Brustflossen stark erhöht, die Rückenflosse sehr klein. — Ist vielleicht ein junger Cachelot (Physeter). Das Vaterland ist unbekannt.

III. Oxypterus *) *Rafinesque*. Der vorigen Untergattung ähnlich, aber mit zwei Rückenflossen.

D. Mongitori *Rafinesque* (Précis de Sémiologie. p. 13.). Mit zwei Rückenflossen. Im mittelländischen Meere bei Sicilien.

16) D. Rhinoceros *Quoy* et *Gaimard* (Voyage de Freycinet. t. 11. f. 1.). Auf der Stirne (?) eine hornförmige Flosse, der Körper oben schwarz und weiß gefleckt. Doppelt so groß als die folgende Art. Im Äquinoctialocean unter 5° 28′ der Breite. — Ist noch eine sehr ungewisse Art, da sie nur auf der hohen See, nicht ganz in der Nähe beobachtet wurde.

IV. Phocaena *Cuvier*. Die Schnauze kurz, gewölbt, die Zähne zahlreich, unregelmäßig, auf dem Rücken eine Flosse.

17) D. Phocaena *Linné* (Fauna suecica. 2. p. 17. 51. Schreber Säugethiere. Taf. 342. — *Lacépède* Cétac. t. 20. f. 2. Skelett. Pander und d'Alton die Skelette der Cetaceen. — *Geoff.* et *Cuv.* Mammifères. Vol. III. — Phocaena *Rondelet*, *Gesner* etc. Φώκαινα, Tursio, Marsouin *Belon*. Meerschwein Martens Spitzbergen. S. 92. — Niser *Egede* Grönland. S. 60. — Porpesse *Shaw*. General Zool. II. t. 229. 230. 231.) Meerschwein, Braunfisch, französisch Marsouin, engl. The porpoise. Die Schnauze kurz zugerundet; beiderseitig oben und unten 21 bis 2[illegible] Zähne, welche zusammengedrückt, zugerundet und [illegible] weder glatt oder gestreift sind, welches letztere vielleicht vom Alter herrührt; die Rückenflosse steht fast in der Mitte des Körpers; die Farbe ist oben schwärzlich, unten weißlich. Dieses Thier findet sich fast in allen Meeren, mit Ausnahme des mittelländischen, es erreicht eine Länge von 9 Fuß und hat die Gestalt eines in die Länge gezogenen Kegels, der Kopf erscheint ebenfalls als ein sehr kurzer Kegel, dessen Basis mit der des Körpers verbunden ist. Oberhalb der Augen ist der Kopf etwas aufgeschwollen, die Augen selbst sind klein, liegen in einer Höhe mit der Mundspalte, haben eine gelbliche Iris und eine dreieckige Pupille. Oberhalb derselben liegt die ganz kleine Ohröffnung. Die Mündung der Spritzlöcher bildet einen nach vorn gekehrten halben Mond und liegt oberhalb des Raumes zwischen Auge und Mundöffnung. Die sehr tief liegende Brustflosse steht dem Raume zwischen Auge und Rückenflosse gegenüber, die Schwanzflosse ist in zwei große Lappen ausgerandet. Die Haut dieses Thieres fühlt sich sehr sanft an und ist oben tief dunkelblau oder eigentlich schwarz gefärbt. Sie bedeckt eine dicke Lage Fett, aus dem Thran gewonnen wird, weshalb man ihn stark verfolgt. Der Braunfisch nährt sich nur von kleinern Fischen, Lachsen, Heringen ꝛc. Die Begattung fällt in den August, und es sollen dann oft 10 bis 15 Männchen einem Weibchen so eifrig folgen, daß oft eins und das andere auf den Strand geräth. Das Junge soll im Juni zur Welt kommen, wird lange gesäugt und soll der Mutter ein Jahr lang folgen.

18) D. leucocephalus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coquille. p. 184.). Die Rückenflosse verlängert, zugespitzt, der Körper tiefgrau, Kopf und Hals ganz rein weiß, der Kopf kurz zusammengedrückt. Länge 6 Fuß. Im gefährlichen Archipel.

19) D. bivittatus *Lesson* et *Garnot* (Bulletin des Sc. nat. et de Géologie. VII. p. 373.). Die Schnauze kurz, kegelförmig; der Körper verkürzt, glatt, oben und in den Seiten schwarz, unten weiß; zwei breite, unterbrochene Binden in der Mitte des Körpers, welche auf beiden Seiten in die schwarze Farbe hinein ragen; die Rückenflosse von mittlerer Größe, die Schwanzflosse ausgeschnitten, die Brustflossen schwach, weiß, vorn schwarz gerandet. Im südlichen Ocean.

20) D. superciliosus *iidem* (Zool. de la Coq. taf. 9. f. 2.). Mit 30 Zähnen auf jeder Seite des Oberkiefers, im untern 29. Schnauze kegelförmig, Körper oben schieferfarben, in den Seiten und unten weiß, über den Augen eine weiße, bis an die Stirn vorragende Binde. Vier Fuß lang. Im südlichen Ocean.

21) D. Orca *Linné* (Mantissa Plantarum. II. 523. — *Fabr.* Schreber Säugethiere. Taf. 34. Delph. gladiator *Bonaterre* — *Lacépède*. D. Aries

*) Diesen Namen führt auch eine Vogelgattung, aber erst in neuerer Zeit.

Plinius? — *Gèrard* Dict. d. Sc. n. *Desmarest.* — D. Duhamelii *Lacépède*, Gèrard l. c. — D. Grampus *Desm.* Nouveau Dict. d'hist. nat. — D. ventricosus *Hunter* Philos. Trans. 1787. t. 16? — *Lacépède.* t. 15. f. 3? *Schreber.* t. 341.? alior.? — Phocaena Gladiator *Lesson* Man. de Mammal. — P. Grampus *ib.* — P. ventricosa? *ib.* — Orca *Rondelet*, *Gesner* Butzkopf. Martens Spitzb. Butzkopf *Egede* Grönland. Ej. Schwertfisch *ib.* f. p. 48. excl. Desor. — Epaulard *Cuv.* regn. anim. — Ossem foss. V. t. 22. f. 3. 4. Cran. — Agluck *Pallas* Zoogr. ross. — Aguluch *Chamisso*, Nov. Act. nat. cur. XII. t. 20. f. 9.) Butzkopf, Buttkopf, Nordkaper (fälschlich Pottfisch), Sturmfisch, Speckhauer, Schelfinne, Schwertfisch. — Die Schnauze sehr kurz zugerundet, oben und unten auf beiden Seiten 11 starke, kegelförmige, fast hackige Zähne, die hintern in die Quere abgeplattet, die Stirne sehr gewölbt, die Rückenflosse sehr hoch spitzig, Körper und Schwanz in die Länge gezogen, jener oben nebst einem Fleck über den Augen weiß. Der Schädel hat eine breite, kurze Schnauze wie bei Phocaena, aber die vordere Gegend an den Nasenlöchern ist vertieft, statt gewölbt, die Nasenknochen sind klein, das Pflugscharbein wird am Gaumen nicht sichtbar, die Schläfe, tief ausgehöhlt, sind vom Hinterhaupt durch Kämme getrennt, welche stärker vorspringen, als die Schläfenkämme selbst. Es ist dies die größte Art der Gattung, welche 20 bis 25 Fuß lang wird; sie lebt viel von Heringen, welche sie in großer Anzahl verzehrt, ist aber auch der gefürchtetste Feind des Wallfisches, der von diesen Delphinen so lange gehetzt werden soll, bis er den Rachen öffnet, worauf sie ihm die Zunge ausfressen. Der Butzkopf lebt in großer Menge in den nördlichen Meeren, verirrt sich aber mitunter auch in die größern Flüsse. So ward im J. 1787 in der Themse einer von 24 Fuß Länge, im J. 1793 ein anderer von 30 Fuß Länge, und in der Loire einer von 18 Fuß Länge gefangen.

D. intermedius *Gray* (Annals of Philos. new Ser. 1827. n. 11. 376.). Der Schädel kommt im Bau sehr mit dem der folgenden Art überein, aber im Oberkiefer stehen auf beiden Seiten 11, im Unterkiefer 10 Zähne. Von der vorigen Art, mit welcher diese hinsichtlich der Anzahl der Zähne übereintrifft, weicht sie ab durch die kleinern Schläfengruben, durch die Breite der Schläfennath, durch den großen Raum, an den sich die Hinterhauptsmuskeln anheften, und welcher nicht weniger als 7 Zoll breit ist.

22) D. griseus *Cuvier* (Annales du Mus. XIX. t. 1. Schreber Säugethiere. Taf. 345.). Die Schnauze kurz und stumpf, die Stirne gewölbt, nur wenige Zähne, welche sogar oft in der obern Kinnlade fehlen, die Rückenflosse hoch und zugespitzt, die Farbe oben schwarzblau, unten weißlich, welche beide Farben an den Seiten in einander übergehen. Diese Art erreicht eine Länge von 7 bis 11 Fuß, die Rückenflosse ist 14 Zoll hoch, an der Wurzel 15 Zoll breit. In den europäischen Meeren.

D. Rissoanus *Cuvier* (l. c. XIX. p. 12. t. 1. f. 4.). Diese Art aus dem mittelländischen Meer ist mit der eben angegebenen vielleicht identisch. Sie erreicht eine Länge von 9 Fuß, der Kopf ist stumpf, etwas gerundet, die Rückenflosse ist mittelmäßig hoch, hinten ausgeschnitten und steht dem Schwanze näher als dem Kopfe, die Brustflossen sind groß, zugespitzt und sitzen sehr tief, der Körper ist oben dunkel, unten weiß, und der weiße Fleck über den Augen fehlt.

23) D. globiceps *Cuvier* (Annales du Mus. XIX. t. 1. Ossem. foss. V. t. 21. f. 11. 12. 13. Schädel. — *Schreb.* t. 345. f. medioc. — D. melas *Traill* Nichols. Journ. XXII. 810. fig. — D. deductor *Scoresby* — Catodon Swinewal *Lacépède* Cétac. — Narwal edenté *Camper* Cétac. t. 22—34. Schädel.). Die Schnauze sehr kurz, zugerundet, Zähne oben und unten auf beiden Seiten 9 bis 13, welche indessen oft auch fehlen, der Kopf ist ausnehmend stark gewölbt, die Rückenflosse nicht sehr hoch, ausgeschnitten und steht näher am Schwanze, die Brustflossen sind sehr schmal, der Körper ist oben glänzend schwarz, grau oder schwarz, und hat unten eine weiße Längsbinde, welche auf der Kehle sich mitunter in eine Querbinde erweitert. Die Jungen haben noch keine Zähne, in mehr vorgerücktem Alter zählt man 10 in jedem Kiefer. Bei den Alten fallen die Zähne aus, sodaß im Oberkiefer keine, im Unterkiefer nur 8 oder 10 übrig bleiben. Von 60 Stücken, welche an der französischen Küste gestrandet waren, hatten einige die Rückenflosse ganz oder zum Theil verloren. Scoresby sah bei Spitzbergen Züge von 1000 Stück, welche eines der großen Individuen anzuführen schien. Im Jahre 1815 trieb man 310 Stück auf die schottländischen Küsten, im December 1806 strandeten 92 an einer der Orcaden. Als an der Nordwestküste von Frankreich ein Junges aufs Trockne getrieben wurde und schrie, folgte ihm die ganze Heerde von 70 Stück, und alle geriethen aufs Trockne, wo sie starben. Nur ein altes Männchen lebte 5 Tage. Sie ächzten sehr laut, es waren unter ihnen nur 7 erwachsene Männchen und 12 Junge, wovon das kleinste nur 7 Fuß maß. Die Euter der Mütter waren voll gelblich weißer Milch. In den Mägen fand man Überbleibsel von Stockfisch und Sepien, das Fleisch wurde gegessen. In den nördlichen europäischen Meeren.

D. feres *Bonaterre* (Cétac. p. 27.), gehört vielleicht zu dem eben beschriebenen. Die Schnauze ist kurz und zugerundet, die Kiefern sind von gleicher Länge, in jeder stehen 20 ungleiche, eiförmige, zweilappige, an der Spitze zugerundete Zähne, der Körper ist einfarbig schwärzlich. Vielleicht ist diese Art, welche sich im mittelländischen Meere findet, die Orca des Plinius.

V. Delphinapterus *Lacépède.* Der Kopf stumpf, die Schnauze kurz, kegelförmig, oder verlängert, die Anzahl der Zähne verschieden; die Rückenflosse fehlt.

25) D. Leucas *Pallas* (Reise. III. t. 79. — D. albicans *Fabricius* Fauna Groenl. — Delph. Beluga *Lacépède* Cétac. — Balaena albicans *Klein* Miss. de Pisc. II. — Weißfisch Martens Spitzb. Hitfish *Scoresby* Account II. t. 14. *Cuv.* Oss. foss. V. t. 22.

f. 5. 6. Schädel.). Weißfisch, Beluga. Der Kopf stumpf, die Schnauze kegelförmig, kurz, oben und unten auf beiden Seiten 9 stumpfe, kurze Zähne, die obern sind nach vorn, die untern nach hinten gerichtet. Diese Art wird 12 bis 18 Fuß lang. Statt der Rückenflosse bildet sich eine eckige, schwache Erhabenheit, die Brustflossen sind kurz und eiförmig, die Schwanzflosse ist schwach ausgerandet und hat spitzige Lappen. Die Alten verlieren die Zähne bald. Diese Art lebt in den nördlichen Meeren, lebt von Fischen, soll im Frühjahr ein blaues Junges werfen, gibt wenig Thran, ihre Erscheinung aber wird als Zeichen eines guten Wallfischfanges angesehen.

25) D. Peronii *Lacépède* (Cétac. p. 317. — D. leucorhamphus *Péron* Voyage. I. p. 217. t. 1. — *Lesson* et *Garnot*, Zool. de la Coq. t. 9. f. 1. *Cuv.* oss. foss. V. t. 21. f. 5. 6. Schädel.). Die verschmälerte Schnauze ist vom Kopfe durch eine tiefe Furche getrennt, auf beiden Seiten oben und unten stehen 39 Zähne, der Körper ist zierlich gerundet, oben blauschwarz, die Spitze der Schnauze, die Seiten, die Brust und Schwanzflossen sind silberfarben, der Rand der Flossen braun. Die Länge beträgt 5 Fuß 8 Zoll, der Umfang 24 Zoll, die Rückenflosse fehlt gänzlich. Gegen den Südpol unter dem 45sten Grad südlicher Breite.

D. Kingii *Gray* (Annal. of Phil. New. Ser. n. 11. 1827. p. 375.). Die Form und Structur des Schädels kommt der des Weißfisches am nächsten, doch ist die Schnauze über die Hälfte kürzer, der Kiefer in der Gegend der Spritzlöcher viel schmäler, der Schädel mehr kugelig und das Spritzloch der Schnauze näher, im Oberkiefer stehen auf jeder Seite 9 bis 10, im Unterkiefer 9 kleine, gebogene, kegelförmige Zähne. Von dieser Art ist nur der Schädel bekannt, welcher von Neuholland gebracht wurde und vielleicht einer der oben beschriebenen neuholländischen Arten angehört.

VI. Hyperoodon, Anarnacus *Lacépède*, Monodon *Fabricius*, Uranodon, Ancylodon *Illiger*, aliorq. — Heterodon *Blainville*. Epiodon *Rafinesque*. — Wenige oder keine Zähne. Der Oberkiefer länger und breiter als der untere. Meist eine, seltener keine Rückenflosse.

26) D. Dalei *Geoffr.* et *Cuvier* (Mammif. fasc. 53. D.? edentulus Schreber. t. 347. D. bidens id. t. 346. — D. bidentatus *Desmarest*. D. Diodon *Gérard*. — D. Hunteri *Desmar.* D. Sowerbyi *id.*. D. Chemnitzianus *id.* Heterodon Chemnitzianum, Sowerbyi, Dalei, Hunteri, *Lesson* Manuel. — Balaena rostrata *Chemnitz*, Beschäft. d. Ges. nat. Freunde z. Berlin. IV. 183. — Bottle nose whale. *Dale* History and Antiquities of Herrich. p. 44. — *Hunter* Philos. Trans. 77. taf. 19. Dauphin à deux dents *Bonat.* Cetac. t. 11. f. 3. — D. Diodon *Lacépède.* t. 13. f. 3.). — Die Stirn gewölbt, die Spritzlöcher nach vorn gerichtet, der Gaumen glatt, an der Rückenflosse eine kielförmige Linie.

Diese auch Butzkopf genannte Art ist, wie die Citate zeigen, unter mancherlei Namen beschrieben worden. Der Körper ist spindelförmig, der Kopf einigermaßen vom Rumpf unterschieden, die Kiefern bilden eine fast cylindrische Schnauze, von der Stirn unterschieden, die Zähne fallen bald aus, die Brust und Rückenflosse klein, die Schwanzflosse sehr breit und ist auf beiden Seiten mehr oder weniger deutlich gekielt. Die Farbe ist oben dunkel schwarzgrau, unten weißlich. In den europäischen nördlichen Meeren.

28) D. Hyperoodon *Desmarest* (Mammal. 521. 784. — *Cuv.* Ossem. foss. V. t. 24. f. 19 — 21. Schädel. f. 22. Kiefer. f. 23. Schulterblatt. D. Butzkopf. Nouv. Dict. d'hist. nat. IX. Hyp. Butzkopf *Lacépède* Cétac. — *Gérard* Dict. d. sc. nat. — *Isid. Geoffr. St. Hil.* Dict. classiq. d'hist. nat. n. VIII. — Balaena rostrata. *Camper* Cétac. t. 13 — 16.). Die Schnauze platt und zugerundet, die Röhren des Spritzloches nach hinten gebogen, Unterkiefer und Gaumen mit spitzigen Zähnchen besetzt. Der Schädel weicht bedeutend von dem der Delphine ab. Er ist besonders durch die Bildung der Kiefern merkwürdig, an deren Seitenrändern sich an jeder Seite ein senkrechter Kamm gleich einer Art Mauer erhebt, denn die beiden Kämme vereinigen sich nicht wie bei dem Ganges-Delphin um eine Wölbung zu bilden. Der Gaumen ist etwas kielförmig, welches eine Verwandtschaft mit den Wallfischen anzeigt. Die 7 Halswirbel sind alle mit einander verwachsen, und von den 38 andern sind 9 mit Rippen versehen. In dem Unterkiefer stehen nur 2 Zähne, welche nicht einmal immer äußerlich sichtbar zu seyn scheinen, die Höcker im Gaumen, welche oben erwähnt wurden, haben ziemlich das Ansehn von Zähnen. Die gemeinschaftliche Öffnung der beiden Spritzlöcher hat das Ansehn eines Halbmondes, dessen Spitzen jedoch nicht wie bei den andern Delphinen nach vorn, sondern nach dem Schwanze zu gerichtet sind, denn noch aber sind die innern Kanäle der Spritzlöcher so gerichtet, daß der Wasserstrahl nach vorn ausgeworfen wird. Die Flossen haben folgende Stellung: die Brustflossen stehen sehr niedrig und sind weniger als $\frac{1}{12}$ so lang, als das ganze Thier, die Rückenflosse ist um $\frac{1}{3}$ kürzer als die Brustflosse, sie steht nicht weit von der Schwanzflosse, welche $\frac{1}{4}$ der ganzen Länge mißt und deren Lappen ausgerandet sind. Das Thier wird gegen 24 Fuß lang und ist von dem vorigen vielleicht nicht verschieden, mit welchem es Cuvier wenigstens verbindet. Im nördlichen atlantischen Ocean.

D.? spurius *Fabric.* (Fauna groenl.) und D. Epiodon. (Epiodon Urganantus *Rafinesque*) scheinen der vorigen Art, der erste vielleicht der Gattung nicht anzugehören.

Die Verwirrung in dieser ist groß. Möchten die Naturforscher, welche an Küsten wohnen, oder große Seereisen machen, baldigst einiges Licht in die Synonymik dieser Thiere zu bringen suchen. Nicht einmal darüber ist man einig, welcher Art dies oder jenes Skelet angehört *). (*D. Thon.*)

DELPHINUS (Paläozoologie). Außer den 14—16 von Lacépède, Gerardin, Cuvier u. A. aufgestellten lebenden Arten von Delphinus (einschließlich Phocaena), welche unter allen Breiten, zumal aber in de

*) S. den Art. Cetacea.

Nähe des Eismeeres vorkommen, und 7 bis 24' Länge erreichen, kennt man die fossilen Reste von 5 Arten, deren eine oder zwei identisch mit den vorigen sind.

A) Subgenus *Delphinus* Cuv.

1) *Delphinus....?....* *Silv. Grateloup* in Annal. général. des scienc. phys. III. 68. *Cuv.* oss. V. 1. 316. *Delphinus, Delphis* (Lin.). Holl Petref. 70; von Lin.

Diese Art, so weit man sie kennt, ist dem gemeinen Delphin ähnlich, nur sind die Zähne etwas anders gekrümmt, ihre Wurzeln höher und die Knochenleiste längs der innern Seite der Zahnreihe fehlt.

Man hat das Stück eines Unterkiefers von 0m,08 Länge, 0,026 Höhe und 0,013 Dicke mit 8 Zähnen und der Alveole eines neunten. Die Zähne sind 0,008 hoch, 0,005 an der Basis dick, 0,004 von einander entfernt, dünn und spitz, mit etwas verdickter Basis, ein- und rückwärts gebogen, mit schwarzem, glänzendem Schmelze überzogen, während der Knochen ockerbraun ist. Die Wurzeln sind 0,01—0,013 dick, oberwärts verdickt, unterwärts hakenförmig. — Größe und Form der übrigen Theile so genau als möglich wie am gemeinen Delphin; nur daß die eine Breite längs der Zahnfurche des Kieferknochens fehlt, wie das auch bei D. dubius, D. leucorhamphus, die ähnliche Zähne haben, eintrifft. In der Samlung Grateloups. Zu Sort, 2 Stunden von Dax, im Dept. des Landes von Borda entdeckt, in einem conchylienreichen Sande der Tertiärformation.

2) *D. Bordae.* Gavial, *Lacépède* hist. quadruped. ovip. 239. Dauphin à longue symphyse. *Cuv.* oss. V. 1. 312—315. tab. XXIII. fig. 4. 5. 9. 10. 11.

Delphinus Bordae. Holl Petrefk. S. 70.

Länge 9', also ⅓ mehr als bei D. Gangeticus. Die zwei Unterkieferäste vorn sehr lang verwachsen, wie nur bei D. Gangeticus und D. frontatus; die Symphyse breiter als hoch, die Zähne spitz, kegelförmig, zurückgebogen, mit dicker Basis und einem kleinen Höckerchen hinter derselben, größer, zahlreicher und dichter als bei D. frontatus.

Man hat einen Unterkiefer, welcher vorn und hinten abgebrochen ist, ein Bruchstück des Oberkiefers mit einigen Zähnen, welche noch mit glänzend braunem Schmelze überzogen sind; die Knochen ockerbraun.

Das Unterkieferstück ist im Ganzen nah 0,44 lang, vorn mit noch sehr langer Symphyse von 0,24, hinten mit einem noch auf 0,2 Länge erhaltenen Schenkel. Aus dieser Gesamtlänge (= 16") darf man wol auf einen ' lang gewesenen Unterkiefer schließen. Der Vorderrand ist 0,035 breit, 0,028 hoch, die Breite gleich hinter der Symphyse = 0,05. Der Durchschnitt des verwachsenen Theiles ist oben geradlinig, unten convex, beiderseits schief, wo die Zahnreihe sitzt. Längs der Verwachsung sieht man beiderseits noch 8, und hinter derselben im längern Aststücke 10 Zähne. Diese sind kegelförmig, spitz, an der Basis dick und an deren hinterer Seite mit einem stumpfen Höckerchen, ihre Spitze etwas zurückgebogen, ihre Wurzel dick, rund, nicht tief eindringend, die Dicke der Basis = 0,011, die Höhe über derselben 0,015, ihre Entfernung = 0,02, doch sind die hinteren kleiner und stehen dichter.

Das Oberkieferstück ist noch 0,16 lang, hinten 0,055, vorn 0,047 breit und daselbst 0,05 hoch, an beiden Enden abgebrochen. Eine tiefe Furche läuft längs der Mitte der Unterseite, und beiderseits derselben sind die Nähte, welche den Vomer vom Kieferknochen trennen. Auf der Seite ist die Naht vom Kiefer- und Zwischenkieferbein sichtbar. Letzteres scheint an seinem äußeren Stande vertikal gewesen zu seyn. Der Form nach nähern sich diese Theile am meisten jenen bei D. frontatus, und sie scheinen ziemlich weit vorn, am sechsten bis siebenten Zahne, gelegen zu haben. Das ganze Bruchstück ist von einer im senkrechten Durchschnitte eiförmigen Höhle durchzogen, die sich nach unten verschmälert. Die Zähne sind kegelförmig, etwas ein- und rückwärts gekrümmt, mit einem nur sehr schwachen Höcker an der hinteren Basis. An der Basis sind sie 0,011 lang, 0,009 breit und über derselben 0,016 hoch. Die Wurzeln verdicken sich und gehen rückwärts ziemlich tief in den Knochen.

Die lange Verwachsung der 2 Unterkieferäste ist vielmehr ein Charakter von Physeter als von Delphinus und findet sich unter den Delphinen nur bei D. frontatus und der Art vom Ganges. Aber die Zähne des Oberkiefers und die Anordnung der Knochen an demselben können nur einem Delphin angehören. Der Oberkiefer unterscheidet sich auch dadurch von dem des Gavial, weil er bei diesem breiter als hoch, ohne Längenfurche, ohne Vomer, ohne so weit zwischen den Kieferbeinen fortsetzenden Zwischenkieferbeinen und mit einem quadratischen Nasenkanal versehen ist.

Indessen sind die zwei eben erwähnten lebenden Delphinarten kleiner als die fossilen; der D. Gangeticus hat eine weit mehr zusammengedrückte Symphyse (während sie hier breiter als hoch ist) und anders gestaltete Zähne. Bei D. frontatus dagegen sind sie viel kleiner, dichter und zahlreicher. Die ganze Länge des Thieres mag 9' betragen haben, also ⅓ mehr als bei D. frontatus. — In den Naturaliensamlungen der Stadt Dax und im Pflanzengarten zu Paris. Fundstätte ebenfalls zu Sort, — mit voriger Art.

3) *D. stenorhynchus.* *Cuv.* oss. V. 1. 317—318. tab. XXIII. fig. 38.

D. stenorhynchus (*Cuv.*) Holl Petrefk. 70.

Der die hintern Nasenöffnungen umschließende, unter- und rückwärts sich pyramidenförmig erweiternde Vorsprung an der Unterseite des Oberkiefers ist bei den hintersten Backenzähnen noch nicht bemerkbar.

Man hat von dieser Art nur ein Oberkieferstück, bestehend in einem großen, vorn und hinten abgebrochenen Theile des Zwischenkiefer- und des rechten Kieferbeines, längs dessen äußerem Rande sich die Wurzelhöhlen von 17 der hintersten Zähne erhalten haben. Bis zum zwölften derselben bleibt der Knochen ziemlich gleich breit, nachher trit er aber mit der Zahnreihe etwas nach außen. Die 17 Alveolen nehmen eine Länge von 0,16 ein, bei der ersten bis zwölften ist der Knochen auf eine Erstreckung von 0,12 nur 0,025 breit, bei der siebzehnten

aber = 0,04. Von dieser bis zum abgebrochenen Ende hat er noch 0,09 Länge und hier 0,07 Breite, obschon der äußere Rand etwas abgerieben ist. — Dieses Bruchstück, rückwärts mit dem Gaumenbeine fortsetzend, ist wenig convex, sonst aber ohne Unebenheit, während kein Delphin bekannt ist, bei dem der pyramidenförmige, die hintern Nasenöffnungen umfassende Vorsprung sich nicht schon bei den hintersten Backenzähnen zu zeigen begönne. Im Pariser Naturaliencabinette. Aus einem conchylientrümmerreichen, tertiären Kalke des Dept. de l'Orne, neben Resten von Phoken und Lemantinen.

B) Subgenus *Phocaena Cuv.*

4) *D. platyrhynchus.* Brocchi Conchiol. I. 177—178. *Cortesi* Saggi geologici p. 46—50. tab. II. fig. 1. *Cuv.* oss. foss. V. 1. 309—312. tab. XXIII. fig. 1. 2. 3. Bronn Reisen I. 529 Anmerk.

D. platyrhynchus (*Cuv.*). Holl Petrefk. 70.

Thier 12′—13′ lang, Kopf von der Länge wie bei D. globiceps, aber ¼ schmäler, mit längerer Schnauze und $\frac{14}{14}$ Zähnen beiderseits; die Augenhöhlen kleiner, der Unterkiefer niedriger, der vorderen Brustbeinknochen quadratisch, mitten nicht durchbohrt, der dritte aber hinten mit einem tiefen und engen Einschnitte.

Man hat davon ein vollständiges und mehre unvollständige Skelette. Ersteres bietet einen fast ganzen Oberschädel, einen halben Unterkiefer, 7 Hals-, 26 Brust-, Lenden- und Schwanzwirbel, 13 Rippen von einer, 7 von der andern Seite, 4 viereckige Knochen vom Brustbein u. e. A. Der Kopf ist 1′ 10″ 9‴ (oder 0m,62) lang, 9″ (0,245) breit; die Blaselöcher stehen 1′ 9″ (oder 0,568) hinter der Spitze der Schnauze. — Der Unterkieferast ist 1′ 5″ oder 0,46 lang. Zähne sind viermal 14 vorhanden, kegelförmig, spitz, einwärts gekrümmt, die vorderen kleiner werdend, die längsten 2″ lang, alle noch mit blauem Schmelz überzogen. — Dieser Kopf ist daher im Verhältniß seiner Länge viel schmäler als bei D. globiceps, welcher 10, vielleicht aber auch 14 Zähne viermal hat, dessen Kopf ebenfalls 0,62 lang, aber nur 0,43 an den Augenhöhlen breit ist. An Fossilen sind ferner die Augenhöhlen kleiner, die Einsenkungen vor den Nasenhöhlen schmäler und tiefer, die Schnauze verhältnißmäßig länger, der Ausschnitt zwischen der Augenhöhle und der Schnauze ist schmäler und tiefer, der Unterkiefer verhältnißmäßig minder hoch als bei D. globiceps, letzteres auch minder als bei D. gladiator.

Wirbel und Rippen sind im Allgemeinen wie bei andern Delphinen. Der erste und zweite Halswirbel sind mit einander verschmolzen; der Hals hat 3″ 11‴ Länge. Dreizehn Brustwirbel nehmen 2′ 1″ 7‴ Länge ein. Darauf folgen 13 Lenden- und Schwanzwirbel. Aber noch viele der letzteren fehlen. Nach diesen Proportionen muß der aufgefundene Theil 12′, das ganze Thier aber 13′ Länge gehabt haben.

Ein erster Brustknochen ist wie bei andern Delphinen gebildet, so breit als lang, in seiner Mitte nicht durchbohrt und daher dem des D. tursio ähnlicher als dem des D. globiceps, wo er schmäler und durchbohrt ist. Der zweite Brustknochen hat nichts charakteristisches; der dritte ist länglich, hinten schmal gespalten, vorn wie bei D. griseus, aber schmäler und tiefer. — Extremitäten fehlend oder undeutlich.

In den Samlungen Cortesi's zu Piacenza, dann des Consiglio delle miniere zu Mailand. In den blauen Mergeln der jüngern Tertiärformation, bei Castell' arquato im Piacentinischen. Das ganze Skelett wurde 1793 daselbst 120′ hoch über dem Bette des Stramonte an einem Hügel, Torrazza, gefunden.

* *D. Phocaena* Lin. *Mantell* Geol. Trans. N. S. III. 201.

Überreste dieser noch lebenden Art, wobei ein 1′ langer Schädel, wurden in der Grafschaft Sussex in jugendlichen Alluvialablagerungen voll Trümmern noch dort lebenden Sumpf- und Seeconchylien gefunden. Der Schädel 10′ tief in blauem Thone an der Mündung des Cuckmere, andere Reste in den Beedingskreis. Unter den zahlreichen Resten des Piacentinischen, deren Brocchi und Cortesi gedenken, würden vielleicht noch andere Arten zu erkennen seyn *). (*H. G. Bronn.*)

DELPHUS, Ägidius, oder Gilles de Delft, Doctor der Sorbonne und Professor der Theologie zu Paris im Anfange des 16. Jahrhunderts, von Gyraldi und Erasmus als lateinischer Dichter gepriesen, schrieb: De cassis ortus mortisque Christi; Par. s. a. (wahrscheinlich um 1511.) 4.; ein Gedicht in Hexametern. Septem psalmi poenitentiales, noviter metrice compilati. In s. a. (um 1497). Erf. 1515. 4.; angehängt sind einige andere geistliche Gedichte. Eine Übersetzung des Briefes Pauli an die Römer, in lateinischen, heroischen Versen. Paris 1507, und mit einem Commentar des Gilbert Cousin, in den Werken des letztern, Basel 1562. Bd. 2. S. 168. Fol. Commentarius in Ovidium de remedio amoris. Par. 1495. 4. — Öfters wird dieser Autor mit einem andern Ägidius Delphensis, einem Professor zu Paris, der zu Ende des 12. Jahrhunderts lebte, verwechselt. Von diesem letztern hat man einen Commentar über Petri de Riga Aurora, eine Art von Auszug aus der Bibel in elegischen Versen, und ein Gedicht de poenis apud inferos, worin er die Ewigkeit der Höllenstrafen vertheidigt. — Johann Delpus oder Delphius von Delf, Coadjutor des Bischofs von Straßburg, wohnte 1541 dem Religionsgespräch zu Worms bei und schrieb: De potestate pontificia. Colon. 1580. 8. und De ... ecclesiae †). (B...)

*) Vergl. *Silv. Grateloup* in den Annales générales des sciences physiques III. 58. *Brocchi* Conchiologia fossile subapennina. Milano 1814. 4. I. 175—180. *Giud.* Cortesi Saggi geologici degli Stati di Parma e Piacenza. 1819. p. 45—67. tab. II. fig. 1. *Gerardin* (Artik. Cachalot) Dictionnaire des sciences d'hist. naturelle. Paris. 8. u. (1817). 38—83. Kruger urweltliche Naturgeschichte der ... nischen Reiche. Quedlinb. 1825. I. 220. *Cuvier* recherches sur les ossemens fossiles. Paris. V. 1. (1824). 273—... —318. u. 400. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. ... 12. 1829. S. 70. H. G. Bronn Ergebnisse meiner naturhistorisch-ökonomischen Reisen I. (1826). 528—531 Anmerk.; ... (1831). 466. 468.

†) *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 53 u. 60. Leyser poet. med. aevi. 756 u. 750. 990. Catal. bibl. Bunav. Vol. III. p. 2029. Biogr. univ. T. XI. (von Martens).

DELPHUSA kommt in dem Homeridischen Hym-
nus an Apollon V. 244, 247, 256, 276. der früheren
Ausgaben vor, an den übrigen Stellen Τελφοῦσα, an-
statt Τιλφοῦσα oder Τιλφοῦσσα, d. i. Τιλφώσσα, wie
bei Paus. 9, 33. (S. das. Sylburg). Der wahre Name
nach äolischem Dialekt der Böozier ist Τιλφῶσσα, wie in
Pindars Fragment b. Athen. II. p. 41. (S. Heyne zu
Apollod. 3, 7, 3. u. das. not. crit.). — Tilphusa war eine
Quelle bei Haliartos in Böozien. Nach dem angeführten
Hymnus verleitete die Quellennymphe den Apollon,
nicht an ihrem Quell, sondern zu Delphi seinen Orakel-
tempel zu errichten. Als Apollon sich dadurch getäuscht
fand, stürzte er einen Berggipfel auf den Quell und er-
richtete sich in einem benachbarten Hain einen Altar, auf
welchem man ihm opferte, und wovon er den Beinamen
Tilphusios (Delphusios) erhielt (Strabo 9. p. 283.).
S. übrigens Tilphussa. *(H.)*

DELPHYNE, auch Delphine und Delphines, —
denn er kommt männlich und weiblich vor (Schol. zu
Apollon. Rh. 2, 708.) — hieß der Drache, welcher nach-
mals Python genannt wurde. S. Pytho. *(H.)*

DELRIO, Del-Rio (Martin Anton), ein gelehr-
ter Spanier, Sohn eines spanischen Edelmanns, der
große Güter in den Niederlanden hatte, war den 17.
Mai 1551 zu Antwerpen geboren. Frühe schon äußerte
er ebenso viel Neigung als Talent zu den Wissenschaf-
ten, und nachdem er in Paris die Rhetorik und Philo-
sophie studirt hatte, begab er sich nach Douai und dann
nach Löwen, wo er den juristischen Lehrcurs machte, und
wurde 1574 auf der hohen Schule zu Salamanca Doc-
tor der Rechte. Nach seiner Rückkehr in die Niederlande
wurde er Senator bei dem Obergerichte von Brabant,
dann Intendant bei der Kriegsmacht, Vicekanzler und
endlich Generalprokurator. Der Freiheitskampf der Nie-
derländer gegen ihren grausamen Unterdrücker, den Kö-
nig Philipp II. von Spanien, hatte damals begonnen,
und da das Feuer der Zwietracht immer weiter um sich
griff, so entsagte Delrio dem Geschäftsleben, ging nach
Spanien und trat 1580 zu Valladolid in den Jesuiten-
orden. Seine Obern sandten ihn nach Löwen, um die
Theologie zu studiren, und nachdem er dieselbe absol-
virt hatte, lehrte er Sprachen, Philosophie und Theolo-
gie in den Collegien seines Ordens zu Douai, Lüttich,
Mainz, Gräz und Salamanca, wohin er 1604 kam. Zu-
letzt wurde er wieder nach Löwen gesandt, starb aber
daselbst den 29. Oct. 1608, drei Tage nach seiner An-
kunft. Sein Eifer zum Studiren war so groß, daß er
mehrers ganze Tage über den Büchern saß, ohne etwas
anderes zu genießen, als des Morgens einen Bissen Brod
in Wein getunkt. Er besaß viele, besonders philolo-
gische und historische Kenntnisse, verstand überhaupt
mehr als zehn Sprachen, war sehr belesen, hatte aber
wenig Beurtheilungskraft, war sehr leichtgläubig und
schrieb einen zwar reinen, aber affectirten und rauhen,
lateinischen Styl. Die bekannteste, aber nicht die beste
unter seinen Schriften, in welcher er die magischen
Künste, Teufelsbesitzungen, Zaubereien und dergl. in
Schutz nimt und seine Behauptungen mit einer Menge
von Mährchen und unglaubwürdigen Erzählungen unter-
stützt, führt den Titel: Disquisitionum magicarum li-
bri VI. Lovan. 1599. 4.; seitdem sehr oft: Mogunt.
Ursell. Colon. Francof. bis 1679; zuletzt Venet. 1746.
Vol. III. 4. [1]). Weit mehr Werth haben folgende un-
ter seinen vielen Schriften: C. Solini polyhistor a Del-
rio emendatus. Antw. 1572. 8.; eine neue Recension
nach Manuscripten, doch oft ohne Nachweisung des Grun-
des der Veränderung, aber merkwürdig als das Pro-
dukt eines 22jährigen Gelehrten, den Baillet deswegen
unter die enfants celèbres setzte. In Claudiani poe-
mata notae. Antw. 1572. 12., mehrmals gedruckt, z.
B. in der Ausgabe Claudians von Clavier. Paris 1602.
4. [2]). Syntagma tragoediae latinae in tres partes di-
stributum. Antw. Vol. III. 1593. 4. in 2 Bänden. Par.
1620. Vol. III. 4. in einem Band [3]). Miscellanea
scriptorum universi juris civ., duobus tomis distincta,
opus nunc a mendis stud. ac diligentia Pt. Brassaei
repurgatum et auctum. Lugd. 1606. 4.; vorher Par.
1580. 4. Florida Mariana, seu de laudibus virginis.
Antw. 1598; auct. Lugd. 1607. 8. Commentarius
rerum in Belgio gestarum. Colon. 1611. 4. (unter dem
anagrammatischen Namen Rolandus Miriteus Onatinus).
Adagialia sacra veteris et novi testamenti. Lugd. 1612.
4. Da man seine Arbeit, in Beziehung auf das neue
Testament, zu kurz und unbefriedigend fand, so schrieb
Andr. Schott: Adagialia in nov. Test. Antw. 1626. 4.
Delrio's lateinische Commentare über die Genesis (un-
ter dem Titel Pharus sacrae sapientiae), über das hohe
Lied und des Jeremias Klaglieder in 3 Quartbänden,
sind nicht unverdient vergessen [4]), wie seine polemischen
Schriften gegen Jos. Scaliger und mehre andere [5]).
(Baur.)

Delsberg s. Delemont.

---

1) Niceron sagt: Il entasse sans examen quantité de fables et de contes, que l'auteur adopte malgré leur puérilité et leur peu de vraisemblance. Vergl. Haubers bibl. magic. 1. Bd. 122. 2. Bd. 552.; und Thomasius vom Ursprung und Fortgang der Inquis. wider die Hexen 48. — Andr. Duchesne hat Delrio's Disq. mag. mit Abkürzungen ins Franz. übers. Par. 1611. 4. und 2 Bde. 8. Die Übersetzung wird dem Original vorgezogen. 2) S. *P. Burmannus*, minor, in praefat. ad Claudianum. p. III — VI. 3) Inhalt: Tom. I. Prolegomenon lib. 3; de tragoed lib. 1.; de L. A Senecae vita et scriptis lib. 1.; de versibus tragicis, maxime Senecae lib. 1.; fragmenta veterum tragicorum; opinationes in eadem Tom II. L. A. Senecae tragoediae novem; incerti auctoris Octavia: adversaria in has tragoed. Tom. III. Commentarius novus in easdem et indices. — Die erste (Antwerpen) Ausgabe enthält dasselbe und ist etwas schöner gedruckt. 4) Niceron sagt davon: L'auteur savoit le latin, le grec, l'hébreu et le chaldaique. Mais il faut qu'il n'ait su ces dernières langues que legérement, ou qu'il lui ait manqué quelque autre chose pour s'appliquer utilement à l'explication de l'ecriture; puisque les savans n'ont pas témoigné faire beaucoup de cas de tout ce qu'il a fait en ce genre. 5) Vita ejus, brevi commentariolo expressa. Antw. 1609. 4. Ribadeneira et Alegambe bibl. script. soc. Jesu. Bayle dict. und dessen Reponse aux questions d'un Provincial. T. I. 105. Pope-Blount censur. 885. Baillet jugemens. T. II. 199. T. V. 61. Crenii animadv. philol. P. IV, 76. P. IX, 197. 202. 251. J. Alb. Fabricii centuria plagiariorum 52. Joh. Fa-

DELSBO, ein Pastorat, im Jahr 1815 mit 3005 Seelen, in der nordschwedischen Provinz Helsingland, seit 1756 mit Postamt, dem einzigen in Nordhelsingland, bisher auch für die etwa 15 Meilen entfernte Provinz Herjeådalen. Die schöne, 1741 erbaute, steinerne Kirche hat, nächst Gefle, die größte Orgel in ganz Helsingland und Gestrikland, und Gemälde von hohem Kunstwerth. Das Kirchen-, Schul- und Armenwesen ist vorzüglich eingerichtet. Viehzucht und Kornbau sind Hauptnahrungszweige. Die geschmackvolle und zweckmäßige Tracht des weiblichen Geschlechts ist seit Jahrhunderten üblich. *(v. Schubert.)*

DELTA. Über das Delta in Ägypten s. Ägypten und Nil; über die Entstehung der Delta's s. Fluss. — Das astronomische D. s. Triangel. *(H.)*

DELTHYRIS (Paläozoologie) — von δέλτα und θύρις = deltaostiolum = Deltaöffnung —, ist ein Geschlecht, welches Dalman 1827 hauptsächlich für jene schwedischen Terebratuliten aufgestellt hat, welche ein dreieckiges Schloßfeld, und an dessen Mitte eine dreieckige oder deltaförmige Öffnung, aber dabei einen gebogenen Schloßrand besitzen, da die ähnlichen Arten, mit jedoch geradem Schloßrand, von Dalman in sein Geschlecht Cyrtia gebracht werden; so daß beide zusammen dem Geschlechte Spirifer *Sow.* oder Trigonotreta *König* entsprechen; denn die Spiralrollen sind im Innern der Spirifer-Schalen weder bei allen Arten vorhanden, noch diesem Geschlechte allein zuständig.

Delthyris: Testa aequilatera inaequivalvis, valva utraque convexa, saepius in medio jugata, vel canaliculata. Margo cardinalis transversus rotundatus, nate interruptus. Valva major rostro incurvo, imperforato, et sub rostro foramine deltoideo praedita.

Dalman beschreibt 6 schwedische Arten, nämlich: D. elevata, D. cyrtaena, D. crispa, D. subsulcata, D. ptychodes, D.? cardispermiformis, welche alle in jüngerem Übergangs- (Berg- oder Encriniten-) Kalk vorkommen, die D. subsulcata jedoch außerdem auch in älterem Übergangs- (Orthozeraliten-) Kalk. D. psittacina und D. jugata *Wahl.* werden nur zweifelhaft zu diesem Geschlechte gerechnet. L. von Buch hat indessen noch D. verrucosa und D. rostrata aus Württemberger Lias hinzugefügt, und eine beträchtliche Anzahl anderer Arten würde noch hinzukommen müssen. Da jedoch D. von den Arbeiten seiner Vorgänger zu wenig Kenntniß gehabt, und uns eine allgemeine Monographie aller Terebratuleen noch mangelt, nach welcher erst zu bestimmen seyn würde, ob Delthyris beibehalten wird oder nicht; so verweisen wir die Klassifizirung und Beschreibung der Arten auf den Artikel Terebratula. *(H. G. Bronn.)*

DELTOCHILUM *Eschholz* (Insecta), Käfergattung aus der Familie der Blätterhörner in der ersten Section oder den Pentameren, nach Sisyphus folgend, von Eschholz in seinen „Entomographien" S. 93 aufgestellt und folgendermaßen charakterisirt: die Labialpalpen mit zwei großen, flachen Gliedern, von denen das Wurzelglied innen hakenförmig; Lippe fast viereckig; die vorderen Schienbeine innen gezähnt, ohne Tarsen; der Thorax tief ausgerandet; Fühler 9 gliederig; die hintern Schienbeine verlängert, nicht erweitert. Am angezogenen Ort ist D. dentipes, als Typus Taf. I. f. 4 abgebildet. *(D. Thon.)*

DELTOÏDES *Latreille* (Insecta). Unter diesem Namen hat Latreille früher eine Abtheilung kleiner Nachtschmetterlinge, der Pyralis *Linnés*, aufgestellt, welche die Gattungen Botys, Hydrorampe und Aglossa umfaßte. In der neuen Ausgabe des règne animal Cuvier's hat er diese Benennung nicht mehr aufgeführt. *(D. Thon.)*

Deltoton s. Triangel.

DELUC, Jo. Andreas (eigentlich De Luc) einer der verdienstvollsten, unermüdlichsten und scharfsinnigsten Naturforscher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, geboren zu Genf 1727, starb zu Windsor den 8. Nov. 1807. — Die Neigung des Knaben für Mathematik, Physik und Naturgeschichte nährte der Vater, dieser, ein geschickter Uhrmacher, auf alle Weise; Jakob Franz Deluc, welcher 1780 in hohem Alter starb, nahm auch an den innern Bewegungen zu Genf thätigen Theil, und von ihm sind einige, diese Unruhen betreffende Flugschriften im Druck erschienen, sowie eine polemisch-theologische Schrift: Lettre sur les écrits de quelques savans incrédules. Genève 1762. — Joh. Andreas D., ein Freund von Rousseau blieb den Unruhen ebenso wenig fremd. Bei denjenigen des Jahres 1765 handelte es sich vorzüglich um die Frage, ob die allgemeine Bürgerversamlung das Recht habe, sich über jeden beliebigen Gegenstand zu berathschlagen und gegen den Rath Klage zu führen. Der Rath widersetzte sich und behauptete, es dürfe der Versamlung nichts anderes vorgetragen werden, als was zuerst vor dem Rathe vorgebracht worden; dies nannte man das Droit négatif, und daher entstanden die Parteinamen der Negatifs oder Anhänger des Rathes, und Repräsentanten die Mitglieder der Volkspartei. An diesen Streit knüpfte sich die Frage, ob dem großen Rathe der Titel des Souveräns ferner solle gestattet werden. Deluc gehörte zu den eifrigen Repräsentanten und erscheint 1766 unter der Zahl der Bürgerausschüsse. Im J. 1768 wurde er in diesen Angelegenheiten von der Repräsentantenpartei nach Bern und nach Paris gesandt, wo ihm seine wissenschaftlichen Verdienste sehr günstige Aufnahme bei dem Herzoge von Choiseul verschafften. Nach jenen

---

bricii hist. bibl. P. III, 840. Mém. du Niceron. T. XXII, 377. Sweertii Athenae belg. 551. Foppens bibl. belg. T. II, 847. Eberts bibliogr. Lex.

*) *J. W. Dalman* Uppställning och Beskrifning af de i Sverige funne Terebratuliter, Stockholm 1828. 8. p. 9-15. 36. 64. 67. 68. tab. III. fig. 3—8. (aus Kongl. Vet. Acad. Handlingar för år 1827. Stockh. 1828.). *L. von Buch* Recueil de planches de pétrifications remarquables (Berlin 1831.) pl. VII.

Rückkehr wurde er 1770 zum Mitgliede des großen Rathes gewählt, verließ aber bald nachher Genf und begab sich nach London, um sich ganz seinen Lieblingsstudien zu widmen. Während der Unruhen zu Genf im J. 1781 reiste er von London wieder nach Paris. Die mit vieler Einsicht abgefaßte Denkschrift über den ganzen Zusammenhang der Unruhen, welche er dem Minister Starganers übergab, findet man in Schlözers Statsanzeiger (Bd. 1. Stck. 4. S. 473.). — Deluc wurde von den königlichen Societäten der Wissenschaften zu London, Dublin und Göttingen zum Mitgliede aufgenommen, und im J. 1773 erhielt er die Stelle eines Vorlesers der Königin. Mit andern gelehrten Gesellschaften, namentlich mit den Akademien der Wissenschaften zu Paris und Montpellier blieb er als Correspondent in Verbindung; auch die holländische Societät wählte ihn zum Mitgliede. Im J. 1798 wurde er zum Professor der Philosophie zu Göttingen ernannt; er hielt sich aber von 1798 bis 1802 in Berlin, dann zu Hannover und hierauf bis 1806 zu Braunschweig als Vorleser der Herzogin auf. Nach der Schlacht bei Jena ging er nach England. — Die Früchte seiner vorzüglich in naturwissenschaftlicher Beziehung gemachten Reisen durch die Schweiz in den Jahren 1765 und 1770 findet man im 2. Bande seiner Recherches sur les modifications de l'atmosphère (Génève 1772. 4.), auch besonders unter dem Titel Relation de différens Voyages dans les Alpes du Faucigny, par Mr. D. (Deluc) et D. (Dentan, ein Genferischer Gelehrter im Haag) Maestricht 1776 [1]). Eine spätere Reise, die er 1774 und 1775 durch die Schweiz und vorzüglich durch die Alpen in Begleitung einer Engländerin machte, beschreibt er in den Lettres sur quelques Montagnes de Suisse, die anfänglich den ersten Theil seiner Lettres physiques et morales sur les montagnes et sur l'histoire de la terre et de l'homme (à la Haye 1778) ausmachten, dann aber abgesondert erschienen. Außer den naturwissenschaftlichen Belehrungen enthält diese Reisebeschreibung auch viel statistische Angaben. Andre naturhistorische Reisen machte er 1777 in dem Harzgebirge und 1778 in den Rheinlanden; letztere vorzüglich in geognostischer Rücksicht. Die Ergebnisse findet man auch in den Lettres physiques et morales. — Um die Verbesserung des Barometers hat sich Deluc bedeutende Verdienste erworben. Schon im J. 1762 hat er sein Werk Recherches sur les modifications de l'atmosphère vollendet; es erschien aber erst 1772 (Génève 2. Bd. 4. und teutsch. Leipz. 1776 und 1778). Unterdessen gab la Lande, dem es zur Prüfung übergeben war, einen Auszug (in der connoissance des mouvemens célestes. 1765), welcher Delucs Ruf begründete. Die Beobachtung, daß das Quecksilber immer höher steht, wenn die Oberfläche der Säule sich in einem weitern Theile der Röhre befindet, niedriger aber, wenn sie in einem engern Theile steht, daß es daher in Gefäßbarometern immer niedriger stand als in andern, und daß es keinen Unterschied macht, ob das Quecksilber gekocht ist oder nicht, — diese durch vielfältige Versuche von ihm gemachte Beobachtung führte ihn darauf, den beiden Quecksilberflächen gleiche Durchmesser zu geben und zu der einfachsten Art der Heberbarometer zurückzukehren. Seine Barometer bestehen daher aus einer durchaus gleichweiten Röhre, welche unten so gebogen ist, daß beide Schenkel genau parallel laufen. Neuere Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß wegen der ungleichen Wölbung des Quecksilbers im luftleeren und im offenen Schenkel die Degression desselben nicht in beiden die nämliche ist, wodurch der Vorzug des Heberbarometers vor dem Gefäßbarometer wegfällt. — Deluc erkannte auch, daß der wahre Vortheil des Kochens des Quecksilbers nicht blos darin bestehe, dasselbe, wenn das Barometer im Finstern geschüttelt wird, leuchtend zu machen, sondern daß auf diese Weise erst der Einfluß der Wärme auf das Barometer eine gewisse Regelmäßigkeit erhält. Durch das Abkochen allein wird nämlich die Luft, welche sich in dem leeren Raume aus dem Quecksilber sammelt, auf eine bestimmte, äußerst geringe Quantität gebracht, und der Stand der Barometer übereinstimmend gemacht, indem in einem Barometer nur ungefähr soviel Luft als in dem andern bleibt. Deluc war der erste, der über diesen für die Berichtigung der Barometerstände, für Höhenmessungen ꝛc. sehr wichtigen Punkt genauere Untersuchungen angestellt hat. Ebenso hat er wichtige Verdienste um die Verbesserung der barometrischen Höhenmessungen, theils durch seine eignen Versuche, theils durch die weitern Untersuchungen, wozu er den Anstoß gab. Die große Ungleichheit in den Höhenangaben Anderer gaben ihm vorzüglich Veranlassung zu den unausgesetzten Untersuchungen über das Barometer. Seine Untersuchungen über die Atmosphäre sind in dieser Rücksicht von bleibendem Werthe. — Die Barometerveränderungen selbst suchte er zuerst in den Recherches sur les modifications de l'atmosphère aus der größern Leichtigkeit der Dünste im Verhältnisse zur Luft zu erklären. Durch die aufsteigenden Dünste würde nämlich die Luft aus den Stellen, welche von Dünsten eingenommen werden, verdrängt; es würde also die mit Dünsten angefüllte Luft leichter als die reinere Luft, und das Quecksilber müsse fallen; sobald aber die Dünste herabgefallen, so kehre die schwerere Luft an ihre Stelle zurück und das Quecksilber müsse steigen. Allein späterhin gab er diese Meinung ganz auf und erklärte in den neuen Ideen über die Meteorologie (Berlin und Stettin 1787. 2. Bde. 8.) den Gegenstand so: die aufgestiegenen Dünste würden in der Atmosphäre durch einen unbekannten Prozeß in wirkliche Luft verwandelt, die dann nachher wieder zersetzt und in Wasser umgeschaffen werde. Durch diese Verminderung oder Vermehrung der Luft werde nun der geringere oder stärkere Druck derselben auf das Quecksilber erklärlich. — Die Ausdünstung selbst ist nämlich nach Deluc keineswegs eine Auflösung des Wassers durch die Luft, und er unterscheidet die Dünste von den luftförmigen Flüssigkeiten. Der Wasserdampf ist nach ihm das un-

1) Teutsch, in den Beiträgen zu der Naturgesch. des Schweizerlandes, mit Anmerk. von Wyttenbach. Bd. 1. Thl. 2. Auch im Hannöversch. Magaz. 1777. und besonders gedruckt. Leipz. 1777.

mittelbare Produkt der Ausdünstung, und aus einer schweren Substanz oder Basis, und einem leitenden Fluidum, von welchem er seine Elasticität hat, zusammengesetzt. Seine specifische Schwere ist um die Hälfte geringer als diejenige der gemeinen Luft. Das leitende Fluidum aber ist das Feuer oder die Wärme. Auf welche Art nun die Wärme sich mit Wasser verbinden mag, so wird das mit derselben vermischte Wasser leichter als Luft, muß also durch das leitende Fluidum in die Höhe gehoben werden. So oft also Wasser verdünstet, so wird ein expansibles Fluidum erzeugt, welches aus Wasser und Feuer zusammengesetzt ist, und mit der umgebenden Luft gleiche Elasticität hat, so lange es die Dampfsgestalt behält, aber durch einen gewissen Grad und Druck und durch Abkühlung zersetzt wird [2]). Diese Theorie hat besonders Parrot (in Voigts Magazin der Naturkunde 3. 1.) zu widerlegen gesucht. — Auf diese Ansichten von der Ausdünstung gründet sich dann natürlich Delucs Theorie von den wässerigen Lufterscheinungen, die er in den Neuen Ideen über Meterologie (Th. 2. Kap. 1.) entwickelt. Nicht weniger verdienstlich sind Delucs Untersuchungen über das Thermometer. Durch sehr mühsame Versuche gelang es ihm zuerst, eine genaue Vergleichung des Reaumurschen Weingeistthermometers mit dem nach diesem graduirten Quecksilberthermometer zu Stande zu bringen. Überdies aber wies er zuerst genau die Vorzüge des Quecksilbers vor dem Weingeiste für die zu wissenschaftlichen Beobachtungen bestimmten Thermometer nach, weil es später verdünstet und kocht als alle andern flüssigen Materien, später gefriert, sich dabei nicht ausdehnt, bis zum Gefrieren sich regelmäßig verdichtet, sich leichter von Luft reinigen läßt, sehr große Grade der Hitze und Kälte erträgt und größere Empfindlichkeit für die Veränderung der Wärme zeigt. Da übrigens der stärkere oder schwächere Druck der Atmosphäre in Rücksicht auf den zum Sieden des Wassers erfoderlichen Wärmegrad einen wichtigen Unterschied macht, die Wärme des siedenden Wassers aber als der obere feste Punkt des Thermometers angenommen ist, so stellte Deluc auch darüber sorgfältige Versuche an, um ein Gesetz über diesen Einfluß des Drucks der Atmosphäre auszumitteln, und die von ihm aufgestellten Formeln haben sich als ziemlich richtig erprobt. Er war auch einer der Mitglieder der im Jahr 1777 von der Societät der Wissenschaften zu London ernannten eignen Commission zu Untersuchung der festen Punkte des Thermometers. Deluc war ferner einer der ersten Physiker, welche mit Gründen nachwiesen, daß die Sonnenstrahlen an sich nicht warm sind, also nicht durch Mittheilung erwärmen, sondern daß sie nur die in den Körpern befindliche Wärme rege machen. (S. Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme, adressées à la Reine de la Grande-Bretagne. à la Haye 1779. Tom. 5.; teutsch mit einigen Abkürzungen: physikalische und moralische Briefe über die Geschichte der Erde und des Menschen). — Seine Theorie von der Wärme gründet sich auf das phlogistische System, und er ist der entschiedenste Gegner von Lavoisiers antiphlogistischem System geblieben. Daher er auch die wirkliche Erzeugung des Wassers durch das Verbrennen des Sauerstoff- und Wasserstoffgases nie zugab. Er behauptete fortwährend die Einfachheit des Wassers. Das Feuer setzt er unter die Classe der Dünste, welche er von den luftförmigen Stoffen unterscheidet. Die Stoffe beider Gattungen aber bestehen nach ihm aus einem schweren Stoffe und aus einem leitenden Fluidum. Dieses macht sich von selbst von dem schweren Stoffe frei, gibt ihm aber auch, wo es in größerer Menge vorhanden ist, mehr ausdehnende Kraft. Dieses leitende Fluidum oder die Ursache der Flüssigkeit des Feuers, mithin aller Flüssigkeit, ist das Licht; und er war der erste, welcher lehrte, daß das Licht mit den Luftarten eine chemische Verbindung eingehe und denselben eine bleibende, elastische Form gebe. Den schweren Stoff nennt er Feuermaterie (Brennstoff, Phlogiston). Durch die Verbindung des Lichtes mit der Feuermaterie wird nun die Wärme erzeugt, welche die Wirkung des freien Feuers in andern Substanzen ist, oder der wirkliche Grad der ausdehnenden Kraft des Feuers. Mit dieser ausdehnenden Kraft des Feuers ist die Wärme der Substanzen im Verhältnisse, nicht aber mit seiner Dichtigkeit, d. h. mit seiner Menge in einem gegebenen Raume. — Er behauptet, daß die meisten Körper verborgenes Feuer enthalten, und daß besonders in den luftförmigen Stoffen das Feuer das leitende Fluidum ausmache. Nach ihm hängt der Grad der fühlbaren Wärme mehr von der Erzeugung und Zersetzung der luftförmigen, flüssigen Stoffe, als von der Capacität der Körper ab, und die reine und brennbare Luft enthält besonders viel Feuer. Die Unterschiede der Luftarten leitet er von den verschiedenen Verwandtschaften ihrer Bestandtheile mit dem Feuer her. Übrigens erklärt er sich gegen die Meinung einer absoluten Leichtigkeit des Feuers. Das Feuer hat nach ihm als expansible Flüssigkeit ein Bestreben, sich nach allen Seiten auszubreiten, ist aber auch, wie alle atmosphärische Flüssigkeiten, gegen die Erde schwer und folgt daher bei seiner Verbreitung in der Atmosphäre den allgemeinen Gesetzen elastischer Stoffe. Die einzige Substanz, welche unsere Erde verlassen kann, ist das Licht; nicht als ob dasselbe gar keine Schwere habe, sondern nur wegen der Eigenschaft seiner Theile, sich in geraden Linien zu bewegen. Wenn die Theile der übrigen expansiblen Flüssigkeiten dieselbe Eigenschaft besäßen, so würde die Erde gar keine Atmosphäre haben. So aber ändern sie ihre Richtung unaufhörlich, und da die Gravitation sie aufhalte, so bleiben sie auf der Erde zurück. Deluc erklärte sich daher auch entschieden gegen Büffons Meinung von zunehmender Erkältung der Erde. Man sieht übrigens, daß seine Erklärungen sich auf das atomistisch-mechanische System von Lesage stützen, das blos auf Stoß und Bewegung beruht. Priestleys Materialismus hingegen widerlegt er in den Briefen über die Geschichte der Erde und des Menschen mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit.

2) Grens Journal der Physik. VIII, 141.

Nicht weniger anhaltend als die Bemühungen für Verbesserung des Barometers und Thermometers waren Delucs Untersuchungen, um zu festen Grundsätzen zu gelangen, nach welchen ein genaues Hygrometer zu verfertigen wäre. Es war dies besonders für seine Theorie über die Dünste in der Atmosphäre wichtig. Er gibt hievon sehr umständliche Nachrichten, theils in den Neuen Ideen über Meteorologie (Thl. 1. Abtheil. 1. Kap. 2 u. 3.), theils in den Philosoph. Transactions (Vol. 81. 1791 und 82. 1792, übersetzt in Grens Journ. d. Phys. Bd. 5. St. 279. und Bd. 8. S. 141.). — In eben diesem Werke (Thl. 1. §. 265.) entwickelt er auch seine Theorie von der Electricität. Er nimt ein einziges electrisches Fluidum an, welches mit den Wasserdünsten große Ähnlichkeit habe, und wie diese aus einem leitenden Fluidum und einer blos schweren Materie bestehe. Ersteres nennt er das electrische, leitende Fluidum, letztere die electrische Materie. Gegen Volta, welcher die Entstehung der atmosphärischen Electricität einzig von der Ausdünstung herleitet, behauptet er, daß in der Atmosphäre durch gewisse, noch unbekannte Operationen electrisches Fluidum gebildet und wieder zersetzt werde, wobei nach seiner Vermuthung vorzüglich das Licht wirksam sei. Daher vermuthet er auch, daß der Blitz durch eine plötzliche Erzeugung einer großen Menge electrischer Materie entstehe, indem die electrische Materie in der Atmosphäre nicht eher vorhanden sei, als bis sie sich durch Wirkungen zeige. Die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten des electrischen Fluidum und der Wasserdünste sucht er auf scharfsinnige Weise darzustellen, und so wie er überall auf Verbesserung der Beobachtungswerkzeuge ausging und dabei sein Räsonnement auf sorgfältige Versuche gründete: so strebte er auch ein sogenanntes Fundamentalelectrometer aufzufinden, nach welchem dann andere Electrometer für alle Fälle größerer oder geringerer Intensität der Electricität könnten verfertigt werden, wofür er dann electrische Megameter und Mikrometer angab. (Neue Ideen üb. Meteorol. Thl. 2. 894.)

Sehr merkwürdig ist ferner Delucs geologisches System. Einen Theil desselben, den er die histoire moderne nennt, und welcher mit der Sündfluth beginnt, hatte er schon in den Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre etc. entwickelt. Die histoire ancienne hingegen, oder die physikalischen Ursachen der Entstehung des Erdballes und der ursprünglichen Gebirge stellte er erst später dar in den Lettres sur l'histoire physique de la terre, adressées à M. le Professeur Blumenbach, renfermantes de nouvelles preuves géologiques et historiques de la mission divine de Moyse. Paris 1798 (teutsch im Goth. Magaz. Bd. 8. Stck. 4 u. Bd. 9. Stck. 1 u. Stck. 4.). Durchweg zeigt sich das Bestreben, die mosaische Schöpfungsgeschichte als zuverläßig zu begründen, und angenommen auch, daß Deluc keine Ahndung hatte, daß diese vorgefaßte Meinung Einfluß auf seine Vorstellungen und Erklärungen der beobachteten Naturerscheinungen habe, so ist doch nicht zu vergessen, daß eine vorgefaßte Meinung oft so viel Einfluß hat, daß unwillkürlich alle Erscheinungen sich in dem Vorstellungsvermögen zu Unterstützung derselben gestalten. — Er nimt ursprünglich eine primitive, aus blos schweren Elementen bestehende Materie an, lockere Körner ohne Zusammenhang und Verwandtschaft. Erst nachdem das Licht geschaffen war (das, wie oben bemerkt worden ist, bei ihm eine so wichtige Rolle spielte), wurden chemische Operationen möglich, welche das Ganze bildeten. Durch das Licht (das leitende Fluidum) entstand nun Feuer und Wasser, und es wurde ein schlammiges Gemenge von Elementen hervorgebracht, das gleich Anfangs Umdrehung und durch dieselbe sphäroidische Gestalt erhielt. Allmälig entstanden durch Verwandschaften Niederschläge fester Theile, welche um die Erde eine Rinde von Granit bildeten, während zugleich aus entwickelten, expansibeln Flüssigkeiten der Luftkreis entstand. Aber unter dem Granit blieb eine Schlammschicht zurück und in der Mitte ein Kern von staubartigen Theilen. Über dem Granit stand Wasser, in welchem dann andere Niederschläge Gneis, Schiefer und Wacke bildeten; aber das Wasser drang nach und nach durch die Granitrinde in die innere Schlammschicht. Dadurch entstanden Einsenkungen der verhärteten Masse, es bildeten sich Ungleichheiten und Höhlen, deren Decken endlich einstürzten; das Wasser stürzte hinein, und es kam mehr festes Land zum Vorschein. Auf diese Weise entstand das feste Land, auf welchem schnell, jedoch noch ohne Einwirkung der Sonne die Vegetation begann. Nun fing auch die Sonnenmasse an sich zu zersetzen, und in Vereinigung mit dem Lichte selbst nun Licht auf die Erde zu senden. Dadurch erhielt die Erde eine beständige Wärme. Dann wurden die Thiere des Meeres geschaffen, und durch neue Niederschläge bildeten sich Secundärformationen, Schichten von Kalkstein, die sich an den Granit anlegten, und worin man die ersten Spuren von Seethieren findet. Ein zweiter Einsturz unter dem Meere, in welchem er heftige Strömungen und Strudel annimt, ist die Ursache der ungeordneten Lage der Gesteine in den jetzigen großen Gebirgen, indem sich die Trümmer an die Scheidewände schief anlehnten. In diese Zeit setzt Deluc auch, jedoch nur als Vermuthung, die Anfüllung der Klüfte mit Erzen. Andere Niederschläge bildeten neue Kalksteinformationen, die viele Versteinerungen enthalten. Es folgten die Sandsteinflöze und die Salzlager, und die Vulkane begannen, indem das Wasser ins Innere drang, Schwefel und Eisen antraf und sie in Gährung setzte. Diese Periode dauerte nun bis zu einer großen Revolution der Erde, in welcher Deluc die Sündfluth erkennt, und mit deren Ausbruch er die Histoire ancienne schließt. Er weiset nun nach, daß seine Hypothese mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte ganz übereinstimme, in welcher er zwar auch willkürlich die sogenannten Schöpfungstage für Perioden hält, deren Dauer sich aber nicht bestimmen lasse. — Es kann hier natürlich nicht der Ort seyn, die Frage zu untersuchen, ob die Erzählung der Genesis Philosophem, Hieroglyphe, Mythus oder wahre Geschichte sey, und wie vielen Einfluß die letztere Annahme auf die Delucsche Hypothese

gehabt habe; aber begreiflich ist es, daß das mosaische „Es werde Licht, und es ward Licht“ noch ehe die Sonne geschaffen wird, auf Deluc wegen seiner Theorie vom Lichte einen ganz besondern Eindruck machen mußte. — Die jetzige Gestalt, fährt er dann fort, erhielt nun die Erde durch die Sündfluth. Durch die Ausbrüche der Vulkane ward der Boden des Meeres gehoben und weit herum das Land unterhöhlt. Hier und dort brachen einzelne Stellen, worunter auch waldige Inseln, ein; und daraus erklärt Deluc die große Menge fossilen Holzes. Zugleich mußte das Wasser in solche Einbrüche einstürzen; dadurch sank die Oberfläche des Meeres, aber es verstärkte auch die Gewalt des vulkanischen Feuers, wodurch das ursprüngliche feste Land ganz unterhöhlt und das furchtbare Gericht vorbereitet wurde, welches die Allmacht über das Menschengeschlecht verhängte. Aus den Tiefen brach das vulkanische Feuer hervor, ein großer Theil des festen Landes stürzte in den Abgrund, das Meer ihm nach, und bedeckte das bisherige feste Land, indessen sein bisheriges Bette allmälig trocken und zum festen Lande wird. Von daher kommt die jetzige Gestalt der Erde; das ursprüngliche feste Land liegt hingegen im Abgrunde des Meeres begraben. Das Alter des jetzigen Landes steigt daher nicht über 4000 Jahre, also nicht höher hinauf als die Sündfluth. Dies sucht Deluc aus der nicht beträchtlichen Dicke der Dammerde zu beweisen, indem er aus der Darstellung ihrer Entstehung und Vermehrung durch die Vegetation schließt, daß sie nicht von früher her datirt werden könne. Zu Beurtheilung dieser Theorie ist vorzüglich zu vergleichen: Reimarus über die Bildung des Erdballs und insbesondere über das Lehrgebäude des Herrn de Luc. 1802.

Die in dieser kosmogonischen Theorie sich darlegenden theologischen Ansichten bilden nun den Übergang zu einem andern Zweige literarischer Thätigkeit, welchen Deluc in spätern Jahren mit Lebhaftigkeit cultivirte, ohne jedoch bei unbefangenen Kennern auf diesem Felde diejenigen Lorbern einzuernten, welche er sich auf dem Gebiete der Physik gesammelt hatte, so daß man zu seiner Ehre wünschen möchte, er hätte sich nie auf dasselbe gewagt; wir meinen hiemit seine theologischen Streitschriften gegen Teller. Deluc wagte sich hier auf ein Feld, das ihm durchaus fremd war; es fehlte ihm Kenntniß des Alterthums, namentlich auch des Orients und seiner Sprachen, so wie er überhaupt in allem theologischen Wissen ganz fremd war; in der Philosophie war er nicht mit seiner Zeit fortgeschritten, und Baco schien ihm alles Mögliche geleistet zu haben. Überdies war er der teutschen Sprache nicht ganz mächtig, und dennoch wagte er sich in einen Streit mit einem teutschen Theologen über teutsche theologische Schriften. Solche Anmaßung ist jedoch eine gewöhnliche Erscheinung bei beschränkten theologischen Eiferern, bei denen eine vermeintliche Rechtgläubigkeit ersetzen muß, was ihnen an philosophischem Geiste und strengern Studien abgeht. Bei Deluc kam noch das geologische System, in welches er sich eingesponnen hatte, hinzu, und welches bei ihm durch die nach seiner Meinung erst nachher aufgefundene Übereinstimmung mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte desto größere Festigkeit erhielt. Daher dann die Machtsprüche, die er sich erlaubte, als ob durch seine geologischen Hypothesen die wichtigsten theologischen Streitfragen entschieden würden. Die Veranlassung zu diesem Streite gab das „Sendschreiben an Se. Hochw. Hrn. Oberconsistorialrath und Propst Teller von einigen Hausvätern jüdischer Religion“ (Berlin 1799). In demselben erklärten einige jüdische Familienväter, daß sie zwar die Grundlage der mosaischen Religion als vernunftgemäß festhalten, dagegen aber das Rituale und die politische Verfassung des Judenthums als nicht mehr zeitgemäß ansehen, und daher von den hindernden Banden des Judenthums befreit zu werden, durch Anerkennung der allgemeinen Grundwahrheiten des Christenthums in die Gemeinde der Christen überzutreten und zum vollen Genusse der Rechte christlicher Statsbürger zu gelangen wünschten, zu welchem Ende sie sich auch der Taufe, insofern sie als bloßer Initiationsritus angesehen werde, unterwerfen; dagegen aber verlangen sie, daß man sie nicht zur unbedingten Annahme des kirchlichen Dogma, namentlich vom Sohne Gottes, so wie dieser Begriff von vielen Theologen aufgestellt wird, verpflichte, sondern ihnen freistelle, ihrer vernunftgemäßen Überzeugung zu folgen. Sie bitten den Teller um Rath, welches öffentliche Bekenntniß sie bei einer Veränderung ihrer Verhältnisse ablegen sollen, ohne mit ihrem Gewissen in Widerspruch zu kommen. Die schwierige Frage enthielt also eigentlich den Wunsch der Anerkennung einer besondern Gesellschaft in der christlichen Kirche, welche, ohne das kirchliche Dogma anzunehmen, doch die bürgerlichen Vortheile von Mitgliedern der Kirche genießen sollte. — Teller beantwortete das Sendschreiben in der „Beantwortung des Sendschreibens einiger jüdischen Hausväter an mich, den Propst Teller“ (Berlin 1799) so, wie es von dem gelehrten, philosophischen Theologen und menschenfreundlichen Manne zu erwarten war. In seiner amtlichen Stellung mußte er zwar die Lösung des politischen und statsrechtlichen Theiles der Frage ablehnen, aber als Privatmann spricht er seine individuellen Überzeugungen unverhohlen aus. Durch ihr Sendschreiben haben sie hinlänglich bewiesen, daß sie Christi Sinn haben, ihre Lossagung von dem Ceremoniengesetze sollte für einen christlichen Stat hinreichen, ihnen das Bürgerrecht zuzugestehen. Wenn sie Christen werden wollten, so würde das erste seyn müssen, daß sie Christum für den Stifter der bessern moralischen Religion annehmen. Dagegen überlasse er die Lehrmeinungen, die auch das Christenthum bald mehr, bald weniger entstellt haben, im Gegensatze gegen die Grundlehren, ihrer eignen Wahl. „Um diesen zu huldigen, mag wenigstens ich keine Christensele an jene binden; ich würde fürchten, ihr nur ein Joch anderer Art aufzulegen, und das war, wovon Christus uns, seine Bekenner, befreit hat.“ — Noch ehe Tellers Antwort erschienen war, machte nun Deluc ganz unberufen folgende Schrift bekannt: Lettre aux auteurs Juifs d'un mémoire adressé à Mr. Teller (Berlin 1799, und zugleich eine teutsche Übersetzung). Man erkennt hier den bescheidenen Naturforscher nicht mehr; er trit als anmaßender Zelot auf,

zieht gegen die Abgötterei los, die in diesen letzten Zeiten des Unglaubens mit der menschlichen Vernunft getrieben werde, und führt den jüdischen Hausvätern zu Gemüthe, daß sie auf einem verkehrten Wege wandeln. So wie die christliche Religion in christlichen, besonders den teutschen Staten nur darum die herrschende sei, weil in denselben das Bekenntniß abgelegt werde, daß sie unmittelbar göttlichen Ursprungs sei und positive Verordnungen enthalte, wobei man gar keine eignen Meinungen haben dürfe: so werden auch die Juden in christlichen Staten nur deswegen geduldet, weil sie an die unmittelbare Offenbarung des alten Testaments glauben; die Ursache dieser Duldung höre aber auf, wenn dieser Glaube, wie sich aus dem naturalistischen Sendschreiben zeige, nicht mehr vorhanden sei." — Von Tellers Antwort auf das Sendschreiben und von einer andern kleinen Schrift eben dieses Gelehrten, „die Zeichen der Zeit" (worin Teller den Geist der damaligen Zeit vorzüglich in Beziehung auf Religion, Predigerstand und Kirchenwesen schildert und Vorschläge macht, wie von Seiten der Prediger dem Nachtheiligen in demselben könne entgegen gearbeitet werden), nahm nun Deluc Anlaß, gegen Teller selbst aufzutreten und überhaupt die gründlichere teutsche Theologie anzugreifen, die sich frei von Autoritätsglauben durch selbständiges Forschen in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts entwickelt hatte. Im J. 1801 erschienen Lettres sur le Christianisme, adressées à Mr. le Pasteur Teller, von denen im folgenden Jahre eine teutsche Übersetzung herauskam (Göttingen 1802). Es sind dies neun Briefe, worin Deluc seine Ansichten von der absoluten Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung, von dem Zusammenhang des ganzen alten Testaments mit dem Christenthume und von der einzig richtigen Auslegungsart der heil. Schrift aufstellt. Den wahren Charakter der Zeit findet er darin, daß das erste Buch Mosis, welches nach seiner Meinung die Grundlage des ganzen Gebäudes der göttlichen Offenbarung ist, mit Gleichgiltigkeit betrachtet werde, und er sagt geradezu: „die Christenthumslehre ist entweder die Erfüllung aller Weissagungen des alten Testaments seit jener dem Adam von Gott gegebenen Verheißung des Messias (das sogenannte Protevangelium), oder sie ist die allerunförmlichste Erfindung. Hier ist kein Drittes möglich." Er suchte daher die Auslegungsregeln der neuern, gründlichen Exegese, die Benutzung der höhern Kritik, der Geschichte und Philologie als unrichtig zu bekämpfen; aber seine von völliger Beschränktheit und Unkenntniß alles theologischen Wissens zeugenden Begriffe sind so schwach und enthalten nur Gründe, die schon so oft widerlegt waren, daß es sich kaum der Mühe verlohnte, dies noch einmal zu thun. Indessen beantwortete Teller diese Briefe doch in der Schrift: „D. W. A. Teller über die neuere Schriftauslegung in Antwort auf die an ihn gerichteten Briefe des Hrn. J. A. de Luc" (Berlin 1801, u. franzöf. Eclaircissemens sur la nouvelle Exegese etc. Berlin 1801), worauf Deluc wieder antwortete: „Sendschreiben an den Hrn. Oberconsistorialrath Teller, dessen nähere Erklärungen über die neue Exegese betreffend" (Hannover 1802). Hier trit er mit noch weit größerer Anmaßung und auf eine Weise auf, die man leicht als Verketzerung erklären könnte. Er behauptet die Inspiration jedes Buchstabens des alten Testaments vom ersten bis zum letzten; nehme man diese nicht an, so sei kein Unterricht vorhanden, woraus der Mensch lernen könne, was er sei und was aus ihm werde, und so könne er sich schlechterdings keine göttliche Vorsehung denken. Aus den Anführungen des alten Testaments von Christus und den Aposteln schließt er, man könne schlechterdings kein Christ seyn, wenn man die Echtheit des kleinsten Theiles der Bibel und der darin erzählten Wunder bezweifle. Die Idee von zweierlei Fragmenten, die sich in der mosaischen Schöpfungsgeschichte finden, ist ihm wahrhaft gotteslästerlich. Überall stützt nun Deluc seine Behauptungen auf seine geologischen Hypothesen. In diesem Sendschreiben sagt er: „Die Geologie beweiset die Wahrheit, folglich die göttliche Eingebung des ersten Buch Mosis. Und also steht das ganze Gebäude auf dieser seiner ersten Grundlage fest." Es sei unmöglich, daß ein Mensch im hohen Alterthume dieses wahre geologische System, wozu so viele physikalische, mineralogische und chemische Kenntnisse gehören, aus sich selbst habe aufstellen können. Bekanntlich sind aber gerade Delucs geologische Hypothesen mit starken Gründen angegriffen worden, und es ist dies nicht der vorzüglichste Theil seiner physikalischen Leistungen, obschon er sich darauf am meisten zu Gute thut. — Schon bei Übersendung der Lettres sur le christianisme hatte übrigens Deluc von Teller eine mündliche Unterredung über die Streitfragen verlangt, der aber Teller, der die Fruchtlosigkeit vorhersah, auswich. Es knüpfte sich aber ein Briefwechsel an, der vom 6. April 1801 bis 22. Mai 1802 dauerte, dann aber von Teller, da Deluc in seiner wirklich beleidigenden Anmaßung immer weiter ging, plötzlich abgebrochen und hierauf von Deluc bekannt gemacht wurde (Correspondance particulière entre le Docteur Teller et J. A. de Luc. 1803. und teutsch 1804). Teller hatte selbst die Erlaubniß zur Bekanntmachung gegeben, unter Bedingung, daß seine Briefe mit abgedruckt würden. Deluc erscheint in dieser Correspondenz wo möglich noch weniger achtungswürdig als in den öffentlichen Streitschriften; namentlich trit hämische Verketzerungssucht gegen die teutschen Theologen, sein Eigendünkel, seine Unwissenheit in der Theologie, seine Unfähigkeit, Theologie und Religion zu unterscheiden, seine Anhänglichkeit an die abgeschmacktesten Behauptungen der alten Theologen, wie von einem Protevangelium im Paradiese, hier sehr stark hervor. Man sieht daher auch, wie bald Teller dieser unnützen Correspondenz müde war, und in der That läßt sich mit Recht fragen, warum Teller sich mit Deluc einließ, der durch das Schreiben an die jüdischen Hausväter seine anmaßliche Beschränktheit schon genug gezeigt hatte. Übrigens stand Deluc mit dem intoleranten Berlinischen Hermes, der unter Wöllner eine so bedeutende Rolle spielte, in genauer Verbindung. — Noch gehört hieher eine andere Schrift von Deluc, die gegen Tellers „Älteste Theodicee oder Erklärung der 3 ersten Capitel der ersten vormosaischen Geschichte," gerichtet war; der Titel ist: Principes de Théologie, de Théodicée et de Morale,

en reponse à Mr. Teller sur son écrit intitulé: la plus ancienne Théodicée (1803). Ferner: Lettre sur l'éssence de la Doctrine de Jesus Christ. (1804). Lettre sur l'éducation réligieuse de l'enfance (1800). — In Beziehung auf sein geologisches System steht: Abrégé de principes et de faits concernant la cosmologie et la géologie (1802), eigentlich eine Streitschrift gegen die Schmiedersche Kosmologie. — Es erregt in der That Bedauern und Mitleiden, einen Mann, dessen große Verdienste um die Naturwissenschaften unläugbar sind, der sich in diesem Zweige des menschlichen Wissens gerade durch Unbefangenheit, durch strenges Prüfen, durch beharrliches Streben nach Berichtigungen und Verbesserungen auszeichnete, in seinem hohen Alter voll Eigendünkels eine Bahn einschlagen zu sehen, auf welcher er, statt des gehofften Ruhmes, Spott verdient und Verachtung einerntet, und auf welcher die Leidenschaft ihn so fortreißt, daß nicht nur von der Empfänglichkeit für Verbesserungen und für neue Ideen, die er bei physikalischen Gegenständen bewies, keine Spur sich findet, sondern sein Charakter selbst in zweideutigem Lichte erscheint. Indessen könnte ein allzustrenges Urtheil über ihn leicht wirklich ungerecht seyn, und wenn sich auch sein Benehmen nicht ganz entschuldigen läßt, so wird es doch erklärlich. Fürs erste ist nicht zu vergessen, daß Deluc erst in seinem 72. Lebensjahre auf diesem Felde erscheint, und zwar, wie oben gesagt wurde, mit Hermes (der mit dem Verf. des Handbuchs der Religion und mit demjenigen von Sophiens Reisen nicht zu verwechseln ist) in Verbindung stand. Dieser Einfluß und die größere Befangenheit der theologischen Ansichten, die wenigstens sehr häufig in höherm Alter eintrit, würden schon an sich Vieles erklären. Dazu kommt dann aber noch die Beschaffenheit der Religionsbildung, welche er in seiner frühern Jugend erhielt. Wenn wir auch keine nähern Angaben darüber haben, so läßt sich doch aus der oben angeführten Schrift seines Vaters (Lettre sur les écrits de quelques savans incrédules) und dem damals noch zu Genf geltenden, streng orthodoxen System mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Beschaffenheit dieses Religionsunterrichts schließen. Weder seine Studien noch sein Aufenthalt in England machten ihn dann mit den neuern Forschungen der teutschen Theologen bekannt. Später erhielt sein Geist durch die Ausbildung seines geologischen Systems und dessen vermeintliche Übereinstimmung mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte eine mehr aufs Theologische sich lenkende Richtung. Nun aber wurde er durch seinen Aufenthalt in Teutschland plötzlich mit ganz andern theologischen Ansichten bekannt, zu deren richtiger Auffassung und Würdigung ihm Kenntnisse und Vorbereitung fehlten. Sein ganzes geologisches Lieblingssystem, an welches sich seine theologischen Meinungen knüpften, gerieth dadurch in Gefahr, die frühern Jugendeindrücke lebten, wie es so oft der Fall ist, mit erneuerter Lebhaftigkeit im hohen Alter auf, und ohne seine Kräfte zu berechnen, nur von blindem Eifer geleitet, begann er für die vermeintliche Rechtgläubigkeit einen Kampf, in welchem seine gänzliche Niederlage schon von Anfang an keinem Unbefangenen zweifelhaft seyn konnte. — Wir haben diese verschiedenartigen Richtungen von Delucs Thätigkeit ausführlicher dargestellt, weil er allerdings eine merkwürdige psychologische Erscheinung darbietet. — Von seinen physikalischen Schriften sind noch anzuführen: Introduction à la physique terrestre par les fluides expansibles, précedée de deux Memoires sur la nouvelle Theorie chimique, (1803, als Fortsetzung der Modifications de l'Atmosphère). Traité élémentaire sur le fluide electro-galvanique (1803). Précis de la philosophie de Bacon et des progrès, qu'ont fait les sciences naturelles par ses préceptes et son exemple (1800). Einzelne Abhandlungen finden sich von ihm in mehren engländischen und französischen Zeitschriften; Senebier führt dieselben in der Histoire litteraire de Genève an. Die Histoire du passage des Alpes par Annibal (Genève et Paris 1818.) ist von seinem Sohne Wilhelm Anton D. (Escher.)

DELUC, Wilhelm Anton, der Bruder des Vorigen, geb. zu Genf 1729, gest. daselbst den 26. Jan. 1812, zeigte auch von Jugend auf große Neigung für naturwissenschaftliche Forschungen. Es wird von ihm gemeldet, daß er sich schon im 14. Jahre eine nicht unbedeutende naturhistorische Samlung gebildet hatte, die er dann besonders an Fossilien fortwährend vermehrte. An den physikalischen Untersuchungen und Beobachtungen seines Bruders hatte er großen Theil, und begleitete ihn auf seinen frühern Reisen. In den Recherches sur les modifications de l'Atmosphère und in den Lettres physiques (s. Deluc, J. A.) sind mehre Abhandlungen von Wilhelm Anton. Nachher waren seine Untersuchungen vorzüglich auf die versteinerten Schaalthiere gerichtet, und er hat die Identität von etwa hundert jetzt noch existirenden Arten nachgewiesen. Mehre geologische Abhandlungen finden sich von ihm im Journal de physique, in der Bibliothèque Britannique und im Mercure de France. Er bestreitet die neuern geologischen [illegible] und ist, wie sein Bruder, Vertheidiger der mosaischen Schöpfungsgeschichte. Er wurde 1775 zum Mitglied des großen Rathes gewählt, verlor zwar diese Stelle in den Unruhen des Jahres 1782 im April, wurde aber im Juli wieder in dieselbe eingesetzt. (Escher.)

Delvenau s. Steckenitz.

DEMACHY, de Machy, (Jacques François) Apotheker und Chemiker zu Paris, wo er, der Sohn eines Kaufmanns, den 30. August 1728 geboren [illegible] Nachdem er im Collegium von Beauvais seine Studien vollendet hatte, kam er zu einem Apotheker, fing [illegible] eigenes Geschäft an, entsagte ihm aber wieder und [illegible] 25 Jahre lang öffentliche Vorlesungen über Chemie [illegible] materia medica. Die Regirung übertrug ihm die [illegible] eines ersten Apothekers bei dem Militairhospital zu St. Denis, ernannte ihn später zum Director der Central-pharmacie in den bürgerlichen Hospitälern, und die gelehrten Gesellschaften zu Rouen und Berlin, so wie die kaiserl. Akademie der Naturforscher nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf. Er starb den 7. Juli 1803, [illegible] lich bekannt durch mehre Schriften, die viel Brauchbares enthalten, ob er gleich das System der neuern Chemisten verwarf, gegen die neuen Entdeckungen sehr [illegible]

trauisch war und die pneumatische Chemie öffentlich bekämpfte: Examen chimique des eaux des Passy. 1756. 12. Ex. chim. des eaux de Verberie. 1757. 12. Eléments de chimie suivant les principes de Becher et Stahl, par Junker, trad. du lat. avec des notes. 1757 — 61. Vol. VI. 12. Dissertations chim. de Pott, rec. et trad. 1759. Vol. IV. 12. Opusc. chim. de Markgraf. 1762. Vol. II. 12. Instituts de chim. 1766. Vol. II. 8. Procédés chim. rangés methodiquement et definis. 1769. 8. Teutsch: Chemischer Laborant im Großen; mit Dr. Struve's Anmerk. und Abhandlungen von Wiegleb, übers. mit Zus. v. S. Hahnemann. Leipz. 1784. 2 Bde. 8. m. Kpf. Recueil de dissertt. physico-chim. 1774. 8. L'art du distillateur d'eau forte et du liquoriste. 1775. fol. Teutsch Leipz. 1785. 8. L'art du vinaigrier. 1774. Teutsch m. Anm. u. einem Anhang v. S. Hahnemann. eipz. 1787. 8. Manuel du pharmacien. 1788. Vol. II. . Er besaß auch Talente zur Dichtkunst, und in dem Almanach des Muses, Mercure und andern Journalen sind viele seiner Gedichte mit und ohne Namen abgedruckt, auch chrieb er Nouveaux dialogues des morts. 1755. 12. und nehre Komödien, die aber Manuscript blieben*). (*Baur.*)

DEMADES (Δημάδης), Redner in Athen, war von iedriger Herkunft und in seinen frühern Jahren Ruderknecht auf den athenischen Galeeren, schwang sich aber urch seinen Geist zum höchsten Ansehn in der Republik eben einem Phocion und Demosthenes empor. Seine Wirksamkeit fällt in die Zeit, in welcher Philipp von Makedonien, sein Sohn Alexander und Antipater nach der berherrschaft in Griechenland strebten, und Athen in rieg und Frieden in vielerlei Verhältnisse mit ihnen verickelt war. Er hatte die Redekunst nicht studirt, sprach ur aus dem Stegreif, kräftig und — auch durch seinen Witz — eindringlich. Zum ersten Male trat er gegen emosthenes in der olynthischen Angelegenheit auf (Suias). Nach der für Athen unglücklichen Schlacht bei häroneia befand er sich unter den Gefangenen. Da Phiipp, trunken vom Sieg und Weine, durch deren Reihen ng und ihres Geschickes spottete, rief Demades ihm : ist's nicht Schande für dich König, dem das Schick Agamemnons Rolle zugetheilt hat, daß du die des hersites spielst? Der König fühlte die Gerechtigkeit des orwurfs, gab dem freimüthigen Gefangenen die Freiit und behielt ihn bei sich, wo er die Befreiung aller efangenen und ein Bündniß Philipps mit Athen berkte (Diod. S. 16, 87.). Er selbst wurde mit Gütern Böozien beschenkt. Als nach Philipps Tode die Athe r in Verbindung mit Theben gegen Alexander sich emrt hatten, und dieser von Athen die Auslieferung der n Redner verlangte, die das Volk gegen ihn aufge t, übertrug man ihm nebst Phocion die Gesandtschaft Alexander, und es gelang ihnen nicht nur, die Rache Siegers abzuwenden (Diod. S. 17, 15. Plut. im mosth. 23.), sondern auch noch Vortheile für Athen bewirken. Die Gunst, in welcher er bei Philipp geden, erhielt er sich auch bei Alexander, und wußte sie sehr zu seinem Vortheil zu benutzen, denn er war eben so habsüchtig, als verschwenderisch und luxuriös. Plutarch sagt von ihm, nur um seines Bauches willen habe er sich dem Dienste des Volkes unterzogen, und weil er geglaubt, von Athen für seine Schlemmerei nicht genug ziehen zu können, so habe er sich auch von Makedonien her verproviantirt (de cup. divit.). Zu Phocion, dessen Tisch er nur ganz gemein besetzt fand, sagte er verwundert: wenn du nicht anders tafeln willst, warum gibst du dich denn mit den Statsangelegenheiten ab? (das). Ein andermal äußerte er gegen Phocion, er wolle, wenn dieser es wünsche, ein Gesetz vorschlagen, die spartanische Lebensweise in Athen einzuführen; Phocion aber erwiederte, daß sich dies für ihn, der einen so kostbaren Mantel trage und so nach Salben dufte, gar nicht schicken werde (Plut. Phoc.). Wie weit seine Verschwendung ging, sieht man besonders daraus, daß er zum Hohn des Gesetzes, welches dem, der einen fremden Sänger auf das Theater bringe, eine Geldbuße von 1000 Drachmen auferlegte, einst deren 100 brachte und die Strafe (eine Summe von 16600 Thalern) zahlte. (Plut. Phoc.). Ob die Vorschläge, die er that, dem State heilsam seyn möchten, kümmerte ihn wenig, wenn sie nur gefielen; und was gefiel dem Volke nicht, welches den edeln Phocion zum Tode verurtheilte, aber den zu Gunsten des Feindes von dem damaligen Verwalter der öffentlichen Einkünfte Demades gemachten Vorschlag, das vorräthige Geld zu Weinspenden für das Fest zu vertheilen, dem patriotischen, es zu einer Ausrüstung der Flotte zu verwenden, vorzog! (Plut. pol. praec.). Freilich dachte man anders davon, wenn die schlimmen Folgen eintraten, und so war Demades zu Anfange des lamischen Krieges für sieben gesetzwidrige Vorschläge die Geldbuße schuldig, und durfte, weil er nicht bezahlen konnte, als ehrlos die Rednerbühne nicht besteigen. (Plut. Phoc.). Wegen eines Vorschlags, Alexandern zum dreizehnten olympischen Gotte zu ernennen, war er mit einer Geldbuße von 100 Talenten bestraft worden (Aelian. V. H. 13, 12.). Die neue Noth, in die man gerathen war, befreite ihn damals. Antipater, mit dem es nach Alexanders Tode die Athener zu thun hatten, kannte den Demades recht gut. Er habe, sagte er, in Athen zwei Freunde, Phocion und Demades, jenen könne er nie bereden, etwas von ihm anzunehmen, diesem nie genug geben. Ein andermal sagte er von ihm, es sei an ihm, wie an einem zubereiteten Opferthiere, nichts mehr übrig, als der Bauch und die Zunge. Als ihm in seinem Greisenalter die Athener, um sich von der makedonischen Besatzung in Munychia zu befreien, die Gesandschaft an Antipater aufgetragen, waren diesem so eben aufgefangene Briefe des Demades an Antigonus (Plut. Phoc., oder Perdikkas Plut. Demosth.) eingehändigt worden, aus denen sich ergab, daß der Verräther an seinem Vaterlande (Paus. 7, 10.) auch auf Verrath gegen ihn gesonnen und ihn verspottet hatte. Er ließ deshalb ihn und seinen Sohn Demeas hinrichten (Diod. S. 18, 48. Nach Plutarch im Leben Phocions that es Kassander). Dies geschah Ol. 115, 2. v. Chr. 319. Das athenische Volk, welches ihm Statuen errichtet hatte, schmolz dieselben nachmals zu Nachtgeschirren um.

*) Ersch's gel. Frankr. s. v. Machy. Biogr. univ. T. XI. Demachy. (von Cadet Gassicourt).

Nach Alexanders Tode hielt Demades eine Rede zur Rechtfertigung seines Benehmens während der zwölf Jahre von dessen Regirung (ὑπὲρ τῆς δωδεκαετίας), wovon noch ein, jedoch nicht unbezweifelt échtes, Bruchstück übrig ist. S. Oratores graeci von Reiske. Bd. 4. Daselbst findet man auch Hauptmanns *Diss. de Demade.* (Gera 1768. 4.). Vergl. *Ruhnken,* Historia critica oratorum graec. p. 71 — 75. zu Rutilius Lupus. *(H.)*

DEMAGOGIE [1]), d. i. Volksführung, Volksleitung, und Demagog (δημαγωγός), ursprünglich ein Volksführer, ohne weiteren Nebenbegriff, sondern in dem Begriff, der in der Natur der Sache, in dem griechischen Gemeinwesen und den Elementen des freien, insbesondere attischen Volksthums lag und daraus hervorgegangen war. Wenn nämlich das Wesen dieser freien Verfassungen zunächst in die Isonomie und Isegorie [2]) gesetzt wurde, d. h. in die vollkommene Gleichheit aller bürgerlichen Rechte für die Einzelnen und die daraus hervorgehende, einem Jeden in gleicher Weise zukommende Theilnahme an der Berathung und Entscheidung aller öffentlichen Angelegenheiten; so war damit die politische Gleichstellung und Gleichheit aller einzelnen, zu dem Ganzen eines Statskörpers verbundenen Individuen begründet, von deren Gesamtwillen, der freilich durch Einzelne gelenkt und geleitet werden konnte, die Entscheidung in allen Dingen und der Gang der öffentlichen Angelegenheiten abhängig war. Wo also eine Herrschaft des gesammten Volkes (δῆμος) begründet war, da mußte nothwendig auch eine Leitung dieser Masse (δημαγωγία) durch einzelne, mit Talent, Kenntniß und Lebenserfahrung begabte und dadurch einflußreiche Männer eintreten; es lag ganz in der Natur der Sache, daß Einzelne durch ihre persönlichen Eigenschaften, durch größere Talente oder höhere politische Einsicht und Erfahrung, besonders durch die Gabe der Rede einen Einfluß auf ihre Mitbürger gewinnen mußten, deren Willen sie in der Versamlung, welche der letzte Grund, die letzte Triebfeder aller öffentlichen Ereignisse und somit des ganzen politischen Lebens war, und wo die freie Rede alles leitete, bestimmen und in der letzten Entscheidung auf das, was ihnen das geeignetste schien, führen konnten. Blicken wir zunächst auf Athen, wo dieses freie griechische Volksthum als Isonomie und Isegorie am ausgebildetsten hervortrit, wovon wir auch die meisten Nachrichten besitzen, und betrachten wir näher die dadurch begründete Souveränität oder höchste Gewalt des Volkes (δῆμος) und dessen Herrschaft (Democratie), so sehen wir hier alsbald Männer, welche das freie, unabhängige Volk blos durch ihren persönlichen Einfluß, den ausgezeichnete Talente, hohe Bildung und ausgebreitete Lebenserfahrung ihnen verliehen, nach ihrem Willen zu lenken und leiten, oder vielmehr dem Willen des Volkes eine bestimmte Richtung zu geben und von dem eigenen abhängig zu machen verstanden, und welche sich so zu Führern des Volks (Demagogen), ja zu Vorstehern desselben aufwarfen und auf diesem Wege eine größere Macht auf dasselbe ausübten, als manche Herrscher [3]), obwol sie selbst in keiner amtlichen Stellung dem Volke gegenüber waren, also auch ohne den Einfluß, den ein hohes oder bedeutendes Amt in einem Freistat zu verleihen pflegt. Denn das auf seine Rechte eifersüchtige Volk suchte vielmehr das Thun und Treiben der von ihm erwählten und eingesetzten Beamten einzuschränken und ihren Einfluß, ihre Gewalt zu hemmen, so weit es nur möglich war; es gab sich nur denen hin, welche ohne ein öffentliches Amt, blos durch ihren Verstand, durch ihre Kenntnisse und durch ihre Rednertalente die Mittel besaßen, das Volk an sich zu ziehen und auf die Dauer an sich zu fesseln. Es liegt demnach in dem Wesen einer solchen Volksführung oder Demagogie und in dem Begriff eines Volksführers oder Demagogen ursprünglich nichts Schlimmes oder Arges. Beides, Sache und Wort, war mit dem Wesen und der Entwickelung des freien hellenischen Volksthums und der Idee von der Herrschaft des Demos gegeben, und so finden wir auch bei den Alten wirklich diese Ausdrücke mehrmals in diesem Sinne gebraucht, ohne daß immer ein schlimmer Nebenbegriff sich damit verbindet, wie dies späterhin der Fall war, da mit der Entartung dieses freien Volksthums auch der daraus hervorgegangene Begriff der Volksleitung eine andere Richtung nehmen und gleichfalls, wie die Sache selbst, entarten mußte. Jeder, der unter seinen Mitbürgern eine Stellung einzunehmen und politischen Einfluß zu gewinnen suchte, jeder, der für das Beste des Stats wirken wollte, war genöthigt, mit dem Volke zu verkehren, er mußte suchen, das Volk in der Versamlung durch Wort und Rede, als das einzige Mittel, für seine Zwecke und Absichten, oder, wenn er ein Beamter war, für sein Walten zu gewinnen, seinem Willen eine bestimmte Richtung zu geben und das Volk dahin zu leiten. Dies ist das Wesen der Demagogie im Allgemeinen und daher selbst die Ausdrücke δημαγωγεῖν und πολιτεύειν bisweilen ganz gleichbedeutend [5]). Wer freilich das Volk zum Schlimmen zu leiten suchte, wer es zur Nichtachtung der bestehenden Gesetze, zu Schlechtigkeiten ꝛc. zu verführen und zur Erreichung eigner Zwecke und Absichten zu gewinnen suchte, der war denn gleichfalls ein Volksführer oder Demagog, aber in ganz anderem Sinne des Wortes, und sein Treiben ebenfalls eine Demagogie, aber in verändertem Begriff. Wort und Ausdruck waren geblieben, die Sache selbst aber, das Wesen verändert. Eben hiezu bietet uns Athen den besten Beleg, um von andern griechischen Staten (wie z. B. Syrakus), wo ähnliche Verhältnisse ähnliche Erscheinungen hervorriefen, nicht zu reden. In Athen war viele Jahre hindurch Perikles

---

1) S. über Begriff und Bedeutung dieses Wortes: *Valcken.* Diatrib. in Eurip. Fragm. p. 253 sqq. Wachsmuth hellen. Alterthumskunde. I, 2. p. 24 ff. 153 ff. Vergl. mit Fr. Passow zur Gesch. d. attischen Demagogie in Wachlers Philomath. Th. III. S. 267 ff. insbesondere S. 275 ff. 283 ff. 2) S. meine Note zu Herodot III, 80, vergl. V, 37. Wachsmuth a. a. O. I, 2. S. 21 ff.

3) So sagt von Perikles, der in solchem Sinne als Demagog Athen regirte, Thucydides II, 65.: ἐγίγνετο δὲ λόγῳ μὲν δημοκρατία, ἔργῳ δὲ ὑπὸ τοῦ πρώτου ἀνδρὸς ἀρχή. S. Wyttenbach zu Plut. Moral. I. S. 252. und die Stelle bei Wachsmuth a. a. O. I, 2. S. 25. Note 15. 5) S. *Moeris* s. v. πολιτεύειν p. 326 Piers.

ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, der eigentliche Führer und Leiter des gesamten Volks [6]), er lenkte blos durch das Ansehen seiner Person, durch seine persönlichen, großartigen Eigenschaften, insbesondere durch sein ungemeines Rednertalent den Willen desselben und *leitete* so ausschließlich eine Reihe von Jahren die Angelegenheiten seiner Republik, er war auf diese Weise als Führer des Volks (δημαγωγός) zugleich dessen Vorsteher [προστάτης] [7]) geworden. Indessen zeigt sich schon hier eine Richtung zum Schlimmeren, die freilich auch in Volk und Stat von dieser Zeit an schon bemerklich zu werden anfängt, insofern nämlich schon Perikles, um sich in diesem persönlichen Ansehn, in dieser Vorsteherschaft zu erhalten und die ausschließliche Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu behalten, sich genöthigt sah, den Leidenschaften und Gelüsten der Menge zu fröhnen und ihrem Stolze zu schmeicheln, obwol sein gewaltiges Talent, seine uneigennützige Vaterlandsliebe, verbunden mit dem großen Ansehn seiner Person, die nachtheiligen Folgen eines solchen Verfahrens immer wieder zu entfernen oder zu verhüten wußte; indessen war doch einmal ein für die Folge höchst verderbliches und daher auch späterhin oft wiederholtes Beispiel gegeben, das Menschen, welche nicht die Talente, die Klugheit und den Patriotismus eines Perikles besaßen, zum Verderben des Stats mißbrauchen konnten und auch leider gemißbraucht haben. So verband sich bald nach Perikles Tode um die Zeit des peloponnesischen Krieges mit dem Worte Demagogie und Demagogos ein anderer, schlimmerer Begriff. Das attische Volk war durch Perikles allerdings zur unmittelbaren Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten berufen, es war durch ihn als Selbstherrscher dargestellt worden, obgleich seine Person die wahre Triebfeder aller Handlungen war und sein Geist alles lenkte, leitete und regirte. An diese Thätigkeit im Regiren gewöhnt, suchte das Volk diese Thätigkeit auch fernerhin, als Perikles gestorben war, auszuüben, während der Zügel, den Perikles ihm angelegt, und die Besonnenheit, mit welcher dieser große Mann die wilden Neigungen der Menge zu zügeln und zu leiten verstanden hatte, mangelte. Daher nahm bald bei dem Volke Heftigkeit, Leidenschaftlichkeit und Frechheit jeder Art überhand, und wer dessen Lüsten, bei seiner trotz der gepriesenen Unabhängigkeit des Selbstbeherrschens fortdauernden Neigung, sich dem Willen einer bedeutenden, ihm zusagenden Person zu fügen und ihr sich in die Arme zu werfen, zu dienen und zu fröhnen wußte, wer durch den Zauber der Rede bei einem Volke, welches vor allem dem plötzlichen Eindruck einer glanzvollen Rede lieber folgte als einer ruhigen, besonnenen und vernünftigen Prüfung und Überlegung, welches die Sache meist nur in dem Gewand betrachtete, in welchem der Redner es ihm darzustellen verstand, Eindruck zu machen und es durch Schmeichelei für sich zu gewinnen wußte [8]), der war der Erreichung seiner Zwecke gewiß, der hatte die Leitung des Volkes und der öffentlichen Angelegenheiten, er war Volksführer (δημαγωγός), aber freilich im schlimmern Sinne des Worts. Um diesen Standpunkt zu gewinnen, sehen wir nach des Perikles Tode eine Reihe von Männern, welche voll Begier, die ersten zu seyn und die ausschließliche Leitung des Volkes zu gewinnen, das öffentliche Wohl ihren Privatinteressen aufopfernd, um die Gunst des Volkes auf jede Art buhlten und dasselbe auf jedem Wege und durch jedes Mittel, vor allem aber durch Befriedigung seiner Lüste und seiner Habsucht, zu gewinnen suchten. Sie schmeichelten dem Volke und kitzelten seinem Ohr, verbargen oder entstellten ihm die Wahrheit, wenn sie den eigenen Interessen nachtheilig erscheinen konnte oder in dem Volke ein unangenehmes Gefühl befürchten ließ, sie scheuten weder Verläumdung noch Intrigue jeder Art, wenn sie dadurch ihre Zwecke erreichen zu können glaubten, die nur zu oft mit den wahren Interessen des Stats im Widerspruch waren, von denen sie das Volk abzulenken wußten. So wurden sie aus Führern des Volks zu Verführern desselben [9]), Demagogen im schlimmen Sinne des Worts, und ihr Treiben (Demagogie) ein den wahren Interessen des Stats und der Wohlfahrt des Volkes höchst nachtheiliges und gefährliches. Daher auch die Richtung dieser Demagogen gegen alle Beamte und Magistrate, gegen welche sie das bei einer Masse ohnehin immer leicht zu erregende Mißtrauen zu steigern und zu heben suchten, um dadurch das Ansehen der eigenen Person und den eigenen Einfluß zu vermehren. Welche Nachtheile dies auf den Gang des öffentlichen Lebens und die Statsangelegenheiten haben mußte, liegt zu klar am Tage, als daß es einer weitern Erörterung bedürfte, die uns die Geschichte der attischen Republik in der befriedigendsten Weise liefert. Je wilder, je aufgeregter und je zügelloser die Volksmasse, je ungestümer in ihrem Begehren, desto leichter war das Treiben dieser Demagogen, die dem Volke schmeichelten und seinen Launen fröhnten, wenn auch gleich eine solche Demagogie den Haß aller Edlern und Bessergesinnten erregte, die aber zu schwach waren, um den Strom zu hemmen und innerhalb seiner Schranken zu halten. Daher mußten sie, die Guten (οἱ ἀγαθοί, καλοκαγαθοί, ἄριστοι [10]), im Kampfe mit jenen Demagogen unterliegen, welche, je toller sie es trieben, desto sicherer auf den Beistand der Menge rechnen konnten, dadurch aber den Stat ins Verderben gestürzt haben. Dies ist in Athen und andern Orten der alten Welt ebenso gut geschehen, als es aller Orten und zu allen Zeiten geschehen wird, wo ähn-

---

6) S. die Note 3 angeführte Stelle des Thucydides, wo es [...]ch von Perikles heißt: κατεῖχε τὸ πλῆθος ἐλευθέρως καὶ οὐκ [...]ετο μᾶλλον ὑπ' αὐτοῦ ἢ αὐτὸς ἦγε. 7) S. Wachs[...]uth I, 2. S. 25. 436. Vergl. *Plut.* Polit. VIII. p. 565 C. [...]οῦν ἕνα τινὰ ἀεὶ ὁ δῆμος εἴωθε διαφερόντως προΐστασθαι [...]τοῦ καὶ τοῦτον τρέφειν τε καὶ αὔξειν μέγαν.

8) Vergl. *Aristotel.* Pol. IV, 4, 5.: ὁ δ' οὖν τοιοῦτος δῆμος ἅτε μόναρχος ὢν ζητεῖ μοναρχεῖν, διὰ τὸ μὴ ἄρχεσθαι ὑπὸ νόμου καὶ γίνεται δεσποτικός· ὥστε οἱ κόλακες ἔντιμοι. Καὶ ἔστιν ὁ τοιοῦτος δῆμος ἀνάλογον τῶν μοναρχιῶν τῇ τυραννίδι – καὶ ὁ δημαγωγὸς καὶ ὁ κόλαξ οἱ αὐτοὶ καὶ ἀνάλογον καὶ μάλιστα δ' ἑκάτεροι παρ' ἑκατέροις ἰσχύουσι. 9) Die schlimme Bedeutung der Wörter δημαγωγός, δημαγωγία, δημαγωγεῖν in verschiedenen Beziehungen s. bei Wyttenbach a. a. O. S. 252. 253. Vergl. Wachsmuth I, 2. S. 154 ff. 10) S. Wachsmuth I, 2. S. 440. vergl. S. 46. *Welcker.* ad Theogn. p. XXIV sq.

liche Verhältnisse und ein ähnliches Treiben in den Statsverhältnissen und deren Leitung durch die Volksgemeinde eintrit. Blicken wir von dem alten Griechenland und Attika ab zunächst auf Rom und die römische Republik, so konnte hier in der frühern Zeit, wo keine politische Gleichheit der Bürger war, keine Isonomie und Isegorie herrschte, auch von keiner Herrschaft des Volkes und somit auch von keiner Leitung des Volkes, oder von Demagogie, die Rede seyn. Wenn daher weder Sache noch Ausdruck in dem frühern Rom vorkommt, und daher auch die römische Sprache keinen dem griechischen Δημαγωγός entsprechenden Ausdruck darbietet, man müßte denn etwa Ausdrücke wie Vir popularis (von populus-δῆμος) dafür nehmen wollen, die aber doch immerhin nicht das enthalten, was das griechische Δημαγωγός und Δημαγωγία, und die eben entwickelten Begriffe dieser Wörter nur einem Theil nach in sich schließen: so ist doch in den spätern Zeiten der römischen Republik die Sache selbst den Römern nicht fremd geblieben, nur hat sie dort einen andern Charakter angenommen und eine andere Richtung erhalten, als in Athen. In Rom ward diese Volksführung und Volksleitung gesucht von einigen der ersten Geschlechter, welche, andern aristokratisch-republikanisch gesinnten Geschlechtern gegenüber, den Einfluß der letztern auf die Statsangelegenheiten zu untergraben und durch den Beistand der Masse, die sie durch allerhand Mittel und Künste an sich zu ziehen und für ihr Interesse zu gewinnen suchten, den eigenen Einfluß zu mehren und dadurch zur ausschließlichen Leitung und Regirung des Stats zu gelangen suchten, welche in diesem Bestreben die Verfassung vom aristokratischen Princip immer mehr zu entfernen in eine mehr demokratische herüber zuziehen und den Einfluß der Masse, die sie dann als ein Mittel zur Erreichung monarchischer Zwecke benutzten, zu heben bemüht waren. Von einer solchen, den Sturz der Republik und die Gründung einer Monarchie beabsichtigenden Demagogie, zu der sich in Rom in diesen Zeiten auch die plebejischen Schutzbehörden der Tribunen insbesondere hingaben und gebrauchen ließen, können wir selbst die edeln Scipionen und ihren Anhang nicht ganz freisprechen; sie machten den Anfang und betraten zuerst einen Weg, der nach ihnen von allen denen bald mit mehr, bald mit minder Glück betreten wurde, welche nach ausschließlicher Leitung der Angelegenheiten der römischen Republik strebten, die, mit einem Worte, die Ersten in Rom seyn wollten; bis es dem Cajus Julius Cäsar gelang, auf diesem Wege, verbunden mit militärischer Gewalt, eine Alleinherrschaft in Rom zu gründen und das gesteckte Ziel, wonach so viele gestrebt, zu erreichen. Ganz anders in Athen. Hier waren diese Volksführer oder Demagogen 11), welche nach Perikles sich der Leitung der Statsgeschäfte bemächtigten, meist hervorgegangen aus der Hefe des Volks, oft ohne weitere Bildung und Talente, blos stark und einflußreich durch die Kraft der Rede, oder vielmehr der Keckheit, Unverschämtheit und Dreistigkeit, mit welcher sie vor dem Volke auftraten, welches sich ihnen, weil sie seinen Lüsten fröhnten und seinem Stolze schmeichelten, in die Arme geworfen hatte; ihnen stand entgegen die geringe Anzahl der wahren Vaterlandsfreunde, die, meist den höhern Geschlechtern angehörig, mit edler Aufopferung einer solchen Demagogie sich entgegensetzten und in diesem Kampfe, welchen durchzuführen sie allerdings zu schwach waren, alles aufboten, Athen vor dem Untergange, den eine solche Volksleitung ihm bereitete, zu erretten. Gleich nach Perikles Tode strebten nach dieser Volksleitung durch Volksgunst Lysikrates, ein Viehhändler, welchen Aspasia geheirathet, dann Eukrates, ein Flachshändler; beide aber nur vorübergehende Erscheinungen, die bei dem Auftreten des Gärber Kleon 12) verschwinden, der, in die Rolle des Perikles eintretend, ein Volksführer und Demagog in jener verderblichen Richtung wurde, welche die Demagogie seit des Perikles Tode genommen hatte. An Unverschämtheit und Dreistigkeit gleich dem Pöbel, den er bearbeitete, mehr Schreier als Redner, wußte er bald die Masse an sich zu ziehen und die wenigen Stimmen der Einsichtsvollen und Besonnenen verstummen zu machen, bis er im Gefecht zu Amphipolis den Tod fand. Inwiefern sein politisches Treiben und seine Volksleitung durch die eigenen persönlichen Interessen geleitet und bestimmt war, beweist unter andern der Umstand, daß er, anfänglich arm, als er die Volksleitung übernahm, bei seinem Tode an fünfzig Talente hinterließ. Aber nach seinem Tode ward das Übel noch ärger; das wankelmüthige, leichtsinnige Betragen des Volks, der Mangel an allen leitenden Grundsätzen bei denen, welche sich nun zur Leitung der Geschäfte herzudrängten, meist nur von schmutzigem und niedrigem Eigennutz geleitet, brachte Alles in Verwirrung und löste die Bande der Statsordnung nach und nach völlig auf. Als solche Demagogen oder Volksführer zu Athen werden uns genannt der gemeine Hyperbolos, welcher durch den Ostracismus aus Athen verbannt wurde, eine Strafe, die bisher nur gegen angesehene, ehrenvolle Männer in Anwendung gebracht, seit, da sie gleichsam entweiht zu seyn schien an einem Hyperbolos, nicht weiter in Anwendung gebracht wurde; ferner Kleophon, ein Fremder, der sich in Athen eingedrängt hatte, und wie andere Fremde der Art, als Kleigenes, Archedemos, durch Dreistigkeit und Gemeinheit sich emporzuschwingen und die Volksleitung zu übernehmen trachtete, auch Theramenes, ein Mann von Einsicht und Beredsamkeit, aber ohne Festigkeit und Charakter in seinen politischen Gesinnungen, und einige andere, die keine größere und allgemeinere Bedeutung erlangt haben. (*Baur.*)

DEMANTELIREN (Schleifen), einer Festung, um sie vertheidigungslos zu machen und in eine offene Stadt zu verwandeln, indem man sie ihrer Wälle und Außenwerke beraubt, geschieht auf einem zweifachen Wege: a) mit dem Spaten, durch Handarbeit, indem man

11) S. über die einzelnen Demagogen nach Perikles: Kortüm Beiträge zur Gesch. hellen. Statsverf. S. 176 ff. Wachsmuth 1, 2. S. 181 ff.

12) S. philosophische Beiträge aus der Schweiz. S. 35 nebst Wachsmuth 1, 2. S. 182.

ie Mauern abbricht, die Anschüttungen einebnet und ie Gräben ausfüllt. Geschieht es im Gefolge eines ıachtheiligen Friedens mit einem überlegenen Feinde, o wird dasjenige Mauerwerk dabei möglichst zu erhalten ;esucht, dessen Herstellung die meiste Zeit und Kosten erfodert. Man läßt hier die Mauern der Escarpe und Contreescarpe stehen, soweit sie nach dem Ausschütten er Gräben in der Erde stehen, sprengt blos die Verindungsgallerien des Minengewebes und verkauft die Kasamatten, mit Bewahrung des Wiederkaufs, an die Bürger. b) Durch Pulverexplosionen, indem man die Futtermauern durch hinter ihnen angelegte Minenkamnern zugleich mit dem Walle in den Graben wirft und ılle bombenfeste Gewölbe, besonders die Flankenkasamatten und Magazine, in die Luft sprengt. Auf diese Art ıaben die Franzosen immer verfahren, um den von ihıen eroberten und wieder verlassenen Festungen die Brauchbarkeit und die Möglichkeit zur Gegenwehr zu auben. Haben die Wälle Contreminen unter sich, so weren sie durch das Sprengen der neben den Gallerien aselbst angelegten Kammern unfehlbar umgestürzt, nur ürfen die Ladungen nicht zu schwach genommen werden, m die Absicht nicht zu verfehlen und bloße Trichter uszuheben. Um das Schloß von Verona zu zerstören, vurden die Kammern hinter der Futtermauer, um die oppelte Dicke der letztern von einander entfernt, mit 51 Pfund Pulver jede geladen, und der ganze Minenang bis 30 Fuß hinter die beiden äußersten Kammern erdämmt. Die gleichzeitig spielenden Minen stürzten ie Bollwerksface ein. Auf ähnliche Art wurden am Fort La Brunette bei Susa zwei Paar gekoppelte Kamnern, jede zu 41 Fuß kürzeste Widerstandslinie mit 10000 Pfd. geladen, mit Erfolg als Druckkugeln angevendet. Um bloße Gallerien zu zerstören, ist es hinreihend, in die Seitenmauern oder Widerlagen, mit 6 F. Entfernung, 3 Fuß tiefe Löcher zu bohren und mit 5—6 Pfd. Pulver zu laden. Die Widerlagen werden durch ie Explosion umgeworfen, und das Gewölbe rollt ein. Da zwei Mineurs stündlich einen solchen Schuß laden, esetzen und fertig machen, so können sie in 12 Arbeitsstunen sechs laufende Ruthen Gallerien einstürzen machen. Wenn keine Minengallerien unter dem Walle liegen, o werden zur Demolirung aus dem trocknen Graben Gänge durch die Futtermauer gebrochen und hinter derelben mit einer Wendung rechts oder links, 24 Fuß on einander, Kammern in oder neben die Strebepfeier gelegt, wenn sie weniger als 12 F. dick sind. Auf olche Weise wurden in Turin und Metz Walltheile gesprengt. Erlaubt ein Wassergraben nicht, unten hinein u brechen, so hat der französische Kapit. Boule 1740 nehre Futtermauern durch Schachtminen umgestürzt, ie auf dem Wallgange blos vermittelst eines Stichspaens und einer krummen Schaufel (Erdscharre) mit langem Stiele abgeteuft und mit 150 Pfund Pulver in inem Kasten geladen waren. Man würde durch die etzt üblichen Schächte, von 2 und 3 Fuß ins Gevierte, inten mit Kammern neben sich, noch leichter zum Zweck ommen. Sind die Gräben eines Bergschlosses in Felsen gehauen, so muß man den letztern selbst sprengen, um die darauf befindlichen Bauwerke einzustürzen. In Tortona bediente man sich hiezu einer Poterne nach dem Graben, um 24 Fuß hinter der äußeren Mauerfläche, rechts und links, 30 Fuß lange Minengänge zu treiben, die sich an ihrem Ende 6 Fuß rückwärts bogen, und deren Kammern bei 30 Fuß kürzester Widerstandslinie jede mit 5500 geladen waren. Die ganze, mit Einschluß eines Säulenganges und einer bombenfesten Kaserne, 72 Fuß breite Curtine stürzte in den Graben, und große Steinblöcke davon wurden bis auf den bedeckten Weg geschleudert. Um die Thürme zu zerstören, welche gewöhnlich zu Bestreichung der Mauern solcher alten Schlösser dienen, heißt zwar schon Vauban kleine Kammern in den Umfangsmauern derselben, oder bei kleinern Thürmen, unter ihrem Fundamente anbringen. Es erfodert aber, nach der Erfahrung, weniger Arbeit und Pulver, wenn man die Ladung in einem Kasten in die Mitte des Gebäudes stellt und ringsherum gegen die Wände absteift. Auf diese Weise ward ein runder Thurm im Schlosse von Ormea, 55 F. hoch, 26 F. dick und 12 F. inwendig weit, durch 102 Pfd. Pulver zerstört. Ein anderer, 80 F. hoher Thurm ebendaselbst, mit 12′ dicken Mauern, der $\frac{1}{4}$ seines Umfanges in Felsen stand, ward durch 344 Pfd. Pulver, in Verbindung mit vier Kammern in der nach dem Thurme führenden Gallerie, jede ebenso stark geladen, gesprengt. Die Mauern rollten stückweise den Berg hinab; die vordere Fläche des Thurms aber rückte 12 Toisen vor und blieb daselbst aufrecht stehen. Im Fall sich nahe Gebäude bei einem solchen Thurme befinden, dürfen die Ladungen nicht zu stark seyn, um nicht jene durch die Trümmern zu verschütten, wie es bei der Zerstörung des Forts Saorgio 4—5 Bauerhäusern geschah. Bei einem 75 F. hohen, viereckigen Thurme des Schlosses von Verona, der auf einem steilen Abhange wol 50 F. über den höchstens 60 F. entfernten Häusern der Stadt stand, beobachteten die französischen Mineurs die erwähnte Vorsicht. Sie legten zwei Minenkammern — mit Schonung der gegen die Stadt gekehrten Seite — rückwärts derselben auf die andere Seite, jede mit 50 Pfund geladen. Drei Seiten wurden völlig umgeworfen, die vierte gegen die Stadt aber blieb unberührt. Bei anderen bombenfesten Gebäuden, als Pulvermagazinen und dergl. bedarf es keiner solchen Vorsicht; man berechnet die zu ihrer Zerstörung nöthige Pulvermenge nach dem inneren Umfange, den man für die Länge einer Futtermauer von der Dicke der Widerlager annimt, um die Zahl der einzelnen Kammern und ihre Ladungen nach der Beschaffenheit des Mauerwerks zu bekommen. Die Summe aller Ladungen, um die Hälfte vermehrt, gibt das zu dem Einstürzen des Magazins erfoderliche Pulver. Ein Magazin von 60 Fuß Länge, 21 F. Breite und 6 Fuß Mauerstärke würde demnach als eine 2. 60 + 2. 21 = 162 Fuß lange Futtermauer $\frac{162}{6} = 27$ oder 13$\frac{1}{2}$ Kammern erfodert haben, jede mit 44 Pfd. Ladung (nach den Tafeln der französischen Mineure zu 24 Pfd. auf 1 Würfeltoise). Wirklich waren 594 + 297 = 891 Pfd. voll-

kommen hinreichend, das Magazin umzuwerfen. Auch bei größeren Magazinen erwies sich die auf erwähnte Art gefundene Ladung als genügend zu ihrer Zerstörung. Eins von 5760 Quadratfuß Flächenraum, mit Einschluß eines herumlaufenden Corridors von 3 F. Breite, und ein zweites von zwei Stockwerken und 6278 Q.F. Flächenraum in Tortona, wurden jenes durch 1304 Pfd., und dieses durch 1600 Pfd. Pulver gänzlich umgestürzt, nachdem sich die Decken einige Fuß hoch gehoben hatten und wieder in den innern Raum zurückgefallen waren. Ebenso machten 1600 Pfd. Pulver, in vier Haufen in die vier Winkel des untern Raumes eines 75 Fuß hohen Thurmes zu Verona vertheilet, der bei 15 F. innerer Weite vier Gewölbe über einander und 11 F. starke Umfangsmauern hatte, in 10 F. großen Steinblöcken zusammenstürzen. Bombenfeste Cisternen werden auf die nämliche Weise zerstört, indem man die dazu nöthige Pulvermenge auf einer Flöße anbringt, die den ganzen Wasserspiegel bedeckt. Andere, nicht gewölbte Gebäude lassen sich mit geringeren Mitteln zum Einsturz bringen, durch Ausbrechen der Ecken und 3 Zoll weite Bohrlöcher in den stehenden Pfeilern zwischen den Fenstern, die mit 3—5 Pfd. geladen und zugleich gezündet unstreitig die gewünschte Wirkung leisten. Will man jedoch Zeit sparen, so lassen sich dergleichen Gebäude auf die vorher angeführte Art vermittelst einer im Keller angebrachten Ladung sprengen. So eine, nicht zu große Kirche bei Capua mit 300 Pfd. schlechtem Pulver. In Saragossa waren jedoch bei den stärker gebaueten Häusern 14—16 Centn., ja bei einigen 29 Cntr. dazu nöthig. Um das Fort St. Felice bei Verona mit einem Schlage zu vernichten, ward im untern Gemach eines 80 F. hohen Thurmes mit 12 F. dicken Mauern eine Ladung von 8128 Pfd. in vier Kasten in den vier Winkeln angebracht, die Thüre und eine Schießscharte mit Holz versetzt, und der übrige Raum des Behältnisses mit Erde und Steinen ausgefüllt (man hatte, wegen des alten festen Mauerwerks 35 Pfd. auf die Würfeltoise gerechnet, und die sprengende Masse zu $58\frac{7}{12}$ W. Toisen angenommen, welches 2052 Pfd. auf die ganze Ladung gab, wovon man — vielleicht aus Mangel — etwas weniger als das Vierfache nahm). Die Wirkung war ungeheuer! Der eben erwähnte Thurm, ein anderer daran stoßender, welcher mit ihm den Eingang des Schlosses bildete, ein 12 F. weites Pulvermagazin im Graben, mit 6 F. dicken Mauern und 6 F. von dem erstern Thurme entfernt, stürzten in Trümmern zusammen; die an die beiden Thürme stoßenden Umfangsmauern nebst dem darauf stehenden, alten Commandantenhause wurden auf der einen Seite 18 Toisen, auf der andern 20 Toisen lang, hinweg geblasen, andere 7—10 Toisen von der Mitte des gesprengten Thurmes entfernte Gebäude stürzten ein oder wurden ganz unbrauchbar. Hier erlangte man durch 8100 Pfd. eine Wirkung, zu der man 1744 bei der Zerstörung des Schlosses Demont (w. n. i.) über 3000 Centner verbraucht hatte.

Nächst dem oben angeführten Grunde des Schleifens der Festungswerke: einem nachtheiligen Frieden, hat diese Operation öfters noch eine andere Ursache: die Befreiung der Einwohner einer großen, gutgebaueten Stadt von der Furcht einer Belagerung, besonders eines Bombardements. Hier werden, aus unrichtiger Beurtheilung der militärischen Verhältnisse des States und Ortes, die Gräben zugeschüttet, die Wälle abgetragen und in Promenaden verwandelt, die Vertheidigungsgebäude zu andern friedlichen Zwecken bestimmt; weil die Lage des States überhaupt keinen nahen Krieg besorgen läßt, oder man sich auf dieser Seite durch die politischen Verbindungen sicher glaubt. Ein durch seine Beschaffenheit wichtiger Terrainpunkt, der in diesem Augenblicke keinen militärischen Werth hat, kann denselben im Laufe der Zeit oder durch eine widrige Gestaltung der Ereignisse bekommen. Man sieht sich dann genöthiget, den nun wichtig gewordenen Punkt aufzugeben, oder mit Mühe und verlornem Aufwande die demolirten Werke von neuem zu schaffen, ohne ihnen ihren frühern Grad von Vollkommenheit und Festigkeit zu geben, um sie eine Zeit lang gegen feindlichen Angriff vertheidigen zu können. Scheint auch die ungünstige Lage und schlechte Beschaffenheit einer Festung die Schleifung ihrer Werke zu fodern, um auf einem anderen, zweckmäßigeren Punkte eine stärkere Festung zu bauen; so erfodert doch das Einreißen bestehender Bauwerke schon einen nicht geringen Aufwand, und selbst große und reiche Staten können neue Festungsbaue nie ohne Erschöpfung ihrer baaren Mittel unternehmen; wie das Beispiel von Frankreich beweist, dessen theils neue, theils von Vauban umgebauete und verbesserte Festungen gewiß keinen unbedeutenden Antheil an der Erschöpfung des Landes hatten, durch die binnen weniger als 100 Jahren die Revolution herbeigeführt ward. Dazu kommt noch, daß während der langen Zeit, welche ein solcher Festungsbau erfodert, andere Verhältnisse eintreten können, die seine Ausführung hindern; so daß es meistentheils gerathener ist, die einmal schon vorhandenen Befestigungen bestehen zu lassen, um sie nöthigen Falles gebrauchen zu können.

(*v. Hoyer*)

DEMARATOS (*Δημάρατος*), 1) Sohn des spartanischen Königs Ariston. Dieser hatte zwei Gemahlinnen wegen Unfruchtbarkeit verstoßen, und erwarb sich durch eine listige Wette von seinem Freund Agetos dessen schöne Frau, die ihm im siebenten Monat den Demaratos gebar. Da er die Nachricht hievon erhielt, als er eben im Rath der Ephoren saß, schwur er, dieser könne sein Sohn nicht seyn, welche Äußerung in der Folge dem Sohne Königthum und Vaterland kostete. Er folgte nämlich seinem Vater zwar in der Königswürde, aber aus Haß und Eifersucht machten Kleomenes und Leotychides Aristons einstige Rede geltend, daß Demaratos dessen Sohn nicht sei, und deshalb nicht König seyn könne. Zugleich bestachen sie das delphische Orakel; und da dieses ihre Aussage bestätigte, so verlor Demaratos die Königswürde, die nun an Leotychides kam. Höhnende Äußerungen von diesem reizten ihn nachher, sein Vaterland ganz zu verlassen. Er begab sich nach Asien zu Dareios I., von welchem er ehrenvoll aufgenommen und

mit einem Gebiet beschenkt wurde (Herodot. 6, 67—70.). Seine Nachkommen Eurysthenes und Prokles beherrschten dasselbe noch (Xenophon. Hist. gr. 3, 1.). — Demaratos war eben nach Susa gekommen, als unter des Dareios Söhnen Streit über die Erstgeburt und das Recht zur Thronfolge war; durch des Demaratos Rath kam dieses Recht an Xerxes (Herodot. 7, 3.), dem er nachmals auf seinem Kriegszuge gegen Griechenland folgte, jedoch ohne anderen Antheil zu nehmen, als durch Rath, den der König aber meist erst als gut erkannte, wenn es zu spät war (Diod. S. 11, 6.). Plutarch hat mehre Anekdoten von Demaratos (Lacon. apophth.) aufbewahrt. Vergl. Suidas.)

2) Demaratos (bei Dionys von Halikarnaß, bei Livius u. A. Damaratos) aus Korinth, Stammvater des Tarquinischen Geschlechts in Rom. S. Tarquinier.

3) Ein anderer Korinther, angesehen bei Philipp und Alexander von Makedonien, welchem letzteren er das schöne Pferd, das er in allen Schlachten ritt, zum Geschenk gemacht hatte (Diod. S. 17, 76. Plut. apophth. reg.). Der Demaratos, dessen Freiheit Phokion von Alexander erbat, war ein Rhodier (Aelian. V. H. 1, 25.).

4) Der Verfasser einer Geschichte von Arkadien, dessen Plutarch gedenkt. (*H.*)

DEMARCATIONSLINIE zur Bezeichnung der gegenseitigen Grenzen bei einem Waffenstillstande oder Friedensschlusse, wird auf einer topographischen Karte entworfen und auf dem Terrain durch ausgesetzte Posten. Durch eine solche D.-L. ward bei dem Frieden Preußens Norddeutschland abgeschieden und gegen die Einfälle der neuen Republikaner geschützt; der Übergang derselben über den Rhein auf dem neutralen Terrain beim Eichelkamm aber nicht verhindert, wodurch die Östreicher auf der rechten Flanke umgangen und zurückgedrängt wurden. (*v. Hoyer.*)

Demarchos s. Demen.

Demarete s. Gelo und Hiero.

Demaroon s. Phönizische Kosmogonie.

DEMARTEAU, Gilles, der ältere, geb. zu Lüt-
h im J. 1722. Wenn auch dieser Meister nicht der er-
ist, welcher in der Zeichnungsmanier auf Kupferplat-
arbeitete, indem schon François im J. 1740 Versuche
rin machte, welche 1757 an das Licht traten, so bleibt
doch ausgemacht, daß er diesen Theil der Stichgat-
ng durch neue gelungene Versuche verbesserte. Will
an diesen Künstler nach seinen Leistungen gehörig beur-
eilen, so betrachte man nur das von ihm nach Cochins
ichnung vortrefflich ausgeführte Blatt, welches den im
sfruhr verwundeten Lykurg darstellt, eine Arbeit voll
ben und Ausdruck, welche ihm auch die Aufnahme in
königliche Malerakademie verschaffte. Dieser fleißige
instler starb zu Paris im J. 1776, und hat über 560
ätzenswerthe ausgeführte Arbeiten hinterlassen. (S.
artsch Anleitung zur Kupferstichkunde. Bd. 1. Thl. 4.
247. und Meusel Miscellaneen artist. Inhalts.
ft 15. S. 149.) (*A. Weise.*)

DEMARTEAU, Gilles Antoine, der jüngere
Vetter des Vorhergehenden, geboren zu Lüttich und wohnhaft zu Paris, arbeitete als Schüler des Gilles in derselben Manier und lieferte ausgezeichnete Blätter. (*A. Weise.*)

DEMAS *) war ein Begleiter des Paulus, der in der römischen Gefangenschaft als Gehilfe bei ihm war (Col. 4, 14. Philem. 24.), nachmals aber sich von ihm trennte und nach Thessalonich ging, „weil er diese Welt lieb gewonnen" (2. Tim. 4, 10.). Epiphanius (adv. haeres. lib. 2, 51. sect. 6.) erzählt, Christus sei auch von Demas und Hermogenes für einen bloßen Menschen gehalten, welche diese Welt liebgewonnen und den Weg der Wahrheit verlassen hätten. Andere hingegen lassen den Demas zu Paulus zurückkehren (s. Petavius zu Epiphan. Thl. II. S. 88 der Anm.). Diese Traditionen haben aber weiter keinen Grund als die willkürliche Auffassung der genannten Stellen der paulinischen Briefe. (*Tuch.*)

DEMATIUM. Eine von Persoon (Syn. fung. p. 694.) aufgestellte Gewächsgattung aus der Gruppe der Fadenpilze (Untergruppe Inomycetes) der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Linnéschen Klasse. Die hieher gehörigen Pilze bestehen aus niederliegenden, ästigen, verwirrten, schwachen Flocken. Alle bisher zu Dematium gerechneten Gewächse scheinen nur unausgebildete Formen anderer Gattungen, namentlich: *Cladosporium* Link. und *Rhacodium* Pers. zu seyn. Andere Arten gehören zu den Gattungen *Sporotrichum* Link, *Chloridium* Link, *Helmisporium* Link, *Monilia* Hill, *Himantia* Pers. und *Byssus* Dillen. (*A. Sprengel.*)

DEMAVEND, Demaawend, Damaawend, Dumbaawend, 1) nennt man im Allgemeinen die ganze Bergkette, die sich durch den Distrikt Taberistan in der westpersischen Provinz Masanderan hinzieht, bei den Alten mons Jasonius (Ἰασόνιον ὄρος, Strabo, Ptolem., Amm. Marc.), ein Ast des Parachoatras; im Besondern wird so der höchste Gipfel der ganzen Kette genannt, von welchem die Orientalen sagen, daß er die Sterne begrüße. Er erhebt sich kegelförmig, kann über 50 Meilen weit gesehen werden und ist stets mit Schnee und Eis bedeckt und ganz schroff. Die Höhe des ganzen Berges wird auf 3 Meilen berechnet. Der parsische Mythus sagt, daß Feridun (König aus der ersten Dynastie) den Dämon Zohak in diesen Berg eingeschlossen habe (Bundehesch 30.). — 2) Persische Stadt in der Provinz Irak-Adschemi, gegen 6 Meilen östlich von Kasbin. (*H.*)

DEMBEA, Dembih, Landschaft in Abyssinien, zu Anchara gehörig, rings um den See Dembea gelegen, dessen Umfang man auf 90 Meilen berechnet und der 12 Inseln umfaßt, deren größte zum Gefängniß für Statsverbrecher gebraucht wird. Dieser See nimt viele auf den Gebirgen von Damot und Gojam entspringende Flüsse in sich auf, und von Westen her strömt in denselben der größte Fluß Abyssiniens, der Bahr-el-Azrek, den man oft für den wahren Nil erklärt hat. Südöstlich trit er wieder aus dem See heraus, und während seines Laufes durch denselben ist er genau von ihm zu unterscheiden.

*) Δημᾶς, wahrscheinlich Abkürzung aus Δημήτριος. S. Wetstein zum N. T. Thl. II. S. 366.

Nördlich in der Landschaft liegt in einer fruchtbaren Gegend die Hauptstadt Gondar. Der ganzen anmuthigen und fruchtbaren Landschaft haben sich jetzt die südlichen Gallas bemächtigt. (S. Salts Reise nach Abyssinien.) (*H.*)

Dembo s. Kongo.

DEMEAS [richtiger Dameas [1])] aus Kroton, ein eben nicht gefeierter Künstler im Erzguß, goß die Statue seines Landsmanns Milon, Sohnes des Theetimos, welcher in den olympischen und pythischen Spielen oft als Sieger ausgerufen worden war [2]). Die Stärke und Gewandtheit seines Körpers wurden allgemein bewundert und sollen in seinem Standbilde, welches er selbst in die Altis trug, angedeutet seyn. Fast scheint es, als hätte Philostratos [3]), was Pausanias von ihm erzählt, auf sein Bild übergetragen. Sein Bild, schreibt er, stand mit eng an einander geschlossenen Füßen auf einem Schilde (er kämpfte, auf einem mit Öl bestrichenen Diskos stehend, Paus.); in der Linken hielt es einen Granatapfel und die Finger der Rechten streckte es nahe an einander gehalten gerade aus; (einen Granatapfel hielt er so fest in der Hand, daß er ihm nicht mit Gewalt genommen werden konnte, und doch drückte er ihn nicht, Paus.); um das Haupt war eine Binde geschlungen. (Eine Schnur band er fest um den Kopf, hielt den Athem an sich und trieb das Blut mit solcher Gewalt nach dem Kopfe, daß die angeschwollenen Adern die Schnur zersprengten.) Entweder sind Milons Stärke und Kraftthaten im Bilde ausgedrückt, oder die künstlerischen Andeutungen beziehen sich, wie Apollonios bei Philostratos meint, auf das von ihm bekleidete Priesterthum im Tempel der Here: Binde, Granatapfel, und auf den zu Here Betenden, auf dem Diskos stehend. Die eng an einander gepreßten Finger sollen das Kindheitsalter der Kunst bezeichnen. Sei das Eine, oder das Andere; gewiß ist, Demeas lebte zu Milons Zeit, wahrscheinlich zu Kroton. Danach bestimmt sich seine Blüthezeit. Milons Siegsruhm fällt Ol. 62. [4]). Dieser Zeit entspricht auch die Stufe, welche seine Kunst nach der freilich nicht ganz entscheidenden, angeführten Bemerkung des Apollonios erstiegen zu haben scheint. — Sein Namensgenosse

Demeas gemeinhin [5]), wird auch Dameas [6]) und Damias [7]) genannt. Er stammte aus Klitor in Arkadien und hatte Polykletos aus Argos zum Lehrer [8]). Er zeichnete sich unter dieses Meisters Schülern aus, und arbeitete an der von Lysander nach dem bei Ägos-Potamos (Ol. 93, 4.) errungenen Siege nach Delphi geweihten, großen broncenen Statuengalerie, die ihn und seine Unterbefehlshaber mit zwei aus Gold gebildeten Sternen des Kastor und Pollux umfaßte, mit. Er und sein Landsmann Athenodoros stellten 4 Statuen auf, den Neptun, den Lysander krönend, und Diana; dann Apollon und Zeus. Steht sein Meister hoch, so muß auch er einen berühmten Namen haben. Seine künstlerische Thätigkeit dauerte über den peloponnesischen Krieg hinaus, bis Ol. 95. (*Schinke.*)

1) Pausan. VI, 14. 2. gibt *Δαμέας*, kein Cod. eine andere Lesart. S. Siebelis z. d. St. Thl. 3. S. 53. 2) Pausan. l. l. *Diodor.* Sic. XII, 9. Anthol. Pal. T. II. p. 631. 3) *Philostrat.* Vit. Apol. IV, 28. 4) *Euseb.* Chron. p. 41. S. *Sillig.* Catal. Art. p. 179. Meyer Gesch. d. K. 2. Abth. S. 87. Winckelmanns Werke VI, 1. S. 8. 5) Plin. XXXIV, 19, 6. und Sillig bemerkt a. a. O. ubi codd. et editt. ex vulgari dialecto Demeas habent. Thiersch Epoche d. K. III Anm. S. 80, hält Demeas nicht für echt, aber es sei als ionisch dem äolischen *Δαμέας* nachzusetzen. 6) Pausan. X, 9, 4. hat *Δαμέας*. 7) Und *Δαμέας*. Siebelis ad h. l. Vulgo. Harduin bei Plinius hat Damias. Diese Namensendung ist nach Thiersch a. a. O. mit der in *έας* in Streit. 8) Plin. l. l. Thiersch will statt Clitorium lesen Clitorios und dieses auf Athenodoros mit beziehen.

DEMEN (*δῆμοι*) von Attika. I. Begriff des Wortes und Erhebung der Demen zu Unterabtheilungen der Phylen durch Kleisthenes s. unter Attika, Theil VI. S. 227 f. Hier nur Folgendes als Berichtigung des dort Gesagten. In der Stadt findet man blos *einen* Demos, Kydathenaion. Kydathenaion und Limnai waren nie Demen, und haben diesen Namen nur der Unkunde späterer Grammatiker zu verdanken [1]). Die Stadtquartiere Kerameikos, Kolonos, Eretria, Melite, Kollytos entstanden wahrscheinlich dadurch, daß die Stadt, als sie sich an der Nordseite der Akropolis erweiterte, auf den Grund und Boden der gleichnamigen Demen gebaut wurde, und die Stadt nun ein Stück dieser Gauen von den Haupttheilen abschnitt [2]). Daß diese Theile der Demen, als sie zur Stadt gezogen wurden, von den Demen ganz losgerissen worden seien, läßt sich um so weniger annehmen, da die Eigenthümer der einzelnen Grundstücke doch ihr Eigenthumsrecht nicht verlieren und aus ihrem Verhältnisse zu ihrem Demos nicht heraustreten konnten.

II. Die Unterordnung der Demen in Phylen. Was diesen Punkt betrifft, so scheint die Annahme mehrer Gelehrten, daß Kleisthenes nur 100 Demen in die 10 Phylen [3]) vertheilt habe, ungegründet zu seyn [4]), da sich nur 2 in späterer Zeit hinzugefügte Demen, Berenikidai und Apollonia, die dem Ptolemäus und Attalus zu Ehren gegründet wurden, auffinden lassen. Bei der Bildung der beiden neuen Phylen Antigonis und Demetrias, wie bei der späterhin erfolgten der Ptolemais und Attalis, scheint jeder neuen Phyle ein Demos aus jeder alten Phyle zugetheilt worden zu sein, wie überhaupt manchmal einzelne Demen aus ihren Phylen herausgerissen und andern Phylen zugetheilt wurden, vielleicht nur um ein richtiges Verhältniß der Einwohnerzahl hervorzubringen. Daß die dem Kaiser Hadrian zu Ehren gestiftete Phyle Hadrianis größtentheils aus den kleinen Inseln um Attika, wie Corsini und Andere behaupten, gebildet sei, ist ungegründet, indem die Inseln Helena und Eleusa nie unter die Zahl der attischen Demen gerechnet sind. Die Hadrianis wurde [illegible]

1) K. O. Müllers Zusätze zu Leake's Topographie von Athen, übers. v. Rienäcker. S. 464. 2) Ebendas. S. 461 f. 3) Die Namen derselben waren: Erechtheis, Aigeis, Pandionis, Leontis, Akamantis, Oineis, Kekropis, Hippothoontis, Aiantis, Antiochis. 4) Das Wort *δέκα* bei Herodot V, 69, wo es heißt: *δέκα δὲ καὶ τοὺς δήμους κατένεμε εἰς τὰς φυλάς* [illegible] doch wol zu *φυλάς* bezogen werden, und ist blos [illegible] Zwecke wegen vorgeschoben. S. Wachsmuth hellen. Alterthumskunde I, 1. S. 271 Note 36.

wie die vorher genannten Phylen durch Zutheilung eines Demos aus jeder alten Phyle gebildet [5]). — Ein Verzeichniß der attischen Demen **nach den Phylen** ist zwar schon in dem erwähnten Artikel Attika gegeben worden; da aber in neuerer Zeit sich die Materialien so bedeutend gemehrt und die vielfachen Forschungen über diesen Gegenstand neue Resultate genug geliefert haben, so mag hier ein kurzes **alphabetisches** Verzeichniß wol an seiner Stelle seyn [6]).

1. *Ἀγγελή* — Pandionis.
2. *Ἀγκύλη* — Aigeis.
3. *Ἀγνοῦς* — Akamantis, dann Demetrias, endlich Attalis.
4. *Ἀγριάδαι* (ob: *Ἀχνιάδαι*?) — Hippothoontis.
5. u. 6. *Ἀγρυλή* oder *Ἀγραυλή καθύπερθεν* u. *Ἀ. ὑπένερθεν* — beide zur Erechtheis, später zur Attalis gehörig.
7. *Ἀζηνία* — Hippothoontis.
8. *Ἄθμονον* oder *Ἀθμονία* — Kekropis, später Attalis.
9. *Αἰγιλία* oder *Αἴγιλος* — Antiochis.
10. *Αἰθαλίδαι* — Leontis, dann der Antigonis oder Demetrias zugetheilt [7]).
11. *Αἰξωνή* — Kekropis.
12. *Ἁλαὶ Αἰξωνίδες* — Kekropis.
13. *Ἁλαὶ Ἀραφηνίδες* — Aigeis.
14. *Ἁλιμοῦς* — Leontis.
15. *Ἀλωπεκή* — Antiochis.
16. *Ἀμαξάντεια* — Hippothoontis.
17. *Ἀμφιτροπή* — Antiochis.
18. *Ἀναγυροῦς* — Erechtheis.
19. *Ἀνακαία* — Hippothoontis.
20. *Ἀνάφλυστος* — Antiochis.
21. *Ἀπολλωνία* — Attalis.
22. *Ἀραφήν* — Aigeis.
23. *Ἀτήνη* — Antiochis, später Attalis.
24. *Αὐρίδαι* — unbekannt.
25. *Ἀφίδνα* — Aiantis, dann Leontis, dann Ptolemais, zuletzt Hadrianis.
26. *Ἀχάρναι* — Oineis.
27. *Ἀχερδοῦς* oder *Ἀχραδοῦς* — Hippothoontis.
28. *Βατη* — Aigeis.
29. *Βερενικίδαι* — Ptolemais.
30. *Βῆσα* — Antiochis, später Hadrianis.
31. *Βουτάδαι* oder *Βούτεια* — Oineis, ob zu anderer Zeit zur Aigeis [8]), ist ungewiß.
32. *Γαργηττός* — Aigeis.
33. *Γεφυρεῖς* [9]) — unbekannt.
34. *Δαιδαλίδαι* — Kekropis.
35. *Δειράδες* — Leontis.
36. *Δεκέλεια* — Hippothoontis.
37. *Διόμεια* — Aigeis.
38. *Εἰρεσίδαι* — Akamantis.
39. *Ἑκάλη* — Leontis.
40. *Ἐλαιοῦς* — Hippothoontis, später Hadrianis [10]).
41. *Ἐλεεῖς* [11]) — unbekannt.
42. *Ἐλευσις* — Hippothoontis.
43. *Ἐπιεικίδαι* oder *Ἐπεικίδαι* — Kekropis.
44. *Ἐπικηφισία* oder *Ἐπικηφησία* — Oineis.
45. *Ἐρετρία* [12]) — unbekannt.
46. *Ἐρίκεια* — Aigeis.
47. *Ἕρμος* — Akamantis.
48. *Ἐροιάδαι* — Hippothoontis.
49. *Ἐρχία* — Aigeis; ob zu anderer Zeit zur Aiantis, ist ungewiß.
50. *Εὐπυρίδαι* — Leontis.
51. *Εὐώνυμος* oder *Εὐωνυμία* — Erechtheis.
52. *Ἐχελίδαι* — unbekannt.
53. *Ἡφαιστιάδαι* oder *Ἰφιστιάδαι* — Akamantis.
54. *Θημακός* oder *Θημακοί* — Erechtheis, später Ptolemais.
55. *Θόραι* — Antiochis.
56. *Θόρικος* — Akamantis.
57. *Θρία* — Oineis.
58. *Θυμοιτάδαι* oder *Θυμαιτάδαι* — Hippothoontis.
59. *Θυργωνίδαι* — Aiantis, später Ptolemais [13]).
60. *Ἰκαρία* — Aigeis.
61. *Ἱπποταμάδαι* — Oineis.
62. *Ἱστιαία* oder *Ἑστιαία* — Aigeis.
63. *Ἰτέα* oder *Εἰτέα* — Akamantis.
64. *Ἰωνίδαι* — Aigeis.
65. *Κειριάδαι* — Hippothoontis.
66. *Κεραμεικός* — Akamantis.
67. *Κεφαλή* — Akamantis.
68. *Κηδαί* — Erechtheis.
69. *Κηττοί* — Leontis.
70. *Κηφισία* — Erechtheis.
71. *Κίκυννα* — Akamantis.
72. *Κοθωκίδαι* — Oineis.
73. *Κοίλη* — Hippothoontis.
74. *Κολλυτός* (nicht *Κολυττός*) — Aigeis.
75. *Κολωνός* — Antiochis, später Aigeis.
76. *Κονθύλη* — Pandionis, nachher Ptolemais.
77. *Κόπρος* [14]) — Hippothoontis.
78. *Κορυδαλλός* — Hippothontis, nachher Attalis.
79. *Κριωα* — Antiochis.
80. *Κρωπίδαι* oder *Κρώπεια* — Leontis.
81. *Κυδαθήναιον* — Pandionis.
82. *Κυδαντίδαι* — Aigeis, später Ptolemais.
83. *Κύθηρος* — Pandionis.
84. *Κύκαλα* — Aiantis.
85. *Κυρτιάδαι* oder *Κυρτίδαι* — Akamantis.
86. *Λακιάδαι* oder *Λακίδαι* — Oineis.
87. u. 88. *Λαμπτραὶ παράλιοι* u. *Λ. καθύπερθεν* — Erechtheis.
89. *Λέκκον* — Antiochis.
90. *Λευκονόη* oder *Λευκόνιον* — Leontis.
91. *Λευκοπύρα* — Antiochis.
92. *Λουσιά* — Oineis.
93. *Μαραθών* — Aiantis.
94. *Μελαῖναι* — Antiochis.
95. *Μελίτη* — Kekropis.
96. *Μυῤῥινοῦς* — Pandionis.
97. *Μυῤῥινοῦττη* — Aigeis.
98. *Ξυπέτη* — Kekropis.
99. *Ὄα* oder *Ὦα* — Pandionis, später Hadrianis.
100. *Ὀή* oder *Οἰή* — Oineis.
101. *Οἰνόη* (bei Eleutherai) — Hippothoontis, später Ptolemais.
102. *Οἰνόη* (bei Marathon) — Aiantis, später Attalis.
103. *Οἶον Δεκελεικόν* — Hippothoontis.
104. *Οἶον Κεραμεικόν* — Leontis.

---

5) Die bis jetzt bekannten 5 Demen der Hadrianis sind enigstens aus 5 verschiedenen Phylen in dieselbe gekommen. phidna aus der Ptolemais, Besa aus der Antiochis, Elaius is der Hippothoontis, Oa aus der Pandionis, Phegaia wahreinlich aus der Aigeis. Dasselbe läßt sich von den Demen der tolemais und Attalis zeigen. 6) In diesem Verzeichniß ist os den wirklichen Demen ein Platz eingeräumt. Die Auctoritä- ı liefert außer Meursius und Corsini meine Dissertation de deis sive pagis Atticae. Goett. 1829. 7) Böckh zum orp. inscr. gr. n. 111. Daß der Demos *Αἰθαλίδαι* auch in ie der beiden neueren Phylen, Ptolemais oder Attalis, versetzt , ist nicht wahrscheinlich, da Hesychius, der immer die Zeiten ser Phylen berücksichtigt, diesen Demos der Leontis zuschreibt. Steph. Byzant. s. v. 9) Etymol. magn. s. v. Vergl. rabo IX, 1, 24. 10) S. Böckh zum Corp. inscr. graec. 184. 11) Etymol. magn. s. v.

12) K. O. Müllers Zusätze zu Leake's Topographie von Athen, übers. von Rienäcker. S. 464. 13) Da die Versetzung aus der Aiantis offenbar vor der Errichtung der Ptolemais (s. Böckh zum Corp. inscr. gr. n. 172. u. oben *Ἀφίδνα*) erfolgt ist, so muß der Demos der Thyrgoniden in der Zwischenzeit noch zu einer anderen Phyle gehört haben, die uns unbekannt ist. 14) S. Böckh zum Corp. inscr. gr. I. p. 216 und 903.

105. *Ὀτρυνεῖς* — Aegeis.
106. *Ὀ[illegible]* [16]) — unbekannt.
107. u. 108. *Παιανία καθύπερθεν* und *Π. ὑπένερθεν* — Pandionis.
109. *Παιονίδαι* — Leontis.
110. *Παλλήνη* — Antiochis.
111. *Παμβωτάδαι* — Erechtheis.
112. *Πειραιεύς* — Hippothoontis.
113. *Πεντελή* — Antiochis.
114. *Πε[illegible]* — unbekannt.
115. *Περγασή* — Erechtheis.
116. *Περιθοῖδαι* — Oineis und später vielleicht Attalis [16]).
117. *Περρίδαι* [17]) — Aiantis, dann Antiochis.
118. *Πήληκες* — Leontis.
119. *Πίθος* oder *Πίτθος* — Kekropis.
120. *Πλώθεια* — Aegeis.
121. *Πόρος* — Akamantis.
122. *Ποταμός* — Leontis.
123. *Πρασιαί* — Pandionis.
124. *Προβάλινθος* — Pandionis.
125. *Πρόσπαλτα* — Akamantis.
126. *Πτελέα* — Oineis.
127. *Ῥακίδαι* — Akamantis.
128. *Ῥαμνοῦς* — Aiantis.
129. *Σαλαμίς* — unbekannt.
130. *Σημαχίδαι* — Antiochis.
131. *Σκαμβωνίδαι* — Leontis.
132. *Σούνιον* — Leontis, später Attalis.
133. *Στειρία* — Pandionis.
134. *Συβρίδαι* — Erechtheis.
135. *Συπαληττός* — Kekropis.
136. *Σφενδάλη* — Hippothoontis.
137. *Σφηττός* — Akamantis.
138. *Τ[illegible]* — Ptolemais [18]).
139. *Τίθρας* — Aigeis.
140. *Τιτακίδαι* — Aiantis, später Antiochis.
141. *Τρικόρυθος* — Aiantis.
142. *Τρινεμεῖς* — Kekropis.
143. *Τυρμίδαι* — Oineis, später Attalis.
144. *Ὑβάδαι* — Leontis.
145. *Φαληρός* — Antiochis, später Aiantis.
146. *Φηγαία* — Aiantis, dann Aigeis, zuletzt Hadrianis.
147. *Φηγαία* — Pandionis.
148. *Φηγοῦς* — Erechtheis.
149. *Φιλαΐδαι* — Aigeis.
150. *Φλύα* — Kekropis, dann Ptolemais.
151. *Φρεάῤῥιοι* — Leontis.
152. *Φυλή* — Oineis.
153. *Φυρ.....* — Antiochis.
154. X. (wahrscheinlich *Χαστιεῖς*) — Erechtheis.
155. *Χολαργός* — Akamantis.
156. *Χολλεῖδαι* — Aigeis, dann Leontis.
157. *Ψαφίδαι* — Aiantis.
158. .... *θύνιοι* — Leontis [19]).

Die übrigen Namen, die bisher noch für Demennamen gehalten wurden, als: *Αἰολλίδαι*, *Βραυρών*, *Γοργύνη*, *Ἑλένη*, *Ἐλεοῦσα*, *Ἐριχθία*, *Ἐρινεεῖς*, *Εἰκόνθη*, *Ζωστήρ*, *Κάλη*, *Κυνόσαργες*, *Κώλωνες*, *Ληναῖον*, *Λίμναι*, *Μίλητος*, *Σπόργιλος*, *Ὑσίαι*, *Φορμίσιοι*, *Χιτώνη*, *Ὠρωπός* haben erweislich nie dazu gehört und verdanken [illegible] meiste falschen Lesarten ihren Ursprung.

III. Topographie der Demen; s. Attika.

IV. Innere Einrichtung der Demen. [illegible] kann nicht bei allen Demen gleich gewesen seyn, [illegible] Solons Gesetzen jeder Genossenschaft die Gesetzgebung über ihre innere Verwaltung, natürlich in so weit [illegible] keinen schädlichen Einfluß auf die Gesamtverfassung ausübte, zustand. Gemeinsame Grundzüge der Verfassung lassen sich aber doch wol annehmen, und [illegible] mögen etwa folgende gewesen seyn.

A. Behörden der Demen.

1) Die gesetzgebende Gewalt in den Demen gebührete, wie wir schon gesehen haben, blos der Versamlung der Demoten, die zum Unterschiede von der allgemeinen Volksversamlung, deren Namen bekanntlich *ἐκκλησία* war, *ἀγορά* genannt wurde [20]). Der Ort dieser Versamlung war wahrscheinlich meistentheils in der Stadt [21]). Die Zusammenberufung besorgten die Demarchen [22]), die auch die Vertheilung der Stimmsteinchen (*ψῆφοι*) vorzunehmen hatten [23]). Daher heißt ein Beschluß einer Demotenversamlung *ψήφισμα* [24]). [illegible] der Legislation wurden in der *ἀγορά* auch die Wahlen der verwaltenden Behörden jährlich vorgenommen, und zwar scheint unter den Vornehmeren (*εὐγενέστατοι*, *πρόκριτοι*) das Loos entschieden zu haben [25]). Die *ἀγορά* war ferner verpflichtet, dafür zu sorgen, daß nicht Fremde sich das Bürgerrecht anmaßten und stimmte deshalb, wenn das *ληξιαρχικὸν γραμματεῖον* (das Verzeichniß der Demoten, in welches jeder junge Bürger eingeschrieben wurde), abhanden gekommen war, auch wol in andern wichtigen Fällen (z. B. bei großen Veruntreuungen[illegible]) über die einzelnen Demoten ab [*διαψήφισις* [26])]. Ehrenbezeugungen (Kränze, Vorsitz im Theater des Demos, Befreiung von Gemeindeabgaben, namentlich dem *ἐγκτητικόν* u. s. w.) konnte der Demos in der *ἀγορά* beschließen, sowol für Demoten, als auch für Fremde, die sich um den Demos, die Phyle oder das Vaterland verdient gemacht hatten [27]).

2) Die executive und administrative Gewalt war in den Händen weniger Beamten.

a) Der Demarch oder Gemeindevorsteher, [illegible] jährliche Magistratsperson, versammelte, wie wir oben gesehen haben, die Demoten bei vorkommenden Fällen und gab ihnen die *ψῆφοι*. Er hatte die Aufsicht über das *ληξιαρχικὸν γραμματεῖον* [28]) und besorgte die Anfertigung des Grundkatasters [*ἀπογραφὴ χωρίων* [29])], [illegible]

15) Arcadius Gramm. ined. ap. Ruhnk. ad Hesych. v. *Λούσιος*: *Κηφισιὰ καὶ Οὐσιὰ καὶ Λουσιά*, *ὀνόματα δήμων*. 16) Wenn nämlich *ΠΙΟΙΔΑΙ* in n. 194. des Corp. inscr. gr. *ΠΕΡΙΘΟΙΔΑΙ* gelesen wird. 17) Dieser kleine Demos scheint mit dem bedeutenderen Aphidna vereinigt worden zu seyn, denn Hesychius sagt: *Περρίδαι*, *τῆς Ἀττικῆς δῆμος ἐν Ἀφίδναις*. 18) Da von keinem Schriftsteller erwähnt wird, daß dieser Demos erst in späteren Zeiten hinzugekommen sei (wie er überhaupt bei keinem alten Schriftsteller vorkommt), so muß man vermuthen, daß er früher einer andern Phyle angehört habe. 19) S. Böckh zu dem Corp. inscr. gr. n. 281.

20) Corp. inscr. gr. n. 70. Äsch. gegen Ktesiph. S. [illegible] Böckh zum Corp. inscr. gr. I. p. 106 u. 125. 21) Corp. inscr. gr. n. 70. und Böckhs Bemerkungen dazu. Demosth. gegen Eubul. S. 1302. 22) Harpokrat. s. v. *Δήμαρχος*. 23) Demosth. u. Harpokr. a. a. O. 24) Corp. inscr. gr. I. n. 88. Demosth. gegen Eubul. 1301 u. öfter. 25) Demosth. gegen Eubul. 1313 f. 26) Hierüber siehe besonders die Rede des Demosth. gegen Eubulides. 27) Corp. inscr. graec. n. 101. u. n. 214. 28) Demosth. gegen Eubul. S. 13[illegible]. gegen Leoch. S. 1091. Harpokrat. s. v. *Δήμαρχος*. 29) Harpokr. a. a. O., wonach Suidas und der Schol. zu Arist. [illegible] V. 37. zu verbessern. Vergl. Böckhs Staatsh. d. Ath. II. S. [illegible]

der Listen der zum Kriegs- oder Seedienst Berufenen [30]). Er sammelte die Gemeindeabgaben ein [31]), foderte die Schuldner des Demos zur Bezahlung auf [32]) und wurde sogar zur Eintreibung von Statsgeldern gebraucht, wenigstens zeichnete er mit Hilfe einiger Buleuten das Vermögen des Statsschuldners zum Behufe der Einziehung auf, und führte als Polizeibeamter die Pfändenden in dem Hause des Auszupfändenden ein [33]). Auch die Vertheilung der Spenden, des Schauspielgeldes u. s. w. [34]) lag ihm ob. Die Demarchen besorgten auch den Aufzug an dem Feste der Panathenäen [35]); kurz sie traten ganz in die Stelle der solonischen Naukraren [36]). Am Ende des Jahres mußten sie bei einem Euthynen und einigen Beisitzern, die von dem Demarchen des folgenden Jahres beeidigt wurden, Rechnung ablegen [37]). — Ob die 1000 Drachmen, welche nach dem Psephisma der Plotheier (Corp. inscr. gr. 82.) an den Demarchen bezahlt seyn sollen, eine Besoldung sind oder zum Besten des Stats von dem Demarchen verwandt werden sollten, ist wol ungewiß.

b. Zwei *ταμίαι*, Schatzmeister, die jährlich erneuert wurden, besorgten gewöhnlich die Ausgaben des Demos, wozu namentlich die Bestreitung der Kosten für Heiligthümer, Feste, Opfer, Ehrensäulen u. s. w. gehören [38]). In Hinsicht auf die Rechnungsablage gilt auch bei diesen, was oben von den Demarchen gesagt ist [39]).

c. Die *ἱεροποιοί* und *σωφρονισταί*, wie der *κήρυξ*, die in dem Psephisma der Aixoneer in n. 214. des Corp. inscr. gr. belobt werden, scheinen, wenn gleich vom Demos gewählt, doch blos Beziehung auf den Cultus der Hebe, nicht auf den ganzen Demos, gehabt zu haben.

B. Vermögen der Demen. Die Demen hatten Gemeindegüter verschiedener Art, die, um den Ertrag zu erhöhen, gewöhnlich meistbietend verpachtet wurden. So verpachteten die Aixoneer die dem Demos gehörige *φελλίς*, d. h. steinige, auf Bergen gelegene Strecken, deren in Attika sehr viele vorkamen [40]); so die Bewohner des Piräeus ihr Theater [41]), das dem Demos zugehörige Meeresufer (*παραλίαν καὶ ἁλμυρίδα*), das Theseum und die übrigen heiligen Äcker [42]). Die Eintreibung der Pachtgelder besorgte, wo [illegible] Demarch.

Zu den Ein[illegible] *ἐγκτητικόν*, eine Steuer, [illegible] rende, attische Bürger [illegible] besitz in demselben erwerben [illegible] *κοινή* wird in einem Psephisma [illegible] mos als zu den Einkünften desselben [illegible]

C. Culte und Mythen der [illegible] diese läßt sich nicht mehr sagen, als daß [illegible] Demos seinen eigenen Cultus und seine eigenen [illegible] gehabt habe. Von Vereinigung mehrer Demen [illegible] nem Feste, wenn sie nicht, wie die Tetrapolis und die Epakria in näherer Beziehung zu einander standen, [illegible] nur selten die Rede. Eine Aufzählung der bekannten Culte und Mythen würde nichts helfen, da sie doch wegen Mangel an Nachrichten nur sehr spärlich ausfallen dürfte. (*G. L. Grotefend.*)

DEMÉNDI, eine ungrische Familie, deren Vorfahren unter dem Könige Karl I. Robert aus Italien eingewandert waren. Benedict Deméndi war Hofchirurg des Königs Karl I. Weil er aber ein wissenschaftlich gebildeter Mann war, ernannte ihn der König zum Propst von Neutra und nach einigen sogar später zum Bischof. Als seine Brüder Bartholomäus und Nikolaus von seinem Glücke hörten, kamen sie auch aus Italien nach Ungern und erhielten von dem gegen seine italiänischen Landsleute freigebigen Könige das Dorf Deménd in der Honter und das Dorf Pravota oder Pravotitz in der Trentschiner Gespanschaft. (*Rumy.*)

DEMÉNFALVA oder Demanova, ein slavisches Dorf im Liptauer Comitat Ungerns, in dessen Nähe sich die sehenswerthe, bei drei Stunden lange Höhle befindet, Csierna (die schwarze), oder auch die Drachenhöhle genannt, wo die Natur aus der an der Decke der Höhle sich sammelnden, dann in weißen Tropfen herabfallenden und zu Stein werdenden Feuchtigkeit, Bergmilch (Calcereus lactiformis) oder auch Mondmilch genannt, den schönsten Tropfstein und aus diesem wieder die wunderbarsten Gebilde bereitet. Der Schulrector Georg Buchholz lieferte davon nach genauer Selbstansicht eine Zeichnung und Beschreibung, welche in *Matth. Belius* Hungariae antiquae et novae Prodromus abgedruckt ist. Auch Bredetzky untersuchte und beschrieb sie. S. dessen Beiträge zur Topographie des Königr. Ungern. 1. Bdch. S. 140—156. (*Gamauf.*)

DEMENICZA, Dömenek, Marktflecken im osmanischen Sandschak Tichala, von Griechen bewohnt, welche verschiedene Fabriken unterhalten. (*H.*)

DEMER, schiffbarer, fischreicher Fluß in der belgischen Provinz Limburg, welcher nördlich von Tongern entspringt, Bilsen und Hasselt vorbeigeht, verstärkt durch die Herk, Gheete und Velp, Diest in mehren Armen durchfließt, Sichem und Arschot berührt und sich,

---

30) Demosth. gegen Polykl. S. 1208. 31) So die *ἐκ[...]οστή* (vergl. Böckh zu dem Corp. inscr. gr. n. 89.) und das *[ἐγ]κτητικόν* (Böckh Statsh. d. Ath. I. S. 319). 32) Demosth. gegen Eubul. S. 1318. 33) *Ἀπεγράφετο τὰς οὐσίας [...]άστοις πρὸς τὰ δημόσια ὀφλήματα.* Lex. Seguer. p. 237 u. 199. Vergl. Böckh Statsh. d. Ath. II. S. 48. Auch soll er den Sold der Reuter, der wahrscheinlich während der Herrschaft der 30 Tyrannen bezahlt worden war, wieder einsammeln. Corp. inscr. gr. n. 80. und Böckh zu dieser Inschrift. 34) Demosth. gegen Leoch. S. 1091. 35) Schol. zu Aristoph. Wolk. 37. 36) Ebendas.; s. auch Harpokr. s. v. *Δήμαρχος*. 37) S. das Psephisma der Halaier im Corp. inscr. gr. 83. und Böckh zu dieser Inschrift. Vergl. auch n. 70. und Böckhs Bemerkungen dazu. Aus dem Umstande, daß die Halaier einen Beschluß hierüber fassen, scheint hervorzugehen, daß diese Einrichtung nicht in allen Demen statt fand. 38) S. das Psephisma der Plotheier im Corp. inscr. gr. n. 82. und das der Myrrhinusier ebendas. n. 100. In letzterem finden sich statt zweier *ταμίαι*, ein *ταμίας* und ein *[ἀ]ντιγραφεύς*. 39) Vergl. Note 37. 40) Corp. inscr. gr. n. 93. Vergl. Böckh zu n. 214. 41) Ebendas. n. 102. 42) Ebendas. n. 103. Vergl. Böckhs Statsh. d. Ath. I. S. 329.

43) Demosth. gegen Polykl. S. 1208 f. Böckh Statsh. d. Ath. I. 319. Note 3. 44) Corp. inscr. gr. n. 89. und Böckhs Bemerk. zu dieser Inschrift.

zwischen Löwen und Mecheln, bei dem Dorfe Werchten mit der Dyle (s. d.) vereinigt. (*Leonhardi.*)

DEMERARY, Fluß in der südamerikanischen Küstenlandschaft Guayana. Er entspringt im Lande der Arowaken an einer Gebirgsreihe, welche den Essequebo auf seiner rechten Seite begleitet, strömt von S. nach N. und ist an seiner Mündung bei Stabroek (6° 45′ n. Br. 40° 19′ westl. von Ferro) 2 engl. M., oberhalb dieser Stadt 1½ engl. M. breit. Die Barre an seiner Mündung läßt Schiffe zu, die nicht über 18′ tief gehen, und gewährt für solche und kleinere einen vortrefflichen, sichern und sehr großen Hafen, dessen Eingang durch das Fort Wilhelm Friedrich vertheidigt wird. Seine Schiffbarkeit für größere Schiffe (4 bis 6 Faden Tiefe) erstreckt sich etwa 100 engl. M. landeinwärts, die Pflanzungen an seinen Ufern aber noch 100 M. weiter. — Ein Arm dieses Flusses ist, nach Bolingbroke, der Küstenfluß Mahaica, welcher etwa 20 engl. M. landeinwärts für kleine Schiffe zugänglich ist. — Im J. 1748 fanden sich zuerst Holländer aus Essequebo, bald nachher Engländer aus Westindien als Pflanzer am Demerary ein, deren Plantagen so gediehen, daß schon 1774 diese Colonie, bis dahin von Essequebo abhängig, der Sitz des Gouvernements und Stabroek als Hauptstadt angelegt wurde. Im J. 1781 wurde Demerary mit Essequebo von einem engl. Kaper für Großbritannien in Besitz genommen, zwar im Frieden von 1783 an Holland zurückgegeben, aber schon 1796 von den Engländern wieder genommen, welche diese Colonien im J. 1803 auf kurze Zeit verloren und seitdem in deren ungestörtem Besitze blieben. Durch den Tractat vom 29. Aug. 1814 von der niederländischen Regirung an Großbritannien förmlich abgetreten, bilden beide Colonien das Gouvernement Essequebo-Demerary des britischen Guayana. (S. dies. Art.) *Leonhardi.*)

DEMETER (Δημήτηρ) bei den Griechen, Ceres bei den Römern [1]), der Name der hehren Göttin des Ackerbaues, sowie der sittlichen und statsbürgerlichen Cultur, an deren Begriff sich selbst reinere Religionslehren von der Einheit Gottes, von der Bestimmung des Menschen und von seinem Schicksale nach dem Tode zu knüpft zu haben scheinen. Die erste Idee einer Göttin des Ackerbaues konnte bei den Menschen (ob bei den Hellenen zuerst, möchte kaum wahrscheinlich seyn) sich sehr leicht entwickeln. Das Wunderbare der Vegetation überhaupt, ihr Emporwachsen aus der Erde, ihr Hinabsinken in die Tiefe, wenn die Zeit des Winters kommt, und ihre Erneuerung, wenn mit dem Frühlinge die Lichtkraft der Sonne wieder wirksam wird, mußte für die kindliche Phantasie der Urvölker ein um so höheres Interesse haben, je mehr ihr eigenes Wohl und Wehe davon abhing. Um diesen Punkt, überhaupt über den Verlauf des Jahres und die dasselbe regirenden, großen Himmelslichter, drehen sich, wie um einen feststehenden Pol, die Mythen der meisten Götterwesen, und sie selbst wurden der Ausdruck der verschiedenen Anschauungsart dieser

1) Δημήτηρ, auch in der Form Δήμητρα (Wesseling zu Diod. XII. p. 16.; v. Staveren zu Hyg. f. 147. p. 257.; Heyne zu Apollod.), dorisch Δάματερ, ist ein Compositum, nach der gewöhnlichen Erklärung von Δῆ und μήτηρ; Δῆ aber (ohne Aspiration α, η, mit derselben γᾶ, γῆ oder δᾶ, δῆ, oder auch in anderer Form ohne Spiritus αια und mit demselben γαῖα) bedeutet die Erde, also das Ganze Erdmutter, d. h. die mütterliche, wohlthätige Erdgöttin, die Kraft der Erde, vermöge der sie die Pflanzen hervortreibt. S. Cic. de N. D. II. 26. und daselbst Creuzer und Diod. l. c. Sickler im Hymn. an Demeter S. 72. und im Kadmus §. 71. sucht den Namen aus dem Semitischen zu erklären, aus דְמַת־אוֹר (Damath-Or.) das Licht der Erde, Erdlicht, auf welchen Begriff sich das Fackeltragen an ihrem Feste und die Feuerläuterung des Demophon beziehe, desgleichen ihr Beiname Ἐλήγηρυς bei Hesych. T. I. 658., denn dieser sei so viel als הֵלִיגֵרֶשׁ, das hervortreibende Licht. Es werde also in dieser Göttin die zur Vegetation durchaus nöthige Lichtkraft der Erde personifizirt, sowie in ihrer Tochter die von der Lichtkraft ausgehende oder davon abhängige Sonnenkraft, die ohne Verbindung mit jener keine Frucht treiben könne, obgleich sie eine Zeit lang von ihr getrennt und im Schooße des Dunkels verborgen bleiben müsse. Den wohlthätigen und nothwendigen Einfluß des Lichts auf die Vegetation stellte man also als ein besonderes Erdenlicht vor, erkannte seine Verbindung mit dem Helios, dem Sonnenlichte, sowie in der von ihm abhängigen Sonnenkraft; seine Verknüpfung mit dem Erdgrunde (Aidoneus). — Auch Schelling in den Gotth. von Samothr. bemerkt S. 57.: der Begriff Erdmutter sei nicht der ursprüngliche, sondern ein abgeleiteter. Saint Croix (Vers. über die Myst. S. 104. in der Übers. v. Lenz) hält Demeter für die wörtliche Übersetzung des ägypt. Μωῦθ (Mouth), Mutter, worunter Isis verstanden wurde; und Jablonski (Panth. Aeg. III. 5. p. 121.; Opusc. T. I. p. 151.) erklärt dies Wort für ein Compositum aus Mau-the d. i. Weltmutter, wogegen aber Silvestre de Sacy bemerkt: im Koptischen sei ein solches Compositum nicht zulässig, daher zweifle er, ob es im Altägyptischen statt gefunden habe. So viel ist wol gewiß, daß viele Götternamen der Alten aus dem Orient stammen, daß die Griechen ebenso, wie die Römer, die Urbedeutung nicht mehr wußten, sie also aus der herrschenden Sprache abzuleiten und dem gemäß zu schreiben suchten. Man denke nur an Cicero's Erklärung von Jupiter durch juvans pater, da doch die erste Sylbe unstreitig das alte Jov, d. h. der sehr alte Gottesname ist, den die Hebräer Jehovah aussprachen und ebenfalls aus ihrer Sprache ableiteten, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß ihn Moses aus dem innern Heiligthum der ägyptischen Tempel hergenommen habe, wo er den Herrscher aller Götter, den höchsten Gott und Urgott bezeichnete.

Der lateinische Name Ceres (Keres) wird ebenso verschieden erklärt. Bei Cicero de N. D. II. 26. wird er von Gero, a gerendis frugibus abgeleitet. Creuzer denkt an das etruskische Wort Cerus, d. h. Schöpfer, wovon creare statt cereare; so kommen in den saliarischen Gedichten der Römer ein Cerusser, Schöpfer und ein Cerus Manus, i. e. creator bonus vor. S. Festus II. p. 237.; Scaliger ad Festum s. v. caerimoniarum p. XXXVI. ed. Scal.; Isidor Origg. VIII. 10.; Scal. ad Varron. p. 59 und p. 91 sq.; Ignarra ad Hym. in Cer. v. 122.; Lanzi Saggio di ling. Etrusc. p. 514. 518. Scaliger ad Varron. p. [illegible] nahm das griechische γῆρυς als das Stammwort für Ceres an. Dabei kann man an Sicklers Ἐλήγηρυς (s. oben) denken. Kanne in d. Myth. d. Gr. und Schwenk in den Andeutungen. p. 107. denkt an Ἔρα, Erde, also Ceres gleich κ-ἔρης, Erdgöttin, mit dem vorgesetzten Gutturalspiritus. Schelling (Gotth. v. Samothr. p. 17. und 68 sq. Not. [illegible]) leitet Ceres vom hebräischen Cheres her und dieses von חרשׁ, aravit, womit aber noch der Begriff des Zaubers verbunden ist. Auch ließe sich wol an das von Sickler angeführte חֶרֶס (Cheres) Sonne, denken, womit sein Begriff von Demeter übereinstimmen würde. Andere Ableitungen sehe man im Etymol. u. Gerh. Vossius in voc.; *Villoison* (Eclairciss. zu Saint Croix Recherches. T. II. p. 204 sq. sec. ed.) und Ignarra zu Hom. Hym. in Cer. v. 122.

großen Naturerscheinungen. Aus der Erde keimten die Pflanzen und wuchsen unter dem Einflusse der Sonne und des Mondes empor. Es war also eine in der Erde selbst liegende Götterkraft, die dem Menschen seinen Unterhalt reichte, und diesen Erdgeist nannte der Grieche Demeter, Erdmutter, Erdlicht, wie es Sickler will, schöpferischer Geist, wenn der Name Ceres dies bedeutet. Mit diesem Erdgeiste stand die Sonnenkraft in unmittelbarer Verbindung; dies deutete man durch eine schwesterliche und eheliche Vereinigung beider an, und das Kind, was sie zusammen erzeugten, war die in jugendlicher Schönheit emporsprossende Pflanzenwelt. Aber mit dem Winter erstarb diese; die Kraft, welche sie belebte, zog sich gleichsam in die Tiefe der Erde zurück. Das gab denn einen Mythos vom Raube der schönen Tochter durch einen finstern Dämon der Unterwelt und von den Klagen der Mutter, welche die Geraubte überall suchte. Da erbarmten sich ihrer die Himmlischen. Der dunkle Gott durfte die Liebliche nicht ganz behalten, mit dem Frühlinge kehrte sie zurück, aber da sie einmal in der Unterwelt gewesen war und ihre Kost genossen hatte, so mußte sie mit jedem Winter aufs neue zum Gemahl sich verfügen, und die Götter erklärten diesen Wechsel für ein Naturgesetz. War dies vielleicht der erste Begriff, den man mit den eleusinischen Göttinnen verband, und den die alten Pelasger wol schon aus ihrer Urheimath mitgebracht hatten, so modifizirte sich derselbe in der Folge dahin, daß die Kraft des Erdgeistes besonders auf den Getreidebau bezogen wurde. Die nach Hellas wandernden Stämme fanden daselbst wenig von selbst wachsende Früchte, die ihnen zur Nahrung dienen konnten. Eicheln, berichtet die Sage, war ihre Kost. Besonders schwer war der Unterhalt in dem an sich steinigen und unfruchtbaren Attika. Da wurde denn aus der Fremde das Getreide, insbesondere zuerst Gerste, hieher verpflanzt. Kekrops soll dies schon gethan haben. Er war den Berichten der Alten nach ein Ägypter [2]) und brachte die Verehrung ägyptischer Gottheiten mit in das neue Vaterland. In Ägypten aber kannte man schon eine Vorsteherin des Ackerbaues, die Göttin Isis, und diese scheint denn, allen Nachrichten zufolge, als Demeter, als Erdmutter, von den Griechen gedacht worden zu seyn. Diese erste Erfindung des Getreidebaues scheint aber wieder verloren gegangen und unter Erechtheus zum zweiten Male nach Attika gekommen zu seyn, von welcher Zeit an sie auf immer befestigt wurde. Auf dieses Verlorengehen und Wiederfinden wurde der Mythos vielleicht mit bezogen und die Einführung heiliger Gebräuche sollte einen nochmaligen Verlust für immer unmöglich machen. Jetzt ward die allgemeine Vegetationskraft der Erde im ausschließenden Sinne die Geberin des wohlthätigen Samenkorns. Attika ward ihr Lieblingsland, und von da aus ließ sie durch ihre Günstlinge die segensreiche Erfindung über alle Länder der Erde verbreiten. Im Mythos deutete nun der Raub der Tochter bestimmter theils auf den Verlust der früher schon erhaltenen Wohlthat, theils auf das Einsenken des Samens in den Schooß der Erde, ihre Rückkehr zur Mutter aber auf die Erneuerung des Ackerbaues und die in Jugendschöne aus der Erde wieder aufsprossende Saat. In solchen Bildern belehrten nun die Verständigern des Volks, d. h. die Priester, die zugleich im Besitze der alten Überlieferungen geblieben waren, den großen, nur das Sinnlichfaßbare begreifenden Haufen. Doch ist es gar nicht nothwendig zu denken, daß die Sprache des Mythos eine von ihnen künstlich und mit Vorbedacht erfundene Art des Ausdrucks war, wie etwa wol jetzt die Kinderwelt von ihren Lehrern unterrichtet zu werden pflegt; sie war vielmehr ihnen selbst natürlich, eine, ich möchte sagen, instinktartige Form der Darstellung und wurde, als das Abstraktionsvermögen sich weiter ausbildete, als heilige Sprache auch dann noch beibehalten, wo sowol die Bildung des Volks als ihre eigene eine andere erlaubt hätte.

Der Ackerbau ward die Mutter aller geistigen und bürgerlichen Cultur, daher war denn auch diese ein Geschenk der Göttin, die den Samen gebracht hatte. Sie ward die Gesetzbringerin (Thesmophoros) und Culturstifterin, und daran knüpften sich wieder religiöse Ideen und sittliche Wahrheiten höherer Art. Diese hatten, wie man aus den vorhandenen Nachrichten mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen kann, zum Gegenstande: die Lehre von der Einheit Gottes, d. h. die Lehre, daß alle im Volkscultus angebetete Gottheiten nur Offenbarungen und Kräfte des einen höchsten Urwesens seien, von dem alles Daseyn herrührt; die Lehre vom Falle der Geister, dem Herabsteigen der Gefallenen in sinnliche Körper, um darin ihre Strafe zu leiden, sich von Sünden durch ein der Sinnlichkeit entsagendes Leben zu reinigen und so zur Wiedervereinigung mit Gott und dem Reiche reiner und seliger Geister wieder geschickt zu machen; die mit dieser Unterweisung unmittelbar verknüpfte Lehre von der Selenwanderung, vom Schicksale der Guten und Bösen nach dem Tode und von der ewigen Fortdauer der Sele. Die für diesen Unterricht gebrauchten Bilder waren von den Erscheinungen des Jahres und dem Laufe der Gestirne hergenommen und also dem Cultus einer Göttin ganz anpassend, die selbst dem Jahre und sei-

2) Der Widerspruch, welchen ein verdienstvoller Forscher gegen diese Abkunft erhebt, ist bekannt; aber wenn auch dieselbe erst in den Zeiten nach Psammetich behauptet wird, so folgt daraus noch nicht, daß alte Überlieferungen nicht ebenfalls dafür gesprochen hätten. Die erneuerte Bekanntschaft mit Ägypten frischte nur die alten Sagen wieder auf. Die Erzählungen des Moses aus der Periode der Abrahamiden bezeugen offenbar einen Verkehr des Nillandes mit der Fremde, die Trümmer von Theben sogar, daß es Schifffahrt hatte. Die Nachricht von seiner Abgeschlossenheit ist daher gar nicht so strenge zu nehmen. Überdies fällt die Zeit, wohin jene Auswanderungen gesetzt werden, mit der Periode der Hyksos und ihrer Vertreibung zusammen. Mit solchen innern Stürmen sind gewöhnlich auch Auswanderungen verbunden. Ja es wäre nicht unwahrscheinlich, daß die Aufhebung des Verkehrs mit dem Auslande erst nach der Verjagung der Hirtenvölker eine politische Maßregel geworden wäre. Das Ägyptische im Ceres- und andern Götterdiensten ist unverkennbar. Voß glaubt, es wäre die Folge einer spätern Veränderung im Cultus gewesen, aber eine so bedeutende Umwandlung läßt sich bei religiösen, für so heilig gehaltenen Gebräuchen nicht wohl denken, und selbst der Nationalstolz der Griechen müßte dem sich widersetzt haben, der weit eher zu der Behauptung geneigt war, daß von ihnen alles ausgegangen und zu den Barbaren gebracht worden sei, als daß sie von diesen etwas empfangen hätten.

nen Wechseln vorstand und in der Aussaat des Samens und seinem Emporkeimen aus dem Reiche der Verwesung ein so treffendes Symbol von dem Tode und dem einst wieder erneuerten Leben des Menschen aufstellte. In den spätern, zum Theil auch schon in den frühern Schulen der Philosophen, obgleich hier mehr in den Schleier einer dunkeln, symbolischen Sprache gehüllt, wurden diese Lehren laut und öffentlich verkündet; in dem geheimen Cultus des Bakchos und der Ceres aber waren sie Gegenstand eines Mysteriums. Warum man diese Hülle für nöthig fand, davon scheint mir die Ursache gerade darin zu liegen, daß die erwähnten Lehren durch Überlieferungen aus dem Orient zu den Vorstehern der Tempelinstitute und zwar in einer sehr frühen Zeit gekommen waren, wo es in Hellas noch keine philosophischen Speculationen gab. Wären sie erst später in die Mysterien aufgenommen worden, so war kein Grund da, sie als Geheimniß zu behandeln, da sie schon in den Schriften der Philosophen, mehr oder weniger bestimmt, vorkamen. Die Vorsteher der Mysterien aber geradezu für absichtliche Betrüger erklären zu wollen, die nur egoistischer Zwecke wegen den Geheimdienst so umgewandelt hätten, scheint mir doch eine zu harte Anklage, die, um für wahr gehalten zu werden, eines strengen Beweises bedarf. Überdies scheint es fast einem Wunder ähnlich, daß dieselben Lehren an den Ufern des Ganges und auf den Höhen des Albordj, wie in Eleusis, Samothrake und andern Orten, durch philosophische Speculationen erfunden seyn sollen, ohne daß eine Übertragung geschehen wäre. Weit wahrscheinlicher ist es, an einen alten Zusammenhang des Orients mit dem Occident zu glauben, der sich übrigens auch mit ziemlicher Gewißheit nachweisen läßt. Ritter in seiner Vorhalle bemüht sich dies zu thun, und wenn er auch in manchem Einzelnen sich irren mag, so scheint doch das aus seinen Untersuchungen sich zu ergeben, daß durch Buddhisten- oder Brahmanenkolonien, welche sich von den Gangesländern aus durch das mittlere Asien bis zum kaspischen Meere und von da nach Kolchis und dem Palus Mäotis, ja vielleicht noch weiter bis nach der Bergkette des Hämus und Thrakien zogen, ein Weg für die Mittheilung heiliger Lehren aus der Buddha- und Brahmareligion eröffnet war und zwar in einer Zeit, die über die geschichtliche Periode bedeutend hinausgeht. Mögen auch, wie wol nicht zu zweifeln ist, alle dem Orpheus zugeschriebenen Gesänge erst in spätern Zeiten verfaßt seyn, so konnten sie doch unmöglich nur einigen Glauben finden, wenn nicht eine alte Sage von einem oder mehren Orpheus, d. h. von priesterlichen Instituten in Thrakien, welche Religion und Cultur nach Hellas gebracht hätten, ihnen vorangegangen wäre. Selbst der Inhalt dieser Lieder mußte mit den Traditionen von der Lehre dieser Schulen wenigstens im Allgemeinen übereinstimmen, wenn nicht der Betrug sogleich hätte entdeckt werden sollen. Auf diesem Wege also und außerdem auch über Ägypten und Phönikien kamen jene Lehren nicht als philosophische Speculationen, sondern als heilige, göttliche Offenbarungen zu den griechischen Priesterinstituten und namentlich nach Eleusis, wo sie am reinsten und deutlichsten dargestellt worden zu seyn scheinen. Als göttliche Offenbarung wurden sie Gegenstand eines Mysteriums, denn nur das Göttliche ist von der Art, daß es durchaus nicht profanirt und nur Wohlgeprüften und Bewährterfundenen anvertraut werden kann. Die Geheimhaltung schien nöthig, da der Inhalt der Lehre dem öffentlichen Cultus in vielen Hinsichten geradezu entgegen war, da man dem Volke überhaupt nicht Empfänglichkeit für so Hohes und Großes zutraute und von einer Veröffentlichung eine Ausartung des Heiligen fürchtete.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die eleusischen Priester die wahre Quelle ihrer Geheimlehren nicht mehr kannten. Die Erinnerung daran war im Laufe von Jahrhunderten verloren gegangen. So konnte es bei ihnen manchen symbolischen Ausdruck, manchen Mythos geben, von dem sie selbst keine weitere Rechenschaft abzulegen vermochten, als daß er ihnen von den Vorfahren so übergeben worden sei. Jene viel bestrittene und gedeutete Entlassungsformel der Eingeweiheten: Konx om pax, kann also immer in der Sanskritsprache gegründet seyn, aber die Priester wußten selbst vielleicht sie nicht mehr zu deuten und nahmen sie für bloße Schallworte. Überhaupt scheint Manches erst richtiger und dem Sinne der alten Lehre gemäßer gedeutet worden zu seyn, als kurz vor und nach den Zeiten Alexanders die Nation selbst mit dem Orient näher bekannt ward. Die Neuplatoniker insbesondere bemüheten sich, die Vorstellungen des Morgenlandes sich anzueignen, darüber zu philosophiren und sie ihren Systemen einzuweben. Aus diesem Grunde, glaube ich, ist ihr, freilich spätes, Zeugniß doch nicht zu verwerfen, wenn sie mystische und religiöse Gebräuche und Lehren aus der Vorstellungsart des Ostens zu erklären suchen. Die Gebräuche und Symbole waren seit uralten Zeiten da, aber eine Erklärung konnten sie erst durch die nähere Bekanntwerdung mit den Vorstellungen des Auslandes finden, und so möchten denn wol ihre Deutungen oft das Wahre getroffen haben. Es war wol schwerlich allein ihre Absicht, dem sinkenden Polytheismus wieder aufzuhelfen und ihn gegen das Christenthum zu schützen, wenn sie in dem alten Glauben reinere und würdigere Begriffe zu entdecken suchten; sie sprachen wol größtentheils aus wahrer Überzeugung, nicht um absichtlich in die Religion der Hellenen etwas einzufälschen, was nicht darin lag. Die frühere Zeit hatte sich oft selbst nicht verstanden, man hatte dies und jenes genau ebenso gemacht, wie die Vorfahren, aber den Sinn davon nicht begriffen. Diesen erkannten nun weise, des Orients kundige Männer aus der alexandrinischen Schule und entdeckten so auch eine ehrwürdige Seite des hellenischen Polytheismus, während er, wenn man diese Deutungen verwirft, kaum mehr als eine Spielerei der Phantasie und wenig von dem eigentlich religiösen Charakter zeigt. Mir scheint daher Creuzer, der in seiner Symbolik und Mythologie auf jene Deutungen achtete und sie noch genauer zu entwickeln und darzulegen suchte, nicht den falschen, sondern den wahren Weg eingeschlagen zu haben. Sind auf demselben auch nicht alle Verirrungen der Phantasie zu vermeiden, so wird man d[illegible]

weit weniger der richtigen Straße vorbeigehen, als wenn man zum Studium der Mythen nichts weiter als den kalten Verstand mitbringt, der nun alles das, was nicht zu seinem System passen will, verwirft, für Trug, spätere Erfindung und Umdeutung erklärt. Auch darin hat Creuzer nicht Unrecht, wenn er erklärt, daß zum Mythologen ein gewissermaßen angeborner Sinn gehöre, der schnell das Symbol und die darin liegende Deutung fasse. Ob er auch das Richtige gefunden habe, das muß freilich auf dem Wege des Verstandes durch Darlegung der historischen Data ausgemittelt werden. Zu dieser geschichtlichen Begründung gehört ganz vorzüglich die Betrachtung der beim Tempeldienst eingeführten Gebräuche, des Ceremoniellen der Götterfeste und der symbolischen Darstellung der Gottheiten selbst in alten Bildwerken. Gerade in solchen Dingen beurkundet sich ein höheres Alterthum, denn alles dies ist als etwas Heiliges und Ehrwürdiges weit weniger Veränderungen unterworfen, als die in der Sage und von Dichtern fortgepflanzten Mythen. Aber schwer ist es allerdings, von enem Symbolischen immer den richtigen Sinn zu finden. Es ist eine Hieroglyphenschrift, deren Schlüssel nur durch ie sorgfältigsten und umsichtigsten Combinationen und st auch dann nur mit größerer und geringerer Wahrscheinlichkeit gefunden werden kann. Auch hiezu gehört in eigener theils angeborner, theils durch viele Übung usgebildeter Takt, der schnell das Richtige zu treffen eiß.

Doch es ist Zeit, diese Apologie einer Ansicht zu hließen, welche die Zukunft einst gewiß als die richge anerkennen wird, und zu dem Mythos von der erabenen Demeter und ihrer Tochter uns selbst zu wenden.

Erzeugt von dem alten Zeitgotte Kronos und der le Frucht gebärenden Rhea (das Feuchte oder auch die rde, je nachdem man an die Ableitung von ῥέω, ich eße, oder von Ῥαῖα statt αἶα. Erde, denkt), theilte sie s Schicksal ihrer übrigen Geschwister und wurde mit nen, als der erhabene Ordner Zeus den Thron bestieg, rch das von dem weisen Verstande, Metis, angegene Mittel wieder ins Daseyn gerufen, um in dem gednneten Jahre regelmäßig ihr hohes Amt zu verwalten. e, die Schöngelockte und Hehre, gebar aus der Umnung ihres Bruders und Gatten (Verbindung der Himls- und Erdkraft, des Sonnen- und Erdlichts) eine bliche Tochter, Persephone[3] (das Pflanzengelecht), die, schnell zur reizenden Jungfrau herangechsen, die Liebe des Königs der Unterwelt, der Erdkraft in der Tiefe, gegen sich erweckte. Nach Ovid Met. V, 362. war es Eros, der, von seiner Mutter gereizt, seine Herrschaft auch über die Unterwelt ausdehnen wollte und daher seinen Bogen gegen den König des Schattenreichs selbst aufspannte. Aber der Dunkelgelockte wagt es nicht, die Tochter des Lichts selbst um Gegenliebe anzuflehen, und wendet sich an den Vater mit der Bitte, ihm die Jungfrau zur trauten Gattin zu geben. Dieser verspricht es ohne Wissen der Mutter, und nun benutzt der finstere Aidoneus eine sich darbietende Gelegenheit, die Geliebte mit Gewalt zu rauben. Einst erlustigte sich die Jungfrau, wie der homerische Hymnus erzählt, auf den reizenden Gefilden von Nysa[4]) mit ihren Gespielen, den Töchtern des Okeanos, die das befruchtende Wasser über die Erde ausgießen, mit Phäno, Leukippe, Elektra, Janthe, Melithe, Jache, Kalliroe,

---

3) Nach einer orphischen Kosmogonie bei Athenagoras (Le. pro Christ. p. 18 sq. ed. Colon. 1686) ward Persephone Zeus und Demeter in Kreta erzeugt. Zeus, heißt es, vert seine Mutter Rhea oder Demeter, die, um sich ihm zu entcn, Schlangengestalt annimt. Aber auch er umstrickt sie als lange und erzeugt so die Persephone. Diese hatte außer den i natürlichen Augen noch zwei Augen auf der Stirn, im Naein Thiergesicht und Hörner auf dem Kopfe. Erschrecken über e Mißgestalt, entfloh die Mutter und reichte ihr die Brust t, daher hieß sie in der mystischen Sprache Ἀθηλα, die Nichtugte. Das war eine mystische Geburt mit Symbolen, die kosmogonische Deutung hatten und in die bakchischen Myen gehörten; wo der Sohn dieser Persephone und des Zeus der mystische Zagreus ist. Ihre Gestalt zeigt offenbar eine orientalische Symbolik.

4) Der Name Nysa wird sehr vielen Ortschaften beigelegt. Nach Voß ist Homers Nysa, Il. VI, 133. ein thrakischer Berg, der nach Steph. am See Thestideion lag. Von da aus, glaubt er, wurde allmälig der Name nach Makedonien, Thessalien, Böotien und Euböa (welches letztere bei Sophokl., Antigon. 1131 cfr. 1148. und Euripides, Bacch. 546. zu verstehen sei), auch nach Naxos (Schol. Hom. Steph. Hesych.), kurz überall hin versetzt, wo ein bedeutender Dienst des Dionysos war, dessen Name eben den Gott von Nysa ausdrückte, daher auch nach Lydien und andern Morgenländern bis Babylon (Hesych. Schol. Soph. Aj. 699.), als nämlich der phrygische Bakchos mit dem hellenischen Dionysos verschmolzen worden sei; darauf, wegen Vermischung des Osiris mit Dionysos, nach Ägypten, Arabien, Syrien, Äthiopien, Lybien, endlich durch Alexanders Lobredner nach Indien auf den dortigen Kaukasos und zuletzt an den Ganges. Bekanntlich nimt Creuzer diese Folge in ziemlich umgekehrter Ordnung an, weil er den Dionysoscultus aus Indien ableitet. Das Nysa, wo Persephone geraubt worden, findet Voß in Böotien und hält es für einen zum Helikon gehörigen Berg. Sein Hauptgrund ist die Erwähnung der Narzisse, denn der in diese verwandelte Narkissos war ein Thespier, des böotischen Stromgottes Kephisos Sohn, auch sei in jener Gegend die gedachte Blume häufig gefunden worden. S. Voß ad Hym. in Cer. p. 12 sq. Sickler erklärt den Namen aus dem Semitischen und nimt ihn überhaupt für Blumengefilde. Ad Hym. in Cer. p. 93. Creuzer denkt mit andern Auslegern an das karische Nysa, wo ein sehr berühmter Ceresdienst war; doch leugnet er nicht, daß auch das böotische wegen des dortigen ebenfalls alten Cerescultus gemeint seyn könne. — Übrigens wird der Ort des Raubes sehr verschieden angegeben, je nachdem diese oder jene Gegend den Dienst der Göttin früher gehabt haben wollte oder Lokalumstände sich dazu eigneten. Nach dem Scholiasten bei Hes. Theog. 913. p. 303. nannten viele Sicilien, Bakchylides Kreta, dem auch Tzetz. ad Hes. Ἐργ. 33. folgt, die orphische und thrakische Sage eine Insel des Okeanos (Orph. Argon. v. 1201; aber nach Orph. Hym. XII. führt Pluto die Braut über das Meer nach Eleusis in eine Grotte, wo ein Eingang zur Unterwelt seyn sollte), Phanodemos Attika, Demades Naxos (bei Methymna auf Lesbos oder auch in Epiros). Noch Andere nennen Hermione in Argolis, Pheneos in Arkadien (Strab. VIII. p. 575. Paus. VIII, 15. Conon. 15.), Kyzikos in Mysien (Propert. III, 21, 4.), Mehre Kreta. S. auch Spanh ad Callim. H. in Cer. v. 9. Vorzüglich ward das sicilische Enna, ausgezeichnet durch üppige Blumenflur und einen berühmten Tempel der Ceres, als Ort des Raubes genannt. Zeus hatte der Demeter und Persephone ganz Sicilien, insbesondere aber die Insel Ortygia bei Syrakus, auch Agrigent, der letztern zum Brautgeschenke übergeben, und ihr Lieblingsort war die Violenwiese bei Enna. Allerdings mußte das so fruchtbare und besonders an Getreide so ergiebige Sicilien ganz vorzüglich geeignet seyn, als Wohnplatz der Getreidegöttinnen zu gelten, und es

Rhodeia, Tyche, Melobosis, Okyroe, Janeira, Akaste, Chryseïs, Admete, Pluto, Rhodope, Kalypso, Styx, Urania und Galaxaura [5]). Ja selbst die hehren Göttinnen Artemis und Athene waren ihre Gespielen [6]). Entfernt von der Mutter pflückten die Sorglosen sich Rosen und Krokus, Violen und Hyakinthen (Schwertlilien), aber vor allen andern reizte eine herrliche Narkissosstaude [7]) die Lust der Persephone. Hundert Blumen erhoben sich aus einer Wurzel und erfüllten die Luft umher mit balsamischen Düften. Denn dem [illegible] schen Könige zu Gefallen hatte Gaia die Blume [illegible] üppiger Pracht hervorwachsen lassen, um das Mädchen zu bethören. Da spaltete sich plötzlich der Boden [illegible] auf goldenem Wagen, von schwarzen Rossen [illegible] stürzte der Herrscher der Schatten aus dem Erebos [illegible] auf, riß die Jammernde zu sich und führte sie mit [illegible] meseile über Land und Meer bis zur westlichen [illegible] der Unterwelt [s. Voß Hym. an Dem. S. 15.] [8]). [illegible] schreiend rief sie die Götter und den Vater um [illegible] aber keiner der Unsterblichen noch der Sterblichen [illegible] den Laut, nur des Perses Tochter Hekate vernahm [illegible] Klageton in ihrer felsigen Höhle [9]) und Helios, [illegible] Allesschauende; Zeus aber überhörte den Hilferuf, [illegible] er befand sich entfernt in seinem Tempel, übertäubt [illegible] dem tausendstimmigen Flehen der Erdebewohner. [illegible] lange noch die Jammernde Erde und Meer und die [illegible] lenden Gestirne erblickte, tröstete Hoffnung ihr Herz [illegible] ihr Rufen erscholl unaufhörlich. Aber als sie [illegible] dem Wagen in die finstere Kluft hinabsank, da [illegible] ihre Stimme und nur den letzten klagenden Laut [illegible] nahm die herrliche Mutter. Von Schmerz [illegible] zerriß sie den Schleier um die ambrosischen Locken, [illegible] sich in ein dunkles Gewand [10]) und durcheilte, [illegible] ein Vogel, Land und Meer, die Geraubte zu [illegible] Neun Tage umschweifte so die erhabene Deo, [illegible] Händen die brennende Fackel, rundherum die Erde [illegible]

---

war nicht zu verwundern, wenn seine Einwohner behaupteten, daß von ihrer Insel der Segen über andere Länder ausgegossen worden sei.

5) Sämtliche Namen dieser Nymphen sind bedeutend und passen zu der Frühlingskraft Proserpina, die vereint mit der Feuchtigkeit den Schmuck der Fluren aus der Erde treibt. Die vier ersten Namen bezeichnen Quellnymphen: Phäno, die Blickende, Glänzende, Leukippe, die Näherin weißer Rosse, auch wol mit Anspielung auf Persephonens Beinamen Leukippos, Elektra, die Bernsteinklare, Janthe, die Blumenerfreuerin, Melite, die Honigsüße (Proserpina selbst hieß Melitodes, die Honigreiche, und die Biene überhaupt ist ein bedeutendes Symbol im Cerescultus). Die folgende Jache, vom Tosen des Meeres so genannt, scheint eine Nereide zu seyn, vielleicht mit Anspielung auf eine Stelle in der XXIV. Orph. Hymne, nach der die Nereiden zuerst die geheime Feier der Ceres und Proserpina gelehrt haben sollen, denn das Wasser gehörte mit zu den Hauptentsündigungsmitteln. Die folgenden fünf Nymphen sind Bachnymphen, die auch bei Hesiodos (Theog. 351 sq.) genannt werden, nämlich: Rhodeia, die Rosenumblühete, Kalliroe, die Schönfließende, Melobosis, die Schafe und Ziegen Weidende, Tyche, die Glücksgöttin, Okyroe, die Schnellfließende. Die folgenden fünf gehören ebenfalls bei Hesiodos zu den Okeaniden: Janeira, die Männererfreuende, Chriseïs, die Goldige, Goldsandne, Akaste, die Wohlgeordnete, Regelmäßig-Umpflanzte, Admete, die Unbezwingbare, auch im Sommer nicht Versiegende, Pluto, die Befruchtende, Bereichernde (Proserpina wird ja auch Gemahlin des Reichthumgebenden). Die Nymphe Rhodope, die Rosenwangige, nennt Hygin unter den Okeaniden. Kalypso, die Umhüllende, schützte durch ihre überwachsene Quellgrotte die Hirten und Heerden gegen die Sonne. Die unterirdische Styx, bald der Proserpina näher verwandt, und die vom wolkigen Berggipfel herabkommende Quelle Urania (daher eben die Himmlische) bezeichnen wol durch ihren Gegensatz die Doppelnatur der Persephone, als Tod und Leben, als Nacht und Licht, als die Göttin der Unterwelt und des Himmels. Galaxaura, die Luftsäugerin, deutet im Namen auf den sanft dahin fließenden, die Luft gleichsam mit seiner Milch erquickenden Bach. Voß Anmerk. z. d. H. an Dem. S. 118.

6) Die Erwähnung der Artemis und Athene ist gleichfalls nicht ohne Bedeutung. Ihre Theilnahme am Blumenpflücken behauptete man ziemlich allgemein, so daß nach Paus. VIII, 31. zwei in Arkadien vor Demeter und Persephone stehende Bildnisse von einigen für Töchter des Demophoon, von andern für Athene und Artemis erklärt wurden. Ebenso halten sie römische Dichter für wesentliche Personen. S. Val. Fl. V, 345. Stat. Ach. IV, 150. Claud. XXXIII, 28. Ein orphisches Gedicht (Arg. 1192) erzählt sogar, sie hätten selbst Persephone verlockt, um sie dem Entführer in die Hände zu spielen. Die Sicilier sprachen gleichfalls von der Verbindung der drei Göttinnen. Sie wurden hier zusammen erzogen, pflückten mit einander Blumen und webten gemeinschaftlich ein Gewand für den Vater Zeus. Der Artemis wurde sogar dasselbe Besitzthum zugeschrieben, das der Persephone beigelegt ward, nämlich die Insel Ortygia. Schon vor Äschylos findet man auch die Behauptung, daß Artemis und Persephone ein Wesen wären, auch erstere sei die Tochter der Demeter (Paus. Arc. 37. Cfr. Schol. Pind. Nem. I, 3. p. 664. Heyn.), und Cicero de N. D. III, 23. berichtet, daß Persephone mit Jupiter die erste Diana, welche vom Hermes den Eros geboren, erzeugt habe, also jene Ilithyia, die nach dem alten Olen Mutter des Eros ist. Das waren alles Lehren der Mysterien, nach welchen die Begriffe der einzelnen Götter in ein Wesen zusammen schmolzen.

7) In den meisten Angaben ist die Narzisse die Täuschungsblume, durch welche sich Persephone verlocken läßt. In Sicilien wollte man zwar die Violen dazu machen, [illegible] gegen aber eifert der alte Pamphos, der auch für [illegible] Festhymne dichtete, und spricht sich bestimmt für [illegible] Paus. IX, 31. Der bekannte Mythos von der Verwandlung [illegible] jungen Narkissos in die Blume seines Namens ist [illegible] mysteriöser und wird von Pausanias für uralt erklärt. [illegible] kissos. Es ist aber die Narzisse schon im Namen [illegible] Unterwelt, denn er bedeutet die einschläfernde, [illegible] Todesblume. Die Wurzel des Wortes ist in der Sanskrit [illegible] wo Nark die dunkle, finstere Unterwelt bedeutet. [illegible] die Erwähnung der Blumen keine müssige Spielerei. [illegible] sich sämtlich auf Leben und Tod, Licht und Dunkel. [illegible] die Bedeutungen aus dem Semitischen zu erklären versucht. [illegible] sen Hym. in Cer. p. 85.

8) Dem Gange des [illegible] im Hom. H. zufolge muß man allerdings annehmen, daß [illegible] pina nicht durch dieselbe Erdkluft, aus welcher Pluto [illegible] in die Unterwelt geführet worden sei. Übrigens zeigten [illegible] auch andere Höhlen, durch welche die Hinabfahrt geschehen [illegible]

9) Hekate hatte bei Zerynthos auf Samothrake eine [illegible] hete Höhle, außerdem aber auch bei jedem Tempel, wo [illegible] stischer Gottesdienst gefeiert wurde. Mit Proserpina, [illegible] scherin der Unterwelt, steht sie in genauer Verbindung.

10) So lange noch nicht alles Grün der Flur gewichen [illegible] lange hofft noch der Mensch und hält das Absterben [illegible] vorübergehende Erscheinung; aber wenn der Hauch des [illegible] nun plötzlich alles vertilgt, wenn jede Vegetationskraft in [illegible] stere Tiefe hinabgesunken ist, da hört seine Hoffnung auf, [illegible] tönt nur noch die Stimme des Schmerzes, da zerreißt [illegible] tur alle ihre Freudenkränze und umhüllt sich mit schwarzen [illegible] kenschleiern, wie im Hymnus Demeter. Die Anwendung [illegible] Erlöschen des menschlichen Lebens bietet sich von selbst [illegible]

11) Die neun Tage des Suchens sind Anspielung auf die [illegible] tägige Feier der Eleusinien. In der sicilischen Sage bei [illegible] 4, der auch Ovid Met. V, 422. folgt, zündet Demeter die [illegible] an den Flammen des Ätna an. Bei den Eleusinien gab es [illegible] ziehung darauf einen Fackelzug. In unserm Mythos [illegible]

weder mit ambrosischer Kost, noch mit süßem Nektar
sich labend, noch den ermatteten Leib durch die Frische
des Bades erquickend. Am zehnten Tage erst kam ihr
Hekate entgegen und rieth ihr, sich beim Helios zu er-
kundigen[12]. Dieser berichtete der Göttin, daß mit Be-
willigung des Zeus dessen nächtlicher Bruder das Mäd-
chen geraubt und zu seiner Gattin sich erkoren habe,
tröstend, daß er ein würdiger Gemahl sei für die lieb-
liche Tochter. Aber dennoch senkte sich Unmuth und
Zorn gegen Kronion in ihre Brust, und zürnend schied sie
vom Olympos und aus dem Rathe der Götter. In die
Gestalt einer schwächlichen Greisin gehüllt, senkte sie sich
zu den Städten der Menschen hinab und setzte sich nahe
dem Wege am Jungfrauenborn[13], wo die Mädchen von
Eleusis Wasser zu schöpfen pflegten. Zu diesem Zwecke
kamen nun gerade auch die Töchter des Herrschers Ke-
leos[14] herbei, Demo, Kallidike, Kleisidike und
Kallithoe, und fragten die trauernde Fremde um ihre
Herkunft und die Ursache ihres Verweilens auf dem freien
Felde. Freundlich berichtete ihnen die Göttin, sie sei
eine Kretenserin, Dos [Dois][15] mit Namen, und
von Räubern weggeführt worden. Als diese nun bei
Thorikos[16] gelandet und sie mit ihnen das Schiff ver-
lassen hätte, um am Ufer mit Speise und Trank sich
zu erquicken: da habe sie die Flucht ergriffen und sei in
diese Gegend gelangt, ohne Kunde des Orts und der Be-
wohner. Sie bäte also, sie in irgend ein Haus zu füh-
ren, wo sie Aufnahme fände, denn sie verstehe die Kunst,
den Haushalt zu führen und ein Kind zu erziehen. Ihr
antwortete die reizende Kallidike: Keiner der Edlen un-
serer Stadt, die vermählt sind, weder der weise Trip-
tolemos[17], noch Diokles, noch Polyxenos, noch der

---

eise auf die gewöhnliche Art, wie alle Götter, durch inwohnende
chwungkraft, nach andern aber vermittelst des Drachengespanns,
eil Schlangen zu ihren Symbolen als Erdgöttin gehörten. Der
ame Deo, Δηῶ, kommt hier zuerst vor, später bei Sophokles
Antig. 1120) und Euripides (Suppl. 290.). Nach Klemens
protr. p. 12.) war es der heilige Name der Göttin in den My-
rien. Man könnte ihn geradezu für identisch mit Δῆ nehmen,
daß nur noch die weibliche Endung ω angefügt wäre, um die
öttin zu bezeichnen. Voß l. c. p. 23. will ihn aber nicht als
n ersten Theil des Namens Demeter erkennen, sondern leitet ihn
ch Eustath. ad Hom. Od. XI, 115., von δηεῖν, finden, ab.
bedeutet also die Findenwerdende, die nicht vergeblich
uchende. Creuzer, der im Teutschen Dåo schreibt, denkt an
δαίειν, brennen, und bezieht ihn auf den Begriff der Feuerläute-
ng. Sickler leitet ihn vom semitischen דָּוָה her, welches die
rauer, das Hinschmachten, die Sehnsucht bedeutet.
r Dichter gibt also der Göttin von ihrem Gemüthszustande den
amen. Vielleicht könnte man auch geradezu an das indische
ewa, Gottheit, denken und ihn eben deswegen für eine eigen-
mliche Benennung in den Mysterien halten. Auch das Beiwort
…νός, das gleich im ersten Verse der Demeter gegeben wird
o von dem Voß sagt, daß es erst nach Hesiodos üblich gewor-
sei und vornehmlich der Demeter und Persephone beigelegt
rde, scheint ein erst durch die Mysterien bekannt gewordener
sdruck zu seyn und von dem indischen Saman abzustammen, wel-
s jemand bedeutet, der seine Leidenschaften besiegt und getödtet
, also ein heiliges, reines Leben führt, woher denn die Sa-
näer, Schamanen ihren Namen haben. Auch im Griechischen
eutet es heilig, hehr, ehrwürdig. Das könnte wol auch auf
n Zusammenhang zwischen Eleusis und den Gangesländern hin-
ten. Auch die Furien heißen σεμναὶ θεαί, um ebenfalls das
ste, Strenge, Ehrfurcht und Scheu Einflößende in ihrem We-
se auszudrücken. Paus. I, 28, 6. 31, 2. Derselbe Begriff lag
in Ceres und Proserpina, besonders im mystischen Sinne.
her heißen die Mysterien in Eleusis in unserm Hymnus V.
auch σεμνά und der Tempel der Ceres τὸ σεμνὸν ἀνάκτο-
ταῖν θεαῖν. Es scheint also dies Beiwort ein kirchlicher
druck zu seyn, und gerade deswegen könnte er aus dem Orient
mmen und überliefert seyn. Sickler glaubt, daß Ceres als
e Kabire in den samothrakischen Weihen diesen Beinamen habe.
Nach Ovid Met. V, 586. war es die Nymphe Arethusa (ein
in Sicilien), die der Demeter den Räuber anzeigte, denn
ihrer unterirdischen Wanderung von Elis nach Sicilien hatte
en Ort entdeckt, wo Persephone verborgen war. Konon (15)
meldet, daß die Arkadier zu Phaneos der Göttin den Schlund
en, der die Geraubte aufgenommen. Nach Apollodor I, 5. 1.
das. Heyne, erkundigte sich Ceres auch bei den Hermionern in
lis, und sicilische Sagen erzählen: die Nymphe Kyane (in
Sprache die Dunkle, Schwarze, in Beziehung auf die
rwelt) habe sich dem Pluto beim Raube widersetzen wollen,
der Schmerz über den Verlust der geliebten Gebieterin oder
der Zorn des Räubers habe sie in eine Quelle zerfließen las-
In diese sei der Gürtel der Proserpina gefallen und als nun
Mutter gesucht, habe sie diesen oben auf schwimmen lassen, wor-
denn Ceres auf das Vorgefallne geschlossen. Ovid. Met. V.

13) Voß glaubt, daß im Hymnos dieser Jungfrauenbrunnen von dem später genannten Kallichoros unterschieden werden müsse. Nach Pausanias I. 39. lag auf dem Wege nach Megara der Blumenbrunnen und das sei nach Pamphos der gewesen, wo die Göttin gesessen. Der Brunnen Kallicheros, wo der Tempel stand, lag nach Paus. I. 38. auf der Straße nach Athen hin am rharischen Felde. Dieser hieß Brunnen des schönen Reigens von den Festtänzen und Gesängen der eleusischen Jungfrauen, ein also erst nach der Stiftung der Eleusinien entstandener Name. Der erstere konnte seine Namen haben vom Wasserschöpfen oder Blumensuchen der Eleusinerinnen, oder auch um die jungfräuliche Reinheit des Wassers zu bezeichnen. Ceres saß hier auf der Einfassung des Brunnens. Andere mehr ausgebildete oder den mystischen Ausdruck bestimmter darstellende Sagen bei Apollod. I, 5. 1. Nicand. Ther. 486. lassen sie auf den Stein Agelastos, den Stein, wo man nicht lacht, den Stein des ernsten Schmerzes und der Trauer, sich niederlassen und setzen diesen Stein bei dem Brunnen Kallichoros. Daher unterscheiden einige den Jungfrauenbrunnen nicht vom Kallicheros, was dem Pausanias zu widersprechen scheint. In Megara, nahe beim Prytaneum, zeigte man auch einen Stein, wo Demeter die verlorne Tochter gerufen habe und nannte ihn Ἀνακληθρίς, den Stein des Rufens. Ruhnken ad Hom. Hym. in Cer. v. 199, 200. Paus. I. 42, 2. 14) Keleos, der Sohn oder Abkömmling des Heros Eleusinos, Fürst der Stadt. Statt seiner wird auch Hippothoos, Neptuns Sohn, und Rharos genannt. Weiterhin werden in der Hymne noch mehre Häuptlinge in Eleusis angeführt, die auch wol den Namen Könige führen. Ilgen schließt daraus auf einen jährlichen Wechsel der obersten Gewalt, Voß aber sieht darin und wol mit Recht nur Edle, die den Erbkönig Keleos in der Regirung und im Rechtsprechen unterstützen. Die genannten Töchter waren die vier jüngsten, die noch im Hause bei der Mutter waren und die Wirthschaft mit besorgten; später kommen in der Hymne die drei ältern, schon verheiratheten, vor und diesen überträgt Ceres das Priesterthum. 15) Δώς wahrscheinlich ein verschriebener Name. Ruhnken liest dafür Δωρίς, die Geberin, ein Name, den Ceres wirklich führte. Fontein will Δηώ gesetzt wissen, aber wenn dieser die Findenwerdende bezeichnet, so kann sie freilich jetzt sich nicht selbst so nennen, da sie ja noch am Finden verzweifelt. Hermann schreibt Δωΐς, welches ebenso von δάω, wie Δωρίς von δωρέω gebildet wird und dieselbe Bedeutung hat. S. Voß ad H. in C. p. 44. 16) Thorikos ist ein attischer Flecken am Meere, nördlich von Sunium. Wahrscheinlich hatte man eine Sage, daß Demeter ihre Mysterien aus Kreta über Thorikos nach Eleusis gebracht habe.
17) Mit Absicht hebt hier der Dichter schon den Triptolemos und

Nördlich in der Landschaft liegt in einer fruchtbaren Gegend die Hauptstadt Gondar. Der ganzen anmuthigen und fruchtbaren Landschaft haben sich jetzt die südlichen Gallas bemächtigt. (S. Salts Reise nach Abyssinien.) (*H.*)

Dembo s. Kongo.

DEMEAS [richtiger Dameas [1])] aus Kroton, ein eben nicht gefeierter Künstler im Erzguß, goß die Statue seines Landsmanns Milon, Sohnes des Theotimos, welcher in den olympischen und pythischen Spielen oft als Sieger ausgerufen worden war [2]). Die Stärke und Gewandtheit seines Körpers wurden allgemein bewundert und sollen in seinem Standbilde, welches er selbst in die Altis trug, angedeutet seyn. Fast scheint es, als hätte Philostratos [3]), was Pausanias von ihm erzählt, auf sein Bild übergetragen. Sein Bild, schreibt er, stand mit eng an einander geschlossenen Füßen auf einem Schilde (er kämpfte, auf einem mit Öl bestrichenen Diskos stehend, Paus.); in der Linken hielt es einen Granatapfel und die Finger der Rechten streckte es nahe an einander gehalten gerade aus; (einen Granatapfel hielt er so fest in der Hand, daß er ihm nicht mit Gewalt genommen werden konnte, und doch drückte er ihn nicht, Paus.); um das Haupt war eine Binde geschlungen. (Eine Schnur band er fest um den Kopf, hielt den Athem an sich und trieb das Blut mit solcher Gewalt nach dem Kopfe, daß die angeschwollenen Adern die Schnur zersprengten.) Entweder sind Milons Stärke und Kraftthaten im Bilde ausgedrückt, oder die künstlerischen Andeutungen beziehen sich, wie Apollonios bei Philostratos meint, auf das von ihm bekleidete Priesterthum im Tempel der Here: Binde, Granatapfel, und auf den zu Here Betenden, auf dem Diskos stehend. Die eng an einander gepreßten Finger sollen das Kindheitsalter der Kunst bezeichnen. Sei das Eine, oder das Andere; gewiß ist, Demeas lebte zu Milons Zeit, wahrscheinlich zu Kroton. Danach bestimmt sich seine Blüthezeit. Milons Siegsruhm fällt Ol. 62. [4]). Dieser Zeit entspricht auch die Stufe, welche seine Kunst nach der freilich nicht ganz entscheidenden, angeführten Bemerkung des Apollonios erstiegen zu haben scheint. — Sein Namensgenosse

Demeas gemeinhin [5]), wird auch Dameas [6]) und Damias [7]) genannt. Er stammte aus Klitor in Arkadien und hatte Polykletos aus Argos zum Lehrer [8]). Er zeichnete sich unter dieses Meisters Schülern aus, und arbeitete an der von Lysander nach dem bei Ägos-Potamos (Ol. 93, 4.) errungenen Siege nach Delphi geweihten, großen broncenen Statuengalerie, die ihn und seine Unterbefehlshaber mit zwei aus Gold gebildeten Sternen des Kastor und Pollux umfaßte, mit. Er und sein Landsmann Athenodoros stellten 4 Statuen auf. Er Neptun, den Lysander krönend, und Diana; [illegible] Apollon und Zeus. Steht sein Meister hoch, so muß er einen berühmten Namen haben. Seine künstlerische Thätigkeit dauerte über den peloponnesischen Krieg hinaus, bis Ol. 95. (*Schulz.*)

DEMEN (δῆμοι) von Attika. I. Begriff des Wortes und Erhebung der Demen zu Unterabtheilungen der Phylen durch Kleisthenes s. unter Attika, Theil VI. S. 227 f. Hier nur Folgendes als Berichtigung des dort Gesagten. In der Stadt findet man blos einen Demos, Kydathenaion. [illegible]naion und Limnai waren nie Demen, und haben diesen Namen nur der Unkunde späterer Grammatiker zu verdanken [1]). Die Stadtquartiere Kerameikos, Kolonos, Eretria, Melite, Kollytos entstanden wahrscheinlich dadurch, daß die Stadt, als sie sich an der Nordseite der Akropolis erweiterte, auf den Grund und Boden der gleichnamigen Demen gebaut wurde, und die Stadtmauer nun ein Stück dieser Gauen von den Haupttheilen abschnitt [2]). Daß diese Theile der Demen, als sie zur Stadt gezogen wurden, von den Demen ganz losgerissen worden seien, läßt sich um so weniger annehmen, da die Eigenthümer der einzelnen Grundstücke doch ihr Eigenthumsrecht nicht verlieren und aus ihrem Verhältnisse zu ihrem Demos nicht heraustreten konnten.

II. Die Unterordnung der Demen in Phylen. Was diesen Punkt betrifft, so scheint die Annahme mehrer Gelehrten, daß Kleisthenes nur 100 Demen in die 10 Phylen [3]) vertheilt habe, ungegründet zu seyn [4]), da sich nur 2 in späterer Zeit hinzugefügte Demen, Berenikidai und Apollonia, die dem Ptolemäus und Attalus zu Ehren gegründet wurden, auffinden lassen. Bei der Bildung der beiden neuen Phylen Antigonis und Demetrias, wie bei der späterhin erfolgten der Ptolemais und Attalis, scheint jeder neuen Phyle ein Demos aus jeder alten Phyle zugetheilt worden zu sein, wie überhaupt manchmal einzelne Demen aus ihren Phylen herausgerissen und andern Phylen zugetheilt wurden, vielleicht nur um ein richtiges Verhältniß der Einwohnerzahl hervorzubringen. Daß die dem Kaiser Hadrian zu Ehren gestiftete Phyle Hadrianis größtentheils aus kleinen Inseln um Attika, wie Corsini und Andere behaupten, gebildet sei, ist ungegründet, indem die Inseln Helena und Eleusa nie unter die Zahl der attischen Demen gerechnet sind. Die Hadrianis wurde [illegible]

1) Pausan. VI, 14, 2. gibt Δαμέας, kein Cod. eine andere Lesart. S. Siebelis z. d. St. Thl. 3. S. 53. 2) Pausan. l. l. *Diodor.* Sic. XII, 9. Anthol. Pal. T. II. p. 631. 3) *Philostrat.* Vit. Apol. IV, 28. 4) *Euseb.* Chron. p. 41. S. *Sillig.* Catal. Art. p. 179. Meyer Gesch. d. K. 2. Abth. S. 87. Winckelmanns Werke VI, 1. S. 8. 5) Plin. XXXIV, 19, 6. und Sillig bemerkt a. a. O. ubi codd. et editt. ex vulgari dialecto Demeas habent. Thiersch Epoche d. K. III Anm. S. 80, hält Demeas nicht für echt, aber es sei als ionisch dem äolischen Δαμέας nachzusetzen. 6) Pausan. X, 9, 4. hat Δαμέας. 7) Und Δαμίας. Siebelis ad h. l. Vulgo. Harduin bei Plinius hat Damias. Diese Namensendung ist nach Thiersch a. a. O. mit der in έας in Streit. 8) Plin. l. l. Thiersch will statt Clitorium lesen Clitorios und dieses auf Athenodoros mit beziehen.

1) K. O. Müllers Zusätze zu Leake's Topographie v. Athen, übers. v. Rienäcker. S. 464. 2) Ebendas. S. [illegible] 3) Die Namen derselben waren: Erechtheis, Aigeis, Pandionis, Leontis, Akamantis, Oineis, Kekropis, Hippothoontis, Aiantis, Antiochis. 4) Das Wort δέκα bei Herodot V, 69., wo es heißt: δέκα δὲ καὶ τοὺς δήμους κατένεμε ἐς τὰς φυλάς; [illegible] doch wol zu φυλάς bezogen werden, und ist blos [illegible] Zwecke wegen vorgeschoben. S. Wachsmuth hellen. Alterthumskunde I, 1. S. 271 Note 36.

wie die vorher genannten Phylen durch Zutheilung eines Demos aus jeder alten Phyle gebildet [5]). — Ein Verzeichniß der attischen Demen **nach den Phylen** ist zwar schon in dem erwähnten Artikel Attika gegeben worden; da aber in neuerer Zeit sich die Materialien so bedeutend gemehrt und die vielfachen Forschungen über diesen Gegenstand neue Resultate genug geliefert haben, so mag hier ein kurzes **alphabetisches** Verzeichniß wol an seiner Stelle seyn [6]).

1. *Ἀγγελή* — Pandionis.
2. *Ἀγκύλη* — Aigeis.
3. *Ἀγνοῦς* — Akamantis, dann Demetrias, endlich Attalis.
4. *Ἀγριάδαι* (ob: *Ἀχνιάδαι?*) — Hippothoontis.
5. u. 6. *Ἀγρυλή* oder *Ἀγραυλή καθύπερθεν* u. *Ἀ. ὑπένερθεν* — beide zur Erechtheis, später zur Attalis gehörig.
7. *Ἀζηνία* — Hippothoontis.
8. *Ἄθμονον* oder *Ἀθμονία* — Kekropis, später Attalis.
9. *Αἰγιλία* oder *Αἴγιλος* — Antiochis.
10. *Αἰθαλίδαι* — Leontis, dann der Antigonis oder Demetrias zugetheilt [7]).
11. *Αἰξωνή* — Kekropis.
12. *Ἁλαὶ Αἰξωνίδες* — Kekropis.
13. *Ἁλαὶ Ἀραφηνίδες* — Aigeis.
14. *Ἁλιμοῦς* — Leontis.
15. *Ἀλωπεκή* — Antiochis.
16. *Ἀμαξάντεια* — Hippothoontis.
17. *Ἀμφιτροπή* — Antiochis.
18. *Ἀναγυροῦς* — Erechtheis.
19. *Ἀνακαία* — Hippothoontis.
20. *Ἀνάφλυστος* — Antiochis.
21. *Ἀπολλωνία* — Attalis.
22. *Ἀραφήν* — Aigeis.
23. *Ἀτήνη* — Antiochis, später Attalis.
24. *Αὐρίδαι* — unbekannt.
25. *Ἄφιδνα* — Aiantis, dann Leontis, dann Ptolemais, zuletzt Hadrianis.
26. *Ἀχάρναι* — Oineis.
27. *Ἀχερδοῦς* oder *Ἀχραδοῦς* — Hippothoontis.
28. *Βατή* — Aigeis.
29. *Βερενικίδαι* — Ptolemais.
30. *Βῆσα* — Antiochis, später Hadrianis.
31. *Βουτάδαι* oder *Βούτεια* — Oineis, ob zu anderer Zeit zur Aigeis [8]), ist ungewiß.
32. *Γαργηττός* — Aigeis.
33. *Γεφυρεῖς* [9]) — unbekannt.
34. *Δαιδαλίδαι* — Kekropis.
35. *Δειράδες* — Leontis.
36. *Δεκέλεια* — Hippothoontis.
37. *Διόμεια* — Aigeis.
38. *Εἰρεσίδαι* — Akamantis.
39. *Ἑκάλη* — Leontis.
40. *Ἐλαιοῦς* — Hippothoontis, später Hadrianis [10]).
41. *Ἐλεεῖς* [11]) — unbekannt.
42. *Ἐλευσίς* — Hippothoontis.
43. *Ἐπιεικίδαι* oder *Ἐπεικίδαι* — Kekropis.
44. *Ἐπικηφισία* oder *Ἐπικηφησία* — Oineis.
45. *Ἐρετρία* [12]) — unbekannt.
46. *Ἐρίκεια* — Aigeis.
47. *Ἕρμος* — Akamantis.
48. *Ἐροιάδαι* — Hippothoontis.
49. *Ἐρχία* — Aigeis; ob zu anderer Zeit zur Aiantis, ist ungewiß.
50. *Εὐπυρίδαι* — Leontis.
51. *Εὐώνυμος* oder *Εὐωνυμία* — Erechtheis.
52. *Ἐχελίδαι* — unbekannt.
53. *Ἡφαιστιάδαι* oder *Ἰφιστιάδαι* — Akamantis.
54. *Θημακός* oder *Θημακοί* — Erechtheis, später Ptolemais.
55. *Θοραί* — Antiochis.
56. *Θόρικος* — Akamantis.
57. *Θρία* — Oineis.
58. *Θυμοιτάδαι* oder *Θυμαιτάδαι* — Hippothoontis.
59. *Θυργωνίδαι* — Aiantis, später Ptolemais [13]).
60. *Ἰκαρία* — Aigeis.
61. *Ἱπποταμάδαι* — Oineis.
62. *Ἱστιαία* oder *Ἑστιαία* — Aigeis.
63. *Ἰτέα* oder *Εἰτέα* — Akamantis.
64. *Ἰωνίδαι* — Aigeis.
65. *Κειριάδαι* — Hippothoontis.
66. *Κεραμεικός* — Akamantis.
67. *Κεφαλή* — Akamantis.
68. *Κηδαί* — Erechtheis.
69. *Κηττοί* — Leontis.
70. *Κηφισία* — Erechtheis.
71. *Κίκυννα* — Akamantis.
72. *Κοθωκίδαι* — Oineis.
73. *Κοίλη* — Hippothoontis.
74. *Κολλυτός* (nicht *Κολυττός*) — Aigeis.
75. *Κολωνός* — Antiochis, später Aigeis.
76. *Κονθύλη* — Pandionis, nachher Ptolemais.
77. *Κόπρος* [14]) — Hippothoontis.
78. *Κορυδαλλός* — Hippothontis, nachher Attalis.
79. *Κριῶα* — Antiochis.
80. *Κρωπίδαι* oder *Κρώπεια* — Leontis.
81. *Κυδαθήναιον* — Pandionis.
82. *Κυδαντίδαι* — Aigeis, später Ptolemais.
83. *Κύθηρος* — Pandionis.
84. *Κύκαλα* — Aiantis.
85. *Κυρτιάδαι* oder *Κυρτίδαι* — Akamantis.
86. *Λακιάδαι* oder *Λακίδαι* — Oineis.
87. u. 88. *Λαμπτραὶ παράλιοι* u. *Λ. καθύπερθεν* — Erechtheis.
89. *Λέκκον* — Antiochis.
90. *Λευκονόη* oder *Λευκόνιον* — Leontis.
91. *Λευκοπύρα* — Antiochis.
92. *Λουσιά* — Oineis.
93. *Μαραθών* — Aiantis.
94. *Μελαίναι* — Antiochis.
95. *Μελίτη* — Kekropis.
96. *Μυῤῥινοῦς* — Pandionis.
97. *Μυῤῥινοῦττη* — Aigeis.
98. *Ξυπέτη* — Kekropis.
99. *Ὄα* oder *Ὦα* — Pandionis, später Hadrianis.
100. *Ὀή* oder *Οἰή* — Oineis.
101. *Οἰνόη* (bei Eleutherai) — Hippothoontis, später Ptolemais.
102. *Οἰνόη* (bei Marathon) — Aiantis, später Attalis.
103. *Οἶον Δεκελεικόν* — Hippothoontis.
104. *Οἶον Κεραμεικόν* — Leontis.

---

5) Die bis jetzt bekannten 5 Demen der Hadrianis sind [...]nigstens aus 5 verschiedenen Phylen in dieselbe gekommen. [A]phidna aus der Ptolemais, Besa aus der Antiochis, Elaius [au]s der Hippothoontis, Oa aus der Pandionis, Phegaia wahr[sch]einlich aus der Aigeis. Dasselbe läßt sich von den Demen der [Pt]olemais und Attalis zeigen. 6) In diesem Verzeichniß ist [...]s den wirklichen Demen ein Platz eingeräumt. Die Auctoritä[ten] liefert außer Meursius und Corsini meine Dissertation de de[mi]s sive pagis Atticae. Goett. 1829. 7) Böckh zum [Co]rp. inscr. gr. n. 111. Daß der Demos *Αἰθαλίδαι* auch in [eine]r der beiden neueren Phylen, Ptolemais oder Attalis, versetzt [sei], ist nicht wahrscheinlich, da Hesychius, der immer die Zeiten [die]ser Phylen berücksichtigt, diesen Demos der Leontis zuschreibt. [8)] Steph. Byzant. s. v. 9) Etymol. magn. s. v. Vergl. [Str]abo IX, 1, 24. 10) S. Böckh zum Corp. inscr. graec. [n.] 184. 11) Etymol. magn. s. v.

12) K. O. Müllers Zusätze zu Leake's Topographie von Athen, übers. von Rienäcker. S. 464. 13) Da die Versetzung aus der Aiantis offenbar vor der Errichtung der Ptolemais (s. Böckh zum Corp. inscr. gr. n. 172. u. oben *Ἄφιδνα*) erfolgt ist, so muß der Demos der Thyrgoniden in der Zwischenzeit noch zu einer anderen Phyle gehört haben, die uns unbekannt ist. 14) S. Böckh zum Corp. inscr. gr. I. p. 216 und 903.

105. Ὀτρυνεῖς — Aigeis.
106. Οὐσιά [15]) — unbekannt.
107. u. 108. Παιανία καθύπερθεν und Π. ὑπένερθεν — Pandionis.
109. Παιονίδαι — Leontis.
110. Παλλήνη — Antiochis.
111. Παμβωτάδαι — Erechtheis.
112. Πειραιεύς — Hippothoontis.
113. Πεντελή — Antiochis.
114. Πεπάρηθος — unbekannt.
115. Περγασή — Erechtheis.
116. Περιθοΐδαι — Oineis und später vielleicht Attalis [16]).
117. Περρίδαι [17]) — Aiantis, dann Antiochis.
118. Πήληκες — Leontis.
119. Πίτθος oder Πίθος — Kekropis.
120. Πλώθεια — Aigeis.
121. Πόρος — Akamantis.
122. Ποταμός — Leontis.
123. Πρασίαι — Pandionis.
124. Προβάλινθος — Pandionis.
125. Πρόσπαλτα — Akamantis.
126. Πτελέα — Oineis.
127. Ῥακίδαι — Akamantis.
128. Ῥαμνοῦς — Aiantis.
129. Σαλαμίς — unbekannt.
130. Σημαχίδαι — Antiochis.
131. Σκαμβωνίδαι — Leontis.
132. Σούνιον — Leontis, später Attalis.
133. Στειρία — Pandionis.
134. Συβρίδαι — Erechtheis.
135. Συπαληττός — Kekropis.
136. Σφενδάλη — Hippothoontis.
137. Σφηττός — Akamantis.
138. Ταρσος — Ptolemais [18]).
139. Τίθρας — Aigeis.
140. Τιτακίδαι — Aiantis, später Antiochis.
141. Τρικόρυθος — Aiantis.
142. Τρινεμεῖς — Kekropis.
143. Τυρμεΐδαι — Oineis, später Attalis.
144. Ὑβάδαι — Leontis.
145. Φαληρός — Antiochis, später Aiantis.
146. Φηγαία — Aiantis, dann Aigeis, zuletzt Hadrianis.
147. Φηγαία — Pandionis.
148. Φηγοῦς — Erechtheis.
149. Φιλαΐδαι — Aigeis.
150. Φλύα — Kekropis, dann Ptolemais.
151. Φρεάῤῥιοι — Leontis.
152. Φυλή — Oineis.
153. Φυρ..... — Antiochis.
154. X. (wahrscheinlich Χαστιεῖς) — Erechtheis.
155. Χολαργός — Akamantis.
156. Χολλίδαι — Aigeis, dann Leontis.
157. Ψαφίδαι — Aiantis.
158. .... θόνιοι — Leontis [19]).

Die übrigen Namen, die bisher noch für Demensnamen gehalten wurden, als: Αἰολίδαι, Βραυρών, Γοργύνη, Ἑλένη, Ἐλεοῦσα, Ἐρεχθία, Ἐρινεεῖς, Εὐκόνθη, Ζωστήρ, Κάλη, Κυνόσαργες, Κώλυπες, Ληναῖον, Λίμναι, Μίλητος, Σπόργιλος, Ὑσίαι, Φορμίσιοι, Χιτώνη, Ὠρωπός haben erweislich nie dazu gehört und verdanken theilweise falschen Lesarten ihren Ursprung.

III. Topographie der Demen; s. Attika.

IV. Innere Einrichtung der Demen. Diese kann nicht bei allen Demen gleich gewesen seyn, da nach Solons Gesetzen jeder Genossenschaft die Gesetzgebung über ihre innere Verwaltung, natürlich in so weit sie keinen schädlichen Einfluß auf die Gesamtverwaltung ausübte, zustand. Gemeinsame Grundzüge der Verfassung lassen sich aber doch wol annehmen, und diese mögen etwa folgende gewesen seyn.

A. Behörden der Demen.

1) Die gesetzgebende Gewalt in den Demen gebührte, wie wir schon gesehen haben, blos der Versamlung der Demoten, die zum Unterschiede von der allgemeinen Volksversamlung, deren Namen bekanntlich ἐκκλησία war, ἀγορά genannt wurde [20]). Der Ort dieser Versamlung war wahrscheinlich meistentheils in der Stadt [21]). Die Zusammenberufung besorgten die Demarchen [22]), die auch die Vertheilung der Stimmtäfelchen (ψῆφοι) vorzunehmen hatten [23]). Daher heißt der Beschluß einer Demotenversamlung ψήφισμα [24]). Außer der Legislation wurden in der ἀγορά auch die Wahlen der verwaltenden Behörden jährlich vorgenommen, und zwar scheint unter den Vornehmeren (εὐγενέστατοι, πρόκριτοι) das Loos entschieden zu haben [25]). Die ἀγορά war ferner verpflichtet, dafür zu sorgen, daß nicht Fremde sich das Bürgerrecht anmaßten und stimmte deshalb, wenn das ληξιαρχικὸν γραμματεῖον (das Verzeichniß der Demoten, in welches jeder junge Bürger eingeschrieben wurde), abhanden gekommen war, auch wol in andern wichtigen Fällen (z. B. bei großen Korruptionen) über die einzelnen Demoten ab [διαψήφισις [26])]. Ehrenbezeugungen (Kränze, Vorsitz im Theater des Demos, Befreiung von Gemeindeabgaben, namentlich dem ἐγκτητικόν u. s. w.) konnte der Demos in der ἀγορά beschließen, sowol für Demoten, als auch für Fremde, die sich um den Demos, die Phyle oder das Vaterland verdient gemacht hatten [27]).

2) Die executive und administrative Gewalt war in den Händen weniger Beamten.

a) Der Demarch oder Gemeindevorsteher, ein jährliche Magistratsperson, versammelte, wie wir oben gesehen haben, die Demoten bei vorkommenden Fällen und gab ihnen die ψῆφοι. Er hatte die Aufsicht über das ληξιαρχικὸν γραμματεῖον [28]) und besorgte die Anfertigung des Grundkatasters [ἀπογραφὴ χωρίων [29])], fer-

15) Arcadius Gramm. ined. ap. Ruhnk. ad Hesych. v. Λούσιος: Κηφισιὰ καὶ Οὐσιὰ καὶ Λουσιὰ, ὀνόματα δήμων. 16) Wenn nämlich ΠΙΟΙΔΑΙ in n. 194. des Corp. inscr. gr. ΠΕΡΙΘΟΙΔΑΙ gelesen wird. 17) Dieser kleine Demos scheint mit dem bedeutenderen Aphidna vereinigt worden zu seyn, denn Hesychius sagt: Περρίδαι, τῆς Ἀττικῆς δῆμος ἐν Ἀφίδναις. 18) Da von keinem Schriftsteller erwähnt wird, daß dieser Demos erst in späteren Zeiten hinzugekommen sei (wie er überhaupt bei keinem alten Schriftsteller vorkommt), so muß man vermuthen, daß er früher einer andern Phyle angehört habe. 19) S. Böckh zu dem Corp. inscr. gr. n. 281.

20) Corp. inscr. gr. n. 70. Äsch. gegen Ktesiph. 8. Vgl. Böckh zum Corp. inscr. gr. I. p. 106 u. 125. 21) Corp. inscr. gr. n. 70. und Böckhs Bemerkungen dazu. Demosth. gegen Eubul. S. 1302. 22) Harpokrat. s. v. [illegible] 23) Demosth. u. Harpokr. a. a. O. 24) Corp. inscr. gr. I. n. 88. Demosth. gegen Eubul. 1301 u. öfter. 25) Demosth. gegen Eubul. 1313 f. 26) Hierüber siehe besonders die Rede des Demosth. gegen Eubulides. 27) Corp. inscr. gr. n. 101. u. n. 214. 28) Demosth. gegen Eubul. S. 13[illegible] gegen Leoch. S. 1091. Harpokrat. s. v. Δήμαρχος. 29) Harpokr. a. a. O., wonach Suidas und der Schol. zu Arist. [illegible] V. 37. zu verbessern. Vergl. Böckhs Staatsh. d. Ath. II. S. [illegible]

der Listen der zum Kriegs- oder Seedienst Berufenen [30]). Er sammelte die Gemeindeabgaben ein [31]), foderte die Schuldner des Demos zur Bezahlung auf [32]) und wurde sogar zur Eintreibung von Statsgeldern gebraucht, wenigstens zeichnete er mit Hilfe einiger Buleuten das Vermögen des Statsschuldners zum Behufe der Einziehung auf, und führte als Polizeibeamter die Pfändenden in dem Hause des Auszupfändenden ein [33]). Auch die Vertheilung der Spenden, des Schauspielgeldes u. s. w. [34]) lag ihm ob. Die Demarchen besorgten auch den Aufzug an dem Feste der Panathenäen [35]); kurz sie traten ganz in die Stelle der solonischen Naukraren [36]). Am Ende des Jahres mußten sie bei einem Euthynen und einigen Beisitzern, die von dem Demarchen des folgenden Jahres beeidigt wurden, Rechnung ablegen [37]). — Ob die 1000 Drachmen, welche nach dem Psephisma der Plotheier (Corp. inscr. gr. 82.) an den Demarchen bezahlt seyn sollen, eine Besoldung sind oder zum Besten des Stats von dem Demarchen verwandt werden sollten, ist wol ungewiß.

b. Zwei ταμίαι, Schatzmeister, die jährlich erneuert wurden, besorgten gewöhnlich die Ausgaben des Demos, wozu namentlich die Bestreitung der Kosten für Heiligthümer, Feste, Opfer, Ehrensäulen u. s. w. gehören [38]). In Hinsicht auf die Rechnungsablage gilt auch bei diesen, was oben von den Demarchen gesagt ist [39]).

c. Die ἱεροποιοί und σωφρονισταί, wie der κήρυξ, die in dem Psephisma der Aixoneer in n. 214. des Corp. inscr. gr. belobt werden, scheinen, wenn gleich vom Demos gewählt, doch blos Beziehung auf den Cultus der Hebe, nicht auf den ganzen Demos, gehabt zu haben.

B. Vermögen der Demen. Die Demen hatten Gemeindegüter verschiedener Art, die, um den Ertrag zu erhöhen, gewöhnlich meistbietend verpachtet wurden. So verpachteten die Aixoneer die dem Demos gehörige φελλίς, d. h. steinige, auf Bergen gelegene Strecken, deren in Attika sehr viele vorkamen [40]); so die Bewohner des Piräeus ihr Theater [41]), das dem Demos zugehörige Meeresufer (παραλίαν καὶ ἁλμυρίδα), das Theseum und die übrigen heiligen Äcker [42]). Die Eintreibung der Pachtgelder besorgte, wie wir gesehen haben, der Demarch.

Zu den Einkünften des Demos gehörte noch das ἐγκτητικόν, eine Steuer, die, nicht zu dem Demos gehörende, attische Bürger entrichten mußten, wenn sie Grundbesitz in demselben erwerben wollten [43]). Auch eine εἰκοστή wird in einem Psephisma eines unbekannten Demos als zu den Einkünften desselben gehörig erwähnt [44]).

C. Culte und Mythen der Demen. Über diese läßt sich nicht mehr sagen, als daß beinahe jeder Demos seinen eigenen Cultus und seine eigenen Mythen gehabt habe. Von Vereinigung mehrer Demen zu einem Feste, wenn sie nicht, wie die Tetrapolis und die Epakria in näherer Beziehung zu einander standen, ist nur selten die Rede. Eine Aufzählung der bekannten Culte und Mythen würde nichts helfen, da sie doch wegen Mangel an Nachrichten nur sehr spärlich ausfallen dürfte. *(G. L. Grotefend.)*

DEMÉNDI, eine ungrische Familie, deren Vorfahren unter dem Könige Karl I. Robert aus Italien eingewandert waren. Benedict Deméndi war Hofchirurg des Königs Karl I. Weil er aber ein wissenschaftlich gebildeter Mann war, ernannte ihn der König zum Propst von Neutra und nach einigen sogar später zum Bischof. Als seine Brüder Bartholomäus und Nikolaus von seinem Glücke hörten, kamen sie auch aus Italien nach Ungern und erhielten von dem gegen seine italiänischen Landsleute freigebigen Könige das Dorf Deménd in der Honter und das Dorf Pravota oder Pravotitz in der Trentschiner Gespanschaft. *(Rumy.)*

DEMÉNFALVA oder Demanova, ein slavisches Dorf im Liptauer Comitat Ungerns, in dessen Nähe sich die sehenswerthe, bei drei Stunden lange Höhle befindet, Csierna (die schwarze), oder auch die Drachenhöhle genannt, wo die Natur aus der an der Decke der Höhle sich sammelnden, dann in weißen Tropfen herabfallenden und zu Stein werdenden Feuchtigkeit, Bergmilch (Calcereus lactiformis) oder auch Mondmilch genannt, den schönsten Tropfstein und aus diesem wieder die wunderbarsten Gebilde bereitet. Der Schulrector Georg Buchholz lieferte davon nach genauer Selbstansicht eine Zeichnung und Beschreibung, welche in *Matth. Belius* Hungariae antiquae et novae Prodromus abgedruckt ist. Auch Bredetzky untersuchte und beschrieb sie. S. dessen Beiträge zur Topographie des Königr. Ungern. 1. Bdch. S. 140—156. *(Gamauf.)*

DEMENICZA, Dömenek, Marktflecken im osmanischen Sandschak Tichala, von Griechen bewohnt, welche verschiedene Fabriken unterhalten. *(H.)*

DEMER, schiffbarer, fischreicher Fluß in der belgischen Provinz Limburg, welcher nördlich von Tongern entspringt, Bilsen und Hasselt vorbeigeht, verstärkt durch die Herk, Gheete und Velp, Diest in mehren Armen durchfließt, Sichem und Arschot berührt und sich,

30) Demosth. gegen Polykl. S. 1208. 31) So die εἰ-[κ]οστή (vergl. Böckh zu dem Corp. inscr. gr. n. 89.) und das [ἐγ]κτητικόν (Böckh Statsh. d. Ath. I. S. 319). 32) De[m]osth. gegen Eubul. S. 1318. 33) Ἀπεγράφετο τὰς οὐσίας [τῶν ὀφειλόντων] ἑκάστῳ πρὸς τὰ δημόσια ὀφλήματα. Lex. Seguer. p. 237 u. [1]99. Vergl. Böckh Statsh. d. Ath. II. S. 45. Auch soll er [de]n Sold der Reuter, der wahrscheinlich während der Herrschaft [de]r 30 Tyrannen bezahlt worden war, wieder einsammeln. Corp. [in]scr. gr. n. 80. und Böckh zu dieser Inschrift. 34) Demosth. [ge]gen Leoch. S. 1091. 35) Schol. zu Aristoph. Wolk. 37. [36]) Ebendas.; s. auch Harpokr. s. v. Δήμαρχος. 37) S. das [P]sephisma der Halaier im Corp. inscr. gr. 85. und Böckh zu die[se]r Inschrift. Vergl. auch n. 70. und Böckhs Bemerkungen dazu. [A]us dem Umstande, daß die Halaier einen Beschluß hierüber fas[se]n, scheint hervorzugehen, daß diese Einrichtung nicht in allen De[me]n statt fand. 38) S. das Psephisma der Plotheier im [C]orp. inscr. gr. n. 82. und das der Myrrhinusier ebendas. n. 100. [I]n letzterem finden sich statt zweier ταμίαι, ein ταμίας und ein [ἀν]τιγραφεύς. 39) Vergl. Note 37. 40) Corp. inscr. [gr]. n. 93. Vergl. Böckh zu n. 214. 41) Ebendas. n. 102. [42]) Ebendas. n. 103. Vergl. Böckhs Statsh. d. Ath. I. S. 329.

43) Demosth. gegen Polykl. S. 1208 f. Böckh Statsh. d. Ath. I, 319. Note 3. 44) Corp. inscr. gr. n. 89. und Böckhs Bemerk. zu dieser Inschrift.

zwischen Löwen und Mecheln, bei dem Dorfe Werchten mit der Dyle (s. d.) vereinigt. *(Leonhardi.)*

DEMERARY, Fluß in der südamerikanischen Küstenlandschaft Guayana. Er entspringt im Lande der Arowaken an einer Gebirgsreihe, welche den Essequebo auf seiner rechten Seite begleitet, strömt von S. nach N. und ist an seiner Mündung bei Stabroek (6° 45′ n. Br. 40° 19′ westl. von Ferro) 2 engl. M., oberhalb dieser Stadt 1¼ engl. M. breit. Die Barre an seiner Mündung läßt Schiffe zu, die nicht über 18′ tief gehen, und gewährt für solche und kleinere einen vortrefflichen, sichern und sehr großen Hafen, dessen Eingang durch das Fort Wilhelm Friedrich vertheidigt wird. Seine Schiffbarkeit für größere Schiffe (4 bis 6 Faden Tiefe) erstreckt sich etwa 100 engl. M. landeinwärts, die Pflanzungen an seinen Ufern aber noch 100 M. weiter. — Ein Arm dieses Flusses ist, nach Bolingbroke, der Küstenfluß Mahaica, welcher etwa 20 engl. M. landeinwärts für kleine Schiffe zugänglich ist. — Im J. 1748 fanden sich zuerst Holländer aus Essequebo, bald nachher Engländer aus Westindien als Pflanzer am Demerary ein, deren Plantagen so gediehen, daß schon 1774 diese Colonie, bis dahin von Essequebo abhängig, der Sitz des Gouvernements und Stabroek als Hauptstadt angelegt wurde. Im J. 1781 wurde Demerary mit Essequebo von einem engl. Kaper für Großbritannien in Besitz genommen, zwar im Frieden von 1783 an Holland zurückgegeben, aber schon 1796 von den Engländern wieder genommen, welche diese Colonien im J. 1803 auf kurze Zeit verloren und seitdem in deren ungestörtem Besitze blieben. Durch den Tractat vom 29. Aug. 1814 von der niederländischen Regirung an Großbritannien förmlich abgetreten, bilden beide Colonien das Gouvernement Essequebo-Demerary des britischen Guayana. (S. dies. Art.) *Leonhardi.)*

DEMETER (Δημήτηρ) bei den Griechen, Ceres bei den Römern [1]), der Name der hehren Göttin des Ackerbaues, sowie der sittlichen und statsbürgerlichen Cultur, an deren Begriff sich selbst reinere Religionslehren von der Einheit Gottes, von der Bestimmung des Menschen und von seinem Schicksale nach dem Tode zu knüpft zu haben scheinen. Die erste Idee einer Göttin des Ackerbaues konnte bei den Menschen (ob bei den Hellenen zuerst, möchte kaum wahrscheinlich seyn) sich sehr leicht entwickeln. Das Wunderbare der Vegetation überhaupt, ihr Emporwachsen aus der Erde, ihr Hinabsinken in die Tiefe, wenn die Zeit des Winters kommt, und ihre Erneuerung, wenn mit dem Frühlinge die Lichtkraft der Sonne wieder wirksam wird, mußte für die kindliche Phantasie der Urvölker ein um so höheres Interesse haben, je mehr ihr eigenes Wohl und Wehe davon abhing. Um diesen Punkt, überhaupt über den Verlauf des Jahres und die dasselbe regirenden, großen Himmelslichter, drehen sich, wie um einen feststehenden Pol, die Mythen der meisten Götterwesen, und sie selbst werden der Ausdruck der verschiedenen Anschauungsart dies[illegible]

1) Δημήτηρ, auch in der Form Δήμητρα (Wesseling zu Diod. XII. p. 16.; v. Staveren zu Hyg. f. 147. p. 257.; Heyne zu Apollod.), dorisch Δάματερ, ist ein Compositum, nach der gewöhnlichen Erklärung von Δῆ und μήτηρ; Δῆ aber (ohne Aspiration ἆ, ἦ, mit derselben γᾶ, γῆ oder δᾶ, δῆ, oder auch in anderer Form ohne Spiritus αἶα und mit demselben γαῖα) bedeutet die Erde, also das Ganze Erdmutter, d. h. die mütterliche, wohlthätige Erdgöttin, die Kraft der Erde, vermöge der sie die Pflanzen hervortreibt. S. Cic. de N. D. II. 26. und daselbst Creuzer und Diod. l. c. Sickler im Hymn. an Demeter S. 72. und im Kadmus §. 71. sucht den Namen aus dem Semitischen zu erklären, aus דְּמַת־אוֹר (Dmath-Or.) das Licht der Erde, Erdlicht, auf welchen Begriff sich das Fackeltragen an ihrem Feste und die Feuerläuterung des Demophon beziehe, desgleichen ihr Beiname Ἐλήγηρις bei Hesych. T. I. 658., denn dieser sei so viel als הֵלִיגֵרֵשׁ, das hervortreibende Licht. Es werde also in dieser Göttin die zur Vegetation durchaus nöthige Lichtkraft der Erde personifizirt, sowie in ihrer Tochter die von der Lichtkraft ausgehende oder davon abhängige Sonnenkraft, die ohne Verbindung mit jener keine Frucht treiben könne, obgleich sie eine Zeit lang von ihr getrennt und im Schooße des Dunkels verborgen bleiben müsse. Den wohlthätigen und nothwendigen Einfluß des Lichts auf die Vegetation stellte man also als ein besonderes Erdenlicht vor, erkannte seine Verbindung mit dem Helios, dem Sonnenlichte, sowie in der von ihm abhängigen Sonnenkraft seine Verknüpfung mit dem Erdgrunde (Aidoneus). — Auch Schelling in den Gotth. von Samothr. bemerkt S. 57.: der Begriff Erdmutter sei nicht der ursprüngliche, sondern ein abgeleiteter. Saint Croix (Vers. über die Myst. S. 104. in der Übers. v. Lenz) hält Demeter für die wörtliche Übersetzung des ägypt. Μωὺθ (Mouth), Mutter, worunter Isis verstanden werde; und Jablonski (Panth. Aeg. III. 5. p. 121.; Opusc. T. I. p. 151.) erklärt dies Wort für ein Compositum aus Mau-the, d. i. Weltmutter, wogegen aber Silvestre de Sacy bemerkt: im Koptischen sei ein solches Compositum nicht zulässig, daran zweifle er, ob es im Altägyptischen statt gefunden habe. So viel ist wol gewiß, daß viele Götternamen der Alten aus dem Orient stammen, daß die Griechen ebenso, wie die Römer, die Urbedeutung nicht mehr wußten, sie also aus der herrschenden Sprache abzuleiten und dem gemäß zu schreiben suchten. Man denke nur an Cicero's Erklärung von Jupiter durch juvans pater, da doch die erste Sylbe unstreitig das alte Jov, d. h. der sehr alte Gottesname ist, den die Hebräer Jehovah aussprachen und ebenfalls aus ihrer Sprache ableiteten, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß ihn Moses aus dem innern Heiligthum der ägyptischen Tempel hergenommen habe, wo er den Herrscher aller Götter, den höchsten Gott und Urgott bezeichnete.

Der lateinische Name Ceres (Keres) wird ebenso verschieden erklärt. Bei Cicero de N. D. II. 26. wird er von Gero, a gerendis frugibus abgeleitet. Creuzer denkt an das etruskische Wort Cerus, d. h. Schöpfer, wovon creare statt cereare; auch kommen in den saliarischen Gedichten der Römer ein Ceruser. Schöpfer und ein Cerus Manus, i. e. creator bonus vor. S. Festum T. p. 237.; Scaliger ad Festum s. v. caerimoniarum p. XXXVI. [illegible] ed. Scal.; Isidor Origg. VIII. 10.; Scal. ad Varron. p. 39 [illegible] und p. 91 sq.; Ignarra ad Hym. in Cer. v. 122.; Lanzi Saggio di ling. Etrusc. p. 514. 518. Scaliger ad Varron. p. [illegible] nahm das griechische γῆρυς als das Stammwort für Ceres [illegible] Dabei kann man an Sicklers Ἐλήγηρις (s. oben) denken. Kanne in d. Myth. d. Gr. und Schwenk in den Andeutungen. p. 107. denkt an Ἔρα, Erde, also Ceres gleich κ-ἔρης, Erdgöttin, mit dem vorgesetzten Gutturalspiritus [illegible] Schelling (Gotth. v. Samothr. p. 17. und 68 sq. Not. 46 [illegible]) leitet Ceres vom hebräischen Cheres her und dieses von [illegible], aravit, womit aber noch der Begriff des Zaubers verbunden [illegible] Auch ließe sich wol an das von Sickler angeführte חֶרֶס (Cheres) Sonne, denken, womit sein Begriff von Demeter übereinstimmen würde. Andere Ableitungen sehe man im Etymol. a. Gerh. Vossius in voc.; *Villoison* (Eclairciss. zu Saint Croix Recherches. T. II. p. 204 sq. sec. ed.) und Ignarra zu Hom. Hym. in Cer. v. 122.

großen Naturerscheinungen. Aus der Erde keimten die Pflanzen und wuchsen unter dem Einflusse der Sonne und des Mondes empor. Es war also eine in der Erde selbst liegende Götterkraft, die dem Menschen seinen Unterhalt reichte, und diesen Erdgeist nannte der Grieche Demeter, Erdmutter, Erdlicht, wie es Sickler will, schöpferischer Geist, wenn der Name Ceres dies bedeutet. Mit diesem Erdgeiste stand die Sonnenkraft in unmittelbarer Verbindung; dies deutete man durch eine schwesterliche und eheliche Vereinigung beider an, und das Kind, was sie zusammen erzeugten, war die in jugendlicher Schönheit emporsprossende Pflanzenwelt. Aber mit dem Winter erstarb diese; die Kraft, welche sie belebte, zog sich gleichsam in die Tiefe der Erde zurück. Das gab denn einen Mythos vom Raube der schönen Tochter durch einen finstern Dämon der Unterwelt und von den Klagen der Mutter, welche die Geraubte überall suchte. Da erbarmten sich ihrer die Himmlischen. Der dunkle Gott durfte die Liebliche nicht ganz behalten, mit dem Frühlinge kehrte sie zurück, aber da sie einmal in der Unterwelt gewesen war und ihre Kost genossen hatte, so mußte sie mit jedem Winter aufs neue zum Gemahl sich verfügen, und die Götter erklärten diesen Wechsel für ein Naturgesetz. War dies vielleicht der erste Begriff, den man mit den eleusinischen Göttinnen verband, und den die alten Pelasger wol schon aus ihrer Urheimath mitgebracht hatten, so modifizirte sich derselbe in der Folge dahin, daß die Kraft des Erdgeistes besonders auf den Getreidebau bezogen wurde. Die nach Hellas wandernden Stämme fanden daselbst wenig von selbst wachsende Früchte, die ihnen zur Nahrung dienen konnten. Eicheln, berichtet die Sage, war ihre Kost. Besonders schwer war der Unterhalt in dem an sich steinigen und unfruchtbaren Attika. Da wurde denn aus der Fremde das Getreide, insbesondere zuerst Gerste, hieher verpflanzt. Kekrops soll dies schon gethan haben. Er war den Berichten der Alten nach ein Ägypter [2]) und brachte die Verehrung ägyptischer Gottheiten mit in das neue Vaterland. In Ägypten aber kannte man schon eine Vorsteherin des Ackerbaues, die Göttin Isis, und diese scheint denn, allen Nachrichten zufolge, als Demeter, als Erdmutter, von den Griechen gedacht worden zu seyn. Diese erste Erfindung des Getreidebaues scheint aber wieder verloren gegangen und unter Erechtheus zum zweiten Male nach Attika gekommen zu seyn, von welcher Zeit an sie auf immer befestigt wurde. Auf dieses Verlorengehen und Wiederfinden wurde der Mythos vielleicht mit bezogen und die Einführung heiliger Gebräuche sollte einen nochmaligen Verlust für immer unmöglich machen. Jetzt ward die allgemeine Vegetationskraft der Erde im ausschließenden Sinne die Geberin des wohlthätigen Samenkorns. Attika ward ihr Lieblingsland, und von da aus ließ sie durch ihre Günstlinge die segensreiche Erfindung über alle Länder der Erde verbreiten. Im Mythos deutete nun der Raub der Tochter bestimmter theils auf den Verlust der früher schon erhaltenen Wohlthat, theils auf das Einsenken des Samens in den Schooß der Erde, ihre Rückkehr zur Mutter aber auf die Erneuerung des Ackerbaues und die in Jugendschöne aus der Erde wieder aufsprossende Saat. In solchen Bildern belehrten nun die Verständigern des Volks, d. h. die Priester, die zugleich im Besitze der alten Überlieferungen geblieben waren, den großen, nur das Sinnlichfaßbare begreifenden Haufen. Doch ist es gar nicht nothwendig zu denken, daß die Sprache des Mythos eine von ihnen künstlich und mit Vorbedacht erfundene Art des Ausdrucks war, wie etwa wol jetzt die Kinderwelt von ihren Lehrern unterrichtet zu werden pflegt; sie war vielmehr ihnen selbst natürlich, eine, ich möchte sagen, instinktartige Form der Darstellung und wurde, als das Abstraktionsvermögen sich weiter ausbildete, als heilige Sprache auch dann noch beibehalten, wo sowol die Bildung des Volks als ihre eigene eine andere erlaubt hätte.

Der Ackerbau ward die Mutter aller geistigen und bürgerlichen Cultur, daher war denn auch diese ein Geschenk der Göttin, die den Samen gebracht hatte. Sie ward die Gesetzbringerin (Thesmophoros) und Culturstifterin, und daran knüpften sich wieder religiöse Ideen und sittliche Wahrheiten höherer Art. Diese hatten, wie man aus den vorhandenen Nachrichten mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen kann, zum Gegenstande: die Lehre von der Einheit Gottes, d. h. die Lehre, daß alle im Volkscultus angebetete Gottheiten nur Offenbarungen und Kräfte des einen höchsten Urwesens seien, von dem alles Daseyn herrührt; die Lehre vom Falle der Geister, dem Herabsteigen der Gefallenen in sinnliche Körper, um darin ihre Strafe zu leiden, sich von Sünden durch ein der Sinnlichkeit entsagendes Leben zu reinigen und so zur Wiedervereinigung mit Gott und dem Reiche reiner und seliger Geister wieder geschickt zu machen; die mit dieser Unterweisung unmittelbar verknüpfte Lehre von der Selenwanderung, vom Schicksale der Guten und Bösen nach dem Tode und von der ewigen Fortdauer der Sele. Die für diesen Unterricht gebrauchten Bilder waren von den Erscheinungen des Jahres und dem Laufe der Gestirne hergenommen und also dem Cultus einer Göttin ganz anpassend, die selbst dem Jahre und sei

2) Der Widerspruch, welchen ein verdienstvoller Forscher gegen diese Abkunft erhebt, ist bekannt; aber wenn auch dieselbe rst in den Zeiten nach Psammetich behauptet wird, so folgt darus noch nicht, daß alte Überlieferungen nicht ebenfalls dafür gerochen hätten. Die erneuerte Bekanntschaft mit Ägypten frischte ur die alten Sagen wieder auf. Die Erzählungen des Moses aus er Periode der Abrahamiden bezeugen offenbar einen Verkehr des Nillandes mit der Fremde, die Trümmer von Theben sogar, daß s Schifffahrt hatte. Die Nachricht von seiner Abgeschlossenheit t daher gar nicht so strenge zu nehmen. Überdies fällt die Zeit, vohin jene Auswanderungen gesetzt werden, mit der Periode der yksos und ihrer Vertreibung zusammen. Mit solchen innern Stürmen sind gewöhnlich auch Auswanderungen verbunden. Ja s wäre nicht unwahrscheinlich, daß die Aufhebung des Verkehrs it dem Auslande erst nach der Verjagung der Hirtenvölker eine olitische Maßregel geworden wäre. Das Ägyptische im Ceresnd andern Götterdiensten ist unverkennbar. Voß glaubt, es wäre ie Folge einer spätern Veränderung im Cultus gewesen, aber eine bedeutende Umwandlung läßt sich bei religiösen, für so heilig ehaltenen Gebräuchen nicht wohl denken, und selbst der Nationalstolz der Griechen müßte dem sich widersetzt haben, der weit eher u der Behauptung geneigt war, daß von ihnen alles ausgegangen und zu den Barbaren gebracht worden sei, als daß sie von iesen etwas empfangen hätten.

nen Wechseln verstand und in der Aussaat des Samens und seinem Emporkeimen aus dem Reiche der Verwesung ein so treffendes Symbol von dem Tode und dem einst wieder erneuerten Leben des Menschen aufstellte. In den spätern, zum Theil auch schon in den frühern Schulen der Philosophen, obgleich hier mehr in den Schleier einer dunkeln, symbolischen Sprache gehüllt, wurden diese Lehren laut und öffentlich verkündet; in dem geheimen Cultus des Bakchos und der Ceres aber waren sie Gegenstand eines Mysteriums. Warum man diese Hülle für nöthig fand, davon scheint mir die Ursache gerade darin zu liegen, daß die erwähnten Lehren durch Überlieferungen aus dem Orient zu den Vorstehern der Tempelinstitute und zwar in einer sehr frühen Zeit gekommen waren, wo es in Hellas noch keine philosophischen Speculationen gab. Wären sie erst später in die Mysterien aufgenommen worden, so war kein Grund da, sie als Geheimniß zu behandeln, da sie schon in den Schriften der Philosophen, mehr oder weniger bestimmt, vorkamen. Die Vorsteher der Mysterien aber geradezu für absichtliche Betrüger erklären zu wollen, die nur egoistischer Zwecke wegen den Geheimdienst so umgewandelt hätten, scheint mir doch eine zu harte Anklage, die, um für wahr gehalten zu werden, eines strengen Beweises bedarf. Überdies scheint es fast einem Wunder ähnlich, daß dieselben Lehren an den Ufern des Ganges und auf den Höhen des Albordj, wie in Eleusis, Samothrake und andern Orten, durch philosophische Speculationen erfunden seyn sollen, ohne daß eine Übertragung geschehen wäre. Weit wahrscheinlicher ist es, an einen alten Zusammenhang des Orients mit dem Occident zu glauben, der sich übrigens auch mit ziemlicher Gewißheit nachweisen läßt. Ritter in seiner Vorhalle bemüht sich dies zu thun, und wenn er auch in manchem Einzelnen sich irren mag, so scheint doch das aus seinen Untersuchungen sich zu ergeben, daß durch Buddhisten- oder Brahmanenkolonien, welche sich von den Gangesländern aus durch das mittlere Asien bis zum kaspischen Meere und von da nach Kolchis und dem Palus Mäotis, ja vielleicht noch weiter bis nach der Bergkette des Hämus und Thrakien zogen, ein Weg für die Mittheilung heiliger Lehren aus der Buddha- und Brahmareligion eröffnet war und zwar in einer Zeit, die über die geschichtliche Periode bedeutend hinausgeht. Mögen auch, wie wol nicht zu zweifeln ist, alle dem Orpheus zugeschriebenen Gesänge erst in spätern Zeiten verfaßt seyn, so konnten sie doch unmöglich nur einigen Glauben finden, wenn nicht eine alte Sage von einem oder mehren Orpheus, d. h. von priesterlichen Instituten in Thrakien, welche Religion und Cultur nach Hellas gebracht hätten, ihnen vorangegangen wäre. Selbst der Inhalt dieser Lieder mußte mit den Traditionen von der Lehre dieser Schulen wenigstens im Allgemeinen übereinstimmen, wenn nicht der Betrug sogleich hätte entdeckt werden sollen. Auf diesem Wege also und außerdem auch über Ägypten und Phönikien kamen jene Lehren nicht als philosophische Speculationen, sondern als heilige, göttliche Offenbarungen zu den griechischen Priesterinstituten und namentlich nach Eleusis, wo sie am reinsten und deutlichsten dargestellt worden zu seyn scheinen. Als göttliche Offenbarung wurden sie Gegenstand eines Mysteriums, denn nur das Göttliche ist von der Art, daß es durchaus nicht profanirt und nur Wohlgeprüften und Bewährterfundenen anvertraut werden kann. Die Geheimhaltung schien nöthig, da der Inhalt der Lehren dem öffentlichen Cultus in vielen Hinsichten geradezu entgegen war, da man dem Volke überhaupt nicht Empfänglichkeit für so Hohes und Großes zutraute und von einer Veröffentlichung eine Ausartung des Heiligen fürchtete.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die eleusischen Priester die wahre Quelle ihrer Geheimlehren nicht mehr kannten. Die Erinnerung daran war im Laufe von Jahrhunderten verloren gegangen. So konnte es bei ihnen manchen symbolischen Ausdruck, manchen Mythos geben, von dem sie selbst keine weitere Rechenschaft abzulegen vermochten, als daß er ihnen von den Vorfahren so übergeben worden sei. Jene viel bestrittene und gedeutete Entlassungsformel der Eingeweiheten: Konx om pax, kann also immer in der Sanskritsprache gegründet seyn, aber die Priester wußten selbst vielleicht sie nicht mehr zu deuten und nahmen sie für bloße Schallworte. Überhaupt scheint Manches erst richtiger und dem Sinne der alten Lehre gemäßer gedeutet worden zu seyn, als kurz vor und nach den Zeiten Alexanders die Nation selbst mit dem Orient näher bekannt ward. Die Neuplatoniker insbesondere bemüheten sich, die Vorstellungen des Morgenlandes sich anzueignen, darüber zu philosophiren und sie ihren Systemen einzuverweben. Aus diesem Grunde, glaube ich, ist ihr, freilich spätes, Zeugniß doch nicht zu verwerfen, wenn sie mystische und religiöse Gebräuche und Lehren aus der Vorstellungsart des Ostens zu erklären suchen. Die Gebräuche und Symbole waren seit uralten Zeiten da, aber eine Erklärung konnten sie erst durch die nähere Bekanntwerdung mit den Vorstellungen des Auslandes finden, und so möchten denn wol ihre Deutungen oft das Wahre getroffen haben. Es war wol schwerlich allein ihre Absicht, dem sinkenden Polytheismus wieder aufzuhelfen und ihn gegen das Christenthum zu schützen, wenn sie in dem alten Glauben reinere und würdigere Begriffe zu entdecken suchten; sie sprachen wol größtentheils aus wahrer Überzeugung, nicht um absichtlich in die Religion der Hellenen etwas einzufälschen, was nicht darin lag. Die frühere Zeit hatte sich oft selbst nicht verstanden, man hatte dies und jenes genau ebenso gemacht, wie die Vorfahren, aber den Sinn davon nicht begriffen. Diesen erkannten nun weise, des Orients kundige Männer aus der alexandrinischen Schule und entdeckten so auch eine ehrwürdige Seite des hellenischen Polytheismus, während er, wenn man diese Deutungen verwirft, kaum mehr als eine Spielerei der Phantasie und wenig von dem eigentlich religiösen Charakter zeigt. Mir scheint daher Creuzer, der in seiner Symbolik und Mythologie auf jene Deutungen achtet und sie noch genauer zu entwickeln und darzulegen suchte, nicht den falschen, sondern den wahren Weg eingeschlagen zu haben. Sind auf demselben auch nicht alle Verirrungen der Phantasie zu vermeiden, so wird man den

weit weniger der richtigen Straße vorbeigehen, als wenn man zum Studium der Mythen nichts weiter als den kalten Verstand mitbringt, der nun alles das, was nicht zu seinem System passen will, verwirft, für Trug, spätere Erfindung und Umdeutung erklärt. Auch darin hat Creuzer nicht Unrecht, wenn er erklärt, daß zum Mythologen ein gewissermaßen angeborner Sinn gehöre, der schnell das Symbol und die darin liegende Deutung fasse. Ob er auch das Richtige gefunden habe, das muß freilich auf dem Wege des Verstandes durch Darlegung der historischen Data ausgemittelt werden. Zu dieser geschichtlichen Begründung gehört ganz vorzüglich die Betrachtung der beim Tempeldienst eingeführten Gebräuche, des Ceremoniellen der Götterfeste und der ymbolischen Darstellung der Gottheiten selbst in alten Bildwerken. Gerade in solchen Dingen beurkundet sich in höheres Alterthum, denn alles dies ist als etwas Heiliges und Ehrwürdiges weit weniger Veränderungen unterworfen, als die in der Sage und von Dichtern fortgepflanzten Mythen. Aber schwer ist es allerdings, von enem Symbolischen immer den richtigen Sinn zu finden. Es ist eine Hieroglyphenschrift, deren Schlüssel nur durch ie sorgfältigsten und umsichtigsten Combinationen und st auch dann nur mit größerer und geringerer Wahrheinlichkeit gefunden werden kann. Auch hiezu gehört n eigener theils angeborner, theils durch viele Übung usgebildeter Takt, der schnell das Richtige zu treffen eiß.

Doch es ist Zeit, diese Apologie einer Ansicht zu hließen, welche die Zukunft einst gewiß als die richge anerkennen wird, und zu dem Mythos von der erabenen Demeter und ihrer Tochter uns selbst zu wenden.

Erzeugt von dem alten Zeitgotte Kronos und der le Frucht gebärenden Rhea (das Feuchte oder auch die rde, je nachdem man an die Ableitung von ῥέω, ich eße, oder von Ῥαῖα statt αἶα, Erde, denkt), theilte sie s Schicksal ihrer übrigen Geschwister und wurde mit nen, als der erhabene Ordner Zeus den Thron bestieg, rch das von dem weisen Verstande, Metis, angegene Mittel wieder ins Daseyn gerufen, um in dem gednеten Jahre regelmäßig ihr hohes Amt zu verwalten. ie, die Schöngelockte und Hehre, gebar aus der Ummung ihres Bruders und Gatten (Verbindung der Himels- und Erdkraft, des Sonnen- und Erdlichts) eine bliche Tochter, Persephone[3]) (das Pflanzengelecht), die, schnell zur reizenden Jungfrau herangechsen, die Liebe des Königs der Unterwelt, der Erdkraft in der Tiefe, gegen sich erweckte. Nach Ovid Met. V, 362. war es Eros, der, von seiner Mutter gereizt, seine Herrschaft auch über die Unterwelt ausdehnen wollte und daher seinen Bogen gegen den König des Schattenreichs selbst aufspannte. Aber der Dunkelgelockte wagt es nicht, die Tochter des Lichts selbst um Gegenliebe anzuflehen, und wendet sich an den Vater mit der Bitte, ihm die Jungfrau zur trauten Gattin zu geben. Dieser verspricht es ohne Wissen der Mutter, und nun benutzt der finstere Aidoneus eine sich darbietende Gelegenheit, die Geliebte mit Gewalt zu rauben. Einst erlustigte sich die Jungfrau, wie der homerische Hymnus erzählt, auf den reizenden Gefilden von Nysa[4]) mit ihren Gespielen, den Töchtern des Okeanos, die das befruchtende Wasser über die Erde ausgießen, mit Phäno, Leukippe, Elektra, Janthe, Melithe, Jache, Kalliroe,

---

3) Nach einer orphischen Kosmogonie bei Athenagoras (Le. pro Christ. p. 18 sq. ed. Colon. 1686) ward Persephone Zeus und Demeter in Kreta erzeugt. Zeus, heißt es, ver t seine Mutter Rhea oder Demeter, die, um sich ihm zu ent en, Schlangengestalt annimt. Aber auch er umstrickt sie als lange und erzeugt so die Persephone. Diese hatte außer den natürlichen Augen noch zwei Augen auf der Stirn, im Na ein Thiergesicht und Hörner auf dem Kopfe. Erschrecken über Mißgestalt, entfloh die Mutter und reichte ihr die Brust , daher hieß sie in der mystischen Sprache Ἀθηλᾶ, die Nichtngte. Das war eine mystische Geburt mit Symbolen, die kosmogonische Deutung hatten und in die bakchischen Myen gehörten, wo der Sohn dieser Persephone und des Zeus der mystische Zagreus ist. Ihre Gestalt zeigt offenbar eine orientalische Symbolik.

4) Der Name Nysa wird sehr vielen Ortschaften beigelegt. Nach Voß ist Homers Nysa, Il. VI, 133. ein thrakischer Berg, der nach Steph. am See Thestideion lag. Von da aus, glaubt er, wurde allmälig der Name nach Makedonien, Thessalien, Böotien und Euböa (welches letztere bei Sophokl., Antigon. 1131 cfr. 1148. und Euripides, Bacch. 546. zu verstehen sei), auch nach Naxos (Schol. Hom. Steph. Hesych.), kurz überall hin versetzt, wo ein bedeutender Dienst des Dionysos war, dessen Name eben den Gott von Nysa ausdrückte, daher auch nach Lydien und andern Morgenländern bis Babylon (Hesych. Schol. Soph. Aj. 699.), als nämlich der phrygische Bakchos mit dem hellenischen Dionysos verschmolzen worden sei; darauf, wegen Vermischung des Osiris mit Dionysos, nach Ägypten, Arabien, Syrien, Äthiopien, Lybien, endlich durch Alexanders Eroberung nach Indien auf den dortigen Kaukasos und zuletzt an den Ganges. Bekanntlich nimt Creuzer diese Folge in ziemlich umgekehrter Ordnung an, weil er den Dionysoscultus aus Indien ableitet. Das Nysa, wo Persephone geraubt worden, findet Voß in Böotien und hält es für einen zum Helikon gehörigen Berg. Sein Hauptgrund ist die Erwähnung der Narzisse, denn der in diese verwandelte Narkissos war ein Thespier, des böotischen Stromgottes Kephisos Sohn, auch sei in jener Gegend die gedachte Blume häufig gefunden worden. S. Voß ad Hym. in Cer. p. 12 sq. Sickler erklärt den Namen aus dem Semitischen und nimt ihn überhaupt für Blumengefilde. Ad Hym. in Cer. p. 93. Creuzer denkt mit andern Auslegern an das karische Nysa, wo ein sehr berühmter Ceresdienst war; doch leugnet er nicht, daß auch das böotische wegen des dortigen ebenfalls alten Cerescultus gemeint seyn könne. — Übrigens wird der Ort des Raubes sehr verschieden angegeben, je nachdem diese oder jene Gegend den Dienst der Göttin früher gehabt haben wollte oder Lokalumstände sich dazu eigneten. Nach dem Scholiasten bei Hes. Theog. 913. p. 303. nannten viele Sicilien, Bakchylides Kreta, dem auch Tzetz. ad Hes. Ἔργ. 33. folgt, die orphische und thrakische Sage eine Insel des Okeanos (Orph. Argon. v. 1201; aber nach Orph. Hym. XII. führt Pluto die Braut über das Meer nach Eleusis in eine Grotte, wo ein Eingang zur Unterwelt seyn sollte), Phanodemos Attika, Demades Napa (bei Methymna auf Lesbos oder auch in Epiros). Noch Andere nennen Hermione in Argolis, Pheneos in Arkadien (Strab. VIII. p. 575. Paus. VIII, 15. Conon. 15.), Kyzikos in Mysien (Propert. III, 21, 4.), Mehre Karien. S. auch Spanh ad Callim. H. in Cer. v. 9. Vorzüglich ward das sicilische Enna, ausgezeichnet durch üppige Blumenflur und einen berühmten Tempel der Ceres, als Ort des Raubes genannt. Zeus hatte der Demeter und Persephone ganz Sicilien, insbesondere aber die Insel Ortygia bei Syrakus, auch Agrigent, der letztern zum Brautgeschenke übergeben, und ihr Lieblingsort war die Violenwiese bei Enna. Allerdings mußte das so fruchtbare und besonders an Getreide so ergibige Sicilien ganz vorzüglich geeignet seyn, als Wohnplatz der Getreidegöttinnen zu gelten, und es

Rhodeia, Tyche, Melobosis, Okyroe, Janeira, Akaste, Chryseïs, Admete, Pluto, Rhodope, Kalypso, Styx, Urania und Galaxaura[5]). Ja selbst die hehren Göttinnen Artemis und Athene waren ihre Gespielen[6]). Entfernt von der Mutter pflückten die Sorglosen sich Rosen und Krokus, Violen und Hyakinthen (Schwertlilien), aber vor allen andern reizte eine herrliche Narkissosstaude[7]) die Lust der Persephone. Hundert Blumen erhoben sich aus einer Wurzel und erfüllten die Luft [illegible] umher mit balsamischen Düften. Denn dem [illegible] schen Könige zu Gefallen hatte Gaia die Blume [illegible] üppiger Pracht hervorwachsen lassen, um das [illegible] zu bethören. Da spaltete sich plötzlich der Boden [illegible] auf goldenem Wagen, von schwarzen Rossen [illegible] stürzte der Herrscher der Schatten aus dem Erebos [illegible] auf, riß die Jammernde zu sich und führte sie mit [illegible] meseile über Land und Meer bis zur westlichen [illegible] der Unterwelt [s. Voß Hym. an Dem. S. 15.][8]). [illegible] schreiend rief sie die Götter und den Vater um [illegible] aber keiner der Unsterblichen noch der Sterblichen [illegible] den Laut, nur des Perses Tochter Hekate vernahm [illegible] Klageton in ihrer felsigen Höhle[9]) und Helios, [illegible] Allesschauende; Zeus aber überhörte den Hilferuf, [illegible] er befand sich entfernt in seinem Tempel, übertäubt [illegible] dem tausendstimmigen Flehen der Erdebewohner. [illegible] lange noch die Jammernde Erde und Meer und die [illegible] lenden Gestirne erblickte, tröstete Hoffnung ihr Herz [illegible] ihr Rufen erscholl unaufhörlich. Aber als sie [illegible] dem Wagen in die finstere Kluft hinabsank, da [illegible] ihre Stimme und nur den letzten klagenden Laut [illegible] nahm die herrliche Mutter. Von Schmerz [illegible] zerriß sie den Schleier um die ambrosischen Locken, [illegible] sich in ein dunkles Gewand[10]) und durcheilte, [illegible] ein Vogel, Land und Meer, die Geraubte zu [illegible] Neun Tage umschweifte so die erhabene Deo, [illegible] Händen die brennende Fackel, rundherum die Erde [illegible]

---

war nicht zu verwundern, wenn seine Einwohner behaupteten, daß von ihrer Insel der Segen über andere Länder ausgegossen worden sei. 5) Sämtliche Namen dieser Nymphen sind bedeutend und passen zu der Frühlingskraft Proserpina, die vereint mit der Feuchtigkeit den Schmuck der Fluren aus der Erde treibt. Die vier ersten Namen bezeichnen Quellnymphen: Phäno, die Blickende, Glänzende, Leukippe, die Nährerin weißer Rosse, auch wol mit Anspielung auf Persephonens Beinamen Leukippos, Elektra, die Bernsteinklare, Janthe, die Blumenerfreuerin, Melite; die Honigsüße (Proserpina selbst hieß Melitodes, die Honigreiche, und die Biene überhaupt ist ein bedeutendes Symbol im Cereskultus). Die folgende Jache, vom Tosen des Meeres so genannt, scheint eine Nereide zu seyn, vielleicht mit Anspielung auf eine Stelle in der XXIV. Orph. Hymne, nach der die Nereiden zuerst die geheime Feier der Ceres und Proserpina gelehrt haben sollen, denn das Wasser gehörte mit zu den Hauptentsündigungsmitteln. Die folgenden fünf Nymphen sind Bachnymphen, die auch bei Hesiodos (Theog. 351 sq.) genannt werden, nämlich: Rhodeia, die Rosenumblühete, Kalliroe, die Schönfließende, Melobosis, die Schafe und Ziegen Weidende, Tyche, die Glücksgöttin, Okyroe, die Schnellfließende. Die folgenden fünf gehören ebenfalls bei Hesiodos zu den Okeaniden: Janeira, die Männererfreuende, Chryseïs, die Goldige, Goldsandne, Akaste, die Wohlgeordnete, Regelmäßig-Umpflanzte, Admete, die Unbezwingbare, auch im Sommer nicht Versiegende, Pluto, die Befruchtende, Bereichernde (Proserpina wird ja auch Gemahlin des Reichthumgebenden). Die Nymphe Rhodope, die Rosenwangige, nennt Hygin unter den Okeaniden. Kalypso, die Umhüllende, schützte durch ihre überwachsene Quellgrotte die Hirten und Heerden gegen die Sonne. Die unterirdische Styx, bald der Proserpina näher verwandt, und die vom wolkigen Berggipfel herabkommende Quelle Urania (daher eben die Himmlische) bezeichnen wol durch ihren Gegensatz die Doppelnatur der Persephone, als Tod und Leben, als Nacht und Licht, als die Göttin der Unterwelt und des Himmels. Galaxaura, die Luftsäugerin, deutet im Namen auf den sanft dahin fließenden, die Luft gleichsam mit seiner Milch erquickenden Bach. Voß Anmerk. z. d. H. an Dem. S. 118. 6) Die Erwähnung der Artemis und Athene ist gleichfalls nicht ohne Bedeutung. Ihre Theilnahme am Blumenpflücken behauptete man ziemlich allgemein, so daß nach Paus. VIII, 31. zwei in Arkadien vor Demeter und Persephone stehende Bildnisse von einigen für Töchter des Deutophoon, von andern für Athene und Artemis erklärt wurden. Ebenso halten sie römische Dichter für wesentliche Personen. S. Val. Fl. V, 345. Stat. Ach. IV, 150. Claud. XXXIII, 28. Ein orphisches Gedicht (Arg. 1192) erzählt sogar, sie hätten selbst Persephone verlockt, um sie dem Entführer in die Hände zu spielen. Die Sicilier sprachen gleichfalls von der Verbindung der drei Göttinnen. Sie wurden hier zusammen erzogen, pflückten mit einander Blumen und webten gemeinschaftlich ein Gewand für den Vater Zeus. Der Artemis wurde sogar dasselbe Besitzthum zugeschrieben, das der Persephone beigelegt ward, nämlich die Insel Ortygia. Schon vor Äschylos findet man auch die Behauptung, daß Artemis und Persephone ein Wesen wären, auch erstere sei die Tochter der Demeter (Paus. Arc. 37. Cfr. Schol. Pind. Nem. I, 3. p. 664. Heyn.), und Cicero de N. D. III, 23. berichtet, daß Persephone mit Jupiter die erste Diana, welche vom Hermes den Eros geboren, erzeugt habe, also jene Ilithyia, die nach dem alten Olen Mutter des Eros ist. Das waren alles Lehren der Mysterien, nach welchen die Begriffe der einzelnen Götter in ein Wesen zusammen schmolzen. 7) In den meisten Angaben ist die Narzisse die Täuschungsblume, durch welche sich Persephone verlocken läßt. In Sicilien wollte man zwar die Violen dazu [illegible] gegen aber eifert der alte Pamphos, der auch [illegible] Festhymne dichtete, und spricht sich bestimmt für [illegible] Paus. IX, 31. Der bekannte Mythos von der [illegible] jungen Narkissos in die Blume seines Namens ist [illegible] mysteriöser und wird von Pausanias für uralt erklärt. [illegible] kissos. Es ist aber die Narzisse schon im Namen [illegible] Unterwelt, denn er bedeutet die einschläfernde, [illegible] Todesblume. Die Wurzel des Wortes ist in der [illegible] wo Nark die dunkle, finstere Unterwelt bedeutet. [illegible] die Erwähnung der Blumen keine müssige Spielerei. [illegible] sich sämtlich auf Leben und Tod, Licht und Dunkel. [illegible] die Bedeutungen aus dem Semitischen zu erklären versucht. [illegible] sen Hym. in Cer. p. 85. 8) Dem Gange der [illegible] im Hom. H. zufolge muß man allerdings annehmen, daß [illegible] pina nicht durch dieselbe Erdkluft, aus welcher Pluto [illegible] in die Unterwelt geführt worden sei. Übrigens zeigten [illegible] auch andere Höhlen, durch welche die Hinabfahrt geschehen [illegible] 9) Hekate hatte bei Zerynthos auf Samothrake eine [illegible] hete Höhle, außerdem aber auch bei jedem Tempel, wo [illegible] stischer Gottesdienst gefeiert wurde. Mit Proserpina, [illegible] scherin der Unterwelt, steht sie in genauer Verbindung. 10) So lange noch nicht alles Grün der Flur gewichen [illegible] lange hofft noch der Mensch und hält das Absterben [illegible] vorübergehende Erscheinung; aber wenn der Hauch des [illegible] nun plötzlich alles vertilgt, wenn jede Vegetationskraft in [illegible] stere Tiefe hinabgesunken ist, da hört seine Hoffnung auf, [illegible] tönt nur noch die Stimme des Schmerzes, da zerreißt [illegible] tur alle ihre Freudenkränze und umhüllt sich mit [illegible] kenschleiern, wie im Hymnus Demeter. Die Anwendung [illegible] Erlöschen des menschlichen Lebens bietet sich von selbst [illegible] 11) Die neun Tage des Suchens sind Anspielung auf [illegible] tägige Feier der Eleusinien. In der sicilischen Sage [illegible] 4, der auch Ovid Met. V, 422. folgt, zündet Demeter [illegible] an den Flammen des Ätna an. Bei den Eleusinien gab [illegible] ziehung darauf einen Fackelzug. In unserm Mythos [illegible]

weder mit ambrosischer Kost, noch mit süßem Nektar sich labend, noch den ermatteten Leib durch die Frische des Bades erquickend. Am zehnten Tage erst kam ihr Hekate entgegen und rieth ihr, sich beim Helios zu erkundigen[12]. Dieser berichtete der Göttin, daß mit Bewilligung des Zeus dessen nächtlicher Bruder das Mädchen geraubt und zu seiner Gattin sich erkoren habe, tröstend, daß er ein würdiger Gemahl sei für die liebliche Tochter. Aber dennoch senkte sich Unmuth und Zorn gegen Kronion in ihre Brust, und zürnend schied sie vom Olympos und aus dem Rathe der Götter. In die Gestalt einer schwächlichen Greisin gehüllt, senkte sie sich zu den Städten der Menschen hinab und setzte sich nahe dem Wege am Jungfrauenborn[13], wo die Mädchen von Eleusis Wasser zu schöpfen pflegten. Zu diesem Zwecke kamen nun gerade auch die Töchter des Herrschers Keleos[14] herbei, Demo, **Kallidike**, **Kleisidike** und **Kallithoe**, und fragten die trauernde Fremde um ihre Herkunft und die Ursache ihres Verweilens auf dem freien Felde. Freundlich berichtete ihnen die Göttin, sie sei eine Kretenserin, Dos [Dois][15] mit Namen, und von Räubern weggeführt worden. Als diese nun bei Thorikos[16] gelandet und sie mit ihnen das Schiff verlassen hätte, um am Ufer mit Speise und Trank sich zu erquicken: da habe sie die Flucht ergriffen und sei in diese Gegend gelangt, ohne Kunde des Orts und der Bewohner. Sie bäte also, sie in irgend ein Haus zu führen, wo sie Aufnahme fände, denn sie verstehe die Kunst, den Haushalt zu führen und ein Kind zu erziehen. Ihr antwortete die reizende Kallidike: Keiner der Edlen unserer Stadt, die vermählt sind, weder der weise Triptolemos[17], noch Diokles, noch Polyxenos, noch der

---

eise auf die gewöhnliche Art, wie alle Götter, durch inwohnende chwungkraft, nach andern aber vermittelst des Drachengespanns, eil Schlangen zu ihren Symbolen als Erdgöttin gehörten. Der ame Deo, *Δηώ*, kommt hier zuerst vor, später bei Sophokles Antig. 1120) und Euripides (Suppl. 290.). Nach Klemens rotr. p. 12.) war es der heilige Name der Göttin in den Myrien. Man könnte ihn geradezu für identisch mit *Δή* nehmen, daß nur noch die weibliche Endung ω angefügt wäre, um die ttin zu bezeichnen. Voß l. c. p. 23. will ihn aber nicht als n ersten Theil des Namens Demeter erkennen, sondern leitet ihn ch Eustath. ad Hom. Od. XI, 115., von *δήειν*, finden, ab. bedeutet also die Findenwerdende, die nicht vergeblich uchende. Creuzer, der im Teutschen Dao schreibt, denkt an *ειν*, brennen, und bezieht ihn auf den Begriff der Feuerläuteng. Sickler leitet ihn vom semitischen דוה her, welches die auer, das Hinschmachten, die Sehnsucht bedeutet. r Dichter gibt also der Göttin von ihrem Gemüthszustande den men. Vielleicht könnte man auch geradezu an das indische ewa, Gottheit, denken und ihn eben deswegen für eine eigenmliche Benennung in den Mysterien halten. Auch das Beiwort *νός*, das gleich im ersten Verse der Demeter gegeben wird von dem Voß sagt, daß es erst nach Hesiodos üblich geworsei und vornehmlich der Demeter und Persephone beigelegt de, scheint ein erst durch die Mysterien bekannt gewordener druck zu seyn und von dem indischen Saman abzustammen, weljemand bedeutet, der seine Leidenschaften besiegt und getödtet , also ein heiliges, reines Leben führt, woher denn die Saäer, Schamanen ihren Namen haben. Auch im Griechischen eutet es heilig, hehr, ehrwürdig. Das könnte wol auch auf n Zusammenhang zwischen Eleusis und den Gangesländern hinten. Auch die Furien heißen *σεμναὶ θεαί*, um ebenfalls das ste, Strenge, Ehrfurcht und Scheu Einflößende in ihrem Bese auszudrücken. Paus. 1, 28, 6. 31, 2. Derselbe Begriff lag in Ceres und Proserpina, besonders im mystischen Sinne. her heißen die Mysterien in Eleusis in unserm Hymnus V. auch *σεμνά* und der Tempel der Ceres *τὸ σεμνὸν ἀνάκτοραιν θεαῖν*. Es scheint also dies Beiwort ein kirchlicher druck zu seyn, und gerade deswegen könnte er aus dem Orient nmen und überliefert seyn. Sickler glaubt, daß Ceres als ie Kabire in den samothrakischen Weihen diesen Beinamen habe. Nach Ovid Met. V, 586. war es die Nymphe Arethusa (ein in Sicilien), die der Demeter den Räuber anzeigte, denn ihrer unterirdischen Wanderung von Elis nach Sicilien hatte en Ort entdeckt, wo Persephone verborgen war. Konon (15) meldet, daß die Arkadier zu Pheneos der Göttin den Schlund en, der die Geraubte aufgenommen. Nach Apollodor 1, 5. 1. das. Heyne, erkundigte sich Ceres auch bei den Hermionern in lis, und sicilische Sagen erzählen: die Nymphe Kyane (in Sprache die Dunkle, Schwarze, in Beziehung auf die rwelt) habe sich dem Pluto beim Raube widersetzen wollen, der Schmerz über den Verlust der geliebten Gebieterin oder der Zorn des Räubers habe sie in eine Quelle zerfließen las- In diese sei der Gürtel der Proserpina gefallen und als nun Mutter gesucht, habe sie diesen oben auf schwimmen lassen, wordenn Ceres auf das Vorgefallne geschlossen. Ovid. Met. V.

13) Voß glaubt, daß im Hymnos dieser Jungfrauenbrunnen von dem später genannten Kallichoros unterschieden werden müsse. Nach Pausanias l. 39. lag auf dem Wege nach Megara der Blumenbrunnen und das sei nach Pamphos der gewesen, wo die Göttin gesessen. Der Brunnen Kallichoros, wo der Tempel stand, lag nach Paus. l. 38. auf der Straße nach Athen hin am rharischen Felde. Dieser hieß Brunnen des schönen Reigens von den Festtänzen und Gesängen der eleusischen Jungfrauen, ein also erst nach der Stiftung der Eleusinien entstandener Name. Der erstere konnte seine Namen haben vom Wasserschöpfen oder Blumensuchen der Eleusinerinnen, oder auch um die jungfräuliche Reinheit des Wassers zu bezeichnen. Ceres saß hier auf der Einfassung des Brunnens. Andere mehr ausgebildete oder den mystischen Ausdruck bestimmter darstellende Sagen bei Apollod. l, 5. 1. Nicand. Ther. 486. lassen sie auf den Stein Agelastos, den Stein, wo man nicht lacht, den Stein des ernsten Schmerzes und der Trauer, sich niederlassen und setzen diesen Stein bei dem Brunnen Kallichoros. Daher unterscheiden einige den Jungfrauenbrunnen nicht vom Kallichoros, was dem Pausanias zu widersprechen scheint. In Megara, nahe beim Prytaneum, zeigte man auch einen Stein, wo Demeter die verlorne Tochter gerufen habe und nannte ihn *Ἀνακληθρίς*, den Stein des Rufens. Ruhnken ad Hom. Hym. in Cer. v. 199, 200. Paus. l. 42, 2.

14) Keleos, der Sohn oder Abkömmling des Heros Eleusinos, Fürst der Stadt. Statt seiner wird auch Hippothoos, Neptuns Sohn, und Rharos genannt. Weiterhin werden in der Hymne noch mehre Häuptlinge in Eleusis angeführt, die auch wol den Namen Könige führen. Ilgen schließt daraus auf einen jährlichen Wechsel der obersten Gewalt, Voß aber sieht darin und wol mit Recht nur Edle, die den Erbkönig Keleos in der Regirung und im Rechtsprechen unterstützen. Die genannten Töchter waren die vier jüngsten, die noch im Hause bei der Mutter waren und die Wirthschaft mit besorgten; später kommen in der Hymne die drei ältern, schon verheiratheten, vor und diesen überträgt Ceres das Priesterthum.

15) *Δώς* wahrscheinlich ein verschriebener Name. Ruhnken liest dafür *Δωρίς*, die Geberin, ein Name, den Ceres wirklich führte. Fontein will *Δηώ* gesetzt wissen, aber wenn dieser die Findenwerdende bezeichnet, so kann sie freilich jetzt sich nicht selbst so nennen, da sie ja noch am Finden verzweifelt. Hermann schreibt *Δωΐς*, welches ebenso von *δάω*, wie *Δωρίς* von *δώρον* gebildet wird und dieselbe Bedeutung hat. S. Voß ad H. in C. p. 44.

16) Thorikos ist ein attischer Flecken am Meere, nördlich von Sunium. Wahrscheinlich hatte man eine Sage, daß Demeter ihre Mysterien aus Kreta über Thorikos nach Eleusis gebracht habe.

17) Mit Absicht hebt hier der Dichter schon den Triptolemos und

treffliche Eumolpos, noch Dolichos, noch unser edler Erzeuger selbst wird dir die Aufnahme verweigern. Aber gefällt es dir, so wollen wir sofort unserer Mutter Metanira [18]) berichten. Denn ein später Sprößling ist ihr noch geboren worden, der der Wartung und Pflege bedarf. Reicher Lohn würde dir werden, wenn du sie übernähmest. Die Göttin winkte Gewährung, und bald kamen sie voll Freude wieder, die Fremde zum väterlichen Hause zu geleiten. Voll Betrübniß, das Haupt dicht umschleiert, vom schwarzen Gewande umwallt, folgt ihnen die Göttin. Und als sie über die Schwelle des Saales trat, wo Metanira mit dem Säuglinge ihrer wartete, da schien ihr erhabener Wuchs bis zum Balken zu reichen und göttlicher Schimmer den Eingang zu erfüllen [19]). Von Erstaunen ergriffen, voll Scheu und bleichen Entsetzens, stand die Königin von ihrem Sessel auf und bot ihn der erhabenen Fremden zum Ausruhen. Doch in bescheidener Demuth niederblickend, schlägt sie das ehrende Anerbieten aus und begnügt sich mit dem niedern Schemel, mit silberflockigem Schafvließ [20]) bedeckt, den die Dienerin Jambe [21]) ihr reichte. Hier saß sie trauernd und tief verschleiert, keines Zuspruchs achtend, bis endlich die muthwilligen Scherze der Jambe sie aufheiterten und ein Lächeln ihr abnöthigten. Dennoch wollte sie

---

auch den Eumolpos hervor. Den erstern verherrlichen die Sagen als den Verbreiter des Getreidebaues. Ihm, dem Diokles, Keleos und Eumolpos übertrug Ceres selbst das Rituale ihres öffentlichen Dienstes, ihm aber auch nebst dem Polyxenos und Diokles die Besorgung der geheimen Feier. Den Nachkommen des Eumolpos blieb das erhaltene Ehrenamt für immer. Die Sage nennt ihn einen Thrakier und macht ihn zu einem Sohne des Poseidon und der Boreastochter Chione, d. h. zu einem über das Meer hergekommenen Nordländer. In der That scheint ein Theil des eleusinischen Cultus aus Thrakien zu stammen, also vielleicht im Zusammenhange mit der Buddhareligion zu stehen. Man schreibt dem Eumolpos auch Gesänge zu, deren Gegenstand die Weihen der Demeter und des Dionysos gewesen. Der Name heißt im Griechischen der gute Sänger. 18) Metanira (*Μετάνειρα*) ist des Keleos Gattin und Mutter des Demophon, des jetzt noch ohne Namen erwähnten, späten, männlichen Sprößlings einer töchterreichen Ehe. Bei einigen heißt sie auch Meganira, Neära, Neris u. s. w. S. Heins. ad Ovid. Fast. IV. 539; Verheyk. ad Anton. Lib. p. 57, 160. Sickler leitet den Namen aus dem Semitischen her und erklärt ihn durch מַטַּע - נִירָה, die urbar gemachte Pflanzung. Dies paßt denn überhaupt zu seiner Hypothese über die Hieroglyphik des Hymnus, nach welcher Keleos (von קָלִי das Rösten der Ähren) den die Früchte Ausdreschenden und Röstenden, das Kind Demophon aber die Erdgewächskraft bedeutet; s. unten. Welcker leitet Keleos, der nach Paus. IV, 1, sowie auch sein Sohn, in Messenien den Namen Kaukon führt, von *καίω*, *καύω*, ich brenne ab und denkt dabei an die Feuerläuterung, die durch beide personificirt werde. 19) Unmöglich ist bei dieser Stelle des Hymnus schon an die volle Offenbarung der Göttin zu denken. Der Dichter will nur das Erhabne und Majestätische in der angenommenen Menschengestalt beschreiben. Ungeachtet der Niedrigkeit, will er sagen, in welcher sie erscheinen will, schimmerte doch ein Abglanz ihrer Göttlichkeit durch. Sie schien gleichsam höher, wie andere Sterbliche und ein von ihr ausströmender Glanz den Eingang zu erfüllen. Metanira sieht noch nicht in ihr die Göttin, sondern nur eine Sterbliche von erhabner Abkunft und beut ihr, von Ehrfurcht ergriffen, den eigenen Sessel zum Ausruhen; aber in dem Augenblicke zeigt sich auch die Göttin wieder in ihrer vorigen Demuth und schlägt den Ehrensitz aus. 20) Zum Andenken dieser Erniedrigung saß auch in dem Heiligthum zu Eleusis das schwarzumhüllte Bild der Göttin auf einem gemeinen Stuhl. In Beziehung auf das Schaffell, womit der Stuhl bedeckt war, mußten auch die Mysten nach dem Baden auf ein solches Fell treten. Das Griechische Wort *κῶας*, Schaffell erklärt Sickler aus dem Semitischen und findet darin zugleich eine Paronomasie mit einem andern Worte, das Beraubung und Unfruchtbarkeit bedeutet. [illegible] bezeichnet sich also Demeter dadurch, daß sie den Sitz annimmt, [illegible] die der Tochter beraubte und Unfruchtbare, gleichsam als mater dolorosa, und so soll es auch bei den Mysten anzeigen, daß [illegible] dem Augenblicke ihrer Einweihung an aller Sinnenlust entsagen müssen. 21) Die Erzählung des Hymnos findet sich auch bei [illegible] lodor 1. 5. und dem Schol. des Nikander (Alex. 130) und [illegible] ripides (Or. 965.). Apollodor allein nennt die Magd als [illegible] der eine Thrakerin und sein Scholiast, sowie der des Eur[illegible] eine Tochter der Echo und des Pan. Sie habe in Jamben [illegible] Scherze vorgetragen, daher der Name des iambischen Sylbenmaßes. Nach Nat. Comes III. 16. war es Philochoros, der [illegible] göttliche Abkunft zuerst angab. Voß glaubt, daß dieselbe [illegible]tere Erfindung sei, da der arkadische Pan erst nach der [illegible] bei Salamis den Athenern bekannt geworden und Echo, als [illegible]phe, erst bei Aristophanes vorkomme, als Geliebte des Pan [illegible] erst im ptolemäischen Zeitalter erscheine. Creuzer widerspricht dieser späten Entstehung von der Herkunft der Jambe. E[illegible] ebenso symbolisch, wie der Mythos, Pan habe mit der Echo (dem Wohllaute) den Krotos (den Takt bei der Musik oder nach Böttiger das Beifallklatschen) erzeugt, und zugleich in Festgebräuchen gegründet, die nicht so leicht geändert würden. Die ganze Erzählung sei also nichts als symbolischer Ausdruck dieser Gebräuche. Erst sitzt Demeter auf dem Steine der ersten [illegible] (Trauer- und Festtag der Thesmophorien), dann kommt die mit Scherze aufheiternde Jambe (nach dem Trauertage folgt die [illegible]lust, in neckenden und spottenden Scherzen bestehend). In [illegible]den extemporisirte man solche neckende Spöttereien, daher das [illegible]bische Metrum für die Satyre. Auch Voß glaubt, daß schon den frühern Mysterien eine solche Lustigmacherin aufgetreten [illegible] könne, da bei Saat- und Erntefesten immer eine ausgelassene [illegible]stigkeit statt fand. Ein ähnliches Beispiel geben ja auch [illegible] die Fastenzeit und die darauf folgenden Maskeraden. In den Scenerien der Eleusinien erschien die muthwillige Jambe [illegible] einer Lustdirne (Hesych. v. *Γεφυρίς*) oder einem [illegible] Manne gespielt. Auch während des Festzuges neckte sie die [illegible]henen Bürger und in das Lachen und Scherzen stimmte der ganze Zug ein. — In einer Orphischen Erzählung, bei Kirchenvätern aufbewahrt, um einen Beweis von den Obscönitäten in den Mysterien zu geben, heißt die Magd Baubo. Sie reizt durch [illegible] Entblößen, sowie der Knabe Jakchos durch freches Thun die [illegible] zum Lächeln und dadurch zum Trinken. S. Clem. Alex. Cohort. p. 17.; Arnob. adv. Gent. V. p. 175.; Euseb. Pr. Ev. II [illegible] Vergl. Fragmm. Orph. p. 475. Die Bedeutung des Namens Baubo ist unbekannt; er könnte wol eine semitische Wurzel [illegible] vielleicht an jene Urnacht Baaut, das weibliche Prinzip der Schöpfung, erinnern. Wenn bei einem Feste der Bubastis [illegible]ten Weiber dasselbe thun, so könnte doch auch dieser Gebrauch [illegible] seyn. Der Phallusdienst lehrt, daß man gerade im höhern [illegible]thum nicht die spätern Begriffe vom Obscönen hatte. Es [illegible] dann der Sinn darin liegen: Jakchos weckt durch sein [illegible] die schlafenden Fruchtkeime (*βαυβᾶν* heißt schlafen; s. d. [illegible] eines Satyrdrama's bei Valkenaer Diatrib. S. 204.). Nach [illegible] V. 4. neckten auch die Sicilier bei ihren 10tägigen Demetrien [illegible]ander durch unzüchtige Reden, weil darüber die trauernde [illegible] gelacht habe, und nach Cleomed. Meteor. II. p. 235. neckten die Weiber an den Thesmophorien in den niedrigsten Ausdrücken. Noch eine Erzählung gibt es von einem Lacher und Spötter [illegible] Geschichte der trauernden Ceres. Eine Magd Misma, [illegible] Ant. Lib. 24. reicht der durstigen Göttin den Mischtrank [illegible] trinkt gierig alles aus. Da lacht ihr Knabe Askalabos [illegible] man solle doch für die Säuferin lieber gleich ein ganzes Faß [illegible]holen. Die ergrimmte Göttin bespritzt ihn nun mit dem [illegible] des Getränkes, und sogleich wird er zur Sterneidechse (*ἀσκαλαβώτης*), die von den auf ihn gefallnen Tropfen gefleckt und der Ceres [illegible]ren Dienern ein Greuel ist.

nicht von dem Weine, den Metanira ihr bot, sondern verlangte ein Getränk, wie es ihr, der Trauernden, ziemte, von Wasser und Mehl und zartem Polei. Dies mischt ihr denn Jambe, und so empfing sie zuerst den Trank, der den ihr Geweiheten gereicht wird [22]). Metanira spricht nun zu ihr tröstende Worte und überträgt ihr die Wartung des kleinen Demophon. Die Göttin nimt den Auftrag an und verspricht, das Kind aufzuziehen und gegen jeden Nachtheil und bösen Zauber zu schützen. Unter ihrer Pflege wuchs nun dasselbe kräftig heran zur Freude und zum Staunen der Eltern. Sie nährte es weder mit Muttermilch, noch mit Speise, aber am Tage salbte sie es mit Ambrosia, als wäre es ein Götterentsprossener, und hauchte mit ihrem Odem ihm göttliche Kraft ein; des Nachts aber legte sie es in die Glut des Herdes, ohne Wissen von Vater und Mutter. Ihr Wille war, ihm Unsterblichkeit und ewige Jugend zu verleihen, aber die Thorheit der Mutter verstand die Handlung der Göttin nicht und vereitelte durch Verzagtheit und Mangel an Glauben die wohlthätige Absicht derselben. Einst lauschte sie in der Nacht, was doch wol die Fremde mit dem Kinde beginne, und als sie es in der glimmenden Asche liegen sah, schrie sie laut auf vor Schreck und störte dadurch auf immer das heilige Werk [23]). Voll Zorn über die Mißtrauende nahm sie das Kind aus der Glut und legte es auf den Boden, und strafend erhob sie so gegen die Mutter die zürnende Rede: Thörichte Sterbliche, unwissend, was gut und böse für euch sei! Auch du hast durch deine Thorheit unheilbaren Schaden dir gebracht. Denn, mit dem Göttereide sei es geschworen, Unsterblichkeit und nie alternde Jugend hätte ich deinem Sohne geschenkt und unvergängliche Ehre, aber nun kann er weder dem Tode, noch dem harten Schicksale entrinnen. Doch da er auf meinem Schooße zu sitzen vermocht und mir in den Armen geschlummert, so mag unvergängliche Ehre ihm bleiben. Daher werden nach rollender Jahre Vollendung die Kinder von Eleusis ihm zu Ehren entsetzlichen Krieg mit den Jahreszeiten immerwährend unter einander führen. [24]) —

22) Dieser Trank, den Ceres sich gefallen läßt, führt den [N]amen κυκεών. Er ward aus Wasser, Mehl (Gerstenmehl) [u]nd Polei bereitet und als herzstärkendes Hausmittel gebraucht, [i]n welchem Falle man auch statt des Wassers Wein nehmen konn[te], eine Vertauschung, die in den Mysterien verboten war. Der Po[le]i sollte durch seine gewürzhafte Bitterkeit den geschwächten und [ve]rdorbenen Magen stärken. In den Mysterien war die Formel: [„I]ch habe den Kykeon getrunken," das Zeichen, daß [m]an die Weihe empfangen habe. Man könnte die ganze Ceremonie auf die Verpflichtung zur Mäßigkeit deuten, doch scheint [al]lerdings noch ein tieferer Sinn damit verbunden zu seyn. Sick[le]r leitet κυκεών aus dem Semitischen her und erklärt es für ein [...]bes großes Trinkgefäß. Vermittelst der Paronomasie aber mit ei[ne]m andern Worte sei es die Hieroglyphe des stillen Nachdenkens. Durch Paronomasie liege dann in ἄλφι (Mehl), vom [a]rabischen Alphon, die Bedeutung von Lehre, Lernen und in γλήχων (Polei) vermöge einer Paronomasie aus dem Syrischen die [B]edeutung: Offenbarung, so daß also der Sinn des Gebrauchs und [de]r Formel wäre: Durch stilles Nachdenken erhalte man [L]ehre (Unterweisung) und Offenbarung. 23) [D]as Kind hieß Demophon, Demophoon (Δημοφῶν, Δημοφόων). [D]er Name wird verschiedentlich erklärt. Aus dem Griechischen liegt [di]e Bedeutung eines Volkswürgers, Volkstödters ganz [n]ahe, und dafür scheint auch die Stelle des Hymnos V. 265—267. [z]u sprechen, wo von einem Kampfe und Kriege die Rede ist. In [di]esem Sinne nimt es Creuzer. Welcker in d. Zeitschr. f. K. [...]1. p. 129. erklärt den Namen als den Opfernden, von δημός, [da]s Fett, in welches das Opferfleisch gewickelt wurde, und φάειν, [φ]αύειν, leuchten, brennen, so daß also darin der Begriff der reinigenden, läuternden Opferflamme liege. Sickler erklärt ihn aus [de]m Semitischen durch דָמָה־עָפָר־אוֹן, die Erdgewächs[k]raft, und indem er damit seine Erklärung von Metanira verbin[de]t, heißen die Worte: „Demophon ist ein Sohn der Metanira," [so] viel als: „aus dem urbar gemachten Felde steigt das junge Gewächs empor." Daß die Göttin ihn Nachts in Feuer legt, deutet [...] auf die nächtliche Wärme, die den Pflanzenwuchs vorzüglich be[fö]rdert. — Die Idee der Feuerläuterung ist uralt, zuerst wol den [V]ölkern des Orients (Indiern, Persern, Syrern, Ägyptern, Ju[de]n) eigen, dann auch den Hellenen. Thetis will auch beim Achilles [da]s Sterbliche verbrennen, um das Himmlische zu kräftigen. Apollon. IV, 869. Durch Feuer werden Herakles und Semele zu Gottheiten, Elias fährt im feurigen Wagen gen Himmel, und aus der Jugendgeschichte dieses Propheten erzählt Epiphanius: Als seine Mutter ihn gebar, hatte sein Vater Sobab ein Gesicht: es traten weißschimmernde Männer zu dem Knaben, sprachen ihm zu und wickelten ihn statt der Windeln in Feuer ein. Aber in Geheim, verborgen vor ungeweihten Augen, mußte die heilige Handlung geschehen. Darum vereitelt sie der Metanira Angstruf, wie beim Achilles der des Peleus. Die Göttin legt das Kind auf den Boden; es ist nun der Erde wiedergegeben, ein gewöhnlicher Sterblicher, der sie nichts mehr angeht. Darum entfernt sie sich auch nach der strafenden Rede, ohne sich weiter um ihren sonstigen Liebling zu bekümmern. Es ist nun der von der Gottheit abgefallene Sterbliche und Mühe und Noth, endlich der Tod, sein Loos. In dem Begriffe der Feuerläuterung liegen auch noch andere Ideen. Das Feuer ist brennend und Schmerz erregend; was es verzehrt, ist der materielle Stoff. Das soll es bei Demophon und Achilles thun, damit ein ganz reines Wesen hervorgehe. Es ist daher auch Symbol der irdischen Leiden, welche die Gottheit uns zusendet, um uns von der Sinnenwelt loszureißen und dem Himmlischen zuzuwenden. Wohl dem, der auf diese Art sich läutern läßt und den festen Glauben an Gott behält. Das ist selten bei dem irdischen Menschen der Fall. Er kann die Absicht Gottes nicht begreifen. Er wird verzagt und bricht in verzweifelnde Klagen aus, wie Metanira. Sein irdischer Sinn verwehrt ihm, das Wahre durch den Schleier der Maja zu schauen, wie ein Hindu sagen würde. Es geht der Metanira, d. h. dem Menschen, wie jener Maina im indischen Mythos. Diese vermag in den grausigen und wüsten Formen, in denen ihr der erhabene Mahadewa erscheint, um sie zu prüfen, auch nicht den reinen Glanz der Gottheit zu erkennen. Sie schreiet auf voll Schrecken und Verzweiflung, wie hier die Mutter. Da kann denn die Reinigung nicht vollkommen geschehen, der Mensch bleibt dem Staube überlassen und gelangt nicht zur reinen Geistigkeit. Daß auch diese Ideen in unserm Mythos liegen, lehrt der Anfang der Rede der Göttin. Ihr seid thörichte Sterbliche, sagt sie, ihr wißt nicht, was euch gut und schädlich ist. Ihr stoßt euch an den äußern Schein, ihr blickt nicht durch die Schale auf den innern Kern. Die Absicht Gottes ist immer gut; er will durch Leiden und Schmerzen euch zu sich emporziehen, aber eure Mangel an Glauben macht, daß ihr der Erde verfallen bleibt.

24) Diese Stelle des Hymnos ist dunkel und wird verschiedentlich erklärt. Sie heißt im Texte nach Voß:

Ὥρῃσιν δ' ἄρα τῷ γε, περιπλομένων ἐνιαυτῶν,
Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνὴν
Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισι συνάξουσ' ἤματα πάντα.

Voß übersetzt:

Ihm in dem Zeitmaß aber, nach rollender Jahre Vollendung,
Werden Eleusis Söhne zu Krieg und gräßlichem Aufruhr
Stets durch heimische Rotten gewirrt seyn alle die Tage.

Der Sinn ist, sagt er: Wenn ihm, dem Demophon, die vom Schicksal bestimmte Zeit, des Vaters Würde zu verwalten, gereift seyn wird (also ὥρη als bestimmte, vollendete Zeit), dann wird unter seiner Regirung sein Volk in einheimischen Kriegen gegen einander aufstehen, so lange er lebt. Es enthalten also diese

Ich bin Demeter, die geehrteste der Göttinnen, die Sterblichen und Unsterblichen das höchste Labsal, die reinste Freude verschafft. — Nachdem sie dieses gesprochen, befiehlt sie, daß das Volk ihr einen Tempel und Altar gründe, nahe an der Stadt auf dem steilen Hügel über dem Brunnen Kallichoros [25]), wo sie selbst ihre Orgien [26]) und wie ihr Zorn zu sühnen sei, den Sterblichen lehren wolle. Schnell stand jetzt die Erhabene in göttlicher Gestalt vor ihr; anmuthige Düfte erfüllten den Raum um sie her, und strahlender Glanz durchzuckte wie ein Blitz das Gemach, als die goldenlockte Demeter es verließ. Aber betäubt und lautlos stand Metanira, selbst des auf der Erde wimmernden Kindes vergessend. Sein Klagegeschrei weckte die Schwestern. Sie eilten herbei. Eine nahm es sogleich in die Arme und hüllte es sorgsam in ihr Gewand, um es zu erwärmen, eine andere schürte die glimmende Asche auf dem Herde zur Flamme an, um ein heilsames Bad zu bereiten. Doch nichts vermochte den theuern Liebling zu besänftigen, denn es fehlte ihm die höhere Wärme der Göttin. Die ganze Nacht durch suchten sie nun den Zorn der Ceres zu sühnen, und mit Anbruch des Tages erzählten sie dem Vater das Geschehene, der sogleich das Volk versammelte und den Tempel zu bauen befahl, wie es die Himmlische geboten. Diese nahm [illegible]

Verse eine Ankündigung des trüben Schicksals, das dem Demophon bevorsteht, weil die Göttin ihre Absicht nicht erreichen konnte. Von Demophons Regirung meldet die Sage nichts, und in der Geschichte der Eleusinier ist auch weiter nicht von ihm die Rede. Nach einigen Mythen, z. B. Apollod. I. 5. 1. soll er sogar im Feuer wirklich umgekommen seyn. Dagegen erscheint statt seiner als Liebling der Ceres, der auch in unserm Hymnos hervorgehobene Triptolemos, der von einigen sein älterer oder auch des Keleos Bruder genannt wird. Nach Hyg. fab. 147. ist es sogar dieser Triptolemos, des Königs Eleusinos jüngerer Sohn, der im Feuer geläutert wird und der nach Vollendung seiner agrarischen Mission (s. Triptolemos) statt des ältern Bruders Keleos den Thron von Eleusis besteigt und die Thesmophorien einsetzt. Von einem Bürgerkriege in Eleusis melden die Sagen nichts. Dagegen sprechen attische Sagen von einem Kriege der Eleusinier unter Eumolpos gegen den athenischen König Erechtheus, dessen Vater Pandion zur Zeit der Ankunft der Ceres in Eleusis lebte. Thuc. II. 15.; Isocr. Panath.; Schol. Eur. Phoen. 861.; Apollod. III. 14. 7. Von diesem Kriege, glaubt Voß, könne wol die Rede seyn. Es scheint, sagt er, daß die aus Thrakien gekommenen Ansiedler (Eumolpos) vielleicht schon unter dem alten Keleos in Eleusis eine Partei bildeten, die mächtig genug war, erbliche Ansprüche auf Athen mit den Waffen zu behaupten, wodurch denn Demophons ganzes Leben beunruhigt wurde. Zu dieser Partei gehörte wol Triptolemos selbst, denn dessen Tochter Deiope (Schol. Soph. Oed. C. 1051.) ward mit des Eumolpos Sohn Keryx vermählt und Mutter des jüngern Eumolpos, dem Einige die Einrichtung der Eleusinien zuschreiben. Daraus ist denn begreiflich, warum die Eumolpiden und Keryken den Triptolemos vorzüglich ehrten und ihn ganz dem Demophon unterschoben, als die dunkler gewordene Sage es verstattete. — Diese Erklärung erhält in der That durch das gänzliche Verschwinden des Demophon in der Sage ein großes Gewicht. Aber zum Zusammenhange in der Rede der Ceres, wie sie der Hymnos gibt, scheint sie doch nicht zu passen. Die Göttin sagt: ich wollte deinen Sohn zu einem Gotte machen, das hast du vereitelt, aber da er in meinen Armen geruhet hat, so soll ihm unvergängliche Ehre bleiben. Daß er dem Tode, wie jeder andere Sterbliche, nicht mehr entgehen kann, hat sie ihm schon angekündigt; man erwartet also in der That zu hören, worin die ihm versprochene Ehre bestehen solle. Eine unruhige, mit Krieg erfüllte Regirung kann dies unmöglich seyn, um so weniger, da der Krieg, den Eumolpos erregte, eben kein sehr glänzendes Resultat für Eleusis darbot. Die Erechthiden behielten die Oberkönigswürde über Eleusis und die Eumolpiden nur das Hohepriesterthum der Ceres. Creuzer glaubt daher den von der Göttin erwähnten Krieg anders verstehen zu müssen. Er nimt das ἤματα πάντα nicht, wie Voß, von der Lebensdauer des Demophon, sondern für immerwährend, ewig, wie es auch V. 260. gebraucht wird. Dem Demophon zu Ehren also, sagt die Göttin, sollen die Eleusinier einen immerwährenden Krieg in jedem Jahre führen. Das kann also kein eigentlicher, sondern nur ein symbolischer Krieg seyn. Es sind die Festkämpfe und Jahresspiele, die zu Eleusis gefeiert wurden. Diese sollten einen sehr ernsten, immer dauernden Krieg symbolisch andeuten, den Krieg, den die wahren Jünger der Ceres gegen Rohheit und Sinnlichkeit zu führen hätten. Ein solcher Kampf sei der Grundcharakter der ganzen Cerealischen Religion, darum heiße es auch von dem Cerescultus der Pheneaten bei Pausanias VIII. 15.: Am großen Jahresfeste der Göttin schlage der Cerespriester, mit der Maske der Göttin bekleidet, also diese selbst darstellend, die ἐπιχθονίους, d. h. die auf der Erde Lebenden, die Menschen. Also Ceres schlägt die Menschen, sie kämpft gegen die irdischgesinnten, sinnlichen, rohen Naturen; sie will das vertilgen, was dem Geiste widerstrebt. Das Schlagen bei den Pheneaten ist also dasselbe Symbol, wie die Feuerläuterung des Demophon, und so könnten denn also die Festkämpfe zu Eleusis füglich denselben Sinn haben. Dann aber geschehen sie dem Demophon zu Ehren. Er war der erste, der diesen Kampf bestand; sein Andenken mußte also bei jenen Spielen immer fortleben. Das ist die Ehre, die ihm Ceres weissagt. [illegible] scheint diese Erklärung von Creuzer sehr genügend. Vielleicht ward auch in der Geheimlehre des Demophon ausdrücklich erwähnt; [illegible] könnte man daraus schließen, daß sein Name in unserm Hymnos vorkommt, während die öffentliche Sage von ihm schweigt. [illegible] priesterlicher Hymnos ist derselbe jedenfalls; er war vornehmlich für die Eingeweihten bestimmt und diesen ganz verständlich. Übrigens ist es bekannt, daß das Alterthum den ethischen Kampf des Guten mit dem Bösen, des Lichtes mit der Finsterniß, in Bildern vorstellt, die von Jahresspielen oder wirklichem Kriege hergenommen sind. Man sehe nur die Stellen im N. Test. Ephes. 6. V. 10 fg. 1. [illegible] 9. V. 24.; Matth. 10. V. 34 u. a. Auch das Wesen der [illegible] Zoroasters war ein beständiger Kampf gegen Ahriman und [illegible] Geschöpfe und zwar in demselben ethischen Sinne. Der Name Demophon wäre dann symbolisch und bedeutete allerdings den Volkswürger, d. h. den Ausrotter des Gemeinen, Rohen und [illegible]schen, oder auch den Opfernden, den, der sein Fleisch, [illegible] sinnliche Natur, zum Opfer bringt, um das Geistige zu erlangen. — Auch Sickler, der in der Übersetzung mit Creuzer übereinstimmt, sucht die Stelle des Hymnos nach seiner Hypothese zu erklären. [illegible] bezieht zuvörderst die Verse auf einen agrarischen Sinn und erklärt sie von dem großen Kampfe, den die Eleusinier um den [illegible] immerwährend gegen die Jahreszeiten unter einander führen, [illegible] von dem Eifer und Kampfe, den sie um des Getreidegewächses willen (zu dessen Aussaat, Pflege und Ernte) in allen Jahreszeiten bestehen haben würden. Doch gibt er auch eine höhere Auslegung dieser Kämpfe in den Orgien zu, wie sie Creuzer entwickelt. [25]) Der uralte Tempel der Ceres, den die Sage zu der Zeit des Keleos erbauet werden läßt, stand an der Ostseite von Eleusis, [illegible] Athen hin, am rharischen Felde, auf einem Hügel über dem Brunnen Kallicheros. Nach seiner Verbrennung durch die Perser (Herod. IX. 64.) wurde er noch größer und prächtiger auf derselben Stelle gebaut. [26]) Orgien, sagt Voß, sind überhaupt geheimnißvolle Religionsgebräuche mit begeisterten Gebeten und Anrufungen. Das mystische Wort ὄργια, das hier im Mythos [illegible] vorkommt, scheint von ὀργή, heftige Regung, abzustammen. [illegible] scheint es, als ob ein der semitischen Sprachen ganz Kundiger es richtiger aus diesen ableiten würde. Die erste Silbe ὀρ würde [illegible] das hebräische אור, Licht, seyn und daher das Wort so viel [illegible] Offenbarung bedeuten. Dann würde es den Gegenstand der Mysterien sehr genau bezeichnen. Die zweite Sylbe könnte [illegible] mit גאה, hoch, erhaben, zusammenhängen, also das Wort [illegible] erhabene Offenbarung andeuten.

›emselben ihren Sitz, voll Gram um die Tochter und
ürnend die Götterversamlung fliehend. Ihr Wille war,
›urch Hunger das Menschengeschlecht zu vertilgen, da-
nit die Götter der frommen Verehrung und des Duftes
›er Opfer beraubt würden; daher traf ihr Fluch die Er-
›e, daß nirgends ein nahrunggebendes Kraut sproßte
ınd kein Same der gepflügten Furche entkeimte. Aber
Zeus bemerkte ihre Absicht und sandte die Iris zur Göt-
in, um sie zur Rückkehr zum Olympos einzuladen, und
›a diese sie nicht zu erbitten vermochte, den ganzen Chor
›er seligen Götter, um durch Verheißung vieler herr-
ichen Gaben und von ihr selbst gewählter Ehrenämter
hren Zorn zu sühnen. Aber starren Sinnes erklärte sie,
ucht eher den Höhen des Olympos zu nahen und den
Fluch von der Erde zu wenden, als bis sie die geliebte
Tochter wieder erblickt hätte. Da sandte denn Zeus
›en schnellen Hermes zum Erebos, um den Pluto zu ver-
nögen, daß er die Tochter wieder an das Licht zur Ver-
amlung der ewigen Götter brächte, damit die Mutter
ie sähe. Unmuthsvoll saß Persephone neben dem Gat-
en auf dem Lager, als Hermes die Botschaft über-
›rachte, doch der finstere Aidoneus gewährte die Bitte
ınd befahl der Persephoneia, zur schwarzumhüllten
Mutter zu gehen, damit ihr Unmuth sich lege, denn er
ei ihr kein unwürdiger Gatte, und mächtig würde sie
›eben ihm herrschen über alles, was lebet, und der höch-
›en Ehren genießen [27]), Strafe aber werde den treffen,
er sie nicht ehre und dem heiligen Brauche gemäß durch
Opfergaben sie sühne. Freudig hörte die herrliche
Persephoneia diese Rede und sprang entzückt vom Sitze
uf. Aber ehe sie noch den Gemahl verlassen konnte,
vandte dieser sie nach sich hin und steckte ihr einen ho-
igsüßen Granatkern in den Mund, damit sie nicht für
mmer bei der erhabenen Mutter bleibe, sondern zur Be-
ausung des Gatten wieder zurückkehre [28]). Jetzt spann-
te er selbst die unsterblichen Rosse an den goldenen Wa-
gen, Hermes bestieg mit ihr denselben, ergriff Zügel
und Geißel und eilte aus dem Hofe des Palastes. Schnell
wurden die Meeresfluth, die Ströme, Thäler und Berg-
höhen überschritten und der Wagen hielt vor der Pforte
des Tempels, wo die schöngekränzte Demeter weilte.
In stürmischer Entzückung flogen sich nun die Göttinnen
in die Arme, und Demeter fragte sogleich, ob sie von
der Speise der Unterwelt etwas gekostet habe, denn
dann müsse sie wieder zum Gemahl zurückkehren und ei-
nen Theil des Jahres bei ihm bleiben. Persephone be-
jahet dies [29]) und erzählt nun die Geschichte ihrer Ent-
führung. Nun wird der Schmerz der Mutter gestillt,
und Freude senkt sich wieder in ihre Brust. Auch He-
kate [30]) kommt, die geliebte Freundin zu begrüßen, und
wird nun ihre beständige Dienerin und Begleiterin.
Zeus aber sendet die Rhea [31]), um die Gattin und Toch-
ter nach dem Olymp zu geleiten und der letztern den
Schluß des Schicksals bekannt zu machen, daß sie ein
Drittheil des Jahres im Dunkel des Erebos verweilen,
zwei Drittheile aber bei der Mutter und den andern
Göttern bleiben solle [32]). Die Göttinnen folgen nun

---

27) Auch Voß findet in dieser Stelle schon eine Verkündigung
›es Fortlebens nach dem Tode. Denn als Königin der Unterwelt
ınn Persephone nur über das Todte herrschen, aber der Gemahl
igt ihr, über Lebende, über die durch den Tod zum neuen, bes-
en Leben Erwachten, werde sie walten. Die Göttin ist also jetzt
ie Tödtende und Belebende, und der in die Erde versenkte und
ieder aufsprießende Same als Bild der Unsterblichkeit betrachtet.
Daher singt der Orphiker XXIX, 15.:

Leben und Tod du allein den arbeitseligen Menschen
Persephoneia; denn stets du erzeugst und tödtest du alles.

Jemit denn auch die Idee verbunden ward, daß sie streng auf die
römmigkeit der Menschen achte, indem es Hym. LXX, 4. von
›r heißt:

Die rings schaut auf das Leben der Sterblichen, ob man gesündigt.

Nur glaubt Voß, daß diese Lehre von der Fortdauer erst nach
›omer in die Mysterien gekommen, wogegen wir mit Creuzer
›e Lehre des Orients darin erkennen, die mit den Mysterien selbst
: den Hellenen gebracht ward. 28) Es wird gerade nicht
›sagt, daß Persephone während ihres bisherigen Aufenthalts in
r Unterwelt gefastet habe, und Voß glaubt daher, daß sie die
wöhnliche Götterkost, Ambrosia und Nektar, genossen, nur die
rüchte der Unterwelt, deren Genuß an diese fesselt, vermieden ha-
:; erst in spätern Fabeln sei von Fasten die Rede. Ob aber auch
der Unterwelt Nektar und Ambrosia genossen wurde, ob man
cht doch, um Persephone's Essen der Granatfrucht zu erklären,
ınehmen müsse, sie habe sich bis dahin der Nahrung enthalten, so
ß nun der Gemahl beim Abschiede zu ihr sagen konnte: Genieße
ır wenigstens etwas vorher, um dich zur Reise zu stärken? In
der Freude vergaß sie es, daß sie dadurch mit der Unterwelt un-
auflöslich verbunden würde, und aß. Dieser Schicksalsspruch ist
übrigens auch ein Satz der Mysterien. Wer einmal, soll er deuten,
von der Sinnlichkeit gekostet hat, der bleibt ihr Eigenthum. Da-
her der mystische Mythos: die rein geschaffenen Selen ließen sich
von den Reizen der sinnlichen Natur berücken und sehnten sich nach
derselben; darum mußten sie in die Sinnenwelt hinabsteigen und
für ihre Lust in groben Körperhüllen büßen. Dieser Mythos hat
denselben Sinn, wie der biblische von der verbotenen Frucht, de-
ren Genuß auch mit dem Todesverhängniß verbunden ist; oder wie
der indische vom Falle der Geister, die durch Stolz und Ehrsucht,
also auch durch das Sinnliche, zur Empörung verleitet und dafür
in die Fesseln der Materie verstoßen werden; oder auch wie der
persische, wo der Dew Ahriman das erste Menschenpaar zum Ge-
nuß einer Frucht verleitet und es dadurch unglücklich macht. — Im
physischen Sinne deutet der Granatapfel auf Fruchtbarkeit, Pro-
serpina genießt davon, da sie bald als fruchttragendes Samenkorn
zur Oberwelt emporsprießen soll. Nach andern Mythen pflückt
Proserpina selbst den durch seine Schönheit reizenden Granatapfel
in Pluto's Garten und genießt von ihm 7 oder 3 Kerne. Ovid.
Met. V, 535. In den Thesmophorien enthielt man sich der Granat-
kerne, weil Persephone dadurch getäuscht worden. Wieder ein
Symbol der Lehre von der Vermeidung des sinnlichen Genusses.
29) Nach Apollodor. II, 5, 12. leugnet Persephone den Genuß
einer Speise in der Unterwelt, aber e....weder Styx, oder Orphne,
oder des Acherons Sohn Askalaphos bezeugen das Geschehene. Zur
Strafe wälzt Ceres auf den letztern einen Felsen, von dem ihn erst
Herakles befreiet. Vergeblich, kann man deuten, leugnet der
Mensch, wenn er in die Fesseln der Sinnlichkeit gefallen ist. Die
Mächte der Unterwelt, denen er dadurch eigen geworden, d. h.
seine eigenen bösen Handlungen, bezeugen es. 30) Hekate,
die im Himmel, auf der Erde und im Meere mitwaltende Se-
gensgöttin, wie Hesiod sie schildert, wurde auch in den Mysterien
mit den eleusinischen Göttinnen verbunden, weil diese mit Rhea zu
einer Göttin vereinigt gedacht wurden, die, als Königin der ganzen
Natur, im Himmel, auf der Erde, im Meere und unter der Erde
allgewaltig herrsche. 31) Rhea erscheint ebenfalls nicht ohne
Bedeutung als die Zurückführerin der Göttinnen, da sie mit diesen
im Begriffe als ein Wesen gedacht wurde. Sie ist auch die Mut-
ter, wie Demeter, und mit der phrygischen Kybele eins.
32) In den ältesten Zeiten theilte man das Jahr nur in Sommer
und Winter, warme und heitere, kalte und bewölkte Jahreszeit.
Dann unterschied man 3 Jahreszeiten: Frühling vom Ende des
Februar bis in den Mai, Sommer bis zum October, dann Saat-

der erhabenen Mutter zum Olymp, der Fluch, der die Erde belastet, wird aufgehoben, und schnell entkeimt der ausgesäete Same dem geöffneten Boden und schießt zur üppig wallenden Saat empor. Aber den Fürsten von Eleusis, dem Triptolemos, Diokles, Eumolpos und Keleos, lehrte Ceres die Ordnung ihres heiligen Dienstes und den ältern Töchtern der Metanira, der Diogeneia, Pammerope und Säsara, so wie dem Triptolemos, Polyxenos und Diokles die Geheimnisse ihrer Orgien, dieser erhabenen Weihen, deren theilhaftig zu werden man weder verabsäumen, noch deren Inhalt man erforschen, noch bei denen man traurig seyn darf, denn die Trauer der Götter muß jeden menschlichen Schmerz verschließen [33]). Selig sind diejenigen, welche dieses Heilige schauen, unglücklich der, der ihm fremd bleibt, denn sein Loos ist einst nach dem Tode ein ganz anderes, als das der Geweihten [34]). Nach der Bekanntmachung dieser Lehre und nach Einrichtung des Gottesdienstes wandelten nun die Unsterblichen vereint zur hohen Götterversamlung und wohnten im Besitz der höchsten Ehren mit Kronion zusammen [35]).

So erzählt denn der Homerische Hymnos den berühmten Mythos von der Einführung des Getreidebaues in Attika und des Festes der Eleusinien. Auf dem rharischen Felde war es, wo die erste Gerste in üppigen Halmen emporwuchs, und von diesem Felde empfingen alle Länder den wohlthätigen Samen. Ceres übertrug das Geschäft der weitern Verbreitung dem Triptolemos. Sie gab ihm ihren geflügelten Drachenwagen, und auf [illegible]sem durchreiste er vornehmlich das Westland ebenso, wie Bakchos das Ostland, überall den Menschen den Ackerbau lehrend und in wohlgeordnete Gesellschaften sie [illegible]einend. Aber auch Widerstand fand er, wie Bakchos. Doch die Göttin schützte ihn gegen den feindseligen [illegible]kos und Karnabon, und als er nach Eleusis zurückgekehrt war, weiheten ihm die Einwohner im Tempel der Göttin selbst einen heiligen Dienst. (Das Nähere siehe [illegible] Art. Triptolemos.) Ihren Verächter und Feind Erysichthon (s. d.) strafte die Göttin auf eine empfindliche Art, dagegen belohnte sie auch ihre Freunde und gab dem Phytallos einen Zweig von einem Feigenbaum, [illegible]rend, wie er dies Gewächs anbauen sollte, den [illegible]dareus aber beschenkte sie mit der Gabe, so viel zu essen, als er wollte, ohne daß es ihm schadete. — Manches [illegible] diesem ist vielleicht spätere Angabe oder Ausschmückung, aber die älteste uns bekannte Erwähnung der Göttin [illegible] der ihr beigelegten Function ist das, was Homer [illegible] Hesiodos (Od. V, 125. Theog. 969.) von ihr melden. In Kreta, heißt es, wurde sie von dem von ihr geliebten Jasion (dem Heilmanne, Segensgeber) auf [illegible]mal geackertem Felde umarmt. Sie gebar ihm den Plutos (den Reichthum an Getreide), aber der eifersüchtige Zeus erschlug den Geliebten mit dem Blitz. Dieser Mythos zeigt uns also die Göttin in einem ganz andern Lande, in einer Verbindung, von der der Homerische Hymnos nichts weiß, und wir ahnen schon, daß an dieselbe sich noch so manche andere Idee knüpfen [illegible]de, die wir aus dem Inhalte jenes Hymnos noch nicht haben erschließen können.

Wir werden also die Frage zu beantworten haben, was die eleusinischen Göttinnen ihrem Grundwesen nach waren, und was noch sonst für Begriffe, außer den [illegible] Ackergottheiten, sich an dieselben knüpften?

Ehe wir zur Beantwortung dieser Frage schreiten, wollen wir einige Bemerkungen über die Quellen des Mythos voranschicken. Die Hauptquelle ist der Homerische Hymnos, nach dem wir den Mythos selbst bisher erzählt haben. Es hat aber dieser Hymnos ein bedeutendes Alter. Sein unbekannter Verfasser war wahrscheinlich aus Attika und, wie man besonders aus dem Schlusse sieht, selbst im Dienste der eleusinischen Gottheiten und ein Eingeweihter. Voß setzt ihn bald nach Hesiodos gegen die 30. Olympiade oder 660 vor Chr. Aber wenn er auch um diese Zeit erst verfaßt wurde, so kann man doch sicher annehmen, daß die darin enthaltenen Ideen viel älter sind. Der Hymnos selbst ist ein Festgesang, für die Eleusinien insbesondere gedichtet, [illegible] das in der Sprache darstellend, was als Scenerie [illegible] dem Tempel zu Eleusis vor den Augen der Eingeweihten aufgeführt wurde. Solche Festgesänge auf Demeter hießen überhaupt Ἴουλοι, Οὖλοι, Δημητρίουλοι, [illegible] Garbenlieder. Spanh. ad Callim. H. in Cer. p. 732 sq. Auch für andere Orte, wo ein Ceresdienst war, wurden dergleichen gedichtet. So weiß man, daß der berühmte Lasos von Hermione in Argolis einen solchen verfaßt hat, dessen Athenäos (X, 455. C. p. 170 Schweigh. XIV, 624 E. p. 263 Schweigh.) gedenkt, und zugleich

---

zeit und Winter. Endlich 4 Jahreszeiten, indem man noch den Herbst vom Winter trennte. Nach der römischen Sage blieb Proserpina 6 Monate bei dem Gemahl und 6 im Olymp. Ovid. Met. V, 564. Fast. IV, 613. Hyg. fab. 146. Stat. Theb. VIII, 64. Die Saat nämlich fiel auch in den October und 6 Monate später die Ceresfeier in den April. Daher die Abweichung.

33) Der Sinn dieser Stelle ist offenbar: Diese heiligen Weihen darf der Mensch, dem sein Glück lieb ist, durchaus nicht vernachlässigen, er muß sich ihrer theilhaftig zu machen suchen. Aber man darf auch nicht ihre Geheimnisse zu erforschen streben, um sie nachher zu verrathen, und ebenso wenig darf man sie durch traurige Ausrufungen, durch schmerzvolle Klagen entheiligen, denn das, was die Götter gelitten haben, ist für den Sterblichen etwas Unaussprechliches, es kann nur durch Schweigen geehrt werden. Mit dieser Erklärung von Voß stimmt auch größtentheils Creuzer überein. Wenn, sagt er, den Eingeweihten in den Mysterien die Leiden der Abgeschiedenen vor Augen gestellt werden, so sollen sie nicht klagen und jammern, denn die Leiden der Göttin (der Ceres und Persephone) sind viel größer, weil ihre Herrlichkeit größer war, ehe sie in diese Leiden kamen. Daher verbot die griechische Religion den Ausbruch von Trauer bei den Götterfesten, und wen eigener Schmerz in Leid versetzte, durfte am Feste der Demeter nicht Theil nehmen.

34) In dieser Stelle ist deutlich die Rede von dem Glücke, das die Eingeweihten nach dem Tode erwartet und dessen die Verächter der Geheimnisse nicht theilhaftig werden. Es muß also in den Mysterien die Lehre von Belohnung und Bestrafung nach dem Tode und vom Verhalten des Menschen in Beziehung auf beide vorgetragen worden seyn.

35) Demeter also, verbunden mit der Himmelskönigin Rhea und der unterirdischen Herrscherin Persephone, erscheint nun im höchsten Sinne als die allgewaltige und eine Naturgöttin, die mit Zeus die Weltherrschaft theilt und daher in seinem eigenen Palaste, nicht abgesondert wie die andern Götter, ihren Wohnsitz nimt. In den Mysterien also ward diese dreieinige Götterpotenz als die höchste Gottheit selbst vorgestellt. Sie ist nicht mehr die Ackergöttin des öffentlichen Cultus, sondern das All-Eine selbst, der über alles Materielle und Geistige herrschende Gott, der Geber irdischer und himmlischer Güter.

den Anfang desselben anführt. Besonders reich aber war Attika an solchen Gedichten. Nach dem Arundelischen Marmor I, 14. soll schon unter Erechtheus ein Gedicht über den Mythos der Ceres vorhanden gewesen seyn, und Pausanias gedenkt I, 39. IX, 31. (cfr. IX, 27. X, 5. VII, 21.) eines alten athenischen Dichters Pamphos, der einen Hymnos auf die Demeter verfaßt habe, und den er in das vorhomerische Zeitalter zwischen Olen, den ältesten Dichter der Hellenen, und den Orpheus setzt [36]). Auch dem Orpheus werden Hymnen an die Ceres zugeschrieben (wir haben noch die XXXIX. ad XL.), die vielleicht vom Onomakritos im Zeitalter der Pisistratiden herrühren mögen. Ob indessen daraus folge, daß seine von der Göttin gebrauchten Ausdrücke auch erst in diesem Zeitalter entstanden und nicht vielmehr Nachklänge einer alten Tempelpoesie sind? Diese Frage scheint mir doch eher zu Gunsten des Alterthums als einer spätern Zeit beantwortet werden zu müssen. Dann besitzen wir noch einen Hymnos des Kallimachos und das Gedicht des Claudianus über den Raub der Proserpina. Sehr vieles ist allerdings verloren gegangen. Außerdem aber ward auch des Cultus der Göttinnen in vielen andern Schriften erwähnt, wozu Creuzer alle rechnet, welche über Kreta, Argos, Dodona, Böotien, Samothrake und Thrakien sich verbreiteten, desgleichen die, welche von dem Cultus der Kabiren und des Bakchos handelten, die Herakleen und Theseiden, so wie mehre Tragödien, z. B. den Triptolemos des Sophokles u. a. m. Besonders wurden die attischen Mysterien der Gegenstand mehrer Abhandlungen. Der Scholiast des Aristophanes in den Vögeln V. 1073. und Athenäos VII, 325. C. p. 195 Schweigh.) führen ein solches Werk vom Melanthios an. Auch dem Menander, Krateros, Philochoros und der Pythagoreerin Arignole werden Schriften darüber beigelegt. Mehre andere übergehen wir und bemerken blos noch, daß auch Geschichtschreiber, wie Herodot, Diodor u. a., so wie der Topograph Pausanias viele brauchbare Notizen liefern. Übrigens sehe man Meursius in der Graecia feriata und in den Eleusinien, desgleichen Heyne zum Apollodor und Creuzers Symbolik IV, 4 f.

Der Hauptbegriff, den man mit den eleusinischen Gottheiten verband, war unstreitig der, daß sie als Vorsteherinnen des Getreides, überhaupt des Ackerbaues und alles dessen, was damit zusammenhing, angesehen wurden. Auch Gartenbau und Bienenzucht standen mit unter ihrer Obhut. Wie ein solcher Begriff nebst einem Mythos über die Entführung der Tochter sich entwickeln konnte, darüber haben wir uns schon oben ausgesprochen. Doch können wir die scharfsinnige Darstellung nicht übergehen, die Kanne in seiner Myth. d. Gr., so wie Sickler in seiner Ausgabe des Hymnos an die Demeter gegeben hat.

Um, sagt Kanne, überhaupt die Vegetationskraft der Natur zu erklären, dachte sich der Grieche einen die Erde durchdringenden, lebendigen Geist, Deo, die Erdgöttin. Überall, wo die Erde grünte und blühete, da waltete diese Göttin als lebende und schaffende Kraft. Sie war also zuerst die Geberin der wilden Früchte und Pflanzen, von denen die alten Pelasger lebten. Es dauerte lange, ehe nach vielem Hin- und Herwandern und gegenseitigem Verdrängen dieser oder jener Haufen einen festen Wohnsitz sich erwarb. Das, als neu entstandenes und dem Meere abgewonnenes Uferland, noch steinige und weniger fruchtbare Attika ward zuerst ein solcher fester Sitz, denn eben seine Unfruchtbarkeit schützte die Bewohner vor dem Verdrängtwerden, wie Thukydides bemerkt. Aber eben hier mußten nun auch die Wilden zuerst auf sichere Nahrungsmittel denken. Sie kamen also entweder selbst oder vermittelst Belehrung durch Morgenländer auf den Gedanken, den Samen des Getreides, das ihnen schon früher, wie jede andere Pflanze, zur Speise gedient hatte, in die Erde zu streuen, um den nöthigen Vorrath davon zu gewinnen; kurz Attika ward das erste Land, wo Ackerbau getrieben wurde, und von da aus wurde er den übrigen Theilen von Griechenland bekannt. Nun wurde die allgemeine Pflanzengeberin Deo im vorzüglichen Sinne die Göttin des Getreides. Mit dem Ackerbau entstand Eigenthum und Eigenthumsrecht und die Erntefeste, an denen man zusammen kam, veranlaßten die ersten Bestimmungen und Gesetze über Eigenthum und bürgerliche Verhältnisse. Diese sicherte und befestigte man durch den Begriff der Heiligkeit, den man mit ihnen verband; es wurden göttliche Gesetze, und wer konnte sie anders gegeben haben, als die wohlthätige Göttin selbst, die den Samen geschenkt hatte? So bildete sich denn der Begriff einer Demeter Thesmophoros, und man weihete ihr in dieser Beziehung die Feste der Thesmophorien.

Aber schon, als noch Deo die allgemeine Pflanzengeberin war, hatte sie neben sich eine feindliche Göttin, die alle Jahre ihr schönes Werk zerstörte und den Wilden zwang, wieder von der Jagd zu leben. Man nannte sie Persephone oder Persephatta, die zerstörende Tödterin, setzte ihre Wohnung in die Unterwelt und machte sie zur Gattin des Königs derselben. Daher war sie denn auch eine Tochter der Styx (wovon aber Homer und Hesiodos noch nichts weiß) und also dem Nachtreiche durch und durch befreundet. Mit jedem Winter kam sie herauf und zerstörte die blühende Flur der Deo. Das mußte diese freilich schmerzen und laut erschallten ihre Klagen durch den Mund des Menschen. Die ersten Herbstfeste der Deo waren daher Trauerfeste. Man sahe darin die Göttin weinen und jammern, die Persephone

36) Voß widerspricht hier. Olen, sagt er, lebte sogar nach [H]esiodos, denn die Hyperboreer, welche dieser nur dunkel kannte, [h]eißt Olen schon als Verehrer des delischen Apollo, einer Verehru[n]g, deren die Homeridische Hymne an Apollo noch gar nicht ge[de]nkt. Pamphos machte nach Paus. IX, 27. eine Hymne an den [Er]os, den Homer auch nicht kennt und Hesiodos in der ältern Form [Er]os anführt. Ja Pamphos erscheint sogar durch den Ausdruck [π]ολύνος jünger als Sappho, den nicht diese, wie Pausanias [IX], 29. wolle, vom Pamphos, sondern er selbst von der Dichterin [er]borgt habe. Es sei daher der Verfasser des dem alten Urahn [de]r Pamphiden zugeschobenen Hymnos sehr jung und könne erst um [Ol]. 50. oder um 570 vor Chr. gelebt haben. Aber sollte nicht [au]ch Pausanias, der an so vielen Stellen sein hohes Alter behaupte[t], Gründe dafür gehabt haben, die triftiger sind als die, welche [au]s gebrauchten Ausdrücken auf ein späteres Alter schließen wollen?

aber, von ihrem Gemahl abgeholt, dem sie zu lange auf der Oberwelt verweilte, in das Nachtreich zurückkehren. Aber nach Erfindung des Ackerlandes verlor sich vieles von dem Sinne der ersten religiösen Pantomimen; der Mensch brauchte selbst nun nicht mehr zu klagen, weil er Vorräthe hatte; die Klagen der Deo hatten daher für ihn die alte Bedeutung verloren und nun wurde der Satz: Deo weint über die Persephone, in den verwandelt: Deo beweint die Persephone. Das Abholen der letztern durch Aïdes ward zum Raube der geliebten Tochter durch den finstern König, und Deo ist nun die darüber betrübte Mutter. Wo nun ein solcher Cultus war, da war auch der Raub geschehen, und daraus bildete sich der Mythos von einem Wandern der Demeter, um ihre Tochter zu suchen. Wo nun die betrübte Göttin hinkam, da nahmen sie die Einwohner auf und erhielten dafür von derselben den Getreidebau; die Erzählung davon aber schloß sich zugleich an die Geschichte des Orts an, wie in Attika. Seit Erfindung des Ackerbaues waren die Trauerfeste fröhliche Erntefeste geworden. Aber zuerst stellte man immer noch den Schmerz der Mutter pantomimisch vor, darauf folgte dann Scherz und Freude. Dies erzeugte den Mythos von der Jambe. Die Feuerläuterung des Demophon wird nun so erklärt: lange hatten die Griechen die Getreidefrucht roh genossen, dann erfanden sie die Kunst, sie durch Feuer eßbarer zu machen. Nun heißt im Semitischen die im Feuer geröstete Ähre Kali (קָלִי), daraus machte der Mythos einen König Keleos, dessen Kind die Göttin im Feuer glühet. Dieser Mythos blieb lange nur den Mysterien eigen, in der historischen Sage aber war Keleos Vater des Triptolemos geworden und, in der Sage bei Panyasis (Hyg. fab. 147.) ward Triptolemos der König selbst, zu dem die Göttin gekommen. So ward denn an ihn die weitere Verbreitung des Getreidebaues geknüpft, und Demophon blieb nun der im Feuer Umgekommene.

Böttigers Ansicht stimmt im Ganzen mit der unsern überein. Er bezieht die Entstehung des Mythos vom Raube vornehmlich auf den zwar unter Kekrops schon eingeführten, aber nachher wieder verloren gegangenen, unter Erechtheus zum zweiten Male erfundenen und nun, um nochmaligen Verlust zu hindern, an heilige Weihen und Feste geknüpften Getreidebau.

Eine eigenthümliche Ansicht stellt Sickler auf. Er erklärt den Homer. Hymnos, dem äußern und öffentlich zu machenden Zwecke nach, für ein Naturgedicht. Der Dichter personificirt zwei hohe Naturkräfte als Gottheiten und sucht mythisch den Satz darzulegen: in der Natur gibt es zwei zur Erhaltung und Fortpflanzung der Gewächse nöthige Kräfte, von denen die eine das Gewächs an und für sich, die andere den Samen oder die Frucht desselben entwickelt. Die erste, als die Haupt- oder Mutterkraft, ist eine der Erde eigene Lichtkraft, die andere, ihr untergeordnete oder Tochterkraft, ist eine von jener ausgehende oder abhängige Samenkraft, die zur Bildung, Entwicklung und Auflösung des Samens oder der Frucht verdeckt wirkt. Keine von beiden Kräften kann von der andern absolut getrennt werden, die eine ist während des ganzen Wachsthums so nöthig, als die andere; aber nöthig ist es auch, daß die zweite untergeordnete Kraft eine Zeitlang von der höhern getrennt sei, von der Oberwelt geschieden und innerhalb der Erddecke aufgenommen werde, um daselbst, mit der Grundkraft der Erde vermählt, die Auflösung des Samens zu bewirken, damit die Erdlichtkraft aus demselben ein neues Gewächs erzeugen könne. — Dieser Satz, fährt er fort, ruhet auf der zu jeder Zeit dem Verstande sehr nahe liegenden Erfahrung, daß das Licht überhaupt das erste Princip alles Wachsthums ist, und daß das andere der Samenentwickelung im materiellen Stoffe der Erde liege. Die Naturbeobachtung der Alten stellte nun das im Gewächsreiche auf der Erde thätige Licht als ein besonderes Erdlicht auf, das auf der einen Seite mit dem Sonnenlichte in Wechselwirkung und Verbindung stand, auf der andern durch die Tochterkraft mit dem Erdgrunde selbst (Aïdoneus) verknüpft und vermählt war. Diese Verhältnisse drückte nun der Hymnos, der angenommenen Personification gemäß, mythisch aus. Als Erdlicht künde sich Demeter durch das Symbol der Fackeln und durch die Feuerläuterung an, weil mit dem Lichte zugleich die Wärme verbunden seyn müsse, wenn das Wachsthum der Pflanze erreicht werden solle. Persephone, welchen Namen er, dieser Hypothese zufolge, aus dem Semitischen ableitet (s. d. Art.) und darin eine Fruchtverbergerin, desgleichen eine den Samen mit Kraft zum Wachsen erfüllende, sowie in der Proserpina der Römer eine den Samen durch Wärme auflösende Kraft findet, ist also die erwähnte zweite, niedere Naturkraft. Die Bildung des Samens beginnt in der Oberwelt mit der Blüthe, aber wenn diese gebrochen, vernichtet ist, muß er in die Erde hinabsinken, wenn die ihm eigene Kraft sich weiter entwickeln soll. Die Göttin wird also von der Mutter nach dem Blumenpflücken getrennt, vom Aïdoneus geraubt und dessen Gattin. Aber nur ein Drittheil des Jahres darf diese Verbindung dauern, dann steigt die Samenkraft wieder zur Oberwelt empor und vereinigt sich mit der Lichtkraft. Die andern im Hymnos genannten Gottheiten sind auch Personificationen von Naturkräften, die bei der Erzeugung der Gewächse wirksam sind, wie Zeus, Gäa, Hekate, Aïdoneus, Rhea, Hermes, Helios, Iris und die Okeaniden. Die übrigen Personennamen aber bezeichnen Handlungen, die zum Feldbau gehören, und deren Folgen, oder auch die Gegenstände selbst, an denen jene Handlungen geschehen, wie Metanira und Demophon. — Bei dieser physischen Erklärung nimt aber auch Sickler noch den geheimen, in den Mysterien hervorgehobenen Sinn an, wie er von Creuzer und andern Auslegern behauptet wird, und stellt auch diesen Sinn als einen uralten, nicht erst später entstandenen auf.

In der Erklärung von Kanne könnte man es vielleicht bedenklich finden, die Proserpina in einem doppelten Begriffe als Feindin und als liebende Tochter der Demeter dargestellt zu sehen. Zwar heißt sie bei Apollodor I. 3. 1. eine Tochter der Styx, welches wol in

ein feindliches Verhältniß deuten könnte, aber dieses Verhältniß selbst wird nirgends erwähnt, und überdies ist die Abstammung von Demeter die allgemein angenommne und gewiß die älteste, da sie auch Hesiodos und unser Festhymnos hat. Als Herrscherin der Unterwelt, als die alles Lebende in ihren Schoß hinabreißende Göttin kann sie recht wohl eine Tochter der Styx heißen; aber wenn sie im Hymnos auch als die über das Leben herrschende und ans Licht wieder hervortretende, ans Licht bringende Göttin dargestellt wird, und wenn diese Ideen eben darum, weil sie in einem kirchlichen, zum Festgebrauche gedichteten Liede stehen, gewiß mit zu den Urvorstellungen gehören, da das Kirchliche und die damit verknüpften Gebräuche gewöhnlich constant und wenigstens in Hauptsachen nicht leicht einer Veränderung unterworfen sind, da ein solches schon die Heiligkeit verbietet: so möchte wol auch Persephone schon im Urbegriffe die Tochter der Demeter seyn und in ihrem Namen nicht blos die Tödterin, sondern auch die ins Leben rufende Kraft bedeuten. Wir geben daher denen unsern Beifall, die im ersten Theile des zusammengesetzten Namens etwas anders finden, als was der letzte Theil zu sagen scheint, nämlich den auch sonst mit dem Worte Perse verknüpften Begriff von Klarheit, Reinheit und Licht. Es war ja Pars dem alten Zendvolke das Lichtland und Berezeseng heißt in der Zendsprache das in der Erde befindliche Feuer; die Okeanide Perse ist des Helios Gemahlin und Mutter der Pasiphaë, der Allen leuchtenden; im Sonnenheiden Perseus aber finden Creuzer und Herr von Hammer (Wiener Jahrb. 1820. S. 8 flg.) einen verwandten Begriff mit Mithras, dem Sonnengotte, ja denselben eins mit Bersin, dem ersten Begründer des Feuerdienstes vor Zoroaster. — Gegen Sickiers gewiß auch sehr scharfsinnige Deutung möchten wir nur bemerken, daß die Idee einer Erdlichtkraft eben nicht natürlich scheint. Der Einfluß des Lichts auf die Pflanzen war freilich bemerkbar genug, um auch von den Alten beobachtet zu werden, aber da sie ja deutlich sahen, daß dieses Licht von der Sonne kam, warum hätten sie nicht vielmehr an eine Sonnen- als an eine Erdkraft denken sollen, wenn sie seine Wirkung mythisch darstellen wollten.

Die zweite Frage, welche andere Begriffe noch außerdem mit den eleusinischen Gottheiten verbunden worden sind, bezieht sich vorzüglich auf die Vorstellungen, welche der mysteriöse Cultus an dieselben knüpfte. Dieser erscheint noch wichtiger, als der öffentliche, denn gerade hier erwarten wir, mit dem wahren Wesen der großen Göttinnen bekannt zu werden. Auch hier müssen wir zweierlei Grundbegriffe unterscheiden. Die symbolischen Darstellungen der Ceres und der Proserpina nämlich an den verschiedenen Orten ihrer Verehrung, die mit ihren Festen verbundenen Gebräuche und die daraus entstandenen Mythen deuten theils eine Beziehung derselben auf astronomische Erscheinungen[37], auf Jahreslauf und physische Begebenheiten an, theils ergibt sich aus ihnen, daß man mit dem Cultus derselben auch höhere, religiöse und moralische Ideen verknüpfte, und daß im mystischen Sinne beide Göttinnen nicht nur unter sich, sondern auch mit den übrigen weiblichen Gottheiten Griechenlands in einen hohen Begriff zusammenschmolzen, einen Begriff, der am klarsten und reinsten in der vereinigten Ceres Persephone sich abspiegelt. Hierin möchten wol alle Ausleger ziemlich ganz einstimmig seyn; aber was sie trennt, ist die Frage: liegen diese Ideen ursprünglich in dem Begriffe der Göttinnen, oder sind sie erst nach und nach im Laufe der Zeit hineingelegt worden? Eine bestimmte Beantwortung dieser Frage ist allerdings schwierig und kann immer nur zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit gebracht werden, da so Vieles aus dem höhern Alterthume, was uns darüber Aufschluß geben könnte, im Strome der Zeit seinen Untergang gefunden hat. Es hängt diese Frage zugleich mit einer andern zusammen: kamen die Göttinnen von Eleusis ursprünglich aus der Fremde, d. h. aus dem Orient, zu den Griechen, oder waren sie eine eigene Erfindung der Phantasie dieses Volkes, so daß das Fremdartige in ihrem Begriffe und Cultus nur die Folge einer spätern Übertragung ist. Nimt man das Erstere an, so ist es nicht schwer zu zeigen, daß die meisten der Begriffe, welche in ihrem Mythos gefunden werden, schon ursprünglich darin lagen und in spätern Zeiten nur wenige und nicht wesentliche Abänderungen, also nur weitere Entwickelungen, erlitten; aber gegen eine solche Annahme erheben sich sehr gewichtige Stimmen. Man kann nämlich in dieser Hinsicht die Alterthumsforscher in zwei Parteien theilen, eine ältere, an deren Spitze der gelehrte und mit dem griechischen Alterthume wohlvertraute Voß steht, und welche nichts für alt und ursprünglich anerkennen will, was nicht aus den ältesten vorhandenen Dichtern, Homer und Hesiodos, bewiesen werden kann, und eine jüngere, die den Orient als Hauptquelle der griechischen Mythen angesehen wissen will und das unbedingte Ansehen des Homer verwirft, sobald vom kirchlichen und geheimen Cultus der Götter die Rede ist. An ihrer Spitze steht vornehmlich der ebenso gelehrte und gewichtige Creuzer. Wir haben uns schon darüber erklärt, auf welche Seite wir treten, wollen aber auch die Ansicht der erstern Par-

37) *Dupuis* in seinem Origine de tous les cultes; T. VI. 307 sq., cfr. IV. p. 89, 116 sq. nimt sogar den ganzen Ceresmythos rein astronomisch. Ceres ist ihm die Jungfrau am Himmel, die Ährenleserin, Persephone die nördliche Krone, denn dieser Name sei aus dem chaldäischen Pher, die Krone, und Tzephon, Norden, zusammengesetzt, der Name Persephatta aber, den sie auch führt, aus Pher und dem arabischen Phetta, aufgelöst, bedeute die aufgelöste Krone und entspreche dem lateinischen Libera; endlich der römische Name Proserpina bezeichne die vor der Schlange hergehende Krone, indem das Gestirn in der That vor der Schlange hergehe und gleichsam dieselbe ankünde. Es sei aber Persephone Tochter der Ceres, weil die Krone unmittelbar nach der Jungfrau aufgehe. Dann erklärt er aus der Lage der Krone und Jungfrau gegen andere Sternbilder das Verhältniß beider Göttinnen zum Jupiter, Bakchos, Triptolemos und Jasion, die Fabel vom Raube, vom Blumenlesen, die ihnen gewidmeten Saat- und Erntefeste ic. was man bei ihm selbst nachlesen muß.

sei dem Leser kürzlich vorlegen und wählen dazu in Beziehung auf unsern Mythos die Darstellung, welche Voß in seiner Ausgabe des homerischen Hymnos in den Anmerkungen dazu gegeben hat.

In Kreta, sagt er, ward Rhea zuerst mit den Gebräuchen der phrygischen Kybele verehrt, d. h. der orgiastische Cultus dieser Göttin in Phrygien war dorthin gekommen, und die dasigen Priester hatten den Begriff der kretischen Rhea mit dem der guten Bergmutter vereinigt und zwar in nachhomerischer Zeit, da der Sänger der Ilias von dieser ganzen Mystik noch nichts weiß. Hier in Kreta sei nun auch Demeter mit dieser mystischen Göttermutter Eins geworden und ihr Dienst von da aus nach Eleusis, Samothrake und zu den Kikonischen Orphikern gekommen. Dies sei vor der Zeit des Verfassers jenes homerischen Hymnos geschehen, daher er auch die Demeter für eine Kreterin sich ausgeben lasse, aber eben deswegen könne auch das Alter des Hymnos nicht über die 30ste Olympiade hinausgehen. In Eleusis also, wo bisher Demeter nur die Ackergöttin war, wie sie es auch ursprünglich laut der Stelle im Homer in Kreta gewesen, sei nun eine Religionsveränderung entstanden, Demeter habe eine höhere Würde als allgemeine Naturgöttin bekommen, und die Klugheit der Priester habe diesen neuen Begriff in die ältesten Zeiten zurückzufabeln gewußt. Nach mancherlei vorhergegangenen leisen Andeutungen habe der Gnoster Epimenides (um 600 v. Chr.), oder sonst jemand unter dessen Namen, es gewagt, die umgebildeten Sagen und Gebräuche als uralte zu besingen. Die früheste Spur einer zur Erdgöttin erhobenen Demeter finde man nach Strabo IX. S. 393. bei Hesiodos, wenn er erzählt, daß ihr in Eleusis ein Drache gedient habe. Vermöge der aus Kreta empfangenen Geheimlehre sei nun auch der Ort, wo Persephone entführt worden, so verschieden angegeben worden. (Man sollte doch denken, diese verschiedenen Angaben beruheten auf einheimischen Localsagen und könnten fast unmöglich durch fremde Einflüsterungen entstanden seyn.) Das gute Vernehmen mit den kretischen Vätern müsse noch im Zeitalter des hom. Hymnos bestanden haben, da derselbe auf Kreta anspiele, aber bald nachher seien andere Verhältnisse eingeführt worden. Der angebliche Pamphos wolle von einer kretischen Demeter nichts mehr wissen und spreche von einer argeischen Frau, in deren Gestalt Demeter den Töchtern des Keleos erschienen sei. Nach Argos nämlich wären früher auch die Geheimnisse der Demeter aus Phrygien gekommen, aber als in den vierziger Olympiaden Ägypten den Hellenen geöffnet worden sei, so seien auch ägyptische Sinnbilder eingemischt worden, welche Priestertrug schon durch des Danaos Töchter habe einführen lassen, die aber durch spätere Unruhen (durch den Einfall der Dorer) wieder verdrängt worden seyn sollten. Der gläubige Herodotos habe dies alles für Wahrheit genommen und daher seine Meldung II, 171. Nun sei das geschehen, was Pausanias I. 14, 2. berichtet: unter den Hellenen wetteifern zumeist mit den Athenern die Argeier wegen des Alters und wegen der empfangenen Göttergaben. Das heißt: beide Völker stritten darum mit einander, wo zuerst die Gottheiten Demeter und Persephone verehrt und wem diese zuerst den Getreidebau gebracht hätten. (Man sollte denken, der Streit hätte gerade am ersten den Betrug der Priester offenbaren müssen.) Endlich hätten es auch die eleusinischen Priester dem Zeitgeiste gemäß gefunden, ägyptische Weisheit von den Nebenbuhlern für eine verbesserte Anordnung ihrer Geheimnisse zu entlehnen *) und durch einen neuen Tempelgesang unter des Pamphos Namen die aus Argos aufgenommenen Gebräuche in das Alterthum zu verlegen, und eine alte Verbindung mit Ägypten durch Neuerungen in den Fabeln von Io, Danaos und Melampus zu beglaubigen. — So reit Voß in dem angezogenen Werke. Daß er nun alles, was die spätern Philosophen in den Mythen finden, besonders die Erklärungen der Neuplatoniker für leeres Geschwätz, Trug und absichtliche Umbildung hält, um neuen Träumereien einen alten Anstrich zu geben, das versteht sich von selbst. Hellas verdankt nach dieser Ansicht dem Morgenlande nichts; es schuf seine ganze Religion aus sich selbst, und war doch in der Folge thöricht genug, von seinen Priestern sich einbilden zu lassen, es habe alles aus dem Auslande hergeholt.

Aber sollte so vieler Trug, so viele Umdeutung möglich seyn, ohne daß eine Entdeckung geschehen wäre? Oder was bewog die Priester zu allen den Verdrehungen, deren sie beschuldigt werden? War es nicht viel mehr dem hellenischen Nationalstolze angemessen, das Fremde für das Eigene zu erklären, oder wenn dies nicht anging, ihm den Eingang zu verwehren, als es aufzunehmen und dann dem Volke zu sagen, daß es schon lange vorhanden gewesen? Doch, sagt man, daß es so war, lehrt das Zeugniß der Geschichte. Homer ist der älteste Dichter der Griechen, ihm verdanken ja gar diese, wie selbst Herodot sagt, ihre ganze Götterlehre. Wovon er also in seinen Werken schweigt, das muß man als etwas Neues, als einen spätern Zusatz ansehen. Dieser Schluß scheint mir durchaus nicht zulässig. Schon Herodots Worte, daß Homer den Hellenen ihre Götter gegeben habe, können nicht im eigentlichen Sinne genommen werden. Wie soll der Einzelne, mag sein Ansehn auch noch so groß seyn, einem ganzen Volke sagen können, was es für Götter verehren müsse? Das war nur möglich, wenn er unter göttlicher Auctorität, als Verkünder einer göttlichen Lehre auftrat und sich als einen solchen zu beglaubigen wußte. Aber davon ist auch nicht die kleinste Spur vorhanden. Nicht einmal zu den Priestern gehörte der Sänger; er war nur Dichter, und was er von den Göttern sagt, konnte unmöglich ganz seine eigene Erfindung, es mußte vielmehr aus dem schon vorhandenen Glauben ent-

*) In der That eine Resignation, die außerordentlich ist. Sollte man nicht weit eher denken, die Priester hätten lieber gesucht, das aus der Fremde zu den Nebenbuhlern gekommene als verwerflich darzustellen? Wie konnten sie die Annahme ihrem Interesse gemäß finden, wenn sie überzeugt waren, das angeblich Alte sei nur trügerische Neuerung? Welches Interesse wurde dadurch befördert?

Volks geschöpft seyn. Er schmückte die vorgefundenen religiösen Sagen und Ideen aus, wie es seinem Zwecke gemäß war; das konnte er als Dichter thun, aber die Sagen von den Göttern zuerst erfinden, war unmöglich. Überdies dauerte es lange, ehe seine Gedichte im eigentlichen Hellas allgemein bekannt wurden. Lykurg soll die ersten Töne derselben nach dem Peloponnes gebracht haben, aber noch bestimmter weiß man dies von den Pisistratiden. Bis dahin waren sie in Vorderasien bei den hellenischen Colonien mündlich durch Gesang der Rhapsoden fortgepflanzt und so erhalten worden. Aber so wenig Homer der erste Urheber der Mythologie seyn kann, so wenig kann man auch voraussetzen, daß er alles von den Göttern gesagt habe, was der ilte Glaube von ihnen wußte, ja nicht einmal, daß r alle Götter, die Gegenstände der Verehrung waren, jenannt habe. Das kann man vom Religionslehrer, iicht vom Dichter erwarten. Dieser nimt nur das uf, was gerade zu seinem Zwecke paßt, das übrige ibergeht er. Von der mysteriösen Verehrung der Götter scheint er überhaupt entweder nichts gewußt, oder e doch unbrauchbar für die Poesie gefunden zu haben.)as ist auch gar nicht zu verwundern. Es konnten in :leusis, in Samothrake und andern Orten schon Geeimnisse existiren, aber sie waren damals nur wenigen :kannt, allein auf die Priesterinstitute selbst beschränkt, :nen sie angehörten. Das Volk kannte nur den öffntlichen, sichtbaren Dienst, nur die Begriffe, die im lgemeinen Cultus aufgestellt wurden. So auch Hoer. Erst in spätern Zeiten ward es bekannter, daß : auch eine geheime Verehrung der Götter und ge'ime Lehren von denselben gebe, erst da ward die ufnahme in die Mysterien allgemeiner, und die Vorher derselben, die früher den ausschließenden Besitz s Heiligen in Anspruch genommen hatten, fanden es n in ihrem Interesse, auch Andere zuzulassen und : Lehre zu verbreiten, daß die Theilnahme an den :heimnissen Glück und Segen in dieser und jener elt gewähre. Diese Lehre und die geheime Ansicht ı den Göttern ward also erst nach Homer, viel}ht seit 800 oder 700 vor Chr. bekannt, aber :aus folgt nicht, daß sie in den Mysterien nicht)n früher vorhanden gewesen. Offenbar mußte das, s man zu verbergen hatte, etwas seyn, was dem allzeinen Volksglauben theils widersprach, theils durch ıe innere Heiligkeit und Würde über die Begriffe des ßen Haufens erhaben war; es mußte etwas seyn, was n nur Auserwählten, deren Treue und Verschwiegen: erprobt war, offenbaren konnte. Einen solchen ırakter kann ich aber nicht in selbst erschaffenen, mystin Ideen oder in Sätzen einer philosophischen Phantas (sit venia verbo), sondern nur in einer vom Auslande)mmenen und für göttlich gehaltenen Überlieferung en. Diese aber, denke ich, bestand in dem vom er Ursprunge des Menschengeschlechts an datirenden :uben an Einen Gott und an eine göttliche Offenbag seines Willens. Wenn wir annehmen, daß der nsch mit vollkommen ausgebildetem Körper auf die Erde trat, so konnte auch sein Geist keine ungebildete Kinderseele seyn, in der noch alle Begriffe und Kräfte schlummerten. Aber er war auch kein Verstand- und Vernunftwesen, denn diese intellectuellen Kräfte entwickeln sich erst an der Hand der Erfahrung. Ihre Abwesenheit mußte dem ersten Menschen durch etwas anderes ersetzt werden, wenn er sein Daseyn sollte behaupten können. Dieser Ersatz war der Instinkt. Vermöge desselben erkannte er auch die Gottheit als seinen Schöpfer und Vater, denn es war kein thierischer, sondern ein menschlicher Instinkt, dem die höhere, geistige Seite nicht fehlen konnte. Wenn man diesen ersten Zustand des Menschen mit dem somnambulistischen vergleicht, so hat man die Wahrheit wol so ziemlich getroffen. Was also jetzt seine Sele von höheren, geistigen Begriffen anschauete, das mußte ihm als eine göttliche Offenbarung erscheinen, denn sein Nachdenken hatte es nicht gefunden; er wußte es, ohne zu wissen, woher. Sowie nun aber mit Ausbildung des Verstandes und der Vernunft der Instinkt immer schwächer wurde und der äußere Mensch den innern immer mehr verdunkelte, da blieb zwar der Glaube an Gott, Vergeltung und Unsterblichkeit in seinen Grundelementen zurück, artete aber in mancherlei äußere Religionsformen aus, die mehr oder weniger eine Zertheilung der Einen Gotteskraft in viele annahmen und selbst Kräfte und Erscheinungen der Natur als Götter aufstellten. Doch bei den Bessern und Weisern blieb der Glaube an jene höheren Wahrheiten reiner, und sie wurden theils Stifter von Religionen, die man fast ganz für echten Monotheismus erklären kann, wie der Brahmaismus, Parsismus und Mosaismus; theils, wenn sie unter fremde, unwissende, der Vielgötterei schon ergebene Völker geriethen, legten sie ihre Überzeugungen in Mysterien nieder und wurden Stifter eines Geheimdienstes, den sie an diesen oder jenen öffentlichen Cultus knüpften. So, glaube ich, entstanden die Mysterien in Ägypten und Hellas. Aus diesen aber ging allmälig ein Theil der darin vorkommenden Vorstellungen auch in das öffentliche Leben über, und daraus bildeten andere Weise philosophische Systeme und gelangten so auf dem Wege des Nachdenkens zu ähnlichen Resultaten, wie sie in den Mysterien gelehrt wurden. Diese Systeme wirkten aber auch wieder auf die Mysterienlehre zurück und trugen dazu bei, daß diese selbst sich mehr entwickelte, und daß ihre Inhaber die darin liegenden Ideen sich klarer und bestimmter dachten. Zugleich schöpften aber auch die Philosophen Vieles aus dem Orient, aus Ägypten z. B., aus Persien, ja selbst aus Indien, und eben dadurch waren sie im Stande, alte Gebräuche und Symbole des Gottesdienstes, welche seit alter Zeit aus dem Orient stammten, besser auszulegen und gründlicher zu erklären, als es früher möglich gewesen war, und das sind denn eben jene Umdeutungen, von denen Voß spricht. Aber es waren keine, sondern nur genauere Erklärung dessen, was dem gewöhnlichen Blicke bisher unenthüllt geblieben war. Wenn also jetzt versichert wurde, daß dieses oder jenes aus dem Orient herstamme, so war dies nichts Untergeschobenes, sondern nur ein richtige-

res Anerkennen des Wahren, und wenn man sagte, daß dies oder jenes Symbol so oder so ausgelegt werden müsse, so war dies keine Erdichtung, sondern nur ein Wiederfinden oder eine weitere Entwickelung der alten Idee, die ursprünglich darin gelegen hatte. Auch Voß gibt zu, daß in den Mysterien die Lehre von Einem Gotte, von Unsterblichkeit und Vergeltung vorgetragen worden, aber er hält dies für eine spätere, durch Philosophie entstandene Neuerung; wir aber glauben, es war eine alte und ursprüngliche Idee, nur in der spätern Zeit deutlicher gedacht und klarer ausgesprochen. Als eine heilige, göttliche Offenbarung hatten Weise des Auslandes den Eingeweihten in Hellas diesen Glauben überliefert, und als diese mußte er daselbst auch ein Geheimniß bleiben. Dies blieb er aber auch, als schon Philosophen den aus derselben Quelle geschöpften Inhalt derselben veröffentlichten; denn er war bei diesen etwas anderes, ein Resultat des wissenschaftlichen Denkens, in den Mysterien aber eine göttliche Wahrheit. Nur wenn man annimt, daß der Inhalt der Mysterien als eine göttliche Offenbarung aus der Urzeit angesehen wurde, kann die Behauptung der Priester zu Eleusis einen Sinn haben: daß die Einweihung ganz vorzüglich den Beifall und die Gnade Gottes verschaffe, daß sie allein schon zu Ansprüchen auf die Seligkeit nach dem Tode berechtige, und daß den Nichteingeweihten ein hartes Schicksal jenseits erwarte. Es war dies dieselbe Schlußfolge, die frühere Theologen des Christenthums machten, vermöge der allein der Christ den Himmel ererben könne. Nur dann lassen sich die Lobeserhebungen der Eleusinien erklären und jener Ausspruch des Pausanias X. 31.: „daß die ältern Hellenen die eleusinische Religion ebenso hoch über alle andere Religionsanstalten gesetzt hätten, als sie die Götter über die Heroen erhaben gehalten.“ Viele Philosophen mochten freilich wol das Göttliche in dieser Anstalt nicht anerkennen wollen und jene Behauptung der Gottheit unwürdig halten, und darum weigerten sie sich, an der Aufnahme in die Mysterien Theil zu nehmen.

Nach dieser Erklärung wollen wir unsere Ansicht von den Göttinnen in Eleusis darzulegen suchen. Sie wird im Ganzen mit der Creuzerschen übereinstimmen, aber wenn dieser auf analytischem Wege zu den Grundideen zu gelangen sucht, wollen wir gleich den synthetischen einschlagen und aus seinen und anderer Mythologen Untersuchungen die Beweise für unsere Darstellung zu entnehmen suchen.

In Indien, aus dem wir alle polytheistischen Systeme der Welt und selbst den Monotheismus der Perser und Hebräer herleiten zu dürfen glauben, dachte man sich die Gottheit in einem absoluten und relativen Sinne. In dem erstern ist sie das Allesumfassende, allein und durch sich selbst von Ewigkeit Existirende. Dieses höchste Wesen faßt von Ewigkeit her den Entschluß, eine Welt zu schaffen, die das sichtbare Zeichen seiner Herrlichkeit und Liebe seyn sollte. Zu dem Ende setzt es sich selbst aus sich heraus und erscheint sich in einer Doppelgestalt, als höchste Intelligenz [illegible] macht (männliche Gotteskraft) und als erster [illegible] des Werdenden, Maja (weibliche Gotteskraft). [illegible] die Maja blickt das Urwesen, wie in einen [illegible] und schauet sich darin gleichsam selbst an. Es [illegible] nun aus dem unoffenbarten der offenbarte Gott, [illegible] dem absoluten der relative, d. h. der in Beziehung [illegible] die Welt gedachte. Diese Maja dachte sich der [illegible] als das weibliche Princip, das gleichsam das [illegible] che durch Liebe zur Zeugung reizt. Aber was [illegible] wird, ist nur ein Schein, ohne wesentliches Seyn, [illegible] dieses hat nur die Gottheit. Sie ist daher die Täuschung und webt um Brehm den Nebel bunter Gestalten, [illegible] ren Anschauen er seiner selbst vergißt und von der [illegible] zur Maja hingerissen, als zeugender und schaffender Gott sich offenbart, während er, der Hervorbringer des Veränderlichen und des täuschenden Scheins, [illegible] seinem Urwesen ewig der Unveränderliche und [illegible] Wahre bleibt *). Die ersten Erzeugungen der [illegible] Urkräfte, d. h. die ersten Offenbarungen Gottes, [illegible] die Kraft zu schaffen, zu erhalten und wieder [illegible] sen, personifizirt als die 3 großen Götter: Brahma, Wischnu, Schiwen. Maja selbst offenbart sich [illegible] Gemahlinnen dieser Götter, als die Intelligenz [illegible] Weisheit in Sarasmati, als die Beglückende und [illegible] genspendende in Lakschmi oder Sri, als die [illegible] der Liebe und der Zeugung in Bhawani, Parwati, d. h. in jedem der 3 Götter entwickelt sich ebenso [illegible] männliches und ein weibliches Princip, wie im [illegible] und letzteres ist der Inbegriff seiner thätigen Kräfte, seine Schakti, wie es die Indier nennen. Nun [illegible] die Emanationen weiter durch alle Stufen des Daseyns, und in jeder erscheint Maja als die weibliche [illegible] bärende Kraft, als die Göttin des Reizes und der Liebe. Als Urstoff dachte man sich Maja als das [illegible] Wasser, d. h. als einen Grundstoff, der zur [illegible] aller möglichen Gestalten die Fähigkeit hatte, [illegible] aber auch als Nacht, im Gegensatze des Urlichts, welches man als das Wesen der Gottheit [illegible] obgleich sie in Beziehung auf das Geschaffene [illegible] Licht ist. Das Feuchte, die Nacht, wurde von dem [illegible] dem Urlichte durchdrungen und so fähig gemacht, [illegible] möglichen Stufen und Formen des Lebens aus [illegible] entwickeln. So ward denn Maja die Mutter der [illegible] Diese Idee ward in Ägypten, welches Land [illegible] mittelbare Verbindung mit Indien hatte, wie [illegible] jetzt wol als bewiesen annehmen kann, besonders [illegible] geprägt. Maja ward hier Athor, die Nacht, [illegible] feuchte und die Liebesgöttin, und Isis, die [illegible] die Mutter der Welt heißt. Dann erscheint die [illegible] auch bei den Phönikiern, wie die Kosmogonie [illegible] Sanchuniathon, bei den Hebräern, wie der [illegible]

*) Als Weberin des Weltalls wird Maja unter dem [illegible] ner webenden Spinne vorgestellt. Als die die wahren [illegible] Dinge dem Menschen verhüllende Göttin trägt sie einen [illegible] Die Hellenen sprachen auch von einer webenden [illegible] Proserpina und Artemis (s. unten), und Venus hieß bei [illegible] falls die Täuscherin.

er Genesis beweist, und bei den Hellenen, wie die Kosmogonien der Orphiker und selbst des Hesiodos ehren. Die Nacht als Urprincip heißt bei den erstern ogar auch Maja, obgleich ich dabei nicht an das in- nische Wort, sondern lieber an Ma, Mutter, denken nöchte. Sie ist die Erstgeborne, d. h. die erste Of- enbarung Gottes, ebenso aber auch Phanes, die männ- iche Lichtkraft. Die hohe Potenz dieser Nacht aber eigt die Stelle des Orphikers bei Procl. in Plat. Tim.). 63. und 96. an, nach welcher die Gottheit mit der- elben über die Bildung der Welt rathschlagt. In die- em höheren Sinne ist das weibliche Urprincip nur Nacht und Finsterniß in Beziehung auf das männliche, iber für sich genommen, auch Licht, nur weibliches, chwächeres Licht. Daraus ergibt sich denn ein Dua- ismus in diesem Wesen. Es ist gut und böse, Licht ind Dunkel, thätig und leidend, je nachdem es in die- er oder jener Beziehung gedacht wird. In Indien . B. wurde daraus die alles Daseyn verleihende Bha- vani und die zerstörende Kali, in Ägypten die wohl- hätige Isis und die schädliche, zürnende Nephthys ind Tithrambo; in Westasien und Hellas erscheint der Dualismus oft in einer und derselben Göttin, wie in Juno, Venus, Athene, Diana, Ceres, Proserpina, im blos das Hellenische zu erwähnen. Sichtbare Sym- vole dieser hohen Götterkräfte wurden Sonne und Mond, a von diesen großen Himmelslichtern alle Erscheinun- jen des Jahres und der Natur auf der Erde, somit as Wohl und Wehe der Sterblichen, abhingen. Die Sonne ward als männlich, als Symbol der geistigen Lichtkraft der Urgottheit gedacht, der Mond als Sym- bol der weiblichen. In diese beiden Lichter lassen sich ulezt alle männliche und weibliche Gottheiten der al- en Welt auflösen. Die Sonne ist in Indien Brahma, Wischnu, Schiwa, bei den Phönikiern und Babylo- niern die verschiedenen Baalims, in Ägypten Knaph, Ammon, Phthas, Osiris, Horos 2c., in Persien Or- muzd und Mithras, bei den Griechen Zeus, Mars, Apollo, Hermes 2c.; der Mond in Indien die Gemah- lin der großen Götter, besonders Lakschmi und Par- wati, in Ägypten Athor, Isis, Bubastis, Nephthys, in Phönikien und Babylon Baaltis, Astarte, die syri- rische Göttin, die arabische Alilat, in Vorderasien die Göttin von Komana und Ephesus, auch die persische Anahid, bei den Hellenen Juno, Venus, Athene, Ar- temis, Ceres, Proserpina 2c. Das irdische Symbol von Sonne und Mond war fast überall der Stier und die Kuh, und daher die mancherlei Mythen und festli- chen Gebräuche, wobei Stier und Kuh eine Rolle spielen. Da durch Sonne und Mond das Jahr bestimmt wird, so bezogen sich auch Stier und Kuh auf die Monate des- selben oder vielmehr auf Sonnen- und Mondlauf in den 12 himmlischen Zeichen. Der jährliche Umlauf der Sonne zerfiel wieder in 2 Theile, in das Licht- und Nachtreich, das erstere der Lauf in den aufsteigenden Zei- chen, vom Steinbock bis Krebs, das letztere der in den niedersteigenden, vom Krebs bis Steinbock. Beim Monde war der Zeitraum vom Neu- bis zum Voll- monde das Lichtreich, der vom Voll- bis zum Neu- monde aber das Reich des Dunkels. Endlich wurde auch die Erde selbst oft durch die Kuh symbolisirt, eine Vorstellung, die besonders in Indien, aber auch in Ägypten und Hellas vorkommt. Nach diesen allge- meinen Vorerinnerungen wird uns nun vieles im My- thos der Ceres und Proserpina und in den Festgebräu- chen ihrer Tempel deutlicher werden. Wir werden uns aus den Zusammenstellungen Creuzers, die wir von jetzt an benutzen wollen, überzeugen, daß in Demeter und Persephone in der That jene große weibliche Gott- heitskraft sich ganz vorzüglich ausdrückte und beide, somit auch die übrigen weiblichen Götterwesen, ihrem Wesentlichen nach in sich vereinigte.

Wenn man den oben erzählten Mythos von den eleusischen Göttinnen mit dem der Isis vergleicht, so leidet es fast keinen Zweifel, daß die griechische Deme- ter nur ein Abdruck der ägyptischen Göttin ist. Auch diese ist Lehrerin des Ackerbaues und aller Cultur, Ge- setzgeberin, Ordnerin der Religion und Milderin der Sitten. Auch sie verliert durch einen bösen Dämon den Gemahl, sucht ihn, den im Kasten verschlossenen (mit einem solchen Kasten erscheint auch Ceres oder Proserpina oft in Bildwerken, z. B. Paus. Arc. 37.) überall in Gestalt einer trauernden Greisin, wird Kin- derwärterin in einem Königshause und spielt hier die- selbe Rolle, wie Ceres beim Keleos. Dies deutete bei der Isis auch auf Jahreserscheinungen, wie bei Demeter. Sie ist zuvörderst die Erde, insbesondere Ägypten, welches trauert und klagt, wenn der Son- nengott getödtet wird, in das Nachtreich hinabsinkt, aber auch freudig emporschaut, wenn er mit dem Lenze wieder zum Leben erwacht. So denn auch Demeter, im engern Sinne das klagende Attika, im weitern die trauernde Erde. Proserpina aber bezeichnet nicht nur die junge aufkeimende Saat und Pflanzenwelt, sondern auch den Frühling, denn nach Theopompos bei Plut- arch de Isid. p. 378. E. p. 549. Wyttenb. wird sie in den Westländern, z. B. Sicilien, in der That dafür ge- nommen. Indessen war dieser Begriff, da er so nahe lag, auch wol den Hellenen nicht fremd, wenigstens deutet die XXIX. Orph. Hymne und selbst die Home- rische darauf hin, wenn sie die Jungfrau unter ihren Gespielinnen der Frühlingsblumen sich freuen und V. 402. die Mutter zu ihr sagen läßt:

> Wann mit Blumen die Erd' in des duftenden Lenzes Erneuung
> Tausendfältig erblühe, alsdann aus dem nächtlichen Dunkel
> Steigst du empor, ein Wunder den sterblichen Menschen und Göttern.

Aber Isis ist in Ägypten ganz vorzüglich der Mond und hat deswegen Stier- oder Kuhhörner, überhaupt die Kuh zum Symbole. Auch als Mond klagt sie, wenn die Sonne zu den winterlichen Zeichen hinabsteigt, weil er, da er als weibliche Kraft die männliche des Sonnengottes empfängt und das Empfangene an die Erde abgibt (Plut. de facie in orb. Lun. p. 827. Wyttenb.) von dem selbst kraftlos gewordenen nichts mehr empfangen kann. Als Isis ist daher auch Ceres

der Mond und zwar insbesondere der wachsende volle Mond (Isis heißt ja die Fülle), ihre Tochter aber der abnehmende, zum Nachtreiche hinsinkende, d. h. die vom Aïdoneus geraubte und ihm vermählte. Doch für immer vermag er sie nicht zu behalten. Mit dem Neulichte steigt der Mond wieder zur Oberwelt, und Demeter freuet sich, daß ihre Tochter in ihr nun bald in vollem Lichte strahlen werde. Persephone ist also die Tödtende, die den Mond hinab in das Dunkel würgt, aber auch Licht und Leben, und dieser Doppelbegriff liegt in ihrem Namen, wie wir schon oben angedeutet haben. Im abnehmenden finstern Monde ist sie gleichsam der Sonne zürnend und zeigt ihr ihre kalte, die Liebe zurückstoßende Natur. Daher ein ἱερὸς λόγος bei Plutarch: Hermes habe der Luna Gewalt anthun wollen, sie aber habe ihr Antlitz verwandelt und sei ihm fürchterlich erschienen. Oder wie er bei Cicero de N. D. III. 22. ausgedrückt ist: Hermes habe sich der Proserpina mit unzüchtig aufgeregter Natur vorgestellt, und diese sei darüber heftig erzürnt. Proserpina will also vom Sonnengotte nichts empfangen und also auch an die Erde nichts abgeben. Denn wenn die Sonne in den südlichen Zeichen steht, so befindet sich um die Zeit des Neulichts der Mond auch daselbst, aber dann strömt keine Befruchtungskraft auf die Erde. Die Sonne will wol das Ihrige thun, aber der Mond entzieht sich ihr und macht ein zürnendes, finsteres Gesicht.

Als Herrscherin der Unterwelt ist Persephone die Todesgöttin, die Alles in ihren dunkeln Schooß hinabziehende Würgerin. Als diese brachten sie die Danaïden nach Argolis und stifteten ihr zu Ehren das herbstliche Trauer- und Saatfest der Thesmophorien. Herodot. II. 171. An mehren Orten in Argolis ward ein solcher Todtendienst der Persephone gefeiert und mit Festgebräuchen, die alle auf den Begriff hindeuten: Persephone zieht die Monate des Jahres in das dunkle Nachtreich hinab. In Argos pflegte man offenbar in dieser Beziehung brennende Fackeln in die Grube zu werfen. Paus. Cor. c. 37. Bei der neuen Stadt Hermione aber war ein Heiligthum der Ceres Chthonia, d. h. der Unterirdischen (also Ceres mit Persephone als Eins gedacht) und der daselbst verehrte Gott war Klymenos, der Rufer, d. h. Hades, der Alles unter die Erde ruft. Paus. III. 14.; II. 35. Bei dem Feste der Chthonien daselbst gab es eine eigene Ceremonie. Eine wilde, widerstrebende Kuh ward zum Tempel geschleppt, sie will nicht folgen, aber sobald sie den Eingang erreicht, wird sie zahm, und vier alte Frauen vermögen sie zu überwältigen. So geht es auch mit der zweiten, dritten und vierten Kuh. Nach einer andern Nachricht aber des Aristokles bei Älian H. A. XI. 4. wird ein starker Stier, den kaum 10 Männer bändigen können, von einer einzigen alten Frau zum Altare geführt. Ähnliches liest man von dem Feste der Persephone in Karien bei Nysa, wo man auch eine Höhle zeigte, durch welche Persephone in die Unterwelt gelangte. Starke Jünglinge schleppten den Opferstier zur Höhle, ließen ihn los, und nach einigen Schritten fiel er todt zur Erde (unstreitig die Folge mephitischer Dämpfe). Strab. XIV. p. 640. 581. Tzsch. Auch in Sicilien, wo Herakles, als er mit den Geryonsstieren dahin kam, von der Entführung der Proserpina hörte, stiftete er ihr ein jährliches Fest und Opfer, und stürzte selbst den besten seiner Stiere in die Quelle Kyane. Diod. Sic. IV. c. 23. Im mysischen Kyzikos aber opferte man ihr unter dem Namen Kore *), der Retterin, ein schwarzes Rind. So Ähnliches an andern Orten. Das hohe Alterthum solcher Festgebräuche ergibt sich von selbst, und die weite Verbreitung derselben beweist die gemeinsame Abstammung derselben von einem Ursymbole, das offenbar auf Ägypten hinweist, wo im Cultus der Isis eine ähnliche Symbolik erscheint. Es sind Sonnenstiere, die in die Todeshöhle gestoßen werden, d. h. die Monate des Jahres. Sie widerstreben anfangs, werden dann aber, je näher sie kommen, ganz matt. Muthig und kühn steigen nämlich die Monate des Frühlings und des Sommers am Himmel herauf, die ganze Natur strotzt voll übermüthiger Kraft, aber diese nimt gegen das Ende des Jahres immer mehr ab, und mit leichter Mühe von schwachen Händen werden die Stiere dem Tode zugeführt, oder fallen auch von selbst in die Grube. Im Mythos von der kretischen Pasiphaë (der Allen leuchtenden), welche, wie Creuzer zeigt, mit der Isis-Proserpina ganz einerlei, d. h. auch der Mond ist, wird diese von Liebeslust gegen den Stier entbrannt und will mit ihm buhlen. Das ist also die Mondkuh, die den Sonnenstier zur Befruchtung reizen will, wie bei Cicero umgekehrt der Sonnenstier die Luna-Proserpina. Da selbst ist also Persephone der Neumond im Frühling, der von der Sonne die befruchtende Kraft empfangen will, damit die Erde in neuer Pflanzenpracht erblühe. Auf die befruchtende Kraft der Ceres deutet auch ihr Beiname der Goldschwertigen (Chrysaoros). Creuzer erinnert dabei an denselben Beinamen des Jupiter, an den Golddolch des persischen Dschemschid, womit er die Erde öffnet, an den Mythos von Zeus, der als goldener Regen in den Schooß der Danae herabströmt, d. h. die trockene Erde durch befruchtenden Frühlingsregen erquickt, endlich an Mithras, der mit dem Dolche die Brust des Frühlingsstiers öffnet, um mit sein Blut segnend auf die Erde ströme. In diesem Sinne kann daher auch Ceres das Goldschwert führen, womit denn auch im Homerischen Hymnos V. 4. die Verbindung der Worte: Δήμητρος χρυσαόρου ἀγλαοκάρπου, der goldschwertigen, mit reichen Früchten prangenden Demeter, wohl übereinstimmt.

Ein anderer Mythos von der Ceres deutet dagegen auf tellurische Erscheinungen. In Arkadien nämlich

---

*) Kore, das Mädchen, ist ein gewöhnlicher Name der Proserpina, Ceres die Mutter, sie ihr Mädchen, ihre Tochter. In den bakchischen Weihen führt sie diesen Namen besonders als Braut und Schwester des Jakchos. Er ist der Kores (der Jüngling), sie die Kore. Vielleicht könnte man auch bei diesem Namen an das alte orientalische Wort Kor, die Sonne, denken; dann wären Jakchos und Proserpina die männliche und weibliche Sonnenkraft, d. h. Sonne und Mond.

kommt sie nebst der Persephone mit Poseidon in Verbindung. Als Demeter, heißt es, bei den Arkadiern ihre Tochter suchte, verfolgte sie Poseidon mit seiner Liebe, und da sie sich, um ihm zu entgehen, in ein Roß verwandelt, nimt er dieselbe Gestalt an und umarmt sie. Ihr Zorn entbrennt und sie bekommt davon den Beinamen Erinnys; doch sie besänftigt sich wieder, badet im Flusse Ladon und gebiert nun eine geheimnißvolle Tochter, deren Namen nur der Geweihte erfuhr, die das Volk aber Despoina, die Herrscherin, nannte; zugleich aber gebiert sie auch das Wunderroß Arion mit meerblauer Mähne (Paus. Arc. 25.; cfr. 37. und Antimachi Reliqq. p. 64 sq. Schellenberg und Creuzer Comment. Herodott. I. p. 219. not. 200.). Auf diesen Mythos mag sich das alte Bild der Ceres zu Phigalia in Arkadien beziehen. Es hatte einen Pferdekopf mit Mähne und Bilder von Schlangen und andern Thieren; in der einen Hand hielt es einen Delphin (Attribut des Neptun), in der andern eine Schlange; der übrige Leib war in ein schwarzes Gewand gehüllt, weswegen sie die schwarze Ceres genannt wurde. Es scheint, daß man bei diesem Mythos, wie bei dem vom Streite der Athene mit Neptun, an einen agrarischen Sinn denken müsse. Die wilde Meeresflut überschwemmt das Land und will die Ceres gewältigen, d. h. den Anbau vernichten; sie zürnt und trauert. Aber endlich wird das Meer gebändigt, die Flut eingedämmt, daher Versöhnung und Vereinigung in Liebe, das Wasser wirkt von jetzt an nur wohlthätig und befördert die Fruchtbarkeit. Nun ist ebensowol das dunkle Meeresroß, als Despoina-Persephone das Kind der Ceres. Außerdem könnte man auch daran denken, daß mit dem Wechsel der Mondphasen auch die Erscheinungen der Erde und des Meeres wechseln, und daß sie auf das Pflanzenreich einen sichtbaren Einfluß haben. Despoina ist die Schwester des dunkeln Meerrosses, zum Olymp aber fährt sie aus dem Reiche des Pluto mit weißen Rossen empor und heißt deswegen Leukippos; also ein Gegensatz zwischen Nacht und Licht, abnehmendem und wachsendem Mond.

Ceres und Proserpina haben wir nun als Mondgöttinnen kennen gelernt, aber Mondgöttinnen sind auch in vieler Hinsicht Artemis und Minerva, woraus eine Identität aller dieser Wesen im Grundbegriffe folgen würde, und das haben auch wirklich die Alten schon anerkannt, besonders die Identität der Ceres-Proserpina mit Artemis. Unweit Akakesium in Arkadien war ein Heiligthum der Despoina. Am Eingange stand der Tempel der Artemis Hegemone, der Führerin, und ihre Bildsäule trug Fackeln. Im Tempel der Despoina stand Ceres, in der Rechten eine Fackel und die Linke auf Despoina gelehnt; diese hält in der Rechten einen Zepter, als Herrscherin, und legt die Linke an die auf ihren Knien ruhenden Kiste *). Neben der Ceres stand Artemis, in der einen Hand eine Fackel, in der andern zwei große Schlangen. Diese Zusammenstellung scheint zunächst auf eine nahe Verwandschaft der eleusischen Göttinnen mit der Artemis im Wesen ihres Begriffes zu deuten. Dann haben wir aber auch schon oben gesehen, daß die Insel Ortygia sowol ein Eigenthum der Artemis als der Proserpina genannt werde, und bei der Stelle, wo Pindar die Insel das Lager der Artemis nennt, bemerkt der Scholiast (Pind. Nem. I. 3. p. 664. Heyne), daß Artemis und Proserpina Eins seien. Auch Äschylos (Paus. Arc. 37.; Herodot. I. 1.) hatte die Artemis eine Tochter der Ceres genannt, nämlich als die ägyptische Bubastis, der Isis Tochter. Endlich nach Cicero de N. D. III. 23. war Persephone Mutter der ersten Diana, die vom Hermes den ersten Eros gebar, d. h. jener Ilithyia des alten Olen, die in den Religionen Vorderasiens, namentlich in Ephesus, als das weibliche, alles gebärende Grundprincip der Natur auftrit, und das im Cultus der Hellenen mit der Artemis für identisch genommen wird. Bildwerke und mythische Angaben stimmen also darin überein, daß die Begriffe Ceres, Proserpina und Artemis sich gegenseitig durchdringen, und daß dieses schon in einem hohen Alterthume erkannt werde. Was also in der Mystik der alten Religionen als Eine Grundkraft genommen wurde, ward nur im öffentlichen Cultus als ein in verschiedenen Strahlen sich Offenbarendes gedacht und bildete für das Volk einzelne, mit besondern Funktionen begabte Gottheiten.

Als ein hohes Princip künden sich auch Ceres und Proserpina im Kabirendienste an. Diese Religion erscheint als uralt, schon den alten Pelasgern zugehörig. Sie stammte theils aus Ägypten, theils aus Phönikien, hatte aber auch thrakische Elemente aus den orphischen Instituten aufgenommen. In Samothrake war ihr Hauptsitz und daselbst mit berühmten Mysterien verbunden, die manches Ähnliche mit den eleusinischen, aber auch mit den bakchischen gehabt zu haben scheinen. Außerdem findet man Spuren derselben in Böotien, Attika, Messenien, Kreta, Italien und vielen andern Westländern. Ideen von der Bildung der Welt, von großen planetarischen Mächten, die auf die Erde wirkten, von geheimen Zauberkräften in der Natur, von unterirdischen, in der Tiefe hausenden Göttern, die der Kunst, Metalle zu bearbeiten, vorstanden, knüpften sich in dieser Religion, bei der in den frühesten Zeiten sogar das Semitische die Sprache des Cultus, wenigstens des geheimen, gewesen zu seyn scheint, an die Namen der verehrten Gottheiten, die in verschiedener Zahl und mit verschiedenen Benennungen aufgeführt werden, so daß es während der langen Dauer dieses Götterdienstes mehrerlei Systeme gegeben haben muß, deren eines die eleusinischen Göttinnen aufgenommen hatte. Man erzählte von einer Jungfrau Kleoböa, welche die Geheimnisse der Ceres in der mystischen Kiste von der Insel Paros nach Thasos gebracht hatte (Paus. Phoc. c. 28.). Jener Jasion aber, dessen Verbindung mit Ceres Homer und Hesiodos erwähnen, der Sohn des Jupiter und der Plejade Elektra, also schon in seiner Abstammung einer der Sterngötter, wie sie Samothrake verehrte, gehörte mit zu den Kabiren und erscheint daselbst bald als Gott, bald als höherer Götterdiener. S. Jasion. In dem kabirischen Mythos von der Hochzeit seiner Schwester Harmonia gewinnt

*) Das ist eben die Kiste der Isis mit dem gestorbenen Osiris, die sie von Byblos nach Ägypten zurücktrug.

Ceres ihn lieb wegen seiner Schönheit, und in Kreta gebiert sie ihm den Getreidereichthum. Nach einem andern Mythos aber ist er der Gemahl der Kybele, mit der er den Korybas erzeugt, worauf sein Bruder Dardanos und dieser Korybas den Dienst der Kybele in Asien stiften, wodurch also Kybele und Ceres schon als verwandte, in der Idee einander durchdringende Wesen erscheinen, und zuleich eine Verbindung der samothrakischen und phrygischen Religion sich ergibt. In dem Systeme von kabirischen Gottheiten nun, in welches Ceres, ihre Tochter und Hades aufgenommen wurden, war Demeter der erhabene Axieros, die göttliche Urkraft, Proserpina aber Axiokersa, die Fruchtbringerin, also die weibliche gebärende Naturkraft und Hades Axiokersos, der aus der Tiefe herauf wirkende Befruchter. Da die kabirischen Götter vorzüglich die Schifffahrt beschützten, so wird auch Ceres eine Schiffsgöttin und erscheint mit den Symbolen von Ruder, Füllhorn und Ährenkranz auf Münzen, um sie als die Herrscherin über Land und Meer zu bezeichnen. Sie ist jetzt einerlei mit der Seegöttin Leukothea, der weißen Göttin, die mit ihrem rettenden Schleier dem Odysseus in seiner Noth auf dem Meere hilfreich erscheint. Diese hatte in Kolchis einen Tempel und bedeutenden Cultus, und war daselbst wahrscheinlich keine andere als Isis, der Mond, denn nach Kolchis war überhaupt mit Colonien ägyptischer Gottesdienst gekommen. Ihr Zusammenhang mit Samothrake aber erhellet daraus, daß sie als Ino den Kadmos zum Vater hatte, der wieder als Kadmilos unter den kabirischen Gottheiten erscheint. Von Kolchis also scheint der Begriff nach Samothrake gekommen zu seyn und hatte von da aus seinen Weg weiter nach dem Westen fortgesetzt, so daß selbst die Römer diese Göttin als Matuta, Morgengöttin, verehrten; in Etrurien aber ward sie zur Schicksalsgöttin Fortuna, und wurde daselbst in einem sehr hohen Sinne genommen, wie wir unten sehen werden.

In Samothrake ist Proserpina die Axiokersa, aber eben diese ist in einem andern Systeme auch Venus, die Göttin der Liebe und Gemahlin des Ares, mit dem sie die Harmonia zeugt. Sie ist also daselbst eine kosmogonische Potenz und das harmonisch gebildete Weltall ihre Tochter, denn aus Streit und Liebe wurden nach einer alten Vorstellungsart alle Dinge erzeugt, welche Idee wieder mit der in unserer Physik übereinstimmt, daß zwei Grundkräfte, Ausdehnungs- und Anziehungskraft, die Formen aller Dinge bildeten. Es sind also auch Venus und Proserpina im kabirischen Systeme identisch und letztere ebenfalls jene große, alles gebärende Naturkraft, die als Liebesgöttin den Namen Venus führt, in Indien als Maja und in Ägypten als Athor und Isis erscheint. Aber auch in andern, obgleich damit zusammenhängenden Beziehungen ist Venus mit Proserpina Eins, denn erstere ist auch Todesgöttin, d. h. die Alles in ihr finsteres Dunkel hinabziehende Naturkraft, in welchem Sinne ihr die Römer den Namen Libitina gaben. Diese Venus ist Eins mit jener kretischen Pasiphaë, die in Kreta mit dem Stiere buhlt und bald als Liebes- und Zeugungsgöttin, bald als böse, verderbliche Zauberin erscheint und, wie Creuzer zeigt, mit einer thessalischen Pasiphaë einerlei ist, von der ein Mythos sagt, daß sie die wildgewordenen Geryonischen Rinder des Herakles durch Liebeslockungen gebändigt habe, und einer alten Inschrift aber ausdrücklich den Namen Venus Persephaassa, d. h. Venus-Persephone führt. Vermöge ihrer Abstammung aus dem kolchischen Sonnengeschlecht ist sie offenbar der Mond und daher eben ihr [illegible]scher Charakter, wie er auch in der Persephone liegt.

Dieselbe Identität zwischen Venus und Persephone scheint sich auch im Lande der Molosser zu ergeben, einem der ältesten Sitze der Hellenen und des Mondcultus, wo ein uraltes Heiligthum des Jupiter von Ägypten aus zu Dodona gestiftet worden war. Hier ist Jupiter Gemahl der Dione, der Mutter der Venus, und daher Dione selbst Venus. Im gewöhnlichen Mythos wird Aphrodite aus den ins Meer gefallenen Blutstropfen des Uranos erzeugt, d. h. sie ist eine Tochter der männlichen, Alles erzeugenden Kraft und der weiblichen, Alles gebärenden, welche das Element des Wassers symbolisirt. Eben diesen Sinn hat auch die Abstammung in Dodona, denn Dione ist als Okeanide ebenfalls das Wasser. In beiden Mythen ist also Venus das feuchte Element selbst, aber in Dodona war sie wieder vorzüglich Todesgöttin, die alles Lebende, mit Liebesarmen es umstrickend, in ihren feuchten Schooß hinabzieht. Denn das Molosser Land ist ganz ein Abbild der Unterwelt; hier wälzt selbst der Acheron seine schwarzen Fluten, und ein König [illegible]neus herrscht daselbst, dessen Gemahlin Proserpina der athenische Held Theseus für seinen Freund Pirithoos rauben will, aber dabei in die Netze des Allempfängers fällt und der Unterwelt eigen wird, bis ihn der Sonnenheld Herakles wieder befreiet. Diese Persephone ist nun gewiß keine andere als jene Dione-Venus, ihr Gemahl aber der unterirdische Jupiter, der Dionysos Chthonios. In Dodona sind ebensowol Tauben das Symbol seiner Göttin, wie sie es von der Venus Erykina in Sicilien waren, desgleichen in Syrien, wohin nach einem indischen Purana Schiwa's Gemahlin Parwadi unter dem Namen Semirama als Taubengöttin, d. h. als Venus mit dem Taubensymbole kam; Proserpina aber heißt mit Namen Persephatta, wie ihn Porphyrios de Abstin. IV. p. 352. Rhoes. erklärt, auch eine Taubenträgerin oder Taubennährerin, d. h. sie ist ebenfalls eine Venus mit dem Taubensymbole. Aber in Dodona sind schwarze Tauben (Herodot. II, 57.), denn sie sind das [illegible] einer Venus Libitina, die der Unterwelt angehört. Zugleich aber sollen sie auch die Enthaltsamkeit und [illegible]ge symbolisiren, denen die dortigen Diener der Göttin in Beziehung auf Sinnenlust sich unterwerfen mußten, weswegen auch Proserpina den Beinamen einer Sancta, einer Reinen und Heiligen, führte.

Es ist also Proserpina dem Wesen des [illegible] nach im griechischen Cultus mit Artemis, Venus, Kybele und Dione identisch; sie wird es also wol auch mit Juno und Minerva seyn. Wir geben darüber ebenfalls die Entwicklung von Creuzer. Im pontischen und kappadokischen Komana verehrte Asien eine Göttin, [illegible]

der Grieche bald seine Diana und Luna, bald seine Venus und Minerva wieder erkannte. Sie war einerlei mit der sogenannten persischen Artemis und der armenischen Anaïtis, aus dem persischen Anahid entstanden, und im Begriffe einerlei mit der Mithra (vom persischen Mihir, Liebe, abgeleitet), die ebenso die weibliche Feuerkraft personifizirte, wie Mithras die männliche, also mit der Venus der Abendländer identisch war. Sie hatte nach Plutarch einen Tempel in Pasargadä und wahrscheinlich auch einen Geheimdienst, indem es heißt, daß Artaxerxes Mnemon beim Antritte seiner Regirung daselbst die Weihe empfangen habe. Plut. in Artax. p. 1012. D. cap. 3. Dieser Schriftsteller nennt sie aber geradezu eine Minerva. Unstreitig war sie also ein Abstrahl jenes ersten weiblichen Princips, das in Assyrien Mylitta, bei den Arabern Alilla, in Syrien Venus Urania, in Ägypten Athor und im altpersischen Dienste, oder noch richtiger im Priestersysteme der Magier, Mithra hieß, welche letztere, da sie mit dem Mithras, der ausdrücklich auch Perses heißt, genau verbunden war, gewiß auch den Namen Perse führte, so daß Persephone wol dieses Wort im ersten Theile des Namens noch enthalten möchte. Darum hat denn das Bild dieser hohen Naturkraft Ähnlichkeit mit so vielen Göttinnen der Hellenen, so daß es von der Darstellung der syrischen Göttin zu Mabog heißt, sie gleiche der Minerva, Venus, Rhea, Selene, Diana und der Schicksalsgöttin. Dieses erklärt Plutarch (in vit. Crassi c. 17. p. 553. F.) mit Recht daher, weil sie eigentlich die Natur vorstelle, durch die Alles entstanden sei, und die dem Menschen den Anfang zu Allem, was gut ist, weise. Eine solche hohe Kraft ist daher auch Minerva, und um ihren Zweck zu erreichen, muß sie auch kämpfen und ist daher die Kriegerin, aber auch die Siegerin, die Alles zu einem guten Ende führt. Nach Mondphasen wurden Berathschlagungen gehalten, der Krieg angefangen und geführt; Minerva ist daher die weise und kriegerische Göttin als Mond. Dann liegt aber auch ein Dualismus in ihr, denn im Kriege ist sie der würgende und schadende Mond, die ägyptische Nephthys, die auch für Venus und Siegesgöttin und für das Ende, die Vollendung (Plut. de Isid. p. 459 Wyttenb.) erklärt wird, aber als Typhons Gattin die Würgerin ist. Von der Minerva heißt es ferner, daß sie von der Praxidike erzogen sei, Hesychios aber erklärt die Praxidike für eine Göttin, die alles Reden und Thun zur Vollendung bringe, wie denn auch der Name selbst die Vollstreckerin des Rechts bedeutet. Endlich heißt auch Proserpina selbst Praxidike (Orph. Hymn. XXIX, 5.). Das heißt denn also: sowol in Minerva als in Proserpina verehrte man eine Göttin, die Alles zur Vollendung bringt, ein Princip, das den Anfang zu allem Guten weiset, wie Plutarch sagt, d. h. ein Wesen, in dem die Ideen des glücklichen Anfangens und Vollendens, der bürgerlichen Ordnung, der Vertheidigung des Vaterlandes u. s. w. liegen, das also der Urgrund aller Dinge, die Anfängerin aller Zeit und Zeitordnung, also der Mond ist. Eben diese Begriffe sind auch mit jenen Göttinnen Asiens verbunden, und darum sind sie mit Athene und Proserpina Eins und diese beiden fallen in ihnen zusammen. Daran schließt sich nun auch der Begriff einer Glücksgöttin, die wieder besonders mit der Proserpina wie mit der Ceres verbunden erscheint. Diese hieß in Athen die Erstgeborne, und ihr Altar daselbst stand neben dem Altar des Jupiter Ktesios (des Schutzgottes alles Eigenthums). In Präneste heißt die Fortuna auch die Erstgeborne, und ihre Bildsäule trägt den Knaben Jupiter im Arm und säugt ihn. Sie ist also die Mutter und Säugamme des Jupiter selbst, und wenn Mnaseas ap. Suid. et Phot. v. Πραξιδίκη berichtet, daß Praxidike mit ihrem Bruder Soter (dem Heilande) den Ktesios, die Eintracht und Tugend erzeugt habe, was offenbar heißen soll, wo das Eigenthum geschützt ist, da ist Heil, Eintracht und jede Tugend, so möchte das wol heißen, daß auch Proserpina als Praxidike des Jupiters Mutter sei, daß also Proserpina und jene Fortuna zu Präneste im Begriffe Eins seien, nämlich eben jenes hohe asiatische Urprincip, das im Bilde auch als Schicksalsgöttin erschien, und daß beide eben darum die Erstgeborne heißen. Minerva ist also Anfang und Vollendung, Weisheit, Krieg und Sieg, Mond im dualistischen Sinne, aller Anfang und Vollendung des Guten und daher Schicksalsgöttin und darum selbst dem höchsten Gotte vorangehend. Alles dies aber ist auch Proserpina, somit beide im Urbegriffe übereinstimmend und Ausstrahlungen eines und desselben Naturwesens, das in Asien noch als Einheit gedacht wurde. In eben diesem Wesen ist denn auch Juno mit Proserpina zusammenfallend. Sie ist ebenfalls Mond und mit der Venus Urania der Phönikier und Karthager, mit der syrischen Göttin zu Mabog und der Geburtsgöttin Ilithyia, also mit der ephesischen Diana und ägyptischen Isis, einerlei. Sie ist auch eine Göttin des Lebens und des Todes, und die in Latium, dem Sabinerlande und bei den Rutulern verehrte Juno Feronia heißt sogar ausdrücklich Persephone (s. Creuzer Symb. u. M. II. S. 567 u. 584). Mit Recht kann man daher sagen, daß sie nebst Proserpina, Artemis und Minerva aus Einem Grundwesen, das wir oben in der indischen Maja fanden, entstanden sei.

In Ägypten endlich, fährt Creuzer fort, entscheidet sich die Einheit der gedachten Gottheiten völlig. Nach Plutarch de Isid. p. 453. Wyttenb. ist die saïtische Neith (die hellenische Athene) auch Isis. Insofern nämlich Isis als höchste und allgemeine Gottheit Ägyptens auch alle übrigen Göttinnen durchdringen muß, ist sie auch jede Einzelne von ihnen. Als Neith aber hat sie vorzüglich und somit auch Ceres und Proserpina ihre höhere Würde. Nach Eusebius (Pr. Ev. III. p. 115. ed. Colon.) nannten die Ägypter die Kraft der himmlischen und der irdischen Erde Isis, die himmlische aber war ihnen der Mond, die irdische unser Wohnplatz. Das heißt nun offenbar: Isis umfaßte sowol die Ceres als die Proserpina, denn nach Plutarch (de facie in orb. Lun. p. 818 sq. Wyttenb.) bezeichnet Ceres die Erde und die Herrscherin alles dessen, was der Erde angehört, Proserpina aber ist im Monde und herrscht über das,

was im Monde ist. Für den Mond wird aber p. 797. auch Athene erklärt und p. 731. sowol Artemis als Athene. Nun erklärt sich Porphyrios und Proklos ad Plat. Tim. p. 51 sq. über das Verhältniß zwischen Athene und Proserpina dem Sinne nach so: von der Athene kommt alle Trefflichkeit, alle Tüchtigkeit zum Guten, und von ihr gehen aus die hinaufläuternden und (zur Gottheit) zurückführenden Kräfte, d. h. sie ist die Gottheit, durch deren Beistand und Einfluß der Mensch immer mehr von seinen Mängeln gereinigt und geheiligt, dadurch aber tüchtig gemacht wird, seine angestammte Glorie als reiner Geist wieder in Besitz zu nehmen. Sie ist der schöpferische Geist des Vaters Zeus, die ewige immaterielle Weisheit und darum eben aus dem Haupte des Vaters geboren, um sie als die erhabenste und göttlichste Kraft zu bezeichnen. Sie vermittelt alle Gegensätze im Weltall, d. h. von ihrem Standpunkte aus verschwindet jeder Gegensatz, und das Böse (eine Folge des Truges der Maja) wird in Gutes aufgelöst. Sie ist die Einheit, die allen, auch den mannigfaltigsten und entgegengesetztesten Formen im Weltganzen zum Grunde liegt; durch sie wird bewirkt, daß ungeachtet der Zersplitterung des Weltstoffes in eine unendliche Menge von Individualitäten, doch Alles unter Einer Einheit begriffen, Alles nach Einem ewigen Ideale von der Weberin Proserpina-Maja gewebt ist. Darum durchdringt sie auch alle Ordnungen von der höchsten bis zur niedrigsten. Alle Wesen des Himmels und der Erde, vom höchsten Geiste bis zum niedrigsten Staube empfangen von ihr ihren Zweck und ihre Bestimmung. Sie ist der Äther, durch welchen alle Gestirne leuchten, durch sie haben Proserpina (der Mond) und Ceres (die Erde) ihren Glanz. Sie ist die erste Weberin des Weltalls, und Proserpina die zweite, die nach ihrem Muster arbeitet, in ihr aber auch die erste. Um aber diese Einheit zu erhalten, ist sie auch die Kriegerin, kämpft gegen alles Unreine, besiegt es und führt so alle Kräfte vollkommen gereinigt wieder in das göttliche Urwesen zurück. Darum ist sie auch die Schutzgöttin aller Heroen, denn alles Große und Edle in diesen hat seine Quelle darin, daß sie von ihrem Geiste beselt sind. Insofern nun Ceres-Proserpina von Minerva durchdrungen ist, ist sie ebenfalls jenes erste und höchste Princip, die allen Formen zum Grunde liegende Isis und Athor. Sie ist also, wie Minerva, jene höchste weibliche Potenz Maja selbst, die in Oberasien zuerst in ihrer Reinheit gedacht und dann auf ihrer Wanderung durch die Westwelt in vielerlei Strahlen zertheilt und unter verschiedenen Namen angebetet wurde. In der Isis und Athor ist daher auch Ceres Ein Wesen mit Proserpina, das zwar der öffentliche Cultus in Zwei trennte, die Mysterien aber in seiner Einheit darstellten. Es ist in dem hohen Begriffe der Neith-Athene das Wesen, von dem die saitische Inschrift sagt: Ich bin, was war, was ist und was seyn wird, meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt. In die Nacht dieses Wesens kehrt alles Lebende zurück, aber unaufhörlich wirkt es auch aus dem Todten neues Leben. Darum waltet Proserpina-Ceres in der Unterwelt, auf der Erde und im Himmel. Sie ist die Geberin aller irdischen, aber auch aller himmlischen Güter, und darum eben waren ihre Mysterien die ersten und berühmtesten unter allen in Hellas, denn die Eingeweihten empfingen in ihnen eine reinere Lehre von Gott und von des Menschen Schicksalen und Hoffnungen.

Das führt uns denn auf die Frage, worin wol die Lehren bestanden, die man den höhern Eingeweihten als etwas Göttliches vorlegte.

Das Erste, wovon auch schon zu den Eingeweihten der niedern Grade die Rede seyn konnte, war die Schilderung des rohen, gesetzlosen Zustandes der Wilden in Hellas vor Einführung des Ackerbaues (Proclus ad Plat. Polit. p. 369), Hervorhebung der hohen Wohlthaten, welche durch diese Erfindung den Menschen erwiesen worden, und dankbare Feier des Andenkens an die ersten Lehrer, Entwilderer und Culturstifter. Das zeigt die schon bemerkte Stelle aus dem Panegyrikus des Isokrates (c. 6. p. 132. ed. Batt.) sehr deutlich. Eine Stelle bei Cic. Tusc. Disp. I, 13. könnte darauf hindeuten, als habe man den Eingeweiheten höherer Grade gelehrt, alle Götter des Cultus seien ehemalige Menschen gewesen. Auch dies konnte in mancher Hinsicht geschehen, denn in mythischen Sagen vermischt sich immer das Göttliche und Menschliche, und was wohlthätige und ungerechte Fürsten in der Vorzeit thaten, wurde in der Mythe als Handlungen guter oder böser Gottheiten vorgestellt; aber hätte man weiter nichts gethan, als ein System des Euhemerus aufgestellt, so war es unmöglich, mit dem Enthusiasmus von dem Göttlichen in den Mysterien zu reden, und Eingeweihte, wie Herodot, Plutarch und Andere hätten auf keinen Fall mit der Achtung von den vaterländischen Göttern sprechen können, wie es doch der Fall ist. Auf jeden Fall mußten also die Götter aus einem andern, dem religiösen, Gesichtspunkte dargestellt werden. Selbst nicht blos als personificirte Naturkräfte und Naturtheile konnte man sie schildern, denn auch diese Ansicht vernichtet die religiöse Idee völlig; aber wenn man zeigte, wie alle Götter von Hellas Ausstrahlungen des Einen ewigen Urwesens waren und in ihm, wie in einem Centrum, sich vereinigten, so ward dadurch das Religiöse gerade auf seinen höchsten Gipfel gehoben, und der Glaube an die einzelnen Götter erhielt durch seine Erhebung zum Glauben an Einen Gott die würdigste und reinste Heiligung. Diese Lehre war also gewiß in der eigentlichen Epoptie ein Gegenstand des Unterrichts. Indem man zeigte, wie alles Getrennte doch im innern Wesen in Einen Begriff zusammenfiel, in den Begriff eines vollkommensten, unendlichen, ewigen Urgeistes, des Schöpfers alles Vorhandenen, des liebenden Vaters der Menschen, unterrichtete man zugleich auf die anschaulichste und faßlichste Art von diesem Zielpunkte aller Religion. Aber nicht durch metaphysische Schlüsse wurde diese Einheit Gottes bewiesen, nicht als aus der menschlichen Vernunft entsprossen dargestellt, sondern als eine hohe göttliche Offenbarung, die von den ältesten Zeiten her in den Mysterien niedergelegt und den Stiftern derselben übergeben worden sei.

Mit dieser Lehre mag nun ferner die vom Abfalle es Menschen von der Gottheit verbunden worden seyn nd zwar theils als Abfall des wirklichen Menschen, enn er sich von der Sinnlichkeit hinreißen läßt, theils s ein vor seiner Geburt ins Leben geschehener Abfall r präexistirenden Sele, die nun zur Strafe und Besserung in die Fesseln eines materiellen Körpers hätte einhen müssen. Es scheint nämlich, daß eine Kenntniß s im Sastra des Brahma erzählten Mythos von einer mpörung der Geister vor dem Daseyn der Körperwelt nter Mahasur und Rhabun, von ihrem Sturze in die insterniß und der ihnen gegebenen Hoffnung zur Benadigung, wenn sie in den um ihretwillen geschaffnen nd ihnen zum Aufenthalt angewiesenen Körpern sich essern und vom Bösen reinigen würden, bis nach Ägypn, Hellas und andern Westländern in früher Zeit geommen sei. Pythagoreer, Platoniker und andere Phiosophen erwähnen ausdrücklich einen Fall der Selen or ihrem Eintritt in Körper und geben selbst jenen als rsache von der Einschließung des Geistes in diesen an. lberall war mit dieser Vorstellung die Lehre von der Selenwanderung verbunden; auch war damit zugleich ie ganze Dämonologie Ägyptens und Griechenlands geeben, die aber gerade ein Hauptgegenstand der Mysteien gewesen zu seyn scheint. Schwerlich wußten die Vorsteher der Geheimnisse, wo die Grundquelle des Myhos zu finden war. Er war zu ihnen als durch fortgehende Tradition aus den ältesten Zeiten her verpflanzte göttliche Offenbarung gekommen, und so ward er gewiß auch in den Mysterien den Eingeweiheten bekannt gemacht. In Indien hatte der Mythos unstreitig einen thischen Sinn, und auch dieser mag in Eleusis hervorgehoben worden seyn. Dazu konnte die Geschichte der Proserpina selbst benutzt werden. Als die Reine und Makellose erscheint zuerst die Tochter der Ceres auf den eligen Gefilden von Nysa oder Enna. Harmlos pflückt ie mit den Gespielen die lieblichen Kinder des Lenzes, ber die Blume Narkissos, die im Namen und als Symol des Sinnenreizes wahrhafte Todesblume, läßt sie hrer selbst vergessen; sie entfernt sich von den Freuninnen und wird eine Beute der finstern Mächte. Denelben Sinn hat das Essen des Granatapfels, den ihr Pluto reicht, oder den sie, von seiner Schönheit behört, selbst pflückt. Man sollte bei diesem letztern Mythos zu dem Glauben versucht werden, daß auch jene hebräische und zum Theil auch altpersische Sage vom Essen der verbotenen Frucht im Paradiese und den darus entstandenen schädlichen Folgen nach den Westländern gekommen sei. Proserpina ist nun die Gefallne, hren Schmerz drückt der Kummer und die verwandelte Gestalt der Ceres aus, aber ihre Reue findet Begnadigung, die Gottheit erlaubt ihr wieder, in die Gefilde er Seligen zurückzukehren. Denselben Sinn hat auch er gleichfalls als eine Darstellung in den Mysterien anzuehende Mythos von Amor und Psyche, während der vom Narkissos blos den Fall der von Sinnenlust verführten Sele und ihr Versinken in die Todesgrube andeutet. Die moralischen Anwendungen, die nun davon in den Eleusinien gemacht worden seyn mögen, ergeben sich von selbst. Wir haben schon oben in den Anmerkungen gezeigt, daß die Religion der Ceres, wie die persische, eine Religion des Kampfes gegen das Böse seyn sollte. In beiden sind die wahren Gläubigen Krieger und Streiter gegen das Fleisch und seine Lüste, und daher hießen die Eingeweiheten in der mystischen Sprache die Kriegliebenden. In diesem Kampfe sind die großen, gefeierten Helden der Vorzeit, ein Triptolemos, Jasion, Herakles, Theseus ihre Vorbilder, denen sie nachahmen sollen. Auch sie wurden durch die Schule des Leidens bewährt und gingen gereinigt und geläutert in den Kreis der Götter zurück. Eben diese zu seligen Genien gewordenen Heroen werden als hilfsreiche Schutzgeister in dem Kampfe ihnen beistehen. Wer aber mit dem irdischen Tode noch nicht gereinigt erfunden wird, der muß seine Wanderung noch fortsetzen und von neuem irdische Körper bewohnen, bis er das Ziel in der von der Gottheit bestimmten Frist (in Indien und Persien 12000 Jahre) erreicht hat. Wer auch dann noch nicht geläutert ist, der wird, wie der indische Mythos sagt, auf ewig an den Ort der Qual verstoßen. Damit war denn auch in Eleusis die Lehre von der Unsterblichkeit der Sele und einer einstigen Belohnung und Bestrafung gegeben. Die Eleusinien erscheinen dadurch als ein zur Beförderung der Sittlichkeit abzweckendes Institut, nur daß, wie fast immer, auch hier die Bekanntmachung mit dem Mittel für die Anwendung des Mittels selbst gehalten wurde. Daher denn der Glaube, daß schon die bloße Einweihung die Götter versöhne und den Eingeweiheten ausschließend Ansprüche auf die Seligkeit nach dem Tode gebe.

Als ein Beispiel, zur Nachahmung aufgestellt, mag denn auch in den Mysterien das reine, unschuldige Leben einer frühesten Vorwelt geschildert worden seyn. Dieses reinere Leben, wo man sich der Fleischspeisen und jeder physischen und sittlichen Unreinigkeit enthielt, oder Beides vielmehr noch nicht kannte, und fern von Leidenschaften in heiliger Ruhe mit Gott und heiligen Gegenständen sich beschäftigte, heißt bei den Alten das orphische, weil es von orphischen Priestern beobachtet worden seyn sollte. Pythagoras machte es seinen Schülern zur Pflicht, und offenbar ist die Idee davon wieder aus Indien gekommen, wo die Brahminen der höhern Grade als Einsiedler, die sich von allem Irdischen losgesagt haben, gerade so einfach und unschuldig unter heiligen Betrachtungen ihre übrigen Lebenstage vollbrachten. In Beziehung darauf hießen die Priesterinnen in Eleusis, ja vielleicht alle Eingeweihten, Melissen, Bienen, denn diese Thiere waren den Alten ein sehr reichhaltiges Symbol von Unschuld und Einfachheit, von reiner Nahrung, von Abscheu gegen alles Unreine, von Gefühl für Wohllaut und Rhythmus in jedem Sinne, von immerwährendem Gerüstetseyn zum Kampfe gegen jedes Verderbliche, von Liebe zur Heimath und zum Vaterlande. So weit sie sich auch entfernen, immer kehren sie zum heimischen Herde zurück, und so sollen es auch die wahren Eleusinier machen. Die Heimath der Sele ist nicht die Erde, sondern der Himmel; dorthin soll also ihr Streben immer gerichtet,

sie daher immer auf die Rückkehr bedacht seyn, wenn sie sich von ihrem Wege verirrt haben. Wir verweisen den Leser auf die schöne Schilderung, die Creuzer IV. S. 365 f. von dem Bienensymbol entworfen hat.

Als sittliches Institut zeigen auch die sogenannten Gesetze des Triptolemos die Eleusinien. Mit dem Ackerbau entstand Eigenthum, daraus Rechte und Gesetze für das bürgerliche und häusliche Leben, regelmäßiger Ehestand, Familienverbindung und religiöse Bande. Darum ward denn Demeter eine Thesmophoros, eine Satzungen bringende Göttin, denn θεσμός, Satzung, ist das alterthümliche Wort für νόμος, Gesetz. An ein heiliges Fest, die Thesmophorien (s. d.) knüpften nun die ersten Bildner Attika's und anderer Gegenden Griechenlands die Vorschriften, welche sie zur Behauptung der bürgerlichen und sittlichen Ordnung für nothwendig hielten. Auf Tafeln eingegraben, wurden sie an dem Feste in feierlicher Prozession herumgetragen. In Attika sind es sehr wahrscheinlich diejenigen, welche den Namen Gesetze des Triptolemos führen, und von denen sich drei in einem Fragment des Hermippos bei Porphyrios de Abstin. IV. c. 22. erhalten haben. Sie heißen:

I. Du sollst die Götter durch Früchte des Feldes erfreuen.
II. Du sollst die Thiere nicht verletzen.
III. Du sollst deine Eltern ehren.

Das erste Gesetz erinnert sogleich an jene unblutigen Opfer, welche nach den orphischen Lehren den Göttern die angenehmsten waren, und an den ältesten Gebrauch der Brahmareligion in Indien, nur Vegetabilien der Gottheit darzubringen. Es foderte also gerade zu auf, jener patriarchalischen Religion treu zu bleiben. Die Götter geben die Früchte des Feldes, ihnen wird also der dankbare Mensch auch die Erstlinge, das Kräftigste und Beste der Ernte darbringen. Um aber den Göttern ein ihrer würdiges Opfer immer weihen zu können, wird er auch allen Fleiß und alle Sorgfalt auf den Feldbau verwenden, und somit sollte dieses Gesetz zugleich eine Ermunterung zur unausgesetzten Betreibung des Ackerbaues seyn. — Das zweite Gesetz möchte ebenso wenig seinen östlichen Ursprung verleugnen können. Der indische Brahmin darf noch jetzt kein Thier tödten, ja nicht einmal verletzen, besonders aber ist ihm das Rind ein heiliges Thier. Dies letztere mag auch wol der Gesetzgeber vorzüglich verstehen. Ohne Hilfe desselben ist der Ackerbau für den Menschen äußerst beschwerlich und mühsam, ja er konnte nur erst recht vervollkommnet werden, als man gelernt hatte, den Ochsen vor den Pflug zu spannen und ihn dem Willen des Menschen zu unterwerfen. Aber dann ist er auch sein treuer Mitarbeiter, und eine gewisse Pietät verlangt schon, daß sein Leben geschont werde. Daher stand auch der Pflugstier vorzüglich unter dem Schutze der Ceres. Späterhin ward man freilich entweder durch Bedürfniß genöthigt, oder durch Lust gereizt, ihn zu schlachten, aber die alte Sitte blieb doch nicht vergessen, und über den Mörder des Stieres wurde in Athen an den Diipolien eine Art Scheingericht gehalten. S. Diipolia. Das dritte Gesetz bezieht sich auf das Familienleben. Die Kinder sollen ihre Eltern ehren. Dies setzt also zuvörderst den Ehestand voraus. Nur, wenn Vater und Mutter in treuer, heilig gehaltener Verbindung mit einander leben, ist eine gute Erziehung der Kinder möglich, und das Band gegenseitiger Liebe und Hochachtung kann alle Glieder des Hauses vereinigen. Da kann dann der Gesetzgeber den Kindern sagen: ehret und seid gehorsam euren Eltern. Besonders scheint auf den Gehorsam der Kinder in Beziehung auf abzuschließende eheliche Verbindungen die Rede zu seyn, da das Gesetz nach dem vorigen folgt und Mann und Weib unter dem Bilde eines Zweigespanns oft dargestellt werden, um ihnen anzudeuten, daß sie zu gleichen Arbeiten und Lasten, sowie zu gleichen Freuden mit einander verbunden sind. Verheirathet euch also nicht gegen den Willen eurer Eltern, sagt das Gebot, folgt ihrer reifen Einsicht auch in diesem Falle, der nun gleichsam die Grenzscheide zwischen ihnen und euch wird; dann wird ihr Segen euch beglücken und, wie sie, werdet ihr, mit dem Gatten in Liebe und Treue, zu gleicher Bürde und gleicher Theilung verbunden, ein den Göttern wohlgefälliges und glückliches Leben führen.

Die Verehrung der Ceres bei den Römern war der griechischen im Ganzen nachgebildet. In ihrem Tempel zu Rom hatte man die römischen Gesetze eingegraben. Auch fielen ihr die Güter derer zu, die einen Volkstribun verletzt hatten. Von den der Göttin zu Ehren gefeierten Cerealien sehe man den bes. Art. In Sicilien feierte man ein den Thesmophorien sehr ähnliches Fest im Anfange der Saatzeit und zur Zeit der Ernte das Fest der Proserpina.

Die Griechen unterschieden nach Pollux l. 1. c. 1. p. 25. Hemsterh. drei Arten von Ceresfesten: Demetria, Thesmophoria, Eleusinia. S. d. bes. Art.

Zu den griechischen Beinamen der Göttin gehören folgende:

1) Beinamen, die von ihren Functionen hergenommen sind: Aliteria, Aloas, Amäa, Anaxidora, Anesidora, Biodoros, Chloe, Chrysaoros, Chthonia, Daduchos, Erinnys, Euchloos, Eusteria, Europanassa, Gephyräa, Helegeris, Lusia, Malophoros, Omynia, Pädophila, Pampanos, Pheresbios, Phloia, Plutodora, Polyphorbe, Poteriophoros, Prostasia, Prosymna, Pylagora, Sito, Soteira, Teletrophos, Thermesia, Thesmia, Thesmophoros, Xiphephoros, Xanthe, Zedoros.

2) Beinamen von den Örtern ihrer Verehrung: Aktäa, Amphiktyonis, Eleusina, Mykalessia, Panachäa, Paträa, Pelasgis, Prosymna, Stiritis.

Bei den Römern hatte sie folgende:

1) von ihren Functionen: Alma, Arcana, Deserta, Flava, Legifera, Mammosa, Rubicunda, Spicifera, Taedifera, Late Regina, Mater agrorum.

2) Von Örtern der Verehrung: Aetnea, Enna, Catinensis.

über die wichtigsten dieser Beinamen sehe man die besondern Artikel.

Zu dem Beinamen der Ceres, Sito, erlaube ich mir folgende Bemerkung. Das Wort bedeutet Getreide und scheint mir sprachlich mit dem Namen Sitta, der Gemahlin des indischen Rama, zusammenhängen. Im Sanskrit heißt Sitta terrae versura, solum fructiferum, die Furche des Bodens, der gepflügte und nun Früchte tragende Acker, daher heißt es auch in ihrem Mythos, sie sei mit dem Pfluge aus dem Boden hervorgepflügt worden. Sie ist daher im Begriffe ganz Eins mit Proserpina, die aus dem geackerten Boden hervorkeimende Saat. Auch hat ihr Mythos manche Ähnlichkeit mit dem der Proserpina. Auch sie wird von einem bösen Dämon, Rawana, dem mächtigen Könige der Rakschasas, geraubt, und dieser erscheint in seinem ganzen Wesen wie ein unterirdischer Pluto. Die Sonnenkraft Rama befreiet sie wieder aus der finstern Höhle und nimt sie als Gattin aufs neue zu sich, aber vorher muß sie sich auch durch die Feuerprobe von dem Verdachte der Untreue reinigen, wobei man an die Feuerreinigung des Demophon denken kann, aber auch daran, daß Proserpina ebenfalls durch ihre Bethörung als eine Gefallne erscheint. Zuletzt versinkt auch Sitta in die Erde, aber ihr Geist, ein Awatar der Lakschmi des Wischnu, also eins mit dem hohen kosmogonischen Princip Maja, schwingt sich zum Paradiese ihres Gemahls empor. Sie ist daher auch eine in der Ober- und Unterwelt Herrschende wie Proserpina, Licht und Nacht, Sonne und Mond, das Samenkorn unter und über der Erde. Es wäre wol nicht unmöglich, daß ihr Mythos in Indien den in Hellas veranlaßt habe.

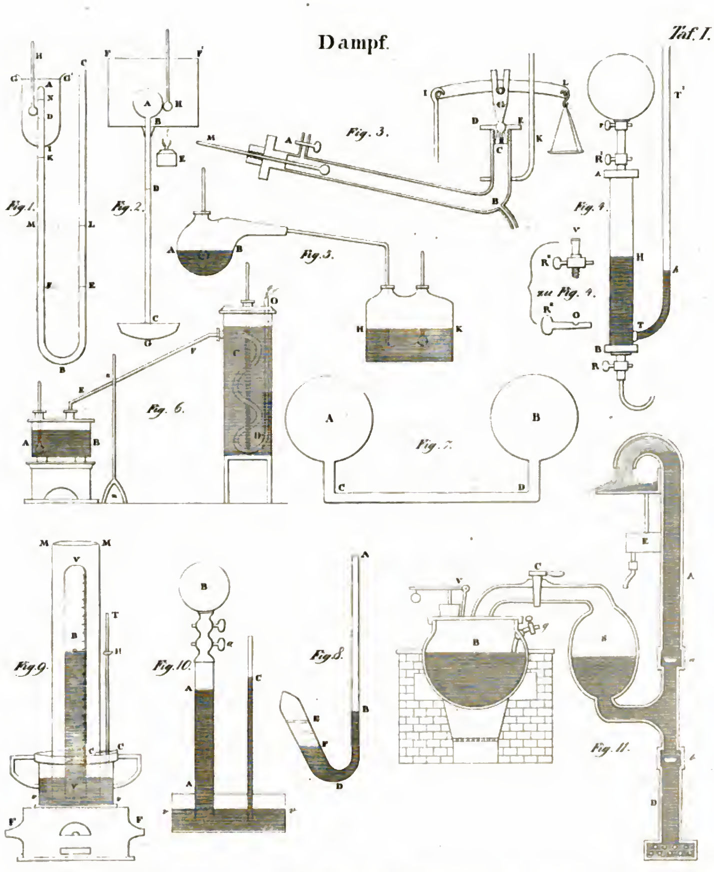
Was endlich die Abbildung der Ceres betrifft, so bemerkt Hirt im archäologischen Bilderbuche S. 28, daß sie ganz den Charakter der Juno darstelle, dieselbe hohe Gestalt, dasselbe Matronenansehen, doch im Ganzen milder. Das Auge ist weniger geöffnet und sanfter blickend; die Stirn niedriger und statt des Diadems das Haupt mit einem Ährenkranze umwunden, oder statt dessen mit einem bloßen Bande. Die Falten der Tunika fallen geradlinig zu ihren Füßen herab; nur das kurze Übergewand unterbricht diese Einfachheit durch zierliche Faltenenden. Ihr Mantel fällt hinten über den Rücken und verhüllt nichts von der Vorderansicht der Gestalt. In Bildern, wo sie dem Triptolemos die Ähren reicht, erscheint sie mehr eingehüllt und mit verschleiertem Hinterkopfe. Sie scheint jetzt zugleich die mysteriöse Göttin zu seyn. Zu ihren Attributen gehören das königliche Zepter, Ähren und Mohnköpfe, die sie theils in der Hand hält, theils als Kranz um das Haupthaar gewunden trägt; außerdem noch der Drachenwagen, der geheimnißvolle Korb (cista mystica) und die Fackeln.

(*J. A. L. Richter.*)

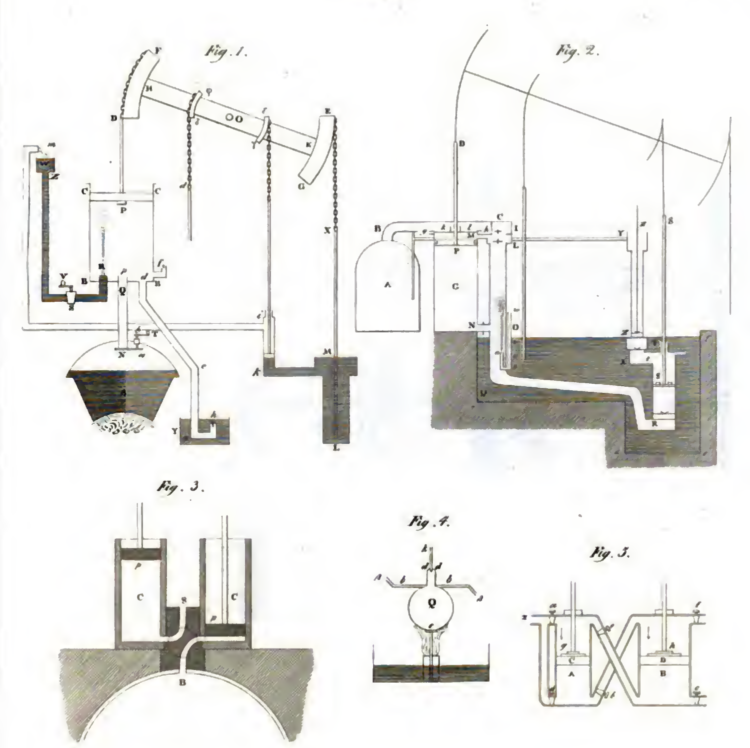
Ende des dreiundzwanzigsten Theiles der ersten Section.

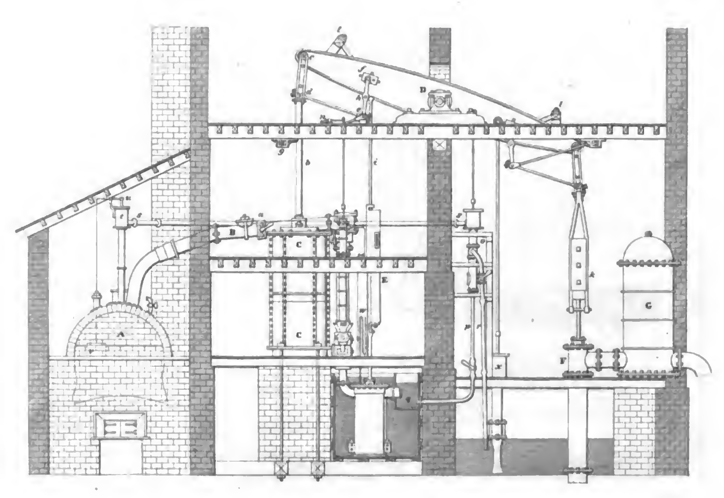
Gedruckt bei Friedrich Ruff in Halle.

Dampf.



Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.


Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.

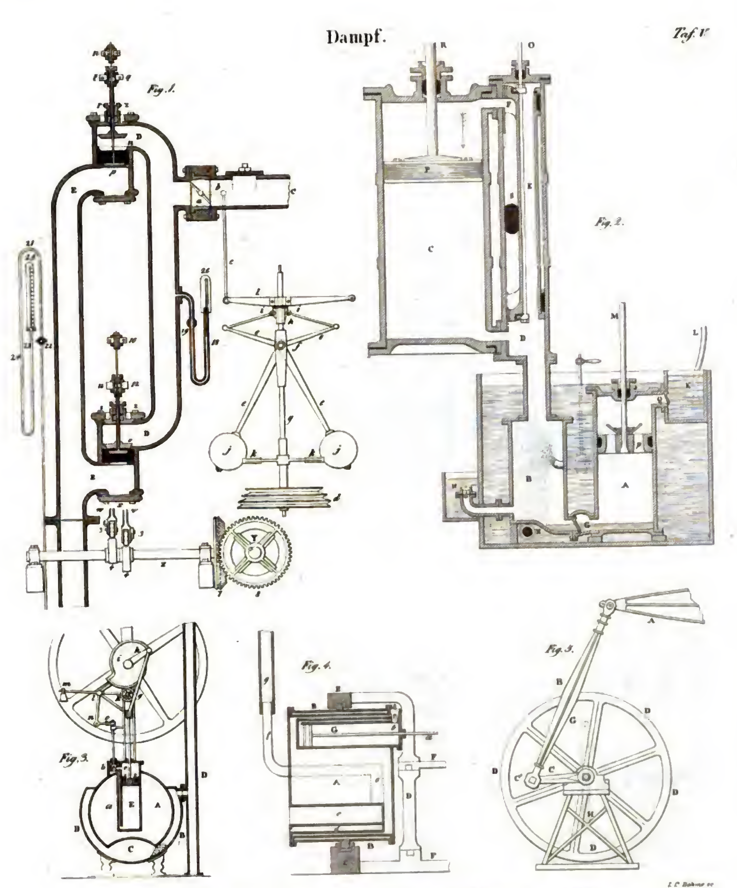


Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dampf

Taf. IV.

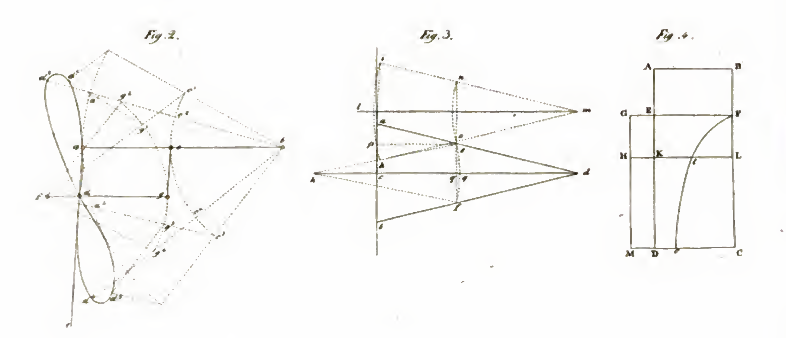
Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

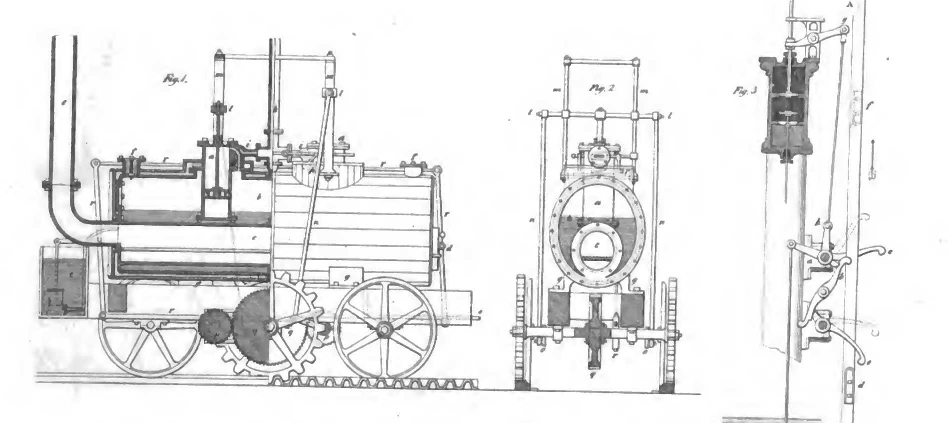


J. C. Bohme sc.

Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Fig. 1.

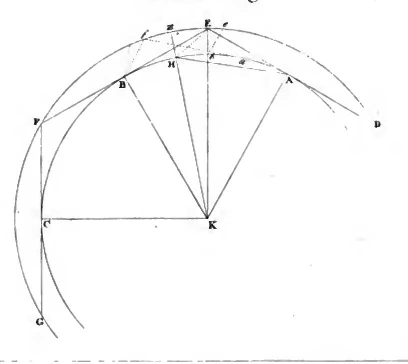




Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

Dämmerung.

Taf. I.



Damm.

Taf. II.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 2.ª

Fig. 4.

Fig. 4.ª

Fig. 5.

Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

NEUE GE



Zur Allg. Encyclopaedie der Künste und Wissen



...zen von Ersch und Gruber gehörig.

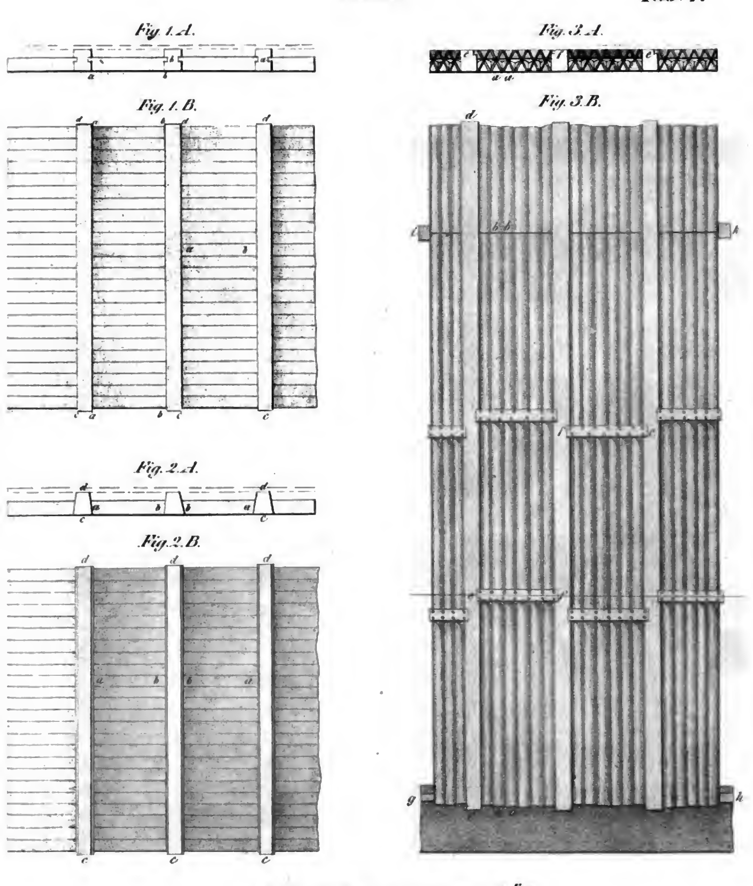

Fig. 1. A.
Fig. 1. B.
Fig. 2. A.
Fig. 2. B.
Fig. 3. A.
Fig. 3. B.
0 1 2 3 4 5 10 Fuss
Verjüngtes Rheinl. Maas 1/48 der wahren Grösse.

Fig. 4. A.

c

Fig. 4. B.

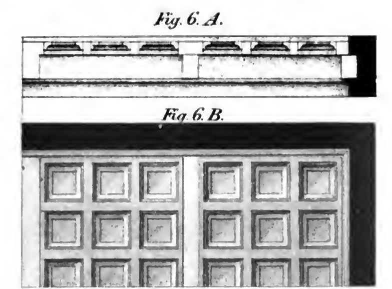


Fig. 6. A.

Fig. 6. B.

Fig. 5. A.

d e d b

Fig. 5. B.

c b

0 1 2 3 4 5 10 Fuss.

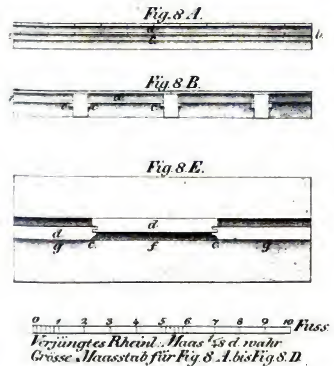
Verjüngtes Rheinl: Maas 1/48 der wahren Grösse. Maasstab für Fig. 4. u. 6.

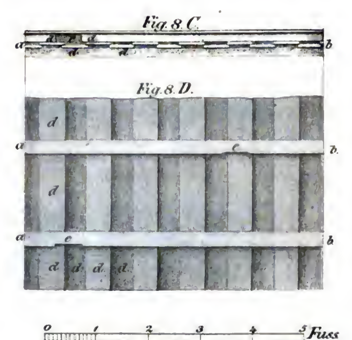
0 1 2 3 4 5 Fuss

Verjüngtes Rheinl: Maas 1/24 der wahren Grösse. Maasstab für Fig. 5.

Fig. 7. A.

Fig. 7. B.





Verjüngtes Rheinl. Maas 1/24 d. wahren Grösse Maasstab, für Fig. 7.

Fig. 9. A.

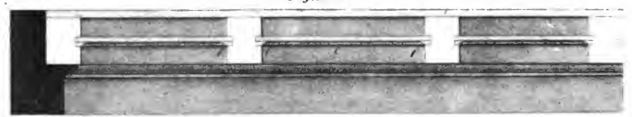


Fig. 9. B.



Fig. 10.



Fig. 11.

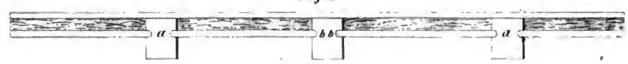
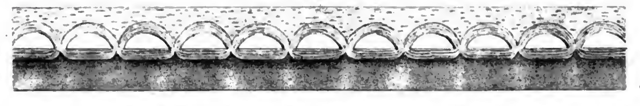


Fig. 12.



0 1 2 3 4 5 6 Fuss

Verjüngtes Rheinl. Maas ¹⁄₂₄ der wahren Grösse.

DECKE.

Fig. 13, A.



Fig. 13, B.

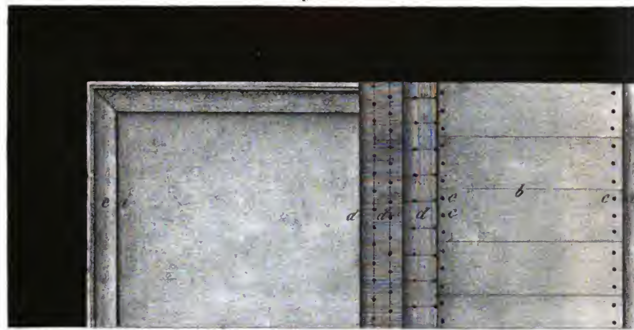


Fig. 13, C.



Fig. 13, D.



Fig. 13, E.

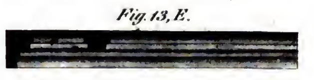


Fig. 13, F.



Fig. 13, G.



Fig. 13, H.



0 1 2 3 4 5 6 Fuss.

Verjüngtes Rheinl. Maas ⅟₂₄ der wahren Grösse.

Fig. 14.

a b

Fig. 15.

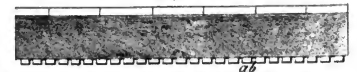


Fig. 16, A.



Fig. 16, B.



Fig. 17. *Fig. 18.*

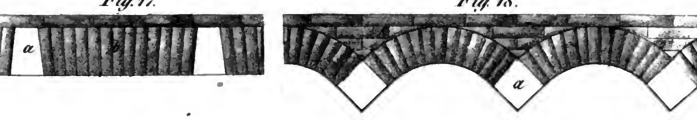


Fig. 19.



0 1 2 3 4 5 6 Fuss

Verjüngtes Rheinl. Maas 1/24 der wahren Grösse.

